Digitized by Google

:0902
.427

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

4400.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Neunundzwanzigster Jahrgang. Januar, Februar, März.

Hamburg, 1853.

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Januar, Februar, März.

No. 1. Seite 1: Das Schloß der Thüringerfürstin. — Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. — Des Kardinals Sadolet Verse auf die Gruppe des Laokoon. — Geschichte der deutschen Literatur, von Heinrich Kurz. — Miscellen.

„ 2. S. 9: Condor. — Reiseskizzen. (Fortsetzung.) — Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. Von Karl Pfeiffer. — Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor. Von Franz Hedrich. — Deutscher Zeitungs-Katalog für das Jahr 1853. — Miscellen.

„ 3. S. 17: Neuere Kunde über die deutschen Reisenden, Herren Doctoren Overweg und Barth in Mittel-Afrika, von A. Petermann. — Reiseskizzen. (Forts.) — Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. (Schluß.) — Stadtgeschichten. Von Max Ring. Zweiter Band.

„ 4. S. 25: Spaziergang auf einen Berg. Von Philipp Will. — Der Graf von Sanis. — Reiseskizzen. (Forts.) — Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben. — Das geistliche Jahr. Von Annette von Droste-Hülshoff. — Erinnerungen einer Blindgeborenen ꝛc. — Die Botschaft Sr. Majestät des Königs von Dänemark und das Wegenersche Attentat. — Miscellen.

„ 5. S. 33: Anna Mons, Favoritin Peters des Großen. — Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ꝛc. (Forts.) — Gedichte von Theodor Storm. — Bulletin du Bibliophile Belge. — Hellas: Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen, von Friedrich Jacobs. — Miscellen.

„ 6. S. 41: Ueber die Zugänglichkeit des Nordpol-Meeres. — Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ꝛc. (Schluß.) — Grot Clarendon. Von Dr. Sigismund Wallace. — Christian Lammfell. Von Karl von Holtei. — Miscellen.

„ 7. S. 49: Das Leben von Ischia. Nach dem Dänischen von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) Admiral de Ruiter als Privatmann. — Gedichte von Heinrich Zeise. — Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. — Aphorismen von Dr. Sigismund Wallace.

No. 8. S. 57: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. (Forts.) — Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen von Dr. C. C. Hense. — Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England ꝛc. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. — Miscellen.

„ 9. S. 65: Reiseskizzen. (Forts.) — Aufschlüsse über den Handelsverkehr mit Japan. — Ueber Homer und seine Werke. — Grammatik der spanischen Sprache von Dr. Victor Precht. — Essai d'une liste des ouvrages concernant l'histoire de l'imprimerie en Italie, par F. L. Hoffmann. — Miscelle.

„ 10. S. 73: Das Soldatenkind. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Geschichte Peter's des Grausamen. Aus dem Französischen des Prosper Mérimée. — Cultur-Geschichte des christlichen Europa. Von Gustav Kiemm. — England im Jahre 1851. Von Friederike Bremer. — Miscellen.

„ 11. S. 81: Einige Beispiele der Handhabung der Criminal-Justiz in Californien. — Der Bramine und die Paria. Eine Erzählung aus Ostindien von Dr. Sigismund Wallace. — Cultur-Geschichte des christlichen Europa. (Schluß.) — Geschichte der Literatur der Gegenwart. Von Dr. T. Mundt. — Miscellen.

„ 12. S. 89: Vineta. Von H. Grieben. — Der Bramine und die Paria. (Schluß.) — Grundzüge der Geschichte und der Unterscheidungslehre der evangelisch-protestantischen und röm.-kathol. Kirche von Erich Stiller. — Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Carl Barthel. — Florian. Eine Erzählung von Joseph Rank. — Miscellen.

„ 13. S. 97: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Eine Ersteigung des Aetna. — Entdeckte Denkmale des Alterthums in Magna Graecia. — Zur Geschichte des Prinzen von Oranien. — Recherches sur les monnaies des comtes de Flandre, &c. — Mémoiren des Freiherren Eugen von Hammerstein. — Reich Satans. Von B. Gastineau. — Geschichte der Amerikanischen Revolution von G. Bancroft. — Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuches von Jakob und Wilhelm Grimm. — Neue belgische Literatur. — Aphorismen von Dr. S. W. — Miscelle.

572966

(RECAP)

Digitized by Google

No. 14. S. 105: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie. — Gedichte in allerlei Humor von Rudolph Rodt. — Naturlehre des Schönen von H. C. Oersted. — Deutsches Volksbuch. Drei Erzählungen von H. Smidt. — Aphorismen von Dr. S. W. — Miscellen.

„ 15. S. 113: Meergedanken. — Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie. (Schluß.) — Beiträge zur Kulturgeschichte. Von K. W. Volz. — Philipp Körber's neue Jugendschriften. — Deutsche Klassiker in ihren Meisterwerken, dargestellt von Dr. F. J. Günther. — Miscellen.

„ 16. S. 121: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Gedichte von Hermann Fischlias. — Veronika. Ein Roman von Emma Schellbach. — Miscellen.

„ 17. S. 129: Proben des chinesischen Briefstyls. — Der deutsche Flüchtling. — Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Herausgegeben von K. Biedermann. — Blüthen aus dem Gebiete der neueren französischen Literatur. — Das Vaterland. — Hendrik Conscience. Der Geizhals. Was eine Mutter leiden kann. Zwei Erzählungen. Aus dem Flämischen von Dr. E. Wegener. — Miscellen.

„ 18. S. 137: Der deutsche Flüchtling. (Schluß.) — Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit. — Der Pfarrer von Grüneode. Von Heinrich Pröhle. — An der Börse. Eine Stadtgeschichte von Max Ring. — Miscellen.

„ 19. S. 145: Kleine Lieder von Heinr. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. — Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow. — Miscellen.

„ 20. S. 153: Dormi! che vuoi tu più? — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ein assyrischer Cylinder oder Handsiegel des Alterthums. — Bilder-Hefte zur Geschichte des Bücherhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe. Herausgegeben von Heinrich Lempertz. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Dr. A. Henneberger. — Miscelle.

No. 21. S. 161: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ein Schreiben Galileis. — Eine, in ihren Nebenumständen merkwürdige, Entführungsgeschichte neuester Zeit. — Briefe über weibliche Bildung. Ein Hülfsbuch für gebildete Mütter und Erzieherinnen von Sophie Alberg. — Miscellen.

„ 22. S. 169: Zu den Vorlesungen des Konsistorialpräsidenten Göschel in Berlin über „Dante's göttliche Komödie." — Antikritik. — Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau. — Miscellen.

„ 23. S. 177: St. Johannes. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Das Reich der Mitte. Von S. Wells Williams. Aus dem Englischen übersetzt von C. L. Collmann. — Stadtgeschichten von Max Ring. — Miscellen.

„ 24. S. 185: An Elise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben von Dr. H. Gelzer. — Dichters Nachtquartiere, von Waldmüller. — Die Rechtsverhältnisse der Juden in Bayern auf Grundlage der neuesten bayerischen Gesetze von Jacob Gatthelf. — Verkauf der Bibliotheken der Gebr. Christ. und Clemens Brentano. — Miscellen.

„ 25. S. 193: Der Fink und der Ammer singt: — Geschichte des Directoriums. (Schluß.) — Wandelbarkeit der philosophischen Systeme. — Die Illustrirte Welt. — Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. — Volks-Schauspiele von Ferdinand Fränkel. — Esther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida v. Düringsfeld. — Miscellen.

„ 26. S. 201: Eine Conferenz zwischen dem englischen Gouverneur, General Cathcart und dem Kaffernhäuptling Moshesh. — Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechtes von Dr. Joseph Pözl. — Welt und Herz von Wilfried von der Neun.

Digitized by Google

SACHLIEF

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 1. Sonnabend, den 1. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Schloß der Thüringerfürstin ..... Seite 1
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallaer ..... „ 2
Des Kardinals Sadolet Verse auf die Gruppe des Laokoon..... „ 5
Literatur:
Geschichte der deutschen Literatur, von Heinrich Kurz ..... „ 7
Miscellen ..... „ 8

Das Schloß der Thüringerfürstin.

Fränkische Sage.

Des Jägers Hifthorn mischt sich mit dem Abendglockenklang
Und zwischendrein ertönte süß ein reizender Gesang.
Wie klang das dem Verirrten so hoffnungsvoll in's Ohr,
Der in dem dichtbelaubten Forst vom Wege sich verlor.

Und wie er lauschend stille steht woher der Ton wohl kam
Und leise flüsternd ein Gebet, vom Haupt die Mütze nahm,
Da tönt derselbe Zauberklang noch einmal durch den Wald,
Noch einmal tönt das Glöcklein ihm eh' leiser es verhallt.

Rechts klang die Glocke, links das Lied, wohin nun soll er zieh'n,
Links drängt ihn eine Stimme hin und eine heißt ihn flieh'n;
Ob mahnend auch das Glöcklein klang, bezaubernd rief das Lied,
So daß des Herzens Widerstreit es siegreich bald entschied.

Links bricht der Fuß durch das Gestrüpp sich rasch erwünschte Bahn,
Bald lacht des Himmels dunkles Blau den müden Wanderer an;
Es dehnt die reiche Ebne sich vor seinen Blicken aus,
Und stolz vom Berge niederblickt ein mächt'ges Ritterhaus.

Wie schlägt die Brust ihm hoch vor Lust! wie wird ihm doch so bang!
Da von dem Schloß herniedertönt noch einmal der Gesang;
Und freundlich vom Altane winkt ihm zu ein reizend Weib,
Die reich mit Gold und Edelstein geschmückt den schönen Leib.

Wie er bewundernd stille steht, zu ihr den Blick gewandt,
Die in des Waldes Dunkel ihm der Liebe Gruß gesandt,
Da hat der Schönheit Allgewalt die Sorge bald verbannt,
Die bei der Dame Anblick ihn schier plötzlich überwannt.

Die Freude flügelt seinen Fuß, rasch steigt er auf zur Burg
Und unbehindert schreitet er die Zimmer all hindurch.
Doch vor der letzten Thüre bleibt er bange zögernd stehn,
Denn durch der Thüer Spalte hat die Holde er gesehn.

Von ungewissem Dämmerlicht war das Gemach erhellt,
Die Harfe die sie kaum noch trug war neben gestellt;
Doch sie, die seinen Sinn bethört, lag wollustathmend da,
So reizend und so zauberisch wie er kein Weib noch sah.

Wild schlägt sein Blut und ungestüm betritt er das Gemach,
Was kaum ein kleiner Funke schien wird schnell als Flamme wach;
Vor seiner Schönen sinkt auf's Knie er liebeflehend hin,
Sie senkt ihr glühend schwarzes Aug voll heißer Gluth auf ihn.

Verzeihung heischt sein bangrer Blick, daß er zu stürmisch war,
Doch sie reicht lüstern ihm zum Kuß die Rosenlippen dar
Und feurig preßt sein starker Arm sie fest an seine Brust,
In langen Zügen trinken sie den Becher wilder Lust. —

Doch als des Morgens Frühroth kaum des Schlosses Zinnen säumt,
Verläßt ihn leis die Buhlerin indeß er sorglos träumt.
Und als er auf vom Schlummer fährt, durch Waffenlärm geweckt,
Schon eine rauhe Eisenhand nach seiner Brust sich streckt.

Doch wie er auch sich sträuben mag, wie er nach Hülfe schreit,
Hier ist die eigne Kraft zu schwach und Hülfe nicht bereit.

Digitized by Google

Es schleppt ihn fort der starke Mann zum untersten Verließ,
In das die falsche Buhlerin den armen Fremdling stieß.

Da saß er nun mit wierem Geist, der grübelnd es nicht faßt,
Daß, die so brünstig ihn geliebt, ihn jetzt so grimmig haßt.
Und als des Abendglöckleins Ruf noch einmal ihm erschallt,
Da denkt er wohl wie liebend es ihm gestern rief im Wald.

Es sinkt das müde Haupt zur Ruh, er flüstert ein Gebet,
Und mit des Glöckleins letztem Schlag sein Herzschlag stille steht.
Doch oben vom Altane tönt der Zaub'rin süßes Lied,
Das lockend durch die Lüfte hin, durch Flur und Wälder zieht.

So sang oft Amalberga noch, Thüringens Königin,
Und manchen Ritter lockt sie noch zu sich in frevlem Sinn,
Von Allen, die da kamen, auch hat keiner mehr geschaut
Wie außerhalb Saaleck's Verließ der Himmel heiter blaut.

F. J. Freiholz.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

I. Die Seereise.

Im Januar 1839 schiffte sich der Verfasser an Bord der englischen Barke M...., Kapitain Richard H.... in Bordeaux ein. Es war ein neues schönes Schiff, welches nach der großen Handelsstadt an der Garonne eine Ladung Steinkohlen gebracht hatte, um Produkte des französischen Bodens und Erzeugnisse des Gewerbfleißes zu laden. Der Bestimmungsort war Mauritius, die Insel im Indischen Ocean, welche auch unter dem Namen von Ile de france gekannt wird.

Verhältnisse hatten mich veranlaßt, mein Vaterland zu verlassen, keineswegs war aber Nothwendigkeit dazu vorhanden gewesen. Von diesen Verhältnissen zu sprechen würde weder unsre Leser interessiren, noch gehört es hierher, weshalb wir nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß unsre Entfernung vom Vaterlande gleich einem Krebsschaden immer größer wurde. Brüssel, Paris, Bordeaux waren die ersten Ruhepunkte des freiwillig Verbannten, welcher nun im Begriff war, ein Bewohner des bläulichen Meeres für wenigstens drei Monate zu werden, um dann im Tropen-Lande das Glück zu suchen, welches gewöhnlich den Rücken wendet, wenn es aufgesucht wird.

Kein anderer Passagier als der Erzähler hatte sich gemeldet. Mrs. N.., die Gattin des Kapitains, war die Begleiterin desselben auf seinen langen Seereisen. Das Schiff war ihre eigentliche Heimath; für sie gab es kein andres sweet home. Unerschrocken, wie es einer Tochter Großbritaniens geziemt, fürchtete sie nicht die Schrecken des Meeres; und dennoch waren sie ihr nicht fremd, denn sie hatten ihr schon einmal das Theuerste, was sie besessen, mitleidslos genommen! Arme, junge Mutter! Die Wellen des Ganges hatten sie ihres Knaben beraubt; in ihnen hatte ihr Liebling einen frühzeitigen Tod gefunden. Kaum war ein Jahr vergangen, daß in einem Windstoße (squall) Schiff, Habe und Kind von den Wellen des dem Hindu geheiligten Flusses verschlungen worden waren, daß sie nur mit ihrem Gatten das nackte Leben gerettet hatte, und schon wagte sie sich wieder hinaus auf das trügerische Element, um jenes Land zu besuchen, wo der Schmerz der Mutter so groß, so verzweiflend gewesen.

Wem ist es vergönnt einen Blick in das Herz eines Weibes zu thun, und wer kann die geheimnißvollen und mächtigen Triebfedern seiner Gefühlsweise und seiner Handlungen enträthseln und verstehen? Nicht wir Männer, deren Liebe selbstsüchtig ist, die wir nicht der Aufopferung eines Weibes fähig sind! Uns Männern bleibt das Herz der lieblichen Gefährtinnen unsres Lebens wie mit einem Schleier verhüllt, welchen unsre rauhe Hand nicht zu lüften versteht; denn es ist die geheiligte Wohnung von dem was in diesem irdischen Leben am meisten zart und hingebend ist, die Wohnung der tiefsten und kein Opfer scheuenden Liebe, die einer Gattin und Mutter!

Ist die reine, keusche Liebe eines Weibes nicht einer kleinen Biene zu vergleichen, welche sich in dem Kelche einer blühenden Rose verbirgt und den süßen Honig sammelt, während Tropfen des erfrischenden Thaues auf den grünen Blättern perlen, den Freudethränen gleichend, die an den Wimpern einer Mutter hängen, wenn der auf ihrem Schooße liegende Säugling dem geliebten Gatten und Vater entgegenlächelt? —

Arme Mutter! Auf dem sandigen Grunde des Ganges schlummert dein Sohn den ewigen Schlaf, und nimmer warfst du in deinem Geiste die Frage auf: wurde er nicht durch die Schuld des Vaters verloren? Dein Vertrauen in seine Geschicklichkeit hatte nie geschwankt, und deine Liebe erhob dich über jeden Zweifel. Noch einmal hast du dich getrennt von der geliebten Mutter, den Geschwistern und Freunden, um den Gatten zu folgen, seine Gefahren zu theilen, und die Mühseligkeiten einer langen Seereise freudig zu ertragen. Sie wagte wieder hinaus zu segeln in jenes Land, wo sie Mutterfreuden genossen und verloren hatte!

Ach! Auch ich sollte eine Mutter verlassen, eine verwittwete, deren heiße Thränen meine Wangen badeten. Die mit der Verzweiflung des Mutter-Schmerzes mich mit ihren Armen umpfing, mich nicht aus ihrer Umarmung lassen wollte, und welche unter Schluchzen nur ausrufen konnte: Gehe nicht mein Sohn, bleibe bei deiner alten Mutter, gehe nicht so weit von ihr! Der Sohn ging und sah die Mutter nicht wieder!

Mrs. H., war groß und schlank von Gestalt; ihr Antlitz trug das Gepräge der Sanftmuth und Weiblichkeit. Sie war schön, aber bleich und ihr Aeußres verrieth Schwermuth. Ihr Benehmen war das einer Dame von Erziehung, welches die Engländer so bezeichnend ladylike nennen. Ihr Gatte machte keine Ausnahme von den Kapitainen der brittischen Handelsmarine. Er war höflich, zuvorkommend, offen, freigebig und vergnügungssüchtig so lange er auf terra firma

Digitized by Google

war. Sobald uns aber der Lothse verlassen, als jede Verbindung mit dem Lande aufgehört hatte, zog er einen andern Menschen an, und zeigte sich in seinem wahren Seemannskarakter, ohne die glatte Außenseite des Englishman. Der elegante Frack wurde gegen einen weiten Ueberrock vertauscht, dessen ci-devant Farbe schwer zu bestimmen war. Eine alte Pelzmütze oder ein south-western (wasserdichter Regenhut) ersetzte den grauen Kastor, und die mit ächten Havana Cigarren gefüllte Büchse war spurlos verschwunden, gleich dem dienstbaren Ariel, als ihn sein Herr und Meister Prospero entlassen, nachdem er die Worte gesprochen:

I'll deliver all,
And promise you calm seas, auspicious gales,
And sails so expeditious, that schall catch
The royal fleet far off — My Ariel — Chick
That is thy charge; then to the elements;
Be free, and fare thou well! *)

Wir müssen hoffen daß Prospero besser Wort hielt, als unser ehrenwerthe Kapitain, welcher allerdings keine Macht über das gräuliche Element mit seinen Wellen, Strömungen und Winden, wohl aber die hatte, uns und seiner Schiffsmannschaft die lange und einförmige Seereise angenehm zu machen.

Schmutziger Geiz und eine übel angebrachte Sparsamkeit einerseits, erzeugten anderseits Unzufriedenheit und Murren. Die natürliche Folge davon waren täglich Wortwechsel und Streit. Der Kapitain hatte zwar in Bordeaux einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln jeglicher Art eingekauft, theils weil sie im Vergleich mit denen in England sehr billig waren, theils aus Prahlsucht und Großthuerei; aber sie waren wohl verpackt unter Schloß und Riegel, und dem Steward wurde nicht oft der Befehl gegeben, enige der Zinn-Kapseln zu öffnen; so wie auch die Geflügel-Behälter auf dem Hinterdecke wohl gefüllet blieben, selbst als wir schon gezwungen waren, ein Segeltuch über dasselbe zu spannen, um uns gegen die heißen Strahlen der Sonne zu schützen. Eine Maßregel um so nothwendiger als wir Bordeaux mitten in einem ungewöhnlich strengen Winter verlassen hatten.

Unser Vorrath von Geflügel wurde jedoch immer dünner in Folge einer Krankheit, welche unter heißen Himmelsstrichen häufig an Bord von Schiffen vorkömmt, und was wir hätten verzehren sollen, wurde jeden Morgen in's Meer vom Steward, von einem god dam des Mrs. H. begleitet, geworfen.

Hier müssen wir beiläufig bemerken, daß der erstere ein Franzose war, welcher bis auf jenen Fluch kein Wort Englisch verstand, und da der Kapitain auch kein Französisch konnte, so wurde uns das angenehme Amt eines Dollmetschers zu Theil, um Mißverständnisse zu verhüten.

*) Alles will ich erzählen,
Verspreche stilles Meer und günst'ger Wind
Für schnelle Ueberfahrt, der weithin treibt
Zur Königsflotte. — Mein Ariel, geliebter,
Das ist dein Amt; dann auf das Element
Sei frei und lebe wohl!
Shakespeare. Sturm. V. Akt, letzte Scene.

Es war aber nicht jene Krankheit des Geflügels allein dem Vorrathe an Lebensmitteln verderblich. Der zweite Steuermann mit Hilfe des Lehrlings, welcher der Sohn eines begüterten Kaufmannes und eines Jugendfreundes des Kapitaines war, verstand sich sehr wohl auf das Oeffnen von Schloß und Riegel, und diese beiden benutzen jede Gelegenheit, sich sub rosa durch Porter, Wein, und eingemachte Früchte für die gewöhnlich schlechte Kost zu entschädigen.

Nach dem Aussehen und dem Appetit der beiden jungen Leute, welchen sie bei unsern gemeinschaftlichen Mahlzeiten zeigten, zu urtheilen, durfte man mit Recht vermuthen, daß Steuermann und Lehrling stark und gesund wären. Aber es mußte wohl anders sein, und ein besorglicher Arzt ihnen gerathen haben, sich wohl zu pflegen. Es gewährte unserm Kapitaine nicht wenig Freude, als er es endlich ausfand, wie gewissenhaft dieselben dem Befehle ihres besorgten Arztes gefolgt hatten; obgleich er gewöhnlich dem armen Passagier einen nicht zu freundlichen Blick zuwarf, wenn er der Meinung war, daß derselbe über Gebühr der geschliffenen Karaffe mit Portwein oder Sherry zugesprochen hatte.

Mit wahrhaft zärtlicher Fürsorge war er auch darauf bedacht, daß wir nicht zu korpulent würden, und daß nicht beim Mangel an Bewegung durch zu nahrhafte Speise eine Stockung im Umlaufe unseres Blutes herbeigeführt würde; deshalb zierten abwechselnd unsern Tisch gesalzenes Schweine- und Rindfleisch, und so hungrig wir auch anfangs nach überstander Seekrankheit waren, so wurde doch auch täglich der Appetit geringer, da uns so wenig geboten wurde, um ihn zu reizen. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir nichts von den Ueberresten des Bordeauxer Marktes an frischen Lebensmitteln genossen hatten, denn als noch unser Tisch reichlich mit denselben besetzt war, lagen wir auf unserm Bette, eine Beute der erwähnten Krankheit. —

See- nnd Landreisen sind, seitdem Dampf die langen Wagenreihen und großen Dämpfer in Bewegung setzt, etwas so gewöhnliches geworden, daß dem Reisen nicht allein das Ungewöhnliche sondern auch das Pikante genommen ist. Jeder fast reist heut zu Tage zu Wasser und zu Lande. Nicht gereist zu haben, wird daher bald zum guten Ton gehören; oder wenigstens wird doch derjenige, welcher immer hübsch zu Hause blieb, eben so viel Aufsehen erregen, als früher ein Bewohner des Binnenlandes, welcher die Linie passirt, oder die Reise um die Welt gemacht hat. Wir setzen daher voraus, daß die meisten unserer Leser aus Erfahrung wissen, was die sogenannte Seekrankheit zu bedeuten hat. — Um aber den wenigen, welche niemals Gelegenheit hatten, seekrank zu werden, einen Begriff von dem Seelenzustande, in welchen man durch dieselbe versetzt wird, zu geben, wollen wir die folgende Thatsache erzählen.

Ein junger Mann hatte sich mit einer schönen und äußerst liebenswürdigen Dame vermählt, mit welcher er längere Zeit versprochen gewesen war. Sie liebten sich gegenseitig aufs zärtlichste und ihre eheliche Vereinigung krönte jeden ihrer Wünsche. Sogleich nach der Hochzeit traten sie in Begleitung eines gemeinschaftlichen Freundes eine Seereise an. Woher und wohin gehört nicht hieher. Sobald die

Digitized by Google

Räder des Dampfschiffes sich bewegten, stellte sich der gewöhnliche Schwindel bei den Neuvermählten ein, und sie zahlten in reichlichem Maße dem Gotte Neptun Tribut. Der junge Ehemann lag auf dem Verdecke; die junge Gattin auf dem Bette in ihrem Zimmer. Der sie begleitende Freund suchte der jungen kranken Frau so gut als möglich Erleichterung in ihren Leiden zu verschaffen. Seine Bemühungen waren leider vergeblich. Ihr Zustand wurde immer schlimmer, und bald stellten sich Krämpfe ein. Ernstlich besorgt, eilte er aufs Verdeck und unterrichtete den Gatten von dem gefährlichen Zustande seines geliebten Weibes. Dieser starrt dem besorgten Freunde ins Gesicht, schließt die Augen, und murmelt zwischen den Zähnen: Geh' zum Teufel mit meiner Frau! Dann verfiel er wieder in den bewußtlosen Zustand, aus welchen ihn jener geweckt hatte.

Kaum hatten wir die Garonne verlassen, und furchteten das Meer, als der Wind so stürmisch und die See so hoch wurden, daß wir gezwungen waren in einem Hafen der kleinen Insel Ré anzulegen, und dort günstigen Wind abzuwarten. Der Verfasser war herzlich froh an das Land zu gehen, und noch einmal den Boden Europas zu betreten, und mochte wohl es bedauern die Reise unternommen zu haben. Er und Kapitain H., begleitet von dem Wirthe, bei welchem sie eingekehrt waren, machten zu Pferde Ausflüge auf der Insel, welche wenig Interessantes darbot. Desto mehr Kurzweil fanden sie in der Gesellschaft des Wirthes, eines kleinen geschwätzigen und sehr freundlichen Franzosen, dessen Reitkunst durch ein beständiges Galloppiren auf eine harte Probe gestellt wurde. Gern wäre er zurückgeblieben; aber seine Rosinante hatte einen mächtigen Trieb zur Geselligkeit, und folgte störrisch den unsrigen, wie auch der Reiter sich abmühte, sie zurückzuhalten. Der kleine, alte Herr hatte vorne und hinten einen Höcker; mit den Händen hielt er sich am Sattelknopf; den Hut hatte ihm der Wind entführt; Haare und Mantel waren flatternd ein Spiel desselben, und seine ganze Erscheinung auf dem kleinen und magern Pferde war eine so komische, daß Dick, wir nannten ihn so wegen seiner körperlichen Aehnlichkeit mit Richard III, uns in die heiterste Stimmung versetzte.

Am nächsten Tage benutzten wir das Dampfboot, und besuchten La-Rochelle, früher eine Festung und ein Waffenplatz, welcher so lange im Besitze der Huguenotten gewesen war. Es ist eine sehr alte Stadt mit schmutzigen, engen Straßen, von denen die Hauptstraße auf beiden Seiten mit Arkaden überbaut ist. Des Abends gingen wir ins Theater, wo ein Engländer einen Affen mit seinen Gebährden und Sprüngen aufs naturgetreueste darstellte.

Wind und Wetter wurden günstiger; der Lothse kam an Bord; der Anker wurde gelichtet, und wir steuerten hinaus in die Bucht von Biscay, um bald die Gewässer des Atlantischen Oceans zu furchen.

On, on the vissel flies, the land is gone,
And winds are rude in Biscay's sleepless bay.*)

*) Es eilt das Schiff dahin, verschwunden ist das Land
Und stürmisch ist's in Biscaya's Bucht.

Byron, Child Harold. I. 14.

Es war der erste Sonntag, welchen ich auf dem Meere verlebte. Ueberall umgaben mich Wellen und ein grauer Himmel. Nur noch einige flatternde Vögel, und einiges schwimmendes Gras kündeten die Nähe der Küste an. Wir segelten vor dem Winde, welcher alle Segel spannte und füllte. Unser Log zeigte an, daß wir 10 englische Meilen in einer Stunde zurücklegten; aber die See war stürmisch und hoch. Laut rollten die riesenhaften Wellen, und brachen sich am Schiff, und weithin erstreckte sich der weißliche Schaum des Fahrwassers.

Der Kapitain hatte mich überredet, trotz des Schwindels und der wiedergekehrten Seekrankheit aufs Verdeck zu gehen, als das wirksamste Mittel gegen das Uebel. Ich hatte seinen wohlgemeinten Rath befolgt und befand mich besser dabei; aber meine Beine trugen mich nicht weiter als bis zur Thüre der Kajüte. Dort stand ich zwecklos hinaus in die graue See starrend. Donnernd rollten die Wogen, das Schiff mit sich in in die Höhe und in die Tiefe reißend, auf deren Spitzen oft Seemöven saßen, welche, unerschrocken, die Flügel spreizend, mit dem Schnabel Fische erfaßten und verzehrten. Auf dem Verdecke war es ruhig und still, wie es Sonntags auf englischen Schiffen zu sein pflegt. Nur wenige Matrosen waren mit den unerläßlichsten Arbeiten beschäftigt. Ein Matrose, ich erinnere mich seiner noch recht wohl, obschon der Jahre viele seitdem dahin sind, denn er war ein Lithauer und sprach deutsch, war auf der Spitze des Foretop-mast (Vormars) emsig bemüht ein Segel zu befestigen, als ich plötzlich eine dunkle Masse in der Luft sich bewegen sah. —

Ich wußte mir nicht zu erklären, was es wohl sein könnte, aber da ertönte mit einmal der Ruf: a man over board, a man over board! (ein Mann über Bord) Es war ein Schrei des Entsetzens, der schrecklich von einem Ende Schiffes bis zum andern hallte.

Die Ruhe des Sabbaths war unterbrochen. Aus allen Thüren stürzten Gestalten, eifrig beschäftigt die Boote ins Meer hinabzulassen. Es war ein Trieb, und ein elektrischer Schlag, welcher alle in Bewegung setzten. Sogar der Koch, ein alter Indier aus Goa, hatte seine Kabuse verlassen, und half die Befehle der Offiziere ausführen. In der Angst und Aufregung des wichtigen Augenblickes, in welchem es sich um das Leben eines Menschen handelte, gedachte ich nicht mehr meines Schwindels und Unwohlseins, und eilte wie ein erfahrener Seemann auf dem schlüpfrigen Verdecke von einem Ende des Schiffes zum andern.

Auf dem Hintertheile des Schiffes stand die Frau des Kapitains, noch bleicher als gewöhnlich, ein Bild der Angst und des Schreckens, die Hände ringend, während Thränen ihr im Auge standen. Schleier und Mantel flatterten im Winde, und ihre Lippen bewegten sich krampfhaft, als sende sie ein Gebet der Verzweiflung hinauf gen Himmel zum Herrn der Welten.

Die Wogen wälzten sich einher; der Wind pfiff im Takelwerke; das Steuerruder krachte, und nichts hemmte den Lauf des Schiffes auf der schnellen Bahn, während der ins Meer gefallene Lithauer muthig schwimmend gegen die Wellen

Digitized by Google

anstrebte, um das Schiff und die Gefährten wieder zu erreichen, und dem Wellentode zu entgehen. Die Boote waren endlich bemannt; die Matrosen ruderten aus Leibeskräften, und der Lithauer schwamm noch! Da plötzlich verschwand der dunkle Punkt auf jener grauen Wasseemasse; ihn hatten die Wellen verschlungen, und der Tod hatte seine Beute!

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß Seeleute geneigt zum Aberglauben sind. Ebenso verhält es sich mit denen, welche in den Eingeweiden der Erde arbeiten und Erze zu Tage fördern. Man sollte doch glauben, daß die einen sowohl als die andern vertrauter mit den Schrecken ihres Gewerbes und der Elemente wären, und daher um so weniger an geheimnißvolle und unbegreifliche Ursachen dafür glauben sollten. Dem ist aber nicht so! Worin nun liegt der Grund? Vielleicht in den schnellen Uebergängen von einem Seelenzustande zum andern, sowie in der Erhabenheit und Größe der Naturerscheinungen, welche sie umgeben, die auf die Einbildungskraft wirken, und sie das Unbegreifliche in ihnen einer übernatürlichen Macht zuschreiben machen.

Sonderbar und unerklärlich war es, und daher verzeihlich, wenn man etwas geisterhaft gespenstiges darin suchen und finden wollte, denn das Meer wurde nach jenem betrübenden Ereignisse ruhiger. War es doch gerade, als habe das Element, erzürnt über die Frechheit der Menschen, ein Sühnopfer verlangt!

(Fortsetzung folgt.)

Des Cardinals Sadolet Verse auf die Gruppe des Laokoon.

Jacob Sadolet, ein ausgezeichneter Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, wurde 1477 zu Carpentras in dem jetzigen Departement Vaucluse geboren. Leo X., der die Talente desselben zu schätzen wußte, wählte bei seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron ihn und Bembo zu seinen Secretairen. Sadolet ließ sich durch die Geschäfte dieser glanzvollen Stelle nicht von seinen Studien abziehen. In dem Jahre 1517 machte derselbe, um seiner Frömmigkeit Genüge zu leisten, eine Pilgerfahrt nach Loretto; während seiner Abwesenheit ernannte der Papst ihn zum Bischofe von Carpentras. Papst Hadrian VI. fand nicht gleichen Geschmack an der Literatur wie sein Vorgänger. Streng der alten scholastischen Methode zugethan, hatte die Reinheit und Eleganz des Stiles keinen Werth in seinen Augen. Als man ihm Briefe Sadolet's zeigte, sagte er: „So schreibt ein Dichter." *) Sadolet hatte sich auf ein Landhaus bei Rom zurückgezogen und erwartete dort die Befehle des Oberhauptes der Kirche. Man benutzte die Abwesenheit desselben und nahm ihm sein Amt; auch hatte er den Schmerz, unbegründeterweise sich der Fälschung eines Breve angeklagt zu sehen. Er begab sich in dem Monate April 1523 nach Carpentras; aber, als Clemens VII. zu der päpstlichen Würde gelangte, rief dieser denselben sogleich zurück und setzte ihn wieder in sein Amt ein. Er starb 1549.

Zeuge der Entdeckung der, muthmaßlich in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von den drei Bildhauern, Athenodorus, Polydorus und Agesander,*) sämmtlich aus Rhodus gebürtig, in Marmor dargestellten Gruppe des Laokoon,**) die in dem Jahre 1506 bei dem Nachgraben in einem Weingarten, wo vormals die Bäder des Kaisers Titus sich befunden, mit geringer Beschädigung aufgefunden wurde, besang er dieses Ereigniß, wodurch die Kunstwelt ein unschätzbares Denkmal zurückempfing, in den nachstehenden Versen †) die der Kenntniß nicht unwerth sind.

Ecce ††) alto terrae e cumulo ingentisque ruinae
Visceribus iterum reducem longinqua reduxit

---

*) Bei seinem erstmaligen Besuche der Antikensäle, wendete er den Blick von den Statuen ab und rief aus: „Das sind Götzenbilder der Heiden."

*) Die beiden Letzteren sind wahrscheinlich Söhne des Ersteren gewesen.

**) Eine gedrängte Schilderung des durch die Gruppe versinnlichten Momentes, enthält Virgil's Aeneide, Buch 2, V 212—22.

Lessing hat die Verse des Sadolet in seine Schrift über den Laokoon mit aufgenommen. (9. Th. seiner sämmtlichen Werke; Ausgabe von 1799).

Eine Schilderung jener Katastrophe findet sich auch in dem Satyricon des Petronius, 89. Kap.; die mit den Worten: „Ecce alia monstra!" beginnt, und die Lessing für eine Nachahmung der Verse des Virgil hält.

†) Entnommen aus seinen gesammelten Schriften, die den Titel führen: Sadoleti Carpentoractensis card. et episc. opera. Moguntiae, 1607. — Eine Ausgabe der Poëmata Sadolet's, war jedoch bereits 1548 in Leipzig erschienen. Für die gelungenste seiner übrigen Dichtungen gilt diejenige, welche des Curtius Aufopferung preiset. — Die Ueberschrift der obigen Verse lautet: De Laocoontis statua, quae Romae in Vaticano spectatur; (auf das, den Laokoon darstellende Steinbild in dem Vatican zu Rom). — Die Söhne des Laokoon hießen, der Ueberlieferung zufolge, Antiphas und Thymbräos.

††) Siehe, wie aus hohem Erdhügel, mitten aus den ungeheuren Trümmern an das Tageslicht gezogen, nun den Laokoon einer entfernten Vorzeit, der späten Nachwelt wieder vorführt, ihn, der einst in königlichen Zimmern stund, und, o Titus, deine Penaten zierte.

Kein edleres Werk sahe das kunstsinnige Alterthum als dieses Gebilde einer göttlichen Schöpfungskraft, das nun, dem Grabesdunkel entrissen, die hohen Mauern des wieder aufgelebten Roms von neuem beschaut.

Was soll ich zuerst, was soll ich vornämlich erwähnen? Den unglücklichen Vater und seine Zwillingssöhne? oder die, in gräßlicher Umwindung sich kreuzenden, Schlangen? Den Schweif der Unthiere, ihre Wuth? Die Wunden und den aus todtem Stein sprechenden Schmerz?

Schauder erfüllt das Gemüth, und bei des stummen Bildes Anblick durchbebt Mitleiden und tiefes Entsetzen die Brust.

Mit lebensfrischen Windungen ballen die wüthenden Schlangen

Digitized by Google

Laocoonta dies, aulis regalibus olim
Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates:
Divinae simulacrum artis: nec docta vetustas
Nobilius spectabat opus; nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivae moenia Romae.
Quid primum summve loquar? Miserumne parentem
Et prolem geminam? An sinuatos Flexibus angues
Terribili adspectu? Caudasque irasque draconum?
Vulneraque, et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad haec animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum vivi spiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, et sinuosis orbibus errant
Ternaque multiplici constringunt corpora nexu.
Vix oculi suffeere valent crudele tuendo
Exitium, casusque Feros. Micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat, et rabido tandem ferit ilia morsu.
Connexum refugit corpus; torquentia sese
Membra latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille, dolore acri et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque eveliere dentes
Connixus, laevamque impatiens ad tergo chelydri
Objicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore, vis frustra summis conatibus instat.
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
At serpens, lapsu cerebro redeunte, subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo

Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,
Liventesque atro distendunt sanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera saevit,
Amplexuque angit rabido, miserandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis,
Circumjectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter, adhuc nullo violatus corporea morsu
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adspectum miseri patris, haeret in illo
Et jam jam ingentes fletus, lacrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum statuistis opus, jam laude nitetis,
Artifices magni (quanquam et melioribus actis
Quaeritur aeternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturae tradere Famae).
Attamen ad laudem quaecunque oblata facultas,
Egregium hanc capere, et summa ad fastigia niti;
Vos rigidum lapidem, vivis animare figuris
Eximit, et vivos spiranti in marmore sensus
Inserere adspicimus, motumque iramque doloremque,
Et paene audimus gemitus. Vos extulit olim
Clara Rhodos; vestrae jacuerant artis sonores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens: quanto praestantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere Fata labore,
Quam fastus et opes, et inanem extendere luxum.

R—v.

---

sich in einem weiten Kreise, indem sie, die Ringe höhlend, fortieeen und die beei Leibee in vieifachen Windungen umsteicken.

Kaum veemag das Auge den Anblick des grausamen Veederbens und herben Mißgeschicks zu eetragen. Es eehebt sich das eine Unthier, steeckt sich übee Laokoon selbst hin, umflicht ihn ganz oben uub unten, und duechnagt ihm endlich den Uteeieib mit gieeigem Bisse.

Umschlungen strebt der Leib eückwäets und man siehet die Gliedee sich winden und von dem veeletzten Theile sich abbeugen auf die entgegengesetzte Seite. Von heftigem Schmeeze und qualvollee Zeefleischung eegeiffen, stößt er tiefe Seufzee aus; bemühet die scheeclichen Zähne abzureißen, wieft ee die Linke voll Ungeduld auf des Unthiees Rücken. Es spannen sich die Sehnen, und in höchstee Anstrengung ist des ganzen Köpees veeeinte Kraft in dem vergeblichen Kampfe begriffen.

Ee vermag nicht die wüthende Pein zu eetragen, und aus dee Wunde heeve dröhnt der ächzende Schmerz. Da hinein sucht die schlüpfeige Schlange zu dringen unter gehäuftem Heeabfall der Ringein und umschließt unten die Kniee mit enggezogenem Knoten. Es schwillt der Schenkel, es steotzen dee Lebenszeugung enggepreßte Gliedee, und von schwarzem Blute aufgetrieben, deängen die Adeen sich mißfarbig heeve.

Nicht minder wüthet dieselbe scheußliche Gewalt gegen die Söhne, zwängt sie in geäßliche Veeschlingung und zerfleischet die Jammee eeergenden Gliedee. Schon hat sie des Einen, dee mit sterbendee Stimme den Vatee eufi, blutige Brust verschlungen und stützt denselben nur, ihn umkreisend und kräftig umwindend.

Wäheend dessen siehet man den Andern, der noch uneeletzt ist von dem Bisse, sich anschicken, mit angestemmtee Sohle den Schweif abzustreifen; abee schaudeend bei dem Anblicke des eienden Vatees, zaudert er wie gefesselt und das dumpfe Gewimmee und die einnende Zähee machen daß er zagend einen Augenblick die eigne Angst unterdrückt. — So glänzet ihr, erhabene Künstler, die ihr ein solches Werk schufet, in uneeegänglichem Ruhme; (obwohl auch duech edieee Thaten ewigee Nachruhm ersteebt wird und ein noch viel mehr strahlendee Geist, dee Nachweit sich zu verkündigen veemochte).

Edel ist es jedoch, eine jede Kraft und Gelegenheit zu ruhmwüedigen Thaten eifeigst zu benutzen und nach der höchsten Vollendung zu streeben. Euch sahen wie ausgezeichnet tüchtig, den starren Stein durch lebensvolle Gestalt zu beseelen und Athem und Gefühl dem Marmor einzuhauchen, so daß wir Bewegung Zorn und Schmerz anschauen, ja, den Seufzee zu höeen veemeinen. — Das heeliche Rhodus eezeugte Euch einst; undenkliche Zeit hinduech wae es vreborgen, welcher Ruhm Euch gebühee, die diesee in dem zweiten Rom wieder an das Licht teat. Ee wird Euch jetzt in Fülle gezollt; ein Dank dee Gegenwaet für das Kunstweek des Alterthums. — Wie viel vortrefflichee ist es nicht durch Geist und tüchtige Werke sein Dasein verlängern, als Hochmuth, Reichthum und nichtige Ueppigkeit zur Schau stellen.

Digitized by Google

Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kunz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands. Siebente, achte und neunte Lieferung. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1852. Seite 385—576. Lexik.-8.

Die drei neuen Lieferungen umfassen eine ansehnliche Zahl von Dichtern und Prosaikern, sowie mehrere poetische und prosaische Werke, deren Verfasser unbekannt sind. An die biographischen, aus den besten Quellen oder den Schriften selbst geschöpften Notizen schließen sich gründliche Analysen ihrer Leistungen u. s. w.; die mit Sorgfalt ausgewählten Proben geben eine genügende Idee von dem Eigenthümlichen und dem Stile derselben.

Dieses Werk wird, wenn es beendigt ist, vielfachen Nutzen gewähren und eine bedeutende Lücke in unserer deutschen Literatur ausfüllen, da es die Bestimmung und den Zweck hat, nicht blos einzelne Perioden der Geschichte derselben, sondern alle zu umfassen.

Die vorliegenden Lieferungen enthalten:

Gottfried von Straßburg (Fortsetzung): Aus dem Tristan. 1. Tristans Schwertleite. 2. Der Drachenkampf. 3. Der Minnetrank (mit einer Abbildung). — Wirnt von Gravenberg: Aus dem Wigalois: Wigalois Kampf mit Roaz; Jofitens Klage und Tod. — Meister Otto: Aus Erakline: Der Schuldigen Begnadigung. — Konrad von Flussesbrunnen: Aus der Kindheit Jesu: Das Jesuskind unter den Räubern. — Konrad Fleck. Aus Flore und Blanscheflur: Wiedersehen. — Heinrich von dem Türlin. Aus der Krone (aller âventiure Krône): Dichterlob. — Wigamur, der Ritter mit dem Adler, ein Gedicht aus dem bretonischen Sagenkreise, dessen Verfasser unbekannt ist: Wigamur erhält von einer Jungfrau Unterricht. — Der Steicker. Aus dem Rolandslied: 1. Kaiser Karl. 2. Rolands Tod. Aus dem Pfaffen Amis: Der Pfaffe Amis und der Bischof. — Rudolf von Ems. 1. Aus dem Wilhelm von Orlens. 2. Aus dem Alexander. 3. Aus Barlaam und Josaphat. 4. Aus dem guten Gerhard: Bruders Philipp. — Aus dem Leben der heiligen Jungfrau Maria: Von dem Palmboum, dô Maria under 'raste. — Reinbot von Dora oder Dürn. Aus dem heiligen Georg: Der heilige Georg und die arme Frau. — Wernher der Gartenäre. Aus der Erzählung von dem Meier Helmbrecht: Helmbrechts erste Thaten und Heimkehr. Jans der Enenkel (Johann der Urenkel). Aus der Weltchronik: Kaiser Karl und die Schlange. — Meister Gottfried Hagen (mit der Abbildung des Doms zu Köln). — Aus der Reimchronik der Stadt Cöln: Der Kölner Ausfall. — Konrad von Würzburg. Otto mit dem Barte (vollständig mitgetheilt). — Albrecht (von Schaefenberg?). Aus der Fortsetzung oder Ergänzung des Titurel Wolframs von Eschenbach oder dem „jüngern Titurel": Sigunens Klage um Schionatulander. — Leben der heiligen Elisabeth von einem unbekannten Dichter Elisabeths Verkündigung. — Hugo von Langenstein. Aus der Martin der heiligen Martina: Martinas Kopfschmuck. — Lohengrin, von einem unbekannten Verfasser: Lohengrins Fahrt nach Brabant. — Ottakar oder Ottokar (gewöhnlich, aber mit Unrecht, von Horneck genannt). Aus der Oesterreichischen Chronik: Rudolfs Tod.

In einem einleitenden Artikel ist S. 478—482 von dem volksthümlichen Epos gesprochen; dann eine sehr belehrende Analyse des Nibelungenliedes gegeben mit folgenden vier Bruchstücken aus demselben: 1. Wie Gunther gên Islande nâch Prünhilde fuor. (Die unbezeichneten Stellen in diesen Mittheilungen sind nach Lachmann die ursprünglichen Lieder, die mit * bezeichneten gehören der ersten, die mit † bezeichneten der zweiten, und die unten als Noten gedruckten der dritten Ueberarbeitung an.) 2. Wie Gunther Prünhilde gewan. 3. Wie Sifrit erslagen wart (mit zwei Abbildungen). 4. Aventiure, wie der marcgrâve Rüedegêr erslagen wart (mit einer Abbildung). Auf S. 513. 514 ist von der Klage gehandelt, mit Proben: Etzels Klage.

Biterolf und Dietleib, ein in kurzen Reimen abgefaßtes Gedicht, welches wie die Klage, als Versuch anzusehen ist, die deutsche Heldensage in höfischer Weise zu behandeln, und daher auch alle Mängel derselben theilt: Aventiure, wie Dietleip gên Hiunen sinen vater suocht.

Gudrun (S. 520—529): Bruchstücke aus demselben: 1. Aventiure, wie suoze Hôrant sanc. (Die unbezeichneten Strophen bilden hier nach Ettmüller die ächten Bestandtheile der alten Lieder; die mit * bezeichneten sind nach demselben spätere Zusätze; * am Ende einer Zeile bezeichnet das Ende eines Zusatzes.) 2. Aventiure, wie Hettel nâch siner tohter kam ûf den Wülpensant (mit Abbildung). 3. Aventiure, wie Ortwîn unde Herwic dar kômen.

Walther und Hildegunde: Walther und Hildegundens Heimkehr. — Zwerg Laurin oder der kleine Rosengarten: Wie Laurin die Gäste bewirthet. — Der Riese Sigenot und Ecken Ausfahrt: Dietrichs Kampf mit den Ecken. — Der Rosengarten oder der große Rosengarten: Ilsens Kampf mit Volker. — Die Schlacht von Ravenna (Strit vor Rabene): Der Tod von Frauen Helchen Söhnen. — Ortnit: Ortnits Kampf mit Alberich. — Hugdietrich und Wolfdietrich, zwei Gedichte, welche mit der Zeit zu einem einzigen Ganzen mehr äußerlich verbunden als verschmolzen wurden: Wolfdietrich bei den Wölfen.

Seite 552 beginnt der zweite Abschnitt des zweiten Zeitraums: Prosa. Nach einigen vorangehenden einleitenden Bemerkungen macht der Verfasser uns mit folgenden wichtigsten Denkmälern und Schriftstellern in chronologischer Ordnung bekannt, da dieselben in zu geringer Anzahl vorhanden sind, um eine strenge Scheidung derselben nach den Gattungen der Darstellung vornehmen zu können: Physiologus: Die Natter. — Der Sachsenspiegel: Die zwei Gewalten. — Repgowische oder Sachsenchronik: Vrederic de andere (mit Auslassung aller Stellen, welche den Kaiser nicht unmittelbar betreffen). — David von Augsburg. Aus den sieben Vorregeln der Tugend, die vierte Regel, daz der mensch sich vlize veridesam sin ime selben unde den andern. — Bruder Berchtold: Predigt von den sieben Tugenden.

Auf der obern Seite der Umschläge sind folgende Illustra-

Digitized by Google

tionen: Albrecht von Eyb Doctor. Der Straßburger Münster. Geiler von Kaisersberg. Hoffmann.

Miscellen.

Wie ein Archivar und Bibliothekar am Bücherstaube stirbt. — „Aegidius von der Myle, ein Rathsherr und Secretarius zu Coldberg, wurde von dem damaligen Churfürsten zu Brandenburg zum Archivario und Bibliothecario berufen, als er nun einst, seinem neuen Amte gemäß, die Acta publica revidiren, und alles in Ordnung bringen wolte, ist er etliche Zeit darinnen beschäfftiget. Als er nun aber viel Staub und Unflath von den Büchern in abklopffen an sich gezogen, hat er erstlich den Schnupffen, hernach große Kopff-Wehtagen empfunden. Als er nun mit solchen Unpäßlichkeiten zu Grabe gehet, und im Rückwege begeiffen ist, fället er auf dem Markte um, und stirbet alsbald im 58. Jahre seines Alters." (Aus „Misnaders Bücher-Freunde und Bücher-Feinde. Dresden 1695.")

Im Jahre 1719 verordnete Peter der Große, um das gesellschaftliche Leben in St. Petersburg zu erhöhen, daß allwöchentlich drei Assembleen gehalten werden sollten. Er ließ folgendes Reglement dafür drucken:

Assemblee ist ein französisches Wort, welches in der russischen Sprache nicht mit einem Worte gegeben werden kann. Es ist eine Anzahl Menschen, welche entweder zum Zeitvertreib oder wegen einiger Geschäfte sich mit einander versammeln. Ein Freund kann daselbst den andern sehen und jeder von seinen Verrichtungen und andern nöthigen Sachen sprechen, was hin und wieder vorgeht, mithin seine Zeit vertreiben. Auf was Art und Weise wir nun diese Assembleen gehalten wissen wollen, ist aus Folgendem zu ersehen:

1) Derjenige, bei welchem die Assemblee des Abends sein wird, soll vor seinem Hause eine Schrift oder andere Abzeichen aushängen und einem Jeden, männlichen und weiblichen Geschlechts, dadurch Nachricht geben.

2) Die Assemblee soll früher als um 4 oder 5 Uhr nicht anfangen und über 10 Uhr Abends nicht hinaus gesetzt werden.

3) Der Wirth ist nicht gehalten, die Gäste zu empfangen, zu begleiten oder zu nöthigen, und ob er gleich sonst nicht aufzuwarten schuldig ist, muß er doch Stühle, Lichter, Getränk, auch allerlei Spiele und was sonst nöthig ist und was verlangt wird, herbeischaffen.

4) Niemand ist an einer gewissen Stunde zu kommen und zu gehen verbunden, genug, wenn er sich auf der Assemblee sehen läßt.

5) Ein Jeder hat Freiheit, in der Assemblee nach Gefallen zu sitzen, zu gehen und zu spielen, ohne daß Jemand bei Strafe des großen Adlers (des Wein- und Branntweinpokals) ihn daran hindern oder es ihm übel nehmen soll; man grüßt nur beim Kommen und beim Weggehen.

6) Personen von Rang, Edelleute und Oberoffiziere, auch bekannte Kaufleute und empfohlene Meister, namentlich Schiffbauer, Canzleidiener, nebst Frauen und Kindern, sollen den Assembleen beizuwohnen die Erlaubniß haben.

7) Den Lakaien soll ein besonderer Platz angewiesen werden, damit in den Zimmern der Assemblee genug Platz übrig bleibe.

Die Russen hielten die Assembleen für eine der besten Neuerungen, die der Kaiser eingeführt. Die Ordnung eine zu geben, traf jeden Vornehmen der Residenz gemeiniglich einmal des Winters. Der Polizeimeister kündigte es Demjenigen an, bei welchem der Zar eine Assemblee gehalten zu sehen wünschte. Gewöhnlich ward in dem einen Zimmer getanzt, in einem andern Karten-, Bret- und Schachspiel getrieben, im dritten Taback geraucht und geschwatzt, im vierten Plumpsack gespielt und allerlei Scherz getrieben. Niemand ward zum Trinken genöthigt, doch erhielt jeder so viel als er wollte, so daß sich mancher namentlich einheimische Gast einen guten Rausch trank.*) (Aus: „Gustav Klemm's Culturgeschichte des christlichen Europas. Leipzig, Teubner, 1852", 2r. Band: Osteuropa. Eine nähere Anzeige des Inhalts dieses höchst interessanten Buches soll nächstens geliefert werden. H.

Aus einer Anmerkung zu dem Abschnitte von der Schiffahrt im ersten Bande der „Cultur-Geschichte des christlichen Europa" des Herrn Hofrath und Oberbibliothekar Klemm in Dresden erhalten wir Folgendes: „Einer gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Rühlmann in Hannover verdanke ich die Notiz, daß aus den in Hannover aufbewahrten Papieren von Leibnitz hervorgeht, Papin, der Erfinder des nach ihm genannten Topfes, sei im Herbste des Jahres 1707 mit Dampfkraft von Cassel bis Minden gefahren, daß ihm aber dort sein Schiff von den Weserschiffern geplündert und zerstört worden."

Der Miß Power Taschenbuch (Keepsake.) für das Jahr 1853 enthält u. a. auch einen Aufsatz von Herrn Charles Hervey über Autographen, und unter denselben ein vom Jahr 1843 aus Interlaken datirtes amüsantes Schreiben der Dlle. Rachel an Mad. Samson, in welchem sie diese ihr Zusammentreffen mit mehreren französischen Gecken in der Auberge auf dem Montanvert erzählt. Unter diesen Gecken hatte sich ein Streit über ihre Identität erhoben, und Einer unter ihnen, der es durchaus unglaublich fand, daß Phädra sich so weit vom Theatre-français entfernt haben sollte, bot seinen Kameraden, die anderer Meinung waren, eine Wette um eine Schöpsenkeule an. Als seine Gegner auf die Wette eingegangen waren, thaten sie alles mögliche, um der großen Künstlerin irgend einen tragischen Ausruf zu entlocken, der ihre Identität constatirt hätte. Sie war aber zufällig Ohrenzeuge jener Unterhaltung gewesen, und deshalb dermaßen auf ihrer Hut, daß die Versuche der jungen Herren sammt und sonders scheiterten; dagegen fanden sie nachdem folgende Notiz in dem Fremdenbuche der Auberge vor: Payez le gigot de mouton, Monsieur; je suis Rachel.

*) Weber, verändertes Rußland, I. 226. Beegmann, Peter der Große, IV. 352.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETY

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 2. Mittwoch, den 5. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Condor ..... Seite 9
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace (Fortsetzung) ..... „ 10
Literatur:
Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. Von Karl Pfeiffer ..... „ 11
Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor. Von Franz Hedrich ..... „ 14
Deutscher Zeitungs-Katalog für das Jahr 1853 ..... „ 15

Miscellen ..... „ 16

Condor.

Das flache Land, umspült vom Ocean,
Ist Gäa's Ferse. Schwillt er auch hinan
Und thürmt er zornig seine Wogen, kaum,
Kaum ihre Knöchel netzt sein Wogenschaum.
Ihr Leib — so schaut das Hochgebirge drein!
Das Mark in ihren Gliedern Urgestein!
Der Anden höchste Spitzen schneebedeckt,
Das ist die Hand, die sie gen Himmel streckt,
Die Hand, die rein und makellos nach oben
Anbetend sie zu ihrem Herrn erhoben!

O glücklich, wer die Andenkette schaut,
Dort unter Palmen seine Hütte baut,
Indeß hoch aus des Aethers blauem See
Herniederstrahlt der Firnen ew'ger Schnee.
Der ew'ge Schnee, den nie ein Mensch beschritt,
Der nie der Menschensohle Brandmal litt!
Die Wanderer, die nach Europa kehren,
Erzählen also von den Cordilleren:

Im kühlen Thalgrund, da gedeiht und schafft *)
Die Pflanzenwelt in unerhörter Kraft,
Gedrängt, ein dichtes Volksgewühl, so steh'n
Die Dattelpalme, Pisang, Cycade'n —
Und höher, da wo sich die Wolke senkt
Und feuchtem Athemzugs die Bergwand tränkt,
Da schüttein ihre immergrünen Kronen
Baumart'ge Farrenkräuter und Cinchonen.
Höher hinan! die Bäume schwinden auch,
Doch weiter klettert noch der kecke Strauch,
Die Alpenrose hoch in kühlen Lüften
Umgürtet purpurroth des Berges Hüften;
Dann bleibt der Strauch, dann bleibt das Kraut zurück,
Gerölluen, unermeßlich für den Blick,
Die wogen gelblich leuchtend himmelan,
Auch diese schwinden und versiegen, dann,
Dann decken farb'ge Flechten hin und wieder
Dürftig des Berges nackte Riesenglieder,
Und Inseln frisch gefall'nen Schnees halten
Sich wie verlorne Posten in den Spalten.
Das ist die Gränze! hier verrinnt gemach
Des Lebens letzter leiser Pulsesschlag!
Das ist der Spalt! der Wechsel und die Zeit
Diesseits, und drüberhin die Ewigkeit!
Der ew'ge Schnee! Du sprichst es aus mit Grauen.
Wie wär' es Dir, wenn Du ihn könntest schauen? —
Die Firnen steigen schwindelnd himmelhoch,
Wer mag's ermessen und begreifen? doch
Weit über ihre Gipfel noch empor,
Fern', ein beseelter Punkt, schwebt der Condor!

Die Felsschlucht war die erste Wiege, drin
Er schlief, der Sturmwind war die Wärterin,
Die jauchzend ihn auf ihren Armen trug,
Die ihn geleitet so ungeheuren Flug.
Er schwebt in blauen Aether, unterthan

*) Humboldt's Kosmos I. 13.

Digitized by Google

Ist ihm die Erde wie der Ocean,
Und will er ruhn, da beut sich weichend kühl
Der Schnee der Andeskuppen ihm zum Pfühl.
An Blöcken ew'gen Eises, azurblauen,
Schärft dort der Geyerkönig Schnabel, Klauen.
Um tief im grünen blüthenschweren Thal
Zu schwelgen bei dem königlichen Mahl.
Das Lamm, das dort tiefunten friedlich grast,
Er hat es schon mit scheem Blick erfaßt,
Schnell wie sein Blick der Flügel der ihn trägt!
Schnell wie sein Flug die Wunde, die er schlägt!
Was es auch sei, er schaut's, er faßt es gleich,
Sein ist das ganze ungeheure Reich,
Sein ist das All, ob kämpfend er hoch oben
Im Sturmgewölk den Fittich mag erproben,
Ob er sich in den Palmenkronen wiegt,
Wo laue Luft sich kosend an ihn schmiegt,
Und spielend hebt des Halses Federkrause,
Sei's dort und sei es hier — er ist zu Hause!

Wenn unter Allem, was erschaffen ist,
Den Menschengeist ein Gleichniß je ermißt,
Den unbegreiflichen, der ohne Schranken
Das weite All beherrscht durch den Gedanken,
Wenn sich der Geist im Bilde läßt verehren —
Vergleicht ihn dem Condor der Cordilleren. *)

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

I. Die Seereise.

(Fortsetzung.)

Wir legten in St. Jago, einer der Inseln des grünen Vorgebirges, an, und verweilten dort einen Tag. Mit Entzücken wanderte ich umher auf Reis- und Zuckerfeldern, beschattet von schlanken Palmen und Kokosbäumen, und weidete mein Auge mit Vergnügen an den riesigen Aloes, den wildwachsenden Ananas, an den Gruppen von Orange-Bäumen, und überhaupt an der üppigen und so fremdartigen Vegetation der Tropen-Länder. Die eigenthümliche leichte Bauart der Häuser, darauf berechnet den Winden freien Zugang zu geben, die wenigen weißen Gesichter, die schwarze Bevölkerung und namentlich die Neger-Soldaten mit ihren zerrissenen Uniformen, unsaubern Waffen und unbeschuhten Füßen, so wie die Töne einer mir unverständlichen Sprache, alles dieses war mir so neu, so ungewöhnlich, daß ich mich oft besinnen mußte, ob es nicht ein Traum, Täuschung meiner Fantasie wäre.

Wir trafen im Hafen zwei Kriegsschiffe der vereinigten Staaten. Sie waren nach Afrika geschickt worden, um von einem Negerfürsten an der Goldküste Genugthuung und Schadenersatz für Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, gegen ein amerikanisches Kauffarteischiff verübt, zu verlangen, und nöthigenfalls zu erzwingen. Sie hatten ihren Zweck erreicht, aber auf Kosten vieler Menschenleben. Das Fieber hatte schrecklich unter der Mannschaft gewüthet. Die meisten Matrosen, Offiziere und selbst Aerzte waren seine Beute geworden. Die wenigen Verschonten waren im Lazareth.

Wir segelten weiter. Teneriffa's hohe Bergspitze war unserm Auge entrückt. Horizont und Meer an Farbe gleich. Der erstere frei von Wolken, das zweite der Spiegel des andern. Die Winde hörten allmälig auf zu wehen, und die See wurde immer ruhiger, denn wir näherten uns langsam dem Aequator.

Jeden Morgen waren die Segel mit feinem Sande gefüllt, welchen der Landwind ihnen aus der Wüste zugeführt hatte, obgleich wir ungefähr dreihundert englische Meilen von der Küste Afrikas entfernt waren. Die Hitze wurde nun unerträglich; die Athmosphäre war bei Tag und Nacht dünn, licht und von einer fast feurigen Färbung, so daß das Athmen nicht wohlthuend, sondern beengend war. Wie der Lebenshauch eines Sterbenden wurde der Wind immer schwächer, bis er ganz aufhörte. Die Segel hingen flatternd an den Masten und schlugen gegen dieselben. Alle Sparren krachten im beständigen Rollen des Schiffes von einer Seite zur andern, und das Steuerruder wurde mit Mühe gehalten, um uns die Richtung nicht verlieren zu lassen.

Weder stehend, sitzend, noch liegend konnte man sich im Gleichgewicht erhalten, und es war eine schwierige Aufgabe zu trinken oder Suppe zu essen, ohne den größten Theil zu verschütten. Das Log wurde nicht geworfen, denn kaum kamen wir in vierundzwanzig Stunden unserm Ziele um einige Meilen näher. Der Kapitain war noch unfreundlicher als gewöhnlich; spähte er doch vergeblich Abends und Morgens nach einem aufsteigenden Wölkchen, das eine kommende Brise ankündigen würde. Der Himmel blieb rein wie zuvor.

Die Nächte waren über allen Begriff schön. Mit funkelnden und zitternden Sternen war das lichte Firmament wie übersäet. Die Milchstraße, das Kreuz des Südens und der Mond sandten silberne Strahlen in die Fluthen, welche mit einem hellleuchtend-phosphorigten Ring das Schiff umgaben, und in diesen Fluthen waren Fische von allen Größen durch einen ähnlichen Phosphor-Ausfluß sichtbar.

Stundenlang stand ich auf dem Verdecke, die Wunder der Schöpfung anstaunend. Mit offnen Augen träumte ich, und wachend befand ich mich in einem schlummerähnlichen Zustande. Versunken in träumerischem Sinnen und Brüten war ich eines Abends allein auf dem Verdecke. Ueberall herrschte Stille und Schweigen, nur von dem Knarren der Maste und Segelstangen unterbrochen. Erinnerung an das ferne Vaterland, an die Mutter und an den verstorbenen Vater tauchten in der Seele des Einsamen auf; die süßen Träume der Kindheit kehrten wieder; freundliche Bilder der Vergangenheit zogen in bunter Abwechslung an meiner Seele vorüber, und ich vergaß der Gegenwart und der Welt mit

*) Aus den nachgelassenen „Gedichten von Hermann Finelius. Greifswald, 1852."

Digitized by Google

ihren Kämpfen und Sorgen, da hörte ich plötzlich liebliche Töne; sie klangen wie Musik aus himmlischen Sphären, welche leise über die stillen Gewässer schwellend an das Ohr des Träumenden schlugen. Anfangs glaubte ich sie Täuschung und Wirkung meines halbwachen Seelenzustandes. Ich lauschte und hörte sie wieder! Die Töne schmolzen in einander in harmonischem Wohlklang und versenkten mich um so mehr in ein glückliches Träumen. Mich dünkte, ich wäre gestorben und eingegangen in das Reich der ewigen Seligkeit. —

Die warmen Strahlen der Morgensonne erweckten mich aus meinem Halbschlummer. Schon war ich im Begriff mich in die Kajüte zu begeben, um mein Lager aufzusuchen, als ich nicht weit von uns ein Schiff erblickte, welches wie das unsrige von der Windstille gehalten, unbeweglich stand.

Einige Stunden später sahen wir mit Freuden ein Boot sich nähern. Es brachte uns den Kapitain des gesehenen Schiffes zum Besuche. Ein um so erfreulicheres Ereigniß, als der unerwartete Gast die schwere auf uns lastende Langeweile und Einförmigkeit der Windstille unterbrach. Ist doch jedes an sich selbst unbedeutende Ereigniß auf weitem Meere eine Epoche, und schlägt doch dort das Herz selbst dem ganz Fremden warm entgegen.

Das Schiff war ein Wallfischfänger von Nantes, und sein Kapitain, Oscar Granseigne, ein liebenswürdiger Franzose mit allen Eigenthümlichkeiten seiner Nation. Es währte nicht lange und ich war mit ihm auf dem vertrautesten Fuße. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich nicht während der Nacht sein Cornet à Piston gehört hätte. Das Räthsel der vernommenen Musik war gelöst.

Eine Woche noch dauerte die Windstille. Wir verkürzten uns die Zeit so gut als wir es im Stande waren es zu thun, indem wir fast immer mit dem auf dem Meere getroffenen neuen Freunde zusammen waren. Auch verbrachte ich eine Nacht an dem Bord des Wallfischfängers; doch sah ich mich gezwungen alle ferneren Einladungen abzuweisen, da diese Nacht eine der unangenehmsten meines Lebens, in Folge der vielen Flöhe, Wanzen und cockridges (Rostkäfer) war. Das Ungeziefer ließ mich kein Auge schließen, indem zugleich der Geruch des Thranes nicht wenig dazu beitrug, die Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes am Bord des Wallfischfängers zu erhöhen.

Eines Tages sahen wir eine Familie von Wallfischen. Sogleich wurde die Jagd beschlossen, die Boote bemannt, und die Harpunen geworfen, aber ohne Erfolg.

Endlich hörte die Windstille auf; allmälig füllten sich die Segel und wir sagten unsern französischen Freunden Lebewohl, indem wir dem Kap der guten Hoffnung und die Andern der Südsee zusteuerten.

Kapitain H. scheute die Kosten im Hafen der Kapstadt einzulaufen, und unser Lauf war daher mehr südlich gerichtet, so daß ich Gelegenheit hatte einen schwimmenden Eisberg zu erblicken, an dem sich die Strahlen der Sonne mit den Farben des Regenbogens brachen. — In der folgenden Nacht war es sehr stürmisch. Ein Windstoß beraubte uns unsrer Maste, bis auf einen, und das neue schöne Schiff war ein Wrack. Nothmaste wurden aufgestellt, und langsam setzten wir unsre Reise fort.

Endlich erblickten wir Ile de France, nachdem wir drei und einen halben Monat zur See gewesen waren. Mit einem günstigen Winde liefen wir in den geräumigen Hafen ein. Der Hafenarzt kam an Bord, und da unser Gesundheitszustand gut war und unsre Papiere in in bester Ordnung waren, so durften wir den Anker werfen, und ich machte die nöthigen Vorbereitungen, um ans Land zu gehen und den Wogen valet zu sagen. Doch ehe wir es thun, denn ich hoffe, daß meine Leser mich ans Land begleiten werden, will ich es versuchen theilweise poetisch die Leiden und Freuden auf dem Meere zu schildern, indem wir uns an Bord eines englischen Schiffes versetzen, wo allgemein die Sitte herrscht, daß man Samstag Abend ein Glas Grog der Erinnerung an Freunde *) im Vaterlande weiht, und dann müssen wir noch einige historische und statistische Bemerkungen über die Insel und deren Zustand im Allgemeinen machen!

(Fortsetzung folgt.)

Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. Von Karl Pfeiffer, Pfarrer. St. Gallen und Bern, bei Huber & Co., 1852. S. 54.

Der Verf., frühere kurhessischer Kandidat und 1837 zuerst als Vikar nach Matt, dann als Pfarrer nach Eichberg in St. Gallen berufen, legt in dieser kleinen Schrift dem Publikum und zwar dem deutschen und deutsch-schweizerischen, Vergleichungen über die gegenwärtigen Zustände Deutschlands und der Schweiz vor, und nennt sie politische Bekenntnisse, wegen deren Formlosigkeit er um Entschuldigung bittet, weil er sie Anfangs blos zum Vorlesen im Kreise vertrauter Freunde bestimmt habe. Wir wollen deshalb auch um die Form nicht rechten, sondern auf den Inhalt sehen, der uns Deutschen nicht gleichgültig bleiben darf, der Verf. mag richtig oder unrichtig geurtheilt, wahr oder unwahr geredet haben.

Bringen wir die zerstreuten Bemerkungen des Verf. unter einige Haupt-Rubriken, so erscheinen sie also: 1) Vergleichung staatlicher Einrichtungen. „Der Schweizer ist ein freier Mann, die republikanische Verfassung trägt viel dazu bei, daß auch der ärmste Mattes Bauer seiner Würde als Mensch und Bürger sich bewußt bleibt, das bewahrt ihn vor Verbrechen, wodurch er um sein Stimmrecht kommen würde. Die Staatsmänner sind gering besoldet: der Landammann in St. Gallen hat 1400 und der Regierungsrath 1300 Gulden, obgleich es wenig ist, wenn man bedenkt, wie hochgebildet diese Männer sein müssen, sie bringen also dem Staate ein Opfer, und so muß es sein." „Diese Männer regieren vortrefflich, weise Sparsamkeit herrscht von Oben bis Unten, der Staatshaushalt liegt klar vor, der Rechtszustand ist gesichert bei den Gerichten, „wo heute freilich mancher Mann sitzt, der morgen hinter dem Pfluge steht, worauf allerdings der Parteigeist oft Einfluß hat." Bei der ausgedehnten Volksfreiheit halten

*) Der gewöhnliche Toast ist: all absend friends, sweethearts and wives. Alle abwesende Freunde, Geliebte und Weiber.

Digitized by Google

die Regierungen dennoch den Zügel wunderbar stark in der Hand: mit Kraft und Schonung, behauptet der Verf., sei der Sonderbundkrieg zu Ende geführt; zehntausend revolutionaire Köpfe aus Deutschland hätten sich in die gesetzliche Ordnung fügen lernen müssen. Der Schweizer Bürger, heißt es weiter, verlasse sich auf sich selbst, suche nicht wie die deutschen ihr Brodt vom Staat, komme überall gut fort, er könne ungehindert nach London, Paris und Brasilien gehen, ohne durch Militairdienst gebunden zu sein, es sei ein Segen, kein stehendes Heer zu haben. Die Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten werden als musterhaft gepriesen, kein Titel- und Rangwesen ꝛc. ꝛc."

Wenn der Schweizer sein Vaterland liebt und die von den Vätern auf ihn vererbten Institutionen ehrt, so thut er ganz wohl daran, denn Vaterlandsliebe ist ein so natürliches Gefühl, daß das Gegentheil als Unnatur erscheint, und überall und bei Allen verächtlich macht. Wenn der Verf. in seinem Adoptiv-Vaterlande sich wohl fühlt und dort ein Glück gefunden hat, welches ihm sein kurhessisches Vaterland nicht dargeboten, so gönnen wir es ihm von ganzem Herzen und verargen es ihm nicht, wenn er es mit Liebe umfaßt, selbst nicht, wenn er das Gute der dortigen Einrichtungen uns vorhält und zur Nachahmung empfiehlt, denn jedes Land wie jeder Stand hat seinen Frieden und seine Last. Aber unangenehm berührt es, wenn er in seiner neuen Heimath Alles trefflich findet, und alles Treffliche in seinem Geburtslande vermißt; wenn er die Wiege zerschlägt, die Einrichtungen ꝛc. verwirft, die ihn groß gezogen und zum Manne gebildet: wenn er in seinem politischen Bekenntnisse es macht wie mancher zum Katholicismus übergetretene Protestant, welcher in neuem heiligem Eifer seine früheren Genossen verdammt, und in seiner gegenwärtigen Gemeinschaft einen Himmel sieht. — So wegwerfend kann nur leider! ein Deutscher von den Seinen sprechen, der in der übrischwänglichen Idee von 1848/49 befangen ist; so redet unter gleichen Umständen kein Engländer, kein Franzose! Wir Deutschen verdienten solche Fußtritte, wenn wir — dazu schwiegen. — Hätte der Verf. eine gerechte Parallele zwischen den deutschen und schweizerischen Zuständen aufgestellt, wir würden es ihm danken, denn Deutschland kann Gottlob! trotz mancher Mängel und Zerwürfnisse, in welche uns die verkehrten Einheitsbestrebungen der letzten Jahre versetzt haben (und ohne die thörichte Pariser Februar-Revolution würde Deutschland wie Italien auf dem Wege verständiger Reformen geblieben und nicht auf den Weg der Revolution getrieben sein, der aufs Neue die alte Erfahrung predigt, was die Gewalt gewonnen, kann und wird die Gewalt nehmen), einen Vergleich mit andern Staaten noch immer aushalten! Dies Selbstgefühl kann und soll der Deutsche so gut wie der „ärmste Mutter Baure" haben, ohne daß daraus, wie der Verf meint, eine „dem Ausländer so sehr auffallende deutsche Renommisterei" (S. 27) entsteht, von welcher wir weniger wissen, als von dem leidigen „Allzugerecht sein" gegen das Ausland. Uns will bedünken, der Verf. habe sich auf einen zu beschränkten Standpunkt gestellt. Wären seine Urtheile über Kurhessen und St. Gallen auch sogar völlig richtig; so ist jenes nicht Deutschland und dieses nicht die Schweiz. Der Schluß von Einigen auf Alle ist bekanntlich unzulässig, und was in den Schweizer Duodez-Staaten paßt, eignet sich damit nicht für größere Länder, wo (wie Frankreich neuerdings beweist) die Republik nicht gedeiht, Republikchen Verderben bringen würden.

Uns thut es leid, dergleichen verderbliche Aufreizungen zur Unzufriedenheit auch aus einem Lande hören zu müssen, dessen Teile und Winkelrinde von Deutschen stets volle Anerkennung gefunden, obgleich sie Veranlassung waren, daß die Schweiz sich nicht blos von Oesterreich, sondern vom Reichsverbande losriß; von einem Volke, das seiner Mehrzahl nach deutschen Stammes, deutscher Zunge, deutschen Sinnes und Geistes ist; aber statt Deutschlands Vormauern zu sein der wälschen Eroberungslust gegen diese seine Brüder seit Jahrhunderten mit dem Schwerte diente, und jetzt, wie in dieser und anderen Schriften geschieht, das Zungenschwert zu ziehen geneigt ist. Hat der Verf. auch bedacht, daß die stammverwandten Schweizer und die schweizerischen Deutschen zu solchen Vorwürfen wohl am wenigsten berechtigt sind? Daß dies Schwert ihn selbst und seine Schützlinge verletzen müsse? Die Vorzüge, welche er an der Schweiz rühmt, möchten Deutschland auch nicht fremd sein, der Tadel ebenfalls die in ziemlich gleicher Verdammniß stehende Schweiz treffen. — Deutschland ist in viele Staaten getheilt, und das hindert leider! einheitliche Maaßregeln gegen das neidische und übermüthige Ausland; aber wenn seine 12,000 Q. M. und 36 Mill. Einwohner in 38 Staaten zerteilt sind, so bilden die 2 Mill. Schweizer auf ihren 175 Q. M. sogar 22 Staaten und nach diesem Verhältniß könnten wir 396 haben. Wenn Deutschland verschiedene monarchische und verschiedene republikanische Verfassungen hat, so kann (abgesehen davon, daß darin auch wieder etwas Gutes liegt) die Schweiz sich hier einer demokratischen, dort einer aristokratischen, hier einer monarchischen (Neuenburg), dort einer gemischten rühmen, denn fast jeder Kanton ist anders organisirt und die „eine und untheilbare Republik Helvetien von der Französin und Napoleons Gnaden ist bekanntlich bald über ihre eignen Beine gefallen. Wenn Deutschland wie die Schweiz nicht zu der monarchischen Einheit und Centralisation gelangt ist, wie z. B. Frankreich durch die Ränke Ludwigs XI. und XII., des Cardinal Richelieu, durch die Gewalt Ludwigs XIV., Robespierre's und Napoleons, (während in Deutschland die kaiserliche Gewalt geringe blieb und es hier nicht blos Reichsstädte, sondern auch reichsunmittelbare Dörfer gab,) so liegt der Grund, eben wie bei den Schweizern in einem vielleicht übertriebenen Freiheitsgefühl der Deutschen, welche sich nicht wie die Franzosen so leicht knechten ließen, sich ihre Eigenthümlichkeit und ihren eigenthümlichen Entwickelungsgang, welche auf die Bildung der Gesammtheit einen entschieden heilsamen Einfluß geäußert hat, nicht zum Benefiz einer Hauptstadt (wie z. B. Paris) wollte nehmen lassen. In der Schweiz stehen wie in Deutschland Katholiken und Protestanten einander gegenüber, in beiden Ländern verursachte das leider! blutige Religionskriege, nur daß die Schweiz noch 1847 davon eben kann, während Deutschland durch Preußens Mäßigung (im Jahr 1900 wird die Geschichte das rühmend anerkennen) vor Bürger- und Religionskrieg bewahrt blieb. Oder wünscht der Verf. um der bürgerlichen Einheit willen, daß wie in Frankreich, Spanien, Böhmen ꝛc. der Protestantismus im Blute seiner deutschen und schweizer Bekenner ausgelöscht sein möchte? Tritt nicht die Verschiedenheit in Bezug auf Gesetze, Münzen, Maaß und Gewicht ꝛc. in der Schweizer Kleinstaaterei noch viel philisterhafter und nachtheiliger hervor, als in Deutschland? Erscheint der Servilismus nur in monarchischen Staaten, nur gegen Fürsten und haben die Republikaner, welche sich damit brüsten, daß sie keinem Herrn dienen, nicht in den letzten Jahren auch unter

Digitized by Google

und gezeigt, daß Kriecherei und Buhlen um die Gunst des Volks und seiner Führer, zu einer Zeit, wo wenig Muth dazu gehörte über Fürsten und Regierungen Tadel oder Spott zu ergießen, stark und geell genug sich bei feilen Seelen, deren es überall giebt, äußeren könne? Es kommt hier auf den Geschmack an! Voltaire erklärte: „Ungeachtet meiner außerordentlichen Liebe für die Freiheit möchte ich lieber unter der Tatze eines Löwen, als unter den Zähnen einiger tausend Ratten sein, welche Mitbürger heißen." Die Herrschsucht wie die Kriecherei, sagt der Verf. S. 10, ist überall des Teufels, mag sie nun im Namen der Legitimität, oder im Namen der Freiheit, oder im Namen irgend einer empfangenen Mission ꝛc. befriedigt werden (Matth. 4, 8. 9)" und darin stimmen wir ihm gerne bei. — Einen Vorzug hat allerdings die Schweiz vor unserem Vaterlande und wir gestehen ihn willig ein; sie ist ein Bundesstaat und Deutschland bildet einen Staatenbund; aber diesen Vorzug, das Ziel langer und heißer Wünsche unseres Volks, würde eine geschicktere Benutzung der Umstände 1848 uns nicht verschafft haben, wären wir auf dem freilich langsameren Wege der Reform geblieben. Dagegen können wir ihm nicht beipflichten, wenn er von der Kraft der Schweizer Regierung, von dem Glück redet, kein stehendes Heer, keine Militairpflichtigkeit zu haben. Er vergißt, daß Deutschlands weite Gränzen nicht durch Schweizerberge geschützt sind, daß trotzdem die Schweiz nur durch die Eifersucht der größeren Mächte besteht, daß das Heer eines neuen Directoren, Präsidenten oder Kaiser Frankreichs oder Oesterreichs die traurige Geschichte von 1798 leicht erneuern und Eifersucht im Innern bald bei der Hand sein werde der Sonderbundskrieg zwar eine Stille wie vor einem Gewitter hervorgebracht, aber schwerlich die Einheit befördert habe; daß wir unsere stehenden Heere nicht eher abschaffen können bis unsre Nachbarn in Westen und Osten ein Gleiches thun; daß diese Heere aber doch nur, (die oft bittre und das mit Recht getadelte Ueberlassung hessischer Soldaten vor 80 Jahren im Nordamerikanischen Kriege an England abgerechnet) für vaterländische Zwecke verwendet werden, während „die freie Schweiz" seit Jahrhunderten bis auf diesen Tag das Blut ihrer Söhne für fremde Eroberungs- und Despotie-Gelüste nach Neapel, dem Kirchenstaat, Frankreich ꝛc. für Geld verkauft hat; daß es wahrlich weder der Schweiz noch Frankreich sonderlich zur Ehre gereicht, wenn schon im vorigen Jahrhundert ein französischer Staatsmann einem schweizer General vorwerfen konnte: Mit dem Gelde, welches die Schweizer Frankreich gekostet, (nach dem bekannten Sprichwort: Kein Kreuzer kein Schweizer) ließe sich der der Weg von Paris nach Basel pflastern, und dieser ihm entgegnete, mit dem für Frankreich vergossenen Blute wäre ein Kanal von Paris nach Basel zu füllen; daß es wahrlich von keiner starken Regierung zeuge, wenn die Franzosen aus Dank für diese blutigen, auch gegen Deutschland geleisteten Dienste, 1789 und 1830 die Schweizer-Soldaten in Paris niedermetzelten und die Schweizer „bei aller sonstigen, dem Ausländer so auffallende Renommisterei" dazu fein stille schwiegen. Und wenn er jene Regierungskraft darin setzt, daß 10,000 revolutionaire Köpfe aller Länder „die gesetzliche Ordnung nicht im Mindesten gefährdeten", so vergißt er, daß diese Einbrecher größtentheils als Flüchtlinge kamen, und dort auch nichts gegen die Regierung beabsichtigten, sondern nur einen Boden sowohl für ihre revolutionairen als anti-christlichen Umtriebe suchten und fanden. Wo war aber da „der mundersam starke Zügel in der Hand der Regierung", als sie gegen das Völkerrecht den bewaffneten Einbruch derselben in das Gebiet eines befreundeten Staates zuließ? — Rühmt der Verf. die geringe Besoldung der Staatsmänner in der Schweiz, so bemerken wir nur, daß ein Landmann oder Regierungsrath „mit ihren 14—1500 Gulden" sich in St. Gallen wenigstens eben so gut stehe, als ein Hamburgischer Senator mit 2000 — 3000 Thlrn., oder ein Sächsisch-Preußischer Regierungsrath mit 800 — 1000 Thlrn.; ja, daß jene bei Aufgebung ihrer juristischen Praxis oder durch Versäumnisse in ihren Handelsgeschäften sicher „dem Staate ein größeres Opfer bringen" als die Schweizer Regenten. Daß der Staatshaushalt in St. Gallen (bei 150,000 Einw. — 200,000 Gulden) und selbst in Bern 1½ Mill. Fr. leichter zu übersehen ist als in Oesterreich und Preußen nicht allein, sondern auch in Hamburg bei 180,000 Einw. und 5 Mill. ℔, und daß daher manche Einrichtungen sparsamer zu machen und patriarchalischer zu leiten sind ist eben so natürlich als begreiflich; wir glauben aber dessen ungeachtet nicht, daß der Verf. mit den Besserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten in den einzelnen Staaten Deutschlands und der Schweiz hinreichend vertraut ist, da er die letztern unbedingt vorzieht. Die vielen Heimathlosen, die Armentaxen, die öffentliche Versteigerung verwaisetes Kinder, Greise ꝛc. an den Mindestnehmenden in manchem Schweizer-Kanton sind in Deutschland glücklicherweise unbekannte Dinge. Was ferner das Titel- und Rangwesen Deutschlands betrifft, so ist es in dem „freien England" auch nicht geringer, aber wenigstens nicht gefährlich, höchstens lächerlich. Und hat denn nicht die Schweiz (nach dem Geständniß des Verf. S. 27) so viele Präsidenten, ist er nicht selbst Kirchenvorsteherschafts- und Schulvorsteherschafts-Präsident? giebt es nicht der Landammänner, der Regierungsräthe, der Land- und Stadträthe, der Orts- und Bezirksschulräthe, der Erziehungsräthe, der großen und kleinen Räthe ꝛc. eine Unzahl, und sollten diese nicht in den Städten die „in Deutschland sogenannten Honoratioren eines Ortes" bilden, obgleich der Verf. sie „ein in der Schweiz unbekanntes Geschlecht" nennt? Endlich hält er die Schweizer für wohlhabender als die Deutschen, allein Kurhessen ist noch einmal gesagt, nicht Deutschland, Hamburg und gar manche andere Orte gehören bekanntlich auch dazu, und überdies gesteht der Verf. S. 10, „daß das Volk in Matt bitter arm sei", also auch in Republiken Dürftigkeit wohnen könne; daß mancher reiche Mann in Glarus, Schwandau, Mollis ꝛc. sein Geld in monarchischen Staaten verdient habe, ein Zeichen, daß also auch da nicht Alles von den Fürsten verschlungen werde." — Hören wir schließlich, um gerecht zu sein, altera pars d. h. andere Schweizer Schriftsteller; da heißt es: „Das Schweizerland scheint wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glücklichen, schuld- und harmlosen Menschen bewohnt; aber man sieht nur den grünen Teppich der Wiesen und nicht die unwirthbaren Felsen; die Majestät der Eisgebirge und nicht die zermalmenden Lawinen; das Gepränge der Tagsatzungen und nicht ihre unaufhörlichen Zerwürfnisse; die Bilder von W. Tell und Winkelried, und nicht die Knechtschaft der Hütten; die alten Freiheitsschlachten und nicht die Kämpfe innerer Zwietracht, nicht das für Ordensbänder und Jahrgehalte der adeligen Geschlechter an das Ausland verkaufte Blut; die Gelehrsamkeit in den Städten und nicht die Geistesverwilderung und den Aberglauben der Dörfer, nicht die Mängel der Rechtspflege, die kleinstädtische Staatskunst.

Digitized by Google

Ueberall große Namen und große Worte, aber kleine Gesinnungen und kleine Thaten." So urtheilen Zschokke, Franscini, Hugenner u. a., die das Land kennen; so fand es Referent u. v. Deutsche, welche mit den gewöhnlichen großen Erwartungen die Schweiz besuchten, oder dort an Lehranstalten ꝛc. arbeiteten! — —

(Schluß folgt.)

Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor. Tragödie in drei Acten von Franz Hedrich. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1853. 139 Seiten. 8.

Der den Lesern dieser Blätter durch das in dem vorigen Jahrgange derselben besprochene Drama „Kain" wohlbekannte Verfasser hat in dem gegenwärtigen dramatischen Werke die Geschichte jener eigenthümlichen Frau geschildert, die eine Zeitlang auf dem Libanon eine so wunderbare Rolle als politisches und religiöses Oberhaupt der in der dortigen Gegend wohnenden syrischen Volksstämme spielte. Dort beherrschte sie dasselbe Tadmor, über welches in den letzten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit gleichfalls eine berühmte Frau, Zenobia, die Gemahlin des Kaisers Odenatus, regiert, und mehreren römischen Kaisern siegreich widerstanden hat, bis sie endlich in die Gefangenschaft des Kaisers Aurelian gerieth, und von demselben im Triumphe zu Rom aufgeführt wurde. Daß es Herrn Hedrich gelungen sei, die Schicksale der Lady Esther Stanhope zu einem so echt poetischen Gemählde zu verarbeiten, wie die Zenobia des Spaniers Calderon de la Barca ist, möchten wir gerade nicht behaupten; wir vermissen vielmehr in dem Drama des Letzteren nur allzusehr das orientalische Gepräge sowohl, als, was uns unendlich wichtiger erscheint, die Charakter-Entwickelung. Glaubte der Verfasser etwa es beim Kain durch zu große Einfachheit der Handlung und des Personals versehen zu haben, so ist er hier vielleicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Vom Schlosse der Lady Dair-Dschna auf dem Libanon werden wir in die Residenz des syrischen Emir Beschir, von da nach Haleb in das Lager des Ibrahim Pascha, von da in ein Kloster u. s. w. versetzt. Und auf diesen mannigfaltigen Schauplätzen treiben sich eine Unzahl von Personen, theils nur Dienerschaft der Lady, theils zur Umgebung des Ibrahim Pascha und des Emir Beschir gehörig, theils Drusen- und Beduinen-Häuptlinge, theils Personen aus allen Ständen und Geschlechtern umher, von denen fast Jeder mehr oder minder auf selbstständige Geltung Anspruch macht. Am meisten psychologische Entwickelung bietet noch der erste Act dar, wo Alles darauf hinarbeitet, die Lady, welche sich in der Einsamkeit beschaulichen Studien ergeben hat, aus dieser Lethargie zu reißen, und sie zu vermögen, die von Ibrahim Pascha und Emir Beschir entwaffneten Libanon-Völker zum Kampfe gegen ihre Bedrücker aufzurufen. Der arabische Parteigänger Chebil, der Maroniten-Häuptling Murad, und ein im Solde des ein doppelsinniges Spiel treibenden Emir Beschir stehender syrischer Jude Isachar sind es vornämlich, welche die Lady zum Hervortreten anzutreiben suchen, wobei das mit Kostbarkeiten gefüllte Kästchen des Letzteren den Ausschlag giebt, weil durch dasselbe der Lady die Mittel zu einer Bewaffnung in die Hände gegeben werden. Die nächste Umgebung der Lady dagegen, ihr Secretair, Sir Henry Kingdale, der Grieche Kyriaku, der Franzose Loustonneau, suchen diesem Vorhaben, jedoch vergeblich, Hindernisse zu bereiten. Der zweite Act spielt im Lager Ibrahim Paschas, jenes gefürchteten Sohnes von Mehemed Ali, der einige Jahre vor diesem syrischen Kriege sich in Griechenland einen so gefürchteten Namen gemacht hatte, und jetzt an der Spitze eines ägyptischen Heeres steht, um in Verbindung mit dem eingebornen Fürsten des Libanon, Emir Beschir, Syrien der Pforte zu entreißen. Wir erfahren, daß der Letztere darum der Lady Geld gesendet habe, damit dieselbe im Rücken des Heeres einen Aufruhr erregen. Theils nämlich hat er kein rechtes Vertrauen mehr zu dem Glückssterne Ibrahim Paschas, gegen den eine mächtige türkische Armee heranzieht, deren Befehlshaber schon mit ihm Unterhandlungen eingeleitet hat, theils drückt ihn das materielle, und wohl auch das geistige Uebergewicht Ibrahims, der sich schon in Syrien wie der Herr benimmt. Die Rolle, die der Emir dem Aegypter gegenüber spielt, ist denn auch dieser zweideutigen Handlungsweise entsprechend; er sucht zu beschönigen, auszuweichen, zu verheimlichen. Inzwischen empfängt Ibrahim die Nachricht von seinem Vater, daß Weisungen der Großmächte ihn nöthigten, ihm, dem Sohne noch den Aufschub einer entscheidenden Schlacht anzubefehlen. In Volksscenen erfahren wir jetzt die Bedrückungen des syrischen Volkes, dessen Unwille von Abgesandten der Lady zu einem offenen Aufruhr entfacht wird. Von dieser werden dann die Volkshaufen in einer feierlichen Anrede zum ausdauernden Widerstande gegen ihre Tyrannen verpflichtet. Schwebten dem Dichter nicht vielleicht Erinnerungen einer jüngsten Vergangenheit vor, als er die Lady die Worte sagen ließ:

. . . . Schön ist diese Stunde,
Wo ich Euch sehe, von dem Herrn beseelt.
Hört Ihr nicht aus in diesem Kampfe, so
Wird diese Stunde die verhängnißvollste
Gewesen sein, und Alle fällt Ihr nicht,
So zahlreich Ihr auf diesem Platze hier
Versammelt steht, das ungeheure Grab,
In welches Eure Hochmuth Euch stürzen!
Die Menge
Heil unsrer Sultanin!
Lady Esther
Auf den Kreuzstraßen
Von Haleb wird es Euer Blut beweisen!

Ueberhaupt ist diese ganze Scene vortrefflich gehalten.

Im dritten Acte entspinnt sich nun allmählich die Hauptschlacht, die unter dem Namen der Schlacht von Nisib (1839) in den Annalen der Geschichte verzeichnet worden ist. Die einzelnen im Dienste der Lady stehenden Häuptlinge erleiden schon gleich anfänglich partielle Niederlagen, und Emir Beschir denkt bereits daran, sich von ihr loszusagen. Alles ist hier Situation, von Charakter-Entwickelung keine Spur.

Die Lady selbst mit ihrer nächsten Umgebung wird in den Kampf, und bald auch in die Flucht verwickelt. Einen weit mehr sonderbaren, als ergreifenden Eindruck macht aber die Schlußscene, in welcher die Lady, schon im Zustande der Verzweiflung, da sie vergeblich die Ihrigen zum Stehen zu bringen versucht hat, „Kleidungsstücke", wie es heißt, „von sich herunter wirft", sich auf den Boden wirft, aufsteht, wieder fällt, sich erhebt u. s. w. In Gegenwart des sie verhöhnenden Emir Beschir stirbt sie dann.

Digitized by Google

Mängel und Vorzüge dieses Werkes sind, wie wir glauben, durch die gegebene Skizze schon einigermaaßen hervorgetreten, wir fügen daher nur noch hinzu, daß die Sprache desselben im Ganzen eine angemessene und würdige ist, und sich angenehm und fließend liest, wenn auch freilich ein höherer poetischer Schwung, und dichterische Beredsamkeit nur selten eintreten. Der Versbau dieser, abwechselnd 5½- und 5-füßigen, Jamben ist gleichfalls ein kunstgemäßer. —

An einzelnen Stellen läßt der Ausdruck die nöthige Schicklichkeit vermissen, und zwar gerade da, wo von der Lady die Rede ist; dahin gehört der Vergleich derselben mit dem durch die Wälder gepeitschten Mazeppa (Act I., Auftritt 5.); sie selbst sagt: „ich habe mir den Busen abgebrannt, wie eine Amazone" — (Act III., Auftritt 6.) und Emir Beschir kündigt ihr an, daß er sie in seiner Residenz an einen Pranger zum Zeitvertreib seiner Soldaten ausstellen, und dann mit einem auf die Stirn gebrannten Galgen nach Europa schicken werde. Von welchen Brettern herab soll eine solche Unwürdigkeit ertönen! —

An dramatischer Befähigung hat der Verfasser jedenfalls seit seinem Kain bedeutend gewonnen; in einem nächsten Werke müßte wohl vor allen Dingen sein Bestreben sein, Charaktere zu schaffen.

Die kleine Schrift empfiehlt sich auch durch splendiden Druck und gutes Papier. M. M.

Deutscher Zeitungs-Katalog für das Jahr 1853 (oder fünfte, vollständig umgearbeitete Auflage). Verzeichniss von 2270 in Deutschland und den angrenzenden Ländern in deutscher Sprache erscheinenden periodischen Schriften, mit Einschluss von politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblättern. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1853. 174 (175) Seiten. Gr. 8.

Dieser Katalog besteht aus drei Hauptabschnitten: I. Zeitschriften wissenschaftlichen und unterhaltenden Inhalts (nebst Schriften gelehrter Gesellschaften und Vereine). S. 9—64. II. Politische Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter. S. 67—152. III. Anhang. 1. Zeitschriften (646), welche seit der letzten Auflage des Zeitungskatalogs (1850) eingegangen sind. S. 156—169. 2. Anzeigen. S. 170—174. Die Zeitschriften des ersten Hauptabschnittes sind in alphabetischer Ordnung nach den Wissenschaftsfächern unter zwölf Rubriken gebracht; der zweite zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) Nach den Städten alphabetisch geordnetes Verzeichniß der politischen Zeitschriften, u. s. w. 2) Verzeichniß der Städte, worin politische Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter erscheinen. — Die Anzeigen im dritten Hauptabschnitte beziehen sich a) auf die ausländische Zeitungsliteratur (z. B. Nachweis von in Dänemark, Norwegen und Schweden erscheinenden Zeitschriften, die von dem Herausgeber und Verleger des Katalogs geliefert und für welche Anzeigen von ihm besorgt werden); b) Aufforderungen zu Insertionen.

Im Vorworte ist auf die Schwierigkeiten hingedeutet, welche sich unter augenblicklich obwaltenden Verhältnissen, der Redaction des Katalogs entgegenstellten, und bemerkt, wovon man sich bei flüchtiger Durchsicht leicht überzeugt, daß weder mit Mühe noch mit Zeit gegeizt sei, um ein brauchbares Handbuch zu liefern; daß jedoch, wenn es in jeder Beziehung das werden solle, was der Herausgeber wünsche, es der steten Mitwirkung der Betheiligten durch regelmäßige Mittheilung von Berichtigungen und Zusätzen bedürfe. Am Schlusse des Buches ist noch, und dies scheint Ref. der sicherste Weg um zum Ziele zu gelangen, vom Herausgeber an alle Verleger von wissenschaftlichen Zeitschriften, politischen Zeitungen und Local-Blättern die Bitte gerichtet, ihm eine Probenummer aus dem Jahrgange 1853 zuzustellen, damit die Titel u. s. w. genau dem nächsten Jahrgange des Zeitungskatalogs einverleibt werden können. — Noch einfacher wäre es vielleicht, wenn eine Buchhandlung oder ein für das Unternehmen sich interessirender Gelehrter in jeder bedeutenden Stadt, die Mühe übernähme, diese gewünschten Probenummern zu sammeln und sie zusammen dem Herausgeber zuzustellen. — Die wahre und richtige Angabe der Auflage eines jeden periodischen Blattes wird freilich nur den Verlegern desselben möglich sein, wenn sie überhaupt sich dazu geneigt finden möchten.

Ref. ließ eine Reihe von Jahren hindurch (1837—1848) zu amtlichem Gebrauche ein Verzeichniß der hamburgischen Zeitschriften drucken; seine Arbeit, nur auf eine Stadt beschränkt, wurde unter den günstigsten Verhältnissen geleistet, und dennoch hat er hin und wieder gefehlt. Wenn also in einem Werke, wie das vorliegende, welches die gesammte periodische deutsche Presse (auch die der Schweiz, Ungarn's, Rußland's) umfaßt, und aus einer Masse, oft mit Mühe herbeigeschaffter, in verschiedenartiger Abfassung gelieferter Materialien, zusammenzustellen ist, einzelne Irrthümer aufgespürt werden können, so wird der Werth, die Brauchbarkeit des Ganzen dadurch nicht beeinträchtigt und bleibt dasselbe allen Beamten, in deren Geschäftskreis das Zeitungswesen gehört, allen Buchhändlern, Bibliothekaren und Gelehrten unentbehrlich. Daß von mancherlei Verbesserungs-Vorschlägen so gut wie gar Nichts benutzt werden konnte und die alte Einrichtung des Katalogs beibehalten wurde, befremdet Ref. nicht; ihm scheint die Grundlage ganz sachgemäß. Sind unter die Rubrik: Zeitschriften vermischten Inhalts (S. 59—63) einige gestellt, die in andern Klassen hätten untergebracht werden müssen, so ist die Schuld davon unstreitig dem Mangel der Autopsie zuzurechnen oder daß es versäumt wurde, bei der Aufgabe der oft nur kurzen Titel, die Tendenz der Blätter in einer Anmerkung anzudeuten (— so vom Ref. bei der dramaturgischen Zeitschrift unseres Hrn. Dr. Karl Toepfer: „Der Recensent" —).

Der Katalog bietet, von seinem praktischen Nutzen abgesehen, interessanten Stoff zu Vergleichungen mit den nichtdeutschen periodischen literarischen Erzeugnissen und schätzbare Materialien zur intellectuellen Statistik.

Unter den wissenschaftlichen Zeitschriften sind die Theologie und Philosophie am ansehnlichsten vertreten (S. 9—18); demnächst Handel und Gewerbe u. s. w. (S. 47—54; darunter auch die New Yorker Handels-Zeitung, die mit jedem nach Europa abgehenden Dampfschiffe erscheint und franco Hamburg 10 Thlr. kostet); die allgemeine Literatur, Bibliographie und der Buchhandel mit 32 Publicationen (26—28).

Außer den in dem ersten Hauptabschnitte aufgeführten wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Zeitschriften, u. s. w., erscheinen politische Zeitschriften und Localblätter in München 20; Nürnberg 11; Frankfurt a. M. 13; Hamburg 17; Hannover 11; Prag 9; Wien 25; Berlin 30; Königsberg 10; Breslau 11; Dresden 7; Leipzig 11; Stuttgardt 9; — in Kopenhagen 1; den ungarischen Ländern u. s. w. 19; Rußland 15; der Schweiz 85; den Niederlanden (Luxemburg) 3; Frankreich (Elsaß) 5. Diese Zahlen mögen sich jedoch während der Redaction und des Druckes und nach demselben schon wieder verändert haben. — Eingegangen sind seit 1850 in Berlin 16; Bremen 7; Cassel 9; Frankfurt a. M. 8; Hamburg 7; Leipzig 7; München 4; Naumburg 8; Prag 6; Stettin 5; Ulm 6; Wien 6; Zittau 4.

In typographischer Hinsicht (Druck von Breitkopf u. Härtel) zeichnet sich der Zeitungs-Katalog durch Eleganz und zweckmäßige Einrichtung vortheilhaft aus und kann bei der Ausführung ähnlicher bibliographischer Werke als Muster dienen. F. L. Hoffmann.

Die Redaction des Illustrirten Familienbuches, herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd in Triest, hat abermals eine Preisausschreibung erlassen; diesmal nicht im Interesse der belletristischen Literatur, sondern um auch in dem belehrenden Theile der genannten Zeitschrift eben so Ausgezeichnetes wie in dem unterhaltenden bringen zu können. Es ist, außer dem üblichen Honorar von 40 fl. C. M. per Druckbogen, ein erster Preis von fünfundzwanzig und ein zweiter Preis von fünfzehn Dukaten in Gold ausgesetzt worden für die zwei besten geschichtlichen oder historisch-biographischen Aufsätze, welche in gut lesbaren Reinschriften bis zum 31. März 1853 portofrei an die Haupt-Agentur des Oesterreichischen Lloyd in Wien, Hoher Markt Nr. 388, eingesandt werden, und zwar so, daß das Manuscript nur mit einem Motto bezeichnet, der Name des Verfassers aber in einem versiegelten, mit demselben Motto bezeichneten Briefe enthalten ist, wie solches bei Preisbewerbungen üblich ist. Der Umfang der einzureichenden Arbeiten darf höchstens anderthalb gewöhnliche Groß-Octav-Druckbogen, oder einen Groß-Quartbogen der genannten Zeitschrift umfassen, und es werden im Hinblick auf den Leserkreis Schilderungen einzelner wichtiger Ereignisse, oder Charakteristiken und Parallelen, so wie Darstellungen interessanter Persönlichkeiten und Zustände am willkommensten sein, zumal derartige Stoffe dem Autor die beste Gelegenheit zur Entwickelung einer leicht faßlichen und dabei doch geistreichen und gediegenen Darstellung bieten. Ausgeschlossen sind: Bloße chronologische Aufzählungen, Mittheilungen von Urkunden, so wie Schriften über kirchliche und politische Streitfragen. Das Preisrichteramt haben die Herren Professor Albert Jäger, Theodor Georg von Karajan und Dr. Ferdinand Wolff, sämmtlich Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, übernommen. Ihre Entscheidung wird am 1. Juni 1853 durch die Zeitungen veröffentlicht werden. Sowohl die beiden gekrönten, als auch die sonst etwa zum Abdruck gegen das gewöhnliche Honorar geeignet erscheinenden Aufsätze bleiben zwei Jahre lang, also bis zum 1. Juli 1855, ausschließliches Eigenthum des Illustrirten Familienbuches.

Möchte sich diese Preisausschreibung, namentlich auch außerhalb Oesterreichs, einer zahlreichen Betheiligung zu erfreuen haben!

Miscellen.

Die Weinverkäufer in Nürnberg feierten den Urbanstag alljährlich bis ins 17. Jahrh. mit feierlichem Umzug, wobei einer in der Tracht des Heiligen auf einem magern Schimmel ritt. Er trug ein rothbemaltes Linnenkleid, das mit Narrenkappen und bunten Federn besteckt war und hielt vor jeder Weinstube, wo ihm ein Trunk gereicht ward. Voran gingen zwei Stadtdiener, es folgten Sackpfeifer und Schalmeien, dann ein Mann in rothem Rock, der eine Fichte trug, an welcher kleine Spiegel und andere Glassachen befestigt waren. St. Urban gebärdete sich auf einem dünnen Gaule wie ein Trunkener, schrie fleißig Juchei und ließ sich von seinem zur Seite gehenden Begleiter von Zeit zu Zeit den Becher reichen; auf der anderen Seite ging eine Frau mit einem Tragkorbe, in welchem Glassachen, die Urban verkaufte oder verschenkte. Der Eigenthümer des Rosses hielt diesem ein Bündel Heu vor. Hinter dem Pferde trugen zwei roth gekleidete Männer an Stäben Glasflaschen, in welche der Wein gegossen wurde, den die Weinwirthe dem Heiligen verehrten. Das Volk folgte dem Zuge unter lautem Zurufe. (Klemm, „Cultur-Geschichte des christlichen Europa", 1r. Band, nach Roth, „Nürnbergs kurzgefaßte Geschichte.")

(Aus Klemm's Cultur-Geschichte des christlichen Europa. 2r. Band.) Nach dem Tode Katharina's traf ihr Sohn Paul I. (1797 bis 1801) manche Veränderungen in der Organisation des Reiches, allein er regierte zu kurze Zeit, als daß seine Gewaltsamkeit dem Ganzen eine wesentliche Aenderung hätte geben können. Sein Nachfolger Alexander I. suchte nun die geregelte Ordnung wieder herzustellen. Sein reger Eifer für das Wohl seiner Unterthanen, seine sanfte und milde Gesinnung, dann die Lehren der damals herrschenden Philosophie von Westeuropa, die Ideen der Philantropie und Humanität, der Ruf von Freiheit und Gleichheit, der vom Rhein her über ganz Europa hallte, die Beispiele, die Friedrich II. und Joseph II. gegeben, brachten den jugendlich schwärmenden Alexander auf den Gedanken seiner Nation — eine republikanische (?) Verfassung zu geben. Als man ihm die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters brachte, weigerte er sich anfangs die Regierung anzutreten. Dann nahm er sie an, um augenblicklichen Unordnungen vorzubeugen. Er entwarf hierauf eine Constitution, die auch wirklich gedruckt, aber nur an wenig vertraute Personen vertheilt wurde. Die übrigen Exemplare wurden im Kreml niedergelegt. Sie wurden später ganz beseitigt. (Klemm hat als Quelle dieser Notiz die „Reise nach Rußland" von Blasius II. (— nicht I. —) 360 genannt. Es ist leider der genaue Titel dieses kaiserlichen Constitutions-Entwurfs nicht angegeben; er hätte sonst in den Verzeichnissen bibliographischer Seltenheiten eine der ersten Stellen einzunehmen.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 3. Sonnabend, den 8. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Neuere Kunde über die deutschen Reisenden, Herren Doctoren Overweg und Barth in Mittel-Afrika von A. Petermann Seite 17
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace (Fortsetzung) ..... „ 18
Literatur:
Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. Von Karl Pfeiffer (Beschluß) ..... „ 19
Stadtgeschichten. Von Max Ring. Zweiter Band ..... „ 22

An unsere Leser.

Vom heutigen Tage an hat unser Mitarbeiter, Herr Dr. Sigismund Wallace die Redaction unseres Blattes mitübernommen. Wir werden uns bestreben den seit Acht und zwanzig Jahren bestehenden Hamburger Literarischen und Kritischen Blättern einen neuen Aufschwung durch unsre vereinten Kräfte und Bemühungen zu geben, und für die Folge wie früher nur Gediegenes auf dem Felde der Literatur und Wissenschaften in Original-Uebersetzungen und Kritiken zu liefern. Wir haben manigfache Stürme am politischen Horizonte erlebt; diese konnten nicht wehen ohne uns zu berühren, aber wir haben immer dahin gestrebt, eine uns würdige Stellung zu behaupten. Fremd der Neuerungssucht, werden wir immer den Vernunft gemäßen Fortschritten in Wissenschaft, Politik und öffentlichem Leben das Wort reden.

Die bisherige Redaction.

Neuere Kunde über die deutschen Reisenden, Herren Doctoren Overweg und Barth in Mittel-Afrika, von August Petermann.

(Aus dem englischen Globe.)

So eben (Ende vorigen Monats) sind weitere Depeschen und Mittheilungen von meinen Freunden aus dem Inneren von Afrika eingelaufen. Zur Zeit der vorherigen Briefe befand sich der Herr Dr. Overweg zu Kuka und sah der Rückkehr des Herrn Dr. Barth von seiner Reise nach Baghirmi — einem mächtigen Königreiche, zwischen dem Tschad-See und dem Nil belegen und nie zuvor von einem Europäer besucht — entgegen. Nachdem Herr Dr. Barth jenes Land bis zu seiner Hauptstadt Masena mit Erfolg erforscht hatte, kehrte er am 20. August v. J. nach Kuka zurück und schloß sich bei bester Gesundheit und heiterem Sinn wieder seinem Freunde an. Diese Wiedervereinigung war eine höchst freudige, indem die liberalen Unterstützungen durch Lord Palmerston und verschiedene Zubußen aus ihrem eignen Lande, schon zu Anfang des Jahres abgesandt, endlich eingetroffen waren. Vor diesem Termin war die Communication der Reisenden mit Europa durch die Kriege, welche über eine weite Strecke der südlichen Sahara wütheten, sehr behindert worden. Eine der Karavanen, die es gewagt hatte, die Reise von Murzuck nach Kuka zu unternehmen, war geplündert worden und die Tuariks hatten bei dieser Gelegenheit auch ein für die deutschen Reisenden bestimmtes Paket gestohlen. Seit Juli 1851 bis v. J. hatten sie keinerlei Unterstützungen erhalten und waren darüber in großer Verlegenheit. Sie hatten Alles verkauft, was sie nur irgend entbehren konnten und was zu ihrer persönlichen Bequemlichkeit diente, und konnten zuletzt keinen Boten mehr bezahlen, um ihre Briefe nach dem Norden zu befördern. Nur durch die große Güte und Generosität des Vezirs von Bornu war es ihnen möglich geworden, in ihrem Unternehmen auszuharren. Dieser aufgeklärte Mann ist nun, auf

Digitized by Google

Anrathen des Hrn. Dr. Overweg, darüber aus Sammlungen der natürlichen Erzeugnisse und der Manufacturen Bornu's zu beschaffen, die sodann nach England gesandt werden sollen.

Die in meiner vorigen Mittheilung aufgestellte Meinung, daß Kawara und Tschadda die beiden Hauptstraßen von der westlichen Küste aus ins innere Afrika würden abgeben können, finden sich durch die neuesten Mittheilungen des Herrn Dr. Barth in hohem Grade unterstützt, indem er England empfiehlt, dem Küstentheile eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, der sich von der Kawara bis nach dem Aequator erstreckt.

Unsere beiden Reisenden sind entschlossen, den ganzen afrikanischen Continent zu durchschneiden und, wenn möglich, bis zu dem indischen Ocean vorzudringen. „Der mächtige Beistand Englands und Preußens," schreibt Herr Dr. Overweg, „verdoppelt unsern Muth und bestärkt uns in dem Entschluß, nach Süden vorzudringen und in dem Versuche, unser großes Vorhaben zu vollführen, zu beharren." — Sollten Geldschwierigkeiten dies einstweilen noch unmöglich machen, so wollen sie zuvor eine andere Route, in westlicher Richtung, einschlagen und Timbuctu zu erreichen suchen.

„Ich meinestheils," schreibt der Dr. Barth an Herrn Chevalier Bunsen, „bin entschlossen, der Erforschung dieses Landes noch weitere drei Jahre zu widmen; aber was können ein Paar Personen in dieser großen unbekannten Welt beschaffen?" Er deutet an, daß andre Reisende von der Westküste, entweder den Tschadda hinauf, oder von Pablo de Loanda aus, das im Süden des Aequators belegen ist, in das Herz von Afrika eindringen sollten. Er räth vor Allem dazu, daß, da zu Zanzibar, an der Ostküste von Afrika, schon Anstalten getroffen worden sind, sie von dort aus zu unterstützen, nun einer oder ein Paar Reisende sich von Mozambique oder Kilwa in der Richtung des See's Niassi auf den Weg machen sollten.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

II. Samstag Abend auf dem Meere.

1. Sturm.

Laut die Winde stürmen,
Hoch sich Wellen thürmen;
Wie der Strudel leichten Kahn
Nun das Schiff wirft der Orkan.
In die Wolken sprützt der Gischt;
Brauset, gährt und schäumend zischt,
Und das wildgepeitschte Meer
Wälzt im Bogen sich umher!

Es zittert der Mast
Aus stämmigem Baum
Wie schwankender Ast.
Den salzigen Schaum
Spei'n Wellen und Wogen
In riesigen Bogen
Auf gräuliger Bahn
Zum Himmel hinan!
In Donner und Blitzen
Sich wälzen und sprützen
Gewässer umher,
Und schleudern die Barke,
Die schwere und starke
Auf wallendem Meer!
Es mehrt sich das Grausen
In dunkler Nacht;
Im Heulen und Brausen
Der Kiel dumpf kracht!
Die Segel umwunden
Gerefft sind gebunden
An Stangen und Mast;
Der Sturm sie erfaßt,
Sie schwanken und zittern
Und brechend zersplittern!
Im Takelwerk pfeift
Und heult die Windsbraut;
Geflügelter Fisch
Kaum flatternd umschweift
Was Menschen gebaut!
Im Sturme verwirrt
Sturmvogel umschwirrt
Ermattet das Schiff.
Sein heimisches Riff,
Das Nestchen so traut,
Das er sich gebaut,
Sind nirgends zu schauen
Im Meere, im grauen,
Und endlich er sinkt
Hinab in die Fluth!

Kein Sternlein blinkt
Mit freundlicher Gluth!
In schwindlende Höh'
Der strudelnden See
Erhebt sich das Schiff;
In furchtbare Tief',
Die Wogen es reißen;
Dann wieder es steigt
Wie Federball leicht. —
Geöffnet sind Schleußen
Dem schwellenden Guß,
Und kaum sind noch Schranken
Die festesten Planken!
Dem salzigen Fluß
Verschwunden ist Leere;
Die Wolken und Meere
Sind eins und vermischt
Im Strudel und Gischt!
Chaotisch vermengt
Im Strome gedrängt
Sich Wellen auf Wellen
Erheben und fällen
In endloser Zahl!
Vom Himmel kein Strahl
Erleuchtet die Nacht;
Vergeblich gedreht

Digitized by Google

Das Ruder dumpf kracht!
Kein günstiges Zeichen
Wird ringsum erspäht;
Am Morgen dem bleichen
Der Kompaß nur findet
Die ziellose Bahn,
Bald südlich, bald östlich
Bald nördlich, bald westlich;
Das Wetterglas kündet
Sturm, fallend noch, an!
Wie schwirrender Pfeil
Treibt's Schiff durch die Flut
Im Wind-Geheul
In stürmischer Wuth.
Es fallen Matrosen
Auf schlüpfr'gem Verdeck;
Die Männer so keck
Beginnen zu zagen
Und weibisch zu klagen!
Sie zittern und beben
Für Gut und Leben;
Sie seh'n mit Schrecken
Den Tod sich recken
Aus Well' und Wog'
So riesig hoch!
Es zuckt der Blitz;
Wie schwer' Geschütz
Der Donner kracht:
Tag ist wie Nacht,
Und Regenguß
Wie schneller Fluß
In's Wellengrab
Stürzt stets hinab.
Kein Stern erlischt,
Kein Strahl erhellt
Der Wellen Gischt
Im Wind der gellt;
Bis Blitzesstrahl
So schwefelig fahl
Zuckt und erbleicht,
Die Schrecken zeigt!
Dann toll und wild
Fantastisch' Bild
Sich höhnend reckt,
Die Zähne bleckt,
Und spottend lacht
Der Menschen Macht!

Kapitain und Reis'gefährten
Traurig zur Kajüte kehrten,
Und der Männer bleich' Gestalten
Krampfhaft sich am Tische halten,
Daß der Fuß nicht strauchelnd fall'
In dem Schiff, der Winde Ball!
Gläser klirren, alles bricht,
Flackernd tanzt der Lampe Licht,
Und die Glocke achtmal dröhnt
Durch des Sturmes Schreck und Graus,
Und der arme Wandrer stöhnt,
Denkend an der Heimath Haus;
Denkend aller seiner Lieben,
Wünscht, daß er zu Haus geblieben
In dem theuren Vaterland,
Wo des Knaben Wiege stand!
Und der Männer Stimmen beben,
Wenn die Gläser sie erheben;
Thränen ihre Blicke brechen
Und die Lippen zitternd sprechen:
Allen Freunden sei gedacht
Bei dem Glas an Samstag Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. Von Karl Pfeiffer, Pfarrer. St. Gallen und Bern, bei Huber & Co., 1852. S. 54.

(Beschluß.)

Was 2) die kirchlichen Einrichtungen der Schweiz betrifft, so rühmt der Verf. daß er, der in seinem Vaterlande wohl nach 10—20 Jahre um eine Pfarrstelle hätte bitten müssen, um nachdem er ein Philister geworden, ins Amt zu treten, nach St. Gallen als Vikar berufen werden, daß er dann 1839 „frei erwählt von einem freien Volke" als Pfarrer unter Böllerschüssen und Glockenklang, unter Gesängen der Schulkinder und einer herzlichen Rede des Gemeindevorstehers durch einen Triumphbogen in seine erste Gemeinde eingezogen sei." Er preiset, daß die Kirchenvorsteherschaft, nach der Kirchenordnung, „die Sittenaufsicht über alle Kirchenangehörige der Gemeinde, über das gegenseitige Betragen der Eheleute, über die Kinderzucht, über das sittliche Verhalten der Jugend, der Dienstboten, Lehrlinge und Gesellen, über Kirchenbesuch, Theilnahme am Abendmahle ꝛc., genaue Aufsicht führe; daß erst ein Belehren, Ermahnen und Warnen des Pfarrers stattfinde und wenn dies erfolglos, der Vorstand sie vor sich lade und jedes Gemeindeglied bei Unsittlichkeiten, welche der weltliche Richter nicht strafen könne, solcher Citation Folge leisten müsse; daß, wofern auch dann kein Erfolg sich zeige, er sie zur weitern gesetzlichen Behandlung an den Gemeindeammann überweise. Er lobt das Gesetz, welches den Pfarrer verpflichtet, binnen fünf Jahren wenigstens einmal jede einzelne Familie seiner Gemeinde zu besuchen, und über den moralischen Zustand derselben genaue Nachfrage zu halten; daß er die Kranken besuchen, über ihre Verpflegung wachen und nöthigenfalls darüber der Armenpflege Bericht abstatten müsse; daß erst der Pfarrer, dann die Kirchenvorsteherschaft, endlich der Kirchenrath bei Ehestreitigkeiten und Ehescheidungsklagen vermittelnd auftreten müsse, daß leichtsinnige Ehescheidungen aus bloßer Abneigung gesetzlich fast unmöglich gemacht, daß Unzucht, Ehebruch, sowie Beschimpfung einer gesetzlich bestehenden Religionsgesellschaft oder der Gegenstände ihrer Anbetung und Verehrung durch lästernde Reden, Schriften oder entehrende Handlungen mit ½- bis 3jähriger Zuchthausstrafe belegt werde."

Digitized by Google

Wir stimmen in dies Rühmen und Loben, wenn auch nicht in aller Hinsicht, ein, glauben aber, daß der Verfasser sich irrt, wenn er diese Einrichtungen als der Schweiz eigenthümlich schildert. Was zuvörderst die Anstellung der Geistlichen anlangt, so sind wir auch der Meinung, daß man bei Vakanzen in Kirche und Staat den passendsten Mann suchen, und wenn man ihn gefunden hat, ihn berufen müsse; ob aber, wie es dermalen noch steht, ein Kandidat, wenn er keine weitere Schritte thue, oder von Verwandten und Freunden thun läßt, eines solchen Rufes sicher sei, mögten wir in Republiken wie in Monarchien bezweifeln, es möchte denn eine große Dürre passender Männer vorhanden sein. Der Verf. ist zum Vikar berufen worden und wir haben, trotz unserer Opposition gegen manche seiner Ansichten keinen Grund seine volle Würdigkeit zu bezweifeln, daß ihm aber unter den Tausenden deutscher Pfarramts-Kandidaten ein solcher Ruf traf und treffen konnte, muß doch seine specielle Veranlassung gehabt haben. Der Verf. ist zum Pfarrer „von einem freien Volk", d. h. doch wohl von der Gemeinde, gewählt worden. Auch in Deutschland giebt es außer den Patronatstellen auch solche, wo die Kirchenvorsteher als Repräsentanten der Gemeinde oder die sämmtlichen Hausväter der Gemeinde wählen, aber gerade dabei fallen oft die gehässigsten Umtriebe vor, denn nicht immer haben diese sich ihre Aufgabe klar gemacht, nicht immer sind sie urtheilsfähig oder leidenschaftlos, und wenn man solche Wahlen auf der „breitesten Grundlage" billigt, warum schließt man die Frauen, oder irgend einen Konsistorialen, welcher zur Gemeinde gehört, von der Mitwählung aus? Bei solchem Wahlverfahren hat freilich der Kandidat nicht nöthig „Stundenlang im Vorzimmer der Großen unter andern Petenten zu sitzen und zu harren;" allein dafür muß er Tagelang bei den einzelnen Gemeindegliedern petitioniren, und doch oft erfahren, daß nicht Geist, Gelehrsamkeit, Charakterfestigkeit und religiöser Sinn, sondern die starke Lunge, die Schönrednerei, Geschmeidigkeit im Umgange, Connexionen, Vetterschaft, das Huldigen des Zeitgeistes ꝛc. ꝛc. die Entscheidung bringen. Uns will es scheinen, als ob diese Gebrechen jenen Mängeln völlig das Gleichgewicht halten und daß die Protestanten wohl thun würden, wenn sie bei Kirchenwahlen (ähnlich der katholischen Kirche) der Geistlichkeit (Consistorium, Ministerium) welche am sichersten über die Befähigung der Kandidaten für diese oder jene Stelle urtheilen kann, den Haupteinfluß einräumte, und diesem Wahl-Kollegium etwa einige Staats- und Gemeinde-Deputirte zugesellte. Daß der Pfarrer, werde er nun gewählt oder ernannt, feierlich in sein Amt eingeführt werde, versteht sich von selbst und geschieht auch in Deutschland, wenn auch ohne „Böllerschüsse und Triumphbogen."

Vortrefflich finden wir die St. Galler Einrichtung, daß der Pfarrer und die Kirchenvorsteherschaft auf das häusliche Leben, auf eheliche Eintracht, auf Kirchenbesuch und gute Sitten gesetzlich zu halten verpflichtet sind, während die bürgerliche Behörde wenig damit zu schaffen hat. Aber das sind in Deutschland so unbekannte Dinge nicht, wie der Verf. zu glauben scheint; und wo sie seit der französischen Revolution, seit der französischen Emigranten-Wirthschaft und der französischen Soldatenherrschaft uns abhanden gekommen sind, da sollten diese Gesetze wieder hergestellt werden. Diese Wiederherstellung einer geeigneten Seelsorge ist aber keine leichte Aufgabe, namentlich in großen Städten, da die Zahl der Prediger mit der Bevölkerung in gar keinem Verhältnisse mehr steht; schwieriger in Republiken als in Monarchien, wo man schon den Anordnungen wegen einer bessern Sonntagsfeier, wie sie vor 50 Jahren noch durchgehends statt fand, wegen geregelten Kirchen- und Abendmahlsbesuchs ꝛc. sich zu widersetzen sucht. Was an vielen Orten der Schweiz, Norwegen's, Schweden's geschehen kann (wir glauben nicht, daß es in Genf, Bern, Basel, Zürich ꝛc. vollständig geschieht) ist bei dem herrschenden Geiste der Zeit in unsern großen Städten kaum möglich. Und warum klagt der Verf. hier bloß Deutschland an! Wir wagen die Behauptung, daß trotz der betrübenden Erscheinungen der letzten Zeit im Kern des deutschen Volkes noch ein tüchtiger religiöser Kern liegt, der nur einer lebendigen Anregung bedarf.

3) Bildungsanstalten und Volksbildung. „Die Bildung, behauptet der Verf., sei nirgends so allgemein als in der Schweiz. Deutschland wird nur der nächste Platz eingeräumt (hier fehlt ja die politische Freiheit, von der alles Heil kommt), und von England erklärt, diesem Staate gereiche sein Schulwesen zur Schande und sei ein Zeichen, daß das englische Volk noch nicht zur wahren politischen Freiheit gelangt sei."

Für die letzte Bemerkung mögen die Engländer sich bei ihm bedanken; was uns betrifft, so meinen wir einerseits, der Verf. habe die politische Freiheit mit der höhern sittlichen verwechselt, andererseits wiederum von einem Theile auf das Ganze geschlossen, folglich fehlgeschossen, und selbst wenn er das Rechte getroffen, nicht beachtet, daß die Schweizer auf ihre vermeintliche Höhe durch deutsche Schultern gehoben worden sind und in Wissenschaft und Kunst mit unserem Kalbe gepflügt haben. Die Schweizer Gelehrten haben größtentheils ihre Ausbildung auf deutschen Universitäten und durch deutsche Literatur gewonnen; das deutsche Volksschulwesen stand schon früher und namentlich in Preußen und Sachsen, in Würtemberg und Baden auf einer viel höhern Stufe als das Schweizerische und hat seit 30 Jahren dem halben Europa zum Muster gedient. Comenius und Basedow, Campe und Salzmann, Pöhlmann und Graser, Niemeyer und Schwarz ꝛc. ꝛc. haben schon lange vor Pestalozzi auf die Verbesserung des Volksunterrichts mit Erfolg hingewirkt. Den Werth Pestalozzi's haben Deutsche und namentlich Preußen den Schweizern (wie den Werth Shakespeare's den Engländern) erst begreiflich gemacht; vor 40 Jahren war er in seinem eigenen Vaterlande eine unbedeutende Größe. Wie der Verf. diese geschichtliche Thatsache übersehen, wie er die Behauptung aufstellen konnte, „daß der Schulbesuch in dem gepriesenen Preußen theilweise bejammernswerth schlecht sei" und womit er sie zu vertheidigen vermag, ist Ref. ein Räthsel, sie müßte denn nur aus einer zur Modesucht gewordenen einfältigen und unpolitischen Antipathie gegen Preußen (mit welchem Deutschland, besonders Norddeutschland und der Protestantismus steht oder fällt), aus einem politischen Ultra-Demokratismus und einem abgöttischen Anbetungen der der alleinseligmachenden Republik hervorgegangen sein. Wir können dem Verf. versichern (und wir glauben ein Urtheil darüber zu haben) daß die Volksbildung in Preußen (welches freilich 1848 nicht fallen und 1849 keine kaiserliche Dornenkrone und damit den Bürgerkrieg wollte) trefflich ist und daß die Preuß. Regierung seit 40 Jahren auch für die Polnischen und für die früher den Franzosen unterworfenen und geistig vernachlässigten Rheinprovinzen die dankenswerthesten Anstrengungen gemacht hat.

Digitized by Google

„Der gute Schulbesuch, sagt der Verf., hängt in unserm Kanton wesentlich davon ab, daß jeder Ortsschulrath Strafkompetenz von 1—11 Gulden für Schulversäumnisse hat, welche Strafe bei Unvermögenden in Frohndienste oder Gefängniß verwandelt wird. Der Lehrer muß die Schulversäumnisse jeder Woche dem Oberschulrath-Präsidenten einreichen, der Oberschulrath wird vom Bezirksschulrath, dieser vom Erziehungsrath und dieser wieder vom großen Rathe controllirt. Was Kapff (S. 20) als Forderung der innern Mission darstellt, daß jeder Geistliche wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht in der Schule gebe, das haben wir als Gesetz. Unser Pfarrer muß den Kindern von 13—15 Jahren wöchentlich zwei Religionsstunden in seinem Hause ertheilen, Sonntags eine Kinderlehre über den Katechismus mit den 10- bis 15jährigen Kindern halten, und sie zugleich erwachsenen Zuhörern erbaulich machen; er darf nicht vor dem 16. Jahre und nach besonders ertheiltem Konfirmandenunterricht konfirmiren. Die Hauptaufsicht über die Schulen in der Gemeinde führt der Pfarrer; es ist also die Schule noch nicht vollständig von der Kirche, oder besser der Pfarrer noch nicht von der Schule, emancipirt. Das kostet Arbeit, denn mancher hat acht Schulen, die oft eine Stunde weit vom Pfarrhause liegen." — Nun, eine solche gesetzliche Schulordnung billigen wir von ganzem Herzen, weil sie allein eine gründliche Volksbildung verbürgt. Aber hat der Verf. denn nie davon gehört, daß Schulordnungen, Schulpflichtigkeit, Strafen für Schulversäumnisse lange vor 1830 in fast allen monarchischen Staaten Deutschland's: Preußen, Sachsen, Weimar, Nassau, Würtemberg, Baden, selbst in Oesterreich und Bayern ꝛc. ꝛc. eingeführt worden sind und nur in den republikanischen Freistädten noch zu den frommen Wünschen gehören, und daß die Zeit unserer Freiheitsbestrebungen auch manche Schulverordnung hervorgebracht hat, weil man vom „Schulzwange" (in Deutschland sagen wir sogar lieber: Schulpflichtigkeit) nichts wissen wollte. Sollte wohl dieser Schulzwang in den Schweizer Gebirgsgegenden überall regelmäßig durchgeführt werden und Geldstrafen wegen Armuth auch bei dem besten Willen der Obrigkeit eingetrieben werden können? Wir meinen, daß es auch dort wie im Odenwalde gehen wird, wo der Lehrer zu Steinbach 1850/51 bei 127 Kindern ein Verzeichniß von 10 362 Schulversäumnisse (worunter 4626 erlaubte) d. h. à Kind 81 Tage nebst 2 Monat Ferien = 4 Monat 21 Tage, und ein anderer im ersten Vierteljahr ein Verzeichniß von 170, im zweiten von 190 Gulden Schulstrafe der Behörde einreichte. Was für große Dinge kann die Schule unter solchen Umständen leisten, und wenn die Konfirmation schon im 14. Jahre stattfinden darf, welche nachhaltige Wirkungen kann man erwarten?

Wir wünschen, daß überall in Deutschland wie in der Schweiz, das 16. Jahr als Konfirmationsjahr festgesetzt und der Religionsunterricht den Predigern auf dem Lande und in kleinern Städten zur Pflicht gemacht werde, denn in großen Gemeinden großer Städte treten unübersteigliche Hindernisse entgegen, und man kann hier auch viel leichter tüchtige Lehrer für den Religionsunterricht gewinnen. Mit einer gänzlichen Trennung der Schule wie des Staates von der Kirche, deren Beabsichtigung der Einsicht des frankfurter Parlaments nicht sonderlich zur Ehre gereicht, hat es glücklicher Weise jetzt wohl nicht mehr viel zu bedeuten, die Ausführung würde auch sehr bald an den religiösen Sinn des Volkes gescheitert sein. — —

Dagegen können wir dem Urtheile des Verf. unsere Zustimmung im Allgemeinen nicht versagen, wenn er erklärt: „Ich bin überhaupt gegen die modernen Emancipations-Ideen, gegen die Emancipation der Frauen in der Art, daß man Gottes Ordnung umstößt; gegen die Emancipation der Juden in der Art, daß man ihnen mit den Christen das gleiche Bürgerrecht und den Zutritt zu allen Staatsämtern giebt; gegen die Emancipation der Kirche vom Staate, wie die freien Kirchen im Waadtlande, in Schottland, in Amerika; gegen die Emancipation des Staates von der Kirche in der Art, wie das deutsche Parlament die Religionslosigkeit des Staats erklärt hat. Das Alles ist gegen den Begriff des christlichen Staates, und von einem christlichen Volke muß der Grundsatz festgehalten werden, daß die christliche Religion die Grundlage sein müsse alles Lebens, wo Sittlichkeit in Betracht kommt: des staatlichen wie des kirchlichen. Recht und Freiheit, alles politische Wirken, Achtung vor der Obrigkeit muß mit dem religiösen Glauben des Volks zusammenhängen, wenn es Festigkeit und Erfolg haben soll. Alle sogenannte Aufklärung und Schulweisheit hilft ohne Religion nichts, es folgt auf jeden Fortschritt ein größerer Rückschritt. Ohne den Glauben kann die politische Freiheit in einem christlichen Staate nicht bestehen, denn Freiheit ohne Selbstbeherrschung führt zu Anarchie und Despotismus (d. h. auf gut Deutsch: Zügellosigkeit). Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, Aufopferungssinn aber muß durch Religion gelernt werden. Frankreich's fruchtloses Ringen nach politischer Freiheit hat seinen Grund darin, daß so wenig lebendiges Christenthum in diesem Volke ist. Und auch die Schweiz würde ihre Freiheit verlieren, wenn die Masse erst einmal vom Unglauben durchdrungen sein sollte, denn wo der unsichtbare Gott in seiner Herrschaft nicht mehr erkannt wird, da herrschen bald Uebervortheilung und äußere Gewalt. Der Geist Christi muß alle Lebensverhältnisse durchdringen; er hat den Frauen eine würdige Stellung gegeben, das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern humaner gemacht, der Sklaverei gewehrt, Armenwesen, Volksschule und Staatsleben gebessert. D'rum kommt uns kein Heil, die das Evangelium als eine Kraft Gottes in das Leben einteilt und auch das Staatsleben vom Verderben der Sünde rettet. So lange das nicht geschieht, muß der Communismus (zu welchem man das Volk von Jugend auf durch Stacheln der Ehr-, Geld- und Genußliebe treibt) und die Revolution drohend den Zeigefinger auf euch die ganze räuberische Hand emporstrecken, auf daß die Welt den Teufel so lange fürchten müsse, bis sie den lebendigen, heiligen Gott, den Vater unsern Herrn Jesu, fürchten gelernt hat." — Das Alles können und müssen wir dem Verfasser einräumen und der allgemeinen Beachtung empfehlen; allein damit legt er zugleich den Beweis ab, daß das Heil eines Volks von äußerer bürgerlicher Freiheit (deren Wesen: Gleichheit vor dem Gesetze in Monarchien so gut wie in Republiken stattfinden kann) nicht allein abhängt, daß folglich mit Beförderung des religiösen Sinnes und der sittlichen Freiheit im Volk begonnen werden muß, weil bei diesem Trachten nach dem Reiche Gottes auch die äußere, richtig verstandene Freiheit ihm von selbst zufallen werde.

Wundersam erscheint dagegen wieder die Behauptung des Verfassers, „daß in Deutschland alle Welt: der Geistliche und Lehrer, wie der Beamte, der Kaufmann, der Schuster und Schneider das Brodt vom Staate suche; daß der größere Theil,

Digitized by Google

der Studirenden nicht aus reinem Beruf seine Studien treibe; sondern um in Kirche und Staat eine gute Versorgung zu finden daß er deshalb weder recht arbeiten, noch recht beten lerne, sondern genußsüchtig werde, endlich daß der Deutsche darum sich nicht so gut wie der Schweizer durch's Leben schlage." — Wo in aller Welt sucht denn alle Welt (es möchte denn in Frankreich sein) vom Staate eine Garantie der Arbeit? Der Kaufmann, der Schuster und Schneider quält sich in Hamburg so wenig wie in Dresden, Berlin ꝛc. um Arbeit für den Staat, es müssen denn die Schuhe und Röcke, Cigarren für Soldaten sein, und in welchem Verhältnisse stehen diese zur Bevölkerung? Der Geistliche und Lehrer leben fast überall von der Gemeinde, und Beamte ernährt der Staat allerdings unmittelbar, und Preußen wie Sachsen und selbst Kurhessen und Hamburg brauchen aus begreiflichen Gründen mehr Beamte als die Schweiz und St. Gallen. Eben so begreiflich ist es, daß unter 12—14,000 deutschen Studenten manche an Brodt denken; wir glauben aber, daß unter den paar hundert schweizer Studirenden sich verhältnißmäßig nicht weniger finden werden. Was aber die Faulheit und Genußsucht der deutschen Gelehrten betrifft, so fragen wir, ob Geistliche und Lehrer so reich besoldet und ihre Stellen so reich dotirt sind, daß sie sonderlich üppig und ob der Leipziger Meßkatalog beweiset, daß die deutschen Gelehrten faul geworden? Referent muß mit aller Achtung gegen die schweizer Gelehrten, Schulmänner ꝛc, gestehen, daß er sie um ein gut Theil bequemer oder, studentisch ausgedrückt, pomadiger gefunden hat, als die deutschen. Wenn Schweizer sich gut durch's Leben schlagen, so haben die Deutschen so ziemlich in allen Weltgegenden denselben Ruhm, nur werden natürlich mehr Ausnahmen bei diesen als bei jenen statthaben, weil eben mehr Deutsche als Schweizer in der Welt existiren, und in den abgelegenen Kantonen der Schweiz die Einfachheit des Lebens sich leichter hat erhalten können. Vollends unbegreiflich bleibt es indeß, wenn der Verf. noch beifügt, „daß die Deutschen daher sich auch in ihrem Staatsleben mehr auf die Polen, Franzosen, Ungarn und Schweizer, als auf sich selbst verlassen." Was wir von den Franzosen zu erwarten haben, wissen wir seit Jahrhunderten, und wer über 50 Jahre alt ist, fühlt ihre Segnungen noch in allen Gliedern; nur das junge Deutschland, welches jene Zeit nur aus französischen Memoiren oder solchen deutschen Schriften kennt, welche jenen mit deutscher Gutmüthigkeit Glauben schenken, kann ein solches Brett vor dem Kopf haben, auf Franzosen zu hoffen. Also hoffen die Deutschen vielleicht auf Polen und Schweizer? Ihren Beistand 1813—15 haben wir wahrhaftig nicht zu rühmen; sie wären knechtische Söldlinge in Napoleon's Hand zu unserer ewigen Unterdrückung geblieben, wenn wir uns nicht vereint selbst befreiet, „uns nicht auf uns selbst verlassen hätten. — Fast wie Spott, und zwar wie ein eben so ungerechter als unwürdiger, klingt es, wenn der Verf. endlich meint, daß in Deutschland der Student, der Bürger, der Offizier recommire, weil die Brust voll und das Leben fade sei, daß das Lied „vom deutschen Vaterland", an eine unsichtbare Kirche erinnere, und zu glauben scheint, daß das Alles aufhören werde, sobald erst die Republik ihr Licht werde leuchten lassen. Wir erinnern ihn daran, daß schon ohne ein einheitliches Deutschland die deutschen Hannoveraner, Würtemberger, Sachsen, Bayern, geschweige denn die Preußen und Oesterreicher ein specielles Vaterland haben, größer und bevölkerter als die 22 Staaten der Schweiz und daß ein paar Schock deutscher Republiken nach schweizerischem Zuschnitt uns Deutschen das Schicksal Polen's und Italien's bereiten würden; zweier Länder, welche sich gratuliren könnten, wenn sie erst einen Staatenbund hätten; wir erinnern ihn an die Aussprüche der republikanischen Amerikaner Franklin und Cooper: Man meint in der Menge der Rathgeber sei Weisheit; man kann aber eben so gut sagen, da ist Thorheit. Irrthum und überspannte Ansichten treten ohne Scheu auf offnen Markt, wenn sie Andere bereit finden, ihre Lügen zu wiederholen. Durchtriebene, von Vorurtheilen und Privat-Interessen geleitete Schwätzer halten die Weisen zu Narren. Wenn auch die Weisesten zusammentreten, in der Gemeinschaft werden sie alsbald Thoren; — wir weisen ihn auf Galizat hin, der schwerlich von Arndt'e: „So weit dir deutsche Zunge klingt" angesteckt war, als er in seine histoire de la civilisation en France erklärte: Dans la vie des peuples l'unité exterieure visible, l'unité de nom et de gouvernement, bien qu'importante, n'est pas la première, la plus reelle, celle qui constitue vraiment une nation. Il y a une unité plus profonde, plus puissante: c'est celle qui resulte, non pas de l'identité de gouvernement et de destinée, mais de la similitude des elements sociaux, de la similitude des institutions, des moeurs, des idées, des sentiments, des langues; l'unité, qui reside dans les hommes mêmes, que la societé reunit, et non pas dans les formes, de leur rapprochement, l'unité moral enfin, très superieure à l'unité politique, et qui peut seule la former solidement. Und wenn der Verf. dies zugiebt, so wird er uns auch erlauben, von einer deutschen Nation zu reden und das deutsche Vaterland so weit hin auszudehnen, „als die deutsche Zunge klingt."

Wir würden diese kleine Schrift nicht einer so ausführlichen Kritik unterzogen haben, wenn wir es nicht in unserer Zeit für besondere Pflicht hielten, dem Uebermuth und dem ungerechten Tadel des Auslandes gebührend zu begegnen; wenn nicht ein solcher Tadel von mehr oder weniger stammverwandten Völkchen, wie Schweizer, Holländer, Dänen, die wir mit unserer Wissenschaft, Literatur und Kunst geistig gesäugt haben, uns doppelt unangenehm berührt hätte!

Dr. J. C. Kgr.

Stadtgeschichten von Max Ring. Zweiter Band. Die Chambregarnisten (Auch m. d. Titel: Die Chambregarnisten.) Leipzig, M. Simion's Verlag. 1852. 290 Seiten. 12.

In dieser Stadtgeschichte (die erste „Christkind Agnes" ist in Nr. 98 d. v. Jahrg. u. B. besprochen) führt der Verfasser uns in das Leben der berliner Chambregarnisten ein und läßt Exemplare der verschiedensten Art derselben an uns vorüberpassiren. Es mögen Zeichnungen nach dem Leben sein; mit Ausnahme des Gottlieb Hühnerbein und des Greises, der aus einem Theologen zum Naturforscher geworden, sind sie doch gar zu fade und nichtsnützige Gesellen, die alles Charakteristischen entbehren und ebensogut sonst irgendwo wohnen könnten als in einer Chambregarnie. Der Verf. scheint dies selbst gefühlt zu haben und erzählt uns in der letzten Partie seiner Geschichte

Digitized by Google

die fameuse Chatouille-Diebstahlshistorie, in welcher sein Assessor Stürmer und dessen beide Genossen die bekannten Rollen spielen. Also, sowie in „Christkind Agnes" abermals Diebstahl! — Gottlieb Hühnerbein, der Kleinstädter, fleißige Philolog, Verfasser einer Dissertation über die griechischen Participien, die „jener hochgestellte Mann, dem keine wissenschaftliche Leistung, keine Entdeckung auf welchem Gebiete es auch immer sei, entgeht, mit Vergnügen und Bewunderung gelesen", erhält durch dessen Verwendung eine für ihn wahrhaft glänzende Stelle als Oberlehrer an demselben Gymnasium, an welchem er bisher unentgeltlich Unterricht ertheilt hatte, und wird zugleich Privatdocent an der Universität; später vermält er sich mit Klara, der Braut des wegen Diebstahls zu zwei Jahren entstehender Kerkerstrafe und zum Verlust aller bürgerlichen Rechte verurtheiltem Assessors, und am Schlusse sehen wir ihn als allgemein geachteten Universitätslehrer. Klara's Freundin, Josephine Meyer, heirathet einen jungen Mann, den ihr Vater, ein getaufter jüdischer Banquier, von der Messe ihr verschrieb.

„Christkind Agnes" wird man allenfalls zweimal lesen; „die Chambregarnisten" schwerlich. Doch enthält auch diese Erzählung einzelne Charakterschilderungen und treffliche Stellen, so z. B. S. 67—78: „Gottlieb war der fleißige Bergmann, der selber in den dunklen Schacht niedersteig und mühsam nach dem edlen Metall im Schweiße seines Angesichts grub. Was er fand, war darum auch sein Eigenthum und nicht geborgt.

Am liebsten saß er daher in der großen königlichen Bibliothek unter den geistigen Schätzen der Jahrhunderte. Er beabsichtigte, sein Doctor-Examen zu machen, und dazu mußte er eine gediegene Arbeit liefern. Da hatte er vollauf zu thun, Folianten nachzuschlagen und alte Autoren durchzunehmen. Zu diesem Zweck verweilte er viele Stunden des Tages in dem großen öffentlichen Lesezimmer. Auf dem grünen Tische lagen die Werke, welche er benutzen wollte; vor ihm standen Dinte und Federn zum Schreiben, und ringsumher saßen noch viele Studenten, blonde und braungelockte jugendliche Häupter, welche derselbe Wissensdurst beseelte. Dazwischen tauchte der graue Kopf eines alten Professors oder anderen Gelehrten empor, der, dem Grabe so nahe, noch mit jugendlichem Eifer seine unablässigen Studien fortsetzte. Dort beugte sich ein junger Alterthumsforscher über die herrlichen Abbildungen der Akropolis und träumte von Phidias, Perikles und vielleicht auch von der schönen Aspasia; hier versenkte sich ein Student der Medizin in ein physiologisches Kupferwerk und verfolgte mit angestrengter Aufmerksamkeit den wunderbaren Bau des Menschenleibes, die räthselhaften Verschlingungen der Nervenbahnen, die kreisenden Blutgefäße bis an ihre letzten mikroskopischen Verzweigungen. Der Botaniker beobachtete den Bau der einfachen Zellen, die in tausend verschiedenen Formen sich offenbart. Der Sprachforscher las die Sprüche indischer Weisen in den schnörkelhaften Zügen des Sanskrit, während ein Anderer die Hieroglyphenschrift Jahrtausend alter Pyramiden zu enträthseln suchte. Manches Traum von künftigem Ruhm wurde hier geträumt, manch befruchtender Gedanke gefaßt, manch wichtige Entdeckung aufgefunden. Dazu paßte die einförmige Stille, der leise Schritt der Bibliothek-Diener, welche geräuschlos die verlangten Bücher herbeischafften, der ruhige Schlag der großen Pendel-Uhr, die den Wirth der eilenden Zeit mit mahnenden Tönen verkündete, das Rauschen der vergilbten Blätter und der schwirrende Laut der fleißigen Federn, welche wie summende Bienen den Honigseim von den Feldern der Wissenschaft einsammelten.

Hier herrschte die Poesie der geistigen Arbeit, welche etwas Heiliges und Rührendes an sich trägt. An diesem Orte war die Geburtsstätte des Gedankens, der in stiller Verborgenheit erzeugt, heraustreten wird in das geschäftige Leben, um den Segen der Aufklärung, das Licht des Wissens zu verbreiten.

Das waren auch für Gottlieb die schönsten Stunden, die er in dem Lesezimmer zubrachte. Meist in seine Arbeiten vertieft, hatte er bisher nur wenig auf seine Umgebung geachtet; doch konnte ihm die Erscheinung eines alten Mannes nicht entgehn, der sich immer zu derselben Zeit, wie er selbst, auf der Bibliothek einfand und sich eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. Unser Freund hatte den Alten auch schon außer dem Lesezimmer gesehn, da derselbe ebenfalls im Mulleichschen Hause wohnte. Auch der Greis, der Privatlehrer zu sein schien, war ein Chambregarnist, der einsam und verlassen von der Welt, in strenger Zurückgezogenheit auf seinem ärmlichen Stübchen lebte. Da der Alte an demselben Tisch mit Gottlieb arbeitete und unserem Freunde schon häufig auf dem Flur und der Treppe begegnet war, so hatte sich allmählig eine flüchtige Bekanntschaft zwischen Beiden eingefunden, die sich freilich nur auf einen leichten Gruß, eine unbedeutende Dienstleistung von Seiten Gottliebs, beschränkte, da der wunderliche Greis neue Bekanntschaften eher zu fliehen als zu suchen schien.

Es lag eine eigne Mischung von Strenge und Milde, von Härte und Sanftmuth in den scharf ausgeprägten Zügen und dem tief durchfurchten Angesicht, in welchem eine lange traurige Passionsgeschichte zu lesen war. So sehr auch Gottlieb sich in seine Studien versenkte, so mußte er doch zuweilen in das Antlitz seines alten Nachbars sehen, das ihn an die charakteristischen Köpfe der italienischen Maler mahnte, die er auf dem Museum oft betrachtet hatte. Das war dieselbe hohe Stirn mit den himmelstürmenden Gedanken, derselbe feine Mund mit dem wehmüthigen Lächeln um die schmerzensreichen Lippen, dieselben stahlblauen Augen, welche bis zum Grunde einer Menschenseele niedertauchen und die geheimsten Gedanken lesen können. Das graue Haar, welches seit Jahren keine Scheere berührt hatte, hing in langen weißen Locken bis auf den verschossenen Rockkragen nieder. Der Anzug des Alten war altväterisch und abgetragen, aber äußerst sauber und reinlich. Kein Stäubchen lag auf den fadenscheinenden schwarzen Frack, dessen Nähte bereits in's Weiße schimmerten. Alle diese Einzelheiten hatte Gottlieb verstohlen beobachtet, denn wenn der alte Greis ihn zufällig auf seinen Gesichtsstudien ertappte und mit den scharfen prüfenden Blicken anschaute, mußte unser Freund sogleich erröthen und verlegen seine Augen niederschlagen.

Eines Tages, als Gottlieb mit gewöhnlicher Gefälligkeit dem Alten, dem es für seine Notizen an Papier fehlte, einige Bogen von seinem Vorrathe mitgetheilt hatte, wich dieser von seiner strengen Zurückgezogenheit ab und redete den freundlichen Geber mit einigen dankbaren Worten beim Herausgehn an.

— Wenn ich nicht irre, — setzte er noch hinzu — sind wir Nachbaren und wohnen in demselben Hause? —

Gottlieb bejahte diese Voraussetzung und schloß sich dem Alten an.

— Wenn es Ihnen Recht ist — sagte dieser, — und Sie Zeit haben, so wollen wir, bevor wir in unsere Wohnung zurückkehren, noch einen Spaziergang in den Park machen. Ich

Digitized by Google

leibe dieses Stück Natur, diese Erinnerung an die Schatten der Wälder, in welchen ich meine Knabenzeit verträumte. Glauben Sie mir, es liegt ein unsäglicher Genuß für mich darin, hier hinaus zu flüchten vor dem Lärmen und Treiben der tobenden Menge. Die Natur ist immer wahr und lügt nicht. —

— Sie scheinen damit andeuten zu wollen, daß die Menschen unwahr sind? — entgegnete Gottlieb, den sein interessanter Gefährte immer mehr interessirte.

— Ich hasse nicht die Menschen, — sagte der Alte mit einem milden Lächeln, — obgleich ich allen Grund dazu hätte, aber ich vermeide sie. Sie sind noch jung und ich möchte nicht gern Ihnen jene Ideale rauben, welche die Jugend anbetet, der Mann belächelt und der Greis beweint. —

— Und dennoch deuten diese Ideale auf den göttlichen Ursprung unserer Seele hin. —

— Sie mögen Recht haben, aber das Göttliche in uns wird früh ertödtet. Ach! wie herrlich könnte der Mensch sein, wenn er sich frei entwickeln dürfte, wie hier die Blume, die am Wege unbekümmert blüht, ob ein Aug' sie sieht; wie der Vogel, der dort auf dem Ast sein frohes Liedchen singt, und weder nach einem Verleger noch nach dem hochgeehrten Publikum fragt. Alles Unheil kommt von der Lüge, die den Schein statt des innern Sein's, und Täuschung statt der Wahrheit zu bezwecken sucht. —

Während der Greis so sprach, rauschte ein Blatt, das der Herbst gefärbt hatte, zu den Füßen der einsamen Wandrer nieder. Der Alte bückte sich darnach und betrachtete es mit Aufmerksamkeit.

— Die Zersetzung und Fäulniß schmückt sich mit bunter Farbenpracht, kann denn die Natur auch lügen? — fragte er in träumerischer Selbstvergessenheit.

Gottlieb wagte nicht, den wunderlichen Gedankengang seines Nachbars zu unterbrechen, der einige Zeit schweigend an seiner Seite ging und das welke Blatt noch immer in seinen Händen hielt. Sie hatten längst den belebteren Theil des Parks verlassen und irrten jetzt durch die einsamen Partieen, welche höchstens ein Liebespaar, das die Verborgenheit sucht, oder ein menschenscheuer Hypochonder, zu besuchen pflegte. Ueber ihren Häuptern wölbten sich die hundertjährigen Eichen zu einem schirmenden Dach; durch die flüsternden Blätter säuselte der Wind, spielten die goldenen Sonnenstrahlen. In dem Laube sang ein Vogel der scheidenden Jahreszeit seinen Gruß. Es war so still hier; nur von Zeit zu Zeit hörte man aus der Ferne das dumpfe Rollen eines Wagens oder den eintönigen Hufschlag eines vorbeigalopirenden Reiters, der das schöne Wetter zu einem Spazierritt durch die verschlungenen Pfade benutzte. Je ruhiger es aber war, desto milder und freundlicher schien die Stimmung des Alten gegen Gottlieb zu werden. Sein herbes und zurückhaltendes Wesen schwand immer mehr, er unterhielt sich mit unserm Freund über seine Studien, er fragte nach seinen Beschäftigungen und ertheilte ihm manchen nützlichen Rath.

Aus allen Worten des Nachbars leuchtete ein klarer Verstand, der unbekümmert um das Vorurtheil der Welt seinen Weg ging, eine trotzige Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit. Er nannte alle Dinge bei ihrem wahren Namen, und geißelte, wenn auch mit wehmüthigem Humor, die Gebrechen unserer Zeit. Er war mild gegen menschliche Schwächen, aber unerbittlich gegen das, was er das Grundübel der Gegenwart nannte, gegen die Lüge, die er unbarmherzig in allen ihren Formen und Verbindungen verfolgte.

Gottlieb zitterte vor der Kühnheit seiner Aussprüche, vor der Schärfe, mit der er rücksichtslos die bedeutendsten Männer des Staates und der Wissenschaft in ihrer Nichtigkeit aufdeckte. Manches Götterbild lag von dem hohen Postament gestürzt, zertrümmert zu seinen Füßen da. Die sanfte Seele des Kleinstädters sträubte sich oft gegen die vernichtende Kritik dieses Mannes, die keine Schonung kannte und doch fern von jeder Uebertreibung war. Nur Eins erschien Gottlieb unerklärlich, daß ein Mann von solch bedeutenden Fähigkeiten und Kenntnissen nicht die hohe Stellung einnahm, welche ihm mit Recht gebührte. Er theilte seine derartigen Bedenken seinem Nachbar in den schonendsten Ausdrücken mit.

— Jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt, sagte der Alte mit einem traurigen Lächeln, und ich darf am Wenigsten mich über mein Loos beklagen. Ich bin zufrieden mit meiner gegenwärtigen Lage. So lange dieser alte Leibrock hält und das Brot nicht theuer wird, kann ich ruhig sein. Ich entbehre Nichts und besitze Alles. Glauben Sie mir, das höchste Glück liegt in der eigenen Zufriedenheit, die freilich schwerer zu erringen ist, als man meint, und in der Unabhängigkeit von Andern. —

— Aber Sie schulden Ihr Talent der Welt, Sie hätten ihr in einer andern Stellung nützen können, — wandte Gottlieb ein.

Der Greis blickte unsern Freund mit seinen scharfen Augen mißtrauisch an, als wollte er sich erst überzeugen, ob diesen Worten keine gewöhnliche Schmeichelei zu Grunde liege. Er that sicher Gottlieb Unrecht, wenn er dieser Meinung war, denn die reine Seele war ganz ohne Falsch und Arg. Auch der Alte schien von seinem Vorurtheil abgekommen zu sein und antwortete so freundlich als ihm möglich war:

— Jede Blume blüht für sich und so für Andere. Die Natur sollte in allen Dingen unsere Lehrerin sein. Ich bin zwar spät zu ihr zurückgekehrt, vielleicht zu spät, aber ich fand in ihr reichlichen Ersatz für Alles, was ich verloren gab. Folgen Sie meinem Rath, und sehen Sie, statt in Ihre griechischen und lateinischen Klassiker, in das grüne Buch, das rings aufgeschlagen liegt. Sie werden in einem Tage hier mehr lernen, als dort in einem ganzen Jahr.

Und nun erzählte der Greis, wie er in späteren Jahren erst das Studium der Naturwissenschaften ergriffen habe, das ihm jetzt zum Trost und zur Freude gereiche. Rührend war die Klage, die er wegen seines vorgerückten Alters führte. Die Fülle der neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete war so groß und die ihm bestimmte Lebensdauer schien so kurz.

— Ich bin wie Moses, — sagte er mit bebender Stimme, — dem es vor seinem Sterben vergönnt war, einen Blick in das gelobte Land zu thun, welches er selber nicht betreten sollte. Glücklich ist die Jugend, welche aus diesem Quell des Heils schöpfen darf. Da fließt das wahre Lebenselixir, der Trank der Wahrheit, durch den allein diese kranke Welt gesunden kann. Die Naturforscher sind die Priester des künftigen Geschlechts, das die Lüge der Väter nicht begreifen wird.

Unter diesen Gesprächen waren die Beiden allmählig zu ihrer Wohnung zurückgekehrt. Der Greis forderte Gottlieb auf, in seine Stube einzutreten, die im dritten Stock des Hauses lag.

— Arme und Gelehrte, was in Deutschland meist über Eins hinaus kommt, wohnen dem Himmel nah, — setzte er lächelnd hinzu, indem er seinen Gast voranging, um ihm den Weg zu zeigen."

Ueber eine dritte Stadtgeschichte „An der Börse" nächstens.

H.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 4. Mittwoch, den 12. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Spaziergang auf einen Berg. Von Philipp Will . . . . . Seite 25
Der Graf von Sanis . . . . . „ 25
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace (Fortsetzung). . . . „ 26
Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben . . . . . „ 28
Literatur:
Das geistliche Jahr. Von Annette von Droste-Hülshoff . . . . „ 29
Erinnerungen einer Blindgebornen ꝛc. . . . . „ 31
Die Botschaft Sr. Majestät des Königs von Dänemark und das Wegenersche Attentat. . . . . „ 32
Miscellen . . . . . „ 32

Spaziergang auf einen Berg.

Nur frisch hinan! Die Luft ist mild,
Und Kühle beingt des Baumes Schatten.
Der Winter floh, im Lenze gilt
Nur reges Leben, kein Ermatten.

Das Hüttchen steh' an Bergeswand
Auf grünem Plane sich erhoben.
Dich schuf des Menschen thät'ge Hand,
Wer gab den grünen Wogen Leben?

Nun ist erreicht des Berges Kron',
Und über mir wölbt sich der Himmel,
In Mitten ich, ein Erdensohn,
Und unter mir wogt Weltgewimmel.

Wie Wagen eilen, Rosse flieh'n,
Und Keiner bleibt an Einem Orte?
Seht auf dem Berg die Schloßruin',
Sie ruft bedeutungsvolle Worte.

Wie freundlich dort das Landhaus winkt!
Es mag des Friedens Licht nur sehen?
Nicht doch! Bevor die Sonne sinkt,
Muß noch der Sohn zu Grabe gehen.

Die Sonne stirbt in vollster Pracht,
Und ruhig wird's im Erdenthale.
Hier grüß' ich dich, o stille Nacht!
Geschäh' es doch zum letzten Male!

Philipp Will.

Der Graf von Sanis.

General Gordon schreibt in seinem „Tagebuche" (Band 2, St. Petersburg, 1851, S. 636 und 638) unter dem 25. Nov. 1695, er habe einen Brief von der Gemahlin des Grafen von Sanis, d. d. Stockholm, den 31. Juli, welche sich eine geborne Gräfin von Suffolk unterschrieb, erhalten; unter anderen Einzelnheiten beanspruchte sie auch eine Blutsverwandtschaft mit ihm. Unter dem 4. December bemerkt er, der Graf von Sanis habe ihn besucht. Herr Dr. Posselt, der Herausgeber des zweiten Bandes des „Tagebuches" fügt folgende interessante Erläuterung hinzu: „Graf von Sanis war zu jener Zeit eine geheimnißvolle und merkwürdige Person, über die genügenden Aufschluß zu finden schwer ist. Die wichtigsten, und wir möchten glauben, zuverlässigsten Nachrichten über denselben treffen wir aber in den Papieren

Digitized by Google

aus Genf *), aus denen wir Folgendes hier nicht vorenthalten wollen. Ob er schon führt, als Goedon ihn hier nennt, sich in Moskau aufgehalten habe, müssen wir unentschieden lassen. — Er liß sich bald Herr von Sanis, bald Geof Schek-Allibil oder Alibie nennen und behauptete, ein Perser zu sein und zwar der Schwager des persischen Königs, indem dieser seine Schwester geheirathet habe. Er lebte auf eine glänzende Weise, machte außerordentlich großen Aufwand, besuchte die ersten Beamten und Männer des Reichs, sowie die fremden Minister, speis'te bei ihnen zu Mittag, wie er auch sie wieder bewirthete. Aber stets und allenthalben affektirte er den ersten Platz einnehmen zu müssen und nicht erlauben zu dürfen, daß jegend einer in seiner Gegenwart sich setze. Eines Tages, heißt es, machten der dänische Gesandte, He. von Hoen, und der polnischer, einen Besuch beim General Le Fort. Sie trafen daselbst den Herrn von Sanis oder den Grafen Alibil; allein niemand wagte es sich zu setzen, weil Herr von Sanis nicht Platz nehmen wollte. — Man bemühte sich sehr, die Abstammung und die Würden dieses Herrn zu enthüllen. Da gesahe man noch vielen Nachsuchungen aus sicheren Quellen, daß Herr Sanis von Nation ein Grieche sei, dessen verstorbene Mutter unbekannt und die noch lebende Mutter eine arme Frau wäre. Er sei in Frankreich gewesen und habe sich daselbst taufen lassen, wobei der Herzog von Orleans und die Herzogin von Montpensier die Pathenstellen vertreten hätten. Obgleich er behauptet, nicht verheirathet zu sein, so sei er doch mit der Schwester oder Nichte des Reisenden Tovernier **) verehelicht. — Diese gebarne Tavernier müssen wir also für seine Gemahlin ansehen, von welcher Gordon den erwähnten Brief bekam. Er hatte in Moskau so viele Schulden contrahirt, daß man während einer Abwesenheit in seine Wohnung eindrang und die Equipagen und sämmtlichen Effekten wegnahm, um dieselben zu verkaufen. Man hat niemals das Geheimniß seiner Reise nach und seines Aufenthaltes in Moskau entdecken können, sowie man darüber nichts erfahren hat, wahrer er die Geldsummen bekam, um die enormen Ausgaben zu bestreiten. Was gewiß sei, wäre dieses, daß er viel Geist und Klugheit besäße, so wie durch Geschicklichkeit und Gewandtheit in den Waffen sich auszeichnete."

H.

*) Die Papiere aus Genf sind der Briefwechsel des berühmten russischen Generals und Admirals Franz Le Fort, des Lieblings Peters des Großen, welcher sich im Besitze des ältesten Mitgliedes der Familie, des Hrn. Jean Louis Le Fort, Staatsraths und Sekretärs des Kanton Genf, befindet und Hrn. Dr. Posselt, von dem Sohne, Hrn. Dr. d. R. und Advokaten Charles Le Fort, in einer treuen Abschrift zur Benutzung bei der Bearbeitung seiner sehr belehrenden Anmerkungen überliefert wurde. H.

**) Jean Baptiste Tavernier, Baron von Aubonne in der Schweiz, war zu Paris 1606 geboren und starb in Moskau im Juli 1689 auf seiner letzten großen Reise. Gordon, der jedoch damals häufig von der Stadt abwesend war, hat des Todesfalls dieses denkwürdigen Mannes nicht gedacht. Er soll auf seinen Reisen durch den Handel mit Edelsteinen viel Geld erworben, aber von seinem Vetter (dem Hrn. Sanis??), welchen er mit einem Schiffe Waaren, die er in Frankreich für 220,000 Pfd. gekauft, in den Orient geschickt, betrogen, und durch diesen Verlust zum Verkaufe seiner Baronie gezwungen worden sein. Seine, von fremder Hand ausgearbeitete Reisebeschreibung (Voyages en Turquie, en Perse et aux Indes) erschien zuerst zu Paris, 1677—79, in 3 Quartanten und dann öfterre. H.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

II. Samstag Abend auf dem Meere.

2. Windstille.

Windstill ist's, kein Lüftchen weht,
Unverrückt die Barke steht,
Festgewurzelt wie ein Baum,
Der sich nie bewegt im Raum
Wie der Wind auch stürmisch streicht
Durch die dicht belaubten Zweige!
Es entströmt den Sonnenstrahlen
Flammenmeeres Höllen-Qualen!
Der Atmosphäre Feuergluth,
Sich spiegelnd in der dunklen Gluth,
Zeugt Myriaden von Atomen,
Wenn hoch die Sonn' im Zenit brennt,
Gleich Salamandern und Gnomen
Im zackigen Feuerelement!
Auch nicht ein leises Windchen säuselt,
Um's Schiff nicht eine Welle kräuselt!
Die Wasserfläche, glatt und weit,
Dem Auge keinen Ruhpunkt beut!
Wie schneller Kugel solches Blei
Reißt eines Vogels Nerv' entzwei,
Ihm seinen schnellen Flügel lähmt,
Und ihn im raschen Fluge hemmt,
So hängen Segel los und schlaff,
Vom Winde sonst gespannt und straff.
Nun schlagend gen des Maste Baum!
Es knarrt dumpf des Schiffes Raum,
Und nichts im Gleichgewicht sich hält.
Die Meeresfluth bald steigt, bald fällt,
Und alles knarrt, und alles kracht
Noch mehr als in der Sturmesnacht!
Die Fische in dem Meeresschooße
Mit hellen Schuppen, klein' und große
Auftauchend aus der stillen Fluth
Sich sonnen in der Mittags-Gluth,
Und spielend bei dem Schiffe weilen,
Bis schwimmend sie erschreckt enteilen,
Wenn plötzlich sie ein Hay bedroht.
Gefräßig folgt er dem Pilot,
Umschwimmt des Schiffes weiten Bauch,
Und öffnet seinen Schrecken-Schlauch,
Mit scharfen Zähnen wohl besetzt,
Zu blut'gem Morde stets gewetzt.
Kaum daß Matrosen ihn erblicken
Sie schnell mit Köder ihn bestecken;
Und jeder seines Leids vergißt,
Wird auf das Schiff der Hay' gebißt.

Digitized by Google

In seinem Fang sie Zeichen seh'n,
Daß bald die Winde wieder weh'n.
Doch feurig geht der Morgen auf,
Und glühend bleibt der Sonne Lauf,
Und feurig geht der Tag in's Meer,
Kein lichtes Wölkchen zieht einher;
Wie gestern bleibt die Atmosphäre
Gar ruhlos, eine wolkenleere.
Am Horizont so transparent
Ein Sternenmeer hell glühend brennt;
So weit die schärfsten Augen reichen
Sieht man die schönen Himmelszeichen,
Sich spiegelnd in der Phosphor-Fluth
Die schweigend um der Barke ruht!
Der Winde weites Wellen-Reich
Ist einem See im Sommer gleich,
Wenn westlich Abendwinde säuseln
Und lieblich plätschernd Ringel kräuseln!

Am Steuerruder faul gelehnt
Der Steuermann gar schläfrig gähnt;
Er harret der längst ersehnten Zeichen,
Daß nicht die Winde länger schweigen;
Denn schrecklicher als Sturmeswind
Windstillen dem Matrosen sind.
Doch in das stille, nasse Grab
Sinkt Tag wie Nacht noch stets hinab.
Ein Tag dem andern schrecklich gleicht,
Und alles ruht, und alles schweigt!
Kein frischer Wind die Segel bläht,
Kaum wird das Ruder noch gedreht!
Das Schiff nur rollt, das Schiff nur wankt,
Von einer Seit' zur andern schwankt,
Und morgens an derselben Stelle
Umspült noch von derselben Welle!
Des Spiegel-Meeres Rast und Ruh'
Führt keinen Wind den Segeln zu;
Und Abends blinken wieder Sterne,
Und jede Küste bleibet ferne.
Es schweigt noch stets die Wellen-See,
Es schweigt in blaue Luft und Höh',
Und überall ist Ruh' und Schwüle
Und schwere Luft und nirgends Kühle;
Und Langeweile lastet schwer
Auf unbewegtem stillen Meer;
Es ruht im Kasten der Quadrant,
Den Winkel sucht nicht Aug' noch Hand
Um zu berechnen Läng' und Breite,
Wenn uns das Meer, das tiefe, weite,
Von jedem Küstenlande trennt,
Und wo sich heimisch keiner nennt.
Nicht wird zur Sonne jetzt geblickt,
Das Schiff ist heute unverrückt
Wo Gestern Mittag es gestanden
Wo sich die Schiffer dann befanden!

Sie schleudern heut' das Log auch nicht,
Die Sanduhr ruht von ihrer Pflicht,
Und unbeweglich fest selbst steht
Die Zauberadel, der Magnet!

Kapitain und Reis'gefährten
Traurig zur Kajüte kehren,
Wo die Lampe helle glänzt
Zu dem Abendtrunk kredenzt;
Und ein Glas wird voll geschenkt;
Wie in Schwermuth sie versenkt,
Freundlich doch ihr Auge glüht
Lächeln ihren Mund umzieht,
Denkend an das Vaterland,
An der Heimath theuren Strand.
Sehnsucht füllt den Busen allen,
Thränen ihrem Aug' entfallen,
Und der Männer Stimme bebt,
Wenn das Wort dem Mund entschwebet:
Allen Freunden sei gedacht
Bei dem Glas an Samstag-Nacht!

3. Günstiger Wind.

Steuer, steure, mein Matrose,
Nach dem Ziele strebt der Kiel;
Fürcht' nicht Sturm, noch Wasserhose,
Feindlich ist der Wellen Spiel!
Günstig uns die Winde blasen,
Segel sind gespannt und voll! —
Wie auf Wiesen Lämmer grasen,
Lämmer reich an weißer Woll',
So die Sterne freundlich glänzen,
Viele Sterne, ohne Zahl,
Und der Wolken lichten Grenzen
Sich entwindet Silberstrahl!
Gleich den leicht beschwingten Vögeln,
Wenn ihr Zug zum Neste eilt,
Wir nun vor dem Winde segeln,
Und der Kiel die Fluthen theilt.
Jeder Mast und alle Sparren
Sind mit Segeln dicht bedeckt,
Und des Ruders dumpfes Knarren
Nicht den müden Wanderer weckt.
Schnellen Meeres Phosphor-Fluthen
Plätschern um des Schiffes Wand,
Fische hell in Phosphor-Gluthen
Schwimmen um des Schiffes Rand.
Vom Verdecke wirft mit Freude
Man das Log in's blaue Meer,
Acht der Meilen zieht man heute
Stündlich auf der Bahn einher.
Alle können kaum erwarten
Bis die Zeit zur Messung ist,

Digitized by Google

Wenn mit Zirkeln auf den Karten
Man Entfernung eifrig mißt.
Wenn der Schiffer den Quadrant
Richtet mit geübter Hand
Und den Winkel hat gefunden
Wenn die Glocke schlägt zwölf Stunden.
Kapitain und Reiſ'gefäheten
Wandeln froh auf dem Verdeck,
Heiter, daß nicht wieder kehrten
Jener Stürme Graus und Schreck.
Der Erinnerung iſt entſchwunden
Selbſt der Windſtill' Schreckenszeit,
Als ſo ſchwermüthig die Stunden
Rollten hin zur Ewigkeit.
An den Segeln, an den Tauen
Emſig die Matroſen ſind;
Ueberall ſie prüfend ſchauen
Ob auch feſt die Takein ſind.
Sie verbeſſern was zerriſſen,
Binden was der Wind getrennt;
Heiter ſie zu ſcherzen wiſſen
Während ihre Pfeiſe brennt
Achtmal jetzt die Glocken ſchlagen
Und der Steward kömmt zu ſagen,
Daß der Punſch nun ſei kredenzt,
Wo Kajüten-Lampe glänzt.
Erſt noch werfen ſie das Log,
Den Matroſen wird ihr Grog;
Reiſ'gefährten und Kaptain
Scherzend zur Kajüte gehn.
Um den Tiſch ſie traulich ſitzen,
Füllen Gläſer bis zum Rand;
Freundlich ihre Augen blitzen,
Denkend an das Vaterland,
Wo die Mutter ängſtlich lauſcht
Jedem Wind, der ſich erhebt,
Und wenn nur ein Blättchen rauſcht,
Für den fernen Sohn erbebt!
Wo der jungen Gattin Lippen
Im Gebet ſich leiſ' bewegt,
Wenn gedenkend Sturm und Klippen
Furcht im Herzen ſich ihr regt,
Und ſie lehrt die zarten Kleinen
Frommes, kindliches Gebet
Die die Hände faltend einen
Wenn der Mund zum Himmel fleht!
Wo der Jungfrau keuſche Blicke
Sehnſüchtig zur Ferne ſchauen;
Könnte ſie doch eine Brücke
Ueber Well' und Wogen bauen!
Und der Männer Stimmen beben,
Mancher Seufzer wird dann laut.
Wenn die Gläſer ſie erheben,
Und das Aug' nach oben ſchaut;
Und wie Geiſterſtimmen klingen
Tief in's Herz die Worte dringen:

Allen Freunden ſei gedacht
Bei dem Glas an Samſtag-Nacht!

(Fortſetzung folgt.)

Muthmaßungen über die Entſtehung der Erde, ihr Alter und den wahrſcheinlichen Untergang derſelben.

Que sais je?
Montaigne.

Es war ein angenehmer Septemberabend des Jahres 1852. Ich wandelte mit mehreren Damen in einem der, immer ſeltener werdenden, Gärten innerhalb der Ringmauer Berlins umher; da wurden einige neuerſchienene Werke, welche von einer Buchhandlung zur Anſicht und Auswahl überſandt worden waren, der Frau vom Hauſe zugeſtellt. Nach dem Durchlaufen mehrerer Titelblätter, rief dieſelbe, ſich zu mir wendend aus: „Ach ſo eben erinnere ich mich, daß ich Sie ſchon vor längerer Zeit um eine Auskunft bitten wollte. Hier hat nämlich einer von den ſogenannten Volks-Kalendern Berlins auf das Jahr 1853 bereits ſich mit eingefunden, und da fällt mein Auge auf das erſte Blatt deſſelben, welches, wie in jedem Jahre mit zeitlebeigen *) Angaben beginnt. So ſteht hier oben an: „„Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1853ſte; ſeit Erſchaffung der Welt, nach Calviſius, das 5802te.“ Wer iſt denn dieſer Herr Calviſius und woher kommt demſelben die genaue Kunde von dem Alter der Welt?“

„Ueber den Mann ſelbſt und ſeinen Namen,“ erwiederte ich, „hätte Ihnen, verehrte Frau, das Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon, auch Real-Encyklopädie genannt, Aufſchluß geben können.“ „Sie haben Recht,“ entgegnete die Dame. „Als ich früher einmal jenen Namen in dem Kalender las, ſtand ich auch bereits im Begriff, den bezüglichen Artikel in dem genannten Lexikon aufzuſuchen; allein es kam irgend etwas Hinderndes dazwiſchen, und ſo unterblieb die Ausführung dieſes Vorſatzes; wie es denn leider ſo häufig geſchieht, daß wir das uns ganz Naheliegende unbeachtet laſſen und danach in der Ferne ſuchen.

„Sehr wahr,“ fuhr ich fort; „was aber unſern Mann betrifft, ſo war ſolcher keineswegs ein Römer der früheren Zeit oder überhaupt ein Lateiner von Geburt, waſſe der Unkundige, durch jenen Namen verleitet, ihn wohl hält; ſondern ein Deutſcher. Derſelbe erblickte das Licht der Welt zu Gorſchleben in Thüringen in dem Monat Februar des Jahres 1556 und hieß eigentlich Jacob Kalwitz. Der, durch Eitelkeit bedingten, Sitte der Gelehrten damaliger Zeit folgend, verwandelte er jedoch ſeinen deutſchen Familiennamen in den lateiniſch klingenden „Calviſius,“ indem er demſelben den hebräiſchen Taufnamen Seth, zu Deutſch: der Erſetzende, voran ſtellte.“

„Alſo auch die Stockgelehrten, mit allen ihren linkiſchen ungefälligen Weſen, können ſich eitel zeigen,“ unterbrach mich die Dame; ein Troſt für unſer Geſchlecht, dem man die Eitelkeit als Erbſünde zueignet.“

---

*) . . . chronologiſchen . . . Die Dame iſt ein Mitglied des in Potsdam beſtehenden „Vereins für deutſche Sprache,“ und daher beſtiſſen, jedes fremden Ausdruckes möglichſt ſich zu enthalten.

Digitized by Google

„Mindestens," entgegnete ich fortfahrend, „ist unser Seth mehr als hundert Andere hinsichtlich dieser Eitelkeit zu entschuldigen, da er als der Sohn eines armen Tagelöhners, durch eigenen Trieb und angestrengten Fleiß, es zu einer für seine Zeit seltenen wissenschaftlichen Ausbildung brachte. Sowohl auf der Schule in Frankenhausen, dann zu Magdeburg, als nachher auf der vormaligen Universität in Heimstädt, die derselbe 1579 bezog, erhielt er sich durch sein musikalisches Talent. Er versuchte durch mathematische Zeitrechnung größere Ordnung in die Geschichte zu bringen, und verfaßte zu diesem Zwecke mehrere Werke in lateinischer Sprache. Er hatte sich überhaupt sehr umfangreiche Kenntnisse erworben, wurde Vorsteher der Musikschulen zu Pforte und Leipzig, und starb in dieser Stadt, den zuverlässigsten Angaben nach, in dem Monat November 1617. Sollte Calvisius allen Ernstes einen bestimmten Ausspruch über das Alter der Welt gethan haben, was ich dahin gestellt sein lassen muß, weil ich den Inhalt seiner Schriften nicht kenne, so wäre dies allerdings für etwas sehr keck zu erachten. Ich glaube indessen, daß er in dieser Hinsicht bei Wagesätzen belassen haben wird, und es sollte daher auch in dem Kalender, statt von Erschaffung der Welt, nur von Erschaffung der Erde die Rede sein; wie häufig aber wird nicht der, eigentlich über unser Denkvermögen hinausgehende Begriff „Welt" mit dem Begriff „Erde" verwechselt oder mißbräuchlich statt des letzteren erwähnt. Voltaire hat freilich von der uns zunächst angewiesenen Welt (dem Erdballe) sehr wegwerfend geurtheilt, indem er sagt: „„Jai bien peur que ce petit globe terraqué ne soit précisement les petites-maisons de l'univers;"" obgleich derselbe hiermit nur im engeren Sinne äußerte, was ein Sprichwort aus alter Zeit im weiteren Sinne mit der bestimmten Erklärung giebt: „„Cavea stultor um mundus,"" die Welt ist ein Narrenkäfig.

„Calvisius huldigte auch sternderterischen Hirngespinnsten; diese Selbsttäuschung theilte er jedoch mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit; man darf nur an Wallenstein denken. Durch seine astrologische Schwärmerei verleitet, glaubte unser Seth einst in den Sternen zu lesen, daß er von einem großen Unglück an einem Tage des Jahres 1602 bedroht werde. Vielleicht verwirrt durch das Uebermaß von Vorsicht, welche derselbe an jenem diesem Tage beobachtete, fiel er, und brach ein Bein, wodurch er während seiner übrigen Lebenszeit hinkend blieb."

„Hiernach scheint es," bemerkte ein junges Mädchen, eine Nichte der Frau vom Hause, „als habe Clavisius den Einfluß der Gestirne auf das Geschick der Menschen doch nicht absolut anerkannt, da derselbe sonst überzeugt gewesen sein müßte, daß er trotz jedes Vorbedachtes, Demjenigen, was ihm einmal bestimmt war, sich nicht zu entziehen vermöge; auf der anderen Seite wird er aber durch das so genaue Eintreffen des erwarteten Unglücks in seinem Vertrauen zu der Sternderatung um so mehr bestärkt worden sein."

„Was du da sagst, liebe Antonie, läßt sich wohl hören," fiel die Frau vom Hause ein, „nur wäre es mir lieb gewesen, wenn du das so sehr verbrauchte Fremdwort absolut vermieden und statt dessen den Ausdruck unbedingt oder die vernunftwissenschaftliche *) Beziehung schlechthin angewandt hättest."

*) philosophische.

„Gute Tante — Mahme wollte ich sagen —" erwiederte Antonie, „verzeihen Sie mir diesen Verstoß gegen das reine Deutsche; ich werde mich bemühen, solche Fehler möglichst wenig mir wieder zu Schulden kommen zu lassen. Es hält aber wirklich schwer, die Gewohnheit abzulegen, sich eben der Redewendungen zu bedienen, die man von so vielen Leuten, mit denen man umgeht, täglich vernimmt."

„Die Ermittelungen des Calvisius in Betreff des Alters der Welt, oder richtiger, der Erde, werden also als die zuverlässigsten betrachtet?" fragte eine andere Dame.

„Dafür spricht wenigstens der Umstand," entgegnete ich, „daß ihm die Ehre zu Theil geworden ist, als Gewährsmann in diesem Punkte, durch den Kalender fortzuführen und jährlich bei der Nachwirt in Erinnerung gebracht zu werden. Daß Calvisius möglicher Weise um ein paar Jahrhunderte sich geirrt haben kann, wird gewiß Jeder zugeben; eine solche Kleinigkeit darf jedoch, gegen das Ganze genommen, nicht in Betracht gezogen werden. Voltaire, der stetige Spötter, scheint an der Richtigkeit der diesfälligen Ermittelungen ein wenig gezweifelt zu haben, wie sich daraus schließen läßt, daß er äußert: „„La terre est une vieille coquette qui déguise son véritable âge."" In Schillers Dichtung „„Resignation;"" **) heißt es: „„Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;"" was gegen die Berechnung des Calvisius ein Mehr von zwei hundert Jahren ergiebt; ich setze voraus, daß Schiller hiermit auf das Alter der Erde, nicht der Welt hindeuten wollte. Ich hoffe übrigens, daß man recht bald den fremdklingenden Namen Calvisius, durch den so allgemein bekannten und verehrten „„Alexander von Humboldt"" ersetzen, und nach den Ermittelungen des Letzteren, der Erde einen neuen Geburtsschein ausstellen werde."

„Wir haben, nahm die Frau vom Hause das Wort, „durch den Kalender auf das Jahr 1853 angeregt, von dem Alter der Erde uns unterhalten; wie ist es aber mit der Erschaffung oder dem Entstehen derselben? giebt es außer Demjenigen, was Moses in dieser Hinsicht aus göttlicher Offenbarung überliefert hat, noch andere Mittheilungen?

„Glaubhaftere wenigstens nicht," war meine Antwort; „dichterische Phantasien aber lassen darüber sich beibringen, den Text zu Haydn's Schöpfung angerechnet."

„Wir würden Ihnen verbunden sein," sprach die Frau vom Hause, „wenn Sie uns bei Ihrem nächsten Besuche mit einigen derselben bekannt machen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff. Stuttgart. 1851.

Vorliegendes Buch ist der Nachlaß der im vorigen Jahre verstorbenen, einem berühmten, alt katholischer Geschlechte Westphalens entsprossenen Dichterin, und umfaßt zugleich die ersten und die letzten Töne ihrer Harfe. Wie die Herausgeber, Professor

**) Verfaßt in dem Jahre 1786.

Digitized by Google

Schlüter und Dr. Junkmann, bemerken, entstand „das geistliche Jahr" nach der Genesung von einer schweren Krankheit und wurde erst kurz vor dem Tode der Dichterin beendigt, während die beigefügten Geistlichen Lieder ihrer Jugendzeit entstammen. Diese Gedichte enthüllen eine Fülle von Liebe und Glauben, von Hoffnung und Zuversicht, sie athmen einen tiefen Gottesfrieden, der uns entzückt und fesselt. Es ist nicht jene weiche, bleiche Frömmelei, die mit verdrehten Augen und verzückter Seele für jeden Kapuziner schwärmt, die in Himmelnder Sehnsucht immerdar fliegen möchte um die unheilige Erde nicht zu berühren, und die vor lauter güldener Engelein die größten Wunder Gottes nicht betrachten kann. Die Dichterin vereinigt die Willenskraft des Mannes mit der Würde der Jungfrau und der Einfalt des Kindes und das Schwert des Glaubens in den reinen Händen kämpft sie gegen Lüge und Zweifel. Die edle, alterthümliche Einfachheit ihrer Gedichte mahnt an die prunklose Großartigkeit des mittelalterlichen Kirchenliedes. Ernst wie die Stimme des Rufenden in der Wüste rüttelt sie die Träumenden zum Glauben auf und in keuscher jungfräulicher Demuth hält sie die Verbrechen der Welt für eigene Sünde: (S. 96.)

Oft mein ich zwar, zum Beten sei genommen
Mir alles Recht, da es so trüb und lau;
Mir könne nur geduldig Harren frommen
Und starrer Aufblick zu des Himmels Blau;
Doch Herr, der du den Zöllner dich gesellt,
O loß nicht zu, daß ich in Nacht verschwimme;
Dem irren Lahme eust ja deine Stimme,
Und um den Sünder kamst du auf die Welt!

Diese ungeheuchelte kindliche Frömmigkeit findet sich nirgend so zart und wahr ausgeprägt als bei unserer Dichterin. Der glutvolle Erguß ihrer Empfindung erinnert an Novalis, den sie aber an Klarheit übertrifft; in männlicher markiger Gedankentiefe gleicht sie Wessenberg, nur daß ihre Ausdrucksweise inniger und wärmer ist. Wollten wir den Leser von Blume zu Blume führen, die die Dichterin jedem Fest- und Sonntage des Kirchenjahres geweiht hat, wir würden kein Ende finden. Darum brechen wir einzelne duftige Blüten die von der Schönheit des Kranzes ein schwaches Bild geben mögen. Einer der lieblichsten Lieder ist die Pilgerfahrt der heiligen drei Könige, denen sie zuruft:

O ihr Hohen heil'gen drei
In der Finsterniß geboren
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwelgend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt ans Licht gezogen,
Sucht die Finsterniß auf's Neu!
O wie hast du dich belogen;
Thränen blieben dir und Reu!

Das Evangelium vom Saamen so unter die Dornen fiel erpreßt ihr einen Ausdruck frommer nonnenhafter Entsagung: (S. 27.)

In Entsagung schwinden muß mein Leben,
In Betrachtung meine Zeit ersterben,
So nur kann ich um das Höchste werben;
Meine Augen darf ich nicht erheben.
Ach! ich habe sie mißbraucht zu Sünden
Und verscherzt des Aufblicks reine Freude;
Dann nur kann ich nach den Himmel finden,
So ich ihn in Schaam zu schauen meide.

Eines der reizendsten Gedichte ist „Am Palmsonntage" das die zarteste Jungfräulichkeit athmet:

Der Morgenthau will steigen;
Sind denn die Palmen grün?
Auf, laßt mit hellen Zweigen
Uns ihm entgegen ziehn!
Er will in unser Haus,
In unsre Kammer kommen;
Schon ziehen rings die Frommen
Mit Lobgesang heraus. u. s. w.

Was soll ich dir bereiten
Du wunderlieber Gast?
Ich möchte dich verleiten
Zu langer Liebesrast.
Wohlan, ich schmücke dich,
Will dich mit Blumen binden;
Du sollst dich nicht entwinden,
Das weiß ich sicherlich.

Aus deiner Mutter Rechten
Will ich um deinen Fuß
Die reine Lilie flechten
Mit demuthvollem Gruß.
Daß ich dich fess'le ganz
Mit Liebesblumenringen,
Will um dein Haupt ich schlingen
Den heil'gen Rosenkranz. u. s. w.

In christlicher ächter Bruderliebe reicht sie Allen die Hand.

Und wenn an deines Tempels Thor
Steht einer einsam ausgeschlossen,
Deß' Thränen doch vor Gott geflossen,
Deß' Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dann magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo Allen glühn der Sterne Zeichen,
Für Alle sinkt der milde Thau.

In kindlichem, unerschütterlichem Vertrauen auf Gottes Gnade ruft sie aus:

Du bist der Mächtige, um auch
Der Seele dumpfen Schlaf zu enden;
Zu dir darf seinen Sterbehauch
Der todeswunde Schächer senden;
Du nimmst den letzten Athemzug,
Ein Reuelaut ist dir genug
Den Blitz in seinem Flug zu wenden.

Trotzig nagender Verstandesfluch hat das Gebäude ihres Glaubens nicht unterhöhlen können, und siegreich ist sie hervorgegangen aus schwerem Kampfe:

Gib dich gefangen, thörichter Verstand!
Steig nieder
Und zünde an des Glaubens reinem Brand
Dein Döchtlein wieder!
Die arme Lampe, deren matter Hauch
Verdampft, erstickt in eignen Qualmes Rauch.

Digitized by Google

Wehe ab, stoß fort, was gleich dem frechen Feind
Dir sendet
Die Macht, so wetterleuchtet und verneint;
Und stare gewendet
Wie zum Polaestern halt das Eine fest,
Sein Wort, sein heilig Wort — und Schach dem Rest!

Wir haben in den kleinen mitgetheilten Proben weniger auf die Schönheit einzelner Gedichte aufmerksam machen wollen, sie sollen nur flüchtige Umrisse sein von dem eigenthümlichen Bilde der Dichterin. Wer das Buch in die Hand nimmt, — und es darf es jeder in die Hand nehmen der an einen Gott glaubt — wird daraus Trost und Erbauung schöpfen, und von der Erhabenheit der Gedanken und Gefühle hingerissen geht man achtlos an den seltenen Wohllautssünden vorüber, die der Todesengel der nachfeilenden Hand nicht mehr Gutzumachen gestattete. Ein Nachhall weihevollen Friedens haftet in der Seele des Lesenden und wenn man auch das ewige Verstummen der sangeskundigen Nachtigall schmerzlich bedauert, so fühlt man doch mit überzeugender Gewißheit, das die Ahnungsstimme sie nicht betrogen hat, die ihr zuflüsterte:

Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst verschwand.

F. J. Freiholz.

Erinnerungen einer Blindgebornen nebst Bildungsgeschichte der beiden Taubstummblinden Laura Bridgman und Eduard Meystre nach den französischen und englischen Originalberichten des P. A. Dufau, S. G. Howe und H. Hirzel, frei in's Deutsche übertragen durch J. G. Knie, Oberlehrer der schlesischen Blindenunterrichts-Anstalt, Inhaber der Großherzoglich Weimarschen Verdienstmedaille und Ehrenmitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau. In Commission bei Graß, Barth u. Comp. (J. Ziegler) 1852. VI. (VIII.) und 365 Seiten. Gr. 8.

„Wir haben gleich zu Anfang unserer Anzeige dieses Werkes, ehe wir uns zu seinem Inhalte wenden, die Veranlassung und Bestimmung desselben zur Kunde unserer Leser zu bringen, und den Vielen unter ihnen, denen es Freude macht „wohlzuthun und mitzutheilen" die Erwerbung dieser „Erinnerungen einer Blindgebornen" an's Herz zu legen. Die Absicht der Herausgabe des vorliegenden Buches ist nämlich die Gründung eines Unterstützungs-Fonds für entlassene würdige Zöglinge der Blinden-Unterrichts-Anstalt in Breslau. Es ist Verlagseigenthum jenes Unterstützungs-Fonds, zu dessen Obhut und Verwaltung der schlesische Verein für Blinden-Unterricht sich wohlwollend bereit erklärt hat. Der Herausgeber hatte früher in einer Ankündigung, diesen edlen Zweck darlegend, um Theilnahme gebeten. „Und", schreibt er jetzt, „sie ist nicht verhallt, diese meine Bitte, sie hat vielmehr die liebreichste Erhörung bei 1300, für Menschennoth und Menschenglück warmschlagenden Herzen gefunden . . . . . Als reines nouveauxerliches Grundcapital der beabsichtigten Stiftung lassen sich nach vorläufiger Abrechnung der gehabten Kosten schon jetzt gegen 1000 Thaler veranschlagen." Doch ist das gute Werk natürlich noch nicht als vollendet zu betrachten „und", wie es weiter heißt, „noch lange werden das Scherflein der Wittwe, wie die Spenden Derjenigen, denen Gott reiche Gemüthe und reiche Hände verliehen hat, als willkommene, Segen bringende Opfergaben auf dem neuen Altar der Menschenliebe erscheinen; denn es sind der Blinden einige Hundert, die da bedürfen und hoffen." (Das Verzeichniß der schlesischen und einiger anderer Beförderer des Unternehmens füllt der Seiten 344—365.)

Was den Inhalt anlangt, so erhalten wir als Hauptpartie des Buches (S. 1—225) die von dem Director der pariser Blinden-Anstalt, Herrn P. A. Dufau, im Anfange des vorigen Jahres veröffentlichten „Erinnerungen", in deutscher, nach dem Vorlesen (der achtbare Herausgeber ist erblindet *) verfertigte und von einem Freunde mit dem Original kritisch verglichene wohlgelungene Uebersetzung. Herr Dufau bezweckte, die gebildete Lesewelt Frankreich's durch diesen biographischen Umriß in die vielfach eigenthümlichen Geistes- und Gemüthszustände eines von ewiger Nacht umflorten Wesens zu versetzen und den hohen Triumph zu veranschaulichen, welchen die menschliche Seele über die Gebrechlichkeit des Leibes und seiner äußern Organe zu feiern vermag. Der Herausgeber hat die „Erinnerungen" mit folgenden Worten, kurz, aber wahr und genügend, characterisirt: „Die Freuden und Leiden einer sittlichen Liebe, wie die Ränke des Lasters und der Bosheit verleihen dem Gemälde Licht und Schatten und mehrfach anziehende Situationen für den Freund der Philosophie, wie für den Liebhaber des Romans, so daß Befriedigung für Geist und Herz geboten wird." Das romantische Element ist übrigens in dem Selbstbericht der blinden Dame (Tochter eines Franzosen und einer Engländerin, geboren gegen Ende des Jahres 1802 in einer kleinen Stadt in Nord-England) in Fülle vorhanden, ja man würde oft verfucht werden, das Ganze für einen Roman zu halten, wenn nicht die Quelle, aus welcher die „Erinnerungen" zu uns gelangen, eine so lautere wäre, und sie nicht in psychologischer Hinsicht so viele und ungewöhnliche Erscheinungen in sich faßten, die eine Dichtung unmöglich darbieten kann. Auf welchen wunderbaren Wegen die vom Schicksal vielfach verfolgte, aber geistesstarke und sittenreine Blinde zuletzt in eine Stellung

---

*) Herr Knie hat früher herausgegeben (von Graß, Barth & Comp. in Breslau durch jede Buchhandlung zu beziehen): „Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht der Dörfer, Städte und anderen Orte der Königl. Preuß. Provinz Schlesien rc. Bresl. 1845."; „Theoretisch-praktische Lösung der zwei geometrischen Aufgaben: a) zwischen zwei gegebene gerade Linien zwei Proportionalen einzuschalten rc., b) Quadratur des Zirkels und Zirkulirung des Quadrats, nebst Construction von Kugeln und Würfeln oder andern Körpern, die gleich groß werden sollen, mit Hülfe zweier Werkzeuge"; „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder, für deren erste Jugendbildung und Erziehung in ihren Familien, in öffentlichen Volksschulen und durch zu ertheilende Privat-Unterweisung. 4. verb. Aufl. Bresl. 1851." Auch ist von ihm durch jede Buch- und Kunsthandlung für 15 Thlr. preuß. zu erhalten: „Vorrichtung für Blinde, um erhöhte Schrift oder schwarzgefärbten Flachdruck zu fertigen."

Digitized by Google

geräth, die sie befähigt, ihr Leiden mit Zufriedenheit, arbeitend und Wohlthaten spendend, zu tragen, dieses nachzuerzählen unterlassen wir; man kaufe das Buch und lese selbst!

Der Herausgeber hat ferner aus den Jahresberichten des Herrn Dr. Samuel Howe, des Direktors der amerikanischen Blinden-Anstalt zu Boston in Neu-England, einen Umriß des Verfahrens gegeben, welches derselbe mit dem glücklichsten Erfolg angewandt, um die Seele eines blinden und zugleich taubstummen Kindes, Laura Bridgman, aus Nacht und Verstummung zu wecken. (S. 226—303). „Und damit aber", lautet es im Vorworte, S. IV.) „dieses Beispiel des höchsten geistigen Sieges der Unterrichts- und Erziehungskunst nicht als ein vereinzeltes und dadurch zweifelhaftes erscheinen mag, habe ich die gleich rühmliche Leistung des Direktors der Blinden-Anstalt zu Lausanne in der französischen Schweiz, des Herrn Hirzel, an dem taubstumm gebornen und im achten Jahre erblindeten Eduard Meystre ebenfalls beigefügt, und Hirzel's sinnreiche Art, diesem blinden Taubstummen trotz seiner Gebrechlichkeit die Lautsprache zu lehren, nach Hirzel's französischem Berichte darüber mitgetheilt, dessen vollkommene Wahrheit Herr Anken, Vorsteher der Blinden-Anstalt zu Bern aus persönlicher Kenntnißnahme des Eduard Meystre verbürgt hat (S. 304—339).

In einer Schlußbemerkung, S. 340, 341, wird noch von Laura Bridgman's Schicksalsgefährten, Oliver Caswell, kurz gehandelt, und S. 342, 343, findet sich aus des Herrn Abbé Carton, Vorstehers der in dem Kloster der Schulschwestern zu Brügge unter seiner Leitung bestehenden Taubstummen- und Blinden-Anstalt, Schrift: „Anna, ou: L'aveugle sourde-muette de l'institut des sourds-muets de Bruges. Gand 1843", Einiges über die schon 20 Jahre alte Anna Temmermans, welche aus der Grabesnacht ihres fast thierischen Zustandes zu erretten, dem Verfasser gelungen ist. Herr Kuie schließt mit den Worten: „Was der edle, bescheidene Mann über die dabei genossene, rühmliche und ausdauernde Hülfe der würdigen Schulschwestern zu Brügge, S. 75, sagt, das gilt ohne Bedenken ihm selbst und Euch allen, Ihr zarten Frauenherzen, Ihr biedern Männerseelen, die Ihr solchen Unglücklichen Euer Mitgefühl und Euer Geisteskraft gewidmet habt; Eure Engelsgeduld, Eure aufopfernde Hingebung: sie sind Eure That, sie sind und bleiben Euer Triumph!"

Der Herausgeber hat mit Dank die fremde freundliche Mitwirkung auch bei den zuletzt erwähnten zwei größeren Arbeiten anerkannt. Wir wünschen ihm als schönsten Lohn seiner menschenfreundlichen Bestrebungen, daß die „Erinnerungen", deren äußere Ausstattung sehr ansprechend ist, nach ihrer Veröffentlichung sich einer gleich großen Anzahl von Theilnehmern erfreuen mögen, als sie vor derselben fand.

F. L. Hoffmann.

Die Botschaft Sr. Majestät des Königs von Dänemark und das Wegenersche Attentat. Vorwort, Beilagen und Anmerkungen nebst deutscher Uebersetzung des Manuskript. Altona. A. Lehmkuhl & Comp. 1853. 70 Seiten. 8.

Den Publicisten und Staatsmännern kann dieses Schriftchen nur willkommen sein, da es einen Beitrag zur Beleuchtung der so viel besprochenen und verhandelten dänischen Erbfolgefrage liefert, und da der Verfasser durch die Zusammenstellung der darauf bezüglichen diplomatischen Tractate den ferneren Untersuchungen über das pro und contra einen erheblichen Dienst geleistet hat. Wir haben nicht zu entscheiden, ob der Verfasser oder Herr Wegener Recht hat, wir wollen nur die Aufmerksamkeit derer, welche Interesse an dieser staatsrechtlichen Frage nehmen, auf dieses Schriftchen richten. W.

Miscellen.

Laut einer officiellen Tabelle in dem diesjährigen brittischen Almanach, unter der Rubrik: Costs of War, hat England in den Kriegen seit dem Anfang der ersten französischen Revolution, 1793, bis 1815 an Getödteten 19,796 und an Verwundeten, deren manche indes auch hinterher an ihren Wunden gestorben sein mögen, in Allem circa 80,000 Mann gehabt. Die Schlacht bei Trafalgar, in welcher die französische Marine beseitigt wurde, hat den Engländern nur 449 an Getödteten gekostet, und selbst in der Schlacht von Waterloo haben sie an Todten nur eine Einbuße von 1771 Mann gehabt.

Capitain Moore, der unlängst aus der Behringsstraße nach England zurückgekehrt ist, nachdem er vier Jahre im Eise zugebracht hat, bringt die gute Kunde, daß der Plover, mit voller Ladung Proviant, aus der Amphitrite übergeladen, unter dem Befehl des Capitains Maguire, durch diesen tief nördlich, bis zum Point Barrow gefördert und für den Winter sicher gelegt worden ist. Es ist dieses ein vortrefflicher Platz für ein Depot-Schiff, indem er stets zuerst von einem jedweden aufgesucht würde, der aus den Behringsstraßen herauskäme.

Neapel, das auf der großen Ausstellung von 1851 zu London nicht vertreten war, wird dies Jahr, im Mai, seine eigne Ausstellung haben und ist mit den Vorrichtungen dazu eifrig beschäftigt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 5. Sonnabend, den 15. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Anna Mons, Favoritin Peters des Großen ..... Seite 33
Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben ..... „ 34
Literatur:
Gedichte von Theodor Storm ..... „ 37
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 38
Hellas: Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen, von Friedrich Jacobs ..... „ 38
Miscellen ..... „ 39

Anna Mons,

Favoritin Peters des Großen.

In dem „Tagebuche des Generals Gordon" (2. Band S. 354, 1691, 22. Oct.) ist eines Festes bei Herrn Mons gedacht, dem der Zaar und Gordon beiwohnten. Herr Dr. Posselt bemerkt dabei: „Dieser von Gordon hier erwähnte Herr Mons war weder ein Offizier, wie einige behaupten, noch ein Goldschmidt, wie Korb in seinem Diarium itin. in Moscoviam S. 106 ihn nennt, sondern zufolge sicherer Nachrichten im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau ein einfacher Bürger und Weinhändler in der deutschen Slobeda bei Moskau. Die von letzterem Schriftsteller öfters erwähnte Domicella Monz, welches eben so wenig wie Munz richtig geschrieben ist, Anna mit Vornamen, war seine Tochter. Dieselbe war von außerordentlicher Schönheit und hatte den jungen Zaaren so sehr gefesselt, daß sie dessen Favoritin wurde. Wir würden dieses hier gar nicht erwähnt haben, wenn nicht hinsichtlich ihres späteren Lebens falsche Nachrichten verbreitet wären, die wir durch die folgenden aus sicherer Quelle geflossenen Angaben zu berichtigen wünschen. Peter erfuhr bei der Belagerung von Schlüsselburg im Jahre 1702 die Untreue seiner Favoritin und daß sie mit dem sächsischen Gesandten von Königseck Briefe wechselte. Dieser Gesandte war dem Kaiser in diesem Feldzuge gefolgt, verlor aber plötzlich sein Leben, indem er Abends spät über eine schmale Brücke, unter der ein sonst unbedeutender Bach floß, gehen wollte. Als Peter dieses hörte, war seine erste Sorge, daß die in den Taschen und unter den Effekten des Abgesandten befindlichen Papiere, in denen wegen seiner genauen Verbindung mit dem Könige August Staatsgeheimnisse sein könnten, niemand zu Gesicht bekommen möchte. Wie sehr mußte ihn aber befremden, was er hier entdeckte! Seine Anna Mons stand mit dem Herrn v. Königseck in Briefwechsel und hatte sich in diesem zu sehr verrathen, als daß der geringste Zweifel übrig bleiben konnte. Von einem Portrait, welches sich vorgefunden habe, wissen Zeitgenossen nichts zu sagen, wohl aber von einem anderen, nicht näher angegebenen Merkmale ihrer Liebe, welches sie dem Herrn v. Königseck zum Andenken geschenkt oder geschickt habe. Jetzt wollte Peter nichts mehr von ihr wissen und ließ sie einige Jahre lang unter einem nicht sehr strengen Arreste halten, aus welchem der preußische Abgesandte, Hr. v. Kaiserling, durch alle mögliche Fürsprache sie zu befreien suchte. Derselbe hatte sogar mit dem Fürsten Menschikow im Jahre 1707 über diese Angelegenheit eine große Unannehmlichkeit und viel Verdeuß. Endlich ließ der Kaiser sich besänftigen. Anna Mons wurde frei und Gemahlin des Hrn. v. Kaiserling. Dieser starb aber schon am 11. December 1711 auf der Reise nach Berlin. Bald darauf heirathete die Mons wieder einen Major Müller, der ein bei Pultawa gefangen genommener Schwede war, in welcher Verbindung sie schon im Jahre 1714 ihr merkwürdiges Leben beschloß." H.

Digitized by Google

Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben.

(Fortsetzung.)

Ich verhieß dieses, und als ich nach einigen Tagen mich dort wieder eingefunden hatte, las ich den Damen zunächst „Die Darstellung der Entwickelung der Urformen der Natur" vor, wie sie in der, von der verstorbenen Baronin de la Motte-Fouqué verfaßten „Griechischen Mythologie für Frauen" enthalten ist.

„Vor allem sichtbaren Leben war unsichtbares Zusammensein „im Herzen Gottes, tiefe Ruhe im heiligen Abgrund der Ewig„keit. In ihr erste Regung außer sich hinauszugehen, Sehnsucht „nach sich selbst, Liebe, erster Lichtgott, Weltseele, Sohn Gottes, „dem Vater gegenüber, welcher alle Mildigkeit seiner Liebesnatur „dem Sohne gegeben, und sich in diesem erfassend, als ernste „Willensschranke, die Kreislinie, seiner Wesenheit Umgränzung, „bildet. Beide zwar Eins, doch in dem Akte der Schöpfung also „gedacht, daß die schattige Grenzlinie, als Urstoff dem Urlicht „entgegengesetzt, empfangend, auffassend, folglich contrahirend „wirkt, das Urlicht hingegen, als das Ausströmende, gebend und „hervorrufend, daher expandirend erscheint. Beide Urkräfte in „ihrer ewig in sich selbst bedingten und begriffenen Thätigkeit „sphäroidisch kreisend, durchdringen sich wechselseitig, und der „Wille des Ewigen in beiden zugleich blitzt flammend auf, und „scheidet Licht und Finsterniß und Tag und Nacht. Die Schwere „des Urstoffs sinkt daraus als Materie, Erde, niederwärts, das „Licht aber, von der aufsteigenden Flamme, und diese durch ihn „erhellet, durchglühet und erfaßt, wird Sonne, absolut göttliches „Prinzip, zweiter Lichtgott, König, Herr, Erzeuger der sichtbaren „Welt, ein strenger und ein milder Herrscher, Vater der Dinge; „Materie aber, vom Licht- und Luftgeist berührt, wird ein feucht„sehnsüchtig Weib, das sich der Sonne und dem Licht entgegen„breitet, und die finstere Nacht unter sich läßt. Erde und Sonne, „ihrer Urprinzipien Natur in sich tragend, entgegengesetzt durch „sich selbst, ziehen sich an, wie sie sich fliehen, und zeigen in diesem „Wechselkampfe die Elemente ewigen Werdens. Doch diese ringen „mit einander, wie ein wirrer Knäuel, im finsteren Schooß der „Erde, bis die Zeit den schrankenlosen Erzeugungen ein Ziel „setzt, und ein zweiter Scheider und Feuergeist die Befruchtung „der Sonne hemmt, und zwischen ihr und der Erde die Willens„schranke zieht und jedwedes Thun sich selbst erfaßt. Da tritt „die ewige Weltordnung in des Gesetzes Harmonie hervor. Der „Himmel wölbt sich in ewiger Klarheit über der Erde, und „umarmt sie in gemessenen Schwingungen; durch ihn erweicht, „fluthet sie sehnsüchtig ihr innerstes Beben in feuchte Strömungen „hin und die Wasser lassen alle Herrlichkeit der Schöpfung aus „sich erblühen; Düfte, Wolken, Blumen und Thiergestalten treten „hervor, bis der erklärte Gedanke sich im Menschenbilde offenbaret, „und die Natur sich selbst in dem Gipfel ihrer Schöpfung „erkennt."

Ich richtete nach beendigtem Vorlesen, die Frage an die Damen: ob sie durch die so eben vernommene Schilderung, mit dem Hergange bei Erschaffung der Welt oder der Erde, ganz vertraut geworden seien. Dieselben antworteten, mit Ausnahme der Frau vom Hause, sämmtlich nur durch Lächeln; die letztere aber äußerte: „Frau Baronin Fouqué, der eine selige Ruhe zu Theil werden möge, hat hier, wie mich dünkt, lediglich den Satz bestätigt: daß von dem Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist."

„Sehr viel," nahm ich hierauf wieder das Wort, „hat mit der Weltursprungslehre (Kosmogonie) Chateaubriand sich beschäftigt. Er spricht jedoch im engeren Sinne nur von dem muthmaßlichen Alter der Erde, nicht von dem der Welt, und sucht darzuthun, daß die Erde keineswegs in so vorgerücktem Alter stehe, als mitunter behauptet worden sei. Ich lasse hier aus dem „„Génie du Christianisme"" (dritter Band der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke vom Jahre 1838) die eigenen Worte desselben in möglichst getreuer Uebersetzung folgen.

„Man sagt: „die Erde ist eine alte Einöhrein, deren Ge„brechlichkeit in Allem sich kund giebt. Man untersuche doch „nur genau ihre Fossilien, ihren Marmor, ihren Granit, ihre Laven, „und man wird in diesen ihre unzählbaren Jahre lesen, die an „den Ringen, Schichten und Zweigen zu erkennen sind, wie die Jahre „der Schlange an ihrer Klapper, des Pferdes an seinen Zähnen, „des Hirsches an seinem Geweihe.

„Dieser Einwurf ist hundert Mal durch die Antwort wider„legt worden: Gott mußte die Welt (le monde) mit allen den „Merkmalen eines hohen Alters (vétusté) und der durchgängigen „Vollendung erschaffen, die wir an derselben wahrnehmen, und „hat sie auch, ohne Zweifel so erschaffen.""

„Es ist in der That wahrscheinlich, daß der Urheber der „Natur gleich anfangs alte Wälder und junges Gehölz pflanzte, „daß einige Thiere betagt (remplis de jours), andere mit der „Anmuth der Kindheit geschmückt, geboren wurden. Als die Eichen „aus dem befeuchteten Boden hervorwuchsen, trugen sie auch ohne „Zweifel zu gleicher Zeit die alten Nester der Raben und die „Nachkommenschaft der Tauben. Die Biene, obgleich sie erst einen „Morgen hindurch geübt hatte, zählte bereits ihre Götterkost nach „Generationen von Blumen. Man muß glauben, daß das Schaf „nicht ohne Lamm, die Grasmücke nicht ohne Brut war. Wenn „die Welt (le monde) nicht zu gleicher Zeit jung und alt gewesen „wäre, so würde das Große, das Ernste, das Moralische aus der „Natur verbannt worden sein; denn jene Gefühle gehören ihrem „eigentlichsten Wesen nach, den altertümlichen Dingen an. Jede „Gegend hätte ihre Wunder eingebüßt. Der in Trümmer sich „auflösende Felsen, hätte nicht mehr mit seinen langen grasartigen „Pflanzen über dem Abgrunde gehangen. Die Wälder, der Spuren „der sie betroffenen Zufälle beraubt, hätten nicht jene so ein„drucksvolle Unordnung dargeboten, welche das gegen die Wurzel „herabsinkende Astwerk, der zu dem Flußbette sich neigende Stamm „gewähren. Die zauberhaften Stimmen, das heilige Grauen in „dem Dunkel der Wälder, diese Erzeuger begeisternder Gedanken, „wären, gleich denen, ihnen zur Zufluchtsstätte dienenden, grünen „Gewölben, niemals dagewesen; die Einöden der Erde und des „Himmels würden nackt und ohne Zauber geblieben sein, indem „sie die Säulen von Eichen verloren hätten, durch welche sie mit „einander verbunden sind. An dem nämlichen Tage, an welchem „das Weltmeer seine ersten Wogen auf das Ufer rollte, bespülte „dasselbe, wir dürfen nicht daran zweifeln, Klippen, die bereits „von den Fluthen benagt waren; flache, mit Ueberbleibsel von

Digitized by Google

„Schalthieren besäete Sandufer und kahle Vorgebirge, welche die „sinkenden Ufer der Erde gegen den Andrang der Gewässer „schützten. Ohne dieses ursprüngliche Alterthum, würde es weder „Pracht noch Erhabenheit in dem Werke des Ewigen gegeben haben; „und, was nicht wohl sein könnte: die Natur in ihrer Unschuld „(innocence) wäre weniger schön gewesen, als sie es heut zu Tage „in ihrer Verdorbenheit ist. Eine abgeschmackte Kindheit der „Pflanzen, Thiere und Elemente hätten eine, alles dichterischen „Gepräges ermangelnde, Erde gekrönt. Gott aber war nicht ein „so schlechter Zeichner der Haine Edens, als die Ungläubigen es „behaupten. Der König — Mensch (l'homme-roi) wurde selbst „mit dreißig Jahren gebaren, um durch seine Erhabenheit mit den „alten Größen seines neuen Reiches sich in Uebereinstimmung zu „befinden; so wie seine Gefährtin ohne Zweifel sechszehn Frühlinge „zählte, die sie nicht durchlebt hatte, um mit den Blumen, mit „den Vögeln, mit der Unschuld, der Liebe und dem ganzen jungen „Theile des Weltalls (univers) im Einklange zu stehen."

„Der hier von Chateaubriand entwickelten Ansicht über die Schöpfung, ist hervorstechende Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen," sagte die Frau vom Hause, „und ich bin überzeugt, daß er mit wahrer Selbstzufriedenheit auf die Zeilen hingeblickt haben wird, in denen er diesen erleuchtenden Ausspruch der Welt verkündete."

„Vornehmlich," fügte ich hinzu, „wenn er sich dabei erinnerte, gleichzeitig die, bis dahin unbeantwortet gebliebene Frage erledigt zu haben, was früher dagewesen, ob die Henne oder das Ei, indem wir nun wissen, das Hahn, Henne und muthmaßlich auch die kleine Nachkommenschaft in dem nämlichen Augenblicke das Dasein erhielten, so daß es hier des, fast immer langwierigen, Beginnens ab ovo, oder vom Ei an, nicht bedurfte. Ich glaube übrigens, meine Damen, daß, nachdem wir uns mit den Voraussetzungen über das Entstehen des Erdballes und dessen Alter beschäftigt haben, es angemessen sein dürfte, nun auch Demjenigen, was hinsichtlich der einstmaligen Endschaft desselben als möglich und muthmaßlich verkündet worden ist, einige Betrachtungen zu widmen; ich habe mich zu diesem Ende mit den nöthigen Notizen versehen, deren Mittheilung, falls Sie in dieselben willigen sollten, Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch nehmen dürfte."

Nachdem die Damen einstimmig erklärt hatten, daß ihnen mein Anerbieten sehr erwünscht sei, las ich denselben vor, was folgt:

„Die Geologen und Naturkundigen (Physiker) zerfallen bekanntlich bei ihren Voraussetzungen, auf welche Weise die Bildung „des Erdkörpers vor sich gegangen sein dürfte, in zwei, schroff „sich gegenüberstehende Parteien, die in ihren Ansichten eben so „strenge von einander sich abscheiden, als es die beiden Elemente „thun, welche sie für die thätige Grundursache jener Bildung anerkannt wissen wollen, nämlich: das Feuer und das Wasser; „daher sie denn nach ihrem Hinneigen zu der einen oder der „andern jener Ansichten über die Entstehung der Erde, Vulcanisten „oder Neptunisten genannt werden. Eben diese Verschiedenheit der „Meinung herrscht über die wahrscheinliche Art des dereinstigen „Aufhörens oder der Endschaft des gegenwärtigen Zustandes „unserer Erdkugel und deren theilweise oder gänzliche Zerstörung; „da die Einen vermuthen, daß dieses Ereigniß auf trockenem, die „Andern, daß solches auf nassem Wege seinen Verlauf haben „werde.

„Von bereits früher erfolgten Zerstörungen des Erdballes „auf beide Weisen, melden verschiedene Ueberlieferungen.

„Die griechische Mythe spricht von zwei großen Ueberschwemmungen, der welchem jedes Mal von sämmtlichen Bewohnern nur „ein Ehepaar am Leben blieb; nämlich das erste Mal Deukalion „und Pyrrha; das andere Mal Philemon und Baucis. Die „beiden Letzteren sind als das Muster sich bis in den Tod treu „liebender und verehrender Ehegatten, sprichwörtlich geworden.

„Phäton, der angebliche Sohn Apollo's, fuhr als unberufener „Lenker der Rosse des Sonnenwagens mit diesem aus dem „himmlischen Geleise und so nahe an den Erdball, daß derselbe „in Brand gerieth.

„Die Anfangs-Verse eines lateinischen Kirchenliedes deuten „auf Bestrafung des sündigen Menschengeschlechtes durch Weltenbrand hin:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla....
Am Tag' des Zorns, an jenem Tage
Wird die Welt in Asch' verwandelt....

„Auch nach der Meinung der alten Philosophen und besonders „der Stoiker, soll die Welt eines Tages durch Feuer vernichtet „werden. Ovid und Seneca der Tragiker, gedenken in ihren „Werken dieser zu erwartenden Katastrophe. Der römische Dichter „Lucan beschreibt dieselbe in einem schönen Gleichnisse mit den „Worten: „„So werden, wenn die, Alles vernichtende, Zeit müde „sein wird unzählige Jahre über diese Welt hinzurollen, die Sphären, „in das Chaos fortgerissen, in ihrem Falle durch das Aneinanderstoßen die Lüfte erschüttern und die Gestirne in dem Abgrunde „der Meere erlöschen."" In dem Evangelisten Marcus, Kap. 13, „V. 24 und 25 heißt es von dem Ende der Jahrhunderte: „„Aber zu „der Zeit, nach dieser Trübsal, werden Sonne und Mond ihren „Schein verlieren. Und die Sterne werden vom Himmel fallen „und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.""

„Der, in dem ersten Buch Mose, Kapitel 7 und 8 enthaltenen „Schilderung zu Folge, trat die Sündfluth mit einem Regen ein, „der vierzig Tage und vierzig Nächte währte. Fünfzehn Ellen „hoch ging das Gewässer über die Berge die bedeckt wurden. „Alles was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen, das starb. „Das Gewässer stand auf Erden hundert und funfzig Tage; dann „verlief es sich, und die Erde ward ganz trocken am sieben und „zwanzigsten Tage.

„Chateaubriand ist in seinem bereits erwähnten Werke, dem „Génie du Christianisme, auch bemüht gewesen, die Ansichten „Derjenigen zu widerlegen, welche jene Angaben der Bibel in „Betreff der Sündfluth, als den naturwissenschaftlichen Erfahrungen „zum Theil widerstreitend, erklärt haben.

„Hierauf Bezug nehmend, äußert Chateaubriand unter „Anderem: „„Man lacht über Josua, welcher der Sonne gebot „„still zu stehen. Wir hätten nicht geglaubt in die Nothwendigkeit „„versetzt zu werden, unser Jahrhundert belehren zu müssen, daß „„die Sonne, obgleich Mittelpunkt (centre), nicht unbeweglich ist. „„Man gedachte Josua dadurch zu entschuldigen, daß man erklärte: „„er habe absichtlich wie der große Haufen gesprochen; es wäre „„eben so einfach gewesen, zu sagen, daß er wie Newton sprach. „„Wenn Ihr eine Taschenuhr anhalten wolltet, so würdet Ihr „„nicht ein kleines Rad zerbrechen sondern die Hauptfeder

Digitized by Google

„„hemmen, durch deren Stillstand sofort die ganze Bewegung „„aufhören würde.„"

„Er geht sodann zu der vorhin beregten Widerlegung über „„und sagt: In gleicher Art, wie man über Josua spottet, scheuet „„man sich nicht, den ganzen Act der Sündfluth als eine Er„„dichtung darzustellen und die Schilderung derselben für leere „„Worte zu erklären. Die Einen sprechen uns von gewissen Zeit„„abschnitten, in denen das ganze Weltall (l'univers entier) sich „„verjüngte; die Andern leugnen die großen Umwandelungen „„welche der Erdball erlitten hat, wie diejenige, welche die allge„„meine Sündfluth herbei führte. Sie sagen: die Regen sind „„nur Ausdünstungen der Meere; es würden aber sämmtliche „„Meere nicht hinreichen, um die Erde bis zu der Höhe zu be„„decken, von welcher die heilige Schrift spricht. Wie könnten „„erwiedern, daß eine solche Schlußfolge eben den Erforschungen „„widerspricht, mit denen man so sehr prahlt, weil die neuere „„Chemie uns lehrt, daß die Luft in Wasser verwandelt werden „„kann; welche fürchterliche Sündfluth würde dadurch entstehen! „„Aber wir verzichten gern darauf, diese Gründe geltend zu „„machen, welche lediglich von den Wissenschaften entlehnt sind, „„die von Allem dem Geiste, doch von Nichts dem Herzen „„Rechenschaft geben. Wir werden uns mit der Entgegnung be„„gnügen, daß, um die festen Theile der Erdkugel zu ertränken, „„es hinreichend ist, daß das Weltmeer aus seinen Ufern trete, „„indem es das Wasser aus seinen Abgründen mit sich fortzieht. „„Zu dem, hochmüthige Menschen, seid ihr in die Schätze des „„Hagels eingedrungen, und kennt ihr die Behälter jenes boden„„losen Schlundes, aus welchem der Herr an dem Tage seiner „„Rache den Tod geschöpft hat? Hiob spricht davon (Kapitel 38, „„Vers 22) mit den Worten: Bist du gewesen, da der Schnee „„herkommt, oder hast du gesehen wo der Hagel herkommt?

„„Sei es nun, daß Gott, indem er das Becken der Meere „„erhob, die getrübten Fluthen derselben über das Festland goß, „„sei es, indem er die Sonne von ihrer Bahn ablenkte, er der„„selben gebot, sich über dem Angelpunkt (Pole) mit Unheil ver„„kündenden Anzeichen zu erheben; so viel ist gewiß, daß eine „„schreckliche (affreux) Sündfluth die Erde verwüstet hat.

„„Damals wurde das Menschengeschlecht fast ganz vertilgt; „„alle Streitigkeiten der Nationen endigten, alle Staatsum„„wälzungen hörten auf. Die Könige, die Völker, die sich feind„„lich gegenüberstehenden Heere, gaben ihrem blutvollen Hasse Auf„„schub, und umarmten sich von tödtlichen Schrecken ergriffen. „„Die Tempel füllten sich mit Flehenden an, die vielleicht ihr „„ganzes Leben hindurch die Gottheit verleugnet hatten; aber die „„Gottheit verleugnete ihrerseits dieselben ebenfalls, und bald „„verkündigte Alles, daß die unermeßliche Fluth sich an dem Ein„„gange der Tempel befinde. Vergeblich flüchteten die Mütter „„sich mit ihren Kindern auf die Gipfel der Berge; vergeblich „„glaubte der Liebende für seine Geliebte in der nämlichen „„Grotte eine Zufluchtsstätte zu finden, wo er derselben heimlich „„die ersten Küsse geraubt hatte. Vergebens suchten Freunde „„den erschreckten Bären die höchsten Aeste der Eichen streitig zu „„machen; der Vogel selbst, von Zweig zu Zweig fortgescheucht, „„ermüdete nutzlos seine Flügel auf Wasserfluthen ohne Ufer. „„Die Sonne, welche nur noch den Tod durch bleifarbige Wolken „„beleuchtete, zeigte sich trübe und veilchenblau (violet) gleich „„einem ungeheuren, in den Himmeln ertränkten, Leichname „„(comme un énorme cadavre noyé dans les cieux). Die „„Vulkane erloschen, indem sie tobende Rauchsäulen ausspieen, „„und das eine der vier Elemente, das Feuer, nahm gleichzeitig „„mit dem Licht ein Ende.

„„Jetzt wurde die Welt (le monde) von grauenerregender „„Finsterniß bedeckt, aus welcher gräßliche Klagetöne sich ver„„nehmen ließen; jetzt erklomm, in Mitten feuchter Dunkelheit, der „„übrig gebliebene Theil der lebenden Wesen, der Tiger und das „„Lamm, der Adler und die Taube, die kriechenden Thiere und „„Insekten, der Mann und das Weib, in Gemeinschaft den „„schroffsten Felsen des Erdballs; die Fluthen des Meeres folgten „„ihnen auch dorthin, und indem solches in seiner drohenden Un„„ermeßlichkeit um sie her empor stieg, ließ es unter seiner stürmisch „„wogenden Einöde den letzten Punkt der Erde verschwinden.

„„Als Gott seiner Rache ein Genüge gethan hatte, hieß er „„die Meere in ihren Abgrund zurückkehren; aber er wollte dem „„Erdball unvergängliche Spuren seines Zornes aufdrücken; die „„Gerippe des indischen Elephanten schichteten sich in den Gegenden „„Sibiriens auf; die magellanischen Schalthiere bis zu den Stein„„brüchen Frankreichs hingespült, versenkten sich in deren Tiefen; „„ganze Bänke von Seekörpern legten sich auf den Spitzen der „„Alpen, des Taurus und der Cordillera's fest, und diese Ge„„birge selbst, wurden die Denkmäler, welche Gott in den drei „„Welttheilen zurückließ, um seinen Sieg über die Gottlosen zu „„bezeichnen, wie ein Monarch seine Trophäen auf dem Felde „„errichtet, auf dem er seine Feinde in die Flucht geschlagen hat.

„„Gott begnügte sich nicht mit diesen allgemeinen Merk„„malen seines vergangenen Zornes; da er wußte, wie sehr leicht „„der Mensch die Erinnerung an das Unglück verliert, so ver„„mehrte er in dem Aufenthalte desselben, die Zeichen des An„„denkens daran. Die Sonne hatte zum Throne am Morgen „„und zum Bette am Abend nur noch das feuchte Element, in welchem „„sie alle Tage, wie zu der Zeit der Sündfluth zu erlöschen „„schien. Die Wolken des Himmels ahmten oft aufgehäufte „„Wogen Sandes oder weiß werdende Klippen nach. Auf der „„Erde ließen Felsen Wasserfälle herabstürzen; das Licht des „„Mondes, die weißen Abenddünste, bedeckten zuweilen die Thäler „„scheinbar mit großen stillen Wasserflächen; an den ödesten und „„dürrsten Orten wuchsen Bäume hervor, deren sich niedersenkende „„Aeste, schwerfällig gegen den Erdboden herabhingen, als wenn „„sie, noch ganz durchnäßt, so eben den Schooß der Wogen ver„„lassen hätten. Dem Meere wurde geboten, zweimal des Tages „„sich von neuem in seinem Bette zu erheben und seine flachen, „„sandigen Ufer zu überschreiten; die Höhlen der Berge behielten „„ein dumpfes Murmeln und Klagetöne bei; die Gipfel der „„Haine gewährten das Bild eines wogenden Meeres, und der „„Ocean schien sein Brausen in der Tiefe der Wälder zurücke„„lassen zu haben.'"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gedichte von Theodor Storm. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung. 1852. 159 (164 Seiten). 12.

Theodor Storm ist den Freunden deutscher Dichtung aus dem „Liederbuche dreier Freunde" und den „Sommergeschichten und Lieder" (m. vgl. unsere Zeitschrift, Jahrg. 1851, No. 5) längst so vortheilhaft bekannt, daß sein Name genügt, um diese typographisch sehr geschmackvoll ausgestattete Sammlung zu empfehlen. Wir begegnen im zweiten Buche derselben einigen Gedichten, die uns und gewiß auch Vielen unserer Leser schon frühere mannigfachen Genuß gewährten. Meister der Form, versteht der Dichter es, den Ernst des Lebens mit fröhlichem Scherz in seinen Liedern zu vereinen; es herrscht in ihnen eine Gemüthlichkeit, der man es leicht ansieht, daß sie keine erkünstelte, sondern in des Herzens tiefstem Grunde keimt; wie schön sind z. B.: Einer Todten; Sprich, bist Du stark; O bleibe treu den Todten; Eine Frühlingsnacht; Ostern; Die Herrgottskinder; Weihnachtsabend; Jungres Leid; und viele andere.

Die Gedichte scherzhafter Tendenz, z. B.: Vom Staatskalender; Gesegnete Mahlzeit; Von Katzen u. s. w. sind ungemein ergötzlich und die wenigen Märchen, namentlich Schneewittchen (wie Schneewittchen zu den Zwergen flieht, und von ihnen im Zwerghäuslein gefunden und freundlich aufgenommen und beherbergt wird) lassen wünschen, daß ihnen bald mehrere nachfolgen mögen.

Den trefflichen Epilog theilen wir ganz mit:

In hoc signo vinces.

Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Gestern gab es nicht;
Da sah der Tod im hellsten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir in's Angesicht.

Die Welt erlosch, der Himmel brannte trübe;
Ich sprang empor entsetzt und ungestüm.
Doch er verschwand. Die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch, und trennte mich von ihm.

Und heute aus — im sonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken schlief mein Kind.
Des zarten Athems lauschend hielt ich Wache,
Und an den Fenstern glog der Sommerwind.

Da sanken Nebelschleier dicht und dichter
Auf mich herab; kaum schienen noch hervor
Der Kinder schlummerselige Gesichter,
Und nicht mehr drang ihr Athem an mein Ohr.

Ich wollte rufen; doch die Stimme keuchte,
Bis hell die Angst aus meinem Herzen schrie.
Vergebens doch; kein Schrei der Angst erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte sie.

In grauer Finsterniß stand ich verlassen,
Bewegungslos und schaudernd Gebeine;
Ich fühlte kalt mein schlagend Herz erfassen,
Und ein entsetzlich Auge sank in meine.

Ich floh nicht mehr; ich fesselte das Grauen,
Und faßte mühsam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich frei den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt;
Ich sah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, suchtbarer Fürst, gestellt.

Den Dampf der Erde sah empor ich streben,
Und ballen sich zu Mensch- und Thiergestalt;
Sah es sich schütteln, tasten, sah es beben
Und taumeln dann, und schwinden alsobald.

Im fahlen Schein im Abgrund sah ich's liegen,
Und sah sich's regen in der Städte Rauch;
Ich sah es wimmeln, hasten, sich bekriegen,
Und sah mich selbst bei den Gestalten auch.

Und niederschauend von des Todes Warte
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn,
Die Lust, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' in's Angesicht zu sehn.

Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich dir Kraft, entgegen Lust und Schmerz
Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, so doch ein ganzes Herz. —

Da fühlt' ich mich im Sonnenlicht erwachen;
Es dämmerte, verschwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und frische, blaue Augen sahn mich an.

O schöne Welt! So sei in ernstem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzusehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönntest nicht Allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur!

Mich aber laß meinen Augs erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angerührt,
Beutelen Sinns ihr mächtig Week beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

H.

Digitized by Google

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par F. Heussner, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. — Tome IX. No. V. — Bruxelles, F. Heussner, librairie ancienne et moderne. 1852. Seite 369—432. Gr. 8.

Wie reichhaltig auch dieses Heft des Bulletin ist, davon wird die einfache Aufzählung der einzelnen Bestandtheile genügend Zeugniß geben.

In der ersten Abtheilung: Histoire des livres et des bibliothèques, erhalten wir von Hrn. de Chênedollé die folgende höchst interessante Mittheilung, die namentlich allen Kunstfreunden ein hohes Interesse gewähren dürfte: Description sommaire d'un livre d'heures de Notre-Dame, manuscrit latin avec miniatures, exécuté en Flandre au commencement du seizième siécle. Das kostbare Manuscript gehört einem belgischen Edelmann irländischen Ursprungs und befindet sich seit wenigstens 150 Jahren im Besitze seiner Familie. — Decouverte d'une édition du Gargantua de Rabelais jusqu' à présent inconnue; von Hrn. G. Brunet. — Notice sur la bibliothéque de Charles de Croy, duc d'Aerschot (1614); von Hrn. Edward van Even. (Die Fortsetzung soll in der nächsten Nummer folgen.) — Additions aux Recherches sur les imprimeurs de Namur. 1. Jean Pignewart et l'imprimeur Jean van Milst. 2. Le P. Louis de Bouvignes et Charles Albert, imprimeur et libraire; von Hrn. de Chênedollé, mit Auszügen aus dem seltenen und höchst merkwürdigen Miroir de la Vanité des Femmes mondaines. Par le P. Louis de Bouvignes Predicateur Capucin. Troisiéme édition. Revue et corrigée: Avec l'Ordonnance de N. S. P. le Pape Innocent XI. A Namur, chez Charles Albert, imprimeur et libraire MDCXCVI. Kl. 12. Der Kapuziner hat die Naivetät wirklich ungemein weit getrieben; die Bruchstücke, die Hr. de Chênedollé ausgewählt, sind in dieser Beziehung kleine Meisterstücke. Wundergeschichten eigenthümlicher Art sind eingeflochten, bei deren Erwähnung an den Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (neueste Ausgabe von J. Strange, Köln, Heberle, 1851, die früher in unserer Zeitschrift zugleich mit Hrn. A. Kaufmann's in demselben Verlage, 1850 erschienenen trefflichen Monographie: Cäsarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, ausführlich besprochen ist) erinnert wird. —

Die zweite Abtheilung: Histoire des auteurs, des bibliophiles, des imprimeurs, etc., bringt zuerst die Fortsetzung des Artikels: Notice raisonnée des ouvrages, lettres, dissertations, etc., de l'abbé de Saint-Leger; dann Variétés bibliographiques. — Marques d'imprimeurs; von C. D. B., mit 8 schönen Holzschnitten; ferner: Lettre adressée à M. de Chênedollé, directeur du Bulletin du bibliophile belge, par M. le baron de Stassart; enthält einen bisher ungedruckten Brief von Mabillon und Dom Thierry an den Cardinal von Bouillon, von welchem Hr. Baron de Stassart sehr richtig und treffend sagt: „elle donne une idée exacte de cette modestie vraie, de ce tact délicat des convenances et de cet amour désinteressé de la science qui faisaient le caractére distinctif de ces excellents bénédictins, si dignes de servir d'exemples aux savants de toutes les époques."

Die dritte Abtheilung: Chronique et variétés besteht aus Folgendem: Exportations belges de livres (im ersten Halbjahr 1852: 155,763 Kil.; 1851: 158,447 Kil.; 1850: 82,610 Kil.) — Relevé des brevets d'invention accordés pendant le premier semestre de 1852, et intéressant l'art typographique, la librairie, etc. — Le docteur I. Bowring et ses Anthologies. — Catalogues de MM. F. Heussner, J. M. Heberlé et E. Vanackere. — Un nouveau volume du catalogue de la bibliothèque de M. Leber. (Der letzte Artikel von Hrn. G. Brunet, die übrigen vom Hrn. Director des Bulletin.)

Die Revue bibliographique (die vierte Abtheilung) ist dem nächsten Hefte vorbehalten. F. L. Hoffmann.

Hellas: Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen, von Friedrich Jacobs. Aus dem Handschriftlichen Nachlaß des Verfassers, herausgegeben von E. F. Wüstmann. Berlin, Friedländer u. Sohn. 1852. XXXII u. 438 Seiten, in kl. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese von einem der tiefsten und geschmackvollsten Kenner des griechischen Alterthums gehaltenen Vorträge über einen Gegenstand, der einem jeden gebildeten Volke, namentlich aber uns Deutschen nahe liegt, empfehlen sich um des Verfassers und um des Gegenstandes willen, so wie bei der Veranlassung, welcher die Vorträge ihr Entstehen verdanken, gleichsam von selbst, und der Herausgeber hätte in der That nicht nöthig gehabt, ihr Erscheinen nach des Verfassers Tode noch besonders zu rechtfertigen, wie er in gewisser Hinsicht in der voranstehenden Vorrede und Widmung an Friedrich Gottlieb Welcker in Bonn thut. Was die Entstehung und den Zweck der Vorträge anlangt, so waren dieselben, in Folge des Auftrags, den Jacobs im Jahre 1808 vom nachmaligen Könige Ludwig von Baiern erhielt, ihm über griechische Geschichte und Literatur Vorlesungen zu halten, zu diesem Zwecke von Jacobs ausgearbeitet und bis zum April 1809 gehalten worden, wo sie durch den eben ausgebrochenen Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich eine Unterbrechung erlitten, nach welcher sie auch, besonders da inzwischen Jacobs München verlassen hatte, von diesem selbst nicht weiter fortgesetzt wurden. Die Vorträge haben also, wie man anzunehmen berechtigt ist, jedenfalls dazu beigetragen, in dem Könige Ludwig von Baiern mit der durch diese Vorträge vermittelten Kenntniß des Hellenenthums jene Verehrung dieser schönen Zeiten menschlicher Entwickelung und jene Begeisterung für alles Schöne und Große in dem Leben und in den Werken der alten Griechen zu erwecken und zu nähren, die den König auszeichnet; und man kann eben darum auch annehmen, daß jene Darstellung der verklungenen Herrlichkeit einer hochbegabten Nation und einer wunder-

Digitized by Google

r ein einflußreiches Moment für die großartigen Bestrebungen König Ludwig's zur Wiedererweckung des Hellenenthums und Gründung des neuen griechischen Königreichs unter dem Scepter seines geliebten Sohnes gewesen — selbst wenn diese Idee in der Idee und in der Ausführung eine Art Fehlgriff genannt werden dürfte! — und somit einen sehr durchgreifenden Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert habe. Können nun auch diese Vorträge in der Gestalt, wie sie hier vorliegen, selbst eine ähnliche Wirkung nicht wieder äußern, so sind sie doch auch fernerhin geeignet, nicht nur die Kenntniß des Hellenthums, sondern zugleich dieser Kenntniß die Verehrung jener schönen Zeiten menschlicher Entwickelung und die Achtung alles Schöne und Große zu vermitteln, zu begründen und zu nähren, und sie können dazu namentlich in unserer Zeit, die in manchen Beziehungen nicht ganz frei ist von der Hinneigung zu einer größeren modernen Barbarei und von einer lächerlichen Selbstüberschätzung, vielfachen Nutzen gewähren und als ein zweckmäßiges Mittel zur Belehrung, Aufklärung und — Heilung betrachtet werden. Denn noch heutzutage ist vornehmlich die hellenische Kunst und Wissenschaft für uns der Ueberen unserer Heran- und Fortbildung; und wie man nicht zweifeln kann, daß Jacobs selbst die Vorträge für den Druck bestimmt gehabt, so hat auch der gegenwärtige Abdruck die gewichtige Zustimmung anderer Freunde von Jacobs, namentlich von Friedrich Tiersch, erhalten — (S. XXII.). Hätte auch Jacobs, wenn er den Druck selbst veranstaltet hätte, auch nur die beiden fehlenden Abschnitte über die Religion der Griechen und von deren Sitten und staatlichen Einrichtungen, die er seinen gedachten und gegenwärtig vorliegenden Vorträgen folgen lassen zu wollen beabsichtigt und womit er den Cyclus seiner Vorträge über Hellas abzuschließen gedachte (S. XXI.), ergänzt und hinzugefügt, auch wohl in dem Vorhandenen Manches weiter ausgeführt, so bilden doch auch ohnedies diese Vorträge ein Ganzes und das Publikum wird für deren Mittheilung auch in ihrer jetzigen Gestalt nicht unempfänglich, vielmehr nur dankbar sein — können, sein müssen. Denn wenn Jacobs in einer vorangestellten Einleitung über die Wichtigkeit der Geschichte des griech. Volks in seiner Cultur an sich und im Allgemeinen sich ausspricht und dabei prüft, auf welche Höhe die griech. Bildung gestiegen war und welchen Einfluß dieselbe auf jedes andere Volk geübt habe und auch auf die jetzige Zeit übe, also die universalhistorische Geltung des Hellenenthums nachweis't: wenn er dann auf den Schauplatz näher eingeht, auf welchen das hellenische Volk seine ruhmwürdigen Thaten ausführte, seine unsterblichen Lieder sang, seine unübertroffenen Kunstwerke aufstellte, hierauf in großen Umrissen ein Rundgemälde der Erlebnisse des griech. Volks giebt und die politische Geschichte desselben darstellt, indem er dabei die ethische Seite der Geschichte hervorhebt, welche an jeden Menschen und an jedes Volk, so wie für alle Zustände die ernstesten und wirksamsten Mahnungen ergehen läßt; wenn Jacobs weiter die Geschichte der Wissenschaften und Künste bei den Hellenen in Hauptumrissen und nach den Hauptmomenten schildert, so gewährt dies Alles ein Bild des Hellenenthums, aus dem wir zur Kenntniß dieses selbst, so wie zur Belehrung für uns nach den verschiedensten Seiten unsers geistigen Lebens hin, für Nationalleben und die Kultur der Wissenschaften und Künste gar Vieles lernen und uns anregen können, wenn wir nur — wollen.

Eine beigefügte Inhaltsanzeige gewährt eine bequeme Uebersicht und erleichtert das Nachschlagen, während eine synchronistische Uebersicht der in den Vorträgen selbst erwähnten wichtigsten Männer und Begebenheiten manchem Leser eine nicht unangenehme Veranlassung zu lehrreichen Vergleichungen darbietet. Diese „Hellas" ist und bleibt ein theures Vermächtniß von Friedrich Jacobs, dessen älterer und jüngerer Genossen unserer Zeit, die in den Strebungen dieser Zeit selbst nicht untergehen, um des Mannes und um des Gegenstandes willen sich zu erfreuen und in dem Sinne, in welchem Jacobs das Hellenenthum, diese schönste Blüthe und Frucht der Jugend des Menschengeschlechts, auffaßte, wahrhaft zu genießen wissen werden. K.

Miscellen.

(Zur Geschichte des deutschen Postwesens.) „Der Deutsche Orden in Preußen besaß eine förmlich eingerichtete Reitpost bereits am Ende des 14. Jahrhunderts, die aber nur für den Hochmeister und seine Beamten bestimmt war und deren Mittelpunkt immer der Aufenthalt des Meisters blieb. Vorsteher war der oberste Pferdemarschall zu Marienburg; unter seiner Aufsicht standen die Schwecken oder Briefschwecken, d. h. die Reitpostpferde und die Briefjungen oder Postillione. Das Postamt aber hieß der Briefstall. In jeder Ordensburg war eine ziemliche Anzahl Briefjungen immer vorhanden; in jeder Burg des Ordens wechselte man Pferd und Mann. Der Komthur des Hauses war verpflichtet, auf der Adresse des Briefes genau anzugeben, in welcher Stunde derselbe bei ihm eingetroffen und wann er wieder befördert worden; z. B.

Dem ehrwirdigen Homeister mit aller Ewirdikeit Tag und Nacht ohne alles Säumen, sunderliche Macht liegt daran

Gegangen zu Königsberg am Abend Conceptionis Mariä nach Mittag hora v.

Kommen und gegangen von Brandenburg am selbigen Abend vor Mitternacht hora x.

Kommen und gegangen von der Balga am Tage Conception vor Mittag hora x.

Kommen und gegangen von Elbing am selben Tage nach Mittag hora viij.

Kommen und gegangen von Marienburg am Sonnabend darnach vor Mittag hora viij.

Säumige Beförderer unter den Komthuren erhielten Zurechtweisungen, die der Hochmeister wol oft selbst ertheilte. Neben den Briefjungen hatte man die sogenannten Wühinge, die jedoch nur solche Briefe überbrachten, deren Inhalt von ganz besonderer Wichtigkeit war und über deren richtige Bestellung der Meister ganz besondere Sicherheit haben wollte. Sie trugen namentlich Briefe in Geldangelegenheiten.

Für die Correspondenz in's Ausland hatte der Meister besondere Läufer oder reitende Boten. Dann kostete freilich ein Brief nach Rom 10 Mark, einer nach Stockholm 3 Mark, nach

Digitized by Google

Meißen 2 Schock böhmischer Groschen. Für fremde Boten, die dem Meister Briefe gebracht, war in Marienburg eine besondere Herberge, worin sie ihrem Stande gemäß auf hochmeisterliche Kosten gehalten wurden." — Wir haben diese Notiz aus Klemm's „Cultur-Geschichte der christlichen Europa", 1. Band, in welchem Werke sie nach Voigt in „Raumer's Taschenbuch 1830" mitgetheilt, entnommen. Der Verfasser bemerkt ferner noch: „Vor mir liegt ein Briefcouvert mit der Inschrift:

„Inlirgent Unterthänigster Bericht darau sehe hach Vndt Viel gelegen soll alsbaldt Vf verordneter Post von hier Vf Zwickaw, Chemnitz, Freibergk vndt Dresden gebracht in die Churf. Sächs. geheimbte Cantzley daselbsten überantwortet vndt hieran jedes Ordts so Tage so Nachts bey leib vndt lebensstraff nicht verabsaumet werden. Signatum vndt abgangen den 7. May 638 Vormittag vmb 10 Uhr Ambt Plauen."

An der Seite steht viermal cito und dreimal citissima, daneben ist der Staubbesen und Galgen gezeichnet. Auf der Rückseite steht:

Ankommen und abgangen den 7. May 1638 Abends um 7 Uhr. Amt Zwickau.

Ankommen und abgangen den 8. May 1638 früh umb 5 Uhr Amt Kemnitz.

Ankommen und abgangen den 8. May 638 nach Mittag umb 3 Uhr A. Freibergk."

Peter der Grausame, König von Castilien, verkleidete sich und durchstrich Nachts die Straßen von Sevilla, um unbeachtet die Stimmung des Volks kennen zu lernen oder um Abenteuer zu suchen und die Polizei dieser großen Stadt zu überwachen. — Eines Nachts, erzählt die Sage, gerieth der König, als er allein und verkleidet durch eine abgelegene Straße von Sevilla ging, mit einem Unbekannten wegen einer geringfügigen Sache in Streit. Dieser bewachte eine Stroße, d. h. er wehrte den Vorübergehenden den Eingang in dieselbe, entweder um selbst ungestört mit einer Frau sprechen zu können oder um einem Freunde Gelegenheit zu verschaffen; ein Brauch, der noch vor einigen Jahren in Spanien bestand und oft Zweikämpfe veranlaßte. Die Streitenden zogen den Degen und der König tödtete seinen Gegner. Der einzige Zeuge des Kampfes war eine alte Frau gewesen, die beim unvollkommenen Schein der Lampe den tragischen Auftritt mit angesehen hatte. Ihrer Aussage nach, hatten die beiden Kämpfenden das Gesicht im Mantel versteckt, wie es in Andalusien die auf Liebesabenteuer Ausgehenden zu thun pflegten; aber einer von ihnen, der Sieger, hatte im Gehen ein merkwürdiges Geräusch vernehmen lassen, seine Knie knackten etwas: Nun wußte aber Jedermann in Sevilla, daß dieses Knacken der Knie dem König in Folge eines organischen Fehlers, der ihn jedoch nicht verhinderte, in allen körperlichen Uebungen geschickt zu sein, eigenthümlich war. Etwas betroffen über ihre Entdeckung, wußten die Alguacils nicht, ob sie die Alte bestrafen oder ihr Stillschweigen erkaufen sollten. Der König ließ ihr eine Summe Geld auszahlen und bekannte sich schuldig. Jetzt galt es, eine Strafe zu finden, was nicht leicht war. Das Gesetz war bestimmt und klar: der Mörder mußte enthauptet und sein Kopf am Orte des Verbrechens ausgestellt werden. Don Pedro befahl, seinen Kopf, mit der Krone in Stein gehauen, in einer Nische in der Straße, wo der Zweikampf stattgefunden, aufzurichten. Die leider im 17. Jahrhundert erneuerte Büste ist heute noch in der Straße Candilejo in Sevilla zu sehen. (Geschichte Peter's des Grausamen. A. d. Franz. des Prosper Mérimiér. Leipzig, Lorck, 1852.)

In Frankreich ist augenblicklich der Plan im Werke, für dessen Verwirklichung sich nach der Hero von Perfigny sehr interessiren soll, unter der Gratis-Aufsicht der respectiven Maire's und Pfarrer, und unter der Leitung der Schullehrer in jeder Gemeinde eine ihrer Kopfzahl entsprechende Bibliothek von guten Büchern zu begründen, zu deren unentgeltlicher Benutzung alle Einwohner berechtigt sein sollen. Wenn dieser Plan in Ausführung käme, so würde dadurch nicht allein die Bildung des Volkes sehr gefördert, sondern der gemeine Mann auch abgehalten werden, sein gutes Geld für schlechte, d. h. unmoralische Bücher auszugeben.

Den wenigen wissenschaftlichen Männern, die sich seither beschäftigt haben, den Electro-Magnetismus als bewegende Kraft anwendbar zu machen, sagt ein Correspondent des englischen Blattes, the Builder, hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, eine Maschine zu erfinden, die es mit den Dampfmaschinen aufnehmen könnte, obwohl sie die Ueberzeugung hegen, daß es künftigen Entdeckern vorbehalten sei, dessen Vorzug vor der Dampfkraft oder einer andern wohlfeilen bewegenden Kraft darzuthun. Es muß ihnen in der That bei allen ihren Experimenten eingeleuchtet haben, daß von der wunderbaren Schnelligkeit der Kraft — eine Schnelligkeit, daß es kaum möglich ist den Zeit-Unterschied im Durchlaufen des Raumes einer Elle oder von 20 Meilen wahrzunehmen — irgend ein mechanischer Gebrauch zu machen sein würde. Ich habe schon seit einiger Zeit über das beste und einfachste Verfahren nachgedacht, dies Princip in Anwendung zu bringen, und freue mich, sagen zu können, daß es mir geglückt ist, indem ich eine Maschine herstellen kann, die weit einfacher in ihrem Bau ist, als eine Dampfmaschine, sehr wenig Raum erfordert, und zu all den Zwecken benutzt werden kann, wozu man sich gegenwärtig der Dampfkraft bedient. Was deren Werth vor Allem erhöht, ist, daß sich mit derselben Kraft-Batterie gleich schnell eine Maschine von 20 Pferdekraft wie eine von 5 Pferdekraft in Bewegung setzen läßt, indem die Stärke der Maschine von der Länge des Hebels einer solchen Maschine abhängig ist. Dieselbe erfordert auch weder Getriebe (pinions), noch Heber (crane), sondern nur ein Paar einige Unzen schwere Räder.

Eine englische Zeitung, der Herald, giebt die Zahl der Proselyten, welche die mormonischen Missionare in Norwegen und Dänemark gemacht haben, auf 2000 an, von welchen bereits 300 auf der Fahrt nach ihrem neuen Vaterlande sind und die übrigen 1700 dies Frühjahr folgen sollen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 6. Mittwoch, den 19. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ueber die Zugänglichkeit des Nordpol-Meeres ..... Seite 41
Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben (Schluß.) ..... „ 41
Geot Clarendon. Von Dr. Sigismund Wallace ..... „ 43
Literatur:
Christian Lammfell. Von Karl von Holtei ..... „ 45
Miscellen ..... „ 48

Ueber die Zugänglichkeit des Nordpol-Meeres.

(Aus den Times)

In einer der letzten Zusammenkünfte der Newyorker geographischen und statistischen Gesellschaft hat ein Lieutenant der Marine der Ver. Staaten, der früheer Dr. Kane, über den obgenannten Gegenstand und mit Bezug auf die Aufsuchung von Sir John Franklin folgenden Vortrag gehalten:

Bis auf den heutigen Tag hat man den Nordpol mit einer geheimnißvollen Ehrfurcht angeschaut. Es ist, als ob da von keiner Forschung die Rede sein könne, und eine Barriere ewigen Eises jeder Neugier ein Ziel setzte. — Die Vollführung der Nordwest-Passage ist ein Lieblingstraum der Seefahrer gewesen, doch sind alle deßfallsigen Versuche bis jetzt mißlungen. Parry, einer derjenigen, die in neuerer Zeit auf dies Unternehmen ausgegangen waren, hat mit einer beispiellosen Kühnheit den Versuch gemacht, das Eis mit Schlitten zu passiren, ist darin aber auch total gescheitert. In neuester Zeit ist es, namentlich auch durch den Capitain Penny, einen unternehmenden Wallfischjäger, außer allen Zweifel gestellt worden, daß Sir John Franklin in der Mündung des Wellington-Canals überwintert hat. Von da ab hört aber leider jede Spur auf, und es bleibt nichts übrig, als die einsamen Gräber mehrerer seiner Gefährten.

Das Geschwader unter Sir E. Belcher, das auf einer Entdeckungsfahrt begriffen ist, kann möglicher Weise viel ausrichten, ich gestehe jedoch, daß ich mich dieserhalb keinen sanguinischen Hoffnungen überlasse. Der ehrenwerthe Herr Henry Grinnell, der Präsident dieser Gesellschaft, hat mir die Ehre erwiesen, mir den Befehl eines seiner Schiffe, des Advance, anzuvertrauen, und ich gedenke mit demselben auf eine neue Expedition auszugehn. Mein Plan der Fahrt basirt sich darauf, daß Grönland sich weit nach Norden hin erstrecke, und wenn dieser Hypothese auch nicht alle Geographen beistimmen, reden ihr doch alle neueren Entdeckungen das Wort. An jene Ausdehnung glaubend, und von der Idee ausgehend, daß die Annäherung der Meridiane den Zutritt zu einem großen Polar-Meer sehr erleichtern werde, ist dies der Plan, nach welchem ich meine Forschung zu leiten beabsichtige. Die Mannschaft, welche ich mit mir nehme, soll aus 30 auserlesenen Leuten bestehen, und Pemmican, gedörrtes Rehfleisch, den Hauptproviant bilden. Die von Herrn Grinnell gestellte Brigg ist für unsern Zweck bewundernswürdig eingerichtet und entspricht allen Erfordernissen unsrer Expedition. Auf der Fahrt werden wir einige Eskimo-Hunde, nebst Schlitten, und einige Einwohner, um diese zu leiten, einnehmen.

Muthmaßungen über die Entstehung der Erde, ihr Alter und den wahrscheinlichen Untergang derselben.

(Beschluß.)

„Chateaubriand scheint mir ein sehr trübsinniger Grübler gewesen zu sein, auf den mit Recht die Bezeichnung: „„un pédant porteur de tristesse““ anzuwenden ist, deren J. Baptiste Rousseau in seiner Ode „„Sur l'homme““ sich bedient," bemerkte eine der Damen.

„Vielleicht erwiederte ich, war das düstere Gemach, welches Chateaubriand, wie seine „„Memoires d'outre tombe““ besagen, als Jüngling in einem der Thürme seines in der Bretagne belegenen alten Familienschlosses bewohnte, und das unheimliche Geschrei der, zur Nachtzeit den Thurm umflatternden Eulen, wovon derselbe mehrmals spricht, die erste Grundlage zu seiner schwermüthigen Stimmung; eine sehr große Eitelkeit aber, machte ihn mit der Welt und mit sich selbst unzufrieden. Er wurde dadurch Heautontimorumenos, oder sein eigener Peiniger und Quäler.

Digitized by Google

„Um aber in die Bahn des Ernstes einzulenken, so dürfte auf die Erörterungen Chateaubriand's etwa Folgendes zu erwiedern sein.

„Wenn man in das Innere der Erde eindringt, so enthüllen sich überraschende Geheimnisse; man entdeckt, daß die nämliche Gegend abwechselnd unter dem Meere und unter süßem Gewässer sich befand und daß mithin eine Folgereihe allgemeiner Ueberschwemmungen anzunehmen ist, die zu verschiedenen Zeiten eintraten, für die jedoch ein Maß nicht sich bestimmen läßt. Die Zeit ist für uns noch fern, wo man im Stande sein dürfte nach einigen genau erkundeten Thatsachen die Dauer jeder jener Epochen, deren Aufeinanderfolge man aus den Bestandtheilen der oberen Schichte des Erdkörpers erkannt hat, mit einiger genügenden Wahrscheinlichkeit zu schätzen, eine zuverlässige Zeitrechnung zu entwerfen und dahin zu gelangen, die Geschichte mit Demjenigen zu vervollständigen, was unser Planet an Beobachtungen uns zugänglich macht. Die enthüllten Thatsachen werden dem schwankenden Lichte des Verstandes unterworfen und nach Demjenigen beurtheilt, was diese schwache Klarheit wahrzunehmen gestattet. Die Geschichte der hierdurch erzeugten wissenschaftlichen Kämpfe, bei denen man auf jeder Seite sich rühmt, seinen Gegner zu Boden gerungen zu haben, dient den Freunden des wahren Wissens zu einer Warnung; diese werden sich auf Dasjenige beschränken, was in den Kräften ihres Verstandes liegt, und darauf verzichten, über die ihnen gesteckte Gränze der Erkenntniß hinausgehen zu wollen. —

„Ungleich mehr, als Chateaubriand's Schilderung des Weltendes, sagt mir übrigens Byron's Dichtung „„The vision of Judgement"" zu.

„Merkwürdig ist es, daß, nach Mungo Park sogar die Hottentotten eine Ueberlieferung von der Sündfluth zu haben scheinen, indem dieselben bei andauernd starkem Regen sich sehr ängstlich zeigen, und sobald derselbe aufhört, eine ausgelassene Freude äußern.

„Ich hörte einen Misanthropen, der zuweilen belustigende Einfälle hatte, einst, als von der Schlechtigkeit der Menschen die Rede war, sagen: „„Nur der gänzlich verfehlte Zweck der ersten Sündfluth, hält Gott davon ab noch eine zweite zu senden.""

„Könnte wohl die Erdkugel, außer durch Wasser oder durch Feuer, noch auf eine dritte Art ihre Vernichtung oder ihren Untergang finden?" fragte die Frau vom Hause.

„O ja!" entgegnete ich; „es wäre nämlich, nach der Lehre der Physik, nur ein plötzliches Hemmen der doppelten Bewegung des Erdballes nöthig, um durch den alsdann erzeugten furchtbaren Luftdruck einen so vernichtenden Sturm (Orkan) zu erregen, daß sogleich Alles auf der Oberfläche der Erde zertrümmert und jedem Leben ein Ende gemacht werden würde. Dies wäre, nach der Rechtssprache, ein summarisches oder abgekürztes Verfahren, und es könnte dann nicht mehr mit Anastasius Grün (Graf Auersperg) heißen:

Noch rollt die Erde fort im alten Jammer...

oder mit Lord Byron, in seinem „„Don Juan:""

..... Die Welt dreht sich, und sonder Willen
Mit ihr die ganze Menschheit, Kind und Kegel...

„Zu Denjenigen, die den Erdball für ganz abgelebt erachtet haben, gehörte zu ihrer Zeit auch Frau von Genlis. Sie war bereits vor vierzig Jahren von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt völlig überzeugt. Ihre Muthmaßung in dieser Hinsicht suchte dieselbe mit den Worten zu begründen: „„On ne „„decouvre pas plus que des plantes sans propriété „„supérieure, et des animaux insignifians; on en peut „„conclure que le plus grand et le dernier des evénements, „„la fin du monde, n'est pas fort eloigné,"" freilich ein Wagestoß, der auf sehr schwachen Füßen steht.

„Ich werde Ihnen jetzt eine Schilderung des göttlichen Strafgerichtes mittheilen. Es ist solche in einem, gegenwärtig wohl ganz vergessenen Epos von Franz von Sonnenberg enthalten, das den Titel führt: „„Donatoa, oder das Weltende,"" und in dem Jahre 1806 in Halle erschien.

„In dem Vorworte findet sich die Bemerkung: „„Rücksichtlich „„der Sprache (?) habe ich hin und wieder einigen Worten „„eine andere Bedeutung gegeben und nach dieser eine andere „„Construction gewagt; man prüfe vorher, ehe man verwirft.""

„Die beregten Freiheiten würden sich allenfalls entschuldigen lassen: es leuchtet aber aus jeder Stelle des Gedichtes regellose Phantasie, Ungeschmack und gänzliche Unfähigkeit zur angemessenen Behandlung des gewählten Stoffes hervor; dabei steigert sich der rhetorische Schwulst häufig bis zur völligen Unverständlichkeit.

„Doch Sie mögen aus dem Nachfolgenden selbst urtheilen.

„Donatoa ist der Held des Gedichtes. Es heißt von ihm in dem ersten Gesange:

Hoch vor den Heiligen, hoch vor den Engelgeschlechten erhaben
Stand Donatoa vor Gott als Erster aller Geschaffnen
Fürchterlich schön; ihm schauerten alle versammelten Himmel..

„und ferner:

Donatoa, so nannt ihn der Schöpfer, als er in der Urzeit,
Hoch vor des Himmels Geburt, in all unendlicher Liebe
Morgenröth um sich her, vom ewigen Thron, in des Chaos
Aufruhr niederstieg, und mitten im dunkeln Aufruhr,
Aus Urfeuer den Furchtbaren schuf .....

. . . . . .

„Gott, über die sündige Menschheit erzürnt, gibt die Welt in Donatoa's Macht, um sie zu vernichten, wenn Gewahnung durch abzusendende höhere Wesen und Drohungen durch Schreckzeichen nicht fruchten sollten. Zur Erfüllung des göttlichen Gebots, eilt der Olympfürst — so wird Donatoa abwechselnd genannt — nahe zur Erde hinab, um vorläufig durch Züchtigung das Menschengeschlecht anzuregen, eines besseren Lebenswandels sich zu befleißigen.

. . . . . .

Und er *) trat auf die Erd' herab, stand hoch auf dem Gipfel
Eines Vulkan, von eisertönenden Wettern umwirbelt,
Und von unterirdischem grausen Geheule umjammert;
Hob gen Himmel das Schwert; da braust empor von dem Schwerte,
Aether vesuvischer Brand. Er faßt' an den Thürmen die Paßstadt,
Stieß Erdboden unter sich auf, da wankten die Alpen;
Wälzt' er's heran, schlug dumpf mit den Flügeln Orkan im Orkane;
Fuhr, mit den Wettern, herab auf die Hochgethürmte, des Schwerts, **)

*) Donatoa.

**) Nach der gewöhnlichen Wortfügung: Fuhr mit den Wettern des Schwertes herab auf die Hochgethürmte.

Digitized by Google

Ha! und jetzt unter dem stürzenden Wolkendruche von Flammen,
Rüttelt', und schmettert' er wild sie aus schwankender Veste zu Boden.
Donnernd kracht es umher, und tausend Widerhall-Donner
Brüll'ten umher, und Chaos tobte, und Flamme und Dampf schlug
Wütend wie Tartarus, gegen die Wolken; da jöhnte die Erd' auf;
Fuhr's mit gräßlichem Einmal herab, und dumpf in des Sturzes
Hohlem Gepraffel aus flammenerhelltem, blutigem Abgrund,
Röchelte schaurig Gewinsel noch auf, und Meer des Todes
Wiehelt' herüber. Der Donn'rer stand auf dem Meere des Todes,
Sang in die Weltgerichts-Harfe, dem Schöpfer der Hölle Triumphlied.

„Gewiß wird Jeder, der die Messiade von Klopstock und das verlorene Paradies von Milton gelesen hat, in dem Donatoa die mißglückte Nachahmung jener beiden Dichtungen erkennen. Wenn Herder bei Gelegenheit einer Betrachtung über das Langweilige, von dem die Epopöe fast immer begleitet ist, es bezweifelt, daß Viele den letzten Gesang der Messiade geendigt haben, so dürfte dieser Fall hinsichtlich des Donatoa ohne weiteres als gewiß anzunehmen sein.

„Zum Schlusse mögen Sie noch vernehmen, auf welche Art Luther, in seiner Predigt über die letzten Posaunen, den Zuhörern das Weltende anschaulich zu machen gesucht hat. „„So geht's zu,"" sagte er, „„zu Felde in der Heerschlacht.

„„Wenn man die Schlacht anhebet, so bläset man die „Posaunen oder Drommeten; schlägt die Trommel, sind gehet „daher die Tarantara. Man macht ein Feldgeschrei: Her, her, her, her. Der oberste Lieutenant oder Houdtmann, vermahnet „das Kriegsvolk, die Feinde eitterlich anzugreifen, Hui, hui, hui, „hui; und das Kriegsvolk schreit zu: Frisch an sie, frisch an sie, „frisch an sie, schlagt todt, schlagt todt, schlagt todt. Als Sodom „und Gomarrah unterging, da waren in einem Augenblick alle „Einwohner der Städte, Mann und Weib, Kind und Kegel „todt und versenkt in den Abgrund der Höllen. Da war „nicht Zeit Geld zu zählen, noch mit der Metze herumbzu„springen, sondern in einem Augenblick war alles, was lebet, „todt und versunken. Das war Gottes Posaune und Drommet; „da ging's: Pummerle pump, Pitz platz, Schmie schmie. — „Das ist nun unsers Herr Gottes Pauken, oder wie es „St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels und „Posaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, so lautets schier „wie ein Pauken, pummerle pump, und die Donnerschläge „scherzen nicht. — Das wird sein das Feldgeschrei und die „Tararantara Gottes, daß der ganze Himmel und alle Luft „wird gehen: Kire, kire, pumperle pump.""

„Der verstorbene, sehr gelehrte, Professor Buttmann, hat eine Abhandlung: „„Ueber den Mythos der Sündfluth"" geschrieben, nach deren Durchlesen man genau so viel weiß, daß man von dem erörterten Gegenstande eigentlich gar nichts wissen kann.

Unter Bürgers Dichtungen findet sich ein Epigramm, welches verkündigt:

Vor Feuersgluth, vor Wassersnoth,
Mag ruhig fort der Erdball rücken,
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er in Papier ersticken.

Möglich, daß es von dieser Voraussagung einst heißen wird: probatum est, sie hat sich bestätigt.

„Um zu endigen, so ist, wie ich glaube, das Ergebniß aus allem Vorstehenden in den Worten enthalten, die Heinse dem Ardinghello in den Mund gelegt hat: „„Sind wir nicht gegen das Wesen der Wesen Alle gleich? König und Bettler, Philosoph und Bäuerlein? sind wir nicht sämmtlich arme blinde Würmer, die nichts wissen; die hieher gesetzt sind wie verrathen und verkauft, in Nacht und Nebel, wo wir vergebens nach Aufhellung und Licht die Köpfe in die Höhe recken?""

R—n.

Grot Clarendon,

Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen

von Dr. Sigismund Wallace.

Indem wir unsern Lesern einige Aufsätze aus dem eben genannten dramatischen Gedichte vorlegen, erlauben wir uns zu bemerken, daß dasselbe wegen der gegenwärtigen politischen Zustände noch nicht zur Aufführung auf einer unsrer Hofbühnen gekommen ist. Der Verfasser hat es der hiesigen Direktion nicht eingesandt, und es möchte wohl auch umsonst sein, da der Sinn für die höhere dramatische Kunst nicht ein ergeer in Hamburg ist. Er beabsichtigt sein Werk noch einmal durchzusehen, und es dann im Buchhandel erscheinen zu lassen. Er ist, der Geschichte, mit Ausnahme weniger chronologischen Anomalien, treu geblieben, und hat die Charaktere der meisterhaften Zeichnung Macaulay's gemäß aufgefaßt und wiedergegeben.

1ster Akt, 9ter Auftritt.

York.

Wär' es besser nicht durch Güte
Und Nachsicht jene Priester zu gewinnen?
Laßt Irland doch bei seinem alten Glauben
Und predigt mit Gewalt den neuen nicht,
Den doppelt jeder wahre Celte haßt,
Weil in das Land der Sachse ihn gebracht!

Clarendon.

Ich kann fürwahr nicht wie die Hoheit denken,
Und für die schärfsten Mittel stimm' ich nur!
So lange dort mit Nachsicht wird verfahren,
Wird man den alten Glauben nicht vernichten,
Wir müssen jener Priester Herrschaft stürzen
Und so das Volk den Händen Rom's entreißen.
So lange wir der Kirche Macht nicht brechen,
Wird Irland störrig, widerspenstig sein!

York.

Gefährlich ist's, die Fackel anzuzünden,
Die wie ein Blitz im weiten Raume zuckt,
Und schnell das ganze Land in Feuer setzt, —
Es ist Fanatismus eine Flamme,
Die jeder Fessel der Gesellschaft spottet,
Die jedes Band verletzet und verzehrt,
Den Menschen nur zu oft zum Tiger macht.

Digitized by Google

Der Glaube, der, noch eine zarte Blüthe,
Im Stillen keimt, Bekenner wenig zählt,
Wird morgen schon, zum starken Baum gewachsen,
Gor Vielen theuer, seine Aeste wölben!
Der Väter Glaube ist ja jedem theuer
Und wird noch werther dann, wenn die Gewalt
Mit frecher Hand ihn anzutasten wagt! —
Das müßt, mein edler Graf, Ihr wohl bedenken,
Eh' Ihr dem Glauben dort das Urtheil sprecht!
Und Ueberzeugung ist's mir längst geworden,
Daß England an der Schwester-Insel sündigt
Und dort sich selbst die Grube thöricht gräbt!
Vom Papst wird Irland nimmer los sich sagen
Und lieber Hoß, Verfolgung long ertragen!

3ter Akt, 10ter Auftritt.

Erster Bürger.

Es ist 'ne Zeit der Schrecken nur gewesen,
Die Seuche hat kein Haus der Stadt verschont.
Es starb das Alter und die Jugend dann,
Es sog der Säugling aus der Brust der Mutter
Das Gift, die Nahrung nicht, den Tod sich saugend.
Es küßte ihn vom Munde des Geliebten
Die junge Braut, die jede Schönheit schmückte.
Werkstätten wurden leer, es ruhte jeder Fleiß,
Mit ihrem Meister starben die Gesellen.
Nicht Arme gab's, den Hammer noch zu schwingen,
Und statt in Sägen wohl und glatt gezimmert,
Trug man die Todten fort auf rauhem Brett.
In eine Grube wurden sie gewoefen,
Denn selbst der Totengräber war gestorben!

Erster Cavalier.

Und als die Seuche endlich nachgelassen,
Als alles im gewohnten Gleise ging,
Da brach das Feuer in der City aus,
Und schien die Themse selbst fast zu verzehren.
Beginnend bei dem Tow'r verschlang es alles,
Bis zu dem Tempel, dieser City Grenze,
Mit nie gehörter Wuth die Beute haschend.
Es ward der Reichthum aller Zonen
In kurzer Zeit in Asch' und Schutt verwandelt.

4ter Akt, 5ter Auftritt.

Cabinet des Kanzlers.

Clarendon.

So wär' es denn geschehen, angeklagt
Bin ich des Hochverraths, und was noch
Sonst.
Ha! ich muß es mir gefallen lassen,
Konnte nichts thun, die Schmach mir abzuwenden! —
Der alte Mann soll ruhig nicht in's Grab;
Die Ehre mußte angetastet werden,
Sein Ruf beschimpft; er soll, er muß herab;
Der Kanzler muß tief hinab in den Staub
Getreten werden, der so hoch gestiegen,
So hoch gestanden!
Nicht der König wird es,
Und kann's nicht dulden! Karl ist mir ein Freund
Von seiner ersten Kindheit an gewesen,
Auf diesen Knieen saß er, hat gespielt
Mit diesem Haar, von Sorgen grau gefärbt;
Das grau in seinem Dienste nur geworden!
Und was dem Sohn, bin ich dem Vater auch
Gewesen, treu, wie auch das Schicksal fiel,
Das tückisch uns des Unglücks viel gesandt.
Verbannung mußt' ich mit dem Sohne tragen
Von meinem England, fern im fremden Lande,
In Frankreich, Holland als ein Flüchtling weilen,
Mit ihm den Hohn der falschen Freunde theilen! —
Es ward dem Könige sein Reich, und mir
Die Heimath wieder. England begrüßte ihn
Mit Jubel; die Parteien alle laut
Der Rückkehr ihres Karl sich freuten,
Der wie ein Kind des Thrones Freude haschte
Und mir allein die Sorg' und Mühen ließ,
Wo bleibt der Dank, der wohlverdiente Lohn?
Ist Dank bei Fürsten denn zu finden? —
Nimmer!
Sie sind das Licht, um das nur die Planeten
Sich drehn, auf denen dunkle Nacht es wird,
Sobald der Sonne Licht mit seinen Strahlen
Sie nicht erleuchtet. Fürstendank? Ihr Dank
Ist Wahrheit nur im Hirn des Thoren,
Wer auf ihn baut, der sicher ist verloren.
Nur Undank ist des treuen Dieners Lohn,
Der Vater starb, und mich vergißt der Sohn!
(Nach einigem Schweigen.)
Mein Vaterland, mein England doch,
Es wird des alten Mannes nicht vergessen,
Der nur sein Glück und seine Größe wollte,
Sich seiner Nächte Schlummer stets verkürzte,
Ihm gern das Opfer seiner Ruhe brachte,
Wenn Andre schliefen, ihre Ruh' bewachte! — — —
So alt bin ich geworden, und noch ein Kind,
Weiß nicht, daß Menschen Neider sind,
Die nimmer werden es vergessen können,
Daß Edward Hyde kühn und vermessen
Sich hoch gestellt! —
Es ist des Kanzlers Größe,
Die ihm die Feinde weckt, zu hoch gestiegen
Ist er. Es will der Neid ihn stürzen;
Er ist der Kläger, der ihn angeklagt,
Ihn vor Gericht zu ziehen heut' gewagt,
Mit Haft ihm droht, ja mit Schaffott,
Drum schütze Du den Kanzler, großer Gott!
(Nach einigen Augenblicken.)
Wie bin ich doch allein, so ganz verlassen!
Wo sind die Freunde denn nur heut' geblieben,
Die dienstbeflissen sonst sich hier gedrängt?
Freunde? Hat ein Minister denn auch Freunde?
Es war der Nutzen nur, den sie gesucht,
Und nicht dem Mann die Freundlichkeit dann galt;
Die Größe wird zum Wahn, wenn die Gewalt

Digitized by Google

Zum Gehen ist genommen. Wie die Katze
Sich vom Gefäße schleicht, in dem die Zunge
Auch nicht ein Tröpfchen Milch zurückgelassen,
So sind die Schmeichler all' verschwunden,
Seitdem der Kanzler nichts zu geben hat!
(Nach einigem Besinnen.)
Die Tochter doch, das eigne Fleisch und Blut?
Vermählt, vermählt mit eines Königs Sohn,
Der Erbe wird von England's schönem Thron,
Die Tochter eine hohe Fürstin ist,
Und d'rum des armen Vaters heut' vergißt!
(Setzt sich erschöpft.)

6ter Auftritt.

Clarendon, Bediente, Sir William Temple.

Bediente.

Sir William Temple! (Ab.)

Clarendon.

Ist einer mir doch treu
Geblieben!

Sir William Temple.

Kanzler, wie sehr muß ich
Bedauern —

Clarendon.

Nennt mich Kanzler nicht,
Ich bin es nur gewesen, Clarendon
Heiß ich!

Sir William Temple.

Mein alter Freund! zu trösten kam
Ich her.

Clarendon.

Ihr thatet wohl zu kommen, denn, Herr,
Ihr seht ich bin allein! Ihr seid mir doppelt
Willkommen, nur der Freunde wenige
Sind mir geblieben!

Sir William Temple.

Sagt nicht das, Mylord,
Ihr seid gar vielen theuer; die Bestürzung
Ist es allein, die sie nicht kommen ließ.

Clarendon.

Bestürzung? Furcht, Sir William Temple, nenn' ich's,
Sie fliehen den Gefall'nen wie die Pest.
Der Kanzler ist krank, sehr gefährlich krank;
Seht Ihr denn nicht, wie bleich er ist; es wird
Nicht lange dauern und er wird zur Leiche!
Warum seid Ihr gekommen, fürchtet etwa
Ihr Euch nicht? Geht nach Hause, guter Herr,
Zu holen ist hier nichts, es haben sich die Erben
In die Verlassenschaft getheilt, obgleich
Kein Leichnam in dem Hause ist!

Sir William Temple.

Mylord,
Nicht wollt mit Parabeln mich vermengen,
Dir süße Rede in dem Munde führen
Und schmeichelnd um den Mächtigen sich drängen;
Es ist die Größe ihnen, was der Zucker
Ist den Fliegen.

Clarendon.

Gut gesagt, Sir William!
Wohl war's die Größe, die sie angelockt,
Nur Selbstsucht, Eigennutz die Triebfedern,
Die sie zu kommen angetrieben. Doch nun? — —
Seht Ihr nicht gestern Abend eine Motte,
Die um der Lampe helle Flamme flog,
Bis thöricht sie die Flügel sich versengte
Und machtlos dann der Flamme Beute wurde?
Des Königs Gunst ist jene Flamme,
Die Tochter jener Motte Flügel gleicht.
Des Königs Gunst erweckte mir die Neider,
Die mich mit scharfem, spitzen Zahn erfassen
Und mit den Krallen mir das Herz zerfleischen!

Sir William Temple.

Mein Graf, Ihr seht die Dinge viel zu schwarz!

Clarendon.

Glaubt Ihr, die Feinde würden mir verzeihen,
Daß ich dem Königshause bin verwandt,
Daß meine Tochter Königin einst wird?
Ich bin zu hoch gestellt, drum muß ich tief auch
Fallen!

Sir William Temple.

Vermittler müssen König und
Der Herzog werden.

Clarendon.

Herzog sagt Ihr, König?
Die Motte hat im Fall das Licht verlöscht
Und tiefe Dunkelheit im Raume herrscht.

Sir William Temple.

Denn laßt uns wieder jenes Licht anzünden!
Kommt, bester Graf, faßt Muth, seid nicht so trübe;
So sind die Dinge nicht, daß keine Hoffnung bliebe.
Laßt in den Park uns gehen nun, ohne Zaudern,
Dort wollen harmlos wir ein wenig plaudern,
Und wie die Sachen stehn, mit Ruh' bedenken;
Nicht siegen sollen sie mit ihren Ränken.

Clarendon.

Ich will Euch folgen, than wie Ihr's gesagt,
Doch nimmer mir die Hoffnung wieder tagt,
Es wird das Urtheil morgen schon gesprochen
Und von den Feinden mir der Stab gebrochen!

Christian Lammfell. Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1853. 324, 331, 332, 379 und 288 Seiten. 8.

Herr von Holtei hat uns in diesem Roman die Geschichte eines langen, langen Menschenlebens erzählt; es ist ein biographischer Roman, in welchem nicht blos das äußere, sondern auch das innere Seelenleben des Helden geschildert wird. Doch „Held" ist eine sehr ungeeignete Bezeichnung der Hauptperson, die nichts weiter ist als ein in untergeordneter Stellung, als Kaplan, bis in's hohe Greisesalter lebender Pater. Der erste Band bildet

Digitized by Google

die Einleitung; Christian Lammfell, auch Bonifacius genannt, wird erst am Schlusse desselben von einer katholischen Mutter geboren (— der Vater ist Protestant —); der Inhalt dieses Bandes hat uns ganz besonders zur Theilnahme angeregt, namentlich der dichtende und Dichterliebende Schulmeister Magister Heinrich Rätel mit dem kindlichen Gemüthe, das gleichsam von ihm auf des Neffen, des einzemigen Husaren, Sohn forterbt, mit der schwärmerischen Verehrung für seine schlesischen Poeten! Vater und Mutter Christians, die adelige Familie von Schrickwitz, deren Schicksale mit denen der Familie Lammfell später verflochten werden, und andere Persönlichkeiten, denen wir zum Theil im Verlauf der Geschichte wieder begegnen, lernen wir zugleich hier kennen. Die übrigen vier Bände sind jeder einer der vier Altersstufen gewidmet; im zweiten wird uns Gelegenheit geboten Christian's Kinderdasein in Rätels bescheidener Wohnung im Kreise seiner Eltern und Geschwister, von denen zwei früh dahinsterben und nur die vor ihm geborene Tochter einer kummervollen Bestimmung entgegenwächst, zu beobachten; im dritten folgen wir ihm auf die Schule in Breslau, die ihm eine Schule der Erfahrung wird, welche ihn Entsagung kennen lehrt und das Studium der Medizin aufzugeben veranlaßt, um sich dem theologischen zuzuwenden. Im vierten Bande — mehr denn zwanzig Jahre gleichförmigen, frommen Waltens gaben keinen Stoff zum Roman — finden wir ihn als den Fünfzigeren nahen Mann und Kaplan des Pfarrers im Dorfe Sorgau wieder, im fünften endlich als Greis und als Sterbenden. — Eines solchen Mannes Geschichte könnte bei aller Einfachheit sehr lehrreich werden; aber die Zahl der Leser, denen das Bild des sich selbst gänzlichen Egoismus vorwerfenden und dennoch nur für Andere lebenden Priesters, auf längere Zeit zu fesseln Reiz genug hätte, möchte doch nur klein sein. Das hat der Verf. wohl bedacht und eine Gallerie ganz verschiedenartiger Charaktergemälde und romantischer Scenen aller Gattung neben demselben aufgestellt. Auch blickt überall ein Stück Zeitgeschichte hindurch von der Schlacht bei Leuthen an bis zum neuesten Revolutionsjahre, dem Todesjahre des Kaplans; Literarhistorisches wird auch nicht vermißt und selbst religiös-sociale Erörterungen (z. B. über gemischte Ehen) finden sich.

Es ist ein langer Weg, auf dem wir den engelsguten Pater Christel, auch (nur zu häufig, den Ernst mancher Situationen beeinträchtigend) der kleine Christel, nach seiner kleinen Figur genannt, begleiten müssen, und haben wir denselben geduldig zurückgelegt, so — der geistreiche und begabte Herr v. Holtei möge uns deshalb nicht zürnen — fühlen wir uns doch ein wenig müde und matt. Abwechslung, wie erwähnt, wird uns auf der Wanderung genug gewährt, ja was andere, Christian Lammfell verwandte oder befreundete Menschen thun und treiben ist oft wunderbar, romanhaft genug, über ein halbes Dutzend stirbt eines natürlichen oder unnatürlichen Todes (— die reiche Erbte, welche der Tod hält, ist übrigens vom Verf. entschuldigt und gerechtfertigt —), lustige Studentenscenen (wie beim katholischen Pfarrer), achtzehnhundertachtundvierzigre Freiheitsbestrebungen und Kraftäußerungen, Dukatendiebstahl, ein wahnsinniges am Kreuze im Schnee erstickten Fräulein von Schrickwitz auf Krickewitz, das böse Princip in der Kaplans-Biographie, gemüthliche Familienscenen, cecitirte Verse aus Opitz, Flemming, Gempe, Teuffel, und viel Anderes mehr laden uns ein, den Blick rechts und links zu richten. Und trotz des bunten Wirrwarres fühlen wir uns weniger befriedigt, als nach beendigter Lectüre der Vagabunden-Geschichten! Das Leben des unschuldig-naiven, kindlichen, beschränkten Paters hätte gerade für einen kleinen Idyll-Roman (wenn diese Bezeichnung gestattet) ausgereicht und würde manchem katholischen und nicht katholischen Gemüthe ein Labsal, ein Erbauungsbuch geworden sein; aber fünf Bände! Glücklicherweise ist, wie bemerkt, eine erkleckliche Anzahl von Lebensjahren des Helden übersprungen.

Daß die Erzählungskunst des Verf. auch in diesem Roman sich von Neuem bewährt, darf nicht verschwiegen bleiben; aber oft wird über häusliche und andere Vorfälle mit einer gedehnten Behaglichkeit berichtet, die unwillkührlich uns den Ruf: Weiter! Weiter! entlockt. (Nun lese jedoch auch, was Herr v. Holtei Band 4, S. 295—296 sagt.) Daß die Leute, namentlich Vater Rätel und sein kleiner Christel sich Briefe schreiben, ist recht schön und trägt auch zur Abwechslung bei; aber ein Paar solcher Stil-, und was den Scholaren und Studenten anlangt, Stilübungs-Proben hätten genügt. Ein abscheulicher Brief (des Dukatendiebes Julius) würde in Pariser- oder andern Geheimnissen nicht überraschen, aber in einem deutschen Originalroman (das soll das Buch doch wol sein!) ist er am unrechten Orte.

Wer sich hinreichender Muße erfreut, versäume übrigens nicht, sich mit Christian Lammfell und Familie näher bekannt zu machen; wer ein Excerptenbuch aus ansern vaterländischen Schriftstellern sich angelegt, wird manche gemüthvolle, schöne Stellen abzuschreiben haben; so zum Beispiel:

„Erfahrung belehret uns, daß vergangene Leiden, wie vergangene Freuden im Gedächtniß aufgefrischt, mit einem Rosenschimmer bekleidet, vor uns erstehen: diese lebendiger, genußreicher, als sie in Wahrheit gewesen; jene milder, erträglicher, fast angenehme Empfindungen erweckend, weil sie überstanden. Eben so lehret uns Erfahrung, daß nichts, worauf wir uns ungeduldigerweise freuen, in der Erfüllung so viel bietet, als es in der Erwartung versprach. Könnten wir daraus nicht endlich Weisheit lernen und jener albernen Hast entsagen, die der Gegenwart ihren Frieden raubet, weil sie das geträumte Glück der Zukunft rasch herbei wünschen will? Könnten wir nicht begreifen lernen, daß die Leiden, so uns heute drücken, nach einem Jahre halb verschmerzt, halb vergessen, und die vom Druck zurückgebliebenen Narben eben so viel Siegers- und Freudezeichen sein werden? Aber wir machen uns das nicht zu Nutze, wir alten, unverbesserlichen, unerzogenen, ungezogenen Kinder. Wir lallen ewig: ach, damals war es schön! Und stammeln hinterdrein: ach, wenn nur erst der Sonntag käme! und wenn nur erst der Frühling da wäre! und wenn wir nur schon reife Kirschen hätten! Und mit lauter: ach wenn nur, rennen und rennen wir dem Grabe zu."

Ferner von den Weihnachtsabenden:

„Das Glück solcher Abende!

Wer hätte jemals desgleichen genossen und fühlte nicht wehmüthige Wonne-Schauer durch Leib und Seele rieseln, bei der Erinnerung daran?

Ich meine nicht Euch, die Ihr in reichen Umgebungen aufgewachsen, den Genuß des Gebens und Empfangens nie und nimmer kennen gelernt; nicht Euch, deren Wünsche in vollem Maaße erfüllt waren, ehe Ihr noch sie ausgesprochen; nicht Euch, deren Gaben keinen inneren Werth hatten bei äußerer Pracht, weil Ihr sie nicht durch Entbehrungen zu erringen brauchtet. Euch meine ich, die Ihr eben nur das Nothdürftige besitzt und

Digitized by Google

von diesem lange abzwängen, vielleicht darben mußtet, um das Füllhorn Eurer Huld über Diejenigen auszuschütten, die ungleich weniger von Euch erwarteten; die für jede Gabe dankbar, durch das gewöhnlichste Geschenk schon freudig überrascht sind.

Nur im engen häuslichen Vereine, nur mit Opfern erkauft, von schlicht-bürgerlicher, fast ärmlicher Einrichtung umgeben, strahlen die Weihnachtskerzen göttliches Licht aus; nur die Aermeren sind wahrhaft reich am heiligen Christabend. Ach, und wie arm sind die Reichen! Sie wissen sich kaum anders zu helfen, als daß sie mit vollen Händen, ohne Wahl und Prüfung ihre Spenden hinwerfen, um Andern die Freude zu geben, die ihnen selbst fehlt und die endlich, bei aller Großmuth, doch die rechte Freude nicht ist, da ihr jene heimische Wartung und Pflege, jenes langsame Gedeihen und Emporwachsen aus heimischer Erde mangelt.

Nur die Aermeren sind reich am Christabend. Und wenn die Mutter jedem Kinde nur ein Lichtchen, nur einen Apfel, nur eine flimmernd-vergoldete Nuß beschweren kann, — welche Schätze wiegen in des Kindes Augen diese Schätze auf?

Die Kinder der ganz Verarmten freilich, jener Armen, die ärmer sind als Bettler, eben weil sie zu betteln nicht verstehen; denen auch das versagt ist: für die kein dünnes Wachskerzchen brennt, — für die kein Goldblättchen glänzt; — ja, Du lieber Gott, wenn Du für diese nicht in andern Räumen, und in andern Zeiten eine andere, bessere Bescherung aufgehoben hättest? .... Nein, es kann nicht fehlen; sonst wärst Du nicht der liebe Gott."

Aus der Erzählung von der Firmelung:

„Während die Geistlichkeit ihren hohen Würdenträger empfing, und der Erzpriester zu dessen Begrüßung eine kurze Anrede hielt, herrschte lautloses Schweigen rings umher. Man hörte die Grillen zirpen, der Abendgesang hoch wirbelnder Lerchen schwebte über des Redner's Haupte, und aus dem Städtchen heraus tönte mild ein feierlicher Glockenklang. Als nun der Sprechende jener jugendlichen Herzen gedachte, welchen morgen das zweite Sacrament, die Bestätigung ihres in der Taufe geschlossenen Bundes, zu Theil werden würde und dabei sagte: möge der Geist der Gnade und Liebe über ihnen sein! Da warf Anne-Marie ihrem hochemporragenden Bonifacius Christian den mütterlichsten Blick aus der Entfernung zu. Dieser fing ihn auf, erwiederte ihn und wies mit seiner Hand in die Höhe, wo unmittelbar über ihm eine Lerche mit langgehaltenen Tönen wie ein fester Punkt im blauen Raume hing. Der Weihbischof hatte, schon während der ihm gewidmeten Anrede, den andächtig auf seinem einarmigen Vater klebenden Christian bemerkt. Zufällig sah er die Bewegung der kleinen Hand, folgte dem Auge des Knaben, gewahrte den singenden Vogel, den er längst gehört, und weil nun gerade der Erzpriester seine Begrüßung schloß, so ergriff er für deren Erwiederung das Bild, welches ihm sich darbot.

Ja, hub er an, mit starker zuversichtlicher Stimme, jener Geist der Gnade und Liebe, der aus des lobsingenden Vogels schwacher Kehle vernehmlich zu uns redet; den die scheidende Sonne dort im Abendroth prediget; den die Sterne durch dunkle Nacht bald verkündigen werden, er sei über Euch, in Euch, eben so lebendig und wach, als er es in dem Knaben dort ist, der auf seines verstümmelten Vaters Achsel hangend, mit gläubigen treuen Blicken emporschaut und mir eben jetzt durch eine unbewußte, kindliche Bewegung seiner Hand ein Zeichen gab, welch' reiner, frommer Sinn ihn beseelet."

Aus einem Briefe Räthels an Christian:

„Beifolgend stelle ich Dir auch des Herrn Lessings weisen Nathan wieder mit zurücke. Habe ihn, wahrer Bewunderung voll, vielmals durchlesen und wiederum gelesen. Gott, wohin hat dieser Mann unsere teutsche Sprache gebracht. Der ist ja mächtig des Ausdruckes wie keiner vor ihm. Und diese Schärfe derer Gedanken!

Was würden unsere Alten sprechen, wie Opitz und Flemming, sollten sie sehen, bis wohin dieser Herr gestiegen? Freilich zum Theile auch auf ihren Schultern, denn eines muß aus dem andern folgen, und ohne Saat giebt es keine Aernte.

Bin auch gänzlich beipflichtend der Ansicht des Herrn Doktor Trallis, vom Golde; und jener andern, Deines würdigen Pater Beichtigers, daß es schwache, kränkelnde, oder über Gebühr ekle Mägen sein müssen, für welche diese Tropfen in ihrer Reinheit zu Gifte werden sollen. Dem Gesunden ist derlei Tinktur gesund, kräftiget ihn; hat auch mich gekräftiget in dem Stücke, welches mir (gleichwie dem wohlfreligen Pastoren von Rendorf frommen Angedenkens bei hoher von Scheckwitzischer Mittagstafel), je älter ich werde, desto mehr als das Hauptstücke eines Christen erscheinet: Nächstenliebe, ohne Unterscheid des Glaubens! Duldung! tolerantia!

Und ohne diese ist und bleibet jedes Christenthum leerer, verfluchter Dünkel; mögen sie sich so fromm anstellen, als sie können.

Ja, dieser Lessing, den ich schon einmal als Herold des Friedens vernahm, hat auch hier den wahren Frieden verkündiget, den ewigen! Und wie werden sie ihn darum verketzern! —"

Auf den ersten Seiten des fünften Bandes heißt es:

„Jetzt endlich finden wir Dich als Greis wieder, und die natürliche Ordnung der Dinge ist, daß wir kommen, Abschied von Dir zu nehmen für diese Welt. Aber ehe wir an Dein Sterbebett treten, lass' uns die letzten Jahre unsäglichen Wandels betrachten; und wenn Betrübniß oder Trauer über den nicht ungetrübten Abend Deines Lebens uns beschleichen wollen, dann verjage Du selbst diese düsteren Gäste durch Deines Herzens Freudigkeit, und lehre uns glücklich sein und froh mit Dir! Bist Du doch immer noch rüstig und unwandelbar gesund. Von den kleineren, wie größeren Plagen und Gebrechen des hohen Alters ist an Dir nichts zu bemerken. Deine sechsundsiebenzig Jahre hindern Dich nicht, durch Hitze und Kälte, durch Regen und Schnee über steile Berge zu kleitern, wenn es gilt, einem Gläubigen das letzte Labsal zu gewähren; und wenn sie Dir auf solchen beschwerlichen Pfaden begegnen, die Wanderer in den Gebirgen, mögen sie schon sein wes Glaubens sie wollen, und wären es Schacherjuden, die haustrend von Hütte zu Hütte schweifen, . . . bei diesem Anblick bleiben sie ergriffen stehn, schauen ehrfurchtsvoll Dir nach, und Dein unermüdlicher Eifer, Dein weißes Haupt, Du frommer kleiner Greis, prediget ihnen lauter die Allmacht Gottes, als jenes Schneebergs weißer, höchster Gipfel.

Was ist Wahrheit? hat Pilatus den Herrn gefragt; — aber auf eine Antwort harren wir bis heute vergebens.

Was ist Weisheit? — vielleicht wäre diese Frage eben so schwer zu lösen, wollte man sie auch den Weisesten vorlegen. Das Wissen kann es nicht sein, wodurch der Mensch allein weise wird. Sonst müßten ja die jetzt Lebenden, die mit leichter Mühe lernen und sammeln; denen ungeheure Magazine der Ge-

Digitized by Google

lehesamkeit, täglich an Umfang und Zahl wachsend, für sie angriegt, und woraus sie ihr Gedächtniß vollstopfen mögen, zu Gebote stehen; . . . sonst müßten sie ja bedeutendre und ungleich weisre werden, als Jene vor uns, denen solche Hülfsmittel fehlten; die Jahre brauchten, um sich unvollkommene, zweifelhafte Kenntniß von Dingen zu verschaffen, wozu jetzt eine Stunde genügt?

Das Wissen kann es nicht sein, was allein den Weisen macht. Giebt es doch so viele Vielwisser, denen jegliche Weisheit mangelt.

Giebt es doch Einfältige, Unwissende, die größeren Anspruch auf wahre Weisheit haben!

Und zu den letzteren zähle ich Dich, mein Christian Lammfell, wiewohl ich überzeugt bin, Du würdest auf Deine alten Tage in einer Schulprüfung schmählich durchfallen. —"

Typographisch ist das Werk sehr gut ausgestattet.

Hoffmann.

Miscellen.

(Australien.) Aus dem ungeheuren Wasserbecken, dem Großen Ocean, ragt, mit einem Festlande, drei großen und zahllosen kleinen Inseln und Inselgruppen, die weit umher zerstreut liegen, durch welche oder die direkte Reiseroute von Cap Horn nach Canton mitten hindurch führt, der Erdtheil hervor, welcher, weil er südwärts von der alten Welt liegt, und (mit wenigen Ausnahmen) auf der südlichen Halbkugel der Erde sich ausbreitet, in der Regel Australien genannt wird, was so viel wie Südland bedeutet. Indeß pflegen namentlich wir Deutschen die kleineren Inseln oder Inselgruppen, zumal wenn speziell nur von ihnen die Rede ist, mit dem allgemeinen Namen der Südsee-Inseln zu bezeichnen und den Ausdruck Australien mehr allgemein zu halten, oder vorzugsweise dem Festlande beizulegen. Die Engländer wenden den Namen Australien stets nur auf das Festland an, führen andererseits die drei großen Inseln und die ihnen zunächst gelegenen Gruppen unter der allgemeinen (freilich unpassenden) Benennung Australasien auf, und bezeichnen die Südsee-Inseln mit dem Namen Polynesien oder Inselwelt. Französische, zum Theil auch nordamerikanische Geographen und sogar französische Seefahrer begehen die geographische Ungereimtheit, den ganzen indischen Archipel: Sumatra, Java, Borneo u. s. w., die Molukken, Philippinen u. s. w. (warum nicht lieber auch die japanischen Inseln, die Kuriken und Aleuten?) zu Australien zu rechnen und dies alles mit dem Namen Oceanien zu stempeln. Der indische Archipel trägt aber entschieden einen indischen, folglich asiatischen Charakter an sich, während in Australien eine Natur vorwaltet, die weder in Asien, noch in andern Welttheilen ihres Gleichen hat. Zudem umfaßt, dem Wortverstande nach Oceanien, oder Oceania, wenn nicht wenigstens das Adjectiv Australis beigefügt wird, alle Länder der Erde, die der Allgemeine Ocean in seinen verschiedenen Theilen umgibt. Außerhalb Frankreich (und höchstens Nordamerika) kommt denn auch die Benennung Oceanien im gemeinen Leben nicht vor, ebenso wenig wie Südindien oder Notasien, — Ausdrücke, welche den pedantischen Spielereien mancher Gelehrten ihre Entstehung verdanken. (Aus dem im Verlag von Palm & Enke in Erlangen so eben erschienenen Werke von Dr. Ungewitter, „Der Welttheil Australien", über welches baldigst näherer Bericht erstattet werden soll.) H.

Im Laufe des verflossenen Jahres haben sich in London und dessen Umgebung im Ganzen circa 1000 Feuersbrünste ereignet und einen Verlust von mehr als 2 Millionen Lstrl. verursacht, auch haben manche Menschen dabei ihr Leben eingebüßt.

Unter den Prätiosen, welche der Herzog von Wellington hinterlassen hat, befindet sich auch, wie das Athenaeum berichtet, der Diamant, welcher ursprünglich dem Herzog von Marlborough nach seinem Siege von Blenheim von der Königin Anna verehrt worden war. Der erstgenannte Herzog hat besagten Diamant von Georg IV., der, man weiß nicht wie, als Prinz-Regent in dessen Besitz gekommen ist, nach der Schlacht von Waterloo geschenkt erhalten.

Die Kosten an Bau, Umbildung und Restaurirung der bedeutenderen öffentlichen Gebäude und Denkmäler zu Paris, des Pantheons, der Magdalenenkirche, des Museums der Naturgeschichte, des Pflanzengarten, des Triumphbogens am Ende der elysäischen Felder, der Julisäule, rc. rc. werden nach Angabe von Gallign. Messenger auf eine Summe von circa 660 Millionen Franken angeschlagen.

Frankreich hat, sagt „die Pariser Hospital-Zeitung," 11217 Ärzte, 7221 Gesundheitsbeamte und 5175 Apotheker. Sonach kommen von der Bevölkerung auf jeden Arzt 1940 und auf jeden Apotheker 6914 Individuen. Merkwürdiger Weise haben die wohlhabendsten Departements weniger Ärzte als die ärmeren; noch merkwürdiger aber ist, daß es fast 600 Städte oder Gemeinden von einer Bevölkerung zwischen 2—300 Seelen giebt, die weder Arzt noch Apotheker haben.

Die Newyorker Tribune theilt folgende interessante Daten über die Bevölkerung der Ver. Staaten von Amerika mit, die sich aus der dortigen jüngsten Volkszählung ergeben haben. Von den freien Einwohnern sind 17,736,792 im Lande, 2,210,828 im Auslande geboren, und von 39,227 Individuen hat das Geburtsland nicht ermittelt werden können. Das Verhältniß der im Jahre 1850 in den Ver. Staaten lebenden Ausländer war, wie folgt: Irländer 961,719, Deutsche 573,225, Engländer 278,675, aus dem brittischen Amerika 147,700, Schotten 70,550, Franzosen 54,069, aus Wales 29,868, aus sonstigen Ländern 95,022.

Berichtigungen. Nr. 5, S. 38 in der Titelangabe von Jacobs' Hellas ist statt Wüstmann zu lesen: Wüstemann; S. 39, Z. 24 von oben statt Tiresch: Thiersch.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 7. Sonnabend, den 22. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Leben auf Ischia. Nach dem Dänischen Von H. Zeise.... Seite 49
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... „ 51
Literatur:
Admiral de Ruiter als Privatmann ..... „ 53
Gedichte von Heinrich Zeise ..... „ 53
Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. „ 54

Apherismen von Dr. Sigismund Wallace ..... „ 56

Das Leben auf Ischia.

Nach dem Dänischen des H. P. Holst von Heinr. Zeise.

Und wissen willst Du, wie ich lebe
Auf dieser Insel steil und jäh?
Auf diesem Schiff, wie Du es nennest,
Das schwimmt auf spiegelblanker See?

Müd' von Neapels Volkgetümmel,
Vom Anblick der Masken müd',
Nach Ruhe sehnte sich mein Auge,
Und Frieden suchte mein Gemüth.

Mein Auge schweifte vom Vesuve
Weit über das ipethen'sche Meer —
Amalfi winkte in der Ferne,
Sorrento blickte stolz und hehr.

Im Sonnenglanze strahlte Bajae
Vom Strand des Golfs, so reich an Wein,
Und manches Bild aus alten Zeiten
Schlich sich in meine Brust hinein:

Am Abendhimmel sah ich Capri's
So feine, liebliche Contour,
Wie eine Mauer schwarz und finster
Stand es am leuchtenden Azur.

Im Westen ruht mein Blick am liebsten
Auf Ischia's stolzem Klippenrund,
Magnetisch hielt er mich gefesselt,
Mein Auge ihn am schönsten fand.

Ich lebe nun auf diesen Klippen; —
Hier klopft das Herz so frei und keck;
Der Krise Rückerinnerungen
Beleben jeden stillen Fleck.

Mit reichen Farben und mit Tönen
Entzückt des Südens Blüthenschnee,
Und milde Worte, milde Blicke
Erfreun mich, wo ich geh' und steh',

Und wenn der Strahl der Morgensonne
Vergoldet Epomeus Knauf,
Und weckt den Sänger tief im Hage,
Dann springe ich froh vom Lager auf.

Vor meinem Fenster blühn die Rosen,
Sie schlummern noch am grünen Strauch,
Sie träumen von dem letzten Kusse,
Den ihnen gab der Abendhauch.

Dann guckt die Wirthin in mein Zimmer,
Sie deckt den Tisch, so wie es graut,
Sie wirkt für mich wie eine Mutter,
Und spricht in Worten mild und traut.

Und Carolina, ihre Tochter,
Schmückt stets mit Blumen meinen Hut,

Digitized by Google

Sie schlingt für mich der Kränze schönsten,
Und fragt mich sanft, wie ich gereuht. —

Dann schaut ein Antlitz durch die Scheiben,
Der blühenden Rose Ebenbild,
Das ist die junge „ballerina“ *)
Wie ist sie keck, wie ist sie mild!

Sie schwingt das Tambourin so lustig,
Es klingt in ihrer kleinen Hand,
Vom Nacken wallt das Haar, das schwarze,
Als wüßt es nichts von Zwang und Band.

Auf zartem Fuß in muntern Kreisen
Fliegt sie um mich voll Uebermuth,
Der Tarantella Takt entflammet
Das leichte, südlich-warme Blut; —

Da ist ein Ausdruck in den Mienen,
Ein Feuer in des Auges Ring,
Ein Muth, ein Leben, eine Frische
Wie nur der Süden sie empfing.

— O, die Natur in ihrer Fülle! —
Hinaus in frische Morgenluft
Lockt mich des stolzen Meeres Rauschen,
Und Gelsomines süßer Duft.

O, welch ein Reichthum! welche Fülle!
Welch Schöpferleben reich an Kraft!
Der Segen keimt rings aus der Erde,
Den Gottes goldne Sonne schafft!

Du goldne Sonne, die mir leuchtet,
Du bist der Gotteslieb' Prophet!
Und du verheißest ihre Gaben,
So weit dein stolzes Banner weht.

Hin zu des Staubes Millionen,
Dein Strahl millionenfach sich schwingt,
Und jeder uns von seiner Gnade,
Und seiner Güte Botschaft bringt.

Sie breiten sich nach allen Seiten,
Nach Schloß und Hütte, Berg und Thal,
Sie alle bringen Trost und Freude,
Und strömen aus demselben Strahl! —

Es schlingt sich zwischen grünen Vignen
Der enge Weg in Buchten frei,
Schon kleidet sich in Pracht des Sommers
Der lichte, lenzesfrische Mai.

Es reift die Frucht am Pfirsichzweige,
Die Feige prangt auf grünem Thron,
Der Mandelbaum und die Kastanie
Verloren längst die Blüthen schon.

Die hohe Mauer spendet Schatten,
Dort schwillt der Cactuspflanze Blatt,
Und längs der Mauer schlingen üppig
Levkojen sich im Sonnenbad. —

*) Tänzerin.

Das Mittelmeer vor mir, entfaltet
Die Tiefe, ja, so blank, so blau
Wie — aber nein, nichts auf der Erde
Ist so, wohin ich sehnend schau.

Und drüben ragt Kap Miseno.
Die Römerflotte lag einst dort,
Und weiße Segel mild verschwimmen
An jenem fernen, fernen Ort.

Des Rauches dicke Wolken wirbelt
Gen Himmel der Vesuv so dumpf,
Und wie ein Blutstrom rollt das Feuer
Im ungeheuren Kämpeneumpf. —

Ein lustig Leben rührt sich draußen
Am schönen, kiesbedeckten Strand,
Die muntern Lootsen spielen „mosca“, *)
Es schwingt den Strick die starke Hand.

Mit Passagieren von Neapel
Kommt eine Barke, und gewandt
Die Leute in das Wasser waten,
Und tragen Reisende ans Land.

Ein Monsignore ist der Erste,
Er ist sehr stark und gut gepflegt,
Bedächtig wählt er einen Fischer,
Der sicher ihn ans Ufer trägt.

Stolz auf die Ehre lädt ihn dieser
Auf seinen breiten Rücken gern,
Und trägt mit Vorsicht durch das Wasser
Den fetten, wohlgenährten Herrn.

Ihm folgt eine junge Dame. —
Wie eine Rose roth und warm
Erhebt sie sich auf sicherm Sitze,
Auf eines Marinaro's Arm.

Wie ist sie schlank und doch so üppig,
Wie ist sie lieblich fein und frisch,
Ach selten fängt ein armer Fischer
In seinem Netze solchen Fisch!

Vom Meer und Strand, von Erd' und Himmel,
Wohin mein trunkenes Auge glitt,
Bereichert mich mit neuen Bildern
Die Wanderung bei jedem Schritt.

Wie auf dem Baum vor meinem Auge
Die Knospe sprießt in milder Luft,
Und diese wieder sich gestaltet
Zur Blume, reich an Farb' und Duft:

So drängen sich aus meinem Innern
Gedanken, und dann ohne Zwang
Sie in des Wortes Form sich kleiden,
Und Worte bilden sich zum Sang.

Doch wenn der lichte Tag sich neiget,
Die Wolken färbt des Abends Schein,

*) Blindekuh.

Digitized by Google

Wenn die Natur sich sehnt nach Ruhe,
Und schläft im süßen Frieden ein:

Dann sitz' ich fleißig bei der Lampe,
Und mein Gedanke fliegt so weit,
Auf dem Papier halt' ich gefesselt
Der Bilder Pracht und Herrlichkeit.

Dann sitz' ich fleißig bei der Lampe, —
Doch ach! sinkt meine Feder sacht,
Dann naht sich Keiner, so wie früher,
Und flüstert liebreich: „gute Nacht."

Dann naht sich Keiner so wie früher
Und legt an mich die Wange fein,
Dann fehlt mir meine feische Rose,
Und deren Keim, so zart und rein. —

Aus meinen Träumen weckt innig milde
Der fernen Psalmentöne Klang,
Die klaren Kinderstimmen singen
Da drinnen ihren Abendsang.

Der Mondenstrahl mit goldnem Finger
Den Scheiben meines Fenstres naht,
Und lockt mein Sinnen zu der Quelle,
Von dem es seinen Ursprung hat.

Dann brennt die Zähre; Frieden senkt sich
Auf mich, und meine Lippe steht,
Und mild erquickt er meine Seele
Wie Abendthau ein Blumenbeet.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung. M. s. Nr. 104. v. J. 1852.)

Der Morden in der Abtey.

Indem wir in die Einzelheiten dieser schrecklichen Tragödie eingehen, können wir nicht umhin, eine Frage zu beantworten, die sich uns aufwirft, wie sie sich dem Geiste vieler andeeen aufwerfen wird.

Warum nach einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert jene schaurigen und blutigen Erinnerungen wieder erwecken, und warum den Frieden einer Menge von Familien, deren Schande u Vergessenheit gerathen war und die sie vielleicht selbe durch edle Gesinnungen verwischt hatten, durch niederschmetternde Offenbarungen stören?

Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Haß hege, mich von keinem Drange zu schaden, irgend jemandem weh zu thun getrieben fühle. Ich würde schweigen, wenn es sich um Geheimnisse handelte, die mir angehörten; aber es sind Geheimnisse der Geschichte; sie gehören dem Lande an, dem es zu wissen noth thut bis wie weit die Factionen, die es unglücklich machen, auf der Bahn des Verbrechens vorschreiten; sie gehören den vielen unglücklichen Opfern an, deren Manen des Trostes bedürfen; sie gehören der Gerechtigkeit, der rächenden Gerechtigkeit an, deren Schwerdt die Gottlosen nicht einen Augenblick abzuwenden vermögen, wenn sie nicht die Macht besitzen denselben, todt oder lebendig, auf immer zu entrinnen.

Man hat gesehen, wie einer der Gefangenen, krank, bleich, verwundet, von den Föderirten niedergehauen worden ist, indem er seine Mörder mit gefalteten schwachen Händen um Gnade und Erbarmen anflehete. Es wäre nicht gerecht, wenn diejenigen, die ohne Erbarmen waren, ungestraft blieben. Gott will, daß diese nothwendige und moralische Strenge der Geschichte ihre Früchte trage, und daß diejenigen, die schon auf ein Verbrechen sinnen, bei dem Gedanken an die Schmach, die ihrer Nachkommenschaft treffen würde, davon abstehen.

Saint-Germain-des-Prés war eine Abtey des St. Benedictus-Ordens, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts gestiftet worden ist, und im siebenzehnten Jahrhundert war sie die Hauptstätte des so literarischen und gelehrten Ordens der Benedictiner von St. Maur. Die Abtey hatte 130,000 Livres Renten, welche von Ludwig XV. den sogenannten Economats (Verwaltern) überwiesen worden waren, und die zum Unterhalt der jungen Leute dienten, die in der Militairschule erzogen wurden.

Aus dem feudalistischen und gerichtsamtlichen Gesichtspunkte genommen, war die Abtey von Saint-Germain-des-Prés im Jahr 1789 ein königliches Amt. Ihr letzter Amtmann, Messire Laget-Bardelin, Parlamentsadvocat, hielt seine Gerichtssitzungen des Dienstags und Freitags, Nachmittags 3 Uhr, unter dem Beistande eines fiscalischen Procureurs, eines Greffiers und dreier Huissiers. Das Amt hatte sein Gefängniß, wie es die herrschaftliche Justizordnung mit sich brachte, und als Ludwig XIV., durch sein Edict vom 31. May 1675, diese Gerichtsbarkeit in dem Umkreise von Paris reformirte, verblieb der Abtey ihr Gefängniß mit der speziellen Bestimmung, zur Vollziehung der Urtheile des Amtmanns zu dienen.

Im July 1789, nach der Einnahme der Bastille, wurde das Gefängniß der Abtey zu einem Militairgefängnisse gemacht, und im Jahr 1791, nach der Einführung der Constitution, ward es ein politisches Gefängniß. Das Reglement der Versammlung gestattete, Deputirte dahin zu schicken, welche die Ordnung der Sitzungen störten, und den Gendarmerielieutenant Jourcan, der auch Deputirter der Nieder-Charente war, war am 2. September dorthin gesetzt worden, weil er Girardin Grangeneuve in Anlaß einer Debatte, deren Berichterstatter dieser war, eine Ohrfeige gegeben hatte.

Das Abteygefängniß, das sich gegenwärtig von einer nahen Demolirung bedroht sieht, ist ein der Bauweise des sechszehnten Jahrhunderts angehöriges Gebäude von viereckigter Form, mit runden Thürmchen an seinen vier Ecken. Seine innere Einrichtung hat seit dem Jahr 1792 bedeutende Veränderungen erfahren. Die Kapelle, in welcher de Rosny, Jourgniac de Saint-Meard und Cazotte gefangen gesessen haben, und die sich im ersten Stock auf der Seite des kleinen St. Margarethenplatzes von einem der kleinen Thürme bis zu dem nächsten erstreckte, ist zerstört und an deren Statt die Wohnung des Gefängnißaufsehers eingerichtet worden. Die Pforte des kleinen Hofes, die nach der St. Margarethenstraße hinausging, und durch welche die Mörder ihre Opfer hinausstießen, ist außer Brauch gesetzt, aber von Außen, in der Nähe des Schilderhauses, noch zu sehen. Es ist fast nichts mehr

Digitized by Google

in seinem früheren Zustande als die beiden Pförtnerstuben. Diejenige, welche als Canzeley dient, war seiner Zeit der Sitz, den sich das Tribunal Maillart's erkoren hatte.

Das Abteygefängniß stand vermittelst Höfe und Gärten, die noch jetzt zum Theil vorhanden sind, mit der Kirche St. Germain-des-Prés und dem abteylichen Palaste in Verbindung, und öffnete durch eine Wagenpforte, die mit dem jetzigen Eingange zur Druckerei Decourbant correspondirte, der kleinen St. Margarethenstraße, jetzt Erfurtstraße genannt, zu. Vorerwähnte Druckerei und eine Niederlage von Glaswaren nehmen einen Theil des sogenannten Hofgartens und des Platzes des abteylichen Klosters ein. Die Section der Vier Nationen hatte sich im Jahr 1792 die Kirche Saint-Germain-des-Prés zu ihren allgemeinen Versammlungen genommen; das Kloster diente zu den Zusammenkünften ihres Ausschusses. Auf diesem Hofgarten mußten die vier Wagen anhalten, die wir aus der Mairie haben abfahren sehen und in deren einem der Abbé Sicard saß. Auf den Stufen selber des Klosters, wo in jenem Augenblicke der Ausschuß der Section seine Sitzung hielt, war es, wo gegen 3 Uhr die Abteymetzeleien ihren Anfang nahmen. Das Morden in dem eigentlichen Gefängnisse begann in der St. Margarethenstraße erst um 7½ Uhr bei der schon erwähnten außer Brauch gesetzten kleinen Thüre.

So ist es denn nur wenige Schritte von der allgemeinen Versammlung der in der Kirche Saint-Germain-des-Prés in Permanenz vereinten Section, und Angesichts des Civil-Ausschusses, der seine Sitzungen in dem Kloster hielt, gewesen, wo man drei Tage lang gemordet hat. Dieser Ausschuß, diese allgemeine Versammlung müssen sonach wohl aus Cannibalen bestanden haben? O mein Gott nein! Es waren friedliche Bürger, ehrliche Kaufleute, gute Familienväter. Das Nebelbild der Declamationen der damaligen Zeit, die Eitelkeit, eine Rolle zu spielen, einen Federhut und eine Schärpe zu tragen, alle diese Verlockungen, welche die Ehrsucht dem Hochmuth dargeboten, hatte sie allmählich in die Revolution hinein gerissen, und sie, dessen unbewußt, den gräulichsten Verbrechen gegenüber gebracht, ohne daß sie daran dachten oder den Muth hatten zurückzutreten.

Fast Alle hatten einen Abscheu vor dem, was sie sahen, was sie geschehen ließen, was sie selber thaten. Der Präsident des Ausschusses, Jourdan, wurde auf seinem Sessel ohnmächtig von der widerwärtigen Ausdünstung des Blutes, das in Strömen um ihn her vergossen ward. Unter anderen Umständen würde er die Mörder, mit welchen er um den Preis des Mordes feilschte, sicher dem Henker überantwortet haben; aber die Furcht, das Beispiel von anderen, und das Uebergewicht, welches die aus Regierung organisirten Bösewichter gewonnen hatten, alles dieses machte die kleine Pariser Bourgeoisie, die den Regierungen gern ab und an den Gehorsam versagte, den sie den Revolutionairs leistete, unterwürfig, zitternd, schweigsam.

In dem Augenblick, wo die vier Wagen durch den Thorweg, der nach der kleinen Margarethenstraße, jetzt Erfurthstraße hinausgeht, in den Hof des Abteigartens einfuhren, war es, wo das Niedermetzeln der Gefangenen, die mit dem Abbé Sicard in dem vorderesten Fiacre saßen, unter den Augen des Ausschusses der Section begann.

„Der Hof," erzählt der Abbé Sicard, „war mit einer immensen Volksmasse angefüllt; man umringte unsre Wagen; einer unserer Cameraden öffnete, in der Hoffnung, sich zu retten, den Kutschenschlag, und sprang hinaus, wurde aber auf der Stelle niedergemacht. Ein Zweiter, der seinem Beispiel folgte, brach sich Anfangs Bahn durch den Haufen, und wäre beinahe gerettet gewesen, fiel aber doch den Mördern in die Hände und wurde ebenfalls geopfert. Einem Dritten ergieng es nicht besser. Währenddem war der Wagen näher zu dem Saal des Ausschusses gefahren, und als hier ein Vierter heraussprang, erhielt derselbe einen Säbelhieb, doch gelang es ihm, sich in den Ausschuß zu flüchten. In der Meinung, daß in diesem ersten Wagen niemand mehr sein werde, nachdem sie drei der Gefangenen, die er gebracht, getödtet und einen vierten verwundet haben, stürzen die Mörder nun auf den zweiten Wagen zu.

„Aus der Betäubung, in welche mich das Niedermetzeln meiner Cameraden versetzt hatte, wieder zu mir selber gekommen, sah ich die Ungeheuer, welche ihre Wuth und Raserei an anderen Unglücklichen auslißen, nicht mehr in meiner Nähe; ich sprang, den Augenblick benutzend, nun auch aus dem Wagen, und warf mich mit dem Ausrufe: „ach, meine Herren, retten Sie einen Unglücklichen!" den Mitgliedern des Ausschusses in die Arme.

„Die Commissarien stießen mich zurück, mit den Worten: „machen Sie daß sie fortkommen! sollen wir uns Ihretwegen massacriren lassen?" Ich wäre verloren gewesen, wenn ich nicht durch einen von ihnen erkannt worden wäre. „Ei," rief er aus, „das ist ja der Abbé Sicard! Wie kommen Sie hieher? Kommen Sie, wir wollen Sie retten, so lange wir können." Ich trat sodann in den Saal des Ausschusses, und wäre mit dem einzigen meiner Cameraden, der sich hieher geflüchtet hatte, geborgen gewesen, wenn mich nicht ein Weib gesehen hätte, das sofort zu den Mördern eilete, um mich ihnen zu verrathen. Diese waren augenblicklich noch im Morden begriffen, und ich hielt mich einige Minuten lang schon für vergessen; da wurde aber ungestüm an die Thüre gepocht, und man verlangte die Herausgabe der beiden Gefangenen. Ich hielt mich nun verloren."

Der Abbé Sicard ist durch seine Geistesgegenwart und seinen Muth gerettet worden, und es dürfte bei dieser Gelegenheit wohl am Orte sein, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr die demagogischen Schriftsteller in letzter Zeit bemühet gewesen sind, die Autorität von Leuten, welche, wie der Abbé Sicard, die Septemberverbrechen mit eignen Augen gesehen und sie in ihrer scheußlichen Blöße dargestellt haben, zu verkleinern. Einer von ihnen (Barthelemy Maurice) spricht sich über diesen Theil der Erzählung des Abbé Sicard folgendermaßen aus:

„Wir haben gesagt, wie wenig Glauben die Erzählung des Abbé Sicard verdient. Nachdem er ganz und gar den Kopf verloren hat, geht er bei dieser Gelegenheit wie bei allen anderen seines Lebens zu Werke: er macht sich, wirft sich in die Brust, streut sich Weihrauch, und geht als ein Charlatan aus einer Gefahr hervor, in die er als ein Feigling hinein gerathen war."

Wer, wie der Sprecher dieser in mehr als einer Beziehung bedauerlichen Worte, die Geschichte der Septembermetzeleien nur theilweise studirt hat, über die bestimmenden Ursachen in Unkunde geblieben ist, die wesentlichsten Einzelheiten verwechselt oder entstellt hat, der kann schon ganz ehrlich die Wahrhaftigkeit des Abbé Sicard in Zweifel ziehen; wer aber Alles studirt, Alles verglichen,

Digitized by Google

Alles controllirt hat, der weiß, daß die Erzählung des Abbé Sicard mit der gewissenhaftesten Treue abgefaßt ist, auch finden sich die schauerlichsten Einzelnheiten vollkommen durch authentische Actenstücke bestätigt.

Sonderbar erscheint es, einem unglücklichen Priester Feigheit vorzuwerfen, der, mit dem Blute seiner gemordeten Freunde bespritzt, sein Heil in den Reihen des Civilausschusses einer Section suchte, die mit einem ansehnlichen Theil der öffentlichen Gewalten bekleidet war; besser müsste sich ein solcher Vorwurf für die Cannibalen gepaßt haben, die, mit Piken, Säbeln, Aexten und Keulen bewehrt, unschuldige und wehrlose Gefangene umbrachten; oder selbst für die Bürger, welche, Complicen der Mordthaten, die sie nicht zu verhindern, ja nicht einmal zu tadeln den Muth hatten, ruhig ihren Deliberationen oblagen. Hier übrigens die Weise, in welcher Mehée, Augenzeuge, und einer der Septembristen der Gemeinde, den Vorfall mit dem Abbé Sicard darstellt:

„Es waren Drei, unter ihnen auch der Abbé Sicard, übrig geblieben. Diese drei Unglücklichen setzten sich mit an den Tisch des Ausschusses, und thaten, als ob sie an den Berathungen Theil nähmen. Diese muthige List war die einzige, die gelingen konnte; denn einen Augenblick später traten wüthende Kerle ein, die mit lautem Geschrei des Abbé Sicard's Kopf verlangten; da er ihnen aber nicht bekannt war, so giengen sie an ihm vorüber, und entfernten sich in dem Glauben, daß er mit unter den Leichen sein würde.

„Der Unterlehrer der Taubstummen bewies in diesen furchtbaren Augenblicken einen erstaunens- und bewundernswerthen Muth und Geistesgegenwart: er sprach sehr laut, sang, ließ die Nation hoch leben, so fröhlich wie es nur jemand hätte thun können, den gar keine Gefahr bedrohete.

„Er hatte sich hingesetzt, einen Brief an den Präsidenten der gesetzgebenden Nationalversammlung zu schreiben; ich machte ihn aber auf das Unbesonnene dieser Handlung aufmerksam, nahm ihm den Brief weg, und gebot ihm im Namen seiner Sicherheit, Alles zu unterlassen, wodurch er sich verrathen könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Admiral de Ruiter als Privatmann.

Nach der Unternehmung in der Themse und der Medway im Jahre 1667 und dem Abschluß des Friedens von Breda kehrte de Ruiter heim nach Amsterdam und wohnte dort friedlich und glücklich in seinem Hause am Ufer des Y. Dreizehn Jahre lang war er fast unablässig im Dienste des Vaterlandes zur See gewesen, dafür genoß der sechszigjährige Mann nun drei Jahre ungetrübter Ruhe. Sein Ruhm war hoch gestiegen bei allen Völkern des europäischen Landes, Könige und Fürsten bewiesen ihm ihre Aufmerksamkeit durch mancherlei Zeichen und erbaten sich sein Bildniß; aber der wahrhaft große Mann lebte nach gewohnter Weise in friedlich bürgerlicher Stille. Man sah an ihm keine Veränderung, er war derselbe einfache Mann, wie zu der Zeit, als er noch Steuermann oder Kapitain eines Kauffahrteischiffes war. Der englische Ritter William Temple, ein Mann von tiefem Scharfblick in jener Zeit, dachte oftmals über die Ursachen des so hohen Aufblühens und der Macht der kleinen Niederlande nach und giebt als eine der wichtigsten die Einfachheit und Anspruchslosigkeit ihrer höchsten Staatsbeamten an. Seine Worte über de Ruiter und (Johann) de Witt sind werth, daß wir ihrer gedenken. Er sagt: „Die bescheidene Einfachheit der Niederländer zeigte sich am auffallendsten bei den beiden Männern, die zu meiner Zeit in hohen Staatsämtern waren, und von denen der Ruhm des einen als des ersten Seehelden seiner Zeit alle Welt erfüllte, der andere für einen der vortrefflichsten Staatsmänner seines Jahrhunderts galt. Den ersten sah ich gekleidet wie einen gewöhnlichen Schiffscapitain, der nur einen Bedienten hatte und niemals in einer Kutsche fuhr. Seine Haushaltung war weder von außen, noch von innen kostbarer, sein Tisch nicht besser besetzt, als derjenige eines ganz gewöhnlichen Kaufmanns und Bürgers seiner Stadt. Johann de Witt lebte zu Hause wie jeder Abgeordnete der Stände, seine Kleidung war schlicht und bürgerlich, seine Dienerschaft, außer den Sekretären und Schreibern, deren er zu seinen Geschäften bedurfte, bestand in einem Manne, der sämmtliche Dienste des Hauses verrichtete, nur bei Gelegenheit zeremonieller Besuche einen schlichten Livrerock anlegte und seinen Herrn hinten auf der Kutsche begleitete. Wenn dies nicht vorfiel, ging de Witt immer zu Fuße und Nichts unterschied ihn von jedem gewöhnlichen Bürger im Haag."

Also urtheilte Wilhelm Tempel über die beiden Männer. Man erzählt, daß damals der Prinz von Monte Sarchio, Admiral des Königs von Spanien, nach Amsterdam kam und sich auch nach de Ruiters Hause führen ließ, um ihn zu besuchen. Er dachte ihn in einem großen seinem Range und Namen angemessenen Pallaste zu finden; aber er stand bestürzt, als man ihn vor das ganz gewöhnliche Haus führte, das durch Nichts sich von den benachbarten unterschied und mit Erstaunen nahm er war, wie einfach der große Mann in demselben lebte. Aber de Ruiters Landsleute selbst wußten die Gesinnung desselben besser zu würdigen und ihre Achtung vor ihm stieg dadurch nur um so mehr. Häufig fand man ihn bei seiner Frau und seinen Verwandten sitzen, denen er stundenlang aus der Bibel vorlas, während sie mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren; auch geschah es nicht selten, daß er ihnen Psalmen vorsang, da er von Natur mit einer trefflichen Stimme ausgestattet war. So entschieden er jegliche Einmischung der Prediger in politisches Treiben mißbilligte, wie es während des Krieges mit England oft geschehen war, so gern hörte er ihre Predigten, wenn sie sich auf die Religion beschränkten und sah nicht blos den Sonntag immer als ein Fest an, sondern verabsäumte selten auch die wöchentlichen Predigten. Aber seine Frömmigkeit zeigte sich niemals als Schwäche und mit festem Ernste hielt er auf die Ehre seines Volkes und besonders der Flagge desselben. *)

Wir empfehlen diese interessante Biographie den Lesern angelegentlichst. H.

Gedichte von Heinrich Zeise. Zweite Ausgabe. Hamburg, bei Robert Kittler, 1852. 312 Seiten. 8.

Der Verfasser vorliegender Gedichte ist den Lesern dieser Blätter nicht allein, sondern auch in weiteren Kreisen durch seine

*) Aus: „Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Erzählt von Dr. O. Klopp. Hannover. Verlag von Carl Rümpler. 1852." (VI u.) 334 S. 8., mit dem Bildnisse.

Digitized by Google

anmuthigen und lieblichen Poesieen schon seit längerer Zeit vortheilhaft bekannt, und kaum bedürfte es einer Recension seiner hier in zweiter Ausgabe erscheinenden Gedichte, die zugleich nichts Anderes, als eine Empfehlung derselben sein kann, da theils so viele dieser Dichterblüthen uns zerstreut in diesen Blättern schon vorgeführt sind und Manche schon vor dieser eigenhändigen Sammlung des Verfassers sich dieselben zu einem Kranze zusammen gewunden haben mag, theils auch, da die Gedichte, wohin sie gelangen, gewiß für sich selbst besser sprechen werden, als es irgend eine anerkennende Kritik vermöchte. Was jedoch zu ihrer Empfehlung beigetragen werden kann, damit eine recht weite Verbreitung, deren sie so würdig sind, ihnen zu Theil werden möge, das mag durch diese Zeilen geschehen.

Einzelne Gedichte als Beleg des Gesagten hier abdrucken zu lassen, gestattet der Raum nicht, da ja auch außerdem mehrere derselben den Lesern schon bekannt sind, und Alle gewiß das Urtheil nur bestimmig unterschreiben werden, daß hier über sie ausgesprochen, und auch vielleicht schon längst Jeder sich selbst darüber gebildet haben wird. Freilich schienen einige von den bereits bekannten und veröffentlichten Gedichten in dieser Sammlung zu fehlen *); allein diese werden für den Werth der andern in dieselbe aufgenommenen Dichtungen sprechen, da sie ja alle derselben gewandten Feder entflossen sind.

Wir begegnen in dem vorliegenden Buche zuerst einer Reihe von: „Liedern aus dem Norden", die mit Kraft und Feuer in einem ihrem Charakter wohl entsprechenden, dennoch aber mannigfaltigen und oft verschiedenen, Versmaße gedichtet, und glühende Liebe zu den alten, ehrwürdigen Wäldern, den schneeigen und kalten Gefilden, den frommen und biedern Bewohnern des Nordens, besonders der skandinavischen Reiche, athmen. In diese besonders scheint der Dichter seine ganze Seele gehaucht zu haben. Sie bildet einen beträchtlichen Theil der ganzen Anzahl, und daraus schon, wie aus der stürzenden schwungreichen Sprache, der gefälligen und dabei oft erhaben-wehmüthigen Rythmen, läßt sich auf die Vorliebe schließen, mit welcher der Dichter den Gegenstand dieser Gedichte besungen hat.

Sobald kann sich auch der Verfasser von diesem Lieblingsthema nicht trennen. Ehe wir die kleinen und vermischten Gedichte erblicken, werden uns nämlich erst noch einmal einige Dichtungen vorgeführt, die einen dem eben behandelten Stoffe ähnlichen und verwandten Inhalt haben. „Wald und Haide" ist eine Anzahl von ebenfalls lieblichen Poesieen, und in ihnen klingt der eben verhallte Ton der nordischen Leier dumpf nach. Die Liebe zum Norden mit seinen Wäldern und Hainen bildet die Folie, auf der dieselben geschrieben sind. Der Dichter ist jetzt in Deutschland's Norden versetzt mit seinen alten biedern Bewohnern, mit seinen Menschenalter überdauernden Eichen und Buchen; er singt melancholischer Weisen auf fast verfallenen Hünengräbern.

Solcher Schwermuth läßt sich aber am besten nachhängen im Dunkel der Nacht und beim Lichte des Mondes. Der folgende Cyklus „Abend und Nachtlieder" preist die Stille, Anmuth und Lieblichkeit der Nacht, ihre Mondlandschaften, und in solcher Umgebung singt der Dichter „zur Harfe ihr Lieder."

Darauf beicht gleichsam der Tag wieder an mit seinen tausendfachen, verschiedenen Beschäftigungen, mit seinem regen Leben und Treiben. Es folgen „kleine Lieder", die bald dies, bald jenes zum Gegenstande haben, und bald Liebe, bald Sehnsucht, bald Freude, bald Schmerz in ächt poetischer Weise besingen.

Zwischen diesen aber und den „vermischten Gedichten", die den Schluß der Sammlung bilden, sind noch eine beträchtliche Anzahl dem zweiten Ideal des Dichters gewidmet. „Die Freiheit", in ihrer mannigfachen Gestalt wird gepriesen, manche Beispiele edler Freiheitshelden und Vorkämpfer derselben vorgeführt, in denen wiederum das feurige Gemüth des Dichters hervortritt, das für Freiheit ebenso sehr begeistert ist, wie für das Land des skandinavischen Nordens, wo diese noch herrscht. Auch in diesen Gedichten hat sich die ganze Seele des Verfassers ausgesprochen, und, wer die Empfindungen desselben theilt, wird gewiß die Gedichte nicht unbefriedigt von sich legen, da er das in ihnen ausgesprochen findet, was er selbst in seiner Brust lebendig fühlt, dem er vielleicht nur die Worte nicht zu leihen im Stande ist; und in sofern ist der Verfasser, obgleich sein ganzes Innere in jedem Gedichte hervortritt, nicht zu große Subjektivität in seinen Dichtungen vorzuwerfen, da die Gefühle, die er in sich trägt und hier in ansprechender Weise kund werden läßt, nicht allein die seinigen, sondern das Eigenthum so Vieler sind.

Somit mögen denn die Gedichte, die durch den Verleger auch äußerlich gut ausgestattet sind, Allen empfohlen sein.

F . . .

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Dritter Jahrgang. Würzburg. Stahel'sche Buchhandlung. 1853.

Eine ansehnliche Zahl von Musensängern geleitet diesen dritten Jahrgang des Musenalmanaches in die Welt. Aus allen Ländern deutscher Zunge sind ihm Dichterspenden zugeflossen als Zeichen deutschen Lebens, und größer und mächtiger als in allen Erdbeschreibungen erscheint das deutsche Reich auf dieser Landkarte deutscher Sangeskunst. Es ist ein lobens- und dankenswerthes, alle Unterstützung verdienendes Unternehmen Schad's, in dieser Zeit der Zerrissenheit ein Banner aufzupflanzen, unter dem alle Söhne der deutschen Mutter kämpfen können, ob sie nun der eisernen fest stehenden Kronen Rußlands, oder der immerdar wechselnden Verfassung Frankreichs Treue geschworen haben. Von der Buk winn bis Lothringen, vom Elsaß bis Livland, von Dänemark bis zur Schweiz sind dem vorliegenden neuesten Jahrgange Liedergaben zugekommen, und die meisten unserer gefeierten Dichter sind durch werthvolle Spenden vertreten.

Zwei dreimgezogene Singschwäne eröffnen den Reigen. Der gemüthvolle, sinnige Reinick und der unglückliche Hölderlin. Auf diese beiden Todten folgen zwei „Lebendige", zwei Vertreter der himmelstürmenden Jugend, Moritz Hartmann und Alfred Meißner, die aber beide keine jugendheiteren Klänge ertönen lassen. Hartmann's erste Ballade „Herr Mannwerth" ist ein treues poetisches Bild der trostlosen prosaischen Wirklichkeit des Lebens. Die Lieder Meißner's durchweht eine lebensmüde Verstimmung, eine schmerzliche Entschlossenheit. Er will kein Mitleid

*) Sie bilden eine zweite, 1851 erschienene Sammlung. H.

Digitized by Google

Stumm will ich meine Schmerzen fassen,
Und sie ersticken ohne Schrei!

Leb wohl! Vielleicht nach wenig Tagen
Seug' ich schon ruhig an: wie geht's? —
Ein Blitz hat in den See geschlagen —
Er stürmt und wogt — und überseht's!

H. C. Andersen, der dänische Dichter, erzählt ein deutsches Märchen von einem alten Leichensteine. Emanuel Geibel singt dem Rhein ein Gesellied:

denn deutschen Lebens Bild
Und Zeuge bist du, seit von süßen Zähren
Auf deinen Höh'n, der Rebstock freudig schwillt,
All' um dich her erwuchsen unsre Ehren;
Du sahst zuerst erhöht des Reiches Schild,
Des Reiches, nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wie Waisen, nun im eig'nen Vaterlande
Ruhmlos zertheilt, wie du zuletzt im Sande.

Dem weichen klangreichen Landsmann folgt Friedrich Hebbel, der tiefe Denker und geistvolle Dichter, von dem 80 neue Epigramme beigesteuert wurden; er hat Recht, wenn er dem Menschen zuruft:

Wünsche dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn du die Todten
In der Erde recht siehst, siehst du die Blumen nicht mehr.

Dann kommen zwei Verkeer der Hafis F. Bodenstedt und Adolf Stahr. Diesen Weisen aus Morgenland, reiht sich der alte, ewigjunge Hoffmann von Fallersleben an, dessen sorglos heitere Lieder einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen. L. Schefer bringt zwei erschütternde Erzählungen; G. Scheurlin singt einfach sinnige Weisen. Adolf Stöber ruft dem Volke zu:

Ihr Völker, werdet frei nach innen,
Im Herzen tenget Licht und Recht;
Die Freiheit wird den Sieg gewinnen,
Wenn ihr das Joch der Sünde brecht.

Erst einwärts! — lernt euch selbst besiegen,
Und aufwärts! — blickt auf Gott den Herrn;
Dann vorwärts! — laßt die Fahnen fliegen,
Kein Teufel soll den Weg versperr'n.

Die wenigen Spenden Sauwee's tragen wohl schwerlich zur Vermehrung seines Dichterruhmes bei. In Feodor Löwe dagegen begegnet uns wieder eine ächte Dichterseele. L. A. Frankl, Dräxlee-Munfeed und J. G. Seidl sind drei würdige Vertreter österreichischer Sangeskunst. Joh. Mep. Vogl, der unermüdliche, liederreiche Sänger bringt eine Reihe zufälliger Naturbilder, von denen uns zumeist das vierte „Im Fischerhause" angesprochen hat. R. Gottschall's „Theroigne von Ulricourt" ist ein prächtiges Gedicht, wenn nur die Heldin nicht Theroigne von Ulericourt wäre. Wolfgang Müller und G. Pfarrius, zwei ächte Rheinlandssöhne, singen von Liebe und Sommerlust, von Bachesrauschen und Waldesluft. Pfarrius singt:

Wo sind ich mein Lieb?
Im hallenden Saal?
Nein, nein!
Beim üppigen Mahl?
Nein, nein!
Wo jubelnde Zechen
Wild schwingen die Becher?
Nein, nein! da wird's nicht sein!
Auch beim Tanze der Frauen ist's nicht, sondern
In der Waldnacht Schoos —
Fort, fort!
Auf schwellendem Moos?
Fort, fort!
Von Zweigen umglitzert,
Lenzblüthen umzittert?
Fort, fort, mein harrt er dort!

Aus Sachsen finden wir den klangreichen A. Böttger und Joh. Minkwitz den Verehrer und Nachahmer Platens, dessen literarischer Nachlaß kürzlich von ihm herausgegeben wurde. Justinus Kerner singt Süddeutschlands Wärme ein Spottlied:

Wie eine Sage alter Zeit
Erscheint mir Deutschlands wärmer Süden,
Kaum aus der Kindheit fern mir weit
Weiß ich noch was von Märzenblüthen.

Theobald Kerner preis't der Waldeinsamkeit seliges Behagen. Karl Mayer feiert in kurzen Liedern Frühling und Sommer. L. Bechstein, der im Inhaltsverzeichnisse den Thüringern beigezählt wird, obwohl er unseres Wissens ein Franke ist, erzählt uns einen Liebes-Frühlingstraum in Liedern:

Bald Lust, bald Leid, bald fern, bald nah sein,
Vorwärts den Schritt und dann zurück,
Ach, solche Unruh schafft dem Dasein
Der Liebe ruheloses Glück!

Adolf Bube berichtet vom treuen Sandwirth Hofer und vom Admiral Wetterhut. Julius Stuem singt lebensfrische, tiefgefühlte Liederweisen:

Wo ein echtes Lied erklingt,
Wachsen auch der Seele Flügel

Mag sie nun, mein Gott, vor dir
Mit Verklärten betend stehen,
Oder in der Liebsten hier
Deiner Liebe Abglanz sehen.

Friedrich Hüll ruft in Erinnerungslust:

O Tage seliger Blindheit
Wart ihr nur ein nichtiger Schaum?
O Sage fröhlicher Kindheit,
Waest du nur ein flüchtiger Traum?

F. von Kubell klagt über getäuschtes Hoffen. Ch. Pröhle ladet durch reiselustige Lieder zum Wandern ein. Jg. Hub erzählt Sagen vom großen Fuß zu Salmannsweiler, in dem ein durstiger Klosterbruder ertrunken, und vom Einaug. Julius von Rodenberg bringt Grüße vom Neckar und vom Rhein. Carl Candidus aus Lothringen erklärt kleinen Mädchen und großen Sprachforschern

warum die Sonne
Spricht: „der Tag meiner Wonne!"
Nächtlich wandeln Mond und Stern,
Mond und Sterne sind ja Herrn.

Digitized by Google

Hexen dürfen Nachts hinaus,
Müssen hüten Stadt und Haus,
Wache stehen in Sturmesschauern,
Auf die Diebe und Wölfe lauern.
Aber die Sonne ist eine Frau
Und die Nacht ist ihr zu rauh.
Puh! wer mag da vor die Thür?
Frauen wandeln Tags herfür.

In Germania redivivа von Nicolaus Delius heißt es:

— Wie das Kind zum Mutterbusen,
So kehrst auch du zu deines Daseins Würzen,
Den Musenalmanachen und den Musen.

Alexander Kaufmann giebt uns die muntere Geschichte zweier Brüder, von denen der Eine immer allzufrieden und der Andere immer unzufrieden war. Die Bettlerin desselben Dichters ist eine der werthvollsten Spenden des Bandes. Von den beiden Tiroler Sängern Adolf Pichler und V. v. Ebenhoch schildert jeder „Ein Fest." Jg. Vinc. Zingerle berichtet Sagen vom treuen Hirtenknaben und von der Riesentochter. Louise von Ploennies beschenkt uns mit Eigenem und mit Perlen des Auslandes in deutscher Fassung. Lo. Ziehen und B. Pfau steuern gelungene Balladen bei. Gg. Scherer ruft der Grille zu:

Wozu weckst du keine Frühlingsrosen,
Du Sängerin im Herbstgefild!
Dich grüß ich, meiner schlummerlosen
Und ungestillten Sehnsucht Bild.

H. Semmig giebt die einfach-dichterische Geschichte eines armen Paares.

Nächst den bereits genannten Dichtern enthält der 428 Seiten starke Band noch Beiträge von Schultes, Stanfe, F. Otto, Tschabuschnigg, Jegée, von Sivers, Günther Nicol, V. Precht, L. Pape, F. Ruperti, Karl Keck, Willnitzer von Hadersleben, C. Wurzbach, Leritschnigg, Ida von Düringsfeld, E. Bauer, A. Schnepler, L. Wihl, Louise Otto, v. Lehe, Ostertag, Gottfr. Keller, Oser, J. J. Reithard, Schauenburg und v. Binke, unter denen sich neben manchem Unbedeutenden viel des Schönen befindet. Die Zahl der darin vertretenen Landschaften ist 21. Zu den wenigen Namen, die wir ungern in diesem Bande vermissen, gehören Waldau, Kinkel, Paul Heyse, Redwitz, Roquette, Dingelstedt, Dreves, Werfer, Zeise u. A. Beigegeben sind die sauber ausgeführten Bildnisse (in Stahl) von Reinik und Hebbel, sowie eine Musikbeilage von Fred. Hiller, zu der Ch. Schad die Worte geliefert. Da dieses klangvolle Gedicht im Buche selbst keine Stelle gefunden, wollen wir es hier unsern Lesern vollständig mittheilen.

In Wolken möcht' ich steh'n
Und fort mich niederweinen
Wo Blumen ungesehn
In dunklen Hainen scheinen.

Noch einmal möcht' ich stehn
Auf einem Berg und beten
Derweil in leisem Wehn
Der Abend hergetreten.

Derweil die Glocken gehn,
Verklingen und verscheiden:
Möcht' ich auch schlafen gehn,
Mit meinem Herzeleiden.

In reicher Abwechslung bietet uns dieser Jahrgang des Musenalmanachs Ernstes und Heiteres und für alle Stimmungen der Seele finden sich darin verwandte Anklänge. Für die äußere Ausstattung des Bandes hat die Verlagshandlung Alles aufgeboten, um ihn als würdiges Festgeschenk darreichen zu können.

Freiholz.

Aphorismen von Dr. Sigismund Wallace.

Den Körper des Menschen kann man füglich das Gefängniß der Seele nennen, oder auch könnte man sagen, er ist das Land zwischen Himmel und Erde. Der Körper bringt die Seele in Verbindung mit irdischen Dingen, und hemmt den Anflug zum Himmel.

Wer nie geliebt hat, ist einem Küstenfahrer zu vergleichen, welcher nie sich weit vom Lande entfernt. Wohl wird er mit den Beschwerlichkeiten und Mühen seines männlichen Gewerbes vertraut, ohne jedoch das Schöne und Erhabene desselben zu kennen. Ein Herz, welches niemals liebte, ist gleich einer Blume ohne Duft, einem Frühling ohne Sonnenschein, Blüthen und Thau.

Einer Mutter Herz ist der geheiligte Tempel der Liebe; die Mutter ist der Hohepriester, welcher am Altare der Göttin die Opfer der zartesten Andacht darbringt. Sogar die wilden Thiere fühlen die Zärtlichkeit einer Mutter, und sind darum rohe Diamanten zu nennen, welche die Natur nicht geschliffen.

Sei in Stunden des Mißgeschickes nicht ohne Hoffnung, denn oft fallen aus dunklen Wolken Tropfen des reinsten Kristalles. (Nach dem Persischen.)

Gnade ist der schönste Edelstein in der Krone eines Fürsten; unbestechliche Gerechtigkeit das Werthvollste in dem Rufe eines Richters.

Die Natur vertheilt ihre Gaben unter alle; wer den besten Gebrauch davon macht, ist der Klügste.

Berichtigungen.

Graf Clarendon. S. 43, 4te Zeile von unten Es ist der Fanatismus statt ist Fanatismus; S. 44, 1te Spalte 8. Z. v. u. mußt' statt muß; S. 44, 2. Sp. 2. Z. von oben Ce statt und; S. 44. 2. Sp. 17. Z. v. o. Karls statt Karl.

In der vorigen Nr., vorletzte Miscelle, zweite Z. v. u. muß es 2 bis 3000 statt 2 bis 300 Einwohner heißen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 8. Mittwoch, den 26. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... Seite 57
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace (Fortsetzung) ..... „ 59
Literatur:
Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen von Dr. C. E. Hense ..... „ 61
Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England u. ..... „ 63
Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart ..... „ 63

Miscellen ..... „ 64

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Abbé Sicard war aber dennoch unter den Mitgliedern des Ausschusses der Vier Nationen erkannt worden, er wurde indessen durch den Uhrmacher Monnot gerettet, der bei dieser Gelegenheit einen Muth bewies, welchen in jenen Gräueltagen von noch einigen anderen Bürgern nachgeahmt worden ist. Man soll nun sehen, wie der Abbé Sicard mit der äußersten Schicklichkeit und Bescheidenheit dieses Umstandes gedenkt, ohne sich irgendwie in die Brust zu werfen und sich Weihrauch zu streuen.

„Ich befand mich," sagt er, mitten unter den Commissarien, eben so wie sie gekleidet, vielleicht selbst weniger aufgeregt und ruhigeren Gemüths als sie. Anfangs ließen sie (die Mörder) sich dadurch täuschen; aber ein Gefangener, der entronnen, und durch den Strom der gräulichen Horde in den Saal gedrängt worden war, wurde erkannt, und mit ihm auch ich. Ein Paar Kerle riefen aus: „da sind die beiden Hundsvötter, die wir suchen!" Sofort packte einer von ihnen den Gefangenen bei den Haaren, und der andre stieß ihm seine Pike durch die Brust, so daß er todt neben mir nieder stürzte. Sein Blut rieselte in den Saal, und das meinige sollte auch vergossen werden: schon war die Pike zu dem Ende gehoben . . . . da stürzte ein Mann, die Menge durchbrechend, herbei und warf sich zwischen die Pike und mich. „Erst müßt Ihr diese Brust durchbohren," sagte er zu dem Scheusal, das mich ermorden wollte, „ehe Ihr zu der von Diesem kommt. Es ist der Abbé Sicard, einer der Männer, die ihrem Vaterlande von größestem Nutzen gewesen sind, der Vater der Taubstummen. Nur über meine Leiche ist ihm etwas anzuhaben!"

Diese energischen Worte beschwichtigten die Mörder einen Augenblick, und eine Ansprache, welche Sicard durch das Fenster an den Volkshaufen hielt, brachte ihm sogar ein Hoch ein; doch mußte er zwei Tage und zwei Nächte, wobei sein Leben noch immer in Gefahr schwebte, in dem Civil-Ausschuß der Sectionen bleiben; erst am 4. September war es ihm möglich, sich fortzubegeben.

Von den 24 aus der Maisie nach der Abtei transportirten Gefangenen sind 21 nach ihrer Ankunft auf dem Gartenhofe niedergemacht worden und außer Sicard nur noch 2 am Leben geblieben. Man hat gesehen, daß sie nicht dem Gefängnisse, sondern dem Sectionsausschuß zugeführt worden waren, der seine Sitzungen in dem Kloster hielt; deshalb finden sich ihre Namen auch nicht in den Gefangenregistern der Abtei verzeichnet.

Aus den Erzählungen Sicards und Mehee's ergiebt sich, daß der Hof der Abtei schon mit den Mördern angefüllt war, als die Wagen eintrafen. Diese waren also augenscheinlich erwartet worden, und es war Maillard, der sie inmitten seiner Mordgesellen erwartet hatte.

Maillard.

Stanislaus Marie Maillard, im Jahre 1763 zu Gourcy im Lande Bray geboren, war zu Anfang der Revolution Huissier

Digitized by Google

aux Requêtes de l'Hôtel. Er hatte am 14. Juli 1789 an der sogenannten Bastillenerstürmung Theil genommen, und wurde deshalb zum Capitain der Pflasterstreter ernannt, die unter dem Namen Bastillen-Freiwillige mit der durch La Fayette organisirten Nationalgarde vereinigt wurden.

Am darauf folgenden 5. October führte Maillard im Verein mit Danton, Marat und Camille Desmoulins die scheußlichen Banden Prostituirte und Verbrecher nach Versailles, die in den Saal der constituirenden Versammlung drangen, dort ihr Souper hielten und die Nacht in den schmutzigsten Orgien zubrachten. Er hielt eine lange Anrede an die Versammlung, die ihn mit großer Auszeichnung behandelte.

Die Revolution, welcher Maillard sich auf's eifrigste angeschlossen hatte, machte den Requêtes de l'Hôtel, auf welchen sein Amt beruhte, bald ein Ende. Er hatte sein Geschäftszimmer in der Bohemstraße schon im December 1789 verlassen, und als er vorgeladen wurde, um bei der großen Untersuchung über die Octoberereignisse Zeugniß abzulegen, da wohnte er in der Bethisystraße, in dem Kirchspiel Saint-Germain l'Auxerrois.

Bis zu den Septembermetzeleien unbeachtet geblieben, hatte Maillard sich nur einmal an der Oberfläche der revolutionairen Gährung bemerklich gemacht, nämlich am 26. Januar 1791, wo er Herrn Carle, den Befehlshaber des Bataillons Heinrichs IV., der am 10. August, nach der Einnahme der Tuilerien ermordet ward, dem Jacobinerclub denuncirte.

Wie ist's gekommen, daß Maillard durch den Vollstreckungs-Ausschuß in der Mairie mit den Metzeleien in der Abtei und dem Karmeliterkloster beauftragt worden ist? Das ist ein Umstand, über welchen kein geschriebenes oder unedirtes Document bis jetzt irgend Licht gegeben hat. Panis und Jourdeuil, sehr einflußreiche Mitglieder des Ausschusses, waren, der eine ehemaliger Procureur beim Chatelet, der andre Huissier gewesen, und eine alte Bekanntschaft mag den Mann vom 5. October mit den Directoren der Gefängnißmetzeleien in Verbindung gebracht haben.

Daß Maillard sich am 2. September um 3 Uhr an der Spitze einer durch ihn organisirten Bande auf dem Hofe der Abtei befunden hat, und daß er dort zufolge geheimer Befehle die Gefangenen erwartete, die von der Mairie fortgeschickt wurden, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Außer der wesentlichen Leitung, die er, wie man sehen wird, bei dem Morden führte, wird es durch ein zuverlässiges Document nachgewiesen, daß er an der Spitze von circa zwanzig Mördern gestanden und einen Theil des bei den Opfern gefundenen Geldes an sie vertheilt hat.

Dies Document ist eine von Maillard eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Aussage in einer am 13. März 1793 über die bei den Gefangenen gemachte Beute angestellte Untersuchung. Dieselbe lautet:

„Am 4. und 5. September, als das Volk die Schuldigen umgebracht hatte, die sich in der Abtei befanden, da sind wir, um die Effecten zu constatiren, welche bei den Leuten, die man in den Tod sandte, gefunden werden konnten, ein zwanzig Bürger behülflich gewesen, alle diese Effecten vor dem Stehlen durch schlechtgesinnte Individuen in Sicherheit zu bringen . . . . Am dritten Tage ist Lenfant mit Chaney zu mir gekommen, um von mir die Uebergabe dieser Effecten nebst dem Protocoll zu verlangen . . . . Ich trug bei ihnen auf Erstattung der Auslagen an, die ein jeder von uns gemacht haben möchte, falls dem nichts im Wege stände. Sie erwiederten darauf, daß das nicht der Fall wäre. Da zählte dann ein jeder von uns seine kleinen Auslagen auf, die sich für ein Zwanzig, welche wir waren, auf zwei hundert und einige sechzig Livres beliefen."

Zur Unterstützung der Erklärung Maillards haben wir auch das Inventarium der den Gefangenen der Abtey abgenommenen Beute gefunden. Dies, von Chaney und Lenfant unterzeichnete Document, betitelt: Verzeichniß der Effecten, welcher wir uns in dem am 2. September 1792 versammelten Volkstribunale bei den des Verrathes an der französischen Freiheit Bezüchtigten bemächtigt haben, enthält nach einer langen Aufzählung von Kleidungsstücken und Sachen von Werth auch folgenden Satz:

„Es sind dem Bürger Maillard 265 Livres für in der Abtey gemachte Auslagen behändigt worden."

Diese Auslagen können sich nur auf die Verzehrungskosten der Agenten Maillards beziehen. Das Gehalt Maillards und seiner Agenten, das sich eben so wie das der meisten Leiter der Metzeleien nicht nachweisen läßt, ist einer Totalsumme von 84,664 Livres entnommen worden, welche der Ueberwachungsausschuß, laut einem am 27. November 1792 durch die mit der Verificirung der Rechnungen des Ueberwachungsausschusses beauftragten Commissarien dem Generalrathe der Gemeinde abgestatteten Bericht, auf die Septembertage verwandt hat.

Nach der Ermordung der aus der Abtey fortgeschickten 20 Gefangenen, gegen 5 Uhr Nachmittags, und nachdem Billaud-Varennes, der sich im Namen der Gemeinde als Commissair eingefunden, eine Anrede an die Mörder gehalten hatte, worin er ihr Benehmen belobte, sagte Maillard zu seiner Bande: „Hier giebts nichts mehr zu thun; wir wollen nach dem Carmeliterkloster gehen!"

Maillard brach mit seiner Bande in der That nach dem Carmeliterkloster in der Straße Vaugirard auf, von wo sie um 7 Uhr zurückkehrten, nachdem sie 120 Priester gemordet hatten. In diesem Augenblicke begann dann das Morden der eigentlichen Abteygefangenen, zu welchem die Tödtung der aus der Mairie gesandten 21 Verhafteten nur das Vorspiel gewesen war. Um indeß die Erzählung selber nicht weiter zu unterbrechen, wollen wir zuvörderst unsere Notiz über Maillard beendigen.

Seit den Septembermetzeleien war Maillard in den niederen Functionen der Mairiepolizey beschäftigt geblieben. Im Monat December sieht man ihn in der Umgegend von Paris an der Spitze einer bewaffneten sogenannten revolutionairen Macht die dortigen Bewohner placken und plündern. Wegen dieser, durch Lecointre denuncirten, Gewaltthätigkeiten wurde er darnach nebst Vincent und Ronsin auf Anteag von Fabre d'Eglantine in Anklagestand versetzt.

Im folgenden Monat Januar ließ der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit auf lebhaftes Andringen der Agenten, deren sich Maillard bedient hatte, demselben durch den Convent eine Summe von 22,000 Livres als Lohn der Dienste zuerkennen, welche der Berichterstatter Boullard in folgender Weise bezeichnete:

„Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit war in Uebereinstimmung mit dem Heilsausschusse im Monat August 1793 der Meinung, daß es seine Pflicht erheische, prompte und wirksame

Digitized by Google

Maßregeln zur Vereitelung der Umtriebe der Contrerevolutionairs zu ergreifen. Da warf der Ausschuß sein Auge auf einen Bürger, der sich gegenwärtig in Verhaft befindet, der aber zu der Zeit, wo er mit dem Vertrauen des Ausschusses bekleidet war, mehr als einen Anspruch hatte, der glauben ließ, daß er dessen würdig sei. Ich meine hiermit den Bürger Maillard.

„Er wurde von dem Ausschusse durch einen Beschluß, über den ich Ihnen Rechenschaft geben werde, beauftragt, sich nach allen Sectionen von Paris und der umliegenden Orte zu begeben, und dort Beobachter aufzustellen, um die Umtriebe all der verdächtigen und fremden Personen ausfindig zu machen, die im Stillen die öffentliche Ordnung zu stören und die nützlichsten Decrete, die aus Ihrer Weisheit hervorgegangen, illusorisch zu machen bemüht waren.

„Die Männer, deren Maillard sich bedient hat, um die ihm anvertrauten wichtigen Aufgaben auszuzeichnen, sind es, welche nun den gebührenden Lohn für die Tage verlangen, die sie zur Ueberwachung der Umtriebe unsrer Feinde verwendet haben. Dieser Lohn ist 5 Livres den Tag. Es sind nach dem durch Maillard bescheinigten und durch Ihren Ausschuß untersuchten Verzeichnisse 68 Bürger, die Anspruch auf eine unter ihnen zu vertheilende Summe von 22,000 Livres haben."

Maton de la Varenne, dessen Angaben im Urbrigen so genau sind, läßt Maillard zu Anfang des Jahres mit offnen Wunden bedeckt in einem Gefängnisse sterben, das Register des Civil-Etats von Paris weis't aber auch, daß er am 26. Germinal des Jahres II (15. April 1794) im Alter von 31 Jahr in seiner Wohnung gestorben ist.

Maillard, der auf Boullands Bericht zu Anfang Januar 1794 verhaftet worden war, muß demnach vor dem Monat April seine Freiheit wieder erlangt haben, vielleicht in Folge des Bestrebens einer Art von Clubs, das christliche Caffehaus genannt, der ihn im Februar reclamirt hatte.

Es war, wie schon gesagt, am 2. September, Abends 7 Uhr, als das Morden der Gefangenen in der Abtey begann, um erst am 4. gegen Mittag zu enden. Es fand zugleich auf zwei verschiedenen und ziemlich weit von einander entfernten Punkten statt in der St. Margarethenstraße, der noch jetzt vorhandenen Gefängnißthür gegenüber, und in dem abteilichen Hofe, der ebenfalls Gartenhof genannt wird und durch einen Thorweg der heutigen Erfurtstraße zu öffnet.

Diese Unterscheidung der beiden Schauplätze der Metzeleien ist sehr wesentlich, auch findet sie sich bei den Augenzeugen Mehée, Abbé Sicard und Gabriel Aime Jourdan; sie kommt weiter in den unedirten Documenten vor, deren vornehmste die Acten des Civilausschusses sind. Ihre Nichterkennung ist Ursache, daß die Schriftsteller letzterer Zeit die ärgsten Schnitzer gemacht haben.

Mehée allein ist sowohl Zeuge des Mordens auf dem abteilichen Hofe als desjenigen in der St. Margarethenstraße gewesen, Jourdan und der Abbé Sicard haben nur das erstere, und Jouguiac de St. Meard so wie die Marquisin von Fausse-Landry das letztere gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen

von Dr. Sigismund Wallace.

III. Mauritius oder Ile de France.

Glückliche Zwillingschwester der Insel Bourbon; fruchtbare und liebliche Oase in der Wellenwüste, wo der Wind nicht den glühenden Sand in die Höhe wirbelt, wohl aber die Fluthen den weißlichen Schaum pritschend in die Wolken speußt! Bist du meerumgürtete mit der Schwesterinsel nicht den Thränen zu vergleichen, welche an den Wimpern eines jungen Mädchens hängen, wenn, umgeben von den Schrecken der tobenden Elemente und sich und ihre eigne Sicherheit vergessend, es sich hinaus in den Sturm wagt, und Schiffbrüchigen Rettung zu bringen versucht! Hat die gabenspendende Vorsehung nicht in euch zwei gastliche Karavansereien geöffnet, damit der kühne und den Gefahren des Meeres trotzende Seefahrer hier ausruhe von den Mühseligkeiten, Drangsalen und Entbehrungen einer langen Reise auf den bläulichen Wogen! Hatten diese Karavansereien nicht der willkommenen Gäste, seit dem das gewichtige Wort „es werde" ausgesprochen war, und dienten sie nicht vielen zum Ruhpunkte, seitdem ein unerschrockner Portugiese zuerst sich hinaus wagte in die unbekannten Gewässer des indischen Oceans, nachdem er kühn um das Vorgebirge gesteuert hatte, welches er das der guten Hoffnung nannte!

Reizendes Mauritius, dich hat die gütige Natur nur mit freundlichen Gaben ausgestattet, während Bourbon von der gemeinschaftlichen Mutter alles empfing was schrecklich und furchtbar ist!

Wenn die Wuth eines Orkans aller Fesseln entbunden ist, wenn die Winde mit nicht nachlassender Heftigkeit aus allen Himmelsgegenden herstürmen, sich im Wirbel die riesigen Wellen drehen, und die Gewässer aus dem tiefsten Grunde des Meeres gepeischt die grauen Wolken baden; wenn die Brandung gleich dem rollenden Donner rauscht und die Ufer zu verschlingen droht; wenn Bourbons Vulkan sich seiner Lava in Strömen entledigt, und sie hinab in die Thäler, alles überschüttend, gießt; wenn er Feuer und Flammen speit, die schwarzen Dämpfe der unterirdischen Gluth sich dem Schlunde entwälzen, so daß sie die Atmosphäre eingeborum mit Schwefel und Stickluft anfüllen, dann ist Verderben und Zerstörung auf der einen Insel, während auf der andern Ruhe und Sicherheit gewissermaßen herrschen. Während auf den Gefahr bringenden Reeden Bourbons der Schiffer mit fabelhafter Geschwindigkeit die Segel entfaltet, sobald die Alarmkanone am Ufer das herannahende Unwetter verkündet, und er dann mit schneller Hand die Taue durchschneidet, die Anker zurücklassend, um hinaus in das weite Meer zu steuern, um die ungastliche Küste mit ihren Gefahren zu fliehen, dann bleiben die Schiffe ruhig am Anker im sichern Hafen von Ile de France. Wenn in Bourbon die Brandung schäumet und mit Wuth gegen die steile Küste schlägt und sich bricht, als wollte das tobende Meer den Menschen verhindern sich hier anzusiedeln, ladet gastfreundlich das freundliche und flache Ufer der Nachbar-Insel ein, einzusprechen und hier heimisch zu werden. Dort stürzen im Orkane die Wohnungen der Menschen zusammen, Bäume werden gebrochen und entwurzelt, Saaten zerstört, Anpflanzungen vernichtet, und Thiere und Menschen getödtet; hier ist die Wuth des Orkanes gering, und wenigen Vernichtung bringend; wenn er auch oft das schlanke Zuckerrohr knickt, die

Digitized by Google

Palm- und Kokosbäume wie leichten Halm hin und her schüttelt, die Dächer der aus Pallisaden gebauten Hütten fortführt, und den gewichtigen Stier weithin schleudert.

Aber auch die Musen haben die Insel mit dem ungastlichen Ufer geflohen, und der andern nun ihre Gunst zugewandt, indem sie Bernhard de St. Pierre mit dem Trunk aus der Hypokrene begeisterten zur Schilderung einer reinen, keuschen und zärtlichen Liebe, welche zwei kindliche Herzen in einander verschlang.

Wer hätte nicht mit Paul und Virginie gespielt in den Wäldchen von Orangen- und Mango-Bäumen; wer nicht mit ihnen wilde Waldblumen am Ufer des klaren Baches gepflückt zum Kranz der kindlichen Freundschaft die mit den Jahren zu ewiger Liebe anwachsen sollte; jene Kränze aus chinesischen Rosen, Aloeblüthen und der zart duftenden Blüthe der Orange, welche die Hand des freundlichen Knaben um die Stirn der Gespielin wand? Wer hätte nicht mit den beiden Müttern sich der Kinder gefreut, mit ihnen nicht gelächelt und geweint und wer nicht mit Paul und Virginie die Phasen ihrer zärtlichen Leidenschaft durchlebt!

Wie viel Augen haben nicht Thränen eines tiefen Schmerzes mit Paul geweint, als die mitleidslosen Wellen den Leichnam der schönen Creolin ans Land spülten; mit ihm gelitten und sehnsüchtig der Stunde gehofft, um mit ihr, welche er so heiß geliebt und so früh verloren hatte, für die Ewigkeit vereinigt zu werden!

Glückliche Insel, die Heimath aller Schönheiten eines tropischen Klima's, ohne dessen Schrecken zu besitzen! Hier wird nicht das Brüllen des königlichen Löwen gehört; kein Tiger erfaßt im weiten Sprung die Beute mit scharfer Kralle und spitzigem Zahn. Die Ruhe der Nacht wird nicht durch das Geheul der Hyänen und Schakale unterbrochen, wenn Myriaden von funkelnden Sternen am durchsichtigen Himmelszelte leuchten; und keine giftigen Schlangen winden sich schleichend durch das hohe Gras, den gelben Geifer auf den Halmen zurücklassend. Keine Elephanten zertreten die Saaten und zernichten die Hoffnung des Arbeitsamen auf eine reichliche Ernte! Glückliches von Meeresfluthen umgürtetes Eiland, wo ein kühler Seewind der Hitze der tropischen Sonne des Morgens und des Abends Kühlung bringt und die drückende des Mittags erfrischt!

Bourbon sowohl als Ile de France wurden im Jahre 1810 von den Engländern erobert und hörten dann auf französische Kolonien zu sein. Die erstgenannte war eine solche seit 1644 ununterbrochen gewesen. Die andere jedoch hieß bis 1721. Mauritius; die Franzosen nahmen sie dann den Holländern weg, und mit den Herren wechselte sie auch den Namen. Bourbon wurde 1815 den Franzosen zurückgegeben, dahingegen verblieb Mauritius den Engländern, da dessen Besitz von größerem Werthe in kommerzieller Hinsicht sowohl als politischer ist. Fruchtbar und mit einem der besten Häfen in der alten und neuen Welt versehen, welcher fast zu jeder Zeit zugänglich ist, kann man Port Louis mit seinen Festungswerken das Gibraltar im Indischen Meere nennen. Früher war das Kap der guten Hoffnung das europäische Gasthaus, wo alle Ostindienfahrer einsprachen; jetzt aber ziehen sie Mauritius vor, da der Eingang in seinen Hafen leichter ist, und sie nicht den Gefahren ausgesetzt sind durch widrige Winde dort, wie auf dem Kap es oft der Fall ist, zurückgehalten zu werden.

Viel Schaden wurde bis 1810 dem britischen Handel durch französische Kaperschiffe zugefügt, die von Ile de France ausliefen, und nach Europa zurückkehrenden und reich beladenen Schiffe der ostindischen Kompagnie aufluerten, sich ihrer bemächtigten und ihre Beute dort in Sicherheit brachten.

Der Portugiese Ferdinand de Magelhaens war der erste Europäer, welcher den Fuß auf die damals unbewohnte Insel setzte, von ihr im Namen seines Königs Besitz nahm, und ihr den Namen Ilha d'Arreno gab, ohne jedoch Kolonisten zurückzulassen. Der holländische Seefahrer von Nuk errichtete 1598 hier eine niederländische Niederlassung, welche in Folge der vielen Ratten wieder aufgegeben werden mußte. Er nannte sie dem Statthalter zu Ehren, Mauritius.

Einige Jahre später wehte die weiße Fahne mit den Lilien auf der höchsten Bergspitze, le Piton de milieu, drei tausend Fuß über der Meeresfläche hoch. Die Franzosen waren erfolgreicher als es holländische Behartlichkeit und Geduld gewesen war im Vernichtungskriege gegen das Ungeziefer. Die Städte Port Louis und Mahébourg wurden gebaut. Die mit hohem Gras bewachsenen Ebenen längs dem Meeresufer wurden in fruchtbare Maisfelder umgewandelt, Pflanzungen von Kaffe, Zucker, Indigo und Gewürzen angelegt, und die Wälder reich an trefflichem Ebenholz gaben den Pflanzern herrliche Ausbeute.

Port Louis begünstigt durch seine Lage an einer schönen, weiten Bucht, wurde die Hauptstadt der gedeihenden Kolonie, welche jedoch das Schicksal aller französischen Niederlassungen theilte, indem sie eine Ackerbautreibende blieb, und keine handeltreibende, wie die meisten englischen sind, wurde. Der Hauptgrund mochte wohl darin liegen, daß das Mutterland nicht die erforderlichen Kapitalien seiner Betriebsamkeit zuwenden wollte oder konnte, um derselben den Aufschwung zu geben, welchen sie in den letzten Decennien durch brittischen Speculationsgeist und brittisches Kapital erhielt. Die Produkte der Insel genügten, um die nothwendigen Artikel und die wenigen Luxusgegenstände, welche Frankreich den Kolonisten sandte, bezahlen zu können, und der Reichthum derselben bestand in ihren Ländereien und Sklaven; diese wurden von Afrika und Madagascar geholt. —

Von der letzteren Insel wurde auch das zum Betriebe des Landbaues erforderliche Hornvieh eingeführt. Geld war selten, und es fand nur Tauschhandel statt.

Der Pflanzer (habitant) brachte seine Produkte nach Port Louis, und tauschte dagegen von Frankreich eingeführte Gegenstände ein, da der Handwerker wenige und der Fabriken keine waren. Gasthöfe gab es nicht, und jeder Reisende war ein willkommener Gast im Hause des Pflanzers, wo eine fast patriarchalische Gastfreundschaft heimisch war; und selbst noch Bernhard de St. Pierre, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts die Insel als Landmesser durchwanderte, wurde überall mit offenen Armen empfangen, obgleich er später in seinen Schriften nicht rühmend von der ihm zu Theil gewordene Aufnahme gesprochen, und deshalb sein Andenken mißliebig wurde, trotz dem, daß er die Insel durch sein Paul et Virginie unsterblich machte. Die von den Pflanzern auf eine so freundliche Weise aufgenommenen Gäste verursachten jedoch wenige Ausgaben, da die wohlunterhaltenen Gäste Gemüse und Früchte in reichlicher Menge und von großer Trefflichkeit lieferten, und ein Sklave im Verlaufe einer Stunde mehr Fische auf dem Meere fangen konnte, als die zahlreichste Familien zu verzehren im Stande war. Auch gab es

Digitized by Google

Hasen und Rehe in den Wäldern, und es gelang uns nicht während unsers mehrjährigen Aufenthaltes auszumitteln, ob die ersten Ansiedler deren schon vorgefunden, oder ob sie von Europa gebracht worden waren. Man dürfte wohl das letztere vermuthen, da sie sich in nichts von den unserigen unterscheiden. Französische Weine waren damals, so wie sie es auch noch jetzt sind, sehr billig, da sie steuerfrei eingeführt werden.

Die Frauen und Töchter der Kolonisten jener Zeit kleideten sich nur in dunkle baumwollene Stoffe, welche man gewöhnlich selbst verfertigt hatte; nur bei festlichen Gelegenheiten zierte ein weißes Gewand die eleganten Gestalten, so wie dann auch die den Creolinnen eigenthümlich kleinen Füße in Strümpfe und Schuhe eingezwängt wurden, da man zu Hause gewöhnlich barefüßig herumspazierte.

Unter fröhlichem Geplauder und reizendem Lächeln, sitzend auf einem zweiräderigen Karren, welchen zwei Ochsen zogen und neben denen ein Paar Neger-Sclaven, die langen Peitschen schwingend, herliefen, indem sie mit Stimme, Geberden und knallender Peitsche das Zugvieh zum Tempo über Steine und alle Hindernisse antrieben, besuchten die schönen Creolinnen sich unter einander, um sich durch gesellige Freuden zu ergötzen. Waldpartien, Spiele und Tänze verkürzten die Stunden, und die Freuden ihrer geselligen Zusammenkünfte waren um so größer, als weder steifes Ceremoniel noch kostbarer Luxus sie einengte, noch mit dem matten Hauch erkünstelter Fröhlichkeit sie erstickte. Freilich ist es auch auf Ile de France mit der größeren Betriebsamkeit, dem vergrößerten Umlaufe des Geldes hierin anders geworden. Bälle und Soiréen werden in geräumigen und mit Geschmack verzierten Gemächern gehalten, die Schenktische sind mit den Leckerbissen aller Zonen besetzt, die Toiletten sind die elegantesten, und ein vollständiges Orchester hat den schwarzen Sclaven ersetzt, welcher auf der Geige den Contre-danse kratzte! Aber was ist aus dem ungekünstelten, kindlichen Geplauder und dem heiteren Gelächter der reizenden Naturkinder geworden? Waren sie nicht mehr bezaubernd, als jene Demoiselles sind, welche in einer Pensionsanstalt à la Parisienne erzogen, zwar unmuthvoll die Füße zu dem Takte der modernen Tänze zu setzen wissen, deren Lächeln aber erzwungen ist und durch Koketterie entstellt wird!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen von Dr. C. C. Hense. 2 Bände. Zweite Ausgabe. Hamburg, Verlag von Robert Kittler. 1852. IV, 416 und 236 Seiten. Gr. 12.

Der Verfasser bemerkt in dem Vorworte: „Das Interesse an dichterischen Persönlichkeiten ist so natürlich und allgemein, daß es dem Publicum möglicherweise nicht mißfällt, wenn ich ihm eine Reihe Charaktere neuerer Dichter hier zusammengestellt auf die anspruchloseste Weise übergebe. Sie haben insgesammt ein eigenthümliches Interesse, wenn auch über viele das Urtheil getheilt ist. Daß ich die vorhandenen Schriften und Aufsätze über diese Dichter, soweit ich sie erlangen konnte, benutzt habe, versteht sich von selbst; daß ich zuweilen Urtheile des größten Geschichtschreibers der deutschen Poesie, des vortrefflichen Gervinus, in meine Darstellung aufgenommen, wird Niemand tadeln, der den gebildeten Geschmack, die Sicherheit und Schärfe des Urtheils und die große Gesinnung dieses herrlichen Mannes kennt."

Die Zahl der Dichter, deren Charakteristiken durch Analysen ihrer Dichtungen hier aufgestellt sind, ist zwar beschränkt, aber diese Beschränkung nur zu loben, da sie die Ausschließung weniger bedeutender zur Bedingung machte. Im ersten Bande werden uns vorgeführt: Ludwig Uhland (S. 3—85), Justinus Kerner (S. 89—189), Nicolaus Lenau (S. 193—279), Anastasius Grün (S. 283—338), Eduard Mörike (S. 341—416); im zweiten: Friedrich Rückert (S. 5—105), Heinrich Heine (S. 109—143), Adelbert von Chamisso (S. 147—190), Ferdinand Freiligrath (S. 193—236).

Der Verfasser hat mit Geschick diejenigen Dichtungen ausgewählt, an welchen sich die hervorragenden Eigenthümlichkeiten, die Vorzüge und Fehler (die nicht verschwiegen sind und nicht verschwiegen werden durften, wenn die erläuternden und kritischen Betrachtungen sich nicht zu irreleitenden Lobhudeleien gestalten sollten) einzelner Gedichte am deutlichsten und belehrendsten nachweisen lassen; eine reiche Blumenlese von Belegen macht das Buch zugleich zu einer Chrestomathie, die Freunden der Poesie mannigfache Unterhaltung gewähren dürfte. Rückblicke auf frühere deutsche Dichter, und, wo die Vergleichung dazu die Gelegenheit bietet, auch kleine Proben aus ihren dichterischen Leistungen; Notizen über Geschichtliches der deutschen Poesie, z. B. über die Periode der Romantiker ꝛc., sind hin und wieder eingeflochten. Wenn das selbstständige Urtheil nirgends zurückgehalten wird, so ist doch gleichfalls das fremde nie unberücksichtigt geblieben, in bisweilen wörtlich mitgetheilt; Gervinus, dessen Lob das oben abgedruckte Vorwort ausspricht, ist sehr oft als Gewährsmann genannt, aber auch Vischer, Rosenkranz u. A. sind benutzt; einige Analysen sehr ausführlich und erschöpfend, z. B. die von Lenau's Faust, aus welcher wir die folgende Stelle entlehnen. „Wir sahen, daß der Dichter von vornherein die Wahrheit als etwas für den Menschen Unerreichbares, und das Streben nach derselben für etwas Sündhaftes ansieht, wodurch er den Mephistopheles an seine Seite lockt; es ist daher auch ganz consequent, daß der Dichter seinen Faust dem Teufel anheimfallen läßt. Welch ein schneidender Widerspruch es aber ist, daß der Mensch überhaupt, daß insbesondere der nach Wahrheit dürstende Mensch dem bösen Princip gehören soll, fühlt Jeder leicht. Welchen ganz andern Eindruck macht hier der Göthesche Faust! Er kann nicht untergehen, nicht dem Teufel für immer angehören, weil sein hohes Streben, sein göttlicher Theil nie, selbst im Taumel der Sinnlichkeit nicht, erstirbt. Sein großer Drang nach Wahrheit ist nicht sein Verbrechen, nicht der Anknüpfungspunkt für Mephistopheles, sondern vielmehr das ihn ewig mit Gott einigende Moment, und nur darin besteht seine Schuld, daß er die Wahrheit unmittelbar schauen, und nicht durch die Vermittelung des Begriffs sich ihrer bemächtigen will, so daß er eben alle Schranken der Theorie wie der Sitte überspringt und verachtet. Aber selbst wenn er sich im Sinnengenusse zu betäuben sucht, will er doch nie die Freiheit des strebenden Geistes opfern *): und er kann es nicht, denn Faust

*) Wend' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
Daß ich mir selbst gefallen mag, ꝛc.

Digitized by Google

ist nicht, wie Fr. Vischer bemerkt, Dieser und Jener, sondern in aller seiner Individualität repräsentirt er den strebenden, tapfern Menschengeist, der nie stagniren kann, weshalb eben Mephistopheles sich immer verrechnet.*)

Da nun der Lenausche Faust diese objective Wahrheit nicht enthält, da der Dichter vielmehr nur seinem schon früher erwähnten Unmuthe durch dieses Werk Luft zu machen scheint, da Lenaus Faust nur ein Ausdruck subjectiver Zerrissenheit ist und bleibt, muß das Werk als verfehlt bezeichnet werden. Ich wiederhole hier eine Bemerkung des großen Gervinus, daß es nämlich unangemessen sei, jene Faustischen Probleme immer zu wiederholen, die wie ein Geier am Herzen der Jugend nagen; daß es vielmehr angemessener sei, sich zu klarer Ergreifung und Behandlung der wirklichen Verhältnisse zu erheben, als jenen Brand dunkler Leidenschaftlichkeit in sich zu nähren (vgl. Gesch. der poetischen Nationalliteratur Bd. V. p. 120.) Uebrigens ist ein großes Kunstwerk nicht bloß der Ausdruck der subjectiven Bestimmtheit des einzelnen Dichterindividuums, sondern auch der Bewegungen des ganzen Zeitgeistes; der Lenausche Faust ist das erstere, der Göthesche Beides; denn „Alles, was in der Brust Göthe's wühlte, alle Prometheische Kühnheit, die in ihm sich bäumte, alle Skepsis, die in ihm nagte, alle Liebe, an der er blutete, alles Elend, das er geschmeckt, alle Weltverachtung, in die er sich gerettet, alle jene erhabenen Schauer der Natur, an denen er sich, wenn Wissenschaft und Menschenleben ihm zum Ekel geworden waren, in Waldesnacht auf Bergeshöhen so innig erfreicht hatte, — das Alles sammelte er in diesem lyrischen Drama.†) Aber das Alles nicht allein. Zugleich war dieses Werk ein Ausdruck, eine Darstellung des ganzen Strebens jener dunklen Sturm- und Drangperiode in seinen Tiefen und Höhen, ein Symbol dieser Zeit, der Held ein Repräsentant derselben; jene Philosophie (ich wiederhole hier theilweise die vortrefflichen Bemerkungen von Gervinus a. a. O. p. 112 fg.), die alle Weisheit der Erde umspannen und zugleich in lebendige Wirksamkeit schaffen möchte, keimte schon in dem jungen Herder auf; die Verachtung des überlieferten Buchstaben! war der Sinn all der jungen Kritik, die sich seit Lessing an allen Enden von Deutschland regte. Das Vertrauen auf den prometheischen Funken hatte Hamann jenen bittern Spott entlockt auf alle dürre Gelehrsamkeit, auf alle jene müssigen Gaukeleien der speculirenden Vernunft; gesättigt von dem Scholasticismus der alten Zeiten ergaben sich so viele der Magie, ob ihnen durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß kund gethan würde. Das Secieren des totalen Lebens war Hamann ein Gräuel, das Greifenhafte des Lernens ein Abscheu, die Regien der Leidenschaften und der Sinne ein Heiligthum. Gegen den Druck des äußern Lebens, gegen die beengenden Convenienzen war jene ganze Jugend in Waffen; jenes Rütteln an den Pforten des Lebens war in Werthers Periode epidemisch. Das kühne trotzende Bündniß des Guten mit dem Bösen, des Idealen mit dem gemeinen Realismus bekannte Göthe mit dem größten Nachdruck. Das skeptische Verzweifeln an aller Frucht der Wissenschaft, an aller gedeihlichen moralischen Wirksamkeit sprach Klinger hartnäckig aus; die Negation eines zukünftigen Lebens war in Unsers Bekanntschaft eine Art Ehrenpunkt; die unersättliche Genußsucht predigte Heinse als den Glückseligkeitstrieb der Menschen aus; jenen wühlenden Weltschmerz rühmt sich die Jugend noch heute zu tragen.

So viel große Momente wirkten zusammen, um Göthe's Faust hervorzubringen, und ihn zu einem Repräsentanten der Zeit zu machen; aber jene Zeit ist vorüber, und alle nach Göthe erschienenen Bearbeitungen des Faust, auch der Lenausche, sind verfehlt, weil sie nicht von gleich großen Mächten der Zeit erfüllt, sondern nur schwache Nachklänge des mächtigen Göthescheu Faust sind.

Was die Form des Lenauschen Faust betrifft, so findet der Leser hier manche reizende Einzelnheiten, obwohl manche Partieen auch formell als mißlungen bezeichnet werden müssen; bemerkenswerth ist es ferner, daß der Dichter keine seinem Gegenstande genügende Form hat finden können, so daß das Gedicht ein Gemisch von epischen und dramatischen Elementen ist und unsicher zwischen beiden hin und herschwankt."

In dem Abschnitte des zweiten Bandes, der Chamisso zum Gegenstande hat, erwähnt der Verfasser, daß in den Gedichten desselben oft der Glauben an die Zukunft entwickelt und der Rath gegeben sei, die öffentliche Meinung unbeachtet zu lassen (so besonders in den Sonnetten Bd. 4, S. 6), und fährt dann fort: „wir sehen in ihm den Mann des Charakters und der tüchtigen Gesinnung, der gegen die großen Bewegungen der Geschichte sich nicht erbitterte, weil sein persönliches Glück durch dieselben erschüttert war, der vielmehr die Zeit der Adelsherrschaft so sehr haßte, und mit freudiger Bereitwilligkeit sich der Lehren der Revolution bemächtigte, der, so gern er an die Größe seiner Ahnen dachte, doch auch mit menschlich schöner Gesinnung denjenigen segnen konnte, welcher den Pflug die Furchen über den Boden zog, wo einst die Burg seiner Väter gestanden hatte (Vgl. das schöne Gedicht: „das Schloß Boncourt").

Und so fesselt uns dieser edle Mann überall, wo wir seinem Herzen begegnen können; für das Verständniß seines Charakters ist aber am interessantesten seine wundersame Geschichte Peter Schlemihls, der durch seine eigne Schuld ohne Schatten ist, weil er ihn an den Teufel verhandelt hat ohne diesen zu kennen. Dieses reizende Mährchen verfaßte Chamisso in einer Zeit, wo er selbst keinen Schatten hatte, in einer Zeit, wo die ganze deutsche Welt für eine große Idee die Waffen ergriff. Chamisso war seiner Gesinnung nach durchaus ein Deutscher; und doch war es durch Geburt und auch durch sein Herz an das Heimathland, an Frankreich gefesselt. So stand er denn in dem großen Kampfe der Entscheidung (1813) auf jeder Seite, und also auf keiner; er empfand die tiefste Theilnahme für die Sache Deutschlands und mußte doch mit tiefstem Schmerze die Schmach fühlen, welche den aus Rußland zurückkehrenden Franzosen widerfuhr. In der That, bei diesem doppelten Bewußtsein, mußte er mit Verzweiflung oft seufzen: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins*).* In dieser Stimmung schrieb er im J. 1813 auf dem

*) Vgl. Fr. Vischer, die Literatur über Göthe's Faust; Hall. Jahrb. 1839, p. 531.

†) Rosenkranz, kritische Erläuterungen des Hegelschen Systems. p. 71.

*) Darin liegt aber seine Schattenlosigkeit. Interessant für seine Stellung sind folgende von Chamisso und (an) Frau v. Stael geschriebene Worte: „Ich bin Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich; Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Philosoph

Digitized by Google

Gute einer adeligen Familie zu Cunersdorf unweit Berlin seinen Peter Schlemihl, wie er selbst sagt, um sich zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen. Aber er legte in dieses Mährchen seine eigene Stimmung; er durfte es sich sagen, daß es nicht seine Schuld war, wenn er den Schatten entbehrte, den andere vor ihm voraus hatten, die Nationalität, das Bewußtsein des Vaterlandes; und doch machte die Entbehrung dieses Schattens ihn so unglücklich, und er gab durch sein Beispiel den Beweis, wie wenig der Kosmopolitismus für den Verlust des Vaterlandes entschädigt.

A. Ruge hat vortrefflich auf den feinen Takt aufmerksam gemacht, den Chamisso beweist, wenn er den Peter Schlemihl nicht ohne seine Schuld in das Unglück der Schattenlosigkeit gerathen läßt, und stark hervorhebt, wie wenig er vor seiner trüben Erfahrung den Werth gekannt habe. Hier schildert der Dichter wieder sein eigenes Schicksal, und seine Schuld, wenn das eine Schuld zu nennen ist, besteht eben darin, daß er auf ein Gut keinen Werth legte, für welches, die Nationalität nämlich, der denkwürdigste Kampf entbrannte. Denn es lag in der Hand Chamisso's 1810 nach Frankreich zurückzukehren. Wenn nun Chamisso den armen Schlemihl endlich durch seine großen Reisen und seine Beschäftigung mit der Natur die Ruhe gewinnen läßt, welche der Ausgestoßne im bewegten Menschenleben nicht findet, so bildet er auch in diesem Zuge sich selbst ab; denn bereits im J. 1815 trat er seine merkwürdige Reise um die Welt an.

Ueber seine Poesie hatte Chamisso selbst die bescheidensten, anspruchslosesten Vorstellungen. „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehn, aber das schließt den Sinn nicht aus und nicht die Fähigkeit ein Lied zu singen, wenn im Leben einmal die Lust erwacht, und so schallt es wohl bisweilen durch unsere schattigen Reviere." Und dieselbe Anspruchslosigkeit, mit der er sich über den Beifall wunderte, mit welchem seine Gedichte aufgenommen waren, dieselbe Liebenswürdigkeit der Gesinnung, welche an ihm so sehr gerühmt zu werden verdient, äußerte er in dem Gedichte „Nachhall." H.

Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England seit dem Regierungsantritt Jacob des Zweiten. Uebersetzt von L. G. Lemcke. Dritter Band. Mit dem Portrait des Verfassers. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1852. VIII und 394 Seiten. Gr. 8.

Der ersten zwei Bände dieser Uebersetzung des berühmten Werkes wurde vor einiger Zeit in den „Lit. u. Krit. Blättern" mit der Bemerkung, daß wir eine ausführliche Besprechung beider aus anderer Feder erwarteten, kurz gedacht. Leider sind wir auch nicht im Besitze derselben, wollen aber doch nicht unterlassen auf den dritten, jetzt erschienenen Band aufmerksam zu machen, mit welchem die Uebersetzung, so weit als das Original überhaupt vorliegt, vorgeschritten ist. Es ist nämlich in der äußeren Eintheilung die Einrichtung der englischen Original-Ausgabe befolgt, so daß, wenn andere Uebersetzungen in 4 Bände abgetheilt sind, hier jeder der drei Bände den Inhalt eines Bandes des Originals umfaßt. — Die von Macaulay versprochene Fortsetzung seiner Geschichte wird bald nach dem Erscheinen, gleichfalls von Hrn. Lemcke übersetzt, im Laufe dieses Jahres geliefert werden.

Die Lemcke'sche Uebersetzung zeichnet sich besonders durch Treue aus und hält sich frei von Redewendungen, die dem Original fremd, so wie von allen Aenderungen und Auslassungen. Den vollständig mitgetheilten Anmerkungen des Verfassers, hat der Uebersetzer noch manches, dem deutschen Leser Wissenswerthe hinzugefügt. Der dritte Band enthält das 7. bis 10. Kapitel, ist gleich dem ersten und zweiten mit einer Inhaltsangabe und einem zweckgemäßen alphabetischen Register versehen. Macaulay's Bildniß (Stahlstich aus Karl Meyer's Kunst-Anstalt in Nürnberg) ist eine schöne, das typographisch sauber ausgestattete und dabei sehr billige (— jeder Band kostet 1 Thlr. —) Werk zierende Zugabe. H.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder. Sechstes Heft, oder: Zweiter Band, Zweites Heft: von Eitzen—Flemming. Ausgegeben im Dec. 1852. Hamburg 1852. Auf Kosten des Vereins. In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke. Druck von Pont & von Döhren. Gr. 8.

Mit unermüdlicher Thätigkeit fährt der Herr Herausgeber fort die ihm übertragene und von ihm bereitwilligst übernommene Arbeit zu fördern, was uns Hamburger um so mehr zum Danke verpflichtet, da Herr Dr. Schröder zwar unser Nachbar, aber nicht unser Mitbürger und die Redaction eines Schriftsteller-Lexikons wahrlich nicht ganz leicht ist. Freilich, ein reiches Material (für die Beerstorbenen eine Excerpten-Sammlung des jetzt leider auch denselben beizuzählenden fleißigen Hübbe) giebt ihm den Grund und Boden zu seiner Composition; aber wie Manches ist hier zu sichten, zu ordnen, näher zu bestimmen! Ja selbst bei der Correctur, die auf der Stadtbibliothek besorgt wird, erheben sich dann oft noch Zweifel, die, was das Bibliographische betrifft, dort denn auch am schnellsten gelöst werden können, da sie ziemlich gut mit den Erzeugnissen der vaterstädtischen Schriftsteller früherer Perioden versehen ist. Sind dennoch in den bisher erschienenen Heften schon Irrthümer aufgefunden, Zusätze dargeboten, so leidet darunter der Werth des Werkes durchaus nicht und theilt es blos das Schicksal der meisten, ja man darf sagen, aller bibliographischen Zusammenstellungen. Nur möchten wir rathen, mit der Veröffentlichung von Ergänzungen und Berichtigungen

---

bei den Frommen, und Frömmler bei den Freigeistern, Weltmann bei den Gelehrten und Pedant in der großen Welt; Jacobiner bei den Aristokraten und unter den Demokraten ein Edelmann aus der alten Zeit. Ich bin nirgends an meinem Platze; überall bin ich fremd; Alles möchte ich so recht erfassen; Alles entschlüpft mir." Und an einer anderen Stelle: „Ich werde sterben ohne Wurzel geschlagen, ohne Frucht getrieben zu haben und doch glaube ich, war ich gerade dazu vorzugsweise berufen. Diese Leere ist der Tod; diese Unbestimmtheit das Sterben."

Digitized by Google

nicht bis zum Schlusse des Ganzen zu warten, sondern was etwa schon vorhanden, in einem Supplementhefte zum ersten Bande den Besitzern desselben baldigst zu überliefern.

Daß die freundliche Theilnahme, die dem Unternehmen beim Beginn desselben, zugewandt wurde, stets dieselbe bleibe, wünschen wir aufrichtig; wer auch mit den vielen Büchertiteln, die natürlich ein wesentlicher Bestandtheil unseres Lexikons sind und sein müssen, Nichts zu schaffen haben mag, der findet doch in der biographischen Partie Interessantes und Unterhaltendes, erfährt vielleicht von diesem oder jenem Freunde und Nachbar, dem er es gar nicht angesehen, daß er auch unter die Schriftsteller gegangen, oder daß sein Großvater oder Urgroßvater, seine Oheime und Vettern in der Reihe derselben einst einen Platz, vielleicht gar einen Ehrenplatz, einnahmen.

Das vorliegende sechste Heft füllt die Seiten 161 bis 320, beginnt mit Nr. 902: Paul von Eitzen und endigt mit dem Anfange des Artikels Paul Fleming, Nr. 1044. Die bedeutendsten Schriftsteller, die uns vorgeführt werden, sind: Gevorhard Elmenhorst, Heinrich Elmenhorst, der Verfasser der „Dramatologia antiquo-hodierna"; der berühmte Astronom Johann Franz Encke; Johann Andreas Engelbrecht, Verf. der „Hamb. Waarenberechnung", Uebersetzer der „Theorie und Praxis der Assecuranzen" von J. Weskettz; Johann Samuel Ersch, welcher mehrere Jahre in Hamburg lebte, sich hier verheirathete, die „Neue Hamburger Zeitung" und die damals in Bohn's Verlag erscheinende „Allgemeine deutsche Bibliothek" redigirte, und sein „Gelehrtes Frankreich" herausgab; Johann Joachim Eschenburg, gest. in Braunschweig 1820, Herausgeber der von ihm verbesserten Wieland'schen Uebersetzung der „Schauspiele Shakespeare's", Verfasser des "Entwurfs einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften", nebst „Beispielsammlung", eines „Handbuchs der klassischen Litteratur", und vieler anderer Schriften (S. 205—214); Johann Albert Fabricius, der Polyhistor im edelsten Sinne des Wortes, der große Literarhistoriker und Bibliograph, dessen „Bibliotheca graeca" als Denkmal eines seltenen Fleißes noch jetzt, ein unentbehrliches Werk, bewundert wird, (das Verzeichniß seiner Schriften S. 240—259); Vincent Fabricius (Schmidt), ein ausgezeichneter lateinischer Dichter, Rechtsgelehrter, Diplomat und Redner, gest. als Bürgermeister von Danzig, während einer Gesandtschaftsreise nach Warschau 1666; Barthold Feind, der Sohn, deutscher Dichter und Verf. mehrerer dramatischer Werke, z. B.: „Die kleinmüthige Selbst-Mörderin Lucretia, oder: die Staats-Theorie des Brutus"; „Masagniello furioso, oder: die neapolitanische Fischer-Empörung"; „Bellerophon, oder: das in die preußische Krone verwandelte Wagen-Gestirn, operetta"; „Der Fall des großen Richters in Israel, Simson, oder: die abgekühlte Liebes-Rache der Debora"; — Johann Paul Finke; Johannes Dominicus Fiorilla, in Hamburg 1748 geboren.

Auch begegnen wir einem vielschreibenden satirischen Schneider Georg Heinrich Erbehäuser (gest. 1819) und dem wohlbekannten, unter uns lebenden wackern Schumachermeister Johann Heinrich Detlev von Fahse, der in einem Selbstbericht von sich und den Erzeugnissen seiner Feder (— es sind besonders dramatische z. B. „das beherzte Mädchen oder der berüchtigte schwarze Peter" und medicinische z. B. „Notizen über den Darm-Wurm" —) Nachricht gegeben hat. —

Hoffmann.

Miscellen.

Nach der Eisenbahn-Zeitung von Hetzopath hat sich die Einnahme der englischen Eisenbahnen, zusammen 7337 Meilen, im verflossenen Jahr auf 15 Millionen Lsterl., also im Durchschnitt pr. Meile auf circa 2118 Lsterl. belaufen.

Ein Pariser Blatt giebt mit Bezug auf die jetzige milde Witterung folgendes Verzeichniß von gelinden Wintern: Im Winter von 1172 waren die Bäume neu belaubt und man sah im Januar die Vögel ihre Nester wieder bauen. Im Jahr 1289 gab es gar keinen Winter, und die Temperatur war so frühlingsmäßig um Weihnachten, daß die jungen Mädchen zu Cöln sich zu diesem Feste mit Veilchen und anderen Frühlingsblumen schmückten. Im Jahr 1421 standen die Bäume im März, die Reben im April in Blüthe. Im Mai gab's reife Kirschen. Im Jahr 1558 entfalteten die Gärten schon im December und im Januar ihren vollen Blumenschmuck. Im Jahr 1572 begannen die Bäume im Februar grün zu werden und die Vögel bauten sich Nester. Im Jahre 1585 wiederholte sich dasselbe Phänomen zur selbigen Jahreszeit. In den Jahren 1607, 1609 und 1617 gab es fast gar keinen Winter. Im Jahre 1659 hatte man weder Schnee noch Frost. Im Jahre 1722 war es im Januar so warm, daß man selbst im nördlichen Deutschland nicht einzuheizen brauchte und sämmtliche Bäume im Februar in Blüthe standen. Auch im Jahre 1807 hat sich der Winter fast gar nicht bemerklich gemacht.

Zu Montreuil, ein Dorf in Frankreich, das durch seine Pfirsich-Cultur berühmt ist, lebt man in großen Aengsten über die jetzige milde Witterung, indem sämmtliche Pfirsichbäume nahe daran sind, ihre Blüthen zu entfalten, in welchem Falle, wenn dann Frost einträte, die ganze Ernte, ein Gegenstand von fast einer Million Franken, verloren gehen würde.

So wie voriges Jahr mit Rindvieh, ist dies Jahr, in demselben Local, mit Geflügel eine Ausstellung in London gehalten worden, reich in allen Gattungen von Hühnern und Tauben. Am höchsten im Preise gehalten waren Cochin-China-Hühner, von welchen 110 Stück, meistens Küken von drei bis vier Monaten, in einer Auction 369 £ aufbrachten und ein Exemplar mit 20 Guineen bezahlt wurde. Die Cochin-China-Henne soll täglich, und in kurzen Zwischenräumen, zwei bis drei Eier legen. — Unter den Tauben zeichneten sich die von Guru und die australischen durch ihre Schönheit aus.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 9. Sonnabend, den 29. Januar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace (Fortsetzung).....Seite 65
Aufschlüsse über den Handelsverkehr mit Japan..... „ 67
Ueber Homer und seine Werke..... „ 67
Literatur:
Grammatik der spanischen Sprache von Dr. Victor Precht..... „ 70
Essai d'une liste des ouvrages concernant l'histoire de l'imprimerie en Italie, par F. L. Hoffmann..... „ 72

Miscelle..... „ 72

Reiseskizzen

von Dr. Sigismund Wallace.

III. Mauritius oder Ile de France.

(Fortsetzung.)

Früher tanzten Mütter, Großmütter, Töchter und Enkelinen zugleich in Harmlosigkeit; jetzt ist ein Ball die Börse, wo man sich einen Mann erlangen will. Ist dieses Ziel erreicht, dann ziert die junge Frau bald den Ballsaal als Statistin.

Die Väter, Gatten und Brüder kleideten sich mit einer Einfachheit, welche der der Damen entsprach. Kutschen und Pferde waren selten oder hatte man vielmehr gar nicht. Die Herren bedienten sich eines Esels zum Reiten, wenn sie Freunde in der Entfernung besuchen, oder die Arbeiten ihrer Sclaven beaufsichtigen wollten. Die reichern Familien besaßen nur eine Sänfte (Palanquin), welche das ausschließliche Privilegium der alten und schwächlichen Großmutter war, zu der sich die geliebteste Enkelin setzen durfte, wenn sie von vier stämmigen Sclaven getragen, sich des Sonntags in die entlegene Kirche oder zu einem Familienfeste begab.

Einförmig und ruhig floß den Damen auf Ile de France das Leben in geschäftiger Häuslichkeit dahin; sie liebten warm ihre Angehörigen und Freunde, waren sittlich und sittsam, obgleich ihre männliche Umgebung ihnen kein gutes Beispiel zeigte. Die Herren kamen zu oft in Berührung mit den Sclavinnen, welche nichts dem unbeschränkten Meister zu versagen wagten. Wir brauchen daher wohl nicht das unerfreuliche Amt zu übernehmen, die unausbleiblichen Folgen hiervon zu beschreiben, und die zahlreiche Klasse der Mulatten auf Ile de France sowohl als in allen andern Kolonieen zeigt am besten von einem der schädlichsten Folgen, welche Sclaverei in ihrem Geleite hat. Das Konkubinat zwischen weißen Männern und farbigen Frauen ist eins der größten moralischen Uebel in den Kolonieen noch heut zu Tage; dieses untergräbt das Glück vieler Familien, zerstört den Hausfrieden, und ist unberechenbar in in seinen schädlichen Folgen. Aber in demselben Grade als sich die Männer dieser Sittenlosigkeit haben zu Schulden kommen lassen, blieben die weißen Frauen davon frei. Wenige oder fast keine von diesen haben sich in irgend eine Verbindung mit braunen Männern eingelassen. Der Hauptgrund mag wohl darin liegen, daß Frauen nicht so leicht als Männer Vorurtheile aufgeben. Kein weißes Mädchen hat noch in den Kolonieen einen Mulatten, und noch viel weniger einen Schwarzen geheirathet, obgleich ehelige Verbindungen zwischen weißen Männern und braunen Weibern oft geschlossen werden, namentlich unter den Engländern, welche vorurtheilsfreier in dieser Beziehung, als die von Franzosen stammende Bevölkerung sind.

Selbst seit der Emancipation der Sclaven ist das Sachverhältniß um nichts anders geworden. Dieselben Vorurtheile zwischen den Bewohnern, verschieden an Farbe, bestehen noch,

Digitized by Google

sogar in geselligen Beziehungen und im täglichen Verkehr. Der Abkömmling europäischer Eltern gedenkt noch immer der Zeit, wo er den Neger kaufen, verkaufen und über ihn überhaupt verfügen konnte, wie es seiner Laune gutdünkte. Die Emancipation hat, wie man fast behaupten könnte, die frühere Verachtung in bittern Haß verwandelt. Das frühere Lastthier in der Gestalt eines braunen Menschen, an dem man ein dingliches Recht hatte, ist nur dem früheren Herren und Meister in voller Hinsicht gleich gestellt. Das sonst zum Vortheil des Meisters ausgeübte Gewerbe ist für den Schwarzen ein Mittel geworden, Wohlstand, ja sogar Reichthümer zu erlangen, während der Weiße verarmt. Die Söhne der gewesenen Sclaven haben sich in Schulen Kenntnisse erworben, und erhalten Aemter und Stellen, welche früher nur von europäischen Sprößlingen bekleidet wurden. Wohin der Weiße den Fuß setzt, was er unternimmt, begegnet er dem Neger, der sein Nebenbuhler und oft ein glücklicher geworden ist. Der letztere weiß, daß er gehaßt wird, und zahlt mit gleicher Münze.

Ihrer Farbe nach steht sich diese Bevölkerung feindlich gegenüber. Eine Abstufung bilden die Mulatten, welche sich selbst über die Neger stellen, aber gleich denselben von den Weißen im Umgange gemieden werden. Auf diese Weise hat die Emancipation noch nicht Zeit gehabt, Gutes zu wirken, und außerdem sind aus der beabsichtigten Wohlthat, aus der Philantropie Englands zwei andre Uebel geflossen, welche gleich groß und nachtheilig für die sämmtliche Bevölkerung der Insel sind. Dem Pflanzer wurden seine Arbeiter geraubt, und der größte Theil der bisher fleißigen und ruhigen Arbeiter wurde demoralisirt. Das Letztere fand aber nicht allein bei den Sclaven sondern auch bei den Herren statt. Großbritanien zahlte eine bedeutende Entschädigungssumme in geldner Münze für die freigesprochenen Sclaven. Die Pflanzer hatten niemals so viel baares Geld gesehen noch besessen, und glaubten in ihrer kindischen Einfalt, daß ein solcher Schatz unerschöpflich wäre. Anstatt, daß sie die Entschädigungssummen hätten anwenden sollen zur Abbezahlung von Schulden, zur Verbesserung ihres Eigenthums und zur Bezahlung der von Ostindien und den Malaiischen Inseln u. s. w. eingeführten freien Arbeiter, vergeudeten sie dieselben in zügelloser Verschwendung.

Luxusartikel jeglicher Art wurden von England und Frankreich eingeführt und mit den empfangenen Souvereins zu übermäßigen Preisen bezahlt. Leckerbissen aus allen Zonen, Silbergeräth, feines Porzellan und die kostbarsten Weine zierten den Tisch des immer noch gastfreien Pflanzers. Pferde und Wagen wurden angeschafft. Niemand wollte mehr zu Fuß gehen. Die schönsten pariser Toiletten und köstliches Geschmeide schmückten die Damen auf Bällen und in Gesellschaften. Champagner floß; hohes Spiel ruinirte manchen. Die frühere patriarchalische Sitteneinfachheit verschwand, und alle schienen in einem Wettstreit begriffen, wie sie ihres Geldes auf die schnellste und thörigste Weise los werden könnten.

Bald d her waren sie gezwungen, Schulden zu machen, und mußten ihre Zuflucht zum brittischen Kaufmann zu nehmen, welcher die nothwendigen Vorschüsse geben mußte, damit sie den Betrieb ihrer Zuckerfabrikation fortsetzen konnten. Der Engländer wurde der eigentliche Eigenthümer der Pflanzungen, deren Herr sie nur dem Namen nach blieben.

Die hohen Zuckerpreise, in Folge, daß die Einfuhr nach England von Zucker aus nicht brittischen Kolonieen durch hohen Zoll unmöglich geworden war, veranlaßte das nur zu sehr gefühlte Bedürfniß, sich ihrer bedrängten Lage zu entreißen, zwang sie auf Erweiterung ihrer Anpflanzungen und Vergrößerung ihrer Zuckermühlen bedacht zu sein. Arbeiter wurden mit einem nicht mit dem Ertrage in Verhältniß stehendem Lohne bezahlt; theure Dampfmaschinen aus England verschrieben, noch unbebautes Land zu hohen Preisen gekauft, und die Kolonie war von einer Speculationswuth besessen, welcher dem Schwindel Law's unter der Regentschaft des Herzogs von Orlean während der Minderjährigkeit Ludwig XV., gleich kam, und in ihren Folgen ebenso unheilbringend war.

Einige Jahre lang ging alles in Herrlichkeit und Freuden. Leute, welche keinen Pfennig Vermögen hatten, galten für reich. Pflanzungen wurden von ihnen zu ungeheuren Summen ge- und verkauft, aber kaum ein Kaufschilling dafür gezahlt; so daß die schnell erworbenen Vermögen wie die erblichen Fehler in einer Familie, als Hypotheke von einem Käufer zum andern übergeschleppt wurden. Die damals vielen reichen Leute in Ile de France, welche nicht ermangelten auf großen Fuß zu leben, standen allerdings auf sehr zweifelhaftem Boden, oder vielmehr auf Triebsand. Konnte der erste Käufer nicht zahlen, so fielen alle Verkäufer und Käufer mit ihm, und die Herrlichkeit hatte ein Ende erreicht. Aber daran dachte man nicht; im Gegentheil der Speculationsschwindel nahm immer mehr zu; und es war eine Periode der stolzesten Hoffnungen, der Pracht und des Wohllebens! Da fand in England nun eine der fast regelmäßigen Handelskrisen statt. Zucker fiel im Preise. Einige Häuser in Port Louis stellten ihre Zahlungen ein. Pflanzer folgten. Das Zutrauen, der Credit schwankte, und das künstliche Gebäude des Wohlstandes stürzte zusammen, wie das Kartenhaus eines Knaben.

Neger, Mulatten, Franzosen und Engländer hatten dasselbe Schicksal. Familien waren an den Bettelstab gebracht. Das Unglück war allgemein. Wie viele hat der Verfasser gekannt, die gestern noch in eleganter Barruche von zwei werthvollen Kappferden gezogen durch die Straßen der Stadt paradirt hatten, welche einige Tage darauf bescheiden herumliefen, und sich in blauer Jacke und blauem Beinkleide eine Stelle als Aufseher auf einer Pflanzung suchten! Sic fata eunt!

Dieses ist der Nachtheil, welcher namentlich der weißen Bevölkerung aus der Emancipation der Sclaven erwuchs, nämlich ein Herausreißen aus den gewohnten Verhältnissen, und ein Speculationsgeist, welcher viele sonst wohlhabende Familien in Elend und Armuth gestürzt hat. Aber auch auf die Klasse von Menschen, für welche die Wohlthat bestimmt war, hat die Emancipation nachtheilig gewirkt, und für die lebende Generation, das Princip abgerechnet, wenig des Guten gestiftet, denn sie wurde zu rasch und übereilt ausgesprochen.

Wenn die Emancipation wahrhaft segenbringend hätte sein sollen, so mußte sie allmählig stattfinden. Der gewesene Sclave hätte erst für die Freiheit vorbereitet werden, und man hätte dem Grundeigenthümer Arbeiter erziehen müssen, durch welche er die früheren Sclavenarbeiten ersetzen konnte. Aber weder das eine noch das andere war geschehen. Der Sclave, wie ein wildes Pferd, welches den Zügel los ist, schlug hinten und vorne aus. Der früher Fleißige wurde ein Faullen-

Digitized by Google

zer und ein Trunkenbold. Verbrechen, welche früher selten gewesen waren, wurden nun häufig, wie es bei Menschen ohne Glauben und Sittlichkeit, welche plötzlich ihre eigne Herren werden, der Fall werden mußte, und erst die zweite oder dritte Generation wird die Vortheile der philantropischen und sonst so zeitgemäßen Maßregel Großbritanniens genießen, welche mit mehr Umsicht und Vorsicht ins Werk gesetzt leicht ohne die angeführten Nachtheile hätte sei können.

Zum Schlusse dieser statistischen und politischen Skizze führen wir nun noch an, daß Ile de France östlich von Madagascar und nordöstlich von Bourbon unterm 19° 53′ bis 20° 27′ südl. Breite und 74° 55′ bis 75° 15′ Länge liegt, einen Flächeninhalt von 55 []Meilen und nahe an 200,000 Einwohner hat. Port Louis hat ungefähr 35,000 Bewohner. Die Seichelles Inseln gehören ebenfalls Großbritanien und stehen unter dem Gouverneur zu Mauritius.

Zu Pamplemus, einem reizend gelegenen Dorfe mit einer schönen Kirche ist ein großer, gut unterhaltener botanischer Garten; und die Insel ist, seitdem sie eine brittische Kolonie geworden, von ausgezeichneten Heerstraßen in allen Richtungen durchschnitten. Montplaiser ist die Sommerresidenz des Gouverneurs. Die Mehrzahl der Einwohner sind Katholiken, mit einem Bischofe als Haupt der Kirche. Die Engländer und viele Neger sind Protestanten. Zwei Regimenter Infanterie und eine Abtheilung Artillerie bilden die Garnison.

(Fortsetzung folgt.)

Aufschlüsse über den Handelsverkehr mit Japan.

Von J. C. Delprat.

(Aus dem Constitutionnel.)

Es ist gesagt worden, daß jährlich zwei Schiffe von Batavia nach Nagasaki expedirt würden; es ist dieses aber nur mit einem Schiffe der Fall. Ebenso ist die Angabe ungegründet, als würde dieser Handelsverkehr von der holländischen Regierung einer Privatgesellschaft gegen eine Remuneration von 60,000 Fr. jährlich verpachtet, auch ist die Schätzung dieser Expedition auf 3 Millionen des Jahres fast auf die Hälfte dieser Summe zu vermindern.

In dieser, übrigens sehr complicirten, Sache giebt es zwei völlig verschiedene Kathegorien: der Handel der Regierung und der Handel von Privatleuten.

Der erstere, der Artikel betrifft, die fast unveränderlich festgestellt sind, und der den Holländern durch die famose, im Jahre 1616 modificirte, Charte des Kaisers Ongoschio Sama von 1611 gesichert worden ist, wird nicht verpachtet, sondern von der Regierung und deren Beamten selber betrieben.

Der zweite, der Privathandel, wird alle vier Jahre an ein einziges Individuum verpachtet, und dieses gegen einen Zins, der sehr verschieden ausfallen kann. Ich selber habe als Pächter für die Jahre 1845—49 jährlich 34,000 Fr. bezahlt.

Dieser Handel hatte unter meiner Leitung einen solchen Aufschwung genommen, daß der Pachtpreis, als meine Zeit abgelaufen war, bis 86,000 Fr. in die Höhe getrieben ward. Ich glaube auf den Reisen, die ich nach Japan gemacht habe, und während meines mehr als einjährigen Aufenthalts daselbst, Erfahrungen genug gesammelt zu haben, daß mein Urtheil und meine Meinungen in dieser Sache von einigem Gewichte seyen, und dieses um so mehr, weil ich augenblicklich wohl der Einzige in Frankreich bin dem es vergönnt gewesen, nach Japan zu gelangen und directe mit dessen Einwohner zu verkehren. So erlaube ich mir denn einige Ungenauigkeiten zu berichtigen, welche in einem Regierungsartikel in den Annales du commerce exterieur vorkommen:

„Das Benzoe hat stets Verlüste gebracht und ist deshalb aufgegeben worden. — Ambra, rothe Korallen, Tapeten, Posamentirwaaren, Kupferstiche, Lithographien, plattirte Arbeiten sind nie in diesem Handel vorgekommen, und falsche Bijouterie so wie Schnittwaaren sind rein unverkäuflich. Ebenso stehts um Liqueure und Weine, und das Wenige, was hiervon dorthin gebracht wird, kömmt nur als Geschenk unter die Leute. — Die China rendirt gut, wenn zur Zeit bei kleinen Quantitäten und lediglich in gewissen Sorten ausgeführt. — In Cajaput- und Cocus-Oel sind 100 bis 150 Litres für beide Theile auf ein Jahr hinreichend. — Opium ist ein in Japan durchaus unbekannter Artikel, selbst in der Medizin.

„Was das persische und das marockanische Leder betrifft, so wird es nur für einige besondre und nicht erhebliche Zwecke verlangt. Mehrere Jahre lang haben Glaswaaren in den Qualitäten und besonders in den Formen, wie sie den Japanesen zusagen guten Absatz gefunden, seit drei oder vier Jahren sind sie aber schwer anzubringen, und der Pächter hält sie nur noch, obwohl er ihre Einfuhr bedeutend verringert hat, um einigen Kaufleuten und deren Mäklern gefällig zu seyn, mit denen er es nicht verderben darf.

„Was die Retouren anbetrifft, so gehören das Kupfer und der Kamphor ausschließlich dem Handel der holländischen Regierung an, und bilden deren alleinige Ausfuhr-Artikel. Der Ausfuhr-Artikel im Privathandel giebt's hingegen unzählige, als: Seidenzeuge, lackirte Sachen, Porcelane, Saya, Saki, Getraide, rc., sie geben aber im Durchschnitt Verlust, ausgenommen in den Fällen, wo sie aus dem Tauschverkehr mit dem kaiserlichen Schatze von Japan herrühren.

Ueber Homer und seine Werke.

Homer, dieser große Geist und erhabene Dichter, den schon die Griechen durch die auszeichnungsvolle Benennung: der Göttliche feierten, wurde, nach den zuverlässigsten Angaben, auf der Insel Chios geboren;*) doch machten auf den Ruhm, der Geburts-

*) In Betreff der Angabe, daß Homer blind gewesen sei, macht Heinse in seinem Romanes Ardinghello, Th. 1, S. 120 (Ausgabe von 1838), die launige Bemerkung: „Der erhabene Jonier war nicht blind; er sahe nur nicht, was gewöhnliche Menschen mit ihren leeren Köpfen immer vor sich erblicken; davon erhielt er in scherzhafter Weise den Namen des Blinden, und der griechische Künstler, der sein Bild erfand, richtete sich nach dem Volkswitze."

Digitized by Google

ort desselben zu sein, noch sechs andere Städte Anspruch, nämlich: Kyme, Smyrna, Kolophon, Pylos, Argos, Athen. Er besang den Krieg gegen Theben, und verfaßte mehrere Werke, die ihn in die Reihe der ersten Dichter aller Zeiten stellen. Diese Schriften sind nicht alle auf unsere Zeiten gekommen, selbst in Griechenland kannte man nur eine Sage von ihrem ehemaligen Dasein; aber die Iliade und Odyssee wurden glücklicher Weise erhalten, und so wie sie von den Griechen während der blühendsten Epoche der Wissenschaften für die größten Meisterstücke ihrer Vorzeit galten, so werden sie auch ewig als die vollendetesten Werke des menschlichen Geistes geachtet werden. **)

In der Iliade hebt Homer eine Episode des zehnjährigen Krieges aus, den die Fürsten Griechenlands wegen des von Paris, dem Sohne des Königs Priamus, begangenen Raubes der Helena unternahmen, und mit der Zerstörung Troja's endigten.

Hier sehen wir die unsterblichen Götter getheilt in ihrem Schutze für die Stadt und die Belagerer; wir sehen sie die Helden in den Kampf geleiten, und sie selbst in dem Kampfe mit göttergleichen Heroen. Wir sehen Mars und Venus, von dem Speere des Diomedes verwundet, aus der Schlacht fliehen; wir sehen den Apollo tödtliche Krankheiten unter das Heer der Griechen senden, um die Beleidigung zu rächen, die seinem Priester durch den Raub seiner Tochter widerfährt. Wir sehen den Neptun, wie er die Ströme Scamander und Simois schwellt, um die Griechen zu verderben, und den Vulkan, wie er die Todesgefahr von den Griechen wendet. Wir sehen die Wagschale der Völker in der gerechten Hand Jupiters im Gleichgewichte, bis das Schicksal, dem selbst die Götter gehorchen, unabwendbar die Zerstörung Troja's gebietet.

In der Odyssee, die einen Zeitraum von nur vierzig Tagen umschließt, erzählt Ulysses, der, zehn Jahre nach Troja's Fall, seine heimathliche Insel zu erreichen vergeblich strebt, seine Schicksale an dem Hofe des Königs der Phäakier; Jeden rührt das Gemälde seiner Leiden, und er wird in den Stand gesetzt, nach Ithaka, seinem Fürstensitze, zurückzukehren. Hier findet er seine trostlose Gemahlin nach zwanzigjähriger Abwesenheit; aber Eindringlinge, welche Räubern gleich hausen, verprassen sein Eigenthum, und sind im Begriff, Penelope zu einer zweiten Vermählung zu zwingen. Ulysses giebt sich seinem Sohne zu erkennen, und nimmt mit ihm Rache an den Feinden seines Hauses.

Diese Werke kamen zuerst durch Lykurg nach Sparta; dieser Gesetzgeber sammelte sie auf seinen Reisen in den griechischen Pflanzstädten Asiens und schöpfte daraus viele jener Einrichtungen aus dem heroischen Zeitalter, die er seiner Gesetzgebung einverleibte. Zu Solons Zeiten wurden Bruchstücke *) aus diesen Werken bei den öffentlichen Spielen von den Rhapsoden (so nannte man die Sänger bei den griechischen Festen) vorgetragen, welche die Zuhörer entzückten. Solon gebot, daß nicht weiter einzelne Stücke aus diesen Werken, sondern solche in der Ordnung, wie sie der Dichter selbst gewählt hatte, vorgetragen werden sollten. Aber das hohe Verdienst, das Ganze in seiner ursprünglichen Reinheit so herzustellen, wie wir dasselbe jetzt bewundern, gehört dem Pisistratus und seinem Sohne Hipparchus. Diese Machthaber in Athen zogen geschickte Sprachforscher zu Rathe und verhießen Denjenigen große Belohnungen, die ächte Bruchstücke der Iliade und Odyssee liefern konnten. So wurden mit vieler Mühe endlich diese herrlichen Werke gerettet. Griechenland hörte die Vorlesung derselben bei den öffentlichen Festen mit Entzücken und Begeisterung an, und bei jeder Vorlesung wuchs die Bewunderung, die man

**) In der Weihe, die J. H. Voß seiner Uebersetzung der Werke Homers vorausgesendet hat, tritt der Sänger in dem magischen Dunkel eines Haines an dem Strande der Ostsee als Vision vor ihn hin und spricht die nachfolgenden Verse, welche den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung des Werthes der homerischen Dichtungen darbieten:

Kindlich flocht mein Gesang der Menschlichkeit edlere Blumen,
Tugenden, die aufblühten am Strahl des gemeinsamen Lichtes:
Einfalt guldener Sitt' und Herzlichkeit; dankende Ehrfurcht
Vor der Natur und der Kunst wohlthätigen Kräften, der Urkraft
Genien; frommes Gefühl für Vaterland und Erzeuger;
Heiligen Bund der Vermählung des Hausherrn und der Genossen;
Weisheit in That, in Red' und Gesang, und schirmenden Mannsinn.

*) Schiller schreibt in einem Briefe vom 7. April 1798 aus Jena an Göthe: „Es ist mir diese Tage in der Odyssee eine Stelle aufgefallen, welche auf ein Gedicht, das verloren gegangen, schließen läßt und dessen Thema der Ilias vorhergeht. Sie steht in dem achten Buche der Odyssee vom zweiundsiebenzigsten Verse an. Vielleicht wissen Sie Mehreres davon."

Jene Verse, 72—78, lauten in der Uebersetzung von Voß:

Aber nachdem die Begierde des Trunks und der Speise gestillt war,
Trieb den Sänger die Muse, das Lob der Helden zu singen.
Aus dem Gesang, dess' Ruhm damals den Himmel erreichte,
Wählt er Odysseus Zank und des Peleiaden Achilleus:
Wie sie vordem sich entzweiten am festlichen Mahle der Götter
Mit feindseliger Red', und der Völkerfürst Agamemnon
Freudig vernahm, daß zankten die tapfersten Helden Achaia's.

Göthe erwidert auf jenen Brief: „Die Stelle in der Odyssee scheint sich freilich auf eine der unzähligen Rhapsodien zu beziehen, aus denen nachher die beiden übrig gebliebenen Gedichte so glücklich zusammengestellt wurden. Wahrscheinlich sind jene eben deswegen verloren gegangen, weil die Ilias und die Odyssee in ein Ganzes zusammenwuchsen. So haben wir unzählige Epigramme verloren, weil man eine Epigrammen-Sammlung veranstaltete; so sind die Werke der alten Rechtslehrer zu Grunde gegangen, weil man sie in die Pandekten digerirte."

Bemerkenswerth ist es, daß Ges. 5, V. 57 der Iliade, Pylämenes, der Anführer der Paphlagonier, getödtet wird, und derselbe dessen ungeachtet, Ges. 13, V. 658 u. ff., den Leichnam seines gefallenen Sohnes begleitet:

Ihnen bewältiget sank Pylämenes, stark wie der Kriegsgott,
Fürst paphlagonischer Männer, in schildgewappneten Schlachtreih'n.

. . . . . .

Siehe Pylämenes Sohn, Harpelion . . . . . .

. . . . . .

Matt den Geist ausathmend, dem Wurme gleich auf der Erde,
Lag er gestreckt; schwarz strömte das Blut und netzte den Boden.
Ihn umeilten geschäftig die paphlagonischen Kämpfer,
Die, in den Wagen gelegt, ihn zur heiligen Ilios brachten,
Wehmuthsvoll; auch folgte der Vater ihm, Thränen vergießend.

Digitized by Google

dem großen Sänger zollte. Man errichtete seinem Andenken Tempel, und Argos sandte jährlich ein Opfer nach seiner Geburtsstadt Chios. Außer diesem Verdienste, das sich die Pisistratiden um die Wiederherstellung und Verbreitung von Homers Gedichten erwarben, waren dieselben auch die Stifter der ersten Büchersammlung.

Aber Homers Werke dienten nicht nur den öffentlichen Feierlichkeiten zum Schmuck; sie wurden auch die Grundlage der Erziehung und das Muster, nach welchem sich nicht nur die Dichter, sondern auch Gesetzgeber, Redner, Philosophen, Bildhauer und Maler bildeten. Aeschilus und Sophokles nahmen aus ihnen den Stoff ihrer Trauerspiele; Herodot, Demosthenes und Plato den größten Theil der Schönheiten ihrer trefflichen Werke; Phidias und der Maler Euphranor lernten aus ihnen den König der Götter würdig darstellen. Durch Homer wissen wir, wie weit die bildenden Künste zu seiner Zeit gediehen waren. Er beschreibt des Menelaus königlichen Palast, die Schiffe, deren sich die Griechen bei ihrem Zuge nach Troja bedienten, die Waffen der Heroen, besonders aber den Schild des Achilles, mit so viel Anmuth und Wahrheit, daß das Werk des Dichters vor unsern Augen schwindet und in Wirklichkeit übergeht. Homers Erdbeschreibung von Griechenland wurde angenommen als Gesetz, auf welches sich benachbarte Staaten bei Grenzstreitigkeiten beriefen. Man findet in seinem Werke die Stammtafel der Herrscher über die Staaten Griechenlands, und so sind sie auch die einzige Urkunde, die über die Geschichte dieser Staaten einige Aufschlüsse giebt.

Neuere Kritiker sind der Meinung, Homers Werke seien nicht von einem Verfasser, und könnten in so frühe Zeit aus der Hand Homers nicht hervorgegangen sein; die zu dieser Ansicht sich Hinneigenden werden mit dem, aus dem Griechischen entnommenen, Ausdrucke: Chorizonten, Trennende, *) bezeichnet. In Beziehung auf diese, heißt es in Schillers Epigramm: „Die Homeriden" —:

Wer von Euch ist der Sänger der Ilias? . . . . . .
. . . . . „Ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!"
. . . . . „Ich sang, was auf dem Ida geschah!"

Wir schließen Vorstehendem noch folgende Ueberlieferungen und Urtheile an, die aus früherer und späterer Zeit in Betreff Homers und seiner Werke sich vorfinden.

Suidas berichtet, Curinus, ein Schüler des Palamedes, habe zu der Zeit selbst, als Troja erobert wurde, eine Iliade in Versen verfaßt, und ein anderer Dichter, Namens Singras, ein Zeitgenosse Homers, habe denselben Stoff bearbeitet; aber diese Werke seien durch die Bestrebungen Homers, der allein mit dem Ruhme der Erfindung auf die Nachwelt übergehen wollte, unterdrückt worden.

Plato verbannt Homer aus seiner Republik und giebt zu verstehen, daß, wie sehr man auch bemühet sein möge, den Dichtungen desselben einen löblichen Zweck beizulegen, solche doch rechtlich gesinnten Leuten nur mißfallen könnten, und mehr zu schaden als zu nutzen geeignet seien. — Wir sehen also hier den göttlichen Homer von dem göttlichen Plato in die Acht erklärt.

Pythagoras glaubte, Homer würde ewige Strafen in dem Tartarus dafür erleiden müssen, daß er unwürdig von den Göttern gesprochen habe. — Aus diesem so strengen Urtheile des Philosophen ließe sich schließen, daß die Götter von dem Dichter absichtlich herabgesetzt worden seien.

Flavius Josephus, der Geschichtschreiber der Juden, hat Vieles, was ihm in den Werken Homers abgeschmackt erschien, gesammelt und dem Plato Glück dazu gewünscht, den Homer aus seiner Republik verwiesen zu haben. — Die Begriffe, welche Josephus, als Jude, von Gott hatte, mußten freilich in seinen Augen die Fabeln des Homer als höchst seltsam erscheinen lassen.

Dionys von Halikarnaß bedauert es, daß die Dichtungen Homers nur wenigen Personen nutzen könnten, und daß der Inhalt der Fabeln nur dazu geeignet sei, der Zügellosigkeit und Unordnung Waffen zu leihen.

Lucian verspottet den Homer nicht allein wegen seiner Götter, sondern auch wegen der von ihm geschilderten Wunder, wegen der Reden der Kämpfenden und selbst wegen seiner Unwissenheit in Betreff der Künste. Man glaubt überdies, Lucian habe seine „wahre Geschichte" nur in der Absicht geschrieben, den Homer lächerlich zu machen. — Es läßt sich allerdings dem Lucian eine geistreiche und treffende Kritik nicht absprechen, doch ist derselbe nicht als unbedingte Autorität zu betrachten.

Longin sagt, es scheine, Homer habe Menschen aus seinen Göttern, und Götter aus seinen Menschen machen gewollt. — Cicero wünscht, er hätte gerade das Gegentheil gethan.

Cajus Caligula war ein entschiedener Verächter der Werke Homers; eben so Hadrian. Man wird sagen, der Erstere war ein bösartiger Mensch, und verlangen, daß sein Geschmack für seine Gemüthsart entgelte. Aber man wird denselben Vorwurf nicht dem Kaiser Hadrian machen können, der überdies einen sehr gebildeten Geist besaß und doch von der nämlichen Verachtung gegen Homer erfüllt war; so müßte also entweder der bösartige Mensch gut, oder der rechtschaffene Mensch schlecht geurtheilt haben.

Plutarch, ein großer Lobredner Homers, ist mit der Art unzufrieden, wie er den Agamemnon schildert.

Dio Chrisostomus, ein Zeitgenosse des Plutarch, nennt den Homer den größten Betrüger von der Welt; selbst in den unglaublichsten Dingen lasse er dem Leser keine Schonung wiederfahren.

Horaz sagt, der gute Homer schlafe mitunter ein wenig; *) er tadelt Diejenigen, die gar nichts an diesem Dichter auszusetzen finden. **)

Quinctilian, der den Homer fast vergötteret, theilt doch die Ansicht des Horaz, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß es mißlich sei, alles, was große Männer gethan haben, als Regel aufzustellen.

Unter den Neueren findet Erasmus nicht genug Ernst und Würde in den Dichtungen Homers.

---

*) Man sehe hierüber: Thiersch, Urgestalt der Odyssee, oder Beweis, daß die Homerischen Gesänge zu großen Partien interpolirt sind. Königsberg, 1821.

*) . . . . . quandoque bonus dormitat Homerus.
(Liber de arte poetica; v. 359.)

**) Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?
(Sat. lib. I. sat. 10; v. 52.)

Digitized by Google

Julius Scaliger behandelt den Fürsten der Dichter mit der größten Verachtung; er bricht bei jeder Gelegenheit den Stab über ihn, und in dem Verdammungsurtheile, das er über ihn ausspricht, giebt er ihm derist den Namen eines ausgemachten Narren.

Leibnitz äußert in einer philologischen Schrift aus dem Jahre 1715: „Ich halte dafür, daß Homerus die Götter und Helden lächerlich vorgestellet; indem er nicht, wie Virgilius, für einen Augustum etwas Majestätisches, sondern für den griechischen Pöbel (?!), dem er seine Aufsätze vorgelesen, was Lustiges machen wollen. Inzwischen zeigt er an vielen Orten seinen großen Geist, und schwingt sich hoch, wenn er will."

Voltaire, der den Dichtungen Homers keinen Geschmack abgewinnen konnte, richtet an denselben in dem dritten Gesange seiner Pucelle, auf den, ihm zugeschriebenen, Frosch- und Mäusekrieg (Batrachomyomachie) hindeutend, in scherzhafter Weise folgende Verse:

O chroniqueur des héros du Scamandre,
Toi qui jadis des grenouilles, des rats,
Si doctement as chanté les combats,
Sors du tombeau, viens célébrer la guerre
Que pour la bulle on fera sur la terre!

Eben so beginnt Voltaire sein komisches Heldengedicht: La guerre civile de Genève, ou les amours de Robert Covelle, das eine Satyre auf J. J. Rousseau enthält, mit der Anrufung des großen Sängers:

Auteur sublime, inégal et bavard,
Toi qui chantas le rat et la grenouille.

Auch hat Voltaire sich den Scherz gemacht, den Eingang des ersten Gesanges der Iliade ganz wörtlich zu übertragen,*) das seltsam genug klingt. Wir lassen diese Verse hier folgen, und fügen des Vergleiches wegen die betreffenden Verse aus der Uebersetzung des Homer von Voß zwischenzeilig bei.

La colère chantez, déesse, de péliade Achille,
Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Funeste, qui infinis aux Akaïens maux apporta
Ihn, der, entbrannt, den Achaiern unzählbaren Jammer erregte,
Et plusieurs fortes âmes à l'enfer envoya
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Aïs
De héros; et à l'egard d'eux, proie les fit aux chiens
Sendete, aber sie selbst zum Raub' ausstreckte den Hunden
Et à tous les oiseaux. S'accomplissoit la volonté de Dieu
Und dem Gevögel umher: so ward Zeus Wille vollendet:
Depuis que d'abord différèrent disputans
Seit dem Tag', als einst durch bitteren Zank sich entzweiten
Agamemnon chef des hommes et le divin Achille.
Atreus Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.
Qui des Dieux par dispute les commit à combattre?
Wer der Unsterblichen reizte sie auf zu feindlichem Hader?
De Latone et de Dieu le fils. Car contre le roi étant irrité,
Lato's Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend,
Il suscita dans l'armée une maladie mauvaise, et mourraient les peuples.
Sandte verderbliche Pest durch das Heer; und es sanken die Völker.

Berlin. N — n.

*) Artikel: Traduction, in dem Dictionnaire philosophique.

Grammatik der spanischen Sprache von Dr. Victor Precht. Erster Theil, enthaltend die Formenlehre und Wortbildung, mit einer Einleitung über Geschichte und Character der spanischen Sprache, nebst den Grundzügen des Romance castellano. Zweiter Theil, enthaltend spanische und deutsche Uebungsaufgaben, die Syntax und Correspondenz. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1852. XLIV, 68, VIII und 248 Seiten. Gr. 8.

Den für eine Vorrede freien Raum hat der Verf. zu einem Excurse über die Geschichte und den Charakter der spanischen Sprache, insbesondere über das Verhältniß des Neuspanischen zum romance castellano benutzt. Diese Geschichte ist natürlich nur in gedrängter Kürze abgefaßt, aber die Angabe der Quellen und Hilfsmittel, aus welchen geschöpft wurde, giebt den Lesern Anleitung zum weiteren Studium. S. XX—XXVII bieten die Grundzüge einer Grammatik des romance antiguo castellano dar, mit deren Hilfe Jeder, der das neuere Spanisch kennt, die angeführte Litteratur leicht verstehen wird. — Ueber die „Real Academia española" und ihr „Diccionario" (erste Ausgabe 1726—39, 6 Bände in Folio) spricht der Verf. S. XXXI u. XXXII, und fügt in einer Note hinzu: „Sie entstand dadurch, daß die Männer der Wissenschaft sich gegen die überhand nehmende Verderbniß des Geschmacks (— durch das Eindringen französischer Elemente und durch mehrere Schriftsteller, die mit Vorbedacht oder unwillkührlich in einer nationalen Verirrung ihren Ruhm suchten —) vereinigen zu müssen glaubten. Diese durch die Umstände gerechtfertigte Exclusivität ihrer Stellung mußte mit der Zeit unhaltbar werden und ihre Nachtheile herauskehren. Die Akademie gilt nicht mehr als unfehlbares Tribunal; manche Schriftsteller von Bedeutung erlangten nicht oder verschmähten die Ehre, Akademiker zu sein, schon weil sie bei vereinzelter und selbstständiger Thätigkeit besser ihre Rechnung fanden, während das planmäßige Zusammenwirken der Mitglieder durch allerlei Hemmnisse und Uebelstände beeinträchtigt wurde. Wenn daher auch das Wörterbuch den Fortschritten der Sprache durch richtigen Tact in der Unterscheidung der vorübergehenden von den bleibenden Erscheinungen zu folgen bemüht gewesen ist: so lag es doch in der Natur jener Verhältnisse, daß dieses umfassende Werk in der Ausführung seiner unendlichen Aufgabe mit der Zeit nicht gleichen Schritt halten konnte. So ist auch den neuesten Ausgaben (zehnte, 1843) eine Menge von Druckfehlern, Inconsequenzen in der Orthographie und Accentuation, nicht unterschiedenen Archaismen, von technischen Ausdrücken und weitschweifigen Erörterungen von ganz einseitigem Werthe, dagegen das Fehlen vieler wichtiger Provinzialismen, Ausdrücke der älteren (classischen) und der neueren wissenschaftlichen Sprache, im Ganzen aber Planlosigkeit und ein altheergebrachter philosophischer und politischer Terrorismus vorzuwerfen. Es ist daher nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Nachweise liefert Salvà's Dicc. Aehnlich verhält es sich mit der Grammatik der Akademie (erste Ausgabe 1771)." — Wir entlehnen noch, was der Verf. S. XXXIII. über die spanische Sprache der Neuzeit sagt: „Sie hat, um es mit einem Worte zu bezeichnen, den modernen Typus angenommen. Sie ist nicht mehr das lautre

Digitized by Google

(castizo), gravitätische Castilianisch der Classiker; die Latinismen der Letzteren sind Gallicismen und Eindringlinge aus den andern lebenden Sprachen gewichen, mit deren Literatur die Spanier inzwischen bekannt geworden sind; sie ist exkretisch, wie die neuere Literatur selbst; — aber sie ist auch um Vieles reicher, klarer, flüssiger und knapper geworden. Im Einzelnen sind folgende Unterschiede hervorzuheben: 1) sind viele bei den Schriftstellern der classischen Zeit vorkommende Wörter entweder veraltet, oder sie haben ihre Bedeutung geändert. Zu ersteren gehören auch manche s. g. Gallicismen; 2) umgekehrt, kennen Jene viele Ausdrücke und Wendungen nicht, die jetzt eingebürgert sind; 3) manche Willkür und Unbestimmtheit ist durch die Grammatik beseitigt, namentlich in der Construction . . . . . die Orthographie (1808, 15 ff. von Navarette im Auftrage der Academie redigirt) ist eine ganz andere geworden;" u. s. w. Zur Veranschaulichung ist eine angehängte Parallele zwischen dem Originaltext des Cervántes und einer der Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestalt gemäßen Uebersarbeitung aus Salvà's Abhandlung del lenguaje castellano actual auf den folgenden Seiten abgedruckt. — S. XXXVI heißt es: „Die Grundlagen und Hebel des Schriftthums der Gegenwart in Spanien sind: das Studium der einheimischen, wie der ausländischen, auch arabischen Literatur, besonders auch der natur- und exact-wissenschaftlichen; literar-historische und critische Sammlungen und Forschungen (— Duran, Sanchez, Quintana, Ochoa, Lista, Clemencin —); wissenschaftliche Arbeiten gelehrter öffentlicher und Privatvereine und eine sehr ausgedehnte publicistische Thätigkeit (— Burgos, Cortes, Galiano, M. de la Rosa, Santeoban, Solas y Quiroga, Hernandez u. A. —); — die Ergebnisse: Verbreitung der Elemente der Bildung unter dem Volke; Verbesserung des Schulwesens; Wissenschaftlichkeit, stilistisches Geschick, ja Classicität in dieser Beziehung zu einem Gemeingute der Schriftsteller werdend; Viele unter diesen von hoher Begabung, wenn auch manche Erscheinungen, die jetzt noch zum Theil übermäßige Geltung und Anerkennung finden, in den Hintergrund treten müssen, sobald schöpferische Geister, wie man sie von einer besseren Zukunft erhofft, neue Bahnen eröffnen und eine bestimmte Richtung vorzeichnen werden. —"

Wir haben noch zu erwähnen, daß S. XI—XV, bei der Bemerkung, daß die spanische Sprache, ungeachtet der Zusätze aus anderen Sprachen, eben so wenig hinsichtlich ihrer Bestandtheile, wie ihrer Gliederung, ihre lateinische Herkunft verleugne, zu Ersterem eine auch für Philologen, die sich nicht vorzugsweise mit dem Studium der spanischen Sprache beschäftigen, nicht uninteressante Uebersicht der Wörter vom Buchstaben P—Pe als Beleg, und zugleich als Beitrag zu § 12 der Grammatik (Wortbildung) in der Anmerkung 7 geliefert ist.

Ein Anhang. XXXIX—XLIV enthält 5 Sprachproben: Poema del Cid, vs. 235—384. Don Alonso X., las Leyes de Partida. Proemio del marques de Santillana al Condestable de Portugal. Ensiempio de Alano que llevaba la pieza de carne en la boca. Poemas del Arcipreste de Hita. Luis de Góngora, Soneto.

Der Behandlung der Grammatik liegt die Rücksicht auf die ächt lateinische Gliederung der spanischen Sprache (s. oben) zu Grunde, während das erste Lese- und Uebungsbuch (zweiter Theil) sich nach Art des Lehrganges von Seidenstücker und Ahn mehr dem praktischen Bedürfnisse anschließt. „Es ist, wie sich das für eine wissenschaftliche Grammatik gehört, überall weniger auf das Verwandte, als auf das Ursprüngliche, das der spanischen Spracherscheinung zu Grunde Liegende hingewiesen. Aus dieser und aus praktischen Gründen sind auch 1. Erörterungen über alle Regeln gespart, die der allgemeinen Grammatik anheimfallen und um so mehr vorauszusetzen waren, als die Erlernung des Spanischen dem reiferen Alter mit Recht vorbehalten wird, 2. in Hinblick auf die deutsche Sprache vorzugsweise die Abweichungen und Gegensätze der spanischen hervorgehoben." (S. XI Anmerk. 6.)

Der Verf. hat bei seiner Arbeit überall aus spanischen Quellen zu schöpfen gesucht, auch für diesen Zweck einen Aufenthalt in Spanien im Sommer 1850 verwandt. Doch sind auch von ihm, außer den vorzüglichsten Wörterbüchern, die Lehrbücher von Keil, Francesson, Mier, Ollendorf-Funcke, Mir, Sobrino-Aubouin und andere, ältere Werke zu Rathe gezogen; in dem Abschnitte S. 39—47 hat er sich an die erschöpfende Entwicklung der „Geschichte der Form" in der „Grammatik der romanischen Sprachen von F. Diez" gehalten. „Es war mein Bestreben", heißt es S. XXXVI u. XXXVII, „innerhalb der gegebenen Grenzen Eigues zu liefern. Dies kann bei einer Arbeit dieser Art nur in einer den Organismus der Sprache enthüllenden Zusammenstellung und Anwendung des einmal vorhandenen Materials bestehn. In diesem Sinne kann ich vornehmlich als neu und mein Eigenthum bezeichnen: die Lehre von der Ableitung der Wörter, S. 49 ff., den Parallelismus der Partikeln (§ 11) und das System der Conjugation, insbesondere der unregelmäßigen Verba. Dieses Capitel läßt in den mir bekannten, auch den national-spanischen Lehrbüchern eine folgerechte, durch Herausstellung der inneren Verwandschaft und Abstufung der Formen den Ueberblick erleichternde Anordnung in dem Maße vermissen, daß der Schüler unwillkührlich von der anscheinend so schwierigen und langwierigen Aufgabe zurückschrecken mußte. Hoffe ich nun auch diesem Uebelstande abgeholfen und einen Eintheilungsgrund gefunden zu haben, dessen Richtigkeit in die Augen springt, so betrachte ich das Ganze doch als einen ersten Versuch, welcher der Nachsicht und Nachbesserung bedarf. Ich habe mich überall möglichster Kürze befleißigt, nur die §§ 11 und 12 (— sie füllen die Seiten 28—68 —) scheinen eine Ausnahme zu machen. Sollten indeß diese Abschnitte den Lernenden reellen Nutzen gewähren, so durfte nicht weniger geboten werden. Daß ich auf das Lateinische und die Bedeutung dieses Unterrichtszweiges als der natürlichen Grundlage für die Erlernung der neueren Sprachen durchgängig Rücksicht genommen, will ich mir gern zum Vorwurfe machen lassen."

Der zweite Theil zerfällt in drei größere Abschnitte: Vorübungen, Syntax und Correspondenz. Die Beispiele in den Vorübungen (S. 1—131) sind größtentheils spanischen Werken entnommen. In der Vorrede bemerkt der Verf., daß es wol kaum der Erwähnung bedürfe, daß diese Uebungsaufgaben nach allen Seiten hin durchzunehmen und mit den Regeln der Grammatik in Beziehung zu setzen (— die bei dem zweiten Theile befindliche Inhaltsangabe weist diese Beziehung nach —), also zur Uebersetzung und Rückübersetzung, zur Analyse, zum Auswendig-

Digitized by Google

lernen zu verwenden seien. Der zweite Abschnitt: vom Syntax (S. 132—193) wird mit folgenden Worten eingeleitet: „Schon der erste Theil der Grammatik berührt manches aus dem Syntax in seinem Anschlusse an die Formenbildung. Die in diesem zweiten Theile vorangestellten Beispiele, bes. B. S. 51 ff. (— Eigenheiten des Ausdrucks und der Construction. Partikeln. Satzbildung —) führen sodann stufenweise die wesentlichen Erscheinungen der Satzbildung vor, so daß die nun folgenden, daher auch möglichst kurz gefaßten Bemerkungen einerseits als ergänzende Fortsetzung, andererseits als Analyse des Vorhergehenden erscheinen — die Theorie auf die Praxis gebaut. Im Uebrigen bei den in der Einleitung zum 1. Theil, pag. XXXVI ff., ausgesprochenen Grundsätzen beharrend (— s. oben —), habe ich mich bemüht im Folgenden den Satz- und Gedankenbau der spanischen Sprache durch eine systematische Darstellung in der ihm eigenen Klarheit und Einfachheit wiederzugeben, ein Versuch, bei dem ich, in den bisher erschienenen deutsch-spanischen Handbüchern — das mehrfach erwähnte, historisch-grammatische Werk von Fr. Diez abgerechnet — ziemlich ohne allen Vorgang, um so mehr darauf angewiesen war, mich fast ausschließlich an national-spanische Grammatiker und Stilisten zu halten." (Bei den Beispielen, die zu schwierigeren Uebersetzungsübungen dienen, sind in der Regel die Quellen [durch Abkürzungen]: Burgos, Clementin, Cervántes, El Censor, Escosura, L. Granada, Figero-Larra, Jovellanos, Iriarte, Lista, Martinez de la Rosa, Ochoa, Quevedo, Solis, Sanchez, El Heraldo, angegeben.) — Der dritte Abschnitt (S. 194—220) enthält, zur Erlernung des Geschäfts- und Briefstils, Briefe, Formulare und Berichte aus ausländischen gedruckten und ungedruckten Quellen. — S. 222 u. 248 liefern ein nach der Ableitung geordnetes Wörter-Register.

Wir glauben dem Zwecke unserer Anzeige: die Freunde und Kenner der spanischen Sprache auf Hrn. Dr. Perthes's Bestrebungen zu Förderung des Studiums derselben aufmerksam zu machen, Genüge geleistet zu haben, ein näheres, critisches Eingehen in die Eigenthümlichkeiten seiner, von ihm selbst als wissenschaftliche charakterisirten, Grammatik, competenteren Richtern und der Linguistik ausschließend gewidmeten Journalen überlassend.

Lettern, Druck und Papier sind vortrefflich.

H.

Essai d'une liste des ouvrages concernant l'histoire de l'imprimerie en Italie, par F.-L. Hoffmann, de Hambourg. (Extrait du tome IX du Bulletin du Bibliophile belge) Bruxelles, Cologne et Bonn, J.-M. Heberlé, librairie ancienne et moderne. 1852. 33 Seiten. Gr. 8.

Es ist in dieser kleinen (in 150 Exemplaren besonders abgedruckten) Schrift eine Zusammenstellung von 150 Werken, welche die Geschichte der Buchdruckerkunst in Italien zum Gegenstande haben oder doch Materialien zu derselben liefern, in alphabetischer Reihenfolge versucht worden. Ein gleichfalls alphabetisch geordnetes Uebersichtsregister weist die Nummern theils derjenigen Werke nach, die sich auf die Geschichte der Buchdruckerkunst Italiens überhaupt, theils derjenigen, die sich auf dieselbe in einzelnen Staaten und Städten dieses Landes beziehen. In einem Anhange wird ein, schwerlich vollständiges, gewiß nicht bibliographisch-genaues Verzeichniß der Kataloge der berühmten Buchdruckerei der Sacra Congregatio de propaganda fide in Rom mitgetheilt.

Wenn verschiedene Bücher, die den frühesten Leistungen der Presse im Allgemeinen gewidmet, angeführt sind, so geschah dies deshalb, weil sich in denselben Angaben von alten italienischen Drucken finden, die specielle Werke nicht oder mangelhaft enthalten; es darf daher nicht befremden in der Liste Maittaire, Panzer, la Serna Santander, Hain u. A., besonders auch De-Rossi's Annalen der hebräischen Typographie, die vorzugsweise Kunde von alten hebräischen Drucken, die aus italienischen Pressen im 15. und 16. Jahrhunderte hervorgegangen, geben, namhaft gemacht zu sehen. — Einiger weniger handschriftlicher Arbeiten ist beiläufig gedacht worden.

Gütige Freunde in Dresden und München, in Hamburg namentlich Herr Bastanzi, haben durch ihre Beiträge es ermöglicht, daß der Versuch in nicht noch unvollkommener Gestalt, als in welcher er jetzt vorliegt, erschienen ist. Berichtigungen und Zusätze aus dem Lande, für dessen künftig zu schreibende allgemeine typographische Geschichte die angezeigten Blätter vielleicht als Quellennachweis einst benutzt werden können, erwartend.

Herr Ch. de Chênedollé, der gelehrte und geistreiche Director des Bulletin, hat in freundlicher Weise einige interessante Ergänzungen, S. 31—33, hinzugefügt.

Als fehlend in dem Versuche ist hier noch zu nennen: Catalogo ragionato di opere stampate per Francesco Marcolini da Forlì, compilato da Don Gaetano Zaccaria Ravenate, con Memorie biografiche del medesimo tipografo raccolte da Raffaele de Minicis. Fermo 1850. 8. — Ueber die Sorti des Francesco Marcolini ist außer Friedländer's Abhandlung (S. 14. Nr. 53) auch Satzmann's vortrefflicher Aufsatz: Die Loosbücher des Mittelalters, im Jahrgange 1850 des „Serapeum", S. 65—73, zu vergleichen.

Miscelle.

Die Einnahme der Theater so wie von Concerten und diversen Schaustellungen in Paris, haben sich in den eilf ersten Monaten vorigen Jahres auf 10,166,336 Fr. belaufen.

Berichtigungen. Nr. 7 S. 53, in dem Auszuge aus O. Klopp's „Leben und Thaten des Admirals de Ruiter" gehören die Schlußworte: Wir empfehlen diese interessante Biographie den Lesern angelegentlichst, zu der Titelangabe in der Anmerkung.

Ebendas. S. 55 in der Recension des Musenalmanachs ist zu lesen Z. 6 und 8 von unten statt: Ulericourt: Mericourt.

Nr. 8 S. 61 Z. 22 v. oben l. m. statt Poesien: Poesie.

Ebendas. S. 64 Z. 7 v. unten l. m. statt Fioeilla: Fiorilla.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETY

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 10. Mittwoch, den 2. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Conr. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Soldatenkind ..... Seite 73
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... „ 74
Literatur:
Geschichte Peter's des Grausamen. Aus dem Französischen des Prosper Mérimée: ..... „ 76
Cultur-Geschichte des christlichen Europa. Von Gustav Klemm. „ 78
England im Jahre 1851. Von Friederike Bremer ..... „ 79

Miscellen ..... „ 80

Das Soldatenkind.

Er war ein Kind des Krieges,
Geboren in dem Feld,
Als sich den Kranz des Sieges
Wand um die Stirn ein Held!
Es schmetterten Trompeten
Im Donner der Geschütze,
Leuchtkugeln und Raketen
Aufloderten wie Blitze.
Es stampften dumpf die Rosse,
Laut prasselten Geschosse,
Die Krieger Hurrah riefen
Doch viele ewig schliefen!

Am Rain im feuchten Gras
Die junge Mutter saß,
Den Säugling in dem Arm,
Die Beute schwerem Harm!
Der Gatte war getroffen,
Die Todeswunde offen,
Aus der das Leben floß,
Mit Blut sie übergoß!
Es rannen ihre Thränen
Dem Schmerze und der Lust;
Sie drückte unter Stöhnen
Den Sohn an ihre Brust!

Die Trommel wurd' gerührt,
Das Heer zum Sturm geführt,
Geschlossen fest die Reih'n
Trompeten tönten drein!
Der Rosse Hufe stampften,
Die Lunten brennend dampften,
Und die Gewehre prasselten,
Der Reiter Schwerter rasselten; —
Es blitzet; donnernd kracht
Der Kampf der blut'gen Schlacht;
Die Erde zitternd dröhnt,
Der Todtgetroffne stöhnt!

Er wirft den letzten Blick
Auf seines Lebensglück;
Er hört im Siegeslaut
Den Schrei so lieb und traut!
Es schreit sein Kind, sein Sohn,
Kaum Vater, stirbt er schon!
Er seufzt, er athmet auf,
Und lächelnd stirbt darauf!
Beim Leichnam weinend steht
Die Mutter mit dem Sohn;
Die Lippe flüsternd fleht
Zu Gott auf seinem Thron.

Digitized by Google

Da pfeift es scharf und laut,
Daß die Atome zittern,
Und Bäume, die sie schaut,
In einem Nu zersplittern.
Und wie es zischend gellt,
Die Bombe platzt und springt;
Die Mutter schwankt und fällt, —
Mit ihr der Säugling sinkt.
Es wirbelt hoch der Dampf,
Der Boden ist durchwühlt,
Die Frau im letzten Kampf,
Den Tod im Arme fühlt!

Der Säugling ist schon kalt,
Kaum eine Stunde alt,
Todt ist der Vater schon,
Die Mutter mit dem Sohn! —
Er war ein Kind des Kriegs,
Geboren in dem Feld,
Als sich den Kranz des Sieges
Wand um die Stirn ein Held,
Victoria ruft der Sieger,
Erschlagen viele sind;
Gefallen ist der Krieger
Mit ihm sein Weib und Kind!

Dr. Sigismund Wallace.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Maillard und seine Bande waren also um 7 Uhr Abends aus dem Carmeliterkloster in der Vaugirardstraße zurückgekehrt, nachdem sie 120 Priester ermordet hatten, und traten mit dem Ausruf: Wein! Wein! oder Tod! bei dem Civil-Ausschuß ein. Wir wollen zuvörderst Mehée vernehmen, der bei diesem Auftritt zugegen war:

„Die Carmeliter-Expedition ist beendigt, oder vorgeschritten; eine Bande der Mörder kehrt mit Blut und Staub bedeckt davon zurück. Diese Unholde sind wohl des Mordens müde, dürsten aber noch nach Blut. Sie sind athemlos, und verlangen Wein, Wein oder Tod. Was ließ sich diesem unwiderstehlichen Verlangen entgegensetzen? Der Civil-Ausschuß der Section gab ihnen Anweisungen auf 24 Kannen, bei einem benachbarten Weinhändler. Bald waren sie betrunken, und da weideten sie ihren Blick wohlgefällig an den auf dem Hofe der Abtei aufgehäuften Leichen."

Es ist nothwendig, die Beschreibung hier mindestens auf einen Augenblick zu unterbrechen, um einzuschalten, daß ernste Schriftsteller, die den Septembermännern das Wort reden, es in Abrede gestellt haben, daß die Mörder in Gegenwart der Leichen gezecht hätten. Die Verfasser der „Parlamentarischen Geschichte der französischen Revolution" gedenken dieses Umstandes in folgender Weise:

„Das Gefangenergitter der Abtei ist noch vorhanden. Es ist voller Weinflecke. Einige dieser Flecke, die dunkler von Farbe sind, könnten für Blutflecke gehalten werden. Damit schienen sich die Beschuldigungen zu bestätigen, die man gegen die Geschworenen erhoben hat, welchenach sie sich durch Trunkenheit zu ihren gräulichen Verrichtungen angefeuert haben sollen. Diese Beschuldigungen erscheinen uns jedoch nicht wahrscheinlich. Es läßt sich in der That nicht glauben, daß es so verhärteten Menschen hätte geben können, welchen es möglich gewesen wäre, inmitten des furchtbaren Schauspiels zu trinken, das sie umgab; es ist unglaublich, insbesondere, wenn man sieht, wie Viele freigelassen worden sind."

Der sonderbare Zweifel der angeführten Schriftsteller ist mit ein Paar Bemerkungen zu beseitigen. Wenn eine Abhärtung dazu gehörte, inmitten des Mordens der Gefangenen zu trinken, so würde eine noch größere Abhärtung der vorgeblichen Geschworenen erforderlich gewesen seyn, ohne zu trinken zwei Tage und zwei Nächte morden zu lassen und dem Morden zuzusehen. Andererseits haben wir die Rechnungen der Schenkwirthe vor Augen, welche den von den Geschworenen und den Mördern consumirten Wein geliefert haben. Eine einzige derselben, von dem Bürger Chaillier, lautet auf 346 Maaß.

„Was thun wir weiter hier?" (heißt es im Verfolg der Erzählung Mehée's) rief dieselbe Stimme, die Wein oder Tod verlangt hatte, aus. Es war die Stimme Maillard's, von dem Carmelitrekloster zurückgekehrt. „Fort, nach der Abtei! dort giebt's Wildpreett." Und die Mörder riefen ihm nach: ja, nach der Abtei! Mit ihren blutteifenden Piken und Säbeln eilten sie dahin, und kaum waren zwei Minuten verstrichen, als man die gemordeten Leichen herbeitrug."

Nachdem Maillard's Bande den abteilichen Hof verlassen hatte, ging sie die Cesnetstraße hinab, wandte sich dann links über die St. Margarethenstraße, und machte vor der Gefängnißthür der Abtei Halt.

Die Leichen, welche Mehée ein Paar Minuten nach dem Abzuge von Maillard und seiner Bande bei den Brinen nach dem abteilichen Hofe hin schleifen sah, rühreten nicht von den Gefangenen her, die durch das sogenannte Volkstribunal in den Tod geschickt worden waren. Vor diesem Tribunale, das durch einen von dem Ueberwachungs-Ausschusse ausgegangenen Befehl eingesetzt worden war, hatten mehrere summarische Ermordungen stattgefunden, über die wir einige Erläuterungen geben zu müssen nöthig glauben.

Außer der Bande des Maillard hatten sich gegen 4 Uhr noch andere Mörder in der St. Margarethenstraße vor der Gefängnißpforte eingefunden, die sie forciren wollten. Sie lärmten eine lange Zeit, und verlangten die Herausgabe der Gefangenen. Die Frau Marquisin von Fausse-Lendry, die mit ihrem Onkel, dem Abbé Chapt de Rastignac, in dem Gefängnisse eingeschlossen war, schätzt diese Zeit auf drei Stunden an.

Es ist denkbar, daß die nur zu begründete Angst, in welcher sie verkehrte, ihr die Zeit mindestens eine Stunde längre erscheinen ließ, als sie es in der Wirklichkeit war. Der Gefängnißaufseher Delaroquerie, von Haus aus kein böegesinnter Mann, begann von 4 Uhr an, dem Volkshaufen einzelne Gefangene auszuliefern, um Zeit zu gewinnen, und, wie er sagte, zu sehen, ob es nicht möglich sey, die übrigen zu retten. „Wir hörten," sagt die Frau von Fausse-Lendry, „das Jubelgeschrei der grausen

Digitized by Google

Mörder und das Stöhnen der Opfer, die unter ihren Händen fielen. Als der Gefängnißaufseher uns erklärte, daß er sich genöthigt sähe, einige der Gefangenen Preis zu geben, um die übrigen zu retten, bedeutete ich ihm, daß ihm das Leben Aller anvertraut und es seine Pflicht sey, sie sämmtlich zu retten, oder selber umzukommen. Ich sah aber mit höchstem Unwillen, daß ich kein Gehör fand. Wie hatte ich auch an solch' einem Orte auf Heroismus rechnen können!"

Es war gegen 4 Uhr, als das Preisgeben der einzelnen Gefangenen durch den Aufseher des Gefängnisses begann.

„Gegen 4 Uhr," erzählt Jourgniac Saint-Meard, „lockte uns das Angstgeschrei eines Mannes, der mit Säbelhieben in Stücke gehauen ward, an das Fenster des kleinen Thurmes, und da sahen wir dem Pförtchen unsers Gefängnisses gegenüber die Leiche eines Mannes am Boden hingestreckt liegen. Einen Augenblick darnach wurde wieder einer gemordet, und das so fort.

„Es ist unmöglich, das Schauerliche der tiefen und düstern Stille in Worten auszudrücken, die während dieser Hinrichtungen herrschte, und die nur durch das Todesgeschrei derjenigen, die man zusammenhieb, und durch den Schall der Schläge, womit ihnen der Schädel gespalten wurde, eine Unterbrechung erlitt. Sobald ein Opfer zu Boden gestreckt worden war, erhob sich ein Gemurmel, das durch den Ausruf: es lebe die Nation! verstärkt wurde, ein Ausruf, der für uns noch mehr Schreckendes hatte, als die grausige Stille."

Inmitten dieser partiellen Hinrichtungen und nachdem einige der Gefangenen massacrirt worden waren, war es, wo Maillard eintrat. In demselben Augenblicke wurde ihm eine Depesche der Gemeinde-Administratoren, folgenden Inhalts übergeben:

„Im Namen des Volkes!

„Kameraden, es wird Euch befohlen, über alle Gefangenen der Abtei, ohne Unterschied, Gericht zu halten, mit Ausnahme des Abbé's Lenfant, den Ihr an einem sichern Orte unterzubringen habt.

Unterz.: Panis, Sergent, Administratoren,
Mehée, Secretair-Greffier."

Aus dem Stadthause, den 2. September.

Diese Depesche gab sofort die Idee an, ein Tribunal zu bilden, um dem Niedermetzeln der Gefangenen, mindestens in den Augen des großen Haufens, eine Art gerichtlichen Anstrhens zu geben. Mehée, einer der Unterzeichner der Depesche, beschreibt die Bildung dieses Tribunals folgendermaßen:

„Ein Dutzend Gauner, Maillard an der Spitze, mit dem sie ihren Anschlag wahrscheinlich im voraus verabredet hatten, befinden sich, wie zufällig, unter dem Volke, und mit einander wohlbekannt, vereinigen sie sich da im Namen des souverainen Volkes, aus eigner Vermessenheit, oder auch in Folge eines geheimen Auftrages, den sie von einer höheren Behörde erhalten haben; darnach bemächtigen sie sich der Gefangenregister, die sie durchblätternd musteren. Die Beschließer zittern, die Frau des Kerkermeisters und der Kerkermeister selber fallen in Ohnmacht; das Gefängniß wird von wüthigen Menschen umgebrn; das Geschrei wird immer tobender; man macht einen Angriff auf die Thür, und sie ist nahe daran, erbrochen zu werden, als einer der Commissarien an dem äußeren Gitter erscheint und um Gehör anhält. Durch seine Zeichen, seine Gesten erwirkt er auf einen Augenblick Stille; dann öffnen sich die Pforten, er tritt, mit dem Gefangenbuche in der Hand, hinaus, und läßt sich ein Tabouret geben, das er, um besser gehört zu werden, besteigt.

„„Kameraden, Freunde,"" ruft er aus, „„Ihr seid gute Patrioten, Euer Zorn ist gerecht, Euer Beschwerden sind gegründet: Krieg, offner Krieg den Feinden des Gemeinwohls, ohne Rast und Schonung, Kampf auf Leben und Tod! Ich fühle es, eben so wie Ihr, daß sie umkommen müssen. Wenn Ihr aber gute Bürger seid, so muß Euch die Gerechtigkeit theuer sein. Es ist sicher nicht Einer unter Euch, dem nicht vor dem grausigen Gedanken schaudrete, seine Hände mit unschuldigem Blute zu befleckn.

— Nein! nein! rief das Volk.

„„Wohl, so frage ich Euch, ob Ihr Euch nicht der zu späten und verzweifelnden Reue, den Unschuldigen statt den Schuldigen getroffen zu haben, aussetzen würdet, wenn Ihr, ohne zu hören, ohne zu untersuchen, gleich wilden Tigern über Menschen, die Euer Brüder sind, herfallen wolltet?""

„In diesem Augenblicke wird der Redner von Einem aus dem Haufen, der, mit einem blutigen Säbel bewehrt, die Augen sprühend vor Wuth, herbeispringt, unterbrochen und ihm folgende Gegenrede gehalten:

„„Ei, mein Herr Bürger, sind Sie etwa auch einer von denen, die uns einschläfern möchten? Wenn die heillosen Preußen und Oesterreicher in Paris wären, würden Sie da auch nur die Schuldigen suchen, und nicht kreuz und quer drein schlagen, wie die Schweizer am 10. August? Wohl, ich bin kein Redner, ich schläfre niemand ein, und ich sage Euch, daß ich Familienvater bin, daß ich eine Frau und fünf Kinder habe, die ich gern der Obhuth meiner Section zurücklassen will, um in den Kampf gegen den Feind auszuziehen; aber ich will nicht, daß wähenddem die Buben, die sich in diesem Gefängnisse befinden und welchen andere Buben die Pforten öffnen werden, mein Weib und meine Kinder umbringen. Ich habe drei Knaben, die, ich hoffe es, dem Vaterlande dereinst mehr nützen werden, als die Hundsvötter, die Ihr am Leben erhalten möchtet. Laßt sie meinetwegen herbeikommen; wir wollen ihnen Waffen geben, und dann Mann gegen Mann mit ihnen kämpfen. Ob ich hier sterbe, oder an der Grenze; ich falle immer unter der Hand von Bösewichtern, doch werde ich ihnen mein Leben theuer verkaufen, das Gefängniß wird übrigens von dem heillosen Gesindel gesäubert werden, gleichviel, ob durch mich oder durch andere.""

In den Wuthausbrüchen dieses Mörders lag in Wahrheit eine Logik. In den Sectionsversammlungen war versichert worden, daß es die Absicht der Gefangenen sei, den Abmarsch der Freiwilligen zu benutzen, um aus ihren Gefängnissen auszubrechen und die Familien der Patrioten zu ermorden. Wenn es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hatte, so hätte es wirklich das Volk einschläfern heißen können, wenn man es abhalten wollte den Mördern selbst durch einen Mord, der unter solchen Umständen legitim und zu entschuldigen gewesen wäre, zuvor zu kommen. Es waren also die Leiter der Mordthaten, die sich abermals am scheußlichsten und schändlichsten benahmen, indem sie nicht den Muth hatten, eine erste Lüge fallen zu lassen, um mindestens einige Unschuldige zu retten.

Was übrigens die Idee eines Zweikampfes zwischen den Todtschlägern und den Greisen und Priestern auf offner Straße

Digitized by Google

betrifft, so paarte sich darin die Ueberspannung des Wahnsinns mit der des Verbrechens, obwohl ein Schriftsteller daraus den Beweis der Loyalität der Mörder hat herleiten wollen.

Die brutale Logik dieses, mit einem schon von Blut gerötheten Säbel bewaffneten Redners, verwehete die Mahnungen des Gemeinde-Commissaires wie Spreu, und die gesammte Mörderbande jauchzte ihm Beifall zu.

„Er hat Recht!" lautet das allgemeine Geschrei; „keine Gnade; man muß hinein!" Und nun drängt man vorwärts.

— Einen Augenblick, Bürger, und Ihr sollt zufrieden gestellt werden, spricht der erste Redner wieder. Hier habt Ihr das Gefangenregister; es kann Euch durch die Aufschlüsse von Nutzen sein, die es giebt, und so können die Bösewichter ihre Strafe erhalten, ohne daß man aufhört gerecht zu sein. Der Präsident kann das Gefangenregister in Gegenwart eines jeden Gefangenen ablesen, darnach die Stimmen sammeln, und seinen Ausspruch thun.

„Bei jeder Phrase hörte man von allen Seiten Ausrufungen wie die folgenden: „ja, ja! sehr gut! er hat Recht! bravo! bravo!

„Am Schlusse der Rede riefen mehrere gedungene Stimmen: Herr Maillard, der Bürger Maillard Präsident! Das ist ein wackrer Mann! Der Bürger Maillard Präsident!

„Dieser Ernennung gewärtig und sich nach solch einem Amte sehnend, tritt Maillard auch sofort in Function, und sagt, er werde als ein guter Bürger arbeiten. Sodann organisirt sich die Commission, die Gefährten Maillards schaaren sich um ihn her, sie setzen eine sehr kurze Verhörsformel fest, die sich nicht weiter als auf die Identität der Namen und Vornamen erstreckt, und verfügen, um jeden gewaltthätigen Auftritt im Innern des Gefängnisses zu vermeiden, daß im Beisein der Verurtheilten kein Todesurtheil ausgesprochen, dasselbe aber durch die Worte: nach la Force! bezeichnet werden soll.

Alle diese durch Mehée gegebenen Einzelheiten sind so genau, so klar, so vollständig, und, wie man sehen wird, so begründet, daß es uns schwer scheint, in dem Commissair der Gemeinde, der die gegebene Anrede an die Mörder gehalten hat, jemand anders als ihn selber zu erkennen. Ohne Grund, und aus einer Verwirrung sehr verschiedener Umstände, hat ein Schriftsteller Manuel als solchen bezeichnet. Nur noch ein zweiter Commissair der Gemeinde hat alle diese Vorgänge eben so genau als Mehée wahrnehmen können, nämlich Chaney, der Secretair des Vollstreckungsausschusses, der fast während der ganzen Dauer des Mordens die Abtei nicht verlassen hat, und über den der Gefängnißaufseher Delorraqueeie sich in einem am 25. März 1793 durch den Bürger Thomas, Secretair Greffier der Section des Vier Nationen, aufgenommenen Protocoll folgendermaßen ausgesprochen hat:

„Die Commissarien, die allein im Stande sind über diese Angelegenheit — die Effecten, welche dem Herrn von Cerny zugehört haben — Auskunft zu geben, weil sie die Siegel angelegt oder abgenommen, oder die Protocolle aufgemacht haben, sind, der Bürger Lenfant, Administrator des Ueberwachungsrathes, Duffort, ebenfalls Administrator, und vor allem Herr Chaney, beim Ueberwachungsausschuß angestellt, da derselbe das Abteigefängniß vom Anfang der Ereignisse bis zu Ende nicht verlassen hat."

Die Beschreibung Mehée's in Betreff der Einsetzung des Maillard'schen Tribunals wird außerdem durch authentische Documente bestätigt.

Man zeigt in dem Archiv der Polizei-Präfectur, in der merkwürdigen Sammlung der Gefangenregister, auch das der Abtei, welches Maillard zwei Tage und zwei Nächte vor sich liegen gehabt hat. Es überläuft einem unwillkürlich ein Schauer, wenn man es in die Hand nimmt und darin blättert, so sehr ist ihm die unauslöschliche Spur der Verbrechen geblieben, welchen es gedient hat, und es ist als ob seine schmierigen Blätter einen Leichengeruch von sich gäben. Es trägt nach Außen wie nach Innen Blutspuren, untermischt mit großen Weinflecken, die sich durch eine lichtere Farbe unterscheiden.

So oft einer der Gefangenen den Kannibalen vorgeführt ward, schrieb einer von diesen, und Maillard am meisten, neben dessen Namen nur das Wort: Tod, einzeln auch wohl: todt laut Volksurtheil. Einzeln wurde das Loos der Gefangenen schon beigefügt, ehe es noch ausgesprochen worden war, wie man es bei einem Peter Thomas Gibaut sieht. Zuerst hatte man neben diesen Namen geschrieben: Ueber Herrn Thomas Gibaut hat das Volk Gericht gehalten, und ihn in Freiheit . . . . Dann hatte man sich aber eines anderen besonnen, und den Satz mit den Worten: unmittelbar zu tödten, beendigt

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte Peter's des Grausamen. Aus dem Französischen des Prosper Mérimée. Mit dem Portrait Peter's nach A. Carnicero. Leipzig von Carl B. Lorck 1852. (25. Band der Historischen Hausbibliothek.) VIII und 383 Seiten. 8.

Der König von Castilien Don Pedro ist eine der Schreckensgestalten auf dem Throne, deren Schilderung schon an sich nicht leicht ist, aber noch schwerer wird, weil sich die Volks-Sage ihrer bemächtigt und es daher Manches zu beseitigen und zu sichten giebt. Eine der Hauptquellen, Ayala's Berichte (Cronica del rey D. Pedro, D. Enrique y D. Juan. Sevilla 1493; dann Pamplona 1591, und Don Pedro als erster Band der Coleccion de las cronicas y memorias de los reyes de Castilla. Madr. 1779), hat der Verf. mit Vorsicht und Kritik benutzt; diesen seinen Gewährsmann nennt er oft; vielleicht hat er die übrigen in einer Vorrede namhaft gemacht; die deutsche Uebersetzung enthält eine solche jedoch nicht. Herr P. Mérimée giebt zuerst eine zum Verständniß seiner Darstellung nothwendige Uebersicht der Lage Spaniens bei der Thronbesteigung Don Pedro's 1350; dann sind als Hauptabschnitte des Lebensgemäldes zu bezeichnen: Castilien unter Alfonso, dem Vater Don Pedro's 1308—1350. Thronbesteigung desselben 1351. Die Regentschaft Alburquerque's 1350—51. Die Cortes von Valladolid 1351. Die Verwaltung Alburquerque's 1352—53. Sein Sturz 1353. Bürgerkrieg, Gefangenschaft Don Pedro's 1354. Seine Entweichung 1354—56. Erster Krieg mit Aragon 1356—58. Don Pedro's Rache 1358. Seekrieg gegen Aragon 1358—61. Friede mit demselben 1361. Krieg gegen Granada 1361—62. Wiederausbruch des Kriegs gegen Aragon

Digitized by Google

1362—63. Der Krieg in Valencia 1363—65. Ankunft der großen Compagnie in Spanien 1366. Regierung Don Heinrich's und Bürgerkrieg 1366—67. Intervention des Prinzen von Wales 1367. Wiedereinsetzung Don Pedro's 1367—68. Rückkehr Don Heinrichs 1366—69 (von dessen, seines Bruders Hand Don Pedro fiel am 23. März 1369, in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und sieben Monaten).

Es sind nur wenige Jahre, aber Jahre voll Blutes und Greuel, die der Verf. an uns vorüberführt. Von dem geschichtlichen Werth der Arbeit hier abgesehen, scheint es uns doch, daß der Hr. Herausgeber der „Historischen Hausbibliothek", wenn wir auf den Zweck derselben zurückblicken, indem er sie für seine Sammlung wählte, keine besonders glückliche Wahl getroffen hat. Einem größeren Leserkreise kann die Erzählung von den ewigen Kriegen, die zum Theil keine großartige Feldzüge sind, sondern nur Raubzüge, Metzeleien und Städteverwüstungen durch Feuer, sowie von der Maitressenwirthschaft, den Weiberintriguen, der unwürdigen Behandlung der Königin Blanca von Bourbon, schwerlich Unterhaltung, Belehrung durchaus nicht gewähren. Zu leugnen ist übrigens nicht, daß Herr P. Mérimée einige ganz interessante Züge aus der Sittengeschichte der Zeit seinem Bruchstücke aus der spanischen Geschichte, auch Urtheile, die uns Don Pedro in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen sollen, eingeflochten hat. So ist z. B. die Charakteristik am Schlusse des Buches, die wir hier folgen lassen, beachtungswerth:

„Don Pedro war von gutem Wuchs, kräftig und von ebenmäßigen Verhältnissen. Seine Züge waren regelmäßig, sein Gesicht von klarer und frischer Farbe. Nach der damaligen Bildsäule, die sich noch im Nonnenkloster des heiligen Dominik in Madrid befindet, hatte er schwarze Augen und schwarze Haare, während ihm die Sage blaue Augen und röthlich blondes Haar giebt. Er war außerordentlich thätig, und für alle anstrengenden Leibesübungen leidenschaftlich eingenommen; von außerordentlicher Mäßigkeit, selbst für ein Land, wo die Schwelgereien der Tafel unbekannt sind. Einige Stunden Schlaf genügten ihm. Er sprach leicht und mit Anmuth, aber behielt immer die etwas gezierte Aussprache der Sevillaner bei. Unter der brennenden Sonne Andalusiens aufgewachsen, und von frühster Jugend an von Verführungen umringt, liebte er die Frauen mit Leidenschaft; aber mit Ausnahme der Maria de Padilla hat keine seiner Geliebten eine Herrschaft über seinen Geist erlangt. Man giebt ihm Geiz schuld, und führt als Beweis die Sorgfalt an, mit der er sein ganzes Leben lang Schätze anhäufte, und die Edelsteine und großen Geldsummen, die man nach seinem Tode in dem Schlosse Carmona gefunden hatte. Niemals verlor er eine Gelegenheit, die Güter der Krone zu vermehren, und unterschied sich darin sehr von seinem Gegner Don Heinrich, der bis zur Verschwendung freigebig war. Ich glaube jedoch, daß Don Pedro nur den äußeren Schein des gemeinen Lasters hatte, welches mehrere Schriftsteller ihm vorwerfen. Meiner Meinung nach liebte er das Geld nur wegen der Macht, welche es verleiht. Seine große Leidenschaft war, zu herrschen, und in einer Zeit, wie die seinige war, war der Reichste der Mächtigste.

Die erste Lehre, die er in der Politik empfing, war bitter. In Toro mußte er seine Freiheit und seine Krone seinen gegen ihn aufgestandenen Vasallen abkaufen. Zu wiederholten Malen verrathen von Denen, welche sein Vater und er selbst mit Wohlthaten überschüttet hatten, selbst von seinen Brüdern und von seiner Mutter, wurde er frühzeitig mißtrauisch, argwöhnisch, oft ungerecht gegen seine treuesten Diener. Seine Heuchelei, seine Meineidigkeit sind die Laster seiner Zeit. Diese Eigenschaften waren, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Nothwendigkeit und vielleicht eine Bedingung des mittelalterlichen Königthums. Er wollte allein herrschen, und um sich Gehorsam zu verschaffen, fing er damit an, sich gefürchtet zu machen. Es gelang ihm nur zu gut. Aber die Großen und die Prälaten unterwarfen sich nicht ohne Widerstand dem Joch, welches er ihnen auferlegen wollte. Jeder Widerspruch machte ihn nur hartnäckiger auf seinem Willen bestehend; er führte mit der Geistlichkeit und dem Adel einen erbitterten Krieg, und griff dabei zu gleicher Zeit die gefürchtetsten Feinde des Königthums an. Das von den Ricos bedrückte Volk sah mit Freuden auf den Trümmern der alten Feudalanarchie die königliche Macht sich erheben und zunehmen. Außerdem traf die Strenge Don Pedro's auch nur die Großen, und was man nicht vergessen darf, sie traf am häufigsten Verräther an ihrem Vaterland und ihrem Fürsten. Er zeigte sich unerbittlich gegen die unaufhörlich erneuerten Empörungen eines unruhigen Adels; aber während er die vornehmsten Köpfe fallen ließ, athmete das Volk frei auf, und rühmte die Gerechtigkeit eines Herrn, welcher von den Großen und den Kleinen gleichmäßigen Gehorsam verlangte. Im vierzehnten Jahrhundert war ein unparteiischer Despotismus eine Wohlthat für die Völker. Die Juden und die Mauren, welche den politischen Streitigkeiten, die Castilien zerfleischten, fremd blieben, segnen ihn als den besten der Fürsten, weil er Kunst, Handel und Gewerbe aufmunterte, und weil sein Despotismus gelinde war, wo er gelehrige Sclaven fand. Als der Krieg mit Aragon ihn zwang, die Steuern zu erhöhen; und die bewaffneten Bürger, die nur zu den Waffen zu greifen gewohnt waren, um den Feind von ihren Mauern zurückzuweisen, zu entfernten Kriegszügen zu verwenden, verlor Don Pedro rasch seine Popularität, und sowie eine fremde Armee den Schrecken, welchen seine zahlreichen Züchtigungen eingeflößt hatten, zerstreute, sank seine Macht zusammen wie ein auf Sand gegründetes Gebäude. Die Feudalanarchie gewann wieder die Oberhand, und der Despot sah sich waffenlos inmitten seiner Sclaven. Von diesem Augenblicke an war sein Ansehen unwiederbringlich verloren. Vergebens setzte ihn ein englisches Heer wieder auf den Thron; er wurde gestürzt, so wie es wieder über die Pyrenäen war.

Drei Fürsten Namens Peter haben zu gleicher Zeit auf der Halbinsel geherrscht; alle drei erhielten von ihren Zeitgenossen den Beinamen: Peter der Grausame. Sie strebten nach demselben Ziele, nach der Vernichtung der Macht der großen Vasallen, um der Feudalanarchie ein Ende zu machen. Man würde sich sehr irren, wenn man diesen Königen auch nur eine Ahnung von Patriotismus zuschreiben wollte. Sie kannten keinen andern Beweggrund, als ihren Ehrgeiz; doch scheint Don Pedro von Castilien mehr als seine Namensvettern von dem Ruhm der Ordnung und der Größe seines Landes geträumt zu haben. Ich kenne keinen andern Fürsten jener Zeit, der gesagt hätte: „Lieber den Sieg meines Feindes, als die Zerstückelung des Reiches!"

Neben den Uebelständen seiner besonderen Lage, besaß Don

Digitized by Google

Pedro noch große Fehler. Er war zu gewaltthätig, zu unbeugsam in seinen Plänen, und gab immer der Leidenschaft des Augenblicks nach, anstatt die Rathschläge der Klugheit zu hören. Er hätte versuchen sollen, seine Feinde zu vereinigen; er vereinigte sie im Gegentheil, ohne seine Kräfte zu ermessen. Ganz allein wollte er dem Adel, der Geistlichkeit und mächtigen Nachbarn die Spitze bieten. Was er erstrebte, war vielleicht zu der Zeit, wo er es zu versuchen wagte, unmöglich zu erreichen; aber er bereitete die Erhebung der königlichen Macht in Spanien vor, und als die Zeit gekommen war, um das Land auf immer von der Tyrannei der großen Vasallen zu befreien, erinnerte man sich an Don Pedro und an seine Kühnheit. Die katholischen Könige, welche glücklicher, als er, das Werk vollendeten, welches seine Hände begonnen hatten, würdigten seinen Muth und die Hindernisse, an denen er scheiterte. Die Königin Isabella verwahrte sich zwerst gegen den Beinamen, der sein Gedächtniß brandmarkt, und wollte nicht dulden, daß man ihn Peter den Grausamen nenne, sondern nannte ihn mit der Zustimmung des Volkes, welches niemals Fürsten, die ihm einiges Gute gethan, aus dem Gedächtniß verliert: Don Pedro den Richter." H.

Cultur-Geschichte des christlichen Europa. Von Gustav Klemm. Erster Band: Westeuropa. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Zweiter Band: Osteuropa. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1851. 52. VI, 582, VI, und 582 Seiten. Gr. 8.

Diese beiden Bände, der neunte und zehnte (letzte) der „Allgemeinen Cultur-Geschichte der Menschheit", bilden ein selbstständiges Werk. Auch hier ist Alles, was den früher erschienenen Bänden eine so günstige Aufnahme erwarb, ein fast überreiches Material in gefälliger Form, eine Masse von Citaten der benutzten Quellen und Hilfsmittel, die zum weitern Studium einzelner Gegenstände hinleiten, in der zweckmäßigsten und befriedigendsten Weise vereinigt. Alterthümer öffentlicher Museen und der Privatsammlung des Verfassers sind, wo sich dazu die Gelegenheit bot, zur Erläuterung beschrieben und diese nach eigener Anschauung abgefaßten, wenn auch nur kurzen Beschreibungen geben dem Werke einen eigenthümlichen Werth, der durch die Abbildungen, welche auf den 12 lithographirten Tafeln zusammengestellt sind, noch erhöht wird.

Die Völker des christlichen Europa, deren Cultur-Geschichte das Werk uns kennen lehrt, sind in zwei große Gruppen getheilt: Germanisch-romanische Völker (Westeuropa) und slawisch-finnische Völker (Osteuropa). Den slawischen Völkern hat der Verfasser einen eigenen Band gewidmet, weil sie in der Geschichte von Europa als ein wichtiges und eigenthümliches Culturelement hervortreten. „Allerdings", heißt es im Vorworte zum zweiten Bande, „sind die Slawen noch kein Volk der Vergangenheit, kein Volk, dessen Lebenslauf als abgeschlossen vor uns liegt. Der eigentliche Kern des Slawenthums, das russische Volk, ist kaum seit anderthalb Jahrhunderten auf dem Schauplatz des europäischen Staatslebens erschienen. Es hat aber in diesem kurzen Zeitraume eine so große Fülle von Kraft entwickelt, wie dies kaum jemals bei einem anderen Volke der Fall gewesen ist. Es bewahrt außerdem in sich einen so reichen Schatz der trefflichsten, rein menschlichen Eigenschaften mit einer Kindlichkeit und Frische, wie kein anderes der alternden europäischen Völker. Darüber sind alle Berichterstatter einig, daß in dem russischen Volke die Gefühle der Dankbarkeit, des Gehorsams, der Ehrfurcht und der Pflicht noch frisch und lebendig vorhanden sind und fortwährend gepflegt werden. Das geben selbst die zu, welche derartige Gefühle verlachen und verspotten und die eben deshalb auch nicht müde werden, Alles, was auf Rußland Bezug hat, zu verunglimpfen."

Und in der That, wenn man die Abschnitte über Rußland, die natürlich den größten Theil der Darstellung einnehmen, aufmerksam und ohne Vorurtheil liest, fehlt es denselben nicht an Belegen für die Richtigkeit der Ansicht des Verfassers. Manche der dort geschilderten Sitten und Gebräuche, manche Züge aus dem Leben des Volkes, selbst aus dessen Verhältniß zum Staatsoberhaupte u.dgl., können als solche dienen. —

Doch ehe wir unsere Leser mit dem Hauptinhalte dieses zweiten, kürzlich erschienenen Bandes bekannt machen, müssen wir die Bestandtheile des ersten, in unserer Zeitschrift noch nicht besprochenen, kurz darlegen. Der Verfasser betrachtet auch die Geschichte des christlichen Westeuropa als noch im Werden begriffen, er bemerkt, daß die mannigfachen körperlichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, socialen und moralischen Elemente eben noch im Umschwung begriffen seien, und daß sie noch lange nicht jenes organisch-harmonische Ganze bildeten, welches wir als Vollendung ansehen dürften; dieser Bildungsproceß fände sich in allen Landen, wo die Germanen als Staatsbegründer aufgetreten. Deutschland sei aber auch heute das Land, wo dieser Bildungsproceß am lebhaftesten von Statten gehe; es sei der Schauplatz des Kampfes der modernen Philosophie mit der Wissenschaft geworden, wie es früher der Schauplatz der politischen Kämpfe Europas gewesen. Darum werde es mit Recht das Herz von Europa genannt, mit Recht stehe es daher im Mittelpuncte der westeuropäischen Culturgeschichte. Dieser müsse jedoch ein Blick auf die Urzustände der Germanen vorausgehen, wie sich dieselben in den Zeiten ihrer ersten Begegnung mit den Römern darstellen. — Häufig selbst in kleine Einzelnheiten tiefer eingehend, führt der Verf. uns demnach zuerst S. 6—83 die Germanen vor, berücksichtigend ihre Gestalt, ihre Kleidung, ihren Körperschmuck, ihre Wohnstätten, Fahrzeuge, Werkzeuge, Beschäftigungen, ihr Familien- und öffentliches Leben, Kriegswesen, ihre Religion. Darauf wendet er sich zu den culturgeschichtlichen Erscheinungen, die das christliche Westeuropa darbietet. Die einleitenden Worte lauten: „Hierbei stellt sich uns zunächst der Erfahrungssatz auf, daß sämmtliche romanisch-germanische Völker erst durch das Eindringen des römischen Wesens in die celtischen wie in die germanischen Völker, dann des germanischen, welches die celtische und romanische Cultur durchdrang, einen gewissen gemeinsamen Charakter annahmen. Dabei bietet sich die Betrachtung dar, daß durch den allgemach sich steigernden Verkehr, der seine Anfänge namentlich in dem bis an Rhein und Donau sich hinziehenden Straßennetze des römischen Kaiserreiches hatte, die

Digitized by Google

höheren Stände des gesammten Westeuropa eine gemeinsame Physiognomie annahmen. Von den germanischen Völkern ging die höhere Stellung der Frauen aus, welche namentlich in den von Franken, Burgundern und Westgothen eingenommenen gallischen Landschaften zu jener Chevalerie sich ausbildete, welche den Adel des 12. und 13. Jahrhunderts zu ritterlichen Thaten, Gesang und Dichtung entflammte. Nächstdem bildete sich die Verfassung des Staates und der Kirche im gesammten Westeuropa gleichmäßig aus und die germanischen und die romanischen Nationen fanden im Kaiser und Papst ihre Culminationspunkte, wie denn Adel und Geistlichkeit die Blüthen an diesen beiden Grundsäulen bilden. Die römische Sprache blieb für Staat, Kirche und Wissenschaft die herrschende; der Dichtung blieben die germanische und neufränkische anheimgestellt. Die celtische zog sich auf enge Bezirke zurück, in deren Nähe sich sodann jene Sprache aus der innigen Verschmelzung der germanischen und romanischen herausbildete, welche in diesem Augenblicke in Neuseeland, wie in Hindostan, in Amerika, wie am Cap der guten Hoffnung die herrschende ist. Endlich bildete sich auch eine allen christlichen Westeuropäern eigenthümliche Kunst, zunächst aus der Verschmelzung der griechischen Stein- und der nordischen Holzbaukunst."

Die nähere Betrachtung der Cultureerscheinungen des christlichen Westeuropa wird begonnen mit der Schilderung der körperlichen und geistigen Beschaffenheit der Nationen, dann gehandelt von den Nahrungsmitteln derselben, der Kleidung, den Wohnstätten, der häuslichen Einrichtung, den Fortbewegungsmitteln, der Gewerbthätigkeit (im weiteren Sinne), dem Familienleben, dem geselligen Leben, den Spielen *) der Todtenbestattung, dem öffentlichen Leben, der Staatsverfassung, den Ständen, den Verfassungen, der Staatsverwaltung, dem Staatsoberhaupte, den Gesetzen und der Rechtspflege, dem Kriegswesen, den Schutz- und Angriffswaffen, der Religion, den heiligen Orten, dem Gottesdienst und den Wissenschaften und Künsten (S. 84—566). Zum Schlusse folgt eine kurz gefaßte Uebersicht der Geschichte der Völker des christlichen Westeuropa (S. 566—582).

Die speciellen Gegenstände, welche unter den genannten Rubriken erörtert werden, sind so zahlreich, daß ein weiterer Nachweis hier nicht statthaft ist. Wir können aber versichern, daß man so leicht keinen Gegenstand von einiger culturgeschichtlichen Bedeutsamkeit vermissen dürfte; so, um nur Weniges anzuführen, lesen wir S. 214—224 interessante Notizen über den Schmuck der Grabstätten und die Grabschriften, S. 273—284 über die Juden, S. 443—452 über die Kriegsmusik, die Feldzeichen, die Feldlager, die Befestigungen; von der Regel des h. Benedict ist S. 466—476 eine Analyse gegeben, die allerdings so ausführlich wie sie ist, als die Grenzen des Werkes überschreitend angesehen werden könnte; man erinnere sich jedoch, daß diese Regel im Laufe der Jahrhunderte die Grundlage aller übrigen Mönchs- und Nonnenregeln, wenn auch mit manchen eigenthümlichen Abweichungen, worde und ihre genauere Kenntniß mit dem Mönchs- und Klosterwesen in zuverlässiger Weise vertraut macht.

Was nun einzelne Hauptabschnitte anbelangt, würden sie selbst als besondere kleine Monographien alle Ansprüche befriedigen; wir nennen nur die Mittheilungen über die Waffen S. 410 bis 443, (überall mit Bezug auf alte deutsche Dichtungen, das Rolandslied, König Rother, Tristan, Parcival u. a., und auf die Schätze des königl. historischen Museums in Dresden u. s. w., nebst Abbildungen auf der fünften und sechsten Tafel. *)

(Schluß folgt.)

England im Jahre 1851. Von Friederike Bremer. 362 S. 8. Altona, Dirksen und Ingwersen.

Dem Titel nach sollte man glauben, daß dieses Buch der bekannten Schwedin nur von dem wichtigen Begebniß des Jahres

*) Beim Schachspiel, S. 193, sind durch eine Titelverwechslung, des Herzogs August von Braunschweig und Lüneburg (Gustavi Seleni) Cryptomenytices et cryptographiae libri 9. Lunaeb. 1624 statt seines unter demselben pseudonymen Namen zu Leipzig 1616 erschienenen Werkes: Das Schach- oder Königspiel, in 4 unterschiedene Bücher abgefasset, auch mit dienlichen Kupffer-Stichen gezieret: Welchem zu Ende auch beygefüget des Pythagorae uhraltes Spiel. Leipzig 1616, angeführet.

*) Für Freunde alterthümlicher Waffen hier das Nähere über die einzelnen Figuren dieser Tafeln. Die fünfte Tafel zeigt die Formen der Schwerter: Nr. 1 aus den Bildern der Herrard von Landsperg, Nr. 2 aus der pfälzer Handschrift des Rolandsliedes, Nr. 3 und Nr. 7—10 nach den Statuen der Stifter des naumburger Domes, Nr. 5 ein Schwert des 15. Jahrh. nach Meyrick's Waffenwerk, deutsch v. Finke, Nr. 6 einen doppelhändigen Flamberg, und Nr. 11 einen Schwertgriff des 16. Jahrh. wie sie so häufig vorkommen; Nr. 4 ist das schöne Schwert des königl. historischen Museums zu Dresden, Nr. 9 Bogen, dessen Klinge $3\frac{1}{2}$ Zoll breit ist und jedenfalls dem 11. Jahrh. angehört. An den mit den Händen dargestellten Schwertgriffen ist die Eleganz der Haltung bemerkenswerth. — Die 6. Tafel enthält die Formen der mittelalterlichen Pfeile und Bolzen. Nr. 1 gehört dem 14. Jahrh., ist $3\frac{1}{4}$ Zoll lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll breit (Nr. 982 der Sammlung des Hrn. Hofrath Klemm), Nr. 2 sind die gewöhnlichen Bolzenspitzen von 3 Zoll Länge zum Aufstecken auf den mit Holz befiederten, 13—14 Zoll langen Schaft, wie Figur 6. Nr. 3 ist eine seltnere Form, 4 Zoll lang, zum Einsetzen in den Schaft, Nr. 4 Bolzenspitze aus den Schweizer Kriegen, Nr. 5 die 6 Zoll lange Spitze eines Wurfspießes, gefunden bei Schlieben neben Messer, Axt und Schere, durchgängig von Eisen. — Nr. 8, die dem Verfasser bekannte älteste Abbildung eines Geschützes aus der dresdner Handschrift A. 49. fo. cclxxvii, die wol dem 14. Jahrh. noch angehören dürfte. Die Büchse ruht auf einer Bank oder Bockstellung, der Artillerist legt mit der linken Hand eine Kohle auf das Zündloch. Nr. 7 ist die Darstellung einer schweren Handbüchse des histor. Museums (Pistolenzimmer 427), die ebenfalls in die frühesten Zeiten des Feuergewehrs gehören dürfte. Das ganze Gewehr ist 51 Zoll lang. In das eckige Rohr ist anstatt der Schwanzschraube ein Eisencylinder eingetrieben und in den Schaft mit eingelassen. Ueber das Zündloch kann ein Blatt gelegt werden, was zum Drehen eingerichtet ist. (In demselben Museum wird auch das angebliche Feuergewehr des Berthold Schwarz aufbewahrt. Es besteht aus einer kurzen Eisenröhre, in der sich eine Feile zum Reiben befindet.)

Digitized by Google

1851, der Völker-Ausstellung, handle. Allerdings hat die Verfasserin diesen Gegenstand, welcher die ganze Welt so zu sagen in Bewegung setzte, mit Ausführlichkeit besprochen, jedoch mehr in einem allgemeinen Sinn, indem sie die Ausstellung namentlich als Mittel gebrauchte, um ihren Lesern zu zeigen, daß die Macht der Königin Victoria eine rein moralisch weibliche und der Einfluß, welchen Prinz Albert ausübt, ein moralisch geistiger sei. Zu gleicher Zeit führt sie den nicht mit dem eigentlich englischen Leben Bekannten in die gegenwärtige philanthropische Regsamkeit Großbritanniens ein, und zeigt, wie von allen Klassen der Gesellschaft mit Eifer darauf hingearbeitet wird, die arbeitende Klasse moralisch und religiös zu erziehen, ihre materielle Lage zu verbessern, und in ihr einen Sinn für häusliches Glück durch freundliche, gesunde Wohnung zu wecken. Das Buch der Frau Friederike Bremer ist daher nicht von vorübergehendem Interesse, sondern hat ein bleibendes; da es überdies in einer zarten weiblichen und für alles Gute und Schöne begeisterten Sprache abgefaßt ist. Ebenso ist die Uebersetzung eine gute, und wir hoffen daher, daß das Werkchen zum Nutzen und Frommen Vieler recht viele Leser in unserm Vaterlande finden wird. S. W.

Miscellen.

Asmodi. — Seit dem Beginn dieses Jahres erscheint wöchentlich in Hamburg ein humoristisches, satyrisches Blatt, welches diesen Namen führt, und sich durch die Trefflichkeit seiner Karikaturen hinsichtlich der Zeichnung und Ausführung so wie durch seinen witzigen Inhalt empfiehlt. Seiner ausgesprochenen Tendenz nach wird sich Asmodi aller Politik enthalten, und nur Schwächen und Mißbräuchen unserer gesellschaftlichen Zustände zum Gegenstande seiner satyrischen Geißel nehmen. Der Verleger entschlossen keine Opfer zu scheuen, um tüchtiger Mitarbeiter, Schriftsteller sowohl als Künstler zu erwerben, hofft abseitens des Publicums Theilnahme zu finden, und wir hegen den Wunsch, daß es dem neuen Blatt gelingen möge, genug Abonnenten zu erhalten, um bestehen zu können, da der Preis in Verhältniß mit den sehr bedeutenden Kosten ein geringer ist. S. W.

Im Verlage des Londoner Buchhändlers Herrn Bentley werden ehestens die lange erwarteten „Memoiren und Correspondenz von Charles James Fox" in zwei Octavbänden erscheinen. Auch Herr Murray kündigt die Herausgabe von ein Paar Werken an, auf die man sehr gespannt ist, nämlich: „Sir Hudson Löwe's hinterlassene Papiere," welche über Napoleon's Aufenthalt auf St. Helena, in sofern derselbe mit dem Gouverneur in Beziehung steht, zuerst ein klares Licht verbreiten, und „Sir Castlereagh's hinterlassene Papiere", in welchen der Wiener Congreß, die Schlacht von Waterloo und die Besetzung von Paris besprochen werden.

Jüngst sind in London 26 Acker Landes, zu einer der dortigen Vorstädte gehörend und die Hälfte eines Cavelings bildend, der ursprünglich zu 150 £ gekauft worden ist, in öffentlicher Auction mit 8316 £ bezahlt worden.

In der jüngst zu Paris gehaltenen Auction über die hinterlassene Gemäldesammlung des Herzogs von Orleans sind die werthvollsten Stücke wie folgt bezahlt worden: Die Cimbrer-Schlacht 28000 Fr., Joseph durch seine Brüder verkauft 37000 Fr., Simson die Philister schlagend 20500 Fr., Tod des Herzogs von Guise 52500 Fr. (von dem Herzog von Aumale angekauft), Stratonice 63000 Fr., (Käufer Demidoff) Verliebter Löwe 15500 Fr., Antiquar 30500 Fr., Francesco von Rimini 43600 Fr., Tröstender Heiland 52000 Fr., Der Ghiaur 23500 Fr.

Ein Dubliner Blatt berichtet über einen Landmann, der ungefähr 11 Meilen von Dublin, in der Grafschaft Wicklow zu Hause ist, und, wenn er den nächsten April erlebt, 109 Jahr alt wird. Er ist noch im Stande seine Ländereien in Augenschein zu nehmen und sich der Bergluft zu erfreuen. Er hat unter der Regierung von fünf englischen Herrschern gelebt, und zählte 38 Jahre zur Zeit der irländischen Freiwilligen, 71 Jahre zur Zeit der Schlacht von Waterloo.

In der Nähe von Perigueux in Frankreich ist vor Kurzem, ganz zufällig, ein merkwürdiges Echo entdeckt worden, das volle eilf Silben repetirt.

Der englische Arzt Dr. Evans empfiehlt den Genuß einer halben Pinte gekochter Milch, warm getrunken, als ein unfehlbares und prompites Mittel gegen Magendruck, wenn solcher durch zu vieles Austernessen verursacht wird, indem die Milch die Austern unmittelbar in einen weichen Schleim auflöst. Schwächliche und schwindsüchtige Personen sollten, sagt er, sich dieses Mittels stets bedienen.

Zu Paris sind jüngst 8536 Abdrücke des Journal pour Rire auf der Post in Beschlag genommen und der verantwortliche Herausgeber dieses Blattes, Herr Philippon, so wie der Drucker, Herr Pion zu einer Geldbuße von 469,480 Fr., nämlich 55 Fr. für jede Nummer, verurtheilt worden, weil die besagten Abdrücke ungestempelt waren. Die Einrede der Betreffenen, daß ihr Blatt ein belletristisches, und folglich stempelfrei sei, wurde mit der Bemerkung abgewiesen, daß ein Carricaturenblatt, das nur die Befriedigung der Neugier oder der muthwilligen Schadenfreude (Malice) seiner Leser bezwecke, als ein rein mercantilisches Unternehmen zu betrachten sei.

Die Stadt Verviers ist, dem dortigen Journal zufolge, im Besitz eines untrüglichen Orakels in Betreff der Fruchtbarkeit oder der Unfruchtbarkeit eines bevorstehenden Jahres. Sie hat nämlich einen kleinen Bach, die theure Zeit (Cher-Temps) genannt, der, wenn ein ergiebiges Jahr zu erwarten ist, ganz gemächlich in seinem Bette fließt, aber wild einherschießt, wenn das Gegentheil bevorsteht. Gegenwärtig prophezeiht er ein fruchtbares Jahr.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 11. Sonnabend, den 5. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Einige Beispiele der Handhabung der Criminal-Justiz in Californien ..... Seite 81
Der Bramine und die Paria. Eine Erzählung aus Ostindien von Dr. Sigismund Wallace ..... „ 83
Literatur:
Cultur-Geschichte des christlichen Europa. Von Gustav Klemm. (Schluß.) ..... „ 85
Geschichte der Literatur der Gegenwart. Von Dr. T. Mundt .. „ 87

Miscellen ..... „ 88

Einige Beispiele der Handhabung der Criminal-Justiz in Californien.

Aus einer Reisebeschreibung, welche Herr Saint-Armand, der von der französischen Regierung mit einer Mission nach Californien und dem Oregon betraut gewesen, unter Kurzem in Druck geben wird.

Die Hänge-Stadt, am Flusse der südamerikanischen Gabel, 55 englische Meilen östlich der Stadt Sacramento belegen, ist in folgender Weise zu ihrem Namen gekommen. Sie ist nur 12 Meilen von der famosen Sägemühle des Capitains Sutter entfernt, wo die Goldentdeckung gemacht worden ist. Dort hatte, vor ungefähr drei Jahren, ein Irländer Namens Richard, der in dem Saale des Eldorado mit einem Spieler in Streit gekommen war, diesem an einer abgelegenen Stelle aufgelauert und ihn ermordet. Es war dies schon das zweite Verbrechen dieser Art, dessen dieser Mensch sich schuldig gemacht hatte, und so säumte das Lynchgesetz denn nicht, ihn zum Hängen zu verurtheilen. Da es nun noch keine besondere Vorrichtungen für Executionen dieser Art gab, so erkor man dazu einen großen Maulbeer-Feigenbaum mitten in der Stadt, unter dessen Schatten man bis dahin nur Jubellaute gehört hatte. Aber es fehlte selbst an einer Leiter um den bedauerlichen Act zu vollziehen.

Never mind! so eine Kleinigkeit genirt einen Amerikaner nicht. Man schlang die Schlinge des rächenden Stricks dem Delinquenten um den Hals, und lud ihn, nachdem man ihm das andere Ende davon in die Hand gegeben hatte, freundlich ein, nach Affenart bis zu einem ihm bezeichneten Zweig hinaufzuklettern, wobei man ihm sodann nach Möglichkeit behülflich war, nachdem man ihn, wie er seine Sache weiter anzustellen habe, unterrichtet hatte. Nachdem der Todescandidat sich eine Cigarre, und zwar eine ächte Havannefer, ausgebeten und angezündet hatte, ging er seinem Geschick entgegen. Bei dem ihm bezeichneten Zweige angekommen, knüpfte er das lose Ende seines Strickes sorgfältig daran fest, und hielt sodann, nach der ihm gewordenen Erlaubniß, eine Rede, die eine Biographie seiner traurigen Existenz war. Die wenig erbaulichen Details dieser Speech machte auf seine Zuhörer denselben Eindruck, den das Verlesen eines Capitels aus Guzman von Alfarache in einem Familienkreise auf uns machen würde. Man lachte ungerührt, und es fiel niemand ein weder über den Leib noch über die Seele des Unglücklichen eine Thräne zu vergießen. Als er zur Erleichterung seines Gewissens und zum Amüsement der Zuhörer nichts mehr vorzubringen wußte, wurde ihm von dem Chef der Juri das verabredete Zeichen gegeben, und er schwang sich ohne die geringste Einrede in die Ewigkeit. Damit war Alles abgethan und die erstehende Stadt hatte ihre Pathen. Sie hat zwei Jahre lang ihren schauerlichen Namen geführt; da jedoch nichts ewig währt, so ist sie in neuerer Zeit Placerville genannt worden und ihre erneuerte Bevölkerung erinnert

Digitized by Google

sich längst jenes Richards nicht mehr. Es ist dieses eine der Stätten, wo das meiste Gold gefunden worden ist; es sind dort Reichthümer erworben worden, aber es ist nicht erwiesen, ob die Goldgräber auch ihr Entchen von dem Strange des Gehängten bekommen haben, wiewohl die meisten von ihnen es schon verdient hätten.

* * *

Ein Amerikaner, dem unstreitig sehr daran gelegen sein mochte, den Ort zu wechseln, hatte den üblen Einfall, sich des Pferdes eines seiner Landsleute zu bemächtigen, und damit, ungesattelt und ungezäumt, in einer Tour einen Ritt von dreißig Meilen zu machen. Auf die Kunde von diesem Diebstahl verlor der Eigenthümer keinen Augenblick, sondern bestieg das beste Thier seines Rancho's und setzte dem Räuber nach. Dieser saß eben zu Tisch in dem Kaiser-Hôtel zu Colaveros, als ihn jemand auf die Schulter klopfte und in einer ihm wohlbekannten Stimme zu ihm sagte: „He, Freund, was sagst Du zu meinem Pferde? Doch ist es nicht das beste meines Stalles, denn ich habe Dich rasch eingeholt." — Ohne groß außer Fassung zu kommen, sagt der so Angeredete dem Frager, daß sein Thier eben weide, und räth ihm, sich nun auch zu pflegen. Ein scharfer Ritt von dreißig Meilen hatte diesem schon Appetit gegeben, so daß er den Rath nicht übel fand und es sich zur Seite des Diebes wohlschmecken ließ. Nachdem beide ihr Mahl, wobei sie häufig mit einander angestoßen, beendigt hatten, begaben sie sich ohne weiteres zu dem Scheriff des Ortes, um ihre Bagatelle abzumachen. Diese Magistratspersen fand den Umstand aber um so bedenklicher, als die Gesellschaft durch mehrere ähnliche Diebstähle, die noch nicht ermittelt worden, heimgesucht worden war; die Gelegenheit, ein Beispiel zu statuiren, kam deshalb sehr erwünscht. Man rief sofort die Jury zusammen, deren Ausspruch, wie es sich vorhersehen ließ, auf den Strang lautete. Zu jener Zeit schien solch ein Urtheil über die Maßen hart, es ist jedoch zur gesetzlichen Norm geworden. Jeder Diebstahl eines Pferdes durch Einschleichen in ein Zelt in Abwesenheit des Eigenthümers wird mit dem Tode bestraft, das weiß heutzutage jedermann. Der Verurtheilte, ein junger Mann von 24 oder 25 Jahren, machte zwar einige Einwendungen, sie blieben aber fruchtlos, und er mußte sich in sein Schicksal ergeben, nur bat er, daß man ihn erschießen möchte, statt ihn zu hängen, eine Gnade, die ihm auch zugestanden wurde, nachdem man sich überzeugt hatte, daß zu Colaveras gute Büchsen vorhanden waren.

Da der Doctor des Ortes, ein großer Phrenologe, an dem Kopfe des Verurtheilten hervorragende Organe wahrgenommen hatte, so bot er ihm sechs Dollars, wenn er ihm denselben überlassen wollte. Derselbe ging den Handel ein, steckte das daraus gelöste Geldstück nebst einer Haarlocke, die er sich abschnitt, in seinen Tabacksbeutel, und bat den Scherif, diesen nebst Inhalt seiner Mutter, deren Adresse er angab, als sein Vermächtniß zuzuschicken, ihr aber ja nicht die Ursache seines Todes wissen zu lassen. Die würdige Magistratsperson versprach dem Delinquenten, seinen Wunsch zu erfüllen, unter der Meldung, daß er in Folge eines Pferderennens seinen Tod gefunden habe, eine zarte und geistreiche Wendung des dem Scherif gewordenen Auftrags, die allgemeine Bewunderung fand. Als der Todescandidat dem Schützenpeloton seine breite Brust als Zielscheibe darbot, bat er noch, im Interesse des Käufers desselben, nicht auf seinen Kopf zu zielen. Er starb mit vielem Muthe.

Ueber dem noch warmen Leichnam des Gerichteten erhob sich nun aber ein bedauerlicher Streit zwischen dem Scherif und dem Arzte. Letzterer wollte dem Delinquenten den Kopf abschneiden, Ersterer aber verlangte, um nichts mit der Beerdigung des Rumpfes zu thun zu haben, daß er diesen mit in den Kauf nehmen sollte. Der Doctor Smith zog in dieser Debatte den Kürzeren, und äußerte sich darnach grollend gegen jedermann, der erstandene Kopf sey zwar schön, aber wäre ihm durch den dazu gehörigen Rumpf zu theuer zu stehn gekommen, und er würde sich hüten, künftig anders als um das Haupt eines Geköpften zu handeln. Man sieht, den Amerikanern ist Alles, wie es auch Namen haben mag, ein — Handelsartikel.

* * *

John Jackson, der von Oben des Federflusses herabkam, trat Abends bei den Eheleuten Baker, ehrlichen Schweizern ein, die sich zu Yubas Tissy, etwas oberhalb der schönen Meierei des Capitains Sutter, ihres Landsmannes, niedergelassen hatten, und bat um ein Abendessen und Nachtlager. Am andern Morgen, nach dem Frückstück, begab Baker sich nach Stock-Farne, Jackson aber sagte, er wolle noch seine Rückkunft erwarten, ehe er seine Weiterreise anträte. Die Frau des Ersteren war zu einem benachbarten Teich gegangen, um Zeug zu waschen.

Als Baker Mittags nach seiner Wohnung zurückkehrte, fand er dort niemand vor, und nachdem er vergebens mehrere Male nach seiner Frau gerufen hatte, begab er sich nach seinem Stall, um ein Pferd zu satteln und sein Suchen in der Umgegend fortzusetzen. In diesem Augenblick trat ihm aber Jackson, einen Revolver (ein mehrläufiges Drehpistol) in der Faust, entgegen und erklärte ihm, daß er sterben müsse. Die Mordwaffe versagte jedoch, und Baker benutzte dies, um nach seiner Wohnung zu eilen und sich seinerseits zu bewaffnen. Aber sein Revolver war verschwunden, und sein Gewehr, das er erst Tags vorher geladen hatte, war leer. Währenddem hatte Jackson sich eines Pferdes des Baker bemeistert, und war in gestrecktem Galopp davon gejagt, dieser warf sich aber auf ein anderes ihm gebliebenes Pferd, und setzte dem Flüchtigen nach, indem er gleichzeitig die gesammte Nachbarschaft allarmirte.

Der Räuber wurde bald eingeholt, und die Leiche der unglücklichen Frau fand man neben dem Teiche, wo sie hatte waschen wollen. An ihrem Halse zeigten sich die Spuren eines heftigen Druckes, und ihr Körper war unter der linken Brust von drei Kugeln durchbohrt. Das Möbel, worin Baker sein Geld verwahrte, war erbrochen, und der 30 Dollars, die es enthielt, so wie des Revolvers, den man bei Jackson vorfand, beraubt worden.

Angesichts dieser Schauderscene trat sofort eine Jury zusammen, und schickte sich an, nachdem sie ihren Eid geleistet, den Mörder ins Verhör zu nehmen. Aber die im höchsten Grade empörte Volksmasse fand den Thatbestand so evident, daß es selbst von dieser summarischen Justiz nichts wissen wollte. Man warf Jackson ohne weiteres einen Lasso um den Hals, und zerrte ihn damit bis zu dem nächsten Baum, an welchem

Digitized by Google

er, nachdem man ihn zuvor vergebens aufgefordert hatte, sein Verbrechen zu gestehen, dreißig Fuß hoch über der Erde aufgeknüpft ward.

* * *

Während meines Aufenthalts im Gebiete Oregon, einige hundert Meilen im Norden von Californien, erlebte ich einen Criminalfall, über den ich in den californischen Tagesblättern berichtet habe, in der Meinung, daß eine solche völlig wahrhafte Darstellung Stoff zu einer weiteren Besprechung geben würde. Ich hatte nicht bedacht, daß es dabei keine Dollars zu verdienen gab, und man hat die Sache, wie ernst auch ihre Unterlage ist, nur als einen Scherz angesehen und belacht.

— Ein Farmer, Namens C. C. Hooker, war von einem Missourianer, Actuen W. Everman, beraubt und ermordet worden. Der Mörder hatte bei seinem Doppelverbrechen, vorher und nachher, einen Irländer, Enoch Smith genannt, zum Gehülfen gehabt, und auch sein Bruder, Hiram Everman, war als Complice, jedoch nur hinterher, betheiligt. Die beiden Ersteren wurden zum Strange verurtheilt, und dies Urtheil wurde auch am 11. Mai 1852 zu Cynthiam, in der Grafschaft Polk, an W. Everman vollzogen, Enoch Smith aber hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, einen Aufschub und muthmaßlich auf Verfügen des Gouverneurs eine Strafmilderung erhalten. Ich habe nicht erfahren, was aus ihm geworden ist. Am merkwürdigsten bei der Sache aber war das Loos, welches Hiram Everman zu Theil fiel, der nur zu drei Jahren Galeerenstrafe verurtheilt worden war.

In bloßem Haupte und mit gebundenen Händen unter dem Galgen seines Bruders knieend, mußte er Zeuge von dessen Agonie seyn, die über eine Viertelstunde währte, da ihm beim Sturz am Strange das Genick nicht gebrochen war. Nach vollzogener Hinrichtung war zunächst das über Hiram gefällte Urtheil in Ausführung zu bringen, was aber seine Schwierigkeiten hatte, indem es in dem überglücklichen Oregon keine Bagno's giebt. Ein Amerikaner weiß sich jedoch immer zu helfen, und so verständigten sich denn der Gerichtshof und der Scherif dahin, den Delinquenten an den Meistbietenden verkaufen zu lassen. Er wurde darauf einem Landbauer für 112 Dollars, und unter der eidlichen Verpflichtung, ihn gehörig zu überwachen und nur zu den schwersten Arbeiten zu verwenden, zugeschlagen.

Dies Verfahren, das den Mormonen am Salzsee entlehnt sein soll, constituirt eine eben so schwere Sclaverei, als sie vor dem Christenthum existirt hat, indem der Eigenthümer eines solchen Delinquenten denselben nicht allein körperlich, sondern selbst am Leben zu strafen berechtigt ist. Und doch handelte es sich im vorliegenden Falle nur um eine Verurtheilung auf 3 Jahr!

— — Die Zucht-Polizei und die Municipal-Polizei sind zu San Francisco in steter Thätigkeit, und sie wären schon im Stande, ganz allein den Stoff zu einer Gazette des Tribunaux zu liefern. Ihr Verfahren ist kurz und rasch. Zwischen dem Vergehen und der Strafe giebt es oft kaum eine Stunde Zwischenraum. In der Regel wird auf eine Geldbuße erkannt, die auf der Stelle oder vom Gefängniß aus entrichtet werden muß. So sind der Richter und der Angeklagte gleich geschiedene Leute. Für Schlägereien an öffentlichen Orten werden mit sehr seltenen Ausnahmen beide Theile condemnirt. Es ist ganz die Geschichte der Fabel von der Auster und dem Prozeßsüchtigen.

Uebrigens muß man bekennen, daß sich die Lage der Dinge in Francisco seit einem Jahr wesentlich gebessert hat. Die Verbrechen und Vergehen sind weit seltener geworden; die Bevölkerung hat sich geläutert; der Handel beginnt geregelter zu werden und die neueren Bauten sind solider, daher auch die früher so häufigen Brände seltener vorkommen und minder gefährlich sind.

Der Bramine und die Paria.

Eine Erzählung aus Ostindien

von Dr. Sigismund Wallace.

Es war zu einer Zeit als Delhi die Residenz der Dynastie des Dschingis-Chan, dessen Abkömmling Timur, auch Tameelan genannt, zu sein sich gerühmt hatte, noch nicht von dem tapferen Abdallah, dem Afghanenfürsten, erobert und theilweise in Trümmer gelegt worden war. Noch thronte der Großmogul als mächtiger Herrscher in seinem prächtigen Pallaste, der an den Ufern des Flusses Dschumna aus rothem Granit und weißem Marmor erbaut war, und in dessen goldnen Kuppeln die Strahlen der Sonne sich spiegelten. Noch war er umgeben von allem was irdische Größe und Macht verkündet; so wie von jenem Luxus, welchen orientalische Weichlichkeit und Sitten erfunden haben.

Sieben reich verzierte Portale führten in das Innere des Fren-Pallastes, in dessen Audienzsaal der goldne Pfauenthron stand, welcher seinen Namen von den neben ihm stehenden zwei Pfauen hatte, deren Schwanzaugen kostbare Juwelen bildeten und wo man einen lebensgroßen Papagei gewahrte, der naturgetreu aus einem einzigen Smaragd geschnitten war.

Der Pallast war von Ringmauern, Gärten mit Kioske, plätschernden Springbrunnen und Vorhöfen eingeschlossen. Die letzten waren zu jeder Zeit des Tages mit Trabanten, Soldaten, Hofbedienten, Derwischen und Bittenden angefüllt. Boten kamen und gingen. Offiziere verschiedener Waffengattungen sprengten einher. Reich aufgezäumte Rosse wurden von Soldaten und Dienern gehalten oder herumgeführt; schwerfällige Elephanten mit gestickten Decken und dem gegen die Strahlen der heißen Sonne schützenden Sitz für den Reisenden auf dem Rücken harrten der Last.

Mit übereinander geschlagenen Beinen saß schweigsam der Muselmann im Schatten, die lange Pfeife mit der Bernsteinspitze schmauchend, und durch die Dämpfe des Opiums sich ins Paradies versetzend, wo reizende Houris ihm Sherbet kredenzten. Im Kreise kauerten geschwätzige Hindus in malerischer Tracht; die Waden trugen die Last des ganzen Körpers, während lebhafte Gesticulation mit der Schnelligkeit der Zunge wetteiferte. In der Mitte stand der Huka und das lange [illegible]sche Rohr ging von Mund zu Mund.

Digitized by Google

Alles zeigte an, daß hier der mächtige Herrscher eines großen Reiches wohnte. Noch hatten die Engländer die Macht des Großmoguls nicht gebrochen, und er war noch nicht der Pensionär der ostindischen Compagnie geworden, obgleich das Band, welches die vier und zwanzig Subadahs (Provinzen) verband, schon locker geworden war; das gewöhnliche Schicksal der orientalischen Reiche, wo der Fürst, erzogen im Serail, zu herrschen nicht lernt.

In einer kleinen Entfernung vom Pallaste, ebenfalls an den Ufern des Dschumnas, erblickte man die prachtvolle Jamnu-Moschee, die schönste in Hindostan, mit ihren Minarets, von denen herab der Muessim die Stunde des Gebetes ausruft, indem er sich nach Mekka, dem Grabe des Propheten, mit dem Gesichte wendet. Weithin schallet sein Ruf: Allah akbar, Gott ist groß, La elah ella Allah, es ist kein Gott außer Allah!

Mausoleen und Säulen vom rothen Granit ragten überall mit ihren Spitzen in die Wolken; und unter den letzteren war besonders der Kuttub Minar bemerkbar, eine Säule zwei hundert und zwei und vierzig Fuß hoch, die schon mehr als sechs Jahrhunderte den Stürmen der Zeit getrotzt hatte.

Die vielen andern Moscheen und Pagoden, wo der Hindu seine Andacht am Altare von Fratzenbildern aus Thon geformt, verrichtete; die vielen Basars, wo gewirkte indische und chinesische Seidenstoffe, türkische Teppiche, persische Shawls von den schönsten Farben, reich eingelegte Waffen, Edelsteine, Perlen und die edelsten Gewürze zum Verkauf ausgeboten werden; die engen Straßen mit einer buntgekleideten Volksmenge angefüllt, zeugten davon, daß Delhi die Hauptstadt eines großen damals noch mächtigen Reiches war.

Weithin erstreckte sich die nackte, unfruchtbare Ebene auf der die große Stadt erbaut war, schon den Griechen unter dem Namen von Indrapastha bekannt. Der unfruchtbare, unbelaubte Boden erhöht die Hitze, welche oft und plötzlich mit Kälte abwechselt, da sie nichts gegen die von den Gebirgen eindringenden kalten Winde schützt. Reichhaltige Salzquellen sprudeln überall, und darum sind Salzpflanzen mitten im Lande und fern vom Gestade des Meeres häufig.

Einige Meilen von der Stadt, am Fuße der Gebirge, in einer tiefen Schlucht, stand eine Gruppe von Bäumen. Dattelpalmen und Kokosbäumen waren dem steinigten Erdboden entwachsen und vermischten ihre schlanken Blätter mit den rothen und weißen Blüthen des süß duftenden Sandelbaumes. Schlingpflanzen wanden sich in anmuthigen Verschlingungen um die hohen Stämme und Zweige. Indische Rosen füllten die Luft mit Wohlgeruch an. Ein klarer Bach rieselte sanft murmelnd über glänzende Kiesel, indem seine hüpfenden Wellen eine schlanke Lotosblume umspülten, aus deren großen, kreisförmigen Blättern des Morgens blaue, rosenrothe und weiße Blüthen sich erschließen, welche lieblichen Duft aushauchen. Darum verehrt der Hindu die Lotosblume mit frommer Andacht, auf welcher ruhend er sich seinen Gott Brahma vorstellt, wenn er nicht auf einem Schwan reitet.

In der Mitte der Gruppe von Bäumen stand eine Hütte aus Bambusrohr mit Palmblättern dicht durchflochten, und von den dünnen Stämmen mit smaragdgrünen Blättern des Pisang (welcher auch Banane genannt wird), umwachsen, von denen traubenförmig viele Früchte herabhingen.

Hier wohnte Nishida, der Kaste der Brahminen zugehörend, mit seinem Weibe Shudra. Sie war eine Tochter aus der niedrigsten Kaste der Hindus, deren Hauch verunreinigt, die abgesondert leben, und welche der Bramine wie die Pest fliehen muß.

Der junge Bramine hatte die schöne Parin geheirathet, und war mit ihr schon länger als zwei Jahre ein ruhiger und glücklicher Bewohner dieses unbesuchten aber nichts desto weniger lieblichen Orts gewesen. Aus seiner Kaste gestoßen und derselben verlustig, sowie von der Brüder Haß verfolgt, war er aus der Pagode zu Ingernaut geflohen und hatte sich auf dem einsamen Flecken angebaut. Die Stille des Grabes umgab die Hütte, wenn man nicht einen buntgefiederten Papageien hörte, welcher mit dem gekrümmten Schnabel an einem Zweige sich haltend, die Flügel spreizend und zusammenschlagend, sich in der Luft schaukelte und unangenehme Kreischtöne ausstieß. Große Schmetterlinge, auf deren Flügel die lieblichsten Farben in bunter Mischung des Auge ergötzten, schwärmten umher, oder bewegten leise die Schwingen sitzend auf einer Blüthe.

Am Ufer des Baches saß Nishida aus dürrem Baste zierliche Körbchen und Matten flechtend. Noch trug er den Bramingürtel und sein Haupt war bis auf einen Haarbüschel glatt geschoren. In weiten Falten fiel das weiße Gewand um seinen kräftig gebauten Körper, und die emsig geschäftigen Hände ließen auf die dem Hindu eigenthümlichen kleinen Füße schließen.

Mit dem Rücken an dem Stamme einer Palme gelehnt saß sein geliebtes Weib Shudra, die Tochter aus der Kaste der Paelas. Sie war jung und schön; ihre Gesichtszüge trugen das Gepräge der Sanftmuth, die Augen waren schwarz, feurig und schmachtend, und um den Kopf hatte sie das Haar gewunden, welches mit der Farbe des Ebenholzes wetteiferte. Am Fußknöchel und Arme trug sie Spangen von Messing und Silber, um den Hals Reihen von wohlriechenden Beeren. Finger und Ohren waren mit Ringen verziert, und malerisch hatte sie farbige Tücher um sich geschlungen. Aber ihre Zähne waren schwarz, und ihre Lippen gelb vom Kauen des Betels.

Auf dem Schooße des jungen Weibes lag ein Knabe, ihr Sohn, dessen Händchen mit dem von der Nase der Mutter herabhängendem Ringe spielten.

Nishida und Shudra sprachen nicht, denn er war mit seiner Arbeit und sie mit dem Kinde beschäftigt. Da sprang plötzlich von einem Felsen ein bunt gefleckter bengalischer Tiger zwischen den Mann und das Weib, erfaßte mit seinem Rachen den Knaben und trug in weiten Sprüngen die Beute davon. So plötzlich als er gekommen, war er verschwunden. Die Mutter schrie laut auf; der Schrecken färbte sie aschgrau, und nun erst wurde Nishida des Geschehenen gewahr, der, nicht wie die Mutter sich kümmernd, dem Thiere nachsprang, nicht achtend des Vorsprunges. Hatte er doch auch in der Verzweiflung des Vaters vergessen, daß er waffenlos war.

Ueber die weite, nackte Ebene rann der Tiger; die Zähne hatten den Knaben beim Gewande erfaßt; schweißtriefend und aus

Digitized by Google

den Füßen blutend war die nutzlose Jagd des Braminen, dessen weißes Kleid im Winde flatterte. Wenn er auch gleich einem Pfeile rastlos vorwärts eilte, so übertraf ihn doch der Tiger an Schnelligkeit, und mit jedem Sprunge ward die Entfernung größer.

Der Tiger war verschwunden. Das ängstliche Auge des Vaters suchte die Blutspur des Knaben; noch war die Bahn nicht roth gefärbt. Vorwärts eilte er im Wahnsinn seines Schmerzes, bis er ermattet und erschöpft zur Erde stürzte. Ohnmacht fesselte seine Sinne.

Von der Jagd kehrte Emir Ben Jussuf nach Delhi zurück. Er war einer der ersten Feldobersten des Großmogulé, bekannt als strenggläubigen Muselmann wegen seines Fanatismus, mit dem er die Anbeter Brama's verfolgte und die Christen tödtlich haßte. Auf einem feurigen arabischen Pferde sprengte er einher; der silberne mit Gold eingelegte Schuppenpanzer glänzte in den Strahlen der Sonne; und in den raschen Bewegungen des Rosses schwankte der Reiherbusch, welcher durch einen großen Rubin an dem Turban befestigt war. An seiner Linken hing ein krummer Säbel, und auf dem Rücken trug er den Köcher mit Pfeilen und den Bogen. Zahlreich war sein Gefolge, das kaum dem schnellen Pferde des Emirs zu folgen vermochte.

Ben Jussuf hatte so eben über einen Graben mit seinem Pferde gesetzt; noch zitterte es vom weiten Sprunge, als es durch den auf der Erde liegenden Braminen erschreckt, scheute, sich bäumte, und den Reiter aus dem Sattel auf die Erde warf. Der Emir war auf Nishida gefallen. Dieser durch die sanfte Berührung aus seiner Erstarrung erwachend, blickte erstaunt um sich her, und wußte das Geschehene sich nicht zu erklären.

Der Anblick war ein malerischer. Die weite Ebene auf der einen Seite von den Minarets, den Moscheen so wie den hohen Kuppeln der Pagoden, auf der andern von den zackigen Spitzen der Gebirge begrenzt; der auf der Erde liegende weiß gekleidete Bramine mit seinem verstörten Antlitz, neben ihm die hohe Gestalt des Emirs, in dessen braunem Gesichte der Ausdruck der Scham über seinen Fall mit dem des Grimmes zu lesen war; das mit Schaum bedeckte und zitternde Roß von einem Diener gehalten, und das zahlreiche Gefolge in seiner prächtigen, buntfarbigen Tracht, welches den Herrn mit der dem Orientalen eigenen Unterwürfigkeit umstand und seines Winkes harrte, indem es hoffte, daß nur die Wirkungen seines Heeres die Ursache des Zufalles treffen würde. Die braunen Gesichter, die schwarzen Augen, die farbigen Turbane, der Glanz der Waffen, und die tiefe Stille, nur von dem Schnauben der Rosse unterbrochen, bildeten einen scharfen Gegensatz.

Einen Blick des Hasses und der Verachtung auf den Braminen noch werfend, sprang Ben Jussuf in den Sattel, indem er dem Gefolge zurief: binden den Giaur und führt ihn nach Delhi. Der Erfüllung seines Gebotes gewiß, sprengte er fort.

Nishida wurde gebunden, auf ein Pferd gesetzt und als Gefangener nach Delhi geführt.

(Schluß folgt.)

Cultur-Geschichte des christlichen Europa. Von Gustav Klemm. Erster Band: Westeuropa. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Zweiter Band: Osteuropa. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1851. 52. VI, 582, VI, und 582 Seiten. Gr. 8.

(Beschluß.)

Indem wir uns jetzt zum zweiten Bande wenden, theilen wir zuerst die Einleitung (S. 3—5) mit: „Wir betrachteten im vorhergehenden Bande der Cultur-Geschichte das christliche Westeuropa als ein Ganzes, dessen einzelne Glieder in der innigsten gegenseitigen Beziehung zu einander stehen. Die Grundlage der westeuropäischen Cultur bildet das Römerthum, das durch das dazutretende germanische Element zu einer eigenthümlichen neuen Blüthe sich entfaltete.

Im Osten von Europa finden wir das Römerthum gleichfalls als anregendes Element, das, ganz heimisch in den südwärts der Donau gelegenen Landen, von da aus die jenseits dieses Hauptstromes heimischen Völker berührte. Allerdings hatte das in Byzanz heimisch gemachte Römerthum durch das griechische Wesen auf der einen und das orientalische auf der andern Seite ein von dem italienischen verschiedenes Gepräge angenommen. Die Bevölkerung, welche das Römerthum hier vorfand, hatte andere Sitten, andere Lebensbedingungen. Namentlich war das Familienleben, die Grundlage des öffentlichen, durch die gedrückte Stellung des weiblichen Geschlechts ein anderes als in Italien. Im Allgemeinen hatte die Bevölkerung des oströmischen Reiches denselben Charakter, den die christlichen Bewohner des osmanischen Europa zeigen und der mit dem der Donaufürstenthümer übereinstimmt, bei welchen sogar noch die römische Sprache sich erhalten hat. Dazu kam nun noch vor der eigentlichen Theilung des römischen Reiches noch Theodosius im Jahre 395 der Strom der gothischen Völker. Die Greuthungen oder Ostgothen errichteten schon unter Ermanrich westlich vom Don ein Reich, das durch den Dnieper von dem der Thervingen oder Westgothen getrennt war. Bald darauf erscheinen die Hunnen, geführt von Balamir, und betraten im Jahre 375 den europäischen Boden. Sie verdrängen zunächst die Westgothen und veranlassen in den Landen an der Donau eine Völkerbewegung, in Folge deren die Vandalen und Alanen von dort aus sich westwärts wenden. Unter Attila aber erreicht die Macht der Hunnen den höchsten Gipfel; mit Attila's Tode (im Jahre 453) hat sie jedoch ihr Ende erlangt. An die Stelle des Hunnenreiches tritt auf kurze Zeit das der Gepiden, das von Avaren und Longobarden vernichtet wird.

Diese Avaren aber gehörten zu dem großen Stamme der Tataren oder Finnen, der durch seine Sprache eben so von Germanen, wie von den Slawen verschieden ist. Die Avaren hielten sich an der Donau, während die Slawen südlich und nördlich nach Westen hin sich ausbreiteten. Die Slawen wurden so seit dem 6. Jahrhundert die wesentlichen Inhaber des östlichen Europa, wo die Westküste des adriatischen Meeres die Südgränze bildete. Nördlich der Donau — welche von den Germanen, den Avaren und den Romanen behauptet blieb, hatten sie zu Anfang des

Digitized by Google

7. Jahrhunderts die Elbe als Gränze. Im Norden und Osten waren Finnen ihre Nachbarn.

Die Slawen aber, besonders die nördlichen, besetzten Gebiete, in denen sie eine zahlreiche Urbevölkerung vorfanden, die, wie die Reste in Litthauen, den russischen Ostseeprovinzen mit Ingermannland, dann Sibirien genugsam andeuten, der passiven Rasse angehörten. Die Slawen, welche erobernd unter jene traten, gehörten der activen Rasse an, wie ein Blick auf die polnischen Edelleute, die Serbier, Dalmatiner und die Kosaken lehrt, die durchgängig in ihrer Körperbildung kaukasische Formen zeigen.

Die von den nördlichen Slawen gegründeten Staaten waren das Reich des Samo, dann Mähren, Böhmen, das norddeutsche Wendenreich, Litthauen, Polen, und endlich Rußland, das als der vornehmste Cristallisations- und Mittelpunkt des Slawenthums erscheint, seitdem dasselbe von Peter dem Großen in die Reihe der europäischen Staaten eingeführt wurde. Ein Theil der nordwestlichen Slawen erlag dem deutschen Einfluß, wie die Wilzen, Sorben und Wenden, und die Mähren. In Böhmen wurde die Civilisation lediglich durch die Herrscher deutschen Stammes geweckt. In Polen zeigte sich der Einfluß der deutschen Nachbarn namentlich in den Rechtsverhältnissen und der Kunst. Die südlichen Slawen nahmen im Westen italienische und deutsche, im Osten byzantinische und türkische, auch tartarische Elemente in sich auf.

In Rußland aber hat sich unter griechischen Mönchen und normannischen Herrschern das Slawenthum am Eigenthümlichsten und Reichsten entfaltet. Das Mongolenthum, dessen Einfluß es lange ausgesetzt war, verhinderte das Erlöschen seiner orientalischen Elemente, die es bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

Am wenigsten fruchtbar und selbständig haben die tatarischen Einwanderer, Avaren, Bulgaren, Magyaren und Cumanen sich entfaltet, zumal seit dem Einbruch der Türken die materiellen Grundlagen der Cultur mächtig erschüttert waren.

Bevor wir jedoch zur Betrachtung der gegenwärtigen Völker des christlichen Osteuropa, der Slawen und Magyaren übergehen, bedarf es einer Betrachtung des byzantinischen Wesens, was dem mächtigsten Slawenreiche, dem russischen, die ersten Elemente von Kirche und Staatseinrichtung zugeführt hat, woher denn auch Rußland sich als den Erben des byzantinischen oder oströmischen Reiches mit Recht betrachtete *).

Das byzantinische Reich wird S. 5—25 nach seinen socialen, staatlichen, militärischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Beziehungen übersichtlich geschildert; dann folgt S. 25—115 der erste Hauptabschnitt, welcher die Slawen zum Gegenstande hat. Sie sind, von einigem Eigenthümlichen abgesehen, unter denselben Gesichtspunkten betrachtet, deren bei der Inhaltangabe des ersten Bandes Erwähnung geschah. S. 115—335 sind vorzüglich dem größten slawischen Staate, Rußland gewidmet. Diesen zweiten Hauptabschnitt eröffnet die Betrachtung der Staatsverfassung; dann der verschiedenen Stände des Volkes: des Bauernstandes, des Bürgerstandes, des Adels und der Fremden *); daran schließt sich eine Charakteristik der Staatsverwaltung, der Polizei, der Finanzverwaltung, der Gesetzgebung **) und Rechtspflege. Das Kriegswesen der slawischen Völker, namentlich das russische, wird sehr ausführlich erörtert ***); ferner die Religion,

*) Dombrowsky über den Einfluß der Griechen auf die bürgerliche Bildung in Rußland, in Ermans Archiv für die wissenschaftliche Kunde in Rußland. I. 355.

*) Die sicherste Quelle (bis 1845) ist hier: Das russische Ständerecht. Eine Uebersetzung des neunten Bandes des Codex der Gesetze des russischen Reichs (nebst Erläuterungen und Anmerkungen aus den Fortsetzungen zum 9. Bande für 1842 und 1843, sowie dem kaiserl. Manifest über Erlangung des erblichen Adels vom Jahre 1845) von Hermann Faltin. Mitau 1846", 8.; und, was die Fremden betrifft: „Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Russland von Fedor Witte. Doepat 1847", 8. Der erste Abschnitt der letzteren Schrift umfaßt die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1649; der zweite, nach dem Gesetzbuche der Zaren Alexei Michailowitsch vom Jahre 1649 und nach den, dasselbe ergänzenden Quellen; der dritte, nach dem Reichsgesetzbuche des Kaisers Nicolaj I. von 1832 bis auf die neueste Zeit.

**) Hier sind natürlich die legislatorischen Bestrebungen der großen Kaiserin nicht unerwähnt geblieben, so wie die von ihr selbst verfaßte Instruction für die zur Abfassung des Gesetzbuches zusammengerufenen Abgeordneten. In der Note ist bemerkt, es fehle noch eine brauchbare Uebersetzung derselben. Bei dem russischen Original, welches auch den deutschen Titel hat: „Ihrer Kaiserlichen Majestät Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetz-Buche verordneten Commission. Gedr. zu Moskau in der Kaiserl. Universitäts-Buchdruckerei 1767." Gr. 4., (auch Riga 1769, 8.) findet sich gegenüberstehend eine Uebersetzung, die zum Verständniß und zur Würdigung der Arbeit Katharina's uns genügend scheint.

***) Die 2. Tafel liefert die Abbildung des merkwürdigen Schuppenharnisches des Königs Johann Sobieski, welchen das historische Museum zu Dresden zugleich mit seinem krummen Säbel besitzt. — Nach Meyerberg ist auf Tafel 3 die Abbildung eines Streltzen des 17. Jahrhunderts mit seiner Bewaffnung gegeben. Fig. 2 zeigt nach derselben Quelle einen Bajaren in Hoftracht, Fig. 3 eine Streltzenaxt nach dem im historischen Museum vorhandenen Exemplare, Fig. 4 die eigenthümliche, den Mongolen entlehnte Pritschenkeule und Fig. 6 den Pusikan, eine den südlichen Slawen und Ungarn eigenthümliche Streitkeule. — (Für die Geschichte der russischen Land- und Seemacht, insbesondere zur Zeit Peter des Großen, so wie zur russischen Culturgeschichte überhaupt, enthält das „Tagebuch des Generals Patrick Gordon während seiner Kriegsdienste unter den Schweden und Polen vom Jahre 1655 bis 1661 und seines Aufenthaltes in Rußland vom Jahre 1661 bis 1699: Zum ersten Male vollständig veröffentlicht" mehrere sehr schätzbare Beiträge. Der erste Band, vom Fürsten M. A. Obolenski und Dr. phil. M. C. Posselt, Moskau 1849, herausgegeben, ist in Nr. 5 des Jahrg. 1851 der „Lit. u. Krit. Blätter" besprochen und aus dem Vorworte die Beschreibung des Leichenzugs des Generals, den der Zaar selbst anordnete und an welchem er persönlich Theil nahm, in Nr. 7 mitgetheilt. Der zweite Band, von Dr. Posselt allein besorgt, erschien 1851 zu St. Petersburg (beide Bände in Commission bei K. F. Köhler in Leipzig). Beachtungswerth sind auch die Beilagen und Anmerkungen, besonders die zum zweiten Bande, z. B. über die damalige Zeitrechnung in Rußland [mit der Abbildung des Horolo-

Digitized by Google

des Christenthum, die geistige Cultur (— Russen, Böhmen, Polen —) wobei die Dichtung der Slawen besonders berücksichtigt ist und mehrere Proben derselben in deutscher Uebersetzung eingeschaltet sind. Die Grundzüge der Geschichte des slawischen Völker oder vielmehr Rußlands in alter, neuer und neuester Zeit (S. 335—362) schließt der Verf. mit dem folgenden Rückblick: „Und so sehen wir denn Rußland, als den Glanz- und Mittelpunkt der slawischen Welt, entscheidend in die Geschicke des europäischen Continents eingreifen. Wir sahen, wie durch die kraftvollen Herrscher, welche die Vorsehung an die Spitze des russischen Volkes stellte, sich im Osten von Europa in dem kurzen Zeitraume von anderthalb hundert Jahren ein Staat gestaltete, der die Resultate westeuropäischer Civilisation in sich aufnahm. Wie sahen, wir Peter der Große die Elemente westeuropäischer Cultur mit stürmisch-rastlosem Eifer nach Osten verpflanzte, die unter den beiden nächstfolgenden Regierungen festere Wurzel schlugen. Katharina II. führte neuen Stoff der Civilisation herbei und erweiterte Peter's Pflanzung auch nach Osten hin. Unter den Kaisern Paul und Alexander kamen die Russen in massenhafter Anzahl nach dem Westen und lernten die Annehmlichkeiten der westeuropäischen Formen kennen. Unter der Regierung des Kaisers Nicolaj aber erfolgte die eigenthümliche Entfaltung des von westeuropäischen Culturfrüchten genährten Slawenthums, dessen Macht nun soweit gediehen war, daß es das westliche Europa vor der, Familie und Besitz, Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft mit gänzlicher Vernichtung bedrohenden Demokratie beschirmen konnte."

Wenn der Verf. versichert, daß er sich bemüht habe, die in den ihm zugänglichen Sprachen über Rußland und die Slawen abgefaßten Bücher zu studiren und außerdem seit vielen Jahren mündliche Berichte und die Culturdenkmale damit zu vergleichen, wenn er hofft, ein möglichst unpartheiisches und vorurtheilefreies Gemälde der slawischen Völker aus dem allgemeinen cultur-historischen Gesichtspunkte geliefert zu haben, so weit dies nämlich ohne eigene Anschauung des Landes überhaupt möglich, so bewährt sich diese Versicherung in beiden Hauptpartieen (Slawen und Russen) seiner Darstellung und hat ihn, unbefangenen Beurtheilern gegenüber, seine Hoffnung nicht getäuscht. —

Es ist übrigens nicht in Abrede zu stellen, daß die Culturgeschichte Rußlands mit Vorliebe vom Verf. bearbeitet ist (m. vgl. oben), daß er der westeuropäischen Presse, „die in einer Weise gegen das russische Reich, seine Einrichtungen und Bestrebungen, die ihre Absichtlichkeit genugsam zur Schau trägt, thätig geworden", wenn oft auch nur in Andeutungen entgegentritt; aber er hat auch die Schattenseiten nicht verdeckt, und in der Geschichte der Cultur Rußlands keine Idealie erscheinen lassen, wo er, namentlich in den verflossenen Jahrhunderten, nur die rohe Wirklichkeit fand.

Die „Culturgeschichte des christlichen Europa" gehört zu den Büchern, die in keiner Handbibliothek fehlen dürfen; sie giebt über eine Fülle von Gegenständen Auskunft, die man in encyklopädischen Werken sowie in Specialgeschichten einzelner Staaten, in welchen die Culturgeschichte häufig nur in den allgemeinsten Umrissen dargestellt ist, vergebens sucht; sind einzelne Materien, mit anderen verglichen, weniger erschöpfend bearbeitet, wie z. B. im ersten Bande der Handel, so hat der Verf. schon selbst erinnert, daß die Darlegung eines größeren Details ihn zu weit geführt haben würde. Auf den ersten Anblick möchten, namentlich im zweiten Bande, einige Mittheilungen, z. B. die des Berichts über die Leichenbestattung des Kaisers Alexander nach der Augsb. Zeitung u. dgl., als überflüssig erscheinen; in einem Buche jedoch, das nicht blos für die Gegenwart bestimmt ist, sondern darauf Anspruch machen darf, auch künftigen Generationen Belehrung zu gewähren, behalten solche Details, die in mancher Hinsicht ein culturgeschichtliches Interesse haben, ihren Werth.

Die typographische Ausstattung läßt Nichts zu wünschen übrig.

F. L. Hoffmann.

Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen über die gesammte europäische Literatur. Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit, von Dr. Theodor Mundt. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, M. Simion's Verlag. 1853. S. 896.

Beim Erscheinen der ersten Auflage des Buches haben sich schon vielseitig Kritiker über dessen Werth ausgesprochen. Es ist manches an demselben getadelt worden. Unserer Meinung nach jedoch verdient der gelehrte Verfasser nur Lob für die mühsame Arbeit, welcher er sich unterzog, die deutsche Literatur mit einem Werke zu bereichern, welches eine vollständige Uebersicht und Kritik alles dessen giebt, was die europäischen Nationen auf dem Felde der Literatur geleistet haben, seitdem die Staatsumwälzung in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß auf die geistige Richtung Europa's geübt hat. Wir mögen dreist behaupten, daß kein andres Volk ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, und wir müssen dem Verfasser dankbar dafür sein, daß, wenn er auch die vaterländische Literatur zum Hauptgegenstande seiner Arbeit gemacht hat, er doch fast kein Volk Europa's übersehen und von einem Vorurtheil befangen, unterschätzt hat.

Sollte er auch in der Beurtheilung einzelner Schriftsteller Mißgriffe gethan haben, so wäre dieses bei der Masse von Material verzeihlich, da es unmöglich ist, gänzlich aus seiner eignen Individualität herauszutreten, und sich in jeder Beziehung auf ein Isolatorium zu stellen.

Der Kritiker sowohl als der Geschichtschreiber soll allerdings unpartheiisch sein und keiner besonderen Schule angehören. Weicht er hiervon in einzelnen Fällen ab, so dürfen wir ihm dieses nicht zu hoch anrechnen.

Zwei Vorwürfe könnte man jedenfalls dem Herrn Verfasser machen. Der erste ist, daß er die englische Literatur erst in der vorletzten Vorlesung und ziemlich kurz behandelte; der zweite, daß er Washington Irving und Cooper nur beiläufig erwähnt, und

---

zum moscoviticum nach Meyerberg], die Flotte ꝛc. Ein dritter Band und den Schluß des Tagebuchs, 1696—1699, und Briefe des Generals bringen.) H.

Digitized by Google

die sonstige Literatur der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's gar nicht bespricht.

Nord-Amerika gehört in den Cyclus europäischer Staaten vermöge seiner Abstammung und Bildung, und der junge Staat hat natürlicherweise eine junge Literatur, welche jedoch nicht mit Stillschweigen hätte übergangen werden sollen. Männer wie Longfellow, Webster und viele andere verdienen ein Blatt in der Geschichte der Literatur unserer Zeit.

Wir sind unmaßgeblich der Meinung, daß dieses Werk von jedem gebildeten Manne und Weibe gelesen werden sollte, denn es bietet den Vortheil dar, sich eine Uebersicht und gewissermassen eine vollständige Kenntniß der Leistungen unseres Zeitalters auf dem üppigen Felde der Literatur zu verschaffen, und eine Anschauung derselben in ihrer Gesammtheit anzueignen. Wird dann in uns das Bedürfniß wach, tiefer in irgend eine literärische Spezialität einzudringen, dann wird diese Geschichte der Literatur die Ariadne sein, welche ihm den Faden in die Hand giebt, um sich aus dem Labyrinth herauszufinden.

Wir möchten daher dieses Buch zur Einführung in die höheren Klassen der Gymnasien und Realschulen anempfehlen. Es wäre um so wünschenswerther, daß dieses geschehen sollte, da selbst oft Primaner Schriftsteller unseres Deutschlandes nicht einmal dem Namen nach kennen, und da ihnen dadurch Gelegenheit geboten werden würde, wenigstens etwas von den Leistungen anderer Nationen zu wissen.

Schließlich bemerken wir noch, daß Portugal wohl auch einiges Bemerkenswerthes aufzuweisen haben muß, da eine Sprache, in welcher ein Camoens schrieb, und welche noch von einem Volke gesprochen und geschrieben wird, unmöglich ohne alle literarischen Leistungen sein kann, obgleich wir unsere gänzliche Unbekanntschaft mit derselben eingestehen müssen.

Die typographische Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. S. W.

Miscellen.

Auf allen den, vorzugsweise Südsee-Inseln genannten australischen Inseln, wo die europäischen Missionaire schon längere Zeit gewirkt und die Sprache der Eingeborenen in eine grammatikalische Ordnung gebracht haben, sind Buchdruckerpressen errichtet. Anfangs mußten die Missionaire die Presse selbst handhaben, jetzt brauchen sie blos die Oberaufsicht zu führen. Viele Eingeborne leisten in diesem Fache treffliche Dienste. So finden sich eingeborene Setzer und Drucker auf den Sandwich-, Gesellschafts-, Freundschafts-, Schiffer- und Hervey-Inseln. Auf den erstgenannten haben es Einige merkwürdig weit in dieser Kunst gebracht, und täglich sind eine Anzahl Leute in der Druckerei beschäftigt, die ihre Arbeit stundenweise bezahlt bekommen. Es wurden auf den Sandwich-Inseln im Jahre 1836 schon 12,750,179 und zwei Jahre später 17,746,650 Seiten gedruckt. — Die so gedruckten Bücher werden von Eingebornen auch gebunden und ihre Arbeit läßt wenigstens in der Festigkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig. (Aus Ungewitter's Australien.*)

Zu Tarbes, in Frankreich, hat ein Arzt Namens Prunl testamentarisch eine Prämie von 25000 Fr. für den Erfinder eines Mittels gegen die Krankheit ausgesetzt, an welcher jährlich bei zwei Drittheile der Blut-Egel sterben.

Nach einem jüngst von einem französischen Arzte, dem Dr. Tourdes, in Druck gegebenen Berichte zählte das Departement des Niederrheines im letztverflossenen Jahr in 37 Gemeinden 125 Cretins oder Blödsinnige, und 873 Individuen, die mit Kröpfen behaftet waren. Die Ursache dieses Uebels ist noch immer ein Räthsel, indem Gemeinden völlig verschont davon bleiben, die sich mit denen, wo es vorherrschend ist, in völlig gleicher Lage befinden; es scheint jedoch in Abnahme zu sein, seit in den Marschen Abzugscanäle angelegt und mit dem Anbau des Bodens Verbesserungen vorgenommen worden sind.

Am 6. d. ist in der Nähe von Charenton bei Paris eine rotatorische (sich im Kreise bewegende) Maschiene probirt worden, die, obwohl nur von circa einer Elle im Durchmesser und 10½ Zoll breit, doch achtzehn Pferdekraft hatte und im Stande war, das Wasser aus der Seine bis zu den Anböhen von Charonne und Belleville zu heben.

Nach Ausweis statistischer Tabellen sind im letztverflossenen Jahr 118,000 Individuen aus Deutschland, 116,000 aus Irland und 42,000 aus Großbritannien über Newyork ausgewandert.

Ueber alle Maßen theuer ist das Fuhrlohn in den Golddistricten Australiens, so, daß eine Fuhr von Melbourne bis zu den Goldlagern, eine Entfernung von kaum 90 (englischen) Meilen, im Durchschnitt auf 100 £ Sterl. zu berechnen ist und in einzelnen Fällen schon bis 180 £ bezahlt sein soll.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 12. Mittwoch, den 9. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige betieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Vineta. Von H. Grieben ..... Seite 89
Der Bramine und die Paria. Eine Erzählung aus Ostindien von Dr. Sigismund Wallace. (Schluß.) ..... „ 89
Literatur:
Grundzüge der Geschichte und der Unterscheidungslehre der evangelisch-protestantischen und röm.-kathol. Kirche von Erich Stiller .... „ 92
Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Carl Barthel ..... „ 93
Florian. Eine Erzählung von Joseph Rank ..... „ 96
Miscellen ..... „ 96

Vineta.

I.

Jüngst fuhr ich auf die See mit einem Alten,
Am Himmel stand ein zahlloses Sternenheer,
Leis strich der kühle Nachtwind über's Meer
Und tändelnd spielt' er in des Segels Falten.
Da hub der Fischer an, vom Gotteswalten
Andächtig zu erzählen jene Mähr,
Wie's einst der reichen Stadt ergangen wär',
Die für der Erde Herrin sich gehalten.
Die Mähr klang einfach ohne Redeprunken,
Ich horchte auf wie ein gelehr'ges Kind;
Im Meere stob's wie lauter Silberfunken
Und überhin strich leis der kühle Wind;
Ich träumte von den Städten, die versunken,
Und von den Zeiten, die verschollen sind.

II.

Der alte Fischer hat die Mähr berichtet
Von der versunk'nen Stadt im Meeresgrunde;
Mir aber schien die wundersame Kunde
So gar unglaublich grade nicht erdichtet.
Ich seh' den Meergrund plötzlich wie gelichtet,
Alsunten schweigsam steht die Häuserrunde,
Die Glocken läuten wie zur Andachtsstunde, —
Und wieder plötzlich ist der Spuk vernichtet.
Der Alte staunt, doch ich bin ohne Schrecken;
Dergleichen seh' ich oft im eignen Herzen:
Versunk'ne Vorzeit und begrab'nes Leben.
Zum Liede darf ich diese Schläfer wecken;
Voreinst zwar litt ich viel um sie in Schmerzen,
Doch jetzt sind sie in meine Macht gegeben.

Hermann Grieben.

Der Bramine und die Paria.

(Beschluß.)

An der Thüre der Hütte saß die arme verlassene Shudra. Vor einigen Stunden noch war sie eine glückliche Mutter gewesen, welche einen friedlichen Knaben auf dem Schoße gehabt, welcher in kindlicher Freude gespielt hatte; und nun war er die Beute eines wilden Thieres, das ihn vielleicht schon zerrissen und verschlungen. Auch der theure Gatte kehrte nicht wieder. Seiner harrend saß sie dort, immer in die Richtung hinstarrend, welche der Tiger und der ihn verfolgende Vater genommen hatte. So wie die Zeit flüchtig dem Glücklichen enteilt, so langsam schleicht sie auch dem Freudelosen dahin; jenem reihen sich

Digitized by Google

Minuten an Minuten, welche im leichten Tanze wie die Welle im sprudelnden, klaren Bache schnell dahin fließen, diesem sind sie schwarze Wolken, die, festgebannt und bewegungslos, den Gesichtskreis einengen bis sie plötzlich aufeinanderstoßen, und unter Blitz und Donner des überschwemmenden Gusses sich entladen. Shudra war eine vom Guße geknickte Blume; ihr Haupt war gesenkt und der Glanz ihrer Augen erloschen. Wenn der Abendwind in den Blättern der Bäume rauschte, wenn ein Schmetterling sie umflatterte, lauschte sie und blickte sie auf, ob es der Gatte sei, der sich näherte, wie eine Träumende, welche aus dem Schlummer geweckt wurde. Die Sonne verschwand nun hinter den Bergen; nichts war sichtbar als ein großer Goldadler, der die hohe Felsenschlucht verlassen, und, über die Ebene schwebend, Beute für sich und die Jungen suchte.

Shudra war die Beute eines stumpfen Brütens; sie vermochte keinen Gedanken zu fassen, nur gleich Gebilden aus Nebel und Dünsten tauchten in ihrer Seele die Mysterien des Brama-Dienstes auf, und die Fratzenbilder der Götter schienen ihr, höhnisch zu lachen, und sich ihres Unglücks zu freuen. — Ach, ihr Sohn war verloren, welcher, so wie die heiligen Vedas das Geheimniß der Ehe erklären, nicht mehr der Vater selbst in einer neuen Gestalt sein, und durch fromme Werke und durch strenge Erfüllung der Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, welche er für seine Verschuldungen in jener Welt zu leiden hatte, befreien sollte. Umsonst hatten Brama und Vishnu ihren Schooß mit einem Sohne gesegnet, umsonst war Indra, der König der guten Geister, und Laktini, die liebliche Gattin Vishnu's ihr günstig gewesen, denn Kali, der furchtbare Gott mit seinen Rackschahs, den schrecklichsten der Dämonen, waren neidisch gewesen, und hatten sie ihres Sohnes beraubt. Auch sah sie im Geiste eine offne Gruft, und einen lodernden Holzstoß, und sich selbst geschmückt als die junge Braut des Grabes, um nicht verlassen und verspottet als Wittwe, die Hütte einsam zu bewohnen.

Die langen Schatten der Gebirge hatten sich in Nacht aufgelöst; Stern an Stern glänzten am Himmelszelt; Shudra saß noch immer bewegungslos auf derselben Stelle, das Haupt von den Armen getragen, und das Gesicht mit den Händen bedeckt. So saß sie die ganze Nacht. Sie hörte weder das Geheul der Tiger und der Hyänen, noch das Stampfen der wilden Elephanten. Eisig kalt war der Morgen, sie fühlte es nicht. Giftige, todbringende Schlangen schlichen zischend durch das Laub, sie wurde es nicht gewahr. Längst hatte es getagt, und sie saß noch an derselben Stelle.

Tage, Wochen vergingen, Sohn und Gatte waren und blieben verschwunden.

Eines Tages saß sie, wie sie zu thun pflegte, wiederum am Ufer des Baches; ohne es zu wissen spielten ihre Hände mit der Matte und dem Körbchen, welche Nishida an jenem verhängnißvollem Tage geflochten, und welche sie mit liebender Frömmigkeit unberührt gelassen hatte. Da hörte sie die Fußtritte eines Mannes, der sich ihr nährte. Erschreckt blickte sie auf. Es war ein Krieger, der raschen Schrittes von Delhi her dem Bache zueilte. Schon wollte die Schüchterne in die Hütte eilen, da hörte sie ihren Namen mit dem Accente der Zärtlichkeit und Liebe rufen. Unwillkürlich blieb sie stehen denn der Ton mit dem Shudra ausgesprochen, ging ihr zum Herzen. War es doch ein solcher, wie sie ihn früher oft gehört hatte. Es war die Stimme ihres geliebten Nishida. Und er war es; der verloren geglaubte Nishida war es, der sie mit seinen Armen umfing, sie an sein Herz drückte, und ihr die Thränen von den Wimpern küßte.

Nishida war vom Emir Ben Jassuf gezwungen worden, Soldat zu werden; in der ersten Zeit wurde er mit Strenge bewacht, so daß er nicht einmal eine Botschaft seiner Weibe schicken konnte. Endlich hatte er Erlaubniß erhalten, zu seiner Hütte zurückzukehren, sein Weib aufzusuchen und es nach Delhi abzuholen.

Wer könnte die Glückseligkeit der liebenden Tochter aus der verworfenen Kaste der Paria schildern; wie sie bald weinte, bald lachte, am Halse des theuren Gatten hing, ihm die Schweißtropfen trocknete, ihn betastete, immer noch fürchtend, daß er nicht lebe, sondern nur ein täuschendes Bild von den Rackschahs geschaffen, oder das Trugbild irgend eines böswilligen Zauberers sei. — Ja er war es, und in der Freude der Gattin vergaß sie des Schmerzes der Mutter. —

Abdallah der tapfere Beherrscher des Gebirgsvolkes der Afghanen überzog den Großmogul mit Krieg. Blutige Schlachten wurden gefochten. Die Ebene Delhi's wurde mit Kriegern, Rossen, Elephanten und Zelten bedeckt. Waffen klirrten, Gewehre blitzten, die Geschütze donnerten, Verwundete stöhnten.

Der friedfertige Bramine Nishida war ein tapferer Krieger geworden, und rasch zur Würde einer der ersten Kriegsobersten gestiegen, und der Führer einer Heeresabtheilung geworden. Die bescheidene Shudra wohnte in einem großen, schönen Pallaste zu Delhi, umgeben von orientalischer Pracht. Ihrem Winke harrten der Diener in Menge; keiner ihrer Wünsche blieb unerfüllt; auf weiche und kostbare persische Teppiche trat nur ihr Fuß, welcher sonst nur den rauhen Erdboden berührt hatte. Auf goldgestickten seidenen Kissen ruhte sie, während schöne, leicht und reich gekleidete Tänzerinnen sie in anmuthigen und wollüstigen Verschlingungen umtanzten, oder in Wechselgesängen liebliche Melodieen sangen. Aber vergeblich bemühten sie sich der Herrin ein Lächeln abzugewinnen. Kinderlos und trauernd gedachte sie stets des verlorenen Sohnes und ihr Leben war freudenlos, besonders wenn ihr geliebter Nishida fern von ihr war, welchen sie noch immer mit dem Feuer der ersten Liebe liebte und der ihr keine Nebenbuhlerin gegeben hatte. Die unbefriedigte Sehnsucht nach Mutterfreuden nagte an ihrem Herzen.

Abdallah mit seinen Horden war als Sieger in Delhi eingezogen. Tempel und Palläste wurden geplündert; ein Stadtviertel von den Flammen verzehrt; schreckliche Gewaltthaten verübt, und der Nachfolger des welterobernden Dschingis-Chan zitterte in seinem Pallaste und fürchtete für Leben und Thron. Endlich gelang es die Wuth des Sieges zu stillen. Provinzen wurden abgetreten und ein schimpflicher Tribut gezahlt. Abdallah kehrte in seine Gebiete zurück.

Ein und zwanzig Jahre des Friedens und der Ruhe waren entschwunden. Es war im Jahre 1780. Auf dem Throne von Mysore saß Hyder Ali der unversöhnliche Feind der Engländer, welcher ihnen so eben Krieg erklärt, und eine Gesandschaft nach Delhi an Allum Sha, dem vierzehnten Mangolenherrscher seit Timur, auch Tamerlan genannt, das Reich gegründet, geschickt hatte, um ihn zum Bündnisse gegen die brittischen Kaufleute aufzufordern. Die vier und zwanzig Subahs (Stadthalter) des mongolischen Reiches wurden zum Divan zur Haupt-

Digitized by Google

stadt entboten, um mit ihrem Herrn zu Rathe zu sitzen, ob er sich mit Hyder Ali verbinden, oder den Christen treu bleiben sollte.

Nishida war einer der vier und zwanzig, und sein Subadar verlassend, eilte er dem Heerschee zu gehorchen. Er stimmte für Krieg mit den Europäern, und wollte das Reich von der Vormundschaft der ostindischen Compagnie befreien. Seine Stimme drang nicht durch, und die Gesandten Hyder Ali's erhielten eine abschlägliche Antwort. Nishida kehrte in sein Subadar zurück, und entfloh mit seinem Weibe und seinen Schätzen nach Mysore, um in den Reihen Hyder Ali's gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes zu kämpfen. Hyder Ali und sein Sohn Tippo Saheb nahmen mit Freuden Nishida auf. Der erfahrene und tapfre Krieger konnte ihnen nur willkommen sein. Ihm wurde der Befehl über die Reiterei anvertraut, und er wurde bald der Freund und Rathgeber Tippo Saheb's, dessen Haß gegen die Britten er theilte.

Warren Hastings der durch Thätigkeit und Energie von einem untern Kommis im Dienste der ostindischen Compagnie, zur Würde des General Gouverneurs vom gesammten brittischen Ostindien sich emporgeschwungen hatte, befehligte selbst die englische Armee und ihre Hilfstruppen im Kampfe gegen den Sultan von Mysore. Es war ein Kampf auf Leben und Tod Es handelte sich um die Fortdauer des brittisch-indischen Reichs; eine Frage, welche erst unter der Regierung Tippo Saheb's entschieden werden sollte, als Buonaparte vergeblich in Egypten versucht hatte, den englischen Welthandel zu stürzen. Warren Hastings konnte nicht die Macht Hyder Ali's brechen. Dieser unterstützt von französischen Officieren, und stark in seiner Verbindung mit den tapferen Gebirgsvölkern, den Mahratten, schlug zu wiederholten Malen die englische Disciplin und europäische Taktik, und ein für ihn vortheilhafter Friede war die Folge davon.

Ehe dieser jedoch geschlossen wurde, belagerten Tippo Saheb und Nishida die Festung Bedno. Die Vertheidigung der Engländer hinter den Wällen der Bergfestung war tapfer und hartnäckig. Unermüdlich waren sie in ihren Ausfällen, welche nie verfehlten dem Feinde verderblich zu werden. Aber die dadurch erlangten Vortheile waren nur ein nutzloses Blutbad, denn tausende warteten, um die gemachten Lücken in den Reihen der fanatischen Orientalen wieder zu füllen; und der Erbe des Thrones von Mysore spottete grimmig der Feinde, indem er stets neue Heere zum Angriff anrücken ließ.

Die Festung wurde immer enger eingeschlossen. Weithin erstreckten sich die zahllosen Zelten und Hütten des feindlichen Lagers. Es war Nacht. Wachtfeuer loderten auf, und beleuchteten die vielen Pferde, Kriegselephanten, die vielen Weiber, Kinder und nicht Waffenführenden Männer, welche im Gefolge eines orientalischen Heeres sind. Schon längst hatte der Muezzin die Gläubigen zum Abendgebete gerufen; das Geräusch der Waffen hatte aufgehört und die Krieger ruhten von der Ermüdung des Tages aus, indem sie neue Kräfte für den am nächsten Tage wieder zu beginnenden Kampf im Schlummer suchten. An dem mit Sternen übersäten Himmel schien der Mond mit seinem unter den Tropen eigenthümlichen, und der gemäßigten Zone unbekannten Glanze. Man hörte das Wiehern der Rosse, das Brüllen der Ochsen, welche dem Heere zur Nahrung nachgeführt wurden, und das dumpfe Stampfen der Elephanten. Zwischen durch tönte der gemessene Schritt der Wachen und Vorposten, die von Zeit zu Zeit sich einander anriefen, um sich wach zu erhalten. Um Mitternacht, als die Dunkelheit der Nacht nicht mehr der Mond erhellte, wurden leise die Zugbrücken der Festung heruntergelassen, und eine dunkle Masse bewegte sich langsam heraus. Still und schweigsam rückte die englische Infanterie aus. Keine Trommel wurde gerührt, und das Commando der Führer war nur ein leises Flüstern. Auch die Trompeten schwiegen und die Pferde selbst traten leise auf weder wiehernd noch schnaubend, als wüßten oder verstanden sie, was im Kriegsrath beschlossen worden war. Die dunkle Masse der bewaffneten Männer bewegte sich langsam vorwärts; kein Wort wurde gesprochen; schon waren sie den Vorposten nahe; der Ueberfall sollte glücken, da strauchelt ein Soldat in den ersten Reihen; er fiel, und im Falle ging sein Gewehr los. Der Alarm wurde gegeben, wie ein Lauffeuer tönte es von Posten zu Posten: der Feind, der Feind. Das wilde Kriegsgeschrei der Mahratten rief im Lager die Schläfer zum Kampfe. Tumult wurde überall laut. Halbbekleidete Krieger umgürteten sich mit dem Schwerdte und eilten sich zu ordnen, mit der einen Hand schon das Gewehr spannend, mit der andern noch das Haupt mit dem Turban umwindend. Führer sprengten einher, ordneten die Haufen, und ermunterten die Säumigen zur Eile. Die Kanonen blitzten und donnerten, dazwischen prasselte Kleingewehrfeuer. Trommeln wirbelten, Trompeten gaben das Zeichen zum Angriff, Officiere riefen durcheinander, Verwundete wimmerten und Sterbende schlossen das Auge, indem sie mit einem schwachen Seufzer das Leben aushauchten, indem der Tod eine reiche Erndte hielt. Hier war ein Pferd ohne Reiter und folgte instinktmäßig dem Corps zu welchem es gehörte, dort durchbrach ein verwundeter Elephant die Reihen der Feinde, oder zertrat mit gewichtigem Fuße die, welche sich seiner zum Verderben ihrer Feinde hatten bedienen wollen. Mit dem Allah der Muselmänner erstarb das Huzza der Christen auf den bleichen Lippen.

Auf einer Anhöhe hielt Tippo Saheb von vielen seiner Hauptleute umgeben, das Schlachtfeld überblickend, und Alles anordnend. Im dicksten Haufen der Engländer, wo das Gemetzel am blutigsten, und der Kampf am hartnäckigsten war, befand sich Nishida an der Spitze seiner Reiterei. Mehrere Stunden währte der Kampf; die Engländer drangen muthig vorwärts, aber endlich mußten sie doch der Uebermacht weichen, sich in die Festung zurückziehen, und nur im geschlossenen Carré gelang es die Wenigen der Uebriggebliebenen zu retten.

Als der Morgen anbrach, war das Schlachtfeld mit Leichnahmen bedeckt. Rothe Uniformen, seidene Wämser und Panzer, Helme, Federhüte und Turbane lagen friedlich neben einander, beschmiert mit Blut und Sand, so daß sie nicht mehr zum Schmucke der nun leblosen Heren dienten, deren Antlitz starr und verzerrt noch den zuletzt empfundenen Schmerz oder die Empfindung des Hasses ausdrückte. Alles ringsherum war stille, nur das Geheul der Schakale, welche lüstern nach dem Todtenmale das Schlachtfeld umschlichen, so wie das Gekrächze der Raubvögel, die wie eine dunkle Wolke über die mit Leichnahmen bedeckten Gefilde schwebten, wurden gehört.

Unter den Todten war auch der älteste Sohn Tippo Saheb's. Ihn hatte ein brittischer Officier niedergehauen,

Digitized by Google

welchen hierauf Nishida verwundet und zum Gefangenen gemacht hatte.

Um die neunte Morgenstunde wurde das Zelt des Sohnes des Sultans von Mysore geöffnet. Tippo Saheb trat heraus von der Schaar seiner Feldobersten umgeben. Er stützte sich mit der Rechten auf die Schulter Nishida's. Die Trauer um den Lieblingssohn war sichtbar in seinen Zügen; der kräftige Mann schien tief erschüttert zu sein, und mitten durch die Thränen, die er unterdrücken wollte, drängten sich Blicke der Rache und des Blutdurstes. Tippo Saheb schwieg, und niemand wagte zu reden. Nur das Trauergeheul der Sklaven, welche in einem nahen Zelte den Leichnahm des Fürstensohnes umstanden, war hörbar.

Der Christenhund, welcher seinen Maur getödtet hatte, sollte sterben, sterben durch die Hand des Henkers. Mit dem blanken Beile stand der letztere bereit, das Geheiß Tippo Saheb's zu erfüllen. Alle harrten des Gefangenen, dessen Urtheil gesprochen war, und unwiderruflich schien, denn Tippo Saheb war fürchterlich in seinem Grimme und in seinem Schmerze.

Ein Troupp Maharatten näherte sich. In ihrer Mitte ging oder vielmehr schwankte der vom Blutverluste bleiche Gefangene. Es war eine schöne jugendliche Gestalt in der Blüthe des Mannesalters. Aber er hatte nicht die weiße Haut und das lichte Haar eines Europäers, sie waren die eines Eingebornen Indiens. Tippo Saheb warf ihm nur einen flüchtigen Blick zu, welcher seinen Grimm und Verachtung des Renegaten ausdrückte; dann winkte er dem Henker sein blutiges Handwerk zu verrichten.

Schweigend, sich mit Muth in sein trauriges Geschick ergebend, und mit den feurigen Augen den Kreis der Umstehenden musternd, entkleidete sich der Gefangene. Schon wollte er seinen Kopf auf den Block legen, da erblickte Nishida ein Amulet das auf der Brust des Fremden an einem Bande hing. Nishida sprang wie ein Wahnsinniger zum Henker hin, ergriff seinen Arm, und gebot ihm inne zu halten, indem er kaum vor innerer Bewegung dem englischen Officier zu fragen vermochte, wie er zu diesem Amulette gekommen wäre. Der Officier sah den Fragenden erstaunt an; er vermochte nicht seine Gedanken zu ordnen und die Frage sogleich zu beantworten.

Tippo Saheb, welcher sich das sonderbare Betragen seines Vertrauten und seines Reiteranführers nicht zu erklären wußte, trat dem Gefangenen näher, und bemerkte sogleich eine überraschende Aehnlichkeit zwischen dem ersten und dem letzten. Nishida hatte die Frage wiederholt, und ohne die Antwort abzuwarten ausgerufen: es ist das Amulet welches mein Sohn um den Hals trug, als ihn ein Tiger aus dem Schooße seiner Mutter raubte!

Tippo vergaß seiner Wuth und seines Schmerzes um den eignen Sohn, und befahl Nishida und dem Gefangenen, ihm in sein Zelt zu folgen. Dort erzählte der junge Mann, daß er das Amulet immer besessen habe, und daß er der Adoptiv eines englischen Generals sei, der vor Jahren einen Tiger auf der Jagd im glücklichen Schusse getödtet, und einen Knaben auf eine wunderbare Weise gerettet hätte. Dieser Knabe sei er gewesen. Der General hätte kurz darauf Indien verlassen müssen, und ihn mit sich nach England geführt, wo er ihn mit der größten Sorgfalt erzogen hatte, nachdem alle Bemühungen, seine Aeltern aufzufinden, vergeblich gewesen wären.

Alter und die Nachbarschaft Delhi's, in welcher der General gejagt hatte, trafen zu, und es unterlag keinen Zweifel, daß der Gefangene Nishida's und Shudra's Sohn war; mehr als bestätigt durch das Amulet und die große Aehnlichkeit mit dem gewesenen Braminen.

Die wunderbare Rettung des Knaben, das ebenso wunderbare Zusammentreffen des Vaters mit dem Sohne am Rande des Grabes verfehlten nicht eine günstige Wirkung auf Tippo Saheb hervorzubringen, und großmüthig verzieh er dem Mörder seines geliebten Sohnes, welchen er doch nun in der Feldschlacht getödtet hatte.

Nishida eilte mit dem Wiedergefundenen nach Mysore, um ihn in die Arme der noch um ihn trauernden Mutter zu führen.

In dem Verhältnisse als Shudra's Trauer lang gewesen, war nun auch ihre Freude groß, als sie den todt geglaubten Sohn, den als Knabe verlorenen als einen blühenden Mann ans mütterliche Herz drücken konnte.

Der junge Mann blieb Kriegsgefangener bis zum Frieden von Mangalore im Jahre 1784. Dann verließ er mit seinen Eltern Indien, um sich in England anzusiedeln, da ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten voraus zu sehen war, und Vater und Sohn sich nicht noch einmal im Kampfe gegenüber stehen wollten.

Grundzüge der Geschichte und der Unterscheidungslehre der evangelisch-protestantischen und römisch-katholischen Kirche von Erich Stiller, erstem Pfarrer zu Harburg in Bayern. Fünfte Auflage. Hamburg, bei R. Kittler. 1852. 35 Duodez-Seiten.

Das Auftreten der Jesuiten nicht allein in den katholischen, sondern auch in den protestantischen Staaten unseres Vaterlandes, die Begünstigungen, welche die römische Hierarchie und die römische Geistlichkeit, sowohl von Seiten Oesterreichs und Bayerns, wie von dem neuen französischen Kaiser erhält, um Preußen und England, die Hauptsäulen des Protestantismus, in Verlegenheit zu bringen, hat eine starke und heilsame Aufregung in der evangelisch-protestantischen Kirche hervorgebracht und, wunderbar genug, nicht blos bei denen, welche derselben mit voller Ueberzeugung und von ganzem Herzen treu anhängen, sondern auch bei denen, welche noch vor Kurzem einem trostlosen Nihilismus das Wort redeten. Wir wollen nicht argwöhnen, daß diese nur mit dem neuen Feldgeschrei den alten Kampf auf einen neuen Boden zu bringen beabsichtigen, sondern hoffen, daß sie, erschreckt von der neuen Gefahr, den innern Kampf um Nebendinge aufgebend, sich wieder um die Fahne ihrer Kirche schaaren, um das wahre Bollwerk gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen; wie wir gleichfalls hoffen, daß die politischen Gegner sich als wahre Vaterlandsfreunde und deutsche Brüder schnell vereinigen, den Streit um diese oder jene äußere Form vergessen werden, um das Vaterland vor äußern Angriffen zu schützen und seine Selbstständigkeit zu retten. Freilich gebehrdet man sich jetzt vielfach, als ob der deutsche Protestantismus sich eben so wenig gegen den römischen Katholicismus werde halten können, als die deutsche Selbstständigkeit gegen das Franzosenthum;

Digitized by Google

wünscht man vielleicht den Muth von vacuhecria zu tödten, damit Deutschland sich mit gebundenen Händen seinen Feinden Preis gebe? — —

Allerdings sind die An- und Uebergriffe der römischen Hierarchie um so gefährlicher, je consequenter diese ihren Zweck verfolgt, je unzartee sie in der Wahl ihrer Mittel ist, je schärfer sie Priester und Laien in Zucht zu halten und jede Abweichung von ihrem Lehrsystem zu rügen, je despotischer sie vom Papst, als Hohenpriester, und dessen hohem Rathe, den Cardinälen, bis zum untersten Priester herab, einen blinden Gehorsam und einen strengen Glaubens- und Gewissenszwang durchzusetzen versteht. Was soll die protestantische Kirche dagegen thun? Soll sie den weltlichen Arm der Fürsten anrufen? Das wäre sehr unlutherisch, denn Luther mahnte bis zu seinem Tod von aller Einmischung äußerer Gewalt ab, und die protestantischen Fürsten griffen erst dann zu weltlichen Waffen, als sie mit weltlichen Waffen bedroht wurden. — Im Reiche des Geistes aber wirken nur geistige Waffen, und diese zur Hand nehmend, darf unsere Kirche sich nicht fürchten: denn die Wahrheit und Gott ist mit ihr! — Gegen Aberglauben auf der einen und gegen Unglauben auf der andern Seite schützt am sichersten ein ächter Glaube, eine klare, gründliche, lebendige Erkenntniß der Grundlehre unserer Kirche, eine gerechte Würdigung ihrer Vorzüge und die treue Anhänglichkeit, welche daraus hervorgeht: denn wie kann man lieben, hochschätzen, vertheidigen, was man in seinem Werthe nicht erkannt hat! An dieser Erkenntniß fehlt es aber noch Tausenden, welche in der evangelischen Kirche getauft und konfirmirt sind, weil man ihnen höchstens gedächtnißmäßig einige abgerissene Begriffe einer sogenannten „allgemeinen Religion" und dagegen durch einseitiges Raisonnement viel Abneigung gegen alles Positive beigebracht und sie dadurch einem ewigen Hin- und Herschwanken Preis gegeben hat. Da kann so wenig Liebe zur Kirche entstehen, wie Liebe zum Vaterlande, wenn die Vorzüge desselben nicht in das rechte Licht dargestellt werden! Wer die Grundlehren der protestantischen Kirche lebendig und gründlich in sich aufgenommen hat, der wird weder dem reinen, an sich ehrwürdigen Katholicismus (denn er nährt Geist und Herz jedenfalls besser als die Wassersuppen des sogenannten Deutsch-Katholicismus) noch dem entarteten Romanismus und Jesuitismus sich hingeben; der Nihilismus, der Indifferentismus, der Unglaube unserer Zeit sind die fliegenden Brücken zur römischen Kirche, wie die Gleichgültigkeit gegen und die Erregung des Unglaubens an des Vaterlandes Vorzüge und Kraft zu seiner Unterjochung!

Darum war es ein verdienstliches Werk des Verf. oben genannten Schriftchens, veranlaßt durch das Bayerische protestantische Oberkonsistorium, durch kurze, bündige nicht polemische Darlegung der Unterscheidungslehren beider Kirchen das protestantische Bewußtsein bei der Jugend insbesondere zu erwecken, und die beiden Hauptlehren unserer Kirche, „daß die heil. Schrift allein die Regel des Glaubens und Lebens sei, und daß wir aus Gnade gerecht werden", festhaltend, den Widerspruch nachzuweisen, in welchem die katholische Kirche damit steht: in der Lehre vom Papste und der Kirche, von der Tradition, von den guten Werken, vom Ablaß, von der Anrufung der Heiligen, von den sieben Sacramenten, von der Ohrenbeichte, von der Messe, vom Fegefeuer ꝛc. Das Büchelchen enthält begreiflich nur die Grundlagen, allein jeder Lehrer sollte bei dem billigen Preise (50 Exemplare für einen preuß. Thaler) sie seinen Schülern, jeder Prediger sie seinen Konfirmanden in die Hand beingen (und müßten sie es ihnen schenken) und beim Konfirmationsunterricht auf die Erläuterung desselben den hauptsächlichsten Fleiß verwenden. Bei Licht im Geiste und bei Wärme im Herzen ihrer Bekenner hat unsere Kirche von den geistigen Waffen der römischen Kirche nichts zu fürchten („das Wort sie sollen lassen stahn!") und einen neuen 30jährigen Krieg wird diese doch hoffentlich nicht wieder anregen wollen!

Dr. J. C. Kgr.

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Carl Barthel.

Motto: Das Schrifthum ist ein Spiegelbild der Zeit.

Dritte abermals stark vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1853. XIV und 582 Seiten, nebst einer Seite Druckfehler und Berichtigungen. Gr. 8.

Diese im Winter 1850 in Braunschweig vor einem zahlreichen Publikum gehaltenen Vorlesungen erschienen zuerst 1850 und sind in Nr. 20 des Jahrg. 1851 unserer Zeitschrift besprochen. Bereits 1851 erfolgte eine gleichfalls von uns (Nr. 84, Jahrg. 1851) angezeigte zweite, stark vermehrte Auflage (— die erste bestand aus 426, die zweite aus 540 Seiten). Jetzt folgt ihr abermals nach kurzem Zwischenraume eine dritte, die wieder bedeutend an Umfang (582 Seiten) gewonnen hat.

Indem wir nur daran erinnern, daß die Absicht des Verfassers war, ein Verständniß unserer neuesten Poesie von religiös-ethischen Gesichtspunkten aus zu fördern, daß er die Dichter in größere Gruppen zusammengestellt vorführt (— Romantische Schule. Schwäbische Schule. Nachklänge der Romantik. Das junge Deutschland. Dichter neuer Bestrebungen in Stoff und Form; dabei: Volksthümliche Literatur unserer Zeit. Oesterreichische Dichter. Politische Dichter revolutionairer Tendenz. Kirchgläubige Dichter heilsamer Opposition gegen Wahn und Lüge der Zeit. Specifisch geistliche Dichter. Patriotische Dichtung. Neueste Lyrik und Epik. Literarische Frauen —), nebst Analysen und Kritiken ihrer Dichtungen und Proben derselben, biographische, zum Theil aus Selbstberichten geschöpfte, Notizen liefert, glauben wir auf die angeführten Nummern dieser Blätter des Weiteren wegen verweisen zu dürfen. Gegenwärtig liegt uns blos ob, darzulegen, in welcher Art die dritte Auflage vermehrt und verbessert ist.

Zuerst ergiebt die Vergleichung mit der vorhergehenden Auflage, daß die dritte an vielen Stellen neu überarbeitet ist, namentlich manche Härten gemildert sind; dann zeigt schon die vergrößerte Bogenzahl, daß der Inhalt bedeutend erweitert ist. Mehrfache Berichtigungen erkennt man leicht. Die Artikel, welche L. Tieck, Novalis, Clemens Brentano, Bettina von Arnim, E. M. Arndt, W. Müller, Gutzkow (— den „Rittern vom Geiste" sind über 4 Seiten gewidmet —), Heine (— seines „Romanzero" ist, wie man leicht denken kann, mit entschiedener Verwerfung desselben gedacht —), Leopold Schefer, R. Reinick, G. Herwegh und

Digitized by Google

Preuß behandeln, haben ansehnliche Zusätze erhalten und mehrere Aenderungen erfahren; vermehrt wurde die Reihe der Dichter mit den folgenden, die in den früheren Auflagen fehlten: K. und L. Follen, Hölderlin, Julius Mosen, K. Beck, M. Hartmann, Alfred Meißner, Adolf Stifter, G. Scheurlin, Otto Roquette u. s. w. — Die volksthümliche Literatur, die in der zweiten Auflage nur 10 Seiten füllte, nimmt nun 19 ein. Eine neue Vorlesung (— die vierzehnte, S. 506—542 —) hat die specifisch-geistlichen Dichter: A. Knapp, C. J. P. Spitta, K. B. Garve, C. A. Döring, F. v. Meyer, J. P. Lange, V. v. Strauß, H. Möwes, G. F. L. Knak, W. Hey, G. Jahn, P. F. Engstfeld, J. Stuem, R. Stier, C. G. Barth, A. E. Fröhlich und Andere zum Gegenstande. (Wir werden am Schlusse die Einleitung zu dieser Vorlesung ganz mittheilen.) — Zwischen die Abschnitte: Patriotische Dichtung und: Uebersicht der literarischen Frauen, ist noch (S. 552—557) ein neuer: Neueste Lyrik und Epik, eingeschaltet; er beginnt mit den Worten: „Wir leben gegenwärtig in einer Zeit, die in nationaler Beziehung der Restaurationsepoche nach den Befreiungskriegen nicht unähnlich. Der Lärm der tollen Jahre ist verhallt; das Interesse für die Politik bedeutend gesunken, und theils aus Reue über den durchlebten Rausch, theils aus Abspannung, hat man sich wieder in Ruhe gefaßt und ist zu der alten, wenn inzwischen auch modificirten Ordnung der Dinge zurückgekehrt. In solchen Zeiten des Friedens nimmt denn gewöhnlich auch die Poesie wieder einen friedlichen und harmlosen Charakter an, und wendet sich, eben jemehr sie vorher dem Ungestüm der Parteileidenschaft und der Ausschließlichkeit der Tendenz gedient hatte, zumeist dem Lieblichen und Zarten zu, um gleichsam hierin sich sättigend und erquickend sich zu einem neuen kräftigeren Aufschwung vorzubereiten. So ist es denn auch der Fall in unseren Tagen. Unsere neueste Poesie bewegt sich vorherrschend auf dem Gebiete des Sinnig-Anmuthigen und Naiven, und wenn daher Gutzkow beliebt, von einer heutigen Lovelyliteratur zu reden, so hat er mit dieser in seinem Sinne ironischen Bezeichnung doch das Wesen der Sache getroffen, obgleich wir nicht möchten, daß diese undeutsche Ausdruck von der Literaturhistorie adoptirt würde. Vorzüglich ist es die eigentliche Herzenslyrik, die Mährchen- und Erzählungspoesie, die heutzutage Geltung hat, und wie die erstere hauptsächlich durch Georg Scheurlin vertreten wird, so repräsentirt die letztere vor Allem Otto Roquette, zwei Dichter, die in mancherlei Beziehungen die höchste Beachtung verdienen." Scheurlin und Roquette werden näher, Paul Heyse und Max Waldau kurz besprochen; erwähnt: G. zu Putlitz, Max Bauer, Julius von Rodenberg, Wolfgang v. Goethe (— „Erlinde" —).

Unter den literarischen Frauen fehlt natürlich nicht die schon am 24. Mai 1848 (nicht, wie in der Besprechung ihrer specifisch-geistlichen, von ihren Freunden aus ihrem Nachlasse herausgegebenen Dichtungen: „Das geistliche Jahr" in dieser Zeitschrift Nr. 4 gesagt ist, im verflossenen Jahre) verstorbene Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshof, von welcher der Verf. bemerkt, daß sie in der Gruppe der heutigen Dichterinnen, die in jeder Weise die Schranken sowol der weiblichen Sitte als auch Befähigung treulich innehielten und die auch der Mehrzahl nach fast unbedingtes Lob verdienten, da bei ihnen gerade eine hohe poetische Begabung noch hinzukomme, in jeder Beziehung am höchsten stehe und vielleicht die reinste und originellste Dichterin sei, die Deutschland überhaupt aufzuweisen habe. Seite 566—571 sind interessante Nachrichten über sie und ihre Dichtungen gegeben, die wir besonders der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen empfehlen!

Die dritte Auflage der Vorlesungen wird, obgleich, wie schon oben angedeutet, hin und wieder weniger strenge Urtheile gefällt sind, von einer Kritik, die den Standpunkt des Verfassers unbeachtet läßt (— er nennt sie eine „schauffirte Partei-Kritik" —) eben so wenig beifällig beurtheilt werden, als die beiden vorhergehenden; auf der andern Seite wird sie sich über auch des Beifalls, welcher dem Werke sogleich bei seinem ersten Erscheinen geschenkt wurde und den der Umstand, daß es in 3 Jahren 3 Auflagen erlebte, am genügendsten bekundet, in noch größerem Grade erfreuen, da sie in möglichster Vollendung vom Verf., der seiner Arbeit von Neuem den beharrlichsten Fleiß zugewendet hat, uns dargeboten wird.

Den Berichtigungen möchte etwa noch hinzuzufügen sein: S. 18. „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders"; auf derselben Seite: statt Clauren: Cramer; Seite 575 statt Dukow: Suckow.

Druck und Papier sind vorzüglich schön.

Wir lassen jetzt die Einleitung zur vierzehnten Vorlesung folgen.

Allgemeines über die Entwicklung der neueren geistlichen Poesie.

„Schon bei der Darstellung der romantischen Schule hatten wir Gelegenheit genommen, bei denjenigen Mitgliedern derselben, die die geistliche Poesie pflegten, wie Novalis, Brentano, Fouqué, Schenkendorf, Arndt u. A., auf die religiöse Liederdichtungen derselben aufmerksam zu machen. Wir konnten dort, wo wir es vorherrschend mit ihren weltlichen, die Herrlichkeit des Mittelalters auffrischenden Produkten zu thun hatten, nicht näher auf die Bedeutung dieser Dichter für die Entwickelung unserer heutigen geistlichen Poesie eingehen. Hier aber müssen wir nothwendig darauf zurückkommen.

Wie der romantischen Schule auch auf dem weltlichen Gebiete der Dichtung eine Poesie der Trivialität und Sentimentalität vorranging, die in einem Kotzebue, Iffland, Matthisson und Lafontaine sich breit machte, so war ihr im Zusammenhang mit dieser auch auf dem Gebiete geistlicher Dichtung eine Zeit der Dürre vorausgegangen, in der an die Stelle wahrer Herzensreligion geradezu die trockenste langweiligste Moral oder eine Religiosität phrasenreicher Gefühlsseligkeit getreten war, die aller Tiefe und innerlichen Wahrheit entbehrte. Man besang die einzelnen Tugenden und Laster, brachte die Maximen der Sittenlehre mit Bezug auf bestimmte Fälle des Lebens in Verse und verlief sich dabei ganz auf das Gebiet äußerlicher Pflichterfüllung und s. g. praktischer Gemeinnützigkeit, die den damaligen Aufklärern überhaupt als das Höchste galt; oder aber, wo man mehr den poetischen Schwung erzielte, bewies man das Dasein, die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes aus der Natur, sang von der Unsterblichkeit der Seele und der Würde des Menschen, und meinte mit einer poetischen Popularisation Kantischer Lehrsätze Alles geleistet zu haben, was ein gläubiges oder vielmehr „denkgläubiges" Gemüth bedürfe. Natürlich übten diese beiden ineinanderlaufenden Richtungen, die durchaus auf religiöser Nüchternheit und Flachheit beruhten, auch einen

Digitized by Google

schädlichen Einfluß auf Form und Stimmung der geistlichen Poesie aus. Vorherrschend in dieser war der verständig belehrende Ton, der jede tiefere poetische Anschauung schulmeisterlich verschmähte, oder was eben so schlimm war, der hohle Phrasenschwall abstrakter Reflexion, die absichtlich alle bestimmt-confessionelle Färbung vermeidend, den positiven Gehalt des Christenthums durchaus verflüchtigte.

Diese moralisirende Nüchternheit, die im Grunde der treffliche Gellert angebahnt hatte und die von Männern, wie Aug. H. Niemeyer, Zollikofer, Abrah. Teller u. a. in dessen Weise fortgesetzt wurde, sowie jene rationalistische Sentimentalität, die Tiedge in seiner „Urania", Witschel in seinen „Morgen- und Abendopfern" vertrat, und von der selbst Mahlmann nicht ganz frei war, hätten geradeswegs zum Verfall der geistlichen Poesie geführt, wenn diese nicht eben durch die romantische Schule einen neuen Aufschwung erlebt hätte.

Die Bedingungen zu einem solchen lagen reichlich genug in der Zeit vor. Das deutsche Volk war ja gerade, wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, wo die geistliche Liederpoesie so sehr in Blüthe stand, jetzt durch den napoleonischen Druck in abermalige Noth und Trübsal gekommen und selbst nach der Befreiung von demselben sah es noch keine Besserung seiner Zustände. Noth war aber von jehr die Mutter der Psalmen. In der Noth, wo die äußere Welt nicht befriedigt, flüchtet sich der Mensch am liebsten in seine innere, um da Umgang zu pflegen mit dem, in welchem dem Vergänglichen gegenüber das Ewige, und der Tücke der Leiden gegenüber die grundlose Barmherzigkeit zu finden ist. So thaten auch die lyrisch gestimmten Romantiker. Wie sie beengt von den damaligen nationalen Zuständen in der weltlichen Poesie zu der Herrlichkeit des Mittelalters zurückkehrten, so zogen sie sich, von dem Irdischen überhaupt getäuscht, in das Heiligthum des inwendigen Menschen zurück, um da im Stillen mit ihrem Gott und Heilande zu verkehren. Dadurch kam es denn natürlich, daß sie dem geistlichen Liede wieder vorherrschend die Macht und Innigkeit des religiösen Gefühls vindicirten, daß sie statt der Moral und Naturreligion wieder jene edle Herzensmystik zur Geltung brachten, die doch der innerste Kern des Christenthums ist, und überhaupt in der geistlichen Poesie wieder eine tiefere poetische Anschauungsweise einführten, die in dem Focus der Gottseligkeit, im Gemüthsleben wurzelte. Und das ist eben das wesentliche Verdienst der Romantiker in Bezug auf das geistliche Lied, das ist ihre That, durch die auf einmal die religiöse Lyrik wieder in die rechte Bahn gelenkt wurde. Hatte man früher nur die Capitel der Sittenlehre durchgesungen oder sentimentale Betrachtungen über Natur und Jenseits angestellt, so wurde jetzt durch Novalis, den Bahnbrecher des neuen Aufschwungs, die persönliche Hingabe an den Herrn, tiefe Sehnsucht nach dem Himmlischen und ein gläubiges Eingehen auf die Geheimnisse der Erlösung wiederum der Grundton des geistlichen Liedes, den nun ein Schenkendorf und Eichendorff in elegischer Weichheit und Duftigkeit, Fouqué mit zarter Sinnigkeit, Ed. v. Schenk und Malsburg mit südlichem Sprachwohllaut, Brentano und Graf Otto von Löben in verschwimmender Formlosigkeit und in modificirter Weise auch die schwäbischen Dichter Just. Kerner und Gust. Schwab fortsetzten, den aber Kriner mit solcher Genialität und so aus der Tiefe christlicher Erkenntniß und Glaubens heraus anschlug, als der kindlich-fromme, hochbegabte Bischof der Brüdergemeine J. B. von Albertini.

So viel nun aber durch diese Wiederbelebung des religiösen Gefühls für die geistliche Lyrik gewonnen war, so hatte doch auch diese wieder ihre Kehrseite. Nicht allein, daß einige dieser Dichter im Gegensatz zu der früher flacherationalistischen Anschauung sich in die freilich tiefere aber nicht minder gefährliche pantheistische Mystik versenkten, wie wir das bei Novalis schon in der ersten Vorlesung andeuteten, sondern ihre überwiegende Neigung nach der Seite des Gemüthslebens hin machte sie nun auch so subjektiv, daß bei ihnen vom eigentlichen Kirchenliede oder, was dasselbe ist, vom objektiv-gehaltenen Gemeindelied keine Rede sein konnte. Freilich war daran ihre Zeit Schuld, denn das Glaubensleben war eben mehr im Einzelnen oder in zerstreuten Häuflein und vor Allem wohl durch Schleiermachers „Reden über Religion" unter den Gebildeten erwacht, keineswegs aber in der christlichen Gemeinschaft im Ganzen, und so konnte natürlich ihre religiöse Lyrik nicht der volle Ausdruck derselben werden. Aber es war doch nun auch zur Hebung des eigentlich kirchlichen Lebens damit Nichts erreicht, und die geistliche Poesie der romantischen Schule diente doch meistens nur zum religiösen Genusse auserwählter Seelen, die zugleich nothwendig eine feine Geschmacksbildung zur Würdigung derselben mitbringen mußten.

Darum that denn aufs Neue eine Reform der geistlichen Poesie Noth, die ohne die Gefühlstiefe und Innigkeit der Romantiker zu abrogiren, doch nun vorherrschend die Objektivität des Kirchenliedes erstrebte. Schon war Moritz Arndt mit seinem trefflichen Büchlein „Vom Wort und vom Kirchenliede", in welchem er 33 seiner eigenen Lieder mittheilte, 1819 ausgetreten, und hatte in Gemeinschaft mit den Romantikern nicht nur gegen die poetische Nüchternheit der rationalistischen Zeit angekämpft, sondern auch in Theorie und Praxis auf die Kraft und Großheit des alten Kirchenliedes hingewiesen, da begann auch allmälig durch Männer, wie Tholuck, Neander u. A. ein gläubiges Schriftstudium sich geltend zu machen und das christliche Leben breitete sich nun nach und nach von den engern Kreisen auf die Masse aus, so daß damit die beiden Hauptbedingungen eines werdenden Kirchenliedes vorhanden waren.

So trat denn eine Schaar geistlicher Sänger hervor, deren Verdienst es ist, eben die ersten Anläufe zur Wiedergestaltung des Kirchenliedes gemacht zu haben. Sie suchten die Anschauungen der Schrift, so wie die Fülle und Kraft der biblischen Sprache sich wieder anzueignen, sie suchten die kirchlichen Thatsachen wieder in den Vordergrund zu stellen und wo möglich aus dem Bewußtsein der Gemeinde, wenigstens aus ihrer eigenen Subjektivität heraus zu dichten. Aber leider müssen wir bekennen, daß das eben nur bei den ersten Versuchen geblieben ist, und daß trotz der Anstrengung dieser unserer neuesten geistlichen Sänger, trotz ihrer Geistesfülle und Innigkeit, doch noch kein wirkliches Kirchenlied zu Stande gekommen ist, von dem man sagen könnte, es sei wie die Lutherschen und Paul-Gerhardschen ein Herzstück des deutschen Volkes geworden. Im Ganzen sind auch ihre Lieder noch immer zu subjektiv, im Ganzen tönen sie doch mehr aus einer kirchlichen Stimmung heraus, als aus der festen Einheit kirchlichen Lebens und der Fülle eines Alles durchdringenden Gemeingeistes, und wenn auch einzelne schon in die Gesangbücher übergegangen sind, und

Digitized by Google

beim kirchlichen Cultus angewandt werden, so sind doch die meisten vielmehr zur Hausandacht und Privaterbauung tauglich. Hat das Alles freilich auch wieder seinen Grund in unsern Zeitverhältnissen, in der traurigen Zersplitterung der Kirche, bei der keine nationalkirchliche Begeisterung zu Stande kommen kann, so liegt es doch auch andrerseits darin, daß die geistliche Poesie noch immer zu sehr aus der theologischen Schule hervorgeht, in der man mehr oder weniger die Anschauung, Erfahrung und Sprache des Volks entfremdet ist, nicht aber wie früher aus dem Kerne des Volkes selbst. Erst, wenn man sich auf dem Gebiete geistlicher Lyrik eben so tief in die Fülle des Volkslebens zu versenken versteht, wie man das bereits von christlicher Seite auf dem der Dorfnovellistik gethan, erst dann kann nach unserer Meinung auch an ein wirklich kirchliches Volkslied zu denken sein und die Morgenröthe der deutschen geistlichen Lyrik erwartet werden.

Mit alle Diesem soll nun freilich nicht geleugnet werden, daß wir Neueren eine reiche Fülle der schönsten Blüthen geistlicher Poesie besitzen, und eben um diese näher kennen zu lernen, gehen wir jetzt zu der Betrachtung der hauptsächlichsten religiösen Liederdichter unserer Zeit über.

Die namhaftesten und verbreitetsten unter diesen, ja die eigentlichen Repräsentanten unserer heutigen geistlichen Lyrik sind der Süddeutsche Albert Knapp und der Norddeutsche C. J. P. Spitta."

Hoffmann.

Florian. Eine Erzählung von Josepf Rank. 2 Theile. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1853. 212 und 248 Seiten. 8.

Josepf Rank erscheint uns hier in doppelter Gestalt, in der alten wohl bekannten und geliebten und in einer andern, die ihm weniger eigenthümlich ist. — Ueber Persönlichkeiten, die zum Theil noch aus seinen früheren Volksgemälden aus dem Böhmerwalde in unserer Erinnerung leben, tritt Florian, der arme Florian hervor, der auf dem Taubenschlag seine bescheidene Wohnung sucht, und dann später als Erbe eines reichen Mannes erkannt wird. Mit welchem Geschicke und welcher Wahrheit der Verf. solche Charakterbilder sonst zu zeichnen weiß, wissen unsere Leser; Florian jedoch, so sehr er auch unsere Theilnahme erweckt, steht in dem Kreise, in welchem er sich bewegt, als eine etwas fremdartige Erscheinung da. Trefflich sind manche Nebenpartieen geschildert; wie so recht aus dem Leben gegriffen ist es z. B. daß der nun wirklich reiche Florian sehr bald erfährt, es sei nicht Alles Gold was glänzt, und eine Reihe von der Welt und ihm für reich Gehaltene, ja Beneidete, die den Schein des Reichthums mühevoll zu behaupten schon lange sich quälten und nichts weniger als reich sind, jetzt seine Hilfe und Großmuth, jeder in seiner Weise, in Anspruch nimmt. Der Hallhöfer, der Friedländer, namentlich der verbrecherische scheinheilige Nachtwächter sind, wie Rank uns deren viele geliefert, sehr gelungene Menschenschilderungen.

So weit ist Rank in seinem Element; aber daneben auch in einem ihm etwas fremden. Es werden nämlich mehrere Personen aus den höheren Ständen vorgeführt, die Räthin Freibert mit zwei Töchtern und den Bewerbern um dieselben, die ganz gewöhnliche Romanfiguren; wozu sie und ihre Verschrobenheiten und Intriguen in die Erzählung eingewebt, ist uns nicht recht klar geworden. Der Florian allein mit seiner zu ihm, wenn auch nicht so ganz, passenden Umgebung, wäre uns lieber gewesen. Doch wird vielleicht eine Fortsetzung der Erzählung (— denn wie es dem reichen Florian ferner ergeht, erfahren wir nicht, nur am Schlusse, daß er Haus und Hof und Geld hat —), die weitere Entwicklung bringen und uns Gelegenheit bieten, auf sie zurückzukommen. H.

Miscellen.

Um die Weihnachtszeit werden durch ganz Spanien Nacimientos, d. h. Darstellungen der Geburt unsers Heilandes mit allen ihren Nebenumständen, als: der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, den Kindermord, ꝛc. gegeben und in kleinerem Maßstabe selbst in Privathäusern aufgeführt. Ein Malagaer Blatt giebt folgende Beschreibung einer bildlichen Darstellung dieser Art, die ihrer Drolligkeit wegen schon einer Beachtung werth ist:

Im Vordergrunde zeigt sich der Palast des Königs Herodes, er selber in dessen Vorhalle, dem Tödten der unschuldigen Kleinen zusehend, während gleichzeitig in dem Staatsgemache die Hochzeit der Jungfrau Marie gefeiert wird. In der Fronte des Palastes befindet sich eine große Eisenschmelze mit ihren Cylindern und Hochöfen, mit der Ueberschrift: „Maestinete de Heredia." Etwas höher hinauf sieht man eine Schenke, und vor derselben, auf einem Stein sitzend, einen französischen Gendarm, der eine Cigarre schmaucht. Die Mitte des Bildes weist eine Kirche auf, mit einem Weinhause daneben, dessen Inschrift besagt, daß dort der beste Xeres, direct von den Pflanzern bezogen, zu haben sei. Die Weisen des Morgenlandes kommen in einem offnen Fuhrwerk angefahren, das in vollem Galopp einen 20,000 Fuß hohen Berg herunterjagt. Der Kutscher dieses Fuhrwerks trägt eine Livree im Styl der Zeit Ludwigs XIV. Ein Eisenbahnzug fährt in einen Tunnel ein, der in dem vorgenannten Berge ausgehauen ist, und zwei Hirten, die ihre Gaben, jeder vier Zicken, darbringen wollen, kommen in einem Luftballon angeflogen. Ein römischer Soldat ist im Thorwege einer Chocoladefabrik beschäftigt, Canehl zu stampfen. Dicht daneben befindet sich ein großes Haus, mit einem aushängenden Zettel, des Inhalts, daß sämmtliche Zimmer darin zu vermiethen seien; in dem Thorwege dieses Hauses ist ein Altflicker beschäftigt, Schuhe auszubessern, und eine Ueberschrift über dem Thorwege besagt, daß ein jeder, der ins Haus wolle, sich an den Thorhüter wenden müsse. In einem anderen Thorwege zeigt sich die heilige Jungfrau mit einem Strohhute auf dem Kopfe und einen Sonnenschirm in der Hand. Auch die Austreibung des ersten Menschenpaares ist in dem grotesken Mischmasch nicht vergessen, das Paradies aber ist als eine Citadelle dargestellt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 13. Sonnabend, den 12. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... Seite 97
Eine Ersteigung des Aetna ..... „ 99
Entdeckte Denkmale des Alterthums in Magna Graecia ..... „ 100
Zur Geschichte des Prinzen von Oranien ..... „ 101
Literatur:
Recherches sur les monnaies des comtes de Flandre, &c. „ 101
Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein ..... „ 102
Reich Satans. Von B. Gastineau ..... „ 102
Geschichte der Amerikanischen Revolution von G. Bancroft ... „ 103
Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuches von Jakob und Wilhelm Grimm ..... „ 103
Neue belgische Literatur ..... „ 104
Aphorismen von Dr. S. W. ..... „ 104
Miscelle ..... „ 104

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Ermordung der Schweizer.

Das Tribunal hatte kaum Platz genommen, als eine Stimme laut ausrief: „in dem Gefängnisse befinden sich auch Schweizer; verliert keine Zeit damit, sie abzuhören; sie sind Alle schuldig; es darf nicht Einer von ihnen entrinnen!" Darauf schrie das Volk: so ists, so ists, laßt uns mit ihnen den Anfang machen! Und das Tribunal sprach sodann einstimmig die Worte aus: nach la Force!

Maillard, der Präsident, deutete den Unglücklichen ihr Loos an. „Ihr habt," sagte er, „am 10. August das Volk gemordet; es heischt Rache, Ihr müßt nach la Force." Da werfen sich die Unglücklichen vor ihm in die Knie, und rufen Gnade! Gnade! „Vorläufig," erwiedert Maillard phlegmatisch auf ihr Flehen, „handelt es sich ja nur darum, Euch nach la Force zu versetzen; möglich, daß man Euch nachdem begnadigt."

Es befanden sich hier 43 Schweizersoldaten, die man am 10. und 11. August verhaftet hatte; ihre Officiere waren, mit Ausnahme des Herrn von Reding, der, bei dem Angriff auf das Schloß verwundet, in der Gefängnißkapelle lag, nach der Conciergerie versetzt worden, um durch das Revolutionstribunal vom 17. August gerichtet zu werden. Die dem Tode Geweihten konnten durch die Worte Maillards nicht getäuscht werden: das Wuthgeheul der Mörder, die sie erwarteten, ließ sie über ihr Geschick nicht in Zweifel. Einige von ihnen waren Veteranen, deren weißes Haar und kriegerische Gestalt die vordersten Reihen der Mörder, die schon in das Gefängniß eingedrungen waren, einen Augenblick zurückhielt. Da trat plötzlich ein jüngeres Soldat aus den Reihen seiner Kameraden hervor, und erklärte sich bereit, zuerst als Opfer zu fallen.

„Derselbe war mit einem blauen Ueberrocke bekleidet," sagt Mehée, und schien ungefähr 30 Jahre alt zu seyn. Er war von mehr als gewöhnlicher Größe, und in seiner Physionomie lag etwas Edles, Martialisches. Er zeigte die Ruhe einer concentrirten Wuth. „Ich gehe voran," sagte er in einem Tone der größten Standhaftigkeit:" ich will das Beispiel geben. Wir Soldaten sind nicht die Schuldigen, das sind lediglich unsre Vorgesetzten! Sie sind gerettet, und wir kommen um;*) wenn es aber einmal so seyn muß, wohlan denn, lebt wohl! . . . . Und damit schleudert er seinen Hut weit hinter sich, und ruft den vor ihm stehenden zu: „nun, zeigt mir, wohin ich mich zu wenden habe!

*) Er wußte nicht, daß die Schweizer Officiere eben sowohl wie er, und zwar zur selbigen Zeit, in der Conciergerie ermordet wurden.

Digitized by Google

„Man öffnete ihm darauf die beiden Thüren, und er wurde dem harrenden Haufen von denen, die ihn und seine Kameraden aufgesucht hatten, angemeldet. Er schritt stolz darauf los, und man machte ihm Anfangs zu beiden Seiten Platz. Dann schlossen aber die Wüthigsten, den Säbel, ein Bajonnet, ein Beil oder eine Pike in der Faust, einen Kreis um ihn her. Bei diesem Anblick trat der Unglückliche ein Paar Schritte zurück, schaute sich ruhig im Kreise umher, und hielt sich einen Augenblick mit verschränkten Armen unbeweglich; dann nahm er aber einen Anlauf, und stürzte sich freiwillig in die ihm entgegengehaltnen Waffen, von welchen er durchbohrt zur Erde sank."

In derselben Weise kamen 42 Schweizer, von den Mördern einzeln aus dem Gefängnisse geholt, auf der Straße um. Nur ein Einziger wurde gerettet. Derselbe hatte sich nach dem 10. August freiwillig in Haft begeben, um sich so der Wuth des aufgeregten Pöbels zu entziehen. Als ein marseillanischer Föderirter ihn erkannt und sich für ihn verbürgt hatte, da wurde er unter dem Ausruf: „es lebe die Nation!" freigegeben.

Nachdem die Schweizer Soldaten hingewürgt worden waren, da erinnerten sich die Mörder auch des Herrn von Redings, der verwundet in der Kapelle des Gefängnisses lag.

„Gegen 7 Uhr," berichtet Jourgniac St. Meard, „sahen wir zwei Männer eintreten, deren blutige Fäuste mit einem Säbel bewaffnet waren. Ein Beschließer leuchtete ihnen mit einer Fackel vor, und führte sie zu dem Bette, in welchem der unglückliche Reding lag. In diesem schauerlichen Augenblicke drückte ich diesem die Hand, und suchte ihn zu beruhigen: Einer der beiden Männer machte eine Bewegung, wie wenn er den Unglücklichen aufheben wollte, blieb aber wie festgebannt stehen, als derselbe mit sterbender Stimme zu ihm sagte: „Ha! ich habe genug gelitten, und den Tod fürchte ich nicht, nur seid so barmherzig, und laßt ihn mir hier erleiden." Inzwischen von seinem Kameraden durch Blick und Rede dazu aufgefordert, riß ersterer den Verwundeten dennoch von seinem Lager, warf ihn sich über die Schulter, und trug ihn hinaus auf die Straße, wo er ermordet ward. . . . . Mir treten die Thränen in die Augen, so, daß ich nicht weiter zu schreiben vermag."

Obwohl Jourgniac damit einen großen Muth bewiesen hat, daß er am 15. September seine merkwürdige und dramatische Beschreibung zu Papier brachte, hat er sich über Redings Tod doch nicht vollständig auszusprechen gewagt. Er hatte kaum das Gefängniß verlassen, als er Peltier, mit dem er die Thaten der Apostel verfaßt hat, die gräuliche Ermordung Redings in folgender Weise schilderte:

„Als die Henker, die den Unglücklichen zur Schlachtbank zu führen gekommen waren, sahen, daß er sich seiner Verwundung halber nicht auf den Beinen halten konnte, da hockten zwei von ihnen ihn auf, wobei er vor Schmerzen ein herzzerreißendes Geschrei erhob. Um dem ein Ende zu machen, nahm dann ein Dritter der Unholde seinen Säbel, und sägte ihm damit nach unter den Augen seiner Stubengenossen die Kehle ab. Er hatte kaum die ersten Stufen der Treppe erreicht, als diese an dem Aufhören seines Geschreis gewahrten, daß er seinen Geist ausgehaucht hatte."

Die Schweizer Soldaten und der Capitain Reding sind, wie man sieht, schlichtweg gemordet worden, ohne daß ein Verhör mit ihnen angestellt oder sie nur aufgerufen worden waren. Erst nach ihnen begann das Tribunal Maillard zu fungiren. Zuerst wurden vier Individuen: Grandmaison, Champies, Marcou und Vidot aus ihren Gemächern herbeigeholt. Sie hatten, der Fabrication falscher Assignaten bezüchtigt, schon seit April 1791 gefangen gesessen. Nach einem Verhör, das sich auf die bloße Frage nach Namen und Vornamen beschränkte, that das Tribunal einstimmig den Ausspruch: nach la Force! und ihre Leichen vergrößerten bald den blutigen Haufen, der schon aus den Schweizern gebildet worden war.

Sodann wurde Armand-Marc, Graf von Montmorin de Saint Herem herbeigerufen.

Der Herr von Montmorin, Inhaber des Ordensbandes der Heiligengeistritter aus der Ernennung vom 1. Januar 1784, war im Februar 1787, in dem Augenblick der Einberufung der Notabeln, nach dem Ableben des Herrn von Vergennes, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. Obwohl Ludwig XVI., bei dem er, als derselbe noch Dauphin war, als Edelknabe fungirt hatte, sehr ergeben, bekundete er im Rathe Ideen, die man damals als philosophisch bezeichnete; doch waren sie im gemäßigten Sinn, und hatte er dabei seine besonderen Absichten, welche ihn auch die Zusammenberufung der allgemeinen Stände bekämpfen ließen. Voller Gefügigkeit gegen Necker, mit welchem er in mehr als einem Punkte Aehnlichkeit hatte, unterhandelte er mit der Revolution und den Revolutionaires so lange, bis ihm der Trug einer solchen Rolle ganz und gar die Augen geöffnet hatte. Da lag ihm nichts mehr am Herzen, als seine Anhänglichkeit an den König. Er hatte von seinem nahen Ende eine so klare Ahnung, daß er es, so wie auch die Einführung der Republik, Bertrand de Molleville fünf oder sechs Tage vor dem Sturze Ludwigs XVI. verheesagte.

„Vor das Tribunal des Maillard geführt," berichtet Mehée, „und ins Verhör genommen, erklärte Herr von Montmorin mit ziemlicher Entschiedenheit, daß er die Mitglieder der Commission nicht als seine Richter anerkenne; daß sie dazu nicht befugt seien; daß seine Angelegenheit bei einem legalen Gerichtshofe anhängig sey, und er nicht zweifle, daß der Irrthum, in welchem das Publikum seinetwegen zu sein scheine, sich bald aufklären werde; daß er seine Ankläger bald zu beschämen, und seine Schuldlosigkeit an's Licht zu bringen hoffe. . . .

„Da unterbricht ihn aber einer der Anwesenden, indem er mit Ungestüm zu dem Präsidenten sagt: „Herr Präsident, die Verbrechen des Herrn von Montmorin sind bekannt, und da uns seine Angelegenheit nichts angeht, so verlange ich, daß man ihn nach la Force schicke." „Ja, ja, nach la Force!" schreien da die Richter.

„Sie werden demnach nach la Force versetzt werden," sagte darauf der Präsident.

— Mein Herr Präsident — da man Sie einmal so nennt, erwiederte darauf der Herr von Montmorin ironisch, so ersuche ich Sie denn, mir einen Wagen zu verschaffen.

„Den sollen Sie haben," antwortete Maillard ihm kalt.

„Da ging einer von den Anwesenden hinaus, als ob er ein Fuhrwerk besorgen wollte, und kehrte bald mit der an dem Herrn von Montmorin gerichteten Meldung: „mein Herr, der Wagen hält draußen, aber er hat Eile," zurück. Nun verlangt der Herr von Montmorin seine Effecten, ein Necessaire, eine Uhr, rc. die sich in seinem Gemache befinden. „Die werden

Digitized by Google

Ihnen nachgeschickt werden," lautet die Antwort, und er entschließt sich, den verhängnißvollen Wagen aufzusuchen.

Aber in dem Augenblicke, wo der Herr von Montmorin hinausging, ergriff Maillard die Feder, und schrieb neben seinem Namen im Gefangenregister: Tod.

„Ein anderer!" rief er dann, und man ließ Thierry aus Ville d'Avray, den Kammerdiener des Königs kommen.

Ein Titel wie dieser war schon geeignet, die Proredur abzukürzen. Ein Geschworener klagte den Vorgeführten an, am 10. August im Tuilerienschlosse mit einem Dolche bewaffnet gesehen worden zu seyn. Thierry stellte das entschieden in Abrede, und sagte, er habe an jenem Tage nichts weiter gethan, als was in seinen gewöhnlichen Verrichtungen gelegen hätte.

„Sie werden uns nie überreden, Herr," sagte darauf ein Mitglied zu ihm, „kein Aristocrat zu seyn; dazu haben Sie dem Veto zu nahe gestanden. Sie werden uns sagen wollen, daß Sie hätten handeln müssen, wie es Ihnen befohlen worden sey; darauf erwiedre ich Ihnen aber: „so wie der Herr, so der Knecht!" Deshalb verlange ich von dem Präsidenten, daß er Sie nach la Force versetzen lasse."

„Nach la Force! ruft Maillard aus, und Thierry wird nach der Straße hinaus geschleppt. Dort zerschlagen und gereinigt, und mit einer Pike im Leibe hörte Thierry nicht auf, es lebe der König! zu rufen, bis einer der Fackelträger, die zu der Gräuelscene leuchteten, ihm die brennende Fackel in den Mund stieß."

In diesem Augenblicke trafen drei Redner ein, die von der Nationalversammlung abgesandt worden waren, um die Mörder durch den Zauber ihrer Beredtsamkeit zu zähmen. Es waren dies: der alte Dussaulx, ein Neffensohn von Nicole und Uebersetzer des Juvenal; Claude Bazire und der Kapuziner Chabot. Diese Redner richteten gerade so viel aus, als sie auszurichten erwarten konnten. „Wir sind auf unserm Posten, sagte einer der Mörder zu ihnen, „kehren Sie nur zu den Ihrigen zurück. Wenn diejenigen, welchen wir die Gerechtigkeit übertragen hatten, ihre Schuldigkeit gethan hätten, so brauchten wir nicht ihr Amt zu verwalten. Wir verrichten unser Tagewerk, und jemehr Schuldige wir tödten, jemehr bringt uns das ein."

Nach der Reitbahn zurückgekehrt, sagten diese Abgesandten zu der Versammlung, „sie könnten sich über die Folgen dieses Ereignisses nicht beruhigen, und hätten, nachdem sie alle ihren Eifer aufgewandt, es für nöthig erachtet, sich in eine Section zurückzuziehen." Die Versammlung behielt indeß ihre Tagesordnung bei, ohne sich durch das Geschrei der vielen Unglücklichen, die man erwürgte, stören zu lassen, und doch befand sich eben ein Bürger an ihrer Barre, um den Sold für drei tausend Mann zu fordern, über welche er eben auf dem Louvre Musterung gehalten hatte."

Es wurden vier neue Opfer eins nach dem andern herbeigerufen und rasch abgethan.

Buob, Friedensrichter der Section Poissonniere, und Bosquillon, Friedensrichter der Section des Observatoriums, ein Paar energische Männer, welche eine Insurrection gegen die Urheber der Emeute vom 20. Juni begonnen hatten, wurden wirklich genommen in Fetzen gehauen.

Der Graf von Saint-Mart, ein vormaliger Obrist und St. Ludwigs-Ritter, flehte, mit einer Pike durchbohrt und den Schaft im Leibe, eine Viertelstunde lang auf den Knieen, ihm den Rest zu geben. Endlich hieb einer der grausamsten Mörder, nach Mißhandlungen so scheußlicher Art, daß sich die Feder sträubt, sie niederzuschreiben, dem Unglücklichen den Kopf vom Rumpfe.

Der Generallieutenant Graf von Wittgenstein, Inhaber des Ordensbandes der Ludwigsritter und vormaliger Befehlshaber der Süd-Armee, so wie der Procureur Seron, der des Vergehens, schlecht von der Nation gesprochen zu haben, weil er sich darüber beklagt hatte, in der Nacht, wo die Haussuchungen vorgenommen wurden, aus dem Schlafe aufgeschreckt worden zu seyn, wurden mit noch vielen andern Unglücksgefährten erschlagen und dem gewaltigen Haufen nackter Leichen hinzugefügt, den die Auskleider auf dem Hofe der Abtei aufthürmten.

Währenddem füllte sich der vor Maillard hingestellte Tisch mehr und mehr mit der den Gemordeten abgenommenen Beute an Uhren, Ringen, Hemdsknöpfen, Hosen- und Schuhschnallen, Medaillons, Geld und Assignaten, ꝛc. Auch die Kleidungsstücke wurden nicht verschmäht, wenn sie irgend einigen Werth hatten.

Diese unbestreitbaren Details werden u. a. noch durch eine am 3. März 1793 von Delavarquerie, dem Aufseher der Abtei, gemachte und unterzeichnete Aussage bestätigt. Es heißt darin:

„Das Volk rief die verschiedenen Angeklagten einzeln herbei, und diejenigen, die ihm als schuldig erschienen, wurden niedergemacht und zu einem der ehemaligen Mönchshöfe hingeschleift. Nachdem das Volk verschiedene Effecten in den Taschen der verstorbenen Gefangenen vorgefunden hatte, fand es für gut, sie denen noch abzunehmen, welche es nach dem Hotel la Force, d. h. in den Tod sandte.

„Diese Effecten wurden auf den Tisch des Vorgemaches besagten Gefängnisses niedergelegt, von wo man sie darnach in eins der andern Gemächer schaffte, zu welchem der Bürger Gefängnißaufseher dem Herrn Maillard den Schlüssel gegeben hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ersteigung des Aetna.

(Aus Pictures from Sicily. By the Author of „Forty Days in the Desert.

Wir machten uns bald von dem Bosco auf, und erklommen den offnen Bergabhang, unsern Pferden in ihrem Schritt ihren freien Willen lassend, auf Pfaden, die wir den andern Tag, auf unsrem Rückwege, nicht wieder zu erkennen vermochten. Die Deutschen unter uns gröhleten *) aus voller Kehle Bruchstücke ihrer Nationallieder, doch war ihr Feuer bald verpufft. So wie wir an der unbedeckten Seite des Berges höher und höher kamen, wurde die Temperatur plötzlich kälter, und ein scharfer

*) Musik und Gesang sind bekanntlich die schwache Seite der Herren Engländer, und so muß unserm Touristen die rohe Art, in welcher er sich über die Kundgebung der freudigen Stimmung unsrer Landsleute im Vergefühl einer großartigen Naturscene ausdrückt, schon nachgesehen werden.
Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

Wind, vor welchem wir bis dahin durch das Gehölz gedeckt worden waren, durchschauerte uns bis auf die Knochen. Da wurden die Rundgesänge leiser und leiser, bis sie endlich ganz verstummten. Als wir die Casa Inglese, welche, wie uns schon von dem Signor Gemellaro gesagt worden war, fast in Trümmern liegt, erreicht hatten, klapperten uns die Zähne gleich Kastagnetten. Es war ungefähr 2 Uhr Morgens, die Sterne flimmerten noch hell am Himmel, und der Kegel im Hintergrunde war kaum zu erkennen.

Nachdem wir einen Augenblick Halt gemacht hatten, um neue Kräfte zu sammeln, kletterten wir aufs Neue den steilen Abhang hinan, was uns durch das lose Terrain und die wüthenden Windstöße, die uns fast umwarfen, noch erschwert wurde. So wie wir dem Gipfel näher kamen, mußten wir alle Augenblick Halt machen, um wieder zu Athem zu kommen, und festen Fuß in dem aschigen Boden zu gewinnen bemüht sein, wenn uns dabei nicht ein vorspringendes Stück Schwefel zu Hülfe kam. Inzwischen wollte ein jeder von uns der Erste sein, der den Gipfel erreichte. Mir gelang dies ungefähr mitten in unserer Gesellschaft, und da warf ich mich denn, fast ganz erschöpft, der Länge nach etwas unterhalb des Kegels auf der verhärteten Schwefelrinde nieder, um mich vor dem schneidenden eisigen Winde zu schützen. Die Letztkommenden schleppten sich, kurz vor Tagesanbruch, von den Führern unterstützt, mühsam herbei. Die Führer hatten übrigens ihre Zeit gut berechnet; denn nun, zwischen 3 und 4 Uhr, verloren sich die Sterne in rascher Folge an dem lichter werdenden Firmamente, und der östliche Horizont begann sich mit der Morgendämmerung zu röthen.

Wer so etwas nie gesehen hat, der kann sich schwerlich nach einer Beschreibung, wie umständlich sie auch sein mag, einen Begriff von solch einem Schauspiel machen. Alles in dem weiten Schlunde unter uns war düster und formlos; das Meer war kaum von dem Lande zu unterscheiden, und Wollsäcken ähnliche große weiße Wolken schwammen langsam darüber hin. Bald zeigten sich aber einige carmoisinrothe Streifen am östlichen Horizonte, die Scheidung zwischen Land und Meer trat schärfer hervor, und die zackigten Ränder des fernen apulischen Gebirges wurden sichtbar. In diesem Augenblick riefen uns die Führer zu, an dem Rande des Kraters aufzustehen, und unsere Blicke über das Innere der Insel, die sich nach Westen gleich einer Kette von rauhen Hügeln, eingehüllt in dem schattigen Nebel der Morgenluft, ausdehnte, zu richten. Gerade mit dem Aufgang der Sonne breitete sich von dem Vulkan aus ein immenser Schatten im schönsten Purpurroth über der halben Insel aus, während außerhalb desselben die Gipfel der Berge unten mit einer zauberischen Schnelligkeit erleuchtet wurden, ein Phänomen von solch einer bewundernswürdigen Schönheit, daß die Mühseligkeit des Bergsteigens allein dadurch mehr als bezahlt war. — Der Wind war inzwischen so heftig und schneidend geworden, daß nicht Einer von uns die Runde um den Krater machen konnte. Derselbe hat übrigens, so weit wir es zu beobachten im Stande waren, bei weitem das Imponirende nicht, das dem Vesuv eigen ist.

Der gesammte Gipfel des Berges ist erhitzt, auch schossen von Zeit zu Zeit Dämpfe aus den Spalten seiner gelben Schwefelrinde hervor. Der Anblick des Aetna fiel anders aus, als ich mich ihn nach der Beschreibung, die ich vorher davon erhalten, gedacht hatte. Größe und schaurige Erhabenheit, durch einige Züge von außerordentlicher Schönheit gehoben, sind bei ihm vorherrschend. Wenn man auf dem schaurigen Krater steht, so überschaut das Auge mit Erstaunen den immensen Umfang des Gebiets, das gleichzeitig durch seine Ausbrüche verheert und befruchtet wird. Man kann weite Betten Lava — schwarz, gebrochen, gräulich anzusehen — abwärts in ihren tiefen Krümmungen und Klüften verfolgen, wie sie sich halbverborgen zwischen der großen Waldung unten, selbst über die fruchtbare Region, die dieser folgt, hinaus ziehen, bis sie im Meere ausmünden. Man kann die Wirkungen der Ausbrüche bis unterhalb des Bosco's und rundum der Basis des Aetna, wohin sie sich erstrecken, erkennen. Weiterhin, nach allen Seiten, dehnen sich die fruchtbaren Ebenen und die Gebirge der Insel aus, die Letzteren jedoch beinahe eben so wild und kahl als der Aetna selbst. Die Folge von Aussichten ist fast unbegränzt: Catania, Syracus, bei klarem Wetter selbst Malta sind sichtbar. Vor allem producirt sich, mitten auf der Insel, Castro Giovanni auf seinem Felsen. Prachtvoll ist die weite Fläche des Meeres, und dazu das ferne Gebirge von Calabrien und Apulien, nebst dem Zugange zu dem Faro von Messina.

Entdeckte Denkmale des Alterthums in Magna Graecia.

(Aus dem Athenaeum.)

Eine der wichtigsten und interessantesten archäologischen Entdeckungen, die seit langer Zeit vorgekommen, ist in dem Theile des Königreichs Neapel gemacht worden, der unter dem Namen Apulien bekannt ist und der s. Z. mit zu Groß-Griechenland gehört hat.

Ich glaube, es wird schon Manchem bekannt seyn, daß der Chevalier Carlo Bernucci, in diesem Königreiche (Neapel) seit 25 Jahren Architect und Generaldirector der Alterthümer und Ausgrabungen, s. Z. in der Nähe des von Diomedes gegründeten Canosa eine ganz erhaltene unterirdische Necropole aufgefunden hat. Ihren Haupteingang zieren vier dorische Säulen, zwei Nischen für Statuen, und eine zweite Reihe ionischer Säulen alle von schlanken und gleichen Verhältnissen, und von einer Arbeit, die an das beste Zeitalter der Kunst, das zwischen Perikles und Alexander, erinnert. Dieser zierliche Eingang ist in verschiedenen Farben gemalt, die einen so lieblichen als überraschenden Effect machen. Dies Probestück der polychromatischen Bauart ist seines wohl erhaltenen Zustandes, seiner Frische und der classischen Zeit wegen, der es angehört, von Werth. Beim Eintritt in die in Rede stehende Stadt, über welche die Zeit und der Tod ein ewiges Schweigen verhängt haben, finden wir Straßen vor, die zu verschiedenen Gruppen von Wohnungen führen. Die Thore sind mit ionischen Säulen geschmückt und deren Capitäle noch in der Weise von Festons verziert.

Herr Bernucci erzählte mir, daß er in den Gemächern, die er betrete, alles so an seinem Platze vorgefunden habe, wie es vor zwölf Jahrhunderten verlassen worden wäre. Die Wände mit goldbrochirtem Leinen behangen, und mit Blumenguirlanden, die allerdings verwittert sind, aber ganz ihre Form behalten haben und in Festons von dem Gesimse herabhängen. Alle Arten Mobiliar und kostbarer Vasen sind in der abwechselndsten und an-

Digitized by Google

muthigsten Weise vertheilt. Da sieht man marmorne Statuen, Büsten der Gottheiten und Priesterinnen in Terra cotta, schönbemalte Certa-Vasen von außerordentlicher Größe, auf welchen die interessantesten Scenen des Privatlebens und die classischsten Traditionen der Mythologie dargestellt sind. Auf einer dieser Vasen, von riesiger Größe, befindet sich Homer abgebildet, mit der Leier in der Hand, wie wenn er eine Stelle aus der Iliade oder der Odyssee absänge. Inmitten all dieser Schätze und Wunder der Kunst in jeglicher Gestalt lag die Frau vom Hause hingestreckt, wie wenn sie schlummere. Die Täuschung war so groß, daß man fast hätte behaupten mögen, sie sey nicht todt, sondern schlafe nur. Sie ruhte auf einem goldbronzenen, von Friesen, Figuren und Genien, aufs sauberste aus Elfenbein geschnitzt, getragenen Bette. In den anstoßenden Gemächern, sämmtlich eben so reich ausgestattet, lagen ihre Töchter und Dienerinnen. Diese jungen Mädchen trugen noch ihre golddurchwirkten Kleider, ihr Haupt war mit goldnen Guirlanden umwunden, welche die der Proserpina heiligen Blumen darstellen, in deren Mitte sich kleine Vögel und Insecten tummeln. Andere Guirlanden waren aus Rosen gebildet. Einige trugen auch Diademe, mit edlen Steinen im vollkommensten Kunststyl ausgeführt. Ich habe eins dieser Diademe, das in Privathände gekommen ist, gesehen und es unübertrefflich schön gefunden. Die Oheim dieser Kinder des Todes waren sämmtlich mit Schmuck von jeglicher Form geziert, und ihren Hals schmückten Colliers, an welchen Smaragden und Hyazinthen mit Gold abwechselten. Um die Arme wanden sich spiralförmig Bracelette.

Neben den Todten stand eine reich und üppig angerichtete Tafel. Die Früchte bestanden aus Granatopfeln, Ananas und Äpfeln, die Blumen aus Narcissen, Hyazinthen und Asphodillen oder Goldwurz. Sie waren aus gemalter Creta, aus buntem Glase oder auch aus Felscrystall gebildet, die Stengel von Metalldraht, mit grüner Schmalte überzogen oder auch einfach vergoldet. Die Schüsseln, Becken, Becher und was sonst zu einem Gastmahl gehört, so auch die Lampen waren erstaunlich groß und sämmtlich von Glas. Dies Glas ist aus einer Art als Mosaik gearbeiteter Paste bereitet, mit den schönsten Zeichnungen versehen, und mit kleinen Goldwürfeln untermischt. Einige der Schüsseln sind mit Landschaften bemalt, andre zeigen zierliche und prächtige Gebäude in goldenen Umrissen.

Erst ungefähr um die Mitte des vorigen Jahres ist man mit all diesen Entdeckungen zu Ende gekommen, und nun habe ich gedacht, daß es jetzt, wo man eben darüber aus ist, Wunder der Kunst zur Ausschmückung des Krystallpalastes zu Sydenham zu suchen, wohl passend seyn dürfte, das brittische Publikum mit den vorbenannten außerordentlichen Ergebnissen bekannt zu machen.

Zur Geschichte des Prinzen von Oranien.

Herr Gachard hat in der Sitzung der Académie royale de Belgique (Classe des lettres) am 10. Januar eine neue, aus dem Archive zu Simancas geschöpfte interessante Mittheilung gemacht. Sie betrifft geheime Unterhandlungen, welche zu Köln, während des Congresses, der in dieser Stadt im Jahre 1579, um, wenn möglich, die wichtige Angelegenheit der Beruhigung der Niederlande zu ordnen, gehalten, Statt fanden. Philipp II. hatte den Herzog von Terra Nova auf diesen Congreß mit geheimen Instructionen für den Versuch, den Prinzen von Oranien durch das Anerbieten persönlichen Vortheils der Sache der Staaten zu entfremden, gesandt. Es erfolgten wirklich durch Vermittelung des Fürsten von Schwarzenberg, Ministers des Kaisers Rudolph II., Unterhandlungen. Der Prinz von Oranien lieh zuerst den ihm gemachten Vorschlägen Gehör, dann stieß er sie mit schneller Entschiedenheit zurück und vereitelte alle Hoffnung auf eine Vereinbarung. Er benutzte nachher die Vorwürfe, die man ihm darüber machte, daß er nahe daran gewesen, sich durch die Unterhandlungen des Königs von Spanien gewinnen zu lassen, indem er erklärte, daß wenn ihm Anerbietungen geworden, er sie würde zurückgewiesen haben, fest entschlossen, seine Interessen nicht von denen der Staaten der Niederlande zu trennen; daß er übrigens auffordere, legend ein Aktenstück darzulegen, aus welchem erhelle, daß er die Möglichkeit eines persönlichen Vertrages mit Philipp II. eingeräumt. Herr Gachard bemerkt, es würde dem Sohne Carl V. leicht gewesen sein, auf diese Entschuldigung des Prinzen von Oranien durch Vorzeigung der Briefe, deren Originale zu Simancas vorhanden, zu antworten; Philipp jedoch diese Veröffentlichung, selbst dann, als er zu seinem eigenen Vortheil aus derselben hätte Nutzen ziehen können, verweigert habe. (L'Indépendance belge, 11. Janvier.)

H.

Recherches sur les monnaies des comtes de Flandre, depuis les temps les plus reculés jusqu'au règne de Robert de Béthune inclusivement, par Victor Gaillard, docteur en droit. Gand, Hoste, éditeur. 144 u. XXX Seiten. 4.

Seitdem das Geschichtsstudium ein neues Leben gewonnen, ist der Nutzen der Numismatik von Niemand bezweifelt; die Fortschritte, welche diese Wissenschaft seit einigen Jahren gemacht, haben es endlich gestattet, Gesammtarbeiten, die eine zusammenhangende Geschichte der Münzen eines bestimmten Landes enthalten, zu unternehmen. Keine dieser Monographien kann ein gleiches Interesse erregen wie die Münzgeschichte Flandern's, dieser reichen und bevölkerten Grafschaft, die vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhunderte an der Spitze der Civilisation stand.

Der ausgebreitete Handel, dessen Mittelpunkt Flandern war, verlangte die ununterbrochene Circulation eines großen Vorraths von Zahlungsmitteln, während die Entwicklung der schönen bildenden Künste auf den Stempel der Münzen, deren Reihefolge die reichsten und verschiedensten Gepräge darbietet, einen mächtigen Einfluß übte. — Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß es nicht wahrscheinlich sei, daß während der gallischen und merovingischen Periode auf flandrischem Gebiete Münzen geprägt worden, lehrt er uns diejenigen kennen, die Karl der Kahle zu Gent, Brügge, Courtrai und Cassel schlagen ließ — eine Thatsache, aus welcher klar erhellt, daß jene Städte damals einen bedeutenden Handel besaßen. Dann geht er zu der Reihe der Münzen der eigentlichen Grafen

Digitized by Google

von Flandern über. Der Verfasser kennt keine Münzen, die einer frühern Zeit als der Baudouin's V. (1036—1067) angehören. Höchst merkwürdig ist es, daß von den zwölf Denaren dieses Fürsten, von denen auf den Kupfertafeln Abbildungen geliefert sind, nicht ein einziger in Flandern oder auf angränzenden Gebieten gefunden worden ist. Sie sind in Dänemark und Norwegen entdeckt und in den Kabinetten von Stockholm und St. Petersburg werden die Originale, nach denen die Abbildungen gezeichnet, aufbewahrt. Herr Gaillard erklärt diesen sonderbaren Umstand aus den Plünderungen der Normanen, welche zu jener Zeit die Klöster verbrannten und die den Meeresküsten nahgelegenen Städte zerstörten, um mit Beute in ihre Heimath zurückzukehren.

Nach Baudoin V. bietet sich fast bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, den Zeitraum, in welchem die kleinen Denare die Oberhand hatten, eine Lücke dar. Der Verfasser macht uns nun nach einander mit den von den Münzmeistern, von welchen er glaubt, daß sie aus Großbritannien herstammen, verfertigten Münzen bekannt, mit denen die Philippe d'Alsace, Baudouin IX. und seine Töchter Jeanne und Marguerite schlagen ließen. Die kleinen Münzen derselben sind nach den Städten, von welchen aus sie in Umlauf gesetzt wurden, geordnet, und jedem Kapitel geht eine kurze Nachricht von dem Ursprung und der Geschichte der betreffenden Stadt voran; darauf folgen die von Gui de Dampierre, von Jean de Namur und Philippe de Thielt, während der Gefangenschaft dieses Grafen, geprägten, endlich die von Robert de Béthune, als Grafen von Flandern und als Herrn von Termonde ausgegebenen Münzen.

Eine Anzahl von Belegen aus dem Archive von Gent schließt diese Monographie.

Das besprochene Werk, die Frucht langer und sorgfältiger Studien, wird von den Gelehrten, für welche es bestimmt ist, gewiß nach Verdienst gewürdigt werden. Es gehört zur Klasse der wissenschaftlichen Leistungen, welche die belgische Presse ehren und deren Anerkennung sich nicht auf die vaterländischen Gränzen beschränken wird.

Hinzuzufügen ist noch, daß die typographische Ausstattung Nichts zu wünschen übrig läßt: auf schönes Papier und mit dem Geschmack, der alle Erzeugnisse der Pressen des Herrn Annoot auszeichnet, ist das Buch mit Holzschnitten im Texte und mit 23 vortrefflich gestochenen Kupfertafeln geschmückt. *)

*) Man wird leicht erkennen, daß obige Anzeige keine selbstständige, sondern eine entlehnte ist. Theils die Bedeutsamkeit der „Recherches" des Hrn. Gaillard, theils der Umstand, daß diese Besprechung sich an einem Orte findet, wo sie der Aufmerksamkeit deutscher Münzkundigen leicht entgehen kann (l'Indépendance belge, no. 11, 11. Janv.), werden jedoch den Abdruck dieser Uebersetzung wol entschuldigen. — Mit welchem Eifer belgische Gelehrte sich dem Studium der vaterländischen Münzwissenschaft widmen, davon zeugt die reichhaltige, in Brüssel erscheinende „Revue de la Numismatique belge", aus welcher von Zeit zu Zeit auch Separatabdrücke einzelner Abhandlungen veranstaltet werden, so z. B. kürzlich von drei Arbeiten des Herrn R. Chalon: „Monnaies de Reckheim, supplément à la notice de M. Wolters." — „Numismatique Montoise; Louise de Stolberg, reine d'Angleterre." — „Attribution d'un denier carlovingien à Mons (Castritocus)."

Hoffmann.

Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein. Zweite wohlfeile Ausgabe. Hamburg. Robert Kittler. 1852. 303 Seiten. Gr. 8.

Diese großentheils in Briefform abgefaßten Memoiren finden bei ihrem ersten Erscheinen eine sehr verschiedenartige Beurtheilung, zu der sie denn allerdings auch Stoff genug darbieten. Uebrigens sind es nur Erfahrungen aus einem kurzen Abschnitte seines Lebens (1833—36), die Herr v. Hammerstein hier seinem Freunde Arnold mitgetheilt: Frankreich, Afrika (Algier) und Spanien sind der Schauplatz, auf welchem der hannoversche Freiherr sich uns, oft in sehr untergeordneter Stellung, aber immer als Edelmann zeigt. Neben manchen oberflächlichen kommen auch ganz richtige und noch heut zu Tage zu beherzigende Reflexionen in den Briefen vor; sie enthalten Einzelnes, z. B. über das Casernenleben in Marseille und Algier, über Louis Philippe, die Familie Portalis, mit welcher der Verf. verwandt, den hannoverschen Adel u. s. w., was sonst nirgends, oder doch nicht in der charakteristischen Manier des Memoirenschreibers erzählt, sich findet. Eine wunderbare Passion hat er, in seinen deutschen Briefen die Leute französisch sprechen zu lassen.

Der Briefe sind dreizehn; dann folgen Fragmente, die schon früher in zwei Blättern Norddeutschlands (wir glauben auch in den unsrigen) mit der Ueberschrift „Aus den angedruckten Memoiren des Freiherrn von H." veröffentlicht wurden, nämlich I. Mustapha Pascha. II. Algier. Diese letztere Hälfte hat manche Vorzüge vor der ersteren.

Die äußere Ausstattung ist sauber. H.

Reich Satans. Von Benjamin Gastineau. Aus dem Französischen übersetzt von W. A. Neumann. Zwei Theile in einem Bande. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1852. 272 Seiten. 8.

Der Verfasser dieses Buchs, welches der Klasse der socialen Romane angehört, hat sich unter seinen Landsleuten eine große Theilnahme erworben und mehrere seiner Arbeiten sind wiederholt aufgelegt. Da nun einmal das Uebersetzen französischer Romane an der Tagesordnung, so ist Nichts dagegen einzuwenden, wenn ein in Deutschland wenig bekanntes Erzeugniß dieser Art durch eine Uebersetzung den bekannteren und vielgelesenen angereiht wird. — Wir haben in diesen Blättern unsere Ansicht von der neuesten französischen Romanenliteratur schon so oft beiläufig ausgesprochen, daß es nicht nöthig sein wird hier darauf zurückzukommen. Auch der vorliegende Roman ist nicht geeignet uns eine andere Ansicht gewinnen zu lassen, hat jedoch manche Vorzüge vor ähnlichen, selbst vor solchen, die einen gefeierten Namen auf ihren Titelblättern tragen. Die schroffsten Gegensätze, die nun einmal in der Welt zwischen

Digitized by Google

Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen, mehr oder weniger hervortreten, den Kampf des Bösen mit dem Guten, aber auch den endlichen Sieg des letzteren, nachdem das Reich Satans freilich lange genug die Oberhand behalten, hat B. Gastineau in seinem etwas sonderbar betitelten kleinen Romane geschildert. Nach einer Hauptperson sucht man vergeblich; man möchte etwa einen früheren Polizeispion, späteren Chevalier, der als böses Princip seinen Einfluß übt, dafür nehmen; aber auch eine unnatürliche Mutter, die, von dem Chevalier verlockt, leichtsinnig den Geliebten verläßt und ihr Kind seinem Geschicke Preis giebt, um in der Ehe mit einem reichen Fabrikherrn Glanz und Ueberfluß zu finden, spielt eine bedeutende Rolle. Ihr Gatte steht eben so wenig schuldlos da; er hat ein braves Mädchen dem frühen kummervollen Tode entgegengeführt, hat ihrem Todesscheri sein Ohr verschlossen. Julie, die Tochter der Madame Delaborde und ihres Geliebten; Moritz, der Sohn ihres Gatten und Magdalene Simons, verdanken ihrer Erhaltung einem menschenfreundlichen Schullehrer.

Die Fabel des Romans ist ungemein verwickelt und hier nicht nachzuerzählen. Von Aufreizungen der Besitzlosen gegen die Besitzenden ist er frei, aber nicht vom schönen Glauben an eine ausgleichende Zukunft, der viele Generationen wol noch vergeblich entgegensehen werden. Der Ausgang ist befriedigend, das gute Princip siegt. Der sogenannte Chevalier von Burcus fällt im Duell mit Julien's Vater, Herrn von Marennes; Eleonore Delaborde stirbt eines freiwilligen Todes. Julie heirathet den von ihr geliebten Albert, des Fabrikherrn Sohn aus erster Ehe, der sich schwer gegen sie vergangen, aber am Schlusse der Erzählung vom falschen Wege, auf welchen ihr Burcus gebracht, auf den rechten zurückkehrt; Moritz seine Cousine.

Die Uebersetzung ist zu loben; die äußere Ausstattung ansprechend. H.

Geschichte der Amerikanischen Revolution von Georg Bancroft. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Zweiter Band. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck. 1853. XII und 404 Seiten. 8.

Das Werk bildet zugleich den 2. Band der von Hrn. Prof. Dr. Friedrich Bülau herausgegebenen: „Modernen Geschichtschreiber" und konnte das neue Unternehmen der für die Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse in anerkennungswerthe Weise rastlos thätigen Verlagshandlung mit keinem trefflicheren eröffnet werden. Es ist über die Bedeutsamkeit und die Eigenthümlichkeit desselben bei der Anzeige des ersten Bandes, in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1852, Nr. 44 u. 45 bereits gesprochen und hier nur hinzuzufügen, daß der Inhalt des zweiten Bandes fast noch reicher und interessanter als der des ersten erscheint, daß auch hier alle im Texte dargestellten Ereignisse und alle Aeußerungen hervorragender, bei der Entwicklung der amerikanischen Revolution durch Wort und That wirkender Persönlichkeiten ihre urkundlichen Briefe und Beglaubigung in den Noten finden. — Wenn in den ersten vier Kapiteln, einleitend, die Darstellung Allgemeineres, den Zustand des europäischen Continents, namentlich Frankreichs, im Jahre 1763, dann Englands und seiner Dependenzen in demselben Jahre umfaßt, so geht der Verf. in den folgenden zwanzig Kapiteln, in welchen er sich mit dem eigentlichen Gegenstande seiner geschichtlichen Forschungen beschäftigt, mit derjenigen Ausführlichkeit und Gründlichkeit in Einzelnes ein, die erforderlich ist, um die Leser in den Stand zu setzen, eins der denkwürdigsten Ereignisse der neueren Geschichte richtig aufzufassen und zu würdigen.

Der Inhalt des 5.—8. Kapitels (Febr. — Sept. 1763) ist folgender: Charles Townshend verspricht für Bute's Ministerium, Amerika durch das britische Parlament zu besteuern, und tritt ab. Das Triumvirat-Ministerium behält diesen Plan bei. Pontiac's Krieg. Das Schatzamt faßt den Collegialbeschluß zur Ausschreibung einer amerikanischen Stempelsteuer. Das Ministerium Grenville's und Bedfords. Das 9. und 10. Kapitel (Oct. 1763 — Dec. 1764) schildern die Einschärfung der Schifffahrtsgesetze und wie Amerika den Plan zu einer Stempelacte aufnahm. (Ministerium Grenville's.) Inhalt des 11.—19. Kapitels (Januar — Dec. 1765): Das zwölfte Parlament von Großbritannien erläßt die Stempelacte. Die Minister beleidigen den König ebenso gut wie die Colonien. (Fortges. Minist. Grenville's.) Der Morgenstern der amerikanischen Union; April — Mai. Südcarolina begründet die amerikanische Union; Juni-Juli. Der Herzog von Cumberland bildet ein Ministerium. Die Rockingham-Whigs. Wie die Stempelbeamten in Amerika behandelt wurden. Amerika spricht seine Gründe gegen die Stempelacte aus. Die Colonien beschicken einen Congreß. Amerika annullirt die Stempelacte. (Ministerium Rockingham's.) Das 20—24 Kapitel (Dec. 1765 bis Mai 1766) enthalten Folgendes: Das Parlament erfährt, daß Amerika Widerstand geleistet hat. Hat das Parlament das Recht, Amerika Steuern aufzuerlegen? Es behauptet dieses Recht. — Zurücknahme der Stempelacte. Das Haus der Lords giebt unter Protesten nach. (Rockingham's Ministerium.) H.

Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuches von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Lexikographie von Prof. Dr. Wurm. Druck und Verlag von Georg Franz in München. 1852. 34 Seiten. Hoch 4.

Herr Professor Wurm in München hat in dieser Schrift einen schätzbaren Beitrag zur deutschen Lexikographie geliefert. Wer diesen Studien näher steht, wird sowohl dies, wie das Sandersche Buch nicht unberücksichtigt lassen können. Herr Wurm hat überdies noch das Verdienst, Campe's und Adelung's Leistungen mehr gewürdigt zu haben. Schmerzlich freilich ist das Gefühl, wenn man sich sagen muß, man habe mehr von dem Grimmschen Werke erwartet; denn freilich stellen sich manche und bedeutende Mängel heraus: aber sollen wir uns darum nicht freuen, daß endlich einmal ein Anfang gemacht ist zu einem Nationalwörterbuch Deutschlands? sollen wir nicht von Herzen den würdigen Verfassern danken, daß sie doch das große Werk begonnen haben? sollen wir sie nicht bitten, durch solche — allerdings an sich nicht unbegründete noch unberechtigte — Angriffe sich nur nicht entmuthigen oder mit Unmuth und Unwillen erfüllen zu lassen? Mag eine spätere Zeit

Digitized by Google

in späteren Auflagen dann deutsche Lettern, große Anfangsbuchstaben, genauere Ordnung, treffendere Etymologieen liefern — uns erfreut das Dargebotene und mit wahrem Danke und wirklicher Pietät nehmen wir was Jakob und Wilhelm Grimm uns spenden, entgegen. Der Ton in Wurm'o Schrift ist weniger herbe und scharf, als in der Sanderesschen.

Neue belgische Literatur.

Der Nr. 11 der oft erwähnten Bibliographie de la Belgique des Herrn C. Muquardt entnehmen wir die Titel folgender Werke:

Belgique industrielle. Vues des établissements de la Belgique. Bruxelles. Das Werk wird aus etwa 200 Tafeln in Groß-Folio bestehen. 80 sind erschienen.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. (In der ersten Ausg. in unsern Blättern besprochen.) 2te durch einen Nachtrag bis zum Jahre 1853 vervollständigte Ausgabe. Brüssel, Leipzig, Gent, C. Muquardt. 1. Liefer. (Auch in einer Prachtausgabe zu haben.)

Der 3. Theil des 2. Bandes des Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Brux.

Correspondance d'Alexandre Farnése, prince de Parme, Gouverneur-général des Pays-Bas, avec Philippe II dans les années 1578—81; publiée p. M. Gachard, archiviste-général du Royaume. Ie partie 1578. 79. Brux., Gand, Leipz., C. Muquardt, 8.

Ch. F. Dubois. Planches color. des oiseaux de la Belgique et de leurs oeufs. 20 u. 21 Liefer. Gr. 8.

Die wichtigen, höchst beachtungswerthen amtlichen Exposés de la situation administrative der einzelnen Provinzen Belgiens (Antwerpen, Brabant, Ost-Flandern, West-Flandern, Hennegau, Lüttich, Limburg, Luxemburg, Namur) für das Jahr 1852, alle von bedeutendem Umfang (612 bis 207 Seiten. 8.).

Ph. Kervyn de Volkaersbeke. Rapport sur l'état des monuments historiques et artistiques de la ville de Gand, &c. Gand. 1. u. 2. Liefer. 8.

A. Lacroix, archiviste de l'état et de la ville, à Mons. Inventaire analytique et chronologique des archives des chambres du clergé, de la noblesse et du Tiers État du Hainault; accompagné de notes et d'éclaircissements. Mons. 4.

Die dritte, von Herrn Chevol. Marchal, dem Conservateur der Manuscripte der Bibliothèque de Bourgogne, fortgesetzte Auflage des Atlas historique, &c. von A. Lesage (Graf de Las Casas). Brux. 1. Liefer. Gr. Folio.

Flor. Lysen, secrét. génér. de l'Académie belge d'histoire et de philologie. Etudes sur l'histoire de l'économie politique, depuis les temps les plus reculés jusqu'au XVIe siécle, &c. Brux. 8.

Notice biographique sur M. le baron de Stassart, &c. Brux. M. Potte. 8.

Olinger. Nouveau dictionnaire classique, flamand-français et français-flamand. 4. édit., entièrement refondue d'après un nouv. plan, &c. Malines. 2 Bde. 8.

A. W. Pugin. Types d'architecture gothique, &c. trad. de l'angl. p. L. Delobel. Liège. 31.—40. Liefer. (ud. Schluß des 2. Bandes). 4.

de Smet. Belgique catholique. Ie partie. Saints et grands hommes du catholicisme en Belgique, trad. du flamand; tome 1, depuis Jésus-Christ jusqu'à Charlemagne. Louvain. 8.

C. Stroobant. Notice généalog. sur les vicomtes d'Utrecht. IIe partie. Anvers. 8.

Monumens d'architecture et de sculpture en Belgique, dessinés d'aprés nature et lithographiés en plusieurs teintes, p. F. Stroobant, accompagnés de notices histor. et archéol., p. F. Stappaerts. Wird in 2 Abtheilungen, jede von 10 Lieferungen (2 Bände bildend), in eleganter Ausstattung mit 60 Tafeln, in zwei Ausgaben (Groß-Folio und Klein-Folio) erscheinen. Drei Lieferungen sind ausgegeben. H.

Aphorismen

von Dr. S. W.

Thränen, welche man dem Unglücke Andrer weint, gewähren oft Trost dem, welcher leidet, und sind wirksamer und wohlthuender als das Almosen, welches kalt und ohne Theilnahme die Hand des Reichen giebt.

Besser zu werden muß die Aufgabe unseres Lebens sein. Unser Streben einen höhern Grad von Sittlichkeit und wahrer Religion zu erreichen muß das perpetuum mobile sein, welches uns zu beständiger Thätigkeit anspornt. Wer nicht fortschreitet, geht zurück!

Die Jugend ist der Frühling des Lebens; ohne daß wir säen, können wir keine Ernte erwarten; laßt uns daher die Erde zur gehörigen Zeit bebauen, und ihrem fruchtbaren Schoße die kostbare Saat anvertrauen, damit uns im Herbst die Ernte nicht entgehe!

Miscelle.

In der Sitzung der Académie royale de Belgique (Classe des lettres) ist der Abdruck einer Arbeit des Herrn de Smet über die Blüthe und den Verfall des Handels zu Brügge, die für die Geschichte des Handels gewiß ungemein viel Interessantes darbietet, in den Bulletins der Akademie beschlossen worden. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 14. Mittwoch, den 16. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... Seite 105
Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie ..... „ 107
Literatur:
Gedichte in allerlei Humor von Rudolf Rodt ..... „ 109
Naturlehre des Schönen von H. C. Öersted ..... „ 111
Deutsches Volksbuch. Drei Erzählungen von H. Smidt ..... „ 112
Apheriismen von Dr. S. W. ..... „ 112
Miscellen ..... „ 112

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Beschließer Bertrand sagte in einer am 19. März abgegebenen Erklärung: „Man ließ die Gefangenen vor ein Gericht kommen, das in der Schreibstube abgehalten ward und in welchem ein Mann Namens Maillard den Vorsitz führte. Den Gefangenen, die aus der Welt sollten, wurden die Taschen geleert, ehe man sie nach la Force, d. h. in den Tod schickte."

Es würde übrigens nicht gerecht seyn, das Gehässige und die Schande der Metzeleien in der Abtei Maillard allein in Rechnung zu bringen; dem Civil-Ausschuß der Section gebühret auch ein guter Theil davon. Maillard ist es freilich gewesen, der die Metzeleien in Ausführung gebracht hat, während der Ausschuß dabei nur den Vorsitz führte: ersterer bewies sich so als grausam, letzterer als feige. Wenn aber die Moral einen Unterschied macht zwischen dem, der ein Verbrechen aus Liebhaberei begeht, und dem, der es aus Furcht begehen läßt, so ist es Pflicht der Geschichte, daß sie, indem sie dem einen seine Schande vorwirft, dem andern seine Entschuldigung nimmt.

Der Civil-Ausschuß der Section der Vier Nationen hielt seine Sitzungen, wie schon gesagt, ziemlich weit ab von dem Abtei-Gefängniß in einer andern Straße und in der Nähe des Seiteneingangs der Kirche St. Germain-des-Prés. Das Gemetzel dort begann zwischen 7 und 9 Uhr Abends, sowohl an den Verhafteten, die aus dem Gefängniß dorthin gebracht wurden, als an denjenigen, die in dem Kloster der Abtei, aus welchem man ein Hülfsgefängniß gemacht hatte, untergebracht worden waren.

Ueber das Schauspiel, welches dieser Ausschuß gegen 9 Uhr Abends darbot, berichtet Aime Jourdan, der Präsident desselben:

„Um 7 Uhr Abends war Alles ziemlich ruhig. Ich machte mir das zu Nutz, um einige Geschäfte zu besorgen, die mich persönlich angingen und große Eile erforderten. Ich kehrte gegen 9 Uhr wieder zurück. Als ich in den Hof der Abteikirche trat, fand ich dort einen großen Haufen von Männern und Weibern versammelt, und höete den wiederholten Ausruf: es lebe die Nation! untermischt mit einem furchtbaren Angstgeheul. Letzteres stießen die Gefangenen aus, die man aus der Abtei herbeiholte, um auf dem großen Gartenhofe niedergemacht zu werden, und die man schon auf dem Wege dahin mit Säbelhieben zurichtete.

„Die Thür des Ausschusses führte zu diesem großen Gartenhofe. Ich mache mich auf, um mich dahin zu begeben. Man läßt mich auch den Therweg, welcher beide Höfe von einander scheidet, passiren. Als ich darauf in den Hof treten will, erblicke ich einen Trupp mir unbekannter bewaffneter Leute, die ohne Erbarmen all' die unglücklichen Opfer morden, welche ihnen zugeführet werden. Auf dem Hofe lagen ungefähr einhundert Leichen aufgehäuft.

„Das Grausigste aber, was ich erblickte, das waren Leichen, welche um Tische her lagen, die mit Weinflaschen besetzt waren. An den Gläsern lief das Blut herab, von welchem die Fäuste der Cannibalen dampften, die daraus tranken.

Digitized by Google

„Um wieder bis zum Ausschuß zu kommen, hatte ich fünf Stufen zu ersteigen. Sie waren ebenfalls mit Leichen belegt, über die ich hinwegschreiten mußte. In dem Ausschusse fand ich mehrere meiner Collegen wie betäubt vor Grausen und Schrecken. Ich war ihnen behülflich, nicht, etwas Gutes zu thun, aber das Böse so viel als möglich zu verhindern. Es gelang uns auch, mehrere der Unglücklichen zu retten."

Als Aime Jourdan die vorstehende Erklärung vor der am 9. April 1795 über die Septembertage niedergesetzten Commission ablegte, da gestand er ziemlich offen die von dem Ausschusse und folglich auch von ihm bewiesene Schwäche ein; er hat jedoch den Schleier nur halb gelüftet, und sein Zeugniß bedarf einer Ergänzung in dem des Abbé Sicard, der mit nichts hinterm Berge zu halten brauchte.

„Der Ausschuß," sagt der Ebengenannte, „war der Zeit versammelt. Man massacrirte unter seinen Fenstern auf dem Hofe der Abtei alle die Gefangenen, die aus dem großen Gefängnisse herbeigeholt wurden; die Mitglieder des Ausschusses deliberirten indessen in größter Ruhe und ohne auf das Geschrei der Opfer zu achten, deren Blut im Hofe rieselte, über die öffentlichen Angelegenheiten. Auf den Tisch des Ausschusses wurden die Schmucksachen, die Brieftaschen und die von Blut genetzten Taschentücher gelegt, die man bei den Unglücklichen gefunden hatte. Ich saß mit an diesem Tische; man sah mich bei diesem Anblick schaudern. Ein gleiches Gefühl legte der Präsident, der Bürger Jourdan an den Tag; da sagte aber einer der Commissarien zu uns: „Für die Augen des Patrioten kann es nichts Lieblicheres geben, als der Anblick feindlichen Blutes." Bei diesen Worten konnten wir, der Präsident Jourdan und ich, uns einer Anwandlung des Grausens nicht erwehren.

„Einer dieser Henker trat mit aufgestreiften Hemdsärmeln, einen Säbel, der noch vom Blute rauchte, in der Faust, in den Kreis, wo dieser Ausschuß deliberirte, und sagte: „Ich bin gekommen, Euch für unsre braven Waffenbrüder, welche diese Aristocraten niedermachen, um die Schuhe zu bitten, die sie an den Füßen tragen. Unsre wackren Brüder sind barfuß, und sie brechen morgen nach der Gränze auf." Die Deliberanten sahen einander fragend an, dann antworteten sie alle zugleich: „nichts billiger als das; zugestanden!"

Dem Verlangen wegen der Schuhe folgte bald ein andres.

„Unsre wackren Brüder sind seit lange auf dem Hofe in voller Arbeit," ruft ein andrer Bürger, der athemlos in den Ausschuß tritt; „sie sind matrade, ihre Lippen trocken: ich komme, um für sie um Wein anzuhalten." Und da beschloß der Ausschuß, daß ihnen eine Anweisung auf 24 Maaß Wein gegeben werden sollte.

„Einige Minuten später erschien derselbe Kerl wieder mit einem ähnlichen Ansinnen. Es ward ihm eine neue Anweisung ausgestellt. Da kam aber ein Weinhändler, und beschwerte sich, daß man ihn vergäße, wenn es einmal ein gutes Fest gäbe. Man beschwichtigte ihn jedoch, indem man ihm die Erlaubniß ertheilte, auch seinerseits die Brüder, welche auf dem Hofe arbeiteten, mit Wein zu bedienen."

Die beiden Gefängnisse.

Diese Metzeleien, welchen der Ausschuß der Vier Nationen präsidirte, dauerten eben so lange als diejenigen, bei welchen Maillard den Vorsitz führte. Sie wurden an zweierlei Verhafteten verübt, die zu unterscheiden nothwendig ist.

Die Ersteren wurden nach dem Gefängniß auf dem Hofe der Abtei gebracht, und die heutige Gefängnißstraße war der peinliche Calvarienberg, den sie passiren mußten, um in den, durch ein gräuliches Wuthgeheul und scheußliche Mißhandlungen noch erschwerten, Tod zu gehen.

„Einer der Würger bedauerte," sagt der Abbé Sicard, „daß die Aristocraten zu rasch stürben, und die Ersten nur den Genuß hätten, ihnen den Garaus zu machen; demzufolge wurde dann beschlossen, daß man sie nur mit der Rückseite des Säbels schlagen, und sie durch eine Doppelreihe von Mördern jagen wolle, wie es früher bei den Soldaten Sitte gewesen, die man Spießruthen laufen ließ.

„Auch kam man zu dem Beschluß, daß um das Streuhlager her, auf welchem die Opfer gemordet wurden, Bänke für die Damen und die Herren gestellt werden sollten. Daneben wurde eine Schildwache postirt, um Acht zu geben, daß Alles ordentlich zuginge.

„Alles dieses habe ich mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört. Ich habe gesehen, wie die Damen aus dem Quartier der Abtei sich um das Bett her versammelten, das man den Opfern bereitete, und sich dort niederließen, wie wenn sie sich im Schauspielhause befunden hätten."

Die Zweiten waren aus einem sogenannten Supplements-Gefängniß gezogen, ein temporelles, insonderheit für die Priester bestimmtes Gefängniß.

Dies Supplement-Gefängniß der Abtei ist den Geschichtschreibern der Metzeleien entgangen. Wir wollen zuvörderst sein Daseyn constatiren, und darnach seine Oertlichkeit aufsuchen.

Ein wichtiges Document des Dossier des massacres enthält Folgendes in Betreff dieses Gefängnisses: „Die Nähe der Gefängnisse der Abtei, das supplementarische, insbesondere die Gefangenen, welche unserem Ausschusse von der Mairie her zugeführt wurden, haben uns reichlichen Anlaß gegeben, diejenigen jeden Augenblick zu beschäftigen, welche das Vertrauen zu dem mühsamen Posten eines Commissaires dieser Section berufen hatte."

Eine andre Pièce, l'Information du 20 germinal an III, äußert sich in folgender Weise über einen der Mörder, Namens Dalongeville: „Ueberwiesen, daß er, in dem sogenannten Supplementar-Gefängnisse auf Wache, am 3. September, Morgens 8 Uhr, zu einem Bürger, Mitglied des Civil-Ausschusses der Universitäts-Section, *) gesagt hatte, daß ihm von einem Gefangenen 50 Louisd'or angeboten worden seyen, wenn er ihn retten wollte."

Ueber einen andern Mörder, Nativeau genannt, sagt dasselbe Actenstück: „Ueberwiesen, daß er am 2. September bei der Untersuchung der Ursachen der Verhaftung der Gefangenen den Vorsitz geführt hat, die in dem sogenannten Supplementar-

*) Diese Benennung hatte die Section der Vier Nationen zu jener Zeit angenommen.

Digitized by Google

Gefängniß der Abtei saßen, von welchen zehn oder zwölf bei Seite gethan wurden, über welche Rativeau abstimmen ließ, ob man sie hinaus lassen solle, die dann aber gemordet wurden."

Das Vorhandenseyn eines von dem eigentlichen Abtei-Gefängnisse abgesonderten Supplementar-Gefängnisses ist sonach nicht mehr zu bezweifeln; wir haben uns also nur noch darnach umzusehen, wo es sich befunden hat.

Eine Stelle in der Schrift Jourgniac St. Meard's scheint deutlich nachzuweisen, daß das Supplementar-Gefängniß sich in dem Kloster selbst, neben dem Sitze des Civil-Ausschusses, befunden hat. „Nachdem man all' die Priester ermordet hatte," sagt er, „die in dem Kloster eingesperret waren, ging man daran, auch die Schweizersoldaten, 56 an der Zahl, die in der Abtei gefangen gehalten wurden und von welchen nicht ein Einziger am Leben gelassen ist, umzubringen."

Diese Nachweisung wird noch durch eine Erklärung des Gefängnißaufsehers Delavacquerie vom 19. März 1793 bestätigt. Es heißt darin: „Erklärt ferner, daß die Bürger Lenfant und Chaney, begleitet von den Commissarien der Section der Vier Nationen, die Siegel abgenommen haben, welche die Commissarien der besagten Section vor ein provisorisches Gefängniß auf dem alten Hofe der ehemaligen Mönche der Abtei gelegt hatten, und daß besagte Effecten, die sich dort befunden haben, auf denselben, vorher bezeichneten Wagen geladen worden sind...."

Es ist nicht bloß zur Befriedigung der Neugier, daß wir das Daseyn und die Oertlichkeit des Supplementar-Gefängnisses zu constatiren beflissen gewesen sind, sondern, weil es uns als vollkommen erwiesen erscheint, daß die darin befindlichen Gefangenen, weil von dem eigentlichen Abteigefängnisse entfernt und geschieden, nicht auf dem Gefangenregister von diesem verzeichnet gewesen sind, folglich nicht in dem Verzeichnisse der Opfer mit aufgeführt stehen, das man nach diesem Register angefertigt hat.

Es ist in der That durch das Gefangenregister erwiesen, daß die Priester, welche in dem eigentlichen Gefängnisse gefangen gehalten wurden, am 1. September dahin gebracht worden waren, ausgenommen die Abbé's Chapt de Rastagnac und Lenfant, von welchen Ersterer das Gefängniß am 16. August und Letzterer dasselbe am 30. desselben Monats betreten hatte. Nun erklärt der Abbé Sicard aber ausdrücklich, daß am 3. Septbr. den ganzen Tag hindurch die Priester in der Stadt aufgesucht und bei ihrer Ankunft ermordet wurden. „Der ganze Tag," sagt er, „wurde damit zugebracht, in der Stadt die Priester aufzusuchen und hernach zu morden, welche von Bösewichtern denuncirt worden waren. Stets dasselbe Wuthgeheul, dieselben Gesänge, dieselben Tänze um die Opfer her!"

Unter diesen Priestern, die man in ihren Wohnungen aufsuchte, befanden sich noch ein Paar Opfer, die in der Nacht vom 2. zum 3. gemordet wurden. „In dem Augenblick, wo die Thüre endlich den Kraftanstrengungen unsrer Würger zu weichen im Begriff stand," sagt der Abbé Sicard weiter, „in dem Augenblick, wo ich meine Kameraden unter meinen Augen sollte umkommen sehen, wo zwei Priester, mit mir in einer Zelle, aus ihren Betten gerissen und nach dem mit Leichen angehäuften Hofe hinausgeführt wurden, erscholl dort der gewohnte Schrei: es lebe die Nation! und der Gesang der Carmagnole. Auf dies Signal des Mordens und Blutbades schaarten sich alle die Mörder zusammen: alle wollten ihren Antheil an der Niedermetzelung eines jeden Opfers haben."

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie.

Aegypten, dieses Vaterland der verborgenen Wissenschaften, dieser classische Boden der Geheimnisse, ist bis jetzt wenig bekannt. Einige gelehrte Reisende des verflossenen und des jetzigen Jahrhunderts, welche bemüht waren die Hieroglyphenschrift zu enträthseln, haben die in solcher Hinsicht erlangte Kunde nur dazu angewendet, Nachforschungen über die Stammfolge der Könige und über die Staatengeschichte dieser Wiege der europäischen Civilisation anzustellen. Die Handschrift, deren Uebersetzung wir in Nachfolgendem veröffentlichen, wird daher eine bedeutende Lücke ausfüllen, indem dieselbe uns in einige Verhältnisse des inneren Lebens der Aegypter einweiht.

Es ist nöthig, über die Art wie diese Handschrift entdeckt wurde, einige Worte vorauszusenden. Vor einigen Jahren befand der Doctor Bawton aus London, ein eben so gelehrter als seltsamer Mann, sich an der Wirthstafel eines der ersten pariser Hotels. Man sprach von dem Obelisken von Luksor, der seit Kurzem den Eintrachtsplatz zierte. Einer der Gäste, der fast sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht hatte, erzählte, er habe diesen Monolithen auf derselben Stelle gesehen, wo solcher seit mehreren Jahrhunderten gelegen, und er fügte hinzu: es befände sich unfern davon ein anderer von weit größeren Maßverhältnissen. Diesem widersprach der Doctor, und es entspann sich darüber ein lebhafter Streit, der zu einer Wette führte. Es wurde verabredet, daß der Doctor sich nach Luksor begeben, den noch auf dem Erdboden liegenden Obelisken ausmessen, und nach Verlauf eines Jahres, an demselben Tage das Ergebniß mittheilen solle; sei der dortige Monolith kleiner als der pariser, so habe er gewonnen.

Obgleich die Thatsache vollkommen gegründet ist, so wird dieselbe doch Manchem um so weniger wahrscheinlich dünken, als es großer Ausgaben bedurfte um die Wette zu vollführen, und der Einsatz nur aus einigen Flaschen Champagner bestand. Indessen trat der Doctor schon an dem folgenden Tage seine Reise an; er schiffte sich nach Aegypten ein, fuhr den Nil bis Luksor hinauf, maß den ungeheuern Granitstein gewissenhaft aus, und kehrte zu der bestimmten Zeit nach Paris zurück, um zu erklären, daß er die Wette verloren habe.

Der Doctor hatte seine Reise mit dazu benutzt, verschiedene seltene Gegenstände zu sammeln, zu denen auch eine, in den Grabhöhlen unweit Theben aufgefundene, Mumie gehörte. Er gab sich daran dieselbe näher zu untersuchen, und nachdem er sehr vorsichtig die langen, mit Natron getränkten Binden, mit denen sie umwunden war, abgelöset hatte, fand er eine Pappendrolle, die hieroglyphische Schriftzeichen bedeckten. Er brachte mehrere Monate mit Entzifferung derselben zu, und gleich bei dem Beginne seines mühevollen Unternehmens hatte er die Gewißheit erlangt, daß jene Schriftzeichen die vorzüglichsten Begebenheiten aus dem Leben der, als Mumie sich ihm darstellenden, Verstorbenen enthielten. Doctor

Digitized by Google

Bawton ließ sich geneigt finden, die von ihm gefertigte genaue Uebersetzung jener Handschrift uns mitzutheilen, und durch seine Gefälligkeit sehen wir uns in der angenehmen Lage, diese kostbaren Denkwürdigkeiten einer Mumie unseren Lesern darbieten zu können.

„Vernehmet, wer ich war, welche Widerwärtigkeiten ich erfahren, welches Glück mir zu Theil geworden, und wie endlich die Liebe meine Bestrebungen gekrönt hat. Sathe, die Göttin der Wahrheit, wacht über meine Worte.

„Ich bin zu Syene in dem oberen Aegypten geboren, zu der Zeit des Sohnes Mechao's, des Pharaonen Psammittich, der sechshundert zwei und funfzig Jahre vor Beginn unsrer Zeitrechnung ganz Aegypten unter seine Gesetze vereinigte. Mein Namen lautete: Pahotnufi, was in meiner Muttersprache Denjenigen bezeichnet, dessen Herz gut ist. Mein Vater gehörte der in Dunkelheit lebenden, aber geachteten Kaste *) der Ackerleute an, und die Gesetze machten es mir zu einer unabweislichen Pflicht, mich dem Gewerbe meines Vaters zu widmen; da ich indessen in mir Ehrgeiz und den Keim einiger Anlagen verspürte, so war es mein Bestreben, mich durch Kenntnisse über meinen Stand zu erheben. Mit Hülfe eines alten äthiopischen Priesters war ich eifrig bemüht, mir außer der Kenntniß der gemeinen Schrift die der Hieroglyphen zu erwerben; ich machte mich mit der Lehre von der Weltentstehung, so wie mit der Erd- und Sternkunde bekannt und suchte mir die Wahrsagerkunst nebst den übrigen, den priesterlichen Familien vorbehaltenen Zweigen des Wissens zu eigen zu machen.

„Ich war fünf und zwanzig Jahre alt und hatte meine, aus Dattein, Getreide und Fuchsbohnen **) bestehende, Ernte nach Memphis zu Markte gebracht, als ich, über einen der öffentlichen Plätze gehend, eine zahllose Menge versammelt fand, die sich zusammendrängte, um einen, mit Hieroglyphen verzierten, und von zwölf riesenhaften Bildsäulen getragenen, Spazierweg zu bewundern, den Psammittich mit großem Kostenaufwande dem Stiere Apis hatte erbauen lassen.

„Als ich den ehrwürdigen Wiederkäuer auf jener Wandelbahn des Psammittich erblickte, befand sich neben demselben ein junges Mädchen, das ihm Klee und Feigbohnen ***) darreichte. Mir ist, als sähe ich dasselbe noch jetzt, obgleich eine Zeit von zweitausend und einigen hundert Jahren dazwischen liegt. Langes Haar, welches auf der Stirne von zwei goldenen Reifen zurückgehalten wurde, bedeckte seine Wangen, glich zwei Platten von Ebenholz; die Nägel desselben waren mit dem Safte der Lansonie ****) geröthet; es hatte eine spitze, bogenförmige Nase, dicke Lippen, eine glänzende, kupferähnliche Hautfarbe, und ein langes leinenes Gewand zeichnete deutlich die wellenförmigen Umrisse seiner Gestalt ab. Ich glaubte Hathor, die Göttin der Schönheit zu sehen, deren Sohn, Harsut-Tho, der Gott der Liebe, mich mit seiner ganzen Gluth umarmte.

„Ich entfloh, gleich der Gazelle der Wüste den Pfeil mit mir nehmend, der mich verwundet hatte. Ich kehrte in meine Heimath zurück; aber mein Leben war von nun an unvollständig, denn ich hatte den besseren Theil davon in Memphis zurückgelassen. Meine Gedanken nahmen jetzt nur eine Richtung; sie führten mich stets zu der jungen Schönheit zurück, die meinen Blicken sich dargestellt hatte, und mein ganzes, in ein sehnsüchtiges Verlangen aufgelöstes Wesen schien im Fluge zu ihr hineilen zu wollen.

„Aber bedenke doch, sprach ich zu mir selbst, sie ist ja die Tochter eines Großwürdenträgers, und du bist das unbedeutende Mitglied einer der untersten Volksclassen; alte Gesetze ziehen eine Scheidewand zwischen uns Beide. Es würde eben so unsinnig sein, ihren Besitz zu träumen, als den Nil in seinen regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen aufhalten zu wollen!"

„Diese Betrachtungen versetzten mich in eine tiefe Schwermuth. Fest entschlossen, den Tod zu suchen, verließ ich heimlich das väterliche Haus und ergriff das gefahrvollste der Gewerbe, nämlich dasjenige eines Katarakten springers. Dasselbe bestand darin, sich auf einem zerbrechlichen Nachen, oberhalb des ungeheuern Nil-Wasserfalles einzuschiffen, und nachdem man zwischen den Felsen hindurch gefahren war, mit der flüssigen Decke sich herabstürzen zu lassen, um in einem weitausgedehnten ruhigen Wasserbecken wieder zu erscheinen. Dieses gymnastische Kunststück ergötzte sehr die Griechen, Jonier und Karier und selbst die Eingebornen, welche dabei Zuschauer waren.

„Während dieses Unternehmens, das mir mit dem Tode drohete, sah ich der Vernichtung entgegen, wie ein Anderer sein Heil erwartet hätte. Ich hoffte, daß der Strom mich auf die Klippen schleudern, der Abgrund mich verschlingen würde. Zuweilen, statt an dem Nachen, der in den Fluthen fortrollte, mich festzuhalten, gab ich mich den reißendsten Strudeln preis; aber, wenn ich nach einem senkrechten Falle von hundert und funfzig Fuß von der Fläche des Wassers aufprallte, so gewann der Trieb der Selbsterhaltung über den Vorsatz, mein Leben zu endigen, die Oberhand. Die drohende Gefahr verursachte mir Schwindel, dem jedoch augenblicklich das lichteste Bewußtsein folgte, und ich machte dann unwillkührlich von meiner Schwimmfertigkeit Gebrauch.

„Eines Tages glaubte ich auf dem Lande den Tod gefunden zu haben, der mich auf dem Wasser floh. Ich befand mich an dem Ufer des Nils, in der Nähe der von Syene nach Theben führenden Straße auf der Ziegenjagd, als ich Waffengeklirr und Pferdegetrappel vernahm; ich wurde gleichzeitig gewahr, daß zwei Reiter einen dritten angriffen. Die Gesetze Aegyptens geboten die Ausübung der Menschenfreundlichkeit als eine Pflicht und erklärten Diejenigen für Mitschuldige von Mördern, welche dem Ueberfallenen nicht zu Hülfe eilten. Dieser Vorschrift bedurfte es für mich nicht, um meinen Eifer anzuregen; denn ich strebte danach, des Namens Pahotnufi mich würdig zu zeigen. Ueberdies machte ich mir wenig daraus, mich der größten Gefahr auszusetzen, da mir das Leben zur Last war. Ich spannte meinen Bogen; der gut gerichtete Pfeil durchbohrte die Brust des einen der Angreifenden; ich ergriff sodann einen starken Baumast, drang mit solchem auf den zweiten ein, und machte ihn kampfunfähig. Aber der Säbel desselben brachte mir eine tiefe Wunde in der Schulter bei, und wir stürzten Beide auf den sandigen Weg nieder.

„Nun mußte ich die Hülfe Dessen anflehen, den ich so eben geretter hatte. „„Ich bin,"" sprach ich zu ihm, „„Pahotnufi, der Sohn des Thubmosis von der Kaste der Ackerleute; meine Hütte

*) Innung, Zunft.
**) Sesam.
***) Lupinen.
****) Henna.

Digitized by Google

steht dort unten hinter jener Hecke von Feigendistele.““ *) Der Fremde legte mich quer auf das Kreuz seines Pferdes und sprengte mit mir davon; aber kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, so verlor ich durch die Bewegung und den Schmerz das Bewußtsein.

„Als ich, wahrscheinlich lange Zeit nachher, wieder zu mir kam, erblickte ich mich auf einer Lagerstätte in einem sehr geräumigen Gemache, dessen Wände mit vertieft eingemeißelten Figuren und hieroglyphischen Bildwerken verziert waren. Der Fremde wachte an meiner Seite. „„Pahotnufi,““ redete derselbe mich an, „„du befindest dich zu Taibeh in Nubien; ich wollte dich in deinem leidenden Zustande und jeder Hülfe beraubt, nicht verlassen. Ich habe dich hierher gebracht, wo du nicht weniger in Sicherheit bist als ich selbst; sei weder deiner Hütte, noch deines Gewerbes wegen in Sorgen; du wirst hier im Ueberflusse leben.““

„Ich dankte dem Fremden mit um so demuthvolleren Worten, als ich an seinem geschorenen Haupte und seiner leinenen Kleidung erkannte, daß derselbe ein Priester sei. „„Ehrwürdiger Herr,““ entgegnete ich, „„wahrhaft glücklich macht es mich, mein Blut für dich vergossen zu haben, sowohl deshalb, weil du ein Mensch, als weil du ein Priester bist; und selbst, wenn ich den Tod gefunden hätte, würde meine Seele ruhmstrahlend, und voller Freude darüber, ihre Last nicht mehr zu fühlen, sich emporgeschwungen haben.““

„„Dich drücken Sorgen, armer Pahotnufi! entschlage dich derselben, wenn deine Dürftigkeit dir solche erweckt; du sollst mit dieser nicht länger kämpfen. Ich habe dich menschenfreundlich gesinnt und muthvoll befunden; du kannst mir nützlich werden und dich einer reichlichen Belohnung dafür versichert halten. Fasse Muth, beruhige dich, und sei überzeugt, daß ich Alles thun werde, damit deine Wunde schnell heile; denn mir liegt an deiner Genesung nicht weniger als dir selbst.““

„Nach diesen Worten verließ derselbe das Gemach, mich einer quälenden Neugierde preisgebend, welche durch den Mangel einer Aussicht auf Befriedigung sich noch steigerte. Wer war dieser Priester? warum hatten die Reiter ihn verfolgt? welchen Dienst erwartete derselbe von mir? — Ich fühlte, wie nutzlos es sei, mich in Vermuthungen zu verlieren und beschloß zu warten, bis es dem Priester gefallen würde, mir eine Aufklärung über jene Fragen zu gewähren; aber es verflossen mehrere Wochen, und obgleich derselbe mich alle Tage sah, enthüllte er mir doch nicht das Mindeste von Demjenigen, was ihn betraf.

„Ich war gänzlich wieder hergestellt und begann mich zu langweilen. Ich dachte noch stets an meine thörichte Leidenschaft, und von Gedanken verfolgt, denen meine Unthätigkeit ihre ganze Stärke ließ, trachtete ich danach, meine gewöhnliche Beschäftigung, meinen Nachen und meine Wasserfälle wieder aufzusuchen, als eines Morgens der unbekannte Priester mich rufen ließ. Ich begab mich sogleich zu ihm und fand denselben vor einem runden Tische sitzend, auf dem ein Kästchen stand.

„„Pahotnufi,““ sprach er zu mir, „„ist dir die Stadt Memphis bekannt?““ „„Ich bin einige Male dort gewesen,““ erwiderte ich — wobei ein Zittern mich ergriff, als ich an diejenige erinnert wurde, die dort ihren Aufenthalt hatte. „„Würdest du geneigt sein, mit einer Botschaft von mir betraut, dorthin dich zu begeben?““ „„Ich stehe zu deinem Befehle, ehrwürdiger Herr.““ „„So höre mich an. Du wirst noch heute abreisen. Bei deiner Ankunft daselbst gehst du bis an das Ende der Sesostris-Straße, welche dich auf den Phta-Platz führt; dann, dich rechts wendend, gelangst du in die Ibis-Straße, an deren Ausgange ein Palast sich erhebt, dessen Pforte mit zwei Obelisken geziert ist. Merke dir es wohl, daß auf der einen Seite des, rechter Hand befindlichen, Fußgestelles der heilige Käfer in erhabener Arbeit abgebildet ist. Du wartest; bis es Nacht geworden, um dich dann in ein unterirdisches Gewölbe zu schleichen, dessen Pforte nach einem starken Drucke auf den gedachten Käfer sich aufthut. An dem Ende eines langen Verbindungsganges befindet sich eine Thür, an die du klopfst und wo du den Brief, den ich sogleich schreiben werde, an die Person abgiebst, die dir öffnen wird.““

„Er nahm ein Blatt Papyrus, das mit Cederöl überstrichen war, entwarf darauf einige hieroglyphische Zeichen, rollte dasselbe zusammen, versiegelte solches und händigte es mir ein. Alsdann öffnete er das Kästchen und sprach: „„Empfange das hier zur Bestreitung der Kosten deiner Reise,““ und er wies mir mehrere Ringe, Kälber, Frösche und Stiere von Gold, die gewöhnliche Münze unsers Landes.

„Ich entgegnete dem Priester: „„Du siehst mich bereit, dir zu gehorchen; ich werde mich deines Auftrages gewissenhaft entledigen, und wenn ich dich hintergehe, so möge ich nach meinem Tode in die Abendgegend gelangen und zu der ewigen Strafe des Ameati *) verdammt sein!““

(Schluß folgt.)

*) Nopal's.

*) Gott der Unterwelt.

Gedichte in allerlei Humor von Rudolf Rodt. Stuttgart. G. P. Scheitlin's Verlagsbuchhandlung. 1853. XIV und 210 Seiten.

Ein lustiges Büchlein, welches jedoch vielen Leuten ein Stein des Anstoßes sein wird! Herr Rodt schwingt seine Geißel, ohne sich viel umzuschauen und so bekommt denn Mancher unversehens einen tüchtigen Hieb — neben dem anspruchsvollen, in eigener und fremder Vergötterung schwelgenden, auch mancher harmlose Zeitvert. Ob solche satirische Geißelhiebe nun wirklich Nutzen bringen werden? wir glauben es kaum. Was eben gesagt, gilt vorzüglich von der ersten Abtheilung dieser Gedichte: Neuester deutscher Parnaß. (Eine Sammlung Manier-Gedichte). Als Vorbemerkung wird ein Gespräch im Himmel zwischen Apollo und Momus mitgetheilt, aus welchem wir Folgendes entlehnen:

„Momus: Ich habe ein holbsotyrisches Büchlein niedergeschrieben, welches Ihr wohl später, als Begründer und Erhalter der Poesie, gleichsam wie Traktätlein unter die Menge bringen könnt.

Ihr müßtet nur noch einen passenden Commentar (etwa zur Strafe) durch irgend einen Witzbold dazu fertigen lassen, welcher Letztere das Werkchen mehr erläutert, als belobt, und besonders

Digitized by Google

zeigt, daß ich sogar mich bestrebt habe, Alles noch schöner zu machen; daß ich nicht leichtsinnig zu Werke gegangen, daß ich nur das Charakteristische hervorgesucht, daß ich das Geschmackvolle glücklich vermieden habe.

Apollo: Ich werde höchst ungeduldig über dein Gerede.

Momus: Sogleich! Aber vergesset nicht, daß das Gesuchteste in meinem Schriftchen gerade oft das Ungesuchteste ist, das ich oft gerade vorgefunden und weise angebracht habe. Auch habe ich Unwissenheit nicht vertuscht, Koketterie nach Kräften getrieben, und war selten im Fall, zum nachdrücklicheren Verständniß der Verkehrtheiten karikiren zu müssen.

Verzeiht also, wenn die Wahrheit Euch zuweilen nicht ergötzen sollte, ich habe jedoch immer versucht, widrige Farben durch komisches Licht erträglich zu machen. Seid versichert, ich bin so redlich als möglich gewesen, und hoffe also, Euch einen respektabeln Dienst geleistet zu haben. — Die tüchtigen Schriftsteller werde ich dann ein andermal im Original vorlesen; Thoren, Pfuscher und derlei Wichte jetzt nur berühren, insoweit sie leider Ohren gefunden haben (sie selbst haben keine, oder ungehörige). Namen nennen sie auch nicht, oder nicht mehr, denn sie haben die ihrigen allmälig verloren. Ich gebe Euch darum Masken, die sich selbst bezeichnen, somit auch Ewr. Bequemlichkeit nicht beunruhigen. Leider bemerke ich nur noch, daß ich sogar das Genie nicht schlafen ließ, wo es sich mit dem berühmten „quandoque" brüsten wollte, aber ich versichere Euch zugleich, daß ich dies thun zu müssen äußerst selten in die empfindliche Lage gekommen bin.

Apollo: So lies einmal schnell so etwas Lyrisches, damit nimmt es Niemand genau, und ich bin gutmüthig aufgelegt. Lasse mir aber alle Glossen weg, ich weiß doch Alles zum Voraus.

Momus: Es giebt aber Dinge zwischen Himmel und Erde, dem eigentlichen Bereich der Lyrik, von denen sich Euer Scharfsinn noch wenig träumen ließ.

Apollo: Kein Wunder, wenn es nichts Klassisches ist."

Die Ueberschriften einiger der Poesieen, die Momus dann dem Apollo vorträgt, lassen schon ihre Tendenz errathen, z. B.: Ultramontanes Genie oder ein Gesang aus Amaranth; Albummelei, mit der Anmerkung: Schiller kann wohl seinen Einfluß nicht verantworten; „Heineiche" letzter Gedanke; deutscher lyrischer Sozialismus, mit der Anmerkung: Jammerpoesieen, welche nicht in Masse ihr Glück machten; Aus dem Handbuche der Liebeleien und Geibeleien; Dachstubenpoesie der Lenaatiker; Demanti resp. Demant-Witz-Blitze eines eleganten Saphirsteines oder das Frauenauge und der elektromagnetische Telegraf; u. s. w. Im Anhang erhalten wir auch einige Distichen, z. B.

Die Lyriker.

Jeden konfusen Gedanken entschuldigen als ein „Gefühl" sie,
Und sie vergessen nur stets: Unsinn ist nicht Poesie.

Unsterblicher Ruhm.

Einst, wenn Herrscher und Helden, Propheten und Künstler verschollen,
Redet von Humboldt die Welt und Aristoteles noch.

Lessing.

Einem Farmer vergleichbar, der kühn, entschlossen, unbeugsam,
Sumpfigen Wald ausbrennt, Lessing, Tapfrer, bist du.
Fruchtverheißende Furche dann pflügt er in's freundliche Erdreich,
Ziehet davon, überläßt's Andern zum Bau, zum Gewinn.

Heine.

Demantsteine vertheilst du, nicht selten köstlich geschliffen,
Aber die Fassung, warum oft nur unedel Metall?
Oder du bietest uns Glas, im künstlichen Lichte brillirend,
Aeußerst geschmackvoll in Gold oder in Silber gefaßt.

Schiller.

Goethe berühm't ihr mit Geist und mit Recht als Fürsten der Dichter,
Aber, o Schiller, ich nenn' unter den Dichtern dich Held.

Dann folgt: Das Wanderlied (Zeitverse zum Deklamiren) in fünf Gesängen, als dessen Verfasser wir also hier Hrn. Rodt kennen lernen:

Nach Italien, nach Italien!
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pomeranze wohnt.
u. s. w.

Der kürzeste, dritte, Gesang dieses Scherzgedichtes, voll Humors und Witzes (Eigenschaften, welche die beigefügten Anmerkungen nicht alle theilen) lautet:

Aber jetzt nach Kalifornien *)
Jagt es mir den Sinn, den zornigen,
Der nicht längst dahin geschwärmt,
Wo die goldnen Adern ziehen
Durch die schweigenden Peärieen,
Und der Sakramenter lärmt —
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Kalifornien, nach Kalifornien
Fang ich an das Lied von vorzeigen,
Wo der ew'ge Dollar rollt.
Wo es gelber wird und gelber;
Wo des Wanderers Adern selber
Wandeln sich in flüssig Gold.
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Dorthin, wo bei Tropenhitze
Auch in der geringsten Pfütze
Noch ein ächter Goldfisch irrt;
Wo die Quellen, die gefrieren,
Sich zu Gold statt Eis fixiren,
Wenn es jemals Winter wird.
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

*) Ein merkwürdiges, aber auch gefährliches Land.

Digitized by Google

Dort, wo unter jeder Scholle
Von Dukaten eine Rolle
Schlummernd uns entgegenlacht;
Wo das Silber ist Lappalien,
Wo der Mensch mit Viktualien
Glänzende Geschäfte macht!
Dahin, Alter — muß ich ziehn!*)

Der Abschnitt: Komisch-Satyrisch beginnt mit einer Satire: Der literarische Kammerdiener oder das Lied vom Ledermann, die fast mehr als Satire ist und in einer Strophe sehr Unsauberes enthält. Das Gedicht schließt so:

Das ist das Lied vom Ledermann,
Von dem, der früh und spat,
Jahraus, jahrein stund abnan
Beim Herrn Geheimerrath,
Der nach der Zeit des Todesfalls
Vom Herrn Geheimerrath
Nichts dachte mehr, nichts sagte als:
Der Herr Geheimerrath.
Drum singe, wer da singen kann
Das Lied vom braven Ledermann!

Besserer Art sind: Der Konkurs, eine Civil-Romanze; oberrheinische Betrachtungen: 1. Vor dem Staatsstreich. 2. Nach dem Staatsstreich; Diogenes (in 10 cynisch-graziösen Gesängen); von diesem Gedichte hier den achten Gesang:

So pflegt' er eine Nachtlatern
Am Tage anzuzünden,
Um, was er wünschte gar so gern,
Um Menschen aufzufinden.

Als nun gerad ein Sonnenstrahl
Erleuchtete die Straßen,
Hat ihm ein böser Bub einmal
Die Lichter ausgeblasen.

Da schlug er gleich sich hinter's Ohr
Und rief mit Hohngrinsel:
Ein Weiser willst du sein, o Thor?
Schmeiß' weg und sein kein Esel!

Und tiefbewegt versetzt er dann
Ein wenig aus der Freune:
Ach! keine Menschen findet man
Auch ohne die Laterne!

Die Schüler aber wollten sein
Gespötte übertreffen
Und schmissen die Laternen ein,
Die Polizei zu äffen!

*) Man kann nicht aufhören davon zu reden, sagte ein verstorbener athenienfischer Gelehrter.

Das folgende Gedicht befindet sich im letzten Abschnitte: Geselliges und Ungeselliges.

Reflexion.

Es gilt ein Mann zu sein, ein Fürst des Lebens!
Steck' dir ein Ziel, verwirf den Traum!
Die tausend Wünsche indessen vergebens —
Und herrschen kannst du nur im Raum.

Der Jüngling flieht; die Jugend grüne weiter!
In Thaten wohnet Poesie —
Sei der Humor dein schützender Begleiter,
Verlasse dieser Gott dich nie!

Verzage nicht ob Ungemach, ob Sorgen
Und widerlicher Kampfesnoth,
Hast du nicht Freunde, treu für Heut und Morgen,
Die Vieles wenden, was dir droht?

Es holt der Geist vom Geiste sich Genesung,
An treuer Brust ruht aus die Brust;
Nur die Verlassenheit ist auch Verwesung
Jedweder Kraft, jedweder Lust.

Die Liebe aber, wißt du doch, die Liebe!
Durch sie ist Wärme, Leben, Schwung —
Wenn sie ein Dämon aus dem Busen triebe,
Die fehlte die Beseligung!

Druck und Papier sind sauber. H.

Naturlehre des Schönen von H. C. Örsted. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Zweite Ausgabe. Hamburg. Verlag von Robert Kittler. 1852. 56 Seiten. Gr. 8.

Diese Meisterarbeit Örsted's, von Herrn H. Zeise vortrefflich übersetzt, wurde zuerst unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung anvertraut und dann mit einem Vorworte des Verf. besonders abgedruckt. Allgemeiner Beifall ward ihr zu Theil und hier in eine weitere Analyse derselben eingehen, sowie noch Etwas zu ihrer Empfehlung sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wem diese beiden Kapitel der „Naturlehre des Schönen", die Fragmente einer größeren Arbeit sind (— das erste Kapitel wurde in der Versammlung skandinavischer Naturforscher zu Stockholm 1842 vorgetragen und in ihren Verhandlungen mitgetheilt; das zweite ist als Manuscript für Freunde gedruckt —) jedoch noch unbekannt sein sollten, dem wird durch die vorliegende zweite Ausgabe die Gelegenheit geboten, eine, wenn auch nur fragmentarische, doch klassische Erscheinung der dänischen Literatur kennen zu lernen.

H.

Digitized by Google

Deutsches Volksbuch. Drittes Bändchen. Die innere Stimme. Ein Bauerngut auf See. Der Schiffsbauherr und sein Geselle. Drei Erzählungen von Heinrich Smidt. Halle. Verlag von Walter Delbrück. 1852. 104 Seiten. 8.

Diese drei Erzählungen sind auch mit einem Separaltitel versehen. — Bei dem raschen Fortschritte dieses neuen Unternehmens auf dem Felde der Unterhaltungslectüre (— es liegt uns bereits ein viertes Bändchen vor —) müssen wir uns augenblicklich, bei sparsam zugemessenem Raume, darauf beschränken, im Allgemeinen zu bemerken, daß die zweite und namentlich die dritte der Erzählungen sehr gelungen sind, wie es, wo Heinrich Smidt sich in seinem Lieblings-Elemente bewegt, nicht anders zu erwarten. Die zweite, „ein Bauerngut auf See", wird die Leser gewiß überraschen und selbst die scharfsinnigsten Räthselauflöser werden es nicht errathen, was der Verf. mit dieser Ueberschrift gemeint. Wir wollen es auch nicht verrathen und nur die nähere Bestimmung: Volks-Erzählung aus der Marsch hinzufügen. „Der Schiffsbauherr und sein Geselle" wird besonders den jungen des Schiffsbaues Beflissenen und gewiß auch manchem alten Schiffsbauherrn Freude machen. Der Schauplatz der Geschichte ist in Havelberg; die Zeit „als der glorwürdige Kurfürst von Brandenburg, Herr Friedrich Wilhelm, den die Welt den Großen nennt, und der so stattlich die Wacht hält auf der langen Brücke zu Berlin, eine Weile Ruhe hatte vor seinen zahlreichen Feinden" und nun in Holland selbst Schiffe kaufte, desgleichen auf den Werften zu Stettin und Pillau bauen ließ und in überseeischen Ländern stattliche Factoreien errichtete.

Die erste Erzählung scheint uns für ein Volksbuch durchaus ungeeignet. H.

Aphorismen

von Dr. S. W.

Die menschliche Gesellschaft entsteht, besteht und verschwindet auf der Erde, und so erfüllt sich ihre Bestimmung... Aber der Gesellschaft allein gehört der Mensch nicht an. Nachdem derselbe unter ihre Mitglieder aufgenommen worden ist, hat er noch die edelste Rolle zu spielen, nämlich die Eigenschaften zu erlangen, durch welche er dem Allmächtigen näher kommen, sich zu einem kommenden Leben erheben und nach Segnungen streben kann, welche das sichtbare Dasein hier unten nicht kennt... Wir als einzelne, identische und körperliche Wesen, begabt mit Unsterblichkeit, haben außer der menschlichen Gesellschaft noch eine andere Bestimmung.

Aus dem Französischen des Hrn. Roger-Collard.

Wer seine Kenntnisse nicht zum Nutzen seiner selbst und seiner Mitmenschen anwendet, ist dem Geizhalse zu vergleichen, welcher Schätze sammelt, und sie sorgsam in Kisten verschließet.

Miscellen.

Im Gegensatz zu unserm jüngst gegebenen Verzeichniß von ungewöhnlich milden Wintern (m. s. No. 8 d. Bl.) wollen wir unsern Lesern nun auch, nach dem englischen Atlas, eins von äußerst strengen Wintern mittheilen. Im Jahr 401 war das schwarze Meer gänzlich zugefroren. Im Jahr 768 war dies nicht allein mit dem schwarzen Meer, sondern auch mit den Dardanellen der Fall und der Schnee lag an einigen Stellen 50 Fuß hoch. Im Jahr 860 war das adriatische Meer zugefroren. Im Jahr 991 verfror all und jedes, auch stellte sich in diesem Jahre Hungersnoth und Pest ein. Im Jahr 1067 erfroren eine Menge Leute in Deutschland auf den Heerstraßen. Im Jahr 1138 war der Po von Cremona bis zum Meere zugefroren, die Weinfässer sprangen und selbst die Bäume barsten mit lautem Krachen unter dem Einfluß der Kälte. Im Jahr 1236 war die Donau bis auf den Grund gefroren und verblieb lange in diesem Zustande. Im Jahr 1316 war durch ganz Deutschland Mißwachs, und der Preis von Waizen, der wenige Jahre zuvor in England 6 s das Quarter gewesen, stieg dort bis 2 £. Im Jahr 1339 war die Ernte in Schottland total mißrathen, so, daß die Armen sich von Gras nähren mußten und daran viele elendiglich Hungers starben. Auch die Winter von 1432, 33 und 34 waren äußerst strenge. Es schneite einst in dieser Periode ununterbrochen vierzig Tage lang. Im Jahr 1468 erhielten die Soldaten ihre Rationen Wein in Eisstücken, mit dem Beile zerhackt. Im Jahr 1684 erfroren eine Menge Schollen; das Eis der Themse war eilf Zoll dick. Auch der Winter von 1709 war sehr strenge und das Erdreich war drei Ellen tief (?) gefroren. Im Jahr 1716 waren Zelte auf der Themse aufgeschlagen und es wurde dort ein förmlicher Jahrmarkt gehalten. In den Jahren 1744 und 45 erhielt das stärkste Ale, wenn der freien Luft ausgesetzt, in weniger als einer Viertelstunde eine ein Achtel Zoll dicke Eiskruste. In den Jahren 1809 und 1812 hatten wir auch sehr kalte Winter, und im Jahr 1814 waren wieder Zelte, wie zum Jahrmarkt, auf der gefrornen Themse aufgeschlagen.

Im letztverflossenen Jahr ist in Großbritannien an Thee eingeführt worden 64,700,000 ℔ gegen 71,500,000 ℔ im Jahr 1851; für den inländischen Verbrauch wurden abgeliefert 55,100,000 ℔ gegen 53,800,000 ℔ im Jahr 1851; ausgeführt wurden 6,700,000 ℔ gegen 4,700,000 ℔ im Jahr 1851, und in Behalt verblieben am 31. December 50,400,000 ℔ gegen 47,500,000 ℔ zur selbigen Zeit im Jahr 1851.

Die Omnibuspreise in London sind in jüngster Zeit so weit ermäßigt worden, daß Fahrten von zwei (engl.) Meilen nur 1 Pence und dgl. von drei Meilen 2 Pence kosten. Im Gange sind die Omnibusse von früh Morgens bis Mitternacht.

Berichtigung. In Nr. 12, S. 96, Sp. 1, Z. 19 v. unten lese man statt Ueber: Unter.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 15. Sonnabend, den 19. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Meergedanken ..... Seite 113
Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie. (Schluß.) ..... „ 113
Literatur:
Beiträge zur Kulturgeschichte. Von K. W. Volz ..... „ 116
Philipp Köber's neue Jugendschriften ..... „ 119
Deutsche Klassiker in ihren Meisterwerken, dargestellt von Dr. F. J. Günther ..... „ 119
Miscellen ..... „ 120

Meergedanken.

Tief unter mir grollt das gewall'ge Meer
Und kämpft in sich den ew'gen Kampf des Lebens,
Die Woge kommt und kommt doch stets vergebens,
Sie stürzt so stolz und doch ist sie so leer;
Die Wahrheit liegt im Einzelnen nicht mehr,
Sie irrt im Ganzen nur, im All des Strebens.

Die Wasser führen ihren wilden Streit,
Die Strudel stürzen schäumend in die Tiefe,
Doch still und eben ruht, als ob sie schliefe,
Des Meeres blauende Unendlichkeit;
Ob auch das Einzelne sich wild entzweit, —
Das Ganze löst die große Hieroglyphe.

Partei! Partei! Sie will genommen sein:
Das ist ein Urgesetz der Weltgeschichte;
Doch sitzt ein Höh'rer d'rüber zu Gerichte,
Es spricht ein Höh'rer seinen Segen d'rein.
Was man im Leben Wahrheit nennt, ist Schein;
Die Wahrheit liegt im ganzen Weltgedichte.

Der freie Geist schwebt über der Partei,
Hoch über'm Kampf der wilden Leidenschaften,
Er kann nicht an der niedern Erde haften;
In heit'rer, klarer Ruhe, hoch und frei
Belächelt er das wüste Kampfgeschrei,
Die todten Sieger und Besiegt-Erschlafften.

Den Haß, Parteienfeindschaft kennt er nicht,
Für ihn sind keine Zeiten wild und ehern;
Er steht als Einer von den stillen Sehern,
Die rastlos wirken für der Wahrheit Licht,
Wenn auch die Welt ihm seinen Kranz nicht flicht
Und ihn die Zeit verschlingt gleich den Cadbern.

Hermann Oeiebn.

Denkwürdigkeiten einer ägyptischen Mumie.

(Beschluß.)

„Noch an demselben Abend, nachdem ich ein neues Oberkleid und Riemenschuhe von Palmblätteen angelegt hatte, begab ich mich zu Fuß auf den Weg nach Syena, wo ich einen Nachen bestieg und den Nil hinabfuhr. Es war um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche und das ganze Thal zwischen dem arabischen und lybischen Gebirge eine ungeheure Lache röthlichen Brackwassers, aus welchem die gabelförmig getheilten Stämme der Palmbäume, die rosenfarbenen, blauen oder weißen Blumen des Lotus sich erhoben und die schmalen Dämme, welche die Dörfer mit einander verbanden. Oberhalb Memphis befestigte ich meinen Nachen am Ufer und begab mich dann durch das Thor von Theben in die Stadt. Ich folgte den von

Digitized by Google

dem Priester mir angedeuteten Merkzeichen und bei dem Eindrucke der Nacht, als die Straßen öde geworden waren, schlüpfte ich unbemerkt in den unterirdischen Gang und klopfte an die Thüre, zu welcher derselbe mich geleitet hatte; aber Niemand antwortete mir. Die Art von Höhle, in der ich mich befand, war niedrig, voll scharfer Ecken, stockdunkel und von einer Menge Fledermäusen ungewöhnlicher Größe bewohnt, die durch meinen Eintritt aufgescheucht, mich umschwirrten und mir mit ihren Flügeln das Gesicht peitschten.

„Meine Lage begann peinlich zu werden, als ich von einer sanften und zitternden Frauenstimme die Worte vernahm: „„Wer du auch sein magst, wirst du von meinem Vater gesendet?““ „„Wer du auch sein magst,““ war meine Antwort, „„ich bin der Ueberbringer einer Botschaft, mit der ein Priester mich beauftragt hat, dessen gewöhnlicher Wohnsitz Memphis ist, und der gegenwärtig als Flüchtling zu Taibeh in Nubien weilt!““

„Die Thür ging sogleich auf. O Ueberraschung! o Entzücken! o himmlische Seligkeit! Diejenige, welche mir öffnete, war nicht ein Weib ... es war eine Göttin, ein übernatürliches Wesen, eine in menschlicher Gestalt sich darstellende Isis oder Hathor; *) es war das junge Mädchen, welches ich auf dem Spazierwege des Stieres Apis gesehen hatte. Bei dem Erscheinen dieses Wesens fühlte ich meine Füße wanken, meine Augen waren wie geblendet, eine unbeschreibliche Aufregung machte meine Nerven erbeben, mein Blut wallte ... und doch empfand ich ein unbeschreibliches Entzücken. Das Glück dieses Augenblickes schien mir ein Ersatz für alle meine Leiden und durch das, einem wohlthätigen Gestirne ähnliche Feuer der Blicke des Mädchens versiegte die Quelle der von mir vergossenen Thränen. Ich überreichte ihr mit einer, durch innere Schauer in zuckende Bewegung versetzten, Hand das väterliche Sendschreiben, und während sie dasselbe las, stand ich schweigend da, in mich selbst verschlossen, mit einem von überschwenglichem Gefühle und Liebesschwärmerei angeschwellten Herzen.

„„Er wünscht von mir Neuigkeiten zu erfahren,““ sprach das junge Mädchen mit einem tiefen Seufzer; „„er verlangt zu wissen, ob es ihm eines Tages möglich sein werde, über seine Feinde den Sieg davon zu tragen, nach Aegypten zurückzukehren und die hohe Stellung, welche er einnahm, wieder zu erlangen. Ach! die Priesterin Ahmosis würde ihr Leben hingeben, um mit solchem dasjenige ihres Vaters zu erkaufen; aber, was ist mein Leben im Vergleiche zu dem des Stieres Apis?““

„„Priesterin,““ sagte ich zu ihr, „„weiset dein Vater dir nichts von dem, was zwischen uns vorgegangen ist; theilt er dir nicht mit, wie ich ihn von den zu seiner Verfolgung ausgesendeten Leuten befreit habe?““ „„Jawohl,““ entgegnete sie, „„er erwähnt deiner gegen mich; er gedenkt der aufopfernden Hülfe, die du ihm geleistet hast, und empfiehlt mir, mein ganzes Vertrauen in dich zu setzen.““ „„Ja, du kannst auf den Arm des schwachen Pahotnufi rechnen. Sprich! was muß geschehen? wohin soll ich mich begeben, wen soll ich bekämpfen?““

„„Es müssen Menschen bekämpft werden, die dein Arm nicht zu erreichen vermag; Menschen, deren Entscheidung unabänderlich feststeht, gegen deren Beschlüsse einen höheren Beistand anzurufen versagt ist. Vernimm, daß meinem Vater, dem Oberpriester des Stieres Apis, die Ernährung desselben und die Deutung seines wahrsagenden Brüllens oblag. Eines Tages empörten sich die Sclaven einer Meierei, welche wir im Said besaßen und ermordeten unsere Ackerleute. Mein Vater begab sich in Eile dorthin, um den Aufstand zu unterdrücken; während er abwesend war, verendete der Stier Apis in Folge einer Unverdaulichkeit. Heute ist die ganze Bevölkerung Aegyptens in Trauer wegen des geheiligten Stieres; acht Millionen Menschen seufzen gleich einem einzigen. Man hat die Priester der sechs und dreißig Nomen *) Aegyptens hierher berufen und diese sind in dem Labyrinthe versammelt. Sie beschuldigen meinen Vater, er habe durch seine Fahrlässigkeit das Ende des, seiner Pflege anvertraut gewesenen, Stieres Apis herbeigeführt. Der arme unglückliche Verbannte wird, nachdem er bereits von der Leibwache des Pharao umzingelt gewesen ist, jetzt wahrscheinlich zum Tode verurtheilt und vorläufig im Bildnisse verbrannt werden! Dieses nur vermag ich meinem Vater zu melden. Kehre zu ihm zurück und empfiehl ihm, sich sorgfältig verborgen zu halten, denn man wird ihn bis auf das fremde Gebiet verfolgen.““

„Die Priesterin Ahmosis öffnete alsdann die Thür des geheimen Ganges und geleitete mich sehr freundlich bis an das Ende desselben. Ich verneigte mich ehrerbietig gegen sie und nahm von ihr mit den Worten Abschied: „„Lebe wohl, Priesterin, ich werde für deinen Vater zu Themei, der Göttin der Gerechtigkeit, beten!““

„Ich kam nach Taibeh zurück und legte Alisch, so hieß der Oberpriester, Rechenschaft von meiner Sendung ab, den die üble Lage seiner Angelegenheit tief betrübte. Während mehrerer Monate reiste ich beständig von Taibeh nach Memphis und von Memphis nach Taibeh. Aber die Sache des Priesters gewann dadurch nichts. Ich benutzte meine Besuche, um mir die Achtung der Ahmosis zu erwerben, ihr zu zeigen, daß ich Kenntnisse besäße, die über meinen Stand hinausgingen, sie oft und so lange als möglich zu sehen und, wenn auch nicht gerade ihr zu verstehen zu geben, daß ich die Kühnheit hätte, Liebe für sie zu hegen, so doch wenigstens ihr zu beweisen, daß sie mir eine innige und auf wahre Verehrung sich gründende Neigung eingeflößt habe. Da eine Frau sehr leicht die Anbetung erräth, deren Gegenstand sie ist, so schien Ahmosis sich in dem Eindrucke zu gefallen, den sie auf mich gemacht hatte, und ich hörte dieselbe oft, wenn ich meine Schritte der geheimen Pforte zulenkte, gleichsam verschämt und mit halblauter Stimme sprechen: „„Wie, du verläßt mich schon?““

„Eines Tages sagte sie zu mir: „„Du bist ein wahrhaft treuer Diener!““ „„Es kann mir nicht eben als ein großes Verdienst angerechnet werden, ein solcher zu sein, Ahmosis! Wenn Krieger, selbst Priester, stolz mir Befehle ertheilten, so habe ich oft — möge Amun-Rha **) es mir vergeben — meinen untergeordneten Stand verwünscht. Meine Arme gehorchten ihnen, während mein empörtes Herz vor Unwillen schwoll. Aber, sobald du gebietest, Priesterin! erräth mein Gedanke rascher, als deine Worte geendet werden sind, den Sinn derselben. Ich möchte, um deine Befehle zu vollziehen, die Kraft des Krokodils, die Gewandtheit des Ichneumon, ***) die Schnel-

*) Die Venus der alten Aegypter.

*) Bezirke.

**) Der große Weltgeist.

***) Die Pharao- oder Spürratte.

Digitized by Google

ligkeit des Sperbers haben. Wie strenge auch dein Blick, wie gemessen deiner Rede Ausdruck, wie stolz und geringschätzig der Laut deiner Stimme sein mag, ich finde in denselben mehr Reiz als in dem angenehmen Klange des Sistrer.*) Machtest du mir es zur Aufgabe, die Spitze der Pyramide des Cheops zu erklimmen und mich von derselben herabzustürzen, so würde ich nicht einen Augenblick zaudern. Wäre ich als dein Sclave geboren, so würde ich nicht Pharao um sein Loos beneidet haben, und inmitten der Schmerzen meines Lebens gewährt es mir einigen Trost, daß mir die Gelegenheit dargeboten worden ist, dir meine unbegrenzte Ergebenheit beweisen zu können.""

„Die Gemüthsbewegung, welche mich fortriß, theilte sich der Priesterin mit; sie antwortete wie unter einem Aufruhr des Innern, dessen Merkmale sie durch stolze Haltung zu verdecken suchte: „„Dieser Eifer muß dich, Ackermann Pabotnufi, nicht zu weit führen; eine blinde Leidenschaft darf nicht deinen Verstand beirren. Das Geschick hat dich nicht zu meinem Sclaven gemacht; aber es hat dich auch nicht zu meines Gleichen bestimmt.""„„Und, wenn ich mich bis zu dir erhöbe? wenn ich durch eine heldenmüthige That, durch einen, Aegypten geleisteten Dienst den Unterschied der Geburt austilgte?"" „„Armer Pabotnufi! das ist ein Traum.""„„Kann derselbe nicht zur Wirklichkeit werden? Habe ich nicht die geistige Fähigkeit, welche ersinnt; besitze ich nicht das Wissen, welches die Mittel zur Ausführung darbietet; die Kraft, welche solche zur Anwendung bringt? Ich hätte als dein Sclave geboren werden mögen; ja, wahrlich; aber, habe ich nicht die Seele eines Kriegers? Wohlan denn; wenn ich mich durch ausgezeichnete Dienstleistungen, durch edle Thaten von meinem jetzigen Stande befreite, wenn ich mich in einen höheren Kreis aufschwänge, wenn dein Vater selbst dich mir bewilligte, wenn ich mich mit seiner Zustimmung dir verstellte, um dich in die Hallen des Amun-Rha**) einzuführen, sprich, Priesterin Ahmosis, würdest du geneigt sein, mich zu begleiten?""

„Ich sank bei diesen Worten auf die Knie und kreuzte die Arme über der Brust, wie ein Verbrecher, der den Todesstreich erwartet. Ahmosis schlug die Augen nieder und ihr wogender Busen hob die vergoldeten Bändchen in die Höhe, welche denselben niederhielten. „„Frage mich nicht,"" erwiderte sie, „„sondern verdiene mich, wenn du es kannst""

„Ich verließ das Gemach in einer solchen Aufregung der Gefühle, daß ich, halb bewußtlos in den verborgenen Gang tretend, mit dem Kopfe gegen das Gewölbe stieß. Ohne diesen Zufall hätte ich wahrscheinlich den Verstand verloren, so gewaltig klopfte mir Herz und Gehirn. Eine Beule, die ich mir zugezogen, rettete mich.

„Einen Monat später, nach einer langen Besprechung mit Arsiesi, befand ich mich an den Pforten des Labyrinths, einem riesenhaften Bauwerke, von dem ihr Neueren vielleicht eben gehört habt. Von Labarys, dem vierten Könige des sechsten Herrschergeschlechtes, dreitausend fünfhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung aufgeführt, lag das Labyrinth in dem Mittelpunkte Aegyptens, in dem Bezirke Arsinoe. Es umschloß in einem Umfange von sechshundert und funfzig Fuß auf jeder Seite zwölf Paläste, der Zahl der Bezirke entsprechend, welche zu der Zeit seiner Erbauung vorhanden waren. Es hatte zwei Stockwerke, wovon das eine, tief in dem Erdboden ausgehöhlt, den heiligen Krokodilen zur Begräbnißstätte diente. Von den, mit großartigen Säulenreihen verzierten, Eingängen der zwölf Paläste befanden sich sechs auf der gegen Mitternacht und sechs auf der gegen Mittag belegenen Seite. In jedem der, durch Treppen mit einander verbundenen, Stockwerke befanden sich funfzehnhundert Zimmer, die mit vertieft eingemeißelten Figuren geschmückt waren. An einer der Ecken der Umfangsmauer erhob sich eine Pyramide, welche die Asche des Labarys enthielt.

„Die Priester der dreißig Nomen hatten sich versammelt und berathschlagten, was ich sehr bald aus dem dumpfen Getöse merkte, das aus dem Inneren des Labyrinths hervordrang. Ich gab dem Thürhüter des Palastes einen Fresch, indem ich ihn ersuchte, dem Vorsitzenden der Panegyrie*) melden zu wollen, daß ein Fremder wegen einer wichtigen Mittheilung um Gehör bitte. Bald darauf wurde ich eingeführt und nachdem ich meinen Namen genannt und mein Gewerbe angegeben hatte, fuhr ich in folgender Weise fort: „„Ehrwürdige Herren, es ist ein großes Verbrechen begangen worden. Durch die Fahrlässigkeit des Priesters Arsiesi sieht Aegypten den Stieres Apis sich beraubt. Das Volk, so wie der Verstorbene verlangen, daß dieses Vergehen an dem Schuldigen streng geahndet werde. Arsiesi hat den Tod verdient und dennoch erscheine ich hier zu dem Zwecke, für ihn um Begnadigung zu flehen. Der Zufall hat mich mit dem Geächteten in nähere Verbindung gebracht. Das Unglück, welches die Standesunterschiede ausgleicht, hat mich zum Vertrauten des Mannes gemacht, den ihr mit Verwünschungen überhäuft. Von seiner Reue gerührt, sein hartes Geschick bemitleidend, habe ich mich mit ihm über die Mittel berathen, sein Verbrechen zu sühnen. Wir haben in den Gefilden umhergeforscht und es ist uns nach langem Suchen gelungen, einen neuen Stier Apis zu entdecken, der allen Erfordernissen genügt, um den von Euch beweinten ersetzen zu können; er hat auf der Stirne einen weißen Fleck in Gestalt eines halben Mondes, auf dem Rücken das Abbild eines Adlers und auf der Zunge das eines Käfers.""

„Ein lange anhaltendes Freudengeschrei erscholl in dem Saale und die an Wahnsinn grenzenden Aeußerungen entzückender Ueberraschung unterbrachen einige Augenblicke hindurch meine Rede. Ich beschloß diese mit den Worten: „„Möge es Euch, verehrte Herren, gefallen, den Arsiesi zu Gnaden wieder aufzunehmen und ihn in seinem Amte von neuem zu bestätigen; als Preis meiner mühevollen Nachforschungen aber bewilligt mir die Hand seiner Tochter, der schönen Priesterin Ahmosis.""

„Dieser letztere Vorschlag erregte einiges Murren; der Vorsitzende erklärte, daß eine solche Uebereschreitung der in Ansehung der Kasten bestehenden Gesetze eine reifliche Ueberlegung erfordere, und gebot mir in einem etwas rauhen Tone, mich in ein Nebenzimmer zurückzuziehen, um dort die Beschlußnahme der Panegyrie abzuwarten."

„Die Verhandlung währete lange; aber man bewilligte mir, warum ich gebeten hatte, und gab mir eine Frist von drei Tagen, um den neuen Stier Apis herbeizuschaffen.

*) Der Schellenstab bei dem Isisdienste.

**) Der Gott der Ehe.

*) Von dem Griechischen: πανήγυρις; jede Versammlung einer größeren Menge bezeichnend.

Digitized by Google

„Arsiesi erwartete mich in einer Meierei der Umgegend mit einem Stiere, dessen Aeußeres wir, ich will es gestehen, ein wenig verändert hatten, um solches mit den vorgeschriebenen Abzeichen übereinstimmend zu machen. Wir zogen ungesäumt nach dem Labyrinthe hin, begleitet von einer zahllosen Menge, die jauchzend den heiligen Stier umwogte.

„Gleich, nachdem ich eine beglaubigte Abschrift von dem Befehle der Panegyrie erhalten hatte, eilte ich zu der Priesterin Ahmosis. Ich fand dieselbe von ihren Dienerinnen umgeben; sie saß auf einem prunkvollen Stuhle mit zurückgebogener Rückenlehne, dessen Arme zwei Löwen bildeten. Auf den vier Seiten seines Fußgestelles sahe man die Siege des Pharao Rhamses-Meiamum dargestellt, und Cneph, den Regierer der Welt, der in seinem Munde ein Ei hielt, aus dem Phta, der Baumeister des Himmels und der Erde, hervorkam. Sie spielte auf der mit einundzwanzig Saiten bezogenen Harfe eine schwermüthige Weise; dies überraschte mich ungemein, da den Aegyptierinnen das Erlernen der Tonkunst untersagt war. Aber seit dem von Psammitich den Fremden bewilligten Schutze war die Herrschaft der alten Gebräuche erschüttert worden.

„Ich kniete vor Ahmosis nieder und überreichte ihr den Papyrus, kraft dessen sie mir angehörte. Sie las denselben mit sichtlicher Bewegung und sprach erröthend zu mir: „„Ich bin die Gattin Pahotnufi's, des Ackermanns.““

„So lautet die Erzählung, welche die von dem Doctor Bowton auf der vertrockneten Brust einer argyptischen Mumie entdeckte Handschrift enthielt.“" R — n.

Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Kulturpflanzen. Von K. W. Volz, Professor an der königl. Realanstalt, Lehrer an der Sonntagsgewerbeschule und Winterbaugewerkeschule in Stuttgart rc. Mit drei Tafeln Abbildungen. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. 1852. XIV und 523 Seiten. Gr. 8.

Wir haben hier ein Werk anzuzeigen, welchem, so weit uns bekannt, kein ähnliches vorangegangen ist und als eine selbstständige wissenschaftliche Leistung von unbestreitbarem Werthe dasteht. Die Idee desselben ist nun, die mitgetheilten, überall mit der Angabe der Gewährsmänner belegten Resultate längerer Forschungen sind ungemein interessant, und die Einkleidung des Stoffes ist eine solche, daß die Leserin des Buches neben vielfältiger Belehrung zugleich die angenehmste Unterhaltung gewährt. Die Masse der aus zahlreichen, S. V—XX in einem alphabetischen Verzeichnisse angegebenen Quellen geschöpften, in zweckmäßiger Ordnung zusammengestellten Notizen zur Kulturgeschichte des Thier- und Pflanzenreiches ist überraschend groß. Das Ganze bietet ein lebendiges Bild des merkwürdigen Einflusses des Menschen auf die Wanderungen der Hausthiere und Kulturpflanzen von der frühesten bis zur neueren Zeit. Die Kulturgeschichte des Alterthums und die des Mittelalters ist ethnographisch geschrieben; die Völker sind der Reihe nach aufgeführt, und die von ihnen angebauten Kulturgewächse, so wie die von ihnen gezogenen Hausthiere genannt; von der Entdeckung von Amerika an sind die Gegenstände monographisch behandelt, indem das erste Produkt, das aus Amerika nach Europa kam, sobald es in den Kreis der Geschichte trat, auf seinen Wanderungen von Land zu Land gleichsam biographisch bis auf die neueste Zeit verfolgt wird. Die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte ist nach Ländern geordnet, aber nach Produkten gruppirt, und also eine gemischte Behandlung gewählt. Das Werk ist aus Vorträgen und Abhandlungen über einzelne Partien zehnjähriger Forschungen, so wie aus Monographien des Verfassers, welche besonders über die Kulturgeschichte seines engeren Vaterlandes in den würtembergischen Jahrbüchern erschienen, entstanden, und erst nach dreimaliger Umarbeitung in seiner gegenwärtigen Gestalt veröffentlicht worden. „Daß dasselbe“, wird in der Vorrede sehr bescheiden bemerkt, „wenn es auch vielleicht bestimmt sein sollte, eine schon längst gefühlte Lücke in der Literatur auszufüllen, selbst noch manche Lücke hat, ist dem Verfasser nur zu wohl bekannt, und darum macht das Werk keinen höheren Anspruch, als auf den von Beiträgen zur Kulturgeschichte. Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung, möchte übrigens das vorliegende Buch auch für einen weiteren Leserkreis von Interesse sein, indem nicht blos der Lehrer manchen praktischen Wink für seinen Unterricht in den verwandten Fächern (— Geographie, Geschichte, Naturgeschichte —), sondern auch der Kaufmann, der rationelle Landwirth, der Gärtner und Blumist, der Jäger und Jagdliebhaber, ja selbst die verständige Hausfrau manches in ihr Fach Einschlagendes finden werden. Selbst für Entscheidungen in Zehentstreitigkeiten haben die hier niedergelegten Forschungen bereits Dienste geleistet ..... Da es dem Verfasser unmöglich war, Notizen über alle Länder, aus allen Zeiten und über alle Produkte zu sammeln, so bittet er alle Diejenigen, denen die Sache interessant genug ist, ihm weitere Notizen, seien sie eigene Erfahrungen, oder Lesefrüchte, brieflich durch Buchhändlergelegenheit zukommen zu lassen, so wie er für Berichtigungen dankbar sein wird.“

Die 68 Hauptabschnitte (jeder mit mehreren Unterabtheilungen, wir wir unten an zwei Beispielen zeigen werden) des Werkes sind folgende: Zuerst eine Einleitung; dann: Frühe Zähmung der Hausthiere. Verbreitung der Pflanzen ohne Beihülfe der Menschen. Verbreitung der Thiere durch Pflanzen. Verbreitung und Veränderung der Pflanzen und der Thiere durch den Menschen. Einfluß des Menschen auf die Physiognomie eines Landes. Verdrängen der Kulturgewächse durch wildwachsende Pflanzen. Die ersten Spuren der Kultur. Die Getreidearten, die Lieblingsbäume und der Weinstock. Die Hausthiere. Die Nahrungspflanzen und Hausthiere als Begleiter der Völkerstämme auf ihren Wanderungen. Verbreitung schädlicher Thiere und Pflanzen. Bedingungen, unter welchen sich Gewächse verpflanzen lassen. Vergleichung der Welttheile in Rücksicht auf den Reichthum ihrer Produkte. Das Zurückweichen der Kulturgewächse und seine Ursachen. Geschichtliche Nachweisungen über die Verbreitung der Hausthiere und Kulturpflanzen. Die Phönizier. Die Juden. Die Karthager. Die Aegypter. Die Griechen. Die Perser, Babylonier und Meder. Die Römer. Einfluß der Römer auf Gallien. Britannien. Deutschland. Deutschlands erhöhte Kultur. Alemannien. Folgen der Völkerwanderung. Das Bier und der Hopfen. Verpflanzung

Digitized by Google

der Seidenzucht nach Europa. Landbau und Viehzucht nach der Völkerwanderung. Einfluß des Christenthums der Glaubensboten und der Klöster auf die Kultur. Die Araber. Verdienste Karl des Großen um die Landwirthschaft. Weinbau am Rhein und in Franken unter den Karolingern. Alemannien unter den Karolingern. König Alfred's Verdienste um die Kultur Englands; der Weinbau ꝛc. in England. Deutschland unter den Hohenstaufen. Verdienste der Klöster in Schwaben um die Landwirthschaft. Ueppigkeit in den Klöstern. Lieferungen und Abgaben an die Klöster und Herren. Die Kreuzzüge und ihre Folgen für die Kultur Europa's. Einfluß der Römerfahrten auf die Kultur Deutschlands. Vorbereitungen auf die neuere Zeit. — Die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und ihre Folgen für Handel und Kultur. Verpflanzung europäischer Thiere und Gewächse nach Amerika. Würdigung der Unternehmung des Kolumbus von seinen Zeitgenossen. Trauriges Schicksal der Eingebornen. Traurige Folgen der Entdeckung von Amerika für Europa. Verpflanzung amerikanischer Thiere und Gewächse nach Europa. Verbreitung amerikanischer Thiere. Verpflanzung ostindischer Colonialgewächse nach Amerika und Rückblick auf den Handel der Alten und im Mittelalter. Das Kultur- und Handelssystem der Holländer. Verpflanzung der Muskatnüsse und Gewürznelken. Verbreitung der Gewürze in Deutschland und einige Blicke auf den Handel Deutschlands im Mittelalter. Verbreitung des Zuckerrohrs nach Amerika und in die übrigen Colonien der Europäer. Der Runkelrübenzucker. Der Kaffee. Der Thee. Der Indigo. Verbreitung der Baumwollenkultur. Verbreitung der Baumwollenmanufaktur. Fortgesetzter Austausch der Produkte zwischen den Welttheilen und den Ländern. Verdienste der Missionäre und des Handels um die Kultur. Australien. Afrika. Asien. Amerika. Europa. Schlußwort.

Jetzt zwei Beispiele der einzelnen Bestandtheile zweier Hauptabschnitte; zuerst aus der älteren Zeit: Die Aegypter: 1. Viehzucht 2. Ackerbau. 3. Flachs und Baumwolle und ihre Fabrikate. a. Flachs und Leinwand; Byssus. b. Die Baumwolle und ihre Stoffe. c. Die Webereien und Färbereien. 4. Der Weinbau. 5. Das Bier. 6 Eingeführte Kulturpflanzen. 7. Gartenbau. 8. Der Handel Aegyptens.

Aus der neuern Zeit wählen wir den letzten Hauptabschnitt: Europa. 1. Thiere, welche Europa seit der Entdeckung von Amerika erhalten hat. a. Die Kanarienvögel und die Lachtaube. b. Der Goldfisch. c. Die Kaschimie- und Angoraziege. d. Der Seidenhase. 2. Verbesserung der Viehzucht. a. Das Pferd. b. Das Rindvieh. c. Die Schafe. d. Die Schweine. e. Die Kameele. f. Die Seidenzucht. g. Die Bienenzucht. h. Die Blutegelzucht. 3. Die wilden Thiere und die Jagd. 4. Fortschritte in Europa und Anpflanzung der Kulturgewächse. a. Der Weinbau. b. Die Obstbaumzucht. c. Neue Getreidearten. d. Oelpflanzen. e. Farbepflanzen. f. Die Speisen im Mittelalter. g. Einführung neuer Gemüse. h. Die Gartenkunst. i. Ausländische Bäume und Sträucher. k. Fremde Blumen: Zierpflanzen der Alten und des Mittelalters. Aus Südeuropa nach Nordeuropa verpflanzt. Aus der Türkei und Kleinasien. Aus Ostindien. Aus China und Japan. Aus Afrika. Aus Amerika. Aus Südindien. l. Garten- und Blumenvereine.

In einzelnen Abschnitten ist Württemberg's Kulturgeschichte in der gegebenen Beziehung vorzugsweise umständlich erörtert; die die darauf bezüglichen Mittheilungen können als Muster für ähnliche über andere deutsche Staaten dienen; sie sind großentheils in zweckgemäßen Auszügen früherer umfassenden Monographien des Verfassers, deren Brauchbarkeit anerkannt ist, entnommen. Uebrigens sind die Gegenstände aller andern Partien deshalb nicht weniger gründlich, ja einige derselben erschöpfend, dargestellt.

Wir möchten nun gerne ein Bruchstück aus dem trefflichen Werke selbst geben, können aber theils keine finden, welches den uns augenblicklich zugemessenen Raum nicht überschreitet, theils bildet denn auch das Einzelne ein großes zusammenhängendes Ganze und steht unter sich in näherer oder fernerer Beziehung; wir müssen uns daher auf den Abdruck der interessanten einleitenden Worte beschränken. Sie lauten:

„Nur schüchtern wagt der Verfasser dieses Werkes, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand zu lenken, der dem ersten Anscheine nach dem Geiste und den Bestrebungen unserer Zeit fremd scheinen könnte, dessen tiefere Verfolgung aber Thatsachen berührt, von denen die Bildung der Völker, ja die Entwickelung des menschlichen Geschlechts abhing und mit denen noch jetzt die Kultur der alten und neuen Welt fortschreitet.

Drei Wissenschaften, der Geschichte, Geographie und Naturbeschreibung läge es ob, diesen Gegenstand in ihren Bereich zu ziehen, aber mit wenigen Ausnahmen spenden auch größere Werke nur sparsam einzelne Notizen.

Die Geschichte hat vollauf zu thun, den blutigen Thaten des Kriegs in ihren Blättern Denkmäler zu errichten und kann ihre Spalten nicht den unbedeutenden Notizen über Einführung und Anbau von Cerealien öffnen; die Geographie protokollirt mehr die statistischen Zahlen der Bevölkerung eines Landes und zählt bloß diejenigen Produkte desselben auf, welche es heute hervorbringt, ohne Rücksicht auf ihr früheres Vaterland zu nehmen; am meisten noch hat die Naturgeschichte gethan, indem sie wenigstens das ursprüngliche Vaterland von manchen Produkten angiebt und bei einigen auch die Zeit ihrer Verpflanzung.

Eine umfassende Kulturgeschichte, welche das menschliche Geschlecht auf seiner stufenmäßigen Entwickelung aus dem rohen Zustande zur Civilisation begleitete und auf den verschiedenen Stufen die geschichtlichen Nachweisungen lieferte, mit welchen Produkten diese oder jene Nation großgezogen, fortgeschritten, eine andere aber in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sei, fehlt noch.

Der Verfasser ist weit entfernt von der Anmaßung, eine solche Kulturgeschichte liefern zu wollen, da das Ungenügende dieses unvollkommenen Versuchs ihm die Schwierigkeiten zeigte, bei den beschränkten literarischen Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, etwas Umfassendes, Vollständiges zu leisten.

Wenn jedoch Berghaus *) in seiner Länder- und Völkerkunde sagt, daß Untersuchungen über das Vaterland, die Verbreitung, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Kulturpflanzen, welche sowohl zur Nahrung als zur Bequemlichkeit, zum Luxus und zum Handel der Völker dienen und deren Wohlstand begründen, vom Standpunkt des Volkslebens und der Volkswirthschaft betrachtet,

*) III. S. 169. c. Le Grand d'Aussy, Hist. de la vie privée des Français. Paris 1782. I. S. 121. Ausland 1839. S. 742.

Digitized by Google

zu den wichtigsten gehören, mit denen sich die Pflanzengeographie beschäftigen kann, so glaubt der Verfasser einen Gegenstand gewählt zu haben, der interessant genug ist, auch in einem weitern Kreise Anklang zu finden.

Denn, welche Umwälzung in der ganzen Lebensart der Menschen, in Speise und Trank, in Kleidung und Wohnung, im Handel und in der Industrie wurde durch Einführung fremder Produkte in der alten und neuen Welt bewirkt! Welchen Einfluß hatte der Anbau der Kartoffeln auf die Bevölkerung von Europa; wie wichtig wurde der allgemeine Verbrauch des Zuckers als Arznei und als Würze zu Speisen und Getränken; welche Herrschaft übt der Genuß von Kaffee und Thee und der Gebrauch des Tabacks auf alle Stände der menschlichen Gesellschaft aus und wie viele Millionen Menschen werden durch die Verbreitung und den vermehrten Gebrauch der Wolle, Baumwolle, Seide, des Papiers und tausend anderer Dinge beschäftigt! Ja, man kann behaupten, daß jene gewaltsamen und geräuschvollen Umstürzungen, die Werke großer Eroberer, welche von der Geschichte als bedeutungsreiche Momente hervorgehoben werden, hinsichtlich ihrer Nachwirkungen auf die Geschlechter späterer Jahrhunderte und entfernter Länder in Nichts verschwinden, wenn wir sie mit dem Eindruck vergleichen, den Marko Polo's Entdeckung des Zuckerrohrs und der Seide, Raleigh's Auffindung und Bekanntmachung des Tabacks und der Kartoffel auf Civilisation, Macht und Glück ganzer Welttheile gehabt haben *).

So greifen Pflanzen und Thiere gleichsam in die moralische und politische Geschichte der Menschen ein und ihre Einführung bringt die merkwürdigsten Veränderungen im Leben der Individuen und der Völker hervor **) Und dieser Einfluß erstreckt sich nicht nur auf die cultivirten Völker der Welt, sondern auch auf die noch uncivilisirten Nationen der neu entdeckten Welttheile. So sind durch die Einführung der Pferde in Amerika die dortigen Nationen zu Reitervölkern geworden, wodurch sich ihre ganze Lebensweise und ihre Art, Krieg zu führen, verändert hat.

Der Europäer hat die Bezwingung roher Völkerstämme und die Mittheilung europäischer Kultur zum Theil nur auf die Einführung des Ackerbaus und der Viehzucht gründen können, denn während er vor den Augen der Wilden der Furche das nährende Saatkorn vertraute oder dem strotzenden Euter der Kuh die labende Milch entlockte, legte er zugleich den Grund zur Civilisation der wilden oder halbwilden Völkerstämme. Denn selten schickte der Europäer seine Hausthiere oder seine Nahrungspflanzen allein in fremde Länder, fast immer machten sie diese Reise in seiner Begleitung, und sein Geschenk wurde erhöht durch die Beigabe der Kultur und von Kenntnissen aller Art und durch den Segen des Christenthums. Wo diese edlen Motive fehlten, schlichen sich leider auch Laster und Krankheiten ein, denn es ruht zugleich ein Fluch auf der Civilisation, wenn der Europäer sie nicht durch das Mittel des Evangeliums den halbwilden Völkern bringt.

Wo finden wir oder das Vaterland der Hausthiere und der Kulturpflanzen? In Asien! Es war und ist die Mutter aller Thiere und Gewächse, mit welchen das Menschengeschlecht sechshalbtausend Jahre lang großgezogen wurde, denn es ist das Vaterland aller Hausthiere und aller Kulturpflanzen, die wir bis zur Entdeckung Amerika's hatten. Und gerade der Besitz solcher reichen Hülfsmittel gab den östlichen Continenten in ihrer sittlichen Entwicklung einen so großen Vorzug vor den Ländern der westlichen Halbkugel, welche sowohl der Hausthiere als auch der Cerealien entbehrten, und löst zugleich die Frage, wie es komme, daß es beinahe 6000 Jahre nach Erschaffung des Menschen, dessen hohe sittliche Bestimmung schon früh ausgesprochen worde, noch Völker gebe, welche in ihrer geistigen Entwicklung dem Thiere näher stehen als dem Ebenbilde Gottes. *)

So war der niedere Kulturzustand der Einwohner Australiens bedingt durch die Armuth **) des Landes an eßbaren Früchten und an Hausthieren und die Einführung derselben auf Neuseeland bildete eine so wichtige Epoche in der Kulturgeschichte dieser Insel, daß, wie ein neuseeländischer Häuptling 1827 einem Europäer sagte, der Kannibalismus aufgehört hat, seitdem europäische Hausthiere und Früchte eingeführt worden sind."

In dem schon oben erwähnten Quellenverzeichnisse finden wir neben den neuen und neuesten Werken auch mehrere ältere, selbst sehr spezielle, die den besten Beweis von den sorgfältigen Studien und Vorarbeiten des Verf. liefern; z. B. Joh. Bauhini Hist. novi et admirabilis fontis balneique bollensis in ducatu Wirtembergico. Montisbelligardi 1598***); Friedrich Dertinger, Solani tuberosi esculenti (der Grundbirne) Jura quaedam (einige Rechte der Kartoffel!), dissert. inaug. Tubingae 1771****); Nicodemi Frischlini de nuptiis Ludovici Ducis Wirtembergici libri 7. Tubingae 1577, und deutsche Uebersetz. von K. C. Beyer, Ebend. 1578; Venantii Fortunati carmina. Moguntiae 1617; F. W. Wächter, Specim. inaug. jurium circa bombyces, moros et sericum. Tubingae 1756; eine Menge von Städtegeschichten, u.

Des fleißig gearbeiteten Sachregisters (S. 511—523) ist noch ausdrücklich zu gedenken, da es gewissermaßen als sehr nützliches alphabetisches Repertorium über den reichen Inhalt des Werkes angesehen werden kann. Zur Erwerbung desselben laden

*) Ausland 1839. S. 742.

**) Ueber den stillen Einfluß des Thieres auf die Menschen s. Ritter, die Erdkunde im Verhältniß zur Natur u. XIII. 3. Buch. S. 621.

*) Vergl. Ritter V. S. 885.

**) Vergl. Ausland 1847. S. 1012.

***) In diesem Werke (S. 205) entdeckte der Verf. 1844 unter den ausländischen Pflanzen, die im Jahre 1595, also 115 Jahre vor dem Waldenser Antoine Seigneret (Signoret), der die ersten Kartoffeln nach Württemberg gebracht haben soll, in der Umgegend von Bell cultivirt wurden, auch die Kartoffel als botanische Seltenheit: „Papas (der Name, den die Ureinwohner Amerika's den Kartoffeln gaben) in horto illustrissimi Comitis ab Helfstein in Wiesensteig — radice esu grata." Diese Entdeckung war dem Verf. neu: es fragte sich nur noch, ob die Thatsache auch Andern unbekannt war. Als ihm aber die ausgezeichnetsten Kenner der Geschichte und Naturkunde versicherten, daß sie ihnen seither ebenfalls unbekannt gewesen sei, so trug er kein Bedenken, seine Entdeckung hier zum ersten Mal in einem Vortrag über die Kulturgeschichte, gehalten den 24. Juni 1844 in der allgemeinen Reallehrerversammlung zu Stuttgart, bekannt zu machen. In den Nummern 173—176 der Allgem. Schulzeitung vom Jahre 1844 ist der Vortrag abgedruckt.

****) Die Einführung des Anbaues der Kartoffel auf den früher mit Getreide angepflanzten Aeckern führte nämlich manche Streitigkeiten zwischen den Zehentberechtigten und den Bauern herbei.

Digitized by Google

wir namentlich alle Vorstände von Volks- und Schulbibliotheken ein; sie können dieselben mit keinem werthvolleren Buche verwehren.

Die typographische Einrichtung, Lettern und Papier sind vorzüglich gut. F. L. Hoffmann.

Philipp Körber's neue Jugendschriften. Erste Sammlung. I. Guruba. (A. m. d. Titel: Guruba der Juwelenhändler. Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder und Kinderfreunde. Mit drei Bildern in Tondruck und Colorit). Nürnberg, Verlag von J. L. Lotzbeck. VI und 94 Seiten. 8.

Der durch eine große Anzahl von Jugendschriften, besonders auch durch die „Jugendbibliothek" und das „Pantheon der Weltgeschichte" der Kinderwelt und ihren Freunden wohl bekannte Verfasser, beginnt hier, nach Vollendung der beiden genannten Sammlungen, einen neuen Cyclus, in welchem er meist Originalerzählungen mit Benutzung der neuesten und gründlichsten Resultate der Forschungen auf den Gebieten der Naturkunde, der Geographie und Weltgeschichte bringen will. Er verspricht, sich zu bestreben, heiteren Scherz mit dem Ernste, gemüthliche Betrachtung mit der Wissenschaft, innige Beschauung mit dem Erhabenen zu verknüpfen und Gemälde vor seinen Lesern aufzurollen, welche bildereich und mannigfaltig der Wißbegierde Genüge leisten, Verstand und Herz fesseln und in ihren Zügen die leitende Hand der Vorsehung, wie die Größe des Schöpfers klar erkennen lassen, damit dem Urquell alles Guten, Edlen und Schönen durch diese kleinen Gaben für die Mußestunden der Jugend recht viele Herzen erwärmt und zugeführt werden. Und dieses Versprechen ist bereits in der ersten vorliegenden Erzählung von ihm vollkommen gelöst. Die Quelle derselben ist die in England erschienene Lebensbeschreibung eines Christ gewordenen Malayen, Johannes Guruba. Der Schauplatz seiner Schicksale, die Insel Borneo, mit ihren Naturmerkwürdigkeiten u. s. w. wird, wo die Veranlassung sich bietet, in belehrender Weise geschildert; die Geschichte des früh verwaisten Malayenknaben ist voll von Erlebnissen, die an das Wunderbare grenzen, aber dennoch Wahrheit sind; Guruba's Vater, schuldlos eines Juwelendiebstahls angeklagt und grausam hingerichtet, hinterläßt dem Sohne einen verborgenen kleinen Schatz, den dieser bestimmt, um die Ehre des Vaters zu retten und dem wirklichen Dieb auf die Spur zu kommen; in Schreckenshöhle Sophaog sammelt er, von einem daiakischen Priester geführt, kostbare Edelsteine und kehrt dann nach der Stadt Bendsher-Massin zurück, wo er den Räuber entdeckt und von dem Raja Maju, dem die gestohlenen Juwelen gehörten und der die ungerechte Hinrichtung des alten Juwelenschleifers Guruba zu sühnen sich gedrungen fühlt, hundertausend Kepinen empfängt. Der Räuber wird zu derselben Strafe des Spießens am Pfahle verurtheilt, die Guruba's Vater unschuldig erduldet. Da die Rotte verborgener Bösewichter, welcher der hingerichtete Malaye angehört hatte, nach Blutrache dürstete, so veranlaßte der Raja Guruba das Land zu verlassen. Er reiste nach Java und von da nach Ceylon, wo er sich in Trinconomali niederließ, die englische Sprache erlernte, später das christliche Glaubensbekenntniß ablegte, und, entschlossen seine Kraft und seine Habe daran zu setzen, auch seine Landsleute der Wohlthat des Evangeliums theilhaftig zu machen, nach England ging, um sich hier zum Missionär auszubilden.

Die drei colorirten Bilder sind vorzüglich und die Ausstattung, wie in der Regel bei den Verlagswerken des Hrn. Lotzbeck, ist elegant. H.

Deutsche Klassiker in ihren Meisterwerken, dargestellt von Dr. F. J. Günther. Erster Band, Schiller's Lied von der Glocke. 400 Seiten. Elberfeld 1853. Verlag von R. L. Friedrichs.

Vierhundert Seiten zur Erklärung dieses Meisterwerkes unsres deutschen Barden! dieses war der Ausruf, welchen wir wenigstens im Geiste ausstießen, wenn wir auch denselben nicht in Worte kleideten, als wir den also ziemlich dicken Band öffneten und den ersten Blick hineinwarfen. Der erste Eindruck war daher, Referent muß es gestehen, ein nicht günstiger, nichtdestoweniger begannen wir zu lesen, und fanden uns auf eine angenehme Weise überrascht, da der Verfasser an jede Strophe des schönen Liedes politische und moralische Betrachtungen anzuknüpfen und zu entwickeln wußte, welche sein Buch zu einem belehrenden und unterhaltenden machen.

Indem er dem im Gedichte nur angedeuteten Verfahren beim Gießen einer Glocke folgt, gibt er jedesmal die zum Verständniß erforderlichen technischen Erläuterungen, wodurch er allerdings dem Laien einen wesentlichen Dienst erweiset, da dieselben erschöpfend sind, und ein vollständiges Bild des Verfahrens geben. —

Ton und Haltung des Styles sind dem Gegenstande würdig, und wir wünschen nur, daß sich der Verfasser einiger vorkommenden Provinzialismen und nicht gut gewählten Ausdrücke enthalten hätte, so gebraucht er z. B. „einheimsen," für sich heimisch machen; dann ist gesinnbildet ein andrer Ausdruck, welchen wir nicht billigen können; und ein liebliches Spiel ist dieses des Beautkranzes, soll wohl heißen dieses Spiel. An einer andren Stelle heißt, es gibt mancherlei Wahn u. s. w. Dieses sind jedoch Kleinigkeiten, oder vielleicht zur Gewohnheit gewordne Eigenthümlichkeiten der Schreibart, die man dem Verfasser nachsehen muß, da sein Buch ein wohlgemeintes und dem Leser Nutzenbringendes ist. Wir wollen ihm daher wünschen, daß er deren recht viele finden möge, daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, das beabsichtigte Gute zu bezwecken, nämlich den Sinn seiner Landsleute für die Schönheiten der Schiller'schen Poesie rege zu erhalten, den Dichter selbst sich über den Angriff der Parteien, wie sie auch heißen mögen, zu stellen, und dem Sänger der Glocke, so wie er es gewiß verdient, den Namen eines wahren, großen deutschen Dichters für immer vindicirt zu haben.

Papier und Druck sind vorzüglich. S. W.

Digitized by Google

Miscellen.

Carl Spindler hat sich zum Schauplatz eines neuen Romans: „Der Teufel im Walde", welcher nächstens von der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart wird versandt werden, das Bad Homburg gewählt und giebt darin eine scharfe Kritik des modernen Lebens und namentlich der Spielwuth in den Bädern.

In Aegypten, fünf Stunden weit von Cairo, in der Nähe des ersten Cataracts, ist anlängst eine verschüttete Stadt aufgefunden worden. Ein Araber hatte daselbst etwas, das wie das Haupt einer Sphynx aussah, aus der Erde hervorragen sehen und einen dort weilenden Franzosen darauf aufmerksam gemacht, der sofort Ausgrabungen anstellen ließ, die eine lange begraben gelegene Straße zu Tage förderten, welche 38 granitne Sarcophage enthielt, von welchen jeder bei 68 Tonnen wog und die augenscheinlich vor Zeiten die Asche von geheiligten Thieren geborgen hatten. Der französische Herr soll von dem Pascha das Terrain der Entdeckung abgetreten erhalten und außer den Sarcophagen noch eine Menge anderer Merkwürdigkeiten, namentlich antike irdene Gefäße von kleinem Umfange, gefunden haben. Die Straße hat eine Länge von ungefähr 1600 Ellen, und gewährt Nachts, bei Beleuchtung, einen prächtigen Anblick. Mehrere der ausgegrabenen Curiositäten müssen inzwischen, wenn sie sich frisch erhalten sollen, im Sande liegend aufbewahrt werden.

Diese Tage werden im Verlage der Herren Hurst & Blackett zu London, Nachfolger der Herren Colburn, „die Memoiren des Hofes und Cabinets Georg III., von dem Herzog von Buckingham und Chandos," erschienen seyn.

Ein amerikanischer Correspondent des Tablet, der auf einer Wasserfahrt von St. Louis nach Frankfort in Kentucky mit drei mormonischen Missionairen in Berührung gekommen ist, hat besagtem Blatte über diese Secte folgende neuere Notizen, die er von ihnen selber erhalten hatte, mitgetheilt:

„Ihr jetziger Prophet und Gouverneur heißt Young. Derselbe wird in der Leitung des Gemeinwesens von zwei Räthen, zwölf untergeordneten Aposteln und achtzehn Bischöfen unterstützt. Dazu kommen noch die speciellen Missionairs, der Art, wie deren drei mit uns am Bord waren. Sie führen kein gemeinsames Leben, wie manche meinen; wer ihrer Secte beitritt, der kann seinem Berufe in der Salzseestadt nach freiem Willen nachgehen, oder auch als Landmann in der schönen und fruchtbaren Ebene leben, wo sie sich niedergelassen haben. Was er erwirbt, das ist sein eigen, nur muß er bei seinem Eintritt den zehnten Theil seines Vermögens, wenn er dessen besitzt, der Kirche überlassen, die auch nachdem einen Zehnten seines jährlichen Gewerbes bezieht.

„Ein Mormone kann sich so viele Frauen nehmen, als er will, und es giebt deren, die bis ein Dutzend haben; er muß jedoch zuvor den Beweis führen, daß er sie zu ernähren im Stande ist. Eine Scheidung ist nur unter ganz besonderen Umständen zulässig. Nach ihrer Ansicht kann keine Frau selig werden, wenn sie nicht verheirathet gewesen ist. Sie glauben auch an eine Verschiedenheit der himmlischen Freuden und der höllischen Qualen, so wie, daß Christus auf Erden zurückkehren und dort ein sichtliches Regiment einführen werde. Einer der Missionairs sagte zu mir, daß die Mormonen und die gutgesinnten Katholiken zur Herrschaft gelangen würden. Bis jetzt besteht die neue Secte hauptsächlich aus Engländern, und mit ihrer Bildung und ihrem Wissen ist es nicht weit her, wenn man Missionairs, wie unsre Reisegesellschafter waren, als Muster nimmt. Zwei von ihnen gaben uns von ihren Predigten zum Besten, die nichts als zusammengewürfelte Worte und finales zusammengestellte Texte der heiligen Schrift enthielten.

Ein englisches Blatt, the Dispatch, giebt folgendes Verfahren, dessen Bewährtheit auch augenfällig ist, als das Beste an, ein junges Pferd ans Ziehen zu gewöhnen: „Man schirre es einige Tage lang mehrere Stunden im Stalle an, und bringe es dann, unter Aufsicht von ein Paar Männern, deren einer es am Zügel führt, während der andere die Enden der sechs bis sieben Fuß langen Zugstränge in die Hände nimmt, ins Freie. Des Letzteren Sache ist es, die Stränge anfangs schwach, so daß das Pferd nur einen leisen Druck davon verspürt, anzuziehen, dies Anziehen dann mehr und mehr zu verstärken, aber es gleich wieder nachzulassen, wenn das Thier darüber unruhig zu werden beginnt, um es unmittelbar darnach zu wiederholen. In dieser Weise behandelt, sind die scheuersten und widerspänstigsten Pferde bald zum Einspannen tüchtig, während sie sich außerdem eine lange Zeit ungebührlich benehmen, sich bäumen und hinenausschlagen würden.

Der englische Punch vergleicht Lord Palmerston mit der Masernkrankheit, weil — fast jede Administration ihn ein Mal bekomme.

Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus ist ein Schriftchen des um die Geschichte Westphalens vielfach verdienten Hofrathes Esselen in Hamm erschienen, worin die Frage über den Kampfplatz, den man fast allgemein im lippischen Gebirge, östlich von der Gränze des Bructererlandes, suchte, nochmals einer genaueren Kritik unterworfen und durch überzeugende Gründe, die sowohl aus den alten Quellen, als aus der Beschaffenheit des Terrains und noch vorhandenen Denkmalen jener Zeit sich ergeben, gezeigt wird, daß jener Ort westlich von der Gränze der Bructerer, im gebirgigen Theile des Kreises Beckum, zu finden sei. Das lippische Land würde somit auf die Ehre verzichten müssen, den Platz, wo Deutschland die römischen Eindringlinge bezwang, zu dem Seinigen zu zählen, und diese wird denn einem Theile der Provinz Westphalen zuerkannt werden müssen. Hinsichtlich der ganz schlagenden Beweisführung können wir nur auf die Abhandlung selbst verweisen; nur noch so viel, daß die schon früher wiederholt aufgestellte Ansicht, daß Aliso in der Nähe von Hamm (namentlich an der Stelle, wo im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Niendrügge stand) gelegen, welcher Meinung auch Niebuhr nicht undeutlich seine Zustimmung gab, durch diese wackere und fleißige Arbeit neue und feste Stützen gewonnen hat. (Köln. Ztg.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 16. Mittwoch, den 23. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... Seite 121
Literatur:
Gedichte von Hermann Finelius ..... „ 124
Veronika. Ein Roman von Emma Schellbach ..... „ 126
Miscellen ..... „ 128

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Abbé Sicard verwechselt diese Priester, die in dem Supplementairgefängnisse in Haft waren, oder die während des Gemetzels aus ihren Wohnungen herbeigeholt wurden, nicht mit den Priestern, die man am 1. Septembre nach dem eigentlichen Gefängnisse abgeführt hatte; dieser erwähnt er besonders.

So sagt er in seiner Beschreibung der Nacht vom 2. zum 3. September: „Welch eine Nacht diejenige, die ich in diesem Gefängniß — das des Civil-Ausschusses — zugebracht habe! Das Morden ging unter meinem Fenster vor sich. Das Geschrei der Opfer, die Sägebiebe, die auf die schuldlosen Köpfe fielen, das wilde Geheul der Würger, der Applaus derjenigen, die Zeugen dieser Gräuelscenen waren, alles dieses erschütterte mich aufs Äußerste. Ich konnte sogar die Stimmen meiner Kameraden erkennen, die man Tags zuvor von der Mairie abgeholt hatte."

In seiner Beschreibung vom 3. berichtet er weiter: „Die Thür unseres Gefängnisses wurde lärmend aufgerissen und ein neues Opfer hineingewaesen. Welch ein Opfer, großer Gott! Es war einer meiner Kameraden aus der Mairie, den ich für angekommen gehalten hatte, der Abbé S.... Er war am 1. mit sechzig anderen von dort abgeholt worden, und sollte eben so wie diese auf dem Hofe der Abtei gemordet werden, war aber, wie durch ein außerordentliches Wunder, und ohne daß er weiß wie, aus dem Kreise der dem Tode Geweihten mitten unter die Mörder gerathen, wonach er, die Unordnung benutzend, die auf diesem scheußlichen Schauplatz herrschte, sich bis mitten in den Ausschuß schlich, und mit dem Tone der Verzweiflung um sein Leben bat, der auch bis in das verhärtetste Herz dringt. Statt weiterer Antwort wurde er zu uns eingesperrt.

„Welch ein Wiedersehen! welch ein Augenblick für uns alle Beide! Ich hatte von dem Gefängnißaufseher die Niedermetzelung all der Gefangenen erfahren, unter welchen, wie ich wußte, auch er sich befand; ich hatte die Todesstreiche der Sechzig gehört, in deren Zahl er mit einbegriffen war. Ein jeder von uns Beiden hatte schon den Tod des anderen beweint."

Unser Studium der Gefangenregister der Pariser Gefängnisse um die Zeit der Metzeleien, hat uns den Beweis geliefert, daß dort mehrere der Verhafteten umgebracht worden sind, ohne daß sich in den Registern eine Spur davon finden läßt. So beschreibt, um nur eines die Abtei betreffenden Falles zu erwähnen, Jourgniac den Tod eines am 3. ermordeten jungen Officiers Namens Boisrugon, dessen das Gefangenregister gar nicht erwähnt.

„Ich habe Gefangene gesehen," sagt Senart, der Secretair des allgemeinen Sicherheitsausschusses, die nach zwanzigmonatlicher Haft noch nicht eingeschrieben waren und ohne Ordre gefangen gehalten wurden. Nach einem Status für die Volkscommission, ꝛc. fanden sich solche Fälle viele in der Conciergerie, im Bicêtre und in der Salpetrière. Ich habe ein Verzeichniß davon aufgenommen.

„Man kann über die ungeheure Menge der Getödteten, sowohl in der Conciergie als im Bicêtre und in der Salpetrière die Protocolle der öffentlichen Beamten zu Rathe ziehen, aus dessen Aufmachung ich die endlose Zahl der Opfer ersehen habe, die den

Digitized by Google

Tod erlitten haben, ohne daß sie gefangen gesessen hätten und eingeschrieben gewesen wären."

Wenige Tage nach den Metzeleien, am 16. September, sprach Roland sich folgendermaßen über den Zustand der Pariser Gefängnisse aus:

„Es ist zu Paris ausgebracht worden, es hätten seit dem 4. oder 5. d. M. vier bis fünf hundert Verhaftungen stattgefunden, und die Gefängnisse seyen mindestens wieder eben so voll, wie vor dem 2. d. M. Ich habe mich nun hievon überzeugen wollen, habe aber in keinem Gefängnisse ein Gefangenregister gefunden. Auf meine Frage, wer die Gefangenen denn beegeschickt habe, sind die Gefängnißaufseher sehr um eine Antwort verlegen gewesen. Auf mein Verlangen haben mir aber jene Ordres gebracht werden müssen, und da habe ich denn wirklich gesehen, daß in der angegebenen Zeit vier bis fünf hundert Personen gefangen gesetzt worden sind, theils auf Befehl der Municipalität, theils auf Befehl der Sectionen, des Volkes, ja selbst einzelner Individuen, und die wenigsten dieser Befehle motivirt."

Auf dem abteilichen Hofe und in dem Bezirke des Civilausschusses sind die größten und gräulichsten Scheußlichkeiten vorgekommen, welche die Metzeleien in der Abtei begleitet haben. Dort hat, auf den Wunsch der Damen des Bezirks, die Illumination der abgeschnittenen Köpfe stattgefunden, auch das Entkleiden der Leichen, und die grausige Orgie der Mordgesellen, bei welcher den Leibern die noch zuckenden Herzen entrissen und roh gegessen wurden!

Wir können uns bis zu einem gewissen Punkte die Ansicht des demorentischen Schriftstellers denken, der die Erzählung des Abbé's Sicard als keinen Glauben verdienend dargestellt hat. An und für sich überschreiten Daten der angegebenen Art jede menschliche Vorstellung, und können unbewiesen nicht geglaubt werden. Da jener Schriftsteller dergleichen Beweise nicht hatte, so war er schon zum Zweifeln berechtigt, aber wir, wir haben die Beweise, deshalb glauben wir auch.

Man kann sichs leicht denken, welche Ströme Bluts sich von der großen Anzahl von Gefangenen, die auf dem Hofe der Abtei gemordet wurden, dort sammeln mußten. Der von diesem Blute aufsteigende Dunst war Ekel erregend und zum Ersticken; auch wurde der Präsident des Ausschusses, Aime Jourdan, um Mitternacht ohnmächtig auf seinem Sessel. „Gegen Mitternacht", sagt er, „machten die peinlichen und furchtbaren Gefühle, die ich jeden Augenblick empfand, und dazu der Dunst des Menschenblutes, der mir zu Kopf stieg, daß mir übel ward. Ich sah mich vergebens nach einem Riechfläschchen oder Wasser um; da ich aber nur ein Paar Schritte entfernt, an der Ecke der Tarranne-Straße wohnte, so ging ich nach Hause, um dort einige Erfrischung zu nehmen."

Am 3. des Morgens konnte man auf dem Hofe nicht mehr das Stehen behaupten; man watete darauf im Blute, und er mußte gewaschen werden.

„Der Hof der Abtei", sagt der Abbé Sicard, „strömte von Blut, wie ein noch dampfender Platz, wo mehrere Ochsen mit einem Male geschlachtet worden sind.

„Er mußte gereinigt werden, was viel Umstände machte. Um dessen überhoben zu seyn, machte jemand den Vorschlag, Stroh kommen zu lassen, es wie ein Bettlager aufzuhäufen, und die Kleidungsstücke der zu Mordenden, die zu dem Tode zu solchem Lager heran kommen mußten, darauf zu legen. Der Vorschlag fand Beifall.

Alles Dieses ist bis aufs Kleinste begründet; hier die Anweisungen der Commissarien und die Quitungen der Wittwe Dedouin für das gelieferte Stroh:

Erste Anweisung.

„Es soll dem Ueberbringer Stroh verabfolgt werden, zur Bedeckung der Leichen.

„Den 3. September 1792.

„Unterz. Possten und Pittel, Commissarien.

Darunter steht geschrieben:

„9 Bund Stroh.

Zweite Anweisung.

„Gut für zwölf Bund Stroh für den Ausschuß der Section der Vier Nationen.

„Unterz. Leclerc, Commissair.

Darunter:

„Obigen Betrag erhalten mit 3 Liv. 12 S.

„Den 3. October 1792. „Wittwe Dedouin.

Dritte Anweisung.

„Gut für zwölf Bund Stroh, für Rechnung des Ausschusses, zur Bedeckung der auf dem Hofe befindlichen Leichen.

„Den 2. September, im vierten Jahr der Freiheit und dem ersten der Gleichheit.

„Unterz. Prudhomme und Sandoz.

Darunter:

„Obigen Betrag mit 3 Liv. 12 S. erhalten.

„Unterz. Wittwe Dedouin.

Vierte Anweisung.

„Gut für zwölf Bund Stroh.

„Den 4. September 1792.

Unterz. Harlee, Commissair. Barbot.

Darunter:

„Obigen Betrag mit 3 Liv. 12 S. erhalten.

„Den 31. October 1792. „Wittwe Dedouin.

Diese Quitungen, die unverwerflichen Beweise der Wahrhaftigkeit des Abbé's Sicard, haben sich sechszig Jahre lang, zuerst in dem Civil-Ausschusse der Section der Vier Nationen, dann in den Archiven der Pariser Mairie, und letztlich in den Archiven der Polizeipräfectur, wo sie noch jetzt im Original vorhanden sind, begraben erhalten; auch durften, wir gestehen es, es nichts Geringeres als Zeugnisse dieser Art seyn, um die Gräuel glaubhaft zu finden, wovon sie die Erinnerung aufbewahrt haben.

Was möglicher Weise noch kaltgräulicher ist, als das im Voraus bereitete Strohlager, zu welchem die Gefangenen geführt wurden, um gemordet zu werden, das ist das Ansehn von Festlichkeit und Eifer von Kannibalen, das die Müssiggänger des Stadtviertels, die Männer und die Weiber, dieser Schlächterei gaben. Es ist uns schon von dem Abbé Sicard, der es gesehn hat, gesagt worden, daß man um dies Lager her Bänke für die Damen und die Herren gestellt hatte. Aber dann hatte man noch nicht genug, es mußten auch noch die abgeschnittenen Köpfe — illuminirt werden!

„Ich habe schon gesagt", heißt es bei dem Abbé Sicard weiter, „daß die Damen des Stadtviertels der Abtei sich haufen-

Digitized by Google

weise zu den Gräuelscenen drängten, die an dieser unglücklichen Stätte stattfanden. Welcher Art diese Damen waren, läßt sich denken. Diese nämlichen Damen ließen denn auch den Ausschuß, bei dem ich mich befand, ersuchen, es doch einrichten zu lassen, daß sie die Aristocraten recht gemüthlich auf dem Hofe des Ausschusses abthun sehen könnten. Um diesem Ersuchen zu willfahren, wurde sodann ein Lampion neben das Haupt einer jeden Leiche gestellt, welche scheußliche Illumination den Damen sehr willkommen war.

Ueber diesen Punkt wie in Betreff desjenigen wegen des Strohlagers, welches im Voraus für Leute, die noch am Leben waren, bereitet wurde, ist das Zeugniß des Abbé Sicard ebenfalls unverwerflich, das beweiset die folgende Rechnung des Lichthändlers, der die Lampions geliefert hat:

„Auszug aus der dem Ausschuß der Vier Nationen von dem Lichthändler Bourgain für das Ereigniß vom 2., 3. und 4. September eingegebenen Rechnung.

	Am 2.		
12	Terrinen um 10 Uhr Abends. . . .	7 L.	4 S.
36	„ „ 11 „ „	28 „	9 „
36	„ „ 2 „ Nachts.	28 „	9 „
	Am 3.		
50	„	30 „	— „
	Am 4.		
56	„	36 „	12 „
		127 L.	14 S.

„In Ordnung befunden und bezahlt.

„Unterz. Lecomte.

Inmitten dieses Blutes, dieser Leichen, und bei der Helle dieser zwei Nächte lang unterhaltenen Beleuchtung geschah es, daß sechs Arten von Gästen an den in dem Ausschusse aufgeschlagenen Tischen zechten, aßen und sich in munteren Reden ergingen, nämlich:

Die Häupter der Mörder.

Die sogenannten Arbeiter, d. h. die eigentlichen Todtschläger.

Die Pariser Förderiten und Freiwilligen, eine Abart von Mördern.

Die Entkleider der Getödteten.

Die Wäscherinnen der blutigen Kleidungsstücke der Opfer.

Die Auslader der Leichen, und der Fuhrmann.

Der Speisung der Häupter der Mörder, von dem Restaurateur Lanoie geliefert, fehlte es weder an der Quantität noch an der Qualität, wie es die folgende Rechnung, durch den Bürger Rousseau baar bezahlt, beweist:

Eine längliche Pastete	10 L.	— S.
Ein Stück do.	6 „	— „
Eine runde do.	4 „	— „
Zwei kleine Pasteten à 15 Sous.	1 „	10 „
Ein fettes Huhn.	4 „	— „
Eine Kalekute	3 „	— „
Kalbsbraten	6 „	— „
Zwei Küken	3 „	— „
Ein Fricandeau	3 „	— „
	40 L.	10 S.

Unsere Treue als Geschichtschreiber macht es uns zur Pflicht, zu bemerken, daß die Rechnung des Restaurateurs Lanoie folgendermaßen überschrieben ist: Rechnung für am 2. und 3. September 1792 laut Ermächtigung des Civil-Ausschusses an die Gefangenen im Hause der Abtei gelieferte Speisen; unsere Pflicht als Kritiker zwingt uns aber, hinzuzufügen, daß die in Vorstehendem angegebene Bestimmung kindisch und albern ist.

Erstens wurden die Gefangenen der Abtei eben so wie alle Gefangene jener Zeit durch den Staat genährt, und Mad. Roland hat nachgewiesen, daß die der Abtei täglich 2 Fr. erhielten, wovon der Aufseher 1 Fr. für Dach und Fach, und 1 Fr. für Feurung und Licht und Nahrung bekam.

Zweitens würden die Mitglieder des Civil-Ausschusses sich mit der Bezahlung von Speisen nicht haben befassen können noch wollen, die schon in das Budget des Ministers des Innern eingetragen waren; auch weiset der Etat der Kosten der Metzeleien und das Inventarium über die Effecten der Opfer nach, daß der Bürger Rousseau mit dem Gelde aus den Taschen der Getödteten bezahlt worden ist.

Drittens constatiren Jourgniac Saint-Meard und die Marquise von Fausse-Landry, daß das Mittagessen vom 2. September, wie gewöhnlich, nur früher als sonst, von dem Gefängnißaufseher Delavacquerie geliefert, das letzte Mahl der Gefangenen der Abtei gewesen ist. Von da ab ist ihnen nichts mehr gereicht worden, ja sie hatten bis zum 3. September Abends, während sechs und zwanzig Stunden, nicht einmal einen Tropfen Wasser bekommen können, vielweniger Pasteten, Kalekuten, fette Hühner.

Es ist wohl möglich, daß der Restaurateur Lanoie, als er die Bestellung abseiten des Civil-Ausschusses erhielt, der Meinung war, die Gefangenen sollten daraus gespeist werden; die oberflächlichste Untersuchung der Umstände liefert aber den Beweis, daß es sich um einen Schmaus der Häupter der Mörder, d. h. des Präsidenten Maillard und seiner zwölf Geschworenen handelte.

Es herrscht ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Festschmaus der Häupter und dem der Arbeiter, d. h. der eigentlichen Würger. Diese Letzteren werden in den Actenstücken über die Metzeleien stets entweder als Arbeiter, die bei den Leichen beschäftigt gewesen sind, oder auch als Arbeiter, die bei der Expedirung der Priester geholfen haben, bezeichnet. Sie wurden mit Brod und Wein abgespeist, wie es folgende Rechnung über ein Mahl ergiebt, das deren acht gehalten haben:

Erste Anweisung auf 18 Pinten Wein . .	10 Liv.	16 Sols.	
do. 6 Brödte à 4 ℔ . .	4 „	10 „	
Zweite Anweisung auf 4 Pinten Wein . .	2 „	8 „	
do. 1 Brod	— „	15 „	
Dritte Anweisung, für 8 Pers., pr. Kopf 30 Sols	12 „	— „	
Noch eine Anweisung von	1 „	— „	
	31 Liv.	9 Sols.	

Den Betrag der vorbesagten gelieferten Gegenstände erhalten.

Delestre.

Paris, den 9. October.

Digitized by Google

Die Entkleider der Leichen, ihrer fünf, erhielten zu Anfang reichlich Wein. Sie übergaben dem Weinhändler, Herrn Champfort, folgende Anweisung:

„Permanenter Ausschuß der Section der Vier Nationen. Herr Champfort, in der Childebert-Straße, hat hiergegen zu liefern einen Krug von dreizehn Pinten Wein. Den 3. September 1792, im vierten Jahr der Freiheit und dem ersten der Gleichheit.

Unterz.: Poffier, Lucaille, Commissarien."

Auf der Hinterseite steht geschrieben:

„Ich bekenne, von dem Bürger Lecomte, Schatzmeister der Section der Vier Nationen, den Betrag für 13 Pinten Wein, die ich den Entkleidern bei dem Ereigniß vom 2., 3. und 4. September geliefert, mit 7 Liv. 16 Sols empfangen zu haben.

Paris, den 13. Octobre 1792.

Unterz.: Champfort."

Denselben Entkleidern wurde noch eine zweite Anweisung von 7 Liv. 10 Sols von dem Commissair Dorat Cubieres, Behufs ihrer Abendmahlzeit, ausgestellt.

Die Wäscher und Wäscherinnen der blutigen Kleidungsstücke sind auch gut getränkt worden, wie es sich aus der Rechnung einer Madame Pigeon ergiebt, die ihnen 22 Pinten Wein geliefert hat.

Auch die Leichen-Auslader und deren Führer, Carl Noel, hatten ihren, aus dem bei den Gemordeten gefundenen Gelde bezahlten, Schmaus, wie eine von dem Ausschuß der Vier Nationen auf den Weinhändler Cuillier ausgestellte Anweisung darthut.

Ueber die Thätigkeit des vorgenannten C. Noel giebt folgendes Document Aufschluß:

„Permanenter Ausschuß der Section der Vier Nationen. Wir haben Carl Noel, Fuhrmann zu Paris, in der Engländerinnen-Straße, Maurbers Platz No. 39, beauftragt, mit zwei Wagen 50 Leichen, und mit weiteren zwei Wagen 40, zusammen 90 Leichen wegzufahren.

„Er ist um 12 Uhr Nachts gekommen, und um 6 Uhr Morgens weggefahren.

„Den 3. September 1792, im vierten Jahr der Freiheit und dem ersten der Gleichheit.

„Poffier, Bernaudo, Commissarien."

Auf der Rückseite steht geschrieben:

„Der Ausschuß der Section der Vier Nationen bescheinigt, daß der Fuhrmann, Carl Noel, am 3. September 1792, dem ersten Jahr der Gleichheit, noch vier Wagen voll Leichen, also acht zusammen, abgeholt hat.

„Unterz.: Pendhomme, Bourgeot, Commissarien."

Wir bitten den Leser um Verzeihung, ihn so lange bei diesen scheußlichen und schmutzigen Details aufgehalten zu haben. Wir sind aber noch lange nicht mit diesem Blute, diesem Kothe, am Ende; wir werden noch viele Gräuel aufdecken müssen; es war jedoch nothwendig, die intime, so zu sagen häusliche Seite dieser Organisirung der Metzeleien während der ersten Ruhestunden, welche sich die Mörder nahmen, zu zeigen, ehe wir an die Schilderung der Thaten der Grausamkeit oder des Heldenmuths gingen, welche an dem Tage des 3. September in der Abtei stattfanden.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Hermann Finelius. Greifswald, 1852. In Commission von C. A. Kochs Verlagshandlung Theodor Kunike. X und 285 Seiten. Gr. 8.

Wir konnten diese Gedichte wol nicht besser empfehlen als durch den Abdruck des „Condor" in Nr. 2 unserer Blätter, einer Dichtung, die auch nach dem Urtheile competenterer Richter auf diesem Gebiete als wie sind, eine sehr vorzügliche ist. Hermann Finelius starb im Anfang seiner Mannes-Jahre, als die Frucht ernsten Strebens in Kunst und Wissenschaft zu reifen begann. Seine Freunde G. v. H. und A. v. N., denen er die unter Jahre langen Leiden gesammelten Gedichte hinterließ, haben sie, so wie sie geschrieben, in ausgezeichnet schöner äußerer Ausstattung veröffentlicht. Sie sind folgendermaßen zusammengestellt: Wein, Weib und Gesang (dabei 17 Wanderlieder). Mährchen (darunter: Romanzen der Vögel, dem der „Condor" entnommen). Zwei Sagen. Bilder. Reisetagebuch 1844. Antiquirte Zeitgedichte. Aus der Rügenschen und Pommerschen Geschichte. — Der Dichter, man sieht es, hat sich in sehr verschiedenen Dichtarten versucht; den letzten 6 Abschnitten scheint uns jedoch der Preis vor dem ersten zu gebühren, aus welchem die Freunde, wäre es nicht dem Wunsche des Verstorbenen entgegen gewesen, wahrscheinlich Manches zurückbehalten hätten; trefflich sind jedoch einige der Wanderlieder, z. B. das fünfzehnte:

Es ist das Herz ein seltsam Ding,
Es sehnt sich weit und weiter,
Und ob es auch die Welt umfing,
's wird doch nicht still und heiter.

Nach Enge es Verlangen trägt,
Und ist sie ihm beschieden,
Ist's eng und traulich eingehegt,
's wird dennoch nicht zufrieden.

Ob weit ob eng, ob laut ob still,
's kann nimmer ganz genesen,
Ich weiß nicht, was es sagen will
Dies ruhelose Wesen!

Wir möchten unsere Leser gern eine recht reiche Auswahl aus den folgenden Abschnitten mittheilen, um ihnen denselben Genuß zu verschaffen, den uns so viele der in denselben enthaltenen Gedichte gewähren, müssen aber, um so mehr, da eine große Anzahl von bedeutendem Umfange ist, den uns zugemessenen Raum beachtend, uns auf einige wenige beschränken. Also zuerst aus den Sommermärchen:

Oberon.

Im tiefen blauen See
Des Himmels thront
Die Wasserlilie,
Der bleiche Mond.
Dein schlummert Oberon,
Das liebliche Kind,

Digitized by Google

Mit Scepter und mit Krone
Geruhig und lind.
Sie haben ihn verscharrt hinnieden,
Dort oben schläft er in Frieden!

Doch wenn die Erde träumt
In stiller Nacht,
Der König angesäumt
Vom Schlaf erwacht
Dann gleitet er zu Thal
Auf Mondlicht-Well'n,
Ihm folgen allzumal
Die kleinen Gesell'n
Zu den alten Spielen im Walde,
Auf der Haide und auf der Halde!

Und reitest Du allein
Durch Waldesraum,
Und schlummerst Du ein
Unterm Blüthenbaum,
Und gehst Du auf und ab
Am schlafenden Meer,
Und seufzest Du am Grab
Der Liebe schwer, —
In des Mondlichts zaubrischer Helle
Ist Oberon Dein Geselle!

Aus den Bildern:

Die Todtenberge bei Valmyk auf der Insel Rügen.

Es erglüht die Abendröthe
Urber diesen schwarzen Bergen,
Die bemarbt mit Haidekräutern,
Und besät mit Riesensärgen.

Schlummern sanft die alten Hünen,
Halten Rast nach langem Kampfe,
Opfersteine, moosbewachsen,
Rauchten einst von Blut und Dampfe.

Und wir nachgeborenen Zwerge
Wühlen frech mit Hack und Spaten
Aus dem Steinsarg unsrer Ahnen
Längst begrab'ne große Thaten;

Unsrer Väter Aschenkrüge,
Unsrer Mütter Thränenbecken,
Und die Axt, vom Kampf noch schartig,
Stehlen wie aus den Verstecken.

Eingerostetes Getriebe
Alter Zeit, was soll es frommen?
Wacker sei Eur' Aug', und offen
Für die Tage, die da kommen!

Besser wär's, wir ließen ruhen
Uns'rer Väter Axt und Hammer,
Schliffen unsre Eisenklingen,
Rüsteten die Waffenkammer!

Bessre wär's, das Thränenbecken
Blieb im Grab, und mit den Seinen
Stünde Jeder zu den Fahnen,
Daß um uns nicht Enkel weinen! —

Sprach es leis', und schaute traurig
Von den Bergen in die Wellen,
Die an's schroffe Felsenufer
Zornig stürmen und zerschellen.

Und wie dumpfe Todtenklage
Scholl es in des Wassers Tiefen,
Abendroth, wie Opferfeuer,
Brannte auf den Felsenriffen!

Aus dem Reisetagebuch eine Stelle aus der größeren Dichtung:

Eine Nacht auf dem Vesuv.

Neapel, sel'ges unglücksel'ges Land,
Du von des Südens Zauberkreis umschlungen!
Hesperien, um dessen Blüthenstrand
Die Völker seit Jahrtausenden gerungen!
Hohl klingt Dein Boden, wo mein Fuß ihn tritt,
Und unterwühlt sind Deine Meeresküsten —
Doch Deine Söhne gehn mit trägem Schritt
Darüber hin, als ob sie's nimmer wüßten!
Die Erde bebt, die Brunnen sind versiegt
Und Alles deutet drohende Gefahren —
Dein Volk, das sich im Schlummer sorglos wiegt,
Will von den Zeichen keines doch gewahren!
Der Wein, den diese kalte Lava trug,
Füllt ja noch überreichlich ihre Tonnen,
Gefiele dem Vesuv ein neuer Brauch,
Sie denken, sich an seiner Gluth zu sonnen! —

Zum Schlusse aus den Zeitgedichten (den Sprüchen der sieben Weisen):

Jeglichen vorbedacht!

Perlander.

Mein Volk, Du stehst jetzt, welchem Ziel es gilt,
Nun überlege weise Dein Beginnen!
Bedenke erst, eh' Du erhebst den Schild,
Was zu verlieren sei, was zu gewinnen!
Magst Du Dein grobes Hemd, das im Gebrauch
Bequem und weich geworden, noch nicht missen
Um besseren Stoff, o dann bedenke auch,
Daß es gar mürbe schon und leicht zerrissen!

Digitized by Google

Hängst Du mit Liebe noch am alten Haus,
Drin Deine Väter manche Jahre schliefen,
Vergessen fast und unberührt vom Brausen
Der Welt, in eines Thales dunklen Tiefen, —
Bedenke dann, es donnern überall
Lawinen jetzt in diesen Regionen,
Ein Fachwerkshäuschen hemmt nicht ihren Fall,
Nur die sind sicher, die auf Bergen wohnen!

Und willst Du ziehn, nimmst Du das Reisekleid,
Suchst einen Ort Du, um Dein Haus zu bauen, —
Dann halte für die Wanderschaft bereit
Ausdauer, Muth und edles Selbstvertrauen!
Der Berg, der vor Dir liegt, ist wolkenfrei,
Laß Deinen Vorsatz nimmermehr erkalten,
Wenn man Dich warnt, der Pfad zum Gipfel sei
Voll Felsenrisse, voller Gletschrespalten!

Du willst es, darum wird es auch geschehn!
Doch nicht im Laufe jäh bergan gestiegen!
Bald würde Dir der Athem stille stehn,
Kein Vorwärts mehr! und rückwärts sähst Du liegen
Dein Haus verschüttet vom Lawinen-Schlag!
Nein, wie ein Alpensteiger, ohne Eile —
Kein kecker Sprung — nein, festen Tritts — gemach!
So zwingst Du auch die allerschlimmste Steile!

Hast Du in Deines Angesichtes Schweiß
Die stolze Höhe endlich Dir errungen,
Dann wird Dir um das Haupt der Siegespreis,
Des Ruhmes Sonnenglorie geschlungen!
Die freie Luft der Berge trinkst Du dann!
Die niedern Hügel werden all' sich schmiegen
Wie Schutzbefohl'ne Deinem Heerschirmbann,
Das Weib Europa Dir zu Füßen liegen!

Den Stoff zu den rügenschen und pommerschen geschichtlichen Gedichten hat Thomas Kantzow's Chronik geliefert und sind sie mit erläuternden Anmerkungen versehen. Es mögen hier wenigstens die Ueberschriften der Bestandtheile dieser Sammlung folgen: 1. Rügen: Mocka. Wiona. Der Ranebeg. Heinrich und Ratze. Arkonas Fall. 2. Pommern. Fürst Mestivoi von Meklenburg. Der Kirchenraub zu Gnesen. Der Fürstentag zu Ganzow. Graf Hans von Gützkow. Herzog Bogislav X. von Pommern. Ein Liederkreis 1474—1498. (10 Lieder.) H.

Veronika. Ein Roman von Emma Schellbach. Neubrandenburg, Verlag von Carl Brünslav. 1853. 391 S. 8.

Die Verfasserin hat in diesem Romane das Bild eines edlen weiblichen Wesens gezeichnet, in welchem wir „ein Leben voll stiller Entsagungen, voll gerechter, wenn auch bewußtloser Schmerzen darüber; ein Leben voll heiligen Wollens, in einer ungenügenden Gegenwart, die dann immer nach und nach abgeblühte, freudenleere Vergangenheit ward," kennen lernen. Es hieße den Leserinnen — denn wenn auch nicht ausschließlich, doch namentlich ihnen empfehlen wir diese Charakterzeichnung — den Genuß vorweg nehmen, wenn wir den Inhalt des Romanes vollständig mittheilten; daher nur einige Andeutungen. Die Tochter eines Arztes in einer kleinen Stadt fühlt sich nach der zweiten Heirath desselben in ihrem Familienkreise nicht glücklich; ein tief empfundener Schmerz über frivol getäuschte innige Liebe zu einem jungen Edelmann macht ihr den Aufenthalt im väterlichen Hause noch unerträglicher; sie wird Gesellschaftsdame bei der Witwe eines verstorbenen reichen Kaufmanns und deren ältester Tochter. In diesem neuen Verhältnisse lebt sie zufrieden, hat Gelegenheit genug, die Vorzüge ihres Geistes und Herzens zu bekunden und einen wohlthuenden Einfluß auf das junge Mädchen zu üben. Die jüngste Tochter ist mit einem geistvollen Manne, dem Sohne armer Eltern, vermält; der eitlen Frau Commerzienräthin gefällt diese Verbindung nicht, sie hätte gern einen recht vornehmen Schwiegersohn gehabt; Emilie, die Vermälte, ist eine gemüthlose, an Allem die lächerliche Seite aufsuchende Person und durchaus nicht geeignet, ihren Gatten zu verstehen. Vergebens müht er sich ab, sie zu sich zu erheben; es ist eine unglückliche Ehe. Die reiche Umgebung, ein schönes Besitzthum, Geld im Ueberfluß, verdankt Herbert Werner Emilien; aber gerade daß er es ihr verdankt, ist ihm ein drückendes Gefühl. Clotilde, die bei der Mutter auf einem reizenden Landsitze lebende Tochter, wird später die Gattin eines Herrn von Wertheim, desselben, der einst Veronika's Liebe so grausam mißachtete; daß seine Nähe zu peinlichen Scenen führt, bedarf keiner Erwähnung. Emilie, die Leichtsinnige, tritt in ein Verhältniß zu Herrn v. Steinbach, Wertheim's Freund, welches zum Ehebruch führt. Herbert hat seit dem ersten Zusammentreffen in Veronika eine verwandte schöne Seele erkannt; die Folgen eines Duells mit Steinbach bringen sie einander näher; Veronika nimmt den Verwundeten in ihr Stübchen, dem einzig stillen in dem von Hochzeitsfeierlichkeiten und Besuchen lauten Hause auf, sie ist seine Pflegerin, während Madame Werner französische Comoedie spielt. Hergestellt, verläßt Herbert den Familienkreis auf einige Zeit; als er heimkehrt, spricht er den Entschluß, sich von Emilien zu trennen und sich mit Veronika zu verbinden, aus. Diese, obgleich mit der glühendsten Liebe zu ihm hingeneigt, kann eine solche Trennung nicht gut heißen; der Kampf mit sich selbst hat das blühende Mädchen, die nur für das wahrhaft sittlich Hohe empfindet, in eine hinwelkende Blume umgewandelt; sie kann, sie will dem geliebten Freunde nicht folgen. „Nein, nein, Herbert," sagte sie feierlich, seine beiden Hände in die ihren nehmend, „ich gehe nicht mit Dir! — denn nun höre mich: Willst Du über meine Seele dieselbe Last der Sünde werfen, die Andere darüber geworfen haben? Kannst Du glauben, daß ich glücklich werde, wenn eine ewige innere Unruhe und Qual mich verzehrt? Und die werde ich fühlen, weil mir ist, als ob Gott sein Antlitz von mir wendet und das Blicken in sein Auge, an dem ich hing, welches mir Frieden gab und Muth und Kraft, mir auf ewig verschwinden würde!"

„Das wird es nicht, Veronika, unsere Liebe zieht es wieder zu uns heran!"

Digitized by Google

„Das glaubst Du, aber eine innere Stimme sagt mir, daß es nicht so sein wird. O, übertäube diese Stimme nicht durch Deine Leidenschaft, sie ist durch meine eigne Liebe, meine Wünsche schon so schwach geworden, daß ich mich recht erheben muß, wenn ich sie hören will. Noch höre ich sie, sagte sie mit seligen Blicken, ich höre Töne in mir, Musik von wunderbarer Reinheit und Macht! O Gott, meine Seele ist zu sehr erschüttert von den langen, langen Qualen und Kämpfen! Sie singt den Schwanengesang — ich fühl' es wol! „Herbert," sagte sie mit der sanftesten Stimme und die Lilien ihres Angesichts wurden mit Purpur angehaucht, der Morgenglanz einer andern Welt — „Herbert! sei groß! Vergieb mir den Schmerz, den meine Liebe Dir bereitet, vergieb ihn um die paar glücklichen Stunden, die sie uns geschenkt! Und mich — mich lasse! Sieh! der Strahl dieser Liebe wird die kurze Nacht meines Lebens immer erhellen! Kann doch selbst Gott nicht die Erinnerung an seine prachtvollen Schöpfungen vernichten, wenn er auch diese vernichtete! Wenn er seine allmächtige Hand um die Sterne schlingen wollte und sie zerstören, indem er sie zusammenballte, so würde das Auge des Sterblichen dennoch den Strahl, den sie ein Mal zur Erde sandten, noch nach Jahrtausenden sehen! So wird die Erinnerung an Deine Liebe, wenn ich sie selbst auch nicht mehr fühle, der Stern sein, der am Aufgang meines Lebens und am Niedergang desselben steht!"

„Veronika — sagte Herbert gerührt — „so fühlst Du jetzt in dem Augenblick der Begeisterung, wo ein Hauch von Gottes Wesen Deine Seele durchzieht, wo ein Strahl von höherer Verklärung Deine Seele durchglänzt und die schweren Stunden dieser schweren Erde Dir fern liegen, und nur wie leicht zu zerstreuende Nebel über die Tiefen Deines Herzens sich senken — aber, Veronika, es werden andere Stunden kommen! Stunden, wie Du sie kennst, Veronika! Mit bleierner Schwere erdrücken sie Deine Seele. Du fühlst eine nie auszufüllende Leere in Dir, Dein Herz weint die Thränen der Verzweiflung, denn Einsamkeit ist Deine Gesellschafterin und Deine Tröesterin die Verlassenheit! Die *inneren* Raubthiere des Menschen, die Schmerzen, stürzen sich auf Dich und trinken Dein Blut — und verzehren Alles, was Du hast an Muth und Kraft — wenn Du mich liebst! Und ich? ich irre eben so allein, eben so verlassen in der großen und schönen Welt umher, die uns ein Garten voller Blumenketten und Früchte sein könnte und die nun so öde ist für mich, wie die unermeßlichen Sandwüsten! Wohin ich gehe —"

„Halt ein!" rief Veronika und hing mit ihren treuen Augen voller Liebe an seinem Angesicht, wie die Sterne am Himmel, aber voll Kummer und Sorge. „Halte ein! schon verwirrt sich *meine Seele* wieder, ich sehe keine Schranke mehr! das Glück des Lebens fängt wieder an bald mir zu lächeln, nun ich es lassen will!" „O Gott," sagte sie und erhob die Arme zum Himmel, „ich kämpfe diesen Kampf für Dich! Hilf mir und stehe mir bei! — Herbert" — und sie ließ die erhobenen Arme matt und kraftlos um seinen Hals fallen —, „Herbert, ich liebe Dich über Alles auf der Welt — ich kann nicht von Dir lassen und muß es doch. Von Dir, durch Dich zu Gott!! — Wo bist Du? ich sehe Dich nicht mehr, umfange mich — halte mich — ich sinke!" — Er umfing sie, und wieder wurden die Lilien ihres Angesichtes Purpurrosen; und obgleich sie in seinen Armen hing, hingen ihre Augen am Himmel.

„Jetzt höre ich wieder dieselbe schöne Musik in mir," sagte sie leise und deckte dann mit Heftigkeit ihr weißes Tuch über ihr Antlitz — noch eine Secunde und Herbert stieß einen gellenden Ruf der Verzweiflung aus — die Purpurrosen der Wangen waren hinausgetreten aus ihrem weichen, weißen Lilienbett und netzten das weiße Tuch nun mit purpurnen Blutrosen, die bald, immer heftiger hervorquellend, das weiße Gewand mit den abblühenden Rosen des Lebens schmückten! Er nahm mit Heftigkeit das verhüllende Nonnentuch vom Angesicht, unter dem hervor die ewigen Sterne der Liebe noch lächelten. Von Schmerz bewältigt, warf er wieder den Schleier darüber — dies hinsterbende Lächeln zerriß die Schleusen seines Herzens; mit lautem Stürzen der Thränen nahm er die geliebte Gestalt in seine Arme und bettete sie an seiner Brust; sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und die geliebten, müden Augen schlossen sich. — Lautlos und regungslos hielt er sie in seinen Armen. —

Als sie die Augen wieder aufschlug, sagte sie sehr leise: „Nun bleibst Du bei mir, mein geliebter Herbert, und Deine Liebe tröstet und stärket mich!" —

In kurzer Frist „hatte ihre Seele im vollen Glanz der Schöpfung und des Tages auf goldener Straße ihre Himmelsfahrt (— sie starb am Himmelfahrtstage —) angetreten, um von der Herrlichkeit der Erde in die Herrlichkeit des Himmels zu gehen."

Aus der Mappe Veronika's sind an verschiedenen Stellen Gedichte eingeschaltet, in welchen sie die Empfindungen des Augenblicks ausspricht; die Erzählung, der es übrigens nicht an Scenen fehlt, die sehr romantisch sind, ist allerdings einfach, aber mit einer Menge von Reflexionen durchwebt, die viel Wahres und Gutes enthalten; etwas weniger wortreich würden sie noch kräftiger wirken. Dem Ganzen ist das unverkennbare Gepräge eines edlen Strebens — durch treue Schilderung sittlicher Erhabenheit und Veredlung theils zu ermuntern, theils abzuschrecken — aufgedrückt. Um die Leistung der Verfasserin richtig zu beurtheilen, ist nicht unbeachtet zu lassen, wie sie selbst dieselbe charakterisirt. Wir lassen deshalb die einleitenden Worte hier folgen:

„In diesem Buche übergebe ich dem Publikum eine einfache Erzählung; eine Erzählung, die sich mehr in den inneren Räumen des Lebens, als in den äußeren bewegt, die mehr die Vorgänge in den Herzenskammern der Menschen, als in ihren Tanzsälen, Boudoir's, ihren Gesellschafts- und Prunkgemächern beleuchtet; die nicht von der Oberfläche des Lebens die bunten, amüsanten, aber oft so inhaltlosen und leeren Figuren gehoben hat, die wie schillernde Libellen über dem Abgrund des Meeres — Leben oder Zeit genannt — schweben; sondern die herausgeholt hat aus diesem Meere, aus den Abgründen darin, die tief verborgenen Schätze, die die Natur, weil sie so schwer, so gewichtig sind, in das tiefste Meer — das Herz des Menschen senkte. Man muß das Leben, den Schmerz des Lebens, aber auch den Trost des Lebens kennen, um zu wissen, wo diese Schätze zu suchen sind. Hat man sie aber gefunden, so locken auch vergebens die bunten Libellen; ihr Leben steht auf ihren Flügeln geschrieben!

Digitized by Google

man kennt es und verräth es so leicht! Dann locken nur die tiefen Schätze und man wagt noch einmal sein Leben daran, wenn es sein muß, sie zu gewinnen. —

Möge es mir gelingen, mit diesem Buche das Interesse der Leser zu fesseln; trotz der Einfachheit der Handlung, trotz des Mangels an gesuchten, pikanten Situationen. Ich habe es dem Maler gleich gethan, der es verschmäht, durch das Aufteagen greller Farben, durch blendende Decorationen, durch krasse, unnatürliche Situationen zu locken, sondern der, durchdrungen von der Macht seiner Ideen, seinen Stoff in möglichst plastische Formen zu bringen sucht, noch würdiger Einfachheit strebt und seine Gestalten groß und einfach durch sich selbst wirken läßt, der den Effect einer augenblicklichen Sinnenverblendung dem nachhaltigen Eindruck einer inneren Wahrheit opfert. Dafür kann es ihm auch nie geschehen, daß man sagt: „Wo sind denn die Menschengestalten hinter diesen weiten, pomphaften Drapirung! Ich sehe die Gewänder, aber es ist ja nicht möglich, daß hinter diesen Faltenwürfen eine natürliche Gestalt sich birgt!“ Wird es mir auf diese Weise gelingen, das Interesse zu gewinnen, so habe ich denn auch viel gewonnen dafür, daß ich viel gewagt, ich habe die Seele meiner Leser zu mir gezogen, nicht nur ihr Auge und ihre Sinne!

So mag denn dies Buch hineingehen in die Welt und versuchen, ob es seine Freunde findet!“

Der Verleger hat für ansprechende Ausstattung des Buches bestens Sorge getragen.

Miscellen.

Während seines Aufenthaltes in Göttingen (vom 9. October 1787 bis zum Frühling 1788) erfuhr Paulus über die Reimarus'sche Handschrift von der christlichen Religion, welche Lessing in der Wolfenbüttler Bibliothek fand und herausgab, durch Herrn Pockels: „Daß der verstorbene Reimarus Verfasser der Fragmente sei, soll sein Sohn in Hamburg nicht läugnen. Man erzählt die Geschichte (als Erzähler wird Pockels angegeben) so: Reimarus hatte diejenigen zwei von seinen Kindern, bei welchen er die meisten Fähigkeiten beobachtete, nach seinen Religionsbegriffen erzogen und ihnen meist (einst?) gesagt, in Wolfenbüttel sei eine dahin sich beziehende Schrift von ihm. Er starb. Lessing holte indeß die sogenannten Fragmente, eine Handschrift, welche theils das Ungedruckte, theils noch Mehreres über die natürliche Religion enthält, gefunden, einigen auch zum Copiren gegeben. Nun erkundigen sich die Reimarus'schen Kinder bei ihm nach einem Aufsatz solchen Inhaltes von ihrem Vater. Man vergleicht die Reimarus'sche Hand mit dem Original der Fragmente, und findet volle Aehnlichkeit. Man vermuthet, Reimarus habe das Manuscript einmal heimlich in die Bibliothek gelegt. Da Lessing das Fragment über den Zweck Jesu in Braunschweig hatte drucken lassen, so hatte der Herzog von dem Aufsehen, welches die Handschrift machen könnte, gehört. Er ließ also die Auflage unterdrücken, und gab Lessing auf, das Uebrige zurückzuhalten. Allein ein Berliner Buchhändler hatte schon ein Exemplar, und machte sogleich eine volle Auflage. Lessing soll sehr gewünscht haben, daß Jerusalem sich gegen die Fragmente äußern möchte, welchem er das gelegentlich gefällte Urtheil, die heutigen Gegner der Schrift seien durch ein Nasenrümpfen zu widerlegen, nie vergessen wollte.“ (Aus Paulus bisher ungedrucktem Reisetagebuch in: „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit von K. A. Freiherrn v. Reichlin-Meldegg. 1. Band. Stuttgart. Verlags-Magazin 1853,“ einer sehr interessanten Biographie, großentheils aus ungedruckten Quellen, welche nächstens näher besprochen werden soll.) H.

Die Kunde von dem Tode eines chinesischen Kaisers wird den verschiedenen Provinzen seines Reiches durch Depeschen in blauer Dinte, als der Trauerfarbe, angezeigt. In Folge einer solchen Kunde müssen alle Personen von Rang die rothseidenen Verzierungen ihrer Mützen, so wie ihre Ehren-Knöpfe oder Kügelchen bei Seite thun; alle Unterthanen ohne Unterschied dürfen hundert Tage lang ihr Haupt nicht scheeren, und es ist ihnen während derselben Zeit untersagt, Hochzeit zu halten, irgend ein musikalisches Instrument zu spielen, oder irgend ein Opfer zu vollziehen.

In Gardener's Chronicle wird folgendes Verfahren zur Beseitigung des den Pflanzen so verderblichen Mehlthaues empfohlen: „Man koche 1 ℔ Schwefel in zwei Gallons Wasser, unter fleißigem Aufrühren, so daß sich kein Bodensatz bilde, und spritze diesen Decoct dann, mäßig aufgewärmt, einigermaßen derbe auf die leidenden Gewächse.“

In England ist kürzlich das Skelett eines Pennanes, dessen Alter auf mehrere hundert Jahre geschätzt wird, nebst einer Menge häuslicher Geräthschaften und anderer Artikel, die man in seiner Nähe gefunden hat, eingetroffen und einstweilen im Zollhause zu Plymouth deponirt worden, von wo es darnach in das brittische Museum gelangen soll.

Der Commodore Inglefield, der voriges Jahr den Befehl über das Schrauben-Dampfschiff Isabel geführt hat und auf seiner interessanten Forschungsfahrt im Smith's-Sund einer großen offenen Wasserfläche ansichtig geworden war, ist kürzlich zum Befehlshaber des Schrauben-Dampfboots Phönix, von 260 Pferdekraft, ernannt worden, um damit in diesem Jahre die Entdeckungen in den Smith- und Jones-Sunds fortzusetzen, die er im verflossenen Jahr begonnen hat.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 17. Sonnabend, den 26. Februar. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Proben des chinesischen Briefstyls ..... Seite 129
Der deutsche Flüchtling ..... „ 130
Literatur:
Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Herausgegeben von K. Biedermann „ 132
Blüthen aus dem Gebiete der neuern französischen Literatur.. „ 133
Das Vaterland ..... „ 135
Hendrik Conscience. Der Geizhals. Was eine Mutter leiden kann. Zwei Erzählungen. A. d. Vläm. v. Dr. E. Wegener „ 136
Miscellen ..... „ 136

Proben des chinesischen Briefstyls.

Daily News theilen ihren Lesern folgende zwei ächt chinesische Briefe mit, die zwischen den Vätern eines Brautpaars vor dessen Hochzeit gewechselt worden sind und die sich in einer Calcutta-Zeitung abgedruckt befinden. Der erste dieser Briefe betrifft die Werbung des Vaters des Bräutigams bei dem Vater der Braut um die Hand seiner Tochter für seinen Sohn.

„Verschämt richtet der jüngere Bruder, mit dem Zunamen Tan, genannt Su, kniebeugend und mit gewaschenem Haupte dies Schreiben an den höchst tugendhaften und bescheidenen Herrn, dessen Zunamen O ist, den alten Lehrer und großen Mann, und überreicht es am Fuße der Galerie (um diese Jahreszeit), die Atlas-Vorhänge in dem Nebel eingehüllt, der die Schönheit des Flusses und der Hügel abspiegelt, in den Gefilden des blauen Kleinods, dicht bepflanzt mit Weiden, und den Anfang genialer Einflüsse verbreitend, folglich das Gute des alten Jahres vermehrend. Ich bezeuge Eurer erhabenen Thür schuldigermaßen meine Hochachtung. Der Gast aus dem Lande Sue ist von guter Heilkunst, und dieses ist auch der Fall mit der Frau, aus dem Lande Hai. Ihr umbildender Einfluß, den guten Wirkungen ähnlich, die der Regen hervorbringt, ist Euch zu Theil geworden; in weit seltnerem Grade aber zeigen Eure guten Eigenschaften hoch empor, mein ehrenwerther, nahe verwandter Onkel. Ich, der niedrig Geborne, muß mich meiner schämen, gerade so wie faules Holz vor aromatischen Kräutern. Ich habe Eure Herablassung erfahren, indem Ihr den Worten des Ehrenmittlers Gehör geschenkt, und die Jungfrau S. dem ältesten Sohn des Unwürdigen, genannt Kang, bewilligt habt. Diese Eure Einwilligung ist mir mehr werth, als es tausend Goldstücke seyn würden. Das Heirathsgeschäft soll nach den sechs bestehenden Regeln betrieben werden, und ich werde es meinen Vorfahren in Ehrerbietigkeit durch Geschenke an Kleinodien und Seidenzeug anzeigen. Ich will die Sachen, die Ihr mir zugesandt habt, so aufstellen, daß ein jeder, der die Schwelle meiner Wohnung betritt, seine Freude daran haben soll. Hinführo werden die beiden Zunamen vereint seyn, und ich hoffe, daß diese Vereinigung eine glückliche seyn, ein hundert Jahre dauern, und die Wonne verwirklichen wird, welche die Verbindung der beiden Länder Chin Chin erzeugt hat. Ich hoffe, daß Eure ehrenwerthe Gewogenheit und Consideration mir stets zur Seite stehen werden. Gegenwärtig fliegt der Drache in dem Zeichen des Sin Hai, der erste Monat und ein glücklicher Tag. Ich verneige mich, mein Herr Su, in Ehrerbietigkeit."

Die Antwort auf die vorstehende Epistel lautet:

„Der jüngere Bruder mit dem Zunamen O, genannt Tus, aus der Familie, die durch ein Ehebündniß verbunden werden soll, wäscht sich das Haupt, verneigt es bis zur Erde, und schreibt erwiedernd diesen Heirathsbrief an den weitberühmten und tugendhaften Herrn mit dem Zunamen Tan, den ehrwürdigen Lehrer und

Digitized by Google

großen Mann, der dies Geschäft leitet. Um diese Jahreszeit ist das Innere der Pflaumenblüthe ohne Unterlaß weiß, und mit dem Beginn des ersten Monats entfaltet sie ihre Blätter. Die Augenbrauen der Weiden bringen ihr Grün zu Tage, und Letztere zeigen sich in ihrer Herrlichkeit, wenn der Wind sie schüttelt, und sie wachsen in Ueppigkeit fünf Generationen lang. Hier ist Anlaß, zu einer Verbindung von 100 Jahren zu gratuliren. Ich verneige mich vor Eurer erhabenen Thür. Das Prognostikon ist gut, so auch die Weissagung des Glücksvogels. Die Sterne scheinen helle, und die Drachen begegnen einander. In jeglicher sich folgenden Dynastie werden Gebete gehalten und manche Generation hindurch wird die priesterliche Tracht getragen werden; — und all der vorbesagten Glückseligkeiten werden nicht blos Diejenigen genießen, die zu Eurer Familie gehören — dies wird specieller noch mit Euch, ehrenwerther Herr, der Fall seyn, der Ihr große und tiefe Eigenschaften besitzt und würdevolle, lautre Manieren. Ich, der Einfältige, schäme mich meiner Unbedeutendheit halber. Seit lange habe ich mich nach Eurer Drachenmacht gesehnt, und nun habt Ihr nicht mit Verachtung auf mich herabgeblickt, sondern auf die Berichte des Heirathsvermittlers gehört, und eingewilligt, daß Herr Kang sich mit meiner in Niedrigkeit geborenen Tochter verbinde. Wir alle wünschen, daß das Mädchen sich das Haar frisire, und daß der junge Mann sich die Kappe der Mannbarkeit aufsetze. Die Pfirsichblüthe zeigt sich eben in ihrer Schönheit, und auch der rothe Pflaumenbaum hat ein freundliches Ansehen. Ich preise Euren Sohn, der einem Feenpferde ähnlich über die Gewässer hinwegsetzen kann und auf Wind und Wellen zu reiten versteht; meine winzige Tochter hingegen gleicht einem grünen Fenster, einer schwachen Pflanze, nicht werth, besungen zu werden. Ich verneige mich ehrerbietig vor Euren guten Worten, und bediene mich derselben, um mich wohlerzogen, wie Ihr, zu zeigen. Hiernach lebe ich der Hoffnung, daß Ihr mir Euer ehrenwerthes Wohlwollen ebenfalls ohne Unterlaß schenken werdet. Gegenwärtig fliegt der Drache in dem Zeichen des Sin Hai, der erste Monat und ein Glückstag. Tu verneigt sich gehorsamst. Möge die Zukunft glücklich seyn!"

— Die Bescheidenheit des alten Heen ist so schüchtern, daß wir es kaum zu beurtheilen wagen, welcher Art die Gefühle des jungen Herrn Tan und des Fräuleins O gewesen seyn mögen; sie müssen deren jedoch Herr geworden seyn, denn der Freund, dem wir die vorstehenden Kleinodien von Briefstyl verdanken, hat vor ein Paar Monaten zu Amoy auf ihrer Hochzeit getanzt, und ist an den brühendheißen schwarzen Thee, den er dabei aus Bechern von Cocusnuß zu trinken genöthigt war, fast erstickt.

Die Originalbriefe — die uns zugleich mit der Uebersetzung eingesandt worden sind — halten in ihrer äußeren Ausstaffirung ihrem inneren Gehalte die Waage. Ein jeder von ihnen hat ungefähr die Größe eines großen Zeitungsblattes, und besteht aus einem reichen Umschlage von einer Art Papiermaché, dessen Inneres ein künstlich gefaltetes und aufgerolltes carmoisinrothes Papier mit den die Liebe und die Bescheidenheit ausdrückenden goldnen Buchstaben birgt. Auf dem Umschlage befinden sich, in erhabener Arbeit, Abbildungen von Ehrengewändern, Auszeichnungsschwertern, den kleinsten aller Schuhen, Pfauenfedern, und eine Menge ähnlicher geschmackvoller Zeichnungen, die als Embleme der Ausstichten auf Reichthum und Ehre dienen sollen, welche den beiden contrahirenden Häusern aus der Verbindung des wackeren Su Tan junior mit dem hochbegabten Fräulein Tu O erwachsen werden.

Der deutsche Flüchtling.

Eine kurze Erzählung von Dr. Sigismund Wallace.

In den Straßen Edinburg's schlenderte ein junger Mensch einher, dessen Haltung und Kleidung beim ersten Anblick verriethen, daß er weder ein Engländer, noch ein Schotte war. Die Mütze, der Bart, die Pfeife, die aus der Rocktasche hervorragte, kündigten den Deutschen an, besonders, da außerdem noch den Gesichtszügen des Fremden ächte deutsche Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit aufgeprägt waren und diese aus seinen Augen leuchteten. Die gleichförmige Ruhe, mit der er die Straßen durchwanderte, die Sorgfalt, mit der er sich überall umschaute, oft stehen blieb und sich die Häuser betrachtete, mußten in einem jeden Vorübergehenden die Vermuthung wecken, daß er ein Fremder sei, der eine Wohnung suchte. Dieses war denn auch der Fall.

Vor einigen Stunden erst an Bord des Dampfers Martello in Leith angekommen, beeilte er sich, dem Rathe des Kapitains zufolge, den Aufenthalt in dem theuern Gasthofe so viel als möglich abzukürzen, und eine billige Wohnung zu suchen. Aber er hatte seine Wanderung in dem nicht für seine Umstände passenden Stadtviertel begonnen, nämlich in dem modernen Theile der alten Hauptstadt Schottland's, in dem West-Ende. So oft man ihn auch in ein Haus treten sah, an dem geschrieben stand: rooms to let, ebenso oft sah man ihn aus demselben herauskommen, denn die Miethe, die man ihm abforderte, wurde immer höher, und er wußte es nicht mit seinen heimathlichen Gewohnheiten zu vereinbaren, wie man für zwei allerdings sehr wohnlich eingerichtete Zimmer wöchentlich 1 £ und oft noch mehr verlangen konnte. Er mußte über sich lachen, wenn er der Eilfertigkeit gedachte, mit welcher er der Hausfrau in den meisten Fällen den Rücken zugewandt hatte, die gewiß nicht verfehlte, ihre Glossen über den sonderbaren Fremden (the strange foreigner) zu machen.

Es war ein herrlicher Sommertag; so weit das Auge reichte, erblickte man kein Wölkchen am Himmel, und die hier gewöhnlich wehenden kalten nord-östlichen Winde schwiegen. Spazierende Herren und Damen füllten die lange Prinzenstraße, und unser junge Freund, den wir Lachwitz nennen wollen, vergaß im Anstaunen der eleganten Läden, in deren Fenstern die reichsten Gegenstände des Luxus mit Geschmack und Zierlichkeit ausgelegt waren, gänzlich den Zweck seiner Wanderung. Längs den langen Häuserreihn, die von Osten nach Westen sich über eine halbe englische Meile erstreckt, drängte sich die bunte Menschenmenge. Auf der andern Seite der Straße liegen die nun ausgefüllten Stadtgräben, in einen schönen englischen Garten umgewandelt, den die nach Glasgow führende Eisenbahn mit ihren Schienen durchschneidet. Anmuthig sich windende Pfade schlängeln sich durch grüne Rasenplätze, auf denen Gruppen von schattigen Bäumen mit blühenden Sträuchern und Blumenbeeten abwechseln, und zierliche eiserne Brücken wölben sich über die Eisenbahn, den getheilten Garten ver-

Digitized by Google

bindend. Ungefähr in der Mitte der Straße, nicht weit von der Gemälde-Gallerie, steht die Statue des Sir Walter Scott, von einem im gothischen Geschmacke erbauten Tempel überdacht. Hinter dem Garten liegt die alte Stadt (auld Rickie) mit ihren zehn bis zwölf Stockwerken hohen Häusern, und das auf einem Felsen gelegene Schloß, in dem so mancher Gefangene aus edlem Geschlecht geseufzt, und wo die schöne Maria Stuart geliebt, gesündigt und als Gefangene gebüßt hatte; jene Königin, deren jugendliche Stirn eine doppelte Krone geziert, und die, nach der dritten greifend, sich die Schwester-Königin zur unversöhnlichen Feindin gemacht hatte, die nichts beruhigen konnte, als bis daß die durch ihre Schönheit gefürchtete Maria auf dem Schaffot die lange Gefangenschaft geendigt.

Jede der von Princes-Street in den neueren Stadttheil führenden Kreuzstraßen zeigte dem Auge eine Statue, die der Nationalstolz einem Helden, Staatsmann oder Fürsten errichtet hatte. Am südwestlichen Ende der Straße erblickt man das Stadtgefängniß (Goal) mit seinen gothischen Zinnen und ovalen Fenstern. Ihm gegenüber liegt der Felsen (Caldon-hill), an dessen Fuß das Gebäude des Gymnasiums (high-school, deren Rektor ein Deutscher, Dr. Schmitz, ist) liegt, und auf dessen Spitze die Säule, dem Andenken Nelson's errichtet, in die Wolken ragt.

Elegante Equipagen jeder Art rasselten auf dem Pflaster, Reiter und Reiterinnen kreuzten sich mit den gefüllten und von drei Pferden gezogenen Omnibussen. Hin und wieder sah man unter der wandelnden Menge eine schlanke kräftige Gestalt, gekleidet in dem malerischen National-Kostüm. Das kurze bunte Röckchen, die nackten Kniee, die kurzen karirten Strümpfe, die Schuhe mit Schnallen, die eng anschließende Jacke mit kurzem Schooß, der faltenreiche Plaid, die schottische Mütze mit der Reiherfeder, das mit Silber beschlagene Pulver- oder vielmehr Hüfthorn, kurz nichts fehlt dem Bergschotten, dem zanksüchtigen Hochländer, als auf das kurze Schwerdt, das Zeichen der Selbsthülfe, der Rache, das leicht in der Scheide hing, das, sobald nur der Feuerbrand im Klan herumgeschickt, gezückt wurde; der brittische Löwe hat der schottischen Distel die Stacheln genommen. — Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu unsrem Landsmann zurückkehren. Durch dieses Gewühl von Müssigen und Beschäftigten bewegte er sich langsam der Prince's-Straße entlang hin nach der North-bridge, welche die beiden Stadttheile verbindet. Diese überschreitend, gelangte er in die High-Street, die wie die parallel laufende Prince's-Street ebenfalls mit einer großen Menschenmasse gefüllt war. Diese Bevölkerung jedoch war anderer Art, aus irländischen Männern und Weibern, ärmlich und schmutzig gekleidet, aus unbeschäftigten Arbeitern, jungen Mädchen und Leuten, dem Müssiggange und Laster ergeben, bestehend. Die Branntweinschenken (Whiskey-shops) sind von ihnen umlagert, indem sich unter ihnen Unterofficiere aller Waffengattung im Dienste der Königin sowohl als der ostindischen Compagnie, die hier auf Werbung liegen, herumtreiben.

Lachwitz mußte manche Bemerkung über den Bart des Fremden hören, aber sich anstellend, als verstände er nicht die oft nicht sehr schmeichelhaften Worte, ging er ruhig seines Weges weiter, an der alten Börse, an dem Parlamenthause, in dem jetzt die Gerichte ihre Sitzungen halten, und wo die großen Bibliotheken der Advokaten und die der Notaren (writers of the signet) aufgestellt sind, vorbei.

Bis zum alten Schlosse ging er, ohne zu finden, was er suchte, dann kehrte er wieder um, ermüdet von seinem langen Herumwandeln. In der Nähe des antiken, zerfallenen Hauses, in dem einst John Knox, dieser unerschreckene, muthige Vertheidiger des presbyterianischen Glaubens gewohnt hatte, wollte er noch einmal den Versuch machen, ein Zimmer zu finden, obgleich weder die Häuser selbst, noch deren Umgebung die einladendsten und reinlichsten sind, als er an einem derselben las: rooms to let.

Wie es im Leben oft geht, daß wir zuletzt doch das finden, was wir zu finden fast aufgegeben haben, so ging es auch unserem jungen Freunde. Das Zimmer sowohl als die alte reinlich gekleidete Hauswirthin gefielen ihm, obgleich er große Schwierigkeiten hatte, der letztern alt-schottische Mundart zu verstehen. Sie machten sich jedoch so gut sie konnten einander verständlich, und das Zimmer wurde für 3 s die Woche gemiethet. Lachwitz eilte nun zum Gasthofe, der in der Nähe des Bahnhofes gelegen ist, holte seinen Koffer, und hatte bald seine häuslichen Einrichtungen getroffen.

Aber wer ist denn dieser Herr Lachwitz, wird der neugierige Leser fragen, was will er in Edinburg? Nur ein wenig Geduld, denn wie das Sprichwort sagt: chi va piáno, va sano, das heißt mit andern Worten: ein Erzähler spannt gern die Neugierde seiner Zuhörer auf die Folter, und wenn er für einen Verleger schreibt, der ihm den Bogen in guter klingender Münze bezahlen soll, dann ist es ihm wohl nicht zu verargen, wenn er ein wenig langweilig wird, da er selbst die Langweile nicht fühlt, und da er weiß, daß die Langweile, die er Andern verursacht, ihm vortheilbringend ist. Wir wollen jedoch nicht so eigennützig sein; wir wollen das Opfer bringen, und rasch in unsrer Erzählung fortschreiten.

Herr Lachwitz war ein junger Mensch aus Carlsruhe, seinem Gewerbe nach ein Instrumentenmacher, den die Verhältnisse und Zeitumstände in die Reihen der Revolutionaire gezwungen hatten; landesflüchtig und heimathsverlustig war er herüber nach Schottland gekommen, wo es ihm auch bald gelang, eine Stelle in einer Pianoforte-Fabrik zu erhalten. Er war ein junger Mensch aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie und wohlerzogen; ein treuherziger Schwabe, der gern politisirte und einen Seidel Bier trank.

Am zweiten Morgen nach seiner Ankunft begab er sich zeitig an die Arbeit, und die Woche verfloß ihm schnell, obgleich er sich oft, namentlich des Abends, nach der gemüthlichen Heimath, den theuren Verwandten und Freunden, nach den Bierhäusern und Felsenkellern sehnte. Mit großen Augen war er von dem Herrn der Fabrik zuerst betrachtet worden, als er ihm auf die Frage, welche Theile eines Piano's er zu machen verstände, erwidert hatte, alle. Und wenn des Herrn Erstaunen sehr groß gewesen war, als er diese lakonische Antwort eines deutschen Instrumentenmachers erhalten hatte, so war das seiner Mitarbeiter noch um so größer, als sie ihn mit gleicher Geschicklichkeit an den verschiedenartigsten Gegenständen, die zu einem solchen Instrumente gehören, arbeiten sahen; und der Fremde stieg nicht wenig in ihrer Achtung, als er ein eben fertiggewordnes stimmte, und ihnen dann die Nationalhymne mit Variationen meisterhaft vorspielte. Während Jeder von ihnen nichts Andres zu verfertigen wußte, als den Theil, dem er von seiner Jugend an einen Tag wie den andern seine Thätigkeit zugewandt hatte, wußte Lachwitz ein Instrument allein zu verfertigen. Sie waren

Digitized by Google

nichts als Fabrikarbeiter, die, sich maschinenmäßig bewegend, allerdings schnell und sauber arbeiteten, die sich aber von unsrem deutschen Landsmanne unterschieden, wie sich der Häusermaler vom Künstler unterscheidet.

Es läßt sich daher errathen, daß Lachwitz vereinzelt stand unter seinen Arbeitsgefährten; wie in dem Gewerbe, so standen sie auch in der Geistesbildung unter ihm. Ueberdies waren die meisten von ihnen verheirathet, die dann nach beendigter Arbeit nach Hause eilten, oder sich in die Schenken begaben, um in dem von Gerste gebrauten Whiskey die Sorgen, welche ihrer zu Hause warteten, zu vergessen.

Endlich war Sonnabend herangekommen. Sie hörten schon um eins auf zu arbeiten, und man sagte ihm auf sein Befragen, daß dieses aus dem Grunde geschehe, damit der arbeitenden Klasse doch wenigstens ein halber Tag in der Woche zur Erholung bleibe, da der Sonntag größtentheils in der Kirche und mit Lesen in der Bibel verbracht werden müsse. Und wer nicht diese fromme Richtung hat? fragte Lachwitz. Der trinkt, lautete die Antwort.

Er hatte sich vorgenommen, den Sonntag recht gemüthlich im Hause zuzubringen. Er begann das Tagewerk, indem er nach Hause seiner alten Mutter und seinen Schwestern schrieb. Als die Hauswirthin ihm das Frühstück brachte, betrachtete sie ihn mit großen Augen, ihn, der den Sabbath mit Schreiben entweihte; sagte jedoch nichts und verließ schnell das Zimmer.

Nachdem er dem Papiere anvertraut hatte alles was sein kindliches Herz und Gemüth empfand, als er seine Sehnsucht nach der Heimath, nach den Theuren ausgesprochen, und Worte der treuesten Liebe nach Schwaben geschrieben hatte, holte er die Flöte aus dem Bestecke und begann einen deutschen Choral mit frommer Andacht, die ihm der Gedanke an die Heimath, an sein Alleinsein erweckte. Kaum waren die ersten Töne laut geworden, so stürmte die Hauswirthin zur Thüre herein, und konnte in ihrem presbyterianischen Eifer nicht Worte finden, ihre Entrüstung über eine solche ketzerische Entweihung des Ruhetages auszudrücken, und es fehlte nicht viel, so hätte sie ihn sammt Flöte und allen Habseligkeiten sofort aus dem Hause gewiesen. Er entschuldigte sich mit seinem Unbekanntsein der Landessitten, kleidete sich an, und beabsichtigte nun, mit einem Omnibus nach dem Hafen Leith zu fahren, um seinen Landsmann, den deutschen Steward am Bord des Marcello's, zu besuchen. Er begab sich daher auf die North-bridge und erwartete dort den Wagen. Er harrte eine viertel Stunde, eine halbe Stunde, kein Omnibus ließ sich sehen. Unbegreiflich war ihm dessen Ausbleiben; er wandte sich an einen Vorübergehenden mit einer desfallsigen Frage, und hörte zu seinem Erstaunen, daß des Sonntags kein Omnibus fähret. Ihm blieb nun nichts übrig, als nach Leith zu gehen.

(Schluß folgt.)

Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Verantwortlicher Herausgeber: Karl Biedermann. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, 1853. Avenarius & Mendelssohn. 128 Seiten. Gr. 8.

Was diese neue Zeitschrift leisten soll, wird in folgender Weise angekündigt: „Die „Deutschen Annalen" wollen gleichsam ein fortlaufender Rechenschaftsbericht sein von allen Bewegungen und Veränderungen, allen Vor- und Rückschritten des Lebens der Gegenwart. Zu dem Ende werden sie die wichtigsten Vorgänge dieses Lebens und zwar sowohl die äußeren Thatsachen als die Erscheinungen der Literatur regelmäßig ihren Lesern vorführen, bald in der Form umfassender Uebersichten oder leitender Artikel, bald in der revueartiger Auszüge und Besprechungen, oder auch bloßer notizenartiger Mittheilungen, je nachdem es der Gegenstand mit sich bringt. Diese Berichterstattungen werden also umfassen: den jedesmaligen Stand der politischen Verhältnisse des Inlandes wie des Auslandes (letztere vornehmlich in ihrem Einflusse auf jene); — wichtige Maßregeln der Gesetzgebung, Verwaltung, Polizei; — den Fortgang der handelspolitischen Verhandlungen und die sich daraus ergebenden praktischen Folgen für Handel, Industrie und Landwirthschaft; — die Bewegung jedes dieser Zweige nationaler Gewerbsthätigkeit, die durch verbesserte Verkehrsmittel oder sonstige Fortschritte der Cultur denselben zu Theil gewordenen Förderungen; — die socialen Zustände der verschiedenen Gesellschaftsclassen und besonders des eigentlich sogenannten Arbeiterstandes, die zu deren Verbesserung getroffenen Anstalten, sowie die hierin noch wahrzunehmenden Mängel; — die Gestaltung unsrer kirchlichen Verhältnisse durch Maßregeln von oben und durch den im Volke selbst sich ergrabenden Geist, die Stellung der verschiedenen Glaubensparteien zu einander und zum Staate; — die Fortschritte des Unterrichts- und Erziehungswesens im praktischen Leben und in der Wissenschaft; — endlich Alles, was zur Veranschaulichung des Culturstandes unsrer Nation dienen kann, das Wachsthum der allgemeinen Volksbildung, wie die Schöpfungen der hervorragenden Geister in allen Zweigen der Wissenschaft, den befruchtenden Einfluß neuer Ideen, Entdeckungen und Erfindungen auf die großen Verhältnisse des öffentlichen, wie auf die kleinen des häuslichen und bürgerlichen Lebens u. dergl. m. — Auch Anknüpfungen an Thatsachen der Vergangenheit und Vergleichungen solcher mit Vorgängen der Gegenwart, nicht minder Hinweisungen auf Verhältnisse des Auslandes, als Seiten- oder Gegenstücke zu den heimatlichen Zuständen, werden dazu dienen, die uns gestellte Aufgabe so vielseitig und befriedigend als möglich zu lösen."

Die Redaction der „Deutschen Annalen" hat, wie man aus Obigem ersieht, sich einen weiten Kreis für ihre Wirksamkeit eröffnet; den Anforderungen, zu welchen ihr umfassendes Programm die Leser berechtigt, zu genügen, wird keine leichte Arbeit sein. Aber die Namen des Herausgebers und der Verleger berechtigen uns zu hoffen, daß gegeben werde, was versprochen ist; sie sind durch ähnliche Unternehmungen längst vortheilhaft bekannt. Zu wünschen steht, daß wer dazu sich berufen fühlt und befähigt ist, die dargebotene Gelegenheit nicht versäume, sich in diesem, der Erörterung vaterländischer Interessen jeder Art gewidmeten Sprechsaal vernehmen zu lassen; und dazu dringend aufzufordern, ist für uns, indem wir das Erscheinen des ersten Heftes dieser Zeitschrift anzeigen, ein Hauptzweck. Was nun den Inhalt desselben anlangt, so ist er ganz geeignet, um günstige Erwartungen für die Fortsetzung zu erwecken; er ist folgender: Deutschland und das französische Kaiserthum. — Die deutschen Armeen, insbesondere die preußische, ihre militairischen Zustände und ihre Stellung zu Volk und Verfassung. — Der öffentliche Geist in Deutschland sonst und jetzt. — Die deutsche Zollfrage. — Der gegenwärtige

Digitized by Google

Stand der Kirchenfrage. — Umschau auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens. I. Die Volksschule. (Die Umschau über das Real- und Gewerbeschulwesen, sowie über die Gelehrtenschulen und Universitäten wird im nächsten Hefte erfolgen.) — Politische Uebersicht. — Vermischte Mittheilungen: Sociales. Volkswirthschaftliches. Praktische Erfindungen und Verbesserungen. Rechtspflege. Kirchliche Verhältnisse (Statistisches). Unterricht und Erziehung.

In dem beachtungswerthen Aufsatze über den öffentlichen Geist in Deutschland sonst und jetzt, heißt es, wo von dem Einheitsgedanken, „der bereits so feste Wurzel geschlagen, daß er — mehr oder minder klar — das Bewußtsein der großen Mehrheit des ganzen Volkes erfülle, und die entgegengesetzte Richtung, der gegen die Unterordnung unter eine höhere Einheit sich sträubende Particularismus, vielmehr auf den Werth eines bloßen Parteiprincips herabgesetzt sei," die Rede ist und ein Blick auf das ganz anders aussehende Ehemals geworfen wird, unter Anderem: „Anderswo suchte der praktische Justus Möser den Weg der Abhülfe, fand diesen aber freilich für die Gegenwart schon verschlossen durch die Fehlgriffe der Vergangenheit. Das deutsche Städtewesen mit seinem kräftigen Bürgerthum und seinem einst weltgebietenden Handel hätte, nach seiner Meinung, ein tüchtiger Kitt werden können für eine kraftvolle Einigung und äußere Machtstellung Deutschlands. Aber leider „streit die Landeshoheit der Fürsten gegen die Handlung. Eine von beiden mußte unterliegen, und der Untergang der letztern bezeichnet den Aufgang der ersteren. Wäre das Loos umgekehrt gefallen, so hätten wie jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Köper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren mitten in dem heftigsten Kriege gegen die Territorialhoheit der übrigen Welt auferlegt hatten. Nicht Lord Clive, sondern ein Hamburger Rathsherr würde am Ganges Befehle ertheilen." Allein auf Andringen der Fürsten mußten die deutschen Kaiser jene Bündnisse der Städte, welche einst die Meere beherrscht und über ganze Reiche verfügt hatten, verbieten; sie mußten „den großen Geist der Nation allergnädigst abzuthun schwören, diesen Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde." — Das war nun eben nicht mehr ungeschehen zu machen. Deutschland mußte sein Geschick erfüllen. Kaiser und Reich mußten zerschellen an den Absonderungs- und Selbstherrschergelüsten der Landesherren; die Form der deutschen Einheit mußte gänzlich zerbrochen werden, damit der Geist um so freier sich regen und eine andere lebensfähigere Form suchen könne. Damals freilich schien mit der Form auch der Geist erstorben; erst durch große Schicksalsschläge ward derselbe aus seiner Erstarrung aufgeweckt zu neuem frischem Leben." (In der Note ist auf die sehr verdienstvolle Schrift von Klüpfel, „Die deutschen Einheitsbestrebungen" und auf den „Versuch zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des deutschen Reiches" von dem Verfasser der Betrachtungen, aus denen wir das mitgetheilte, für uns und unserm engeren Leserkreise besonders interessante Bruchstück entnommen, in der oft in diesen Blättern besprochenen Zeitschrift „Germania," 1. Band, S. 353 ff. und 2. Band, S. 224, hingewiesen.)

Die Namen der Verfasser sind nicht genannt. (In der eben erwähnten „Germania" ist es großentheils geschehen.) Obgleich uns die Erörterungen für und wider anonyme selbstständige oder in Zeitschriften niedergelegte Veröffentlichungen hinreichend bekannt, sind wie doch, wenigstens was die letzteren anlangt, unbedingt der Meinung, daß in größeren periodischen Publicationen (— auf kleine gelegentliche Notizen, wie sie die Zeitungen bringen, leidet dieses natürlich keine Anwendung —), und so denn auch in den „Deutschen Annalen" in der Regel die Anonymität vermieden werden muß.

Von den „Deutschen Annalen" erscheinen jährlich zwei Bände oder acht Hefte, jedes von 7 bis 8 Bogen; alle 6 Wochen wird ein Heft ausgegeben.

Schönes Papier, treffliche Letteren und sauberer Druck (von F. A. Brockhaus) tragen das Ihrige zur Empfehlung dieses neuen Verlagsartikels der Herren Avenarius & Mendelssohn bei.

Hoffmann.

Blüthen aus dem Gebiete der neuern französischen Literatur. Eine Auswahl der gediegensten Bruchstücke aus den Klassikern des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Nebst biographischen Skizzen und grammatischen und kritischen Noten über jeden der angeführten Schriftsteller; eingeleitet durch einen Umriß der französischen Literaturgeschichte von der ältesten Zeit bis auf Malherbe. Zum Gebrauch für Deutschlands höhere Schulen von C. H. F. de Castres de Tersac, Verfasser verschiedener Werke über die französische Sprache.

Der Geschmack an der Literatur ist ein Freund aller Zeiten.
Madame Clairon.

Zweite Ausgabe. Hamburg. Robert Kittler. 1852. (Auch mit dem zweiten Titel: Beautés de la littérature française moderne, &c.) XVI u. 383 S. G. 8.

Der sehr ausführliche Titel zeigt den Inhalt des Werkes im Allgemeinen vollständig an; wir ließen ihn deshalb ganz abdrucken, und fügen jetzt, was zur näheren Kenntniß desselben zu wissen nöthig, hinzu.

Der „kurze Umriß der älteren französischen Literatur bis auf das XVII. Jahrhundert, mit Bezug auf die allgemeine Staatengeschichte Europas" (S. 1—26) besteht aus folgenden drei Paragraphen. 1. Französische Literatur vor den Einfällen der Franken. 2. Fränkischer Einfluß; Elemente der französischen Sprache. 3. Französische Literatur von Karl dem Großen bis auf das 17. Jahrhundert. Er ist nach Ampère, Bruce-Whyte, Fallot, Wachler ꝛc. bearbeitet, die beiden ersten §. aber sind ein Auszug aus einem größeren Werke, worin der Verf. die hier ausgesprochenen Ansichten erweitert und begründet hat und das er in der Vorrede zur ersten Ausgabe (1843) zu veröffentlichen verspricht. Der Verfasser hat den Umriß selbst als einen „kurzen" bezeichnet und freilich erschöpft er den reichhaltigen Stoff nur in geringem Maße, genügt jedoch für den Zweck des Buches.

Digitized by Google

Nach dieser Uebersicht werden zuerst aus dem siebzehnten Jahrhundert 31 Schriftsteller, von Malherbe (geb. 1555, gest. 1648) bis d'Aguesseau (geb. 1668, gest. 1751), nebst Proben aus ihren Schriften (S. 1—143), aus dem achtzehnten 51, von J. B. Rousseau (geb. 1670, gest. 1741) bis Legouvé (geb. 1764, gest. 1812), (S. 147—274), und aus dem neunzehnten 13 verstorbene, von Pastoret (geb. 1756, gest. 1826) bis Millevoye (geb. 1782, gest. 1816), und in alphabetischer Ordnung 29 lebende (— nämlich 1843; Charles Nodier z. B. ist seit der Zeit gestorben), gleichfalls mit Bruchstücken aus ihren Werken (S. 277—374), aufgeführt. Die biographischen und kritischen Notizen (nach Palissot's Memoiren, Laharpe, Léon Halévy, Feller und Bescherelle) sind bei den Schriftstellern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts am umfangreichsten, bisweilen Charakteristiken und Urtheile ihrer Landsleute beigefügt, z. B. Raymond's und Becherelle's über Blaise Pascal's Lettres Provinciales, Boissy d'Anglas über J. B. Rousseau; Sainte-Beuve über Molière; La Harpe's Parallèle de Racine et Voltaire, &c., kürzer, ist sehr kurz, bei denen des neunzehnten Jahrhunderts. Als Beispiele Folgendes:

„Malherbe (François de) ward 1555 in Caën, Normandie, geboren und starb 1628 in Paris, im 73. Lebensjahre. Berühmter Dichter, begriff er den Geist der Sprache, in der er schrieb, und ohne ihr das Naive, das ihr eigen war, zu nehmen, wußte er sie nach seinem Gedankenstrome zu beugen, und ihr Erhabenheit und Anmuth zu verleihen. „Malherbe, sagt Balzac sein Zeitgenosse, apprit à la France ce que c'était que la poésie, et parvint à contenter l'oreille, ce juge délicat et sévère. Il inventa l'art d'écrire avec pureté et bienséance, montra que l'éloquence prend sa source dans le choix des pensées et des paroles, et prouva que souvent l'arrangement des choses et des mots est préférable aux choses et aux mots mêmes." Seine Dichtungen sind zwar zu rhetorisch, zeichnen sich aber durch stylistische Musterhaftigkeit aus; auch seine Prosa ist vortrefflich, und verräth Reinheit und Wohllaut.

Man hat von ihm übersetzte Bruchstücke aus dem Seneca und dem 33sten Buche des Livius. Seine Zeitgenossen, unter anderen Racan, ließen ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und legten ihm den Namen le prince des poètes et le poète des princes bei. Einige jedoch machten ihm den Vorwurf, daß es ihm an Begeisterung fehle. Dieses Urtheil fällt auch Wachler über ihn. Jetzt stimmt man darin überein, daß Malherbes Verdienst mehr in den feinen Wendungen der Sprache als in Erfindung und Gedankenfülle liege. Er war 43 Jahr alt, als er sein erstes Gedicht machte, und es scheint, daß er sich überhaupt erst in den späteren Jahren der Dichtkunst gewidmet habe.

Halévy begeht einen Fehler, wenn er sagt, daß Malherbe die vierte Strophe des Gedichts, das wir gleich anführen werden, auf den Tod seiner Tochter gedichtet habe. Er verlor seine Tochter und späterhin fiel sein Sohn im Duell mit einem provenzalischen Edelmann. Sein Schmerz war so groß, daß er sich im 73sten Jahre mit dessen Gegner schlagen wollte. Seine Freunde stellten ihm die Thorheit vor, die er begehen würde, da die Kämpfenden nicht gleichen Alters seien. „C'est à cause de cela," entgegnete er, „que je veux me battre; je ne hasarde qu'un denier contre une pistole." Sein ganzes Leben hindurch prozessirte er mit seinem ältesten Bruder. Als ihm eines Tags ein Freund darüber Vorwürfe machte, sagte er: „Avec qui voulez-vous donc que je plaide? Avec les Turcs et les Moscovites, avec qui je n'ai rien à partager? ein, mit den Grundsätzen brüderlicher Liebe sehr unvereinbares Wort, dessen Originalität sich aber nicht läugnen läßt. Malherbe wohnte meist immer en garni, mehr aus Sonderlingsneigung als aus Geiz. Sein Mobilier war eben nicht brillant, denn er hatte nur einige Strohstühle; wenn ihn jemand besuchte und diese besetzt waren, sagte er gewöhnlich durch's Schlüsselloch: „Attendez, il n'y a plus de chaises."

Ungeachtet der Gunst, die ihm an Heinrichs IV. Hofe zu Theil ward, scheint es doch, daß dieser Fürst Malherbes Vermögen eben nicht über das Nothwendige vermehrt hat. Als der König aber ermordet wurde, gab ihm Maria von Medicis eine Pension von 500 ₰. Er wurde in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois in die Gruft gesenkt, wo ihm Chambaud folgende Grabschrift setzte:

L'Appollon de nos jours, Malherbe ici repose,
Il a vécu longtemps, sans beaucoup de support.
— En quel siècle? — Passant, je n'en dis autre chose:
Il est mort pauvre... Et moi, je vis comme il est mort."

„Bourdaloue (Louis) ein Jesuit, ward zu Bourges den 20. August 1632 geboren und starb zu Paris den 13. Mai 1704, als Kanzelredner berühmt.

Wie Wachler sagt, arbeitete derselbe für den Verstand und befleißigte sich strenger Richtigkeit. Dieses Urtheil ist nicht umfassend genug, wir wollen sein Verdienst als Redner weitläuftiger hervorheben. Bourdaloue predigte zuerst in den Provinzen, nachher beriefen ihn seine Vorgesetzten nach Paris. Es war im Jahre 1669, in der glänzendsten Epoche der Regierung Ludwigs des XIV., als er dort eintraf. Corneille hatte der Bühne den Ton angegeben und dieselbe geregelt. Bourdaloue regelte die Kanzel und war der Vorbote der Vervollkommnung, die ihr Bossuet und die übrigen Kanzelredner späterhin gaben, indem er die wahre Beredsamkeit entwickelte. Er zeichnete sich besonders durch die Kraft seiner Logik, die Anordnung des Stoffes und die Regelmäßigkeit seiner Beweise aus; aber er vernachlässigte es, die Herzen zu bewegen, er verschwendete zu sehr Zitate aus Kirchenvätern und manierirte zu sehr seine Reden durch einen zu häufigen Gebrauch von Zergliederungen und Unterabtheilungen der Hauptsätze, durch einen methodistischen Entwickelungsgang, wodurch der Geist erschlafft, der Gedanke gehemmt und getödtet wird. Ungeachtet seiner Mängel ist Bourdaloue dennoch als ein vortreffliches Muster christlicher Kanzelredner zu betrachten. Man braucht nur einen Blick auf die Reden seiner Vorgänger, de Lingendes, Timoléon Cheminais, zu werfen und den schlechten Geschmack und den schwülstigen Styl derselben zu berücksichtigen, um die Dienste zu würdigen, die er der katholischen Beredsamkeit leistete. Von ihm sagte die Séaigné „Je n'ai jamais rien entendu de plus beau, de plus noble, de plus étonnant que les sermons du père Bourdaloue. In den letzten Jahren seines Lebens verließ er ganz die Kanzel und widmete seine Zeit den Armenanstalten, den Spitälern und Gefängnissen. Er starb von seinem Jahrhundert bewundert, von seinen Ordensbrüdern bedauert und selbst von seinen Feinden geachtet. — Laharpe meint, daß

Digitized by Google

wenn dieser Redner in England gelebt, er als der erste aller Kanzelredner hätte glänzen können. Diese Meinung scheint uns eben nicht sehr richtig."

„Raynal (Guillaume Thomas François, Abbé) aus Saint-Geniez, im Rouërgue; geboren den 11. März 1711, gestorben den 6. März 1796; Mitglied des Instituts, einer der Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts, dessen Ruf, nach dem Voltaire's, alle übrigen verdunkelte, weil er einen edlen Karakter mit einem ausgezeichneten Talente vereinigte. Seine ersten Erzeugnisse (Histoire du Stadhoudérat, Histoire du Parlement d'Angleterre) waren schwach und in einem zu rhetorisirenden Prunkstyle abgefaßt; die übrigen Kompilationen, die er auf Bestellung für Buchhändler schrieb, verdienen keiner weiteren Erwähnung. Sein Talent bildete sich aus in der tüchtigen Darstellung der Ehescheidung Heinrich's VIII. von Katharina von Aragon, die er in reiferen Jahren das berühmte Werk Histoire philosophique et politique des Etablissements des Européens dans les deux Indes unternahm und herausgab, ein Werk von großem Umfange und Gehalte, dessen Erfolg für Europa weithistorische Wichtigkeit hatte und wegen seiner harten Freimüthigkeit und liberalen Tendenz den Verfasser eine Zeitlang dem Voltaire, Rousseau, Montesquieu gleich stellte. Donnernd erhebt er seine Stimme für Menschenrechte; mit Allgewalt führt er das Wort gegen ihre Unterdrücker, tadelt frei und ungehalten die Regierungsmaßregeln und hebt die tief eindringende Wirksamkeit der europäischen Niederlassungen in den beiden Indien hellleuchtend hervor. Viele darin enthaltene philosophische Betrachtungen sind von Diderot.

Es ist auffallend, daß dieses Werk, das 1770 erschien, und dem Verfasser nicht die geringste Verfolgung zuzog, eilf Jahre später (29. Mai 1781) durch Henkers Hand vor dem Justizpalaste verbrannt wurde. Raynal's Geschichte erlebte zwanzig Auflagen, — ward mehr als funfzigmal nachgedruckt und in viele Sprachen übertragen, ist aber jetzt vergessen, weil die Kolonieen Umwälzungen erlebt haben, die jenem Werke fast alles Interesse nahmen. Man zieht es nur von Zeit zu Zeit zu Rathe, um einige schön geschriebene Seiten zu lesen oder sich mit den damaligen Verhältnissen bekannt zu machen.

Raynal hatte sich durch seine literarischen Arbeiten ein großes Vermögen erworben, das er auf die edelste Weise gebrauchte. Nach seinem Tode fiel ein großer Theil seiner Güter literarischen Stiftungen, Akademien und Armenanstalten anheim, oder ward zu milden Zwecken verwandt." —

Die Auswahl der Bruchstücke ist im Ganzen umsichtig und glücklich getroffen; so erhalten wir von Malherbe das Gedicht Consolation à du Perrier (mit mehreren sprachlichen Noten); von d'Aguesseau ein Fragment: La Science (aus: La Nécessité de la Science); von J. B. Rousseau: Ode à la Fortune; Sur l'Aveuglement des hommes; von Legouvé: Le Cimetière de Campagne aus: La Mélancolie; von Pastoret: Dieu se révèle à Moïse aussi Moïse, considéré comme Législateur et comme Moraliste; von Millevoye: La Chute des Feuilles aus den Elégies, mit den Varianten; von d'Avrigny aus dessen Tragödie Jeanne d'Arc: Jeanne d'Arc au duc de Bedford und Jeanne d'Arc invoque le Trés-Haut; von Biennet aus den Fables nouvelles: Les deux Almanachs.

Gute Schriftsteller, wenn ihre Werke für das moralische Gefühl verletzend oder streng philosophischen Inhalts (so Diderot, Reignan, Crebillon der Jüngere und die neueren Romantiker) sind unberücksichtigt geblieben; andere, und mit Recht, mit besonderer Vorliebe behandelt (so Corneille, Racine, Voltaire, Delavigne, Lamartine, rc.).

Auf den letzten Seiten, 375—383 befinden sich eine Menge, großentheils nicht unwichtiger Zusätze und Berichtigungen, auch zu dem Umriß der Literatur; sie hätten bei dieser zweiten Ausgabe übrigens dem Texte einverleibt werden müssen.

Wenn das Buch zum Schulunterrichte dienen soll, bemerkt Herr de Castres de Theesac in der Vorrede, „so muß der Lehrer nicht mit dem 17. Jahrhundert, sondern gleich mit dem 18. beginnen, weil in der ältern Sprache Ausdrücke und Wendungen vorkommen, die aus der neuern verbannt sind; er muß alsdann die neueste Literatur durchnehmen und erst von dieser zur ältern übergehen. Will der Schüler dann die Literatur des Mittelalters kennen lernen, so empfehlen wir ihm das in Berlin (bei Rauch) erschienene Werk Idelers, das, vollständiger als das Magersche, eine reiche und treffliche Auswahl von Bruchstücken der alt-nord-französischen Literatur enthält, und in diesem Bezuge als das vollständigste gelten kann, das bis jetzt in Deutschland erschienen ist."

Druck und Papier sind gut. H.

Das Vaterland. Ein deutsches Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Erster Band. Erstes Heft. Iserlohn, Julius Bädeker. 1853. 16, 8 und 8 Seiten. Hoch 4.

Es schließt sich diese Zeitschrift den vielen, die Unterhaltung und Belehrung des deutschen Volkes bezweckenden Veröffentlichungen an; jedoch ist es zunächst die engere Heimath — das Land zwischen Rhein und Weser — was hier vorzüglich berücksichtigt werden soll. Sie wird enthalten: I. Unterhaltendes: Interessante Novellen und Erzählungen auf dem Boden der vaterländischen Geschichte. Sagen, Reisebilder, Bilder der Natur, Beschreibungen einzelner Gegenden, von Naturmerkwürdigkeiten und Denkmälern der Kunst. II. Die Geschichte unserer Heimath: in einzelnen besonders wichtigen oder interessanten Epochen; Biographien, Züge aus dem Leben einzelner oder ganzer Zeitabschnitte. III. Bilder aus dem Gewerbeleben: Schilderungen interessanter Kunst- und Gewerbeprodukte, Fabrikationszweige, industrieller Etablissements, Bergwerke u. s. w. Statistik und Geschichte unserer Industrie.

Das vorliegende erste Heft bringt zuerst aus der Feder eines beliebten Schriftstellers, George Hesekiel, eine noch nicht vollendete interessante westphälische Hof-, Dorf- und Waldgeschichte: Der Wildhans. Darauf folgt: Die deutschen Volksfeste und Volksbräuche, die Sitten und Sagen des deutschen Volkes am Niederrhein. Gesammelt von Montanus. Nach einem einleitenden Vorworte, in welchem viel Beherzigungswerthes gesagt ist und der Verfasser bemerkt, daß er seine Sammlung vor fast dreißig Jahren, freilich auch aus älteren ge-

Digitized by Google

druckten Quellen, aber hauptsächlich aus dem Munde des Volkes und eigener Anschauung begonnen, handelt er I. von den Jahresfesten (in diesem Hefte von den ungebotenen Dingen oder den alten Volksversammlungen). — Den Beschluß machen Beiträge zur westphälischen Gewerbe-Geschichte. Iserlohn wird hier in seinen gewerblichen Verhältnissen vom Mittelalter an bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geschildert. (Die Stadt hatte 1682—83 eine Einwohnerzahl von weit unter 2000 Seelen, 1801 von 4400, welche in den letzten 50 Jahren bis zu 12,000 emporstieg, sowie die Zahl der Fabrikarbeiter von 1600 zu 5000!)

Wir empfehlen diese neue Erscheinung auf dem Felde der periodischen Literatur namentlich allen Lesevereinen in den Städten und auf dem Lande, die sich nicht auf einen engeren Kreis beschränken; das Land zwischen Rhein und Weser ist reich an denkwürdigen Ereignissen, an hervorragenden Persönlichkeiten aus allen Ständen, besonders auch aus dem Bäuer- und Gewerbestande, an tiefeingreifenden Thaten! Wir erinnern, wie selten auch der Name Hanseaten jetzt genannt wird, nur mit Mantanus an „den mächtigen Bund zu Schirm und Schutz deutscher Städteseriheit," an die Hanse, in welche Iserlohn nebst vielen andern westphälischen Städten eingetreten, in deren, zu dem rheinischen Quartier gehörenden Zirk, Soest der Hauptort war.

Das „Vaterland" soll in monatlichen Lieferungen von je 3—4 Bogen ausgegeben werden und zwölf Hefte einen Band bilden. Der Preis ist sehr niedrig gestellt, die Ausstattung ansprechend.

Hendrik Conscience. Der Geizhals. Was eine Mutter leiden kann. Zwei Erzählungen. (Jede mit besonderem Titel.) Aus dem Vlämischen von Dr. Eduard Wegener. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1852. 192 u. 30 Seiten. 8.

Diese beiden Erzählungen bilden zugleich den 22. und 23. Band der „Niederländischen Bibliothek" und 2 Bände von „Conscience's gesammelten Schriften." *) In der ersten, deren versöhnlicher Schluß für das vorangegangene Gräuliche einigermaßen entschädigt, tritt der Geizhals, nach welchem sie betitelt, gegen zwei andere Personen, seinen heuchlerischen Neffen Thys und eine wackere, kluge, arme Witwe, Käte, die auch die Katastrophe der erzählten Ereignisse herbeiführt und den Bösewicht, der zuletzt einen, nicht gelingenden Mordversuch wagt, um den Tod des alten Oheims zu beschleunigen, entlarvt, bedeutend in den Hintergrund. Zwei liebenswürdige, in Hendrik Conscience's bekannter gemüthlicher Weise gezeichnete Charaktere sind Cecilie, die Nichte des geizigen Jan's, und Bart, der Sohn der Pächterin Anne. Ein besonderes nationales Gepräge, wie andere Erzählungen unsers Verfassers, trägt „der Geizhals" nicht.

*) Davon sind früher erschienen: Jakob von Artevelde. 6 Bde. — Der Rekrut. — Baas Gansendonck. — Die hölzerne Clara. — Der arme Edelmann. — Die blinde Rosa.

Die zweite Geschichte ist ein kleines, dem Leben der Armuth in Antwerpen, die nicht beklein will, entlehntes Bild. Wir begegnen hier einer Jungfrau in Begleitung einer Freundin auf ihrem Wege in die Wohnungen der Dürftigen und sind Zeuge, wie sie in einer derselben das Werk der Wohlthätigkeit üben, eine am Sterbelager ihres Kindes hingesunkene Mutter aufrichten, Hungrige und Leidende speisen, erkräftigen und für dem thätigen Leben wiedergeben. — „Jene guten Menschen," sagt Anne zu ihrer jungen Freundin Adele, „waren fast dem Hungertode nahe, sie erhoben ihre Hände zum Himmel und riefen den Herrn um Hilfe an. Da kamen wie zu ihnen als Abgesandte der göttlichen Barmherzigkeit; sie haben vor uns gekniet wie vor Engeln, die ihnen verkündeten, daß ihr Gebet erhört worden und haben Gott in uns gesegnet und gedankt! O, Adele, mag auch unser gesellschaftliches Leben leichtsinnig und eitel sein . . . . die Freudenthränen dieser Menschen werden viele unserer Sünden aufheben."

H.

Miscellen.

Auf einem Felde der Gemeinde von Demes, in dem französischen Canton Cuisery, ist jüngst eine kostbare Mosaik von mehr als 21 Fuß Durchmesser aufgefunden worden. Sie ist kreisförmig gestaltet und enthält in verschiedenen Feldern die Abbildung eines Löwen, eines Stieres, eines Stachelschweins, eines Affen, der mit einer Kugel spielt, eines Rhinozeros, einer Hirschkuh und verschiedener anderer Thiere. Das Ganze ist wohlerhalten, und hat muthmaßlich 16 bis 18 Jahrhunderte begraben gelegen.

In einer der jüngsten Sitzungen des Londoner archäologischen Instituts verlas eines der Mitglieder desselben, Herr E. Hussey, einen interessanten Aufsatz über die angebliche Heilung der Scrophelkrankheit, auch Königsübel genannt, durch die Manipulation einer königlichen Person, woher sie auch ihren Doppelnamen gehabt haben wird. Diese Cur ist von fast allen Herrschern Englands von Eduard dem Beichtiger ab bis zur Königin Anna, und auch von einigen Königen von Frankreich, namentlich von Carl VII., Ludwig XI. und Carl VIII. ausgeübt worden. In England war es Sitte, daß die königlichen Aerzte ihre Patienten noch mit einem Denkzeichen, meistens von Gold, zuweilen auch nur von Silber oder Kupfer beschenkten.

Der Stammbaum eines Schädels ist eben so schwer zu ermitteln, als der eines der heutigen Senatoren Frankreichs; mit dieser Bemerkung verbindet ein Reisender in dem englischen Blatte the Sun die Notiz, daß ihm vor Kurzem in dem Ashmolean Museum der — vierte Schädel Oliver Cromwells gezeigt worden sey.

Der den Doctoren Barth und Overweg zum Reisecumpan in Afrika bestimmte Dr. Vogel nebst den demselben beigegebenen zwei Volontairs aus dem Sapeur- und Minier-Corps, sind am 22. v. von London abgegangen, um zuvörderst mit dem nächsten Dampfboote nach Malta befördert zu werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 18. Mittwoch, den 2. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der deutsche Flüchtling. (Schluß.) ..... Seite 137
Literatur:
Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit ..... „ 140
Der Pfarrer von Grünrode. Von Heinrich Pröhle ..... „ 142
An der Börse. Eine Stadtgeschichte von Max Ring ..... „ 143
Miscelle ..... „ 144

Der deutsche Flüchtling.

Eine kurze Erzählung von Dr. Sigismund Wallace.

(Beschluß.)

Es war Sechs des Abends, als er nach Edinburg zurückkehrte; die Straßen waren mit Andächtigen gefüllt, die zum Abendgottesdienst in die Kirchen mit hellerleuchteten Fenstern eilten; aber er begegnete auch vielen trunkenen Männern und Frauen, und zahlreiche Gäste waren in den Wirthshäusern, indem sie die geschäftslose Zeit mit Trinken verkürzten, da ihnen keine andre Unterhaltung geboten wurde; Erwachsene und Kinder drängten sich, lachend und rohe Scherzreden führend, um die auf der Straße predigenden Missionäre; doch bemerkte Lachwitz gar bald, daß nur Wenige der donnernden Stimme des Eiferers mit Andacht lauschten.

Lachwitz, unangenehm berührt von manchem, was er gehört, gesehen und erlebt hatte, eilte nach Hause, und fand bald Gelegenheit, zu bemerken, daß seine fromme Hauswirthin auch nicht ganz nüchtern war. — Mit einem trüben Herzen, der Heimath und ihrer gemüthlichen Sonntagsfreuden, wenn er an einem schönen Nachmittage mit Freunden, oder mit der Mutter und den Schwestern hinaus auf ein Dorf gewandelt war, und dort ein frugal Abendmahl eingenommen hatte, gedenkend, schlief er endlich ein. Aber im Traume hörte er die Straßenprediger von ewiger Verdammniß reden; dann hörte er ein trunkenes Weib fluchen; plötzlich war alles stille, dann schallte wieder die einförmige Melodie eines presbyterianischen Psalmes ohne Orgelbegleitung in dem Ohre des Schlummernden und er träumte von Gott und der Heimath, und dem Erlöser, der Liebe und Vergebung seine Apostel gelehrt hatte.

Gestärkt durch den nun ruhigen Schlummer, erwachte er zeitig am Morgen und rüstete sich zu einer vorhabenden Reise, da er ein an einen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verkauftes Pianoforte begleiten, dort aufstellen und stimmen sollte. Außerdem war ihm der Auftrag geworden, ein anderes nachzusehen und zu repariren, und er wußte daher nicht, wie bald er nach Edinburg zurückkehren würde, weshalb er sich mit Wäsche u. s. w. versehen mußte.

Herr Daniel Crawford of Elystone, so hieß der Gutsbesitzer, war ein Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren, mittlerer Größe, und schweigsamem Charakter, der, wie die Leute zu sagen pflegten, eine Folge von nicht all zu großen Verstandeskräften war. Sein mattes, ausdrucksloses graues Auge, die flache Stirne, die beständige Gleichförmigkeit der Gesichtszüge ließen allerdings vermuthen, daß das Gerücht nicht gelogen hätte, und seine besten und genauesten Freunde mußten gestehen, daß sie ihn nie etwas anderes sagen gehört hatten, als: es ist schönes Wetter, es regnet, es ist kalt, es ist sehr heiß, welche Phrasen er mit dem stereotypen Ausdruck abrundete, aber es wird anders werden. Im Winter verbrachte er die Zeit, indem er vor dem Kamine stand, erst den Rücken, und dann die Vorderseite seines Körpers wärmend; zuweilen nahm er wohl auch eine Zeitung oder ein Buch in die Hand, setzte sich auf einen bequemen Armstuhl, und — schlief ein.

Digitized by Google

Unmöglich war es ihm, Rechenschaft darüber zu geben, wie es gekommen war, daß er seine Cousine geheirathet hatte. Mrs. Crawford of Elystone war ein kleines dürres Weibchen, das mehr einem Affen als einem Menschen ähnlich war. Ihr Mund ging von einem Ohr zum andern, und war mit zwei Reihen langer schwärzlichen Zähnen besetzt. Ihr Unterkiefer so klein, daß es schiene als hätte sie keinen. Die Arme standen vermöge ihrer Länge in keinem Verhältnisse mit dem übrigen Körper, welcher gleich dem eines Mädchen von 10—12 Jahren war. Ihr Haar war grau, das gewöhnlich sich unter der braunen Perrücke mit langen falschen fliegenden Locken hervordrängte. In Folge ihrer ungewöhnlichen Magerkeit waren ihre Gesichtszüge runzelich, denen das Ehrwürdige des Alters abging*) Die Haustoilette der Dame war allerdings nicht eine elegante zu nennen, aber wenn sie Besuchte machte, oder in Edinburg war, dann hatte sie die Manier, sich in die Farben des Regenbogens zu kleiden, und ihre kleine dürre Gestalt und ihre ungewöhnliche abschreckende Häßlichkeit noch mehr hervorzuheben, so daß buchstäblich genommen, die Leute auf der Straße stehen blieben und mit Fingern auf sie hinzeigten.

So schweigsam der Herr war, so beredet war Madame, so wie sie überhaupt als uneingeschränkte Gebieterin im Hause und in allem übrigen die Herrschaft übernommen hatte; sie dachte und handelte für den Ehgemahl, der gleich einem Automaten von ihr in Bewegung gesetzt wurde. Ihr Gemüth und Geist waren in jeder Beziehung dem Körper ähnlich; bösartig, launenhaft, selbstsüchtig, geizig, und wenn nur es darauf ankam ihren Eigendünkel und Stolz zu befriedigen, konnte sie sich einer schrankenlosen und ungezügelten Verschwendung hingeben. Kein Stoff zu einem Gewande, kein Shwal, kein Hut waren ihr zu theuer, wenn die Farben recht grell waren, und die Kaufleute in der Stadt wußten sowohl ihrer thörigten Eitelkeit und ihrem schlechten Geschmacke zu schmeicheln, so daß sie eine vortheilhafte Kunde war, und mancher alter Ladenhüter, den niemand seiner Geschmacklosigkeit wegen kaufen wollte, fand daher seinen Weg nach Elystone.

Dieses so merkwürdige Ehepaar hatte einen einzigen Sohn; einen hübschen liebenswürdigen Knaben von zehn Jahren, den die Natur mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet hatte. War es daher zu verwundern, daß der kleine John der Abgott seiner Eltern, die Sonne war, um die sich alles drehte? Er war in jeder Hinsicht das Gegentheil von Vater und Mutter, und das gute Princip war so vorherrschend in ihm, daß ihn die Affenliebe der nachsichtigen Mutter, die schweigsame Unbedeutendheit des Vaters nicht verderben konnten. Wer konnte ihn, den schlanken, blühenden Knaben mit seinem kindlichen, offnen Gemüth sehen, ohne die Wege und Wunder der Vorsehung anzustaunen, der es gefallen hatte, dem unfruchtbarsten dürren Boden eine junge Pflanze, reich an den schönsten Blüthen, entsprießen und sich entfalten zu lassen? Es ist die Aufgabe des Philologen sowohl als die des Psychologen, das Unerklärliche in der Natur erklären zu wollen, wir wollen den Menschen schildern, wie wir ihn gesehen, ohne unserer Einbildungskraft Zwang anzuthun, und Karaktere zu schaffen, die nicht naturgemäß sind, und durch welche wir das Prisma einer unerfahrenen und reichen Phantasie geschaffen, ein soit disant körperliche Gestalten gekleidet, wie Menschen herumwandeln, aber weder naturgemäß sind, noch denken, noch handeln. Dem Verfasser dieser Skizzen sei es vergönnt, sich Portraitmaler zu nennen; seine Farben sind ächt; die Züge wahr, und er erlaubt seiner künstlerischen Phantasie nur, die Gewänder und Umgebung zu variiren. Sein vielbewegtes Leben mit seinen Erinnerungen ist das Kaleidoskop; ein leises Rütteln genügt, und die Gebilde wechseln und zeigen sich in veränderten Gestalten. Mais revenons à nos moutons!

Außer den beschriebenen Personen gehörte noch zu dem Familienkreis ein junges Mädchen, wir nennen sie mit Absicht nicht Dame. Miß Barbara Swinton war als Wärterin des Knaben in das Haus gekommen, da die schwächliche Mutter die Pflege des Säuglings nicht allein übernehmen konnte. Die Wärterin, jung, einschmeichelnd und listig, wußte gar bald die Schwächen der Mrs. Crawford aufzufinden, sich derselben so anzuschmiegen, daß sie ihr unentbehrlich, und aus der Gesindestube in das Parlour als Gesellschaftsdame versetzt wurde. Hier wußte sie nicht allein sich als solche im Genusse aller damit verbundenen Privilegien zu erhalten, sondern es gelang ihr auch, die savoir fair d'une dame de qualité anzunehmen, und eine entscheidende Stimme im Familienrath, der nur aus Mrs. Crawford und ihr bestand, zu arrogiren, und in jeder Beziehung so behandelt zu werden, als gehöre sie durch Geburt zur Familie, wo der junge Sohn zuweilen den Ausschlag gab. Sie war mit anderen Worten das ultra ego der Hausfrau geworden, und Herr Crawfort hatte das Vergnügen, zwei Hausherrinnen zu besitzen, ohne daß der gute Mann eine Ahnung von einem dinamischen Pantoffelregimente gehabt hätte. Zu seinem Glücke lebte er im feeien Brittenlande, sonst wäre er am Ende gar des Sanculotismus verdächtig geworden.

Miß Barbara war erst vor einem Jahre aus einer Pensionsanstalt, wohin ihre Gönnerin sie geschickt hatte, um die oberflächlichen Außenseiten einer gewissen im Parlour unerläßlichen Bildung im Vorübergehen zu erhaschen, nach Elystone zurückgekehrt. Für sie war zuerst ein gebrauchtes, und nun noch ein kostbares neues Piano angekauft worden, dasselbe, welches Lachwith als sauve-garde begleiten und aufstellen sollte.

Nachdem wir nun die Bewohner von Elystone kennen gelernt haben, so wäre es vielleicht nicht am unrechten Platze auch etwas von dem Orte zu sagen, der in der Grafschaft Lanark, in der sogenannten Upper-Ward, einige Meilen von dem Städtchen B. und von den Ufern des Flusses Clyde entfernt liegt. In einem schönen Park auf einem Hügel, an dessen Fuß sich ein kleiner See ausdehnte, steht das geräumige Wohnhaus, zwar neu, jedoch im Geschmacke des Zeitalters der Königin Elisabeth erbaut. Es ist von alten hohen Ulmen und Linden umgeben, aber zugleich von einer beängstigenden und unheimlichen Stille, da der Eigenthümer eine Antipathie gegen alle Thiere, mit Ausnahme der Katzen, hatte. Keine Hunde kündigten bellend den heranschwenkenden Bettler an, keiner sprang wedelnd dem Freunde der Familie beim Besuch entgegen. Nicht wurde das Krähen des Hahnes gehört, wenn die Morgendämmerung sich auf den allmälig verschwindenden Schwingen der Nacht näherte; weder

*) Der Verfasser muß die Versicherung hinzufügen, daß die Beschreibung der beiden Personlichkeiten nicht Gebilde seiner Phantasie sind; er war Erzieher in einer solchen Familie in Schottland gewesen.

Digitized by Google

eine Henne mit ihren Küchlein suchte nach dem Haferkorn, noch weideten schlanke Füllen in dem üppig grünendem Grase; weder Enten noch Gänse badeten Kopf und Hals in den Wellen des Sees, und erregten sich immer mehr ausdehnende Ringel. Nur einige Schafe grasten und wurden geduldet, da sie der Familie nothwendig zum Unterhalte waren, denn der Schotte auf dem Lande verzehrt des Jahrs hindurch meistens nur Hammelfleisch. Das Haus, der Park, alles trug den Stempel des Gemüthes des Besitzers, Einförmigkeit, Langweile, geistlose Unthätigkeit und Apathie.

Lachwitz wurde bei seiner Ankunft freundlichst bewillkommnet, in ein wohnliches Schlafzimmer gewiesen, und begann sofort seine Arbeit, bei der die Bewohner des Hauses ihn selten verließen, sah, daß durch seine Gegenwart, durch sein heiteres Wesen und seine musikalische Fertigkeit die Einförmigkeit ihrer gewöhnlichen Lebensart ein wenig unterbrochen wurde. Die Reparatur des alten Flügels zwang ihn länger zu bleiben, als er vermuthet hatte, und schon nach Verlauf einiger Tage hatte ihn der kleine John so liebgewonnen, daß er heiße Thränen weinte, wenn man seiner Abreise erwähnte. Eines Abends machte ihm daher Mrs. Crawford den Vorschlag, seine Stelle in Edinburg aufzugeben, in Elphstone zu bleiben, und ihren Knaben im Deutschen, Französischen und Klavierspielen zu unterrichten. Sie bot ihm zugleich einen Gehalt an, der seinen jetzigen Erwerb überstieg, besonders da Wohnung, Wäsche ꝛc. ihm keine Ausgaben verursachen würden. Lachwitz nahm zuerst Anstand diesen allerdings lockenden Vorschlag anzunehmen, da er einigen Zweifel über seine Tauglichkeit, die Pflichten eines Lehrers übernehmen zu können, hatte. Nach reiflicher Ueberlegung jedoch, im Bewußtsein, einen guten Schulunterricht genossen zu haben, willigte er ein, reiste nach Edinburg, um seinen Koffer zu holen, und schon nach einigen Tagen war er als Erzieher des Knaben installirt und emsig bemüht, das, was er wußte, zu lehren.

Auch hatte er Miß Barbara zu unterrichten, die mit Eifer jede Gelegenheit ergriff, in seiner Gesellschaft zu sein, und die den jungen Deutschen mit sehr günstigen Augen zu betrachten schien. Aber so wie oft durch ein all zu freundliches Entgegenkommen gerade das entgegengesetzte von dem, was wir wünschen, erreicht wird, so ging es auch hier; das junge Mädchen hatte von Anfang keinen günstigen Eindruck auf Lachwitz gemacht, und je mehr sie sich in der Folge an ihn drängte, desto mehr fühlte er sich geneigt, ihre Gesellschaft zu meiden, obgleich sie hübsch war und nichts Abstoßendes weder in ihrem Benehmen noch in ihrem Aeußeren hatte. Im Umgang mit Menschen ist ja oft der erste empfangene Eindruck entscheidend; mögen wir denselben zu qualifiziren und auch zu beseitigen suchen, es ist umsonst; wir bleiben unter seinem Einflusse; der erste Augenblick der neuen Bekanntschaft, eine Miene, ein Wort entscheidet über Sympathie und Antipathie; und Goethe's Wahlverwandtschaften erläutern diese psychologische Wahrheit in der Form eines Romanes.

Der Nachbaren waren wenige, mit denen die Familie in friedlichem Verkehr stand; am öftersten sahen sie die Familie des Rev. Mr. Seaton, welcher der Geistliche in einem benachbarten Dorfe war, und dessen Kirche Mrs. Crawford, trotz der Entfernung, in Sturm und Regen regelmäßig jeden Sonntag zu Fuß besuchte, obgleich sie zu dem Kirchensprengel des näher gelegenen Städtchens Big.. gehörte, und dessen Prediger ein besserer Redner und bei weitem gebildeter Mann war, als der andre. Unglücklicherweise hatte jener jedoch den Stolz der Dame kurz nach ihrer Verheirathung beleidigt; dazu kam noch, daß Herr Seaton ein ungewöhnlich großer Mann war, ein Vorzug, der in den Augen der kleinen Frau sehr viel galt, und so war und blieb sie die offne Feindin des so würdigen Beg..'s Pastors und die Verehrerin des Anderen. Ihr Gemahl war gewöhnlich zu faul, um in die Kirche zu gehen, und Lachwitz mußte sie daher auf ihrer Pilgerfahrt zur Kirche regelmäßig begleiten, ein Amt, welches er um so lieber übernahm, als die älteste Tochter des Herrn Seaton, Miß Anna, ihn ebenso anzog, als Miß Barbara ihn abgestoßen hatte. Die beiden jungen Leutchen sahen sich sehr oft, und die Zuneigung wurde wechselseitig. Der Vater hatte zwar ehrgeizige Absichten mit seiner Tochter, und sah mit günstigerem Auge die Bewerbung eines jungen Gutsbesitzers, Namens Crickshanks, um seine Tochter; allein Mrs. Crawford war so einflußreich, daß ihr Günstling Lachwitz ungestört und unverwehrt Anna lieben und von ihr geliebt werden durfte. Ihre gegenseitige Neigung war bald das Gespräch des ganzen Kirchsprengels, und der Vater des jungen Mädchens kam mit Mrs. Crawford überein, vereinte Schritte zu thun, um dem jungen Manne eine Lehrerstelle an einer öffentlichen Schule durch ihre Freunde zu verschaffen. Miß Barbara sah mit geheimem Aerger das Glück der Liebenden; jemehr sie Anna deshalb haßte, desto mehr entbrannte ihre Leidenschaft für Lachwitz, und schlaflos verbrachte sie die Nächte, überlegend, wie sie Zwietracht stiften, das Verhältniß trennen, und den Platz der gehässigen und glücklichen Nebenbuhlerin einnehmen könnte. Neid und Mißgunst erhöhten die unerwiderte Neigung, und schafften der Armen Höllenqualen, die in ihr jedes Gefühl der Weiblichkeit erstickten.

Herr Crickshanks setzte seine Bewerbungen um Anna fort; und dieser sowohl als Miß Barbara trübten das Glück des jungen Deutschen, besonders da er sehr oft Gelegenheit hatte zu bemerken, daß der Vater seiner Anna dem ersteren noch immer den Vorzug vor ihm gerne gegeben hätte. Wenn ihn zu Hause Barbara mit böswilligen Bemerkungen geärgert hatte, eilte er in die Pfarrwohnung, und fand dort den jungen Schotten, der sich immer störend zwischen ihn und seine Geliebte drängte, und die Zeit des Zusammenseins verbitterte.

Eines Tages war Lachwitz unwohl und mußte das Bett hüten. Die junge Hausgenossin brachte ihm eine Suppe und setzte sich, die Tasse haltend, auf den Rand des Bettes. Wie es geschah, konnte er sich selbst nie erklären, aber plötzlich hatte sie ihn mit ihren Armen umschlungen und ihre Lippen berührten sich. In demselben Augenblick wurde die Thüre geöffnet und Mrs. Crawford mit Miß Anna standen an der Schwelle. Mit einem raschen Blick übersah die letztere das Zimmer, und die verdächtige Stellung, in der sich der Geliebte mit Barbara befand. Anna stieß einen Schrei aus und eilte ohne Verzug nach Hause. Sie glaubte ihn schuldig, und das junge Mädchen war die Beute der Schmerzen einer vermeinten getäuschten ersten Liebe.

Das leichte Unwohlsein Lachwitz's wurde in Folge der Gemüthsaufregung, da er den Schrei seiner Anna sogleich verstanden hatte, ein hitziges Fieber. Als er wieder wohl war, sah er die Verlobungskarte des Herrn Crickshanks mit Miß Anna Seaton auf einem Tische des Wohnzimmers liegen. Der Vater des

Digitized by Google

jungen Mädchens hatte das Vorgefallene benutzt, um die Tochter zur Einwilligung zu bewegen. Umsonst waren die Bemühungen unseres Landsmannes, das so wahrhaft und heiß geliebte Mädchen zu sprechen und sich von dem falschen Verdacht der Untreue zu reinigen. Es war umsonst. Seine Briefe kamen ununterbrochen zurück und Mrs. Crawford war taub für seine Bitten und Betheurungen; sie bestand darauf, daß er Barbara heirathen müsse, da das Vorgefallene kein Geheimniß geblieben wäre und der Ruf des jungen Mädchens dadurch gelitten hätte.

Lachwitz war in einer schrecklichen Lage; er haßte jetzt, wo er früher nicht lieben konnte. Er wollte heute fliehen, dann sich einen Weg zu seiner geliebten Anna bahnen, und am Ende that er nichts; seine Thatkraft war gebrochen; das arglistige Mädchen hatte ihn mit einem Netze umstrickt, das er nicht zu zerreißen vermochte.

Der Sommer verstrich ihm in dumpfem Hindrüten; der blühende Jüngling war fast ein Skelett geworden, der Glanz seiner Augen war erloschen, die Wangen waren bleich und hohl; maschinenmäßig erfüllte er seine Pflicht; wenn die Dämmerung heran kam, setzte er sich an's Klavier, und in wilden Phantasieen, die seine Finger den Tasten entlockten, drückte sich der Zustand seines traurigen Gemüthes aus. Der Herbstwind wehte über die kahlen Felder und rauschte in den gelben Blättern der Bäume; der Himmel war grau und stimmte zu seinem Gemüthe. Er war eines Abends allein mit Barbara im Hause; Mr., Mrs. Crawford und sein Zögling waren hin zur Hochzeit; seine Anna war nun das Weib eines Anderen.

Umsonst versuchte das junge Mädchen ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; es war vergebens; er blieb stumm wie das Grab. Sie setzte sich an's Klavier und spielte eine der schottischen Melodieen, die durch ihre Einfachheit und Schwermuth dem Charakter dieses nebelichten Landes angemessen sind. Im rauhen Nachtwind erzitterten die Fenster, der Regen schlug gegen sie, da sprang Lachwitz von seinem Sitze auf, nahm den Hut und entfernte dem Hause. Barbara eilte ihm nach und wollte ihn zurückhalten; es war umsonst; er eilte fort, fort, trotz Sturm und Wetter, und sie stürzte besinnungslos auf die Erde.

Am Ufer der Clyde steht die Pfarrwohnung, die Fenster waren erleuchtet, Musik und frohes Gelächter schallte aus dem Hause; die Gestalten der tanzenden Paare schwebten an den Fenstern vorüber. Eine dunkle Gestalt stand am Flusse, die Haare flatterten im Winde, die Knie zitterten und verzweifelnd rang sie die Hände. Eine weibliche Figur näherte sich mit einem Herrn dem Fenster, der Brautkranz schmückte ihre Stirne, da tönte es wie lauter Schmerzensseuf, Anna! Anna! und die dunkle Gestalt verschwand in den Wellen des Flusses.

Eben begann die Musik wieder und im schottischen Reel wirbelten die Tänzer; der Angstruf der Verzweiflung war nicht gehört worden!

Am nächsten Morgen wurde der Leichnam des jungen Deutschen gefunden.

Miß Barbara heirathete einige Jahre später einen Missionär und begab sich nach Neuseeland!

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Doctor der Theologie, des Kirchenrechtes und der Philosophie, der letztern ordentlichem, öffentl. Professor an der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Erster Band, welcher Paulus' Leben von der Geburt (1. September 1761) bis zur Anstellung in Heidelberg (13. December 1810) umfaßt. Stuttgart. Verlags-Magazin. 1853. XVI und 431 Seiten. Gr. 8.

Der Herr Verfasser hat in der Vorrede über die Hilfsmittel und Quellen, die ihm bei der Ausarbeitung dieser Lebensbeschreibung seines vieljährigen Freundes zur Verfügung standen, ausführlich berichtet, und ersieht man aus diesem Berichte die Menge und Bedeutsamkeit derselben. Natürlich dienten ihm bei der Darstellung des Entwicklungsganges von Paulus' Geistesleben vorzüglich die große Anzahl seiner im Druck erschienenen Werke, sowie auch viele seiner gedruckten Abhandlungen und Recensionen. Aber auch ein sehr ansehnlicher Vorrath bis heute nur durch den Druck bekannt gemachter Quellen, die sehr wichtige, bis jetzt unbekannte Aufschlüsse über Paulus und seine Zeit geben, sind benutzt. Sie befinden sich in dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen, zu dessen Erben er den Verfasser einsetzte, und sind 1) von Paulus eigenhändig geschriebene Tagebücher einer wissenschaftlichen Bildungsreise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich in den Jahren 1781 und 1782; 25 Urkundenhefte, von Paulus selbst geordnet und eigenhändig überschrieben, deren Ueberschriften S. IX angegeben sind; wozu noch kommen von dem Verfasser gesammelte Aktenstücke, von ihm „Papiere aus der letzten Zeit" überschrieben; 3) mehrere Päcke von vielen hundert, sämmtlich ungedruckten Originalbriefen (m. s. das Verzeichniß S. IX u. X); 4) nachgelassene ungedruckte Werke, von welchen sich als Quellen für die Biographie die drei folgenden eignen: „Göthe und Paulus," ein von Paulus zwei Jahre vor seinem Tode eigenhändig niedergeschriebener Aufsatz; das erwähnte Reisetagebuch; mehrere Päcke Gedankenspäne, kleine Aufsätze in Versen und Prosa. (Die Herausgabe der nachgelassenen Werke, verbunden mit den interessantesten Briefen, welche Herrn Dr. v. Reichlin-Meldegg's Denkmal entweder nur in Auszügen oder gar nicht enthalten wird, soll einer spätern Zeit vorbehalten bleiben.)

Auch mündliche Mittheilungen des Freundes hat sein Biograph in vielen Momenten seiner Lebensschilderung benutzt; sie beziehen sich theils als Zusätze und Verbesserungen auf den ersten Band, welcher in seinen Grundzügen schon bei Paulus' Lebzeiten ausgearbeitet war und ihm zur eigenen Anschauung und Aeußerung vorgelegt wurde; in einem darauf sich beziehenden Schreiben an den Verfasser vom 21. Dec. 1849 sagt Paulus: „Nach der Wahrheit bezeuge ich, daß das Thatsächliche, worauf Sie bauen, mir durchgängig richtig erscheint, und die Urkunden, welche Sie in Excerpten benutzten, ächt vorliegen." Theils aber enthalten diese mündlichen Mittheilungen, welche sogleich niedergeschrieben und später geordnet wurden, die Ansichten des Verstorbenen über Staat,

Digitized by Google

Kirche, Religion, Wissenschaft, Sitte und Kunst. Andere wichtige ungedruckte Materialien, welche der Verfasser für den vorliegenden und den folgenden Band erhielt, sind S. XI und XII näher angegeben. — Als Anhang zum zweiten Bande, der Paulus' Leben von seiner Uebersiedelung nach Heidelberg im Mai 1811 bis zu dessen Tode, am 10. August 1851, umfassen wird, soll ein vollständiges, chronologisch-geordnetes Verzeichniß aller seiner Werke erfolgen.

Von dem reichen Inhalt des ersten Bandes werden unsere Leser durch die übersichtliche Angabe desselben, die auch zugleich die wichtigsten Ereignisse in Paulus' Leben bis zum Jahre 1811 hervorhebt, sich überzeugen. Der Verfasser hat sein Werk in 25 Paragraphe oder Abschnitte getheilt, die zum Gegenstande haben: Einleitung. Wüttemberg. Land und Verfassung. Regierung des Herzogs Carl. (Hier, in Beziehung auf württembergische Zustände zur Zeit von Paulus' Geburt, ist eine Hauptquelle „Der württembergische Salon," ein sehr seltenes, von Paulus' Vater, dem Diakon Gottlob Christoph Paulus in Leonberg verfaßtes anonymes, 1765 gedrucktes Werk.) — Paulus' Geburt, Familie, Eltern und Geschwister. — Kindeserziehung im elterlichen Hause zu Leonberg und Markgröningen. — Die Klosterschule zu Blaubeuren, 1775. 76. — Das Kloster zu Bebenhausen, 1777. 78. — Universität Tübingen, 1779 — 84. — Aufenthalt in Schorndorf und Markgröningen und vorbereitende Wirksamkeit. Erste Liebe, 1785—87. — Wissenschaftliche Bildungsreise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, 1787. 88. Zweck und Anfang derselben. — Fortsetzung. — Rückkunft. Verheirathung. Anstellung in Jena und Abzug dahin. — Allgemeine Zustände Europa's und Deutschland's. Das Herzogthum Sachsen-Weimar. Anna Amalia, Carl August, ihre Freunde und Räthe. Göthe. Weimar. Die Universität Jena. — Paulus' Antritt in Jena und Wirksamkeit in der philosophischen Facultät daselbst, 1789—93. — Wirksamkeit in der theologischen Facultät daselbst, 1793—1803. — Theologische Händel. Verketzerungen während seines Aufenthaltes in Jena. Die sächsischen Consistorien. Das Oberconsistorium in Weimar. Herder. Die freisinnige Regierung Carl August's. — Theologische Privatstreitigkeiten. Johann Caspar Lavater. Ungedruckter Briefwechsel zwischen ihm und Paulus. — Amtliche Thätigkeit in Jena, 1789 — 1803. Verhältniß zum elterlichen Hause. Der Tod des Vaters. Leben zu Hause. Freunde. Griesbach. Schiller. Göthe. Wieland. Herder. Gattin. Kinder. — Ruf nach Würzburg, 1803. Die sächsischen Entlassungsdecrete. — Allgemeine Zustände Europa's. Die französische Revolution. Napoleon Buonaparte. Deutschland. Baiern. Max Joseph. Montgelas. Würzburg. — Leben und Wirksamkeit in Würzburg, 1803—6. — Ruf nach Lemberg und Altdorf, 1807. — Paulus, der Schriftsteller für das baierische Volksschulwesen. — Weitere praktische Thätigkeit in Bamberg. Unzufriedenheit mit dem bisherigen Berufe. Wirksamkeit in Nürnberg und Ansbach, 1807—11. — Ruf nach Heidelberg zu Ende des Jahres 1810 und Uebersiedelung dahin im Frühlinge des Jahres 1811. —

Es wird nicht unerfüllt bleiben, was der Herr Verfasser seinem Werke wünscht: daß es in der Erinnerung von Tausenden der in Deutschland und außerhalb desselben zerstreuten Schüler, Freunde und Verehrer Paulus' das Bild des heiteren Lebensweisen, treu, wahr und lebendig, wie er selbst war, hervorrufen möge. Viele der älteren Freunde sind zwar längst dahingeschieden, aber manche jüngere, die mit dem Verstorbenen in seinem späteren Mannesalter persönlich oder durch Briefwechsel verbunden waren, die während ihrer Studienjahre in Heidelberg sich dem Greise näherten, werden dem Verfasser für die genaue Kunde, die er ihnen von Paulus' innerem und äußerem Leben giebt, gewiß sehr dankbar, und um so dankbarer sein, da sie, wie es, sollte das Lebensbild nicht unvollkommen erscheinen, nicht anders möglich, neben Bekanntem, von dem Verblichenen selbst schon Erzähltem, so manches Unbekannte und zu seiner und seiner Zeit Charakteristik nicht Unwichtige enthält. Die eben erwähnte Bezugnahme auf die Zeit, in welcher Paulus lebte, auf hervorragende oder in seine Lebensverhältnisse einwirkende Zeitgenossen, hat die Uebersichten der Zustände Europa's in den Perioden der Amtsantretung Paulus' in Jena (— hier die Schilderung des Hofes in Weimar —) und Würzburg veranlaßt, die jedoch vielleicht auch in noch größerer Kürze genügt hätten. —

Mit besonderer Theilnahme wird man die sieben ersten Abschnitte bis zu der Bildungsreise lesen und in denselben Paulus im Elternhause, auf der Schule und der Universität kennen lernen; die dann (S. 82 – 150) folgenden Auszüge aus dem Reisetagebuche enthalten, von dem Interesse abgesehen, welches die Urtheile des jungen Gelehrten über Gesehenes gewähren, mehrere werthvolle Notizen, namentlich zur Gelehrten-Geschichte; so z. B. über Uz in Ansbach, Salzmann in Schnepfenthal, v. Rochow, Beiträge, Kästner in Göttingen, Pockel's Erzählung von den Wolfenbüttler Fragmenten *) u. s. w. In Berlin wohnte er einer Darstellung von Schiller's Räubern, freilich nicht nach dem Originale, sondern nach der schlechten Umarbeitung Plümicke's bei; er schreibt darüber: „Abends (27. Aug. 1787) sah ich Schiller's Räuber nach Plümicke's Umarbeitung. Der beste Acteur ist gegenwärtig Beck. Unparteiisch schien es mir auf der Stuttgarter Bühne besser aufgeführt werden zu seyn, nur daß Herr Gaus dort die Hauptrolle von Carl Moor sehr steif und affectirt spielt. Herr Curir hingegen machte den Franz Moor viel besser, als man ihn hier darstellt. Das Stück selbst hat als Ungeheuer sein Glück gemacht. Es ist unmöglich, das Unwahrscheinliche und Unnatürliche desselben auf dem Theater zu verbergen. Viele halten es für ein großes Meisterstück. Mir sollte es leid thun, wenn der Grund dieser Meinung am Ende darin läge, weil darin oft Alles unter einander geht, und brav getobt und gelärmt wird. Die edlsten Stellen wurden am meisten applaudirt. Natur waren sie freilich, aber Natur, wie sie nicht auf das Theater eines gesitteten Volkes kommen sollte. Natur soll der Stoff der schönen Künste seyn in jedem Gegenstande, den sie bearbeiten. Aber nicht jeder Gegenstand ist ihrer feineren, edleren Behandlung werth." — In London war Paulus bei einigen Verhandlungen des Processes gegen Hastings anwesend. — „In der Westminsterschule, in welcher die Söhne „reicher und vornehmer" Leute unter dem Patronate des Bischofs von London sich den klassischen Studien widmeten, bestellten die jungen Menschen nach vollendeter Prüfung in bester Form, indem sie „ihren Hut an der Tafel der Examinatoren herumgehen ließen und eben so auch bei den Gästen vom

*) M. s. Nr. 16 dieser Blätter, S. 128.

Digitized by Google

ersten Range," welche der Prüfung beiwohnen. In den Hut fielen von jeder Person einige Schillinge." (?) — Auf der Bibliothek zu Oxford brachte Paulus 4 Monate im Abschreiben, Excerpiren und Vergleichen orientalischer, hebräischer, arabischer und syrischer Handschriften zu. — In Paris hielt er sich nur wenige Tage auf. — Von den Schlußworten seiner Reisebericht können wir uns nicht versagen, einige abzuschreiben: „Was seit meinen frühesten Jahren der Wunsch meiner Seele war, dem ich nicht einmal Gehör zu geben den Muth hatte, wurde auf die unverhofftste Art gerade zu einer Zeit Erfüllung, da zugleich für meine Gesundheit nichts unentbehrlicher, als Zerstreuung und starke Bewegung sein konnte. Tausend und tausend solche unvermuthete Wendungen habe ich in meinem kurzen Leben schon im Kleinern und Größern betrachtet. Jeder Ueberblick desselben in meiner Rückerinnerung muß mein Herz zu Gefühlen erheben, die mehr, als das lauteste Dankgebet sagen: Ewige Vorsehung! In unerforschlichem Dunkel thronendes Wesen! Du bist's, das dem Staube unter deines Thrones Stufen Freuden gibt, wo er sich keine hoffen, keine erwerben kann; du bist's, das ihm den unsichtbaren Faden in die Hand gab, an welchem er dieser irdischen Perioder Labyrinthe durchwandelt, wo ihn sein kurzsichtiger Blick allein nur auf täuschende Nebenwege abführen würde!" Herr Dr. v. Reichlin-Meldegg fügt hinzu: „Welch einen freien, tiefen und herrlichen Blick öffnen diese Worte und die ganze Schilderung der Reise in die Seele des jungen Mannes, dessen ganzes späteres Leben bis zur Stunde des Todes der schönste Beleg der hier ausgesprochenen Gesinnungen wurde!"

Leider gestattet der Raum es nicht, in ähnlicher Weise noch vieles Interessante aus dem Buche herauszuheben; wir beschränken uns daher nur auf die Mittheilung eines Briefes, den Paulus an seine kleine Tochter Sophie Karoline (spätere Frau v. Schlegel) während ihres Aufenthaltes mit der Mutter in Bamberg bei dem berühmten Arzte Markus schrieb. Er hat von Paulus die eigenhändige Aufschrift: „Frühstes vom Vater an die liebe kleine Sophie Karoline."

„Den 30. November 1802."

„Deine Fabel vom Reh, liebes Rößelchen, hat mir recht wohl gefallen. Ich muß dir deswegen besonders dafür danken. Das war einmal etwas Neues von eigener Erfindung. Dies hat wohl Schweiß gekostet? Warum ich dir dein Pferdchen nicht schicken konnte, hab' ich dir das letztemal geschrieben. Im Puck wäre es ganz zu Schanden gegangen, und für eine Schachtel war kein Raum. Hab' nur Geduld. Es wird dich desto mehr freuen, wenn Du wieder hieher kommst. Da werden dir die Pferde und der kleine Schnüffelschnalle (ein kleiner Hund) sehr viel Vergnügen machen. Er ist ein hundedummer, dicker, lieber Narr mit seinen Krupphändchen. Schreibe mir auch von deinem Lernen, und wie brav Du gegen das Mütterchen bist. Ich küsse dich aus ganzem Herzen. Lebe wohl und behalte lieb

Dein Väterchen.

Grüße mir die Jungfern Weisserinnen, die große und die kleine."

Obgleich zunächst die Wissenschaftsmänner, namentlich die Theologen, der Biographie Paulus' ihre Aufmerksamkeit schenken werden, und in Hinsicht auf die Letzteren in derselben oft bei Einzelnem, z. B. bei der, großentheils in dem ungedruckten Briefwechsel, dessen oben gedacht ist, ausgefochtenen, Streitigkeit zwischen Paulus und Lavater wegen Paulus' Auslegung der evangelischen Geschichte vom „Wandeln Jesu auf dem Meere" als ein Wandeln an dem Meere, d. h. am Meeresgestade, etwas lange verweilt wird (S. 268—308), so bietet doch die vorliegende Band so manche Züge aus seinem Familien- und gesellschaftlichen Leben dar, vergegenwärtigt uns Paulus nicht blos als Gelehrten, sondern auch, was nur durch das dem Verfasser zugänglicher handschriftlicher Material zu ermöglichen war, als Sohn, Gatte, Vater und Freund, daß er gewiß auch in weiteren Kreisen viele Leser finden wird. Aus einem so stoffreichen Buche sucht sich schon Jeder das Seinige, ihn besonders Ansprechende heraus; wir uns denn, außer den Excerpten aus dem Reisejournal, vorzüglich angezogen, was im 23. Abschnitt über Paulus, als Schriftsteller für das baierischer Volksschulwesen (S. 396—406) mit Beziehung auf die Vorrede zu dem von ihm und Mannert verbesserten und neu herausgegebenen „Allgemeinen Lesebuch für den Bürger und Landmann" mitgetheilt wird.

Daß die überall eingeflochtenen, zur Bekundigung des Erzählten unentbehrlichen Bruchstücke aus Paulus' gedruckten Werken und seinem handschriftlichen Nachlasse der Darstellung eine etwas ungleiche Färbung verleihen, war unvermeidlich; die häufigen Wiederholungen von Einzelnem, selbst von Stellen aus Briefen, mögen wol theils darin ihren Grund haben, daß der Herr Verfasser in seine frühere Ausarbeitung von Zeit zu Zeit Zusätze einschaltete und, vielleicht wegen der Beschleunigung des Druckes, nicht Muße fand, das Ganze, als solches, noch einmal zu übersehen. Die sonst so treffliche, lebendige Darstellung hat darunter an einigen Stellen etwas gelitten.

Die typographische Ausstattung ist zu loben.

Hoffmann.

Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. Von Heinrich Pröhle. Zwei Theile. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. 171 und 156 Seiten. 8.

Das Lebensbild ist in einem Selbstberichte, den der Verfasser den Pfarrer niederschreiben läßt, mit wenigen, aber sehr charakteristischen Zügen gezeichnet; einfach erzählt er seine einfachen Erlebnisse und weiß die Liebe seiner Leser durch Darlegung seines kindlichen Sinnes, seiner Gemüthlichkeit und reinen, wahren Frömmigkeit zu gewinnen. Wir haben schon oft in diesen Blättern das Verdienstliche der Leistungen Heinrich Pröhle's, indem wir über seine „Waldkrossel," sein „Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde," und vor Kurzem noch über seine trefflichen „Kinder- und Volksmärchen" berichteten, mit Anerkennung gewürdigt; dem „Pfarrer von Grünrode" gebühret aber, nach unserer Ansicht, der Preis vor allen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die augenblickliche Stimmung bei dem Lesen solcher Bücher, wie das vorliegende, häufig ihren Einfluß äußert; doch glauben wir, daß der wohlthuende Eindruck, den dieses Lebensbild auf uns machte, bei allen Lesern, die sich nicht in die französische Romanenwelt verliert und darin allein Genuß und Befriedigung ihrer überreizten Nerven finden, derselbe sein wird. Die eingeflochtenen sagenhaften kleinen Erzählungen und Anekdoten, die Kinderesprüche u. dgl.,

Digitized by Google

tragen dazu bei, das treu-ländliche, ja vielleicht örtliche Colorit der Zeichnung noch lebhafter hervortreten zu lassen.

So wie der Pfarrer sich uns selbst mit allen seinen kleinen bescheidenen Freuden und seinen Leiden (— es stirbt ihm eine Braut, die Frau, und vor derselben verliert er zwei Kinder —) ganz, wie er ist, zeigt, so führt er uns auch seinen Vater, den Kuhhirten und Nachtwächter Nettmann in Grünrode, vor; der „zu den Männern im Volke gehörte, die dem Lichte des Geistes und höherer Bildung zustreben und deshalb in so hohem Grade unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit verdienen, wie seltsam sie uns auch mitunter erscheinen mögen." Freilich klingt es dann etwas seltsam, wenn er sagte „Immer habe ich gewünscht, einmal lebendig in den Himmel zu kommen. Schon als Hirtenjunge ließ ich einmal die Heerde im Stiche, rannte auf einen Berg gegenüber, worauf der Himmel zu liegen schien, und so meinte ich, da wollte ich anfassen, mich mit den Beinen schlenkern und so in den Himmel hineinspringen. Ja, und wenn mir noch jetzt Jemand die ganze Stube voll Gold gäbe, ich käme doch lieber lebendig in den Himmel. Nicht wegen des Vergnügens, sondern wegen der Weisheit. Denn was hülfe mir, daß ich in meiner Stube voll Gold ausharrte bis zum Tode, und was hat der Mensch, auch wenn er noch so reich ist, im Sarge? Ein Hemd, ein Paar Strümpfe und eine Mütze. Was er mehr hat als das — Ringe und Alles ist lauter Betrug und ziemt sich nicht für ein todtes Wesen."

Daß der gute Pfarrer mit der Gegenwart nicht so recht zufrieden, wie er denn doch sonst ungemein genügsam ist, sieht man aus Folgendem: „Während meiner Antrittspredigt in Wolfsrode sahen mich meine Beichtkinder wie ein Wunderthier an, weil mir zuweilen eine Thräne in's Auge kam. Die Weiber steckten die Köpfe zusammen und sprachen: „So Einer ist noch nicht dagewesen, der weinen kann auf der Kanzel. Seh' einmal Einer! Das hätten wir nicht von Dem erwartet. Der hat es fingerdick hinter den Ohren, was mag Der wol für Lateinisch können!" Eine alte Bauersfrau brachte mir ein Pfund Butter, als ich zum ersten Male auf der Kanzel vor Rührung geweint hatte. Sie hatte es mit Kieschblättern bedeckt, denn Weinlaub giebt es in Wolfsrode nicht. Indem sie das „Geistliche," die weiße Serviette, von der Butter nahm, womit sie dieselbe zugedeckt hatte, sagte sie: „Das habe ich mir immer gewünscht, Herr Pastor, daß doch einmal Einer herkäme, der beim Predigen weinen könnte. Und nun meint der liebe Gott es so gut, und schickt Sie noch her vor meinem Ende. Die Leute in Wolfsrode sind aber auch alle gar sehr mit Ihnen zufrieden. Stoßen Sie sich nur nicht an den Waldarbeitern in Untrüben, die haben nun einmal kein Gefühl." Das ist jetzt mit dem Weinen aber anders geworden: die junge Generation, die seit 1830 auf die Kanzeln gekommen ist, lernt das Weinen schon auf der Universität und im Collegium. Darum muß ein alter ehrlicher Kerl sich schämen, sich auch auf der Kanzel mit dem blauen Taschentuche die Augen auszuwischen, der schon lange, bevor an diese jungen Herrn nur gedacht wurde, sein Thränlein geweint hat, wenn es der Gegenstand so mit sich brachte."

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sauber. H.

An der Börse. Eine Stadtgeschichte von Max Ring. Leipzig, M. Simion's Verlag. 1852. 252 Seiten. 12.

„Dicht neben dem Dom der Residenz steht ein altes, graues Gebäude, gewissermaßen auch eine Kirche, wo der Gott der heutigen Zeit von seinen Priestern und Verehrern angebetet wird. Dieser Tempel heißt die Böse und seine Besucher sind die Spekulanten à la hausse und à la baisse. Wenn die Glocke auf dem benachbarten Thurm ein Uhr geschlagen hat, beginnt der feierliche Gottesdienst. Die meisten Mitglieder dieser Gemeinde gehören zu den Shakers, einer eigenthümlichen Religionssekte, welche sich durch heftige Gestikulationen und Körperbewegungen auszeichnet. Niemand setzt sich, sondern, von einer innern Hast und Unruhe ergriffen, ist die ganze Versammlung in eine fortwährend zitternden Bewegung, welche durch das Ab- und Zugehn der angestellten Kirchendiener, hier Makler genannt, noch vermehrt wird. Diese eilen durch das dichteste Gedränge mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und schlüpfen von Einem zum Andern, wobei sie geheimnißvolle Worte flüstern. Man möchte glauben, daß sie die Psalmen angeben, die von der ganzen Gemeinde gesungen werden sollen, aber dem ist nicht so. Kein Mund thut sich hier auf zu einem gottesfürchtigen und feierlichen Liede, nur ein dumpfes Murmeln macht sich hörbar, welches an das Summen eines unruhigen Fliegenschwarms im Hochsommer erinnert. Wenn man sein Ohr sehr anstrengt, so vernimmt man wohl einzelne abgebrochene Worte, welche für den Unkingewiehten ganz chaldäisch klingen. Besonders werden viel Zahlen ausgesprochen, so daß man in Versuchung kommt, die Anwesenden für Schüler und Nachfolger des berühmten Pythagoras zu halten, der bekanntlich seine religiöse und philosophische Weltanschauung auf Zahlen gründete.

Interessant für den Beobachter dürfte das bewegte Mienenspiel sein, welches sich in den Gesichtern der Mitglieder dieser eigenthümlichen Sekte kund giebt. Man erzählt von einem Maler, der mit einem Pinselstrich ein weinendes Kinderantlitz in ein lächelndes verwandelte. Dasselbe Wunder geschieht auch hier an jedem Tage hundertmal. Die Stimmung wechselt so schnell wie Sonnenschein und Regen im April. Fragt man aber nach der geheimnißvollen Ursache dieser erstaunlichen Wirkung, so läßt sich dieselbe nicht immer mit Bestimmtheit angeben. Sie liegt in der Luft, in den besondern tellurischen und atmosphärischen Einflüssen, welcher die Börse vor Allem unterworfen ist. Besonders machen sich die elektrischen Strömungen geltend, welche von den Telegraphen ausgehn und wieder zurückgehn. Schnell und furchtbar, wie der Blitz, zuckt es jetzt von einem Ende der Welt bis zum andern und die größten Häuser zittern vor dem vernichtenden Strahl, der oft aus heiterem Himmel niederfährt. Nur wenig Auserwählte ahnen das Gewitter ehe es zum Ausbruch kommt und bergen sich und das Metall, welches bekanntlich den Blitz anzieht, noch zur rechten Zeit. Kein Barometer kann die Schwankungen der Witterung so fein anzeigen, als diese Kundigen die leisesten Zeichen an ihrem Himmel beobachten. Doch selbst der Klügste wird oft überrascht und mit all seiner Weisheit zu Schanden. Das launenhafte Glück spottet jeder Berechnung, und der Krösus von gestern schleicht heut als Bettler umher.

Dieser plötzliche Umschlag des Geschicks hat die Börse toleranz und human gemacht. Der Unterschied der Religion ist schon längst

Digitized by Google

geschwunden, Christ und Jude sind ja Mitglieder derselben freien Gemeinde und verehren einen Gott. Der Kredit ersetzt den Glauben, und wer Kredit hat, wird schon hienieden selig. Aus demselben Grunde stammt eine Humanität, welche wirklich erhebend ist. Nirgend als an der Börse findet man wahreres Interesse und eine innigere Freundschaft. Keine Mutter kann sich mehr um das Wohlergehn ihres einzigen Kindes bekümmern, als die Mitglieder dieser Gesellschaft um einander besorgt sind. „Was macht Herr Meyer? wie steht Herr Wolf? wie geht es Herrn Hirsch?" hört man täglich und stündlich fragen. Ja, die Theilnahme geht so weit, daß das Mißgeschick, welches den Einen der Genannten trifft, oft dem Andern heiße Thränen entpreßt. Die politische Verfassung der Börse ist entschieden schlinkratisch. Die Herrschaft befindet sich in den Händen Weniger. Die Besten, das heißt die Reichsten, führen ein unbestrittenes Regiment, dem sich alle Uebrigen fügen. Zwar giebt es da eine Art von konstitutionellem König, der in Frankfurt a. M. thronen soll, ein Sproß aus dem Stamme Davids, von dem prophezeiht worden, daß er die Welt regieren wird, aber neben ihm sind noch viele kleinere und größere Fürsten und Pairs vorhanden, welche fast in jeder bedeutenderen Stadt ihren Sitz aufgeschlagen haben und ziemlich unabhängig herrschen."

Mit obigen Worten beginnt der dritte Band der „Stadtgeschichten von Max Ring", welcher auch diesen besondern Titel hat.

Die Hauptperson der Geschichte ist ein Bankier, Herr Werth, der Erbe einer soliden hochgeehrten Firma, ein Matador unter den Kaufleuten der Residenz. So glänzend auch seine Erscheinung und Umgebung, so splendid Herr Werth ist, wenn es sich darum handelt, sich und sein Haus der Welt zu zeigen oder auch einer gefeierten Tänzerin seine Huldigungen darzubringen, der Wurm nagt doch schon lange an — dem Hauptbuche. Der alte wackere Buchhalter Berger entdeckt mit Entsetzen, daß nicht Alles jetzt stimme wie früher bei dem alten Herrn, aber finden kann er den Fehler nicht, so lange er auch sucht. Dieser Fehler im Hauptbuche ward ein Nagel zu seinem Sarge und ein zweiter das Verhältniß des Principals zu einer Tänzerin, welches ihn wieder in ein anderes zu einem Wucher-Brüderpaar, Bernhard und Samuel Rosenberg, bringt. Berger, dem Tode nahe, überträgt die Führung des Hauptbuches einem jungen Commis, Adolph Mertens, und stirbt ohne den Fehler gefunden zu haben; der neue Buchhalter ist glücklicher — das Buch ist verfälscht, verfälscht von Herrn Werth's eigener Hand; Mertens säumt nicht, ihm seinen Fund zu entdecken, Herr Werth nicht, nach England zu entfliehen; von dort wird er durch List eines hochadeligen Freundes, des Baron Portheim, der seine Tochter heirathen wollte und, wenn man will — denn eigentlich war an Herrn Werth nicht viel mehr zu verderben, er war, wie wir erst am Schlusse erfahren, schon frühzeitig ein mauvais sujet — als sein Mephistopheles erscheint, zurückgelockt und stirbt als Wahnsinniger.

Das Gegenstück zu dem leichtsinnigen Speculanten ist seine stille, gute Frau; die Tochter Anna hat Adolph Mertens, dem Spender ihrer kleinen Wohlthaten, schon als Kind ihre Liebe zugewandt, und die Jungfrau sie ihm treu bewahrt. Er, der Sohn einer Schwester der steinreichen Rosenbergs, die den Glauben ihrer Väter verlassen und sich mit einem Christen verehelicht, deshalb von den Brüdern verstoßen ist, wird, nach einer Versöhnungsscene an Bernhard's Sterbestuhl — er stirbt auf einem alten braunen abgeriebenen Lederstuhle — vom Oheim Samuel unterstützt, setzt unter der Firma Werth u. Comp. das Geschäft des Werth'schen Hauses fort und heirathet seine Anna.

Wenn nun die Gebrüder Rosenberg gewiß Alles eher sind als edle Juden, eben so wenig wie Herr Werth ein edler Christ, so kommt doch auch in dieser Geschichte wieder ein wackerer Jude vor; es ist der alte Makler Lazarus, der keinen Witz zurückhalten kann; er wohnt bei der Witwe Mertens, hilft ihr, so weit seine nicht all zu bedeutenden Mittel reichen, ist der Protector Adolphs, der durch seine Vermittelung die Stelle auf Werth's Comptoir erhalten hat und von ihm zum vollkommenen Rechner gebildet, den alten Mann eben so sehr wie seine Mutter liebt. Mit den Wuchrern hat er keinen Verkehr, und dennoch, als Bernhard's letzte Stunde naht, da eilt er auf seinen Wunsch zu ihm, sagt mit ihm die Sterbegebete, die Bußlieder auf dem Todtenbette gläubiger Juden, und führt dann die Schwester und ihren Sohn ihm zu. — Als Werth seine Gattin und seine Kinder verlassen, da erging in der Stadt und an der Börse über ihn ein schweres Strafgericht; „der alte Lazarus aber schüttelte den Kopf und sagte still für sich: O Welt! wie erbärmlich und gemein bist du. Wie eine Metze schmeichelst du uns, so lang' das Geld in unserem Beutel klingt und wendest dich ab, wenn die Börse leer geworden ist. Mit diesen Worten entfernte sich der Makler von dem Schauspiel, das ihm anwiderte."

Die in flüchtig entworfenen Umrissen nacherzählte Geschichte hat manche Vorzüge vor der, welche den Inhalt des zweiten Bandes der Stadtgeschichten bildet. Der Fälschungsakt jedoch leidet etwas an Unwahrscheinlichkeit; seit Jahren schon, gesteht Herr Werth dem jungen Mertens, habe er den unvermeidlichen Bankerott vor Augen gesehen und deshalb die Welt zu hintergehen gesucht, also das Hauptbuch gefälscht. Nun ist es kaum zu begreifen, daß der Buchhalter das Schwanken des alten Hauses gar nicht verspürte und die, von Mertens gleich erkannte Handschrift des Fälschers nicht bemerkte. H.

Miscelle.

Leider ist auch der Herr Dr. Overweg, über dessen kühne Forschungs-Expedition in Mittel-Afrika wir unsern Lesern mehrere Male interessante Mittheilungen zu machen hatten, dem den Europäern so gefährlichen Clima jener Regionen unterlegen. Er ist, erst 30 Jahre alt, am 27. September v. J. zu Kuka, von wohin seine letzten wissenschaftlichen Berichte datirt waren, gestorben. Seine bedauernswerthen Eltern haben in ihm ihren einzigen Sohn, und die Wissenschaften einen so eifrigen als tüchtigen Förderer verloren.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 19. Sonnabend, den 5. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Kleine Lieder von Heinr. Zeise ..... Seite 145
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... „ 146
Literatur:
Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle.... „ 149
Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow..... „ 150
Miscellen..... „ 152

Kleine Lieder

von Heinr. Zeise.

I.

Trinklied.

Im Kreise lustjubelnder Zecher,
Geschmückt mit Epheu das Haupt,
Erheb' ich den funkelnden Becher,
Von duftenden Rosen umlaubt.
Ich weih' ihn, wie leuchtet er golden,
Der Holden,
Die Ruh' mir und Frieden geraubt.

Ihr singt von Schwertern und Fahnen,
Wan schiert mich der zwecklose Streit?
Ihr denkt hochherziger Ahnen,
Die muthig dem Kampf sich geweiht.
Ich lasse den Becher ertönen
Der Schönen,
Der lieblichen, rosigen Maid.

Ach, Mädchen, Blumen und Lieder,
Das sind die geheiligten Drei,
Die machen von Sorgen uns wieder,
Den bangen, den sorgenden, frei.
Drum lasset die Töne uns weihen
Den Dreien,
Der Liebe, dem Lied und dem Mai.

II.

Liebeszwang.

Sag', was treibt die Nachtigall
Und den Fink' zum Singen?
Daß die Lieder überall
Laut und festlich klingen?

Sage, weshalb treibt der Baum
Bei dem milden Wetter,
Seiner Knospen zarten Saum?
Und den Schmuck der Blätter?

Weshalb fließt vom Berg zu Thal
Murmelnd laut die Quelle?
Weshalb glänzt der Sonnenstrahl
Auf der klaren Welle?

Weshalb fliegt zum Felsenkamm
Adler, Weih' und Geier?
Weshalb fühlt das zarte Lamm
Auf der Flur sich freier?

Digitized by Google

O, ein unnennbarer Zwang,
Dem sich alle neigen,
Lockt die Lerchen zum Gesang,
Knospen aus den Zweigen.

Treibt zu Thal die Wage klar,
Und zur Felsenspitze
Geier, Falken, Weih' und Aar
In das Reich der Blitze.

Und ich singe, weil ich muß,
Tausend Lieder drängen;
Würde sonst der Worte Fluß
Nicht die Brust mir sprengen?

III.

In den Frühlingstagen.

In den Frühlingstagen
Hört' ich im Gefild,
Nachtigallen schlagen,
Sprosser, weich und mild.

Duft'ge Blumen sprangen
Aus der Erd' hervor,
Hirtenlieder klangen,
Flöte scholl und Rohr.

Und an den Syringen
Röthlich, weiß und blau,
Goldne Käfer hingen
Licht wie Morgenthau.

Ach, sie ist entschwunden,
Jene schöne Zeit,
Und des Lenzes Stunden,
Sind so fern, so weit.

Aber im Gemüthe
Leuchtet mild und fein,
Noch des Lenzes Blüthe,
Und der Sonne Schein.

Und ich laß sie strahlen,
Wenn es stürmt und schneit,
Daß den Lenz sie malen
Mir zur Winterszeit.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Abbé Lenfant. — Die Frau von Fausse-Landry. — Mademoiselle de Sombreuil.

Es war gegen 10 Uhr Morgens am 3. September, als die Metzeleien im Gefängniß der Abtei auf's Neue begannen. Schon in der Frühe waren Gefängnisse erbrochen und einzelne Gefangene ermordet worden, Maillard und seine Geschworenen nahmen aber erst zur angegebenen Zeit ihre Sitze wieder ein, und da füllten die auf ihr Pusten zurückgekehrten Mörder die Straße auf's Neue mit Strömen Blutes, die Lüfte mit wildem Gebrüll.

In diesem Augenblicke verschwanden auch die letzten Illusionen Derjenigen, die deren noch gehegt hatten, und zwei Priester, die noch am Leben waren, die Abbé's Lenfant und Chapt de Rastignac, bestiegen die Tribüne der Kapelle, um den dort befindlichen neunzehn Verhafteten den Segen in articulo mortis zu ertheilen.

Der Jesuit, Pater Lenfant, am 9. September 1726 zu Lyon geboren, hatte Frankreich nach der Vertreibung seines Ordens im Jahre 1762 verlassen und war Prediger bei dem Kaiser Joseph II. geworden. Er ist nicht, wie es geheißen hat, Beichtvater Ludwig's XVI. gewesen. Seine Leichenrede auf den Dauphin und auch die auf den Herzog von Belsence haben ihm großen Ruf verschafft.

Der Leser wird sich noch einer Depesche erinnern, welche die Mörder am 2. September, vor dem Blutbade in dem Gefängnisse, aus dem Stadthause erhielten und die folgendermaßen lautete:

„Es wird Euch befohlen, alle Gefangenen der Abtei, ohne Unterschied, abzuurtheilen, mit Ausnahme des Abbé's Lenfant, den Ihr an einen sichern Ort bringen sollt."

Was war es, das dem Prediger Joseph's II. und Ludwig's XVI. diese Begünstigung der Gemeinde, die ihn dem gemeinsamen Loose entriß, das den treuen Priestern vorbehalten war, zuwandte? Das hatte darin seinen Grund, daß einer der drei Mörder, welchen Panis sich zugesellt hatte, um den leitenden Ausschuß der Metzeleien zu bilden, sein Bruder war.

Maillard und seine Geschworenen wußten sich den Grund dieser Ausnahme Anfangs nicht zu erklären, und da die Todtschläger sie nicht gerne anerkennen zu wollen schienen, so schrieb Maillard an den Ueberwachungs-Ausschuß, um sich die nöthige Auskunft und weitere Befehle zu erbitten. Panis und Sergent antworteten ihm darauf durch folgende Depesche:

„Auf die im Namen des Volkes durch einen Bürger, der Ueberbringer einer von Maillard unterzeichneten Ordre war, gestellte Anfrage erklären wir dem Volke, daß dem öffentlichen Besten sehr daran gelegen ist, daß der Abbé Lenfant erhalten bleibe, jedoch nicht in Freiheit gesetzt, sondern vielmehr scharf bewacht werde. Wir werden das Protocoll und die anderweitigen Actenstücke zu gelegener Zeit zur Aufklärung unsern Brüdern vorlegen. Augenblicklich sehen wir uns durch die begreiflich überhäuften öffentlichen Angelegenheiten behindert, möglichst Weise zwei Stunden darauf zu verwenden das fragliche Protocoll aus der Menge unsrer Protocolle herauszufinden.

„Auf der Mairie, den 3. September, im vierten Jahre der Freiheit und im ersten der Gleichheit.

(Folgen die Unterschriften.)

Digitized by Google

Dieser so bestimmt ausgesprochene Befehl erhielt dem Abbé Lenfant am 3. September das Leben, wie er es am 2. gethan hatte. Es hatte selbst Tags vorher, beim Eintreffen der ersten Depesche, welche den Abbé Lenfant von den dem Tode bestimmten Gefangenen ausnahm, eine augenblickliche Bestürzung stattgefunden, indem man fürchtete, er möchte schon mit den andern, auf dem Hofe der Abtei gemordeten, Priestern umgekommen seyn. Es machte sich deshalb einer der Mörder daran, die durch Blut und Staub unkenntlich gewordenen Gesichter der auf dem Pflaster hingestreckten Leichen der Priester mit einem Schwamm abzuwaschen, um zu sehen, ob sich die des Abbé's Lenfant mit darunter befände.

Der Abbé Chapt de Rastignac, aus einem alten und illustren Hause des Perigord, das Limoges Bischöfe und Tours Erzbischöfe gegeben hatte, war Doctor der Sorbonne, Abbé von St. Mesmin, General-Vicar von Aedes und vormaliger Deputirter der Geistlichkeit von Orleans zur constituirten Versammlung. Er war 78 Jahr alt und hatte sich durch mehrere Schriften bemerklich gemacht.

Eine junge und muthige Dame, die Marquisin de Fausse-Lendry, geborne de Paysac de Rastignac, hatte es sich gleich den Demoiselles de Sombreuil und Cazotte als eine Gunst erbeten, mit in das Gefängniß der Abtei aufgenommen zu werden, um jenem Greise, der ein Bruder ihrer Mutter war, ihre Pflege zu widmen.

Diese beiden Priester waren es, die von der Tribüne der Kapelle herab ihre unglücklichen Gefährten aufforderten, sich in die Knie zu werfen, um ihren Segen zu empfangen.

„Sie verkündigten uns," sagt de Jouegniac Saint-Meard, „daß unsre letzte Stunde herannahe, und forderten uns auf, uns zu sammeln, so daß sie uns den Segen ertheilen könnten. Da fielen wir insgesammt, wie von einer unerklärlichen Gewalt dazu angetrieben, in die Knie und empfingen den Segen mit gefaltirten Händen.

„Im Begriff, vor dem höchsten Wesen zu erscheinen, und vor zweien seiner Diener knieend, boten wir ein Schauspiel dar, das sich nicht beschreiben läßt. Das Alter dieser beiden Greise, ihre Stellung über uns, und der über unsern Häuptern schwebende und uns von allen Seiten umgebende Tod — alles dieses gab dieser Ceremonie einen erhabenen und schauerlichen Anstrich; sie brachte uns der Gottheit näher, gab uns neuen Muth. Jedes Raisonnement war eingestellt, und der Eindruck bei dem Kältesten und Ungläubigsten eben so mächtig, als bei dem Feurigsten und Gefühlvollsten.

„Eine halbe Stunde später wurden diese beiden Priester gemordet, und wir hörten ihr Todesgeschrei."

Der Abbé Chapt de Rastignac kam am ersten, gegen eilf Uhr, um. Er war Tags vorher von der Frau von Fausse-Lendry, seiner Nichte, die mit den Demoiselles de Sombreuil, Cazotte, le Laperouse und der Frau Fürstin von Tarent in einem kleinen Gemache eingeschlossen war, getrennt worden. Manuel, der am 3. September gegen 7 Uhr in's Gefängniß gekommen war, hatte der Frau von Fausse-Lendry Trost eingesprochen und gesagt: „Seien Sie unbesorgt, Madame, es wird ihm nichts geschehen, ich verbürge es mit meinem Kopfe." Er setzte dann noch hinzu: „Erwähnen Sie Ihres Onkels nicht; Sie würden nur an ihn erinnern, während man ihn außerdem vergessen wird."

Aber die Zärtlichkeit und die Hingebung der Frau von Fausse-Lendry sahen sich getäuscht. Der Gefängnißaufseher Delavacquerie hatte ihr versprochen, sie zu rufen, wenn nach ihrem Onkel gefragt würde. Gegen 9 Uhr schrieb ihr der Abbé Chapt de Rastignac ein Billet, worin er sich darüber beklagte, daß sie nicht zu ihm gekommen wäre, und ihr anzeigte, daß man ihn freigeben und nach seiner Wohnung bringen würde. Diese Zusage war aber nur ein Trug gewesen: man führte ihn zum Tode!

Der Abbé Chapt de Rastignac wurde eben in einem Augenblick vor Maillard gebracht, wo sich ein Maler, Namens Bonneville, bei diesem eingefunden hatte, um im Namen seiner Section die Herausgabe von drei Gefangenen zu verlangen. „Drei Gefangene!" riefen die Subjecte, die sich Richter nannten, aus; „das ist viel." — Aber sie sind unschuldig, entgegnete Bonneville. — „Nun, gedulden Sie sich ein wenig," sagte der Präsident darauf, „ich will denen draußen einen Knochen zu nagen geben, und Sie hernach befriedigen." Es war der Abbé Chapt de Rastignac, der in diesem Augenblick den Mördern überantwortet wurde, während man die reclamirten drei Individuen auslieferte.

Die Frau von Fausse-Lendry erfuhr erst Abends das furchtbare Loos, das ihren Onkel getroffen hatte. Gegen 3 Uhr wurden die Frauen vor das Tribunal gerufen, doch schämten sich Maillard und seine Geschworenen, diese Unglücklichen, die mit Ausnahme der Frau Fürstin von Tarent sämmtlich in freiwilliger Haft waren, zu morden.

„Bald," berichtet die Frau von Fausse-Lendry, „wurden die Frauen aufgesucht, um sie in's Verhör zu führen. Man brachte uns nach einer Schreibstube, wo schon eine Menge Gefangener ihren Tod gefunden hatten. Die Richter, aus welchen das Blut-Tribunal bestand, wollten uns aber nicht abhören und schickten uns zu unserem Gemache zurück.

„In diesem Augenblicke gingen uns aber Männer, die mit Säbeln und Pistolen bewehrt waren und von Blut trieften, nach. Die Trunkenheit vom Wein und Morden leuchtete aus ihren schrecklichen Gesichtern, sprühete aus ihren Blicken. Sie erzählten uns mit einem barbarischen Wohlbehagen, in welcher Weise die Aristocraten abgethan würden, und das Grausen, das uns diese Schilderung einflößte, war diesen Kannibalen ein neuer Gegenstand der Wonne."

Eine Art unglückschwangere Ahnung veranlaßte die Frau von Fausse-Lendry, sich nach ihrem Onkel umzusehen, als derselbe schon seit mehreren Stunden unter den Todten war. Ihrer Ungeduld nicht mehr mächtig, verlangte sie noch beim Einbruch der Nacht, zu Maillard geführt zu werden.

„Ich gelangte," erzählt sie, „mitten zwischen Säbeln und Piken hindurch zum Präsidenten. Dieser Mann, an dem nichts Menschliches war, als die äußeren Züge, saß vor einem Tische, von Leichensuckein umgeben; sein Anzug war von Blut befleckt, und seine rollenden Augen schienen nach dem Morde der Unglücklichen zu lechzen, zu deren oberstem Richter ihn das Verbrechen gemacht hatte."

Nach einem kurzen Verhör, das Maillard mit der Frau von Fausse-Lendry angestellt hatte, und worin sie ihm erklärte, daß sie freiwillig in's Gefängniß gegangen sei, um einen Greis zu pflegen, sagte er zu ihr: „Madame, da haben Sie sehr unvorsichtig gehandelt; aber Sie sind frei, und können gehen."

Digitized by Google

Diese Aufforderung zum Gehen war aber ein Verrath, und wenn sie ihr gefolgt, wäre sie des Todes gewesen. „Einer der Richter," erzählt sie weiter, „der mich aufmerksam angehört hatte, sagte indeß zu mir: „Nein, Madame, gehen Sie jetzt nicht, der Augenblick ist nicht günstig, kehren Sie vielmehr zu Ihrem Gemache zurück, ich werde es Ihnen wissen lassen, wann Sie dasselbe ohne Gefahr werden verlassen können." — Da sagte aber ein Mensch in einer kurzen Jacke zu mir: „Hören Sie darauf nicht; wenn Sie gehen fort wollen, will ich Sie schon fortschieben, und Sie sollen bald draußen sein." Aber hinausgeschoben werden war gleichbedeutend mit erschlagen werden.

„In dem Verlangen, zu meinem Onkel zu kommen, erschien mir dieser Mensch als mein besserer Rathgeber, und ich folgte ihm zu dem verhängnißvollen Verhörzimmer, wo schon so viele wackre Leute den Tod gefunden hatten. Plötzlich fühlte ich mich bei dem Arm ergriffen, den ich frei hatte, und hörte eine Stimme, die mir zurief: „Sie sollen nicht hinaus!" Meine Verblendung war aber so groß, daß ich den dienstfertigen Mann, der mich retten wollte, zurückstieß und aus allen Kräften den Henker unterstützte, der mich morden wollte. Dies Ringen hat bei zehn Minuten gewährt.

„Als endlich die Thür geöffnet war und ich im Begriff stand, die verhängnißvolle Schwelle zu überschreiten, da rief der Mann, der mich noch immer zurückzerrte, aus: „Lass', lass', oder ich lass' Dich erschießen!" Das ließ der Mörder sich nicht zweimal sagen, er machte, daß er fortkam. Es war ein Herr, der sich Pochet nannte, dem ich die Erhaltung meines Lebens verdankte."

Um 9 Uhr Abends kam der wackre Mann, welcher der Frau von Fausse-Lendry das Leben gerettet hatte, um sie auch aus dem Gefängnisse zu holen. „Er hatte," erzählt sie, „noch einen Kameraden, der eben so menschlich dachte, wie er selber, bei sich. Diese beiden braven Männer boten mir ihren Arm. Als die Thür sich öffnete, da sah ich nichts als Säbel und Piken um mich her, so daß ich mich nicht rühren konnte. Unter meinen Füßen rann Blut. Ha! unstreitig war es sein Blut, in welchem ich watete, und ich trat auf Hände, auf Arme, welche den Unglücklichen so oft eine Stütze gewesen waren, die mir so oft geholfen hatten. O, mein Gott, mein Gott, verleihe mir die Kraft, den Kummer zu ertragen, der mich erdrückt! . . . Meine Retter verlangten, daß man mir Gnade wiedersehen lassen sollte, und ihrem Verlangen wurde gewillfahrt. Ich bin es wohl nicht würdig gewesen, eines so glorreichen Todes zu sterben!"

Jourgniac Saint-Meard hat sich in dem Todestage des Abbé's Lenfant geirrt, und mit seiner Angabe, dessen Todeszeit zugleich mit dem des Abbé's von Rastignac gehört zu haben, auch Prittler und all' die andern Schriftsteller, die sich an sein Zeugniß gehalten, irre geführt.

Zwei Apologisten der September-Gesellen, die Herren Macrast und Dupont, haben selbst geglaubt, diesen, Jourgniac zufolge am 3. September stattgefundenen, Tod des Abbé's Lenfant zu der Folgerung benutzen zu können, daß jene Metzeleien nicht von dem Ueberwachungs-Ausschuß in der Mairie ausgegangen seien, indem die wiederholten Befehle von Panis und Sergent nicht im Stande gewesen wären, dem Bruder eines ihrer Collegen das Leben zu retten.

Aber die Befehle von Panis und Sergent, welchen zufolge der Abbé Lenfant von den Metzeleien ausgenommen und an einen sichern Ort gebracht werden sollte, sind allerdings von Maillard pünktlich befolgt worden. Der Abbé Lenfant ist nicht in den eigentlichen Metzeleien der Abtei, die mit dem 4. September ein Ende nahmen, sondern am 5., als in der Abtei Alles vorbei war, durch einen unglücklichen Zufall, auf der Straße umgekommen.

In dem Gefangenregister der Abtei steht neben dem Namen des Abbé Lenfant die Bemerkung: „Gestorben den 5. September;" und Maton de la Varenne beschreibt sein Ende folgendermaßen:

„Man ließ ihn gehen, nachdem man ihm Alles abgenommen hatte, was er besaß, schickte ihm aber jemand nach, der die Weiber auf ihn aufmerksam machte, wonach diese schrieen: da geht der Beichtvater des Königs! Er wollte sich nun durch die Flucht retten, wurde aber bald eingeholt und nach der Straße Bussy zurückgeführt, wo man ihn, dem Gefängnisse gegenüber, vor dem, von einem frommen Manne, Namens Wilhelm Jacob Vandenberg, der noch am Leben ist und uns die Sache bezeugt hat, bewohnten Hause umbrachte."

So endeten die beiden Priester, welche von der Tribüne der Kapelle herab des Himmels Verzeihung über die vor ihnen knieenden unglücklichen Gefährten erfleht hatten.

Fast um dieselbe Stunde, wie der Abbé von Rastignac, wurde der Marechal-de-Camp, Commandeur des St. Ludwigsordens und seit 1786 Gouverneur der Invaliden, Marquis von Sombreuil, vor Maillard gerufen. Er hatte seine Tochter bei sich, deren Name in den Geschichtsbüchern der kindlichen Pietät ewig geehrt bleiben wird.

Mademoiselle de Sombreuil hatte im Gefängnisse nur ein Ziel vor Augen: den Vater retten, oder mit ihm sterben.

Es war gegen eilf Uhr, als Herr von Sombreuil vor das Tribunal gerufen ward. Die Verhandlung währte lange und war erschütternd. Seine, von Natur nur schwächliche, Tochter entwickelte eine übermenschliche Energie, in Allem das Wort führend und jede Beschuldigung widerlegend. „Sie rührte durch ihre natürliche Beredtsamkeit," sagt Maton de la Varenne, „dermaßen, daß man zu dem Beschluß kam, über ihn weitere Erkundigungen einzuziehen. Es fanden sich einige aus dem wüthenden Haufen, die sich bereit erklärten, die verlangten Aufschlüsse zu geben. Da gab sie wieder jede Hoffnung auf, und ermuthigte ihren Vater zum Sterben, unter dem erneuerten Versprechen, mit ihm in den Tod zu gehen."

Pierlot, ein Deputirter der Ardenne, hat die Angabe Maton's de la Varenne in einem Berichte, welchen er am 18. Ventose des Jahres III. — den 8. März 1795 — dem Convent abgestattet, bestätigt und vervollständigt.

„Zur Zeit der September-Metzeleien," heißt's darin, „hat sie ihren Vater länger als fünfundzwanzig Stunden mit ihrem Leibe bedeckt, ihn viermal dem Blutgerichte entrissen. Ihre Anstrengungen, ihre Hingebung bewogen einige Zeugen dieser erschütternden Scenen, um einen Aufschub nachzusuchen und bei den Invaliden, so wie bei der Section Gros-Caillou, Erkundigungen über den unglücklichen Greis einzuziehen. Beiderseits wurde ihm das befriedigendste Zeugniß hinsichts seines Bürgersinnes, seiner Menschlichkeit und seines Gefallens am Wohlthun ertheilt."

Digitized by Google

Nach mehrstündigem Kampfe und schauerlicher Spannung gelang es dem Fräulein von Sombreuil, die Richter ihres Vaters zu erweichen: Maillard sprach seine Freilassung aus, und das heldenmüthige junge Mädchen hatte die Mörder dermaßen hingerissen, daß sie sie nebst ihrem Vater, der von der Bewunderung seines Kindes mehr angegriffen war, als von seinen fünfunddreißig Wunden, im Triumph hinaus auf die Straße trugen.

Eine lange, durch Dichter geweihte, Sage giebt an, die Richter des Herrn von Sombreuil hätten dessen Tochter gezwungen, das Leben ihres Vaters damit zu erkaufen, daß sie ein Glas mit Blut getrunken. Die Geschworenen Maillard's waren sicher schon die Leute, um solch' ein Lösegeld vorzuschreiben, und das Fräulein von Sombreuil würde sich in der hohen Größe ihrer Zärtlichkeit und ihres Muthes auch wohl dazu verstanden haben; die Wahrheit erfordert aber, diese Sage für unbegründet zu erklären.

Die Frau von Fausse-Landry, die sich mit dem Fräulein von Sombreuil in einem und demselben Gemache befand, und die mit Rührung von deren heroische Hingebung spricht, erwähnt des Glases Blutes mit keiner Silbe.

Auch Peltier, der sich während der Septembre-Metzeleien in Paris befunden, und sein so merkwürdiges und genaues Buch zu Anfang des Jahres 1793 herausgegeben hat, gedenkt desselben nicht.

Der Bericht Pirlte's, der im Interesse des Fräulein von Sombreuil und nach ihren Angaben abgefaßt ist, schweigt ebenfalls ganz und gar in diesem Punkte.

Mit ihrem Vater und ihrem jüngeren Bruder verhaftet, wurde das Fräulein von Sombreuil am 31. December 1793 nach dem Gefängniß in Bourbe abgeführt. Einer der Gefangenen erwähnt dieses Umstandes in seinem Tagebuche in folgender Weise:

„Am 11. Nivose des Jahres II. Es wurde auch die Familie Sombreuil, der Vater, der Sohn und die Tochter eingebracht. Es ist aller Welt bekannt, daß diese muthige Bürgerin sich in den Septembertagen zwischen ihren Vater und das Eisen der Mörder warf, und daß es ihr gelang, ihn ihren Händen zu entreißen. Seitdem hatte ihre Zärtlichkeit nur noch zugenommen, und all' ihr Trachten war darauf gerichtet, ihren Vater zu verpflegen, wiewohl sie seit der bedauerlichen Epoche allmonatlich drei Tage lang an den fürchterlichsten Krämpfen litt. Wenn sie im Saal erschien, hafteten Aller Augen auf ihr und füllten sich mit Thränen."

Man sieht, daß auch in dieser Beschreibung, obwohl der Zeit der Metzeleien nahe, von dem Glase Blut keine Rede ist.

Die erste geschriebene Spur der Sage, laut welcher das Fräulein von Sombreuil ein Glas Blut getrunken haben soll, um ihrem Vater das Leben zu retten, findet sich in einer Note des Mérite des femmes von Legouve, das im Jahr 1801 erschienen ist. Victor Hugo hat sie dann in einer Ode, unter dem Titel: Fräulein von Sombreuil, gegeben, und Thiers sie nachdem ohne weiteres in seine „Geschichte der französischen Revolution" mit aufgenommen.

Das Fräulein von Sombreuil verlor ihren Vater und ihren jüngern Bruder, letzteren in dem Alter von 26 Jahren, am 10. Juni 1794, wo sie das Schaffot besteigen mußten, und ihren ältern Bruder, Carl von Sombreuil, im Juni 1795, wo er, nach der Expedition von Quiberon, zu Vannes erschossen ward.

Nachdem sie nach dem 9. Thermidor das Gefängniß und Frankreich verlassen hatte, hat sie einen Emigranten, den Grafen von Villeiume, geheirathet, der unter der Restauration zum Gouverneur des Filials der Invaliden zu Avignon ernannt worden war, wo sie im Jahr 1823 gestorben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. (Vierter Jahrgang 1851.) Mit vier Tafeln. Berlin, 1852. Wiegandt und Grieben. (6 u.) 306 Seiten. Gr. 8.

Jahresbericht etc. Fünfter Jahrgang 1852. 1. 2. Heft. Mit drei Tafeln. Ebendas. 1852. 208 Seiten. Gr. 8.

Mit welcher rastlosen Thätigkeit die Mitglieder des Vereins, die Wissenschaften, welchen er gewidmet ist, durch gründliche Forschungen und gediegene Abhandlungen, in denen die Ergebnisse derselben dargelegt werden, zu fördern, auch in dem verflossenen Jahre und der ersten Hälfte des nun bald vollendeten Jahres sich bestrebt haben, dafür liefern der Jahresbericht von 1851 und die beiden ersten Hefte desselben von 1852 die vollgültigsten, erfreulichsten Beweise.

Die Auszüge aus den Sitzungsprotokollen von 1851 füllen S. 1 — 66; S. 66 — 78 zeigen die Vermehrung der Vereinsbibliothek seit Januar 1851 (100 Nummern; 37 Dissertationen und 5 einzelne Abhandlungen) und geben das Verzeichniß der Mitglieder seit dem 21. Juni 1848 (69 wirkliche, 9 Ehren-Mitglieder). Dann folgen 18 Aufsätze, nämlich: Das Genus Inoceramus und seine Verbreitung in den Gosaugebilden der östlichen Alpen (Taf. I.) v. L. Fr. Zekeli in Wien. — Ueber die Stellung verschiedener Legirungen und Amalgame in der thermoelektrischen Spannungsreihe, v. W. Rollmann in Stargard. — Anleitung zur Beobachtung der Thierinsekten. Aus dem Nachlasse des verst. Prof. Chr. Nitzsch mitgetheilt v. C. G. Giebel. — Ein Wort über Walper's Repertorium botanices systematicae, v. Aug. Garcke. — Beitrag zur geognostischen Kenntniß der Umgegend von Goslar (Taf. II. III.) v. Fr. Ulrich in Osler. — Le Safran de la Roche-Foucault. A Poitiers, par Engilbert de Marnef. 1586 in 4to., v. Graf Henckel von Donnersmarck in Merseburg. (Bibliographische Notiz über diese seltene anonyme Schrift.) — Bericht über die diesjährige vom Gartenbau-Verein in Magdeburg veranstaltete Blumen-Ausstellung, v. Th. Schuchardt in Magdeburg. — Beitrag zur Flora der Gegend um Magdeburg, v. C. Bertram in Dresden. — Die Goniatiten und Ceratiten in ihrem Verhältnisse zu den Familien der Ammoniten, v. C. G. Giebel. — Der Bergsturz bei Magyarörkeresk in Siebenbürgen (Taf. IV.), v. C. J. Andreae. — Ueber den Pimelit, v. W. Baer. — Ueber die qualitative Untersuchung organischer Substanzen auf ihre unorganischen Bestandtheile, v. W. Heintz. — Die antediluvianische Säugethierfauna Deutschlands, v. C. G. Giebel. — Die Säugethiere und Vögel in dem Knochenbreccie bei Goslar, v. demselben. — Paläontologische Mittheilungen, v. dems. — Ueber Braunkohlen, v. W. Baer. —

Digitized by Google

Der Electromagnetismus als bewegende Kraft, v. dems. — Meteorologische Beobachtungen, aufgezeichnet zu Halle a. d. S. für den naturwissenschaftlichen Verein im Jahre 1851, v. F. Weber.

In den beiden ersten Heften des Jahrgangs 1852 sind die Auszüge aus den Sitzungsprotokollen auf S. 1 — 37 und S. 119 — 134. Weber's meteorol. Beobachtungen S. 7 — 9, 32 — 35 und 134 — 139, F. L. Kaulfuß, Nekrolog, S. 38, Giebel's Rechenschaftsbericht über das vierte Vereinsjahr S. 127 bis 133 enthalten und 12 Aufsätze: Ueber Erscheinungen an Glasstäben, die durch eine Flamme gezogen worden sind, v. W. Heintz. — Ueber eine neue Methode, den Stickstoff dem Volumen nach zu bestimmen, v. dems. — Beiträge über die Verhältnisse der Soolquellen und Steinsalzablagerungen (im Magdeburg-Halberstädt'schen Becken. Taf. I.). v. C. Reinwarth. — Physikalische Notizen (Taf. II. III.), v. F. Strehlke in Danzig. — Verzeichniß der in den Gosaugebilden Oesterreichs vorkommenden Gasteropoden, v. L. Fr. Zekeli in Wien. — Chemische Analyse des Badesalzes, v. W. Baer. — Ueber die häufige Verwechselung von Malva coromandeliana L. und Sida carpinifolia L. fil., v. Aug. Garcke in Berlin. — Ueber Canzer quadrilobatus Desm. = Canzer Paulino-Würtembergensis Meyer, v. C. G. Giebel. — Ueber Herrn D. Brewster's neue Analyse des Sonnenlichts, v. H. Helmholtz in Königsberg. — Ueber die geologisch-geographische Verbreitung der tentakuliferen Cephalopoden, v. C. G. Giebel. — Ueber das Fett des Menschen, über den Wallrath und über eine neue Methode der Trennung der fetten Säuren, v. W. Heintz.

Wir entnehmen dem oben erwähnten Rechenschaftsbericht über das vierte Vereinsjahr noch Folgendes:

„Es wurden im Laufe des letzten Jahres 43 Sitzungen gehalten, in welchen 131 verschiedene Gegenstände theils in Vorträgen, theils in kürzeren Mittheilungen zur Verhandlung gebracht wurden. Es vertheilen sich dieselben auf die einzelnen Fächer unsrer Wissenschaft in folgendem Verhältniß:

Allgemeine Naturwissenschaft	5
Astronomie und physikalische Geographie	8
Physik, Meteorologie, Technologie	35
Chemie und Pharmacie	24
Zoologie, vergleichende Anatomie und Paläontologie	38
Botanik	9
Mineralogie und Geologie	12

Dreißig Mitglieder lieferten Beiträge zu den Verhandlungen und außerdem erfreuten uns zwei Gäste, Herr Professor Valkmann und Herr Dr. Schaum aus Berlin mit lehrreichen Vorträgen. Auch der Besuch der Sitzungen war ein ungleich zahlreicherer sowohl der Mitglieder als der eingeführten Gäste, indem die diesjährigen Protokolle 794, die vorjährigen nur 508 in den Sitzungen Anwesende aufzählen."

Typographisch sind die Jahresberichte sauber ausgestattet. Außer den lithogr. Tafeln ist noch S. 37 des Berichtes von 1851 zu Zuchold's Charakteristik der von Leichardt in Neuholland gesammelten Petasida ephippigera im Texte eine Abbildung derselben gegeben. H.

Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow. Vierte Auflage. Nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft bearbeitet von Carl v. Littrow, Director der kaiserl. königl. Sternwarte in Wien. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. Gr. 8.

Die zwei neuen Lieferungen (die dritte und vierte; das Werk ist mit der fünften und sechsten vollständig) des bereits in dieser Zeitschrift erwähnten Werkes, enthalten die Bogen 19—34 mit 39 Holzschnitten. Das Wissenswertheste über die Venus, den Mars (Schluß des 4. Kapitels); dann über die Asteroiden, den Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun ist im 5.—9. Kapitel vorgetragen; das 10. Kapitel ist dem Monde, das 11. den Monden der vier äußersten Planeten gewidmet. Eine belehrende Uebersicht des ganzen Planetensystems giebt das 12. Kap.; das sehr ansprechende, höchst interessante 13. Kap. handelt von den Kometen in allen Beziehungen. Die Anzahl, Entfernung und Größe der Fixsterne, die Doppelsterne, die veränderlichen Sterne, sind die Gegenstände des 14.—16. Kap. Die Sternhaufen und Nebelmassen des Himmels lernen wir im letzten (17.) Kapitel des zweiten Theiles kennen. Dann folgt der dritte Theil, welcher die physische Astronomie oder Gesetze der himmlischen Bewegung umfaßt; erstes Kapitel: Eigenschaften der Körper und der Anfang des zweiten: Allgemeine Schwere.

Als Probe theilen wir den 194. § und den Schluß des 195. § des Kapitels von den Kometen mit.

Einfluß der Kometen auf Krankheiten.

Daß die Kometen auf die Krankheiten der Menschen und Thiere und selbst auf die der Pflanzenwelt einwirken, ist so lange und so fest geglaubt worden, daß man kaum anstehen kann, sich auch ein wenig auf dieselbe Seite hin zu neigen. Eigentlich sollten die Aerzte über diesen Gegenstand gefragt werden, vorausgesetzt, daß sie die Natur der Kometen besser kennen, als die der Krankheiten, welche sie heilen wollen. Einer der neuesten hat es in seinem Werk: Illustrations of the atmospherical origin of epidemic diseases, Chilmsford 1829 übernommen, den Zusammenhang der Kometen mit großen Epidemien mit mathematischer Genauigkeit, wie er sagt, nachzuweisen, und er schließt dieses voluminöse Werk mit folgenden Worten: „Es ist daher ganz gewiß, daß seit dem Anfange unserer Zeitrechnung die ungesundesten Zeiten auch immer zugleich die an Kometen reichsten gewesen sind, und daß die Erscheinung dieser Himmelskörper stets von Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen und atmosphärischen Revolutionen begleitet waren, während man im Gegentheile in gesunden Zeiten nie einen größeren Kometen gesehen hat."

Und wie fängt Forster es an, diesen seinen Satz zu beweisen? — Er geht von Christi Geburt auf den heutigen Tag alle Jahre und alle Chroniken durch und bringt alle Leiden und Unfälle, welche in dieser langen Zeit das arme Menschengeschlecht betroffen haben, in eine endlose Liste zusammen. Auf dieselbe Weise spürt er auch den Kometen nach, die seit jener Epoche erschienen sind, und deren er gegen 500 zusammentreibt, die er alle neben den Krankheiten seines ersten Registers einträgt, wodurch

Digitized by Google

denn endlich ein gar herrliches und für den geneigten Leser wahrhaft erbauliches Inventarium von Noth und Elend, und zugleich von Kometen entstanden ist, die an allen jenen Drangsalen allein Schuld sein sollen.

Es scheint, daß ihm diese Arbeit nicht eben viel Nachdenken gemacht haben kann. Wie wir bereits oben gesehen haben, giebt es so viele Kometen, daß man beinahe auf jedes Jahr zwei derselben zählen kann. Unglücksfälle aller Art aber, die das armé Menschenvolk heimsuchen, giebt es wohl noch viel mehr, als zwei in jedem Jahre. Da es sonach am Himmel nicht an Kometen, und auf Erden nicht an Noth und Elend fehlt, so wird es keiner besondere Anstrengung erfordern, zu jeder Calamität auch einen Kometen als Sündenbock zu finden. Im Gegentheile, es wird sehr schwer, wo nicht unmöglich sein, auch nur ein einziges Jahr zu treffen, wo nicht das eine oder das andere dieser beiden Dinge eingetroffen wäre.

Ohne Zweifel wäre dieses traurige Inventarium des menschlichen Elendes, diese zweite Auflage einer „Reise durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers" unseres englischen Karls von Karlsberg eine ganz andere Gestalt erhalten haben, wenn es ihm beliebt hätte, ohne Vorurtheile und ohne vorgefaßte Meinung an sein Werk zu gehen, und wenn er nicht, was er in unsern Geschichtbüchern erst suchen sollte, schon zuvor als fixe Idee in seinem eigenen Kopfe gefunden hätte. Was soll es uns frommen, wenn wir z. B. bei dem Jahre 1665 lesen: Großer Komet und Pest in London." — Also doch eine Pest, aber warum nur in London? War der Komet nicht auch an andern Orten der Erde eben so gut, war er blos in London sichtbar? Warum brachte derselbe Komet, der die Pest nach London führte, sie nicht auch nach Paris, nach dem nahen Hamburg, nicht einmal nach Schottland oder Irland? Dann hätte also wohl jene Dame recht, die, als sie hörte, daß man den gefürchteten Kometen im nächstfolgenden Jahre 1832 in Paris erwarte, entgegnete, daß sie das wenig kümmere, weil sie dieses Jahr nicht in Paris, sondern bei ihren Verwandten in Neapel zubringen werde. — Was sollen uns ferner folgende Zusammenstellungen: „Anno 1668 erschien ein Komet, und in Westphalen war ein großes Sterben unter den Katzen. Anno ... war ein Komet und ein großes Ungewitter in Thüringen, das mehrere Bauern auf der Wiese erschlug. Anno ... Komet, und Klauenseuche des Hornviehes in Ostfriesland. Anno ... Komet und Aërolith in Schottland, welcher letzte eine Dorfkirche traf und das Räderwerk der Thurmuhr beschädigte u. s. w." Wohl hundertmal liest man in dem Buche: „Komet und Heuschrecken in Kalabrien; Komet und Ueberschwemmung in England; Komet und Erdbeben in Kleinasien; Komet und Feuersbrunst in Konstantinopel;" und was dergleichen Dinge mehr sind. Scheint es doch, als wollte der Verfasser absichtlich darauf ausgehen, die unverträglichsten Dinge mit einander zu paaren und Sachen zusammen zu koppeln, die himmelweit von einander liegen. Wenn es ihm, wie man glauben muß, nur darum zu thun ist, bei seinen Lesern Aufsehen zu erregen, so hätte er seine Kometen ganz gewiß auch eben so gut und eben so leicht noch ganz andere Verbindungen eingehen lassen können; z. B. Kometen und Hundegebell; Kometen und Hühneraugen; Kometen und leeres Geschwätz, oder Kometen und silberne Büchse, zu welchen letzteren besonders er die Beispiele ganz in der Nähe hätte finden können.

Wohl wär es zu wünschen, diesen Gegenstand mit dem Ernste behandeln zu können, den die Wichtigkeit der Sache, den die Befreiung von jedem Vorurtheile überhaupt verdient, wenn nicht eben jene sonderbare Behandlung desselben durch die Vorgänger einen ganz andern Ton gleichsam nothwendig gemacht hätte, und wenn es nicht, selbst unter den sogenannten gebildeten Ständen, noch gar so viele gebe, die keinen Anstand nehmen, sich diesen Thorheiten hinzugeben, während sie auf viel geringere und verzeihlichere mit einer Art von Selbstgefühl herabzusehen pflegen, das oft nur zu sehr verräth, daß auch hier ihre scheinbar bessere Kenntniß nicht sowohl auf Gründen und auf Ueberzeugung, als vielmehr nur auf Gewohnheit und auf einer Art von Mode beruht, für welche sie selbst nichts weiter anzuführen haben. Ueberhaupt möchte es wohl mit dem, was man Bildung und Aufklärung zu nennen beliebt, wenn man es etwas näher besieht, eine ganz andere Bewandtniß haben, als die Leute gewöhnlich und die am meisten glauben, welche diese Worte immerdar im Munde zu führen pflegen. Um aber den Vorwurf der Unartigkeit, die man unseren Landsleuten so gern schuld giebt, zu vermeiden, wollen wir einen der artigsten unserer artigen Nachbaren jenseits des Rheines, von dem ich das Vorhergehende entlehnte, für uns sprechen lassen, der sich bei derselben Gelegenheit auf folgende Weise ausdrückt: J'aurais vivement desiré, schreibt Arago, damals Präsident der Akademie der Wissenschaften in Paris, pour l'honneur des sciences et de la philosophie moderne, pouvoir me dispenser de prendre au sérieux les idées bizarres, dont je viens de faire justice: mais j'ai acquis personnellement la certitude, que cette refutation ne sera pas inutile et que ces Messieurs ont parmi nous bon nombre d'adeptes. Au surplus, prêtez l'oreille un seul instant, même dans ces réunions, qu'il est d'usage d'appeler le grand monde, aux longs discours, dont les comètes, les éclipses etc. fournissent le texte, et decidez ensuite, si l'on peut se glorifier de cette prétendue diffusion des lumières, que tant d'optimistes se complaisent à signaler comme le trait caractéristique de notre siècle. — Quant à moi, je suis revenu depuis long-temps de ces illusions. Sous le vernis brillant et superficiel, dont les études purement littéraires de nos colléges et académies revêtent à peu près uniformement toutes les classes de la société, on trouve presque toujours, tranchons le mot, une ignorance complète de ces beaux phénomènes, de ces grandes lois de la nature, qui sont notre meilleure sauvegarde contre les préjugés.

Der Verf. stellt dann eine Vergleichung der Erscheinungen der Kometen mit jenen der Epidemien an, von welcher der Schluß hier folgt:

Wenn man aufrichtig mit sich selbst und ohne Vorurtheil zu Werke geht, so wird man in allen Jahrhunderten eben so viel Belege für, als gegen jene Meinung finden, daß die Kometen Krankheiten oder andere Unglücksfälle entweder vorher verkündigen, oder selbst verursachen sollen, d. h. man wird finden, daß jene Himmelskörper mit diesen Calamitäten des Menschengeschlechts in keiner, oder doch in keiner für uns merkbaren Verbindung stehen. Unsere eigenen Erfahrungen an der Cholera seit dem Jahre 1830 werden dieses Resultat bestätigen. Uebrigens ist es betrübend, zu sehen, wie die Menschen mitten unter den Unglücksfällen, die sie

Digitized by Google

betreffen und die sie nicht vermeiden können, sich noch mit selbstgeschaffenen Uebeln plagen, wie sie sich durch grundlose Besorgnisse ängstigen und die ihnen verliehene Vernunft durch Vorurtheile und Aberglauben verdunkeln. Wie nützlich, ja wie nothwendig muß es daher sein, das Licht der Wissenschaften, das uns von allen Seiten umgiebt und mit dem allein wir jene Vorurtheile besiegen können, zu unserer wahren Bildung mit allem Fleiße zu benützen, und uns dadurch in eine Lage zu versetzen, wo wir keinen Rückfall mehr in jene finsteren Jahrhunderte der Unwissenheit und des Aberglaubens zu befürchten haben. Erhalten wir daher mit der innigsten Sorgfalt diese höchste Wohlthätigkeit unseres Geschlechtes, diesen köstlichen, von unseren Vorgängern geerbten Schatz, diese den Menschen zugleich schützenden und veredelnden Kenntnisse, ces hautes connaissances, les délices des êtres pensans, dont le plus grand bienfait pour le genre humain est, d'avoir dissipé les craintes, les vaines terreurs, les superstitions et tous les maux, qui accompagnent les erreurs nées de l'ignorance de nos vrais rapports avec la nature, erreurs et craintes, qui renaîtraient promptement, si le flambeau des sciences venait à s'éteindre. (Lapl. Expos.)

H.

Miscellen.

Von J. A. Stargardt's in Berlin Buch- und Antiquariats-Handlung ist das Verzeichniß Nr. 13 ausgegeben worden, welches gleich dem vor Kurzem angezeigten wieder einen Vorrath sehr beachtungswerther Werke enthält. Vorzüglich aber ist es die erste, der Linguistik gewidmete Abtheilung, die ungemein viel Wichtiges und manches sehr Seltene für die Lexikographie, Grammatik und Geschichte der verschiedensten europäischen und namentlich außereuropäischen Sprachen, nebenbei auch mehrere merkwürdige literarische Erzeugnisse ihrer Schriftsteller darbietet. Wir führen als Beispiele nur an: Balthasar de Eschaue, Discursos de la Antiguedad de la Lengua Cantabra Bascongada. Mexico 1607. 4.; Crobatischer Catechismus, mit Cyrilischen Buchstaben gedruckt. Urach 1562. 4.; Raynouard, Choix des Poésies originales des Troubadours; A. Molina Vocabulario en lengua Castellana y Mexicana. 2 Part. Mexico 1571. F. Dewi-Mahatymo u. Hymnen aus Markandeya-Purana; sehr schönes Mscript. auf geglätt. Pap., 111 Bll. m. 14 mythol. Malereien von außerordentlicher Schönheit und Vollkommenheit; von Rask aus Ostindien gebracht; Khang-hi Tseu-tian. Dictionnaire de l'empereur Khang-hi, jolie édition sur papier blanc, 32 cahiers, reliés en 8 voll. 8. — Unter den alten Drucken findet man R. Mosis Nachmanidis Comment. in Pentateuchum. 2 Vol. Lisab. 1489. F., nach De-Rossi der erste von den 6 bekannten hebr. Drucken. — Freunde der älteren deutschen Literatur, von Büchern mit Holzschnitten, fliegenden Blättern und Seltenheiten aller Art der deutschen und französischen Literatur werden den Katalog nicht unbefriedigt durchsehen; wir müssen uns darauf beschränken ein paar Werke herauszuheben: ein Exemplar des in nur 100, nicht in den Buchhandel gekommenen Exemplaren abgedruckten, von Lachmann herausgegebenen Nibelungenliedes, Berl., Dicke, 1840. F.; frühreste Ausgaben einzelner Schriften von Schiller und Goethe; Tristan, Paris 1586. 4.; Otto v. Passau die 24 alten od. d. guldin tien. Augsb., A. Sorg, 1483, m. Holzschn., F.; Passion oder leyden christi. Strasb., J. Knoblauch, 1507, m. Holzschn., F. — In der Abtheilung: Geschichte, Reisen kommen viele Polonica von Werth vor; auch Colomb's berühmte Epistola de Insulis nuper inventis 1493. Im Anhange treffen wir die s. g. Soldatenbibel: Biblia oder Innhalt und Kern gantzer Schrift v. Mentes, m. K. u. d. Poete. Coels XII., Westentaschenformat, 2 Zoll Höhe, 1⅔ Zoll Breite, Frzbd m. Goldschn. u. Messingbeschlägen, und ein Pracht-Exemplar von Wilhelm Grimm's Bridankes Bescheidenheit an. F. L. Hoffmann.

Die in der Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig erscheinende „Novellen-Zeitung. Romane, Novellen, Schilderungen. Feuilleton für schöne Wissenschaften, Kunst und Gesellschaft" hat auch dieses Jahr ihre Laufbahn, im besten Gedeihen fortzusetzen begonnen. Jeden Mittwoch wird eine Nummer (16 zweispaltige Seiten hoch 4.) ausgegeben. Die letzte Seite enthält den Literarischen Anzeiger der Novellenzeitung, welche den besten deutschen Unterhaltungsblättern beizuzählen ist und die Theilnahme, die sie bisher gefunden, vollkommen verdient.

H.

Im Scientific American wird folgendes Verfahren zum Glaskitten empfohlen. Man löse ein wenig Hausenblase in Weinspiritus auf und thue etwas Wasser hinzu. Diese Mischung muß dann bei gelindem Feuer erwärmt werden, und wird, wenn völlig aufgelöst, einen Kitt geben, der das Glas so fest verbindet, wie es, ehe es zerbrochen worden, war und dabei so durchsichtig wie das Glas selber ist, so, daß kaum das schärfste Auge die gekittete Stelle heraus zu finden im Stande ist.

Am 15. d. Mittags 12 Uhr sind zu Northamptonshire, in England, drei Nebensonnen gesehen worden, eine Erscheinung, die in den Polarregionen häufig wahrgenommen wird, in England aber sehr selten ist. Sie soll in ihren Eigenthümlichkeiten große Aehnlichkeit mit derjenigen gehabt haben, deren Scheiner im Jahr 1630 erwähnt.

Mexico, sagt der Londoner Globe, hat nur eine einzige Apotheke, und es gilt dort für eine Merkwürdigkeit, zu hören, daß jemand erkrankt sey.

Der Expedition der Bristol Gazette ist kürzlich ein Hühnerei vorgezeigt worden, das 6 Zoll Umfang hatte und 3½ Unzen wog. Die Henne, die dasselbe gelegt, war kaum ein Jahr alt.

Berichtigung. Seite 138, erste Spalte, dritte Zeile von unten, lies: Physiologen statt Philologen; zweite Spalte, von oben zweite Zeile: welche wir durch das, statt durch welche wir, in der dritten: in soit etc. statt ein soit etc.; Zeile 24: das savoir statt die savoir, und Spalte 2, Zeile 29 v. u.: Alter ego, statt ultra ego.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 20. Mittwoch, den 9. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dormi! che vuoi tu più? ..... Seite 153
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... „ 153
Ein assyrischer Cylinder oder Handsiegel des Alterthums ..... „ 157
Literatur:
Bilder-Hefte zur Geschichte des Bücherhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe. Herausgegeben von Heinrich Lempertz ..... „ 157
Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Dr. A. Henneberger „ 158
Miscellen ..... „ 160

Dormi! che vuoi tu più?

Willst Du im Abendschweigen still und gedankenschwer
Dich aus dem Fenster neigen? Schlafe! Was willst Du mehr?

Auf dämmernendem See im Kahne singt süß ein Gondolier,
Du träumst und stehst im Wahne, das Singen gelte Dir?

Ach nein, es gilt dem fernen, dem ew'gen Sternenheer;
Du mit den Augensternen, schlafe! Was willst Du mehr?

Doch horch! Jetzt schwillt das Ora pro nobis durch die Nacht:
Ich denke Dein, Signora! Hast Du auch mein gedacht?

Wie klingt das Lied so heiter, daß Dein Herz vor Freuden weint?
Schlafe! Was willst Du weiter? Du bist ja nicht gemeint.

Nicht Dir gilt die Serenade; was ist denn noch Dein Begehr?
Schließe die Fensterlade und schlafe! Was willst Du mehr?

Horch jetzt die wundersame schmerzfrohe Melodie:
O Dame, schöne Madame, ich liebe, ich liebe — ſ — Sie!

Ob klein, ob groß geschrieben: macht das den Sinn Dir schwer?
Ein Lied nur war's vom Lieben. Schlafe! was willst Du mehr?

Bleibe vergnügt und heiter, ob auch das Herz Dir bricht!
Schlafe! Was willst Du weiter? Nur liebe und träume nicht!

Noch rauschen im Wind die Bäume, fernüber rauscht das Meer,
Ohne Liebe und ohne Träume schlafe! Was willst Du mehr?

Du darfst nicht dichten und trachten, Du hast es ja gewußt;
Die Liebe muß verschmachten und sterben in Deiner Brust.

Dann leise, betend leise aus fernster Ferne her
Tönt ewig Dir die Weise: Schlafe! Was willst Du mehr?

Roderich.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Cazotte. — Herr von Jourgniac Saint-Meard.

Pelletier und Maton de la Varenne haben, im Glauben an die folgende Stelle bei Jourgniac Saint-Meard, den 2. September, 5 Uhr Abends, als den Augenblick der heldenmüthigen Hingebung der Demoiselle Cazotte angegeben:

„Um 5 Uhr. Mehrere Stimmen riefen laut nach Mademoiselle Cazotte; einen Augenblick darnach hörten wir auf den Treppen eine Menge Leute, die sehr laut sprachen, Waffengeklirr und ein

Digitized by Google

Toben von Männern und Frauen. Es war der Greis, von seiner Tochter gefolgt, den man herbeischleppte. Als er aus dem Verhörsaal getreten war, warf seine muthige Tochter sich ihm an den Hals. Ueber diesen Anblick gerührt, rief das Volk um Gnade für ihn, und sie wurde ihm gewährt."

Jourgniac Saint-Meard, der nach dem wirren Geschrei auf einer Treppe geurtheilt, und durch die Thür der Kapelle des Abtei-Gefängnisses gehört hat, wie Cazotte am 2. September vor Maillard geführt worden, hatte sich getäuscht, und auch diejenigen irre geführt, die seinem Zeugnisse gefolgt sind. Die Frau von Fausse-Landry, die sich mit der Mademoiselle Cazotte in dem Frauengemache befand, giebt den 3. September als den Tag des Ereignisses an und beschreibt dasselbe folgendermaßen:

„.... Man ließ uns wieder nach unserm Gemache hinaufsteigen .... Männer, mit Blut besudelt, mit Säbeln und Pistolen bewehrt, folgten uns; die Trunkenheit des Weins und des Blutbades leuchtete aus ihren scheußlichen Gesichtern .... In dieser grausigen Lage bat die Demoiselle Cazotte flehentlich darum, ihrem Vater zu Gesicht zu bekommen, und sie zeigte bei dieser Gelegenheit eine solche Empfindsamkeit und eine so hohe Tugend, daß ihr Gesuch ihr gewährt ward. Man führte sie nach dem Gemache, wo er sich befand, und fast gleichzeitig nach dem unsrigen.

„Einige Augenblicke später brach diese junge und so interessante Person sich mitten durch die Wachen Bahn, und klammerte sich so fest an den unglücklichen Greis, daß man sie nicht von ihm loszureißen vermochte. Sie bewies einen ähnlichen Heldenmuth, als wovon das Fräulein von Sombreuil das seltne Beispiel gegeben hatte; auch gelang es ihr, gleich jenem hochherzigen Mädchen, die Mörder zu erweichen, deren Wuth ihr Vater zu erleiden im Begriff stand."

Jacob Cazotte, eines der rührendsten und edelsten Opfer jener Zeit des Wahnsinns, war augenblicklich 74 Jahr alt. Er war aus Dijon gebürtig, bei den Jesuiten erzogen worden, und hatte durch sie großen Geschmack an den Wissenschaften gefunden, die er mit Erfolg betrieb.

Im Jahr 1747 war Cazotte als Controlleur der Inseln unter dem Winde nach Martinique abgegangen. Er verlebte dort vierzehn Jahre, entwarf dort auch sein Gedicht Olivier, das bedeutendste seiner Werke. Im Jahr 1760 erhielt er seinen Abschied, und lebte von da an unter dem Titel eines General-Commissairs der Marine in dem Dorfe Pierry, unfern Chernay, wo er, im Jahr 1792, zweiunddreißig Jahre zugebracht hatte. Er war seit der Revolution Maire seiner Gemeinde geworden, in welcher der älteste seiner beiden Söhne als Commandant der Nationalgarde fungirte.

Obwohl exaltirt und mystisch, und drei Jahre der Sekte der Martinisten angehörend, war Cazotte doch ein verständiger Mann. Die Unfruchtbarkeit der revolutionairen Bewegung leuchtete ihm bald ein, und er versprach sich nichts von der kopflosen und ehrsüchtigen Bourgeoisie, die eine Regierung für ihre Eitelkeit und ihr Gewäsch begründen wollte und nur ein Chaos schuf.

Er hatte bei der Administration der Civilliste einen intelligenten Freund, Namens Ponteau; ihm schrieb er aus seiner Zurückgezogenheit zu Pierry in einem lebhaften, originellen und phantastischen Styl den Eindruck, welchen die auf einander folgenden Ereignisse auf sein Gemüth machten.

„Mir erscheint," schrieb er einst, „die Lage von Paris, mit seinen Jacobinern, seinem jacobinistischen Maire, seinen jacobinistischen Deputirten und den Jacobiten der Legion Jourdans, die dort in der Uniform von Sansculotten eintreffen, höchst bedenklich: möge der König sich sputen, mit einer eignen Garde sich zu umgeben! Ich bespucke die Wächter des Thors, wenn auch einige von ihnen ihre Schuldigkeit gethan haben. Dem feigen Kleinbürgervolke zu Versailles haben die Verräthereien nicht verborgen bleiben können, welche die Gemeinde im Schilde führte. Alles dieses muß cassirt und durch unverheirathete Leute ersetzt werden, so daß der König nicht von Bettelvolk umgeben ist."

Die Leichtfertigkeit, der Wahnsinn, womit Paris sich in die Revolution stürzte und Frankreich mit hineinriß, entging Cazotte nicht.

„Zu Paris," schrieb er, „ist Alles verbrecherisch, von dem Söldling der Reitbahn, der 18 Livres bekömmt, an, bis zu dem Rentier, der kalt seine Renten einstreicht, während sein in tausendfacher Weise gefolterter König der Sicherheit der Stadt als Geißel und der Nachgiebigkeit der öffentlichen Verpflichtung zum Unterpfande dient. Unterdessen putzen sich die Weiber heraus, rennen allen möglichen Schaustellungen nach, denken an nichts, als wie sie sich zerstreuen wollen, während wir, bestürzt und verzagt, nach Rache und Barmherzigkeit schreien. Die Pariserinnen sind mir verhaßt, und ich möchte, daß das zweite oder dritte Capitel des Jesaias, in welchem der Prophet sagt, „daß, wenn Gott dem Volke seine Fürsten und Richter wiedergegeben hätte, alle Frauen geschoren werden sollten," bei ihnen zu voller Anwendung käme, ꝛc."

Diese Briefe, voll drolliger Einfälle, aber auch leuchtend in hellen Gedanken, wurden unter den sniffirten Papieren der Civilliste gefunden. In Folge dessen wurden Cazotte und seine Tochter Elisabeth sodann zu Pierre verhaftet, nach Paris geführt, und dort am 24. August in der Abtei gefangen gesetzt. Cazotte's ältester Sohn, in der königlichen Garde, hatte sich den Folgen des 10. August entzogen; sein zweiter Sohn war emigrirt.

Elisabeth Cazotte allein war es möglich, ihren Vater zu retten. Sie sprach für ihn, und zwar, gleich dem Fräulein von Sombreuil, in so beredten und ergreifenden Worten, daß die halbtrunkenen Henker sich gerührt fühlten und ihre Thränen mit den ihrigen vermischten. Vier von ihnen hoben den Greis auf ihre Schulteren, und trugen ihn, von Elisabeth gefolgt, unter dem Ruf: „es lebe die Nation!" hinaus durch die äußere Pforte. Die Anmuth des heldenmüthigen Kindes bezauberte die Henker draußen nicht minder, wie sie das Tribunal Maillard's bezaubert hatte, und Cazotte entging so mit seiner Tochter triumphirend einem scheußlichen Tode.

Dieser Triumph war jedoch nicht von Dauer. Auf's Neue verhaftet, wurde Cazotte am 12. September in der Conciergerie eingeschlossen und am 24. desselben Monats vor das durch ein Gesetz vom 17. August eingesetzte Tribunal gebracht. Sein Proceß währte zwei Tage, und endigte am 25. mit einem Todesurtheil. Die unglückliche Elisabeth wohnte der Sitzung zur Seite ihres Vaters bei, und der Präsident des Gerichts, Lavau, befahl, als das Urtheil gefällt war, sie bis zu dessen Vollstreckung, die noch denselben Abend um 7 Uhr auf dem Carrousselplatze stattfand, in einem der Gemächer der Conciergerie zurückzubehalten.

Es war damals noch, wie in älterer Zeit, der Brauch, eine Rede an die Verurtheilten zu halten, und man möge es uns

Digitized by Google

nicht verzagen, wenn wir hier die Rede mittheilen, welche Lavau, der in Abwesenheit von Osselin den Vorsitz im Revolutionstribunal einnahm, an Cazotte nach dessen Verurtheilung richtete:

„Schwaches Spielzeug des Alters, unglückliches Opfer der Vorurtheile eines in der Sclaverei zugebrachten Lebens, Du, dessen Herz nicht groß genug war, den Werth einer heiligen Freiheit zu würdigen, der Du aber, durch deine Sicherheit bei den Verhandlungen, den Beweis geliefert hast, daß Du in der Behauptung deiner Meinung selbst dein Leben aufzuopfern nicht anstehest, vernimm die letzten Worte deiner Richter: mögen sie den kostbaren Balsam der Tröstung in deine Seele träufeln; mögen sie, indem sie Dich veranlassen, das Loos derjenigen zu bedauern, die Dich verurtheilt haben, Dir den Stoicismus einflößen, dessen Du in deinen letzten Augenblicken bedarfst, und Dich mit dem Respect erfüllen, der uns selber durch das Gesetz auferlegt worden ist!

„Deines Gleichen haben Dich gehört, deines Gleichen haben Dich verurtheilt; ihr Urtheil ist aber mindestens lauter gewesen, wie ihr Gewissen; ihrem Ausspruche liegt mindestens kein persönliches Interesse zum Grunde, das ihnen in der Erinnerung eine herbe Reue verursachen könnte. Geh', ermanne Dich wieder, sammle deine Kräfte, sieh' dem Tode ohne Zagen in's Antlitz, bedenke, daß er Dich nicht stutzig machen darf: es ist das ein Augenblick, der einen Mann, wie Du, nicht schrecken darf.

„Das Vaterland beklagt selbst den Verlust derjenigen, die es haben zerfleischen wollen. Was es für die Straffälligen im Allgemeinen thut, das thut es insbesondre für Dich. Siehe es über dies weiße Haar, das es bis zum Augenblick deiner Verurtheilung achten zu müssen geglaubt hat, Thränen vergießen; möge dieser Anblick Dich zur Reue bewegen, und Dir, unglücklicher Greis, der Anlaß seyn, den Augenblick, der Dich noch vom Tode trennt, zu benutzen, um die letzte Spur deiner Complotte durch eine tiefgefühlte Reue zu verwischen. Noch ein Wort! Du warst ein Mann, ein Christ, ein Philosoph, ein Eingeweiheter, so wisse denn als Mann, als Christ zu sterben, das ist Alles, was dein Land noch von Dir erwarten kann."

Diese Rede, bemerkte der Journalist, erschütterte einen Theil der Zuhörer auf's Tiefste, machte aber auf Jacob Cazotte keinen Eindruck. Bei der Stelle: geh', ermanne Dich, ꝛc. schaute er heiter und entschlossen zum Himmel empor.

Elisabeth Cazotte wurde erst am folgenden Tage aus der Conciergerie entlassen, und als sie nach ihrem Vater fragte, da überreichte ihr ein Priester ein Päckchen weißer Haare, am Abend vorher durch den Henker abgeschnitten.

Der Chevalier François de Jourgniac Saint-Méard.

Er ist einer der wenigen Gefangenen der Abtei, welchen eine Lanne Maillard's vor dem gemeinsamen Tode gerettet hat.

Am 22. August verhaftet und Anfangs nach der Mairie gebracht, wurde er am Morgen darauf in der Abtei gefangen gesetzt. Er war früher Capitain im Regiment des Königs gewesen und ein Mann von Geist und Feuer, hatte auch mit Peltier an den Actes des Apôtres, dem geistreichsten Journal, das in den ersten beiden Jahren der Revolution erschienen ist, gearbeitet.

v. Jourgniac Saint-Méard war der Neunzehnte, der in die Kapelle der Abtei zu sitzen kam. Er erhielt das Bett Collenot d'Angremont's, der am 21. August als erstes Opfer des Revolutionstribunals auf dem Schaffot geendet hatte. Er sah Rozol am 24. desselben Monats abführen, und am 2. September drückte er dem Capitain Reding die Hand, als die Mörder ihn aus seinem Bette rissen. Eine der kleinen Thüren des Gefängnisses, die der Ecke der Straße und dem Platze St. Marguerithen zu, hatte ein enges Schalloch, durch welches die Gefangenen der Kapelle die Metzeleien, dem Gefängnißpförtchen gegenüber, sehen konnten und ihnen drei Tage und zwei Nächte hindurch jeder Streich, den die Mörder führten, jeder Schrei, den die Gemordeten ausstießen, durch die Seele fuhr.

Durch besagtes Schalloch sannen Jourgniac und dessen Gefährten, die sich einem sichern Tode verfallen glauben mußten, darauf, wie sie es anzustellen hätten, um ihn möglichst schmerzlos zu empfangen.

„Woran uns am meisten gelegen war, sagt er, das war, zu wissen, welche Stellung wir annehmen mußten, um, wenn wir zur Schlachtbank kämen, den Tod unter den mindesten Qualen zu erleiden. Wir schickten ab und an einen unserer Kameraden an das Schalloch, um durch sie zu erfahren, welche Stellung die Unglücklichen annahmen, die geopfert wurden, und nach ihrem Berichte diejenige auszuwählen, bei der wir uns am Besten stehen würden. So erfuhren wir denn, daß diejenigen, welche ihre Hände vorstreckten, am längsten zu leiden hätten, weil die Wucht der nach dem Kopfe geführten Säbelhiebe dadurch geschwächt wurde, so daß Einigen erst die Hände und Arme abgehauen würden, ehe sie den tödtlichen Streich erhielten, es also am gerathensten sey, die Hände hinter dem Rücken zu halten."

Am Montag Abend um eilf Uhr wurden de Jourgniac und seine Gefährten zum ersten Mal vor Maillard beschieden.

„Zehn Personen, mit Säbel und Pistolen bewaffnet," sagt er, „befahlen uns, eins bei eins eine Reihe zu bilden, und führten uns dann zu dem zweiten Pförtchen, neben dem, wo sich das Tribunal befand, das uns richten sollte. Ich näherte mich vorsichtig einem der Posten, der uns zu bewachen hatte, und es gelang mir, allmählig eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen. Er sagte mir in einem Kauderwelsch, welchemnach er ein Provenzale oder aus Languedoc seyn mußte, daß er acht Jahre in dem Lyoner Regiment gedient hatte. Ich sprach platt französisch mit ihm, was ihm zu gefallen schien, und das Interesse, welches ich hatte, mich bei ihm in Gunst zu setzen, begabte mich mit einer solchen gascognischen Beredsamkeit, daß es mir gelang, ihn zu folgender Aeußerung zu vermögen, eine Aeußerung die niemand zu würdigen im Stande ist, der nicht auf solchem Fleck gestanden hat wie ich. Er sagte: „Du bist mir unbekannt, doch halte ich Dich für keinen Verräther, sondern glaube vielmehr, daß Du ein braver Kerl bist." Ich suchte in meinem Geiste alles hervor, was ihn in dieser Meinung von mir bestärken konnte. Mir gelang das, denn er gestattete mir den Eintritt in das furchtbare Gemach, wo eben ein Gefangener abgeurtheilt werden sollte.

„Was ich da zu sehen bekam, diente mir als Fingerzeig, in welcher Weise ich mir meiner Vertheidigungsmittel bedienen mußte."

Nach der Kapelle zurückgeführt, hatte de Jourgniac die furchtbare Prüfung erst um 1 Uhr nach Mitternacht zu bestehen.

„Endlich," sagt er, „öffnete sich Dienstag, um 1 Uhr Morgens, nach einer Agonie von 37 Stunden, peinlicher als der Tod selber, und nachdem ich den bittern Kelch der Trübsal tausend und tausend

Digitized by Google

Mal geleert hatte, die Thür meines Gefängnisses und ich ward gerufen. So wie ich vortrat, packten mich drei Männer und zerrten mich nach der grausigen Pforte.

„Bei dem Schein zweier Fackeln erblickte ich dann das furchtbare Gericht, das über mein Leben oder meinen Tod entscheiden sollte. Der Präsident in grauem Rock und einen Säbel an der Seite, stützte sich stehend an einem Tisch, der mit Papieren, einem Schreibzeug, Pfeifen und mehreren Flaschen bedeckt war. Um diesen Tisch her befanden sich, stehend oder sitzend, zehn Personen, worunter zwei in Jacken und mit Schurzfell; andre lagen schlafend auf Bänken. Zwei Männer mit blutgetränkten Hemden und den Säbel in der Faust hielten Wache bei der Pforte, auf deren Riegel ein alter Stockknecht die Hand hielt. Drei Mann bewachten einen Gefangenen, der dem Präsidenten vorgeführt worden war und der sechszig Jahre alt zu seyn schien.

„Ich wurde in einen Winkel der Pforte gestellt und meine Wächter kreuzten ihre Säbel über meiner Brust, unter der Verwarnung, daß sie mich niederstoßen würden, wenn ich im Geringsten Miene machte, die Flucht zu ergreifen. Während ich nach meinem Provenzalen spähte, sah ich ein Paar Nationalgardisten erscheinen, die dem Präsidenten eine Reclamation der Section vom rothen Kreuze zu Gunsten des Gefangenen überbrachten, den er eben im Verhör hatte. Er gab ihnen zur Antwort, das wären unnütze Schritte für die Verräther; und als der Gefangene dann ausrief: „das ist abscheulich! Eure Urtheil ist purer Mord!" sagte er: „ich bin nicht Schuld daran; man führe Herr Maille ab." .... So wie diese Worte gesprochen waren, wurde er auf die Straße hinausgestoßen, wo ich ihn durch eine Oeffnung in der Pforte niedrefäbein sah.

„Der Präsident setzte sich zum Schreiben, und nachdem er augenscheinlich den Namen des Unglücklichen, der expedirt worden war, in ein Buch getragen hatte, hörte ich ihn sagen: „Ein anderer!"

„Da wurde ich dann vor dies expeditive und blutige Tribunal gestellt.

„Der Präsident fragte mich nach Namen und Stand, und einer der Richter bemerkte, wenn ich mich der geringsten Unwahrheit schuldig machte, so wäre ich verloren. Ich sagte sodann:

„— Ich heiße Jourgniac-Saint-Meard, habe 25 Jahre als Officier gedient, und erscheine vor Ihrem Tribunal mit dem Bewußtsein eines Mannes, der sich nichts vorzuwerfen hat, folglich auch nicht zu lügen braucht.

„Der Präsident. Das werden wir sehen; nur Geduld .... Ist's Ihnen bekannt, weshalb Sie verhaftet worden sind?

Ich antwortete:

„— Ja, Herr Präsident, und ich muß nach der Falschheit der wider mich vorgebrachten Anschuldigungen glauben, daß der Ueberwachungsausschuß der Gemeinde mich nicht würde haben gefangen setzen lassen, wenn ihn nicht die Vorsicht für das Heil des Volkes dazu veranlaßt hätte.

„Man beschuldigt mich, Redacteur des anti-feuillantistischen Journals „Hof und Stadt" zu seyn. Dem ist aber nicht also; genanntes Blatt wird von einem gewissen Gautier redigirt, und sein Signalement paßt so wenig auf mich, daß man mich nur böslicher Weise mit ihm hat verwechseln können, und wenn ich zu meiner Tasche kommen könnte. ....

Ich strengte mich vergebens an, meine Brieftasche hervorzuholen; einer der Richter bemerkte es, und sagte zu den Männern, die mich festhielten, daß sie mich loslassen sollten.

„Da legte ich denn mehrere Zeugnisse von Kaufleuten und Commis, auch von den Hauseigenthümern, bei welchen Gautier gewohnt hatte, auf den Tisch, aus welchen sich ergab, daß er alleiniger Redacteur und Verleger des in Rede stehenden Blattes war.

„Einer der Richter. Schon gut; aber kein Rauch ohne Feuer. Sie müssen uns sagen, wie es kömmt, daß man Sie beschuldigt hat.

„Das wollte ich eben thun. Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß jenes Journal eine Art von Almosenstock war, in den man alle Calembours, Quodlibette, Epigramme und Witze, gute und schlechte, steckte, die in Paris und in den 83 Departements fabricirt wurden. Ich könnte nun sagen, daß ich nie etwas in dies Journal geliefert hätte, weil es kein Manuscript von meiner Hand giebt; aber meine Offenheit, bei der ich mich immer gut gestanden habe, wird mir auch gegenwärtig dienlich seyn, und so gestehe ich, daß ich bei meinem munteren Character häufig lustige Einfälle hatte, die ich dann dem Herrn Gautier zusandte. Da haben Sie, meine Herren, das einfache Resultat der großen Denunciation, die so albern ist, als schandbar diejenige, von der ich nun zu Ihnen sprechen werde. Man beschuldigt mich, an der Grenze gewesen zu seyn, dort Rekruten geworben und den Emigranten zugeführt zu haben. . . . . .

Jetzt entstand ein allgemeines Gemurmel; doch ließ ich mich dadurch nicht aus der Fassung bringen, und sagte mit gesteigerter Stimme:

„Meine Herren, ich habe das Wort, und ich ersuche den Herrn Präsidenten, es mir zu erhalten: ich habe dessen nie nothwendiger bedurft.

— Ja da hat er Recht; stille! riefen nun fast alle Richter lachend, und ich fuhr fort:

„Mein Angeber ist ein Schensal; dies zu beweisen wird mir vor Richtern, welche das Volk nicht gewählt haben würde, wenn es ihnen nicht zugetraut hätte, daß sie den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden wissen würden, nicht schwer fallen. Sehen Sie hier, meine Herren, Zeugnisse, aus welchen hervorgeht, daß ich Paris in drei und zwanzig Monaten nicht verlassen habe; auch haben Sie da die Erklärung von drei Hauseigenthümern, bei welchen ich währenddem in Logis gewesen bin und die ein Gleiches bezeugen."

„Man war eben beschäftigt, meine Zeugnisse zu untersuchen, als wir durch das Zuführen eines Gefangenen unterbrochen wurden, der meinen Platz vor dem Präsidenten einnahm. Diejenigen, die ihn herbei schleppten, sagten, es sey noch ein Priester, den man in der Kapelle aufgespürt habe. Nach kurzem Verhör hieß es: „nach la Force!" Er warf sein Brevier auf den Tisch, und wurde zur Pforte hinausgezerrt und sofort massacrirt. Nach dieser Expedition beschäftigte man sich wieder mit mir, und einer der Richter äußerte:

— Ich will nicht gesagt haben, daß diese Zeugnisse falsch sind; aber wer bürgt uns für ihr Rechtheit?

„Mein Herr, Ihre Bemerkung ist ganz am Orte, damit Sie aber über mich ganz ins Klare kommen, lassen Sie mich so lange einkerkern, bis die Rechtheit meiner Zeugnisse durch Commissarien,

Digitized by Google

um deren Ernennung ich den Herrn Präsidenten ersuche, ermittelt worden ist. Weisen sich dieselben als falsch aus, so verdiene ich den Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Ein assyrischer Cylinder oder Handsiegel des Alterthums.

(Aus der Literary Gazette.)

Ueber obengenannten Gegenstand, im Besitze eines Herrn W. B. Barker, hielt Herr Abington in der Sitzung der Londoner syrisch-ägyptischen Gesellschaft am 11. v. M. folgenden interessanten Vortrag:

Auf diesem Cylinder ist eine majestätische Figur abgebildet, in reich gestickter und befranzter Tunika und Gewande, in der Weise der assyrischen Könige gekleidet. Der Helm auf ihrem Haupte ist mit einem Paar Hörnern, dem Zeichen königlicher Macht, versehen. Ihr Körper ist mit vier Flügeln ausgestattet, was die Ausdehnung der Herrschaft über alle vier Himmelsgegenden andeutet. Ich glaube nicht, daß sie eine Gottheit darstellen soll, denn die höchste Allmacht wird stets unter dem Zeichen von drei Paar Hörnern angedeutet. Noch weniger läßt sich irgend ein individueller König darin erkennen. Es scheint die Macht und Größe der centralisirten Regierung auszudrücken bestimmt gewesen zu seyn, die über einen so großen Theil der Welt die Herrschaft führte. Diese Ansicht wird durch das Vorhandenseyn von einem Paar Stieren bestätigt, welche ein Symbol der Erde mit allen ihren Bewohnern sind. Sie sind nicht im Kampfe mit den Menschen, sondern lassen sich von diesen vielmehr in zahmer Unterwürfigkeit und ihre Oberherrschaft anerkennend bei den Vorderbeinen festhalten. Die zwiefache Darstellung der Stiere ist vielleicht nur der Symetrie wegen, wahrscheinlicher aber, um das Volle und Allgemeine der Heerschermacht anzudeuten, gewählt worden. Zu weiterer Bestätigung dieser Ansicht beziehe ich mich noch auf die assyrische Fahne, wie sie von Botta und auch in dem Buche Bonomi's beschrieben ist. Sie ist kreisförmig gebildet, gleich der Himmelssphäre. In ihrem oberen Theile sieht man die höchste Gottheit, mit sechs Hörnern, dem Attribute der Allmacht, dargestellt, wie sie auf die Widersacher des Reiches ihre Pfeile abschießt. Der untere Theil der Sphäre zeigt das Feld oder die Plateform des menschlichen Regiments, und wird von den zwei Stieren als Symbole eingenommen. Wir haben dann das Himmlische und das Irdische im Verein. Dies wird durch fünf Linien ausgedrückt, die, in ihrer Einwirkung auf die Erde verbunden und complicirt, vom Himmel herniederschweben und sich wieder gen Himmel zurück reflectiren. Die weltlichen Dinge und der Reichthum der Nationen standen nach der chaldäischen Philosophie unter himmlischem Einfluß oder dem der astrologischen Gewalt der fünf Wandersterne oder Planeten. Das assyrische Reich wurde sonach in seinen Fahnen aufs deutlichste als in Verbindung mit dem Himmel und unter dessen speciellem Schutz dargestellt. In letzterem Falle fehlt das Symbol einer beflügelten Figur, wie die auf dem Cylinder; sie wäre aber in Gegenwart der höchsten Gewalt auch überflüssig: die irdische Herrschaft ist hinlänglich in den beiden Stieren bekundet. Ich will übrigens mit meinen Bemerkungen nicht darthun, daß der in Rede stehende Cylinder eigentlich assyrisch sey, sondern nur, daß man, ihn zu erklären, auf assyrische Alterthümer Rücksicht nehmen müsse, wiewohl der Cylinder selber einer anderen Dynastie angehört haben mag, die sich nur der altbestehenden und orthodoxen Symbole bediente. Die Ansicht, welche der Obrist Rawlinson von dem Cylinder hat — daß er als ein öffentliches Handzeichen gedient habe — ist sonder Zweifel die richtige; auch ich bin darauf verfallen, und dieses aus folgenden Gründen: Die reichcostümirte Figur ist mit den Attributen bekleidet, welche die oberste Gewalt anzudeuten scheinen. Sie führt an ihrem Haupte zwei Ochsenhörner, an ihrem Leibe vier Flügel; ihre Hände halten die Vorderbeine der beiden Stiere gepackt, aber nicht in einem herkulischen Kampfe, sondern nur zum Zeichen ihres Besitzthums, ihrer Autorität. Wie Schlegel gesagt hat, stimmt das indische und persische Wort „Gau", das dem deutschen Worte „Kuh" entspricht, vollkommen zu der griechischen Benennung der Erde in der alten dorischen Form, und das lateinische Bos, in seinen Beugungen bovis oder bove gehört einer ganzen Familie sanskritischer Wörter an, wie bhu, bhuva, bhumi, welche die Erde, das Irdische und alles, was damit in Verbindung steht, bedeuten. Daraus habe ich denn gefolgert, daß die Symbole des Cylinders die Herrschaft über die Erde bezeichnen sollten, deren Fülle und Gesammtheit durch die beiden Stiere auf beiden Seiten, nicht in einer feindseligen, sondern dem Willen der Hauptfigur unterwürfigen Haltung ausgedrückt wird.

Bilder-Hefte zur Geschichte des Bücherhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe. Herausgegeben von Heinrich Lempertz. Jahrgang 1853. Köln 1853. Verlag von J. M. Heberle (H. Lempertz). Druck von J. S. Steven. Folio.

Was die vorliegenden Kunstblätter bezwecken, darüber hat sich der Herausgeber im Vorworte in folgender Weise erklärt: „Sie sind hauptsächlich für jene wenig zahlreiche Klasse von Bücher-Sammlern bestimmt, die neben dem innern Werthe und dem Genusse, den ein Werk durch Studium desselben gewährt, diesen noch dadurch erhöhen, daß sie auf die Geschichte des Buches näher eingehen, daß sie außer dem Verfasser auch des Buchdruckers, der das Werk druckte, des Künstlers, der sein Inneres und des Buchbinders, der sein Aeußeres schmückte, gedenken, jener Männer, die des Autors Kind schützend unter ihren Flügel nahmen und ihm ein anständiges Kleid verschafften, damit es sich in der gebildeten Welt Bahn brechen kann. Was wäre der Schriftsteller ohne den Buchdrucker und seine Presse, diesen großen Geburtshelfer der Literatur, was besonders in der eleganten Literatur unserer Tage ohne den Buchbinder mit seinem Kleister und seiner Vergoldung...."

Die vier trefflich und sorgfältig gearbeiteten Blätter bringen:

Taf. 1. Die Bildnisse des Buchhändlers Gottfried Hittorp zu Köln, geb. 1490, gest. 1573, und seiner Gattin Gertrud von Bergen, nach Original-Gemälden im Besitze des Herrn J. J. Merlo, in Stein gravirt von P. Deckers (Lith. Anst. v. J. C. Baum in Köln). Herr Lempertz hat einige erläuternde

Digitized by Google

biographische, bibliopolische und andere Notizen über Gottfried (Gotthardt oder Godbert) Hittorp, einen der Ersten, der die früher vereinten Gewerbe des Drucks und Vertriebs der Geistes-Erzeugnisse trennte und sich bei seinem zahlreichen Verlage der Pressen Anderer bediente, hinzugefügt. (Die wenigen Nachrichten über ihn sind am fleißigsten gesammelt von Albrecht Kirchhoff im ersten Bändchen seiner „Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig, Hinrichs, 1851" und vervollständigt durch J. J. Merlo in seinem bei Heberle in Köln 1852 erschienenen Werke „Die Meister der altkölnischen Malerschule. Urkundliche Mittheilungen.")

Taf. 2. Handschrift von Christoph Plantin, Buchdrucker zu Antwerpen und Leiden, geb. 1514, gest. 1589, nach dem in der Sammlung des Herausgebers befindlichen, an Janus Dousa, den 6 Jan. 1582 gerichteten französischen Originalbriefe facsimilirt von J. C. Baum. Oben befindet sich das Bildniß Plantin's und sein Drucker-Zeichen. Herr Lempertz bemerkt dazu im Vorworte „Der „Bibliophile" wird bei der Handschrift Plantin's sich den großen Mann mit den klugen Zügen in seinem immensen Geschäfte in rüstiger Thätigkeit denken, umgeben von den berühmtesten Gelehrten der Zeit, ihn, der einen Franz Raphelingk zum Schwiegersohne, der einen Cuen. Kilian aus Duffel und einen Justus Lipsius zum Correktor hatte, der über zahlreiche Pressen mit Hunderten von Arbeitern gebot, den Architypographen und Drucker der großen von Philipp II. unter besonderer Aufsicht von Arias Montanus veranstalteten Polyglottenbibel, noch jetzt hochachten, wie er zu seinen Lebzeiten von der ganzen Welt hochgeachtet und geehrt wurde."

Taf. 3. Handschrift von Theodor de Bry, dem Stammvater der berühmten Künstlerfamilie, Kupferstecher und Verleger, geb. 1528 zu Lüttich, gest. 1598 zu Frankfurt, nach dem, Herrn Lempertz gehörenden, an den leidenden Buchhändler Franz Raphelengius aus Frankfurt den 19. September 1595 gerichteten Originalbriefe in französischer Sprache, facsimilirt von Baum. Der Herausgeber macht im Vorworte darauf aufmerksam, daß der „Bibliophile" in dem Briefe des de Bry mit Rührung die Stelle lesen werde, wo er sich in seinen alten Tagen beklagt, daß er an seinen beiden Söhnen keine Hülfe habe, sich tröstete mit dem Spruche, „daß Undank der Welt Lohn sei!" „Als der alte Mann den Brief schrieb", heißt es ferner, „hatte er schon mit Grabstichel und Nadel manche zierliche Arbeit verfertigt, die noch jetzt der Schmuck der Cabinette ist, er war mit der Herausgabe des 5. Bandes der großen Sammlung von Reisen, die nach ihm ihren Namen trägt, beschäftigt, eines jener Werke, welche uns zuerst in die fabelhaften fremden Welttheile führten und noch jetzt Manchen, der so glücklich ist ein Exemplar zu besitzen, entzückt."

Taf. 4. Merkwürdiger Einband in Präg- und Grabstichel-Arbeit, vor 1500, zu einem Exemplar von „Reyneri de Pisis pantheologia" Ausgabe ohne Ort und Jahr (Basel bei Bertholt, beschrieben von Hain Nr. 13014) gefertigt. Das Exemplar stammte aus der Benediktiner-Abtei Amorbach (Heberle's Auktionskatalog vom Febr. 1852, Nr. 54) und befindet sich jetzt in England. Die Abbildung, ⅔ der Original-Größe, ist von G. Osterwald gezeichnet und von Baum in Lithographie und Farbendruck meisterhaft ausgeführt.

Wir empfehlen allen Kunstfreunden, Bibliophilen und Autographensammlern diese vier in jeder Beziehung höchst interessanten Blätter bestens und wünschen, wenn möglich, nicht erst im folgenden, sondern noch in diesem Jahre Gelegenheit zu erhalten, die Fortsetzung der werthvollen „Bilder-Hefte" zur Kunde unserer Leser zu bringen.

Herr Lempertz ist im Besitze einer Privat-Sammlung von Bildnissen der Buchhändler, Buchbinder, Buchdrucker rc., nebst den sich darauf beziehenden Autographen, Verleger- und Drucker-Zeichen rc., deren Vervollständigung und Bereicherung, auch durch Tausch und Kauf, ihm wünschenswerth ist, weshalb wir ihrer hier am Schlusse unserer Anzeige zu gedenken nicht unterlassen wollten.

F. L. Hoffmann.

Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Dr. Aug. Henneberger. Greifswald 1853. C. A. Koch's Verlags-Buchhandlung, Th. Kunike. 93 Seiten. Gr. 8.

Der Verfasser hat in dieser Schrift eine Reihe dramatischer Leistungen der neuesten Zeit in beurtheilenden Analysen, seine Arbeit mit den folgenden Worten einleitend, besprochen. „Es ist der Zweck der nachfolgenden Bogen, die deutsche dramatische Litteratur der Gegenwart in ihren Hauptvertretern darzustellen und einer ästhetischen Würdigung zu unterziehen. Es soll gezeigt werden, daß weder die Klage der Kritiker gerechtfertigt scheint, welche eine dramatische Literatur der Gegenwart überhaupt anzuerkennen sich weigern, noch das Jubelgeschrei einiger Poeten, welche als lachende Erben großer Vorgänger gleich den homerischen Helden sich rühmen, weit besser zu sein als die Väter.

Ich verstehe unter der dramatischen Literatur der Gegenwart die Produktionen der jetzt lebenden und noch schaffenden Dramatiker. Ich werde daher weder von Dramen verstorbener Poeten sprechen, wenn dieselben auch noch so häufig in dem Repertoire der gegenwärtigen Theater sich finden, noch von den Werken noch lebender Dichter, welche, auf wohlverdienten Kränzen ruhend, von schaffender Thätigkeit seit längerer Zeit sich der Hauptsache nach zurückgezogen haben. So wird denn hier weder von den Dramen unserer Classiker und der unmittelbaren Nachfolger derselben, noch von den Produktionen der Uhland, Grillparzer, Deinhardstein, Zedlitz die Rede sein, obgleich wir dieselben zu schätzen wissen und bei Weitem höher stellen, als dies neuerdings zuweilen geschieht.

Wir haben es also mit den Dramatikern der eigentlichsten Gegenwart zu thun. So fern es uns nun auch liegen mag, mit vorgefaßter Meinung die bunte Menge der Erscheinungen in gemachte Kategorien zu zertheilen: so geneigt wir sein mögen, allen Individualitäten ihr Recht und ihre Wesenheit zu lassen, so abgeneigt, das Eigenthümliche des Einzelnen der Abstraktion zu Liebe zu verkennen und zu vermischen: wir werden uns der Bemerkung nicht verschließen können, daß durch sämmtliche Dramen, die unserer unmittelbaren Gegenwart angehören, mit wenig Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, ein gemeinsamer Familienzug hindurchgeht: das Bestreben unabhängig von den klassischen Mustern unserer Literatur der dramatischen Kunst neue Bahnen zu eröffnen. Kein durchaus neues Bestreben. Zwar wird es nicht verkannt werden können, daß die unmittelbaren Nachfolger unserer großen Dramatiker halb mit Bewußtsein, halb unbewußt deren Bahnen ein-

Digitized by Google

schlugen und es höchstens zu dem Versuch brachten, die von jenen aufgestellten Normen zu variiren und mit derselben Grundanschauung den Objecten etwelche neue Seiten abzugewinnen. Um von der directen Nachahmung, aus welcher die Dramen Körner's hervorgingen, zu schweigen: wir können es uns kaum verhehlen, wie die berüchtigten Schicksalstragödien auf einer wenngleich mißverstandenen Auslegung und Ausbildung derjenigen Schicksalsidee beruhen, wie sie Schiller und theilweise auch Goethe aus den Alten geschöpft hatten. Die Künstlerdramen Deinhardstein's, Oehlenschläger's u. A. weisen auf Goethe's Tasso als ihre Quelle, die Ritterschauspiele auf Götz von Berlichingen: selbst so selbstständige Geister, wie Uhland und Immermann, der letzterer wenigstens seit seiner Belehrung von dem romantischen Taumel, können sich dem Einfluß der beiden tonangebenden Meister nicht ganz entziehen, so abgeneigt auch z. B. Immermann sich der Poesie Schiller's in der Theorie gezeigt hat. Allein es bedarf nur, daß ich Grabbe's Namen nenne, um einen recht entschiedenen Beweis zu liefern, wie jenes dramatische Emancipationsbestreben lange vor unserer Gegenwart sich entwickelte und ausbildete.

Nicht also die Entstehung dieses Strebens, nur seine Ausbildung gehört dem Drama der Gegenwart an. Bald heftig, bald breit macht sich diese Opposition in den rhetorisirenden Vorreden Luft, welche es jetzt Mode geworden ist, jedem dramatischem Kunstwerk als eine Art Kriegserklärung, eine Aesthetik ad hoc vorauszuschicken. Und zwar wird diese Opposition von den verschiedensten Standpunkten aus geführt. Daher müssen wir es der Charakteristik der einzelnen Dichter überlassen, jenen allerdings rein formalen Begriff der Emancipation mit dem jedesmal entsprechenden Inhalt zu erfüllen oder auch bei einzelnen Erscheinungen das Nichtvorhandensein dieser Opposition erkennen zu lassen." Der Verf. wendet sich dann zu den Einzelnen: Franz Joseph Freiherren von Münch-Bellinghausen (Halm); Robert Prutz; R. Gottschall (Ferdinand von Schill); J. L. Klein (Tragödie Cavalier und Arbeiter); Julius Mosen; Robert Griepenkerl (Robespierre); S. H. Mosenthal; Gustav Freytag; Gutzkow; Laube; Graf H. v. Beltheim (dramatische Zeitgemälde); Friedrich Hebbel; Franz Dingelstedt (nicht Dingelstädt); H. Köster; Otto Ludwig (der Erbförster). Dann beschäftigt er sich 1) mit den Repräsentanten der süddeutschen Komödie; Holtei, Nestroy, Friedrich Kaiser, Nicolaus Baumann (Singspiele aus den österreichischen Bergen), Bauernfeld, Feldmann, Hackländer (der geheime Agent); 2) mit den Repräsentanten der norddeutschen Komödie: Eduard Devrient, Charlotte Birch-Pfeiffer, Louis Schneider, 2c. Gustav zu Putlitz, Roderich Benedix, Töpfer. Den bedeutenderen dramatischen Dichtern ist natürlich ein größerer Raum (z. B. Gutzkow und Laube S. 36—62, Hebbel S. 63—81) gewidmet und sind ihre Productionen ausführlich, oft wol zu ausführlich analysirt; Lob und Tadel sind gleichmäßig ertheilt, zufrieden werden aber schwerlich die Autoren mit den Kritiken sein; über diese wieder eine Kritik zu schreiben, wäre eine unerquickliche und undankbare Arbeit, die wir dem Herrn Gutzkow, Laube, Hebbel u. A. selbst überlassen. Erfreut hat es uns, daß der Verf. doch kein unbedingtes Todesurtheil über die vaterländische dramatische Poesie ausspricht und auch, am Ende seines Weges durch die dramatische Literatur der Gegenwart erklärt, allenthalben frisches Leben, reges Streben, kühnes Hoffen gefunden, freilich auch gesehen zu haben, wie oft der rasche Anlauf schon ermattet, wie oft der Kämpfer von der rechten Bahn abirrt oder über das rechte Ziel hinausschieße; sie lebe, die dramatische Poesie, aber sie schweife in aller Ferne umher, Stoffe und Motive suchend; sie thue Unrecht: wenn für irgend eine Gattung der Poesie, so vor Allem für das Drama sei in dem Nationalen das Heil zu suchen und zu finden; er ermuntert die Dramatiker, es nach langen Irrfahrten endlich mit ihrem Land und Volk zu versuchen, und immer würde sich ihre Stärke verdoppeln, so oft sie die mütterliche Erde berührten.

Wir lassen jetzt zwei Bruchstücke folgen.

„Gutzkow und Laube, so oft zusammen genannt und zusammen verurtheilt, lassen sich auch in Bezug auf ihre dramatischen Arbeiten sehr wohl zusammen stellen. Nachdem beide das hitzige Fieber der himmelanstürmenden Weltreformirungsgelüste überwunden hatten (eine Epoche, welche die deutsche Polizei unter dem Namen „junges Deutschland" in ihren Annalen rubricirt hat), wandten sich beide gleichmäßig von den Irrgängen sozialer Kulturromane zu den Brettern, die die Welt bedeuten. Durch und durch der modernen Zeit angehörig, wie die Natur beider Schriftsteller war, konnte es ihnen nicht einfallen, in den ausgelaufenen Geleisen deutscher Dramatik fortzugehen. Beiden ist es eigenthümlich, daß sie aus einer außerordentlich raschen und manchmal in Sprüngen fortgesetzten Entwicklung ihrer literarischen Produktion, nachdem einmal die systematischen Marotten des jungen Deutschlands abgethan waren, fast nie mehr herauskamen. Nicht zwei aufeinanderfolgende Werke, darf man beinahe behaupten, sind von demselben Standpunkt aus geschrieben, sondern in steter Entwicklung kommen neue und immer neue Anschauungsweisen zum Vorschein. Womit nicht gesagt sein soll, daß diese Entwicklung eine stetig sich fortbewegende und immer nach vorwärts gerichtete gewesen sei. Ich bemerkte schon, daß hie und da sogar Sprünge und Widersprüche sich zeigen; ich will jetzt hinzusetzen, daß beide Schriftsteller im Verlaufe ihrer Produktionen manchmal vom Wege abkommen. Man hat dieses Tasten und Suchen, diese Bereitwilligkeit, Eindrücke von außen anzunehmen und durch diese Eindrücke die Richtung der Produktion bestimmen zu lassen, in neuerer Zeit besonders Gutzkow zum harten Vorwurf gemacht. Mit Unrecht, wie ich glaube, mag man nur auf die Entstehung dieser Eigenthümlichkeit oder auf die Folgen dieses rastlosen Suchens und Strebens sehen. Was die Entstehung betrifft, so möchte ich dieselbe in der journalistischen Thätigkeit beider Männer suchen. Die Gewöhnung des Journalisten, nach allen Seiten hin zu hören, um nichts zu überhören, hat sich in der dramatischen Thätigkeit in die mannichfaltigen Versuche und Anläufe umgesetzt, welche alle darauf berechnet sind, den Punkt zu finden, von wo aus das deutsche Theater am besten zu packen sein möchte. Und die Folge? Ich kann in diesen vielfachen Experimenten kein Uebel sehen; wird doch dadurch die dramatische Kraft nach allen Seiten hin geübt und gestärkt und der so oft zu beklagende Uebelstand verhütet, daß der Schriftsteller, dem ein glücklicher Griff gelungen, sich nun in dem Genre, welches er als seine Domäne betrachtet, für immer und ewig festrennt. Und gerade das ist bei beiden Schriftstellern ein eigenthümlicher Vorzug, daß weder ein Erfolg sie auf ein dramatisches Genus hat sich stellen lassen, noch eine mißlungene Wirkung im Stande gewesen ist, sie von allen zurückzuschrecken.

Nach diesen Vorbemerkungen wird es klar sein, daß ich es darum schwer annehme, die Eigenthümlichkeit beider Dramatiker mit

Digitized by Google

einem Worte zu bezeichnen, weil dieselbe meiner Ansicht nach gerade darin besteht, daß sie sich in so verschiedenartigen Gestalten zeigen. Will man dennoch noch eine beide Schriftsteller charakterisirende Besonderheit, so möchte eine solche in der Eleganz der Sprache und des Gedankens selbst liegen. Eine Besonderheit, die in manchen Stücken, welche eine gewisse Glätte und Politur verlangen, von unschätzbarem Werthe, doch selbst in diesen manchmal den Eindruck des Gekünstelten hinterläßt, wo sie aber in den tragischen Stücken hervortritt, dem Eindruck schadet, da das tragische Pathos weniger Zierlichkeit als Größe verlangt." —

„Durch Erwähnung der dramatischen Zeitgemälde des Grafen H. von Veltheim will ich mir den Uebergang zu Hebbel bahnen. Tiefe Geschichtsauffassung, Reichthum an den bedeutendsten Gedanken, ein scharfer Blick für das Charakteristische und Individuelle machen diese dramatischen Gemälde zu einer merkwürdigen und im höchsten Grade interessanten Erscheinung. Ein großartiges Bild der Zeiten, zu weit und breit, um sich in die strenge dramatische Form zu fügen, ganze Blätter der Weltgeschichte liegen uns in den beiden Stücken vor. Daher mag es kommen, daß neben der durchsichtigsten und energischsten Farbengebung manchmal dunkle Partien bleiben, weil der Dichter, auf das Allgemeine den Blick gerichtet, aus diesen allgemeinen Ideen herausschrieb und das Einzelne eben nur aus dem Ganzen verstanden wissen wollte. Wahr ist es, daß sie diese Partien immermehr aufhellen, jemehr es gelingt, sich den festen Standpunkt zu gewinnen, von welchem das Ganze beleuchtet und begriffen sein will. Allein auch das Einzelne des Gemäldes muß an sich klar und verständlich sein, wenn es den berechtigten Theil eines Kunstwerks ausmachen soll. Hiervon abgesehen ist die Behandlung größtentheils meisterlich. Das erste der beiden Stücke, die Erben der Zeit, behandelt die künstlichen und darum unfruchtbaren Versuche, die man im achtzehnten Jahrhundert in Italien anstellte, um das alte Volksthum, die alte Kraft und den alten Ruhm neu zu beleben. Sie scheiterten, wie sie immer scheitern werden, wenn man das Erstorbene von außenher zu einem zweiten Leben zu wecken versucht. Dieser bedeutende Gedanke bildet die leitende Idee für das ergreifende Gemälde, welches uns der Dichter in den Erben der Zeit aufgestellt hat. Noch höher steht mir Ende und Anfang, weil es ein großartigeres Interesse anregt, als jene Epigonenbestrebungen. Der Untergang des weströmischen Reichs und der Anfang germanischer Herrschaft, welch ein Stoff und wie großartig behandelt! So werthvoll mir aber auch die Arbeiten des Grafen Veltheim erscheinen, so darf doch darunter der Grundsatz nicht leiden, daß ein Drama aufführbar sein müsse. So schön an sich, so geistreich, so reich an Gedanken und Schmuck die Ausläufer sind, welche diese Stücke von der Bühne ausschließen, so müssen wir doch wünschen, daß der Dichter mit der eines Künstlers würdigen Mäßigung und Selbstbeherrschung bei seinen ferneren Schöpfungen die strenge dramatische Form achten und damit des schönen Vorrechts des Dramatikers sich theilhaftig machen werde, zu tausend denkenden Geistern und tausend fühlenden Herzen zugleich zu sprechen." — Der Ref. scheint nur die „Dramatischen Zeitgemälde" (Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von F. Leibrock, 1850), die auch in unseren Blättern, Jahrg. 1851, Nr. 31, S. 240—243 eine gründliche Besprechung fanden, aber nicht die 1846 in demselben Verlage erschienenen „Dramatischen Versuche", welche „Seekönig" und „Splendinna" enthalten, gekannt zu haben. Der Ref. sagt a. a. O., daß die ungewöhnliche Frische und Originalität, geistreiche Erfindung, Kunst in der Zeichnung der Charaktere und Situationen dieser Versuche von dem entschiedensten Beruf des Verf. zur dramatischen Dichtkunst zeugten, und die Kritik dem Dichter eine glänzende Zukunft in der dramatischen Laufbahn prophezeien durfte. (Sie sind beurtheilt in den „Blättern f. lit. Unterhalt." 1847, Nr. 169 und im „Gesellschafter", 1847 Lit.-Bl. S. 55.)

Ueber Hebbel heißt es am Schlusse der Kritik: „Wenn ich bei Hebbel das, was mir als Gebrechen erscheint, besonders hervorgehoben und die außerordentlichen Vorzüge dieses Dramatikers zwar nicht verschwiegen, aber nur leichter angedeutet habe: so geschah dies weder aus Unkenntniß noch aus Mißachtung. Sondern ich bin der Ansicht, daß die Vorzüge Hebbel's viel zu hervorstechend sind, als daß sie von irgend Jemandem verkannt werden könnten: viel eher kann es geschehen, daß man sich von der Tiefe der Ideen, dem Glanz der Poesie, der Wucht des dramatischen Interesses, welches in Hebbel's Produktionen zu Tage tritt, so hinreißen läßt, daß man das Seltsame, Gezwungene, Bizarre derselben gar nicht oder nur mit Mühe bemerkt. Wollte Hebbel die Welt in weniger schwarzem Licht erblicken, er würde auch die Kunst in richtigerem Lichte sehen. Dann würde auch die Maratte ihm als das erscheinen, was sie ist, die Maratte, ein Drama müsse zwar darstellbar sein, aber die Darstellbarkeit sei zu beurtheilen nicht nach dem jetzigen, gegebenen Theater, sondern nach der Bühne aller Zeiten. — Nicht also aus Abneigung ist mein Urtheil über Hebbel strenger ausgefallen, sondern weil ich in ihm eine große Hoffnung für unsere Bühne sehe, eine Hoffnung, deren volle Verwirklichung nur von einem Tage von Damaskus, den der Dichter erlebte, zu erwarten sein dürfte. Diesen Tag herbeiführen zu helfen, muß man sich um so mehr aufgefordert fühlen, je mehr Heil von dem Genie des Dichters man erwartet."

Druck und Papier sind sehr gut. H.

Miscelle.

Ein Eingeborner Japan's schreibt einem amerikanischen Reisenden, sagen die W. News, daß die Japanesen ihre ganze Küste scharf überwachen, und des Nachts auf den Bergen Feuer unterhalten, um auch für den Fall bereit zu seyn, wo das amerikanische Geschwader sich Nachts näheren würde. Eine Million Soldaten halte sich schlagfertig. „Die Küste ist überall mit Kanonen besetzt, in der Bucht von Jeddo, wo die feindliche Flotte erwartet wird, liegen zahllose Dschunken, und die gesammte Bucht ist von unzähligen Forts umgeben. Die amerikanische Expedition wird an den japanesischen Soldaten weit bessere Krieger finden, als man es sich gedacht hat. Die Geschenke, die sie mitbringt, hätte sie nur zu Haus lassen können. An eine Handelsverbindung mit jenem Lande ist freilich sobald nicht zu denken, wenn sie nicht durch Gewalt erzwungen wird."

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 21. Sonnabend, den 12. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... Seite 161
Ein Schreiben Galiléis ..... „ 165
Eine, in ihren Nebenumständen merkwürdige, Entführungsgeschichte neuester Zeit ..... „ 165
Literatur:
Briefe über weibliche Bildung. Ein Hülfsbuch für gebildete Mütter und Erzieherinnen von Sophie Alberg ..... „ 166
Miscellen ..... „ 167

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Einer der Richter, der während meines Verhörs einiges Interesse an mir zu nehmen schien, sagte darauf halblaut:

— Ein Schuldiger würde wohl nicht mit solcher Zuversicht auftreten.

Ein anderer Richter fragte:

— Zu welcher Section gehörten Sie?

„Zu der von der Getraide-Halle," antwortete ich.

— Ha! der gehöre ich auch an, sagte darauf ein Nationalgardist, der jedoch nicht zu den Richtern gehörte. Wo wohnen Sie?

„Ich wohne bei dem Herrn Trysster, in der Straße Croix-des-Petits-Champs.

Der Nationalgardist. Den kenne ich; wir haben selbst Geschäfte mit einander gemacht, und ich kann es schon sagen, ob dies Zeugniß von ihm ist. — Nachdem er es angesehen hatte, sagte er: „Meine Herren, ich bezeugt, daß dies da die Unterschrift des Bürgers Teysster ist."

„Ich wollte eben in der Kürze die tausend Gründe angeben, warum mir das republikanische Regiment lieber wäre als das der Constitution, und repetiren, was ich täglich in dem Lokal des Herrn Desenne äußerte, als der Gefängnißaufseher ganz erschrocken herbeistürzte, um die Anzeige zu machen, daß einer der Gefangenen in den Rauchfang geklettert sey, um sich zu flüchten. Der Präsident antwortete ihm darauf, er sollte nach ihm schießen lassen, und wenn er dennoch entkäme, so sollte der Beschließer mit seinem Kopfe für ihn haften. Der unglückliche Flüchtling war Maussabre. Mehrere Gewehrschüsse, die nach ihm gefeuert wurden, blieben ohne Erfolg; da zündete der Beschließer aber auf dem Heerde ein großes Strohfeuer an, und Maussabre stürzte halb erstickt herab, wonach er sofort vor der Gefängnißpforte niedergehauen wurde.

„Als ich nach dieser Unterbrechung in meiner Rede fortfahren wollte, und mit den Worten begann: „Meine Herren, niemand hat sich mehr als ich nach einer Reform der Mißbräuche gesehnt, unterbrach mich einer der Richter, und sagte ungeduldig:

— Sie sagen uns immer, was Sie nicht sind? aber was sind Sie denn?

„Ein freimüthiger Royalist.

Da erhob sich ein allgemeines Gemurmel, das jedoch durch den Richter, der sich für mich zu interessiren schien, gar wunderbar beschwichtigt wurde. Er sagte:

— Nicht die Meinungen sind's, über die wir hier zu richten haben, sondern die Resultate.

„Ein anderer Richter sagte dann:

— Ich werde mich bald überzeugen, ob Sie im Regimente des Königs gedient haben. Haben Sie in demselben einen Herrn Moreau gekannt?

Digitized by Google

„Ja, mein Herr, sogar zwei, der eine sehr groß, corpulent, und sehr verständig; der andere sehr klein, hager und ..... Ich machte eine Handbewegung, um das Wort Leichtsinn zu bezeichnen.

— Ja, ja, ich sehe schon, daß Sie ihn gekannt haben, sagte derselbe Richter hierauf wieder.

In diesem Augenblicke wurde Herr Marque ...., gewesener Major, vordem mein Kamerad im Regiment des Königs und mein Kerkergefährte in der Abtei, unter Bedeckung von drei Mann herbeigeführt, und vorläufig, bis mein Urtheil entschieden worden, nach demselben Platz gewiesen, den ich zuerst eingenommen hatte. Darnach nahm ich wieder das Wort, und sagte:

„Sehen Sie, meine Herren, das ist Alles, was ich über mein Thun und meine Gesinnung sagen kann. Die Offenheit meiner Erklärung muß Sie überzeugen, daß ich kein gefährlicher Mensch bin. Deshalb hoffe ich denn auch, daß Sie mir die Freiheit geben werden, um die ich bitte und deren ich zu meinem Besten und nach meinen Grundsätzen bedarf.

— Der Präsident, nachdem er sein Haupt entblößt hatte: „Ich sehe nichts, was den Herrn da verdächtig machen könnte, und so bewillige ich ihm die Freiheit. Sind Sie derselben Meinung?

Alle Richter zugleich: „Ja, ja! das ist gerecht.

„Kaum waren diese göttlichen Worte gesprochen worden, als ich von allen Anwesenden umarmt wurde. Ueber mir hörte ich applaudiren und Bravo rufen, und als ich aufschauete, da gewahrte ich mehrere Köpfe, die sich an die Eisengitter des Luftlochs über der Gefängnißpforte drängten.

„Nach meiner Freisprechung entsandte der Präsident eine Deputation von drei Männern, um das Volk mit dem ebengefällten Urtheil bekannt zu machen. Währenddem ersuchte ich meine Richter um ein Resume dessen, was sie zu meinen Gunsten entschieden hatten, was sie mir auch versprachen.

„Als die drei Deputirten zurückgekehrt waren, mußte ich den Hut aufsetzen, und sie nahmen mich in die Mitte. So wie sie mit mir auf die Straße hinaustraten, rief einer von ihnen: Hut ab!.... Bürger, für den da fordern eure Richter von Euch Hülfe und Beistand.“ Nach diesen Worten nahm mich die vollziehende Gewalt in Beschlag, und in die Mitte von vier Fackelträgern gestellt, wurde ich von allen Umstehenden umarmt, die sämmtlichen Zuschauer aber riefen: es lebe die Nation!“

In dem Maaße, wie die Metzeleien vor der Pforte des Gefängnisses die Straße von St. Margarethen mit Leichen anhäufte, waren Leute beschäftigt, dieselben bei den Beinen durch den Koth bis nach dem großen innern Hof der Abtei zu schleifen, wo der Ausschuß der Vier Nationen seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Dort, und im Beisein von Commissarien, wurden die Leichen ihrer Bekleidung beraubt, ehe sie den Karren des Fuhrmanns Noel übergeben wurden, dem ihr Transport nach den Steingruben von Vaugirard übertragen war.

Das gräuliche und unsaubre Geschäft der Entkleidung der blutigen Leichname wurde mit einer Art von Feierlichkeit betrieben. Aller Augen schauten gierig nach den Kostbarkeiten, den Ringen, Uhren und Schnallen der Opfer, und jedes der Ungeheuer wäre auch gern ein Dieb geworden, nachdem es sich zum Mörder hergegeben hatte.

Ein Protocoll des Ausschusses der Vier Nationen läßt uns sehen, wie man bei der Entkleidung verfuhr.

„Da die auf dem ehemaligen klösterlichen Hofe der vormaligen Abtei versammelten Bürger der Section der Vier Nationen den Wunsch geäußert haben, Kunde über alles das zu erhalten, was an den Leichnamen vorgefunden werden mag, so hat das souveraine Volk sechs Commissarien ernannt, um Einsicht von all den Effecten zu nehmen und ihnen darüber Bericht zu erstatten, nämlich: (folgen die Namen.“)

Dasselbe Protocoll enthält über die Entkleidung der Leichen eine Art Erklärung, wie folgt abgefaßt:

„Am 2. September 1792, im vierten Jahre der Freiheit und im ersten der Gleichheit.

„Herr Peter Gentilhomme, National-Gendarme der Compagnie Grimeau, Zweibrückenstraße auf der Insel Saint-Louis, hat uns erklärt, daß er im Beisein des Volkes bei Leichen Nachsuchungen gehalten hat; so auch der National-Gendarme Herr Ludwig Gibony, Straße Four-Saint-Germain, und der National-Gendarme Herr Jacques Samuel, Gindre-Straße.

„Herr Anton Portes, Kanonier des Bataillons von Saint-Germain-des-Prés hat erklärt, daß er gesehen hat, daß man bei dem Durchsuchen der Leichen auf's aufmerksamste und gewissenhafteste zu Werke gegangen ist.

„Ein Gleiches wird auch von Herrn Joseph Cabrol in der Sackgasse Jacques de l'Echaudé bezeugt.

(Von vorgenannten Bürgern unterzeichnet.)

Man darf sich indessen nicht durch die Umständlichkeit und die scheinbare Gewähr der Erklärungen diese Leichenentkleider täuschen lassen: sie waren nichts weiter als gewöhnliche Mörder, die die Leichen ausraubten, nachdem sie sie erschlagen hatten.

Wir haben bereits gesehen, daß Maillard's Geschworene die Gefangenen auch schon bei deren Lebzeiten und ehe sie dieselben in den Tod schickten, ausraubten. Die Kostbarkeiten, die Portefeuilles, die Uhren und das baare Geld wurden auf dem Tische in der Gerichtsstube hingelegt, die Kleidungsstücke aber vorläufig in einen Winkel geworfen. Eine Untersuchung dieser Kleidungsstücke erfolgte hinterher.

Auf dem Tische des Ausschusses der Vier Nationen lag auch ein offener Beutel, in den die Leichenentkleider ein Theil dessen steckten, was sie bei den Opfern gefunden hatten. In einer Erklärung des Präsidenten des Ausschusses, Aime Jourdan, an den Vollstreckungs-Ausschuß der Mairie, heißt es: „Wenn wir über diese Summen verfügen wollten, so könnten wir es nicht, weil sie sich in einem Beutel befinden, der nicht bloß mit dem Sectionssiegel versehen ist, sondern auch mit einem Dutzend Siegel dieser Leute da.“

Ein Mann, der vor der Revolution in der Welt der kleinen Soupers und der Gelegenheitsgedichte eines gewissen Rufes genossen hatte, Doral Cubieres, verfaßte, als Mitglied des Ausschusses der Vier Nationen mit an dem Tische sitzend, die letzte Hälfte des Protocolls über die in diesem Beutel bewahrten Gegenstände, und es war keine der kleinsten Scandale jener Zeit, zu sehen, daß ein Herr von Cubieres, ehemaliger Stallmeister der Gräfin von Artois, bei einem so gräulichen Amte die Feder führte, und die mit Blut besudelten Tabatieren, Uhren, Ringe, Schnallen,

Digitized by Google

Assignaten einregistrirte, die von Leichenentkleider herbeigebracht wurden.

Der Leser dürfte wohl neugierig seyn, einen Begriff von diesen Inventarien, Angesichts der Leichen selber aufgemacht, zu bekommen, und zu sehen, was von so vielen wackern, makellosen Menschen nachgeblieben ist. Es ist das ein traurigre Katalog, in welchem die Bücher, die Vertrauten des Geistes, und die Pfänder der Freundschaft und Liebe, die Vertrauten des Herzens sich mit den von Piken durchlöcherten Kleidungsstücken und den mit Blut befleckten Kleinodien vermengen.

Das, von Chanay und Lenfant angefertigte, Inventarium über die den Gefangenen durch Maillard's Geschworenen abgenommenen Effecten ist betitelt:

„Verzeichniß der Effecten, welche wir am 2. September 1792, im Volkstribunal versammelt, den des Verrathes an der französischen Freiheit Ueberwiesenen abgenommen haben." — Dann folgt eine Aufzählung von Kleidungsstücken, Wäsche, Kleinodien und Geld. Hier ein Bruchstück daraus:

„48 Taschentücher, bunte und weiße.
13 Servietten.
8 Halstücher.
10 Hemden.
24 Hüte, dreieckigte und runde.
8 goldene Uhren, worunter 3 repetirende.
1 „ Kette.
3 Petschafte mit Steinen.
1 St. Ludwigskreuz.
1 Necessaire mit goldenem Inhalt.
7 Paar silberne Schuhschnallen, von verschiedener Größe.
1 goldener Ring mit einem Achatstein.
13 Paar Hosenschnallen, mit und ohne Steine.
5 Stück Louisdor.
4570 Livres in National-Assignaten.
„575 „ „ kleinen Zetteln."

Es ist zu bemerken, daß dies Inventarium dem Ueberwachungsausschusse der Mairie sammt den darin verzeichneten Gegenständen zugesandt worden war, das Conseil aber in ersterem neben mehreren Posten, die gestohlen worden waren, so namentlich die goldenen Uhren, die Ringe, Necessaire's, kurz alle Kleinodien, die Notiz: fehlt, schreiben mußte.

Das Inventarium der Effecten, welches die Leichenentkleider den auf dem Hofe der Abtei aufgeschichteten Leichen abgenommen haben, füllt dreizehn Seiten großen Papiers. Es führt den Titel:

„Inventariumsprotocoll über die Effecten, welche bei den am 2. und 3. September verstorbenen Personen gefunden worden sind." Wir wollen nur Folgendes daraus geben:

„1 goldene Uhr, blutbefleckt.
1 Frauen-Portrait, gemalt in bloßem Kopfe, in grüner Robe, mit weißer Schleife, und mit einem Rosenbouquet; in einem schwarzschildpattnen Gehäuse und einer goldnen Einfassung.
1 kleines silbernes Kreuz.
1 Silberring, zwei Herzen vorstellend.
1 Brevier in rothem Marocquin.
1 Buch unter dem Titel: Thesaurus sacerdotum.
1 kleines dn., Selbstgespräche des heil. Augustin betitelt.
2 Ringe, einer mit einem Portrait.
1 Virgil, von der Beindley'schen Ausgabe.
1 goldene Medaille oder Portugalöser, auf der einen Seite das Bildniß Ludwigs XVI. mit der Umschrift: Ludovicus XVI., Rex christianissimus, und auf der anderen die Worte: Deo conservatori, etc.
1 großes Portefeuille, in rothem Marcquin, verschiedene Briefe und Papiere enthaltend, so wie auch ein Frauen-Portrait."

Am Rande dieses Inventariums stehen die verausgabten Kosten verzeichnet, mit der Unterschrift des Commissaire, der sie entnommen hat. So Pag. 3: für Kosten aus dem weißen Beutel entnommen: 7 Doppel-Louisdor, 3 Sechslivresthaler, 1 Stück von 1 Liv. 10 S., 15 do. à 15 S., 1 von 12 S. Pag. 7: für Kosten, durch Lecomte entnommen: 12 Louisdor, 64 Stücke von 15 S., 3 Sechslivres- und 2 Dreilivresthaler, die 24 und 12 Sousstücke aus dem gestrickten Geldbeutel. Pag. 9: für Kosten, durch Lecomte: 8 Doppel- und 11 einfache Louisdor.

Die Kleidungsstücke der Opfer waren meistens durch Pikenstiche zerlöchert und von Blut befleckt. Der Ausschuß der Vier Nationen wollte sie an den Mann bringen, weil er von der allgemeinen Versammlung ermächtigt worden war, sich aus der Sache selber bezahlt zu machen. Um aber Käufer zu finden, mußte der unsaubere Trödel erst gewaschen werden.

Damit wurde ein gewisser Anton Bonedin beauftragt, wie sich aus folgender schriftlichen Notiz ergiebt:

„Herr Cheradame beliebe einen Mann, Namens Baurdin, als mit der Leitung der Wäsche der Kleidungsstücke der Feinde des Vaterlandes beauftragt, anzuerkennen."

Eine andere schriftliche Notiz besagt:

„Herr Cheradame hat die beiden Männer, die Ueberbringer von Gegenwärtigem sind, als die Fuhrleute anzuerkennen, welche die Kleidungsstücke der Feinde der Nation nach Gros-Caillou transportirt haben. Sie haben zwei Fuhren gemacht, was ich bescheinige. „Unterz. Gasc, Commissaire.

„Paris, den 3. September 1792.

Auf der Rückseite des vorstehenden Blattes haben die Fuhrleute den Empfang von 10 Fr. quittirt.

Mit dem Waschen der blutigen Kleidungsstücke wurden zwanzig Frauen beauftragt, die dafür 48 Livres erhielten.

Die so gesäuberten Kleidungsstücke sind darnach, am 4. Sept. 1792, in öffentlicher Auction, an eine Frau Champagne für 375 Livres 10 Sols verkauft worden. Der Ertrag für die in gleicher Weise zu Gelde gemachten Stiefel und Schuhe der auf dem Hofe der Abtei Gemordeten belief sich auf 76 L. 5 S.

Nachdem die Opfer erwürgt, ausgeraubt und ihre Kleidungsstücke verkauft worden waren, blieb nichts weiter zu thun, als die nackten Leichen fortzuschaffen.

Den ersten Befehl hierzu ertheilte die allgemeine Versammlung der Section der Vier Nationen in ihrer Sitzung vom 2. September.

Am Morgen des 3. September erließ die Mairie zu gleichem Zwecke folgenden Befehl:

„Es wird Ihnen aufgegeben, mein Herr, unverzüglich die Leiber der Personen, die nicht mehr existiren, aus Ihrem Gefängnisse fortschaffen zu lassen. Mit Tagesanbruch muß Alles bei Seite und außerhalb Paris gebracht, dort in tiefe Gruben gelegt und

Digitized by Google

wahl mit Erde bedeckt seyn. Sie haben uns die Namen der Todten zuzuschicken. Lassen Sie die Stellen Ihres Gefängnisses, die mit Blut überlaufen seyn möchten, sorgfältig mit Essig und Wasser rein waschen und mit Sand bestreuen. Die Kosten, die Sie haben, sollen Ihnen ersetzt werden. Vor Allem ist für Eile in der Ausführung dieses Befehls Sorge zu tragen, und daß keine Blutspur sichtbar bleibe."

„In der Maiele, den 3. September, um 1 Uhr Morgens, im vierten Jahr der Freiheit und dem ersten der Gleichheit.

„Die Administratoren der Polizei und der Ueberwachung.

Panis, Sergent.

„N. S. Bedienen Sie sich Männer, die mit so etwas bekannt sind, wie z. B. die Todtengräber vom Hotel Dieu, um einer Ansteckung zu verhüten."

Mit der Ausführung dieser Befehle wurde nun auch nicht gesäumt, und der Fuhrmann Noel erhielt am 3. September des Morgens folgende zwei Aufforderungen:

„Der Bürger Noel, wohnhaft in der Straße der Engländerinnen, auf dem Noubertsplatze, hat sein einspänniges Fuhrwerk, unter der Aufsicht seines Knechtes Joseph Nicolas Villelle, zu stellen, um die auf dem Hofe der ehemaligen Abtei St. Germain-des-Pres befindlichen Leichen unter der Escorte von vier bewaffneten Bürgern, jeder mit einer Fackel versehen, nach dem Kirchhofe zu Vaugirard zu fahren.

„Gegeben in dem Permanenz-Ausschusse der Section der Vier Nationen, den 3. September 1792.

„Unterz. Legrangeur, Polizei-Commissair;
Poffen, A. Barbot.

Die zweite, von uns bereits mitgetheilte, Requisition besagt, daß der Fuhrmann Noel am 3. September 90 Leichen transportirt hat.

Am 4. September fand Noel sich vor dem Ausschuß der Vier Nationen ein, und gab dort folgende Erklärung ab:

„Nach Aussage des Fuhrmanns Herrn Carl Noel hat derselbe zum Transport von Leichen in der Nacht vom 2. zum 3. d. vier Wagen, fünf Pferde und vier Leute bis und einbegriffen den 3. d. Abends 7 Uhr verwandt, und dann noch ein Pferd von 11 Uhr Abends bis diesen Augenblick. Da die Commissarien aber nicht befugt sind, seine Mühwaltung zu taxiren, so verweisen sie ihn wegen seiner Bezahlung an die Municipalbeamten.

„Gegeben im permanenten Ausschuß, den 4. Sept. 1792.

„Unterz. Prevost, Commissair, Delacoste."

Endlich ließ Noel sich, nach viertägigen Unterhandlungen, mit der Summe von 150 Livres abfinden.

Der Lieferant der bei dieser Gelegenheit gebrauchten 12 Fackeln, ein Herr Huvet, erhielt dafür, laut der von ihm ausgefertigten Quittung, 9 Livres.

Es ist für die Geschichtschreiber, welche die Septembermetzeleien haben beschreiben wollen, stets eine schwere Aufgabe gewesen, ein genaues Verzeichniß der gefallenen Opfer zu geben. Die meisten von ihnen, und unter denselben auch die Herren Thiers und de Lamartine, haben es damit aber nicht genau genommen und Zahlen auf gut Glück gegeben.

Von drei Geschichtschreibern, die Augenzeugen der Ereignisse gewesen sind, sind Verzeichnisse der Opfer gegeben worden, von Peltier im Jahr 1793, von Maton de la Varenne im Jahr 1796 und von Prudhomme im Jahr 1824.

Peltier, der während der Metzeleien zu Paris anwesend war, schrieb seine Geschichte des 10. August nach Angaben, die im Allgemeinen ziemlich zuverlässig waren, doch stützen sie sich auf kein bekanntes und authentisches Document.

Maton de la Varenne, der dem Blutbade in la Force so wunderbar entronnen ist, hat die Angaben Peltier's berichtigt und vervollständigt.

Prudhomme, der die Metzeleien in der Abtei mit eigenen Augen angesehen hat und ihnen als Commissair der Vier Nationen beiwohnte, hat sich im Allgemeinen darauf beschränkt, sich an die Angaben von Peltier und Maton de la Varenne zu halten.

So ist man, bis dahin, über die Namen und die Zahl der Opfer moralisch ziemlich sicher, doch fehlt es den genannten drei Geschichtschreibern an dem reellen und ernsten Fundamente der Geschichte, an dem authentischen Belege.

Petion hat in einer Rede, die er am 6. November 1792 im Convent gehalten, geäußert, daß er im Besitz der Verzeichnisse der Opfer gewesen sey. Wo sind diese Verzeichnisse geblieben? waren sie noch vorhanden? Wir haben diesem schätzbaren Documente nachgespürt; und es, wider unser Erwarten, unter den anderen Papieren Petion's, unter den Manuscripten der Nationalbibliothek gefunden. Diese Verzeichnisse, die in mehr als einem Stücke von Wichtigkeit sind, leiden aber an demselben Gebrechen, wie alle die anderen, d. h., sie ermangeln der Authenticität, weil ihre Quelle nicht nachgewiesen ist.

Ein heutiger Schriftsteller, Herr Barthelemy Maurice, hat den originellen und in dieser Sache zweckdienlichen Einfall gehabt, die Hauptregister der Pariser Gefängnisse aus der Zeit der Metzeleien durchzusehen, und nach dieser soliden Unterlage neue Verzeichnisse anzufertigen. Doch ist auch gegen diese Verzeichnisse manches einzuwenden.

Zuvörderst gab es nicht in all den Gefängnissen, wo die Verhafteten ermordet wurden, Gefangenregister; namentlich nicht in dem der Karmeliter und von St. Firmin. Ueberdem ist das Register der Salpetrière nicht aufzufinden gewesen, wiederstens nicht auf der Polizeipräfectur, und das Register des St. Bernhardsklosters enthält nur die Namen von fünf Opfern, weil die übrigen Galerensclaven, welche die Kette bilden sollten, noch nicht eingetragen waren.

Ferner steht auf allen vorhandenen Registern nicht am Rande angegeben, ob die Verhafteten gemordet oder freigelassen sind.

Endlich sind die Register jener Zeit, insbesondere mitten in der Unordnung, welche die massenhaften Arrestationen vom 11. August bis 20. September veranlaßten, nicht genau genug geführt worden, um als zuverlässige Wegweiser gelten zu können.

Inzwischen ist noch ein sechster und allein richtiger Ausweg übrig geblieben, an den bislang kein Geschichtschreiber gedacht zu haben scheint.

Nach den Septembermetzeleien von den Familien der Opfer, deren Tod so manche Ansprüche gab, so viele Ehen löste, so viele Erbschaften eröffnete, bestürmt, sah die Pariser Gemeinde ein, daß sie nicht umhin konnte, diese Todesfälle in legaler Weise constatiren zu lassen. Sie hat demnach durch einen Beschluß, der sich unterm 10. September 1792 in ihrem Berathungsregister eingetragen be-

Digitized by Google

findet, für jedes der Gefängnisse, wo die Metzeleien stattgefunden haben, eine administrative Commission eingesetzt, um nach den Erklärungen der Sectionsmitglieder, der Greffiers und der Gefängnißaufseher, Wächter und Kerkermeister ein authentisches Protocoll über die Todesfälle anzufertigen.

Wir haben die authentischen Verzeichnisse der Septembermörder nebst den sie begleitenden offiziellen Protocollen in den Archiven des Stadthauses aufgefunden, und es ist uns gestattet worden, daselbst eine Copie davon zu nehmen.

Demnach hat sich die Zahl der Individuen, welche am 2., 3. und 4. September 1792 in der Abtei niedergemetzelt worden sind, auf 216 belaufen. *)

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben Galiléis.

In einer der letzteren Nummern des Tablet wird durch einen Herrn Bewyer, Dr. und M. P., obiges höchst interessante Document, das die Fabel der schmählichen und martervollen Behandlung, welche der unsterbliche Astronom abseiten der Inquisition erlitten haben soll, widerlegt, mitgetheilt. Besagtes Schreiben war an einen Schüler Galiléis, Namens Ruinieri gerichtet, und lautet, wie folgt:

Nach der Veröffentlichung meiner Dialogen wurde ich durch die Congregation des heiligen Officiums nach Rom beordert, wo ich sodann, nach meiner am 10. Februar 1632 erfolgten Ankunft, der Gnade dieses Tribunals und des Papstes Urban VIII. — der mich Trotz dem, und obwohl ich mich nicht auf die Anfertigung von Epigrammen und Liebessonnetten verstand, seiner Freundschaft würdigte — unterworfen ward. Ich wurde in dem köstlichen Palaste Teinita de Monti, der Residenz des toskanischen Gesandten, unter Arrest gestellt. Am folgenden Tage fuhr der Commissair, Pater Lancio, bei mir vor, nahm mich mit in seinen Wagen, richtete allerlei Fragen an mich, und ließ es sich sehr angelegen seyn, mich zur Beseitigung des Anstoßes zu bewegen, den ich durch die Behauptung, daß die Erde sich bewege, ganz Italien gegeben hätte. Auf die mathematischen Gründe, die ich ihm zur Unterstützung meiner Ansichten angab, antwortete er bloß: Terra autem in aeternum stabet, quia terra autem in aeternum stat, so steht's in der Bibel. Unter solcher Zwiesprache erreichten wir den Inquisitionspalast. Derselbe ist westlich der prächtigen St. Peterskirche belegen. Der Commissair stellte mich sofort dem Assessor, Monsignor Vitrici, der ein Paar Dominikanermönche bei sich hatte, vor, und ich wurde von ihnen sehr artig aufgefordert, mich vor der gesammten Congregation zu vertheidigen, die meine Gründe in Erwägung nehmen würde, wiewohl ich schuldig befunden worden sey.

Am nächsten Donnerstag wurde ich vor die Inquisition gebracht, und suchte dieselbe von der Richtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen, was mir aber leider nicht gelingen wollte. Man suchte mich unter mancherlei Digressionen von dem durch mich gegebenen Anstoß zu überzeugen, und wies stets die Bibelstelle als den Hauptbeleg meiner Versündigung auf. Da ich mich zu rechter Zeit eines biblischen Arguments zu meinen Gunsten entsann, so machte ich es mir zu Nutze, aber ohne erheblichen Erfolg. Ich bemerkte, daß meiner Meinung nach Ausdrücke in der Bibel enthalten wären, die mit dem übereinstimmten, was man vor Zeiten als astronomische Wissenschaft angesehen habe, und daß dergleichen nun als Text wider mich angewandt werden könnte. Denn, sagte ich weiter, es steht im Buche Hiob's, Cap. 37. Vers 18. geschrieben, daß die Himmel fest und blank wären wie ein kupferner oder messingener Spiegel. So sagt Elias. Es ist klar, daß derselbe sich da nach dem ptolomäischen System äußert, welches aber durch die neuere Philosophie, und zwar mit Recht, als absurd befunden worden ist. Wenn nun als Beweis, daß die Sonne sich bewege, so viel Gewicht darauf gelegt wird, daß Josua ihr Stille zu stehn geboten hat, so muß andrerseits auch auf den Text Rücksicht genommen werden, der da sagt, daß der Himmel aus vielen, Spiegel ähnlichen, Himmeln zusammengesetzt sey. Dieser Schluß schien mir begründet zu seyn, doch wurde er nicht beachtet, und ich erhielt darauf keine Antwort als ein Achselzucken, eine Ausflucht, deren sich in der Regel diejenigen bedienen, die einmal in einem Vorurtheil und einer vorgefaßten Ansicht befangen sind. Schließlich wurde ich aufgefordert, als ein guter Katholik zu widerrufen, und als Strafe wurden meine Dialoge verboten. Nach fünf Monaten wurde ich von Rom entlassen, und erhielt, da damals die Pest in Florenz hauste, großmüthiger Weise die Wohnung meines liebsten Freundes in Siena, des Erzbischofs Piccolomini, als Verhaftslocal angewiesen. Seine höchst freundliche Unterhaltung gewährte mir eine solche Seelenruhe und that mir so wohl, daß ich wieder an meine Studien ging, und einen großen Theil der mechanischen Folgerungen über den Widerstand fester Körper und anderweitige Speculationen entdeckte und offenbarte. Als die Pest in meinem Geburtsorte nach fünf Monaten aufgehört hatte, da ließ mich Se. Heiligkeit, Anfangs December 1633, die Haft in jenem Hause mit der Freiheit des Landlebens, die mir so lieb ist, vertauschen: ich kehrte nach der Villa Bellosguardos und darnach nach Arcetri zurück, wo ich nun, in der Nähe meines theuren Geburtsorts, Florenz, der gesunden Luft genieße. Lebt wohl!

Eine, in ihren Nebenumständen merkwürdige, Entführungsgeschichte neuester Zeit.

Wie englische Blätter erzählen, erschien vor Kurzem eine Französin, Madame Juvenot, bei Herrn Bingham, dem Richter der Marlborough-Straße, um seinen Beistand in folgender Angelegenheit zu reclamiren:

„Ich lebte," sagte sie, „seit einiger Zeit zu Paris, und hatte meine Tochter, ein sehr hübsches, zwanzigjähriges Mädchen bei mir. Sie war plötzlich verschwunden, und ich erfuhr darnach, daß sie mit einem Manne abgereist sey, der sich Graf von Gorik nenne. Ich habe sodann zahlreiche Schritte gethan, den Ort zu ermitteln, wohin sie sich zurückgezogen hatten, und habe vor Kurzem erfahren, daß sie als Mann und Frau in London, in

*) Im Original befinden sich die Gemordeten alphabetisch und mit Angabe von Stand und Gewerbe verzeichnet, ein Detail, das jedoch für unsere Leser nicht Interesse genug haben dürfte, um uns daran zu halten.
Die Red.

Digitized by Google

einem Hause der Dean-Straße leben. Ich habe mich dorthin begeben, um meine Tochter zu sprechen, es ist mir aber der Einlaß verweigert worden. Als ich darauf schriftlich um eine Zusammenkunft gebeten hatte, habe ich, in deutscher Sprache, folgende Antwort erhalten:

„Madame, wir sind verheirathet. Falls Sie es nicht wissen, daß wir, Ihre Tochter und ich, uns leidenschaftlich lieben, so lassen Sie es sich hiemit gesagt seyn.

„„Ich benachrichtige Sie ferner, daß Josephine Mutter ist, und daß es sehr schwer halten wird, sie den Armen desjenigen zu entreißen, der sie in diese Lage versetzt hat. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Josephine ohne mich nicht glücklich seyn kann, und bin erbötig, Ihnen zu gestatten, alles, was in Ihren Kräften steht, aufzubieten, um diejenige, die ich liebe, zu bewegen, mich zu verlassen. Ich schwöre Ihnen meinerseits, daß ich von dem Einfluß, den ich auf sie habe, durchaus keinen Gebrauch machen, vielmehr es ihr anheim stellen will, ganz nach freiem Willen zu verfahren. So mögen Sie denn von allen Mitteln, die in Ihrer Macht stehen, von Bitten, Flehen, Drohungen, selbst Verwünschungen Gebrauch machen, ich stelle Ihnen das gänzlich frei.

„„Ich will Ihnen die Sache leicht machen, und gestatte Ihnen, an Josephine zu schreiben, ihr zu sagen, Sie lägen im Sterben, Sie bäten sie um eine letzte Unterredung, Sie wünschten Ihr einziges Kind um sich zu haben, um Ihnen die Augen zuzudrücken, und Sie versprächen ihr, daß Sie sie nicht zurückhalten wollten. Wenn Ihre Tochter hier noch einwilligt, zu Ihnen zu kommen, so schwöre ich Ihnen, keinen Versuch, sie wiederzusehen, zu machen.

„„Bieten Sie also alle moralischen Mittel auf, die sie nur ersinnen können, nur wenden Sie um Gottes Willen keine Gewalt an; denn ich erkläre Ihnen unumwunden, Sie würden nichts damit ausrichten. Sie würden dann sehen, daß die Gräfin Goritz sich unter dem Schutze von zwei tausend politischen Flüchtlingen, Männer mit eisernen Herzen und gestählten Armen, befindet, die sämmtlich bereit sind, sich zum Heil der Frau ihres vormaligen Chefs aufzuopfern. Auch würden Sie einen jungen Mann finden, der, ehe er sich unter seinen Augen seine Gattin entreißen ließe, ihr lieber einen Dolch in's Herz stieße, und dieser junge Mann ist „„Max, Graf von Goritz.““

— Herr Bingham. Glauben Sie, daß Ihre Tochter wirklich getraut ist?

„Mad. Juvenot. Nein, ich vermuthe vielmehr, daß sie von diesem Manne gewaltsam zurückgehalten wird, und daß sie wieder zu mir kommen würde, wenn ich sie zu sprechen bekommen könnte. Deshalb ersuche ich Sie, einen Gerichtsbeamten zu beordern, daß er mich nach dem Hause, wo sie sich befindet, begleite, damit ich aus der Ungewißheit komme, in der ich mich befinde, und höre, was meine Tochter sagt.“

Herr Bingham rief nun einen der Beamten des Bureau's unter seiner Leitung, einen Herrn Roberts, herbei, und beauftragte ihn, sich mit Mad. Juvenot und einem Dollmetscher zu dem Grafen von Goritz zu begeben, der nach dem vorstehenden Schreiben zu urtheilen, ein sehr leidenschaftlicher Mann zu seyn scheint.

Nach einer einstündigen Abwesenheit kehrte Herr Roberts zurück, und stattete folgenden Bericht ab:

„Ich habe das junge Frauenzimmer, und denjenigen, der sich ihren Gatten nennt, in einem Gemache der höheren Etagen des Gasthofes, und in sichtlich höchst ärmlichen Verhältnissen angetroffen. Sobald sie Mad. Juvenot erblickt hatten, ist ein rührender Auftritt erfolgt. Die junge Person ist ihrer Mutter um den Hals gefallen und ohnmächtig geworden, und der junge Mann ist ebenfalls besinnungslos zu Boden gestürzt. Als sie wieder zu sich selbst gekommen waren, da konnten sie Anfangs nur einzelne Worte, Schluchzen und Seufzer hervorbringen. Endlich waren sie sich zu verständigen im Stande, und da hat die Mutter erklärt, daß sie damit zufrieden sey, daß ihre Tochter den Grafen von Goritz geheirathet habe, und daß sie, das Vergangene vergessend, inskünftige bei ihren Kindern leben wolle.

Briefe über weibliche Bildung. Ein Hülfsbuch für gebildete Mütter und Erzieherinnen von Sophie Alberg. Leipzig 1853, bei Hinrichs. VI, S. 170.

Müttern und Erzieherinnen fehlt es nicht selten an der rechten Einsicht in den ächten Zweck und das wahre Ziel der weiblichen Bildung; daher sehen sie häufig das, was g'änzt, schimmert, besticht für die Hauptsache an, und vernachlässigen das Gründliche, Tüchtige und ewig Bleibende. Daher oft die seltsamen Ansprüche an die Schule, daher die alles Gehaltes entbehrenden Lectionspläne; daher ein Mixtum compositum von allerlei sogenannten gemeinnützigen Kenntnissen aus der Naturkunde und Geographie, ohne innere Haltung, ohne einen Hintergrund von Anschauungen; daher eine oberflächliche Einführung in die französische und englische Sprachlehre ohne gründliche Einsicht in die Muttersprache; daher ein Dringen auf eine Art Virtuosität in Zeichnen, Gesang und Musik bei Vernachlässigung der Religionslehre, des Rechnens ꝛc.; daher die Forderung einer einseitigen Verstandesbildung ohne gleichmäßige Rücksichtnahme auf Herz und Gemüth, auf Willen und Charakter. Darum sind Schriften, welche über das Wesen der weiblichen Bildung handeln wie die obige, vorausgesetzt, daß sie von Müttern und Erzieherinnen begriffen und beherzigt werden, von entschiedenem Werthe! Sind die Erzieherinnen selbst nicht recht gebildet, sondern oberflächlich, dem äußeren Flimmer und Schimmer ergeben, wie sollen da gute Mütter aus den Schulen hervorgehen; haben die Mütter verkehrte Ansichten über das, was ihren Kindern frommt, wie soll da die Schule ihren Zweck, bei den Hindernissen, welche das Haus entgegenstellt, erreichen!

Die Verfasserin der oben bezeichneten Briefe will über das Wesen der weiblichen Bildung jene Ansichten berichtigen und „den Müttern bei der Bildung der Töchter dabei hülfreich werden“ und diese Absicht können wir nur billigen, da der Einfluß der Mütter, welche sich ihrer Kinder von der Geburt an wirklich mütterlich annehmen und sie nicht fremden Händen sorglos überlassen, für Geist und Charakter entscheidend zu seyn pflegt; da wir glauben, daß es für gebildete Mütter und Erzieherinnen keine nothwendigere und ansprechendere Beschäftigung geben kann, als das Studium der Erziehungskunde, und für diejenigen, welche schriftstellern wollen, als Darlegung ihrer pädagogischen Erfahrungen; nur möchten wir letzteren überall rathen, sich nicht auf das Systematische und Theo-

Digitized by Google

retische einzulassen, sondern, was der weiblichen Natur angemessener ist, einzelne Beobachtungen, Thatsachen und wirkliche Erfahrungen, namentlich solche, welche sich auf die sittliche und gemüthliche Bildung beziehen (ohne sie in's Schöne zu malen und sich durch Phantasiebilder selbst und folglich auch andere zu täuschen), einfach und offen mitzutheilen; dabei jedoch zu beachten, daß Mädchen zuerst Menschen sind, folglich alle Forderungen, welche der allgemeinen Menschenbildung gelten, auch hier ihre Anwendung finden, und nur durch die Geschlechts-Eigenthümlichkeiten und die spezielle Bestimmung modificirt werden.

Die sechszehn Briefe, in welchen die Verf. ihre Ansichten mittheilt, enthalten, wenn auch nichts Neues, doch manches Gute und beziehen sich auf die geistige und sittliche Ausbildung. Sehr richtig setzt sie das Wesen der weiblichen höhern Bildung nicht in Erlernung einzelner Kunstfertigkeiten, noch in Aneignung einiger halbverstandener wissenschaftlichen Kenntnisse, nicht in bloße Anfüllung des Gedächtnisses, oder in Ausbildung irgend eines Talentes oder einer Fertigkeit, ohne daß Kopf und Herz zugleich eine höhere Kultur erhalten (denn alle Kinder, welche einseitig zu Malern, Musikern, Rechnern ꝛc. herausgebildet werden, — und erregte ihre Fertigkeit ein noch so großes Erstaunen, — sind in der Regel für ihre wahre Bestimmung und Ausbildung verkrüppelt), sondern ihre zweckmäßige Gestaltung zu einem harmonischen Ganzen. — Mit diesem Hauptgrundsatz aller ächten Pädagogik wird aber der Ueberschätzung, welche unsere Zeit mit der einseitigen Verstandesbildung treibt, so wie allen weiblichen sogenannten Hochschulen, und den pomphaften Bestrebungen, die Mädchen nach ihrer Konfirmation ein Allerlei von Kenntnissen und Fertigkeiten einzupfropfen, das Verdammungsurtheil gesprochen! Töchter höherer Stände sollten daher nicht zu früh konfirmirt werden, damit die Schule eine harmonische Ausbildung möglichst vollenden kann; was ihnen dann noch zu wissen Noth thut, werden sie sich selbst mit Leichtigkeit aneignen können, und ihr Augenmerk vorzüglich auf das zu richten haben, was das Haus, die Familie, nicht aber die Schule geben kann. Eine gründliche Bildung in den nothwendigen Kenntnissen ist unendlich mehr werth für Verstand und Herz, als das Vielerlei und Oberflächliche, was nur Eitelkeit und Naseweisheit erzeugt; jede tüchtige Schule, welche nicht aus Noth (weil sie keine Schulbehörde als Rückhalt hat), dem Zeitgeiste zu fröhnen genöthigt ist, weiß dieses, und wird daher auf eine tüchtige Grundlage der nothwendigen und vorbereitenden Kenntnisse vor allen Dingen hinwirken, und nur wo diese recht gelegt worden, weiter gehen und Neues hinzufügen. Solche Schulen sind denn aber auch nicht Schuld an der bleichen Gesichtsfarbe, der Nervenschwäche, den krummen Rücken ꝛc. der Kinder. Es thut uns leid, daß die Verf. die körperliche Erziehung weniger berücksichtigt. Sie findet auch die Quelle jener Kränklichkeit ganz anderswo als in der Schule, nämlich in der ganz veränderten Lebensweise der Familien, in den späten Abendgesellschaften, den erhitzenden Speisen und Getränken, den aufregenden Theater- und Concertbesuchen, den bis in die Nacht dauernden Kinderbällen und Tanzgesellschaften, welche den Körper schlaff und den Geist stumpf, und am andern Tage unlustig zu jeder geistigen Arbeit in der Schule machen, was wieder die Folge hat, daß dann die Hausarbeit die doppelte Zeit fordert, und alle Natürlichkeit, Einfachheit und Kindlichkeit verloren geht. Das sollen Erholungen sein? Strengten sich die lieben Kinder beim Lernen nur halb so an, wie wüßten Wunderdinge sehen! In dem Kapitel von den Vergnügungen der Jugend (S. 138 ff.) spricht sich die Verf. auch entschieden gegen solche Verkehrtheiten aus. Alle Schulen machen diese Erfahrungen, namentlich wenn die Kinder das 13., 14. Jahr erreicht haben, und da die Erziehung nicht, wie häufig die Aerzte, das Kind wie einen ambulanten Fleischklumpen betrachten darf, sondern vorzugsweise auf den Geist Rücksicht zu nehmen hat, so muß sie die letzteren ersuchen, in solchen Fällen die Eltern auf die wahre Ursache jener körperlichen Schlaffheit und geistigen Stumpfheit hinzuweisen, und es nicht zu scheuen, eine gewöhnlich unangenehme Seite zu berühren. — Die Wichtigkeit der religiösen Bildung für das weibliche Geschlecht erkennt die Verf. an; in einzelnen Punkten können wir jedoch nicht einstimmen. Sie scheint den Religionsunterricht und den Kirchenbesuch (einen frühen, regelmäßigen Besuch wollen wir auch nicht gerade empfehlen) nur nach dem Einfluß auf die Erkenntniß zu beurtheilen; wir meinen aber, daß das religiöse Gefühl sich viel früher entwickelt und angeregt, aber auch hierbei das rechte Maaß beobachtet werden muß. Weil das weibliche Geschlecht sich am leichtesten zur Sentimentalität (welche Rührungen für Frömmigkeit hält) und einem Gefühlsleben hinneigt (welches leicht zum Katholicismus führt), so bedarf es gerade (wie Herr Prof. Schenkel in Heidelberg noch neulich nachwies,) für Töchterschulen eines Religionslehrers, der mit gründlichem Wissen ein warmes Gefühl und den rechten pädagogischen Tact verbindet, Eigenschaften, welche jüngeren Theologen vielfach mangeln. Religion muß, gleich der Sonne, Licht und Wärme geben, um gute Früchte zu erzeugen! Wir wünschen der Schrift von Erzieherinnen wie von Müttern Beherzigung und empfehlen zugleich denen, welchen dergleichen zu trocken erscheint, den Roman von Beckmann: „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft," welcher die Erziehungs-Thorheiten der vornehmen, bürgerlichen wie adelichen, Welt anschaulich macht.

Dr. J. C. Kge.

Miscellen.

Die letzten Nachrichten über die archäologischen Forschungen, welche Herr Place, der französische Consul zu Mossul, mit seltener Ausdauer auf der Stätte des assyrischen Palastes von Khorsabad betreibt, sind von höchstem Interesse.

Herr Place hat die Entdeckung einer doppelten Säulenreihe und ausgedehnter, mit großen Steinplatten gepflasterter, Terrassen schon früher berichtet. Sobald es ihm möglich geworden, seine Ausgrabungen wieder vorzunehmen, hat der verständige Forscher hinter diesen Säulen eine lange Trenschee eröffnen lassen, was zu einer der merkwürdigsten und in ihrer Art allein dastehenden Entdeckung geführt hat. Herr Place ist nämlich auf eine Mauer von 5 Fuß Höhe und 21 Fuß Länge gestoßen, die ganz und gar mit gemalten und glasurten Backsteinen, Menschen, Thiere und Bäume darstellend, und Alles wohl erhalten, belegt sind. Es ist dies das erste vollständige, und an Ort und Stelle gebliebene Exemplar assyrischer Malerei, von dem man bis auf den heutigen Tag gehört hat. Man lernt daraus die Anwendung der glasurten Backsteine kennen, deren bei den Aus-

Digitized by Google

grabungen von Ninive, insbesondere zu Babylon so viele gefunden worden sind. Auch weis't sich darin die Richtigkeit der Beschreibungen nach, welche Ctesias und Diodorus von den Residenzen der assyrischen Könige und den Palästen gegeben haben, deren Mauern mit glasurten Malereien bedeckt waren, die Jagd-Gegenstände darstellten.

Dieser ersten Entdeckung hat Herr Place eine zweite hinzugefügt, die wohl noch interessanter ist, und wodurch ein neues Licht über die assyrische Kunst verbreitet wird. Er hat an dem einen Ende der mit glasurten Steinen belegten Mauer eine Statue, eine ächte Statue, wie er sich naiv ausdrückt, d. h. die einzige assyrische Statue, die bis jetzt zu Gesicht gekommen ist, angetroffen.

Diese bewundernswürdig wohlerhaltene Figur, eine Person darstellend, die eine Flasche in Händen hält, ist 4½ Fuß hoch. Sie ist von demselben gypsartigen Marmor, wie die schon aufgefundenen Basreliefs. Da die Mauer von glasurten Steinen zu einem Gange gehört, der zu einem großen Saal zu führen scheint, so hofft Herr Place, das Seitenstück seiner Statue an dem andern Ende des Ganges zu finden.

Der N. B. Advertiser giebt folgende humoristische Schilderung des englischen Parlaments in der witzig angewandten Namendeutung seiner Mitglieder: „Die Lage des Hauses ist den Forderungen des Compasses entsprechend, indem drei aus vier Richtungen Norden, Osten und Westen aufweisen.*) In seinem Bau hat es zwei Hallen und zwei Kammern, aber nur eine Mauer, die man als von ziemlicher Dicke annehmen kann und deren Grund aus zwei Thoneeden bestehen. Es hat eine Glocke, um die Abstimmungen anzuzeigen, auch einen Verschluß, in welchem der Serjeant-at-arms seine Gefangenen einstecken kann. Zu seiner zeitweiligen Benutzung stehen ihm ein Beutel, eine Tragbahre, ein Holzhaus und Brunnen zu Gebote. Zu seiner ländlichen Ausschmückung dienen ein Bach, ein Hügel, zwei Mühlen, zwei Moore, eine Hütte, und drei Waldungen, welches Alles in diesem guten Lande aber unvollständig seyn würde, wenn nicht, wie es der Fall ist, auch eine Kirche dabei wäre. Die Landschaft, drei Meilen groß, reich, grün und lachend, wird belebt durch einen Bock, einen Rehbock, einen Fuchs, und einem minder pittoresken, aber nützlicheren Thiere, dem Schweine. Unserer glorreichen Verfassung entgegen, werden sich bei den Verhandlungen des Hauses 2 Könige, 1 Herzog, 1 Mönch und 1 Kind betheiligen; daneben ist das Volk aber seinerseits reichlich vertreten durch 2 Fuhrleute, 1 Gärtner, 1 Müller, 1 Töpfer, 1 Drechsler, 1 Ziegeldecker, 1 Walker, 2 Schneider und 7 Schmiede. Wiewohl es nur einen Missethäter in seiner Mitte zählt, hat es drei Vögte, die demselben auf den Dienst passen, und auch für die Aufrechthaltung des Anstands Sorge tragen, was schon Noth thut, weil einige der Mitglieder heißblütig und griesgrämig sind. Was es mit einem Muster thut, würde sich nicht wohl erklären lassen, wenn sich nicht in seiner Gesellschaft auch ein Trail und ein Trollope zur Verherrlichung der „Bloomers" befände. Wo so viele Signale vorkommen, da ist schon eine Wetterfahne und ein Wimpel am rechten Platze. Die einzigen Erfrischungen, die es giebt, sind Reis, Weißbrod, Zitronen und dreierlei Rinden. Für den Winter ist das Haus auch mit Kohlen bedacht. Um die jungen, die rüstigen und die reichen Beisitzer an ihre Sterblichkeit zu erinnern, bietet sich ihnen der schaurige Anblick eines Sarges dar. Obgleich das Haus in zweierlei Preisen handelt, was allen ehrlichen Kaufleuten ein Gräuel ist, fehlt es ihm doch nicht an Anmuth, und da es auch mit Macht ausgestattet ist, so hoffen wir, daß es sich mehr durch ein rasches Handeln als durch lange Reden bemerklich machen wird.

*) Im Englischen sind die Namen natürlich anders construirt, doch würden sie, nicht übersetzt, den Sinn, welchen sie im Englischen haben, einbüßen, und so die Pointe in ihrer Deutung verlieren.

Anm. der Red.

Die kostbaren eilf Gemälde, welche in der Auction des Marschalls Soult für den Kaiser von Rußland angekauft worden waren, sind auf ihrer Sendung nach Petersburg in großer Gefahr einer gänzlichen Vernichtung gewesen, indem das Schiff, an dessen Bord sie sich befunden haben, unfern Carlscrona verunglückt ist, doch ihre Bergung möglich war.

Der Anfang der französischen kaiserlichen Archive schreibt sich von 1789 her, doch ist ihre definitive Einrichtung erst durch ein Decret vom 6. März 1808 begründet worden. Sie bestehen augenblicklich aus 238,518 Kästen oder Bündeln Papier, Registern, Portefeuillen, Plänen und Landkarten. Das älteste Document von allen ist ein Original-Diplom vom Jahr 625. Die Eintheilung umfaßt drei Fächer: das historische, das administrative, und das gesetzliche und gerichtliche.

Ein Engländer, Herr Glaisher, hat berechnet, daß das im Jahr 1852 gefallene Regenwasser, wenn es stehen geblieben wäre, in den Grafschaften Devon und Cornwallis eine Höhe von fast funfzig Zoll, und über ganz England eine Höhe von fast drei Fuß erreicht haben würde.

Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, hat darauf angetragen, in Verbindung mit dem Patent-Bureau eine National-Bibliothek von allen mechanischen und wissenschaftlichen Werken, die über die Erfindungen aller civilisirten Länder seit den ältesten Zeiten handeln, nebst sorgfältig chronologisch und alphabetisch geordneter Register, so wie ein Museum von Modellen, Rissen, ꝛc. zu begründen.

Die Passagier-Wagen der französischen Eisenbahnen in den Norddepartements haben eine Vorrichtung, die auch von den Eisenbahnen anderer Länder, wo strenge Winter vorkommen, nachgeahmt zu werden verdiente: es ist unter ihnen nämlich eine metallne Röhre angebracht, die zur Winterzeit mit heißem Wasser gefüllt wird und den Reisenden sonach als ein unsichtbarer Fußwärmer dient.

In England, auf der Tour von Shroton nach Blackford, hat ein Herr J. Ceew jüngst 5 (englische) Meilen im Trott in 15 Minuten zurückgelegt. Die Tragelast des Pferdes betrug zwölf Stein.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETEI

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 22. Mittwoch, den 16. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Zu den Vorlesungen des Konsistorialpräsidenten Göschel in Berlin über „Dante's göttliche Komödie" ..... Seite 169

Literatur:

Antikritik ..... „ 171

Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau ..... „ 174

Miscellen ..... „ 175

Zu den Vorlesungen des Konsistorialpräsidenten Göschel in Berlin über „Dante's göttliche Komödie."

> Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff als das Loben. Milton's wiedergewonnenes Paradies ist nicht so gut gelungen als sein verlorenes und auch Dante's Hölle ist weit weniger langweilig als sein Himmel.
>
> Schiller.

Es mögen ungefähr zwanzig Jahre verflossen seyn, als ein, immittelst verstorbener, Geheimrath des königlich preußischen Ministeriums der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten (sein Name ist uns nicht mehr erinnerlich und thut auch wenig zur Sache) ebenfalls Vorlesungen über Dante's göttliche Komödie hielt, und zwar in einem Hörsaale der hiesigen Universität. Dieselben nahmen ihren Anfang vor einer Versammlung von etwa funfzig Personen. Nach vierzehn Tagen war von dieser Anzahl nicht mehr als etwa die Hälfte anwesend, und noch auf dem Wege durch die Hölle begriffen, sah der Vorlesende sich von allen Zuhörern verlassen, weil diese wahrscheinlich den Weg durch das Fegefeuer in das Paradies ohne dienstwilligen Führer auf gut Glück selbst zu finden hofften.

Wir sind weit entfernt, den jetzt begonnenen Vorlesungen ein gleiches Prognostikon zu stellen, haben jedoch Grund zu bezweifeln, daß dieselben bei dem größeren Publikum bedeutenden Anklang finden dürften, da der Gegenstand an sich für ein solches zu wenig Interesse darbietet. Ueberdies haben Kannegießer und Streckfuß durch ihre vortrefflichen Uebersetzungen und letzterer durch die beigegebenen ausführlichen Erläuterungen bereits hinreichende Mittel dargeboten, Dante's Werk genügend kennen zu lernen und an demselben sich zu sättigen.

Anführenswerth zur Beurtheilung Dante's und seiner Dichtung erscheint was Voltaire über beide seiner Zeit in dem „Dictionnaire philosophique" geäußert hat.

„Die Italiener nennen Dante den Göttlichen; es ist derselbe aber eine verborgene Gottheit. Wenige nur verstehen seine Offenbarungen. Er hat Ausleger und Erklärer gehabt, und das ist vielleicht ein Grund mehr, weshalb er dunkel bleibt; sein Ruf wird stets sich vermehren, weil man ihn gar nicht mehr liest. Es sind einige zwanzig Stellen, die man von ihm auswendig weiß und diese reichen hin um der Mühe überhoben zu sein, sich mit dem Uebrigen näher bekannt zu machen.

Dieser göttliche Dante war, wie man sagt, ein ziemlich unglücklicher Mann; glaubt nicht, daß er zu seiner Zeit schon für göttlich galt, oder in dem Rufe eines Propheten stand. Es hat seine Richtigkeit, daß er Prior war, jedoch nicht ein Mönchs-Prior, sondern Prior von Florenz, d. h. einer der Senatoren. Er wurde nach Angabe seiner Landsleute, in dem Jahre 1260 geboren. Bayle, der zu Rotterdam currente calamo (mit unaufhaltsamer Feder) für seinen Buchhändler ungefähr vier volle Jahrhundert nach Dante schrieb, läßt ihn 1265 geboren werden, und ich schätze

Digitized by Google

Bayle deshalb weder mehr noch weniger, daß er sich hiebei um fünf Jahre geirrt hat; *) die große Hauptsache ist, sich weder in Angelegenheiten des Geschmacks noch des Urtheils zu irren.

Die Künste begannen damals in dem Vaterlande Dante's zu blühen. Florenz war wie Athen voll Geist, Größe, Leichtsinn, Unbeständigkeit und Parteien. Die weiße Partei stand in großem Ansehen; sie hatte ihren Namen von der Signora Blanca. Die andere, der ersteren feindlicher Partei, führte den Namen der Schwarzen, um sich besser von den Weißen zu unterschieden. Diese beiden Parteien genügten den Florentinern nicht; es gab dort auch noch Guelfen und Ghibellinen.

Der größte Theil der Weißen bestand aus Ghibellinen, zur Partei der Kaiser gehörend, und die Schwarzen neigten sich auf die Seite der den Päpsten ergebenen Guelfen. Alle diese Parteien liebten die Freiheit und thaten doch alles Mögliche um sie zu zerstören. Der Papst Bonifacius VII. wollte diese Spaltungen benutzen um die Macht der Kaiser in Italien zu vernichten. Derselbe ernannte Karl von Valois, Bruder des Königs von Frankreich, Philipps des Schönen, zu seinem Statthalter in Toskana. Der Reichsverweser erschien gut gerüstet, vertrieb die Weißen und Ghibellinen, und machte sich bei den Guelfen und Schwarzen nicht minder verhaßt. Dante war Weißer und Ghibellin; er befand sich unter den zuerst Vertriebenen. Sein Haus wurde niedergerissen und dem Boden gleich gemacht. Es läßt sich hiernach leicht beurtheilen, ob er den übrigen Theil seines Lebens hindurch dem Hause Frankreich und den Päpsten zugethan war; doch wird behauptet er habe eine Reise nach Paris gemacht und sei, um der Langeweile zu entgehen, Theolog geworden, habe auch wacker in den Schulen disputirt.

Die Ueberlieferungen besagen ferner, daß Heinrich VII., so sehr derselbe auch Ghibellin war, für ihn nichts that, daß er sich zu Friedrich von Aragon, König von Sicilien begab und daß er von diesem eben so arm zurückkehrte, wie er hingegangen. Zuletzt blieb ihm nur der Marchese von Malespina und der ergiebende Fürst von Verona. Der Marchese und der Fürst gewährten ihm keine Entschädigung; er starb arm zu Ravenna in einem Alter von sechs und sechzig Jahren.

An jenen verschiedenen Orten war es, wo er seine Komödie der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses verfaßte. Man hat dieses bunte Gemisch (salmigondis) für ein schönes Heldengedicht ausgegeben. Wir wollen hier Einiges von dem Inhalte desselben erwähnen. — Dante findet sogleich bei dem Eintritte in die Hölle einen Löwen und eine Wölfin; plötzlich steht Virgil vor ihm, um ihn zu ermuthigen. Virgil sagt ihm, daß er ein geborner Lombarde sei; das ist eben so, als wenn Homer sagte, er sei von Geburt ein Türke. Virgil erbittet sich, in der Hölle und in dem Fegefeuer den Wirth zu machen, und ihn bis zu der Pforte St. Petrus zu begleiten, gesteht aber gleichzeitig, daß er nicht mit ihm eintreten könne. Inzwischen fährt Charon sie Beide in seinem Nachen über. Virgil erzählt demselben, daß er vor dessen Ankunft in der Hölle, ein mächtiges Wesen gesehen habe, welches die Seelen Abel's, Noah's, Abraham's, Moses und David's abholte. Bei dem Vorschreiten auf ihrem Wege in der Hölle, entdecken sie dort sehr angenehme Wohnungen. In einer derselben befinden sich, Homer, Horaz, Ovid und Lucan; in der andern erblicken sie: Elektra, Hektor, Aeneas, Brutus und den Türken Saladin; in einer dritten: Sokrates, Plato, Hippokrates und den Araber Averroes. Endlich zeigt sich ihnen die wahre Hölle, wo Pluto über die Verdammten Gericht hält. Der Reisende erkennt hier einige Cardinäle, einige Päpste, und einige Florentiner. —

Alles dieses, ist es dem komischen Stile entsprechend? nein. Ist es in der Weise des Heldengedichtes abgefaßt? nein; welcher Geschmack ist denn in diesem Gedichte vorherrschend? der wunderlich seltsame Geschmack. Aber man findet darin so gelungene und reizend natürliche Verse, daß sie in vierhundert Jahren noch nicht veraltet sind, und auch niemals veralten werden. Ueberdies erregt ein Gedicht, in welchem Päpste in die Hölle versetzt werden, sehr stark die Aufmerksamkeit, und die Ausleger erschöpfen den ganzen Scharfsinn ihres Geistes, um mit Gewißheit zu bestimmen, wer Diejenigen sind, die von Dante der Verdammniß überliefert worden, und um bei einem so wichtigen Gegenstande nicht zu irren.

Man hat einen Lehrstuhl zum Vortrage und zur Erklärung dieses klassischen Autors errichtet. Ich höre fragen, wie es kommt, daß dem die Inquisition *) sich nicht widersetzt? Die Antwort ist, weil die Inquisition in Italien Scherz versteht, und weil Spott in Versen keinen Schaden thut. Man wird darüber nach der hier folgenden freien Uebersetzung eines kleinen Theiles von dem 27. Gesange der Hölle urtheilen können. Es ist darin von einem Verdammten die Rede, der zu der Bekanntschaft des Autors gehört. Der Verdammte spricht also;

„„Je **) m'appelais le comte de Guidon;
Je fus sur terre et soldat et poltron;
Puis m'enrôlai sous saint François d'Assise,
Afin qu'un jour le bout de son cordon
Me donnait place en celeste église;
Et j'y serais sans ce pape félon,
Qui m'ordonna de servir sa feintise,
Et me rendis aux griffes du démon.
Voici le fait. Quand j'étais sur la terre,
Vers Rimini je fis long-temps la guerre,
Moins, je l'avoue, en heros qu'en fripon.
L'art de fourber, me fit un grand renom.
Mais quand mon chef eut porté poil grison,
Temps de retraite où convient la sagesse,

*) Streckfuß, in seinen, der Uebersetzung des Dante vorausgeschickten Andeutungen zur Kenntniß des Dichters und seines Zeitalters, giebt an, er sei am 27. Mai 1265 geboren.

**) Wir dürfen wohl nur für die geringste Zahl unserer Leser anmerken, daß die Inquisition, welche zu seiner Zeit auch in Italien ad majorem Dei gloriam Menschen marterte und verbrannte, der längst abgeschafft worden ist.

*) Ich war erst Kriegesmann und Mönch hernach,
Um mich vom Fall' durch Buß' emporzurichten;
Gewiß geschah auch was ich mir versprach.
Allein der Erzpfaff — mög' ihn Gott vernichten —
Stieß mich auf's neu' in meine Schuld hinein,
Wie und warum? das werd' ich jetzt berichten. u. s. w.
(Streckfuß.)

Digitized by Google

Le repentir vint ronger ma vieillesse
Et j'eus recours à la confession.
O repentir tardif et peu durable!
Le bon saint père en ce temps guerroyait,
Non le Soudan, non le Turc intraitable,
Mais les chrétiens, qu'en vrai turc il pillait.
Or, sans respect pour tiare et tonsure,
Pour saint François, son froc et sa ceinture;
Frere, dit-il, il me convient d'avoir
Incessament Préneste en mon pouvoir.
Conseille-moi, cherche sous ton capuce
Quelque beau tour, quelque gentille astuce,
Pour ajouter en bref à mes Etats
Ce qui me tente, et ne m'appartient pas.
J'ai les deux clefs du ciel en ma puissance.
De Célestin la dévote imprudence
S'en servit mal, et moi je sais ouvrir
Et refermer le ciel à mon plaisir.
Si tu me sers, ce ciel est ton partage.
Je le servis, et trop bien, dont j'enrage;
Il eut Préneste, et la mort me saisit;
Lors devers moi saint François descendit,
Comptant au ciel amener ma bonne ame;
Mais Belzébuth vint en poste et lui dit:
Monsieur d'Assise, arrêtez; je réclame
Ce conseiller du saint-père; il est mien;
Bon saint François que chacun ait le sien.
Lors tout penaud le bon homme d'Assise
M'abandonnait au grand diable d'enfer.
Je lui criai: Monsieur de Lucifer,
Je suis un saint, voyez ma robe grise;
Je fus absous par le chef de l'Eglise.
J'aurais toujours, repondit le démon,
Un grand respect pour l'absolution:
On est lavé de ses vieilles sottises,
Pourvu qu'après autres ne soient commises.
J'ai fait souvent cette distinction
A tes pareils, et grâce à l'Italie,
Le diable saint de la théologie.
Il dit, et rit: je ne répliquai rien
A Belzébuth; il raisonnait trop bien.
Lors il m'empoigne, et d'un bras roide et ferme
Il appliqua sur ma triste épiderme
Vingt coups de fouet, dont bien fort il me cuit;
Que Dieu le rende à Boniface huit!"" —

Berlin. R—n.

Antikritik.

Erst ganz kürzlich ist die in den Hamb. Lit. u. Krit. Bl. Nr. 2 und 3 erschienene Recension über mein kleines Schriftchen: „Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz" mir zu Gesicht gekommen, und ich sehe mich gedrungen, darauf Folgendes zu erwidern.

Es war in meinem Schriftchen nicht die Absicht, Deutschland und die Schweiz nach Vergangenheit und Gegenwart und mit möglichst vollständiger Zeichnung aller Verhältnisse im gesammten Deutschland und in der gesammten Schweiz nebeneinander zu stellen. Ich wollte nur „Bekenntnisse geben, nur die selbsterfahrenen Eindrücke schildern, wollte aussprechen, daß mir wenigstens in der, besonders in den letzten Jahren furchtbar verlästerten, Schweiz sehr viel Gutes unter die Augen gekommen sei. Ich habe diese Bekenntnisse herausgegeben, theils um meinen deutschen Landsleuten schweizerische Zustände in einem helleren Lichte, als sie aus der Ferne erscheinen, vorzustellen; theils um auf einzelne mangelhafte und traurige Zustände im deutschen Vaterlande aufmerksam zu machen; theils weil ich mich zu einer Zeugnißablage in gegenwärtiger Zeit, auch ganz abgesehen von irgend einem Erfolg, durch mein Gewissen gedrungen fühlte. Eine vollständige Parallele zwischen Deutschland und der Schweiz geben zu wollen, daran habe ich gar nicht gedacht, sondern subjective „Bekenntnisse" meiner Erfahrungen; sonst hätte ich nicht in der kleinen Broschüre viel vom Schützenfest und Kinderfest in St. Gallen und vom Einzug in meine erste Gemeinde erzählt. Recensent hat demnach Recht, wenn er meinen Standpunkt beschränkt nennt; aber in dem beschränkten Raum kann ich darum doch richtig gesehen haben, und auch aus einem kleinen Stück schweizerischen Lebens lassen sich Schlüsse auf das Ganze machen. Hätte Recensent das Schriftchen einfach als das genommen, als was es sich giebt, und wäre er in seiner Recension vom eigentlichen Inhalt desselben nicht so oft wieder abgeschwift, so würde er es richtiger beurtheilt haben. Das über die Recension im Ganzen und nun noch Einiges über einzelne Bemerkungen.

Aus dem, was Recensent über die Schweiz sagt, sieht man, daß er die Schweiz der Gegenwart nicht kennt. Gegenwärtig ist nicht mehr „hier eine demokratische, dort eine aristokratische, hier eine monarchische, dort eine gemischte Verfassung und fast jeder Kanton anders organisirt." Die Kantone Appenzell, Glarus, Uri, Unterwalden, Zug sind reine Demokratieen; die übrigen Kantone sind Repräsentativ-Demokratieen. Die ganze Schweiz als Gesammtheit ist durch den Ständerath und durch den Nationalrath vertreten und über Allem steht als oberste Regierung der Bundesrath. Aristokratie ist nirgends mehr. Die politischen Zustände der Schweiz sind seit den dreißiger Jahren ganz umgestaltet und wesentlich verbessert worden und selbst ein Voltaire würde, wenn er die gegenwärtige Schweiz kennte, nicht mehr von Ratten reden, welche sich Mitbürger nennen. Auch ist keine Münzverwirrung mehr, sondern in der ganzen Schweiz ein Münzsystem, gleiches Maß, gleiches Gewicht. Niemals sind Schweizer von ihren Regierungen an fremde Staaten verkauft worden, sondern sie sind freiwillig auf Anwerbung hin in fremde Militairdienste getreten. Es ist das gegenwärtig verboten; geschieht aber allerdings noch immer. Wenn Recensent meint, daß bei der Besetzung der Pfarramtsstellen durch freie Wahl die Kandidaten Tagelang bei den einzelnen Gemeindegliedern würden petitioniren müssen, so wäre das zu fürchten, wenn in der Schweiz ein solcher Ueberfluß an Kandidaten, als in Deutschland, wäre, welche große Studiensucht in Deutschland ich ja gerade als ein Hauptübel bezeichnet habe. Uebrigens werden wenigstens im Kanton St. Gallen die besseren Pfarrstellen fast immer durch Berufung besetzt, wo nicht einmal

Digitized by Google

von irgend einer Anmeldung, geschweige denn von Petitioniren die Rede sein kann, und nur die geringeren Stellen pflegt man zur Bewerbung auszuschreiben. Beim Lesen der Stelle in der Recension, daß der Staatsdienst in Deutschland ebensosehr, als in der Schweiz, als ein Opfer zu betrachten sei, konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten. In Deutschland petitioniren Tausende um Staatsämter und dadurch um Brod, während man in der Schweiz sich leider genöthigt sah, den Amtszwang einzuführen, was ich als das andere Extrem auch nicht billige. Darin, daß man in der Schweiz äußerst wenig Staatsbeamte hat, welche von ihrer Besoldung leben und daß es einen eigenen Beamtenstand gar nicht giebt, liegt auch der Grund, daß, was man besonders in den kleinen Städten Deutschlands „Honoratioren" nennt, ein hier unbekanntes Geschlecht ist. Wenn ich nun gesagt habe, daß die in ruhigen Zeiten außerordentlich gesicherte Existenz des Staatsdieners in Deutschland leicht den Anlaß dazu gebe, daß man bei solcher Ruhe und Sicherheit weder recht arbeiten, noch recht beten lerne; und wenn Recensent dagegen bemerkt, der deutsche Meßkatalog beweise, daß die deutschen Gelehrten nicht faul geworden seien, so stimme ich in Letzterem vollkommen bei. Dagegen verstehe ich unter Arbeiten etwas Anderes noch, als Bücherschreiben, und erscheint mir die deutsche Gelehrsamkeit und Schriftstellerei auch vielfach als geistige „Genußsucht." Was dann die ganze Stelle über die von mir getadelte Genußsucht betrifft, so will ich sie wörtlich hierher setzen und damit der Beurtheilung anheimgeben. „In vielen Kreisen, besonders den freisinnigen, wird Ihnen in Deutschland recht gegeben werden, daß das Volk in der Schweiz, als große Masse betrachtet, glücklicher sei, daß besonders seine politischen Zustände zu beneiden seien. Aber unplötzlich wird das Gespräch sich wenden, ob man auch ein Theater habe, wie man die Abende zubringe, wie das gesellschaftliche Leben sei, mit wem die Herren Pfarrer, besonders auf dem Lande, Umgang haben könnten, ob man Whist oder Lhombre spiele, wie das Essen sei u. dgl., und wenn man dann hiervon nicht viel Herrliches zu erzählen weiß, und man hört, daß dem glücklichen Zustand des Volkes allerdings von Seiten der höheren Stände manche Opfer gebracht werden müssen, und daß von reichlichen Besoldungen und Pensionen nicht die Rede sei, so findet man das ungemüthlich. O meine Herren! die sogenannten Honoratioren in Deutschland — ein in der Schweiz unbekanntes Geschlecht — geben oft auf den gemüthlichen, ruhigen, gesicherten Genuß des Lebens so viel, daß sie demselben Vaterland, Kirche, jedes höhere Streben zu opfern im Stande sind, freilich unbewußt. So lange die Räder der Staatsmaschine, welche ihnen das gewohnte ruhig-gemüthliche Leben gewähren, ihren Gang gehen, ahnen sie gar nicht, daß die Volksmasse ganz in der Stille den ökonomischen, moralischen und religiösen Ruin entgegen gehen könne." — (Ob das auf Hamburg passe, weiß ich nicht, denn ich war nie in Hamburg und urtheile gern immer nach eigener Erfahrung; aber daß es auf die Zustände manches deutschen Landes paßt, wenigstens in der Zeit, wo der Verfasser noch in Deutschland lebte, das weiß ich.) Wenn den meisten Deutschen bei einem Besuche in der Schweiz der Schweizer gewöhnlich nicht recht gefällt, und wenn besonders schon an höheren Lehranstalten in der Schweiz angestellt gewesene Deutsche über dieselbe geklagt haben, so begreife ich das gar wohl. Einmal ist nicht jeder in der Schweiz angestellt gewesene Deutsche mit seinem Urtheil über dieselbe so langsam, als der Verfasser, welcher in seinen Bekenntnissen schreibt: „Die zwei Jahre Aufenthalt im Kanton Glarus haben nicht hingereicht, daß ich eine einigermaßen klar gegründete Anschauung des dortigen politischen Lebens hätte bekommen können." Sodann aber ist nicht zu läugnen, daß der Schweizer nicht so umgänglich ist, als der Deutsche, daß er dem Fremden nicht mit der zuvorkommenden Freundlichkeit und gemüthlichen Zutraulichkeit entgegenkommt, wie der Deutsche gewohnt ist und darum auch wieder erwartet, und endlich, daß die Schweiz in Beziehung auf Kunst, Wissenschaft und gesellschaftliches Leben lange nicht so viele Genüsse darbietet, als Deutschland. Ich habe ja mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß der Demokratie von Seiten der gebildeten höheren Stände bedeutende Opfer gebracht werden müssen; daß aber die Volksmasse in der Schweiz im Ganzen höher stehe, als die Volksmasse in Deutschland, und daß das vorzüglich von den verschiedenen politischen Verhältnissen herrühre. In Beziehung auf den Einfluß der Demokratie auf Volksbildung habe ich gesagt: „Mag man in Deutschland die Schulen bis auf's Höchste auszubilden suchen, niemals wird man ein so gebildetes Volk erlangen, als in der Schweiz, weil das Leben die wahre Bildungsschule ist. Ohne entsprechendes öffentliches Leben keine wahre Volksbildung." Damit habe ich doch gewiß nicht geläugnet, daß man in Deutschland die Volksschule zu heben suche. Mit tiefem Unwillen spricht Recensent sich aus: „Wie der Verf. die Behauptung aufstellen konnte, „„daß der Schulbesuch in dem gepriesenen Preußen theilweise bejammernswerth schlecht sei"" und womit er sie zu vertheidigen vermag, ist Ref. ein Räthsel, sie müßte denn nur aus einer zur Modesucht gewordenen einfältigen und unpolitischen Antipathie gegen Preußen, aus einem politischen Ultrademokratismus und einem abgöttischen Kniebeugen vor der alleinseligmachenden Republik hervorgegangen sein." Dagegen sagt die Evangelische Kirchenzeitung Hengstenbergs (Jahrgang 1849, Nr. 104): „Das Preußische Schulwesen haben wir zwar neuerdings in den Kammern, besonders von Seiten seiner Verwaltung, sehr rühmen hören, und der Minister der Unterrichtsangelegenheiten setzte jedem Tadel die Abweisung entgegen, daß, wo Europa gesprochen, Er schweigen könne. Dennoch, wenn wir auf seine Früchte sehen, wenn wir in den Konfirmandenlisten die Minderzahl derer gewahren, die es in der Volksschule eben nur zur Lese- und kaum zur Schreibfertigkeit gebracht haben, und die Mehrzahl derer, welche nur ziemlich, mittelmäßig oder gar nicht lesen, was bei der immer zunehmenden Kläglichkeit des Schulbesuchs (in unsern Schulen ist es gegenwärtig auf zehn Procent der schulpflichtigen Jugend gesunken) auch nicht zu verwundern ist, wenn man ferner in den Rekrutenlisten die Menge der jungen Leute bemerkt, welche ganz unwissend eintreten, so fühlt man sehr bald zur Bescheidenheit sich genöthigt und sieht wohl ein, daß wir keinen Grund haben, uns vor andern Ländern uns unsers Schulwesens zu rühmen." Wird nun wohl Recensent auch über die Evangelische Kirchenzeitung sein eben angeführtes Urtheil wiederholen?

Vollends unbegreiflich findet Recensent die Aeußerung des Verfassers, daß der Deutsche so wenig selbstvertrauend sei, und daß ich gesagt habe: „Sogar, wenn es gilt, des Vaterlandes Wohl zu erkämpfen, so verläßt er sich mehr auf Polen, Franzosen, Magiaren, Schweizer, als auf sich selbst." Aber bei den

Digitized by Google

politischen Bewegungen in den dreißiger Jahren und 1848 und 1849 zeigten sich da nicht die Deutschen — als Ganzes betrachtet — je nachdem die Dinge im Ausland standen, bald trotzig und bald verzagt? Hätte die Unterwerfung Polens und später Ungarns der politischen Bewegung in Deutschland eine gänzliche Wendung geben können, wenn nicht auch im Politischen der Deutsche zu wenig selbstvertrauend wäre? Mit diesem Mangel an Selbstvertrauen, am Bewußtsein seiner wahren Würde kann aber gar wohl dem Ausländer auffallende Renommisterei bestehn. Hören wir eine Stimme aus Amerika: „Wenn der Amerikaner, gar nicht begreifend, wie es Jemanden einfallen kann, ihn zurückzusetzen, sich vor Niemand beugt, so sieht sich der Europäer um, ob die Anderen es auch merken, daß ihm nichts an ihnen gelegen ist. Wo der Amerikaner ruhig dasteht, seinen Taback kaut und denselben, gerade vor sich hinsehend, von einem Kinnbacken auf den andern hinüberspielt, da dreht der Europäer dem, den er im Verdacht hat, daß er sich besser zu sein dünkt, als er, den Rücken zu. Der Deutsche aber, von allen Eingewanderten der Massivste, ist damit nicht zufrieden, sondern stellt sich geradezu vor den vermeintlichen Hoffärtigen hin, und drückt, statt den Hut abzunehmen, sich denselben durch einen kräftigen Schlag noch um einen Zoll tiefer in's Gesicht." (Siehe: der deutsche Protestantismus vom einem deutschen Theologen. 2ter Abdruck, Seite 224.) Daß der Deutsche für alle seine Kraft und Begeisterung ein erbärmlich kleines öffentliches Leben finde, daß die Brust voll sei und das Leben fad, das hat mit mir schon mancher deutsche Patriot empfunden. Professor Häußer in Heidelberg sagt: „Ein so unnatürliches Verhältniß, wie es in Deutschland stattfand — daß einem großen, vielseitig begabten und regsamen Volke alle großen politischen Aufgaben aus den Augen gerückt und es mit Kleinlichkeiten gefüttert ward — konnte für die Nation selbst nicht ohne die bedenklichsten Wirkungen bleiben."

Die angegriffene Stelle über Arndt's Lied vom deutschen Vaterland lautet folgendermaßen: „So lange des Deutschen Vaterlandsliebe nur in einer großen wehmüthigen Frage sich ausspricht: „„Was ist des Deutschen Vaterland?"" worauf ihm eine Antwort zu Theil wird, die an den Begriff der unsichtbaren Kirche erinnert; so lange er keinen sichtbaren festen Grund und Boden hat, auf dem er mit der dem Deutschen eigenen Begeisterung für sein Vaterland wirken, kämpfen, leiden kann, — wird er sich immer wieder nur zu leicht in eitele, leere, unausführbare Prahlereien und Declamationen verlieren. Man muß noch einmal vom deutschen Vaterlande sagen können: „Das ist es," und nicht immer nur: „Das soll es sein, das soll es sein, das ganze Deutschland soll es sein!""

Den in Arndt's Lied aufgestellten Begriff vom deutschen Vaterland habe ich darum mit dem Begriff der unsichtbaren Kirche verglichen, weil er mehr ideal, als real ist. Wenn auch Recensent den Begriff genügend findet, daß das deutsche Vaterland so weit gehe, als die deutsche Zunge klingt, so hält doch der deutsche Schweizer nicht Deutschland, sondern die Schweiz, der französische Schweizer nicht Frankreich, sondern die Schweiz für sein Vaterland und zwar mit vollem Recht. Den Fall gesetzt, daß einen Theil Deutschlands Rußland, einen andern Dänemark, einen dritten Holland, einen vierten England und den Rest Frankreich in Besitz nehmen sollten: würden wir dann auch noch vom deutschen Vaterland singen, weil man ja auch als russischer und dänischer Unterthan deutsch sprechen könnte, oder würden wir ein Lied des Inhalts anstimmen: „An den Wassern Babylons saßen wir und weinten?"

Daß für Deutschland das Heil kommen werde, „sobald erst die Republik ihr Licht werde leuchten lassen," habe ich nicht gesagt, sondern vielmehr: „Wo der durch die Geschichte so gewordene politische und geistige Zustand eines Volks von der Art ist, daß die allgemeine Ordnung gegen Innen und die Unabhängigkeit gegen Außen unter republikanischen Formen nicht aufrecht erhalten werden kann (besonders wo in der Masse des Volks das zu einer Republik erforderliche Maß der Tugend fehlt), da ist natürlich sogar ein schlechter König besser, als eine Republik; Despotie besser, als Anarchie; so gut, wie die Herrschaft des Papstthums in seiner schroffsten Form besser ist, als die Herrschaft des Unglaubens." Wenn aber Recensent an die Ansprüche der republikanischen Amerikaner Franklin und Cooper erinnert: „„Wenn auch die Weisesten zusammentreten, in der Gemeinschaft werden sie alsbald Thoren;" so erinnere ich dagegen an die bisherige Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten und daß in ihren bisher getroffenen politischen Maßregeln sich wenigstens ebenso viel Verstand, Energie, Konsequenz zeige, als in den politischen Maßregeln mancher Monarchie.

Und nun zum Schluß noch die Frage, ob Verfasser die Vorwürfe, welche Recensent ihm gemacht hat, verdient habe?

Wenn ich über zu vieles Studiren, über Hang zu einem gemüthlich ruhigen Lebensgenuß, über zu wenig Selbstvertrauen, zu wenig Bewußtsein der wahren Würde und darum eitele Renommisterei geklagt habe: habe ich darum meinen Landsleuten „Fußtritte" gegeben; habe ich darum über mein Vaterland geurtheilt, wie ein zum Katholicismus übergetretener Protestant über die von ihm verlassene Kirche; habe ich darum „die Wiege zertreten," in der ich herangewachsen bin? Ist denn folgendes Urtheil über den Charakter des Deutschen „wegwerfend," wenn ich sage: „Der Deutsche hat Muth und besonders Aufopferungssinn, wie tausend Helden und tausend Märtyrer für diese oder jene Sache zeigen, er hat Geist und Gemüth, und eben darum eine Art Wahn, wenn man es so nennen soll, für irgend etwas Großes im Leben thätig sein zu sollen?" Ist denn jener für alles Große leicht zu begeisternde Sinn, den ich einen Wahn genannt habe in der Bedeutung, wie etwa der Apostel Paulus sagt: „Wir sind Narren um Christi willen!" nicht einer der schönsten Züge im deutschen Charakter?

Worauf eigentlich gründet Recensent seine harten Beschuldigungen? Wahrhaftig, auch Verfasser liebt sein deutsches Vaterland warm, wenn er gleich seine Liebe auf die ihm eigenthümliche Weise äußert. Gerade darum aber, weil Recensent seine ihm eigene Vaterlandsliebe durch mein Schriftchen verletzt gefühlt hat, und aus dieser Mißstimmung Vieles in der Recension hervorgegangen ist, so hat sie mich nicht beleidigt, und kann ich Recensenten aufrichtig meiner vollen Hochachtung versichern.

St. Gallen, den 16. Febr. 1853. Pfeiffer Pfr.

Digitized by Google

Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau.

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt!
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

L. Uhland.

Erster Band. Abschatz bis Arndt. Mit E. M. Arndt's Bildniß. Berlin. Verlag von Th. Grieben. 1853. XVI und 356 Seiten, 2 unbez. Seiten: Druckfehler-Verzeichniß und 6 unbez. Seiten Prospectus. Miniatur-8.

Ein zweiter Titel lautet: „Populäre Geschichte der lyrischen und epischen National-Literatur der Deutschen während des Zeitraumes von 1624 bis 1850. In Biographien, Kritiken, Proben und Kommentaren. Mit Bildnissen. Erster Band."

Es ist dieses Werk aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten: zuerst soll nämlich in demselben eine Anthologie geliefert werden, in welcher Alles, was seit länger als zwei Jahrhunderten auf lyrischem und epischem Felde deutscher Poesie im Druck erschienen ist, seine Würdigung oder Abfertigung findet und der Namen Aller, die zum Mitsingen im deutschen Dichterwald berechtigt sind oder waren, nach Gebühr Erwähnung gethan wird. Demnächst soll der „Dichterwald" eine populär gehaltene Literaturgeschichte in Biographien sein, die vollständige, wenn auch kurz gefaßte Aufschlüsse über Herkunft und Hingang, Lebenslauf, Bildungsgang und Schicksale, äußere Stellung und innere Richtung der deutschen Dichter giebt.

Was die auf dem Titel bemerkte Abgrenzung des Zeitraumes anlangt, so hat der Herausgeber sich über dieselbe dahin erklärt, daß er allerdings nur selten weiter auszuholen gedenke, als bis zu Martin Opitz; mit Nikolaus Lenau jedoch, nicht als dem Haupte einer Schule, sondern als dem hervorragendsten Träger des Zeitgeistes unter den Lyrikern der nächsten Vergangenheit, nur insofern abzuschließen, als zwar alle noch dessen Todesjahre aufgetauchte Dichternamen, aber nicht die später erschienenen Werke schon von früher her bekannter Dichter unberücksichtigt bleiben sollten.

Um das unabsehbare, dem Herausgeber noch dazu nicht auf einmal vorliegende Material zu bewältigen, konnte die Stoff-Eintheilung füglich nicht anders getroffen werden, als nach der alphabetischen Reihenfolge der Dichternamen; „so zwar", wie es im Prospectus heißt, „daß sowol die kurzen Abfertigungen derjenigen Reimer und Dichterlinge, über deren Lektüre der Herausgeber Mühe und Zeit verloren, als auch die oberflächlichen Besprechungen gar zu unbedeutender poetischer Schriften jedesmal demjenigen Bande des Dichterwaldes anhangsweise werden beigefügt werden, welcher die Reihe aller den betreffenden Anfangsbuchstaben gemeinhabenden Dichternamen beschließt. — Sobald das Alphabet der entweder auf den Titeln der Original-Ausgaben angegebenen, oder vom Herausgeber erkundeten wahren Dichternamen durchlaufen sein wird, kommt die Reihe an die poetischen Werke von unerkundbaren anonymen und pseudonymen Verfassern, so wie auch an solche Dichter, deren verschollene oder selten gewordene Werke erst antiquarisch aufgetrieben werden mußten und verspätet eintrafen, oder aber, deren Gedichte nur in Zeitschriften, Taschenbüchern, Musen-Almanachen und Wohlthätigkeits-Alben zerstreut sich vorfinden."

Die Dichter und Dichterinnen, mit welchen der deutsche Dichterwald eröffnet wird, sind folgende: Hans Aßmann Freiherr von Abschatz (geb. d. 4. Febr. 1646, † d. 22. Apr. 1699). Ernst Wilhelm Ackermann (geb. d. 14. Oct. 1821, † 14. Juni 1846). Margaretha Adelmann (geb. d. 3. Nov. 1811, lebt in Würzburg). Joh. Mich. Afsprung (geb. d. 25. Oct. 1748, † d. 21. März 1808). Charlotte Sophie Luise Wilhelmine von Ahlefeld (geb. d. 6. Dec. 1781, † d. 27. Juli 1849). Ernst De Ahna (muthmaßlich in München geb. — Gedichte. Münch. 1812). Heinrich Albert (geb. den 28. Juni 1604, † d. 6. Oct. 1668). Heinrich Wilhelm Albert (geb. den 2. Febr. 1808, † d. 11. Dec. 1831). Johanna Sophia Dorothea Albrecht (geb. im Dec. 1757, † d. 16. Nov. 1840, also nicht fast 90, sondern 83 Jahre alt). Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg (geb. d. 5. Nov. 1801, † d. 7. Juli 1844). Johann Jacob Altdorfer (geb. im März 1741, † d. 30. Apr. 1804). Julius Altmann (geb. d. 1. März 1814, lebt jetzt als Archivar des Fürsten zu Pleß, Hans Heinrich, auf Schloß Fürstenstein, woselbst auch eine stattliche Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden und ein Münzkabinet). Johann Baptist v. Aixinger (geb. d. 24. Jan. 1755, † d. 1. Mai 1797). Johann Ludwig Am Bühl (geb. d. 13. Febr. 1750, † d. 22. Apr. 1800). Theodor Amelang (geb. d. 18. Nov. 1812, † d. 22. August 1844). Ernst Am Ende (geb. 1804, lebt zu Neustadt an der Orla). Johann August Apel (geb. 1771, † d. 9. Aug. 1816). Guido Theodor Apel (geb. d. 10. Mai 1811, lebt abwechselnd in Leipzig und auf seinem Rittergute Cemlitz in preußisch Sachsen). Louis von Arentschildt (geb. d. 29. Juli 1807). Ernst Moritz Arndt (geb. d. 26. Dec. 1769).

Wir haben den Dichternamen die Angabe der Zeit, in welcher sie lebten oder leben, absichtlich hinzugefügt, um damit unsern Lesern zu zeigen, wie weit umfassend das Unternehmen ist und sein wird.

Jedem Artikel geht ein Lebensumriß voran, den der Herausgeber theils nach vorhandenen, von ihm stets genannten Quellen, theils nach Privat-Mittheilungen entworfen hat. Die äußeren Lebensverhältnisse und die dichterische Thätigkeit der Schriftsteller sind hier geschildert und besprochen. Dann folgt eine Auswahl aus ihren Gedichten (im Ganzen 295), bei welcher darauf vorzüglich gesehen ist, daß diese Proben nicht nur von der Allseitigkeit des Talentes, sondern auch von dem Charakter ihres Verfassers einen möglichst vollständigen Begriff geben. Daß der Raum, den sie je nach der größern oder geringern Bedeutsamkeit der Dichter einnehmen, ein mehr ausgedehnter oder beschränkter ist (— so Alexander, Graf v. Würtemberg S. 62—88, Altmann S. 96—113, Aixinger S. 119—145, Joh. Aug. Apel S. 189—252, v. Arentschildt S. 265—302, Arndt S. 313—355 —) bedarf wol kaum erwähnt zu werden.

Die Lektüre der einzelnen Gedichte wird bisweilen durch Bemerkungen des Herausgebers unterbrochen, über welche man, um

Digitized by Google

sie richtig zu beurtheilen, ihn selbst hören muß. „Gedichte", meint er, „verhalten sich zu prosaischer Lektüre, wie Würze zu Speise. Wenige Leser, und seien sie noch so fein gebildet, vermögen einen ganzen Band, geschweige denn eine ganze Reihe von Bänden voll lyrischer und epischer Gedichte hinter einander fort zu lesen, ohne daß ihre Aufmerksamkeit dann und wann nachließe, oder ihr Geschmack zuweilen abgestumpft würde. Darum hat der Herausgeber für gut befunden, zur Weckung der Aufmerksamkeit, zur Wiederbelebung des Geschmackes, hier und da prosaische Notizen einzustreuen, die selbst wo sie nicht wirkliche kommentarische sind, d. h. als standeutende Erläuterungen einzelner schwerer verständlicher Dichtungen oder als Erörterungen darin berühmter Thatsachen und Ereignisse dienen, auch noch anderweit Wichtiges bezwecken. Es ist bekannt, daß man, um den vollen Genuß eines Gedichtes zu haben, zur Lesung desselben die eigenthümliche Stimmung mitbringen muß, die es erheischt. Theils nun, um von vorn herein in die jedesmal erforderliche Stimmung zu versetzen; theils auch, um den Eindruck, den ein Gedicht gemacht, etwas länger festzuhalten; oder wofern es jedes Eindrucks auf den Leser verfehlte, den letzteren zu wiederholter Lesung zu veranlassen: zu all dem hat der Herausgeber seine beziehungsweise bald vorausgeschickten, bald nachgetragenen kurzen Bemerkungen eingestreut."

Am Schlusse eines jeden Artikels ist unter der Rubrik Bibliographische Notiz, der Titel der Dichterwerke angegeben, sowie, wenn es nicht in der Biographie schon geschehen, die Quelle, aus welcher der Herausgeber bei Abfassung derselben schöpfte.

Jetzt schon ein allgemeines Urtheil über das Werk, welches auf etwa 40 bis 50 Bändchen anwachsen dürfte, fällen zu wollen, würde voreilig sein. Der Plan ist mit Bedacht und Umsicht entworfen und in dem beigehefteten Prospectus klar und genügend dargelegt. Ueber den ästhetischen Gesichtspunkt, den der Herausgeber bei Auswahl der Proben im Auge behielt, will er in einer dem zweiten Bande anzuhängenden kleinen Abhandlung sich näher erklären. Vielleicht wäre, wo aus neueren, allgemein verbreiteten Dichterwerken auszuwählen, eine größere Beschränkung oder doch die Auswahl weniger bekannten Dichtungen zu empfehlen. — Die von einer großen Anzahl von Lesern unstreitig mit Dank entgegengenommenen Bemerkungen des Herausgebers dürften anderen nicht nothwendig erscheinen und möchten nur in solchen Fällen ausnahmsweise mitgetheilt werden, in welchen dadurch ein denkbares Mißverständniß des Dichters zu verhüten, oder dunkle Stellen oder Wendungen in ein helleres Licht zu stellen sich Veranlassung findet. — Die biographische Partie in dem vorliegenden Bande befriedigt vollkommen, besonders verdient es Anerkennung, daß auf die kürzeren oder ausführlicheren Lebensgemälde, welche einzelnen Gedichtesammlungen vorgesetzt sind, sorgfältig Rücksicht genommen. Wir empfehlen dem Hrn. Herausgeber, namentlich bei den Zeitgenossen unseres Opitz und den ihnen folgenden Dichtern des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts diesen, oft in den Vorreden zusammengestellten Notizen seine Aufmerksamkeit auch ferner zuzuwenden; er wird sich für seine Bemühung durch manche interessante, Unbekanntes darbietende kleine Beiträge zu seinen Darstellungen, hinreichend belohnt sehen. — Daß solche Schriftsteller- oder Gelehrten-Lexika, die Selbstberichte oder ihnen gleichzustellende authentische Mittheilungen enthalten, wie z. B. das neue hamburgische, gleichfalls zu berücksichtigen, mag beiläufig noch bemerkt werden.

Die bibliographische Notiz ist dem Zwecke entsprechend (— auch der Name der Verleger ist genannt —). Stehen dem Herausgeber selten vorkommende Ausgaben älterer deutscher Dichter zur Verfügung und eigenen Ansicht, so wird er es gewiß im Interesse der Bibliographie nicht unterlassen, uns recht getreue und vollständige Titelcopien derselben zu geben. *)

Der zweite Band des „Deutschen Dichterwaldes", welcher unter der Presse ist, wird außer den Lebensbeschreibungen und ausgewählten Gedichten noch einen bibliographischen Anhang nebst erörterndem Nachworte enthalten.

Zum Schlusse des ganzen Werkes soll ein chronologischer Ueberblick der lyrischen und epischen National-Literatur der Deutschen während der letzten zwei Jahrhunderte, sowie ein gemeinverständliches Handbüchlein der Poetik geliefert werden, welchem selbst wieder ein nach den Dichtungsgattungen geordnetes Hauptverzeichniß aller in das Gesammtwerk aufgenommenen Gedichte einverleibt werden soll.

Wird das, wie der Herausgeber versichert, seit zehn Jahren vorbereitete Unternehmen mit derselben Liebe und demselben Fleiße, mit welchem es begonnen, zu Ende geführt, so kann der „Deutsche Dichterwald", dann als ein Ganzes dastehend, nicht allein als eine die Entwickelung der deutschen Poesie seit dem dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart beurkundende Anthologie, sondern auch in literargeschichtlich-biographischer Beziehung, wohlbegründeten Anspruch auf einen Platz nicht blos in Privat-, sondern auch in öffentlichen und Corporations- (besonders Lehrer- und Volks-) Bibliotheken machen.

Das Papier ist weiß und stark; der Druck compreß, aber deutlich; das Werk überhaupt sauber ausgestattet. Zu den Druckfehlern, für deren gänzliche Beseitigung künftig gesorgt werden soll, gehört auch noch ein nicht verzeichnetes, in der Aufzählung der Rollen, in welchen Sophie Albrecht in Dresden glänzte; es ist dort nämlich Gurlitt statt Guili gesetzt. — Der Preis ist billig; es sind auch Exemplare zu erhöhtem Preise in sehr elegantem Einband mit Goldschnitt zu haben.

Hoffmann.

Miscellen.

Schilderung der Proceduren, welche mit der Verbrennung eines Buches verbunden waren. — Mathias Adele von und zu Lilienberg erzählt im

---

*) Der Vorrath der hamburgischen Stadtbibliothek von älteren deutschen Dichterwerken in mehren Ausgaben war bis jetzt, wenn auch von Vollständigkeit weit entfernt, doch nicht unbedeutend; eine ansehnliche Vermehrung hat er gegenwärtig durch diejenigen Gedichtesammlungen der berühmten Rambach'schen hymnologischen Collection, die dem größten Theile ihres Inhaltes nach oder auch überhaupt nicht in dieselbe gehören, erhalten. Der Berichterstatter wird, wenn er aus dem schon Vorhandenen und Neuerworbenen, zur Förderung der Herausgabe des „Deutschen Dichterwaldes" Etwas beitragen kann, stets dazu bereit sein. H.

Digitized by Google

1. Theile seines: Vivat oder künstliche Unordnung. Nürnberg 1670—75:

„Den 2. Maji des vergangenen 1668 Jahres, allwohin ich abermals zur Fortsetz- und endlicher Vollendung meiner hinterstellig gelassener Amts-Geschäffte, nach Wien zeitlich angelangt bin, und alselbst Zuseher seyn können, wurde ein Büchl auf dem hohen Marckt an dem Pranger öffentlich verbrennet; vorhero aber nachfolgende Beraufschaften und Ordnung hiezu gehalten."

„Das rothe Tuch, als ein Kennzeichen der Hinrichtung einer Malefiz-Person wurde auf der Kayserlichen Schrannen ausgebreitet. Aus dem Amt-Haus gienge man aus, der Schörg mit einem Spießl, nach diesem ritte der Unter-Richter, deme folgte der Hutstock oder Kerker-Meister, truge das Büchl in der Hand, und in der Höhe, hernach kam der Scharff-Richter, Schörgen, Hundtschlager, und dergleichen Gesindl; sie giengen durch diejenigen Gaßen, durch welche man sonst eine zum Tod verurtheilte Malefiz-Person zu führen pflegt."

„Als sie nun zu der Schrannen-Stiege angelangt, stiege der Unter-Richter von dem Pferde ab, gienge ordentlich auf die Schrannen, allwo das Löbl. Kays. versammelte Stadt-Gericht, mit bloßem Schwerte saße. Das Verbrechen wurde von dem Kays. Herrn Schrannen-Schreiber offentlich abgelesen, das Urtheil gefällt, der Stab gebrochen, und das Büchl, weil man dessen Urheber nicht haben konnte, dem Scharff-Richter zum Verbrennen übergeben."

„Darauf gienge man mit der vorigen Ordnung mit dem Büchlein von der Schrannen herunter über den hohen Marckt, dem Pranger zu, auf diesem wurde an vier Theilen der Titul des Büchels auf einem Bogen Papier groß geschrieben angeschlagen; von dem Scharff-Richter aber vor dem Pranger eine hohe Pün aufgerichtet, auf welche der Henker gestiegen, das Feuer angezündt, und das Buch hineingeworfen, bis es ganz verbrunnen."

„Titulus libri war: Memoria belli Ungaro-Turcici. Authore Johanne Henrico Audler Argentoratensi. Massiliae. 1665."

„Zu teutsch: Gedächtnus des Ungarischen Türkischen Kriegs, beschrieben von Johann Heinrich Audler von Straßburg, gedruckt in Maslien, das ist, in Frankreich 1665."

„Dieser Titul ist in vielen Papieren unter das Volk ausgeworffen worden, so überall voll war, weil dergleichen Abbildungen selten zu Wien, oder wie etliche sagten, über Mannsgedencken, wiewolen es in Frankreich nichts neues ist, gar niemals gesehen worden."

(Aus dem zweiten Bändchen von Albrecht Kirchhoff's „Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels," auch mit dem Titel: „Versuch einer Geschichte des deutschen Buchhandels im XVII. und XVIII. Jahrhundert bis zu Reich's Reformbestrebungen," welche so eben in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind. Herr Kirchhoff hat die merkwürdige Notiz im „Neuen literarischen Anzeiger 1806" aufgefunden.) H.

Der Fischmarkt in Nizza. (Aus G. H. v. Schubert's „Reise nach dem südlichen Frankreich und nach Italien. 2. Aufl. 2ter Band. Erlangen, Palm und Enke; 1853.") — Nur nach einem gegen die frühere Auflage dieses Buches sehr verkürzten Maßstabe will ich hier dieses Fischmarktes gedenken, der für mich als Freund und Sammler von Naturgegenständen überaus viel Anziehendes hatte, dessen Besuch aber auch für jeden fern vom Meere Geborenen einen Genuß der Augen gewähren wird. Denn alle Farben der Schmetterlingsflügel und Blumen sind hier an einer Klasse von Wesen zu suchen, welche in unserer Heimath meist so schmucklos erscheint. Da findet man den blau, grün und roth bemalten Lapinenfisch, scharlachrothe Scorpänen, rosenfarbige Seehähne (Triglen), gras- und smaragdgrüne sowie vielfarbige Lippfische (Labrus), fast carminrothe Seebarben (Mullus) mit goldglänzenden Streifen an den Seiten. Und dabei die abenteuerlichen Gestalten der Sternseherfische, der Rochen, der Schwertfische, der Seeteufel, oder Froschfische (Lophius), der Chimären, Mühlsteinfische (Cephalus Mola) und Bantfische, der Haien und Stutzköpfe. Für die Küche vor allen wichtig sind die fast täglich verkäuflichen Sardellen, die Thunfische, die Schellen, die Arten, welche mit unsern Schellfischen und Dorschen verwandt sind (Gadus) u. s. w. Außer den Fischen die Calmars und Sepien (Tintenfische), zu deren Sippschaft auch der hiesige Papiernautilus (Argonauta) gehört, die Seekrebse. Für den Naturforscher sind noch insbesondre interessant die Corinarien, Hydraen, Seefedern u. a. Nur an Fischen sammelten wir hier gegen 150 Arten.

Die Times haben kürzlich einen ihrer Mitarbeiter, den Herrn Philmore, nach Melbourne gesandt, um als ihr dortiger Correspondent zu fungiren.

Ein Herr Baker hat, wie das Bath Chronicle berichtet, eine ganz eigenthümliche neue Angriffs- und Vertheidigungs-Waffe erfunden. Sie hat das Ansehn eines tüchtigen Constablerstabs, und entzündet sich, wenn ein Schlag damit geführt wird, an ihrem oberen Ende zu einer so lichten Flamme, daß Alles rund umher eine viertel (engl.) Meile weit sichtbar wird. Mit ihr versehen ist man also im Stande, nicht allein seinen Angreifer in Brand zu stecken, sondern auch ihn zur Nachtzeit zu erkennen. Ihre leuchtende Eigenschaft hält fast zehn Minuten an.

Ein englischer Tuchfabrikant, in der Nähe von Thurstone, hat dem Chronicle zufolge und in Anlaß der großen Steigerung des Olivenöls, von 40 auf 70 Lstrl. die Tonne, die Entdeckung gemacht, daß Milch, mit besagtem Oel versetzt, zur Tuchbereitung noch bessere Dienste thut, als reines Oel, welches Verfahren überdem natürlich weit weniger kostspielig ist.

In einer der letzten Sitzungen des London archäologischen Vereins wurde u. a. auch eine Medaille „des passiven Gehorsams" aus der Zeit Georgs II. vorgewiesen. Sie ist von Kupfer, und stellt einen Geistlichen dar, der die Ketzerei mit Füßen tritt, in den Händen das Schild des passiven Gehorsams hält, über welchem eine Bischofsmütze angebracht ist, die von dem Parlamentsmitgliede eines Burgfleckens mit Säbel und Pistolen attackirt wird, während die Mäßigung Reißaus nimmt. Diese Spottmedaille ist sehr selten geworden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETET

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 23. Sonnabend, den 19. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

St. Johannes..... Seite 177
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.)..... „ 177
Literatur:
Das Reich der Mitte. Von S. Wells Williams. Aus dem Englischen übersetzt von C. L. Collmann..... „ 181
Stadtgeschichten von Max Ring..... „ 183

Miscellen..... „ 184

St. Johannes.

1.

In edlem Grimm zum argen Volk gewendet,
Sprach St. Johannes aus der Wüste Gründen;
Der Welt den neuen Heiland zu verkünden,
War er vom Himmel ihm vorausgesendet.
Das otternzücht'ge Volk war zu verblendet;
Doch als der Heiland kam, von ihren Sünden
Mit Gottes Geist die Menschheit zu entbinden,
Hat doch das Reich der Finsterniß geendet.
So schreitet allen großen Zeitepochen
Voran ein Herold, der die Feiertage
Einläutet; doch nur Wen'ge wollen's merken.
Kommt aber dann die Zeit heeringebrochen,
Dann macht sie wahr die dunkle Glockensage
Und thut sich kund in neuen Riesenwerken.

2.

Auf hohem Thron in königlichem Prangen
Sitzt Fürst Herodes, die Trompeten schallen,
Laut tönt der Jubel durch die Säulenhallen;
Nur St. Johannes liegt allein, — gefangen,
Weil einst das sündlich sträfliche Verlangen
Des Fürsten ihm, dem Gottesmann, mißfallen;
Jetzt höret er nicht, um welche Gunst vor allen
Herodias den Vater angegangen.
Doch plötzlich treten ein die Henkersknechte,
Abschlagen sie das Haupt des Christpropheten,
Daß man's hinein der Königstochter brächte. —
O St. Johannes, wenn ich Dein gedenke,
So möcht' ich Gottes Fluch herniederbeten
Auf Männerschwäche und auf Weiberränke!

Roderich.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Das Gemetzel in dem Karmeliterkloster.

Das ehemalige Kloster der reformirten Karmeliter oder Barfüßermönche, an der Ecke der Cassette- und Vaugirard-Straße ist keineswegs zerstört worden, wie Barthelemy Maurice es in seiner Geschichte der Saint-Gefängnisse angegeben hat. Es existirt noch diesen Augenblick fast ebenso, wie es im Jahr 1792 gewesen ist, mit seiner schönen Kirche, seinem großen Garten und seinem Betzimmer blutigen Andenkens.

Digitized by Google

Schon am 11. August wurden die Priester, den Philosophen so verhaßt wie den Revolutionaires, verhaftet. Zwei frühere religiöse Gebäude, das Karmeliterkloster in der Vaugirardstraße, und das Seminar Saint-Firmin in der Straße St. Victor, wurden speciell zu ihrer Aufnahme bestimmt. Die ins Karmelitergebäude geschickten Priester wurden in die jetzige Kirche eingesperrt, wo sie mehrere Nächte auf dem Marmorpflaster schlafen mußten, statt allen Mobiliars nichts als einige schlechte Stühle hatten, statt aller Nahrung nur Brod und Wasser bekamen.

„Wir durften," berichtet der am 5. December 1818 zu Paris verstorbene Abbé Berthelet de Baebot, General-Vicar des Sprengels Mende, „nicht mit einander sprechen, hatten jeder eine Wache zur Seite, und erhielten als Nahrung nur Brod und Wasser. So brachten wir die erste Nacht zu, und bis den fünften oder sechsten Tag mußten wir auf dem Pflaster der Kirche liegen. Nachdem wurde es denen, welche die Mittel dazu hatten, gestattet, sich Gartenbettstellen und Strohsäcke anzuschaffen. Da der nächste Tag nach dem, wo wir verhaftet worden waren, ein Sonntag war, so baten wir um die Erlaubniß, Messe zu lesen oder zu hören, eine Tröstung, die uns aber nicht allein an jenem Tage, sondern während all der Zeit unserer Haft versagt blieb. . . . Währenddem bevölkerte sich unser Gefängniß täglich mehr und mehr, und da die neuen Gefangenen gewöhnlich des Nachts eingebracht wurden, so fuhren wir uns häufig durch die rohen Reden und das Geklirr der Waffen derjenigen, welche ihre Escorte bildeten, im Schlummer gestört."

Es sind allmählig ungefähr 173 Priester nach der Karmeliterkirche gebracht worden, und erst als sie so wie das Seminar St. Firmin voll war, wurden die Letzteren nach der Abtei und nach la Force versetzt.

Der dieser allgemeinen Verhaftung der Priester unterlegte Vorwand war deren Weigerung, auf die sogenannte Civil-Verfassung der Geistlichkeit, eine heillose Ausgeburt der Philosophen, der Protestanten und der Jansenisten in der constituirenden Versammlung, zu schwören. Der eigentliche und auch kaum verhehlte Grund aber war der Plan, sie mit in die allgemeine Ermordung all derjenigen zu begreifen, welche den Revolutionairs im Wege waren. So wurde das Decret wegen der Deportation der Priester am 26. August datirt; die mit Hülfe von Haussuchungen bewerkstelligten allgemeinen Verhaftungen wurden in der Nacht vom 28. zum 29. ausgeführt, und schon am 31. berieth man die Ermordung der Priester öffentlich in den Pariser Sectionen.

Da St. Firmin, in der Section der Sansculotten, und das Karmeliterkloster, in der Section des Luxemburg, die Orte waren, wo die meisten Priester gefangen saßen, so waren es diese beiden Sectionen, wo die Anschläge der Grenelle zuerst zur Sprache kamen.

„Gegen Ende des Monats August," sagt der Abbé Berthelet, „kam ein Commissair nach dem Karmeliterkloster, um über sämmtliche Gefangene Appell zu halten, bei welcher Gelegenheit ein jeder gefragt wurde, ob er ein Priester sey oder einem der geheiligten Orden angehört."

Am 2. September offenbarten sich die Pläne der Gemeinde nach deutlicher: es fand sich ein Commissair ein, der den Priestern ihre Messer, selbst ihre Scheren und Federmesser abnahm. Schon am 30. August hatte man ihnen Veranlassung gegeben, ihre Gelder einzuziehen — man wollte dri ihnen Beute machen. „Gegen Mitternacht", erzählt der Abbé Berthelet, „wurde uns von einem Commissair, der Gendarmen in seinem Gefolge hatte, das Decret über die Deportation vorgelesen, das sodann im Sanctuarium angeschlagen ward. Da beeilten wir uns denn den folgenden Tag, so viel Geld als möglich zu einer Reise anzuschaffen, deren Ziel und Dauer wir nicht kannten."

Es war, wie wir bereits gesagt haben, nach der Ermordung der aus der Mairie nach dem Hofe der Abtei geführten Gefangenen und gegen 4 Uhr am 2. September, daß Maillard und dessen Bande sich nach dem Karmeliterkloster begaben. Dort, wie zu St. Firmin, wie überall wurden die Vorkehrungen zu den Metzeleien von den Vorgesetzten der Sectionen geleitet. Es war ein Friedensrichter, der den letzten Aufruf machte.

„Um 2 Uhr", so berichtet einer der Gefangenen, „hielt der Commissair des Ausschusses der Section, der Friedensrichter Joachim Coyent, in großer Hast Appell über uns, und schickte uns nach dem Garten, zu welchem wir auf einer Treppe hinabstiegen, die nur ein Geländer hatte und fast bis zur Kapelle der heil. Jungfrau reichte, welche zu der Kirche gehört, in der wir gefangen gehalten wurden. Wir gelangten zu diesem Garten wieder mitten durch eine neue Wache, die nicht uniformirt war, deren Waffe aus einer Pike bestand, und die auf dem Kopfe eine rothe Mütze trug. Ihr Anführer allein war als Nationalgardist costumirt.

„Im Garten unter den Fenstern der Klosterzellen angekommen, mußten wir von Leuten, die dort placirt waren, die abscheulichsten und blutgierigsten Redensarten hören. Wir zogen uns deshalb tiefer in den Garten zurück, zwischen eine Hagedornhecke und eine Mauer, welche ihn von dem Garten der Nonnen vom Cherche-Midi trennt. Mehrere der Unsrigen hatten sich in ein kleines Betgemach geflüchtet, das in einer Ecke des Gartens angebracht war. Sie hatten eben begonnen, ihr Vespergebet aufzusagen, als plötzlich die Gartenthür ungestüm aufgerissen ward. Da fuhren wir denn sieben oder acht junge Leute, mit mehreren Pistolen im Gürtel, eine in der linken Faust, und in der rechten einen großen Säbel schwingend, wüthend hereinstürzen."

Außer Maillard, der die Bande befehligte, betheiligten sich noch andere notorische Mörder an dem Niedermetzeln der in dem Karmeliterkloster gefangen gehaltenen Priester. (Das Original giebt ihre Namen.)

„Der erste Geistliche, auf den sie stießen und über den sie herfielen," sagt der Abbé Berthelet, „war der Herr von Salies, der, im Lesen vertieft, nichts bemerkt zu haben schien. Sie hieben ihn mit den Säbeln nieder, und tödteten, aber brachten in gleicher Weise denjenigen, die ihnen außerdem in den Wurf kamen, nur tödtliche Verwundungen bei, weil sie Eile hatten, zu der größeren Gruppe von Geistlichen zu kommen, die sich tiefer in dem Garten hinein aufhielt. Sie näherten sich derselben unter dem Ausruf: „der Erzbischof von Arles! der Erzbischof von Arles!"

„Der General-Superior der Congregation der Eudisten, Herr Hebert, verlangte darauf, sammt den anderen vor Gericht gestellt zu werden. Statt aller Antwort erhielt er einen Pistolenschuß, der ihm eine Schulter zerschmetterte."

Jean Marie Dulau, im Jahr 1738 geboren und im Jahr 1775 zum Erzbischof von Arles ernannt, hatte schon seit dem 1. September sein Schicksal ahnen können. An diesem Tage hatte

Digitized by Google

ein Gendarme sich insolenter Weise neben ihn gesetzt, und, ihm die Ehrentitel ertheilend, welche von der constituirten Versammlung aufgehoben worden waren, zu ihm gesagt: „Monseigneur, ich glaube, man wird Ewr. Herrlichkeit morgen das Lebenslicht ausblasen."

Als die Mörder unter immerwährendem Rufen nach dem Erzbischof von Arles bis zu dem Bezirk gekommen waren, befand er sich dort mit ungefähr dreißig Priestern, worunter auch der Abbé La Pize de la Pannonie, den die Vorsehung aus diesem Blutbade gerettet hat und durch den man die meisten Einzelnheiten dieser Gräuelscene kennt. Derselbe sagte zu dem Erzbischof: „Monseigneur, ich glaube, es ist auf Ihr Leben abgesehn." — „Nun, sollen wir als Opfer fallen, da haben wir uns nur zu fügen, und Gott zu danken, unser Blut für eine so schöne Sache verspritzen zu können." So sprechend hat er den ältesten der Priester, ihm die Absolution zu ertheilen.

„Noch am Fuße des Altars auf den Knieen liegend, als die Mörder eindrangen, erhob er sich, als er sie seinen Namen rufen hörte. Die Priester drängten sich um ihn her, um ihn in ihrer Mitte zu verbergen; er aber sagte zu ihnen: „Laßt mich! kann mein Blut sie beschwichtigen, was liegt da daran, wenn ich sterbe." — Dann schritt er, die Hände über der Brust gefaltet, den Blick gen Himmel gewandt, den Mördern entgegen, und sagte zu ihnen, wie einst der Heiland zu den Kriegsknechten, die ihn fahnden wollten: „ich bin derjenige, den Ihr suchet."

— Also Du, alter Schuft, bist der Erzbischof von Arles?" schrien die Wütheriche. — Ja, meine Herren, der bin ich. — „Ha! Bösewicht, Du bist's also, der in der Stadt Arles das Blut so vieler Patrioten hat vergießen lassen?" — Ich habe nie jemandem ein Leids gethan. — „Aber ich will Dir dessen thun," antwortete darauf einer der Wütheriche, und hieb ihm mit dem Säbel über den Kopf.

„Der Erzbischof gab keinen Schmerzenslaut von sich, erhielt aber fast in demselben Augenblick noch einen zweiten Säbelhieb von rückwärts auf den Kopf, der ihm den Schädel spaltete. Als er dann die rechte Hand erhob, um seine Augen zu verdecken, wurde sie ihm durch einen dritten Hieb abgehauen. Ein vierter und fünfter Hieb warfen ihn besinnungslos zu Boden, worauf ihm eine Pike mit solcher Gewalt durch die Brust gestoßen wurde, daß die Mörder, die den Leib des heiligen Prälaten unter die Füße traten, sie nicht zurückzuziehen vermochten."

Der Erzbischof von Arles war kaum todt, als die Mörder ihre Wuth gegen die Gruppe von Priestern wandte, von welchen er umgeben gewesen war: ganz in der Nähe abgefeuerte Gewehrschüsse streckten deren mehrere todt nieder und brachten anderen schwere Wunden bei. So wurde dem Bischof von Beauvais, Franz Joseph von La Rochefoucauld, ein Schenkel zerschmettert.

Inzwischen beschwerten sich die — Damen des Bezirks, die dies Schauspiel herbeigelockt hatte, über das Schießen in dem Garten, und da wurde beschlossen, daß die Priester zur Kirche zurückgeführt werden sollten, weil dort das Morden geräuschloser und methodischer beschafft werden konnte.

„Der Posten-Commandant", erzählt einer der Gefangenen, „befahl uns, zur Kirche zurückzukehren, worauf wir uns denn auch, mit mehr oder minderer Anstrengung, der Treppe zu in Bewegung setzten, über welche wir sie verlassen hatten. Aber Gendarmen versperrten uns den Weg, und die Pikenmänner begannen auch ihre Waffen zu kreuzen, als wir hart zusammengedrängt standen, und wir wären sicherlich sofort insgesammt umgebracht worden, wenn es dem Commandanten nicht endlich durch vieles Bitten gelungen wäre, die Mörder zu bewegen, uns den Wiedereintritt in die Kirche zu gestatten."

Als die Priester nun wieder in der Kirche versammelt waren, wohin man den Bischof von Beauvais getragen hatte, wurde in dem Korridor des Klosters, der zu dem Garten führt, und in der Nähe der Treppe eine Art von Tribunal eingerichtet, dessen ganze Function darin bestand, die Opfer aufzurufen und ihre Identität zu constatiren.

Derjenige, der dies Tribunal organisirte, war von der Section des Luxemburg unter dem Vorwande abgeschickt worden, dem Morden Einhalt zu thun.

„Dieser Commissair", so berichtet der Abbé La Pize de la Pannonie, „Namens Violette, der ältere, nahm mit einem Tische und dem Gefangenregister des Gefängnisses der Karmeliter seinen Standpunkt neben der Thür, durch welche man zu dem Garten gelangte. Dorthin ließ er dann die Priester zu Zweien vortreten, um ihre Identität zu constatiren und sich zu vergewissern, ob sie in ihrer Weigerung, den Eid zu leisten, beharrten. Er ließ sie hiernach längs des Korridors abtreten, der zu der Treppe nach dem Garten führte, wo ihrer die Mörder warteten und sie sofort unter Mordgeheul und dem Ausrufer es lebe die Nation! niedermachten."

Zu Füßen dieser Treppe kamen alle die Priester um, die in die Kirche zurückgebracht worden waren. Sie konnten von dem Sanctuarium aus deutlich die Schmerzenslaute der Opfer und das wilde Geheul der Mörder hören, ließen sich das aber nicht im mindesten anfechten. Alle erhoben sich, so wie sie nach einander von dem Commissair aufgerufen wurden, mit der Freudigkeit des lautersten Herzen, und gingen ihrem Tode mit dem Gebetbuche in der Hand entgegen. Als der Bischof von Beauvais auf den an ihn ergangenen Aufruf nicht erschien, trat einer der Mörder herein, um sich nach ihm umzusehen. Er fand ihn mit zerschossenem Schenkel auf einer schlechten Matratze liegen, unfähig, sich von der Stelle zu rühren. „Ich weigere mich nicht", sagte der Herr von La Rochefoucauld, „gleich den Anderen zu sterben; aber Ihr sehet, daß ich nicht gehen kann; darum seyd so gefällig, und schafft mich dahin, wohin Ihr wollt, daß ich mich begeben soll." Da hoben ihn dann zwei Männer auf, und trugen ihn vor den Commissair Violette, der ihn, wie die andern, der Gartentreppe zusandte, wo er dann ebenfalls ermordet ward.

Die Details, die sich auf das Morden der Priester in der Karmeliterkirche beziehen, verdankt man einigen von ihnen, die gerettet wurden. Am umständlichsten und ausführlichsten ist die Beschreibung des Abbé's Berthelet, der sein Heil einigen seiner Nachbarn verdankte, die sich den Mördern zugesellt hatten. Nachts der in der St. Sulpitiuskirche versammelten Section des Luxemburg und von dort einem Saal des Seminariums zugeführt, war er Zeuge folgender Debatte, die zwischen einem Commissair der Section und einem der Mörder stattfand.

„Um 1 Uhr Morgens", erzählt er, „kam einer der Mörder und beklagte sich laut, sowohl in seinem eignen Namen als in dem seiner Kameraden, daß sie betrogen worden wären; daß man ihnen drei Louisdor versprochen habe und nun nur einen einzigen geben

Digitized by Google

wolle. Der Commissair erwiederte darauf, daß sie noch zwei Tage lang in den Gefängnissen von St. Firmin, der Conciergerie, ꝛc. zu thun bekommen würden, was denn die verheißenen drei Louisdor complet mache; daß man sich überdem nicht anheischig gemacht habe, ihnen unsere Effecten zu überlassen, und wir uns, in dem Glauben, deportiet zu werden, fast sämmtlich neu hätten kleiden lassen.

„Der Mörder erwiederte hierauf, sie hätten, da es ihnen nicht bekannt gewesen sey, daß ihnen unsere Kleidungsstücke zufallen sollten, die Gefangenen mit Säbelhieben zusammengehauen, daher die Todtengräber nun nicht mehr als 400 Fr. für die sämmtlichen Kleidungsstücke geben wollten; übrigens wolle er sich auch erst mit dem Commissair überzeugen, ob die Gefangenen, die man noch am Leben gelassen habe, wirklich neu equipiet wären oder nicht. Er begab sich auf der Stelle mit dem Commissair in den Saal, überzeugte sich aber zu unserem Glücke bei näherer Besichtigung, daß unsere Kleidung schon abgetragen war, worauf sie sich Beide wieder entfernten.

„Noch diesen Augenblick kann ich nicht ohne Schaudern an diese Abschätzung dessen, was wir nach unserer Bekleidung werth seyn konnten, denken, da dieselbe mitten in der Nacht, nach dem, was wir schon erlebt hatten und was wir noch befürchten mußten, stattfand."

In den öffentlichen Depots finden sich keine Register über die Gefangenen in dem Karmeliterkloster im Jahr 1792 vor. Es war dies zuerst, wo man selbiges mit zur zeitweiligen Aufnahme von Gefangenen benutzte; erst im Jahr 1793 wurde ein förmliches Gefängniß daraus gemacht, mit Aufseher, Beschließer und Gefangenregister.

Man weiß auch nicht, wo die Leichen der im Karmeliterkloster gemordeten Mönche geblieben seyn mögen. Rechnungsdocumente, welche die Grabstätte der Opfer der meisten anderen Gefängnisse mit größter Genauigkeit angeben, giebt es über dieses nicht.

Wir werden sehen, daß die Leichen aus La Force zum Theil in eine Steingrube von Charenton geworfen wurden. Wir haben in dieser Beziehung die Reclamation der Gebrüder Bingdelet vor Augen, welchen die Pariser Municipalität am 25. Juli 1793 eine Entschädigung von 11,900 Livres für den Verlust gebrochener Steine bewilligte. Aus den Rechnungen des Fuhrmanns Noel ergiebt sich, daß die Leichen der Abtei nach dem Kirchhofe von Vaugirard geschafft worden sind. Ein von vier Commissarien der Gemeinde und dem Greffier Coulombeau unterm 4. September ausgestellter Schein thut dar, daß die auf der Wechselbrücke aufgeschichteten, vom Chatelet herrührenden, Leichen durch den Fuhrmann Parrain Sohn nach dem Kirchhofe von Clamart transportiet wurden. Ein Mandat des Gemeinde-Commissaires Manlineuf besagt, daß die Kirchhöfe von Clamart, Montrouge und Vaugirard zur Beerdigung der aus verschiedenen Gefängnissen herbeigeschafften Leichen benutzt worden sind. Die folgende Anweisung vervollständigt endlich das Verzeichniß der verschiedenen Stätten, die zum Begraben der Leichen dienten, und erwähnt des großen Pariser Beinhauses, das unter dem Namen Catacomben oder Grab Isoire bekannt ist:

„Anweisung vom 1. October, unterzeichnet Fa...., Du...., und Le...., zu Gunsten von Cho...., Entrepreneur der Steingruben, für Tagelohn von Arbeitern, die theils verwandt worden sind, Leichen, welche nach dem sogenannten Tombisoire, in dem kleinen Mont-Rouge, gebracht worden waren, zu entkleiden, theils dieselben durch eine Oeffnung in die unter dieser Stelle befindliche Steingrube hinabzuwerfen, sie dann nach dem Theil der Grube zu tragen, der als Kirchhof der Regierung dient, und hier eine Gruft zur Aufnahme besagter Leichen zu graben, so wie dieselben mit einer Kalkschicht zu bedecken, um die Folgen der Verwesung zu verhindern. Ferner für Lieferungen, die den Arbeitern während ihrer Arbeit gemacht worden sind, und eine Erhöhung ihres Lohnes, die ihnen wegen der Gefahren, die sie bei dem Begraben gelaufen, bewilligt werden mußten; schließlich für gelieferten Kalk 1120 £ 5 s 6 d."

Die Steingruben von Charenton, die Kirchhöfe von Clamart, Vaugirard und Montrouge, und das Beinhaus von le Tombe-Isoire sind also die sechs Orte, wohin die Leichen der September-Opfer geschickt worden sind. — Welcher von diesen sechs Orten mag es nun gewesen seyn, wo die Section des Luxembourg die Leichen der in dem Karmeliterkloster getödteten Priester hat begraben lassen? — Das ist ein Punkt, über welchen uns kein sicheres Document, keine glaubwürdige Tradition bekannt ist; wir wissen blos, daß ein Theil der Leichen in einen zum Klostergarten gehörigen Brunnen geworfen, dieser seitdem zugeworfen ist, und man die Stelle noch heutigen Tages den Mörderbrunnen nennt.

Die Metzeleien von St. Firmin.

Saint-Firmin ist nicht, wie ein Geschichtschreiber der Septembermetzeleien es geglaubt hat, ein in der Straße Vaugirard belegenes und gegenwärtig zerstörtes Kloster gewesen; es war ein den Vätern der Mission vom Hause St. Lazarus, in der Vorstadt St. Denis gestiftet, zugehöriges Seminar, in der Straße St. Victor belegen, wo es noch jetzt vorhanden ist, aber als Gendarmerie-Kaserne benutzt wird.

Es war die Section des Pflanzengartens, nachdem 10. Aug. 1792 Section der Sansculotten genannt, und die ihre allgemeine Sitzungen in der Kirche des heil. Nicolas von Chardonnet hielten, die mit der Tödtung der Priester zu St. Firmin beauftragt ward. Außer denen, die zum Seminar selber gehörten, waren dort eine ansehnliche Anzahl derjenigen versammelt worden, die man am 11., 12. und 13. August verhaftet hatte und die man deportiren zu wollen schien. Alle diese Priester beliefen sich im Augenblick des Mordens auf 93.

Sich eben so, wie die im Karmeliterkloster, auf eine weite Reise vorbereitend, hatten sie alle ihre Mittel zusammengesucht, daher denn das Inventarium ihres Nachlasses auch verhältnißmäßig sehr reich war. Sie hatten seit dem 13. August, an welchem Tage die meisten von ihnen zur Haft gebracht worden waren, der Entscheidung ihres Schicksals entgegengesehn. Es war ihnen gestattet worden, sich auf ihre eigenen Kosten einige Matratzen und Strohsäcke anzuschaffen, die ihnen, enge zusammengepfercht, zum Lager dienten. Es gab damals eine Menge farbige Leute zu Paris, aus St. Domingo, welche Colonie sie wegen der dortigen Unruhen verlassen hatten. Der Section der Sansculotten zugewiesen, waren sie es, welche die Effecten der an dieser Stätte gemordeten Priester erbten.

Digitized by Google

Am 2. September, gegen 4 Uhr Nachmittags, hielt die Section der Sansculotten, unter dem Vorsitz des Bildhauers Robert Wilhelm Dorbel, eine allgemeine Sitzung in der Kirche des heil. Nicolaus vom Chardonnet, ein edles und einfaches Gebäude aus dem siebenzehnten Jahrhundert, wo man noch die Grabmäler des Malers Lebrun und des Dichters Santeuil sieht. Die Versammlung bekam Kunde von den bereits begonnenen Metzeleien in den Gefängnissen, und ihre Aufmerksamkeit wandte sich sofort den Priestern zu, die zu St. Firmin in Haft gehalten wurden. Hier das Protocoll über diese Sitzung, eins der werthvollsten Documente über die Septembermetzeleien, bisher aber den Forschungen der Geschichtschreiber entgangen:

„Ein Mitglied hatte über alles das Bericht erstattet, was in der Abtei und anderer Orten, wo sich Contrarevolutionaire in Haft befanden, vorging. Da die Versammlung nun einsah, daß das Volk wohl die Absicht haben könne, auch nach St. Firmin zu kommen, so war sie darauf bedacht, diejenigen sicher zu stellen, die sich des Verbrechens der Contrarevolution nicht schuldig gemacht hatten.

„Der Bürger Thomas, Commissaire der Gemeinde, hat über dasjenige, was ihm bekannt geworden, Bericht erstattet, namentlich über die von dem Herrn Manuel getroffenen Maaßregeln in Betreff der Freilassung der Schuldgefangenen."

Einige Augenblicke darnach schickte der Posten, der zur Bewachung des Seminars, in der Straße St. Victor, unfern der St. Nicolaus-Kirche aufgestellt war, eine Deputation zu der allgemeinen Versammlung, um sich wegen der Gefangenen Rathes zu erholen. Hierüber lautet das Protocoll:

„Deputation von dem Posten zu St. Firmin, wie man sich wegen der Kanonen verhalten solle, indem zu fürchten sey, daß man nach dem Seminarium kommen werde, um die dort verhafteten Priester zu begünstigen. Die Versammlung hat entschieden, daß die Kanonen und die Fahne nach dem Garten zurückgebracht und von den bewaffneten Bürgern bewacht werden sollten."

Die allgemeine Versammlung ist also, als sie von den schon begonnenen Metzeleien in den Gefängnissen Nachricht erhalten hat, auf die Rettung einiger Personen bedacht, und nimmt Maaßregeln, die Begünstigung der im Seminar gefangen gehaltenen Priester zu verhindern. Unumwundener konnte man, wie zu sehen, die Solidarität des zu vergießenden Blutes nicht übernehmen.

Alle Sectionen waren der Gemeinde nicht so ganz und gar ergeben, als die der Sansculotten, auch war sie die einzige, gegen welche sich der Ueberwachungsausschuß ohne Umschweife aussprach und sie dazu vermochte, das Morden der Gefangenen selber zu übernehmen. Hier eine merkwürdige und entscheidende Stelle aus dem Protocolle, wodurch bewiesen wird, daß die Septembermetzeleien im Namen der Municipalbehörde und auf administrativem Wege vollführt worden sind:

„Ein Bürger ist Namens und abseiten des Ueberwachungsausschusses erschienen, und hat, nachdem er sich wegen seiner Zulassung legitimirt hatte, den Chef der Legion, und falls derselbe nicht zugegen seyn sollte, den Commandanten von St. Victor zu sprechen verlangt, um ihm in Betreff der öffentlichen Ordnung etwas Wichtiges und Geheimnißvolles mitzutheilen. Er hat gesagt, daß ihm Auftrag gegeben worden sey, die Vaterlandsverräther aufzusuchen, und daß er zur Ausrichtung dieses Auftrags die Mitwirkung des Postens zu St. Firmin in Anspruch genommen habe. Er hat selbst hinzugefügt, daß er sein Geheimniß dem Präsidenten anvertrauen könne, und versprechen, daß es der Versammlung gleich nach begonnener Ausführung mitgetheilt werden solle.

„Der Vorschlag ist genehmigt worden. Dieser Bürger hat sodann, nachdem er sich mit dem Präsidenten besprochen, den Anschluß von zwölf bewaffneten Bürgern zu denen, die er mit sich führte, verlangt.

„In diesem Augenblicke präsidirte der Bürger Derave der Sitzung, und es wurde von der Versammlung beschlossen, daß der Präsident die zwölf bewaffneten Bürger bis zu der Thür des Sitzungslocals begleiten, dieses aber von niemandem eher verlassen werden solle, als bis die Expedition vollführt worden wäre, die dem deputirten Bürger von dem Ueberwachungsausschusse aufgetragen worden sey."

Wie klar wir es auch schon dargethan hatten, daß die Septembermetzeleien der Gedanke und das Werk der Gemeinde vom 10. August gewesen, haben wir uns doch den vorstehenden Beweis, als den unwiderleglichsten, bis zuletzt aufgespart.

Bei dem Morden im Seminar von St. Firmin ist Maillard inzwischen nicht direct betheiligt gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reich der Mitte. Eine Uebersicht der Geographie, Statistik, Naturgeschichte, Gesetzgebung und Regierung, der Erziehung, der Sprache und Literatur, des socialen Lebens, der Künste, der Religion ꝛc. des **Chinesischen Reichs** und seiner Bewohner. Von S. Wells Williams. Aus dem Englischen übersetzt von C. L. Collmann. In zwei Bänden. Erster Band. Mit den Bildnissen Kiying's und Kong-fu-tse's, vielen Illustrationen und einer Karte des chinesischen Reichs. Cassel 1853. Verlag von G. E. Bollmann. XVI und 612 Seiten. Gr. 8.

Das Werk ist in zwei Abtheilungen, die erste auch mit dem Titel: „Geographie, Statistik und Naturgeschichte des Chinesischen Reichs," 1852, die zweite, mit dem Titel: „Gesetzgebung und Regierung, Erziehung, Sprache und Literatur des Chinesischen Reichs," 1853, erschienen.

Der Verfasser hatte sich als Drucker unter dem Schutze des amerikanischen Departements auswärtiger Missionen nach China begeben; er war während eines zwölfjährigen Aufenthalts zu Canton und Macao mit dem Volke in tägliche und vertrauliche Berührung gekommen, hatte seine Sprache geerbet und seine Literatur kennen gelernt. Bei seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten wurde Williams von seinen Landsleuten, die ein reges Interesse an den Aussichten eines größeren Handels-Verkehrs mit China, und ein noch lebhafteres Verlangen äußerten, zu erfahren,

Digitized by Google

in wie weit die neuerlichen Veränderungen und Eröffnungen dieses Reiches die Einführung und Ausbreitung des Christenthums unter seinen Einwohnern mit Wahrscheinlichkeit begünstigen und fördern würden, veranlaßt, zu Utica, Cleveland, Buffalo, New York und in andern Städten Vorlesungen über vielfache, an ihn gerichtete, die Chinesen betreffende Fragen, zu halten. Den Ertrag derselben bestimmte er zur Errichtung einer Gießerei chinesischer Letteren für die Missionen. Später entschloß er sich dann diese Vorlesungen für den Druck zu bearbeiten und unter dem Titel „The middle Kingdom, a history of the Chinese Empire. New York. 2 Bände herauszugeben. Williams' Quellen sind, wie er im Vorworte erklärt, theils persönliche Beobachtungen, theils das Studium chinesischer Autoritäten; daneben hauptsächlich das von Dr. Bridgman in Canton veröffentlichte „Chinese Repository." Gützlaff hatte bei seiner Anwesenheit in Cassel im Herbst 1850 dem Vorstand der chinesischen Stiftung ein Exemplar des Werkes, welches er als eine der vorzüglichsten unseren Schriften über China und das chinesische Volk empfehlen, geschenkt; die Uebertragung in's Deutsche wurde anfänglich nur zur eigenen Belehrung unternommen; zur Veröffentlichung derselben sah sich der Uebersetzer von mehreren Seiten aufgemuntert und fand, wie er bemerkt, in der Person des Herrn Buchhändlers Bollmann einen bereitwilligen Verleger, der sich für das Werk auf eine ihm zur Ehre gereichende Art interessirte. Beide, der Uebersetzer und der Verleger verdienen Dank, daß sie Williams' Werk in so sorgfältiger Bearbeitung und geschmackvoller äußerer Ausstattung zur Kunde ihrer deutschen Landsleute gebracht haben und es steht zu hoffen, daß sie durch recht allgemeine, dem Werke geschenkte Theilnahme ermuntert werden, auch den zweiten Band, dessen Inhalt sich über höchst interessante Gegenstände erstreckt, nämlich über Architektur, Kleidung und Nahrung der Chinesen, über das gesellschaftliche Leben unter ihnen, über Industrie, Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Chronologie, Religion, christliche Missionen unter den Chinesen, über ihren Handel und Verkehr, und zuletzt über den Ursprung des Krieges zwischen China und England, den Fortgang desselben und die endliche Eröffnung des chinesischen Reiches, recht bald nachfolgen zu lassen.

Der Verf. betitelt sein Gemälde des chinesischen Reiches: „Mittelreich" oder das „Reich der Mitte," vorzüglich, weil dieses die Bedeutung des Namens (Chung Kwoh) ist, dessen das Volk zur Bezeichnung seines Vaterlandes am gewöhnlichsten sich bedient, zugleich aber auch deswegen, weil die Chinesen zwischen Civilisation und Barbarei eine mittlere Stellung einnehmen, — indem China in seinen gegenwärtigen Einrichtungen und seiner Literatur die civilisirteste heidnische Nation umfaßt.

Der Uebersetzer hat einige Bemerkungen über die beigefügte, dem Originale in der lithographischen Anstalt des Hrn. Kegel nachgebildete Karte von China, und das System der Aussprache vorangeschickt.

Die erste Abtheilung des vorliegenden ersten Bandes (— das erste bis sechste Kapitel —) enthält: Allgemeine Eintheilung und Charakteristik des Reiches. — Geographische Beschreibung der östlichen Provinzen (Tschili, Schantung, Schansi, Honan, Kiangsu, Nganhwui, Kiangsi, Tschekiang, Fo-kien). — Geographische Beschreibung der westlichen Provinzen (Hupih, Hunan, Schensi, Kansu, Sze-tschuen, Kwangtung, Insi Hainan, Kwangsi, Kweitschau, Yunnan). — Geographische Beschreibung der Mandschurei, Mongolei, Ili's und Thibet's. — Bevölkerung und Statistik. — (Der Verf. zeigt zuerst die Schwierigkeiten des Gegenstandes, giebt dann eine Tabelle der verschiedenen Volkszählungen der 18 Provinzen, stellt eine Vergleichung der ersten und der späteren Volkszählung an, spricht über die Zunahme der Bevölkerung, vergleicht sie mit derjenigen anderer Länder, handelt von den Nahrungsquellen in China, den Auswanderungen zur Bevölkerung, den Hindernissen der Auswanderung, der Gruppirung des chinesischen Volkes in Hiang [Weilern und Dörfern], von der Volkszählung, den Ursachen der Volksvermehrung, führt zwei Einwürfe gegen die Richtigkeit des letzten Census an, und geht dann zu den Einkünften des Reich's, den Quellen und Betrag derselben, den Gehalten der Beamten und dem Betrage der Besteuerung über.) — Naturbeschreibung China's. (Dieses Kapitel wird mit Bemerkungen über die von den Chinesen selbst in dem Studium der Naturgeschichte gemachten Fortschritte, welche aus ihrem großem Werke über die materia medica, dem Pun Tsau oder Kräuterbuch, [von Li Schitschin, welcher unter der Ming-Dynastie lebte, compilirt] gewöhnlich in 40 Octavbände eingebunden, die in 52 Kapitel getheilt, entlehnt sind, geschlossen.)

Der Uebersetzer hat diese Abtheilung mit verschiedenen berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und, mit Benutzung handschriftlicher Mittheilungen Gützlaff's an den Vorstand der chinesischen Stiftung zu Kassel, so wie „der Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens vom Jahre 1848—50" abgefaßten, nachträglichen Bemerkungen über China und einige von demselben abhängige Länder versehen. (S. 281—291.)

Die Illustrationen bestehen außer dem Bildnisse des kaiserlichen Commissairs bei den Friedensunterhandlungen zu Canton (m. vgl. 2te Abtheil. S. 359), Kiping, nach dem Gemälde eines Eingeborenen, und dem, eine auf kaiserlichen Befehl errichtete Ehrenpforte darstellenden Titelblatte, aus dem Plane von Peking, der Ansicht einer Straße in Canton, den Abbildungen des Yak oder Grunz-Ochsen, des chinesischen Schweins und der Art es zu tragen. — Die große Karte ist mit Sorgfalt gearbeitet.

Die Mehrzahl der Leser wird ihre Aufmerksamkeit ohne Zweifel der zweiten Hälfte oder Abtheilung des Buches (siebentes bis zwölftes Kapitel) vorzugsweise zuwenden, deren Inhalt jetzt anzugeben ist: China's Gesetze und Regierungssystem. — Handhabung der Gesetze. — Erziehung und wissenschaftliche Bildung. — Bau der chinesischen Sprache. — Classische Literatur der Chinesen. — Schöne Literatur der Chinesen. — Um den Reichthum an einzelnen Gegenständen, welche in den sechs Kapiteln der zweiten Abtheilung ausführlich erörtert werden, anschaulich zu machen, lassen wir die kurzgehaltene Aufzählung der Bestandtheile der drei letzten folgen. Im Kapitel vom Bau der chinesischen Sprache (S. 449—489) belehrt der Verf. seine Leser über den Ursprung derselben, die sechs Klassen von Charakteren, die Arten, sie zu ordnen, die 214 Wurzelwörter, die sechs Schreibarten: 1) die älteste Schreibweise, Tschuen schu oder der Siegel-Charakter, 2) die li schu, Schreibart der amtlichen Diener, 3) die kiai schu, Musterstil, 4) die hing schu, geläufige Hand, 5) tsau tsz', Pflanzen-Charakter, 6) die Sung schu, bald nachdem das Drucken auf hölzerne Blöcke erfunden, eingeführt und in der Regel in gedruckten Büchern gebraucht (mit einer Tafel

Digitized by Google

der verschiedenen Formen der Charaktere); ferner über die Art zu drucken, die Metall-Lettern; die Laute der chinesischen Sprache; die drei Dialekte und ihre Eigenthümlichkeiten (Hof-, Canton- und Fo-kien-Dialekt); die Sprachlehre der Chinesen; die Methode des Sprachstudiums. Das Kapitel von der klassischen Literatur der Chinesen (S. 490—528) handelt von dem besten Führer, wenn man sich eine allgemeine Uebersicht dieser Literatur verschaffen will, dem kaiserlichen Katalog oder Katalog aller Bücher in den vier Bibliotheken, dem Sz' Fu Tsiuen Schu Tsung-muh, 112 Octavbände, classische, historische, Fachschriften und Schöne Wissenschaften in vier Abtheilungen enthaltend; von den fünf Klassikern, ihren Namen und ihrer Beschaffenheit, nebst Auszügen aus dem Liki, „Ritual-Erinnerer," über kindliche Pflichten nebst Beispielen derselben; von den vier Büchern, sz' Schu, ihren Autoren und ihrer Beschaffenheit; von Ment-se (Mencius, Mang tsz' oder Mang futsz'); von Coo-fu-tse, seinem Leben und seinen Schriften (— der Uebersetzer hat in einem Nachworte diese Notizen aus den Mémoires concernant l'histoire, les sciences, etc. des Chinois, par les Missionnaires de Pé-kin [Amyot, Bourgeois, Cibot, Ko und Poirot, herausg. von C. Batteux und L. G. D. F. de Bréquigny] und Gützlaff's „Geschichte des chines. Reiches" vervollständigt (S. 589—602). Daran schließt sich eine Unterhaltung zwischen Confucius und einem Knaben. Zuletzt wird von chinesischen Wörterbüchern gesprochen.

Unter der Ueberschrift: Schöne Literatur der Chinesen lernen wir im letzten Kapitel (S. 529—588) kennen: ihre historischen Werke; den Geschichtschreiber Sz' ma kwan; den historischen Roman San Kwoh Tschi, Geschichte der drei Staaten (— nebst Auszügen —); philosophische Schriften, (— mit Auszügen aus einer Untersuchung des Tscha Hi über das primum mobile —); die heiligen Gebote des Kaisers Kanghi oder den Sching Yu, der auch zum Besten der Kinder in Verse gebracht ist; Wang Yupi's Spott über den Buddhismus; Romane; Geschichte des Li Taipeh; die Dichtkunst der Chinesen; Balladen; Farcen (nebst einer der besten: Auf das Theepflücken, als Probe: Der Flicker von zerbrochenen Porzellanwaaren) und Dramen; Sprichwörter (von welchen eine Auswahl S. 580—587 mitgetheilt); beschreibende Poesie.

Der Verf. äußert sich über die chinesische Literatur in folgender Weise: „Sie ist, als Ganzes betrachtet, ein staunenswerthes Denkmal menschlicher Arbeit, das sich sehr passend, so weit es dienen soll, den Lesern nützliche Kenntnisse beizubringen, mit der großen chinesischen Mauer vergleichen läßt, die China weder gegen seine Feinde zu beschützen, noch ihren Erbauern einen wesentlichen Nutzen zu leisten vermag. Die Mängel derselben sind in die Augen fallend. Es sind darin keine Abhandlungen über die Geographie fremder Länder, noch zuverlässige Erzählungen von Reisen außerhalb China enthalten, noch irgend eine Mittheilung über die Sprache ihrer Einwohner, ihre Geschichte oder Regierung. Philologische Werke in andern Sprachen als denjenigen, die innerhalb des Reiches gesprochen werden, sind fast ganz unbekannt, und werden es bleiben, bis Ausländer sie vorbereiten. Werke über Naturbeschreibung, Arzneikunde und Physiologie sind von geringer Zahl und unbrauchbar, während diejenigen über Mathematik und strengwissenschaftliche Gegenstände weit weniger volksthümlich und nützlich sind, als sie sein könnten; und auf dem großen Gebiete der Theologie, die auf der Bibel, als ihrer wahren Grundlage ruhet, ist fast nichts vorhanden. Der Charakter des Volks hat durch seine alten Bücher eine große Veränderung erfahren, und dieser verwunete Einfluß hat dazu gedient, die unabhängige Erforschung in dem Streben nach Wahrheit, wo nicht zu vernichten, doch zu unterdrücken. Die Mittheilung eines neuen wissenschaftlichen Geistes wird vielleicht zum Wohl dieses ganzen Geschlechtes sie zum Forschen anregen."

Die Illustrationen sind: das Bildniß des Confucius nach der Copie des Originals aus dem 3. Bande der angeführten Mémoires etc., von einem der Söhne des Uebersetzers; verschiedene Arten der Amtsmützen; Art, hohe Beamte in Sänften zu tragen; Ansicht eines chinesischen Gerichtshofes; Art der Ausstellungen in dem Cangue (Bock); öffentliches Auspeitschen eines Diebes durch die Straßen; verschiedene Formen der chinesischen Charaktere.

Unter der großen Anzahl von Werken, welche in neuerer Zeit über China erschienen sind, verdient das Williams'sche, neben dem von Sir John Davis, welches der Verf. als ein gründliches charakterisirt und bemerkt, er habe es dadurch zu ehren geglaubt, daß er sich enthalten, in viele Details, die dasselbe vollständig beleuchte, einzugehen, die vorzügliche Beachtung der Freunde der Länder- und Völkerkunde; es gewährt zugleich Belehrung und (namentlich in der zweiten Abtheilung) Unterhaltung; mit uns sehen gewiß viele Leser dem Erscheinen des zweiten Bandes begierig entgegen, in welchem die Kapitel über die Religion der Chinesen und die christlichen Missionen in China besonders die Aufmerksamkeit Aller, denen die Förderung des Christenthums am Herzen liegt, zu erwecken geeignet sind.

Hoffmann.

Stadtgeschichten von Max Ring. Vierter und letzter Band. Feine Welt. Leipzig, M. Simon's Verlag. 1852. 242 Seiten. 8.

Wenn der Verfasser von der Welt, die er die „feine" nennt erzählen wollte, so konnte er natürlich die Schattenseiten derselben den Blicken seiner Leser nicht entziehen; der Wucherer Frank durfte nicht fehlen, auch wollen wir den nicht schlechten, aber charakterlosen und leichtsinnigen Fürsten als nothwendiges Glied in der Kette anerkennen; dagegen hätte er den Gorçen, Kronpler, Polizeispion Lesur, der in höchst unwahrscheinlichen Situationen als Chevalier auftritt, vielleicht auch den widerlichen alten Baron durch andere Persönlichkeiten der höheren Gesellschaft ersetzen können. Beide, Chevalier und Baron, sind zu stereotype Romanenfiguren, um einem so talentvollen Zeichner, wie Herr Ring ist, zur Staffage seiner kleinen Genrebilder (denn mehr sind diese Stadtgeschichten nicht) nöthig zu sein. — Oskar, Adele und Eugen versöhnen uns übrigens mit der „feinen Welt." Stoff zur Unterhaltung bietet auch diese „Stadtgeschichte" hinreichend; an innerm Werth und Eigenthümlichkeit steht sie jedoch der ersten, „Theißkind Agnes," noch.

Digitized by Google

Miscellen.

Die società della misericordia in Florenz, ꝛc. — Der Anblick des Marienhospitals und seiner inneren Einrichtung, ebenso wie jener der Versorgungsanstalt für arme verlassene Kinder, erregt hier, wie in vielen Städten Italiens, ein wohlthätiges Heimathsgefühl der höheren Art. Ja, man fühlt es, daß da noch jene Gotteskraft des Christenthums wohne, welche die Brüder sich unter einander lieben lehrt, und des Verlassenen sich erbarmen. Noch besteht jene wohlthätige Gesellschaft (società della misericordia), von welcher der edle Graf Stolberg in seiner Reise erzählt; jene Gesellschaft, welche Mitglieder aus allen Ständen umfaßt, die sich's zur Pflicht machen, jeder verborgenen Noth, jedem plötzlichen Unglück nachzuforschen und ihm mit aller Kraft abzuhelfen. Wo es nöthig ist, werden die Kranken auch in den Häusern aufgesucht und verpflegt. Das Unglück und die Noth giebt Jedem, sei er, wer er wolle, ein sicheres Recht auf die Hülfe dieser Gesellschaft. Oftmals verbergen die Freunde in der Noth nicht blos ihre Wohlthaten, sondern, wo sie selber auch zum niedrigsten Dienste, Hand anlegen, ihr Angesicht und die äußeren Abzeichen des Standes unter einer Maske, damit der Arme von der Anwesenheit des Hochansehnlichen nicht beschämt werde und damit die Wohlthat ihren Lohn durch Menschenlob nicht vor der Zeit dahin nehme. Der ausländische Geist der Flachheit, der in Italien auf so Manches mit hochmüthiger Verachtung herabsieht, gehe doch zuvor hin und bringe dieselben Früchte des guten Baumes: „er gehe hin und thue desgleichen." (Aus G. H. v. Schubert's „Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien. 2. Aufl. 2ter Band. Erlangen, Palm u. Enke, 1853.")

Wie man sagt, äußert sich ein englisches Blatt, The Patriot, soll sich unter den Juden fast aller Länder eine merkwürdige Hinneigung zum Fortschritt bemerklich machen. Der Rabbinismus, der den Geist dieses Volkes so viele Zeitalter hindurch gefesselt gehalten hat, ist in rascher Abnahme seines Einflusses. Eine Menge Juden werfen gegenwärtig den Mishna und den Talmud bei Seite und studiren dagegen emsig Moses und die Propheten. Unter den Juden zu London herrscht augenblicklich eine große Nachfrage nach Abdrücken des alten Testaments. Ihre Wiedereinsetzung in Palästina, und die Art der Verheißung, auf welcher sich ihre Hoffnung gründet, nimmt ganz besonders ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. In der Untersuchung dieser Dinge sind sie sehr durch einen Rabbi vom Continente unterstützt worden, der jüngst unter ihnen angekommen ist, und ein Manuscript beibringt, durch welches er den Beweis zu führen strebt, daß die Zeit gekommen sey, wo die Juden sich zur Rückkehr in das Land ihrer Väter anschicken müßten. Dies Manuscript ist hebräisch und englisch gedruckt, und es hat sich eine Gesellschaft gebildet, um die von dem gelehrten Rabbi in Vorschlag gebrachte Bewegung zu fördern.

Wir haben so eben durch einen Freund in Panama Kunde von einem Natur-Wunder, Paradiesbaum genannt, bekommen, berichtet das American Magazine. Sieben dieser Bäume, nicht mehr, wachsen in dem Raume von ungefähr einer halben Quadratmeile zu Veraguas, auf Trinidad, eine der Provinzen des Isthmus, auf dem Gebiete eines Herrn Romero. Jeder Baum trägt eine einzige weiße Blüthe, die sich bei voller Reife öffnet und dann in ihrem Innern die täuschendste Gestalt einer Taube mit ausgestreckten Flügeln und vorgestrecktem Kopfe zeigt. Diese Blüthe haucht einen so scharfen Duft aus, daß man ihn mindestens eine halbe (engl.) Meile weit riechen kann. Fast nicht minder merkwürdig ist der Umstand, daß diese Baumart alljährlich zu einer gewissen Zeit bis zur Erde vergeht, und nur einen kleinen Haufen Staub hinterläßt, aus welchem, wie der Phönix aus seiner Asche, sich in demselben Jahre ein neuer Baum erhebt und blühet. Saamen trägt er nicht, auch läßt er sich nicht durch Reiser ꝛc. fortpflanzen. Die Beschreibung dieses Baumwunders ist unserm Correspondenten von einem ihm wohlbekannten glaubwürdigen Herrn gegeben worden, der die Bäume gesehen hat und seit achtzig Jahren mit ihrer Geschichte bekannt geworden ist. Sollte irgend ein Naturkundiger unter unseren Lesern je etwas von diesem „Paradiesbaum" gehört haben? *)

Der Pascha von Aegypten hat auf die ihm gemachte Mittheilung, daß ein neuer Arm des Nils entdeckt worden ist, der westwärts dem Innern von Afrika zufließt, eine aus mehreren wissenschaftlichen Männern gebildete Expedition hingesandt, um zu ermitteln, ob nicht das Abdämmen jenes Armes in der Weise, daß seine Gewässer die des Nils, und somit dessen Bewässerungsvermögen Aegyptens mehrten, möglich sey.

In der diesjährigen Versammlung der englischen Südsee-Wallfischjägergesellschaft wurden über 7 Schiffe derselben, die heimgekehrt sind, folgende Daten gegeben: „Sie sind zusammen 85 Monate aus gewesen, was im Durchschnitt eine Kleinigkeit über 12 Monate pr. Schiff ausmacht. Der Gesammtwerth des Fanges aller sieben Schiffe scheint 17,885 £, also 2555 £ für jedes Schiff zu seyn; es haben aber zwei Schiffe gar nichts eingebracht, und zwei andre nur die Kosten gedeckt, die übrigen drei also das so günstige Gesammtresultat gegeben. Die Ausrüstungskosten jedes Schiffes auf ein Jahr haben sich im Durchschnitt auf 1760 £ belaufen, und damit sind, ebenfalls für jedes Schiff, 795 £ verdient worden.

Die amerikanische arctische Forschungs-Expedition unter dem Lieutenant Kane soll am 16. April d. J. in See gehen.

Dem Scharfsinn der Chinesen soll es gelungen seyn, so berichtet die Java'sche Courant, Affen zum Einsammeln von Theeblättern an Stellen, wohin der Mensch nur unter halsbrechender Gefahr würde gelangen können, abzurichten.

---

*) Wir fürchten, daß es sich mit diesem Wunderbaume, der nur in sieben Exemplaren vorhanden ist, und dieses in einer ein wenig entlegenen Gegend; der sich alljährlich in Staub auflöst, und eben so schnell wieder in voller Glorie entsteht, sich aber in keiner Weise verpflanzen läßt, eben so wie mit der Meerschlange verhält, die auch ein rein — amerikanisches Wundergeschöpf ist. Anm. d. Red.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 24. Mittwoch, den 23. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

An Elise ..... Seite 185
Geschichte des Directoriums (Fortsetzung.) ..... „ 185
Literatur:
Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Heraus- von Dr. H. Gelzer ..... „ 189
Dichters Nachtquartiere, von Waldmüller ..... „ 190
Die Rechtsverhältnisse der Juden in Bayern auf Grundlage der neuesten bayerischen Gesetze von Jacob Gotthelf ..... „ 191
Verkauf der Bibliotheken der Gebr. Christ. und Clemens Brentano „ 192
Miscellen ..... „ 192

An Elise.

Am Ende verschlingen die Wellen
Den Schiffer sammt den Kahn;
Dann hat es mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

H. Heine.

Dein Singen klang gewaltig,
Vergessen kann ich's nie:
Ich wurde tief ergriffen
Von dieser Melodie.

Sie wühlte Schmerz und Wonne
In meiner Brust empor;
Beinah, daß eine Thräne
Mein Männerauge' verlor.

Mich zwang es fast zu jubeln,
Zu weinen auch zugleich;
Ich fühlte, daß ich arm sei —
Und dennoch kröseseich.

In Deiner Töne Wellen
Begrub ich meine Ruh:
Verloren Kahn und Schiffer!
Und Lorelei — bist Du!

J. G. Franke.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Metzeleien in der Conciergerie.

Zur Zeit der Septembermetzeleien und während der Revolution hieß die Conciergerie noch das Palastgefängniß. Sie ist ursprünglich auch der Palast gewesen, den die Könige der dritten Race zur Zeit ihres Aufenthalts zu Paris bewohnten. Nachdem hat das Pariser Parlament, als dasselbe seinen festen Sitz hatte, sie in Beschlag genommen, und da sind die Kerker, welche ursprünglich der königlichen Gerichtsbarkeit gedient hatten, von dem Parlamente als Gefängniß für alle die Angeklagten benutzt, deren Prozeß vor der Tournelle anhängig war. Seit 1791 und der Einführung der neuen Criminalgerichte hat die Conciergerie dieselbe Bestimmung behalten.

Man gelangte damals über den großen Palasthof durch die Arcade, welche zur Linken, am Fuße der großen Treppe, noch jetzt vorhanden ist, in die Conciergerie. Gerade am Fuße dieser Treppe

Digitized by Google

war es, wo das Scheie-Tribunal, das dem Morden der Gefangenen präsidirte, sich einrichtete. Prudhomme's Journal vom 8. September spricht sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus:

„Das Volk, welches eines seiner Tribunale letzter Instanz am Fuße der großen Treppe des ehemaligen Justizpalastes eingesetzt hatte, übte dort dieselben Tugenden, dieselbe Rache aus: das Pflaster des Hofes war in Blut getaucht. Die aufgeschichteten Leichen boten den gräulichen Anblick einer Menschenschlächterei dar. Einen ganzen Tag lang, vom Sonntag bis zum Montag, wurde dort auf Leben und Tod gerichtet, und die Urtheile wurden vollzogen, so wie sie nur gefällt worden waren; jedoch wurde inmitten von tausend barbarischen Zügen die strengste Billigkeit beobachtet: man hielt sich gewissenhaft an die Gefangenregister, und dieselben Arme, welche ohne Erbarmen dem Räuber, dem Mörder, dem Fälscher und dem Vaterlandsverräther den Kopf vom Rumpfe hieben, umfingen brüderlich den, nun freigelassenen, ehrlichen Schuldgefangenen. Dieser wurde beim Austritt aus dem Gefängnisse in jeglicher Weise unterstützt und bewirthet, und als Preis all der Aufmerksamkeiten, die ihm erwiesen wurden, durfte er nur die Nation hoch leben lassen."

Es dürfte überflüssig seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Apologie der Septembermörder, in dem Augenblick geschrieben, wo die Metzeleien noch fortwährten, unter der Wucht des Schreckens, der alle Herzen erstarren machte, und durch einen Journalisten, der als Mitglied des Ausschusses der Vier Nationen den Hinrichtungen in der Abtei selber beiwohnte, all dieser Umstände wegen sehr an Gehalt verliert.

Auch hat dieser selbe Prudhomme sich zu einer Zeit, wo es nicht mehr mit Gefahr verknüpft war, ehrlich und aufrichtig zu seyn, über dieselben Gefangenen der Conciergerie, die durch das Blutribunal freigelassen worden waren, anders geäußert. Man höre:

„Unter den 36 Gefangenen, die man freigelassen, befanden sich viele Mörder und Räuber, welche die Gesellschaft der Todtschläger sich zugesellte. Auch 75 Frauenzimmer wurden freigegeben, die zwar zum Theil wegen Diebstahls gesessen hatten, ihren Befreiern aber erkenntlich zu werden versprachen. Sie sangirten denn auch nachdem als Strickerinnen auf den Tribünen der Jacobiner und der Cordeliers.... Alle die Leichen der Conciergerie, mit denen des großen Chatelet zusammen geworfen, lagen auf der Notre-Dame's Brücke aufgeschichtet. Es war ein scheußlicher Anblick, besonders wenn man sah, wie Weiber, oder vielmehr Furien darauf herumtrampelten, sie aufladen halfen und während des ganzen Transports bis zu den Steingruben auf die nackten Körper mit Ruthen hieben. Das Herz kehrt sich einem im Leibe um, wenn man an dies Gräuelschauspiel denkt."

Es war zwischen 4 und 5 Uhr kurz vor Abends, als das Morden in der Conciergerie seinen Anfang nahm. Am andern Tag, um 4 Uhr, war Alles beendigt und die Gefängnisse fanden sich geräumt, wie dieses aus einer gerichtlichen Erklärung der Frau des Gefängnißaufsehers Richard hervorgeht.

Eins der ersten Opfer der Mörder ward Louis Victoire Luce de Montmorin, 37 Jahre alt, Maire und ehemaliger Gouverneur von Fontainebleau. Vor das am 17. August eingesetzte Revolutionstribunal geführt, wurde der Herr von Montmorin am 2. September, fast um dieselbe Stunde, wo das Morden begann, freigesprochen; der Präsident, Herr Osselin, sah sich aber von den der Audienz beiwohnenden Zuschauern gezwungen, den Herrn von Montmorin ins Gefängniß zurückführen zu lassen.

„Es erhob sich ein lautes Gemurmel," heißt es in dem Bulletin du tribunal révolutionnaire. „Mit der gesammten Instruction des Prozesses bekannt geworden, war den Bürgern der Ausspruch der Jury als ungerecht erschienen.... Als Herr Osselin sie darauf im Namen des Tribunals haranguirte, da wurde er mit dem bewundernden Schweigen angehört, das der Ausdruck des Vertrauens ist. Das Tribunal ist's nicht," sagte man ihm darnach, „über das wir uns beschweren. Man sieht es, im Besitze des öffentlichen Vertrauens, täglich tiefer Wurzel fassen; aber unter den Geschwornen giebt es Leute, von welchen es bekannt ist, daß sie dem Hause Montmorin angehört haben, daher ihre Meinungen von Einfluß gewesen seyn können. Wir verlangen eine Revision dieses Prozesses durch eine andere Jury." Herr Osselin stellte die Ruhe wieder her, indem er es persönlich übernahm, den Herrn Montmorin nach dem Gefängniß der Conciergerie zurückzuführen und ihn im Namen des Volkes aufs Neue einsperren zu lassen. Da applaudirte man. Herr Osselin gab nun dem Herrn Montmorin seinen Arm, und so gelangte derselbe unter lautem Zischen an das erwähnte Gefängniß, wo er der Verantwortlichkeit des Aufsehers übergeben ward."

Es war demnach ein regelmäßig freigesprochener Unschuldiger, der auf das Geheiß des hohen Haufens von seinen eignen Richtern ins Gefängniß zurückgebracht wurde, und den man wenige Augenblicke später, statt seine Sache zu revidiren, umbrachte.

Ihm folgten sieben Schweizer-Officiere, die man am 24. Aug. aus der Abtei nach der Conciergerie gebracht hatte, um vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Es waren dieses die Herren von Salis, Wild, Alemann, Zimmermann, Cholet und von Maillardoz, Vater und Sohn. Der Major Bachmann war der einzige, der am 3. September von dem Tribunal verhört und auf Andrängen der Todtschläger der Conciergerie, die in den Gerichtssaal eingedrungen waren, zum Tode verurtheilt wurde.

„In diesem Augenblicke", sagt das Bulletin des Revolutionstribunals, „trat eine Menge bewaffneter Leute ein, und forderten von dem Tribunale die Auslieferung des Bachmann, weil, wie sie sagten, dies ein Tag der Rache des Volkes sey."

„Diese Worte machten die Schweizer bestürzt, welche in dem Prozesse Aussagen zu machen hatten, und die in der Conciergerie gefangen saßen. Sie legten sich im Audienzsaale nieder, um nicht von den bewaffneten Männern gesehen zu werden. Bachmann, in dessen Augen seit länger als sechs und dreißig Stunden, welche die Audienz währte, kein Schlaf gekommen war, war dennoch der einzige, der seine volle Ruhe bewahrte. Er erhob sich von seinem Sitze und trat, ohne eine Miene zu verziehen, vor die Barre, als hätte er zu dem Volke sagen wollen: nun, opfert mich!

„Der Präsident, Herr Mathieu, hielt eine Anrede an das Volk, in welcher er es ermahnte, das Gesetz und den Angeklagten, der unter dem Schwerdte desselben stehe, zu respectiren. Diese, mit Nachdruck gesprochenen, Worte wurden von der Menge schweigend angehört und sie entfernte sich darauf, um das Werk zu vollführen, das sie in den Gefängnissen der Conciergerie begonnen hatte und dem in diesem Augenblicke schon zwei und zwanzig Gefangene als Opfer gefallen waren."

Digitized by Google

Mit Ausnahme des Herrn von Montmorin und der Schweizer-Officiere, befanden sich in der Conciergerie nur Verbrecher, die schon verurtheilt waren, oder Individuen, die unter Anklage standen.

Die Zahl der Gemordeten (im Original großentheils namentlich aufgeführt), so in den Korridoren wie auf den Höfen, hat sich binnen vier und zwanzig Stunden auf 378 belaufen. Freigelassen sind 36 Gefangene, und, bis auf Eine, sämmtliche Frauenzimmer.

Die Metzeleien im Chatelet.

Das Chatelet war zu der Zeit der Septembermetzeleien seit ungefähr einem Jahr als Gerichtshof aufgehoben, seine Gebäude nebst Gefängniß waren aber noch vorhanden, und zwei seiner vormaligen Säle wurden für das Tribunal erster Instanz und für das Appellationsgericht des ersten Arrondissements von Paris benutzt. Die Demolirung des Chatelets, durch Manuel, den Gemeinde-Procureur, am 8. September beantragt, ist erst nach den Metzeleien in Ausführung gebracht worden, und hat auch da nur das eigentliche Gefängniß dieses Namens betroffen.

Es war am 2. September Abends, als das Gefängniß des Chatelets angegriffen wurd. Es saßen in demselben nur Diebe gefangen. Aus welcher monstruösen Combination mögen die blutgierigen Gebieter Frankreichs darauf verfallen seyn, auch die Verbrecher in dem allgemeinen Würgen einzubegreifen, das sie über die Priester, die Adelichen und die Royalisten verhängt hatten? Dies war lediglich deßhalb geschehen, um die öffentliche Meinung irre zu leiten und an eine Schilderhebung der Populace aus eignem Antriebe, die in ihrer blinden Wuth ohne Unterschied Alles, was ihr in den Wurf gekommen, niedergemacht hätte, glauben zu machen. Das eigentliche Absehen Danton's, der Gemeinde und deren Complicen lief nur darauf hinaus, das durch die insurrectionelle Gewalt vom 10. August erobarte politische Terrain zu säubern: die Räuber und Diebe im Chatelet, in der Conciergerie, im Bicêtre, im St. Bernhardskloster und in der Salpetrière wurden blos des in Scenesetzens halber und mit im Kauf gemordet.

Diese Erklärung ist die reine Wahrheit; sie geht aus dem Zeugnisse aller wohlunterrichteten Zeitgenossen hervor und liegt deutlich der folgenden Scene zum Grunde, in welcher die Urheber des Mordens ihre geäußerten Geheimnisse verriethen:

„Am 3. September, ungefähr um 6 Uhr Abends," sagt Prudhomme, „wurde ich von Theophilus Mandar, Gerichtsrat und Vicepräsident der Tempelsection, ersucht, ihn zu Danton, dem Justizminister, zu begleiten, um denselben in Gemeinschaft mit ihm zu beschwören, den schrecklichen Metzeleien ein Ende zu machen. Wie sehr es mir auch zuwider war, jenes Haus wieder zu betreten, entschied ich mich dazu, weil mir der Muth, die großen rednerischen Mittel, welche Theophilus zu Gebote standen, und dessen Rechtschaffenheit bekannt war.

„Wir fanden alle Minister, Roland allein ausgenommen, vor; auch stellten sich Lacroix, der Präsident, und die Secretaire der gesetzgebenden Versammlung ein; ferner Pethion, der Maire von Paris, Robespierre, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Manuel und mehrere Mitglieder der sogenannten Commission vom 10. August. Die Präsidenten und die Befehlshaber der 48 Sectionen hatten sich ebenfalls dahin begeben.

„Gegen 7½ Uhr Abends, wo alle Anwesende in dem großen Saal des Justizministers Platz genommen hatten, wurde demselben ohne Abstimmung, weil die Umstände dringten, der Vorsitz der Versammlung übertragen.

„Man verhandelte die große Frage, wie Paris zu retten, und der König von Preußen, der keine sechzig Lieues mehr davon entfernt war, zurück zu halten sey. Verdun war eben von den Preußen genommen worden. Servan, der Kriegsminister, kam erst spät und schien in ängstliche Unruhe befangen zu seyn. Danton war der einzige, der sich entschlossen zeigte.

„Theophilus Mandar, ein geborener Redner, wagte es, die Berathung zu unterbrechen. Es war um 9½ Uhr Abends. Er fragte Danton: „Sind alle Maaßregeln der Sicherung nach Außen getroffen?" — Und als derselbe dies bejahte, sagte er weiter: „Wohl, so können wir uns sofort also mit den inneren Angelegenheiten beschäftigen." Darauf trug er mit gesteigerter Stimme darauf an, daß unverzüglich die gesammte bewaffnete Macht versammelt werde, und daß die anwesenden Bürger sich in so viele Gruppen bilden sollten, als es Gefängnisse gäbe, in welchen gemordet würde. Er bat flehentlich, ein jeder dieser aus wohlbekannten Bürgern bestehenden Gruppen möchte es übernehmen, durch die Macht der Beredsamkeit und vernünftiger Gründe, oder auch durch alle Mittel von mit Gewalt gepaarter Autorität zur selbigen Stunde dem Blutvergießen ein Ende zu machen, das, sagte er, den Ruhm des französischen Namens auf ewige Zeiten beflecken würde. Sein Antrag wurde mit vielem Interesse angehört, doch konnten sich nicht alle Bürger gleich sehr dabei betheiligen, weil man über den Ausgang der großen Maaßregeln, die genommen worden waren, zu sehr erschrocken war. Danton seinerseits schaute kalt um sich, und sagte: „Setze Dich; es war nothwendig . . . . .

„Ich begab mich sodann mit Theophilus Mandar in ein anderes Gemach, wo sich Lebrun, Clavière und Grouvelle, Secretair des Vollziehungsrathes befanden und wohin auch Pétion, der Pariser Maire, so wie Robespierre, der Municipalbeamte kamen. Ganz seiner Idee hingegeben, nahm Theophilus Robespierre und Pétion bei Seite, um sie für seinen zweiten Antrag zu gewinnen. In diesem Augenblick traten auch Danton und Serran in dasselbe Zimmer ein, Ersterer hörte aber nur auf das hin, was Lebrun und Clavier mit ihm sprachen, und Letzterer entfernte sich, um Befehle auszutheilen.

„Robespierre," sagte Theophilus, „erinnerst Du Dich noch, daß Du am 17. August an der Barre der gesetzgebenden Versammlung eine Rede Namens der Gemeinde gehalten hast? Du verlangtest, unter Androhung eines Aufstandes, daß man ein Tribunal einsetzen sollte, um die Angeklagten in der Angelegenheit vom 10. August zu richten." — Ja. — „Du wirst nicht vergessen haben, daß Thuriot den Antrag durch die einzige Bemerkung beseitigte, daß er mit einer Drohung verbunden sey. Er machte darauf aufmerksam, daß Du des Aufstandes als einer Sache erwähnt hättest, die von dem Willen der Gemeinde abhängig wäre und die Dir zu Gebote stände." — Ich erinnere mich dessen, sagte Robespierre; Du trattest Namens der Anklage-Jury vor die Barre der Versammlung. Thuriot wurde unterbrochen, Du improvisirtest eine sehr leidenschaftliche Rede, nach welcher Dir die von mir beansprucht gewesene Errichtung eines Tribunals bewilligt

Digitized by Google

wurde. — „Darnach kannst Du also beurtheilen, was ich als Redner durchzusetzen vermag," sagte Maudar wieder. — O ja; es werden Dir die Ehren der Sitzung zu Theil; Du sahst Dich bald wieder an die Barre berufen. Hermult von Sechelles war auf der Tribüne, und Du trugst auf die Ermäßigung einiger Artikel des Decrets an. Nun zur Sache! — „Wohl! Wenn der Herr Maire von Paris und Du meine Meinung theilen, so wollen wir mit Lorcaix, dem Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung und dem Secretaire, die sich auf der andern Seite befinden, Rücksprache nehmen, und wenn Du mich dann morgen an die Barre der Versammlung begleiten willst, so nehme ich es auf mich, die Versammlung aufzufordern, dem Beispiel der Römer in kritischen, das Vaterland bedrohenden Zeiten nachzuahmen, und werde, damit dem scheußlichen Morden in den Gefängnissen unmittelbar ein Ende gemacht werde, auf die Einsetzung einer Dictatur antragen. Ich werde meinen Antrag motiviren; meine Stimme soll wie ein Donner erschallen. Um den schändlichen Metzeleien ein Ziel zu setzen, wage ich es kühn, einen solchen Vorschlag zu machen. Uebrigens soll die Dictatur auch nur auf vier und zwanzig Stunden in Kraft bleiben, und nur gegen das Verbrechen allmächtig seyn: sie wird dem Blutvergießen ein Ende machen; das Morden wird auf der Stelle aufhören." — Ei, laß das bleiben; denn Brissot würde der Dictator werden, sagte Robespierre hierauf. — und da erwiederte Theophilus: „Ha, Robespierre, es ist nicht die Scheu vor der Dictatur, nicht die Liebe zum Vaterlande, sondern der Haß, den Du auf Brissot hast, der Dich so sprechen macht." Prion äußerte kein einziges Wort.

„Wir entfernten uns voll Kummers darüber, kein Wort über das Morden vernommen zu haben ... All die Minister waren darin einverstanden, dem Würgen freien Lauf zu lassen!"

Die Zahl der in dem Chatelet-Gefängnisse Erwürgten beläuft sich auf 223. Freigegeben, aber zum Theil geplündert, wurden 54.

Die Metzeleien im Bicêtre.

Das Haus Bicêtre war seit 1705 ein Etablissement, was man zu jener Zeit Hospital nannte, d. h. eine Art von Gefängniß, wohin die Regierung und die Gerichte, ein wenig wie durcheinander, Arme, Verrückte, Landstreicher, Prostituirte, Verbrecher, die durch Lettres de cachet infamirenden oder Lebensstrafen entzogen worden waren, und endlich zu einigen Jahren Correctionsstrafe verurtheilte Kinder schickte. Nichts hatte sicherlich eine mindere Aehnlichkeit mit Aristokraten, als diese Gefangenen, und demnach wurden auch sie gemordet, um der Sache das Ansehn zu geben, als ob das ganze Volk aufgestanden und gleichzeitig über die sämmtlichen Gefängnisse hergefallen sey.

Die meisten Geschichtschreiber haben geglaubt und gesagt, daß die Metzeleien im Bicêtre erst am 3. September begonnen hätten; das ist ein Irrtham, wie es sich aus einem der Nationalversammlung am 3. September um 2 Uhr durch die Pariser Gemeinde erstatteten Bericht ergiebt, demzufolge das Bicêtre schon am 2. September Abends angegriffen worden ist. „Herr Guiraut, der dritte Commissair," heißt es im Protocoll der Nationalversammlung, hat gesagt: „Man ist mit sieben Kanonen nach dem Bicêtre gezogen. So hat das Volk, sich Rache nehmend, Gerechtigkeit geübt." Aus diesem officiellen Texte erweist sich auch noch, wie man sieht, daß das Bicêtre wirklich mit Geschütz angegriffen worden ist, ein Umstand, den einer der Geschichtschreiber der Septembermetzeleien (Barthelemy Maurice) in Abrede gestellt hat.

Das Morden im Bicêtre ist zwischen den Pariser Sectionen verabredet und durch sie vollführt worden. Es leuchtet ein, daß ein plötzlich rebellisch gewordenes Volk nicht sogleich Kanonen zu seiner Verfügung hat. Nur die Sectionen hatten deren und sie gaben sie her.

Am 3. September des Morgens schickte die Generalversammlung der Section der Sansculottes, die ihren Sitz in der Kirche St. Nicolas-du-Chardonnet hatte, den Mördern nach Succurs. „Es haben sich," heißt es im Protocoll, „Bürger der bewaffneten Section eingefunden, um ihre Brüder aufzufordern, auf das Bicêtre loszugehn." Abends schickte Hanriot, der mit seinem Bataillon auf dem Schauplatze des Gemetzels stationirt war, einen Abgeordneten an die Versammlung, um die Erlaubniß nachzusuchen, sich einen Wagen zu nehmen, was ihm auch bewilligt ward."

Von der Blutarbeit erschöpft, suchten die Mörder unter Hanriot beim Einbruch der Nacht um Succurs nach. „Es ist," besagt das Protocoll, „der Dienst von bewaffneten Leuten verlangt worden, um im Bicêtre verwandt zu werden, und diejenigen abzulösen, die schon dort sind. Die Versammlung hat demnach beschlossen, daß sofort Appell geschlagen werde, und die Bürger sich in Waffen eiligst nach St. Firmin (dem Sammelplatze) begeben sollten."

Am 4. September sieht man die Section von Mauconseil sich über unheilvolle Pläne in Betreff der Oeconomen von Bicêtre berathen. Denselben Tag wurde Herr Bechet, einer dieser Oeconomen, auf Befehl von Ludwig Michel Musquinet de la Pagne, ein Sträfling der ursprünglich zum Rade, darnach zu ewiger Kerkerstrafe verurtheilt gewesen und nun eins der Häupter der Mörderbanden geworden war, getödtet.

Das Tribunal der Mörder, die im Bicêtre hausten, hatte seinen Sitz in einem Schlafgemache des Klosters aufgeschlagen, und daß es schwere und anhaltende Arbeit gehabt hat, erhellt aus der Erneuerung des Postens von St. Firmin. Es ist vom 2. Septembre Abends bis den 4. Nachmittags in Thätigkeit gewesen. In der Nacht vom 3. zum 4. feierten die Würger eine homerische Orgie, wozu die Hammel und die Weinkeller des Hospitals herhalten mußten.

Was das Treiben im Bicêtre vor allem andern schauerlich machte, das war das Morden von Kindern. Kinder von zwölf Jahren wurden ohne Erbarmen erwürgt, und ein ehemaliger Guardian des Bicêtre spricht sich nach einem Zeitraum von mehr als vierzig Jahren über diese Gräuel folgendermaaßen aus:

„Sie haben uns deren 33 erschlagen, die Buben, wie sie uns gesagt haben; wir haben dieses auch selbst wahrzunehmen die Zeit gehabt, indem die armen Kleinen schwerer zu tödten waren als die Erwachsenen. Es ist schon begreiflich, daß das Leben in diesem Alter zäher ist. Die kleinen Leichen waren in einer Ecke über einander geworfen worden. Als am andern Morgen zu ihrer Fortschaffung geschritten ward, da gab das ein herzzerreißendes Schauspiel. Eins der Kinder sah einem schlafenden Engel ähnlich, die andern waren aber gräßlich zugerichtet und entstellt."

Die Gesammtzahl der im Bicêtre Gemordeten hat sich auf 170 belaufen; freigegeben wurden 56.

Digitized by Google

Die Metzeleien in der Salpetrière.

Die Salpetrière war dasselbe für Frauenzimmer, was das Bicêtre für die Männer, d. h. ein umfassendes Depôt, gleichzeitig Hospital und Zwangsanstalt, wo Diebinnen und Prostituirte, auch Frauen und Mädchen wegen Privatvergehen, auf Ansuchen ihrer Familien, in Haft gehalten wurden. Daß es den Septembermördern einfallen würde, auch diese Unglücklichen zu opfern, würde wohl niemand geglaubt haben; doch haben sie es.

Es war die Nationalgarde der Section Mauconseil, die dieser Niedermetzelung von Frauen das Gewehr im Arm zusah und derselben durch ihre Gegenwart den Schein einer regelmäßigen Handlung verlieh. In den Deliberationen dieser Section liest man: „Die Versammlung hat auf Antrag und Bericht des zum Commissair ernannten Herrn Le Simple beschlossen, daß unverzüglich 200 Mann Bewaffneter mit einer Kanone nach der Salpetrière abgehen sollen, um die dort befindliche Nationalgarde zu verstärken.

Abends, am 3. September, beschäftigten sich die Todtschläger zuvörderst damit, die jüngeren Frauenzimmer, insbesondre solche, mit welchen sie früher im Verkehr gestanden hatten, frei zu geben. Schauerlich war die Nacht. Sie durchsuchten all die Gemächer, die armen Mädchen oder jungen Züchtlingen als Ruhestätte dienten. Die Feder sträubt sich, die Gräuel niederzuschreiben, die nun verübt wurden.

„Ha! kennten Sie die schrecklichen Details der Expeditionen," schrieb Mad. Roland an Bancal des Issartier „die Frauen geschändet, ehe sie von diesen Tigern zerrissen werden; die Gedärme zerschnitten und als Bänder getragen; Menschenfleisch roh gegessen! .... Sie wissen, wie enthusiastisch ich für die Revolution gestimmt gewesen bin; nun schäme ich mich ihrer aber; sie ist von eleuden Buben beschmutzt, ein Gräuel geworden. . . . Es ist schimpflich, an Ort und Stelle zu bleiben; es wird aber niemand aus Paris herausgelassen. Man hält uns eingeschlossen, um uns gelegentlich zu erwürgen."

Es war um 5 Uhr Morgens, als die regelmäßige Schlächterei begann. In den andern Gefängnissen waren die Insassen zusammengehauen worden, in der Salpetrière wurden sie erschlagen.

Ein Angestellter dieser Anstalt, Namens Denis, mußte auf Geheiß der Mörder die Frauen herbeirufen, und Auskunft über die Ursache ihrer Haft geben. Darnach wurden die dem Tode Geweihten einige wenige Schritte von ihm erschlagen, und er sah sich gezwungen, bei diesem Schauspiel mit den Kannibalen aus einem ganz mit dem Blute der Opfer besudelten Glase zu trinken.

Im ganzen sind in der Salpetrière 35 Frauenzimmer gemordet und 52 freigelassen worden. Die an den Leichen gemachte Beute bestand in 31 Kleinodien: Ringe, Ohrringe, goldene und silberne Kreuze, nebst 837 Livres und 13 Sous in klingender Münze und in Papiergeld.

(Schluß folgt.)

Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Zur Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart. Unter Mitwirkung von Dorner, Hagenbach, W. Hoffmann, Hundeshagen, Nitzsch, Cl. Perthes, Ullman, W. Wackernagel, Wichern, Wiese u. A. herausgegeben von Dr. H. Gelzer, Prof. d. Universität zu Berlin. Dec. 1852, Januar- und Februar-Heft 1853. S. 254. Gotha, J. Perthes.

Die Nothwendigkeit, den erstorbenen religiösen und kirchlichen Sinn, das abhanden gekommene protestantische Bewußtsein und die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung unserer Bekenntnißschriften mit den Grundlehren der heil. Schrift wieder unter uns zu kräftigen, und dadurch den Gefahren, welche unserem Volke und unserer Kirche von Außen und Innen drohen, mit wissenschaftlichem Ernste zu begegnen: ist durch die Ereignisse der neueren Zeit gewiß allen fühlbar geworden, welche, wie sonst auch ihre Ansichten über die Mittel zu diesem Zweck verschieden sein mögen, das wahre Heil des Volkes und der Menschheit in der That und mit Ernst befördern wollen, weil unläugbar ohne religiöse Erleuchtung und Erhebung für den Einzelnen wie für ein ganzes Volk weder wahre Sittlichkeit und Seligkeit noch ächtes Glück und Zufriedenheit möglich ist und alle äußeren Maaßregeln zur Beförderung derselben nur Palliativ-Mittel bleiben, welche höchstens den Schaden äußerlich zuheilen.

Darum begrüßen wir mit Freuden jedes neue Unternehmen, welches jenen Zweck zu fördern verspricht, sei es nun, daß sich dasselbe zunächst an das Volk oder, wie die „protest. Monatsblätter" an die Gelehrten oder Gebildeten wendet. Denn die christliche Religion und die protestantische Kirche, welche seit Jahrhunderten die verschiedenartigsten Angriffe siegreich zurückgeschlagen hat, darf die Wissenschaftlichkeit nicht scheuen und diese fürchtet keine Zwangsjacke von der Kirche. Jene Angriffe, wenn sie nur in ernster, wissenschaftlicher Haltung auftreten und nicht mit Frivolität sich an eine urtheilslose Masse wenden, haben von jeher mehr genutzt als geschadet, zur schärferen Erörterung der Wahrheit geführt und die göttliche Kraft des Evangeliums in ein helleres Licht gesetzt.

Die protest. Monatsblätter sollen ein Organ werden für alle Kreise der Gebildeten innerhalb des evangelischen Protestantismus bei der vielseitigen Gefährdung desselben. „Zu unserer Linken, heißt es, die Feindschaft des Unglaubens gegen die christlichen Grundlagen aller höheren Gesittigung; zur Rechten die erneuerten Ansprüche Roms auf Wiedereroberung der protestantischen Welt, und in unserer Mitte leider noch so viel Gleichgültigkeit gegen schreiende Nothstände, so viel Vorurtheil gegen die Regungen des christlichen Lebens, so viel verwirrender Parteigeist mit seiner engherzigen Ausschließlichkeit und erbitternden Selbstüberhebung! Darum jene Verzweiflung an der evangelischen Kirche bei manchen Zeitgenossen, die bald in der römischen Kirche, bald in abgesonderten Verbindungen eine Zuflucht suchen, wenn sie nicht zu völliger Entmuthigung und auflösendem Skepticismus herabsinken." Zu diesem Zwecke will die Monatsschrift zum „Verständnisse Alles dessen führen, was auf dem ganzen Gebiete des christlichen Geistes, in allen Sphären des religiösen Glaubens und Lebens vorgeht, die Zeichen dieser Zeit im Licht

Digitized by Google

evangelischer Erkenntniß und historischer Erfahrung beurtheilen, die kirchlichen Zustände, die Bestrebungen und Erfolge auf dem Gebiete der thätigen Liebe unter Getauften und Ungetauften, die Schule und Erziehung ꝛc. darstellen und besprechen." Und sehen wir auf den Inhalt des vorliegenden Hefts und die Bearbeiter desselben, so können wir dieser Zeitschrift einen segensreichen Erfolg wünschen und versprechen.

Das erste Heft beginnt mit funfzig Thesen zur Feier des 31. October 1852 vom Herausgeber, und würden in einem Separat-Abdruck mit den trefflichen hundert Thesen zum Jahresschluß 1852 („Was ist Wahrheit?") des Professors Schenkel in Heidelberg jedem Gebildeten einen reichen Stoff zum Nachdenken geben, da sie in ihrer kräftigen Kürze häufiger gelesen werden, als ausgedehnte Erörterungen. Wir wollen hier nur Einige anführen: die erste lautet: Als unser Herr sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", da schied er für alle Zukunft evangelisches Christenthum und römische Kirchenherrschaft. VI bis IX. Eine protestantische und paritätische Regierung kann dem römischen System gegenüber nur bestehen durch Gerechtigkeit, indem sie das religiöse Gefühl unserer katholischen Brüder achtet, und in seiner innern Sphäre frei gewähren läßt und durch Kraft, indem sie stets gerüstet ist, den letzten Consequenzen jenes Systems einen unerschütterlichen Willen entgegen zu setzen. Bereitwilligkeit zur Gerechtigkeit ohne das Bewußtsein dieser Kraft wird Rom nur als Schwäche deuten; diese Kraft ohne jene Gerechtigkeit würde sich dagegen als Tyrannei brandmarken. Jedes kirchliche System, das auf einer streng ausgebildeten und ausschließlichen Priesterherrschaft beruht, ist auf die Dauer unvereinbar mit der politischen Selbstständigkeit und der geistigen Entwickelung der Völker. XVI. Zwischen dem römischen System kirchlicher Weltherrschaft und zwischen katholischer Frömmigkeit ist so scharf zu unterscheiden, wie zwischen Innocenz III. und Fenelon, so scharf wie zwischen Leo X. und dem Bischof Sailer. XVII. Die Sebsünde des römischen Systems ist Herrschsucht; die geschichtliche Spitze dieser römischen Herrschsucht ist der Jesuitismus. XX. XXIII. Zwischen evangelischen und katholischen Christen ist aufrichtiger Friede, ja vielleicht eine künftige Vereinigung möglich; denn auf dem Grunde des Evangeliums sind die geschichtlichen Gegensätze nicht für immer unversöhnlich. Ein wetteifernde, von feindseliger Bitterkeit freies Nebeneinander-Bestehen könnte beiden Kirchen zum Segen werden als gegenseitige Erziehung, Erweckung und Ergänzung. Aber zwischen jesuitischem und evangelischem Geist ist im Großen weder Vereinigung noch Frieden möglich, so wenig wie zwischen Kaiphas und Christus, zwischen der Bartholomäus-Nacht und Golgatha. XXXV. VI. Die Auffassung des Christenthums als eines politischen Werkzeuges ist eine Entwürdigung. Wo hatte übrigens die Revolution von 1789, 1830 und 48 ihre Heimath? In einem römisch-katholischen Lande. Wo fand die politische und religiöse Revolution ihren nachhaltigsten Widerstand? Im protestantischen England. — Und ist nicht der ganze Süden Europa's, trotz der Erziehung Roms, ein Feuerherd politischer und kirchlicher Umwälzung? XLIV. Noch heute hat das Wort Lavaters — des milden Freundes aller lebendig gläubigen Katholiken — seine volle Geltung: Kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren und eine barmherzige Mutter zu nennen, welche aus Blutscheu ihre ieend erklärten Kinder lebendig verbrennt. — Es ist noch dieselbe Hand, welche am 8. Juni 1852 in Florenz das Urtheil des Ehepaares Madai niederschrieb: Galerenstrafe mit harter Arbeit für den Uebertritt zum evangelischen Glauben. XL. Es war für das zitternde Rom ein überraschendes Glück, daß der Deutsch-Katholicismus durch die Schuld seiner Wortführer zur Carrikatur geworden, die Armseligkeit Ronge's und die Nichtigkeit Czerski's haben sich um die Söhne Lojola's verdient gemacht. Wie der Deutsch-Katholicismus, so war die lichtfreundliche und freigemeindliche Agitation eine kirchliche Fehlgeburt. Im Ganzen haben Deutsch-Katholiken und Lichtfreunde Niemanden mehr genützt als ihren Gegenfüßlern. IL. Wer war der Größere? Luther, als er zu Worms sprach: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! oder Fenelon, als er in der Kathedrale zu Cambray selbst das päbstliche Verdammungsurtheil seines Buches verlas? — Der Raum erlaubt uns keine weitere Anführungen, sonst würden wir aus der Reisepredigt des Heidelberger Prof. Hundeshagen: vom wahren Begriff des Glaubens als Triebkraft zur Idealität, und vom falschen Idealismus, die wissenschaftliche Auseinandersetzung dieses Begriffs „den thörichten Vorstellungen feiyeler Weltleute" gegenüber mittheilen, wenn nicht zum Verständnisse die ganze Rede nöthig wäre. — Warnungen eines deutschen Staatsmannes und die Antwort des Herausgebers, so wie die Verhandlungen des Bremer Kirchentages von Lucius schließen das erste Heft. —

Das zweite und dritte Heft enthält zwei christliche Reden an die Gebildeten unserer Zeit, 1) Du sagst es, ich bin ein König; 2) Schmach und Ehre des evangelischen Namens, welche volle Beherzigung verdienen. Zwei Abhandlungen beurtheilen die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, 1) Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft; 2) Rückblick auf die innere Geschichte Europa's. Dagegen sind einige andere der Vergangenheit gewidmet: 1) das Märtyrerthum dreier englischer Bischöfe unter Marie Tuder v. Weber; 2) Beza's warnende Zuschrift an König Heinrich IV. vor seiner Abschwörung; 3) über den geschichtlichen Charakter und die kirchliche Bedeutung des Mittelalters von Prof. Lange; 4) Ein katholisches Zeugniß für die Reformation von Prof. Schwarz. Den übrigen Raum füllen interessante kirchliche Miscellen nebst Literatur und Kunst.

Der reiche gediegene Inhalt, die würdige Darstellung und zweckmäßige Ausstattung sind dieser Zeitschrift beste und sicherste Empfehlung! Dr. J. C. Kgr.

Dichters Nachtquartiere, von Waldmüller. Hamburg. Meißner und Schirges. 1853. 74 Seiten. 12.

Ein sonderbarer Titel! — Was werden wir in dem Büchlein finden? — Nun, greife nur zu und lies, so wird dir's deutlich werden und du wirst, wenn du des Dichters Nachtquartiere kennen gelernt hast, gewiß nicht lange anstehen, auch dem Büchlein in deinem Bücherschranke ein bleibendes Quartier zu gönnen.

Der Verfasser hat schon durch andere, ländliche Gedichte, die unter dem Titel: „Unterm Schindelbach" in malerischer Weise recht liebliche Bilder vorführten, sein Talent als Dichter bewährt, und wer bereits mit jenen bekannt geworden ist, wird mit einer für den Dichter günstigen Erwartung sich dessen vorliegendem

Digitized by Google

poetischen Erzeugnisse zuwenden. Wir aber können mit Recht behaupten, daß diese Erwartung gewiß nicht ohne Befriedigung bleiben wird. Wenn freilich in mancher Hinsicht etwas Aehnliches, so hat doch der Dichter in vorliegender Sammlung etwas dem Früheren ziemlich ferne Liegendes gegeben, da dort Genrebilder aus dem Landleben in ächt natürlicher, einfacher Form, hier aber einzelne, abgebrochene poetische Schilderungen den Inhalt ausmachen, die mitten uns hinein versetzen in das Leben des Dichters, wenige Stunden nur uns in seiner Begleitung lassen, und, so plötzlich und unvorbereitet sie diesen Blick nun in das Dichterleben aufthun, so scharff und rasch durch das Ende eines solchen Bildes den Schleier wieder vor unsere Augen ziehen.

Wir finden nämlich drei von einander im Uebrigen ganz unabhängige Gedichte, die alle schildern, wie der Dichter hier oder dort sein Nachtquartier gefunden, was ihm in den drei verschiedenen Nächten begegnet, und wie der Morgen ihn oft so ganz anders getroffen habe, als die dunkle vergangene Nacht, wie er mit ganz andern Gefühlen in dem Herzen geschieden aus seinem nächtlichen Quartier, als mit denen er vor Eindruch der Nacht gebeten und erhalten, was ihn später so sorgsam und gedankenvoll macht.

Wunderbare Zufälle sind es meistens, die den Dichter hier und dorthin führen, wo er zu übernachten durch die eindrechende Dunkelheit oder durch Unwetter gezwungen wird. Furcht und Grauen erweckt sogar bei dem Leser die trefflich gelungene Schilderung dieser nächtlichen Scenen, und entweder Beruhigung und Befriedigung oder Reiz zum wiederholten Lesen läßt der gewöhnlich pikante und unerwartet eintreffende Ausgang des Gedichtes in dem Gemüthe zurück. Ganz vorzüglich scheint in dieser Hinsicht das erste der drei Gedichte, Corolla überschrieben, gelungen zu sein. Ein solches Ende der Erzählung erwartet der Leser nicht, selbst nicht gegen den Schluß der Schilderung. Hat er aber diesen erreicht, der dennoch, obgleich unerwartet, nicht gesucht und unmotivirt erscheint, so wird der Reiz zum abermaligen Lesen gewiß unwiderstehbar sein, und jetzt wird mit ganz andern Gefühlen das Ganze noch einmal betrachtet werden, als vorhin, jeder kleine, getreu geschilderte Umstand, in Bezug auf das nun bekannte Ende, genauer erwogen, und, hat vorher die spannende Darstellung gefesselt, so ist es nun bei dem langsam forschenden und suchenden Lesen die bis in das Kleinste und Einzelne genau eingehende Schilderung Anfangs unbeachteter und doch wichtiger Nebenumstände, welche die Hinneigung zu dem Dichter nur noch zu vermehren vermag.

Doch glaube Keiner, daß die Darstellung deswegen unklar sei, weil der Leser so plötzlich in diesen oder jenen Lebensaugenblick des Verfassers versetzt wird, ohne vielleicht auf das Kommende vorbereitet zu sein. Im Gegentheil ist der Darstellung der jedesmaligen äußeren Verhältnisse und Situationen, die sich der Leser zu vergegenwärtigen hat, Manches geopfert, und der Dichter, der, wie auch aus seinen früheren Gedichten hervorgeht, viel Talent und Vorliebe für das Malerische zu haben scheint, hat auch hier diesen seinen reichen Born vielleicht etwas zu reichlich fließen lassen und dadurch, wenn auch die Deutlichkeit gehoben, doch der eigentlichen Erzählung durch zu große Einleitung zu viel Raum genommen, da diese im Verhältniß zu jener etwas zu ausgedehnt erscheinen kann. Freilich mag solch eine ausführliche und, wie nicht zu verkennen ist, wahrhaft poetische und malerische Darstellung Manchem erwünscht kommen, und so wollen auch wir dem Dichter wegen ihrer zu großen Breite keinen Vorwurf machen.

Daß hier nicht, wie in dem früheren Werke des Dichters, die Nibelungenstrophe, als Versmaß gewählt ist, ist gewiß anzuerkennen, da zugleich der fünffüßige Jambus an deren Stelle getreten ist, für den das Deutsche so ganz geschaffen zu sein scheint und dessen Gesetzen es sich so ungezwungen fügt.

Das Büchlein verdient auch wegen seiner äußern Ausstattung empfohlen zu werden. F..l.

Die Rechtsverhältnisse der Juden in Bayern auf Grundlage der neuesten bayerischen Gesetze von Jakob Gotthelf. München, Druck und Verlag von Georg Franz. 1852. 196 und VIII Seiten. 8.

Wenn eine nähere Analyse und Besprechung dieser Schrift auch den juristischen, zunächst bayerischen, Zeitschriften angehört, hat sie doch in mancher Beziehung ein allgemeineres Interesse und darf eine kurze Anzeige des Zwecks und Inhalts derselben wol Anspruch auf einen kleinen Raum in unsern Blättern machen.

In der Einleitung ist zuerst der Stand der Frage vor dem 4. Juli 1848 berührt. Der Verf. bemerkt, daß die Juden in Bayern, insbesondere durch die bayerische Landesordnung von 1553 und die Polizeiordnung von 1616, vor der Kreittmayer'schen Gesetzgebung (Codex Maximilianeus civilis und Codex judiciarius) beinahe rechtlos waren, sich dabei auf seine „Historisch-dogmatische Darstellung der rechtlichen Stellung der Juden in Bayern" beziehend. Die Gesetzgebung seit dem Jahre 1848 hat in Bayern, da der Gesetzentwurf der Regierung, welcher die volle bürgerliche und politische Gleichstellung der Israeliten mit den Christen bezweckte, die Zustimmung der ersten Kammer nicht erhielt, dieselbe daher nicht in's Leben gerufen, dennoch ist durch mehrere Gesetze (7, näher angegeben) manche Beschränkung beseitigt, welcher die Juden zuvor als Juden unterworfen gewesen. Von diesen Gesetzen bedarf nur dasjenige vom 29. Juni 1851, die bürgerlichen Rechte der israelitischen Glaubensgenossen betreffend, welches vielen Contraversen ausgesetzt ist, einer weiteren Erörterung. Dadurch ist die anzuzeigende Schrift hervorgerufen, „der Zweck derselben," sagt der Verf., „ist nicht etwa der, eine vollständige systematische Darstellung des gegenwärtig in Bayern bezüglich der Juden geltenden Rechts zu geben; wir müßten hier ein ganzes Buch schreiben, ohne daß praktisch dadurch etwas gewonnen wäre; wir müßten vorwiegend das sagen, was ohnedies Jedermann bekannt ist und das wäre Buchmacherei. Der Zweck, der dem Verf. vorschwebt, ist ein unmittelbar praktischer. Das Gesetz vom 29. Juni 1851 ist es daher vorwiegend, das bei dieser Schrift beleuchtet werden muß; für die andern Gesetze ist es vollkommen hinreichend, wenn sie an jenen Stellen kurz berührt werden, wohin sie ihrem Inhalte nach gehören."

Nach der Einleitung wird in einem Allgemeinen Theile von dem erwähnten Gesetze gehandelt, dann werden die Fragen beantwortet: Welche Ausnahmebestimmungen sind bürgerlichen Rechts, welche betreffen dasselbe nicht? und die Ausnahmebestimmungen

Digitized by Google

gegen die Juden, welche das Gebiet der Verwaltung berühren, und demnach aufgehoben sind, besprochen und dargelegt.

Der Besondere Theil besteht aus 9 Kapiteln: 1. Familienrecht. A. Allgemeines. B. Besonderes: Eherecht. Vormundschaft und Curatel. 2. Erbrecht. 3. Rechtsverhältnisse der Juden in Ansehung liegender Güter. 4. Das napoleonische Dekret vom 17. März 1808 und die Moralitätsgesetze in der Pfalz. 5. Beschränkungen in Bezug auf Nahrungsquellen. 6. Ansässigmachung. 7. Vom bürgerlichen Prozeß. 8. Besondere Lasten der Juden. 9. Politische Rechte. — Wir sind es unsern rechtskundigen Lesern gegenüber dem Verf. schuldig, noch zu erwähnen, daß er selbst es anerkennt, daß diese Eintheilung mitunter als systemlos erscheinen werde; die Schuld liege jedoch, fügt er hinzu, am Stoffe, am Zwecke, und er glaube, daß die Methode sich dem Zwecke und Stoffe fügen müsse, nicht letztere dem ersteren.

Die genaue Bekanntschaft des Verf. mit dem Gegenstande, dessen Erörterung er sich zur Aufgabe gestellt, tritt überall hervor, und alles Einzelne ist durch sorgfältige Nachweisung der Rechtsquellen und der als Hilfsmittel von ihm benutzten Werke belegt. Zu den letzteren gehört auch „J. F. Schröder's Satzungen und Gebräuche des talmudisch-rabbinischen Judenthums," über welches Werk in dieser Zeitschrift berichtet worden ist. (— der Verf. bemerkt, daß Schröder den alten Bodenschatz etwas zu viel benutzt habe, ohne jedoch dessen Gehässigkeiten sich anzueignen —) und S. H. B. Fassel's „Mischpateh El, das mosaisch-rabb. Civilrecht ꝛc."

Aus der Schlußbemerkung entnehmen wir noch Folgendes: „Nicht für Gleichstellung der Juden sollte in diesen Blättern eingetreten werden, es handelt sich lediglich um objektive Darstellung der gegenwärtigen Rechtsverhältnisse der Juden in Bayern, es sollte lediglich einige Klarheit in diese dunkle, vielfach mißverstandene Materie gebracht werden. Eine politische Wirkung aber dürfte diese Schrift doch haben, die Wirkung, daß durch eine Generalentschließung 1) jene verwaltungsrechtlichen Ausnahmen als durch das Gesetz vom 29. Juni aufgehoben erklärt werden, welche von Ausnahmen in Ansehung des bürgerlichen Rechts abhängig sind; 2) jene Ausnahmsbestimmungen als nicht zu Recht bestehend anerkannt werden, welche lediglich einer irrthümlichen Auslegung des Gesetzes ihr Entstehen verdanken. Es wäre das nichts Anderes als ein Tribut, der öffentlichen Gerechtigkeit gezollt. Auch die Staatsgewalt kann ja fehlen, und es gereicht ihr ebenso wenig wie den Privaten zur Unehre, begangene Irrthümer auch einzugestehen und von ihnen abzukommen."

Ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß erleichtert den Gebrauch des Werkes.

Die äußere Ausstattung ist befriedigend. H.

Verkauf der Bibliotheken der Gebrüder Christ. und Clemens Brentano.

Der Katalog dieser Bibliotheken, die den 5. April und folgende Tage in Köln bei Hrn. J. M. Heberle versteigert werden sollen, gehört zu den beachtungswerthesten und eigenthümlichsten, die zu meiner Kunde gelangt sind. Unter den 15 Klassen des gesammten ansehnlichen Büchervorraths (3660 Werke) ist hauptsächlich die Theologie und Kirchengeschichte (in 17 Unterabtheilungen) sehr reich ausgestattet. Nur der ausdauerndste Sammlerfleiß konnte es vermöglichen, solche Schätze zusammenzubringen, Schätze in zwiefacher Hinsicht, nämlich in wissenschaftlicher (besonders für die katholische Theologie) und bibliographisch-literargeschichtlicher. Am merkwürdigsten erscheinen die Sammlung von Gebets- und Erbauungsbüchern, von Kirchengesangbüchern und geistlichen Liedern; dann die Marienliteratur (Nr. 752—930), die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Seligen (Nr. 931—1173), namentlich heiliger Frauen (1174—1302); die Schriften über kirchliche Alterthümer ꝛc. Beschreibungen von Palästina und von Reisen dahin sind in der Klasse: Missionsberichte, Reisen ꝛc. (Nr. 1991—2160) verzeichnet. — Freunde und Kenner der alt- und neudeutschen Sprachenkunde und Literatur finden unter den Nrn. 2620—2858 manches für sie Werthvolle und Interessante. Ueber Hexerei, Zauberei, Prophezeiungen, Magie, geheime Medizin, Alchymie ꝛc. bieten Nr. 3050—3390 eine Collection voll von Curiositäten und Beiträgen zur Geschichte der menschlichen Thorheit dar. — Von einer der vorzüglichsten Handschriften, einer poetischen Erklärung der christlichen Glaubenslehre und Moral (154 Blätter mit 82 Malereien in Federzeichnung und Farben) ist ein Facsimile dem Katalog beigefügt. Unter den Nachträgen zu allen Abtheilungen, besonders zu den Handschriften kommt vor: Marci Pauli de Venetiis de condition. et consuetud. Orientalium regionum. Am Schlusse: Finitus per me Joh. de Cusa anno 1447. 83 Blätter, 4. — Auch der Anhang (785 Nummern) ist nicht zu übersehen. Hoffmann.

Miscellen.

Die Singapore Free Press empfiehlt die gebörrten Blätter der Caffestaude als ein Surrogat der Bohne selber, mit welcher sie, nur in minderem Grade, eine gleiche aufregende und belebende Kraft haben sollen, daher sie mit den geringen Sorten Thee würden rivalisiren können. Die Ackerbau treibenden Malaien bedienen sich keines andern Getränkes, und finden es so lieblich als wohlthuend.

Die Bill zu Gunsten der Juden, sagt der Londoner Punch, bestimmt u. a., daß sie nicht zu kirchlichen Aemtern gewählt werden können. Das ist recht sehr Schade, denn nun bleibt es unentschieden, ob ein Jude aus einem Bisthum mehr — Geld würde haben machen können, als es seither durch einige christliche Prälaten geschehen ist.

Die Zahl der Schlittschuhläufer, die sich dies Jahr auf das Eis der Londoner Parks gewagt haben, wird auf 100,000 geschätzt. Aus dieser Zahl sind 224 eingebrochen, jedoch sämmtlich durch die des Schwimmens kundigen Aufseher wieder aufs Trockne gebracht worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 25. Sonnabend, den 26. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reimandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Fink und der Ammer singt: ..... Seite 193
Geschichte des Directoriums. (Schluß.) ..... „ 194
Wandelbarkeit der philosophischen Systeme ..... „ 197
Literatur:
Die Illustrirte Welt ..... „ 197
Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch ..... „ 198
Volks-Schauspiele von Ferdinand Fränkel ..... „ 199
Esther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida v. Düringsfeld „ 200

Miscellen ..... „ 200

Der Fink und der Ammer singt:

„Die wir in lustiger Sommerzeit
Im grünen Walde gesungen,
Und unsre Freude, und unser Leid
Verkündet mit schmetternden Zungen,

Wir trauern jetzt auf der öden Flur,
Bedeckt mit Schnee und mit Eise,
Wir suchen, und finden kümmerlich nur
In Wald und Feld unsre Speise.

Des Frühlings Lied war unser Gebet,
Wir sehnen herbei den entfernten,
Wir haben gesungen und nicht gesät,
Wir konnten im Herbste nicht ernten.

Und als Ihr zogt an der Felsenwand
Den Wein, und im Thale die Aehren,
Da lag voll Segen das weite Land,
Da war uns fremd das Entbehren.

Doch jetzt sind die Freuden des Sommers entflohn,
Es wirbeln die eisigen Flocken,
Auf endlosen Fildern erschallt nur der Ton
Der heimathlich klingenden Glocken.

Doch läuten sie nimmer den Frühling ein,
Der schläft noch, versunken in Träume,
Noch küßt nicht der wärmende Sonnenschein
Die schlummernden Knospen der Bäume.

Wir klagen auf öder, beschneiter Flur,
Kein Lenzhauch will uns erfreischen,
Ihr aber Städter, o streuet uns nur
Die Brosamen von euren Tischen.

Wir sind Poeten, wir haben's versäumt
Zu sammeln im Herbste die Garben,
Wir haben gesungen, wir haben geträumt,
Und müssen jetzt hungern und darben.

Wir sind es, die in der Sommerzeit
Die Lüfte und Fluren durchschweifen,
Uns schenkte der Vater ein lieblichs Kleid,
Er lehrt uns singen und pfeifen.

Wir sind, wenn der Frühling die Bäume belaubt
Die glücklichsten Vagabunden,
Doch schüttelt der Winter sein eisiges Haupt,
Dann kommen die traurigen Stunden.

Digitized by Google

Dann klagen wir auf der öden Flur,
Kein Lenzhauch will uns erfeischen,
Ihr aber Städter, o streuet uns nur
Die Brosamen von euren Tischen.

Dann soll bei wonnigem Lenzesdrang,
Wenn Blumen duften und schwanken,
Ein tausendstimmiger Jubelgesang
In Wald und Feldern Euch danken."

Heinrich Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Beschluß.)

Die Metzeleien im Bernhardinerkloster.

Das Bernhardinerkloster hatte einen Thurm, den man als Depot für zu den Galeeren verurtheilte Verbrecher benutzte, die, aus den Kerkern des Chatelet und der Conciergerie dorthin versetzt, daselbst den Abgang einer Kette nach Toulon, Rochefort oder Brest abwarten mußten.

Es war am 3. September, als auch der St. Bernhardsthurm von den Todtschlägern forcirt wurde. Ein Protocoll, ausgefertigt von dem Präsidenten der Section der Sansculotten, ergiebt, daß von den dort gefangen Gehaltenen 72 niedergemacht und 3 freigegeben worden sind.

Mit diesem Morden ist es schauerlich rasch gegangen, indem um 4 Uhr Nachmittags Alles abgemacht war und die entkleideten Leichen noch den Steingruben gefahren wurden. Die hierbei gemachte Beute, die noch warmen und blutgetränkten dürftigen Kleidungsstücke der Galeerensclaven und eine Baarschaft von zusammen 173 Liv. 5 S. 3 Den., die bei ihnen vorgefunden worden, wurde inmitten der Generalversammlung durch eines ihrer Mitglieder, einen Musiklehrer Felix, unter die Todtschläger, die Entkleider und die Fuhrleute vertheilt. Da dieses aber den Lohn, welchen sie beanspruchten, nicht deckte, so wurden ihnen für den Rest ihrer Forderungen Anweisungen auf den Schatzmeister des Ministers des Innern gegeben.

Die Metzeleien in La Force.

Es war in der Nacht vom 2. zum 3. September, und fast um Mitternacht, als das Gemetzel in La Force begann. Truchon, der Gemeinde-Commissair bei der Nationalversammlung, stattete gegen 2 Uhr Morgens dem Bureau einen Bericht ab, worin er sagte: „daß die meisten Gefängnisse nun geräumt wären; daß ungefähr 400 Gefangenen das Garaus gemacht worden sey; daß er es für Recht gehalten habe, in La Force, wohin er sich begeben, alle Schuldgefangenen frei zu lassen; daß er eben so zu St. Pelagie verfahren sey; daß ihm, zum Gemeindehause zurückgekehrt, beigefallen wäre, in La Force den Theil der Anstalt übersehen zu haben, wo die Frauenzimmer gefangen gehalten würden, daher er auf der Stelle dahin zurückgekehrt sey und deren 80 freigelassen habe, worunter auch Mademoiselle Tourzel und Madame Saint-Brice, die er und sein College besonders in Schutz genommen, und, in Abwartung, daß ihnen der Prozeß gemacht würde, nach der Section der Menschenrechte gebracht habe.

Das Gefängniß von La Force diente im Jahr 1792 den Gefängnissen der Abtei und des Chatelets zur Aushülfe, weil diese nicht mehr hinreichten. Außer den wirklichen Verbrechern, die es barg, befanden sich dort auch viele der Personen, die seit dem 10. August verhaftet worden waren. Etwa zehn bis zwölf Priester gehörten dieser letzten Classe an.

Nach La Force waren auch die Damen der Königin, so wie die Gouvernante, die Unter-Gouvernante der Kinder von Frankreich, und die dienstthuenden Damen derselben gebracht worden. Madame de Navarre, erste Kammerfrau von Madame Elisabeth, Madame Bazire, Kammerfrau von Madame Royale, Madame de Saint-Brice, dem Dienste des Kronprinzen beigegeben, so wie die Frau von Tourzel und deren Tochter, Mademoiselle Pauline von Tourzel wurden, wie wir bereits gesehen haben, auf Befehl der Municipal-Commissarien Truchon und Duvol d'Estaing in der Nacht vom 2. zum 3. September freigelassen. Das Gefangenverzeichniß all dieser Damen enthielt in der Rubrik „Ursache" die Worte: „Auf Befehl des Maire, Herrn Petion, und der Herrn Commissarien der 48 Sectionen. Auch die Frau von Mackau, die Unter-Gouvernante der Kinder von Frankreich, die erst am 2. September eingebracht worden war, wo das Morden in den Gefängnissen schon begonnen hatte, wurde am 3. Sept. mit ihrer Kammerfrau, Adelaïde Rotin, die ihr aus Anhänglichkeit in das Gefängniß gefolgt war, wieder entlassen.

Die Notiz über die Verhaftung der Frau Prinzessin von Lamballe lautete: „Marie Therese Louise de Savoie de Bourbon-Lamballe, am 3 September 1792 nach dem großen Hotel von La Force gebracht." Diese Fürstin wurde also in demselben Augenblick gefangen gesetzt, wo man die Damen der Königin freigegeben hatte, ein Beweis, daß ihr Schicksal im Voraus entschieden war.

Obgleich der Angriff auf La Force erst spät in der Nacht erfolgte, wurden die Vorrichtungen zu den Metzeleien dort schon gegen 7 Uhr getroffen.

Auch La Force hatte sein sogenanntes Volkstribunal, und zwar vollständiger als alle die anderen improvisirten Volksgerichte. Es hatte seinen Sitz in dem Gemache des Beschließers Boult aufgeschlagen, und bestand aus einem Präsidenten, einem öffentlichen Ankläger und acht Richtern.

Herr Moton de la Varenne, der, so wie Weber, wie durch ein Wunder dem Tode entronnen ist, beschreibt seine Vorführung vor das Tribunal in La Force in folgender Weise:

„Um 1 Uhr Morgens wurde die Pforte, die zu unserm District führte, neuerdings geöffnet. Vier Männer in Uniform, ein jeder mit gezogenem Säbel und einer brennenden Fackel in der Faust, traten, von einem der Pförtner geführt, in unsern Corridor und sodann in ein an das unsrige anstoßendes Gemach.... Ich hörte in demselben Augenblick den Namen Ludwig Bardy, d. h. des Abbé Bardy's ausrufen, der dann auch weggeführt und, wie ich nachher erfahren habe, sogleich niedergemacht worden ist.... Man kann sich's denken, wie groß meine Angst war, als ich die Worte hörte: Wir wollen ihn unter den Leichen aufsuchen. Ich sah, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich auf den Tod gefaßt zu machen. Ich schrieb also mein Testament, und schloß dasselbe

Digitized by Google

mit folgendem Nachsatz: „Ich erbitte es mit von denen, die mich auskleiden werden, als eine Gnade, ja ich stelle selbst im Namen der Achtung, die man den Todten schuldig ist, und der Gesetze, die durch Mordthaten geschändet werden, derentwegen die Nation dereinst Rechenschaft fordern wird, das Verlangen, mein Testament und das ihm beigefügte Schreiben an seine Adresse gelangen zu lassen.

„Kaum hatte ich die Feder bei Seite gelegt, als ich wieder ein paar Männer in Uniform erscheinen sah, deren einer, dem ein Arm und Gesicht so wie der Säbel ganz von Blut geröthet war, sagte: „Seit zwei Stunden habe ich rechts und links drein gehauen, und bin marader als ein Maurer, der zwei Tage lang Kalk hat rühren müssen.

„Darnach sprachen sie über Rhuliere, und gelobten einander, ihn aufs grausamste zu foltern. Sie schwuren unter gräulichen Flüchen, daß sie dem den Kopf abschneiden wollten, der sich unterstehen würde, ihm den Gnadenstoß zu geben. Als dieser unglückliche Krieger ihnen überantwortet worden war, zerrten sie ihn unter dem Ausruf: dem Gesetze soll sein Recht geschehen! mit sich fort, kleideten ihn nackt aus, und hieben dann mit der flachen Klinge aus Leibeskräften so lange auf ihn los, daß ihm das Fleisch in Fetzen vom Leibe fiel. Endlich, nach einer halbstündigen Folter, während welcher er, so lange er die Besinnung nicht verloren hatte, aufs muthigste gegen seine Mörder anrang, gab er unter schauerlichem Geschrei seinen Geist auf.

„Zwischen 7 und 8 Uhr traten vier Mann, mit Schriften Holz und Säbeln bewehrt, zu uns ins Gemach und hießen uns ihnen folgen. Einer von ihnen, der ungefähr sechs Fuß maß, und der seiner Uniform nach ein Gendarm zu seyn schien, zog Gerard bei Seite und unterhielt sich leise und unter Gebärden mit ihm, aus welchen ich folgerte, daß da eine Bestechung verhandelt ward. Währenddem hatte ich vergebens nach meinen Schuhen gesucht, und mußte meinen Weg nach Constant, der den Beinamen Sauvage führte, Gerard und einem Dritten, dessen Name mir entfallen ist, auf Pantoffeln antreten. Meine Kameraden ließ man frei gehen, während auf mich vier Säbel gezückt blieben; auch wurde ich allein dem Quidam vorgeführt, der, mit einer Schärpe angethan, in dem Gemache des Aufsehers Bault den Untersuchungsrichter spielte.

„Er war hinkend, ziemlich groß und von schwächlichem Gliederbau. Sechs oder acht Monate später bin ich von ihm erkannt und angeredet worden. Wie mir von einigen Leuten versichert worden ist, war er der Sohn eines ehemaligen Procureurs und hieß Chepy.

„Als ich vor das furchtbare Tribunal hingetreten war, wurde ich zuvörderst nach Namen, Stand, und der Zeit meines Aufenthalts in La Force gefragt. Als ich diese Fragen beantwortet hatte, hörte ich jemand hinter mir, dem ich völlig unbekannt war, sagen: „Warte Du, mit dem zarten Teint, ich werde mir ein Glas Deines Blutes wohlschmecken lassen!

„Der sogenannte Volksrichter ließ es bei den erwähnten Fragen bewenden, schlug aber das Verhaftbuch des Gefängnisses auf, und sagte, nachdem er hineingeschaut hatte: Da sehe ich durchaus nichts gegen ihn. Darauf erscholl der Ausruf: es lebe die Nation! das Zeichen meiner Befreiung. Ich wurde sofort von ein paar Männern unterm Arm genommen und hinaus, ins Freie geführt.

„Ich passirte sodann die Ballettenstraße, die zu beiden Seiten mit einer dreifachen Reihe von Leuten beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters besetzt war. Am Ende dieser Straße angekommen, prallte ich entsetzt zurück, weil ich in einer Gasse einen Haufen mit Blut und Koth besudelter nackter Leichen erblickte, auf welchen ich einen Eid ablegen sollte. Einer der Todtschläger hatte sich oben auf diesen Haufen gestellt, und perorirte von da aus seine Collegen. Ich sprach, meiner unbewußt, die Worte nach, die mir vorgesagt wurden, als ich von einem meiner alten Clienten erkannt wurde, der wohl zufällig dieses Weges gekommen war. Er verbürgte sich für mich, schloß mich aufs herzlichste in seine Arme, und erweichte selbst die Mörder zu meinem Gunsten. Es war Colange, ein Neapolitaner und Saitenfabrikant."

Wenige Minuten nach Maten de la Varenne's Befreiung wurde Weber vor Gericht geführt.

„Es war 10 Uhr Vormittags," erzählt er, „als ich vorgeführt ward. Ich erblickte nun einen sehr corpulenten Mann, in der Uniform der Nationalgarde und mit der dreifarbigen Schärpe decorirt. Er saß vor einem großen Tische, auf welchem die Register des Gefängnisses lagen. Neben dem Manne mit der Schärpe, der als Präsident des Volkstribunals fungirte, saß der Commis der Gefängnisse, und um den Tisch herum hatten 2 Grenadiere, 2 Füsiliere, 2 Chasseurs und 2 Lastträger ihren Platz. Das waren die Leute, die Gericht zu halten erkoren worden waren. Eine Menge Marseillaner und anderer Föderirter füllten das Audienzgemach als Zuschauer.

„Der Präsident begann sein Verhör mit der Frage nach Namen, Alter und Geburtsort. Darnach suchte er in dem Gefangenregister nach der mich betreffenden Stelle. Der Commis des Gefängnisses zeigte sie ihm. So viel ich erschauen konnte, mochte dieselbe ein zwanzig Zeilen enthalten. Nachdem er dieselben überblickt hatte, richtete er nur die eine Frage an mich: „Was hatten Sie am 9. und 10. August in den Tuilerien zu schaffen?" — Ich antwortete ihm darauf der Wahrheit gemäß. Er hörte mich sehr aufmerksam an, und richtete dann folgende Frage an die Anwesenden: „Ist jemand unter Euch, dem die Umstände bekannt sind, welche der Bürger zu seiner Rechtfertigung anführt?" Da trat insbesondre ein kleiner Chasseur vor, und bestätigte mit Wort und Miene die volle Richtigkeit meiner Aussage.

„Nun, so wüßte ich denn nicht das Geringste," sagte hierauf der Präsident, indem er sich von seinem Sitze erhob und den Hut abnahm, „was der Schuldlosigkeitserklärung des Herrn im Wege stände. Dann rief er mit allen Anwesenden ein „es lebe die Nation!" aus, und befahl mir, ein Gleiches zu thun, wozu ich mich denn auch verstand. Nach dieser zweiten Ceremonie sprach der Präsident meine Schuldlosigkeit in folgenden Worten aus: „Sie sind frei, Bürger; aber das Vaterland ist in Gefahr: Sie müssen sich anwerben lassen und sich binnen drei Tagen an die Gränze begeben. . . ." Ich erwiederte mit erkünstelter heiterer Miene: „Da Sie meiner bedürfen, mein Herr, so werde ich mich nach der Gränze aufmachen, sobald es Ihnen beliebt."

Nun nahmen mich ein Paar bewaffnete Männer unterm Arm, und zogen mich unter dem wiederholten Ausruf: es lebe

Digitized by Google

die Nation! zu der auf die Straße führenden Thür. Da ließen sie mich Halt machen, um vor mir die kleine Pforte nach Außen zu passiren. Als ich ihnen gefolgt war, faßten sie mich wieder unterm Arm, und setzten den Weg unter dem fortwährenden Ausruf von es lebe die Nation! wobei sie die Hüte auf ihren Säbelspitzen tanzen ließen, mit mir fort. . . . Bald wurde ich darauf von einer Menge Nationalgardisten der Vorstadt und anderem Volke, fast sämmtlich betrunken, geliebkost. Dieser Zärtlichkeiten endlich entheben, erreichte ich mit meinen beiden Führern eine Kirche, wo sich die wenigen Leute befanden, welchen das Volkstribunal das Leben geschenkt hatte."

So entging der Milchbruder der Königin den Mördern in La Force, doch hatte er noch große Schwierigkeiten zu bekämpfen, um auch der Raserei des Präsidenten der Section der Bibliothek, Marie Joseph Chenier zu entrinnen.

Ungefähr um 2 Uhr am 3. September war es auch, wo die Prinzessin Lamballe vor Gericht gestellt wurde. Diese Fürstin war am 8. September 1749 geboren, folglich 43 Jahre alt. Seit 24 Jahren verwittwet von Stanislaus de Bourbon, Prinz von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, war sie die intimste Freundin von Marie Antoinette, die sie zur Ober-Intendantin ihres Hofhalts gemacht hatte. Als die königliche Familie, im Juni 1791 den Versuch gemacht hatte, Frankreich zu verlassen, reis'te die Frau von Lamballe nach England ab, und war auch so glücklich dorthin zu gelangen. Der unglückliche Ausgang der Flucht nach Varennes bestimmte sie aber, zur Königin zurückzukehren, deren Geschick sie theilen wollte.

Am 3. September gegen 8 Uhr Morgens wurde ihr angedeutet, daß sie nach der Abtei versetzt werden solle. Sie weigerte sich Anfangs, dieser Aufforderung Folge zu leisten, wurde aber in barscher Weise durch die Nationalgardisten dazu gezwungen. Ihre Familie ließ gleich nach ihrem Tode alle die Details sammeln, die sich auf ihre letzten Augenblicke bezogen. Aus dieser, mit aller möglichen Sorgfalt geführten, Forschung sind dann Peltier Mittheilungen gemacht worden, und dieser pünktliche Schriftsteller, der zur Zeit der Septembermetzeleien in Paris anwesend war, erzählt die Vorführung der Prinzessin vor das Volksgericht in folgender Weise:

„Vor diesem grausigen Tribunale angekommen, entsetzte sie der Anblick der blutigen Waffen, der Henker, deren Hände, Kleidungsstücke und Gesicht mit Blut befleckt waren, dermaßen, daß sie mehrere Male ohnmächtig wurde. Als sie sich so weit wieder erholt hatte, um ihr Verhör bestehen zu können, gab man sich das Ansehn, damit vorschreiten zu wollen. Der Verlauf desselben war, nach der Aussage eines Augenzeugen, nun fast wörtlich, wie folgt:

„Wer sind Sie?" — Marie Louise, Prinzessin von Savoien. — „Ihr Stand?" — Ober-Intendantin des Haushalts der Königin. — „Haben Sie etwas von den Complotten des 10. August gewußt?" — Ich weiß nicht, ob am 10. August Complotte existirt haben, mindestens habe ich keine Kunde davon gehabt. — „Schwören Sie auf Freiheit, Gleichheit und Haß dem Könige, der Königin und dem Königsthum." — Die ersten zwei Punkte will ich gern beschwören, nur den letzteren nicht, der widerstrebt meinem Herzen.

„Da raunte ihr ein Nebenstehender leise zu: Schwören Sie doch, sonst sind Sie ein Kind des Todes. Die Prinzessin antwortete nicht, fuhr mit beiden Händen nach ihren Augen, und that einen Schritt der Thür zu. Da sagte der Richter: „Man führe Madame hinaus. Diese Redensart war bekanntlich das Todesurtheil.

„Wie Einige sagen, soll ihr beim Oeffnen der Thür gerathen worden seyn, es lebe die Nation! zu rufen, der Anblick des Blutes und der Leichen sie aber so erschreckt haben, daß sie nur die Worte: Pfui der Gräuel! auszusprechen vermochte. Nach Anderen soll sie nur gesagt haben: Ich bin verloren!

„Zwei Männer hielten sie fest bei den Armen gepackt, und zwangen sie, mit ihnen über die Leichen hinweg zu schreiten. Sie wurde alle Augenblicke ohnmächtig. Als sie endlich so schwach geworden war, sich nicht mehr auf ihren Füßen erhalten zu können, wurde sie auf einem Haufen von Leichen durch Pikenstiche getödtet. Bald ihrer Kleidung beraubt, wurde ihre Leiche dann der Anschauung und den Insulten der Volksmasse Preis gegeben. So blieb dieselbe zwei Stunden lang liegen, dann schnitt man ihr den Kopf ab, um ihn in Paris zur Schau zu tragen. In die übrigen Körpertheile theilte sich ein Haufen von Kannibalen, um damit ebenfalls durch die Straßen zu paradiren."

Das Haupt der Frau von Lamballe wurde auf einer Pike gesteckt in Paris umhergetragen. Wer der Träger dieser schauerlichen Trophäe gewesen, darüber hat man lange nichts Sichres gewußt; aber Weber, der so gut gestellt war, um genau unterrichtet zu seyn, läßt uns auch ihn erkennen: er nannte sich Charlat.

Charlat zog mit dem Haupte zuvörderst nach der Abtei St. Antoine, deren Aebtissin, die Frau von Beauvau, eine intime Freundin der Prinzessin gewesen war; hernach begab er sich nach dem Palais Royal, dann nach dem Hôtel Toulouse, wo der Herzog von Penthievre wohnte, und endlich nach dem Tempel, in den inneren Hof, bis unter die Mauern des Thurmes, in welchem die königliche Familie gefangen saß. Die Königin und Madame Royale wurden bei dem Anblick ohnmächtig. „Der Commandant der Nationalgarde hatte den König aufgefordert, an's Fenster zu treten. Dieser Fürst, der nun glauben mußte, daß sein letztes Stündlein gekommen sey, bereitete sich auf den Tod vor, wie er es auch nachdem gethan hat. Seinen Gram unter seinem Selbstgefühl verbergend, antwortete er seinem Kerkermeister, der bei diesem Anlaß in einem revolutionnairen Sinne zu ihm sprach: Ja wohl, Herr, Sie haben Recht. Er stellte sich an's Fenster, zog sich jedoch fast unmittelbar wieder zurück."

Getreue Emissarien des Herzogs von Penthievre gingen dem Träger des Hauptes der Prinzessin von Lamballe und dessen Gefolge auf den Fersen nach. Sie zogen ihn endlich in eine Schenke, in dem Stadtviertel Saint-Antoine, und machten ihn dort betrunken. Diesen Augenblick machte sich nun einer von ihnen zu Nutzen, um sich des Hauptes zu bemächtigen und es, in einer Serviette eingeschlagen, zu der Section von Popincourt zu bringen, wo er um die Erlaubniß bat, es auf dem Kirchhofe Quinze-Vingts zu deponiren. Darauf begab sich den anderen Tag ein Agent des Prinzen mit einem Bleiarbeiter nach dem Kirchhofe, und ließ durch ihn das Haupt und die Fetzen von der Leiche der Prinzessin von Lamballe, so weit man deren hatte habhaft werden können, in einen bleiernen Sarg legen,

Digitized by Google

der nach Dreux abgesandt und in der dortigen Familiengruft des Hauses Penthievre beigesetzt wurde."

Das Morden in La Force hat volle fünf Tage gewährt, vom 3. bis 7. September, und die Zahl der hier gefallenen Opfer beläuft sich auf 171.

Schließlich wollen wir nun noch eine Gesammtübersicht der im September 1792 in den Pariser Gefängnissen verübten Mordthaten geben:

In der Abtei St. Germain des Prés	216	Personen.
Im Karmeliterkloster	116	"
Zu St. Firmin	76	"
In der Conciergerie	378	"
Im Chatelet	223	"
Im Bicêtre	170	"
In der Salpetrière	35	"
Im Bernhardinerkloster	73	"
Im Hôtel La Force	171	"
Zusammen	1,458	Personen.

Wandelbarkeit der philosophischen Systeme.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht?
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.
Schiller.

Meister Granier de Cassagnac, seit einiger Zeit sehr übel berufen, äußerte unlängst in einem Artikel des Constitutionnels „Das Studium der Philosophie, oder vielmehr das der Philosophen — denn es gebe deren mehrere Hundert und gerade so viele als Philosophen, die alle mit einander in offener Feindschaft ständen — sei eine Curiosität wie jede andere. Von den Lehrstühlen der Philosophie herab würden offiziell verschiedene Arten von Galimatias verkündet, die Hans, Peter und Jakob sich ausgedacht hätten, u. s. w." — Dieser Ausspruch ist dem Tadel und Spotte nicht entgangen, hat aber andrerseits in concreto eine Bestätigung erhalten, die eine Ehrenrettung und ein wahrer Triumph Cassagnac's genannt werden kann. Denn was vermag zu Gunsten seiner Behauptung mehr zu sprechen, als das Programm des Dr. Lautier in Berlin, betreffend: die von ihm begonnenen Vorlesungen über ein neues philosophisches System, dessen Aufstellung derselbe für eine unerläßliche Nothwendigkeit erachtet, um für diese Wissenschaft festen Grund und Boden zu gewinnen, da, seiner Erklärung zufolge, die Philosophie, seit ihr letzter (?) großer Meister Hegel (1831) gestorben, einer gänzlichen Umarbeitung bedürfe, weil die Welt (sic!) seitdem, so weit wie Menschen in ihr wirken, sich dermaßen verändert habe, daß selbst Hegel, kehrte er zurück, sie kaum wieder erkennen würde. (!) In dem Programm wird sodann noch drei Mal des Fühlens und Glaubens in ächt philosophischer, d. h. unverständlicher Weise gedacht, wobei auch der beliebte technische Ausdruck schlechthin nicht vergessen worden ist.

Wenn Dr. Lautier ferner in der ersten Vorlesung dahin sich geäußert hat: „Hegel habe mit der Spitze angefangen und sein System fasse nur eine leere Gedankenwelt *) in sich, ohne Länge, Breite und Tiefe d. h. — Nichts, so ist hierdurch Hegel ohne Weiteres in den Bann gethan worden. Dieser scheint von solchem Geschicke ein Vorgefühl gehabt zu haben, wenn es gegründet sein sollte, daß er, wie es seiner Zeit hieß, kurz vor seinem Ableben äußert habe: „von Allen die mich hätten, hat mich nur Einer „verstanden, und der hat mich leider mißverstanden!" — Bedauernswerther Hegel! so hätte derselbe denn zehn oder zwölf Bände im Schweiße seines Angesichtes zwecklos zusammengeschrieben! Hinc illi lacrymae! Was wird Herr Lautier aber mit den Systemen Kants und Schellings beginnen; oder hält er dafür, dieselben seien bereits in Hegel aufgegangen oder von demselben beseitigt? — Die folgenden Vorlesungen werden hierüber wohl Aufschluß geben.

Was Kant betrifft, so wollen wir noch eins der merkwürdigsten Urtheile erwähnen, die gewiß jemals über denselben gefällt worden sind. Es ist solches in dem zweiten Bande des „Salon von Heine," dieses enfant gaté du monde qui le gata, wie es vormals von Voltaire hieß, enthalten und lautet wörtlich: „Wenn Immanuel Kant, dieser große Zerstörer (?) in dem Reiche „der Gedanken, an Terrorismus (sic!) den Maximilian Robes„pierre weit übertraf, so hat er doch mit diesem manche (?) Aehn„lichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. „Zunächst finden wir in Beiden dieselbe unerbittliche schneidende **) „poesielose (!) nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir ***) in Beiden „dasselbe Talent (?) des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen „Gedanken ausübt, und Kritik nennt, während der Andere es „gegen Menschen anwendet, und republikanische Tugend betitelt. „Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in Beiden der Typus des „Spießbürgerthums; die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und „Zucker zu wiegen, aber das Schicksal ****) wollte, daß sie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König, und dem Andern einen Gott (?) auf die Wagschale . . . und sie gaben das richtige (?) Gewicht." — O Apella! quae te dementia cepit! —

Berlin. R—n.

Die Illustrirte Welt. Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst. Zur Unterhaltung und Belehrung für die Familie. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 4.

Diese neue Zeitschrift, von welcher uns das Januar- und das Februar-Heft zugekommen, soll „in reichem Wechsel Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart, aus allen Zonen und Ländern, vom fernen Westen bis zum fernen Osten, vom kalten Norden bis zum heißen Süden durch die tüchtigsten Kräfte der

*) Wir möchten wohl wissen, was unter einer „leeren Gedankenwelt" eigentlich zu verstehen ist.

**) Eine schneidende Ehrlichkeit ist schwerlich bis jetzt irgendwo vorgekommen, eben so wenig eine poesielose (poesieleere?) oder poesievolle.

***) Unter dem: wie, ist wohl nur Herr Heine zu verstehen.

****) Ein seltsamer Gegensatz: Natur und Schicksal.

Digitized by Google

Kunst und Wissenschaft unterstützt, an den Blicken der Leser vorüberziehen lassen." Sie soll die Kenntnisse, die aus den Forschungen großer Männer, in Natur und Leben, in Wissenschaft und Kunst gewonnen, zum Gemeingut machen, zu gleicher Zeit anregen und zerstreuen; Unterhaltung in der Belehrung, Belehrung in der Unterhaltung bieten.

Die Reihe der Wissenschaftszweige, welche Gegenstände der Zeitschrift, und des Unterhaltungsstoffes, welcher dem Ganzen eingewebt werden wird, ist folgende: Naturwissenschaft; Naturkunde (Zoologie, Botanik, Mineralogie); Geschichte (Weltgeschichte, Biographie); Geographie (Länder- und Völkerkunde, Reise- und Sittenbilder); Kunst im Alterthum und Neuzeit (Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Dichtkunst); Handel und Wandel (Agrikultur, Technik, Industrie, Weltverkehr, Produktenkunde und Haushalt, mit besonderer Rücksicht auf die Frauenwelt); Erzählungen, Lebensweisheit in Aussprüchen großer Männer; Kleine Blätter aus Natur und Leben.

Wir sind von dem Bilderreichthum zur Erläuterung des gediegenen und interessanten Textes der beiden ersten Hefte und — von dem billigen Preise (— das Monatsheft 5 Sgr., vierteljährlich 15 Sgr. —) überrascht worden. Einundfünfzig, der Mehrzahl nach große Illustrationen, in zweckmäßiger Auswahl und gelungener Ausführung, zieren dieselben. Von der Reichhaltigkeit des Textes wird die Angabe des Inhalts unsere Leser überzeugen: Prospectus. Der Winter im Norden, mit Bild. Der Strohhut. Erzählung m. B. Der Chimborasso, m. B. Der Casaar von Neuholland, m. B. Die Frauenkirche in Nürnberg, m. B. Die Frau des indischen Jägers, Erzählung. Sierra Nevada, m. B. Weinlaube von Hampton-Court, m. B. Der Sclavenmarkt in Neu-Orleans. Blätter aus dem Buche der Weisheit Christoph Columbus, m. 2 Bildern. Die erste amerikanische Messe, m. B. Der Champagner, m. 6 Bildern. Malergeschichten. 1. Cimabue und Giotto. 2. Leonardo da Vinci. Mal'oria, m. B. Der Gießbach, m. B. Geschichte des Schiffbaus, m. 10 Bildern. Aus den Lästen, Erzählung. Für die Frauen. Die Diebskapelle, m. B. Der Paradiesvogel (Legende), m. B. Auf dem Vesuv. Das Wilhelmsthor in Chartres, m. B. Jangquero, m. B. Flucht aus Corsarengefangenschaft. Zwischen den Zähnen des Löwen. Californisches Gold, m. B. Kleine Blätter aus Natur und Leben. Die Insel Corsica, m. 2 Bildern (Corte; Ajaccio). Der Onkel aus Amerika, m. B. Cod, m. B. Plantane in Smyrna, m. B. Eine Reise in Centralamerika, m. B. Die Schaafscher, m. B. Jagdabenteuer. Der Straßburger Bahnhof in Paris, m. B. Donaufahrt I., m. B. (das Schloß Dürrenstein). Bilder aus Norwegen I. Die Bachstelze, m. 7 Bildern. Das Innere einer muselmännischen Wohnung, m. B.

Diese sauber ausgestattete Zeitschrift, welche in Wochen- und Monatsheften ausgegeben wird, ist der allgemeinsten Verbreitung würdig, sie verdient dieselbe um so mehr, da in der Form, der Redaction Klarheit und strenge Sittlichkeit zur Hauptrichtschnur dienen soll, damit jeder Vater, jede Mutter sie mit Ruhr in die Hände der Kinder jedes Alters und Geschlechtes legen könne und sie die Lieblingslectüre jedes Hauses, jeder Familie werde, in welcher sie sich einbürgert. Hoffmann.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Erstes Heft, Bogen 1—5 des ersten Bandes. A — Aguesseau. Leipzig: F. A. Brockhaus. 80 gesp. Seiten. Lexikon-8.

Die Verlagshandlung hat sich über dieses neue Unternehmen in folgender Weise ausgesprochen. „Sie hat sich", heißt es in dem Prospect, „nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publikums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größeren Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker ꝛc. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage giebt, ein weniger umfängliches, billigeres Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch. Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sie sich entschlossen, neben dem Conversations-Lexikon, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf Weiteres, als „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch" bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht aus den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc. sich selbst oder Anderen rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches Nachschlagebuch kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungsstufen entgegen; es ist zugleich Fremdwörterbuch und Zeitungs-Lexikon."

Das Werk umfaßt namentlich: die politische, culturhistorische und literarische Geschichte aller Völker und Zeiten; die Statistik nach den neuesten Angaben, die Geographie mit besonderer Rücksicht auf Topographie; die theoretischen Lebensgebiete in Religion, Theologie und Philosophie, Wissenschaft und Kunst; die politischen Wissenschaften in Beziehung auf Staats- und Rechtslehre, Nationalökonomie, Handel und Industrie; die Naturwissenschaften: Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie ꝛc. nebst deren Einwirkung auf Heilkunde, Technik, Ackerbau, Hauswirthschaft, Gewerbe, Berg- und Hüttenwesen ꝛc.; die mathematischen Wissenschaften mit der Astronomie; die technischen Künste; den Handel, mit vorzüglicher Rücksicht auf Münze, Maß und Gewicht; die Landwirthschaft in ihren verschiedenen Zweigen; die Gewerbe jeder Art; kurze Lebensbeschreibung von allen Männern und Frauen, die sich in älterer, neuerer und neuester Zeit irgendwie im Leben, in

Digitized by Google

Wissenschaft oder Kunst auszeichneten; endlich die Erklärung aller fremden Wörter und ungewöhnlicher Ausdrücke, die im Verkehr oder bei der Lektüre gebraucht werden; sowie der Kunstausdrücke, die beim Studium fachwissenschaftlicher Werke in Betracht kommen.

Wir haben das vorliegende erste Heft aufmerksam, und bei jedem Artikel den Zweck des Lexikons uns vergegenwärtigend, durchgesehen und die Ueberzeugung gewonnen, daß von der Verlagshandlung in demselben vollkommen geleistet ist, was sie versprochen. Fast aus allen eben genannten Fächern findet man Artikel vor, die, wo es genügte, kurz gefaßt, wo eine größere Ausführlichkeit aber nothwendig, in, den Gegenstand erschöpfender Weise gegeben sind. Mit wenigen Worten ist überhaupt so viel Belehrendes gesagt, z. B. gleich auf der ersten Spalte der ersten Seite, daß man schwerlich künftig in diesem Nachschlagebuche einen Gegenstand von irgend einiger Bedeutsamkeit vermissen wird. Seit einer langen Reihe von Jahren hat die Verlagshandlung bei der Herausgabe encyklopädischer Werke, namentlich des großen „Allgemeinen Encyklopädie", die rüstig fortschreitet, und des „Conversations-Lexikon", das mit Recht den Namen einer Real-Encyklopädie für die gebildete Welt verdient und besonders in der neuesten, zehnten Auflage, deren erster Band in unsern Blättern früher besprochen und gewürdigt ist, wahrhaft vermehrt und verbessert erscheint, sich so reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete der literarisch-bibliopolischen Thätigkeit erworben, daß man mit Zuversicht darauf rechnen kann, daß die 39 folgenden Hefte dem ersten ganz ebenbürtig sein werden. *)

Besonders ist noch hervorzuheben, daß die typographische Einrichtung, zwar ökonomisch, wie es nicht anders möglich, wenn ein so reicher Stoff in vier Bänden zusammengefaßt werden sollte, aber so zweckmäßig gewählt ist, daß ohne Mühe die gewünschten Artikel aufzufinden sind. Das Papier zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus, die Lettern sind neu.

Die Verlagshandlung beabsichtigt das Werk in dem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren zu beendigen; monatlich sollen zwei Hefte erscheinen. Der niedrig gestellte Preis (5 Ngr. das Heft) wird gewiß dazu beitragen, dem Lexikon die weiteste, wohlverdiente Verbreitung zu sichern. Hoffmann.

Volks-Schauspiele von Ferdinand Fränkel. Erstes Bändchen. Der Goldsee. Originalposse in drei Abtheilungen. Der Schwärzer und sein Deandl. Original-Charakterbild aus dem bayer. Hochlande mit Gesang in drei Akten. Adelheid die Soldatenbraut oder: „Die Beterin an der Mariensäule." Schauspiel in fünf Abtheilungen. München, Druck und Verlag von Georg Franz. 216 Seiten. 8.

Was uns in diesen Schauspielen besonders angesprochen, das ist die in Prosa und Versen sich kund gebende Vaterlandsliebe, in dem letzten auch die vom Verf. in seinen Zuschauern wieder erweckte Erinnerung an den guten alten König Maximilian Joseph, besonders in dem Liede des Invaliden:

Es ist ein König im Bayernland
Ein gar teures und adelig' Blut,
Er wird nur überall Vater genannt,
Denn sein Herz ist so menschlich und gut.
So oft noch's Volk unsern König sah,
Erscholl die freudige Kund',
Durch's ganze Land: der Vater ist da!
Ja, wie aus einem Mund!

Er ist ein gar hoher und stattlicher Herr,
Ein wahrhaft königlich' Bild,
Sein Antlitz strahlet voll Seelenruh'
Sein Aug' ist so freundlich und mild; —
Kein Kindlein kann er weinen sehen,
Er nimmt es zu sich in sein Haus,
Und sieht er die Armuth am Wege stehen,
Der König, er weicht ihr nicht aus.

u. s. w.

Das erste Stück heißt freilich eine Posse, aber es gewinnt doch eine höhere Bedeutung durch seine Tendenz, die aus den Schlußworten Crystallinen's, der Fee des Goldsee's, hinreichend ersichtlich:

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Der Güter Höchstes ist der Reichthum nicht,
Doch trägt zum Glücke er viel bei,
Wenn er verwendet wird in weiser Pflicht;
Nur nicht in Geiz und Wucherei.

Auch nicht in schwelgerischem Prassen
Kann man das wahre Glück erfassen;
Nur, wer wie Konrad ihn verwendet,
Ihn hat in regem Fleiß vermehrt,
Den Armen viel davon gespendet,
Der wird von Jedem hoch geehrt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Der Goldsee ist bis zum Jahre 1852 in München 40 mal, in Wien 20 mal, u. s. w. gegeben. (Die vollständige Musik dazu vom Kapellmeister Ernst Krähmer ist bei dem Dichter zu haben.)

„Der „Schwärzer und sein Diandl" (in Wien und München auf beiden Vorstadt-Theatern, und vielen Provinz-Bühnen oft dargestellt) ist auch als ein Beitrag zur belletristischen Literatur in

---

*) Wir erinnern bei dieser Veranlassung an den gleichfalls von der Brockhaus'schen Verlagshandlung veröffentlichten „Systematischen Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. H. Heck", 500 in Stahl gestochene Blätter nebst Text und Register in 8. von mehr als 100 Druckbogen, von welchem seit Ende 1851 eine neue Ausgabe in 96 Lieferungen erscheint.

Digitized by Google

Provinzial-Dialekten anzusehen; die Fabel ist allerdings etwas unwahrscheinlich und kommt Manches (z. B. die Scene, in welcher der Baron seiner Schwester neugebornes Kind, mit Hilfe eines schurkischen Gerichtsschreibers vergräbt) in dem Stücke vor, was auf die Volksbühne nicht gehört; dagegen sind Charaktere wie Pauli und Zenßl gelungene volksthümliche Zeichnungen.

„Adelheid die Soldatenbraut" spielt in fünf Abtheilungen (der gefundene Schatz, das verlorene Kind, die Rückkehr aus Rußland, die Liebe im Posthause, das Wiederfinden bei der Kapelle bei Altötting.) 1809, 1812, 1814, 1827, 1832. Daß auch dieses Stück auf den wiener und münchener beiden Vorstadt-Theatern u. s. w. dem Publikum derselben oft vorgeführt werden konnte, ist leicht erklärbar, da es, an böse und gute Zeiten mahnt, die münchener Bäuerin in demselben sich ganz von ihrer liebenswürdigen Seite zeigen und die Fabel, so wunderbar-verwickelt sie auch ist, doch, wenn wir nicht irren, auf einem wirklichen Ereignisse beruht.

Der „Goldsee" dürfte, neben ähnlichen gern gesehenen Zauber-Possen, mit einigen Abänderungen nicht ohne Beifall auch auf norddeutschen Bühnen zur Aufführung gelangen. Doch ist dies vielleicht bereits geschehen. H.

Esther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von „Schloß Gorzyn." Breslau, Verlag von Trewendt & Garnier. 1852. 374 und 272 Seiten. 8.

Der Roman besteht aus einem Cyclus von vier Novellen, von denen drei den ersten Band füllen; die erste, „Bruder und Bruder" könnte allenfalls auch als selbstständig angesehen werden, freilich ohne ganz befriedigenden Schluß. Die Scene ist England. Ein bis dahin geliebter und glücklicher Gatte eilt an das Kranken- und Sterbelager der Schwester in Indien; eine alte Tante, die Gattin und ein noch sehr junger Bruder bleiben zurück. (1820) Arthur St. Leger vertraut Percy's Schutz seine theure Ellen, und findet sich bei der Heimkehr bitter getäuscht; Percy hat Ellen zum Ehebruch verführt. Er fällt im Zweikampf von Bruderhand. — Nach sechszehn Jahren finden wir in der zweiten Novelle „Bruder und Schwester" Arthur mit der Tochter in Venedig wieder; Ellen ist seit vierzehn Jahren todt; sein Sohn Georges studirt in Göttingen. Ein fremdartiges Gefühl: Liebe zu Georges, hat sich Esther's bemächtigt, von dem sie später selbst schreibt: „Geschwisterliebe war es nicht, denn die ist gesünder. Unreine Neigung war es noch weniger — meine Phantasie ist nie vergiftet worden. Es war halb Fanatismus, halb Eigensucht, der Ausfluß meiner poetischen und meiner schlechten Eigenschaften. „Daß die äußere und innere Geschichte eines solchen Mädchens einer talentvollen Darstellerin zu spannenden Erzählungen, zu tiefen Blicken in das Menschenherz Stoff genug liefert, bedarf keiner weitern Ausführung. Nach ist von nun an (dritte Novelle „Schwester und Braut" vierte Novelle „Anna und Waldemar") Esther die Hauptperson des Romans; sie erscheint in Situationen, die selbst bei einem Mädchen wie Esther überraschen. Die erste Braut ihres Bruders Georges stürzt in der Schweiz in einen Abgrund; Esther hatte sie begleitet; ihr war, sie gesteht es, der Gedanke gekommen, als Emily über dem Abgrund hing: wenn sie jetzt fiel! Dieser Gedanke verfinsterte ihr ganzes Dasein. Zum zweitenmale liebt Georges; Anna wird von Esther ein Engel genannt, den sie in allen Falten ihrer Eifersucht liebte; „und doch" schreibt sie, „— hier kommt das furchtbarste Wort — doch konnte ich sie ihm nicht gönnen. Ich wollte sterben und sie — sollte mit mir sterben. Das war meine entsetzliche Absicht." — Ein Universitätsfreund Georges', Graf Waldemar von Schalenburg, kommt nach Venedig; er, seine Liebe, rettet die Unglückliche. Esther erkennt in ihm den einzigen Mann, den sie anzugehören wünscht, aber sie hält sich seiner nicht würdig; er besiegt ihre Zweifel, sie reicht ihm die Hand. Georges war schon vorher mit Anna vermählt.

Auf die obige kurze Angabe des Inhalts müssen wir uns beschränken, die Kunst, die reiche Erfindungsgabe der Verfasserin anerkennend, aber doch herzlich froh, uns der festen Ueberzeugung hingeben zu können, daß mit uns Niemand von unsern Lesern und Leserinnen, wie groß auch die Theilnahme sein möge, die sie der Heldin des Romans vielleicht zuwenden, Gefahr laufen dürfe, im wirklichen Leben einer Esther zu begegnen!

Die typographische Ausstattung ist schön.

Miscellen.

Die Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des österr. Lloyd in Triest bereitet eben, wie wir vernehmen, die Herausgabe einer Monographie über den ehrwürdigen St. Stephans-Dom vor. Dieselbe soll in sehr anständiger Ausstattung eine zwar gedrängte, aber dennoch vollständige Bau- und Kirchengeschichte des berühmten Münsters, sammt einer Total-Ansicht in Stahlstich (nach N. Alt) und den hervorragendsten Denkmälern und architektonischen Details in Holzstich, enthalten. Bei dem gänzlichen Mangel eines derartigen neuern Handbuches werden die zahlreichen Verehrer dieses ehrwürdigen Domes das Erscheinen dieses Werkes um so willkommener heißen, als gerade die allgemeine Aufmerksamkeit durch den Ausbau der Giebel neuerdings rege geworden ist.

Einem englischen Blatte, dem Atlas, zufolge hält die siamesische Regierung gegenwärtig eine Armee von 30.000 Mann, die in europäischer Weise exercirt und uniformirt sind und von Officieren befehligt werden, welche zuvor in Diensten der Königin Victoria oder der ostindischen Compagnie gestanden haben.

Die Madeira-Zwiebel, die selbst in Portugal höchstens ein Gewicht von 6 ℔ erlangt, soll, so sagt der Londoner Globe, es in dem goldgeschwängerten Boden Californiens bis zu 21 ℔ bringen.

Gedruckt bei A. F. M. Kämpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 26. Mittwoch, den 30. März. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Eine Conferenz zwischen dem englischen Gouverneur, General Catheart und dem Kaffernhäuptling Moshesh ..... Seite 201
Literatur:
Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechtes von Dr. Jos. Pözl " 202
Welt und Herz. Kleine Dichtungen von Wilfried von der Neun " 203

Eine Conferenz zwischen dem englischen Gouverneur, General Catheart und dem Kaffernhäuptling Moshesh.

Die Daily News theilen diese Conferenz mit der Bemerkung mit, daß sie einem Blatte des Vorgebirges der guten Hoffnung entlehnt und officiell sey.

Gouverneur. Es freut mich, Euch zu sehen und Eure Bekanntschaft zu machen.

Moshesh. Auch ich bin erfreut, den Gouverneur zu sehen, indem ich seit seiner Ankunft in diesem Lande einen Besuch von ihm erwartet habe, worauf mich sein Schreiben vom October rechnen ließ.

Gouverneur. In jenem Schreiben sagte ich, daß ich Euch in Frieden zu begegnen hoffte, und diese Hoffnung hege ich noch, indem ich Euch als den großen Häuptling in diesem Stück betrachte.

Moshesh. Der Hoffnung lebe ich ebenfalls; denn der Frieden ist dem Regen ähnlich, der das Gras wachsen macht, während der Krieg dem Winde gleicht, der es versengt. Ihr habt Recht, mich in's Auge zu fassen; das steht im Einklange mit den Tractaten.

Gouverneur. Ich will augenblicklich nicht viel Redens machen, sondern wünsche nur zu hören, ob Ihr gestern meine Zuschrift wegen des Hornviehs und der Pferde erhalten habt, die Ihr mir liefern sollt. An diesem Schreiben weiß ich nichts zu ändern.

Moshesh. Meinet Ihr das Schreiben, das mir durch Herrn Owen zugestellt worden ist?

Gouverneur. Ja.

Moshesh. Ich habe es erhalten, aber ich weiß nicht, woher ich das Vieh nehmen soll. Soll ich in den verlangten 10,000 Häuptern Vieh eine Strafe für die Diebereien sehen, die mein Volk außer dem gestohlenen Hornvieh begangen hat?

Gouverneur. Ich fordere nur 10,000 Stück Vieh, wiewohl Euer Volk weit mehr geraubt hat, und sehe dies als eine gerechte Vergeltung an. Die Lieferung muß binnen drei Tagen erfolgen.

Moshesh. Sollen diese drei Tage von gestern oder von heute ab zählen?

Gouverneur. Von heute, als dem ersten.

Moshesh. Die Zeit ist kurz und die Zahl des Viehes groß; wollt Ihr mir deshalb nicht sechs Tage zugestehen, um es zusammen zu bringen?

Gouverneur. Es war Euch Zeit gelassen, als der Mayor Hogge und Herr Owen die erste Forderung gestellt hatten, Ihr deren Erfüllung versprachet, aber nicht hieltet.

Moshesh. Ich bin jedoch nicht ganz müssig gewesen. Ist's nicht aus den Papieren in Händen der Commissarien ersichtlich, daß ich darüber aus gewesen bin, Vieh zusammen zu bringen?

Gouverneur. Das wohl; aber es war nicht die Hälfte dessen, was gefordert worden war.

Moshesh. Das hat seine Richtigkeit; aber ich habe gegenwärtig nicht hinlängliche Herrschaft über mein Volk, um die

Digitized by Google

Erfüllung eines Verlangens durchzusetzen, wie eifrig ich sie auch betreiben mag.

Gouverneur. Wenn Ihr die Lieferung nicht betreiben könnt, so muß ich es übernehmen, und wenn ich dann irgend auf Widerstand stoße, so sehe ich mich als im Kriege mit Euch an und werde mich nicht mehr mit 10,000 Häuptern Vieh begnügen, sondern alles nehmen, was ich nur kann.

Moshesh. Sprecht nicht vom Kriege; denn wie sehr es auch mein Wunsch ist, ihn zu vermeiden, so werdet Ihr wissen, daß ein Hund die Zähne zeigt, wenn man ihn schlägt.

Gouverneur. Deshalb wird es besser seyn, daß Ihr das Vieh liefert, als wenn ich es mir holen muß.

Moshesh. Ich wünsche den Frieden, ich habe aber mit meinem Volke dieselben Schwierigkeiten, die Ihr in der Colonie habt. Eure Gefängnisse stehen nie leer, und ich habe Diebe unter meinem Volke.

Gouverneur. Da möchte ich Euch rathen, die Diebe aufzugreifen und sie mir zuzuschicken, damit ich sie hängen lasse.

Moshesh. Es ist nicht mein Wunsch, daß Ihr sie hängen lassen sollt, wohl aber, daß Ihr mit ihnen sprecht und sie belehrt. Wenn Ihr sie hängt, können sie nicht mehr sprechen.

Gouverneur. Wenn ich sie hängen lasse, können sie auch nicht mehr stehlen. Doch nun genug des Redens! Wie gesagt, ich werde mir das Vieh, das ich verlangt habe, selber holen, wenn Ihr es nicht binnen drei Tagen liefert.

Moshesh. Ich bitte Euch, nicht von Krieg zu sprechen.

Gouverneur. Ich habe nichts mehr zu bemerken; ich muß entweder das Verlangte innerhalb drei Tagen in Güte haben, oder nach Thaba Bossigo gehen. Darum rathe ich Euch, hinzugehen und das verlangte Vieh möglichst schnell zusammen zu bringen.

Moshesh. Sprecht nicht davon, nach Thaba Bossigo kommen zu wollen; thut Ihr das, so kann ich es nur den Boers zur Last legen, welchen ihr Vieh gestohlen worden ist, indem ich dieselben bereits aufgefordert habe, zu mir zu kommen, und mir ihr Vieh zu bezeichnen, damit ich es ihnen zurückgeben kann. Ich will nun gehen, und mein Bestes thun; möglich, daß Gott mir beistehe.

Nachdem Moshesh das Zelt Sr. Excellenz verlassen hatte, aber noch ehe, als er seinen Heimweg antrat, stellte er das Ersuchen, den Tag der Unterredung in der ihm gesetzten dreitägigen Frist nicht mitzählen zu lassen, was ihm denn auch von dem Gouverneur zugestanden wurde.

Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechtes von Dr. Joseph Pözl, München, literarisch-artistische Anstalt 1851. B. 31, S. 487.

Dieses Lehrbuch erscheint nicht als neue Auflage des Leitfadens über bayerisches Verfassungsrecht desselben geehrten Schriftstellers, die fast gänzliche Umschaffung des gesetzlichen Standpunktes seit dem Jahre 1848 erheischte eine gleiche Umgestaltung der wissenschaftlichen Bearbeitung. Diese bietet vorliegende Schrift. Der Herr Verfasser vertheilt den Inhalt in eine Einleitung und sechs Bücher. Die Einleitung enthält den Begriff des bayerischen Staatsrechtes, seine Vergangenheit bis zu dem Jahre 1818 in zwei Zeiträumen, seine Gegenwart in den Quellen und Hülfsmitteln. Buch I behandelt das Land. Hier die Berichtigung, daß Königsberg nicht weimarisch, sondern koburgisches Gebiet ist. Buch II schildert die Verhältnisse der physisch-persönlichen Unterthanen im Allgemeinen, der rechtlich Bevorzugten, der rechtlich Benachtheiligten im Besonderen. Buch III stellt die Lehren dar von den juristischen Personen. Pözl folgt dem unrichtigen Sprachgebrauche, wenn nicht der unrichtigen Meinung bezüglich des Fiskus. Nicht der Fiskus ist Rechtssubjekt, er ist Objekt des Staates, dessen vermögensrechtliche Beziehungen er bildet. Man betrachte einmal Staat und Fiskus als zwei verschiedene Persönlichkeiten, man trenne Zweck und Mittel in der Idee, und sehe dann die Folgen einer strengwissenschaftlichen Begriffsbestimmung. Auch milde Stiftungen gelten hier als juristische Personen. Ueber diesen Punkt indeß sind die Meinungen sehr getheilt. Fiskus und milde Stiftungen hätten nach meinem Dafürhalten diesen Platz im Systeme nicht behaupten, oder doch wenigstens nicht in unrichtiger Sprachweise aufgeführt werden sollen. Mag auch die Verfassungsurkunde Beiden Persönlichkeit beigelegt haben, Aufgabe einer systematischen Bearbeitung bleibt es immer, gesetzlichen Unrichtigkeiten nicht die Weihe der Wissenschaft zu geben. Buch IV begreift die Rechte und Pflichten des Staatsoberhauptes und seiner Gewaltträger. Hier begegnen wir unter den materiellen Regierungsrechten der Justizgewalt; Zöpfl zählt die sogenannte richterliche Gewalt zu den Volksrechten, und wir pflichten dieser Meinung bei. Von dieser richterlichen Gewalt muß die Justizhoheit scharf geschieden werden (Zöpfl § 204). Buch V redet von der Volksvertretung. Buch VI von den Garantieen der Verfassung. Freilich sind nicht alle in diesen sechs Büchern dargestellten Lehrsätze noch geltendes Recht. Manche haben jetzt nur geschichtlichen Werth. Wir erinnern beispielweise an die nunmehrige Wählbarkeit der Juden in den Landrath.

Die Gränzen des Systems bestimmen sich durch seinen Inhalt. Es ist eine Darstellung des bayerischen Verfassungsrechtes der Gegenwart. Was nicht in einen dieser vier Begriffe fällt, ist ausgeschlossen, mithin 1. das gemeine oder deutsche Staatsrecht nur, insoweit es zum unentbehrlichen Verständnisse des bayerischen dient, hereingezogen. 2. Auf einen Abriß des Verwaltungsrechtes vertröstet uns der geehrte Herr Professor für spätere Zeiten. 3. Recht muß im engsten Sinne des Wortes genommen werden. Unberührt bleiben Fragen der Politik, Fragen der Philosophie. 4. Unser Schriftsteller ist weder Prophet noch Geschichtschreiber. Die geschichtliche Darstellung findet gleichfalls ihre Gränzen in der Nothwendigkeit für das Verständniß des jetzt Geltenden. Von diesem Standpunkte wünschte nur der Verfasser sein Werk beurtheilt. Unsere Frage bleibt es, ob er seiner Aufgabe innerhalb dieses Standpunktes Genüge geleistet, und ob der Standpunkt selbst der richtige sei.

Zu I. Drei Anforderungen stellen wir an jedes System: Ordnung, Klarheit, Vollständigkeit; bezüglich der Ordnung berührten wir unsere Meinungsverschiedenheit schon oben bei der Verfolgung des Ganges im Buche. Eine sonstige „Störung des innern Einklanges" findet ihre Rechtfertigung in der Erklärung des Verfassers, indem „rechtsverwandte Institute nach rechtlich ganz verschiedenen Grundsätzen zu behandeln sind." Die Klarheit betreffend fragen

Digitized by Google

wie: „Genügt dem Verständnisse des einzelnen Satzes seine nackte Begriffsentfaltung? Genügt es dem Verständnisse der Satzverbindung zu einem geordneten Ganzen, wenn diese kahlen Urtheile durch das Band innerer Verwandtschaft aneinander gereiht werden? Entspricht Beides, so schlug Pözl den rechten Weg ein. Entspricht es nicht, zu welchen Hülfsmitteln muß dann geschritten werden? Zu Hülfsmitteln, deren Anwendung wir in diesem Buche selten finden. Die Verwandtschaft darf nicht nur die Begriffe verbinden, das Recht zu dieser Verbindung muß in ihrem innern Wesen gesucht werden. Dieses Recht fußt in der Gegenwart, in der Vergangenheit. Aufgabe des Verfassers war es, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Weg einer juristischen Polemik einzuschlagen, wie sie Wangerows Leitfaden des römischen Rechts so meisterhaft bietet, schöpfend aus den Quellen der Wissenschaft oder selbst schöpferisch, wo diese mangeln, die räumlichen (analogen) und zeitlichen (juristisch consequenten) Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Rechtssätze zu zergliedern. Wo die Rechtsbildung nicht aus den Verhältnissen der Gegenwart fließt, mußte zur Vergangenheit zurückgegriffen werden. Aber die Geschichte des bayerischen Staatsrechtes im Allgemeinen ist nur bis zum Jahre 1818 spärlich erleuchtet. Ueber die jüngste Vergangenheit tappen wir im Finstern, und doch brachte auch sie manche Veränderungen. Von der Geschichte einzelner Rechtsanstalten und Zustände finden wir nur selten flüchtige Umrisse. Welch unentbehrliches Erklärungsmittel aber solche sind, beweist z. B. der nunmehr aufgehobene Verfassungswiderspruch von der Wählbarkeit der Juden in den Landstand, von ihrer Nichtwählbarkeit in den Landrath. Hier lesen wir zufällig die geschichtlichen Anhaltspunkte. Rücksichtlich der Vollständigkeit müssen wir wieder ein Hülfsbuch für Lehrvorträge von einer Einleitung in die selbstständige Forschung einer Wissenschaft unterscheiden. Für Ersteres mag die Zahl der Lehrsätze hinreichen. Da aber der Herr Verfasser Letztere mit verbinden wollte, so vermissen wir nicht nur, wie bereits gesagt, die Erschöpftheit in den einzelnen Gliedern (Klarheit), wir vermissen auch die Erschöpfung des ganzen Systems (Vollständigkeit im weitern Sinne). Wie manches Fragezeichen führen die Noten an? Wie jedoch nach einer weisen Rechtsordnung der Richter auch jene Fälle beurtheilen muß, welche nicht buchstäblich unter dem Gesetze stehen, weil der Geist des Gesetzes das Leben in allen Beziehungen erfaßt, so durchdringt auch ein vollendetes System alle Verhältnisse des Rechtslebens; indem das Gesetz vor-, die Wissenschaft nachbildet. Wegweiser hiezu bieten die einleitenden Rechtsbegriffe. Verlangt auch der Forschergeist nicht das ganze Reich einer Wissenschaft aufgeschlossen, mit Recht verlangt er von einem Leitfaden die Schlüssel zu allen Pforten. Die gar nicht berührten Rechtsverhältnisse wollen wir nicht gedenken.

Zu II. Ist der Standpunkt des geehrten Herrn Verfassers der richtige? Den Ausschluß der Geschichte behandelten wir schon. Das Fernehalten des Naturrechtes können wir nur billigen. Ungewollt und unbewußt spiegelt sich, um uns der Sprachweise manches Rechtsphilosophen zu bedienen, des Rechtes Urbild in seinem Gesichtsbilde. Der Reife mag es erschauen, bewußte Einmischung würde den Anfänger verwirren. Bei der Politik unterscheiden wir ihre rechtliche Würdigung von ihrer thatsächlichen Darstellung. Erstere würde der Schriftsteller auf die Zinne der Pueter stellen. Letztere scheint unumgänglich. Denn ein politisches System ist als Grundlage der Gesetzgebung das ruhige Element eines geordneten Staates. Die aus dieser Grundlage fließenden Gesetze bilden das bewegliche Element. Will ich die Gesetze in ihrer Quelle verfolgen, so muß ich den politischen Geist der Verfassung aufsuchen, deren Bestandtheile sie bilden. Das ist ein Unterscheidungsmerkmal von Privatrecht und öffentlichem Rechte, daß die Grundlage des ersteren eine Rechtsgrundlage, die des letzteren eine politische ist.

Die trockene Darstellungsweise zeugt von der „unerquickenden Arbeit" des Verfassers. Die Sprache ist korrekt, die Ausstattung gut, der Druck höchst fehlerhaft. Philipp Will.

Welt und Herz. Kleinere Dichtungen von Wilfried von der Renn. Zweite Gabe. Zum Besten der Erziehung und Ausbildung einer mittellosen Waise. Dresden. G. Schönfeld'sche Buchhandlung (C. A. Werner). 1852. 142 Seiten. 12.

Diese Sammlung von Gedichten, deren wohlthätigen Zweck wir unsere mit zeitlichen Gütern gesegneten Leser und Leserinnen freundlichst zu beachten bitten, ist den Manen des trefflichen Robert Reinick gewidmet. Die Schlußworte lauten:

Hier bring' ich Dir, was Dir schon längst geweiht ist,
Den ird'schen Sang Dir an der Gottheit Throne,
Den heil'gen Schwur, zu dem mein Herz bereit ist:
„Was auch die Welt dem Ernste beut zum Lohne,
„Zu singen Den, dem Preis von Ewigkeit ist,
„Vor dem erzittert jede ird'sche Krone."
Der sang umsonst, der im Gesange sündigt,
Fortlebt im Lied, wer Himmlisches verkündigt.

Der Dichter hat die Erzeugnisse seiner Muse in fünf Bücher vertheilt; das vierte Buch: Natur und Seele, enthält Frühlings- und Sommerbilder (— die Herbst- und Winterbilder brachte der Verf. „Im Freien. Leipzig, Kößling'sche Buchhandlung. 1850 —) und ein Gebet. Das fünfte: Turnier und Fehde, Epigrammatisches. — Die vorhergehenden drei Bücher sind dem Inhalte entsprechend bezeichnend: Drängen und Treiben. — Schauen und Ahnen. — Puppen und Schmetterlinge. —

Die Dichtungen zeugen von einer aufmerksamen und ernsten Betrachtung der Natur und des Menschenlebens, und sprechen in gewählter Sprache edle Empfindungen, frommen Sinn und nicht gewöhnliche Gedanken aus. — Wir lassen vier derselben hier folgen:

Liederquelle.

Nur in dem Herzen,
Wo der Gefühle
Sprudelnder Urquell;
Wo der Begeist'rung
Ewige Gährung
Sprengt den Busen;
Wo mit des Freundes
Liebendem Sinne
Inniger Einklang;

Digitized by Google

Da, wo die Klage
Duldender Seelen
Findet den Nachhall;
Da, wo des Himmels
Liebliche Bläue
Heiter sich spiegelt: —
Da nur im Herzen
Quellen der Liebe
Göttliche Borne.
Wo aber Haß und Neid die Brust durchwühlt,
Und wo die Pulse heiß und heißer jagen,
Wo alten Brand nur neue Lohe kühlt;
Da mag die Hand wohl Beil' und Reime wagen,
Und mit des Hammers Wucht das glüh'nde Eisen
In ager Hast zu breiten Schwertern schlagen,
Ja endlich gar zu gift'gen Pfeilen schweißen: —
Ein Lied, in dem der Gottheit Strahl sich bricht,
Erschafft sie nicht.

Der greise Sänger.

(Eine Erinnerung an Weinsberg.)

Einst hat er die Welt durchdrungen
Mit Liedern mannigfalt:
Noch lang' hat's nachgeklungen
Im feischen Dichterwald.

Wie war so wundermächtig
Sein herziger Gesang!
Er scholl so rein und prächtig
Zu Lieb' nur und zu Dank.

Jetzt schmückt statt blonder Locken
Sein Haupt ein Silberkranz,
Doch trotz des Alters Flocken
Erfreut ihn Blüthentanz.

Nur wenn er jetzt wollt' singen,
Es hörte Niemand d'rauf;
Neumodisch müßt' es klingen,
Wie Schellenkapp' im Lauf.

Ihm glüht's und brauft's im Grunde
Des Herzens immerdar:
Bald macht die schönste Stunde
Was er geahnt, ihm klar.

Des Dichters Amt.

Willst du dichten, so so wisse:
Groß und heilig ist dein Amt:
Bringe Licht in Finsternisse,
Daß es rein die Welt durchflammt!

Nicht, den Buben zu gefallen,
Singe du ein lüstern Lied:
Reine Weise laß erschallen,
Die die Welt zum Himmel zieht.

Sünd'ge nicht, indem in Schlummer
Du die sünd'ge Welt singst ein:
Schaff' ihr Herzeleid und Kummer,
Schmetter' in ihren Schlaf hinein!

Die in Hütten und auf Thronen
Frevein, singe wach und weich!
Mag's die Welt mit Schmach dir lohnen, —
Den Propheten sei nur gleich.

Kann die schöne Form verfeinen,
Wenn sie Gräuel nur enthält?
Frommt's, des Lasters Saat zu streuen
Zierlich in das Herz der Welt?

Hast du Kraft und Lust zu dichten,
Weihe dich durch ein Gebet:
Großes hast du zu vereichten,
Großes doch schafft ein Prophet!

An E. M. Arndt.

(Das zwölfte der Frühlingslieder.)

Am Wege steht ein alter Baum,
Der lecken Krone längst beraubt;
Und wie ein Greis in süßem Traum
Neigt er das hochbetagte Haupt.

Ringsum wird Alles wieder grün,
Und Alles frisch und Alles wach:
Und nach des Winters harten Müh'n
Kehrt Freude wieder allgemach.

Da wird die neue Zeit gepreis't
In Busch und Wald mit Sang und Klang;
Allüberall weht Gottes Geist
Die unermess'ne Flur entlang.

Da fähret aus seinem Schlaf der Baum
Und denkt: „Wenn Alles stimmet an,
Laß seh'n, ob ich am Waldessaum
Nicht auch, wie sonsten, jubeln kann."

Da sproßt ein Blatt erinn'rungsgrün
Inmitten aus ergrautem Stumpf:
So kann ein altes Herz erblüh'n;
Wie Jungen rufen dann: „Triumph!"

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Neunundzwanzigster Jahrgang. April, Mai, Juni.

Hamburg, 1853.

Digitized by Google

Digitized by Google

SOCIETAE

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 27. Sonnabend, den 2. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Sonette ..... Seite 205
Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849 ..... „ 205
Der gegenwärtige Präsident und Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika ..... „ 207
Edict eines chinesischen Präfecten gegen Seelenverkäuferei .... „ 209
Literatur:
Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhängender Darstellung auf geographischer Grundlage. Von Dr. Assmann „ 209
Der Sudetenführer. Von Julius Krebs ..... „ 210
Balthasar Schöpff, der Zeidler. Von Philipp Körber ..... „ 211
Ein Erbvertrag. Roman von Auguste Bernhard ..... „ 211
Neuestes Comptoir-Lexikon der franz. und deutschen Sprache, u., von Louis Reignier ..... „ 211
Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südl. Küstengegenden von Piemont nach Italien von Dr. G. H. v. Schubert „ 212
Miscellen ..... „ 212

Sonette.

(Nach Camoens.)

Auf sieben Jahre hat Jakob sich verdungen
Bei Laban, um mit treuergeb'nen Mienen
Die vielgeliebte Rahel zu verdienen,
Die schöne Tochter, die sein Herz bezwungen.
Schon war der Dienstzeit letzter Tag errungen
Und so den Liebenden das Ziel erschienen,
Da nahm der Vater alle Hoffnung ihnen
Und Lea ward dem Jakob aufgedrungen.

Um seine Rahel dennoch zu gewinnen,
Die ihm der Vater nicht gewähret aus List,
Damit er länger noch in Diensten bliebe,
Beschloß er seinen Dienst neu zu beginnen:
„Ich diente länger, doch dies Leben ist
„Zu schnell vorüber für so große Liebe."

(Nach Dante.)

Und einsmals kam Melancholie gegangen
Und klopft' an meine Thür gar unbescheiden,
Aus ihren Augen sprach ein tiefes Leiden
Und Leichenblässe lag auf ihren Wangen.
„Ich habe keine Zeit dich zu empfangen."
So sprach ich; denn ich wollte sie vermeiden;
Doch so inständig bat sie, daß uns beiden
Die hellen Thränen aus den Augen drangen.
Da sah ich auch den Gott der Liebe kommen,
In Thränen schwamm der süße Blick der Minne,
Der sonst das Herz so heftig machte pochen.
Was hat Dich, fragt' ich ihn, so eingenommen?
Er aber sprach: Trostlos ist mir zu Sinne,
Heut hat sich deine Königin versprochen.

Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849, par Alphonse Balleydier, besprochen von Fs. Barrière.

Die glückliche Stadt! sagte ich bei mir selbst, als ich nach einem kurzen Aufenthalt im Jahre 1845 Wien verließ; die glück-

Digitized by Google

liche Bevölkerung! Die Loyalität lebt in ihren Gesinnungen, die Unterwürfigkeit liegt in ihrem Charakter. Sicherlich religiös, läßt sie doch ihren Glauben sich unter ihren Liebhabereien beugen, und um die Gewalt zu mäßigen, ehet sie dieselbe, statt ihr Widerstand zu leisten. Mag man anderswo Meinungen haben, Rechte reclamiren, zu Wien giebt's nur Vergnügungen, und wenn Strauß im Volksgarten nur hübsche Sachen zum Besten giebt, im goldenen Lamm die Tafel gut bestellt ist, und man im Prater spazieren gehn, im Graben Eis essen kann, so fühlt die Wiener Bevölkerung, denen, die an der Regierung sind, mit Recht Vertrauen schenkend, sich glücklich, und überläßt sich bei ihren stillen Vergnügungen einem ruhigen Schlummer.

Dieser Sinn der Ruhe schien mir, das muß ich bekennen, traditionell und dauernd zu seyn. Junge Oesterreicher, die mit mir von Wien abgereist waren, und mit welchen ich bald auf dem Dampfboote auf der Donau, bald auf der Eisenbahn nach München wieder zusammentraf, bestärkten mich in meiner Ansicht. In ihren glatten Zügen verriethen sich keine lustige Ideen, und ihre Bedächtigkeit schien mir mehr angeboren, als die Folge des Zwangs zu seyn. So jung und so verständig! Diese Bedächtigkeit hielt jedoch nur bis zum rechten Rheinufer, nein nur bis zur Mitte dieses Stroms, über den wir setzten, Stand. Kaum an dem jenseitigen Ufer, trat ein rascher und gänzlicher Wechsel ein. Sie schienen freier aufzuathmen, und bald machte sich in ihren Reden ein Vorschmack der Opposition bemerklich. Sie versuchten sich in Epigrammen, wie man sich wohl mit Rappiren versucht, und man hätte sagen mögen, daß sie nur deshalb nach Frankreich gingen, um dort deren Spitzen zu schärfen. Da fielen schnöde und selbst leichtfertige Spöttereien über das Phlegma des österreichischen Characters, Tadel der Wiener Regierung, und es machte sich eine liberale Ungeduld, ein der Erinnerung an unsere bösen Tage entlehnter Ungestüm, die schlechtverhehlte Hoffnung auf einen möglichen und nahen Kampf bemerkbar. Ich fühlte mich von einem mit Trauer gemischten Erstaunen ergriffen. Wie? sagte ich bei mir selbst, sollten Oesterreich, Oesterreich und all die deutschen Staaten, den politischen Revolutionen so nahe seyn, und dies minder aus freien Stücken als aus Nachahmungssucht? Wer wird ihnen zum Muster dienen, und von wo wird das Signal ausgehen? — Drei Jahre darnach ging es von Paris aus, im Februar 1848. Es nahm seinen Lauf mit Blitzesschnelle, und in einem Nu stand ganz Deutschland in Flammen.

Hier beginnt die dramatische Geschichte, die ich anzeigen will, und die mit einer merkwürdigen Einleitung versehen ist. Neuere Umstände geben diesem, an Zwischenfällen so fruchtbaren, Werke, in welchem dem Leser ohne Unterlaß neue Personen, neue Orte vorgeführt werden, noch ein erhöhtes Interesse. — Das Kaiserthum Oesterreich besteht in der That aus dreizehn verschiedenen Souverainitäten. Die Völker dieser Souverainitäten würden bei einer großen Nationalmusterung pikante Contraste liefern: man würde da neben dem unabhängigen Magyaren, in kleidsamer Husarentracht hoch zu Rosse, in Gesellschaft des schlichten ungarischen Bauern, der in weiß Leinen gekleidet, und angethan mit einem breiträndrigen Filzhut und Stiefeln, von seiner Person so unzertrennlich wie sein Schnauzbart, entweder den treuen Tyroler, mit seinem Stutzen und dem mit Federn geschmückten grünen Hut, oder den, dem Morgenlande schon näheren, Kroaten erblicken, der unter seinem rothen Dolman in einem breiten Gürtel seine Pistolen und seinen Yatagan birgt.

Schon dieses würde der Beachtung würdig seyn; aber außer den Anomalien des Costums sind diese Völker, Unterthanen eines und desselben Fürsten, noch unter einander durch Institutionen, Gesetze, Sitten, Anteridenzen, Geist, Gewohnheiten, geographische Lage, im Norden, im Süden, in den Ebenen oder auf den Bergen, mitten im Reiche oder an dessen äußersten Enden verschieden. Hätte ich gemacht, daß die Einleitung in diesem Stücke eine Aufzählung in der Weise der Armee der Kreuzfahrer im Tasso enthielte? Warum nicht? Aber der Verfasser hat seine Sachen noch besser gemacht! In seiner anziehenden Beschreibung wird jedes Volk durch die Ereignisse auf die Bühne geführt, und zeigt sich dort in seinem Character, in seinen eigenthümlichen Zügen. Man studirt sie so wechselnweise, indem man ihre Vergangenheit in ihrem neuen Leben, ihre Gesinnungen in ihren Handlungen erkennt, und dadurch bekömmt das Buch eine große Bewegung, eine große Abwechselung. Aber wie diese Menge Staaten der monarchischen Einheit unterwürfig machen? Welche Kenntnisse, welche Weisheit, welche Geschicklichkeit, welche Umsicht thun den Häuptern eines solchen Reiches Noth, um so verschiedenen Nationalitäten einen und denselben Scepter theuer zu machen und alle diese argwöhnischen Rivalitäten in ein Faseis zu vereinigen! Und doch ist merkwürdiger Weise eben aus den vielen Interessen, die oft mit einander in Widerspruch standen, in den Jahren 1848 und 1849 das Heil des Hauses Habsburg hervorgegangen!

Dies erweist sich aus dem neuen Werke: aber welch eine schwere Prüfung für den Kaiser und für die übrigen Monarchen Deutschlands! Die Volksbewegung, die zu Paris siegreich gewesen war, hatte sich ganz Deutschland mitgetheilt. Zu Stuttgart, zu Carlsruhe, zu München, in Sachsen und in Preußen hatte man sich beeilt, dem Strome freien Lauf zu lassen, um seinen Druck zu schwächen. Das machten sich die Agitatoren indeß zu Nutz. „Ueberall," sagt Herr Valleydier, „hatten die deutschen Fürsten, unversehens überrumpelt, von den Einen getadelt, von den Anderen angegriffen, von Allen verlassen, die Uebergriffe der Demokratie zu ertragen: ihre höchste Herrschaft mußte für den Augenblick der des Volkes weichen; es traten Lumpen an die Stelle des Purpurs, die phrygische Mütze an die der goldenen Krone, die Pike des Aufruhrs an die des Scepters, die Bulle des Lumpensammlers an die des Thrones, die Thatsache an die des Rechts."

Das Kaiserreich Oesterreich schien am bedrohtesten zu seyn. Um ihren Zweck zu erreichen, brachten die Wühler dort mit einer seltenen Geschicklichkeit ihre gewöhnlichen Aufreizungsmittel in Anwendung. Der Verfasser hat sehr wohl daran gethan, diese Mittel in seinem Buche aufzudecken. Eine unbegrenzte Treue betheuern, indem man eine erste angehörige Forderung stellt; den üblen Willen unter dem Mantel der Achtung verbergen, und den Forderungen das Ansehn der Bitte geben; in Masse falsche Nachrichten in Umlauf setzen; unerwartete Collisionen herbeiführen; einen schlichten aber ehrlichen Mann durch Schmeichelworte kirren, um ihn hinterher als einen Einfaltspinsel zu bezeichnen oder als einen Verräther zu verläumden; sich unter dem Vorwande, die Ordnung aufrecht zu halten, in der That aber, um die Anarchie zu verstärken, bewaffnen; verschiedene Mittelpunkte der Deliberation und des Handelns bilden, um nach Willkür die Zustimmung der Einen

Digitized by Google

durch die Weigerung der Anderen zu neutralisiren; Garantieen bieten, ohne sie zu geben; Conventionen unterzeichnen, ohne sie zu halten; endlich jede Autorität, jeden Mann, der des Widerstandes fähig ist, für die Wirren verantwortlich machen — das ist zu allen Zeiten, an allen Orten, und, wie Herr Bulleydier uns berichtet, insbesondere zu Wien das befolgte Verfahren gewesen. Sobald man diese gefährlichen Fallstricke erst einmal kennen gelernt hat, lassen sie sich leichter vermeiden.

Man verlangte vor Allem von der österreichischen Regierung, daß sie den Fürsten Metternich entfernen sollte, und dieser Fürst gab in einer edlen Weise, mit den Worten: „wenn Reiche untergehn, so geschieht's nur dann, wenn sie sich selber aufgeben, seine Entlassung. Der Verfasser hat bei dieser Gelegenheit ein Bild des Herrn von Metternich gezeichnet, aus dem wir folgenden Abriß geben wollen: „Eine mit Geistesruhe gepaarte Standhaftigkeit bildet die vorherrschende Grundlage seines Charakters. Bei der größten Gefahr wird sein Herz nicht um einen Schlag stärker pulsiren; aber sein ruhiger Geist wird sein Dasein nicht um eine Minute aus der Ordnung bringen, um ihr auszuweichen. Das Getriebe seines Lebens ist geregelt, wie die Wirkungen eines Thermometers, die immer dieselben bleiben, sie mögen stätiges schönes Wetter oder Sturm zu verkünden haben. Den Sturz seines Systems von ferne kommen sehend, hat er ihn wohl bezeichnet, jedoch nicht die Mittel gefunden, ihn abzuwenden; aber wenn er den Revolutionen einzeln nachgegeben hat, hat er sich doch nie darauf eingelassen, mit ihnen zu unterhandeln.

Was nun mit der Beseitigung dieses illustren Staatsmannes jeder Vorwand zu Unordnungen weggefallen? Nichts weniger als das! Man höre: „Nachdem die Meuterer sich unter dem Geschrei: Keine Consumtionssteuer mehr! bei den Barrieren zusammengeschaart hatten, fielen sie über die Accise-Bureau's her, demolirten sie oder steckten sie in Brand, so wie alle die hölzernen Pavillons, die dazu gehörten. Ein Douanier, der fälschlich angeklagt worden war, auf die Plünderer geschossen zu haben, wurde ergriffen und lebendig in die Flammen geworfen. Sein Jammergeschrei übertäubte das wilde Geheul dieser Ungeheuer in menschlicher Gestalt, die dann, unter der Helle ihrer Brandstiftung, in die Buden der Bäcker und Schlächter einbrachen. Vergebens suchten diese ihre Etablissements durch Bitten und Geldopfer zu retten: die Wuth der Populace kannte keine Gränzen, und es wurde Alles vernichtet."

Als der Herr von Metternich abgereist und die Emeute obenauf war, da rang sie dem neuen Ministerium eine Concession nach der andern bis zur Ertheilung einer Verfassung ab.

Wien hatte nun eine Verfassung, und folglich, am 15. März, eine Revolution. An demselben Tage brach auch die Revolution zu Pesth in Ungarn aus. Da aber, wie es in der Regel der Fall ist, ein jeder die Freiheit nur für sich allein beanspruchte, so wurden in Pesth die Juden im Namen der Gleichheit mißhandelt und eingekerkert. Außerdem fanden die Ungarn, die sich von Oesterreich gewaltsam losrissen, es sonderbar, daß ihre Tributpflichtigen, die Gränzer und die Kroaten ihrerseits auch auf Unabhängigkeit Anspruch machten. Stolz auf seine Nationalität, proclamirte der Ban der Kroaten, Jellachich, dieselbe und der Kaiser erkannte sie an. Es ist eine legitime und unterwürfige Unabhängigkeit. In Böhmen hat man den Mißgriff gemacht, die alten Stände durch eine Volksrepräsentation zu ersetzen; Mailand steht auf, die Venetianer greifen zu den Waffen, und selbst Siebenbürgen, am äußersten Ende des Reiches, gerath in Gährung. Allen Orten herrscht Zwiespalt, Unordnung, Empörung, Anarchie; wo wird dem endlich ein Damm entgegengesetzt werden? Zu Prag, wo die Versuche des Aufstandes an der Entschlossenheit des den Oberbefehl in Böhmen führenden Generals, Fürsten Windisch-Grätz, scheiterten.

„Wie in einer antiken Form aus einem Stück in Erz und Gold gegossen, ist der Fürst Windisch-Grätz", sagt der Verfasser, „der vollkommene Typus eines deutschen Edelmannes, und sein Muth im Kampfe hält seiner Großmuth im Siege die Waage. Der Sclave seines Wortes, ist was er sagt eben so gut, als ob er es beschworen hätte. Von hohem majestätischen Wuchs, birgt sein Aeußeres, das dem Anschein nach kalt ist, eine Feuerseele. In der Schule der Ehre, worin seine Vorfahren Lehrer gewesen sind, aufgewachsen, ist er unbeugsam in der Erfüllung einer Pflicht. Nach seiner Ansicht ist das Abfinden mit einem Princip eine Nichtswürdigkeit, wo nicht selbst eine Felonie. Brechen würde man ihn können, beugen aber nie. „Mit Rebellen unterhandle ich nur durch den Degen!" Läßt sich nicht in dieser Aeußerung, die er bei einer feierlichen Gelegenheit gethan hat, das ferne Echo der ritterlichen Tugenden des Mittelalters vernehmen?"

(Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Präsident und Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

(Aus dem New York Herald.)

Der Präsident, Franklin Pierce, geboren im Jahre 1804, zu Hillsborough in New Hampshire, ist ein Sohn des verstorbenen Gouverneurs Benjamin Pierce, und, da er erst 49 Jahre zählt, der jüngste Mann, der bis jetzt zur Präsidentschaft gelangte. Nach Beendigung seiner akademischen Studien, trat er in das Collegium Bowdoin im Staate Maine ein, und als er dort promovirt hatte, studirte er Jura, ward in dem Advocatenstande aufgenommen, und eröffnete seine Praxis in seiner Geburtsstadt. Innerhalb zweier Jahre ward er in die Legislatur gewählt, und im zweiten Jahre seines Dienstes erwählte man ihn zum Sprecher des Repräsentantenhauses von New Hampshire. Im Jahre 1832 in den Congreß gewählt, nahm er im folgenden Jahr seinen Sitz als Mitglied desselben ein. Während der vier Jahre, die er in diesem Hause fungirte, war er ein stätiger Anhänger der demokratischen Administration des Generals Jackson, doch zeichnete er sich, bescheiden und ohne Anmaßung, in den Debatten selten aus. Im Jahre 1837 ward er in den Senat der Ver. Staaten versetzt, er gab aber seinen Sitz nach fünf Jahren wieder auf, um in Concord zu seinem früheren Beruf zurückzukehren. An der Barre zu New Hampshire erwarb er sich als Advocat einen außerordentlichen Ruf und galt für einen der tüchtigsten Gesetzkundigen des Staates. Auch wollte er sich seinem Berufe nicht wieder entfremden, und lehnte sowohl einen Sitz im Cabinette des Präsidenten Polk, als die Ernennung zum Gouverneur oder in den Senat der Ver. Staaten ab. Als der Krieg mit Mexico ausbrach, trat er

Digitized by Google

als Gemeiner in das Regiment von New England ein; der Präsident schickte ihm aber ein Obristenpatent zu und beförderte ihn nachdem, im März 1847, zum Range eines Brigade-Generals. Er landete am 28 Juni desselben Jahres mit einem Corps von 2500 Mann zu Veracruz, und zeichnete sich in mehreren Schlachten aus, die zwischen genannter Stadt und der Stadt Mexico vorfielen. Nach hergestelltem Frieden gab er sein Officierspatent wieder ab, und kehrte nach Hause zurück, wo ihm von seinen Mitbürgern ein herzlicher und glänzender Empfang zu Theil ward. Er wurde sodann in den Staats-Convent berufen, um die Verfassung von New Hampshire zu revidiren, und wurde zum Präsidenten dieser Körperschaft erwählt. Im Jahre 1848 ward seiner oft als Candidat der Vice-Präsidentschaft der Ver. Staaten gedacht, er wollte aber nichts von einer solchen Ernennung wissen. Im Januar 1852 wurde er von dem democratischen Staats-Convent zu Concord einstimmig als Candidat der Präsidentschaft der Ver. Staaten in Vorschlag gebracht, er lehnte die ihm zugedachte Ehre aber durch folgendes Schreiben vom 12. Januar, an seinen Freund, Herrn Atherton, ab: „Dieselben Gründe, die mich vor mehreren Jahren bewogen haben, mich in's Privatleben zurück zu ziehen, veranlassen mich auch augenblicklich noch zu der Erklärung, daß die Nennung meines Namens in irgend einer Sache vor dem democratischen Nationalconvente zu Baltimore, von dem Sie ein Mitglied sind, meinem Geschmacke und meinen Wünschen ganz und gar zuwider seyn würde." — Wir halten es für überflüssig, hier die wohlbekannten Umstände zu wiederholen, welche zu der vorgängigen Ernennung und hernach siegreichen Wahl des Generals Pierce zu dem hohen Amte geführt haben, nach dem er nicht getrachtet hat, das ihm aber trotz dem von dem Volke verliehen worden ist und dessen Verantwortlichkeit er nun trägt.

Der Vice-Präsident, William Rufus King, gehört in Nord Carolina zu Hause, wo er im Jahre 1786 geboren worden ist. Er ist folglich 67 Jahre alt, und sein Gesundheitszustand so precair, daß, wenn er von seinem augenblicklichen Besuche in Westindien nach den Ver. Staaten zurückkehren sollte, es noch die Frage seyn dürfte, ob er den Obliegenheiten eines Vice-Präsidenten würde genügen können. Dieselben beschränken sich auf den Vorsitz im Senat, und im Falle seiner Abwesenheit nimmt der provisorische Präsident dieses Corps, der von den Senatoren gewählt wird, seinen Platz ein. Augenblicklich fungirt Herr Atkinson, aus dem Missouristaate, als provisorischer Präsident. Im Falle, daß der Vice-Präsident mit Tode abginge, würde Herr Atkinson in seiner jetzigen Stellung verbleiben, ohne jedoch deren Titel zu führen, indem das Amt dann als erledigt gälte; wenn aber Beide, der Präsident und der Vice-Präsident, stürben, so würde der provisorische Senats-Präsident auf so lange, bis eine neue Wahl beschafft werden könnte, Präsident der Ver. Staaten werden. Dies Verhältniß findet nach den Vorschriften der Congreßacte vom 1. März 1792 statt.

Wir sind mit den Verhältnissen und Studien aus der Jugendzeit des Herrn King nicht bekannt, wissen aber, daß er nach vor seinem ein und zwanzigsten Jahre in das öffentliche Leben getreten ist, indem er von den Einwohnern der Gemeinschaft Sampson zu deren Vertreter in der Legislatur seines heimischen Staates gewählt worden war. In dem Alter von 24 Jahren, 1810, wurde er von den Einwohnern des Bezirks seines Wohnortes in den zwölften Congreß gewählt, der seine erste Sitzung im Herbste von 1811 hielt. Dieser Congreß war es, der Großbritannien den Krieg erklärte, und dieser Maußregel der democratischen oder republikanischen Partei, so wie jeglichem Vorschlage zu einer energischen Kriegführung redete Herr King das Wort. Er wurde in den Jahren 1813 und 1815 neuerdings in den Congreß gewählt, und blieb dessen Mitglied bis ein Jahr nach hergestelltem Frieden. Im Jahre 1816 gab er seinen Sitz im Congreß auf, weil er zum Secretair der Gesandtschaft des Herrn William Pinkney an den Höfen von Neapel und Petersburg ernannt worden war. Während seines zweijährigen Aufenthalts in Europa hatte Herr King die Continentalregierungen, so wie die Lage und den Character ihres Volks, gehörig kennen gelernt. Aus Europa zurückgekehrt, verlegte Herr King bald, 1818, seinen Wohnsitz von Nord Carolina nach dem Gebiete von Alabama, wo er zur Abfassung einer Constitution desselben vor seiner Aufnahme als ein Staat in der Union behülflich war. Er wurde von der Legislatur als einer der ersten Senatoren Alabama's gewählt, (mit John W. Walker als Collegen) und nahm seinen Sitz in dem Senat der Ver. Staaten im Jahre 1819. Er hat dieser Körperschaft vier und zwanzig Jahre nach einander angehört, indem er 1823, 1829, 1835 und 1841 immer auf's Neue gewählt worden ist. Er gab seinen Sitz im Frühjahr 1844 auf, weil ihm der Präsident Tyler die Sendung nach Frankreich angetragen hatte, eine Mission, die er hauptsächlich in der Absicht übernahm, um einen vereinten Protest Frankreichs und Englands gegen den Anschluß von Texas, der eben im Werke war, abzuwenden. Er war ein früher und entschiedener Freund der großen politischen Maußregeln, die dem Volke Nordamerika's die Controlle über alle die guten Baumwoll-Länder in die Hände gegeben hat, die nicht in der alten Gränze der Conföderation oder des Ankaufs von Louisiana belegen sind. So wie Herr King seine Mission erhalten hatte, trat er sogleich seine Reise an, um sie zu erfüllen. Ludwig Philipp unterhandelte über den Gegenstand mit Herrn King, und ließ sich überreden, daß der intendirte Protest den Anschluß nicht verhindern würde. Darauf erklärte der König der Franzosen dann: „daß er nichts Feindseliges gegen die Ver. Staaten, noch was ihnen gerechter Weise Anstoß geben könnte, unternehmen wolle." In Folge dieser Erklärung stand England nun isolirt da und gab auch seinerseits den Plan auf, wider den Anschluß von Texas Protest einzuwirken. Nach erhaltener Erlaubniß, seinen Gesandtschaftsposten aufzugeben, kehrte Herr King im November 1845 nach den Ver. Staaten zurück. Im Jahre 1848 wurde er in die Stelle von Arthur Bagby, der nach Rußland gesandt ward, wieder zum Senator von Alabama in den Ver. Staaten ernannt, und im Jahre 1849 von der Legislatur auf den vollen Termin von sechs Jahr erwählt. Als Herr Fillmore, der Vice-Präsident, im Jahre 1850 durch den Tod des Generals Taylor zur Präsidentschaft gelangt war, wurde Herr King von dem Senate zu dessen provisorischen Präsidenten gewählt, ein Posten, den er schon in früheren Jahren, von 1836 bis 1841, bekleidet hatte. Es ist unnöthig, die einzelnen Umstände der Ernennung des Herrn King durch den democratischen Convent, im Juni v. J., und wie er in der Wahl zur Vice-Präsidentschaft gesiegt hat, anzugeben. Da er seiner Gesundheit wegen das Land auf einige Zeit zu verlassen genöthigt war, so hatte er seinen Sitz im Senate während der letzten

Digitized by Google

Sitzung niedergelegt. Herr King ist mit dem Eintritt in's politische Leben ein Anhänger des Herrn Jefferson und ein steter Gegner der Machtverleihung des Congresses gewesen. Er galt in den verschiedenen Controversen, die sich über den Tarif, die Sclaverei und innere Verbesserungen in dem Congreß erhoben hatten, für einen der Verfechter der Rechte der südlichen Staaten. Er ist nie verheirathet gewesen. Gelebt hat er viele Jahre zu Selma, am Alabama-Flusse, im Staate dieses Namens.

Edict eines chinesischen Präfecten gegen Seelenverkäuferei.

Canton Blätter neueren Datums enthalten folgendes Document, das durch die bekannten Vorfälle zu Amoy veranlaßt worden ist.

Woo, der fungirende Präfect von Tie-chiu-Fu, der zehn Grade hoch befördert und dessen zehnmal erwähnt worden ist, erläßt dies Edict, um dem Unwesen der südischen Vagabunden ein Ende zu machen, welche die legalen Unterthanen des Kaisers verlocken, sich zu Sclaven eines fremden Landes zu machen.

Es ist uns von der Behörde zu Tenghae berichtet worden, daß zu San-kaau, Fang-kai-fae, 2c. fremde Schiffe liegen, und gewissenlose Buben daselbst ihnen Leute verhandeln, um in einem fremden Lande Sclaven zu werden. Sie hintergehn das Volk mit schönen Worten, und manche aus dem unwissenden Volke von Tie-chiu sind durch sie verleitet worden, sich für einige wenige Thaler zu verkaufen und an Bord der Schiffe der Fremden bringen zu lassen. Sie werden nach einem fremden Lande gebracht werden, um dort ihr Lebelang Sclaven zu seyn. Sie scheinen nie bedacht zu haben, daß ein jeder von ihnen Vater und Mutter hat, die ihnen das Leben gegeben und sie unter größter Noth und Sorge groß gezogen haben. Tszin-tsze (einer der Schüler des Confucius) hielt so viel auf seine Person, daß er nicht den kleinsten Flecken auf seiner Haut duldete.

Wie kann nun wohl ein Mensch dazu kommen, sich zum Sclaven von barbarischen Fremden zu machen, und sich für immer der Verehrung seiner Vorfahren zu begeben! Die Gelehrten, die Landleute, die Handwerker und die Kaufleute haben jeder ihren ordentlichen Geschäftsbetrieb, und selbst diejenigen, die nicht die Mittel zu einem Geschäfte haben und in keiner Kunst bewandert sind, können auf die Regierung bauen und sich als Freiwillige anwerben lassen, um die Rebellen zu unterwerfen. Wenn sie sich dann auszeichnen, so wird der kaiserliche Hof sie belohnen, ihrer Eltern Namen werden verherrlicht und ihre Kinder werden ihrentwegen geehrt und bereichert werden. Wie viel besser ist dieses, als bei Lebzeiten eines Ausländers Sclave, nach dem Tode eines Fremden Geist zu seyn. Wir bedauern Euch mit elterlicher Theilnahme! Mögen hinführo die Väter ihren Söhnen lehren und die älteren Brüder die jüngeren ermahnen, alle Gedanken, in ein fremdes Land zu gehen, zu unterdrücken. Bedenkt wohl, was Ihr thut! Bewahret den Willen Eures kaiserlichen Monarchen und die kindliche Liebe zu Euren Vätern in Euren Herzen. Wenn sich ferner Buben finden sollten, die Euch verlocken wollen, Euer Lebensglück zu verscherzen, so überantwortet sie der Polizei, damit nach der Strenge des Gesetzes mit ihnen verfahren werde. Schließlich warnen wir die schamlosen Agenten der Fremden, damit sie nicht Unwissenheit vorschützen können.

Ein Jeder leiste diesem speciellen Edicte Gehorsam!

Hien-Fung, im 2ten Jahr, 11ten Monat, 2ten Tage.

Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhängender Darstellung auf geographischer Grundlage. Ein Leitfaden für mittlere und höhere Lehranstalten von Dr. Assmann, Prof. in Braunschweig. Braunschweig, bei Vieweg & Sohn. 1853. S. 160. VIII.

Wenn die Wichtigkeit eines Unterrichtsgegenstandes nach dem Einfluß beurtheilt werden muß, welchen er auf die Gesammtentwickelung der kindlichen Anlagen hervorbringt, so ist unstreitig nächst der Religionslehre dem Geschichtsunterricht der erste Platz einzuräumen, denn er übt nicht allein Verstand und Urtheilskraft, Gedächtniß und Phantasie, sondern er erfüllt auch den Geist mit edlen Vorbildern, veredelt Herz und Gemüth, weckt das sittliche Urtheil wie das sittliche Gefühl, spornt den Willen zu gemeinnützigen Thaten an und erfüllt mit vaterländischen Gesinnungen, zeigt uns die Menschen ferner in ihrem Thun und Treiben und das erziehende Walten Gottes bei dem ewigen Wechsel und Wandel der Erscheinungen im Menschen- und Völkerleben. Diesen hohen Zweck erreicht der Geschichtsunterricht aber nur dann, wenn er auf die rechte Weise behandelt wird, denn auch hier kommt, wie bei andern Lehrfächern, das Meiste auf die Art und Weise, auf die Methode an. Wird die Geschichte blos als ein Aggregat von Wörtern, Zahlen, Regentenfolgen, Kriegen und Schlachten, oder werden die Begebenheiten blos als Resultate menschlicher Klugheit, Ränke oder Dummheit betrachtet und dargestellt, so wirkt sie auf Geist und Gemüth mehr niederdrückend als erhebend. Was nun den Stoff betrifft, so kann er bekanntlich sich auf die vaterländische oder auf die allgemeine Geschichte der Völker und Staaten, oder wieder mehr auf das religiöse Element beziehen, und die Behandlung desselben kann biographisch oder geographisch sein. Wenn wir uns nun auch in den sogenannten Volksschulen wohl mit der biblisch-religiösen und vaterländischen Geschichte begnügen können, so bedürfen doch die höheren Lehranstalten (unter der Voraussetzung, daß das Vaterland und das religiöse Element auch hier ihre Hauptbeachtung finden) eine gründlichere Behandlung der allgemeinen Geschichte, und ob wir gleich in den unteren Klassen derselben die biographische Methode für besonders geeignet halten, so müssen wir doch nach dieser Vorbereitung für die folgenden Curse dem geographischen Princip den Vorzug geben, besonders wenn man, wie der Verf. obiger Schrift, alle wichtigen Elemente der Volksentwicklung damit in Beziehung zu setzen versteht. Diesem Principe, das durch v. Humboldt's und Ritter's wissenschaftlichen Forschungen immer mehr Anerkennung gefunden (indem der Einfluß des Bodens und der Natur auf die Entwickelung der Völker mannigfaltige Aufschlüsse über bisher unerklärte Verhältnisse ertheilt hat), verdanken wir in neuerer Zeit mehrfache, bald glücklichere, bald unglücklichere Versuche, die Geographie mit der Geschichte und die Geschichte

Digitized by Google

mit der Geographie in Verbindung zu bringen. — Wir müssen den Versuch des Verf. zu den glücklichen zählen. Mit Consequenz verfolgt er, seit vielen Jahren mit dem Geschichts- und Geographieunterricht vertraut, diesen Weg, giebt zuerst eine anschauliche Kenntniß des Schauplatzes der Begebenheiten, giebt die wichtigsten Momente aus der Religions-, Literatur- und Kunstgeschichte hinein, so daß eine Kulturgeschichte der Menschheit entsteht, welche den Zusammenhang in dem Entwickelungsgange der Menschen und die Art und Weise darstellt, wie die Verbindung der Völker unter dem Einflusse geographischer Verhältnisse sich immer mehr erweitert hat, wodurch nicht allein Menschen- und Gotteskenntniß befördert, sondern auch die Wahrheit klar gemacht wird, „daß jedes Volk, was es in der Geschichte geworden ist, nur in dem ihm als Wohnsitz angewiesenen Lande zu werden vermochte." Um ein Beispiel zu geben, wie der Verf. dieses Ziel zu erreichen strebt, führen wir Griechenland an. Zuerst weist er darauf hin, daß dessen Lage zu frühem Seeverkehr bestimmte, daß dadurch, wie durch die Colonien, ein reges Leben, gleiche Sprache und Sitte, obgleich keine Staatseinheit entstand. Dann folgen die Gebirge, Landschaften und Hauptstädte, die Urelewohner und die Einwanderer; die Religion und das Staatsleben, die ionischen Kolonien und die Einrichtungen zur Beförderung des National-Einheits-Bewußtseins, endlich die einzelnen Staaten Sparta, Athen, die Colonien, Kunst und Wissenschaft. — So ist kein Hauptmoment übergangen, aber Alles, weil das Buch ein Abriß sein sollte, kurz und prägnant. Die Darstellung, obgleich synchronistisch, ist doch so gehalten und die Uebersicht durch Ueberschriften und chronologische Zahlen am Rande so erleichtert, daß das Buch nicht allein dem Schüler bei Repetitionen treffliche Dienste leisten, sondern auch die Geschichte jedes einzelnen Volkes herausgehoben und für sich behandelt werden kann.

Da Druck und Papier überdies von der Sorgfalt der Verlagshandlung zeugen, so können wir dem Unternehmen einen günstigen Erfolg wünschen und voraussagen.

Dr. J. C. Kgr.]

Der Sudetenführer. Taschenbuch für Reisende in das Schlesische Gebirge, in dessen ganzer Ausdehnung, nebst einer kurzen Beschreibung von Breslau. Von Julius Krebs. Zweite gänzlich umgearbeitete und verbesserte Auflage. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1852. (VIII u.) 199 Seiten. 8.

Erinnerung an das Riesen-Gebirge. Neun Ansichten in Stahlstich. Nebst Sagen von Rübezahl und der Ruine Kynast. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 24 Seiten. Quer-4.

„Der Sudetenführer", zuerst 1839 in 1200 Exemplaren erschienen und schon damals mit Beifall aufgenommen, wird hier den Reisenden in einer völlig neuen Bearbeitung dargeboten. So wie das Buch jetzt vorliegt, gehört es unstreitig zu den besten seiner Art und befriedigt die verschiedenartigsten Ansprüche an einen solchen Wegweiser.

Zuerst ist eine kurze, aber für den Zweck genügende Beschreibung Breslau's gegeben; dann folgen die fünf, auch in einzelne Touren abgezweigten Wanderungen: 1) Das Zobten-, Eulen- und Hochwaldgebirge. 2) Das Riesen- und Isergebirge. 3) Das Katzbach- und Lausitzergebirge. 4) Das Hirschberg-, Mense- und Schneegebirge. 5) Das schlesisch-mährische Gebirge (Gesenke). — Neben dem was unmittelbar zur Gegend- und Ortskunde gehört, ist überall eine Menge von interessanten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Notizen und Sagen eingeflochten und Bemerkenswerthes in Wissenschaft und Kunst (Bibliotheken, Museen rc.) nicht unerwähnt geblieben; in letzterer Beziehung haben wir manche, uns wenigstens, neue Nachweisungen gefunden. Der in großer Anzahl bekanntlich vorhandenen Badeorte ist in angemessener Kürze gedacht, indem der Verfasser von dem richtigen Gesichtspunkte ausgegangen, daß der Kurgast lieber eine speziellere Monographie des von ihm besuchten Bades, welche den Lustreisenden weniger interessirt, kaufe; mehrere solcher ausführliche Beschreibungen sind an ihren Stellen genannt.

Der „Sudetenführer" wird auch Lesern, die das schlesische Gebirge zu bereisen nicht geneigt oder verhindert sind, eine belehrende und sehr unterhaltende Lectüre gewähren, um so mehr, da bei der Abfassung desselben der gewöhnlich etwas trockene Stil der Wegweiser geschickt vermieden ist. Wir könnten, wenn der Raum es gestattete, dafür mehrere Belege abdrucken lassen.

Als Anhang (S. 187—196) ist eine Sudeten-Flora (ein alphabetisches Verzeichniß aller Orte des Zobten-, Mittel-, Riesen-, Iser- und glazer Gebirges, wo der Freund der Botanik bemerkenswerthe Pflanzen findet) von W. G. Scheidee hinzugefügt. Das kurze Verzeichniß einiger für die schlesische Flora neuen Pflanzen theilen wir hier mit:

Arabis hirsuta Scop. β glaberrima, aus dem Kessel im Gesenke der Sudeten. Polygala vulgaris L. γ alpestris, in den Sudeten. Epilobium viegatum Fries., auf Wiesen, an Bächen, Quellen, in feuchten Wäldern. Saxifraga caespitosa L., in Gebirgen, in Felsritzen, an steinigen Orten. Heracleum sibiricum L., Wiesen der Sudeten. Aster alpinus L., Kessel der Sudeten. Senecio erraticus Bert., am Ufer der Oder. Centaurea austriaca Willd., in Wäldern, Rosenberg in Oberschlesien. C. montana L., in Bergwäldern. Cirsium eriophorum Scop., in Gebirgsthälern. Crespis sibirica L., im Kessel an der janowitzer Haide im Gesenke. Hieracium sudeticum Sternb., an die Elbquellen.

Ein gutes alphabetisches Register erleichtert den Gebrauch des Werkes, welchem eine Ansicht von Breslau, sowie eine saubere Karte des Riesengebirges in seiner ganzen Ausdehnung nebst den angrenzenden Theilen von Schlesien, Böhmen, Mähren rc., unter Zugrundelegung der Stielerschen und Reymannschen Karte zum Gebrauche für Reisende bearbeitet beigegeben ist.

Die „Erinnerung an das Riesengebirge" besteht aus folgenden kleinen Ansichten in Stahlstich: Aussicht von der kleinen Stormhaube und dem großen Rad. Der große schwarze Teich (am Gehänge des Lohnberges). Der Ziegenrück. Der Hayafall. Der Zackenfall. Der Elb-Fall. Reine Kynast, von Hullenstein. Reine Kynast, Schloßhof. Reine Kynast, das Burgverließ. — Den Text bilden 7 Legenden vom Rübezahl von Rudolph Löwenstein und 4 Sagen von dem Kynast von Friedrich

Digitized by Google

Rückert und Johannes Kreu. Als Einleitung sind die zur Wanderung nach dem Gebirge ermunternden Verse vorgesetzt:

Es giebt ein Land, — welch anderes ist ihm gleich? —
In seinen Bergen ist's an Wundern reich:
Die Höh'n und Thäler deckt ein üppig Grün;
In tiefen Schluchten eingsum sproßen, blühn
Viel tausend Blumen, und inmitten fließen
Waldbäche hin, die Söhne stolzer Riesen,
Der Berge, die sich hoch gen Himmel bau'n
Und weit hinein ins Land, gleich Wächtern, schau'n.

Und wer dort oben von den Höh'n entzückt
Auf Schlesiens reiche Au'n eingsum geblickt,
Erregt von frischer, freier Bergesluft,
Bewegt von lieblich süßem Blüthenduft:
Wem hat's da nicht tief in der Brust geklungen,
Von Zaubertönen wunderbar durchdrungen?
Und diese Klänge sanfte Melodie —
Woher entstehet und wer deutet sie?

Beide angezeigte Bücher: „Der Sudetenführer" und „Erinnerung an das Riesengebirge" werden Sudetenwanderern sehr nützliche und angenehme Begleiter sein. Hoffmann.

Balthasar Schöpff, der Zeidler. Geschichtliche Erzählung zur Unterhaltung für die Jugend von Philipp Körber. Mit 1 Titelstahlstich und 2 colorirten Lithographien. Nürnberg. Verlag von J. L. Lorzbeck. 150 S. 8.

Diese, der nürnbergischen Familiengeschichte entlehnte Erzählung reiht sich andern ähnlichen, mit welchen Herr Körber der Jugend eben so nützliche als angenehme Geschenke macht, an. Das Geschlecht der Ebner und Haller hat den Stoff dazu geliefert; die Hauptpersonen sind ein junger Sproß desselben, Benno, ferner Balthasar Ebner, der wegen eines früheren Brudermordes aus der Vaterstadt verbannt, unter dem Namen Schöpff als Zeidler, d. h. Honigsammler in der Waldung um Nürnberg, lebt, und Benno von Haller, dessen tyrannische Behandlung und Mordanschläge der Knabe Benno vom Zeidler entrissen wird. — Der 83jährige Balthasar Ebner stirbt, von Haller's Bolzen getroffen; Haller wird von den Bienen, die von dem Verwundeten aus ihren Stöcken getrieben werden, getödtet, Benno der Obhut eines achtbaren Edelmanns anvertraut.

Der Aufenthalt Benno's bei dem Zeidler giebt dem Verf. Gelegenheit, den Honigsammler seinen jungen Schützling mit der Natur, dem Leben und der Arbeit der Bienen bekannt machen zu lassen und an seine Mittheilungen heilsame Lebensregeln zu knüpfen für den, vom alterschwachen ehemaligen Schultheiß Ebner, der den Enkel bis zu seinem, gleich im Anfang der Erzählung erfolgenden Tode in seiner Obhut hat, verzogenen und kecken, durch Haller's strenge Behandlung aber eingeschüchterten und gänzlich umgewandelten Knaben.

Ein Erbvertrag. Roman von Auguste Bernhard. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1852. 223 Seiten. 8.

Ein Edelmann in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts stirbt mit Hinterlassung einer eigenthümlichen letztwilligen Verfügung, in welcher er die Tochter seines zweitgeborenen Sohnes auf den Fall zur Erbin einsetzt, daß sein ältester Sohn, der eine unstandesmäßige Ehe eingegangen, sich entfernt und dessen Aufenthalt unbekannt ist, nicht aufgefunden werde. Aber an diese Erbeinsetzung knüpft er für seine Enkelin die Bedingung, ihren Vetter, den Sohn seines dritten Sohnes, zu heirathen; bliebe sie unerfüllt, so sollten die gesammten Familiengüter an den Vetter oder dessen Erben fallen. — Eva von Falkenburg hat ihre Liebe einem jungen preußischen Unteroffizier, dem Sohne des ältesten Barons von Falkenburg und ihrer Erzieherin, der jetzt hochbejahrten Martha, zugewendet, der ihr Gespiele gewesen. — Der Baron Julian (der Vetter) beginnt seine Bewerbung und — woran er gar nicht gedacht — verliebt sich in Eva, die ihrem Siegbert, der später durch einen allerdings wunderbaren Zufall sich als Sohn des verstorbenen Baron Friedrich und Martha's zu legitimiren in den Stand gesetzt wird, jedoch treu bleibt und ihn heirathet. Dies der Hauptinhalt der nicht uninteressanten, gut erzählten Geschichte, in welcher auch eine edle Venetianerin, die Maitresse Julians, die von ihm ein Ehversprechen erhalten, ein sechszehnjähriger, seine Herrin liebender stummer Page, der in ihrem Dienst seinen Tod findet, u. dgl. vorkommen.

Daß die Verfasserin ihren Roman: Ein Erbvertrag betitelt, werden galante Juristen der Dame nicht übel deuten.

Papier und Druck sind sauber.

Neuestes Comptoir-Lexikon der französischen und deutschen Sprache, etc., von Louis Reignier. II. Deutsch-französisch. Nürnberg, Verlag von J. L. Lotzbeck. 254 Seiten. 8.

Nr. 41 des Jahrganges 1852 unserer Zeitschrift enthält die Angabe des vollständigen Titels dieses Werkes, welches außer zum Nachschlagen, auch dazu dienen soll, Stoff zum Studium der phraseologischen Sätze, die in der französischen Handelscorrespondenz vorkommen, zu gewähren und eigene Briefmuster gewissermaßen entbehrlich zu machen.

Gleich der früher angezeigten ersten Abtheilung, welche das französisch-deutsche Lexikon umfaßt, genügt auch diese zweite dem augenblicklichen Bedürfnisse, ja sie ist, was die wichtigsten Artikel anlangt, sehr ausführlich; der Buchstabe A, 6 Bogen, scheint uns jedoch nicht im rechten Verhältnisse zu den übrigen Buchstaben, die zusammen 10 Bogen füllen, zu stehen, obgleich auch in der Reihe der unter denselben aufgeführten Artikel wol keine wesentliche vermißt werden möchten, und diese, wie z. B. Handel, Wechsel ꝛc. in hinreichender Vollständigkeit bearbeitet sind. — Bei manchen Wörtern und Phrasen ist eine Sacherklärung hinzugefügt.

Digitized by Google

Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien von Dr. G. H. von Schubert. Zweite Auflage. 2 Bände. Erlangen, 1853. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. (Adolph Enke.) VI, 256 und 284 Seiten Gr. 8.

Man wird zur staunenden Bewunderung hingerissen, wenn man auf die rastlose literarische Thätigkeit des würdigen Verfassers hinblickt, eine Thätigkeit, der um so mehr die ungetheilteste Anerkennung gebührt, da ihr mit dem schönsten Erfolg belohnter Zweck ist, Natur und Menschenleben so zu schildern, daß diese Schilderungen die Leser hinleiten zur richtigen Erkennung beider, sie das wohlhaft Große und Edle verehren, das Seichte und Unwürdige verabscheuen lehren.

Das vorliegende Buch ist eine neue Bearbeitung der ersten Auflage, „bei welcher sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, zunächst nur Das zu geben, was der Titel verspricht: die Beschreibung seiner Reise und der auf ihr gemachten äußeren wie inneren Erfahrungen. Vieles ist deshalb ganz ausgeschieden oder kürzer zusammengefaßt worden, was in der älteren Auflage jenem Hauptzweck des Buches fremd war. Uebrigens ist dieses an Inhalt und Form unverändert und auch das Gepräge im Wesentlichen unverwischt geblieben, das die Stimmung jenes jugendlich frischeren Lebensalters, in welche die Zeit der Reise fiel, ihrer Beschreibung, zuweilen in Ueberfülle, mitgetheilt hatte."

Daß uns hier keine gewöhnliche Touristen-Berichte dargeboten werden, dafür spricht schon Schubert's Name. Natürlich mußte manches Bekannte, anderweitig gründlicher, aus anderen Gesichtspunkten Dargestellte, hauptsächlich wo es sich um Werke der Kunst handelt, berührt werden; aber des Eigenthümlichen und Selbstbeobachtenden ist so Viel vorhanden, daß auch Leser, welche die vom Verfasser besuchten Gegenden aus eigener Ansicht oder aus älteren und neueren Reisebeschreibungen kennen gelernt haben, ihre Kenntniß jener schönen Länderstriche vielfältig bereichert sehen werden. Die Freunde der Naturgeschichte finden mehrere belehrende Nachweisungen, vorzüglich in Beziehung auf Ichtyologie und Helminthologie; wo Gegenstände der Kunst erwähnt sind, ist in der Regel, wenn auch nur kurz, Biographisches über die Künstler beigefügt; das Treiben und Thun in den größeren Städten, ihre geschichtlichen, artistischen und wissenschaftlichen Denkwürdigkeiten sind nie unbeachtet geblieben und an Zügen aus dem Volksleben fehlt es nicht; die kleinen Reiseabenteuer sind mit Humor erzählt.

Die Reise geht von Straßburg aus nach Lyon (S. 1—12), von welchem (S. 12—38) ausführlich gesprochen wird; dann von Lyon nach Avignon (S. 39—69). Das Thal von Vaucluse, der Pont du Gard, Nismes, Montpellier und Cette sind Gegenstände der Beschreibung der fortgesetzten Reise (S. 69—138). Darauf geht es weiter über Beaucaire, St. Remy und Aix nach Marseille (S. 138—159); der Aufenthalt in Marseille giebt zu einem interessanten Gemälde der Stadt (S. 159—182) reichen Stoff. Die Schilderung der Reise nach Toulon, dieser Stadt so wie des lieblichen Hyeres, und der Fußreise von Toulon nach Nizza nehmen den übrigen Raum (S. 183—250) des ersten Bandes ein.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist: Nizza (S. 1—31); die Reise nach dem Col de Tenda (S. 32—55); die Abreise von Nizza nach Genua (S. 55—77); Genua (S. 77—90); die Reise von dort nach Pisa, Livorno und Florenz (S. 90—126); die Reise von Florenz nach Rom (S. 126—136). Es folgt jetzt „ein Brief aus Rom" an den Professor Dr. J. W. Pfoff in Erlangen (S. 136—143); dann werden geschildert die ersten Tage in Rom (S. 144—170); die Reise nach Tirol (S. 170—175); das Peter- und Paulsfest in Rom (S. 175—187); die Reise von Rom nach Neapel (S. 187—195); Neapel (S. 195—208); die Fahrten nach Puzzuoli, dem Vesuv und Pompeji (S. 208—229); die Rückreise von Neapel und die letzten Tage in Rom (S. 229 bis 234); die Reise von Rom nach Terni, Bologna und Mailand (S. 234—257); Mailand (S. 257—267); die Rückreise von Mailand durch einen Theil der Schweiz nach der Heimath (S. 267—284).

Nur die Haupt-Reiserouten und die merkwürdigsten Ruheplätze des Verfassers und seiner Reisegenossen sind in obiger Uebersicht genannt; Nichts, was auf dem Wege Beachtungswerthes sich fand, ist unerwähnt und unbesprochen geblieben; ja die Aufmerksamkeit des scharfsichtigen und kenntnißreichen Berichterstatters ist Manchem zugewendet worden, an welchem frühere und spätere Reisende, ohne sich darum zu bekümmern, vorübereilten.

Mit vollgiltigen Belegen alles Dessen, was wir an dem Buche gerühmt, könnten wir viele Spalten dieser Blätter bereichern; einige derartige Mittheilungen haben wir unter „Miscellen" bereits geliefert, andere sollen folgen.

Die äußere Ausstattung ist einfach, aber geschmackvoll und sauber.

Hoffmann.

Miscellen.

Von den bekannten deutschen Schlagbäumen wird jährlich ein Quantum von 60 Tonnen Gewichts aus Deutschland über Havre in England eingeführt.

Ein neueres Werk über China giebt u. a. folgende Notiz über einen Portraitmaler zu Canton, der von den Europäern als ein chinesischer Sir Thomas Lawrence bezeichnet wird:

„Lamqua, so heißt der Künstler, leistet Außerordentliches in der Oelmalerei, aber seine Ansichten über weibliche Schönheit weichen von den unsrigen stark ab. In einer Unterredung um seine Meinung über eine schöne Engländerin befragt, die eben in Canton anwesend war, sagte er: „sie ist zu rund von Gesicht, hat zu viel Roth in den Wangen, ihre Augen sind zu blau und zu groß, sie ist zu hoch aufgeschossen, zu plump, ihr Gesicht ist redend (er meinte damit den Ausdruck ihrer Züge), und dabei hat sie Füße, daß sie darauf gehen kann." — Wir sahen in Lamqua's Atelier eine Menge Portraits sowohl von Europäern als von Chinesen, deren viele sich durch außerordentliche Aehnlichkeit auszeichneten, und die, wiewohl des Lichtes und des Schattens ermangelnd, meisterhaft ausgeführt waren.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 28. Mittwoch, den 6. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das heilige Grab zu Jerusalem ..... Seite 213
Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849. (Schluß.) ..... „ 215
Schwärmerische Verehrung und maßlose Verachtung ..... „ 216
Literatur:
Taschenbuch für die vaterländische Geschichte ..... „ 217
Gesammelte Erzählungen von Dr. August Wildenhahn ..... „ 219

Das heilige Grab zu Jerusalem.

Der obige Gegenstand hat außer seinem hohen Interesse im christlichen Sinne durch neuere politische Ereignisse noch eine besondere Wichtigkeit erlangt, daher die folgende, einem englischen Blatte entnommene, historische Skizze unsern Lesern willkommen sein dürfte.

Im Jahre 1819 hatten Ludwig XVIII. und der Kaiser Alexander sich dahin verständigt, daß sie bei der Pforte ein Arrangement auszuwirken suchen wollten, das, unter der vereinten Garantie der drei Mächte, den steten Streitigkeiten zwischen den Griechen und Lateinern ein Ende machte, die Vorrechte feststellte, und eine gemeinsame Benutzung begründete. Ersterer trat hiebei als „der erbliche Schirmherr der Katholiken im Osten," und Letzterer als „der Beherrscher der größeren Mehrzahl der Bekenner der griechischen Kirche" auf. Die desfallsigen Unterhandlungen fanden zu Paris, St. Petersburg und Constantinopel statt. Französischerseits wurde der Graf Marcellus beauftragt, Unterhandlungen mit dem Patriarchen von Jerusalem und dem General-Patriarchen zu Constantinopel anzuknüpfen. Mit beiderseitigem Einverständniß wurde als einleitender Schritt beschlossen, daß zwei Agenten nach Jerusalem abgesandt werden sollten, um sich von allem in Kenntniß zu setzen, was zur Vervollständigung der Unterhandlung Noth thäte. Die französische Regierung erkor dazu den Herrn von Marcellus, dem Schreiben von dem Synod, so wie auch Firmans der Pforte, deren er zur Förderung seiner Forschungen bedurfte, mitgegeben wurden. In gleichen Aufträgen begab sich russischerseits Herr Daschkoff nach dem Orte seiner Bestimmung, und das Resultat Beider Forschungen berechtigte in hohem Grade zu der Hoffnung, daß ihre respectiven Regierungen einen befriedigenden Erfolg erzielen würden. Die Kunde, die sie an Ort und Stelle gesammelt hatten, wurde zur Grundlage eines Arrangements genommen. Die Unterhändler waren eben in voller Thätigkeit, als sie sich durch den Ausbruch der griechischen Revolution, im Jahr 1821, darin gestört sahen, und der dann folgende Unabhängigkeitskampf, so wie die Aufregung, welche selbst noch die Schlacht von Navarino überdauerte, machten es den Regierungen unmöglich, diese Unterhandlungen neuerdings zu betreiben.

Nach den Thatbeständen, die durch den Herrn von Marcellus gesammelt worden sind, scheint es, daß die Sanctuarien, oder die auf der Stätte der großen Wunder der Erlösung gebauten Kirchen, von der heiligen Helena und ihrem Sohn, Constantin dem Großen herstammen. Sie sind im Jahre 614 von dem Beherrscher von Persien zerstört, darnach durch den Kaiser Heraclius hergestellt, einige Jahre später aber von dem Kalifen Omar in Besitz genommen worden, der jedoch den Gläubigen den Zutritt zu ihnen gestattete. Sie wurden neuerdings durch Amurath zerstört, jedoch durch dessen Mutter Marie, die eine Christin war, im Jahre 1009 wiederhergestellt. Einer der Capitulationsartikel, welche Lusignan von Saladin erwirkt hatte, lautete zu Gunsten der christlichen Wallfahrer. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kaufte Robert, der König von Sicilien, dem Sultan von Aegypten die Sanctuarien von

Digitized by Google

Palästina ab, und übertrug ihre Erhaltung und Ueberwachung den Mönchen des Franziskanerordens. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wurde das gelobte Land durch Selim erobert, und ein zwischen dessen Nachfolger und Franz I. abgeschlossener Tractat stellte sowohl die heiligen Stätten, als die Mönche, welche sie bewachten, unter den Schutz der Krone Frankreichs.

Im Jahre 1757 kam es zu einer ernsten Collision zwischen den Griechen und den Lateinern, nachdem die ersteren den letzteren schon früher den ausschließlichen Besitz und die Obhut über die Capellen in Folge von der Pforte erhaltenen Firmans streitig gemacht hatten. Diese Collision entsprang daher, daß das lateinische Kloster Jaffa durch griechische Pilger geplündert worden war und dieselben auch einen Angriff auf die Mönche selber unternahmen, die sich in der Kirche des heiligen Grabes verschlossen hatten. Es wurde darauf Klage bei dem Divan geführt, und da suchte ein jeder den ersten Angriff von sich ab und auf den Gegner zu wälzen. Der Divan schenkte allen Theilen Gehör, den französischen Gesandten mit eingeschlossen, und das Resultat davon war ein von vorangegebenem Jahr datirter Hattischerif, wodurch die Lateiner aus der Kirche des Grabmals der Jungfrau und der zu Bethlehem verwiesen, und die Obhut des heiligen Grabes und der sonstigen Sanctuarien den griechischen Mönchen übertragen wurde. Von da ab haben die Lateiner, trotz einiger zu ihren Gunsten zwischendurch erlassenen Firmans, allmählig die Vorrechte verloren, die sie vordem besessen hatten.

Im Jahre 1808 erhob sich eine neue Veranlassung des Zwiespalts, indem das heilige Grab zum Theil durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde. Die Griechen waren nämlich bei der Pforte mit dem Gesuche eingekommen, die Herstellung der Kirche zu beschaffen, und als ihnen dies zugestanden worden war, da machten sie auf weitere Vorrechte Anspruch; da wurde aber ihr Baumeister der vorsätzlichen Zerstörung der Gräber der Könige von Jerusalem, die das Feuer verschont hatte, beschuldigt, und daß er deren Material mit zu dem Bau der neuen Kuppel verwendet habe. Seitdem ist es zwischen den Lateinern und Griechen zu öfteren Streitigkeiten gekommen, und da haben selbst die Armenier sich ihre Uneinigkeit und die Habgier der Muselmänner zu Nutz gemacht, um sich von der Pforte Privilegien zu erkaufen, die jener Rechte beeinträchtigten. Um diesem Scandal ein Ende zu machen, war es geschehen, daß die Regierungen Frankreichs und Rußlands die vorerwähnten Unterhandlungen im Jahre 1819, die in der angegebenen Weise unterbrochen wurden, eröffnet hatten.

Dem Bericht von vorbesagten Umständen hatte der Herr von Marcellus folgende Beschreibung „der Besitzungen an Eigenthum und Vorrechten der lateinischen Kirche in Palästina" beigegeben:

In der Stadt Jerusalem.

Die Kirche des heiligen Grabes. — Das Kloster Deirude-Amud oder des Heilandes, nebst Zubehör. — Das Grab unsers Herrn Jesus Christus, inmitten der Kirche, die darnach benannt ist. — Die große und die kleine Kuppel nebst deren Bleibedachung. — Die Bogen und Säulen um sie her bis zu der Stelle, wo ein eisernes Gitter die Scheidung des Theils der Kirche bezeichnet, der den Griechen gehört. — Die Galleriien und Zellen der lateinischen Mönche, welche sich oberhalb der vorbesagten Bogen oder Säulen befinden. — Der große Bogen mit der Kuppel darüber, die sich über dem vorerwähnten eisernen Gitter befindet. — Das Gemach am Ende der Mauer des vorbesagten großen Bogens. — Die von Sr. Maj. dem Könige von Frankreich geschenkten Kandelaber unter demselben großen Bogen. — Der sogenannte St. Marien-Magdalenen-Stein nebst dem ganzen Raume, der sich von den Stufen der Sacristey der fränkischen Mönche bis zu den Stufen der Cisternenpforte und von unterwärts der Säulen bis zu den Stufen der katholischen Kapelle erstreckt. — Der obere Theil der sieben Arkaden, die den Namen St. Marien-Arkaden führen. — Der untere Theil dieser Arkaden. — Der kleine Altar, der sich unter besagtem Bogen befindet. — Der ganze Raum von dem St. Marien-Magdalenen-Stein bis zu der großen Pforte, die sich neben der Thür der griechischen Kapelle befindet, und von der Mauer dieser Kapelle bis zu der Mauer des heiligen Grabes. — Der untere Theil der Grotte, wo das heilige Kreuz gefunden worden ist. — Die Hälfte des Calvarienberges, der Kreuzigungsplatz genannt. Die vier Bogen des Calvarienberges, in der Seitenabtheilung der Kirche des heiligen Grabes. — Deren zwei Altare. — Der marmorne Armsessel. — Der Salbungsstein. — Der ganze Raum, der sich von den Stufen des Calvarienberges bis zu dem untern Theil der Arkade erstreckt, welche die Armenier in Besitz haben, und von der Mauer der griechischen Kapelle bis zu den Stufen der Thür des Tempels des heiligen Grabes. — Die Kapelle, die den Namen äußerer Calvarienberg führt, oben über dem Tempel, und zu der man über eine steinerne Treppe gelangt.

Außerhalb der Stadt Jerusalem.

In dem Jehoserhatsthale eine Grotte, die als Kirche dient und in der sich das Grab der gebenedeiten Jungfrau Maria befindet. — Die Kapellen St. Joachims, St. Annens und St. Josephs nebst einem Gemache oder einer Sacristei. — Die Grotte, welche sich neben der ersten vorbesagten Grotte über und rundum den Garten befindet. — Der Acker, auf welchem die fränkischen Mönche und die Ausländer, die in Jerusalem sterben, begraben werden.

In dem Dorfe Bethlehem.

Das Kloster Bethlehem. — Die Gärten des Klosters. — Die St. Catharinenkirche. — Die St. Hyronimus-Grotte nebst dem Altare St. Paulus, St. Eustochia, St. Joseph und der heiligen Unschuldigen. — Die sogenannte große Bethlehemskirche. — Das Innere der Grotte mit der Krippe, in welcher unser Herr Jesus Christus nach seiner Geburt gelegen hat. — Die beiden Altäre der Nativität und der Magier. — Die Krippe. — Die beiden Garten, die zu dem vorerwähnten Geburtsorte gehörten. — Der sogenannte Säulenplatz und der Corridor der großen Kirche, die auch als Säulenkirche bezeichnet wird. — Das Gemach, welches den Namen alte Mühle führt, und das in dem Corridor besagter Kirche belegen ist. — Die Fortsetzung dieses Corridors bis zu der Thür, die auf die Straße hinausgeht. — Die Ruine unter dem Namen Bed-el-Sultan. — Der große Garten, der als Kirchhof für die fränkischen Mönche und die Ausländer dient. — Das Feld, in welchem die Hirtengrotte belegen ist. — Die Mauer, welche den Namen römische Mauer führt. — Die Cisterne nebst den Ölbaumwald, welcher als Wald von Bethlehem bezeichnet wird.

Digitized by Google

In dem St. Johannes-Dorfe.

Das St. Johanneskloster. — Die Kirche zur Geburt des heiligen Johannes. — Die beiden Gärten des Klosters. — Die Ruine, welche die Heimsuchung der heiligen Elisabeth genannt wird, und die in kleiner Entfernung im Gebirge, dem St. Johanneskloster gegenüber belegen ist.

In Palästina.

Das Kloster Rama (Arimathea) nebst seinen Gärten und Appertinenzen. — Das Kloster Jaffa (Joppe). — Das Kloster Acre (Ptolemaides) nebst allem Zubehör. — Das Kloster Nazareth mit seinen Gärten, seiner Kirche und Kapelle, so wie die Ruinen vom Berge Thabor und anderen Plätzen, die in Galiläa besucht werden. — Das Kloster Seyde (Sidon) nebst Dependenzien. — Das Kloster St. Damascus in Syrien nebst dessen Zubehör.

Die Vorrechte.

Die Väter des heiligen Landes, lateinische Mönche, sind allein in dem Besitze der Schlüssel zu den Pforten der vorerwähnten Klöster oder Sanctuarien und insonderheit der drei Schlüssel zu dem Altar der Krippe zu Bethlehem. — Sie haben das Recht der Bewachung, der Ausbesserung, der Wahrung und der Ausschmückung dieser Plätze so wie das, die Lampen darin anzuzünden, daselbst die heilige Messe zu halten und die Rechte und Ceremonieen ihres Gottesdienstes auszuüben. — Ihnen steht der Vortritt vor allen anderen Nationen bei dem Besuche und der Wallfahrt zu den heiligen Stätten zu. — Sie sind berechtigt, die Hälfte des Calvarienberges zu besuchen, die ihnen nicht gehört, daselbst Messen zu lesen und Lampen anzuzünden. — Die fränkischen Mönche haben das ausschließliche Recht, ihre Andacht in dem unteren Theile der Höhle der großen Bethlehemskirche zu verrichten. — Sie brauchen es nicht zu dulden, daß andre Nationen dort Lampen anzünden, und irgendwelche gottesdienstliche Handlungen verrichten. Sie können andern Nationen auch den Zutritt zu den heiligen Orten wehren, die sie im Besitz haben. — Klagen, die wider die fränkischen Mönche erhoben werden, kommen nicht vor das Forum der Landesbehörde, sondern müssen der hohen Pforte in Constantinopel zur Entscheidung überwiesen werden. — Es ist den Mangrebinern untersagt, sich unter irgend einem Vorwande an den fränkischen Mönchen zu Ainig'arim zu vergreifen. — Den türkischen Zollbeamten ist es nicht gestattet, das Gepäck der Mönche oder katholischen Wallfahrer zu untersuchen, nachdem dasselbe schon bei ihrer Landung in der Levante untersucht worden ist. Eben so ist es verboten, die Kleidungsstücke der Mönche oder die Verzierungen der lateinischen Kirchen zurückzuhalten oder wegzunehmen. Die fränkischen Mönche brauchen sich nicht zur Annahme von schlechten Münzsorten zu verstehen, und es darf ihnen kein Geld abgenommen werden. Es ist verboten, den fränkischen Mönchen irgend eine Abgabe für die Befugniß, ihre Todten zu begraben, abzufordern. Es dürfen die Mönche, welche den gewöhnlichen Tribut aus Europa herüber bringen, nicht ungehörig behandelt werden, wenn sie zu spät kommen; ebenso dürfen weder die Mönche noch die Wallfahrer zum gelobten Lande bei ihren Besuchen und Pilgerfahrten irgend behelligt werden. Nicht minder ist es verboten, sie in der Ausübung ihres Gottesdienstes zu stören, so lange dieser, wenn er im Freien, nicht den muselmännischen Gesetzen zuwider läuft. Die türkischen Behörden dürfen das heilige Grab nicht mehr als einmal des Jahres besuchen; auch ist es ihnen untersagt, die fränkischen Mönche zum Ankauf von schlechtem Weizen zu zwingen. Die lateinischen Väter haben das ausschließliche Recht, Mitglieder ihrer Gemeinde oder Gilboten in ihren Angelegenheiten nach Constantinopel zu entsenden.

Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849, par Alphonse Balleydier, besprochen von Fs. Barrière.

(Beschluß.)

Und welcher Art waren die Forderungen, welche die Rebellen an diesen Mann des energischsten Willens stellten? Der Laconismus der Forderungen und der darauf ertheilten Antworten verdienen es schon, der Erinnerung aufbewahrt zu werden. Die ersteren lauteten:

„1. Zwei tausend Gewehre und acht tausend Patronen, um die academische Legion (die Studenten) zu bewaffnen.

„2. Eine bespannte Batterie zu gleichem Zwecke.

„3. Sofortige Abführung der gegen die Stadt aufgefahrenen Geschütze.

„„Was Ihr da im Namen des Volks verlangt, ist deutlich genug ausgesprochen,"" antwortete der Fürst, „„und eben so soll meine Erwiederung im Namen des Kaisers seyn.

„„1. Die Gewehre brauche ich für meine Truppen, sie bleiben deshalb mein.

„„2. Kanonen sind nicht für Studenten gemacht, ich behalte sie also ebenfalls.

„„3. Die Stellungen meiner Batterien sind so, wie ich sie für gut befunden habe, ich werde sie folglich nicht verändern.""

Zwei Stunden später erscheint eine neue Deputation bei dem Commandanten, die es erst mit Bitten versucht, dann zu Drohungen übergeht, und schließlich nach gewohnter Weise ihn für alle Folgen verantwortlich erklärt. Darauf antwortet der Fürst:

„Ich fühle mich hinlänglich stark, um Drohungen zu verachten, habe die nöthige Geduld, den Lauf der Dinge abzuwarten, und bin gewissenhaft genug, meine Schuldigkeit zu thun.""

Da eilt die Emeute Zorn entbrannt zu den Waffen, läßt die rothe Fahne wehen, und setzt sich in mehreren Palästen fest. Dieselben werden stürmender Hand genommen. Da wirft sie überall Barricaden auf. Diese werden mit Kanonenschüssen niedergeschmettert. Die Grenadiere sind überall Meister der wichtigen Communicationen; aber aus den Häusern in der Nähe des von dem Gouverneur bewohnten Palastes fallen sichre Schüsse und die auf dem Platze in Schlachtordnung aufgestellten Truppen werden dezimirt. Eine aus diesen Häusern gefeuerte Salve trifft die Fürstin von Windisch-Grätz — ein absonderliches Wesen, sagt der Verfasser, das in allen weiblichen Eigenschaften der Erde, in allen Tugenden eines Engels dem Himmel angehörte — in ihrem Salon. Diese vollkommene Frau fiel von einer Gewehrkugel tödtlich vor der Stirn getroffen.

Digitized by Google

„Durch ein Geschrei der Verzweiflung in das Innere seines Palastes gerufen, befand der Fürst von Windisch-Grätz sich nun der Leiche seiner Gemahlin gegenüber, die er eine Minute zuvor in voller Lebenskraft verlassen hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Thräne zu vergießen, aber einen Blick gen Himmel richtend, in welchem sich alles das aussprach, was der Gram Verzweifeltes haben kann, und alles das, was die durch den Gedanken an Gott bekämpfte Verzweiflung in der Ergebung zu leisten vermag, nahm er den leblosen Körper der Mutter seiner Kinder in die Arme, trug ihn auf ihr Bett, drückte einen Kuß auf die Wunde an ihrer Stirn, und — kehrte auf seinen Posten zurück. . . ."

Aller Stellungen Meister, stellt der Fürst den Rebellen großmüthige Bedingungen. Die Nothwendigkeit veranlaßt ihre Annahme, die Treulosigkeit ihren Bruch. Unüberlegte Rathgeber des Kaisers gestehen inzwischen den Abzug der Truppen zu. Dies war eine Concession, zu welcher der Fürst sich nie verstanden haben würde; doch wußte er sie sich zu Nutz zu machen. Er bezog mit seiner Armee die uneinnehmbare Anhöhe des Hradschin und der Kleinseite. Dort von den Insurgenten angegriffen, läßt er sie ihren Vorwitz bald bereuen. „Das Commando muß in andre Hände übergehen," sagen da die zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Bürgermeister. „Gott soll mich bewahren, einer Aussöhnung im Wege zu stehen," antwortet der Fürst. Diese Concession war aber kaum gemacht worden, als der Aufstand sich auf's Neue in seiner vollen Vermessenheit kund gab. Er warf wieder Barricaden auf, und erneuerte sein Feuer gegen die Armee. Da gab der Fürst, nach einer nochmaligen Aufforderung, das Zeichen, die Artillerie donnerte, und die in den Mühlen der Moldau beschossenen Empörer mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

„Den Tag darauf," sagt Herr Balleydier, „hatte die Stadt ihr gewöhnliches Ansehen wieder gewonnen."

Aber es wäre wohl an der Zeit, auch einen Augenblick bei dem Fürsten von Windisch-Grätz zu verweilen! Dieser General-Gouverneur hat nicht allein die souveraine Autorität in Böhmen und in Oesterreich hergestellt, sondern ganz Europa durch das Beispiel des Widerstandes und die Autorität des Erfolgs gerettet. In dem Verfahren des österreichischen Fürsten paarte sich der Heroismus des Alterthums mit der Großmuth des Christenthums. Wenn er nur die Gewalt und den Staat zu rächen gehabt hätte, da wäre er in der Züchtigung wohl weiter gegangen; aber eines Rebellen Kugel hatte ihm seine Gattin, eine angebetete Frau getödtet, und er bezwang nun seinen Zorn, wie er seinen Gram bezwungen hatte. Wer weiß, wie theuer der Stadt Prag ihr Aufruhr zu stehen gekommen wäre, wenn dies furchtbare Unglück sich nicht ereignet hätte! Aber was der Fürst sich selber schuldete, das hielt seinen Arm zurück: er wollte nicht, daß eine Unterdrückung einer Rache ähnlich sehen sollte, und so entwaffnete die Trostlosigkeit des Gatten den Eifer des Unterthanen, die Strenge des Kriegers.

Wem war es bestimmt, in diesem großen Kampfe des Kaiserthums mit dem Geiste der Revolution der Nacheiferer und die zweite Hand des Fürsten von Windisch-Grätz zu seyn? Kein anderer als Jellachich, den der Kaiser zum Ban von Kroatien ernannt hatte. „Joseph Jellachich, von Bazim — sagt Herr Balleydier in einer der Parteilichkeiten, die er mit so lebhaften Farben gemalt hat — hatte von seinem Vater, den Feldmarschall-Lieutenant Baron Jellachich, den Geschmack am Waffenhandwerk überkommen, und mit der Milch seiner Mutter die Liebe für Kunst und Poesie eingesogen. Sein erstes Spielzeug war ein Degen, sein erstes Buch die Iliade. Von mittler Größe, aber wohlgewachsen, war er breit von Schultern, hinlänglich kräftig, um die Wucht der Waffen zu tragen, und sein Hals verrieth die Abkunft von einem militairischen Geschlechte. Von eiserner Gesundheit und einer jede Probe bestehenden Ausdauer, hatte der neue Ban von Kroatien sich gar bald die Zuneigung der kroatischen Soldaten erworben. Niemand versteht sich besser darauf als er, die Massen im Zaum zu halten; sein durchdringendes und lebhaftes Auge, und sein feuriges, leidenschaftliches Wort brechen sich Bahn. Sein Ungestüm ist hinreißend. Die unvergängliche Heiterkeit seines Geistes verbreitet über die Kriegsstrapazen einen Zauber, der sie vergessen macht, und das Vertrauen, das er zu sich selber und zu seinen Truppen hat, sichert ihm den Sieg. . ."

Wo treffen wir zunächst wieder mit Jellachich und seinen Soldaten zusammen? Stets den Ungarn gegenüber, von den Ufern der Drave ab bis zu denen der Donau, und hernach in der Unterstützung des Fürsten von Windisch-Grätz bei der Einnahme von Wien.

Schwärmerische Verehrung und maßlose Verachtung.

Der gelehrte L'Escale (Scaliger) *) war von der Schönheit der Ode des Horaz: „Ad Lydiam" **) so eingenommen, daß er erklärte: er wünschte lieber Verfasser dieses Gedichtes zu sein, als König von Spanien; auch versicherte Derselbe, daß es ihn glücklicher machen würde, wenn er die Verse 525—30 in Virgil's drittem Buche „von dem Landbau" ***) gedichtet hätte, als wenn er Herr der Könige Kröfus und Cyrus wäre. —

---

*) Niebuhr, in seiner „römischen Geschichte" (Erster Theil, S. 169, Anmerk.) sagt von Scaliger: „Er stand auf dem Gipfel universaler, lebendiger philologischer Gelehrsamkeit, wie Keiner nach ihm: und so hoch in „Wissenschaft jeder Art, daß er mit eignem Urtheil, was ihm auch vorkommen mochte, fassen, nutzen und richten konnte."

**) Buch 3, Ode 9. — Die 8., 13. und 25. Ode des ersten Buches sind ebenfalls an Lydia gerichtet; sehr wahrscheinlich war diese die nämliche, mit der Horaz in der 9. Ode des 3. Buches ein Zwiegespräch hält. Da indessen in der 25. Ode des 1. Buches Lydia als verblüht, von allen Anbetern verlassen und nun ihren früheren Leichtsinn bitter bereuend, geschildert wird, so gehört unseres Erachtens die 9. Ode des 3. Buches rücksichtlich der Aehnlichkeit ihres Inhaltes mit demjenigen der 8. und 13. Ode des ersten Buches, folgerecht nicht in das dritte Buch hin, sondern in das erste und zwar vor Ode 25 desselben, oder auch selbst vor Ode 8 und 13 des ersten Buches, wenigstens aber unmittelbar nach einer dieser beiden letzteren.

***) Quid labor, aut bene facta juvant? quid vomere terras
Invertisse gravis? at qui non Massia Bacchi
Munera, non illis epulae nocuere repostae;
Frondibus et victu pascuntur simplicis herbae;

Digitized by Google

Racine soll als Jüngling von Heliodor's Romane: „Theagenes und Chariklea" so entzückt gewesen sein, daß er denselben fast wörtlich in sein Gedächtniß aufgenommen hatte. *)

Gaspar Barth erwähnt in seinem Commentar zu dem Statius, der französische Dichter Dorat, der in dem sechszehnten Jahrhundert lebte, habe das 107. Epigramm des Ausonius:

In puerum formosum.

Dum dubitat natura, marem faceretne puellam:
Factus es o pulcher, paene puella, puer —

so sehr bewundert, daß er behauptete, ein böser Geist (Dämon) müsse Verfasser desselben sein. —

Als ein Beispiel von literarischem Fanatismus kann das Verfahren eines venezianischen Senators, Namens Navagero, angeführt werden, der zum Beweise seiner Verachtung des Martial und seiner Bewunderung des Catull jährlich an einem gewissen Tage den abgeschiedenen Geistern des Letzteren ein Exemplar des Martial opferte, das er feierlich in die Flammen warf. —

Berlin. N—n.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Georg Thomas Rudhart, Vorstand des k. b. Reichsarchivs. XL. Jahrgang der gesammten, XXII. der neuen, II. der neuesten Folge. 1852—1853. München, bei Georg Franz. (IV u.) 363 Seiten. 8.

Die lange Bändereihe von Joseph von Hormayr's Taschenbuch bildet eine kleine historische Bibliothek, die einen reichen Schatz von Originalarbeiten nebst urkundlichen Belegen bewahrt und einen fortdauernden Werth behalten wird. Herausgeber und Verleger der Fortsetzung haben Anspruch auf Dank und rege Theilnahme an ihrem Unternehmen und würde es uns erfreulich sein, wenn wir durch die nähere Angabe des Inhalts des vorliegenden zweiten Bandes der neuesten Folge Etwas dazu beizutragen im Stande wären, diese Theilnahme zu vermehren.

Der erste vom Herausgeber mitgetheilte Aufsatz (S. 1—57) enthält die Regierungs-Grundsätze des verewigten Fürstbischofs von Würzburg und Bamberg Franz Ludwig von Erthal (geb. d. 16. September 1730 zu Lohr im Kur-Mainzischen Antheile an der, im fränkischen Kreise gelegenen, Grafschaft Rieneck, gest. d. 14. Februar 1795 zu Würzburg). Diese, schon früher theilweise veröffentlichten „Grundsätze" erscheinen hier zum ersten Male nach dem vom Fürstbischof eigenhändig geschriebenen Originale vollständig und diplomatisch-genau abgedruckt. Hr. Dr. Rudhart hat das Weitere darüber in einer Vorerinnerung berichtet und stellt am Schlusse eine ausführliche Lebensbeschreibung des Fürstbischofs, eines der edelsten Menschen und trefflichsten Regenten, aus handschriftlichem unbenutztem Material in Aussicht. Die verdienstliche Arbeit des Pseudonymen Bernhard: „Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, von 1779—1795. Ein Lebensbild aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Reichs (u. m. d. Titel: Lebensbilder aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Kaiserreiches. Erstes Bändchen: Franz Ludwig von Erthal). Tübingen, 1852, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung," XII u. 236 SS. 8., ist, vermuthlich weil sie beim Niederschreiben des Vorwortes dem Herausgeber noch nicht bekannt geworden, unangeführt geblieben. — Was nun die fürstbischöflichen Grundsätze selbst anlangt, so sind sie in Wahrheit, wie Häberlin sie nannte, ein „Fürstenspiegel", ein Spiegel nicht allein für Alle, Katholiken und Protestanten, denen das oberste geistliche Kirchenregiment anvertraut ist, sondern auch für alle weltlichen Beherrscher großer und kleiner Länder. Sie verdienten in alle lebende Sprachen übersetzt zu werden, obgleich dies freilich bei den Eigenthümlichkeiten des Stils keine leicht zu lösende Aufgabe wäre.

Herr Dr. Buchinger hat S. 59—71 belehrende Nachrichten von der feierlichen Belehnung des Bischofs Conrad III. zu Würzburg mit dem Herzogthume zu Franken durch den Kaiser Karl V. i. J. 1521 gegeben. Diese Belehnung ist nicht blos ihrer besondern Feierlichkeit wegen merkwürdig, sondern vorzüglich deshalb, weil hierdurch das hochstiftliche, aber mehrmal bestrittene und angefeindete kaiserliche Landgericht und Herzogthum zu Franken eine neue Bestätigung erhielt.

Von allgemeinerem Interesse ist die folgende Mittheilung (S. 72—226): Christoph der Bayer, König von Dänemark, Schweden und Norwegen. Eine historische Betrachtung mit archivalischen und littrearischen Beilagen von Dr. Nathanael v. Schlichtegroll, k. bayer. Hofrath und Reichsarchivs-Adjunkten. Nach einigen einleitenden und mehreren eingestochtenen, neuere staatliche Verhältnisse Dänemarks berührenden Bemerkungen, handelt der Verfasser S. 72—97 selbst von dem Unionskönig Christoph dem Bayer (eingeladen) die Regierung, nachdem Erich der Pommer das Land verlassen, zu übernehmen, d. 28. Okt. 1438, im Sommer 1439 von dem dänischen Reichsrath und Herzog Adolf in Lübeck

---

Pocula sunt fontes liquidi atque exercita cursu
Flumina; nec somnos abrumpit cura salubres.

Was nun frommt Arbeit und Verdienst? was kaum mit der Pflugschar
Umgekehrte Gefild? Und doch nicht schaffte des Bacchus
Massische Gift, nicht ihnen gesammelter Schmaus das Verderben:
Grünes Laub nur nährt sie, und Kost des einfachen Grases;
Trank sind lautere Quellen dem Durst, und des laufenden Baches
Strömungen; auch nicht Sorge verscheucht den erquickenden Schlummer.
(Voß.)

Diese Verse gehören zu der Beschreibung der norischen Viehseuche, welche in dem dritten Buche, V. 504—46 enthalten ist.

*) Il trouva par hasard le roman grec de Théagène et Chariclée. Il le dévorait, lorsque le sacristain Claude Lancelot, qui le surprit dans cette lecture, lui arracha le livre et le jeta au feu. Il trouva moyen d'en avoir un autre exemplaire, qui eut le même sort, ce qui l'engage d'en acheter un troisième; et pour n'en plus craindre la proscription, il l'apprit par coeur (!) et le porta au sacristain, en lui disant „Vous pouvez bruler encore celui-ci comme les autres." — Mémoire sur la vie de Jean Racine. Lausanne, 1747. 12.

Digitized by Google

begrüßt; reitet 1440 als Reichsvorsteher und erwählter König in Dänemark auf; wo ihm d. 10. April d. J. gehuldigt wird; vermählt d. 11. Sept. 1445 mit Dorothea, Tochter des Moreggrafen Johann von Brandenburg; gekrönt zu Upsala d. 14. Sept. 1441; zu Opslo in Norwegen im Juni 1442; zuletzt in Dänemark zu Ripen 1443; gestorben 1448 d. 6. Jan. zu Heilingborg —). Die Seiten 97—226 füllen 22 Beilagen aus Holberg's „dänischer Reichshistorie", des Grafen Ernst Reventlow-Farve „Reimchronik", Dahlmann's „Geschichte von Dänemark", Huitfeld's „Danmarks Rigiskronika", Aendt's Aufsatz in der „Germania": „Deutsch-dänische Wechselwirkungen", v. Raumer's „Histor. Taschenbuch", Söltl's „die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen", Heintz's akadem. Rede: „Pfalzgraf Stephan". Die 21. Beilage enthält ein Schreiben des Hrn. Professor Bergsoë an der Universität in Kopenhagen über das ungewisse Geburtsjahr des Königs ꝛc., dessen Ergebniß ist, daß er 1415 oder 1416 müsse geboren sein (— die Jahreszahl 1426 in Zettmayr's „Genealogie des k. bayer. Hauses" ist demnach, wie S. 92 nachgewiesen, ein Irrthum —). Sieben Regesten von Urkunden Königs Christophs III. von den Jahren 1444—1447, welche sich im k. allgemeinen Reichs-Archiv zu München befinden, sind S. 222—226 abgedruckt. Das schöne königliche Insiegel, welches an der ersten Urkunde hängt, ist in lithogr. Abbildung mit Erklärung S. 94. 95, beigefügt. — Da das Wesentliche der Belege mit dem Eigenen in der Composition, in welcher auch vorzüglich auf des Unionskönigs Verhältniß zur Hansa und seine Pläne gegen dieselbe, zunächst gegen Lübeck, Rücksicht genommen, umsichtig verschmolzen ist, so hätte in deren Auswahl vielleicht eine Beschränkung Statt finden können, wenigstens so weit sie nicht eigentlich zur Erläuterung des Hauptgegenstandes dienen. Urkundlich beglaubigtes Neue ist wenig gegeben; die fleißige Zusammenstellung wird jedoch dänische Geschichtskenner wol zu weiterm Nachforschen ermuntern. (Beiläufig mag bemerkt werden, daß Heintz in seiner angeführten akadem. Rede, 1823, in einer Note eines Manuscriptes über das Leben des Königs, in lateinischer Sprache von dem Prinzen Philipp Ludwig geschrieben, um damit seinem Vater, dem Herzog Wolfgang, zum neuen Jahr zu gratuliren, gedenkt, welches er an die k. Hofbibliothek abgegeben, sich aber, nach Hrn. Dr. v. Schlichtegroll's Versicherung daselbst nicht findet!) — Das Bildniß des Königs, dem Titelblatte gegenüber, ist die Copie eines Originalgemäldes in der k. Gemäldegallerie in Schleichheim.

Ein um Bayern vielfältig, namentlich um das Maut- und Accisewesen, sowie um die Stiftung der Akademie der Wissenschaften verdienter Mann, Franz Xaver von Stubenrauch, (geb. zu Vohburg d. 3. Nov. 1718, gest. auf seinem Hofe zu Schwabing d. 27. März 1793) dessen Verdienste leider der Neid zu verkleinern und durch Verläumdung es dahin zu bringen wußte, daß er d. 10. Nov. 1789 in den Ruhestand versetzt wurde, wird S. 227—243 geschildert.

Tonkünstler und Freunde der Musik erhalten S. 244—292 von Hrn. K. A. Mussat ein angenehmes Geschenk mit einer biographischen Skizze Orlando's di Lasso, obersten Kapellmeisters der bayerischen Herzoge Albrecht V. und Wilhelm V. (von 1557 bis zu seinem Tode am 14. Junius 1594). Es ist dies eine sehr werthvolle Arbeit, deren Werth durch die urkundlichen Beilagen noch ungemein erhöht wird, so z. B. durch die Auszüge aus den Hofkammer-Rechnungen von 1558—1574, einige Ausgaben für die Hofkapelle, besonders für Orlando di Lasso und auf das Malen, Schreiben und Einbinden der von ihm componirten Bußpsalmen betreffend. Bald nach di Lasso's Ankunft in München übertrug ihm nämlich der Herzog Albrecht V. die Ausführung eines großen Tonwerkes, die Bußpsalmen Davids in Musik zu setzen; er entledigte sich dieses Auftrages mit ausgezeichnetem Erfolge zwischen den Jahren 1559 und 1560, und der Herzog wurde von seiner meisterhaften Komposition so entzückt, daß er den Künstler bald darauf (1562) zu seinem obersten Kapellmeister ernannte, das Werk aber in zwei Foliobänden auf Pergament abschreiben, und zugleich, um es zu einem wahren Nationalwerke zu erheben, durch den Maler Hans Mielich mit Abbildungen alles Dessen ausstatten ließ, was der Nation achtungswürdig, ehrenwerth und heilig war. Dr. Samuel Quichelberg mußte über die in diesen beiden Prachtbänden befindlichen Rand- und Zwischengemälde und Gegenstände eine Beschreibung und Erklärung liefern, welche gleichfalls zwei kleinere Foliobände umfaßt. Alle vier Bände, die zugleich ein reicher Einband schmückt, bilden noch heutzutage auf der k. Hof- und Staats-Bibliothek ein unvergängliches Denkmal für Herzog Albrecht sowol, als wie für die Künstler, Gelehrte und Arbeiter, die an der Vollendung dieses einzigen Kunstwerkes theilgenommen haben. (S. 250—252.) — Seinen ersten Versuch in Komponirung teutscher fünfstimmiger Lieder („Neue Teutsche Liedlein mit 5 Stimmen. München, 1567." 4.) widmete Orlando Seinem jugendlichen Gönner und Fürsprecher; er sagt in der Dedication: „Ich habe vergangene etliche Monat her mich sonderlich wider auf etliche teutsche Liedlein zu componiren begeben, und dieselben dem gemeinen brauch zogegen, den ich schier durchauß mit anders befinde, dann daß es mit vier stimmen gar inn gewonheit kommen, jetzt mit fünff stimmen zu machen mich underfangen. Inn ansehen das die hoch Teutschen auch under jnen der kunst je lenger je mehr geübt, das immer wol fünf beysammen solten gefunden werden, auch ausserhalb deren, die sonst Literati geheissen sein, die solche mit einander möchten singen." — In Orlando's di Lasso letzten Lebensjahren war einige Zeit hindurch der lichte Geist von ihm gewichen und die seltsamsten Phantasien durchkreuzten seinen Ideengang; doch wurde sein geistiger Zustand später wieder geregelter und widmete er sich mit unermüdetem Eifer dem Komponiren und der Herausgabe seiner Kompositionen; noch am 24. Mai 1594 dedicirte er dem Papste Klemens VIII. sein Werk: „Lagrime di S. Pietro, descritte del Signor Luigi Transilo, e nuovamente poste in musica da Orlando di Lasso. Monaco 1595." F. — Aus dem Personal- und Besoldungs-Status der Hofkapelle Herzog Albrechts V. vom Jahre 1558 (Beilage 2) ersieht man, daß der Kapellmeister Ludwig Toser im Ganzen 462 fl., Orlando di Lasso 200 fl., Hanns Schechinger der Aeltere 170 fl., Franz Pressauer und Franz Fiori, Bassisten, jeder 162 fl., mehrere andere 100 fl. und darüber Besoldung erhielten. Nach dem reducirten Status von 1592 empfing Orlando für Alles 800 fl. (3. Beilage). — Die interessanteste Beilage ist die 7.: Bittgesuch der Witwe Regina di Lasso, 1595.

Der Herausgeber theilt S. 293—335 mehrere Briefe und Berichte Tilly's und des General-Commissairs Christoph von Rupp über die Belagerung, Einnahme und den Brand der

Digitized by Google

Stadt Magdeburg mit; es soll dadurch zunächst bezweckt werden, „das noch immer vorkommende Gerede von Tilly's bei diesem Ereignisse verübter Grausamkeit zu beseitigen und den alten erfahrenen Feldherrn von der ihm angedichteten Makel zu reinigen, als habe Er das Niederbrennen der Stadt förmlich befohlen und die um Schonung für das unglückliche Magdeburg bittenden ligistischen Officiere mit der aus Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges sattsam bekannten Aeußerung abgewiesen."

Die S. 336—363 abgedruckten Aktenstücke: 1) der keßlin suplicacio vonn nwemberg im 25 jore. 2) Des conuents supplicacio. 3) „Wie man die III Swestern zw Nwrmberg mit gewalt auß dem Closter hat genommen"; unterz. P. (irkheimer charitas) humilis filia quam nostis, sind überschrieben: Ein Stück Reformation aus der Geschichte der Reichsstadt Nürnberg 1525.

Für die äußere Ausstattung ist vom Verleger bestens gesorgt.

Hoffmann.

Gesammelte Erzählungen von Dr. August Wildenhahn. Erster Band. (Auch m. d. Titel: Geschichtliche Erzählungen. Erster Band.) Leipzig, 1853. Verlag von Gebhardt & Reisland. VI (VIII) und 373 S. Gr. 12.

Der Verfasser von „Johannes Arndt", „Paul Gerhardt", „Martin Luther", „Philipp Jacob Spener", den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten", „Leben und Sterben", und „Volbrecht's Wallfahrt" hat in dem Vorworte bemerkt, wenn zu den Helden dieser kleinen Geschichten, die geschichtliche benannt, weil sie mit ihren Hauptereignissen auf wirklicher, geschichtlicher Wahrheit ruhten, vorzugsweise Personen verwendet worden, welche sich um den Ausbau und den Ausbau einer christlichen Gesinnung im Volk verdient gemacht, dies nur Denen ein Anstoß sein könnte, die nicht gewohnt, alle Erscheinungen des Menschenlebens im Spiegel des göttlichen Worts zu betrachten. „Da nun aber", fährt er fort, „unsere Zeit unleugbar wieder die Geister und Herzen zu dem verlassenen Quell himmlischer Wahrheit zurückdrängt und die Zahl Derer immer größer wird, welche eine Versöhnung der gesammten zerrissenen Zustände im Volke und im bürgerlichen Leben überhaupt nur auf dem Gebiete der Religiosität, der wahren, herzinnigen Gottesfurcht für möglich und für nothwendig halten, so dürften gerade die vorliegenden Geschichten dem bessern Theile im Volke eine nicht unwillkommene Gabe sein. Das göttliche Wort hat stets die wunderbare Kraft, daß es auch in der einfachsten Form und Gestalt das Herz ergreift; kommt aber noch hinzu, daß seine Wahrheit an den persönlichen Erlebnissen einzelner Mitmenschen nachgewiesen wird, so gewinnt es an Liebreiz und an Macht, wie solches an den Gleichnissen des Herrn sich täglich erweiset."

Durch seine größeren, oben angeführten kirchengeschichtlichen Lebens- und Zeitbilder hat der Verfasser es genügend bekundet, daß er Meister der Kunst ist, Personen und Ereignisse, die bisher nur rein biographisch vorgeführt und geschichtlich behandelt, die großentheils in ihren näheren Lebensschicksalen, in ihrer Bedeutsamkeit und ihrem Einfluß auf staatliche und kirchliche Verhältnisse, nur einem engern Kreise von Wissenschaftsmännern genau bekannt waren, in einer Darstellungsweise zu schildern, die der Wahrheit das reizende Gewand der Dichtung verleiht, ohne sie zu beeinträchtigen. Wenn seine umfassenderen Charaktergemälde, namentlich „Johannes Arndt" und „Paul Gerhardt", daher dem wahrhaft gebildeten und edleren Theil des Lesepublikums so großen Genuß gewährt haben, werden auch diese kleineren Erzählungen gewiß freundliche Aufnahme finden, ihren Zweck erreichen, und wird ihre segenvolle Wirkung nicht ausbleiben.

Der vorliegende Band bringt sechs Erzählungen. Zuerst zwei Bilder aus dem früheren Leben des Grafen von Zinzendorf (1721 und 1734): seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine Theodora, der Tochter der verwitweten Gräfin von und zu Castell, die er jedoch in der Ueberzeugung, daß sie auch Gottes Willen ihm nicht beschieden, seinem Freunde Heinrich Grafen Reuß als Gattin zuführt; dann, wie Zinzendorf, nachdem er seinen Entschluß ausgesprochen, ein Geistlicher zu werden und zunächst Prediger in seiner eigenen Gemeinde, unter erborgtem Namen als Candidat der Theologie eine Hauslehrer-Stelle in Stralsund antritt, dort mit den sämmtlichen Geistlichen der Stadt eine Unterredung hat, ein Examen besteht und ein Zeugniß über seine theologische Gelehrsamkeit und Würdigkeit zu einem geistlichen Amte empfängt.

Die zweite Erzählung: Der Messerschmied von Zofingen (1617), lehrt uns den von fanatischem Vertrauen in den Rathschluß Gottes zum Irrthum hingerissenen Samuel Zeller kennen, der seine geliebte Ehefrau nicht vom Tode des Ertrinkens rettet, weil er glaubt, sie habe sterben sollen, und deshalb angeklagt, seinen Wahn unter dem Schwerte des Henkers mit seinem Blute besiegelt. — Gegen die Aufnahme dieser Geschichte möchten sich doch einige Zweifel erheben, obgleich nicht unerwähnt zu lassen, daß ein würdiger Geistlicher zu Zofingen Zeller's Deutungen mancher Bibelstellen zu widerlegen sich, wenn auch nicht ihm gegenüber, siegreich bemüht.

Die dritte Erzählung mit der Ueberschrift: „Die Wahl des Berufs", führt uns fünf Scenen aus Philipp Jacob Spener's Jugendzeit vor: die Frau Pathe (Gräfin Agathe von Rappoltstein, 1646); des Pächters Bekehrung; das Namensfest (1647); der Gräfin Heimgang (1648); der Austritt aus dem Vaterhause (Spener's Aufnahme im colmar'schen Gymnasium, 1650).

Die Schicksale des Wechselherrn von St. Gallen, Höggee, der im Jahre 1715 Coupons kaufte und dem Könige von Frankreich eine Million nach der andern borgte, aber keine Rückzahlung erhielt und aus einem sehr reichen Mann ein sehr armer wurde, werden in der vierten Geschichte erzählt. Er bettelte sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis er nach Versailles kam; eine arme alte Frau bot dem armen fremden Manne ein Strohlager in ihrer Hütte an und theilte mit ihm ihr erbettelteles Brod; zu seinem Schuldner zu dringen, gelang ihm nicht. Ihm wird gewahrsagt, daß so lange er arm bleibe, er sich leiblich wohl befinden und ein hohes Alter erreichen werde, mit

Digitized by Google

der Rückkehr des Reichthums würden Siechthum und Krankheit bei ihm einziehen; später würde ihm Gelegenheit gegeben werden, Alles wieder zu erhalten, was man ihm schuldig; wenn er es annehme, wäre jedoch auch das Ende seiner Laufbahn gekommen. Und diese Gelegenheit erschien bald; er wies sie in seiner Verblendung zurück, konnte sich nicht entschließen die nöthige Vollmacht auszustellen, und erschien Dem, der Hülfe bringen wollte (einem Advocaten) als Wahnsinniger.

Wir lassen den Schluß der Geschichte mit Wildenhahn's Worten folgen:

„Und doch hatte Högger nicht sowohl den Verstand, als vielmehr den Glauben verloren, oder besser: er hatte niemals die rechte Kraft des christlichen Glaubens erkannt und wurde somit ein Spott seines Schicksals. Wie groß, wie würdig des Namens eines Christen hätte sich der Unglückliche gezeigt, wenn die Weigerung, die Vollmacht zu unterschreiben, aus einem christlichen Sinne gekommen wäre. Denn wär es bei ihm die Ueberzeugung gewesen, daß der Reichthum nicht glücklich mache, und daß gerade in der Armuth, wenn sie würdig ertragen wird, die wahre Zufriedenheit ihren Grund hat, oder hätte er in dem entsetzlichen Wechsel seiner Schicksale, darin, daß er von der höchsten Höhe des Reichthums in die tiefste Tiefe der Armuth herabgestürzt worden, die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung erkannt, das allmächtige Walten des allweisen Gottes, der reich und arm macht nach seinem Wohlgefallen, oder hätte er in Folge dieses Glaubens erkannt, daß er durch seine Habsucht, durch seinen Geiz, durch seine Hoffart, sich an Gott, seinem Herrn, versündigt und er nun die strafende Gnade Gottes erfahre, die seine Seele retten will, da es noch Zeit ist, — oder wäre es wenigstens jener Stolz der Armuth gewesen, der keine Wohlthaten annehmen will, und hier besonders der Stolz der Armuth dem mächtigen, gewissenlosen Könige gegenüber, der ihn um Hab' und Gut gebracht hatte, — wäre nur Eins von diesen die Ursache seiner Weigerung gewesen, so würde Högger achtungswerth erscheinen. Aber so war es sein abergläubischer Sinn, der den wahren Glauben an Gottes Vaterliebe und Weisheit nicht aufkommen ließ, es war die unmännliche, unchristliche Furcht vor dem Tode, es war der Unsegen eines Herzens, das keinen Schatz im Himmel hat und das irdische Leben für das höchste Gut erachtet. Deshalb verliert Högger allen Anspruch auf Achtung und es bleibt ihm nur das Mitleid, das wir mit jedem Unglücklichen haben, der durch eigene oder fremde Verschuldung sich in leibliches und geistiges Elend stürzt.

Was that nun der Unglückselige? Weil er fürchtete, daß sein Name und sein Schicksal in der Umgegend von Versailles nun zu bekannt werde, daß sich nun noch andre Männer finden möchten, welche ihm zu seinem Gelde verhelfen wollten, ja weil er fürchtete, daß am Ende der König selbst von seinem Gewissen möchte getrieben werden, ihm seine Schuld abzuzahlen, so verließ er mitten in der Nacht, wie ein Verbrecher, der seiner Strafe entflieht, die Hütte seiner Wohlthäterin, und bettelte sich bis nach Issy, einem Dorfe in der Nähe von Paris, um unerkannt hier zu leben. Aber dies gelang ihm nicht; wie ein Fluch zog sein Name und sein Schicksal hinter ihm drein; er ward erkannt und es fanden sich viele reiche und theilnehmende Männer, welche ihn theils zu ermuntern suchten, seine Sache beim Könige anhängig zu machen, theils ihm jede Unterstützung anboten. Doch der Aberglaube siegte; er weigerte sich hartnäckig, jede größere Unterstützung anzunehmen, und nahm nur so viel, als er für den laufenden Tag nothdürftig brauchte.

Aber erreichte er dabei, was er hoffte? Gesundheit und langes Leben? Mit Nichten! Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Issy ward er krank und starb. Welch ein furchtbares Gericht über Aberglauben und die Lust der Welt!

Wir schließen dieses Bild mit den Worten eines Dichters *), der die Geschichte dieses Mannes in einigen wenigen, aber kräftigen Versen besungen hat, deren letzter Vers also lautet:

Und sterben muß er, elend, arm.
Gelogen hat das braune Weib;
Gott nahm ihm, was ihm allzu lieb,
Zuerst das Gold, und dann den Leib."

In der fünften Erzählung sind zwei Bilder aus den letzten Lebensjahren Johann Sebastian Bach's aufgestellt: das erste Zusammentreffen des jungen Johann Adam Hiller's mit Bach, 1749, dessen Nachfolger im Amte er 35 Jahre nachher (1784) wurde, und die erfolglosen Operationen der Augen des Erblindeten, 1750. (Ein volles Halbjahr nach der zweiten erfreute sich Bach wenige Momente der Sehkraft; wurde jedoch von einem Schlagfluß getroffen, der das Licht seiner Augen wieder hinweg nahm; er starb am 28. Juli 1750). — Der Verf. führt uns in diesen Geschichten in den stillen glücklichen Familienkreis des großen Meisters ein und zeigt ihn uns, wie er durch seinen frommen Sinn auf seine Umgebung wirkt. In der ersten spricht sich Bach über die Bestimmung der Orgel, S. 279—283, aus.

Die letzte (sechste) Erzählung: Der alte Candidat, enthält Scenen aus Paul Gerhardt's Candidatenleben in Berlin 1651 als Lehrer im Hause des churfürstlich brandenburgischen Kammergerichts-Advokaten, Andreas Berthold, dessen Tochter Marie später seine Gattin wurde. — (Der Verf. sagt in einer Anmerkung, es sei zu beklagen, daß das herrliche, allerdings nach einer ganz eigenen Melodie zu singende Trostlied Paul Gerhardt's, [von dem der Erzählung mehrere Verse eingewebt] in keines der ihm bekannten älteren und neueren Gesangbücher aufgenommen worden sei. Dem in dem zu Berlin herausgekommenen „Geistlichen Liederschatz. 2. Aufl." unter Nr. 887 abgedruckten Liede liegt das Wort der Schrift: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn", Psalm 37, V. 7, zu Grunde.)

Der besprochene erste Band der „Geschichtlichen Erzählungen" ist von den Verlegern, sauber ausgestattet, mit dem Bildnisse August Wildenhahn's, in drei Lieferungen ausgegeben.

Hoffmann.

---

*) Gustav Schwab in seinem Buche: die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. 2. Bd. S. 192.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 29. Sonnabend, den 9. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reimbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dante Alighieri. Ein Beitrag zum Verständniß der „Göttlichen Komödie". Von Dr. H. Grieben ..... Seite 221
Eine merkwürdige Verhandlung der durch die Königin Pomare eingesetzten otaheitischen gesetzgebenden Versammlung .... „ 223
Auch ein Beitrag zu dem Sempervivum gegen die Jesuiten .. „ 226
Literatur:
Der Welttheil Australien. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Dr. L. H. Ungewitter ..... „ 226
System der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Theoretisch-praktische Anleitung zur raschen Erlangung eines vorzüglichen Kunstgedächtnisses, von Hermann Kothe ..... „ 227
Acht und vierzig Werkstätten von Handwerkern und Künstlern oder Schauplatz des bürgerlichen Gewerbfleißes ..... „ 227
Gebet der Ragusaner ..... „ 227
Ἰόνιος Ἀνθολογία ..... „ 228
Miscellen ..... „ 228

Dante Alighieri.

Ein Beitrag zum Verständniß der „Göttlichen Komödie".

Von Dr. Hermann Grieben.

Allerdings nimmt das große deutsche Publikum, trotz der in nicht geringer Anzahl vorhandenen Verdeutschungen der „Divina Commedia", so gut wie gar kein Interesse mehr an jenem großen allegorischen Gedichte, welches die Italiener als die Krone ihrer Literatur, die Scholastiker als das Meisterwerk der christlichen Poesie und die Historiker als eine unerschöpfliche Fundgrube der mittelalterlichen Kulturgeschichte anerkannt haben. Die eifrige Dante-Lectüre war ihrer Zeit mit ein Ausdruck jener romantischen Sympathieen, in welche die deutschen Dichter sich vertiefen zu müssen glaubten, um über Schiller und Goethe hinaus zu höheren Standpunkten gelangen zu können. Mit den Illusionen der Romantik ist nun auch die Sympathie für Dante zerflossen; für die Osterpredigten, wie sie neuerdings Herr Consistorialpräsident Göschel in Berlin über die tiefen Mysterien der „Göttlichen Komödie" gehalten hat, ist im großen Publikum kein Verständniß mehr vorhanden. Dante hat für uns nur noch kulturgeschichtliche Bedeutung, in seiner Divina Commedia spiegelt sich die ganze Zerfahrenheit des seinem Untergange sich entgegenwälzenden Mittelalters und die ganze Trostlosigkeit der kirchlichen und staatlichen Zustände in jener Zeit.

Leider ist dieser „Spiegel seiner Zeit" in sich selbst so dunkel und so reich an prismatischen Räthseln, daß er ein eignes angestrengtes Studium in Anspruch nimmt und zum Verständniß der oft nur in blitzschnellen Funken sprühenden Anspielungen und Andeutungen die Kenntniß nicht nur der allgemeinen, sondern auch der Lokalgeschichte der italienischen Städte vorauszusetzen scheint. Die französische Literatur besitzt in Rabelais, der auch nicht mehr gelesen, sondern nur noch studirt werden kann, einen ganz ähnlichen Zeitspiegel und auch unser Jean Paul bietet in mehr als einer Hinsicht höchst interessante Parallelen mit Dante.

Die Bibel ausgenommen, hat wohl kein Buch der Welt die Ausleger und Erklärer so ausdauernd in Arbeit und Thätigkeit gesetzt, als gerade die Divina Commedia, die jetzt in der That durch einen fünfhundertjährigen Wust von Commentaren so gründlich überwuchert ist, daß man die unbefangene Reinheit ihres Originalverständnisses wiederherzustellen schier verzweifeln möchte.

Daß in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, zu Dante's Lebzeiten und auch nach seinem Tode, der eigentliche Sinn der großen Allegorie, wenn auch nicht vom großen Haufen, so doch

Digitized by Google

von den Leuten, welche einen offenen Blick für die tiefen Schäden der Zeit hatten, wohl begriffen und verstanden worden ist, kann nicht bezweifelt werden. Dante wendete sich in seinem Gedichte zu wiederholten Malen an die Männer von „intelletti sani" und fordert dieselben auf, Acht zu geben auf „la dottrina che s'asconde sotto 'l velame degli versi strani." Aber die Lehre, welche der Dichter so klug mit den dichten Decken der schalastischen Dogmatik verhüllt hatte, blieb eine streng esoterische; die Eingeweihten erkannten die Tendenz der Commedia und schwiegen, weniger aus Furcht vor dem Pabstthum, als aus Besorgniß, dem großen Haufen dadurch ein religiöses Aergerniß zu geben, daß sie enthüllten, wie das „göttliche" Gedicht eigentlich kein Andachtsbuch, sondern eine wider das Pabstthum schonungslos geschwungene Geißel sei. Daher wußte derselbe Boccaccio, welcher in seinen eignen Schriften die niedere Geistlichkeit nichts weniger als schonte, von dem in Florenz errichteten Dante-Lehrstuhl herab in Dante nur den orthodoxen Dichter zu preisen und Petrarca erklärte sich entschieden gegen jede Interpretation der Komödie, weil eine solche Dante's Ruhm nur schmälern könne; er seinerseits möge die esoterische Doctrin des Gedichts nicht enthüllen, damit man ihn nicht für „invidioso della fama di Dante" halten könne.

Das Pabstthum begünstigte dagegen mit allen Mitteln die mystisch-theologischen Interpretationen der Komödie und ließ in allen Städten von Kanzeln und Kathedern verkünden, wie rechtgläubig ein Mann gedichtet habe, dessen ganzes Leben doch Ein glühender Haß gegen Pabst und Welfenthum gewesen war. Die Theologie und die Scholastik eigneten sich das göttliche Gedicht zu, demonstrirten die Göttlichkeit jeder einzelnen Terzine, verdunkelten die dunkeln Verse, um in der absoluten Unverständlichkeit ein tiefes Mysterium ahnen zu können, und stempelten die brennende Satire des politischen Flüchtlings zu einem bewundernswürdigen Codex der katholischen Dogmatik. In ihrem Interesse lag es ja, die Commedia, die bereits in unzähligen Abschriften durch Italien verbreitet und durch keinen Bannstrahl mehr zu vernichten war, zu Gunsten der kirchlichen „Dottrina" zu interpretiren und — zu verdunkeln. Jenen Philosophanten, die, wie sich Dante ausdrückt, von „l'amor dell' apparenza e 'l suo pensiero" verführt, metaphysische Spitzfindigkeiten für höchste Weisheit hielten, kam es außerordentlich gelegen, in der Commedia die Scholastik des Petrus Lombardus und des Thomas von Aquino versificirt wiederzufinden: Die Doctrin aber, welche Dante hinter allem dem theologischen Apparat versteckt hatte, blieb ihnen verborgen oder wurde von ihnen klüglicher Weise ignorirt.

In einem an den großen Can della Scala zu Verona gerichteten Briefe spricht sich Dante über Tendenz und Zweck seines großen Gedichtes folgendermaßen aus: „Finis totius (der ganzen Commedia) et partis (des dem Can dedicirten Paradieses) est removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis." Die Mitwelt soll aus den trostlosen Zuständen der gegenwärtigen Zeit in eine glückliche Zukunft hinübergeleitet werden. „Si opus accipiatur allegorice, subjectum est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemiandi et puniendi obnoxius est." Allegorisch genommen ist das Gedicht ein Gericht über den Menschen (der Gegenwart), je nachdem er durch seine Thaten Lohn oder Strafe verdient hat. „Istius operis non est simplex sensus, immo dici potest polysensuum i. e. plurium sensuum." Der Sinn des Gedichtes ist nicht einfach, das Ganze ist vielmehr mehrerer Deutungen fähig; die erste ist die buchstäbliche (litteralis), eine andre die „allegorische oder moralische." Ausserdem macht aber Dante auch noch auf „sechs Kategorien" aufmerksam, die bei der Auslegung seines Werkes zu berücksichtigen seien: 1. das Subjekt: „de subjecto et circa subjectum totius operis versatur processus" — die ganze Handlung dreht sich um das Subjekt, um den Menschen der Gegenwart, über den der Dichter Gericht hält; 2. die Form, die Anlage und innere Construction des ganzen Trilogie; 3. der Zweck (finis), die Erlösung der Menschheit aus dem Elend der gegenwärtigen Zustände; 4. der Titel „Commedia", den Dante gewählt zu haben versichert, weil in der Komödie auch einem unangenehmen Anfange ein glückliches Ende den Schluß zu machen und der Dichter dabei überhaupt den niederen Styl (stylum inferiorem) anzuwenden pflege; 5. die Art des Philosophirens und endlich 6. das „Agens", von dem Dante ganz kurz sagt: „Agens totius partis est ille, qui dictus est et totaliter esse videtur." Daß Dante mit diesem „dictus" (Genannten, Gemeinten) eine bestimmte Person gemeint hat, ist nicht zu bezweifeln und so haben denn Einige das „Agens" auf den Podesta von Arezzo, Uguccione della Faginolo, dem Dante sein „Inferno" dedicirt, Andere auf Can della Scala, dem das „Paradies" gewidmet wurde, und wieder Andere auf Kaiser Heinrich VII. bezogen, den das berühmte Wortspiel im Purgatorio XXXIII, 43 („un cinquecento diece e cinque" — 500, 10 und 5 oder mit römischen Zahlzeichen DVX) ausdrücklich als „dux" zu bezeichnen scheint. Allerdings hat Dante für die Rettung und Erlösung der Welt zu verschiedenen Zeiten seine Hoffnung auf verschiedene „Agentes" gestellt gehabt, aber eben dieser Wechsel in den Personen beweist, daß nicht sie, sondern Das, was er von ihnen hoffte, das eigentliche Agens war. Dante hoffte mit glühender Sehnsucht auf die Erlösung seines Vaterlandes, das von Parteikämpfen zerfleischt, am Rande der Vernichtung hin und her schwankte. Wohl sah er sich oft getäuscht in den Personen, welche er für die rechten Helden der Zukunft gehalten und um die Befreiung Italiens angefleht hatte; wohl mußte er auch den letzten Anker seiner Hoffnung, Kaiser Heinrich VII., in's Grab sinken sehen: aber den großen Gedanken seiner Commedia blieb er treu, trotz Exil und Armuth, bis an den Tod.

Die „Göttliche Komödie" ist trotz allem theologischen Apparate, der darin aufgestapelt liegt, ein politisches Zeitgedicht, das mit schneidender Schärfe Gericht hält über das Pabst- und Welfenthum, über Ghibellinen- und Aristokratenthum und über alle die, deren Beruf es nach des Dichters Ansicht gewesen wäre, das zerrüttete Italien in glücklichere Zustände hinüberzuführen. Dante starb an gebrochenem Herzen, sein unglückliches Vaterland sank tiefer und tiefer und die spätere Zeit hatte kein Verständniß mehr für das tiefe Herzweh des Dichters, dessen Werk sie das „göttliche" nannte. Und als nun der mystische Schlamm, den die Scholastik über die tiefsinnigen Terzinen ausgegossen hatte, festgetrocknet war, übernahmen die grammatischen und historischen Kärrner das allerdings weit mühsamere Geschäft, die verschütteten Schachte wieder aufzugraben und mit den Grubenlichtern philologischen Wissens die dunkeln Stellen der Komödie wieder aufzuhellen. Eine schreckenerregende Fluth von Notizen, Anekdoten, Schnurren und Miscellen

Digitized by Google

aus der Dantischen Zeit ergoß sich durch die hundert Gesänge; die Dante-Ausgaben schwollen zu Folianten an, aber die besten Commentare dieser Art, wie die von Velutelli, Venturi, Lombardi und Daniello, kamen doch immer nur zu dem Resultat, daß die Commedia eben nur ein moralisch-allegorisches Lehrgedicht sei, das der Dichter mit einigen zeitpolitischen Anspielungen pikant zu machen gesucht habe. Die deutschen Literarhistoriker der neueren Zeit sind dieser Auffassung schlechtweg gefolgt und haben die „allegorische Reisebeschreibung" im Ganzen höchst langweilig gefunden, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir lesen, daß auch Voltaire und die französischen Encyklopädisten die göttliche Komödie bis auf einige wenige Bruchstücke als durchaus abgeschmackt verworfen haben.

Diesen Verdammungsurtheilen gegenüber konnte es nicht fehlen, daß die alte Scholastik, freilich in etwas modernisirter Fassung, aufs Neue für den katholischen Dichter in die Schranken trat, zumal da sich einige Ausleger hatten beifallen lassen, aus der Commedia mehrere protestantische Ketzereien herauszudeuten und speciell den oben citirten Vers des Purgatorio vom DVX auf Luther (1515) zu beziehen. Auf's Neue wurde der Welt Dante's über jedem Zweifel erhabene Katholicität bestätigt und apodiktisch behauptet, nur ein gläubiger Katholik sei befähigt, die göttliche Komödie zu verstehen, deren eigentliche Bedeutung ja eben nicht in der moralischen Allegorie, sondern in der mystischen Verherrlichung des Göttlichen beruhe. Daß Herr Cons. Präsident Göschel, obschon kein Katholik, doch in der Ausdeutung der Dantischen Mysterien ächt Scholastisches leistet, ist bekannt und darf dabei auf seine Osteregabe („Dante Alighieri's Osterfeier im Zwillingsgestirn des himmlischen Paradieses". Halle 1849) verwiesen werden. Die Sympathieen, welche die „romantische Schule" für Dante hegte, mögen immerhin auch katholisirender Art gewesen sein; sie blieben aber auch nur Sympathieen und hatten nichts weitere zur Folge, als daß die Divina Commedia zu öfteren Malen (z. B. von Streckfuß, Kannegießer, Kopisch, Bernd v. Guseck, Prinz Johann von Sachsen u. A.) ins Deutsche übersetzt und zu Nutz und Frommen des deutschen Lesepublikums mit den allernothdürftigsten Noten illustrirt wurde.

(Schluß folgt.)

Eine merkwürdige Verhandlung der durch die Königin Pomare eingesetzten otaheitischen gesetzgebenden Versammlung.

(Aus der Revue coloniale.)

In der letzten Märzsitzung des verflossenen Jahres hatte die Regierung Otaheiti's der gesetzgebenden Versammlung folgenden, aus zwei Artikeln bestehenden, Gesetzentwurf zur Berathung übergeben:

„Art. 1. Vom 1. April 1852 ab soll der Consum französischer Biere und Weine, die nicht mit Alkohol versetzt sind, den Tahitiern wie den fremden Einwohnern erlaubt seyn."

Dieser Artikel wurd fast einstimmig angenommen, mit Ausnahme eines Mitgliedes Faranuha, Puritaner und Absolutist, der sich lebhaft dawider erhoben hatte und mit dem Ausrufe schloß, daß demnach das Gift der Trunkenheit nie ganz beseitigt werden würde.

„Art. 2. Die Gesetze, welche den Gebrauch des Branntweins und der alcoholisirten Weine verbieten, sollen in Kraft verbleiben, so wie auch die Gesetze gegen die Trunkenheit."

Huha. Der Artikel 2. gefällt mir weit besser als der Artikel 1., für den ich dennoch gestimmt habe, darum ich um so mehr nun auch für diesen stimme. Ich mache da aber nur eine Concession, um eine schrankenlose Freiheit zu beseitigen. (Eine Stimme: eine schöne Concession das!)

Teaau. Ich halte es für unmöglich, dem Branntwein gänzlich den Eingang zu wehren: Seht nur, wie es trotz Eurer Gesetze geht! Ihr habt da auf der einen Seite die Verkäufer, die Geschäfte machen wollen, weil es in ihrem Interesse liegt, und auf der andern Seite die Tahitier, die von einem brennenden Verlangen, zu kaufen, erfüllt sind, weil es ihrer Lust gilt. Zwischen diesen beiden Tendenzen wird Euer Gesetz seyn, was es schon früher gewesen: ein Netz, das nichts nutzt. Die Flüssigkeit wird zwischen den Maschen durchlaufen... (Ja, ja, er hat Recht!) Nun freilich, habe ich Recht! Wenn Ihr den Branntwein auf Tahiti ernstlich und wirksam beseitigen wollt, so beginnt damit, den großen Nationen, die damit Handel treiben, zu verbieten, dessen in ihren Schiffen herzubringen... Aber Euer Lungen sind nicht stark genug, arme Tahitier, um Euer Stimme von Tahiti bis nach Spanien, nach Amerika, nach England, nach Frankreich erschallen zu lassen. So fügt Euch denn! (Eine Stimme: wir werden schon sehen!.. Eine andere Stimme: man hüte sich vor dem Heiserwerden!)

Tairapa. Ich erkläre mich für das Gesetz. Ich finde es vernünftig liberal, und werde dafür stimmen. (Eine Stimme: wir werden sicher noch ein Netz bekommen!) Man spricht da von einem Netze; aber die Maschen des Netzes lassen sich so verengen, daß die Flüssigkeit nicht in Massen, sondern mit genauer Noth hindurch kann. Zu dem Ende empfehle ich den Häuptern und Richtern, den Matoto wie den Toohitu's, die Ausführung dieses Gesetzes wohl zu überwachen... Mit Eifer und Wachsamkeit ist dem Betruge schon zu wehren, der Branntwein durch den Zapfen rinnen läßt, der nur Wein und Bier auslaufen lassen sollte. (Sehr gut, sehr gut!)

Piupa. Ich muß mich in der That wundern, daß man sich die Erfahrung nicht besser zur Lehre dienen läßt. Seit der Branntwein zuerst unter uns erschienen ist, hat es Gesetze gegen dessen Gebrauch gegeben; aber trotz der Gesetze — (der Redner zuckt die Achseln.) — Also, es wird immer bleiben, wie es gewesen ist. Und warum auch eher den Branntwein verbieten, als den Wein? Ist's Gift, so verbiete man es jedermann, dem Europäer wie dem Tahitier. Wer sind wir denn?... Menschen, sollte ich meinen. (Geräusch in verschiedenem Sinn.) Ich sehe unter uns die Europäer täglich Branntwein trinken, ohne darin von jemand behindert zu werden.... Es ist folglich kein Gift, und die Europäer verstehen sich darauf besser als wir. Ich protestire gegen Euer Gesetz. Ich will eben so gut Branntwein trinken, wie die Europäer, wenn es mich behagt. (Mehrere Stimmen: wie abscheulich!)

Ranai. Trotz der hohen Achtung, die ich der Versammlung zolle, muß ich mich doch über die Verstörtheit wundern, die

Digitized by Google

sie für das Gesetz über die Getränke bekundet. Diejenigen, die demselben das Wort reden, müssen es nicht aus dem Gesichtspunkte der Freiheit erwogen haben, deren wir die Europäer unter uns genießen sehen und worauf wir nicht minder Anspruch haben. . . . Ich meine, ich, daß es in derlei Dingen kein Gesetz geben muß. . . (Ausrufungen von verschiedenen Bänken aus.) Nun, es ist dies meine Meinung; ich halte nicht damit zurück. Man soll nicht von mir sagen, daß ich einer der Heuchler sey, die öffentlich gegen den Branntwein loslaufen, sich aber insgeheim berauschen, so oft sich ihnen nur die Gelegenheit dazu darbietet. Ich bitte die Versammlung, einmal zu untersuchen, worauf das Recht zu begründen sein würde, das man sich anmaßt, zu jemandem zu sagen: „dies sollst Du trinken, das nicht, sonst wirst Du bestraft." Woher leitet Ihr dies Recht ab? Wenn es existirt, da könnt Ihr ja ebenfalls und mit gleicher Befugniß sagen: das sollst Du essen, das nicht; Du sollst Dich in Leinewand kleiden, nicht in Cattun; Du sollst Dein Haar kurz, Deinen Schnurzbart lang tragen . . ." (Gelächter in der Versammlung.) Ihr lacht? Nun, beweis't mir einmal, daß ich Unrecht habe. . . Ihr wollt das Detail der Lebensweise in dem regeln, was zur Nahrung gehört . . . dann könnt Ihr auch ein Gleiches in Betreff der Kleidung thun. Eure Befugniß existirt überall nicht, oder sie erstreckt sich auch bis dahin. . . . Wenn Ihr also nicht berechtigt seid, Euch bis zu diesen Einzelnheiten der Lebensweise herunter zu versteigen; wenn das eine lächerliche Tyrannei, ein der Vernunft gegebenes Dementi seyn würde, warum wollt Ihr denn darauf bestehen, Euer Gesetz zu machen? . . .

Faerhun. (Von seinem Platze aus.) Um gewisse Leute zu verhindern, noch mehr Dummheiten zu begehen, als sie deren sagen.

Rnaval. . . Ich könnte dem Unterbrecher mit einem Keulenschlage Antwort geben auf einen Peitschenhieb; aber . . . .

Der Präsident. Die Unterbrecher werden mich in die Nothwendigkeit setzen, das Reglement auf sie anzuwenden.

Rnaval. Das käme ein wenig spät. . . Ich werde mich inzwischen nicht abhalten lassen, zu sagen, was ich zu sagen Willens bin, nämlich, daß Ihr gar nicht berechtigt seid, Euer Gesetz zu machen. . . . Noch mehr; macht Ihr das schlecht begründete Gesetz dennoch, wollt Ihr auf Eurem Stück bestehn, so wird Euer Gesetz nicht zur Ausführung kommen. (Oho, o!) Nein, es wird nicht befolgt werden! . . . (Eine Stimme: das beginnt unschicklich zu werden!) Man mißverstehe mich nicht! Ich habe nicht sagen wollen, daß ich mich gegen Euer Gesetz auflehnen würde; aber ich behaupte, daß es vermöge der Gewalt der Dinge, und ohne offene Empörung irgend jemands ein todter Buchstabe bleiben wird. Ein Repräsentant hat sehr richtig zu Euch gesagt: „den Tahitiern, die gern kaufen, und den Europäern, die gern verkaufen wollen, gegenüber, wird Euer Gesetz nur ein Netz seyn und die Flüssigkeit ihm durch die Maschen laufen. . . . Macht es nach so enge, stellt auch so viele Wächter an, mahnt Eure Chefs, die Richter und die Mutois zur größten Wachsamkeit, es wird doch nichts helfen: ihnen allen ist der Branntwein lieb. . . (O! o! spricht nur allein für Dich!) Nun wohl, wir alle sind Freunde des Branntweins und der sonstigen geistigen Getränke; wir alle trinken ihn, öffentlich oder insgeheim. Ich ersuche deshalb die Versammlung, diese Gründe wohl zu erwägen, und kein unnützes Gesetz zu machen.

Moeron ist für das Gesetz. Er erinnert die Versammlung daran, daß Tenpno unlängst zum Tode verurtheilt worden ist, weil er seine Frau getödtet hat. „Und warum hat er das gethan?" ruft er dann aus. „Weil ihn der Branntwein zum Vieh erniedrigt, dies heilinse Getränk seine Eifersucht zur Wildheit entflammt hatte. Er hatte schon Recht, als er seinem Richter antwortete: „ich habe sie nicht getödtet; das hat der Branntwein gethan." — So laßt uns denn dies Gift verbannen, da es nur Wuth und Tod enthält!

Hoare. Man braucht nicht gegen die Trunkenheit zu declamiren, um damit dem Gesetze das Wort zu reden. Die Trunkenheit ist ein bedauernswürdiges Laster — wer möchte das bestreiten? Was aber weniger klar ist, das ist die Wirksamkeit Eures Gesetzes, dies Laster zu vernichten. Ich meinerseits stehe nicht an, Euch vorher zu sagen, daß das Resultat Eure Hoffnungen täuschen wird, was Ihr auch thun möget. (Eine Stimme: das wird sich finden!) Man berauscht sich in Wein wie in Branntwein, und will man der Trunkenheit ernstlich ein Ziel stecken, so müssen alle Anlässe dazu unterdrückt werden. Wir haben nicht mehr Recht, den Branntwein zu verbieten, als den Wein; wenn man sich aber im Namen der öffentlichen Ruhe und Moral herausnehmen will, die Individuen bis in das Detail ihres häuslichen Lebens zu tyrannisiren; wenn man mit einem Worte, wie es hier eben ausgesprochen worden ist, sich an der Freiheit, sich zu nähren wie es einem jeden gut dünkt, vergreifen will, so laßt uns nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern Alles absperren, so, daß wir nur klares Wasser und Cocusmilch als Getränk behalten: dann riskiren wir nicht um unsere Vernunft zu kommen! (Mehrere Stimme: das heißt übertreiben!)

Rnaval. Euer Gesetz ist nichts weitre als ein Scheinmittel. . . Trotz aller Confiscationen und Geldbußen fließt der Branntwein nach wie vor. . . Ist nicht in all diesen stets unnütz gebliebenen Versuchen eine Lehre enthalten? Gewiß, und zwar die, solche Versuche aufzugeben. So verschließt doch Euer Augen nicht vor dem Lichte! . . . Nehmt die Vernunft und die Erfahrung zur Hand, und Ihr werdet einsehen, daß das Gesetz nichts taugt und machtlos ist. . . . Gebt dem so sehr in den Bann gethanenen Getränke nicht länger den Reiz einer verbotenen Frucht: lasset dem Strome freien Lauf! Euer zu schwachen Deiche machen nur, daß seine Fluthen höher anschwellen, und wenn sie sich dann brechen, so sind die Verheerungen nur um so ärger. Leitet vielmehr seinen Lauf in Canälen ab, macht ihn so ruhiger, gleichförmiger, dann wird das offene Land nicht mehr verwüstet werden. (Mehrere Stimmen: da würden wir hübsche Dinge zu sehn bekommen!) Man ergeht sich hier in Lamentationen über die Trunkenheit; ein jeder sucht sich in Ausfällen gegen dies Laster hervorzuthun, insbesondre die Scheinheiligen. Ei, nur nicht so hitzig! Auch mir ist die Trunkenheit mißfällig, aber ich glaube darum doch nicht, daß man immerwährend auf diejenigen loszuziehen braucht, die sich mäßig eines Rechts bedienen, das ihnen nicht streitig gemacht werden darf. Wer keine hitzige Getränke trinken mag, der lasse es bleiben, aber er lasse auch diejenigen in Ruhe, die andrer Meinung sind. Aber nein, man findet Gefallen daran, laut vor dem Publikum seine Abscheu vor dem Branntwein

Digitized by Google

auszusprechen, während man sich die Befugniß vorbehält, ihn insgeheim zu genießen. (Eine Stimme: in dieser Weise giebt's doch einen Scandal weniger!) Aber eine Verstellung mehr! . . . Ich, meinestheils, spreche frei von der Leber weg, halte mit meiner Meinung über Euer Gesetz nicht zurück. (Eine Stimme: nun, an übermüthiger Dreistigkeit fehlt's ihm nicht!) Ja, ich erkläre, daß dies Gesetz die Freiheit beeinträchtigt, und dieses ist durch die angeführten Gründe erwiesen. . . .

Ich setze auch noch hinzu, daß man dasselbe nicht in Ausführung bringen wird; die desfallsige Erfahrung läßt für die Folge keine Illusion aufkommen. (Eine Stimme: wann er wohl einmal zum Schluß kommen wird!) Unterdrückt den Mißbrauch, darin seyd ihr im Rechte, das ist Euer Pflicht. Wenn ein Trunkner die Ordnung stört oder auf der Straße Scandal macht, so giebt's Polizeiagenten und Gefängnisse, um ihn zu behandeln, wie er es verdient. . . . Der Gebrauch von Messern und Beilen kömmt unter uns immer mehr in Gang; einige wissen gut damit umzugehen, es giebt aber auch Ungeschickte, die sich damit verwundern müssen deshalb alle Messer, alle Beile verboten werden? (Bewegung. Eine Stimme: endlich wird er doch wohl fertig seyn! oder will er uns gar nicht loslassen?)

Farnahu. Die Versammlung muß der Schaamlosigkeit überdrüssig seyn, mit welcher man hier dabei beharrt, der Trunkenheit Lobreden zu halten. Es ist ein Scandal! Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß nicht bloß der Branntewein, sondern auch der Wein und das Bier verboten werden sollten. Da man jedoch glaubt, daß man sich zu Concessionen verstehen müsse, so trage ich darauf an, daß von diesen Gisten das schärfste ausgeschlossen bleibe. Die verständigen Leute und die Freunde der Religion sind von Ekel und Entsetzen ergriffen bei dem Anblick der fruchtbaren Wirkungen der Trunkenheit. Das eine Mal führt sie zum Mord, ein anderes Mal zur Brandstiftung. Ich will der Sittenverderbniß, der Orgien nicht einmal erwähnen. . . . Häufig fallen die Elenden, die mit der Trunksucht behaftet sind, als Opfer ihrer Ausschweifungen. Ich übertreibe nicht: diejenigen, von welchen ich spreche, liegen wirklich im Grabe. . . (Sensation.) Und doch wagt man es, hier öffentlich den Advocaten des Branntweins zu spielen! Es ist dasselbe, als ob man sich zum Schirmherren der Unmoralität, der Liederlichkeit, des Todschlags erklärte! . . (Ausrufungen von oh! oh! dann Stille.)

Naaval mit Lebhaftigkeit. Ich verlange das Wort! Es ist so eben zu Euch gesagt worden, daß es Leute gäbe, welche die Unverschämtheit hätten, hier der Trunkenheit eine Lobrede zu halten, sich als Advocaten der Unmoralität und des Mordes zu erklären, und man hat dann mit Recht solch eine straffällige Verblendung gebrandmarkt. Sehr gut das! . . . Aber es muß der Versammlung aufgefallen seyn, mit welcher Ehrlichkeit und Menschenfreundlichkeit meine Worte da ausgelegt worden sind. . . . . Welch eine Gutmüthigkeit für einen Mann der Kirche! . . . (Geräusch.) Die Versammlung wird mir, so hoffe ich, erlauben, an ihre Loyalität zu appelliren. . . Sind der Trunkenheit Lobreden gehalten, ist der Ausschweifung das Wort geredet, Mord und Zerstörung gepredigt, oder nur, im Namen der Freiheit und der Vernunft, die Ausübung eines natürlichen Rechtes reclamirt worden, das man wohl bestreiten mag, ohne jedoch diejenigen zu brandmarken, die daran halten? . . . Ist es sittenlos, zu verlangen, daß der Tahitier eben so behandelt werde, als der Europäer, mit dem er zusammen zu leben berufen ist? . . . Ist's etwas Ungeheuerliches, nach einer Freiheit zu trachten, deren man in den civilisirten Ländern genießt, in den Ländern, die uns in der Regel als Muster aufgestellt werden, die wir in Allem nachahmen sollen? . . . .

Mehrere Stimmen: nein! nein!

Naaval. In den civilisirten Ländern werden die Trunkenheit und ein öffentlicher Scandal durch die Gesetze niedergehalten: man bestraft den Mißbrauch, zieht aber nicht siderner Weise gegen den Gebrauch zu Felde. Das Gesetz muß warten, bis das Uebel sichtbar wird, bevor es zu strafen beginnt; dann thut es, was seines Amts ist! Aber confiscirt nicht ein natürliches Recht aus Vorurtheil; bindet uns nicht beide Beine, aus Furcht, wir möchten einen Fehltritt thun. . . Habt deshalb den Muth, gerecht zu seyn, und laßt Euch nicht durch das Geschrei der Scheinheiligen einschüchtern! . . . Man thut in der That, als ob der Branntewein die Wurzel alles Uebels wäre. Aber sie, die uns von Tod, Brand, Vernichtung sprechen, scheinen die Erinnerung all des Unglücks verloren zu haben, das durch sie herbeigeführt worden ist. . . Sie führen Beleidigungen und Anklagen im Munde, als ob sie unbadelhaft wären. . . .

Macht nur nicht so viel Wesens wegen eines Grabes, das sich zufällig geöffnet hat, Ihr, die Ihr das ganze Land mit Gräbern bedeckt habt! (Sensation.) Reist einmal durch unsre Insel, und befragt die vielen Leichenstätten, die mit Blut benetzt, durch Gräber verunreinigt sind! (Eine tiefe Stille herrscht auf allen Bänken.) Weckt nicht der Name Mahanan Erinnerungen auf? . . . Hieher, ihr Wittwen und Waisen! fragt diese Gräber, wer sie mit Gebeinen gefüllt hat? Hat das der Branntewein gethan? Wer hat euren Herzen den Haß eingehaucht, wer den Patriotismus einer unwissenden Bevölkerung irre geführt, um ihr die Waffen in die Hand zu geben, sie auf unsre verläumdeten Beschützer loszuhetzen? Wer hat das Signal zum Blutbade gegeben? Wer hat Euch einem frühzeitigen Tode zugeführt? Hat das der Branntewein gethan? Antwortet! Ha! die Gräber sind stumm! . . Wenn sie aber reden könnten, da würde das Zittern augenblicklich an Anderen seyn als an mir!

— Hier richteten sich aller Blicke auf Farnahu, einem der fanatischsten und hartnäckigsten Anschürer des Bürgerkrieges, durch welchen Tahiti so sehr gelitten hat. Die Sitzung wurde auf einige Minuten ausgesetzt. Dann resumirte Nuutere die Debatte. Seine Folgerungen liefen darauf hinaus, daß auch der Wein wohl Trunkenheit erzeugen könne, aber doch nur in einem weit geringeren Grade als der Branntewein.

„Eine Flasche Branntewein," schloß er, „erniedrigt den Menschen zum Thier und wirft ihn zu Boden, während drei Flaschen Wein ihn nur heiter stimmen. (Das ist wahr! das ist wahr!) Ihr seht also, daß es wohlgethan ist, den Wein dem Branntewein zu substituiren. Man stimme deshalb für das Gesetz.

Darauf wurde denn auch der zweite Artikel mit großer Majorität, und das ganze Gesetz mit 93 gegen 15 Stimmen angenommen.

Digitized by Google

Auch ein Beitrag zu dem Sempervivum gegen die Jesuiten.

Die Franzosen haben ein Sprichwort, welches lautet: „à Jésuite, Jésuite et demi;" d. h. gegen einen Jesuiten muß man ein und ein halber Jesuit sein. Das Befolgen dieser Regel dürfte möglicherweise mehr wirken als sämmtliche Deklamationen, welche wider:

Cette grande et noir machine,
Dont le souple et vaste corps
Etend ses bras jusqu' à la Chine...

wie Voltaire die Jesuiten vor beinahe hundert Jahren in seinem „Evangile du jour" (Alltags-Evangelium) bezeichnete, stets von neuem ergehen. R—n.

Der Welttheil Australien. Neueste ausführliche Beschreibung desselben, unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäischen Ansiedlungs-, Handels- und protestantischen wie katholischen Missions-Verhältnisse. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Dr. L. H. Ungewitter. Mit einem Vorworte von Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Professor in München. Erlangen, 1853. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke (Adolph Enke.) VIII und 514 Seiten nebst 1 Seite Druckberichtigungen. Gr. 8.

Dem sich täglich dringender und allgemeiner, namentlich auch für den Geschäftsmann, herausstellendem Bedürfnisse, Australien möglichst genau in allen Beziehungen kennen zu lernen, gegenüber, war ein demselben genügend entsprechendes, umfassendes Werk ein oft mündlich und schriftlich ausgesprochener Wunsch. Ein Gelehrter, rühmlichst bekannt auf dem Gebiete, welchem ein derartiges Werk angehört, hat ihn jetzt erfüllt, und zwar in einer so vielseitigen Weise, daß Niemand unbefriedigt sich in seinem „Welttheil Australien" nach Auskunft über das große Ganze oder über Einzelnes umsehen dürfte. Denn sowol Derjenige, den reines Interesse für geographisch-ethnographische Studien zu dem Werke hinzieht, als Der, den eine praktische, besonders merkantilische Rücksicht wünschen läßt, nähere Kunde von den Ansiedelungs- und Handelsverhältnisse Australiens, die sich in kleiner Jahrenreihe so großartig ausgebildet, zu erhalten, würde vergeblich nach einem vollständigeren allgemeinen deutschen Hand- und Hilfsbuche suchen. Mit Vorliebe hat der Verfasser ferner der Geschichte und Wirksamkeit der protestantischen Missionen, die sich in Australien so ungemein erfolgreich und wohlthätig erwiesen, wie eine Fülle, den besten Quellen entlehnter, ausführlich mitgetheilter Belege dies darthut, seine Aufmerksamkeit zugewendet, und das verderbliche Gegenwirken der katholischen Missionaire in das klarste Licht zu stellen versucht.

Mit Fleiß ist die Geschichte der Entdeckung der einzelnen Bestandtheile Australiens bearbeitet; ebenso das Ethnographische, in welchem der Verf., den glaubwürdigsten und neuesten Gewährsmännern folgend, uns die anziehendsten kleinen Völkergemälde vorführet. Freunde der Naturgeschichte finden die zum Theil so merkwürdigen und eigenthümlichen Naturerzeugnisse des Landes in zweckmäßigen Uebersichten aufgezählt und kurz beschrieben. — Ueberall sind Züge aus dem Leben, aus der nächsten Vergangenheit, eingewebt, durch welche die geographisch-statistische Darstellung belebt wird, so daß man das Buch von Anfang bis zum Ende mit ununterbrochener Theilnahme durchlesen kann. Lehrern liefert es für ihre Vorträge über den großen Welttheil (dessen sogenanntes Festland gegen 150,000 Quadratmeilen begreift, also in der Größe Europa fast gleich steht) reichen Stoff und nennt ihnen auch die neuesten Reisewerke, so z. B. den Bericht über die bis 1851 vom Capitain Wickham, dann von dem bisherigen Marinelieutenant Stokes geleitete Expedition: Discoveries in Australia, Lond. 1846, 2 Bände, (von Stokes herausgegeben), aus denen sie die hier erlangte Kunde noch erweitern können.

In der Vorrede ist der Werth und die Bedeutsamkeit des Werkes von Schubert nach Verdienst anerkannt. Es heißt dort: „Australien, in seinen natur- und völkergeschichtlichen Verhältnissen, ist mir seit einer Reihe von Jahren ein ganz besonders lieblicher Ausruhepunkt in dem weiten Felde der Erdbeschreibung gewesen; die Reiseberichte von Australien erregten meine Theilnahme in einem Maaße, wie kaum die aus einem andern Erdtheil, über den in unsern Tagen das Morgenroth eines neuen, geistigen Tages emporgestiegen, und in dessen vorhin unbekannter Natur das wissenschaftliche Forschen eingedrungen ist. Bei dieser eigenthümlichen Vorliebe für den Gegenstand war in mir öfters das Verlangen erwacht nach einem Werke, das in möglichster Vollständigkeit Das umfaßte und zusammenstellte, was wir über Australiens Festland und seine Inseln wissen. Mit großer Freude sah ich meinen Wunsch in diesem Buche erfüllt, das mich in seinem Verfasser einen durch Gesinnung und wissenschaftliches Streben nahe Befreundeten erkennen ließ. Auch andre Leser, ihre Anforderungen seien, welche sie wollen, werden hier nicht nur Unterhaltung, sondern eine gründliche Belehrung, und wenn sie dieses suchen, eine Erhebung des Gemüthes auf den geistig höchsten Standpunkt der Weltanschauung unsers Tages finden."

Der gesammte Stoff des Werkes ist in sechs Abschnitte vertheilt. Der erste (S. 1—58) giebt Allgemeines über den Erdtheil Australien in 7 Kapiteln: Geographische Lage, ꝛc., der große Ocean, Klima und geognostische Beschaffenheit, Flächeninhalt und Bevölkerung, ꝛc., gesellschaftliche Verhältnisse, Religionsbegriffe, Christenthum und Cultur, erste Einwanderung und Entdeckungsgeschichte. Im zweiten Abschnitte (S. 58—160) wird das australische Festland oder Neuholland geschildert. Die 3 Kapitel desselben haben zum Gegenstand: Geographischer Ueberblick, Naturerzeugnisse, die Neuholländer, die Colonieen auf dem Festlande (— Die Colonie von Neu-Südwales: Geschichte derselben; die Deportirten; das Leben und Treiben in der Colonie. Die Colonie Westaustralien. Die Colonie Port Philipp oder Australia Felix, seit 1851 Colonie Victoria genannt. Die Colonie Südaustralien. Die Colonie Nordaustralien oder Port Essington. —) Im dritten Abschnitte (S. 160—232) beschäftigen den Verf. die drei großen Inseln Australiens, in 3 Kapiteln: Vandiemensland; Neu-

Digitized by Google

Seeland, Neu-Guinea; im vierten (S. 232—280) die übrigen Inseln und Gruppen des innern Gürtels der australischen Inseln, in 4 Kapiteln: Neu-Britannien, Admiral-Inseln und Louisiade, Neu-Georgien oder Salomons-Archipel, Neu-Hebriden, nebst Charlotten-Inseln, Neu-Caledonien. Dann werden im fünften Abschnitte (S. 280—319) die nordwestlichen Gruppen des äußern Gürtels der australischen Inseln, in 3 Kapiteln behandelt: Marianen oder Ladronen, Carolinen, nebst Pelew-Inseln, Mulgrave-Archipel. Im sechsten Abschnitte: Die übrigen Gruppen des äußern Gürtels der australischen Inseln, vorzugsweise die Südsee-Inseln genannt (Fidschi, Freundschafts-, Schiffer- oder Samoa-, Cooks- oder Hervey-Inseln [Mangaia- oder Cooks-Archipel], Gesellschafts-, Austral- oder Tubuai-, Niedrige Inseln oder Gefährlicher Archipel [nebst Gambier-Inseln], Marquesas- und Sandwich-Inseln), lernen wir in der Einleitung (S. 320—354), das Christenthum auf den Südsee-Inseln, und die wohlthätigen Veränderungen so dem das Evangelium dort hin kam, die Ränke und Gewaltthätigkeiten der Papisten, sowie das französische Protectorat auf Tahiti kennen, dann in 9 Kapiteln die genannten Inseln und im zehnten (letzten) noch die Pitcairn-Inseln, die Osterinsel und einige andre zerstreut umherliegende Inseln. (S. 355—504.)

Ein alphabetisches Register über die einzelnen Bestandtheile, die Städte, ꝛc. Australiens füllt die Seiten 505—514.

Die äußere Ausstattung (Druck von Fr. Campe & Sohn in Nürnberg) ist sauber. Die typographische Einrichtung — das große und sehr breite Octavformat und der Satz der erläuternden Belege oder weitern Ausführungen mit kleineren Lettern hat es möglich gemacht, das reichhaltige, bei anderer Einrichtung gewiß zwei ansehnliche Octavbände in Anspruch nehmende Material, in einem Bande darzubieten. Eine Karte von Australien wäre manchem Leser gewiß eine willkommene Zugabe gewesen, ist jedoch vermuthlich weggeblieben, um den verhältnißmäßig billigen Preis des Buches nicht zu erhöhen, durch welche Preiserhöhung denn allerdings die so wünschenswerthe Verbreitung desselben in den weitesten Kreisen leicht eine Beschränkung hätte erleiden können. Hoffmann.

System der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Theoretisch-praktische Anleitung zur raschen Erlangung eines vorzüglichen Kunstgedächtnisses, von Hermann Kothe, mit einem Bildnisse, so wie eine phrenologische Charakteristik des Verfassers von Dr. Schewe in Heidelberg. 1853. Kassel. J. H. Luckhardt. S. 128.

Der Gedächtnißriese, so wird Herr Hermann Kothe wohl mit Recht genannt, befindet sich augenblicklich in Hamburg, und giebt uns um so mehr Veranlassung, hier dieses Buches zu erwähnen und dasselbe der Aufmerksamkeit derjenigen, welche Zeuge seiner außerordentlichen Leistungen und seine Zuhörer waren, zu empfehlen. Auf eine eben so verständliche, kurzgefaßte und geistreiche Weise, wie Herr Kothe seine Vorträge zu halten pflegt, setzt er uns sein System der Mnemonik auseinander, indem er es auf verschiedene Zweige des Wissens anwendet, durch Beispiele erklärt, und seine Anwendbarkeit auf die Erlangung von Kenntnissen bevorwortet. Der Verfasser überläßt jedoch die eigentliche Anwendung der Mnemonik als eine praktische und Nutzen tragende Wissenschaft dem Gelehrten vom Fache in seiner speciellen Wissenschaft, indem er sagt: die Mnemonik will nur den Grundstein legen und das Material darreichen zu dem Gebäude, welches späterhin die Grammatik aufzustellen gedenkt.

Viele haben mit Interesse und Erstaunen den Vorlesungen des Verfassers beigewohnt, und diesen wird daher auch dieses Büchlein willkommen sein, da es ihnen Gelegenheit darbietet, im Studiren der Mnemonik fortzuschreiten. Wird es auch vielleicht keinem einzigen gelingen, dem Lehrer gleich zu kommen, welchen Gaben der Natur, Richtung des Geistes, Energie und seltene Willenskraft zur Erlangung seines riesenhaften Gedächtnisses befähigten, mit Rücksicht auf Sprache u. s. w., so wird man doch ohne Zweifel durch die Befolgung der Lehren des Meisters dahin gelangen, das Gedächtniß zu schärfen und sich die Bahn des Wissens zu ebnen und weniger mühvoll zu machen.

Zeitungen haben vielfach und oft die wunderbaren Leistungen des Herrn Kothe besprochen, und wir behalten uns vor, auch in den Literarischen und Keltischen Blättern den Inhalt und Erfolg seiner Vorlesungen zu besprechen, da der Mnemonik vorbehalten sein mag, in der Erziehung eine bedeutende Rolle zu spielen, als ein Samenkorn, das eine reiche Frucht in sich trägt. S. W.

Acht und vierzig Werkstätten von Handwerkern und Künstlern oder Schauplatz des bürgerlichen Gewerbfleißes. Ein lehrreiches Lesebuch für Knaben jedes Alters u. s. w., mit 48 lith. Abbildungen. 2te ganz umgearb. und verm. Auflage. Zürich 1853. F. Däniker.

Ein höchst praktisches Buch, das Eltern, Erziehern und Kindern aufs wärmste empfohlen sein darf. — Wie oft wissen Aeltern und Söhne nicht, wozu letztere sich nach abgelaufener Schulzeit bestimmen wollen, wie oft thun sie gerade hierin Fehlgriffe. In diesem Buche sind 48 Werkstätten der Handwerker und Künstler abgebildet und beschrieben. Gebt euren Söhnen dies Buch in die Hand, und sie werden sicherer den Beruf herauszufinden wissen, der ihren Anlagen entspricht. Die Beschreibung der Werkstätten enthält zugleich geschichtliche Notizen über Entstehung, Fortbildung und Vervollkommnung der Gewerbe, zeigt die angefangenen und fertigen Arbeiten, die Instrumente, Werkzeuge und Handgriffe, mit denen man sie leicht handhabt, und enthält schließlich noch einige Seiten über Berufswahl, die mit klarem Verständniß geschrieben sind.

H. Gg.

Gebet der Ragusaner.

Auch die Republik Ragusa hatte, wie Venedig, ihr Libro d'oro. Merkwürdig und charakteristisch ist das kurze Gebet, welches als Einleitung diesem Libro d'oro von Ragusa vorgesetzt war,

Digitized by Google

und welches einen schlagenden Beweis der ungemeinen Gottesfurcht und Frömmigkeit abgiebt, die diese ächt katholische und christliche Republik beseelte. Es lautete so: „Domine Pater, omnipotens, qui elegisti hanc Rempublicam ad serviendum Tibi, elige, quaesumus, Gubernatores nostros secundum voluntatem Tuam et necessitatem nostram, ut Te timeant et Tua sancta Praecepta custodiant et nos vera caritate diligant et dirigant. Amen! (Allmächtiger Herr und Vater, der du diese Republik auserwählt hast, damit sie dir diene, erwähle auch, wir bitten dich, unsere Regenten nach deinem Willen und unseren Bedürfnissen, auf daß sie dich fürchten und deine heiligen Vorschriften bewahren und uns mit wahrer Treue leiten und lieben. Amen!)

Ἰόνιος Ἀνθολογία.

Bei dem Interesse, das die seit längerer Zeit auch auf den jonischen Inseln erwachte, neuerdings aber, wie es scheint, wieder etwas schlafen gegangene Literatur für unsere Gelehrten in Deutschland hat, gedenken wir hier aus dem Jahr 1834 einer in Korfu erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift, unter dem Titel: *Ἰόνιος Ἀνθολογία*, die jedoch auch Aufsätze in englischer und italienischer Sprache enthielt, übrigens jedenfalls einer gewissen Theilnahme des gelehrten Archäologen Andreas Mustoxidis sich erfreute, und meinen, daß es auch jetzt noch im Interesse der Gelehrten in Deutschland liegt, den Hauptinhalt der uns allein zugekommenen drei Hefte jener Anthologie, aus den Monaten Januar, April und Juli 1834, kurz anzugeben. Ob die Zeitschrift länger bestanden, wissen wir nicht, wohl aber, daß sie in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist. Jene Hefte enthalten Archäologisches über die griechischen Inseln. Ueber den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina. Ueber eine alte Leukadische Münze. Ungedruckte Inschriften von Inseln des ägäischen Meeres. Ueber eine Inschrift auf Zakynthos. Historischer Versuch über die Insel Cephalonia. Briefe über Ithaka. Bruchstücke eines Reisetagebuchs nach Delphi und nach Athen. Ueber Volkserziehung und über väterliche Gewalt. Ueber die Entwickelung des Charakters bei den alten Griechen. Ueber die Kultur des Bodens auf den jonischen Inseln. Abhandlung über den Isthmus von Korinth. Ueber *χημική ὀνοματολογία*, eine altgriech. Onomatologie in Betreff der Schiffe und ihrer Theile. Ueber Maschinen und Manufactur. Bemerkungen über das Gedicht des Quintus Smyrnaeus: Die Eroberung von Troja. Lyrische Gedichte, Volkslieder, Bruchstücke von Gedichten, unter andern einer Botzaris, d. i. Tod des Botzaris.

K.

Miscellen.

Die asiatische Cholera, (berichtet die Neue Preuß. Ztg. v. 2. d. M.) welche vom 10. Juli v. J. bis zur Mitte des Januars d. J. sich über sämmtliche Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder verbreitet und in 414 Ortschaften, einschließlich von 30 Städten, 10,668 Personen befallen hatte, von denen 6836 gestorben und 3836 genesen sind, ist nunmehr als erloschen zu betrachten. Die Krankheit hat im verflossenen Jahre eine größere Verbreitung als in den Jahren 1831, 1837, 1848 und 1849 erlangt, auch eine größere Zahl von Todesfällen als in diesen Jahren zur Folge gehabt. Im Jahre 1831 verbreitete die Cholera sich über 12 Kreise und in 315 Ortschaften, einschließlich von 37 Städten, während des Zeitraums vom 25. Juli 1831 bis zum 20. Januar 1832. Es erkrankten 9020 Personen, von denen 5260 gestorben und 3760 genesen sind. — Im Jahre 1837 verbreitete die Cholera sich nur über 11 Kreise. Während des Zeitraums vom 28. Juni bis zum 31. Dec. wurden in 72 Ortschaften, einschließlich von 19 Städten, 2448 Individuen von der Krankheit ergriffen, von denen 1039 gestorben und 1409 genesen sind. — Im Jahre 1848 bis 1849 hatte sich die Krankheit über alle Kreise des Regierungsbezirks in 156 Ortschaften, einschließlich von 31 Städten verbreitet. Es erkrankten 6355 Personen, es starben 3531 und 2818 wurden hergestellt. Die Krankheit fing am 2. Sept. 1848 an und war am 1. März 1849 erloschen. Während des Zeitraums vom 5. Juni bis zum 15. Dec. 1849 verbreitete sich die Cholera ebenfalls über alle Kreise, jedoch nur in 111 Ortschaften, unter denen sich 18 Städte befanden. Es wurden 4853 Personen von der Krankheit befallen, von denen 2656 gestorben und 2197 genesen sind.

Ein Herr T. Forster macht in dem Brüsseler Herald darauf aufmerksam, daß die Witterung des Winters von 1664, wo sich ein Komet zeigte, der diesjährigen, die ebenfalls die Erscheinung eines Kometen mit sich führte, völlig ähnlich gewesen sey, und findet darin einen Beleg seiner schon früher geäußerten Meinung, daß durch gewisse Kometen eine Störung der Witterungsverhältnisse erzeugt werde.

In einer Versammlung der naturhistorischen und philosophischen Gesellschaft zu Belfast, wurde von dem Präsidenten ein sehr seltener Fisch, der in Belfast Lough gefangen worden ist und Leptocephalus Morrissii genannt wird, gezeigt. Dieser Fisch ist so durchsichtig, daß es schwer hält, ihn, wenn lebendig, im Wasser wahrzunehmen. Was an ihn am sichtbarsten ist, das sind seine schönen dunklen Augen. Er ist ungefähr 5 Zoll lang. In Spiritus aufbewahrt, verliert sich seine Durchsichtigkeit so weit, daß er sich erkennen läßt.

Ein englischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, Sir John Davies, hat in einem im Jahr 1596 publicirten Gedichte eine Tanzweise, die Volta benannt, beschrieben, die ganz der heutigen Polka gleicht, demzufolge also schon unter der Regierung der Königin Elisabeth gepolkt worden ist.

Einer Meldung aus Wien zufolge besitzt der Feldmarschall Graf Radetzky gegenwärtig 38 verschiedene Orden und sonstige Decorationen, ist auch Ehrenbürger von 26 Städten der österreichischen Monarchie.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 30. Mittwoch, den 13. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Heut und sonst ..... Seite 229
Ein Beispiel, wie die Direction der englisch-ostindischen Compagnie indische Fürsten behandelt, die der brittisch. Waffengewalt unterlegen sind ..... „ 229
Dante Alighieri. Ein Beitrag zum Verständniß der „Göttlichen Komödie". Von Dr. H. Grieben. (Schluß.) ..... „ 231
Literatur:
Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit ..... „ 232
Die beiden jungen Frauen ..... „ 234
Neueste Schreib- und Leseschule ..... „ 234
Romanzen und Balladen von Adolf Bube ..... „ 235
Eine Todesstunde. Dramatisches Trauerbild aus der jüngsten Passionsgeschichte von Otto Lain ..... „ 235
Miscellen ..... „ 236

Heut und sonst.

Wie still ist's doch in mir jetzt wieder
Nach langer kampfdurchwühlter Zeit!
Der Geist, der meine Jugendlieder
Durchweht' — wie liegt er fern und weit.

Wie fern liegt mir das sel'ge Hoffen,
Das wie ein prächtig Sternenthor
Den Himmel zeigte immer offen,
In den ich träumend mich verlor.

Wie fern liegt mir des Sehnens Bangen,
Das tief mir aus der Seele kam,
Und immer kühner im Verlangen
Den Flug so weit sich unternahm.

Wie still ist's doch in mir jetzt wieder!
Auf der Erinn'rung Friedhof liegt
Der Jugend Lieb, der Jugend Lieder
Zum ew'gen Frieden eingewiegt.

Hugo Goering.

Ein Beispiel, wie die Direction der englisch-ostind. Compagnie indische Fürsten behandelt, die der brittischen Waffengewalt unterlegen sind.

(Aus Daily News.)

Es hat vor Kurzem ein Briefwechsel zwischen dem Ex-Rajah von Cuerg, der gegenwärtig auf Besuch in London ist, und der Direction der ostindischen Compagnie stattgefunden, in welcher der scharfe und peremtorische Ton des Secretairs jener Gesellschaft, Herrn James Cosmo Melvill, sehr widerwärtig mit den Begriffen von Freiheit, Gerechtigkeit und Zartgefühl contrastirt, welche zu gutem Glücke noch in der englischen Gesellschaft vorherrschend sind, wenn gleich sie aus der indischen Politik verbannt zu seyn scheinen.

Unter der Aufopferung eines religiösen Vorurtheils, dessen Bedeutsamkeit nach christlichen Begriffen kaum zu ermessen ist, und unter einer Masse physischer Unannehmlichkeiten, die sich erst würdigen lassen, wenn man den totalen Wechsel der Elemente und der Gewohnheiten des Lebens, das Freudenlose und

Digitized by Google

Verlassene seiner Lage in Anschlag bringt, ist dieser indische Fürst, ein Mann von königlicher Abkunft und einst selbst Herrscher, zum Besuch nach London gekommen. Nun möchte er gerne noch eine Zeitlang in England bleiben; aber die Herren Directoren sagen: „nichts da, wir verlangen, daß Du nach Indien zurückkehrst!" Da führt er Gründe an, die ihm ein längeres Verbleiben wünschenswerth machen, und deren Tüchtigkeit fast von aller Welt anerkannt werden würde; nur die Directoren wollen sie nicht beachten. Der arme Fürst sieht sich dergestalt der Ausübung des freien Willens beraubt, des angeerbten Rechtes eines jeden brittischen Unterthans. Er braucht sich nun zwar dem Verlangen der Directoren nicht zu fügen, indem ihnen bis jetzt keine legale Befugniß, eingeborne Fürsten aus dem Reiche ihres Souverains zu deportiren, verliehen ist, er kömmt dann aber an den Bettelstab. Es bleibt ihm nur die Wahl zwischen sofortiger Rückreise, auf Kosten seines Vatergefühls, und gänzlicher Verarmung. Die französische Regierung beobachtet eine ganz andere Politik den Arabern in Algerien gegenüber; ebenso sieht der Czaar es gerne, wenn seine Anhänger in Montenegro, und Verbündete, die er sich in Circassien erwirbt, nach Petersburg kommen, um die Wunder und die Größe dieser Hauptstadt anzustaunen. Auch hat unsre allergnädigste Monarchin den Beweis geliefert, daß sie die hohen Dienste anerkennt, welche ein Vorfahr unsers jetzigen Gastes dem Lord Cornwallis in seinem ersten Kriege gegen den Sultan Tippu geleistet hat; denn Ihro Majestät haben, zur freudigen Ueberraschung und Dankbarkeit des Rajahs, aus freien Stücken dessen Herüberkunft und die Veranlassung dazu gutgeheißen.

Welches ist denn eigentlich der Grund, warum der Rajah von Curg seinen Besuch in England zu verlängern wünscht? Wenn es blos Neugier, wie es bei der nepaulesischen Gesandtschaft, die unter allgemeinem Beifall ihren Aufenthalt ausdehnte, der Fall war, so würde man ihn preiswürdig und angemessen finden; aber nein, der Rajah hat Anderes im Auge, was ein höheres Interesse für seine Gefühle, eine größere Wichtigkeit für seine Familie hat, Dinge, die, mindestens außerhalb des indischen Hauses, eine allgemeine Theilnahme finden würden. „Der Gegenstand meiner Reise nach England", so hat er sich gegen die Directoren ausgesprochen, „war, meine Tochter taufen, im christlichen Glauben und nach englischer Weise erziehen zu lassen." Die Königin hat ihn in diesem Vorsatze bestärkt, auch, wie man sich erinnern wird, Pathenstelle bei seinem Kinde übernommen und es der Obhut einer Peeresse, die sich dazu ganz besonders eignete, der Lady Hardinge überwiesen. Diese Annahme des christlichen Glaubens und diese englische Erziehung werden aber aller menschlichen Wahrscheinlichkeit zufolge nach des Rajahs Rückkehr eine ewige Trennung zwischen dem Vater und dem Kinde zur Folge haben; deshalb bittet er, daß der Abschied noch um einige Monate verschoben werden möchte, und diese Gunst wird ihm von den Directoren der ostindischen Gesellschaft verweigert! Ehe Ihro Maj. die Verantwortlichkeit der Erziehung der jungen Prinzessin übernehmen wollte, war es sehr natürlich nothwendig, daß ein Fonds angewiesen wurde, um deren Kosten, so wie den Unterhalt der jungen Dame bei ihrem späteren Verbleiben in England zu bestreiten. Zu dem Ende verpflichtete sich der Rajah also durch ein gesetzliches Document, jährlich 400 £ zu zahlen. Diese Rente möchte er seinem Kinde, ehe er es verläßt, nun gern auf dessen ganze Lebenszeit, und nicht blos so lange, als er selber noch leben oder seine gegenwärtige Pension von der indischen Regierung beziehen wird, sichern. So sucht er denn noch so lange zu bleiben, bis er im Stande seyn wird, der Königin eine weitere Garantie für die unabhängige Existenz seiner Tochter zu geben. Dazu ist es aber nöthig, daß er seine eignen pecuniairen Angelegenheiten erst in Ordnung bringt. Wie es um diese steht, das bedarf indessen erst einer Erläuterung, um das volle Gewicht des Verfahrens der indischen Directoren zu beurtheilen.

Von der Zeit unserer ersten Beziehung zu Indien an, sind die sämmtlichen Rajahs von Curg höchst bedeutende Männer gewesen. Zur Zeit von Hyder Alys höchster Macht und unserer größten Schwäche waren sie es, welche dessen Ausdehnung von Mysore bis zur Meeresküste verhinderten, und uns so vor größeren Gefahren sicher stellten, wodurch sie sich eine fürchterliche Verfolgung sowohl von Hyder als von Tippu zuzogen. Als Lord Cornwallis den Letzteren angriff, da zeichnete sich der damalige Rajah von Curg vor allen anderen eingeborenen Verbündeten durch seinen Eifer und seine Tapferkeit aus; auch standen die Friedensunterhandlungen der Erhaltung seiner Unabhängigkeit und Sicherheit halber einen Augenblick in der Schwebe. Lord Cornwallis wies unwillig das Ansinnen ab, einen so getreuen und so nützlichen Freund im Stich zu lassen, und hatte seine Kanonen schon wieder auf Seringapatam gerichtet, als Tippu nachgab. Und von da ab bis zu dem Augenblick, wo der jetzige Rajah sich zu einer Indiscretion verleiten ließ, hatte die brittische Regierung keinen zuverlässigeren Verbündeten, als dies alte hinduanische Haus. Der Onkel und der Vater des jetzt in London anwesenden Fürsten waren verständige und öconomische Männer gewesen, die ihr Gebirgsland so wohl administrirt hatten, daß sie, so viel wir wissen, nicht weniger als zehn Lacks Rupien in den Papieren der Compagnie belegen konnten, welche der jetzige Rajah bei seines Vaters Tode geerbt und davon die Dividenden bezogen hat. Vor ungefähr zwanzig Jahren erhob sich zwischen ihm und dem Residenten zu Mysore ein Mißverständniß, das damit endigte, daß er, und einige Zeit mit Glück, sich wider die brittische Macht auflehnte. Er ward indessen überwunden, abgesetzt, und nach Benares geschickt, sein Land den Besitzungen der Compagnie einverleibt. Zu Benares erhielt er Anfangs eine höchst dürftige Pension, doch wurde sie auf Verwendung des brittischen Officiers, unter dessen Aufsicht er und seine Familie gestellt war, erhöht, und er bekömmt nun jährlich 6000 £. Diese Pension ist aber gänzlich abhängig von der Gnade der höchsten Regierung, und es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie nach seinem Ableben auch den Seinigen ausgekehrt werden wird. Er hat eine zahlreiche Familie (Jung Bahadur, durch seinen längeren Aufenthalt in Europa so bekannt geworden, hat eine seiner Töchter geheirathet, als er auf der Rückreise nach Nepaul Benares berührte), und da er immer ein zärtlicher Vater gewesen ist, so hat ihm stets der Wunsch am Herzen gelegen, den Kindern einiges Vermögen zu hinterlassen. Zu dem Ende hat er nun sehr natürlich die 100,000 £ — sein Privatvermögen — im Auge behalten, die in den öffentlichen Papieren der ostindischen Compagnie angelegt worden sind. Die ostindische Compagnie hat jedoch von dem Augenblick seiner Absetzung an bis zu dieser Stunde es verweigert, ihm die Zinsen dieser Summe auszuzahlen, und wiewohl er neunzehn Jahre lang gegen diese Ungerechtigkeit reclamirt hat, sind alle seine Vorstellungen, wie

Digitized by Google

er sagt, mit Stillschweigen übergangen worden. Er hat sich nun direct an die Directoren der Compagnie gewandt, daß sie ihm sein Eigenthum herausgeben sollen, damit er für die Zukunft der Protegirten der Königin, so wie seiner übrigen Kinder zu Benares sorgen könne; diese verweisen ihn aber an die örtliche Regierung, die all seine Mahnbriefe seit neunzehn Jahren — unbeantwortet gelassen hat. Die indische Regierung vorenthält dem unglücklichen Fürsten die Renten von Gespannissen, die sich in ihren Fonds belegt finden, und giebt ihm nicht einmal Gründe für solch ein willkürliches Verfahren an.

Dies ist übrigens keineswegs ein vereinzelter Fall von Confiscation eines Privatvermögens abseiten der ostindischen Regierung; sie hat es eben so mit 300,000 £ gemacht, die dem abgesetzten Rajah von Sattarah gehörten, und dieses womöglich unter noch erschwerenderen Umständen. Bei der Absetzung von Pertaub Singh gab Sir James Carnac das Versprechen, daß alles Eigenthum, das bona fide ihm privatim und nicht dem Staate gehöre, unangetastet bleiben sollte, wenn er sich ruhig unterwürfe. Dieser Zusage vertrauend, unterwarf der Rajah sich nun ohne weiteres. Trotz dem sind die Jaghires, die er ererbt hatte und die von dem Peishwa stets respectirt wurden, die Dorfschaften, Ländereien, Häuser und Juwelen, die er aus seinen Privatmitteln erkauft hatte, ja sogar das baare Geld, das sein Privatschatz enthielt, confiscirt worden, und noch am 19. Januar d. J. haben die ostindischen Directoren es dem Herrn Hume und acht anderen ansehnlichen Inhabern indischer Effecten verweigert, auf die Frage wegen deren Rückerstattung einzugehen. So lebt nun die Familie des verstorbenen Rajah von Sattarah nebst ihrem Anhang zu Benares in Armuth und Bedrängniß. Ist es also wohl zu verwundern, wenn der Ex-Rajah von Cuzg, der diesen Anblick zu Benares täglich vor Augen gehabt hat, die Seinigen vor einem gleichen Schicksal zu bewahren wünscht?

Dante Alighieri.

Ein Beitrag zum Verständniß der „Göttlichen Komödie".

Von Dr. Hermann Grieben.

(Beschluß.)

Einen wichtigen Umschwung gewann dagegen die Auslegung Dante's in dessen eignem Vaterlande. Das „junge Italien", das in Dante ebensowohl den Märtyrer politischer Ueberzeugungstreue und den Vorkämpfer der Einheit Italiens als den Vater der italienischen Poesie verehrte, hatte sich mit aller Energie auf das Studium der Divina Commedia geworfen, um daraus nicht nur Trost und Hoffnung zu schöpfen, sondern sich auch Waffen zur politischen Agitation zu schmieden. Der Dichter des Ortis und der Sepolcri, Ugo Foscolo, der, gleich Dante, im Exil leben mußte, trat mit der Behauptung auf, Dantes Zweck sei die Reform der katholischen Religion und der inneren kirchlichen Einrichtungen gewesen. (Divina Commedia illustrata T. I. Discorso sul testo di Dante. Londra 1825.) Schon Dionisi, Marchetti und Troya hatten in Einzelheiten den Nachweis zu führen versucht, daß die Allegorien der Commedia nicht wörtlich, sondern durchaus politisch aufzufassen seien; die ausführliche Auseinandersetzung blieb indessen dem ebenfalls in London als Flüchtling lebenden Rossetti vorbehalten, der in zwei dicken Bänden (London 1826: „La divina Commedia di Dante Alighieri con commento analitico. T. I. Discorso preliminare. T. II. Disamina del sistema allegorico und London 1832: Sullo spirito antipapale che produsse la riforma e sulla segreta influenza ch'esercitò nella letteratura d'Europa) die durchaus pabstfeindliche Tendenz des Dantischen Gedichtes nachzuweisen bestrebt war.

A. W. Schlegel, der es sich früher hatte angelegen sein lassen, den italienischen Dichtervater bei dem deutschen Publikum einzuführen (s. Schiller's „Horen" 1795) erließ darauf in der „Revue des deux mondes" 1836 gegen Rossetti ein scharfes Manifest. Die große Encyclopädie von Ersch und Gruber nannte es einen großen Fehler, „daß die neuesten Ausleger überall kleine persönliche und historische Beziehungen witterten." Pater Ponta erklärte in seiner „Opere su Dante" (Novi 1845): „Dante kann in seinen politischen, sittlichen und religiösen Principien schwer von Solchen erkannt werden, die nichts glauben, nichts fürchten, nichts hoffen, die auf nichts sinnen als auf bürgerliche Umwälzung und religiöse Apostasie; wer erfüllt von teuflischem Haß gegen weltliche und geistliche Legitimität, sein eigen Hirn und die Worte der Schriften foltert, um so schnödem Hange zu fröhnen, urtheilt schlecht über Dante u. s. w."

Daß mit solchen Tiraden die „perfide Forschung" jener politischen Dante-Erklärer nicht zu widerlegen ist, liegt auf der Hand. Noch weniger aber ist eine Verständigung möglich zwischen denen, die in der Commedia die Summe aller Theologie und Rechtgläubigkeit verehren, und denen, die in ganz ähnlicher Wortklauberei bis ins kleinste Detail lauter Politik nachzuweisen bemüht sind, wie denn z. B. Rossetti alles Ernstes behauptet, bei Dante sei vita stets als Ghibellinismus, morte als Welfismus, donna als die Kaiserwürde, amore als die Liebe zum Kaiser zu verstehen. In noch pedantischerer Subtilitätenkrämerei deutete die in Fossombrone erscheinende Anthologia (1846) die Commedia als eine Darstellung der Privat-Leiden aus, welche Dante als Prior von Florenz erduldet habe. Demnach würde der „Wald" (im ersten Gesange des „Inferno" ein Gehölz im Casentinothale sein, von welchem sich Dante nach Florenz begiebt und in dieser Stadt eine Osterwanderung unternimmt, die bei Santa Croce beginnt und in dem Santa Maria del fiore abschließt. Auf der „piaggia diserta" (Inf. I, 29) wird der Dichter von Panther, Löwe und Wolf angefallen, nämlich von deren seiner Mitbürger: Geri Spini, Rosso della Tosa und Corso Donati. Virgil, d. i. Dantes Lehrer Brunetto Latini, wehrt die Bestien ab und verspricht die Hülfe des „vettro" (Windhund) d. i. Can grande della Scala. Das Höllenthor, auf dem die berühmte Inschrift steht, ist das Petersthor in Florenz u. s. w. Und in dieser reinlokalen Deutung wird die ganze Commedia zergliedert.

Diese minutiöse Zersetzung der Dantischen Allegorie in lauter kleine, ja kleinliche Privat- und Lokal-Beziehungen steht an Unerquicklichkeit den Spitzfindigkeiten der Scholastik keineswegs nach. Es ist unmöglich zu glauben, daß ein Dichtergeist wie der Dantische seine Befriedigung solle darin haben finden können, seinen Privatfeinden ein Gedicht von 100 Gesängen in's Gesicht zu schleudern.

Digitized by Google

Wohl ist die Divina Commedia ein durchaus politisches Gedicht, aber in der innern Anlage und Tendenz so großartig und umfassend, daß dem Dichter, der (Parad. XVII, 67) sich selbst das Zeugniß ausstellt, keiner politischen Partei, weder den Welfen, noch den Ghibellinen, gefröhnt, sondern für sich allein Partei gemacht zu haben („a te fia bello averti fatta parte per te stesso"), ein entschiedenes Unrecht geschieht, wenn man ihn zu einem Lokal-Pamphletisten erniedrigt, so wie ihm auch andrerseits nichts weniger als sein Recht wird, wenn man sein Werk als eine moralische Allegorie oder als die Versification mystischer Dogmatik auffaßt.

Nach Filelfo's Hypothese soll Dante außer den auf uns gekommenen Schriften auch eine „Geschichte der Welfen und Ghibellinen" in italienischer Sprache (in volgare) verfaßt haben. Diese Geschichte ist aber eben die Commedia. Dies Gedicht ist die Geschichte des absterbenden Mittelalters und ein Gericht über Alle, die bei jenem großen Auflösungsprozeß von Staat und Kirche betheiligt waren. Dante, der sich wohl berufen fühlen konnte, die Geißel über sein ganzes Jahrhundert zu schwingen, verwies das Welfen- und Pabstthum in die Hölle, die Ghibellinen ins Fegefeuer und den Eintritt ins Paradies gestattete er nur den Geistern, welche das tiefe Elend des Jahrhunderts erkannt und zu der großen Arbeit der Erneuerung sich gerüstet hatten. Diese Ansicht scheint auch G. Maffei in seiner Geschichte der italienischen Literatur sich hinzuneigen, wenn er (I, 67) schreibt: „Finse adunque un Inferno, in cui confinò tutti que' piccoli tiranni e que' rabiosi capi di parte, che empievano a gara le misere contrade italiane di rapine, di violenze e di sangue; un Purgatorio, a cui sospirassero di volare coloro, che non avevano giovata la patria con forte animo e con ardite imprese; ed un Paradiso, in cui si deliziassero le anime di quelli, che al ben fare avean posto gl' ingegni" etc.

Die Annahme, daß Dante Hölle und Pabstthum identisch gesetzt und nicht blos Bonifaz VIII. in der einen „Bolge" untergebracht, sondern auch unter dem im tiefsten eisigen Grunde des Höllentrichters residirenden Fürsten eben den Pabst κατ' ἐξοχήν verstanden wissen wollen, ist weder so „perfid" noch so „modern", als die Gegner der politischen Interpretation behaupten. Schon seit den Isidorischen Dekretalien ist die römische Curie von den Dichtern scharf gegeißelt worden. Die provenzalischen Sirventes (Rügelieder) griffen von jeher mit schneidender Bitterkeit die Päbste und die Geistlichkeit an; besonders waren es Bertram Carbonel und Guillem Figueiras, die in ihren Sirventes eine ganz schonungslose Sprache führten. Der Letztere sagte vom Pabstthum ganz unverblümt, es throne im Höllenabgrund, die römische Kirche sei eine Genossin des Teufels, ein Wolf in Schafskleidern u. s. w. (s. Diez' Poesie der Troubadours). Luthers spätere Invectiven (z. B. „der allerhellischt Vater, aller hellischter Vater, Ewer Hellischheit, ein vermummter leibhaft Teufel u. s. w.) sind nur Nachklänge einer Sprache, die man schon vor und um Dante's Zeit gegen die römische Curie zu führen wagte.

Die Divina Commedia ist die allerschärfste und bitterste Sirvente, die nur durch ihre Verschmelzung mit dem schalastisch geleherten Canzonenstyl dem Schicksal, vom Bannstrahl erschlagen zu werden, entging. Hatte doch Dante's lateinisch geschriebene Abhandlung „über die Monarchie" die Ehre, sechs Jahre nach dem Tode des Verfassers, von dem Cardinallegaten Bertrando del Poggetto für ketzerisch und für das Werk eines verfluchten Zaubررers erklärt zu werden. Nur ihrer Schwerverständlichkeit hatte die Commedia zu verdanken, daß sie nicht ebenfalls für ketzerisch erklärt und in den Bann gethan wurde; aber sie verdankt auch der Gefährlichkeit der in ihr entwickelten Satire jenen Wust scholastischer Auslegungen, der die Leser von dem richtigen Verständniß ablenken sollte.

Zieht man nun noch die harten Lebenskämpfe Dante's in Erwägung, der sich nicht etwa, der politischen Agitation überdrüssig, in irgend eine klösterliche Einsamkeit zurückzog, sondern bis an seinen Tod für die Freiheit und Einheit Italiens gehofft, gestrebt und gestritten hat, so wird man sich sagen müssen, daß die divina Commedia unter dem Einfluß so bitterer Erlebnisse eben nichts anderes hat werden können, als eine Satire, welche zwar nicht in der dichterischen Form, aber in der Tiefe der Weltanschauung über die Aristophanische Komödie hinausragt und ein Recht hat an die Bewunderung aller Zeiten.

Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Verantwortlicher Redacteur: Karl Biedermann. Erster Band. Zweites Heft. Leipzig 1853. Avenarius & Mendelssohn. Seite 129—240. Gr. 8.

Wir haben vor Kurzem auf diese neue bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen periodischen Literatur aufmerksam gemacht durch Darlegung des Zweckes derselben und Angabe des Inhalts des ersten Heftes. Das zweite Heft enthält außer der Politischen Uebersicht und den Vermischten Mittheilungen (Sociales: Armen- und Arbeitercolonien. Sparkasse. Auswanderung. — Volkswirthschaftliches: Hamburg's und Bremen's Kauffahrteiflotte. Vermögensverhältnisse in Frankreich, rc. — Culturstatistisches: Bevölkerungs und Nahrungsverhältnisse), die folgenden Aufsätze: Geschichte des deutschen Elements in Rußland (hier über die Vergangenheit desselben; es wird dargethan, daß die Darstellung des Einflusses des germanischen Elements auf das russische Leben auf irrigen Ansichten beruhe; seine Stellung in der Gegenwart und seine Aussichten für die Zukunft sollen nächstens geschildert werden). — Kriegsaussichten. (Frankreich, namentlich Belgien, dann den deutschen Rheinlanden, Italien, der Türkei gegenüber.) — Unter der Ueberschrift: Die neuesten Versuche einer Organisation der Gesellschaft ist eine ausführliche Analyse und Kritik der Schriften von Stranß, „Briefe über Staatskunst," und von August Winter, „Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft" und Aufsätze von W. H. Riehl („Die Gemeinde und die Gesellschaft," in der „Allgem. Zeit.") und von L. St. („Ueber das Gemeindewesen in der Gegenwart" in der deutschen „Vierteljahrschrift") gegeben; die Einleitung lautet:

„Die Socialisten haben uns seinerzeit viel von der Nothwendigkeit einer „Organisation der Gesellschaft" gesprochen. Die

Digitized by Google

heutige Gesellschaft, sagten sie, sei durch den Constitutionalismus im Politischen, durch den Industrialismus mit seiner Gewerbefreiheit und seinem Fabriksysteme im Materiellen in lauter Atome zerfallen; diese Atome trieben halt- und schutzlos durcheinander, die schwächern würden von den stärkern zerdrückt oder verschlungen. Die Panacee, die sie zur Heilung dieser Uebelstände vorschlugen, bestand im Wesentlichen in der Einfügung des Individuums in eine Lebensordnung, welche sein Thun und Sein, sein Schaffen und Erwerben, seine persönliche Thätigkeit und sein Eigenthum an bestimmte, in alle diese Verhältnisse tief eingreifende Regeln, beziehentlich an die Anordnungen und Befehle gewisser Gesellschaftsobern binden sollte. Die individuelle Freiheit war also der Preis, um welchen man dem Einzelnen eine gesicherte Existenz, ein angemessenes Verhältniß zwischen seinen Bedürfnissen und seinem Erwerb in Aussicht stellte.

Die Wissenschaft hat jene Vorschläge einer „Organisation der Gesellschaft" bekämpft, und die Erfahrung hat durch schlagende Thatsachen bewiesen, daß die praktischen Versuche dazu entweder in einen unerträglichen Zwang gegen die Einzelnen auslaufen, oder bei dem andern Extreme ankommen, einer gänzlichen Entfesselung der Einzelwillkür, die an die Stelle der durch die eigene Verantwortlichkeit sich selbst regelnden Freiheit tritt und alle gesellschaftliche Ordnung zerstört.

Gegenwärtig nun wird uns der Gedanke einer „Organisation der Gesellschaft" von ganz anderer Seite entgegengebracht, nämlich von den Anhängern einer corporativen Gliederung der Gesellschaft, eines geschlossenen Innungswesens, einer Verewigung aristokratischer Ständeunterschiede. Diese Classe von Gesellschaftsverbesserern hat mit jener der Socialisten mancherlei gemein, so verschieden auch ihre letzten Zielpunkte sind. Die Einen wie die Andern treten als Gegner der freien Concurrenz auf. Jene, weil sie den ganzen Vortheil derselben auf Seiten der durch Reichthum und Intelligenz Bevorzugten, der Capitalisten, Kaufleute und Fabrikanten, den ganzen Nachtheil auf Seiten der lediglich von ihrer Hände Arbeit lebenden Classen erblicken — also aus demokratischem Gesichtspunkte; Diese, weil sie eine Classe der völlig Besitz-, Berufs- und Standeslosen, dergleichen unser gegenwärtiger sogenannter „vierter Stand" allerdings zum großen Theile ist, gar nicht gelten lassen, gar nicht im Staate dulden wollen, vielmehr verlangen, daß diese Classe irgendwie den eigentlichen Berufsständen — dem ackerbauenden oder einem der Gewerbestände — ein- oder angefügt werde, so weit sie aber dessen nicht fähig sei, völlig verschwinde, wenn nicht sogleich, doch allmälig, durch zwangsweise Auswanderung, durch Verhinderung frischen Nachwuchses mittels strenger Heirathsverbote u. dgl. m. Sie also sind wesentlich aristokratisch, indem sie nur den auf irgend eine bestimmte Grundlage des Besitzes, der Fähigkeit, des Berufes und Erwerbes sich stützenden Existenzen das Recht zu existiren einräumen, außerhalb dieser strenggezogenen Gränzen aber eine weitere Ausbreitung des Volkslebens nicht zulassen, jede darüber hinausstrebende Neubildung als eine geile und schädliche Wucherpflanze unbarmherzig verschneiden. Auf politischem Gebiete sind die Einen wie die Andern Hasser und Verächter des Constitutionalismus; Beide tadeln an ihm sein blos negatives Verhalten gegen die eigentlich socialen Fragen, d. h. die Verhältnisse von Besitz und Erwerb, Arbeit und Lohn, Production und Consumtion, sein Princip des „Gehenlassens" und der individuellen Freiheit. Die Socialisten werfen ihm vor, daß er durch dieses Princip einer angeblich für Alle gleichen Freiheit — welche doch in Wahrheit nur für den vom Schicksal begünstigten Theil der Menschen bestehe, für die Mehrzahl dagegen gerade einen Zustand der allerhärtesten Unfreiheit herbeiführe — die Interessen dieser Mehrzahl, der besitzlosen oder arbeitenden Classen, völlig preisgebe. Von entgegengesetzter Seite wiederum wird ihm schuldgegeben, daß er den Bestand der Gesellschaft aufs Spiel setze, indem er durch jene unbeschränkte Freiheit eine rand- und bandlose Masse von Proletariern ins Leben rufe und hege, ja wol gar dieser das Heft des Staats — durch Kopfzahlwahlen — in die Hände spiele. Die Socialisten verlangen vom Staate, daß er durch positives Eingreifen in alle Verkehrsverhältnisse den untern Classen Recht gegen die obern verschaffe, ihnen eine sociale Stellung sichere, um welche der natürliche Gang des Verkehrs sie betrüge, und, weil der constitutionelle Staat diese Mission nicht, mindestens nicht in ihrem Sinne, übernehmen will, verwerfen sie diese Staatsform gänzlich. Die aristocratischen Gesellschaftsorganisatoren ihrerseits verlangen vom Staate, daß er kein Recht und keine gesellschaftliche Stellung anerkenne, welche sich nicht auf die Mitgliedschaft in einer oder der andern Corporation gründe, von ihr verliehen oder doch bestätigt sei. Das „allgemeine Staatsbürgerthum," welches der constitutionelle Staat proclamirt, ist ihnen ein Gräuel. Der Hauptunterschied zwischen der von den Socialisten projectirten und dieser auf corporativen Grundlagen ruhenden Gesellschaftsorganisation besteht, wie man sieht, darin, daß die eine über den Standpunkt, auf den die moderne Gesellschaft durch die Entwickelung des Princips individueller Freiheit im Politischen und im Gewerblichen sich gestellt hat, hinaus nach ganz neuen Bildungsformen strebt, die andere wesentlich auf schon früher-dagewesene zurückgreift, das alte Städtewesen, den alten Innungszwang, die alte Abgeschlossenheit der verschiedenen Berufs- und Gesellschaftsclassen mehr oder weniger wiederherstellen möchte, nur vielleicht in etwas veränderter Form oder unter neuer Firma."

Den Anfang und Schluß des Aufsatzes: Der Zollverein, seine volkswirthschaftlichen und finanziellen Resultate, theilen wir gleichfalls mit:

„Es ist nicht mehr möglich, die Geschichte eines Volkes zu schreiben oder das Material für die Geschichtschreiber in den Zeitschriften niederzulegen, ohne seiner wirthschaftlichen Zustände zu gedenken.

Wer die Geschichte Englands begreifen will, muß die Geschichte der Kornzölle, die Listen der Aus- und Einfuhr von Eisen, Kohlen und Garnen, er muß die Verbesserung der Webestühle studiren, welche bald mehr Points gemacht haben wird, als die Normannen noch im Oberhause aufweisen können.

Wer die Geschichte Frankreichs sich erklären will, wird zurückgehen müssen auf Turgot's feierliche Proclamirung des Rechts, durch Arbeit sein Brot zu verdienen, er wird in den Verhandlungen der Parlamente über die Zolltarife den Einfluß suchen müssen, welcher immer von neuem den Haß gegen England erweckt, in der Zollgesetzgebung die Quelle der sonderbaren Erscheinung, daß Frankreichs Revolutionen jeder Zeit mehr Regierung verlangten, bis zu dem niederegedonnerten Juniaufstande, welcher die Gesell-

Digitized by Google

schaft in der Regierung aufgeben lassen wollte, was man Socialismus zu nennen pflegt.

So muß auch, wer die neuere Geschichte Deutschlands verstehen will, von der des Zollvereins Kenntniß nehmen.

Der Zollverein ist die Maßregel, durch welche Preußen dem Gedanken der deutschen Einheit den ersten Ausdruck im Frieden gab, durch welche andere Staaten Deutschlands die Berechtigung dieses Gedankens anerkannten.

Das Gute an den Einrichtungen des Zollvereins beweist die Nützlichkeit der Einheit, das Schlechte an jenen Einrichtungen zeigt die Gefahr, welche die beste Sache läuft, wenn die Interessen Einzelner über die allgemeinen gesetzt werden."

Es wird dann ein kurzer Abriß der Entstehung des Zollvereins und seiner Gesetze geliefert und die Wirkung auf Deutschlands ökonomische Entwickelung aus seiner Statistik nachgewiesen. Am Schlusse heißt es unter Anderm:

„Was in Deutschland Beklagenswerthes ist in politischen wie in wirthschaftlichen Verhältnissen, ist hervorgegangen aus Unfreiheit; die Freiheit ist das einzige Heil- und Hilfsmittel gegen die bestehenden Uebel, und der Zollverein, welcher dem Verkehr wenigstens dieses Heilmittel brächte, würde mehr für Deutschlands Wohlfahrt thun als alle Schlachten vergangener Jahrhunderte, alle Kunst der Diplomatie."

Der Bericht über die neuesten Vorgänge auf kirchlichem Gebiete beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus in Preußen, besonders mit dem von Waldbott'schen Antrag. — Der im ersten Hefte begonnene Aufsatz; Umschau auf dem Gebiete des Unterrichts und Erziehungswesens ist fortgesetzt; von der Real- und Gewerbschule, so wie von der Gelehrtenschule ist kurz, weitläufiger von der Universität (— dem Collegienzwang, der Ausstellung der Besuchszeugnisse, der Gründung einer „freien katholischen Universität," der Nothwendigkeit der Umbildung der Universitäten, der Berufung der Professoren von der Genossenschaft ihres Faches [nach Winter's Idee] —; hervorgehoben werden Bunsen's Worte über das ganze höhere Unterrichts- und Erziehungswesen der Deutschen in der sehr interessanten Einleitung zu seinem gelehrten theologischen Werke: „Hippolytus und seine Zeit" —) gesprochen.

Hoffmann.

Die beiden jungen Frauen. Eine Familiengeschichte vom Verf. der Mahleiche, Aug. Walther, Familie v. Homburg, Wallmann und seine Familie ꝛc. Zwei Theile. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock 1852. 276 und 259 Seiten.

Dieser Roman ist wahr und richtig eine Familiengeschichte, die überdies sehr einfach und ohne bedeutende Verwicklungen ist, auf dem Titel genannt, und kann ohne Bedenken auch jüngeren Lesterinnen empfohlen werden. Der Verfasser hätte sich allerdings hin und wieder etwas kürzer fassen können, aber man liest seine Erzählung auch da gern, wo er es versäumte, da er es versteht, alles Langweilige zu beseitigen und nicht allein unterhaltend, sondern auch das Gemüth ansprechend zu schreiben. Seine früher erschienenen, auf dem Titel genannten Schriften (— es sind denselben noch beizufügen: Der Brautkranz, die Grafen von Königsfeld, das Pfarrhaus, Emilie Milde —) haben alle sich vielen Beifall erworben. — Zwei Waisen werden von einer biedern Försterfamilie erzogen und, selbst sehr verschiedenen Charakters, später an Männer verheirathet, die an Alter und äußeren Lebensverhältnissen sich unähnlich sind. Während eine der Schwestern, Anna, die Frau des jüngeren Mannes, sich in den Kreis der vornehmen Welt versetzt sieht, aber bald erfährt, daß nicht alles Gold sei, was glänzt, in edler Weiblichkeit trägt, was getäuschte Hoffnungen des Gatten zu tragen ihr auflegen, zuletzt jedoch durch ein, wenn auch weniger glänzendes, doch die Zukunft sicher stellendes Loos desselben, Frieden und Glück findet, ziehen bald nach den Flitterwochen am Ehestandshimmel der andern Schwester, Helene, dunkle Wolken auf; aber nicht der wackere Gatte, sondern die jugendliche, leichtsinnige Frau, in unwürdige Gesellschaft gerathen, stört das häusliche Glück. Der Förster, sie mit der traurigen, warnungsreichen Geschichte ihrer Mutter bekannt machend, leitet die augenblicklich Verirrte vom falschen Wege wieder auf den rechten.

Sowol die vier Hauptpersonen, als andere, z. B. die treffliche Mutter des Legationsraths, Helenens Gatten, der Förster und seine Frau, die alte genußsüchtige Tante des mit Anna vermählten Barons und ihr heuchlerischer, nichtswürdiger Freund und Geschäftsführer, sind gut gezeichnet, Menschen, wie man deren in der Welt manchem begegnet.

Druck und Papier sind schön.

Neueste Schreib- und Leseschule. Die ersten beginnenden und stufenweise mit einander fortschreitenden Uebungen im Lesen, Schönschreiben, Diktandoschreiben und Rechtschreiben. Zugleich Aufgabenstoff bei Anfangs-Uebungen im Sprach-Unterricht. Ein Vorgänger zu jedem Lesebuche. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 130 Seiten. 8.

Dieses vortreffliche Büchlein tritt in den unendlichen Kreis der deutschen Schulbücher ohne Vorrede ein und bedarf derselben auch nicht, da der bescheidene ungenannte Verfasser sich nicht über die Herausgabe eines Werkchens, welches aus dem Inhalt, wie aus dem klaren, wohlgeordneten Stufengange sich schon bei dem ersten Anblicke als brauchbar empfiehlt, zu rechtfertigen hat.

Es bietet sehr zweckmäßige Uebungen für die allerersten Anfänge des Lehrunterrichts in einer Schriftform, durch welche sehr glücklich die lateinische und deutsche Druck- und Schreibschrift vermittelt wird. Durch diese einfache Weise wird der kleine Schüler zur Auffassung des allgemeinen Charakters der Buchstaben geleitet und ihm das mühsame, oft verwirrende Erlernen der Schriftformen der verschiedenen Alphabete erleichtert.

Anstatt sich bei den ersten Zusammenstellungen der Laute in bedeutungslosen Silben zu ergehen, wird das lebendige Wort gegeben, und schon auf S. 2 findet man kleine Sätze aus kurzen Wörtern gebildet. Auf S. 24 folgen die kleinen Buchstaben der

Digitized by Google

lateinischen und deutschen Druck- und Currentschrift, und einige Seiten weiterhin die großen Buchstaben und leichte Sätze in diesen Schriftformen. S. 49 beginnen recht zweckmäßige Anfangs-Uebungen für den Sprachunterricht, besonders die Orthographie fördernd, und S. 95 kleine Erzählungen als Leseübungen.

Es dürfte dieses Buch nicht allein ausschließlich als erstes Lesebuch der Jugend in die Hand zu geben sein, um sie dadurch leicht und schnell zum Lesen und Schreiben zu führen; sondern es kann dasselbe ebensowohl auch neben jedem andern Lesebuche mit dem größten Nutzen, selbst später noch als orthographischer Leitfaden gebraucht werden. S.

Romanzen und Balladen von Adolf Bube. 2. vermehrte Auflage. Gotha. Druck und Verlag der Stollberg'schen Buchdruckerei. 1853.

Naturbilder, Gedichte von Adolf Bube. 2. vermehrte Auflage. In demselben Verlage. 1853.

Den Namen Adolf Bube treffen wir fast in jeder Sammlung von Gedichten, sei sie für Schule oder Haus bestimmt. Wir entnehmen daraus die Wahrheit, daß seine Gedichte sich rasch Bahn gebrochen haben, und von dem Werthe befunden worden sind, daß man geglaubt hat, sie der Jugend und den Erwachsenen mit Recht empfehlen zu müssen. Und in der That, Referent hat ganz dieselbe Ansicht beim Durchlesen derselben gehabt. Er findet sie alle ausgezeichnet durch die Zartheit der Empfindung, durch die Glätte der Form, und durch die leichte Faßlichkeit ihres Inhaltes. In den Balladen und Romanzen einerseits tritt das stofflich Abgerundete besonders einschmeichelnd hervor, während in den Naturbildern andererseits die Keuschheit der Empfindungsweise sich in anmuthiger Weise geltend macht.

Wir setzen, um aus beiden Sammlungen Beispiele zu geben, zwei Gedichte her:

Der Than von Ayr.

Es stand auf Felsenkanten
Bei Ayr ein alter Thurm,
Den rüttelten und rannten,
Dumpftosend Meer und Sturm;
Doch rüttelte noch stärker
Des Wahnsinns grause Macht
Hoch in des Thurmes Kerker
Den Than in Sträflingstracht.

Wie von der Stammburg Zinnen
Er einst despotisch schnob,
Als gegen sein Beginnen
Empörung sich erhob,
So heult er jetzt durch's Gitter
Bei Sturm und Fluthgebraus,
Voll Wuth, wie ein Gewitter,
Dämonisch-wild hinaus:

„Was stürmst du, Volk, die Pfade
„Zur Burg so frech und laut?
„Mir ist durch Gottes Gnade
„Die Herrscherwacht vertraut.
„Drum thu', was ich geboten,
„Und kriech' zu Kreuze gleich;
„Sonst streckt dich jäh zu Boden
„Speerwurf und Schwertesstreich."

Es wächst des Sturmes Toben
Und wilder schäumt die Fluth;
Der Than, die Faust erhoben
Brüllt: „Volk, das kostet Blut!"
Da stürzt Orkan und Welle
Den Bau vom Fels hinab
Und reißt mit Blitzesschnelle
Den Than ins Fluthengrab.

Der Abend.

Schweigen über allen Wipfeln,
Dumpfes Rauschen ferner Fluth;
Um mich Dämm'rung, auf den Gipfeln
Goldner Glanz und Purpurgluth.

Und ich opf're, hingesunken,
Ruhig lauschend durch die Flur,
Von der Pracht der Berge trunken,
Still dem Schöpfer der Natur.

H. Gg.

Eine Todesstunde. Dramatisches Trauerbild aus der jüngsten Passionsgeschichte von Otto Lain. Lüneburg, Herold und Wahlstab'sche Buchhandlung, 1853. 36 S. 12.

Eine wohlgemeinte Dichtung, die uns die letzte Stunde eines für die Freiheit strebenden, und seiner Sache bis zum letzten Hauche getreuen Kämpfers darstellen soll; ein Nachhall der Bewegungszeiten, wie wir ihn jetzt kaum noch zu vernehmen erwarten. In der That blickt uns dieses Gedicht mit der ganzen Fremdartigkeit einer Periode an, die, wenn auch der jüngsten Vergangenheit angehörig, durch den raschen Lauf der Begebenheiten bereits so sehr den überwundenen Standpunkten beizuzählen ist, daß wir die eigenthümliche Art Enthusiasmus, die aus ihr angehörigen Productionen, wie die vorliegende, spricht, nicht mehr recht zu verstehen, viel weniger zu theilen im Stande sind.

Der Herr Verfasser hat es nicht an schauriger Staffage fehlen lassen. Vor uns thut sich ein „Kerker" auf; es ist „Nacht, düstere Beleuchtung. Mittelthüre ohne h. Vorn rechts v. Z. Tisch mit Stuhl davor. Im Hintergrunde eine Bank." Ein Officier lies't einem gefangenen „Freiheitskämpfer", Otto, das

Digitized by Google

Todesurtheil vor. Nachdem der Officier abgetreten, hält Otto einen Monolog, in welchem von Jenseits, vom Mißgeschick der guten Sache und von Deutschlands trauriger Zukunft in einer recht wohlklingenden Sprache, aber mit starken shakespeareschen, schillerschen, körnerschen und uhlandschen Reminiscenzen geredet wird. Es ist begreiflich, daß der Freiheitskämpfer alle diese Dichter gelesen hat, der Dramatiker aber mußte allen diesen Erinnerungen möglichst aus dem Wege zu gehen suchen. — Otto wird aus seinen Träumereien aufgeschreckt durch den Eintritt seines Vaters, des Pfarrers Büeger, dem Lina, seine Braut, und bald auch der Kerkermeister folgen. Der Pfarrer Melvil, Struensee, wollte ich sagen, Büeger, giebt dem Sohne seine Absolution und seinen Segen und stellt ihm „sein Mädchen" vor. Dieselbe ist generös genug, ihm ihre Kleider behufs eines Fluchtversuches anzubieten, und der Kerkermeister taub genug, von den pathetischen Reden, in denen Dies geschieht, kein Sterbenswörtchen zu vernehmen. Otto will aber nicht fliehen, sondern deklamirt lieber Einiges über die schwarz-rothgoldene Fahne, und darüber, wie wir das deutsche Vaterland wollen. Nachdem sich Alle entfernt haben, hält Otto abermals einen Monolog, in welchem er unter Anderem meint:

„— so wie ich hat noch kein Mensch gelitten."

Dann erscheinen die drei übrigen Gefangenen, mit welchen er in seinem letzten Augenblicke vereint zu sein gewünscht hatte. Der Erste meint, er werde die Todeskugel mit dem Rufe empfangen: „Hoch, dreimal hoch, die Freiheit!" Der Zweite meint den Spruch: „Hoch, das Recht, das Licht, die Wahrheit!" vorziehen zu müssen, und dem Dritten scheint es am Besten mit dem Jubelrufe niederzusinken: „Hoch, du mein heil'ges deutsches Vaterland!!" und alle Drei zeigen sich auch darin als ächte Deutsche, daß sie bis zum letzten Hauche über eine und dieselbe Sache drei verschiedene Meinungen aufstellen. Unterdeß hört man hinter der Scene das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", bald darauf einen Schuß, und der Gesang wird schwächer. „Hört ihr?" ruft Einer, „das Lied wird schwächer — Einige fehlen schon." Alle rufen: „Hoch, hoch das „teure" deutsche Vaterland." Die „Türe" geht plötzlich auf, Officier tritt mit gezogenem Degen vor und ruft: „Im Namen des Gesetzes, folgt!" Die Gruppe bleibt, der Vorhang fällt rasch.

Der Verfasser schließt mit einer Apologie, in der er als vornämlichste Veranlassung seiner Dichtung, den Uhland'schen Spruch:

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald"

anführt. Ebenso hatte er mit einem „Prolog" begonnen, in welchem er Herwegh nachsingt:

„Auch ich — ich sag' es unverhohlen —
Ich trag' ein trautes Kind im Sinn,
Doch will das Vaterland mich holen —
Hier ist es, was ich hab' und bin."

Das Werkchen ist „Karl Gutzkow, dem Manne des Gedankens" dedicirt. — MM.

Miscellen.

Donatello's Crucifix in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz. (Aus G. H. von Schubert's „Reise in dem südlichen Frankreich und nach Italien, 2. Aufl. 2r Band. Erlangen, Palm und Enke, 1853.") — Bei dem Betrachten des Crucifixes des trefflichen Meisters, des Donatello (geb. 1381, gest. 1466), eines Zeitgenossen und Freundes Philipp Brunelleschi (geb. 1377, gest. 1444), fiel mir oft die Anekdote ein, welche Vasari bei Gelegenheit dieses Kunstwerkes von beiden erzählt. Brunelleschi hatte an diesem Crucifix seines Freundes getadelt: daß der Körper des Christus etwas zu „bäurisch" ausgefallen sei. Dieser Tadel verdroß den guten Donatello nicht wenig. „Brunelleschi möge sich über Werke der Baukunst ein Urtheil anmaßen, denn da gebühre es ihm als Meister der Kunst ohne Widerrede; was aber die Werke der Bildhauerei betreffe, da möge er sich des Urtheilens und Tadelns enthalten, bis er selber versucht habe, einen Christus am Kreuze darzustellen." Brunelleschi schwieg, denn er erkannte die Wahrheit der Worte und die Freunde sahen sich jetzt eine zeitlang nur selten und wenig. Nicht weil der eine dem andern um des etwa noch schmerzenden Wortes vermieden hätte, sondern weil dem Brunelleschi ein anderes dringenderes Bedürfniß anlag als jenes, den Freund zu sehen und zu sprechen. Denn in den Feierstunden, die er sonst dem geselligen Vergnügen gegönnt, arbeitete er jetzt selber an dem Bild eines Christus am Kreuz, und versteckte jedesmal, wenn er aufhörte zu arbeiten, das Werk unter dem Ausraum der Werkstätte. Endlich ist die Arbeit fertig; der Meister stellt das Crucifix im Vorplatz vor dem Zimmer auf. Er geht jetzt und sucht den Freund Donatello. Wir waren so lange, sagt er, nicht mehr fröhlich zusammen, so kommt denn heute einmal zu mir, mit mir das Frühbrot zu essen und ein Glas guten Weines zu trinken. Donatello ist bereit und die beiden gehen zusammen. Unterwegs kauft noch Brunelleschi Einiges des Gebackenen, frische Trauben und Käse zum Mahle, und faßt dies alles in den ledernen Schurz. Vor dem Hause jedoch bittet er den Freund: er möge die Sachen ein wenig in seine Schürze nehmen und indeß vorausgehen, während er selber noch einigen Wein besorgen wolle. Donatello gehet also mit dem belasteten Schurze voraus. Da er aber nun das neue Werk des Freundes, diesen Christus am Kreuz, erblickt, ergreift ihn solche Verwunderung, daß ihm die Hände sinken und die Last der Eßwaaren zu Boden fällt. Da kommt Brunelleschi und findet den Freund noch staunend vor der Arbeit stehen; zu seinen Füßen das Gebackene, die Trümmer des Käses und die Trauben. „Ei mein Freund, ruft er aus, was wollen wir nun essen"? — „Ich, meines Theiles, sagt Donatello, bin schon satt. — Euch ist gegeben einen wahren Christus am Kreuz darzustellen; uns ist es gegeben, Leiber der Bauern an's Kreuz zu heften."

Paris zählt gegenwärtig in Allem 94 Druckereien, die 2526 Setzer, 743 Drucker, 152 Maschinisten und 160 Correctoren beschäftigen. Allein in der kaiserlichen Druckerei arbeiten 144 Setzer, 193 Drucker, 12 Correctoren und 4 Maschinisten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 31. Sonnabend, den 16. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Mein Lied. Von H. Zeise ..... Seite 237
Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling .... " 237
Die Ruinen von Ninive und Babylon, und einige Charakterzüge der Orientalen ..... " 240
Zwei Facsimile ..... " 241
Literatur:
A. E. Fröhlich's gesammelte Schriften ..... " 242
Aphorismen von Dr. S. W. ..... " 244

Mein Lied.

Mein Lied, das einst der Lerche gleich
Sich in die Wolken schwang,
Ins klare, lichte Himmelsreich
Mit freudenvollem Klang.
Wie klingt es jetzt so leise,
So still und wehmuthsvoll,
Wo blieb die stolze Weise,
Die laut und keck gen Himmel scholl?

Einst sah ich vor mir ausgespannt:
Wald, Wiese, Flur und Strom,
Und betend hielt ich meine Hand
Hoch unterm Himmelsdom.
So hatte ich die Fahne
Des Jubels aufgerollt,
Mich wähnend ein Titane,
Umstrahlt von lichtem Sonnengold.

Doch Lerch' und Sprosser schlagen nur
Im wonnesamen Mai,
Und weht der Herbstwind durch die Flur,
So ist ihr Lied vorbei.
Ach, mit des Lenzes Rosen
Stirbt auch des Sängers Lied,
Und bei der Stürme Tosen
Die Nachtigall gen Süden flieht.

Der Ton, der sich aus deiner Brust
Im Wonnemond entschwingt,
O, wie der hell von Frühlingslust
Und Waldesrauschen klingt.
Drum fest den Frühling halte
In deines Herzens Scheln,
Daß blühend er drin walte
Mit Duft und trautem Mondenschein.

Heinrich Zeise.

Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling.

(Aus den Etudes judiciaires, par Mr. Fournier des Ormes.)

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zu der Zeit, wo die hohe französische Gesellschaft der Revolution, die sie verschlingen sollte, so sorglos entgegen ging, trat plötzlich eine sonderbare und bizarre Figur auf, die diese sorglose Gesellschaft in Erstaunen setzte und ihr Spaß machte. Es war dieses der Marquis von Brunoy, die sonderbare Persönlichkeit, welche bei

Digitized by Google

ihren Lebzeiten so viel von sich reden machte und nach ihrem Tode den Text zu einer Menge Commentaren hergab. Das Leben dieses Mannes, der sich durch seine Verschwendungen einen Namen gemacht hat, ist bisher nur ungenau bekannt geworden: man hat sich damit begnügt, es nach gleichzeitigen Broschüren zu beschreiben, die für den großen Haufen geschrieben waren, dessen Interesse nur durch ein Uebermaaß von Unwahrscheinlichkeiten zu gewinnen ist. Die Thatsachen, welche wir erzählen wollen, sind aber sicheren Quellen entnommen; wir haben uns aus umfangreichen Heften, die in den Archiven liegen, Raths erholt, und von Leuten, welche in der Sache wohlbewandert sind, Documente erhalten, die es uns möglich machen mit der Erzählung seiner Prozesse eine wahrhafte und vollständige Biographie des Marquis von Brunoy zu geben.

Um das Jahr 1690 gab es im Dauphinate, am Fuße der Alpen, eine einsam liegende Auberge, die einen Berg als Schild führte. Ihr Inhaber hieß Pâris, und er hatte vier kräftige und intelligente Söhne, die ihre erste Jugendzeit damit zubrachten, Pferde zu warten und zu tränken. Trotz dem war diesen jungen Männern eine hohe Bestimmung zugedacht: sie wurden unter der Firma „die vier Gebrüder Pâris" die ersten Finanziers ihrer Zeit.

Man hat den Ursprung dieses großen Vermögens verschiedentlich angegeben. Saint-Simon erzählt, daß in dem Augenblicke, wo der Herzog von Vendome darauf ausging, die in Piemont durch die Fahrlässigkeit des Marschalls von Villeroi verursachten Unfälle wieder gut zu machen, es der Armee ganz und gar an Lebensmitteln gefehlt habe, weil der Intendant von Grenoble mit seinem ersten Commis in Streit gerathen war. Der Herzog von Vendome war erzürnt, und drohte, dem armen Commis übel mitzuspielen, als dieser, zu seinem Glücke und zum Heil der Armee, in der einsamen Auberge zum Berge einsprach und sich auch dort, wie er es überall that, Raths erholte. Der Wirth schien ihm ein verständiger Mann zu sein, und er machte ihm Hoffnung, daß seine Söhne, die eben im Felde waren, schon einen Ausweg finden würden. Als diese nun gegen Abend zu Hause gekommen waren, und der Commis sich mit ihnen besprochen hatte, fand er sie so verständig und einsichtsvoll, daß er sich ihnen ganz überließ. Sie trieben sodann Maulthiere auf, wiesen unbekannte Pfade nach, und nach wenigen Tagen hatte sich die Noth der Armee in Ueberfluß verwandelt. Aus Dankbarkeit ließ nun der Commis die Söhne des Wirthes Theil an der Administration der Lebensmittel nehmen, und dadurch sind die Gebrüder Pâris, dem Saint-Simon zufolge, zu ihrem großen Vermögen gelangt.

Dies Vermögen gewann in kurzer Zeit eine wundersame Bedeutsamkeit, und da erwiesen die Gebrüder Pâris Frankreich in den letzten und unheilvollen Jahren der Regierung Ludwigs XIV wesentliche Dienste. Während der unglücklichen Campagnen in Flandern halfen sie durch ihren Credit mehrere Male den Bedrängnissen des Schatzes ab und schossen das zur Besoldung und Verproviantirung der Armee nöthige Geld vor. Mit den höchsten Aemtern im Finanzfache betraut, erwarben sie unermeßliche Güter, und übten in der Administration des Königreichs einen bedeutenden Einfluß aus, insbesondere in den ersten Jahren der Regentschaft.

Pâris von Duvernoy, der zweite von den vier Brüdern, war der Politiker in seiner Familie. Er genoß der gefährlichen Ehre, bei all den finanziellen Krisen, die der Zeit auf einander folgten, von dem Regenten zu Rath gezogen zu werden. Er sprach sich bei einer solchen Gelegenheit nun unumwunden gegen das Law'sche System aus, wodurch er sich seine erste Verbannung zuzog. Späterhin mit der höchst verfänglichen Operation einer Revidirung der Pensionen beauftragt, mußte er die Lösung seiner Aufgabe mit einer sechsmonatlichen Haft in der Bastille büßen, wonach er abermals exilirt ward.

Während er so den wohlbegründeten Ruf, der erste Finanzier seiner Zeit zu sein, mit seiner Ruhe bezahlen mußte, ließen seine Brüder, an der Spitze von einträglichen Aemtern, es sich angelegen sein ihr Privatvermögen zu consolidiren. Einer von ihnen, der ältere, Pâris de Montmartel, hatte immense Reichthümer gesammelt. Er hatte in erster Ehe eine seiner Nichten zur Frau gehabt, war aber Wittwer geworden, und beschloß, obschon bei Jahren, weil er keine Kinder hatte, sich aufs Neue zu verheirathen. Obwohl nur eines Schenkwirths Sohn, ehelichte er nun ein junges Mädchen aus einem der ersten Häuser Frankreichs, Mademoiselle Marie Armande de Bethune, Tochter des Generallieutenants Grafen Ludwig von Bethune. Das Fräulein von Bethune stammte von Sully ab, war mit den Colberts verwandt, und zählte eine Königin von Polen in ihrer Familie. Paris de Montmartel erkaufte für den Bruder seiner Frau, den Marquis von Bethune, die Charge eines General-Obristen der leichten Cavallerie, was ihm 900,000 Livres kostete. Es war nicht übel, solch einen Finanzmann zum Schwager zu haben, und andererseits ließen kleine Geschenke dieses Schlages wieder einige Lücken in der Genealogie übersehen.

Die Vermählung von Paris de Montmartel mit dem Fräulein von Bethune fand am 17. Februar 1746 statt, und zwei Jahr später, den 26. März 1748, ward ihnen ein Sohn geboren, der in dem Spengel von St. Roch auf die Namen Armand Louis Joseph Paris de Montmartel getauft wurde und aus dem nachdem der Marquis von Brunoy ward.

Der Marquis von Brunoy zählte 18½ Jahr, als er, am 10. September 1766, seinen Vater verlor. Dieser Todesfall setzte ihn in den Besitz eines immensen Vermögens, das sich noch durch die Beerbung seiner Mutter mehren mußte und so bis auf fast 25 Millionen anwuchs. Er stand jedoch, nach herkömmlichem Brauch, bis zu seinem 25. Jahre unter der Vormundschaft der Letzteren, die sich Paris Duvernay, den eigentlichen Chef der Familie, zum Beistand nahm.

Diese Vormundschaft war aber eine schwere Last, und der junge Marquis hatte seiner Familie schon begründete Besorgnisse verursacht. In seiner Erziehung war nichts versäumt worden; auch fehlte es ihm nicht an Fähigkeit, die Vorträge seiner Lehrer zu verstehen, noch an Gedächtniß, das Erlernte zu behalten. Er sprach geläufig Latein, war einigermaßen im Griechischen und in mehreren lebenden Sprachen bewandert, und kannte von der Geschichte und der Geographie mehr, als viele andere Edelleute. Das war eine Ausbildung, die für jene Zeit genügte, so, daß die Frau von Montmartel auf ihren Sohn hätte stolz sein können, doch bereitete er ihr den äußersten Kummer. Wie vollständig seine Erziehung auch gewesen war, hatte sie ihn nicht vor den fast unvermeidlichen Folgen einer verhätschelten Kindheit zu schützen vermocht: er hatte eine Manie und eine Untugend. Für den einzigen Sohn eines Greises und den

Digitized by Google

muthmaßlichen Erben eines Vermögens von 25 Millionen war das wohl nicht zu viel!

Seine Manie bestand in einer außerordentlichen Liebhaberei für kirchliche Ceremonien. Er war, um seine Erziehung zu vollenden, in ein Seminar geschickt gewesen, und dort wird diese eigenthümliche Liebhaberei sonder Zweifel Wurzel gefaßt haben. Die Tage religiöser Ceremonien waren für ihn wahre Festtage. Er wohnte gern Hochzeiten und Taufen bei, ja selbst der Trauerpomp bei Beerdigungen machte ihm großes Vergnügen. Ihm interessirte Alles, was sich auf den äußern Cultus bezog. Der Glanz des Altars, die prachtvolle Amtstracht des Priesters, das Gold und die Edelsteine des Ciboriums und des Hochwürdigen, der Schimmer der Kerzen, der Wohlgeruch der Räucherung im Sanctuarium, der Sammt, die Federn und die Stickereien des Baldachins, die Teppiche, womit die Wände der Kirchen behangen waren — alles dieses hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz. Der gregorianische Choralgesang schien ihm den schönsten Opernarien vorzuziehen zu sein, und das Glockengeläute setzte ihn in Verzückung. Er fand Gefallen daran, an den Kirchen-Ceremonien persönlich Theil zu nehmen, und es passirte ihm, von einem unüberlegten Eifer hingerissen, zum öfteren, sich dem Altare und den heiligen Gefäßen mehr zu nähern, als es einem Laien erlaubt ist. Diese Liebhaberei, die bei ihm zur Monomanie ausgeartet zu sein schien, würde verzeihlich gewesen sein, wenn sich eine aufrichtige, nur in ihren Kundgebungen übertriebene, Frömmigkeit darin ausgesprochen hätte; aber es war nicht sowohl das göttliche Dogma, welches der junge Marquis an der katholischen Religion bewunderte, als der Pomp des Cultus, den die Protestanten und insbesondre die Calvinisten uns Katholiken so häufig zum Vorwurf gemacht haben.

Wir haben gesagt, daß er auch eine Untugend hatte. Kaum 18 Jahre alt, hatte er sich dem Trunk ergeben. Von seiner zartesten Kindheit an hatte er einen unbezwinglichen Hang für einen übermäßigen Genuß von Wein und hitzigen Getränken bekundet. Gewissenlose Lakaien gaben dieser Leidenschaft, welche die verderblichsten Folgen für seinen Verstand und Gesundheit haben mußte, bei ihrem Entstehen Vorschub. Seine Vernunft schien ihn unter dem Einflusse von Trunkenheit in der That verlassen zu haben, indem er ohne Ursache das Gesinde schlug, ja einmal selbst seinen Informator mit einem Messerstich verletzte. Dabei nahm seine Gesundheit sichtlich von Tage zu Tage ab. Das Blut durch ein Uebermaaß hitziger Getränke entzündet, der Körper mit Pusteln und Finnen bedeckt, die Beine geschwollen, das Gesicht bleich und verzerrt, befand sich der Marquis in einem Zustande, der die größte Schonung erforderte. Trotz dem wollte er nichts gebrauchen. Beim Tode seines Vaters ließ ihn sein Onkel Paris Duverney durch Aerzte untersuchen, und diese hielten ihn von Scorbut behaftet. Es wurde ihm eine Diät vorgeschrieben, von der er aber nichts wissen wollte. Er antwortete dem Arzte, der ihm eine, ich weiß nicht welche, Tisane verordnet hatte: „Meine Tisane sollen ein fünf bis sechs Flaschen Wein und dazu einige Gläser Liquöre sein."

Als sein Vater gestorben war, schien ihn dies traurige Ereigniß nur darin zu interessiren, daß es ihm Gelegenheit gab seine Liebhaberei an prunkvollen Ceremonien zu befriedigen. Man sah ihn kaltherzig dem Ausschlagen der Zimmer im Schlosse und der Kirche mit Trauerlaken zusehen und dabei selbst als Tapezier fungiren. Es ist behauptet worden, er habe bei dieser Gelegenheit ganze Fässer Dinte in die Gewässer des Schlosses gießen, die Bäume und die Statuen des Parks mit Trauerflören behängen und das ganze Schloß in gleicher Weise einhüllen lassen .... Wir haben diese Details in keinem der Actenstücke gefunden, doch verdienten sie schon mit angeführt zu werden. Wir dem auch sein möge, so viel ist gewiß, daß das Leichenbegängniß des Herrn von Montmartel mit einem unerhörten Luxus beschafft wurde. Die Kirche zu Brunoy zeigt noch jetzt an ihrer äußeren Mauer die Spuren eines breiten schwarzen Streifens, womit der Marquis sie hatte decoriren lassen. Auch das in der Kirchenmauer in Stein ausgehauene Familienwappen war auf sein Gebot schwarz angestrichen worden.

Mehrere Male hatte der Marquis sich religiösen Excentricitäten ähnlicher Art überlassen .... Mehrere Male hatte auch seine täglich zunehmende Trunksucht seiner Mutter die ernstesten Besorgnisse eingeflößt. Da nahm sie denn zu einem Mittel Zuflucht, das man in der Regel als heroisch, den Ausschweifungen junger Männer einen Damm entgegen zu stellen, ansieht: sie beschloß, ihn zu verheirathen. Ihre desfallsige Wahl fiel auf das Fräulein Emilie Perusse d'Escaet, die aus einem der größten Häuser des Königreichs herstammte. Obwohl Herr Paris Duverney dieser Verbindung entgegen war, erfolgte sie dennoch am 13. Juni 1767. Der Ehekontract war wenige Tage vorher von Ihren Majestäten unterzeichnet worden.

Obwohl die Marquisin jung und schön war, hatte ihr Gatte sich nur deßhalb zu einem Ehebündniß mit ihr verstanden, um seiner Vormundschaft entledigt zu werden, doch blieb ein Theil seines Vermögens derselben noch ferner unterworfen.

Wir sehen ihn bald seine Gattin verlassen, und sich nach dem Schlosse Brunoy zurückziehn. Dies Schloß sollte hinführo der Schauplatz der Verschwendungen und des unordentlichen Lebenswandels des Marquis, seiner Prozessionen und Orgien werden. Dies prächtige Schloß, von dem gegenwärtig kaum noch eine Spur vorhanden ist, war ein Werk des Baumeisters Chalgrin und in einem monumentalen Styl ausgeführt. Die Schönheit der Lage, die Abwechselung des Terrains, die Schlangenwindungen des Flusses Yeres, die wundersamen Leistungen einer hydraulischen Maschine, die Statuen eines Pajou, die künstliche Anlage der Gärten machten Brunoy zu einem köstlichen Aufenthalt, und die Gemächer des Schlosses waren mit fast königlicher Pracht ausgestattet.

Dort war es, wo der Marquis allen seinen Gelüsten fröhnte. Mit seiner Familie verkehrte er nicht mehr, bis auf den Herrn von Bethune, derselbe, dem der alte Montmartel die Charge eines Generalcapitains der Cavallerie gekauft hatte, und der, zum Aerger der Frau von Montmartel, die ihm schuld gab, ihrem Sohn verderblicher Rathschläge zu ertheilen, einige Male ins Schloß kam. Er traf dort übrigens eine sonderbare Gesellschaft an. Der Marquis von Brunoy hatte sich einen Hofhalt aus Bauern erkoren, mit welchen er auf dem Fuße einer völligen Gleichheit lebte. Zwei von ihnen schienen insbesondere einen gefährlichen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, nämlich Senez und Marechal, der erstere der Sohn eines Pflasterers und der letztere der Sohn eines Kummetmachers zu Brunoy.

Er zwang seine Diener, mit ihm an einer Tafel zu speisen und mit ihm zu zechen. Ein armer Schloßvogt wurde mit

Digitized by Google

seinen beiden Töchtern erbarmungslos fortgejagt, weil er diese Ehre abgelehnt hatte. So mit Mauerleuten, Pflasterern und Lakeien an einem Tische tafelnd, ließ er sich all die Consequenzen einer solchen Verläugnung seines Standes gefallen. Wenn der Wein die Köpfe erhitzt hatte, so gab es keinen Marquis mehr. Er wurde dann verhöhnt, insultirt, auf den Katzentisch gesetzt, Demüthigungen, denen er sich ohne Murren unterzog. Eines Tages, wo er einen der Diener, ich weiß nicht in was, herausgefordert hatte, mußte er sich selbst für überwunden erklären und sich dem Gesetze des Siegers unterwerfen, d. h., vor seinem Diener niederknieen, und demselben in dieser Stellung und Angesichts seiner Bauern, die dazu in die Hände klatschten, ein Glas Wein reichen.

Es wurde ein flottes Leben in Brunoy geführt; allein im Schlosse wurden täglich über hundert Flaschen Wein geleert und wöchentlich fünf bis sechs Ochsen verspeist; daneben sollen in einem Jahre über tausend Sester Waizen consumirt worden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Ninive und Babylon, und einige Charakterzüge der Orientalen.

(Aus „Discoveries in the Ruins of Nineveh and Babylon, with Travels, &c., being the Result of a second Expedition by Austin H. Layard, M. P.“)

Dies neuere Werk des Herrn Layard beschäftigt sich insbesondere mit den zu Kuyundschik in einem Palaste, dem Palaste Sennacherib's, angestellten Forschungen. Auf den Mauern dieses Palastes befindet sich alles das ausgehauen, was nur zur Verherrlichung Assyriens gerechnet werden konnte, und es sind in ihm allein bereits Sculpturen in einer Länge von zwei Meilen aufgefunden worden. Zwei der untersuchten Gemächer enthielten Beschreibungen auf Tafeln und Cylindern von Thon, in einer Masse von werthvollen Fragmenten, die Fuß hoch den Fußboden bedeckten.

Die Forschungen auf der Stätte von Babylon sind weniger eifrig betrieben worden, weil sie trotz einiger sehr wichtiger Entdeckungen weit weniger ergiebig waren als die von Ninive. Zu Babylon findet sich kein Getäfel von gemeißeltem Marmor und überhaupt nur wenig Bildhauerwerk in irgend einer Art von Gestein. Es ist den Babyloniern schwer gefallen, sich Steine zu verschaffen, daher sie sich zur Ausschmückung ihrer Paläste glasurter Backsteine, Stuckaturarbeit und Malereien zu bedienen genöthigt waren. Der verschüttete Palast Nebucadnezars hat viele Jahre hindurch die Steine zu all den Bauten in der Nachbarschaft hergeben müssen, und man sieht zu Hillah kaum ein einziges Haus, das nicht beinahe ganz daraus aufgeführt wäre, was um so leichter zu erkennen ist, da jeder einzelne Stein den Namensstempel des Königs trägt.

Ein merkwürdiger Umstand ist der, daß auf der Stätte von Ninive nicht ein einziges Grabmal gefunden wird, und daß auch alle die Sculpturen keinen Aufschluß darüber geben, was die alten Assyrier mit ihren Todten begonnen haben. Zu Nimrod, in dem hohen kegelförmigen Erdhügel in dem nordwestlichen Winkel, hat Herr Layard die Reste eines viereckigten Thurms entdeckt, in welchem sich eine schmale, mit an der Sonne gebörrten Steinen überwölbte, Gallerie befindet, die an beiden Enden zugemauert war. Möglich, daß dies eine Königsgruft gewesen ist.

„Wir fanden in ihm,“ heißt es mit Herrn Layards eigenen Worten, „weder Bruchstücke von Bildhauerwerken noch von Inschriften, oder irgend eine andere Reliquie, dagegen gewahrten wir unverkennbare Spuren, daß einst, als dieser Bau schon verfallen gewesen, folglich lange nach dem Sturze des assyrischen Reiches, von der Westseite her in ihn eingebrochen worden ist. Diejenigen, die diesen Einbruch vor langen Zeiten verübten, werden Alles ausgeräumt haben, sowohl die muthmaßlich einbalsamirte königliche Leiche selber, als auch die ihr mitgegebenen Gefäße von werthvollen Metallen und sonstige Kostbarkeiten. Die früheren Eindringlinge müssen über die Lage dieses Gemaches einigermaßen unterrichtet gewesen seyn, weil sie bei ihrem Graben durch den Erdhügel gleich den rechten Fleck getroffen haben. Wenn diese Gruft der früheren Beraubung entgangen wäre, wer weiß, welch werthvolle und wichtige Reliquien der assyrischen Kunst oder Geschichte sie uns geliefert hätte! Ich durchsuchte sehr verstimmt das leere Gemach, und eröffnete darnach, in dem oberen Theile des Hügels, andere Gänge, stieß aber überall nur auf nackte Gemäuer von an der Sonne getrockneten Mauersteinen. Aus vielen Gründen bezweifle ich das Vorhandenseyn irgend einer Gruft in dem Felsen unter dem Fundamente des Thurmes; möglich ist's aber doch.“

Die Annahme, daß es der König Sennacherib gewesen, der den Palast von Kuyundschik erbaut hat, wird auch durch die Entdeckung einer Schilderung der Belagerung von Lachisch, die sich unter den Wandmalereien befindet, noch bestätigt. Diese Entdeckung, welche während der letzten Zeit des Aufenthalts des Herrn Layard zu Mossul gemacht worden ist, hat den höchst willkommenen Beweis geliefert, daß eine Folge von Bildhauerwerken Bezug auf ein bekanntes Ereigniß unter der Regierung Sennacherib's hat.

Auch an interessanten Mittheilungen über andere Gegenstände als das Auffinden von Alterthümern ist das neue Werk des Herrn Layard reich. Hier einige Proben davon:

Des Pascha's Schlaf. Da Se. Excellenz der Gouverneur nicht eben von gar freundschaftlichen Gefühlen für Namik Pascha, den neuen Oberbefehlshaber von Arabien, der auf seinem Wege in das Hauptquartier der Armee zu Bagdad Mossul passiren mußte, befreit war, und keine Lust verspürte, ihm den Hof zu machen und zu bewirthen, so stellte er sich plötzlich krank, und zog sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Bashikhah zurück. Aber schon am andern Morgen klagte er da, daß ihn das ewige Geschrei der Esel nicht habe schlafen lassen, und es verstand sich da von selbst, daß von Stunde an die sämmtlichen Esel aus dem Dorfe verbannt werden mußten. Wieder am nächsten Morgen wurde der Tagesanbruch durch die Hähne verkündet, was Se. Excellenz, der dieses nicht zu wissen begehrte, sehr ungelegen war, daher Dieselbe denn durch ihre aus unregelmäßiger Soldateska bestehende Leibgarde ein allgemeines Blutbad unter den gefiederten Ruhestörern anrichten ließen. In der dritten Nacht blieb des Paschas Schlummer auch noch nicht unbehelligt, und da es diesmal das Geschrei von keinen Kindern war, die denselben unterbrachen, so wurden sie sammt ihren Müttern ohne weiteres in den Kellern

Digitized by Google

eingesperrt. Als der Pascha, am vierten Morgen, dies Mal durch das Zwitschern der Sperlinge, neuerdings unnützer Weise schon mit Tagesanbruch geweckt wurde, da mußte jede Flinte im Dorfe hervorgesucht werden, um einen Ausrottungskrieg gegen die verlorenen Schwätzer zu führen. Aber der Pascha konnte noch immer nicht zur Ruhe kommen, denn früh Morgens am fünften Tage sah er sich von den Fliegen geplagt, und er verlangte deshalb in höchster Wuth, auch von diesen Ueberlästigen befreit zu werden. Da warf sich aber der Kinyah, dessen Sache als Chef des Dorfes es war, die Befehle des Paschas in Ausführung zu bringen, diesem zu Füßen, und rief aus: „Ewr. Hoheit hat gesehn, wie alle Thiere hier, Gott sey's gedankt, unserm Herrn, dem Sultan gehorchen, bis auf die ungläubigen Fliegen, die sich wider seine Autorität auflehnen. Ich bin nur ein geringer Mann, habe wenig Macht, und kann nichts gegen sie ausrichten; es ist deshalb die Sache eines Großvezirs wie Ewr. Hoheit, in einem Falle wie dieser die Nachgiebung der Befehle unsers Herrn und Meisters durchzusetzen!" Der Pascha, der gut Spaß vertragen konnte, verzieh den Fliegen, machte aber, daß er aus dem Dorfe fortkam.

Die kurdistanische Gastfreiheit. Bei unserm Eintritt in das erste Dorf trafen wir eine Gruppe Mädchen und einen alten Kurden an, beschäftigt, in einem mit Thon ausgelegten Loche Brod zu backen. Wir fragten den Letzteren: „Könnt Ihr uns ein wenig Brod überlassen?" Er antwortete: „Nein, bei dem Propheten!" — „Aber Buttermilch?" — „Nein, bei meinem Glauben!" — „Nun denn, Früchte?" — „Nein, bei Allah!" — Und doch wollten die Bäume unter der Wucht ihrer Früchte von Feigen, Granatapfel, Birnen und Trauben fast zusammenbrechen. Inzwischen legte sich der Alte heraus seinerseits aufs Fragen, als: „Von woannen kommt Ihr?" — „Aus weiter Ferne." — „Worin besteht Euer Geschäft? — „In dem, was Gott gebietet." — „Wohin wollt Ihr?" — „Wohin es Gottes Wille ist." — Als der Graukopf sich in dieser Weise über unsern Charakter und unser Vorhaben hinlänglich unterrichtet zu haben meinte, wiewohl unsere Antworten unstreitig sehr oberflächlich waren und anderer Orten als ausweichend gegolten haben dürften, verließ er uns, ohne weitere ein Wort zu sprechen, kehrte aber bald mit einer großen Bowle geronnener Milch und einem mit den schönsten Früchten angefüllten Korbe zurück. Nachdem er diese Leckerbissen vor uns hingesetzt hatte, befahl er den Mädchen, sich mit dem Brodbacken zu sputen, was sie denn auch thaten und uns sehr bald die heißen Kuchen, so wie sie fertig waren, auftrugen.

Der Bey vom anderen Ende der Welt. In der Nähe von Abu-Shitha liegt ein kleines Dorf, Namens Kaaidi, von ansässigen Arabern bewohnt, die dem Scheik Tribut bezahlen. Um dasselbe her fanden wir einige Zelte der Tai's aufgeschlagen, und als wir an ihnen vorbeizogen, da kamen die Frauen mit ihren Kindern heraus, und riefen, auf mich zeigend, aus: „Seht! seht! das ist der Bey, der von dem andern Ende der Welt hieher gekommen ist, um die Gebeine unserer Großväter und Großmütter auszugraben!" ein Sacrilegium, das sie, wie ihnen anzusehen war, gar gern gerächt hätten.

Ein Opfer der türkischen Reform. .... Hier traf ich meinen alten Freund, Ismail Agha von Tepelin wieder an, der mich vor drei Jahren in dem verfallenen Kastell von Amadiyah gastlich aufgenommen hatte. Er führte augenblicklich den Befehl über die albanesischen Truppen, die einen Theil der Garnison bildeten. Es war, seit wir uns zuletzt gesehn hatten, eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Das Wams und die Waffen, die einst in Gold glänzten hatten, waren schäbig und unansehnlich geworden. Sein Gesicht hatte nicht minder gelitten wie seine Equipirung. Nach einer herzlichen Begrüßung schilderte er mir sofort in einer langen Rede sein eignes Loos und das der irregulairen Albaneser im Allgemeinen. „Ha! Bey," rief er aus, „mit der Macht und der Glückseligkeit der Osmanlis ist's aus! Der Sultan hat keine Gewalt mehr. Das heillose Tanzimat (die Reform) hat alle wackeren Leute zu Grunde gerichtet. Seht nur, Bey, wie es mir ergeht! Ich muß von meinem Solde leben, ohne mich an den Schatz halten zu können, und darf den Bauern, obgleich es Christen sind, nicht einen Piaster, nein nicht einmal ein baldverhungertes Huhn abpressen! Mit dem albanesischen Handwerk ist's vorbei. Selbst Tosil Bust (ein berühmter albanesischer Wegelagerer) raucht jetzt seine Pfeife und mästet sich wie ein Türke. Es ist so Gottes Wille!"

Die arabischen Pferde. In welcher Weise ein Araber auch zu einem Pferde kommen mag, sucht er zuvörderst dessen Abkunft zu ermitteln. Wenn er in einem Treffen aus dem Sattel gehoben worden ist, und ihn des Feindes Speer schon mit augenblicklichem Tode bedroht, wird er demselben doch noch zurufen: „Ha! Felloh, die Stute, welche das Schicksal Dir in die Hände gegeben hat, ist von edlem Blute. Sie gehört der Zucht Saklawiyahs an, und ihre Mutter wird von Amaith, dem Scheikh der Fedhan's (oder wem sonst) geritten. Im Punkt der Race seiner Stute wird ein Beduine sich auch nie einer Lüge schuldig machen. Er ist stolz auf ihre edlen Eigenschaften, und zählt sie willig auf, ehe er seinen Athem aushaucht. Stämme, die ihrem Feinde in einem Treffen oder durch Ueberrumpelung Pferde abgenommen haben, schicken hinterdrein einen Abgesandten zu demselben, um über deren Abkunft und Tugenden Erkundigung einzuziehen, die ihm auch willig ertheilt wird und derentwegen er unbehindert von Zelt zu Zelt gehen kann.

Zwei Facsimile.

Es sind vor nicht langer Zeit zwei Bildnisse Heine's erschienen. Das eine derselben zeigt ihn in Seitenansicht (Profil) mit etwas gesenktem Kopfe und geschlossenem Auge; gleichsam als stelle er Ruhebetrachtungen an. Unterhalb des Bildnisses befinden sich in nachgeahmter Handschrift (Facsimile) des Dargestellten, die nachstehenden Verse:

Jahre kommen und vergehen,
Zu dem Web'stuhl *) läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule — **)
Was er webt, das weiß kein Weber.

---

*) Dichterische Freiheit, statt: Weberstuhl.

**) Die Spule läuft nicht hin und her sondern dreht sich um sich selbst; die Bezeichnung Spule ist metaphorisch, aber sehr uneigentlich, für Weberschiff oder Weberschütze gebraucht.

Digitized by Google

Diese Zeilen scheinen in schwacher Stunde gedichtet zu sein, und was den Schluß derselben betrifft, so würde es um den Lohn des Webers sehr übel stehen, wenn er sein Werk vollbrächte ohne zu wissen was er schafft. Indessen, die Dichter haben mitunter ihre ganz eigenen Begriffe und die Gedanken derselben bedürfen häufig einer näheren Auslegung. Wenigstens lauten jene Worte nicht so anmaßend und dünkelhaft, wie diejenigen unter einem Bildnisse des hasenherzigen Herwegh (ebenfalls in nachgeahmter Handschrift): „Gebt Raum ihr Herren dem Flügelschlage einer Feuerseele!" R—n.

A. E. Fröhlich's gesammelte Schriften. Erster Band: Fabeln. Zweiter Band: Lieder. Dritter Band: Ulrich Zwingli. Vierter Band: Ulrich von Hutten. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. (A. Reimmann.) 1853. 271, 292, 365 (367), 291 (292) Seiten. 8. (Jeder Band ist auch mit einem besonderen Titel versehen.)

Der Schweizer Abraham Emanuel Fröhlich hat sich durch seine Dichtungen, die ihm bald nach ihrem ersten Erscheinen die Zuneigung vieler Leser und Leserinnen erworben, für welche er sich nun durch eine sorgfältige Ueberarbeitung und Durchsicht des „Ulrich von Hutten" und „Ulrich Zwingli" dankbar beweist, einen Ehrenplatz in der Reihe deutscher Dichter gesichert. In der vorliegenden Gesammtausgabe sind mehr als zweihundert noch nie gedruckte Fabeln hinzugefügt. Die Verlagshandlung sorgte ihrer Seits für eine schöne Ausstattung (Druck von E. Kiesling in Zürich) und der Preis für fünf Bände ist ungemein niedrig gestellt (4 Rthl. 6 Ngr.), so daß die Erwerbung derselben allen Freunden der Muse Fröhlich's dadurch erleichtert wird.

Zum Gegenstande seiner Epopöen hat der Dichter sich zwei Männer gewählt, die ganz geeignet, ihn zu den trefflichen Gesängen zu begeistern, in welchen er ihre wichtigsten und entscheidendsten Lebensmomente besungen. Zuerst (— dritter Band —): Ulrich Zwingli, in 21 Gesängen (1515—31): Die Predigt zu Munzo; der Aufbruch aus Mailand; die Schlacht bei Marignano; der Abschied von Glarus; die Predigt zu Einsiedeln; die Ankunft in Zürich; der Kampf mit Samson; die Pest; die Nachstellungen; die Disputation zu Zürich; die Verlobung; die Hochzeit; das erste Abendmahl; die Aufhebung der Klöster; die Wiedertäufer; die Disputation zu Baden und Bern; der erste Kappeler Krieg; die Reise nach Marburg; der zweite Kappeler Krieg; die Kappeler Schlacht. — Der Verfasser hat in dieser zweiten sorgfältigen Bearbeitung besondern Fleiß auf den Vers und seinen Fluß verwendet, viele Strophen bedeutend umgestaltet, Viel hinzugefügt und überhaupt seine Dichtung an zahlreichen Stellen wirklich verbessert. — Das Epos: „Ulrich von Hutten" (— vierter Band —) besteht aus folgenden 18 Gesängen (1504—23): die Flucht aus dem Kloster; die erste Wanderfahrt; das Dominikaner-Kapitel; zweite Wanderfahrt; Kriegszug in Italien; Einkehr in Stuttgart; die Ermordung des Johannes von Hutten; zweite Reise nach Italien; Heimkehr von Rom; Dichter-Krönung; der Tag nach dem Feste; Krieg gegen Ulrich von Württemberg; Abschied vom Hofe des Erzbischofs Albert von Mainz; Reise nach Brüssel zu Kaiser Karl dem Fünften; der Reichstag zu Worms; der Rittertag zu Landau; Abschied von den Seinigen; Hinschied auf der Insel Ufenau. — Auch diese Dichtung erscheint hier in verbesserter Gestalt und hin und wieder vermehrt. Wir theilen den schönen Schluß derselben mit. — Der Kapellan auf der Insel Ufenau, von Hutten's Wirth, ladet Zwingli ein, zu seinem, dem Tode entgegenstehenden Freund zu kommen;

. . . . . der eilet bald heran;
Und nassen Auges grüßet ihn schon der Kapellan:
„Zu spät! Uns ist der Edle von hinnen rasch enteilt,
Noch lehnt erstarrt er dorten am Baum, an dem er oft verweilt."

Sie treten zu dem Hügel vorn an des Ufers Rand,
Wo frei entgegenleuchtet Gebirg und See und Land.
Da sitzt erblasset Hutten, zurückgelehnt das Haupt
Am Baume, welcher schattig den Sitz von Rasen überlaubt.

Und vor ihm aufgeschlagen ist seiner Schriften Band,
Die Feder liegt daneben entfallen seiner Hand.
Sein Antlitz ist verklärset, entseelet scheint er nicht;
In seinen Mienen lächelt noch eines sel'gen Traumes Licht.

Lang stehn sie nassen Auges. Dann spricht der Kapellan:
„Wol fühlte er behende sein frühes Ende nahn,
An seine Schriften legte er noch die letzte Hand,
Und siehe, fast zum Schlusse beschrieben ist ein jeder Rand.

Gefaßter ward er immer und stiller auch zugleich.
Er sprach: „Von diesen Höhen erstrahlt der Schönheit Reich,
Der Freiheit und der Stärke, darnach von je ich rang:
Die Berge Gottes stehen; einst flammt ihr Licht die Welt entlang.

Und was nach Licht gerungen, geht ein in's Reich des Lichts,
Von Klarheit fort zu Klarheit; die ew'ge Wahrheit spricht's.
So schau ich zu den Bergen und höre von den Höh'n
Der unsichtbaren Kirche Sieg'sglocken und der Psalmen Tön'.

Und zum gelobten Lande ist hier die Ueberfahrt,
Allwo das Volk der Ufer von je begraben ward.
Den Fährmann seh' ich winken, der Nachen ist bestellt,
Von frischem Lebensodem der Segel sanften Hauch's geschwellt."

So sprach er noch, geleitet zu seinem Baume hin,
Und während ich daneben bei meinen Blumen bin,
Da hör' ich ihn anrufen: Franz und Constantia!
Ich schaute auf, und siehe, zurückgesunken saß er da."

„Er war ein Held", sagt Zwingli, „bewähret in Kampf und Noth,
Und war ein edler Sänger, und starb des Sängers Tod,
Umstrahlt von Seligkeiten, von Lieb' und Treu' umschwebt;
Sein Schwert und seine Feder, gesegnet bleibt, was er erstrebt;

Digitized by Google

Sein Schwerdt und seine Feder, sein letztes Eigenthum,
Er hat damit erworben Unsterblichkeit und Ruhm.
Sein Grabmal ist die Insel; Jahrhunderte vergehn,
Der Deutsche wird nach Hutten zur Ufenau hinüber sehn!"

Der zweite Band bringt einen Schatz von Liedern mannigfaltiger Art: Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten; heimatliche Lieder; gesellige Lieder; erzählende Lieder, Romanzen und Balladen. — Das innigste Vertrautsein mit der Natur, Gedankenfülle, Gemüthlichkeit und edle Sprache charakterisiren die lyrischen Gedichte; unter den Schweizerliedern sind viele ausgezeichnet gelungene, z. B. Unsre Berge; Lobgesang; Heldenlob; Arnold von Winkelried; Nikolaus von der Flüh; Rüdiger Manesß; Licht und Kraft; Steh' beglückt, o Schweizerbund; und

Unser Vaterland.

Wo der Alpen Feuersäule
Ewig nur zum Höchsten weist,
Und dem Sohn zu neuem Heile
Treuer Väter Segen preist,
Wo der Segen sich ergiesset
Aus der unerschöpften Hand,
Durch die Thäler rauschend fliesset:
Da, da ist mein Vaterland.

Wo der Firn, das Saatgefilde
Ewig Herrlichstes enthüllt,
Und mit Kraft und Muth und Milde
Wieder das Gemüth erfüllt,
Wo von unverwelktem Ruhme
Rings erschallen Berg und Strand,
Lob erschallt im Heiligthume:
Da, da ist mein Vaterland.

Wo sich froher allerwegen
Alles grüßt, des Lands erfreut,
Freundlich sich die Herzen regen,
Wenn ein „Grüß dich Gott!" sich beut,
Wo sich stehet auch ein Müder
Dargereicht die Bruder-Hand,
Schlaget Hand in Hand, ihr Brüder,
Das ist unser Vaterland.

Wo das Grab der edlen Ahnen,
Wo der Boden blutgeweiht,
Wo sie stets die Enkel mahnen:
Machet ihr auch euch bereit;
Wo dem Grab wir fehn entsprossen
Nach des ferusten Heiles Pfand,
Ihr, des heil'gen Erbs Genossen,
Das ist unser Vaterland.

Die erzählenden Dichtungen sind großentheils der Schweizer-Geschichte oder der Geschichte überhaupt entnommen; von größerem Umfang sind Attila (S. 175—192), Arnold Schruton von Winkelried (S. 221—236), Diebold Baselwind (S. 236—247). Drei Gedichte erinnern an Händel, Brethoven und Joseph Haydn.

Das Eigenthümlichste der gesammten Werke ist der Inhalt des ersten Bandes, eine bedeutende Anzahl von Fabeln, die, eine kleine Auswahl der 1825 und 1829 erschienenen, welche überarbeitet der Sammlung einverleibt, ausgenommen, früher nie veröffentlicht, alle neu und originell, keiner äsopischen oder andern nachgebildet sind. Die Natur hat den Stoff zu den sinnvollsten Fabelbildern mit, ihre Tendenz bezeichnenden Ueberschriften, in welchen das Leben von allen Seiten aufgefaßt ist, geliefert. Der Dichter führt sie mit den Worten ein:

„Flüchtend aus der Weltverwirrung,
Und der Sprache, Schulen, Staaten
Babylonischer Verwirrung,

Ließ ich mich von Wald und Saaten,
Höhen, Tiefen, Lüften, Meeren
Trösten wieder und berathen.

Sah in der Geschöpfe Heeren
Ungestörter Ordnung Walten
Denen, die von ihr sich kehren,

Bild und Warnung vorzuhalten.
Thiere, Blumen, Bäume lehren
Neu die Ewigkeit des Alten."

Als Proben lassen wir folgen:

Lichten.

Tiger sagt: „Elephant,
Bald zerstört ist unser Wald.
Wie er wird von dir durchrannt;
Deinem Ast- und Zweige-Brechen
Weichen Schirm und Schatten bald.
Gluth und Flath wird her dann brechen."

„Lichter nur wird so gemacht,
Sagt der Elephant, die Nacht,
Wo bisher der Mörder Schaar
Nur zu gut geborgen war."

Turnen.

„Schwing mir die Buben und schwing sie mir stark!
Rust dem Winde der Wald;
Klagen sie gleich im müden Gestöhn,
Loß mir nicht ab sobald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust;
Und sie wachsen zu stolzen Höhn,
Wie eine Heerenlast.

Digitized by Google

Denn ich hasse die Zwergenart,
So die sumpfige Kluft,
Eingewiedelt vor Wetter bewahrt
Immer in Stubenluft.
Fahl und kahl in des Frühlings Saft
Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft."

Weltordnung.

„Schwing mich auf zu deiner Wanne!
Ruft die Erde zu der Sonne,
Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Küsten,
Flutern hier versengt zu Wüsten,
Fluthen dort erstarrt zu Thürmen;
Und du hörest eines ein Stöhnen
Meine Freuden übertönen!"

Und die Sonne mild entgegnet:
„Dennoch bist auch du gesegnet.
Großes hast du schon erzeugen,
Elemente, wild verschlungen,
Aus dem Chaos losgeschieden.
Wol erkämpfst du dir noch Federn.
Doch der Himmel bleibt hier oben;
Denn es müssen Die danieden
Ewig fehren sich nach oben!"

Kleiner Schelme Größe.

„Schade, daß so klein wir sind;"
Sagt zum alten Fuchs das Kind.
„Kleinheit wurde uns zu Theil,
Daß so größre unser Heil,
Sagt der Alte; keine Enge
Kann uns wehren unser Gänge,
Und der Sprung ersetzt die Länge.
Eng ist unsers Hauses Thor;
Und du lachst des Feind's davor.
Auch vor manchem großen Thier
Schmücket uns des Schweifes Zier;
Selber bis zum Furcht-Einflößen
Zählt der Fuchsschwanz zu den Größen."

Vereinter Flug.

„Eitelkeit macht dich Jungen zum Thoren;
Fliege allein dran, so bist du verloren,
Kommst nicht hinüber!" — so hört man bedroh'n
Reisegerüstete Vögel den Sohn.

„Wollen wir über die Meere uns schwingen,
Können vereint wir den Weg nur vollbringen;
Kräfte besitzen zum fähnlichen Zug
Jeder zu wenig und alle genug.
Nur die vereinigten Kräfte bezwingen
Widrige Winde, und stärken die Schwingen,
Wenn sie ermüden, und Hoffnung und Muth
Tief in der Nacht ob der finsteren Fluth.

Tief in der Nacht, ob den finsteren Wogen
Sind wie von Einer Gewißheit gezogen,
Und hinüber den Ozean
Finden durch Nacht und Nebel die Bahn.

„Dachs und Fuchs", S. 203—246, ist ein Fabel-Epos, eine humoristische Darstellung politischer, socialer und anderer Verkehrtheiten.

Die Fabeln, die sich durch Gehalt und Form besonders empfehlen, sind, sowie die „Lieder" und „Ulrich Zwingli" auch in einer Prachtausgabe zu haben.

Der fünfte Band bringt eine Sammlung größerer und kleinerer Novellen, einzelne Figuren und Charakterbilder, wie „der Organist", „der Tüchler", „die Witwe", Briefe ab dem Rigi", „der Pfarrer", „die Blümlisalp", „die Maßkgesellschaft", „das Schützen- und Maßkfest", u. a. m. Sobald er uns zukommt, werden wir darüber Weiteres berichten. H.

Aphorismen

von Dr. S. W.

Der Lebensabend eines tugendhaften Mannes ist gleich einem See in einer schönen Sommernacht. Kein Lüftchen unterbricht die Ruhe des Wassers. So ist auch das Gemüth des Greises, dem sein Gewissen sagt, daß er stets seine Pflicht gethan. Friedlich fließen ihm die letzten Tage seines Weilens auf dieser Erde dahin, und er harret ruhig der Stunde, in welcher seine Seele die körperliche Hülle verlassen muß, um einzugehen in ein neues Leben, welches nur für den Schlechten Schrecken hat.

Gesetze sind Bedingungen, unter welchen unabhängige und bisher isolirte Menschen in eine Gemeinschaft treten, wenn sie müde sind in einem beständigen Kriegszustande zu leben und eine Freiheit zu besitzen, welche nutzlos durch die Ungewißheit ihres Besitzes wird. Sie geben daher einen Theil ihrer Freiheit auf, damit sie den anderen mit Ruhe und Sicherheit genießen können.
Cesare Bonesano de Beccaria, über Verbrechen.

In dem Spiele des Knaben kündigt der zukünftige Mann sich an. Darum schnitzt der brittische Knabe sich einen Kahn, und läßt ihn auf dem seichten Bach vom Stapel.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 32. Mittwoch, den 20. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Forts.) Seite 245
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. (Fortsetzung).. „ 248
Literatur:
Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen von Siegfried Kapper ..... „ 250
Die Fischerhütte am Brienzer-See. Von K. E. Tenner.... „ 251
Miscellen..... „ 252

Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling.

(Fortsetzung.)

Noch ärger wurde gewirthschaftet, wenn unter den Auspicien des Marquis eine Hochzeit gefeiert wurde. Er stattete die jungen Mädchen des Dorfes mit allen Gütern, allen Ehren aus, gab ihnen ein Trousseau, und ließ es an nichts fehlen. Spitzen, Juwelen und Diamanten, alles befand sich in dem Brautkorbe, dessen Werth sich zuweilen auf mehr als 20,000 Livres belief. Die Hochzeit selber wurde in dem Schlosse gefeiert. Zehn Tage lang hielt der Marquis dann offne Tafel, und zwar eine Tafel von anderthalb Hundert Gedecken. Unter den Kastanienbäumen wurde 35 Stückfässern Weins der Boden eingeschlagen, und es konnte da trinken, wer nur wollte. Die Hochzeitsfeier von Gamache wurde noch überboten. Ein Zeuge dieser Orgien hat den Herrn von Brunoy mit einem Hirsche inmitten einer Meute von funfzig Hunden, die ihren Jagdantheil haben wollen, verglichen. Und diese Vergleichung ist gar nicht übertrieben. Die ganze Armee von Hundevöttern, von welchen der Marquis umgeben war, hatten nur ihren Vortheil im Auge, und da sie sehr richtig den Schluß zogen, daß es so nicht immer bleiben würde, so griffen sie mit beiden Händen zu, so lange es noch was zu greifen gab. Seine beiden Busenfreunde Sanez und Marechal, hatten ihn Verschreibungen in Blanco von 150,000 Livres ausstellen lassen. Um diesen Preis behandelten sie ihn wie Ihresgleichen, nannten ihn Anfangs Capitain Bazic, darnach Nicolaus Tupau, duzten sich mit ihm und lachten über seine Witze.

Diese unanständige Lebensweise hinderte ihn nicht, seiner Liebhaberei an religiösen Ceremonien zu fröhnen: er fehlte bei keiner Taufe, keiner Hochzeit, keiner Beerdigung. Schon im Jahr 1768 traf er Vorkehrungen zu prunkvollen Prozessionen Behufs der Feier des Frohnleichnamsfestes. Er kleidete 150 Individuen in prunkende Chorröcke, und ließ sie hinter dem Traghimmel her den Bauern durch die Felder ziehen, ja, er ließ, um den Umzug zu verlängern, einen Weg mitten durch das noch auf dem Halm stehende Getraide bahnen. Den nur schwachen Thurm zu Brunoy hatte er durch acht Glocken dermaßen überladen, daß er unter seiner Last schwankte.

Als Paris Duvernoy über alle diese Verschwendungen und Extravaganzen Kunde erhalten hatte, beschloß er, seinen Neffen unter Curatel stellen zu lassen; er hatte da aber mit der übertriebenen Zärtlichkeit der Frau von Montmartel zu kämpfen, die sich dieser Maaßregel aus allen Kräften widersetzte. Vergebens wandte er sich an die Behörde, um eine solche Interdiction zu erlangen; vergebens berief er einen Familienrath. Ehe dieser zusammentrat, hatte die Frau von Montmartel von ihrem Sohne ein vor einem Notarius ausgestelltes schriftliches Versprechen erhalten, ohne Beistand eines Advocatenraths keine Verpflichtung einzugehen. Es war dieses eine Art von Selbst-Interdiction, und der Familienrath ließ sich damit beseitigen.

Digitized by Google

Paris Duvernoy war nicht gehört worden, als er sagte, daß dieses nur eine illusorische Fessel sei. Die Folge lehrte, daß er Recht gehabt hatte. Zwei Jahre später befand sich der Rath, den der Marquis sich gegeben, in der Nothwendigkeit, bei dem Könige um eine Fristgestattung gegen das Andringen der vielen Gläubiger des jungen Verschwenders nachzusuchen.

In diesem Zeitverlaufe war es, wo die famose Prozession statt fand, deren in den Schriften jener Zeit so vielfach gedacht worden ist und die die meistbekannte Episode aus dem Leben des Marquis von Brunoy bildet.

Ganz Paris wohnte der Frohnleichnams-Prozession von 1772 bei, die mehr einer Orgie als einer religiösen Ceremonie ähnlich sah. Zehn Ruhealtare, einer noch glänzender wie der andere, zierten die Straßen des Dorfes. Dreihundert Bauern, mit prächtigen Chorhemden und Chorröcken angethan, die von Gold und Edelsteinen blitzten, und die Körbe und Rauchfässer zu tragen hatten, umstanden schon früh Morgens den Marquis, der ihnen, sie mit Wein regalirend, Instructionen ertheilte. Diese trunkne Horde führte er sodann inmitten eines heillosen Tumults zur Kirche, und als er dort angekommen war, da ergriff er die Glockenstränge, und ließ das lärmendste Geläute, das je gehört worden, über das Feld erschallen. Des Nachmittags wurde die Orgie in dem Parke, der einem Walde von seltenen Gesträuchen und exotischen Pflanzen glich, fortgesetzt; der Marquis berauschte sich inmitten seiner travestirten geistlichen Umgebung, und sang dann stammelnd die Vespern.

So wurde dieser Tag von Thorheiten zugebracht. Nach der Angabe des Marquis hätte er ihn nur 12000 Livres gekostet, es ergiebt sich aber aus den in dem Prozesse beigebrachten Rechnungen, daß er ihm über 200.000 Livres zu stehen gekommen ist.*) Der Baldachin allein, ein Meisterstück von Schlosserwerk, hat mit seinen Vergoldungen, Stickereien, Edelsteinbesatz ꝛc. über 30,000 L. gekostet, ein Preis der dem Könige zum Selbstankauf zu theuer gedäucht hatte.

Einige Zeit darnach veranstaltete der Marquis für die Mutter eines seiner Busenfreunde ein Leichenbegängniß, das ihm 30.000 L. kostete.

Noch kostbarer war die Leichenbestattung seiner eignen Mutter, im Jahr 1772. Gefühllos bei diesem Verluste, der jedem andern schrecklich gewesen sein würde, war der Marquis alleinige Dichten und Trachten, noch ehe sie einmal die Augen geschlossen hatte, darauf gerichtet, auch bei dieser Gelegenheit seinen Ruf als Ceremonienmeister und geschickter Decorateur zu bewähren. Seine Mutter lebte noch, als er sich schon mit ihrer Beerdigung beschäftigte. Er selber überwachte trocknen Auges alle die Einzelheiten dieser Trauer-Ceremonie. Diese empörende Gefühllosigkeit hat zu einer Angabe Anlaß gegeben, die nur zu wahrscheinlich, jedoch glücklicher Weise nicht erwiesen ist. Man sagt, die Frau von Montmartel habe auf ihrem Todtenbette ihren Sohn ermahnt, einen anderen Lebenswandel anzunehmen, statt aller Antwort habe er ihr darauf aber weitläuftig auseinander gesetzt, wie prächtig ihr Begräbniß sein sollte.

Die von dem Conseil des Marquis nachgesuchte Fristbewilligung zur Bezahlung seiner Schulden, die sich auf 4,042,912 L. beliefen, erfolgte durch einen Beschluß vom 3. Juli 1772 und war gültig auf ein Jahr. Derselbe Beschluß bewilligte dem Marquis nur 60,000 Livres zu seinen künftigen Ausgaben.

Trotz dem setzte er seine Lebensart fort, machte eine Reise nach England, und verpendete dort ungeheure Summen.

Die Fluth seiner Schulden stieg immer höher, auch sein unordentliches Leben ward so arg, daß es alle Schranken überstieg, doch wußten die Mitglieder des Conseils, dem er sich unterworfen hatte, keinen Wandel zu schaffen. Es mußte aber doch nothwendig etwas geschehen, und so wurde denn, diesmal durch Herrn Paris de Mezieu, einem Verwandten väterlicherseits, neuerdings ein Familienrath berufen. Die Interdiction war unumgänglich, und nichts schien den Marquis hinführo davor schützen zu können.

Als der Familienrath zusammengekommen war, sprach sich die Mehrheit seiner Mitglieder in der That für eine Interdiction des Marquis aus, doch machten der Herr von Bethune und dessen Schwiegersohn, Herr von Sergneley, einige Opposition. Sie gaben wohl zu, daß die Lebensweise des Marquis Einiges zu wünschen übrig lasse, und daß er von seinem Reichthum einen besseren Gebrauch machen könnte; aber, sagten sie weiter, er thut am Ende doch niemanden zu nahe, und wenn man alle diejenigen einsperren wollte, die sich zu Grunde richteten, so würde es bald an Gefängnissen fehlen. Diese Nachsicht war inzwischen nicht ganz uneigennützig, wie es sich weiterhin zeigen wird. Ein anderes war es mit der Frau Marquisin von Brunoy, die ebenfalls der Interdiction ihre Zustimmung versagte. Diese unglückliche junge Frau, die sich gleich vom Hochzeitstage ab verlassen sah, und einen Namen zu tragen gezwungen war, der mit jedem Tage schimpflicher ward, legte bei dieser Gelegenheit von Anfang bis zu Ende Proben einer wahrhaft rührenden Würde und Seelengröße ab.

Nach dieser ersten Zusammenkunft ging das Verfahren seinen Gang. Der Marquis von Brunoy mußte am 15. und 18. September 1772 vor dem Civillieutenant im Châtelet erscheinen, und hatte ein langes Verhör zu bestehen.

Bei dieser Gelegenheit zeigte er sich in einem neuen Lichte. Er antwortete durchaus in einem schicklichen Tone und selbst geschickt. Er hatte sich einen Parlaments-Advocaten Caillard, einen Mann zum Anwalt genommen, der nicht eben beredt, aber ein tüchtiger Praktiker war. Derselbe hatte seinen Clienten Rathschläge gegeben, die sich in dessen Antworten bemerklich machten; auch bestand derselbe seine Probe mit allen Kriegsehren.

Zuvörderst wurde er über seine jüngste Reise nach England befragt. Er hatte dieselbe in großer Hast, ohne Paß und

*) Auch die Zahl 200,000 Livres scheint noch bei weitem nicht auszureichen, wie sich aus folgenden Details ergiebt:

Für Blumen	13,106 L.	12 S.
„ Vasen	7,523 „	16 „
An Decorateurs, Musiker und Schweizer	13,552 „	3 „
Für Tuch und Tapisserien	30,129 „	— „
An den Meßgewandmacher	116,681 „	6 „

Dem ist nun noch der Baldachin zu 30,000 Livres und ein gestickter und mit Edelsteinen besetzter Schmuck, der 42,000 Livres gekostet hatte, hinzuzusetzen. Die Speisung von 800 Personen, die eingeladen worden waren, muß auch ein Erkleckliches gekostet haben. Die Sache übertreibend ist selbst gesagt worden, der Marquis habe in die vier Teiche seiner Parkes für 15000 Fr. Citronensaft gießen lassen, um aller Welt eine Limonade zu bereiten.

Digitized by Google

ohne königliche Erlaubniß angetreten; dies hatte seinen Grund darin, daß er Wind von der gegen ihn nachgesuchten Interdiction bekommen hatte, und er war geflüchtet, um der Haft, welche fast immer mit der Interdiction verknüpft war, aus dem Wege zu gehen.

Aber er hüthete sich, dem Civillieutenant den wahren Grund anzugeben. „Ich habe diese Reise nur gemacht," sagte er, „um die Sitten eines Volkes kennen zu lernen, dessen Weisheit und Macht heutzutage von aller Welt gerühmt wird; ich bin aber eiligst wieder zurückgekehrt, sobald ich es in Erfahrung gebracht hatte, daß der König mit dieser Reise nicht zufrieden war."

Er hätte noch hinzusetzen können, daß er ohne die Anglomanie zurückgekehrt sei, die alle jungen Großen jener Zeit angesteckt und zu Jockeys gemacht hatte. Damit hätte er in der That einen schlagenden Beweis seiner Vernunft gegeben.

Als ihm vorgehalten wurde, daß er in schlechter Gesellschaft verkehre, und daß er sich den Sohn eines Pflasterers und den Sohn eines Kummetmachers zu Busenfreunden erkoren habe, antwortete er in einem scheinheiligen Tone:

„Da! von meiner Frau und meinen Anverwandten verlassen, (dies war eine schamlose Lüge; aber lügen hat noch nie als ein Beweis von Geistesverwirrung gegolten) habe ich mich auf mein Gut Brunoy zurückgezogen, und um dort nicht allein den traurigen Reflexionen hingegeben zu sein, die mir meine Isolirung eingab, habe ich Sanez und Marechal zu mir genommen, den einen als Secretair und den andern als Aufseher. Wir thun niemandem ein Leids, und es giebt in Frankreich kein Gesetz, das mir verböte, mir meine Freunde nach Gutdünken zu wählen."

Aber, wurde ihm dann vorgeworfen, Sie berauschen sich von Abends bis Morgens, stellen Wettkämpfe im Zechen mit Ihren Lakaien an, setzen Strafen für den fest, der zuerst in diesen bacchantischen Kämpfen erliegt, und lassen sich solche Strafen selbst gefallen! . . . Hat man nicht gesehen, wie Sie eines Tages bei einem Bauern Wein in einen Kessel haben kochen lassen, und ihn dann in dem Unmaaße trinken, daß Ihre Haut schwarz angelaufen ist und Sie in Krämpfe verfallen sind? Sie waren nahe daran, ein Opfer dieser Orgie zu werden; statt Ihrer Unmäßigkeit schoben Sie die Schuld aber auf den Kessel, als hätte derselbe Grünspan enthalten, und ließen die Kessel des ganzen Dorfes verzinnen. Das Trinken ist durch kein Gesetz verboten; wenn aber jemand in dem Grade trinkt, daß sein Leben dadurch gefährdet wird, dann ist es Pflicht der Gesellschaft, ihn zu überwachen.

„Es ist gar nicht meine Art," erwiderte er auf diese Beschuldigung, „mich zu betrinken. Wenn meine Erinnerung mich nicht betrügt, so sind's reichlich achtzehn Monate, daß ich keinen Rausch gehabt habe. Durch heißen Wein bin ich nie in solch einen Zustand, wie Sie erwähnen, versetzt worden, und an dem Verzinnen der Kessel zu Brunoy bin ich sehr unschuldig."

Was thun Sie aber, fragte man ihn weiter, mit einer ganzen Armee von Geistlichen, Chorknaben, Cantoren und Pedellen zu Brunoy? Ein so kleines Kirchspiel bedarf eines so zahlreichen Personals nicht.

Diese Frage setzte den Marquis in einige Verlegenheit, doch brachte sie ihn nicht aus der Fassung. Er erkannte, daß hier klein beigeben das Beste sein würde, und so sagte er:

„Ei wohl, dies Personal ist zu zahlreich; auch ist es meine erste Sorge gewesen, in den daraus erwachsenden Ausgaben eine Ersparniß zu verfügen.

Auf die Bemerkung, daß er vor aller Welt Augen die heiligen Gefäße der Kirche von Brunoy berühre, auch als Pedell, Küster und Glöckner dieser Kirche fungire, antwortete er:

„Es ist wahr, ich habe mich in meinem Eifer zuweilen etwas zu weit hinreißen lassen, doch habe ich die heiligen Gefäße nie anders berührt, als wie es einem Laien erlaubt ist, d. h. mit einem Handschuh oder einem Schleier. Was die Functionirung als Küster und Pedell betrifft, so habe ich sie aufgegeben, als ich inne geworden bin, daß dies Uebermaaß von Eifer den Gottlosen Anlaß gab, die Religion ins Lächerliche zu ziehen."

Endlich über die kostbare Ausstattung der Kirche zu Brunoy und den großen Aufwand bei der famosen Prozession, die das Tagesgespräch von ganz Paris geworden, befragt, war er auch nicht um eine Antwort verlegen. Er sagte:

„Die Glocken waren fertig, und die Gewänder ꝛc. sind zu einer Zeit, wo ich einem Advocatenrathe untergeordnet war, bedingungsweise beordert worden. Durch denselben Rath war es mir auch gestattet worden, den Thurm der Kirche zu vollenden. Was nun die Prozession betrifft, so sind die Kosten, die sie mir verursacht, gar arg übertrieben worden. Sie ist mir kaum 12000 Livres zu stehn gekommen. Das Publikum ist dadurch irre geleitet worden, daß es geglaubt hat, ich hätte all die reichen Ausschmückungen, die bei der Ceremonie figurirt haben, ausdrücklich dazu angeschafft, während ich seit längst in ihrem Besitz war. — Der Luxus an Blumen bei diesem Feste hat ebenfalls an übermäßige Kosten glauben lassen; aber diese Blumen gehörten mir, waren aus meinen Gärten zu Brunoy genommen. Ich hatte nur ein 5000 Töpfe zu miethen brauchen, um sie hineinzusetzen. Indessen will ich doch zugeben, daß mein Eifer für die Religion mich bei dieser Gelegenheit zu weit geführt hat."

— Ist es auch aus Ihrem Eifer für die Religion geschehen, wurde der Marquis hiernach gefragt, daß Sie die Ritter der Büchsenschützen von Brie-Comte-Robert so glänzend ausstaffirt haben, daß Ihr Schneider Balestard Ihnen darüber eine Rechnung von 100,000 Livres eingereicht hat? Sie sind freilich Oberst der Ritter der Büchsenschützen, darum brauchten Sie sich aber doch nicht solch eine Ausgabe zu machen, so wenig wie Sie Ihrer Frömmigkeit wegen verpflichtet waren, bei dem Meßgewandmacher 200,000 Livres zu depensiren.

„Ha, die Schurken!" rief der Marquis da aus, „sie können sich darauf verlassen, daß ich ihnen die Rechnungen nachsehen werde. Es kömmt ihnen nicht die Hälfte dessen zu, was sie angesetzt haben."

Nach Linguet, der dem Marquis von Brunoy in seinen Annalen einige Seiten geweiht hat, soll er dem Civillieutenant geantwortet haben: „Wenn ich mein Vermögen im Spiel vergeudete, oder mich einer Cortisane wegen zu Grunde richtete, da würde ich gehätschelt und geachtet werden und man würde meiner Verschwendung applaudiren . . . Nun soll ich aber verrückt sein, weil ich dasjenige an die Religion verwende, was andere in Luxus und Ausschweifungen aufgehen lassen."

Wir haben von solch einer Antwort nichts in dem Verhör gefunden, eben so wenig wie die folgende: „Man macht es mir

Digitized by Google

zum Vorwurf, innerhalb zehn Monaten eine Rechnung von 200,000 Livres bei dem Meßgewandmacher gemacht zu haben; doch hat der Herzog von Bauraguais für Strumpfbänder bei Dlle. Arnold 1000 Louisdor ausgegeben!"

Diese letztere Antwort ist sicherlich nicht gegeben worden. Der Marquis war zu schlau, und wegen dessen, was er zu sagen hatte, zu wohl unterrichtet, um in seinem Prozesse von Strumpfbändern zu sprechen. So wie er das gethan hätte, würde der Civillieutenant aus den Acten eine Rechnung der Herren Mahieu & Co. zum Belaufe von 5000 Livres, für Lieferung von Kniebändern an die Schweizer, die Gärtner, die Kutscher, die Jagdwärter rc. des Marquis hervorgeholt haben. Unter diesen Kniebändern gab es goldene, mit reichfarbigen Paillettes und Paillons, so wie mit Pariser Gold gestickte, rc. rc.

Der Civillieutenant endigte das Verhör mit der an den Marquis gerichteten wunderlichen Frage: ob er einwillige, unter der Bedingung unter Curatel gestellt zu werden, daß diese Curatel wieder aufgehoben werden sollte, sobald sein künftiges Verhalten es gestatten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

(Fortsetzung. S. Nr. 9 d. Bl.)

IV. Port Lewis, Hauptstadt von Ile de France.

Der Kai von Port Lewis gewährt einen freundlichen, jedoch eigenthümlichen Anblick, welchen die grünende Küste, die reinliche Stadt, und die Mischung des Europäischen mit dem Indischen und Tropischen hervorbringen. Bis zu den bequemen breiten steinernen Stufen bringt das mit einem Zelte bedeckte Boot, von vier Schwarzen geführt, den ankommenden Fremden an den Landungsplatz; er springt aus dem Boote ans Land, und hat zu seiner Rechten ein großes, massiv steinernes, düster aussehendes Haus, das Zoll-Amt oder custom-house. Unmittelbar hinter demselben sieht man lange Reihen von Häusern, die um so mehr von jenem Gebäude abstechen, als sie zierlich und gefällig aus Holz gebaut und gewöhnlich Verandas haben. Diese Häuser sind dem Klima und den sie umgebenden Gegenständen entsprechend, während das steinerne Gebäude einen fremdartigen, kalten, europäischen Zuschnitt hat, durch den Vergleich mit den andern um so mehr fühlbar und in die Augen fallend. Jene Häuserreihe enthält nichts als Laden, wie sie gewöhnlich in einer Seestadt in der Nähe des Hafens sind. Man findet dort alles was ein Matrose bedarf, und was zur Ausrüstung eines Schiffes nothwendig ist. Zur Linken dieser Häuser sieht man den Bazaar oder Marktplatz, der mit einem eisernen Dache, von eleganten Säulen getragen, versehen ist. Längs der Häuserreihe befindet sich ein ziemlich großer freier Platz, mit tropischen Bäumen bepflanzt; rechts ist die Hauptwache mit einigen Wohnungen, und gegen Süden wird der Platz durch die Hauptstraße der Stadt begrenzt. Der Pallast, in dem der Gouverneur wohnt, ist von dieser Straße durch einen freien Raum getrennt, und bildet ein Viereck, dem eine Seite fehlt. Er besteht aus drei Stockwerken, deren jedes eine bedeckte Galleerie hat. Es ist ein ziemlich großes Gebäude, und dem Repräsentanten der brittischen Majestät würdig.

Der Landungsplatz längs dem Zoll-Hause ist mit einem eisernen Schuppen bedeckt, wo ein reges, lebhaftes und geschäftiges Treiben von früh Morgens bis spät Abends durch das Ausladen und Einladen der vielen Schiffe, die von allen Weltgegenden kommen, herrscht.

Der Stadttheil, in dem die weiße Bevölkerung wohnt, ist verhältnißmäßig klein, aber gegen Westen und Osten liegen die beiden andern Stadttheile, in denen die dunkelfarbige Bevölkerung ihre Wohnungen aufgeschlagen hat; sie bilden zwei Flügel, die sich wie die eines Adlers ausspreizen. (Black-towns.) Der westliche Theil ist auf einem Hügel gebaut, und bietet dem Auge einen pittoresken Anblick mit seinen kleinen reinlichen Gebäuden, von Bäumen, Aloes, Plantanen und Palmen umgeben.

Port Lewis ist außerdem auf eine Ebene gebaut, und seine Häuser, mit Ausnahme einiger Straßen, wo die Gewerbe getrieben werden, sind durch Höfe und Gärten von einander getrennt, und mit zierlichen Gittern umgeben. Die Fenster sind meistentheils ohne Glasscheiben, und nur mit Jalousieen, um dem Seewinde freien Zutritt zu lassen, oder um das Eindringen der Sonnenstrahlen in die Gemächer zu verhindern, versehen. Während des Tages sind die letzteren daher geschlossen, und werden nur des Abends und des Morgens geöffnet. Im Norden hinter der Stadt, am Fuße eines hohen zackigen Gebirges, dessen Spitzen hoch in die Wolken ragen, der Peter-boot genannt, liegt eine große Ebene, le Champ de Mars, wo die jährlich regelmäßig wiederkehrenden Pferde-Rennen stattfinden. Auf derselben befindet sich ein kolossales steinernes Mausoleum, das die Asche eines französischen Generals bedeckt.

Kirchen giebt es nur drei, eine römisch-katholische, eine anglikanische und eine Methodisten-Kapelle oder Bethaus. Die erste ist eine schöne große Kathedrale, die zweite unterscheidet sich in nichts von denen, wie man sie so häufig in England sieht.

Der interessanteste Punkt der Stadt ist der Hafen; und der Eindruck, den er mit seinen vielen Masten, mit dem Gewiere und Treiben einer bunt zusammengesetzten Menschenmenge hervorbringt, ist für den eben anlangenden Europäer ein bizarrer und in Erstaunen setzender. Hier sieht man eine solche Verschiedenheit von Gesichtsfarben, eine solche Reichhaltigkeit von Trachten; man hört so mannigfaltige Sprachen, man erblickt so viele fremdartige Sitten, Physiognomien, daß man nicht Augen und Ohren genug hat, um sich aus diesem Gewiree von Zungen und Menschen herauszufinden. Alles ist neu, ungewöhnlich. Die vielen Sprachen lassen an den Thurm von Babel denken, die Trachten an ein Märchen der Sheerazade, und dennoch ist dem Ganzen das Gepräge der europäischen Kultur, und das des Gewerbfleißes unseres Jahrhunderts aufgedrückt.

Der starke, untersetzte Malale in seiner blauen baumwollenen Jacke, die bis an die Hüften reicht, mit weiten Beinkleidern, welche nur noch die Knie bedecken, trägt auf seinem Kopfe einen schweren Ballen mit Reis oder Zucker gefüllt. Schweigsam entladet oder füllt er die Schaluppe. Sein Kopf ist mit Ausnahme des Scheitels kahl geschoren, von diesem hängt ein langer Zopf herab, oder ist um das Haupt gewunden. Seine Gesichtsfarbe ist hellbraun und bleich; seine Züge die des Chinesen, nur nicht so hervorstechend, und er ist unter den Chinesen, was der Mozambik unter den Afrikanern, kräftig und wohlgebaut.

Digitized by Google

Der ebengenannte Mozambik ist größer, aber ebensowohl häßlicher als die übrigen Söhne Afrika's. Seine Gesichtszüge kündigen Gutmüthigkeit und Dummheit an. Er war der treueste und fleißigste Sklave, und auf seine Moralität wirkte die Emancipation am wenigsten nachtheilig. Die früheren Sklaven zeichnen sich durch eine gewisse Reinlichkeit in ihrer Kleidung aus; auf ihrem wolligten Haar sitzt ein kleiner Strohhut, und sie tragen beständig baumwollene Regenschirme unter dem Arm, um den zarten Teint gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Sie sind sehr schwatzhaft, und ihr verderbenes Französisch klingt melodisch und wie das Geplauder eines Kindes.

In einen Kreis gekauert, indem sie auf den Waden die ganze Last des Körpers tragen, sitzen die braunen Söhne Hindostans; ihr langes schwarzes Haar ist das Spiel des Windes; die aus der Nachbarschaft von Calcutta, Kulis genannt, sind schmächtig, aber aus ihren Gesichtszügen spricht Sanftmuth und Güte. Die Indier aus der Umgegend von Madras und Bombay sind kräftiger, energischer, aber ein bösartiger, zanksüchtiger Charakter ist allen ihren Mienen aufgeprägt. Die Tracht beider, so wie die ihrer Frauen ist entweder weiß oder von bunten, lebhaften Farben, besteht aber gewöhnlich nur aus langen Streifen baumwollenen Zeuges, die sie bald in Falten um sich schlagen, bald wie ein Turban um den Kopf winden. Einige von ihnen tragen weite Beinkleider und Jacken, die sich auf der Brust öffnen und mit Bändern zusammen gebunden sind. Ihre Beine sind meistens nackt, und sie tragen um die Hüften ein Stück Leinwand, das, durch die Beine gezogen, den mittleren Theil des Körpers bedeckt. Ihre Frauen und Mädchen sind meistens in rothe Stoffe gehüllt; Arme und Fußenkel sind mit messingenen oder silbernen Ringen, so wie auch die Finger geziert; Ringe und eine Art Muschel in dem weit durchlöcherten Läppchen schmücken die Ohren; und beide Geschlechter haben seltsame Figuren, die wie Arabesken aussehen, auf den Armen; diese werden mit Nadeln in die Haut gestochen, und mit einer hellblauen Farbe gefärbt. Diejenigen, die zu der Braminen-Kaste gehören, sind größer als die anderen; die Haltung ihres Körpers ist stolz und ruhig, Kleidung und Kopfdeckung, einem Turbane ähnlich, sind weiß. Sie verkehren fast gar nicht mit den übrigen.

Die aus der Präsidentschaft von Madras werden Malabars, von dem hindostanischen Worte Malayvar, welches Gebirge und eingeschlossene Gegend bedeutet, genannt; aber so verschieden ihre Kleidung ist, so verschieden sind auch ihre Dialekte, und alle schwatzen und gestikuliren mit der dem Südländer eigenen Lebhaftigkeit; der Bramine ist der einzige, der eine dem Türken ähnliche Ruhe in seinem Betragen zeigt, und der mit seiner Familie fern von den anderen seinen Hukah raucht.

Mit stoischem Gleichmuthe wandert der von Madagascar gekommene Arbeiter unter diesen verschiedenen Nationen umher; sein lebhaftes dunkles Auge drückt allein das Erstaunen aus, das er beim Anblick so vieler ihm unbekannter und unverständlicher Gegenstände empfindet. Der Wilde sieht, staunt, aber schweigt, und hüllt seinen wohlgeformten, muskulösen Körper in eine nicht besonders reinliche wollene Decke, die er fast wie eine römische Toga um sich schlägt, als wolle er sich so gegen den Einfluß der europäischen Kultur schützen. Sein pechschwarzes Haar ist in vielen kleinen Zöpfen geflochten, und seine Gesichtszüge zeugen von Gutmüthigkeit und Geistesfähigkeit, darum sind auch seine Dienste von den Pflanzern gesucht, und er ist sicher, von dem Herrn, der ihn miethet, gut behandelt zu werden. Aber leider werden von diesen gewissenhaften, treuen und arbeitsamen Männern nur wenig nach Mauritius, da sie nur verstohlen und durch Umgehung der Gesetze eingeschifft werden können, gebracht. Der Mulatte, mit glattem schwarzen Haar, schönen dunklen Augen, und weißen Zähnen, schlank und schmächtig gebaut, ist der Mäkler und Dollmetscher, der den Handel zwischen dem Miether und den sich Vermiethenden abschließt, oder der ihnen bestimmte Aufseher, da es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß er sich in den mannigfachen Sprachen dieser verschiedenen Völker verständlich zu machen versteht. Er ist in blauen oder weißen Beinkleidern und runden Jacken gekleidet, und trägt Strümpfe und Schuhe, während der emancipirte Neger noch barfüßig herumwandelt. Diese Klasse der Eingebornen sprechen auch ein reines Französisch, wenn sie sich mit einem Weißen unterhalten; und es versteht sich von selbst, daß Strohhut, Regenschirm und Chirout ihre stete Begleiter sind.

Hie und da sieht man einen Chinesen in seiner eigenthümlichen Tracht, mit dem breitrandigen Strohhut, und dem langen Zopf. Die Filzsohlen unter seinen Schuhen von Tuch verhindern, daß man ihn hört, wenn er sich naht, aber der Opium-Geruch, den er verbreitet, kündigt ihn schon von ferne an. Die Chinesen sind entweder Tischler oder Gewürzkrämer; an allen Straßenecken haben sie Läden, und würden bald reich werden, wenn sie nicht eifrige Spieler wären. Die Leidenschaft zum Hazardspiele verschlingt den mühselig erworbenen Gewinn, den diese verschmitzte Nation gewissenlos auf jedmögliche Weise zu erhöhen sucht.

Schwarze Frauen und Mulattinnen sind überall sichtbar in seidenen modischen Kleidern von grellen Farben; Handschuhe bedecken die Finger; Shawls und elegante Hüte, lange goldene Ohrringe, buntfarbige Sonnenschirme würden die Toilette vollständig machen, wenn nicht Schuhe und Strümpfe fehlten. Diese Dämchen in ihrem europäischen Putze bilden einen Kontrast mit dem weiblichen Theile der andern Völker, die das ihnen gehörende Kostüm beibehalten haben; und die dunklen, europäisirten Schönen plaudern, kichern und schäkern mit der Sorglosigkeit, die ihnen eigenthümlich ist.

Dann und wann sieht man einen wohlgewachsenen Perser. Sein Gesicht ist schön geformt, und der dicke schwarze Schnurrbart giebt ihm ein kriegerisches Ansehen. Er ist Reitknecht oder Kutscher, und trägt eine hohe Pelzmütze, einen seidenen Kaftan, weiße Beinkleider und hellfarbige Stiefeln. Die Haltung seines Körpers ist würdevoll und stolz.

Unter diesem Schwarm von vielen Völkern, die verschieden an Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe und Tracht sind, wandeln die englischen Kaufleute und die weißen Pflanzer französischen Ursprunges einher, alle die Sprache ihres Mutterlandes redend, und mit Eifer ihrem Berufe nachgehend. Sie tragen weiße Beinkleider und Jacken, und haben beständig die Cigarre im Munde.

Englische, französische, amerikanische Matrosen treiben sich überall umher, und eilen der Schenke (Cantine) zu, wo sie in Rum und Wein Ersatz für die vielen Entbehrungen, die ihr Beruf auf dem Meere mit sich bringt, suchen. Die rothen Uniformen der englischen Soldaten tragen dazu bei, diesem Gewirre von menschlichen Gestalten noch mehr Leben zu geben, und die Einbildungskraft unserer Leser wird den Mangel in der Lebendig-

Digitized by Google

keit unserer Schilderung dieser reichen und sonderbaren Scene ersetzen.

Von den Schiffen her tönt der einförmige und schwermüthige Gesang der Matrosen, die schwere Lasten hinauf und herab winden. Böte kommen und verlassen das Ufer, der regelmäßige Taktschlag der Ruder wird gehört. Hier nehmen Freunde von dem Abreisenden einen zärtlichen Abschied; der Engländer nur die Hand gebend, der Franzose den Freund umarmend; dort eilt der Angekommene die seiner harrenden Freunde zu begrüßen. Hier lacht und scherzt man, dort wird ein heftiger Wortwechsel laut, dem eine Schlägerei folgt. Ein Trunkener stolpert, und sucht vergeblich sich im Gleichgewicht zu erhalten. Der Engländer bemitleidet ihn, der Franzose spottet seiner. Der letztere ruft aus, le cochon, le soulard, der erstere the poor man!

Zweiräderige Karren mit Maulesel oder Ochsen bespannt halten in langen Reihen, um be- oder entladen zu werden, und winden sich langsam durch die Volksmenge. Die Wagenführer schreien, die Peitschen pfeifen durch die Luft, Weiber und Kinder flüchten, und die störrigen Ochsen rennen gegen ein Haus oder einen Pfeiler, und werfen den schweren beladenen Karren um.

Da werden Trommeln und Militair-Musik gehört. Die Wache zieht auf, und die Müssigen eilen den Soldaten entgegen, um sich am Anblick der rothen Uniformen zu weiden und den Tönen der kriegerischen Musik zu lauschen! Es ist doch überall wie zu Hause!

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen von Siegfried Kapper. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig. Friedrich Ludwig Herbig. 1853. XVI und 260 Seiten. 12.

Wenn wir Herrn Kapper's Vorbemerkung vollständig abdrucken lassen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß wir es vergeblich versuchen würden, unsere Leser in genügender Weise mit der vorliegenden Dichtung bekannt zu machen. Alles was zum Verständniß derselben zu wissen nothwendig und geeignet, zum Lesen dieses Lieder-Cyclus einzuladen, ist dort dargelegt. Sie lautet: „Nicht leicht dürfte der angeborne Genius eines Volkes sich so schnell des historischen Ereignisses bemächtigen, und dasselbe in freigesungenen, kunstlosen Liedern zu verewigen wissen, als der des serbischen. Noch kaum beendet, ist den serbischen Sängern die Begebenheit schon Stoff zu zahlreichen Rhapsodien, die dann von Mund zu Mund, von Ort zu Ort wandern, wohl auch von Geschlecht zu Geschlecht übergehen und die frischen Farben des Augenblickes mit hinüberbringen in Zeiten, in denen dem Geschichtschreiber kaum mehr als das trockne Datum bekannt ist. So kommt es denn auch, daß sich diese Rhapsodien in Gruppen um einzelne Thatsachen oder Persönlichkeiten reihen, ohne eben untereinander in irgend einem engeren Zusammenhange zu stehen, als in dem der Gemeinschaftlichkeit des Stoffes, wie dies z. B. bei den Liedern von Marko dem Königssohne, von Milosch Obilitsch, vom Haiducken Nowak, von den Jakschitschen und von Stojan Jankowitsch u. s. w. der Fall ist.

Unstreitig das wichtigste Ereigniß und zugleich dasjenige, um das sich die Gruppen der schönsten und ältesten Rhapsodien der serbischen Heldenmuse als den einen gemeinsamen Mittelpunkt reihen, ist der Untergang des großserbischen Reiches auf dem Schlachtfelde von Kossowo (15. Juni 1389) und mit ihm der Moment, in welchem ein kriegerisches, heldenmüthiges Volk in der aufopfernden Vertheidigung des Kreuzes gegen die anstürmende Gewalt des Erbfeindes alles Christenthums das kostbare Gut seiner Selbstständigkeit und Freiheit verlor, um fortan durch Jahrhunderte als rechtlose Raja unter dem Drucke einer unabsehbaren Reihe habsüchtiger und tyrannischer Statthalter und Pascha's bis zur Verkümmerung zu schmachten.

Wiewohl dies Ereigniß erst am obigen Tage zum vollendeten Abschlusse gelangte, holen die Heldengesänge, die es zum Gegenstande haben, ein halbes Jahrhundert früher aus. Wie eine unheildrohende Wolke tauchen in dem Augenblicke, als Serbien und seinem Zaren Stefan Duschan aus dem Hause Nemanja, (durch fast vier Jahrhunderte, von 1120 bis 1368, die einzige unabhängige slawische Dynastie im Süden), den die dankbare Erinnerung Silni, den Starken nennt, sowohl an äußerem Umfange, als an innerer Macht, sowohl an äußerer Geltung, als innerer Cultur einen Standpunkt erreicht hatte, von dem es einer großen Zukunft, einer festbegründeten Dauer, einem in die Geschichte des Welttheils tiefer eingreifenden Einflusse entgegensehen konnte, die Horden eines erobernden Stammes am Horizonte empor, die, geschworen Feinde aller christlichen Lehre, Sitte und Veredlung, die Gewitter ihres Fanatismus über Europa zu entladen drohen.

Fortan schwebt diese Wolke über den Geschicken Serbiens — und die inneren Stürme, denen dieses Reich durch eine Reihe von Jahrzehnten nach Duschan's Tode ausgesetzt ist, vermögen, anstatt sie zu verscheuchen, sie nur um so unabwendbarer heranzuziehen.

Bald ist das Reich, das berufen schien, die Vorhut europäischer Entwickelung gegen asiatischen Stillstand, christlicher Cultur gegen fatalistische Versunkenheit zu sein, von den Heeren der Verwüstung umrungen, und dem übrigen christlichen Europa bleibt der Vorwurf, diese Vorhut geopfert, so dem Halbmonde die Pforte ins Herz des Christenthums geöffnet, die blühenden, von der Adria, dem mittelländischen und dem schwarzen Meere umspülten Lande dem Islam überliefert und durch seine Theilnahmlosigkeit jahrhundertlange Kriege heraufbeschworen zu haben.

Von Stunde an ist es Ein Gedanke, der ganz Serbien und alle seine Helden beherrscht — der Gedanke der Aufopferung für Freiheit und Christenthum.

Der Träger dieses Gedankens, um dessen Banner sich die ganze kampffähige Kraft des Reiches sammelt, bereit, ihn mit ihrem Blute zu besiegeln, ist ein Held von dunkler Herkunft, aber lichtem Gemüthe, Lazar, der „letzte Zar“.

Wie sehr aber auch dieser die Sendung Serbiens begreift, wie heldenmüthig er sie zu erfüllen strebt; er vermag den verlöschenden Glanz von Duschan's Tagen (1335—1368) nur noch auf Augenblicke zu beleben, nimmermehr den von Duschans Günstling Wukaschin und eignem Sohne Uroch V. vorbereiteten Verfall der serbischen Macht aufzuhalten.

Die Bestimmtheit, mit der in den einzelnen Rhapsodien, die diesen Zeitraum und die erwähnte Katastrophe besingen, gewisse Persönlichkeiten, als Duschan, Wukaschin, Lazar, Jug

Digitized by Google

Bogdan, Marko, Milosch Obilitsch, u. s. w. gezeichnet sind; die Einheit der Thatsache, die Klarheit des Gedankens der Aufopferung in denselben hat schon Grimm und Vuk zu der Vermuthung geleitet, daß alle diese Heldenlieder wohl nur Fragmente eines einheitlichen Ganzen seien, das wider im Laufe der Zeiten in diese Theile zerfallen, oder das erst aus den zerstreuten Theilen herzustellen späteren Zeiten vorbehalten sein mag; etwa wie Iliade und Odyssee erst aus dem Zusammenfinden und Aneinanderfügen der Rhapsodien von Ilium und Odysseus hervorgegangen.

Der Umstand, daß die Serben selbst alle auf Lazar und den Untergang Serbiens Bezug habenden Lieder unter den gemeinsamen Namen der „Lazareiza" zusammenfassen, möchte diese Annahme wohl unterstützen können; und es bliebe nur zu wünschen, daß so gründliche Kenner der serbischen Volkspoesie wie Vuk Stefanowitsch Karadschitsch so glücklich wären, durch neue Funde den uns bisher durch die Forschungen des letzteren bekannt gewordenen Cyclus von Lazar-Liedern, wiewohl Mickiewicz die Möglichkeit bezweifelt, zu ergänzen und zu vervollständigen.

Den Zusammenhang, der in einem solchen Ganzen walten müßte, zu ahnen, wird schon bei aufmerksamer Sichtung der bisher bekannten Heldengesänge, bei Vergleichung derselben mit scheinbar entfernter liegenden Liedern möglich, und man darf, wenn man dort, wo das Lied plötzlich abbricht, sich bei der Sage oder Geschichte Auskunft erholt, es wohl auch versuchen, den Faden, der das Ganze leiten müßte, anzudeuten.

Als ein solcher Versuch nun möge das vorliegende Gedicht angesehen werden.

Ich habe dahin gestrebt, die im serbischen Volke lebende Auffassung der Thatsachen und Personen darin festzuhalten. Bei denjenigen Momenten, die den Gegenstand der bisher bekannten Heldenlieder bilden, ist die Gewandung, in welche sie das Volk kleidete, zum Theil beibehalten worden. Die Herstellung der Einheit jedoch und des Zusammenhanges wurde durch freie Dichtung aus den Mittheilungen der Sage und aus den Blättern der Geschichte versucht; denn nur auf diesem Wege schien es möglich, nicht nur eine zeitfolgerichtige Anordnung, sondern auch die innere Fortentwickelung und das Hinstreben der Begebenheiten nach einem Endereignisse herzustellen.

Als ein solcher Versuch möge es denn nach in die Hände derjenigen gelangen, die der so wenig gekannten Vergangenheit eines so urkräftigen und urpoetischen Volkes, wie es das serbische ist, einiges Interesse zuzuwenden geneigt sein möchten. —

Was die Schreibart der serbischen Namen anbelangt, so habe ich in der ersten, bei F. Leo in Wien erschienenen Ausgabe diejenige festzuhalten gesucht, die bei den mit lateinischen Lettern schreibenden Serben im Gebrauche ist. Die vielfachen Störungen und Irrthümer jedoch, die hieraus für den der slawischen Sprache unkundigen Leser erwuchsen, bestimmten mich bei dieser neuen Ausgabe von ihr abzustehen, und, da selbst diese lateinisch-slawische Orthographie nur ein unvollständiges Surrogat für die serbisch-cyrillische Schrift bietet, die Worte so zu schreiben, daß sie von dem deutschen Leser nach dem deutschen Lautgebrauche richtig ausgesprochen werden können."

Die Dichtung ist in sechs Büchern vertheilt, welche die Jahre 1345—1350, 1357—1364, 1364—1368, 1371—1374, 1387—1388, und 1389 umfassen. Voran geht ein einleitendes Gedicht: „Kossowo" (oder Kossowo polje das Amselfeld, eine etwa 5000 Schritt breite und 20000 Schritt lange Ebne südwestlich vom heutigen Fürstenthum Serbien, in den serbischen Heldengesängen, namentlich als Schauplatz der über das Schicksal des großserbischen Reiches in so tragischer Weise entscheidenden Schlacht vom 15. Junius 1389, oft erwähnt).

Sechzig für die Mehrzahl der Leser durchaus unentbehrliche belehrende Anmerkungen füllen die Seiten 247—260.

Wir gestehen, daß, obgleich uns mehrere, die Bedeutsamkeit und den Werth der dichterischen Leistung des Hrn. Kapper lobend hervorhebende Besprechungen der ersten Ausgabe nicht unbekannt, sie selbst es dennoch geblieben; bei dem Lesen derselben in der neuen Auflage fanden wir uns seitlich bisweilen in eine uns fremde Welt versetzt, aber gerade dieses ungewöhnliche, streng nationale Colorit verleiht den mit großem Geschick und genauer Geschichte- und Sagen-Kenntniß aneinander gereihten und verbundenen serbischen Heldenliedern ein Interesse, welches wir uns oft umsonst bemühen, rein-eigenthümlichen dichterischen Erzeugnissen der Neuzeit abzugewinnen. Und gewiß sind wir es nicht allein, die den „letzten Zar" mit diesem Interesse gelesen haben. — Hrn. Kapper aber bitten wir, die Schätze der serbischen Volkspoesie, mit denen er so innig vertraut ist, auch ferner auszubeuten und was er findet, in gleich ansprechender Form wie seine „Gesänge der Serben" und die angezeigte epische Dichtung, zu Tage zu fördern. Daß sein Hr. Verleger, der den „Fürsten Lazar" uns in der geschmackvollsten Ausstattung übergiebt, dazu gern die Hand bieten werde, steht nicht zu bezweifeln. H.

Die Fischerhütte am Brienzer-See. Ein Schweizergemälde mit einheimischen Volksmelodien und Tanz in 1 Akt von K. C. Tenner. Arrangement und zum Theil Composition der Musik von Professor F. Huber in St. Gallen. Darmstadt, 1852. 32 Seiten. 8.

Der Verfasser dieser Operette hat dem Texte derselben folgendes beherzigenswerthe Motto vorgesetzt:

„Das Zurückführen zur Einfalt und Natürlichkeit wird für uns in allen Hinsicht von Tage zu Tage größeres Bedürfniß, und die Tonkunst kann wahrlich am wenigsten von sich rühmen, daß sie an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt habe."

Thibaut, Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg 1851.

In Ermangelung aller anderen Beispiele brauchte man nur auf die Hugenotten und den Propheten zur Bekräftigung dieses Ausspruches hinzuweisen. Dennoch dürfte es nicht genügen, sich in das entgegengesetzte Extrem, die äußerste Simplicität, zu werfen, um das Rechte und Wahre auf dem Gebiete der Tonkunst zu ergreifen. Dächten wir nicht an das bekannte Sprichwort: „Exempla sunt odiosa", so läge es nahe, auf das Schicksal eines hier in Hamburg vor wenig Monaten in Scene gegangenen Opernwerkes hinzuweisen, das gerade in dieser Tendenz seine Empfehlung suchte.

Digitized by Google

Nicht die Simplicität, und nicht die Multiplicität bedingen den Werth des Kunstwerkes, sondern die ihrem Inhalte angemessene Ausführung. Die erste Sorge des Dichters sei daher nicht die Tendenz, die Verfechtung eines Principes, welche Arbeit er vielmehr den Aesthetikern und Philosophen überlassen möge, — sondern die Hervorbringung eines ächt poetischen und auch in seiner Bedeutung der dichterischen Form, in welcher derselbe zur Erscheinung kommen will, angemessenen Inhaltes, der dann schon selbst für seine Tendenz reden wird. Dies möchten wir auch dem Verfasser des vorliegenden Werkchens zu beherzigen geben, und ihn freundlichst fragen, ob es wohl genügen könne, eine Anzahl an und für sich allerdings ganz niedlicher Volkslieder im Provinzial-Dialekt an dem Faden einer mangelhaft verbundenen, und auf den abgenutztesten Theater-Ressorts beruhenden Handlung zusammengereiht zu haben, um den Anspruch zu erheben, Autor eines poetischen und und musikalischen Kunstwerkes zu sein. Mehr ist aber in der That in dem vorliegenden Werkchen nicht geschehen, dessen nähere Detaillirung man von uns nicht verlangen wird. M. M.

Miscellen.

Zu Herrn Carl B. Lorck's „Skandinavischen Sortimentskatalog 1848—1852", auf welchen wir früher aufmerksam gemacht haben, ist ein Supplement (12 Seiten 8.) erschienen, welches wir der Beachtung aller Freunde der dänischen, norwegischen, schwedischen und finnländischen Literatur empfehlen. Sowol zur altnordischen und zur neueren skandinavischen Literatur und Sprache, als auch zur s. g. schönen Literatur, Geschichte und Geographie, so wie zu den übrigen Wissenschaften enthält dieses Supplement viel, zum Theil bisher in Deutschland wenig Bekanntes oder Unbekanntes von Werth. Auch ein bedeutender Vorrath von Kunstsachen ist verzeichnet, darunter mehrere Karten (z. B. die norwegischen Amtskarten, der Plan nebst Profil-Karte des Saima Kanals mit Ansichten von Louritsala und Lavola-Schleuse, und Situationskarte); ferner die nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum modellirten Figuren, Büsten und Basreliefs.

Von Herrn J. A. Stargardt in Berlin, dessen Kataloge wir bereits in unserer Zeitschrift gedacht, ist ein halber Foliobogen (lithogr.) versandt: No. III. Choix de documents et de lettres autographes de la collection de J. A. Stargardt, libraire à Berlin, 54 Charlottenstr., 1853. Diese Auswahl von Autographen (mit beigefügten Preisen) besteht aus 66 Nummern, die alle, mehr oder weniger, von nicht geringem Interesse sind. Unter den Nummern 1—13 befinden sich mehrere Wappenbriefe auf Pergament mit color. Zeichnungen und Stamm-Wappenbücher. Von den Persönlichkeiten, von denen Autographe vorhanden, heben wir heraus: Joh. Albrecht, Joh. G. v. Arnim, August der Starke, seine Gelirbte Cosell, Joh. Banes, Kaiser Napoleon (I.), Bolivar, Carl XII., Catharina II., Friedrich der Große, Louise, Königin v. Preußen, Goethe, Heinrich IV., Reitregenerral Holk (unter Wallenstein), Maria Theresia, Feldmarschall Menzikow, Mirabeau, Casp. Peucer (Wittemb. 1572), Schiller, Tilly, Uhland, Wallenstein, Maximilian I., Friedrich V. von der Pfalz, (1616). — Großentheils sind es umfassende Briefe, viele, wie versichert wird, von interessantem Inhalt. Hoffmann.

Der Präfect des Seine und Marne-Departements in Frankreich hat jüngst eine Verordnung erlassen, die auch von anderen Staaten beachtet und nachgeahmt zu werden verdient und auf die wir insbesondere die wackern Vereine gegen Thierquälerei in allen Ländern, speciell den hier in Hamburg, aufmerksam machen möchten. Besagte Verordnung verbietet den Gebrauch von Hunden als Zugthiere, und die Anwendung von Peitschen anderen Schlages als in von der Polizei vorgeschriebenen Dimensionen für Pferde und anderes Zugvieh. Das diesfällige Rundschreiben des Präfecten besagt u. a.: „Der Hund ist kein „Lastthier. Er läßt sich, gehorsam und hingebend wie er ist, als „ein solches gebrauchen, leidet aber darunter. — Die Peitsche „wird in der Hand von einzelnen Fuhrleuten zu einem Martyr-„instrument für die Thiere, die deren Herrschaft unterworfen sind. „Die Mißhandlung von Thieren verhindern, heißt nicht bloß für „die physische Verbesserung der Lage der Thiere, die uns die Vor-„sehung zur Verfügung gestellt hat, wirken, es wird dadurch auch „die Verbesserung der Menschen gefördert; denn die Milde und das „Erbarmen für das Vieh ist für die Humanität wichtiger, als es „im Allgemeinen angenommen wird. Wer grausam gegen Thiere „ist, der macht sich auch leicht eines Aehnlichen gegen seine Mit-„menschen schuldig."

Ein Plymouther Blatt giebt folgende Daten über den jetzigen Bestand der französischen und englischen Seemacht: „Die Gesammtzahl der königlichen Marine, mit Einbegriff der Schiffsjungen und der sämmtlichen Mannschaft auf allen auswärtigen Stationen so wie der 500 Krumanns an der afrikanischen Küste, ist auf 30,000 Köpfe anzuschlagen. Hiervon die Mannschaft auf letzter Station, 2000, in Ostindien, 2000, am Cap, 500, und in Brasilien, 1200 abgezogen, bleibt uns nur ungefähr dieselbe Zahl, über welche Frankreich zu verfügen hat, 24.264 Mann. Außer unseren activen Seeleuten haben wir noch 6500 Mann am Bord der Schiffe zu Hause, eirca 4500 Mann am Lande, und ungefähr 3000 Küstenwächter. Die Franzosen haben aber außer ihrer activen Marine mehr als 40,000 auserlesene Leute, die an den Küsten, auf den Flüssen, und sonst in Thätigkeit gehalten werden.

Einem in San Francisco erscheinenden Blatte zufolge, reclamirt einer der reichsten und angesehensten französischen Kaufleute in Mexico, ein Herr de Limantour, jetzt vier Quadratleues des Terrains, auf welchem die Stadt San Francisco erbaut ist, als sein eigenthümliches Eigenthum.

Wie die Sun erzählt, hat ein Mechaniker zu Baltimore um einen Raum in dem Krystallpalaste zu Newyork für die Aufstellung einer Dampfmaschine nachgesucht, die seiner Angabe nach im Stande sein soll, ein Schiff innerhalb 36 Stunden quer übers atlantische Meer zu befördern.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 33. Sonnabend, den 23. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Traum! ..... Seite 253
Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Forts.) " 254
Die Ursachen, welche das rasche Eindringen der Türken in Europa zuwege gebracht haben ..... " 256
Literatur:
Beiträge zur Kunde China's und Ostasiens, in besonderer Beziehung auf die Missionssache. Herausgegeben von K. L. Biernatzki ..... " 257
Zeittafeln der vaterländischen Literatur ꝛc., für höhere Schulen und zum Privatgebrauch entworfen von Dr. T. F. Scholl " 258
Ostara. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser ..... " 259
Miscellen ..... " 260

Ein Traum!

Mir träumte, ich sei gestorben
Und läge im Grabe tief,
Sechs Bretter und zwei Brettchen
In denen lag ich und schlief.

Und oben da standen sie Alle
Die ich im Leben gekannt,
Und manche Worte die wurden
Mir in das Grab gesandt.

Der Eine sprach: ich liebt' ihn
Weil er so gefällig war,
Es meinte hierauf der Zweite:
Er war stets ein guter Narr.

Es meinte hierauf ein Dritter:
Er trug oft gar hoch die Nas'
Und dünkte sich besser als Alle,
Wenn er seine Verse las.

Es standen auch oben die Eltern
Und sprachen kein lautes Wort,
Sie weinten und pflanzten ein Bäumchen
Auf's Grab und gingen fort.

Es standen auch Damen dort oben
Denen einst ich den Hof gemacht,
Die warfen eine Schaufel voll Erde
Auf's Grab mir und haben gelacht.

Und als sie Alle gegangen,
Und Ruhe war eines andre,
Da schlich sich ein zartes Mägdlein
Zu meinem Grabe daher.

Still betend kniete das Mägdlein,
Hin auf mein frisches Grab,
Und aus den blauen Augen,
Da rann eine Thräne hinab.

Die Thräne rann weiter und weiter
Bis sie den Sarg erreicht,
Es sprang des Sarges Deckel,
Es wurde die Brust mir feucht.

Die Thräne drang mir zum Herzen,
Das fing an zu pochen mit Macht,
Ich stieg empor aus dem Grabe
Und — lag im Bette erwacht.

Digitized by Google

Doch immer noch fühl' ich im Herzen
Der Thräne bezaubernde Macht,
Durch sie bin aus bösen Träumen
Ich zu neuem Leben erwacht.

Ich sagte Valet den Damen
Die auf dem Grabe gelacht,
Und habe dem weinenden Mädchen
Ein Myrthenkränzchen gebracht!

Hermann Jacobsohn.

Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling.

(Fortsetzung.)

In der Antwort, die der Marquis auf diese Frage gab, machte er eine sehr geschickt angebrachte Distinction. Er sagte nämlich:

„Was mich persönlich betrifft, so habe ich nie etwas gethan, was mir eine Interdiction zuziehen könnte; was aber meine Güter betrifft, da soll es mir sehr lieb sein, die Befugniß meines Rathes auf gewisse Einzelnheiten der Administration auszudehnen." So bewahrte er sich seine Freiheit, und was ein ihm gegebener Beirath betraf, so hatte er schon den Beweis geliefert, daß er dessen Vorsicht wohl zu vereiteln verstand.

Trotz dieses Verhöres beharrten die Verwandten väterlicherseits bei der Erklärung, daß eine Interdiction des Marquis in der Disposition über seiner selbst wie über seine Güter nöthig sei; die Verwandten mütterlicherseits begnügten sich, bis auf die Herren von Bethune und von Seignelay, die gar nichts von einer Interdiction wissen wollten, mit der Erklärung, daß sie die Sache dem Ausspruch der Gerechtigkeit anheim stellten. Die Marquisin von Brunoy aber äußerte sich, ihrer früheren Haltung entsprechend, daß ihr Gemahl ihr nach den Antworten, die er in dem mit ihm angestellten Verhöre gegeben habe, auch weniger als vorher in der Lage zu sein scheine, um unter Curatel gestellt werden zu müssen.

So stand die Sache, als sie dem Magistrate des Chateiets zur Begutachtung unterstellt ward. Vor dieser Jurisdiction war die Procedur in einer Angelegenheit dieser Art so einfach wie möglich. Das Ganze reducirte sich auf die Abhörung der Partei, und auf einige Aeußerungen, die sie und ihre Verwandten in dem Hotel des Civillieutenants gemacht hatten, wonach dieser seinen Bericht an die Rathskammer abstattete und diese den Ausspruch that.

In dieser Form nun fällte das Chatelet einige Zeit nach dem letzten Familienrathe, am 13. November 1772, ein Urtheil, das den Marquis für unfähig erklärte, über sich und sein Vermögen zu verfügen.

Der Marquis von Brunoy unterwarf sich diesem Ausspruche aber nicht, sondern appellirte ans Parlament. Durch konnte seine Sache mindestens nicht zwischen den vier Wänden einer Kanzlei oder einer Rathskammer im Stillen abgethan werden; sie mußte an das Tageslicht, der öffentlichen Meinung unter die Augen kommen, deren Neugier durch die Polemik von Flugschriften und durch das Aufsehen, welches die gerichtlichen Verhandlungen erregt hatten, bereits geweckt worden war.

Die öffentliche Meinung verfehlte nicht, sich in die Debatten einzumischen und nahm für den Marquis von Brunoy Partei. Man weiß, wie mächtig sie ist; man weiß aber auch, wie oft sie sich irrt: nur selten sieht sie die Dinge so, wie sie sind, und dabei versteht sie es, noch besser als die Journalisten, einen Prozeß zu dramatisiren.

Man machte aus dem unglücklichen Marquis von Brunoy ein Opfer, und aus den Mitgliedern des Familienrathes leidige Verfolger, die, so sagten die Müssiggänger und Pflasterteeter, deren Aussprüche zu allen Zeiten als die öffentliche Meinung gegolten haben, ihn eingesperrt haben wollten, um sich seine Millionen anzueignen. Was hat denn, hieß es, dieser arme Marquis Großes verbrochen? Er hat die Philosophie des Augenblickes verkörpert, die Moral thätlich angewandt .... Er teilt gemeinschaftlich mit den Bauern und mit seinem Gesinde; nun Emil hat auch mit den Schnittern angestoßen, und Julie von Volmar hat bei einem Schmaus ihrer Mägde den Vorsitz geführt. Wenn er mit den Bauern verkehrt, so hat das seinen Grund darin, daß ihm die ländliche Sitte lieb ist, und wenn er mit seiner Dienerschaft auf vertrautem Fuße lebt, so thut er das nur, um die Lehren der Gleichheit praktisch anzuwenden, die von den Philosophen gepredigt werden. Warum streut ihr diesen Weihrauch, wenn ihr diejenigen als verrückt einsperren laßt, die ihren Vorschriften folgen? Ist es nicht besser, daß er sich für seine Bauern und seinen Pfarrer zu Grunde richtet, als wenn er das wie die vornehmen jungen Herren heutzutage im Interesse der Courtisanen und aus Pferdeliebhaberei thäte?

Solchen Reden folgten dann Verwünschungen der habgierigen Seitenverwandten und zahllose Lobpreisungen des jungen Marquis. Es fehlte wenig daran, so wäre er als ein Freund des Volks ausgerufen worden.

Man machte mindestens einen Philantropen aus ihn, eine Bezeichnung, die damals noch neu war, die aber seitdem reichlich Feld gewonnen hat.*) Theilte er auch keine ökonomischen Sachen aus, so vertheilte er dagegen monatlich 600 ℔ Fleisch und entsprechendes Brod an seine Vasallen und hatte für die Kranken des Dorfes ein Hospital in seinem Schlosse einrichten lassen.

Man erzählte sich rührende Anecdoten über ihn. So war er einst, als Gärtner gekleidet, in dem Parke von Brunoy mit einem Ludwigsritter zusammengetroffen, der ihn um Rath fragte, wie er es anzustellen habe, um zu dem Herrn des Schlosses zu gelangen, den er, wie er hinzusetzte, um eine Unterstützung ansprechen möchte, weil sein Rock nicht mehr zusammenhalten wolle. „Kommen Sie heute Abend," sagte der Marquis zu ihm, „und ich will Sie bei ihm einführen." Als der alte Ritter sich nun Abends einstellte, erkannte er mit einiger Verlegenheit in dem jungen Marquis, der nun eine Art Toilette gemacht hatte, den Gärtner vom Vormittag. Er wollte sich entschuldigen, ihm nicht die ge-

*) Ihrem wahren Sinne nach leider lange nicht genug! Viel üppiger wuchert der Egoismus, das gefährlichste Unkraut in der Nähe jener edlen Pflanze. Anm. der Red.

Digitized by Google

führenden Egards bewiesen zu haben; der Marquis ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, sondern sagte, indem er ihm ein neues Kleid überreichte, im gütigsten Tone zu ihm, er bedauere nur, augenblicklich nicht mehr für ihn thun zu können. Nun denke man sich aber die Ueberraschung des St. Ludwigrittters, als er, beim Anprobiren seines neuen Rockes, in dessen Taschen eine Börse mit 100 Louisdor und eine goldne Tabatiere fand.

Dem Marquis von Brunoy wurde auch folgender Scherz, den Beaumarchais mit benutzt hat, zugeschrieben. Als er eines Morgens seinem Kutscher auf dem Hofe begegnete, befahl er ihm, Rahm aus der benachbarten Meierei zu besorgen. „Das ist nicht meine Sache," antwortete ihm der Kutscher, „das kömmt den Mägden zu." — „So?" antwortete ihm der Marquis, und richtete dann die Frage an ihn: „Und welche Obliegenheiten hast denn Du?" — „Für die Pferde zu sorgen, anzuspannen, und den Herrn Marquis zu fahren, wenn er befiehlt," erwiederte der Kutscher. „Wohl," sagte der Marquis darauf, „so spanne an, laß eine der Mägde sich in den Wagen setzen, und fahre Du mit ihr zur Meierei, damit sie mir den Rahm hole."

Diese Art von Anekdoten, die man in den Annalen der damaligen Zeit findet, hatten dem Marquis eine Popularität verschafft, die ihm bis vor das Forum der Justiz folgte.

Der Prozeß des Marquis wurde vor dem Parlament verhandelt, das in die Stelle des von dem Kanzler Maupeou verjagten Parlaments gekommen war. Diese Maaßregel hatte eine lebhafte Unzufriedenheit im Publikum hervorgebracht, daher dasselbe die neuen Magistratspersonen gern als Leute bezeichnete, welche die Gerechtigkeit nur nach dem Gefallen des Königs handhabten. Auch ließen die Uebelgesinnten es sich im Verlaufe der Debatten angelegen sein, überall auszusprengen, daß die Sache des Marquis so gut als verloren sei, indem das Parlament sich nicht wider den Willen des Königs auflehnen dürfte. Je größer der Haß gegen das durch Maupeou eingesetzte Parlament war, je größer wurde die Popularität des Marquis.

Während dieser Prozeß von den politischen Leidenschaften ausgebeutet wurde, stellten die Bewohner der Dorfschaften um Brunoy her Prozessionen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, an, um die Gunst Gottes für ihren großmüthigen Wohlthäter zu erflehen. Die Einwohner von Brunoy versammelten sich nach Ausgang der Messe, und protestirten gemeinschaftlich mit ihrem Anwalte gegen die Anklage von Gewaltthaten, deren der Marquis bezüchtigt worden war, unter der feierlichen Erklärung, daß sie von dem jungen Marquis, den sie ihren Vater nannten, nie schlecht behandelt worden seien.

Die Wünsche dieser wackren Leute wurden durch einen Ausspruch erfüllt, der die Prophezeihungen der Politiker zu Schanden machte. Dieser Ausspruch erfolgte am 30. März 1773. Das Journal des Parlaments Maupeou berichtet über diesen, in der gerichtlichen Geschichte des Marquis von Brunoy merkwürdigen, Tag folgendermaßen:

„Den 31. März 1773. Ungeheuer ist das Zuströmen von Zuschauern gestern im Palaste gewesen, um den Generaladvocaten Berges zu hören, der in der Angelegenheit des Marquis von Brunoy das Wort zu führen hatte, und das Urtheil zu vernehmen. Der Saal war größentheils mit all den Vasallen dieses hohen Herrn, die durch die Verheißung von Festen und von bedeutendem Erlaß von Abgaben, die er eine Zeitlang für sie entrichten wolle, für ihn gewonnen waren, angefüllt. Das Gericht hat sich ganz und gar für den Herrn von Brunoy ausgesprochen, in Folge dessen seine Interdiction aufgehoben worden ist.

„Das Publikum scheint mit diesem Ausspruch im Allgemeinen sehr zufrieden gewesen zu sein, denn es hat dem Generaladvocaten und den Magistratspersonen lebhaft applaudirt . . . ."

Diese Beschreibung ist jedoch nicht genau, denn der Ausspruch des Parlaments wegen Aufhebung der Interdiction hatte den bedeutungsvollen Zusatz: für jetzt.

Wir treten nun in eine neue Phase der Geschichte des Marquis von Brunoy. Dieser Theil seines Lebens ist bis jetzt in der Dunkelheit geblieben, und wir haben ihn fast völlig in den Akten aufsuchen müssen, die in den Archiven hinterlegt sind. Doch ist diese letzte Periode seines Daseins die ärgste an Verschwendungen gewesen, und hat den Character und die geistigen Gebrechen dieses merkwürdigen Mannes erst recht ans Licht gebracht.

Zwei Jahr nach dem Ausspruche, der dahin lautete, daß für den Augenblick kein Grund vorhanden sei, den Herrn von Brunoy unter Curatel zu stellen, trug der Herr von Bethune abermals auf Interdiction seines Neffen an. Er sagte in seiner sehr ausführlichen Petition: „es unterliege keinem Zweifel mehr, daß die Unwürdigkeit im Benehmen des Marquis von Brunoy von der Gemeinheit der Gesinnungen, von der Versunkenheit seiner Sitten, und von der Verdorbenheit seines Herzens und Geistes herrühre, die sich durch nichts im Zaum halten lasse."

Aber was war denn geschehen, daß dieser, bis dahin so nachsichtig gewesene, Onkel sich endlich bewogen fühlte, solch eine Maaßregel und zwar in so bittren Worten zu verlangen?

Es war nichts geschehen, was sich nicht hätte vorhersehen lassen. Der Marquis hatte nicht gesäumt, seine gemeine und verschwenderische Lebensweise aufs Neue zu beginnen, und seine Umgebung hatte sich noch wüthiger als je auf eine Beute geworfen, die ihr beinahe entgangen wäre.

Bald nach dem Ausspruche, der ihm seinen Prozeß gegen seine Familie hatte gewinnen lassen, war er so schlau gewesen, sich auch der Herrschaft seines Rathes zu entziehen. Nun völlig frei, hatte er mehrere seiner schönsten Besitzungen verkauft, die Hälfte seines Vermögens verausgabt, und sich zum Schuldner von mehr als einer Million lebenslänglicher oder immerwährender Renten gemacht.

Er versah alle Welt mit Renten. Er war die Vorsehung der Einwohner von Brunoy und der Gauner von Paris geworden, die am Ende auch den Weg nach diesem Eldorado ausfindig gemacht hatten. Man plünderte ihn wie einen Fruchtbaum, der fruchtbeladen am Rande einer Heerstraße steht . . . . Alle Welt griff zu! Wenn seine freigebige Laune einmal ins Stocken gerieth, und er seine Hände verschlossen hielt, so zwang ihn die Bande von Spitzbuben, die ihn umgab, zu arbeiten, das heißt, Rentencontracte zu unterschreiben . . . Dies geschah acht Tage nach der Aufhebung seines Rathes, am 30. August 1774. Man hatte ihm Abends vorher die Ratificationsakten der Schenkungen vorgelegt, die er, als er noch dem Rathe unterworfen war, gemacht, dann aber zerrissen hatte. Ein Notar hatte sie inzwischen über Nacht aufs Neue angefertigt, und am andern Morgen drangen die Beschenkten, meistens Lakaien und Küchen-

Digitized by Google

gestande, damit in das Schlafgemach des Marquis und verlangten theils durch zudringliches Bitten, theils selbst durch Drohungen seine genehmigenden Unterschriften.

Am öftersten aber gelangte man zu dergleichen Unterschriften dadurch, daß man ihn trunken machte. Man holte ihn aus dem Schlosse, geleitete ihn nach einem Wirthshause oder der Wohnung eines Landmannes, und wenn er sich dann um seinen Verstand getrunken hatte, ließ man den Notar und die nöthigen Zeugen kommen, und er unterschrieb.

So wurde er am 9. October 1774 zu einem Bauern in Brunoy, Bras Vater, geführt. Aus dem Schlosse hatte man Wein, Proviant und Silbergeräth mitgenommen. Die Gesellschaft bestand aus sechs Priestern, einem Landjägergefreiten, Marechal und Sens, den Unzertrennlichen des Marquis, den Gebrüdern Féthol, Söhne eines Pariser Barbiers, die bald seine gehätschelsten Günstlinge wurden, den beiden Dronots, seinen Köchen und noch einigen andern. Es wurde geschmaust, es wurde gezecht, und der Marquis befand sich beim Nachtisch in einer weichherzigen Stimmung. Als seine Gäste sahen, „daß," wie sich ein Zeuge ausdrückt, „es für ihn nur noch einer Flasche bedurfte," schickten sie zu dem Notar. Dieser, Fouveau genannt, fand sich denn auch bald mit seinen beiden Schreibern ein. Der günstige Augenblick nur da; dem Marquis floß das Herz über, und er wollte zu Gunsten der guten und vortrefflichen Freunde, die ihn umgaben, sein Testament machen. Diese aber wollten nichts von einem Testamente hören, wohl wissend, daß ein solches Document sehr unsicher sei und widerrufen werden könnte; sie gingen ihn deßhalb wegen Schenkungen an. Der Marquis fügte sich ihrem Wunsche, und machte sich daran, Renten auszutheilen. Alle Welt wurde damit bedacht, ja selbst die beiden Schreiber des Notars erhielten lebenslängliche Renten, der eine eine von 800 Livres und der andre eine von 600 Livres.

Als es im Lande bekannt wurde, in welch erwünschter Stimmung sich der Marquis befand, da stürzte jedermann der Wohnung des Landmanns Bras zu. Es wurde vor der Thür ordentlich eine lange Reihe (Queue) gemacht. Ein in der Criminaluntersuchung abgehörter Kutscher, Nicolas Nager, sagte hierüber aus: „Es hatte sich eine Menge Menschen vor der Thür versammelt, und die Harrenden fragten einander, wann wohl die Reihe an sie kommen würde, eine Verschreibung zu erhalten."

Dies währte zwei Tage, den 9. und 20. October.

Man hatte noch eine andere Weise, dem Marquis sein Geld abzunehmen, nämlich durch Billardspiel. In Folge seines häufigen Verkehres in den Wirthshäusern, hatte er es in diesem Spiel zu einer gewissen Geschicklichkeit gebracht, hielt sich darin aber, wie das häufig vorkommt, für überlegener, als er es war. Dies mochte man sich zu Nutz. Er verstand sich dazu, mit der Mussir zu spielen, während seine Gegner sich der Queue bedienen durften und gab dabei noch 16 Points gegen 20 vor. Dabei erging er sich denn in Aufschneidereien über seine Geschicklichkeit gegen die Zuschauenden. Man ließ ihn gewähren, benutzte das aber zu Paris's, häufig um 100 Louisdors und unter steter Verdoppelung. Um ihn anzufeuern, ließen seine Mitspieler ihn Anfangs gewinnen; so wie aber die Paris's eine ansehnliche Höhe erreicht hatten, änderte sich das Glück plötzlich, und der Marquis kam nicht mehr zu Athem. In dem Billardsaal war Schreibmaterial zur Hand, und der arme Betrogene mußte hinterher Verschreibungen für die ungeheuren Summen ausstellen, die er in dieser Weise verloren hatte. Am schamlosesten wurde er von einem seiner früheren Kammerdiener, Namens Duchange, ausgeplündert. Bei einer Partie zu Versailles, im Monat Mai 1775, warf derselbe, des fortwährenden Gewinnens überdrüssig, zuletzt mit den Worten: „Jetzt ist's für 24,000 Livres Renten!" seine Queue aufs Billard. Der Marquis stellte dafür eine Verschreibung aus, und Duchange eilte damit nach Paris, um sie bei einer Art von Bankier, Namens Abraham Delahaye, der alle Geschäfte dieser Art aus der gewöhnlichen Umgebung des Marquis gemacht zu haben scheint, discontiren zu lassen. (Der ehrliche Abraham, der sich Anfangs mit einer Provision von 30 Procent begnügte, nahm darnach 70 Procent. Er hat auch mit in dem Criminalprozesse figurirt.)

(Schluß folgt.)

Die Ursachen, welche das rasche Eindringen der Türken in Europa zuwege gebracht haben.

Ueber das obige Thema ist in einer der letzten Versammlungen der königlichen Literaturgesellschaft zu London ein Aufsatz des Herrn Finlay zu Athen verlesen und darnach durch das Athenaeum veröffentlicht worden:

Der Verfasser eröffnete seinen Aufsatz mit der Bemerkung, daß das Eindringen der Türken in Europa das letzte Beispiel der Bewältigung und Unterjochung eines civilisirten Landes durch ein rohreres Volk gewesen sey, und gab als die Hauptursachen dieses merkwürdigen Ereignisses folgende drei Punkte an: 1) die überlegene moralische und militairische Haltung der Ottomanen, eine Folge ihrer besseren Erziehung als die des Volkes, das sie unterjochten, in so weit, als es sich um das Kriegs- und Regierungswesen handelte; 2) die Vielfältigkeit der christlichen Racen, die in den Provinzen südlich der Donau, zwischen dem adriatischen, dem ägäischen und dem schwarzen Meere unter einander gemischt waren, ein Umstand, der in diesem Bezirke nirgends einen Nationalgeist aufkommen ließ; 3) den versunkenen Zustand aller Institutionen des griechischen Reiches, der bürgerlichen wie der geistlichen, wodurch die griechische Oberherrschaft den übrigen Geschlechtern der östlichen Christen verhaßt geworden war.

Als Beleg seiner erstangegebenen Ursache wies Herr Finlay auf die Vortrefflichkeit des Systems von Orkhan, des ersten großen türkischen Sultans und Gesetzgebers, in Betreff der Armee und der Regierung hin, ein System, das seinen wohlthätigen Einfluß auf die türkischen Armeen bis zu einer späten Periode ihrer Geschichte bewährt hat. Als Beleg seiner zweitgenannten Ursache machte Herr Finlay auf die Zwistigkeiten aufmerksam, die um die Zeit des Falles von Constantinopel unter den Griechen selber herrschten, und auf die langen Kriege, welche sie mit den angränzenden slavonischen Racen, wie die Bulgaren, geführt hatten, wodurch beide Theile geschwächt und einem neuen Volke ihre Besiegung erleichtert worden war. Als Beleg der von ihm angeführten dritten Ursache wies er nach, wie das hellenische System sich überlebt hatte, und in fast allen Dingen ein bloßer kahler Formalismus geworden war. Das Volk als Volk war von jeglichem unabhängigen Handeln ausgeschlossen, und man ließ es glauben, daß die Größe des von

Digitized by Google

den Römern erobten Reiches nicht auf römischer Energie, sondern auf geistlicher Orthodoxie beruhe. Die kaiserlichen Herrscher zu Constantinopel selber machten, als sie durch die Kreuzfahrer wieder in den Besitz ihres Reiches gesetzt worden waren, es zu dem festen Princip ihrer Politik, die verschiedenen Racen unter ihrem Scepter in einem stationairen Zustande zu erhalten. Das war aber eine der Hauptursachen des Hasses, den die bulgarischen und slavonischen Christen, welche ihren Glauben ursprünglich der östlichen Kirche verdankten, wider sie faßten. Wie groß die Feindseligkeit zwischen der lateinischen und der constantinopolitanischen Geistlichkeit gewesen, läßt sich daraus abnehmen, daß einer der angesehensten Männer aus Letzterer rundweg erklärte, er und alle, die von ihm abhängig wären, würden sich lieber der Herrschaft der Türken unterwerfen, als sich mit den westlichen Christen unter der geistigen Herrschaft Roms vereinigen.

Beiträge zur Kunde China's und Ostasiens, in besonderer Beziehung auf die Missionssache. Herausgegeben von K. L. Biernatzki, General-Agent der Chinesischen Stiftung und des Evangelischen Gesammtvereins für China. Erster Band, 1. Heft. Mit 2 Holzschnitten. Kassel, 1853. Verlag von G. E. Vollmann. 48 Seiten. Gr. 8.

So ungemein reichhaltig die Literatur über China *), Japan, Hinterindien und die Inseln des Indischen Archipels auch ist, bleibe sie doch dem größeren Publikum fast verschlossen, da die Reiseberichte meistentheils in fremden Sprachen abgefaßt sind. Arbeiten derjenigen Gelehrten, die sich vorzugsweise mit der Erforschung ostasiatischer Sprachen und Culturzustände beschäftigen, sind in gelehrten Zeitschriften niedergelegt, die außerhalb des Kreises, für den sie zunächst bestimmt, keine allgemeine Verbreitung finden. „Aus diesen Gründen," heißt es im Vorwort, „gelangt ein überaus reicher Stoff der wissenswürdigsten und interessantesten Nachrichten über die Länder und Völker Ostasiens nicht zur Kenntniß Vieler in Deutschland, die, wenn auch ohne streng wissenschaftliche Bildung und Kunde fremder Sprachen, doch ein reges Interesse des Geistes und Herzens für jene Länder und deren Bevölkerung besitzen."

„Es dürfte daher an der Zeit sein, diesen reichen Stoff, wie er sich bereits in vielen Schriften fremder und deutscher Zunge angehäuft findet und fortwährend mehrt, zu sammeln und dem größeren Leserkreis des allgemein gebildeten Publikums zugängig zu machen und dies ist der Zweck dieser Zeitschrift. Sie will ein deutsches Organ für die Kunde China's und Ostasiens sein und hofft mit der Zeit ein deutsches Central-Organ für diese Kunde zu werden." Unter dem Namen Ostasien werden hier sämmtliche Länder jenseits des Ganges, von Sibiriens südlichen Grenzen bis zum Indischen Ocean, und die ihnen im Osten und Süden benachbarten Inseln begriffen.

Die Zeitschrift soll nun allerdings den Missionsarbeiten der evangelischen Kirche des Abendlandes, die wenigstens unter dem zahlreichsten Volksstamm jener Länder und Inseln, den Chinesen, bereits begonnen haben, dienen, die Theilnahme für sie erwecken und beleben, ja der materielle Gewinn der „Beiträge", den sie der Redaction bringen, unverkürzt der evangelischen Mission zunächst unter den Chinesen zugewendet werden; aber sie soll nicht eine Missionsschrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein.

„Die einzelnen, theils umfangreicheren, theils kürzeren Aufsätze, Miscellen, Notizen ꝛc. werden in allgemein verständlicher Sprache, eine Vereinigung des Belehrenden mit dem Unterhaltenden anzustreben haben und wie sie jenes vorzugsweise den Forschungen der Wissenschaft entlehnen, so dieses namentlich den Berichten Solcher, welche selbst an Ort und Stelle Augenzeugen gewesen oder es noch sind."

Die Zeitschrift wird enthalten:

1. Auszüge aus älteren und neueren Reisebeschreibungen und anderen Schriften über Land und Leute in China, die angrenzenden Länder und benachbarten Inseln.
2. Briefliche Mittheilungen aus China über dortige Verhältnisse und Begebenheiten der Gegenwart.
3. Selbstständige Aufsätze über das gesammte Culturgebiet Ostasiens, auf Grund von Berichten älterer und neuerer Reisenden oder einheimischer Kenner des Morgenlandes.
4. Darstellungen des Wichtigsten aus der früheren Geschichte der Culturstaaten Ostasiens, so wie Nachrichten über die neuesten Begebenheiten dort auf politischem Gebiete.
5. Mittheilungen aus Chinesischen Schriften älterer und neuerer Zeit zur Veranschaulichung der Denkweise, des Geschmacks, Kunstsinns ꝛc. unter den Völkern, welche diese Sprache reden und schreiben.
6. Schilderungen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben der Chinesen, Japanesen, Malaien ꝛc.
7. Bilder aus der Geschichte der verschiedenen evangelischen Missionsbestrebungen in China, Hinterindien und auf den Inseln des Indischen Archipels, so wie aus dem Leben einzelner Missionare und durch sie bekehrter Eingeborenen.
8. Berichte über die römisch-katholischen Missionen in Ostasien in älterer und neuerer Zeit.
9. Kurze Nachrichten über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Europäisch-Chinesischen ꝛc. Literatur.

Das erste Heft beginnt mit einem Aufsatze des Herausgebers: Die Chinesen in der Zerstreuung, in welchem von der weiten Verbreitung der Chinesen (während der ersten 7 Monate des Jahres 1852 gingen mindestens 20,000 Chinesen in San Francisco an's Land), trotz dem, daß durch ein Gesetz die Auswanderung verboten ist, und ihrer Sprache (in ganz Hinter-Asien) und der Bedeutsamkeit der Bekanntschaft der Europäer mit ihren Ansiedelungen in Hinter-Indien und auf den benachbarten Inseln, gehandelt wird. Die Berichte zuverlässiger Reisenden über die außerhalb ihrer Heimath angesiedelten Chinesen sind die gründlichsten und reichhaltigsten.

*) Dem Herrn Herausgeber und manchen unserer Leser außerhalb Hamburgs ist es vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, daß die hamburgische Commerz-Bibliothek einen bedeutenden Vorrath älterer, neuer und neuester Werke über China besitzt. Da der Katalog dieser Bibliothek und die drei Fortsetzungen desselben sich ohne Zweifel in allen größern öffentlichen Bibliotheken befinden, bedarf es näherer Nachweise nicht.

Digitized by Google

Es folgen dann Auszüge aus Steen Bille's, des Chefs der königlich dänischen Corvette Galathea, „Bericht über die Reise derselben um die Welt. (Aus dem Dänischen übers. und theilweise bearb. von W. von Rosen. Kopenhagen, Reitzel; Leipzig, Lorck, 1852)": Pulo Penang oder Prinz Walrs Insel. 1. Chinesisches Quartier und Theater in Georgetown. 2. Chinesische Sclaven und Wohnungen außerhalb Georgetown. — Singapore. 1. Chinesische Bevölkerung; geheime Verbindungen. („Diese geheimen Verbindungen, die sogenannten Congsis, sind eine merkwürdige sociale Institution. Ihr erster und ursprünglicher Zweck war, die tartarische Dynastie vom Throne zu stoßen, daher steht annoch in China Todesstrafe darauf, Mitglied eben dieser Gesellschaften zu sein, und wenn sich auch der Verbrecher selbst der Strafe des Gesetzes entzieht, wird doch seine ganze Familie eingekerkert. In den Colonien werden sie weniger streng bewacht und die Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung ist in solche Verbindungen aufgenommen, von denen einige wohl nur eine Art Freimaurerlogen, andere dagegen politische Klubs von der gefährlichsten Art und einer staatsauflösenden Tendenz sind. Die Colonien können nicht ohne Sorge um ihre Existenz diese „Staaten im Staat" eine immer größere Macht entwickeln sehen und nur ihre Rivalität und ihr gegenseitiger Neid machen sie weniger gefährlich." Der Herausgeber fügt hinzu: „Steen Bille hat diese Bemerkungen, wie er angiebt, nach der Dissertation on Penang von James Low mitgetheilt. Das Ausführlichste und Gründlichste über eine dieser Verbindungen, die ihren Grundzügen nach vollständig communistisch ist, enthält: E. H. Röttger, Thien-Ti-Hoih, Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erde, der communistischen Propaganda China's. Berlin 1852.") 2. Ein chinesisches Spielhaus und eine Opiumkneipe.

Der Aufsatz: Die Battu-er auf Sumatra ist fast wörtlich mit einigen Zusammenziehungen entlehnt aus Franz Junghuhn's gründlichem und gelehrten Werke: „Die Battaländer auf Sumatra. Aus dem holländ. Original übers. vom Verfasser. 2 Theile. Berlin 1847." Besonders bemerkenswerth ist die mit historischen Nachrichten durchwebte Sage von dem Ursprung des Volkes, welche sich unter demselben erhalten hat, und die Nachricht von seiner Verfassung (— jedes Dorf eine constitutionelle Monarchie, das ganze Land aber eine Demokratie oder eigentlich eine Anarchie —), welche sich von der aller umwohnenden Volksstämme wesentlich unterscheidet.

Von Herrn Pfarrer und Schulinspector Collmann in Cassel, dem Uebersetzer des auch in unseren Blättern besprochenen Werks von S. Wells Williams, sind dem Herausgeber Notizen über Kleidung und Speisen der Chinesen und zwar 1. über Zopf und Kleidung. 2. über die Fleischspeisen, aus dem noch ungedruckten 2. Bande der Uebersetzung mitgetheilt. Die Holzschnitte zu diesen Notizen zeigen einen Chinesen, der sich den Zopf von einem Diener mit eigenthümlichem Haarputz arrangiren läßt und das Correctionsmittel des Zusammenbindens der Zöpfe mehrerer Verbrecher rc.

Die letzten Seiten füllen Nachrichten aus Ostasien (Birma; Siam; Java; Borneo; Japan; Manila) und eine literarische Notiz über des Bischofs von Victoria auf Hongkong, George Smith, Schrift: Lew-chew and the Lew-chewans: being a Narrative of a Visit to Loo-Choo in October 1850. (Dr. Bettelheim, ein aus Ungarn gebürtiger, getaufter Israelit, ist zugleich Arzt und Missionar auf den zwischen Formosa und Japan belegenen Lutschu- oder Lieu-Khieu-Inseln. M. vgl. auch den interessanten Bericht in der „Staats und Gelehrten Zeitung des hamburgischen unpartheiischen Correspondenten": Großbritannien an der Schwelle von Japan; vom 24. u. 31. März.)

Wir wünschen dem ehrenwerthen Herausgeber der „Beiträge", von welchen vier Hefte, jedes von wenigstens drei Bogen, einen Band mit vollständigem Inhaltsverzeichniß bilden werden, zuerst recht viele befähigte und fleißige Mitarbeiter, dann aber auch die rege Theilnahme des Publikums, dem er dieselben gewidmet hat.

Die äußere Ausstattung ist sehr sauber.

Hoffmann.

Zeittafeln der vaterländischen Literatur unter Vergleichung mit den gleichlaufenden Regenten, Künstlern, ausländischen Schriftstellern und Weltbegebenheiten, für höhere Schulen und zum Privatgebrauch entworfen von Dr. Traugott Ferdinand Scholl. Schw. Hall, Druck und Verlag von Wilhelm Nitzschke. MDCCCLII. 23½ Bogen. 4.

„Die deutsche Literaturgeschichte", beginnt der Verfasser sein Vorwort, „nimmt seit einigen Jahrzehnten mit nichten die geringste Stelle unter den Töchtern der Weltgeschichte ein. Die friedlichen Eroberungen, welche auf ihrem Gebiete alljährlich gemacht werden, haben nach und nach ein blühendes Reich aus diesem fast öden Gebiete gemacht. In einem lebensvollen Reiche bedarf es aber einer festen Ordnung. Und wie diese von dem Geschichtsschreiber auf pragmatischem oder logischem Wege gehandhabt wird, so schien es mir nothwendig, daß auch die Chronologie in umfassenderer Weise als bisher in unserer Literaturgeschichte eingeführt wurde."

Durch drei Abstufungen der Lettern ist das Bedeutendere vom Unbedeutenderen unterschieden; der Verf. bemerkt jedoch ausdrücklich, daß damit Solchen, die eine andere Ansicht über die Bedeutung gewisser Schriftsteller und Schriften hätten, nicht vorgegriffen werden solle. Dem Gedächtniß sind damit zugleich Anhaltspunkte gegeben, durch die es sich zuerst das Bekannteren und dann stufenweise das Unbekanntere einprägen kann. — Die Einrichtung der Zahlenabschnitte ist der Art, daß einer derselben auf einmal leicht zu übersehen ist; von ganzen Jahrhunderten, die im Anfang nur dürftig ausgestattet werden konnten, steigt der Verf. herab zu halben und Viertelsjahr-Hundreten und endlich zu Jahrzehnten.

Die Stellung der sieben Abtheilungen ist folgende: In der Mitte stehen die zwei Hauptabtheilungen, deutsche Schriftsteller und Schriften (— bis zum 6. und 7. Jahrhundert: Gothische und deutsche Schriftsteller und Schriften —); in der ersten Abtheilung links sind die Jahreszahlen nach Christus, in der zweiten die Regenten (vom 15. Jahrh. an: Regenten und Künstler), in der dritten die ausländischen Schriftsteller genannt; in der ersten Abtheilung rechts die gleichzeitigen merkwürdigen Weltbegebenheiten (auch die Stiftungen bedeutender Universitäten), in der zweiten wieder die Jahreszahlen nach Christus, verzeichnet.

Digitized by Google

In Bezug auf die Chronologie heißt es im Vorworte: „Die Chronologie des Mittelalters steht natürlich auf viel schwächeren Füßen als die der neueren Zeit. Ich habe diese Unsicherheit durch Sternchen bei den Jahreszahlen bezeichnet und vielleicht habe ich solcher Sternchen noch viel zu wenig gemacht. Denn mancher Literarhistoriker giebt uns für feste Zahlen, was noch keineswegs mit Sicherheit dafür gelten kann. Aber um nicht allzusehr in's Schwanken zu gerathen, mußte ich auch bestrittene Zahlen zuweilen für gewisse annehmen. Für die Schriften gewähret eigentlich erst die Buchdruckerkunst eine erwünschte Sicherheit, indem erst sie mit dem ersten Druck einer Schrift einen festen Anhaltpunkt für die Chronologie darbietet. Doch blieb auch für die neuere Zeit noch manche Schwierigkeit übrig. Wie oft kommt es vor, daß Schriften, wenn sie ausgegeben werden, das erst kommende Jahr schon auf dem Titelblatte tragen, und so schon von Bedeutung werden, ehe jene Jahreszahl wirklich eintritt! Dramen erleben in der Regel zwei Geburten, eine erste Aufführung und einen ersten Druck. Oft stehen beide weit auseinander. Manchmal war jene, manchmal aber auch dieser der Hauptmoment für ein Buch. Da aber bei vielen die erste Aufführung nicht mehr zu erkunden ist, so nehme ich als Norm auch für die Dramen den ersten Druck an."

Reichhaltig genug sind diese Zeittafeln allerdings und das ersichtliche Bestreben des Verfassers, die einzelnen Rubriken mit dem Wichtigsten zu füllen, ist lobenswerth. Hin und wieder scheint er nicht ganz zuverlässigen Hilfsmitteln gefolgt zu sein; so ist z. B. Johann Gottwerth Müller, der Verfasser des Siegfried von Lindenberg, in Hamburg nicht 1744, sondern d. 17. Mai 1743 geboren; Hermann Samuel Reimarus starb nicht in Berlin, sondern in Hamburg. Daß Gutzkow's Trauerspiel „Wullenweber" als der Wullenweber aufgeführt wird, ist wol nur Setzfehler. Bei Denis führt die Bezeichnung: „stirbt als Jesuit und Bibliothekar" zu der Vermuthung, daß dieser um die Bibliographie und Literaturgeschichte sehr verdiente österreichische Gelehrte und Dichter erst später in den Orden, dem er immer angehörte, getreten sei. Nicht genau ist die Angabe beim Jahre 1801: „Bouterweks Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit," statt Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, u. dgl. Daß bei einem literarhistorischen Werke, wie das vorliegende, sich Gelegenheit zu Berichtigungen darbietet, ist bei der Masse von Namen, Titeln und Jahreszahlen, die zu sammeln und zusammenzustellen waren, übrigens leicht erklärlich.

Als Probe wählen wir die Jahre 1440, 1540, 1640, 1740, 1840. (Die 7 Abtheilungen oder Rubriken der Tafeln sind mit Ziffern bezeichnet.)

1) 1440. 2) Friedrich III., d. König. 3) ... 4) ... 5) ... 6) **Die Buchdruckerkunst erfunden.** 7) 1440.

1) 1440*. 2) ... 3) ... 4) Heinrich von Laufenberg, Dekan zu Freiburg im Br., Dichter geistlicher Lieder. 5) Die niederländischen Sagen aus dem Karolingischen Kreise: Ogier von Dänemark, Reinald von Montalban und Malagis werden deutsch bearbeitet. 6) ... 7) 1440*.

---

1) 1540. 2) ... 3) Der Amadis aus dem Spanischen in's Französische übersetzt. 4) ... 5) ... 6) Der Orden der Jesuiten erhält die päpstliche Bestätigung. 7) 1540.

---

1) 1640. 2) Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg (der große Kurfürst). Rubens † zu Antwerpen. 3) ... 4) Flemming † zu Hamburg. Joachim Neander geb. zu Bremen*. 5) Wenzel Scherfer von Scherfenstein bearbeitet den lateinischen Grobianus. 6) ... 7) 1640.

---

1) 1740. 2) Maria Theresia, Kaiserin in Deutschland. Friedrich II., K. von Preußen. Elisabeth, Kaiserin von Rußland. 3) ... 4) Matthias Claudius geb. zu Rhelofeld bei Lübeck. Heinrich Jung, genannt Stilling, geb. zu Grund in Nassau. Johann Georg Jakobi gb. in Düsseldorf. Christian Wolf nach Berlin zurückberufen. 5) Der **Gottsched-Bodmerische Federkrieg** beginnt. Breitingers kritische Dichtkunst. Zachariäs komische Heldengedichte. Triller's neue äsopische Fabeln. 6) Der östreichische Erbfolgekrieg. 7) 1740.

---

1) 1840. 2) Friedrich Wilhelm IV., K. von Preußen. Paganini † in Nizza. 3) ... 4) Rotteck † zu Freiburg. Immermann † zu Düsseldorf. Gondy †. Schelling und Rückert nach **Berlin** zurückberufen. Arndt wieder in sein Lehramt eingesetzt. 5) Schwabe der Kultus des Genius. Arndts Gedichte. Hoffmanns von Fallersleben unpolitische Lieder. Geibels Gedichte. Tiecks Vittoria Accorombona. 6) Blinder Kriegslärm von Frankreich her. 7) 1840.

Herr Dr. Schull, der sich bereits an der Herausgabe einer verbreiteten Literaturgeschichte für Gymnasien betheiligt und in demselben Verlage, in welchem die Zeittafeln erschienen, als wesentliche Ergänzung des zweiten Theils jener Literaturgeschichte herausgegeben hat: „Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur in ihren Meistern dargestellt und auf den Geist der Gegenwart bezogen", wird bei einer Ueberarbeitung seiner Zeittafeln, da er die deutsche Literatur nicht im engeren Wortsinne zum Vorwurfe seiner verdienstlichen Leistung genommen, Fehlendes, seinem Plane Entsprechendes, einzuschalten nicht unterlassen, auch wenn seine Aufmerksamkeit darauf durch einzelne Zusätze nicht geleitet werden sollte.

Die Verlagshandlung hat für die typographische Ausstattung in anerkennungswerther Weise gesorgt; für den auf dem Titel ausgesprochenen Gebrauch wäre es erwünscht gewesen, wenn das Werk dauerhaft cartonnirt ausgegeben werden wäre. Auch möchte es zweckmäßig sein, zu einer zweiten Auflage Papier zu nehmen, welches handschriftliche Notizen, zu denen auf mehreren Blättern hinreichender Raum vorhanden, zuläßt. Hoffmann.

Ostara. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. Verlegt und redigirt von O. von Wilcke. Nr. 1—10. In Commission bei Robert Helfer in Bautzen. 4.

Dieses neue Unterhaltungsblatt füllt seine Spalten hauptsächlich mit Novellen; so gleich Nr. 1—6: „Ehre", von Ido Frick; Nr. 7—10: „Eine Frau" v. T. v. T. Außer dem sehr

Digitized by Google

gut ausgestatteten Feuilleton, in welchem das aus andern Zeitschriften (z. B. den mehrfach benutzten „Jahreszeiten") Entlehnte, wie es sich gebühret, mit der Angabe der Quelle versehen ist, enthält es Gedichte und Aufsätze vermischten Inhalts, unter denselben auch einen: „Zur Literaturgeschichte" überschriebenen, der die Bedeutsamkeit Leipzigs in schönwissenschaftlicher Beziehung in der großen deutschen Literaturepoche hervorhebt und kurz das Streben der bedeutendsten Geister derselben schildert. „Etwas über den Aequator. Eine Humoreske", u. s. w. — Aus dem „Illustrirten Familienbuch" ist „Ein Besuch bei Ludwig Tieck" von H. Laube abgedruckt. — Eine besondere Rubrik bilden ferner die Correspondenznachrichten; die hier gelieferten Briefe aus und über Westpreußen wird man nicht ohne Interesse lesen.

Aus den uns vorliegenden Nummern erkennt man den ernsten Willen der Redaction, zu leisten, was gebildete Leser von einer periodischen Schrift dieser Tendenz erwarten.

Ueber den, wol nur wenigen Lesern verständlichen Titel, ist die folgende Erklärung gegeben: „Wann in grauer Vorzeit die deutsche Eiche die leichten Flocken des letzten Märzschnees aus dem ehrwürdigen Haupte schüttelte und im milden Sonnenstrahle schwellende Knospen trieb, wann die Bergbeere ihr schmetterndes Jubellied ertönen ließ, Schneeglöckchen den Frühling eingeläutet, und Wald und Flur den schönsten Smaragdschmuck zur nahen Feier hervorgesucht hatten, dann zogen unsere Vorfahren hinaus in die heiligen Haine und bekränzten die Bäume, in deren Wipfeln geheimnißvoll die Stimme ihrer Götter rauschte. Jünglinge und Jungfrauen umschritten in langen, schön gewundenen Reihen einen Altar, auf dem sie Dankesopfer niederlegten, der Göttin geweiht, welche die Beschützerin der Jugend war und sie zugleich von des Winters Grauen erlöst hatte, der Jugend- und Frühlingsgöttin — Ostara. Sie soll auch die Patronin dieses Blattes sein, wie sie ihm ihren Namen geliehen hat. Möge es mit Jugendkraft sich entfalten und gleich dem Lenze stets frische, duftende Blüthen treiben."

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Miscellen.

Wie dem berühmten Maler Murillo seine Gemälde bei dessen Lebzeiten bezahlt worden sind, ergiebt sich aus folgendem Auszuge aus dessen in einem Madrider Blatte, la España, jüngst veröffentlichtem Testamente vom 3. April 1682:

„Ich erkläre, daß ich augenblicklich an einem großen und an vier kleinen Gemälden für das Kapuzinerkloster zu Cadix, zum Gesammtpreise von 900 Piaster, arbeite und auf Abschlag 300 Piaster erhalten habe.

„Ich erkläre, daß ich Nicolas Omsur 100 Piaster schuldig bin, die er mir voriges Jahr behändigt hat, und daß ich ihm dagegen zwei kleine Gemälde, à Stück 30 Piaster, geliefert habe, so daß ich ihm noch 40 Piaster schulde, die ihm auszuzahlen sind.

„Ich erkläre, daß Diego Campo ein Gemälde, die Andacht der Märtyrin St. Catharine darstellend, bei mir bestellt und den dafür accordirten Preis von 32 Piastern in Voraus bezahlt hat. Ich befehle demzufolge meinen Testamentsvollstreckern, ihm besagtes Gemälde, das ganz fertig ist, zuzustellen.

„Ich erkläre, daß ein Weber, dessen Namen ich mir nicht entsinne, und der am Corso wohnt, ein Brustbild der heil. Jungfrau bei mir bestellt und dafür 9 Varas Atlaß gegeben hat. Dies Gemälde ist erst blos skizzirt; sollte es ihm nun nicht völlig fertig geliefert werden können, so muß ihm der Belauf seiner 9 Varas Atlaß bezahlt werden."

Dies Testament, das Murillo einem Notar diktirt hatte, endigte folgendermaßen:

„Ich bin am 3. April 1682, ungefähr um 6 Uhr Abends, in dieser Stadt berufen worden, das Testament des Bartholomeus Murillo, Malermeisters, in hiesiger Stadt ansässig, aufzunehmen, und indem ich die Clausel wegen der Einsetzung der Erben niederschrieb, nachdem er mir seine beiden Söhne Gaspard und Estuban Murillo genannt hatte, bemerkte ich, daß er dem Tode nahe war. Ich richtete noch die gewöhnliche Frage: ob er auch ein anderes Testament gemacht habe oder nicht, an ihn, die er aber nicht mehr beantwortete und wenige Augenblicke darauf verschied.

Zu Cuay-le-Viel im Arrondissement St. Amand Mont-Rond des Cher-Departements, sind kürzlich die Reste eines Baues aufgefunden worden, der für den Palast gehalten wird, welchen Cäsar bewohnte, als er das durch Vercingetorix vertheidigte Bourges belagerte. Zwei sehr merkwürdige Säle, mosaikartig mit kleinen viereckigten Marmorplättchen von allen Arten Farben ausgelegt, sind bereits vom Schutt befreit worden. Einige der Plättchen scheinen selbst golden zu sein. Auch hat man mehrere kleine Statuen, so wie die Skelette eines Mannes und eines Pferdes, beide wie versteinert und wohlerhalten, gefunden.

Im Jahre 1840, sagt das Athenaeum, wurde es als etwas Außerordentliches erwähnt, daß London täglich 40,000 Briefe versende, und daß die Zahl der Briefe, die jährlich durch die Hände des Postamts gingen, sich auf 76 Millionen beliefen. Aber schon das nächste Jahr hatte sich nach erfolgter Portoermäßigung ihre Zahl mehr als verdoppelt, und sie hat sich seitdem unausgesetzt gesteigert. Während der letzten sechs Jahre hat die durchschnittliche Zunahme nicht weniger als 260,000 Briefe und 14000 Zeitungen täglich betragen. Man nimmt an, daß die Zahl der Briefe, die in diesem laufenden Jahre durch das Generalpostamt werden befördert werden, die von 1846, wo das herabgesetzte Porto auch schon einige Jahre bestanden hatte, um circa 95 Millionen übersteigen werde, und daß dieses mit den Zeitungen auch um 2 Millionen der Fall sein wird.

Der Londoner Builder macht darauf aufmerksam, daß die Reinigung von Gemälden je nach ihrer Herkunft verschieden sein muß, und daß solche auf Kreidegrund anders wie die auf venezianischem Grunde, die hochvollendeten flämischen und holländischen anders wie die vorbenannten, die römischen wieder anders wie die spanischen und französischen behandelt sein wollen, und daß insbesondere die englischen die größte Sorgfalt erfordern.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 34. Mittwoch, den 27. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Kränzchen. — Liebeswohl und Weh ..... Seite 261
Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Schluß) " 261
Gutgemeinter Rath für Auswanderer nach Australien ..... " 264
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. (Fortsetzung).. " 265
Literatur:
Gedichte von Leonhart Wohlmuth ..... " 266
Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ..... " 267
Miscellen..... " 268

Das Kränzchen.

Ich hatte ein Kränzchen gewunden,
Der Liebsten wollte ich's weih'n;
Doch sie ist den Blicken entschwunden,
Das Kränzchen nur blieb mir allein.

Ich wollte ein Wörtchen ihr sagen
Mit liebendem, fröhlichem Sinn,
Da drangen zum Herzen die Klagen:
Dein Liebchen für immer ist hin.

Nun sucht' ich im Leben die Freuden,
Erhaschte so manchen Gewinn;
Das Kränzchen erweckte die Leiden:
Denn Liebchen, ach Liebchen ist hin.

Liebeswohl und Weh.

Wenn die Liebe ihre Blüthen
In das junge Herz gestreut,
Ist ein Sorgen, ist ein Hüten
Ob der neuerwachten Freud';
Möcht' es allen Blumen sagen,
Möcht's dem blauen Himmel klagen
Liebeswohl und Liebesweh.
Möchte knie'n auf grünen Fluren,
Die zum Tempel es geweiht.
Alles trägt der Gottheit Spuren,
Was die schöne Erde beut,
Fühlt so tief bei andrer Leiden,
Weint so still in eignen Freuden,
's Menschenherz im Liebesweh.

Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling.

(Beschluß)

Duchange war nicht der einzige, der den Marquis ausbeutete. Er spielte mit einem jeden, der nur wollte, und auch Filhol der ältere nebst seiner Schwägerin, die sich Filhol d'Hunieres tituliren ließ, nahmen ihm bedeutende Summen im Spiel ab. Das Auftreten dieser Dame l'Hunieres in dem inneren Kreise des Marquis von Brunoy hat uns Anfangs ein wenig stutzig gemacht. Nach allen Documenten des Prozesses hatten wir glauben müssen, daß er jedem weiblichen Einflusse fremd geblieben sei; doch war diese

Digitized by Google

d'Hunieres eine junge Person und lebte mit ihm in der größten Vertraulichkeit. So fühlten wir uns denn Anfangs versucht, dies Verhältniß nicht für unschuldig zu halten; wir hatten uns aber getäuscht: die junge Dame war nur eine Pathe des Marquis, und diese geistige Allianz, wie sie die Sache selber nannte, macht Alles erklärlich. Er hatte sie mit einem seiner Günstlinge verheirathet, und in der Hochzeitsfeier die unsinnigste Verschwendung getrieben. Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man hört, daß sich allein die Rechnung für die dazu gelieferten Kleidungsstücke auf 99,728 Livres 12 Sous belaufen hat. So hatte die Braut drei Kleider von unerhörter Pracht erhalten: eins von Goldstoff, im Werthe von 5000 Livres; das andre nur von Silberlahn, aber mit Perlen besetzt, daher es 1203 Livres kostete, und ein drittes, zu 2704 Livres, dessen Verzierung mit Rosen und span. Fliedre allein mit 227 Livres in Rechnung gebracht war.

Daß die Angelegenheiten des Marquis bei solcher Verschwendung in eine gräuliche Unordnung gerathen mußten, läßt sich denken. Seine Gläubiger drängten ihn deßhalb auf's ärgste. Um die Verfolgungen, die von allen Seiten und vor allen Gerichtsbarkeiten gegen ihn gerichtet waren, zu hemmen oder in ein gleiches Verhältniß zu bringen, hatte man in seinen Namen am 18. März 1775 einen Ausspruch des königlichen Raths ausgewirkt, wodurch der zweiten Untersuchungskammer all die Ansprüche an ihn zur Entscheidung überwiesen worden waren. Schon am nächsten 8. April befahl diese Kammer eine Verificirung der an den Marquis gestellten Forderungen. Ihm schien dieses jedoch nicht genügend; er hatte sonder Zweifel Wind von einem neuen Anschlag, ihn unter Curatel zu stellen, bekommen, und glaubte, dem zuvorkommen zu müssen, und da wurde er auf sein Gesuch neuerdings den Banden des Raths unterworfen, die er am 1. Juni 1775 nachgesucht hatte.

So wie aber jener Ausspruch gefällt war, fiel es ihm ein, wie er sich durch die neuen Bande, die er sich auferlegt hatte, sehr genirt fühlen würde, er eilte deßhalb, um nicht ganz ohne Geld zu sein, Verschreibungen von 800,000 Livres, die er zurückdatirte, auszustellen und ihren Vertrieb Filhol dem älteren zu übertragen.

Dies war inzwischen eine schwierige Aufgabe, und Filhol mußte sich zu deren Lösung Namenleiher bedienen, die sich ihre Mitwirkung theuer bezahlen ließen. Einer derselben, Pidansat de Mairobert, ein Literat, gedachte einen ungeheuren Gewinnst auf eine Verschreibung zu machen, die an seine Ordre, angeblich gegen 48 Actien der indischen Compagnie, ausgestellt worden war. Er hatte dieselbe um einen erbärmlichen Preis von Filhol erstanden, und trat damit, als einem begründeten Documente, vor die Direction der Gläubiger des Marquis auf. Dieserhalb aber criminaliter verfolgt, mußte er für seine Speculation schwer büßen, wie wir das weiterhin sehen werden.

Um sich und seine Namenleiher zu decken, verlangte Filhol nun aber, nach dem Rathe seines Anwalts, von dem Marquis, daß er ihm und seinem Anhange notarialiter eine Bescheinigung ausstellen sollte, daß er und dieser ihm den Werth seiner Verschreibungen geliefert hätten. Merkwürdiger Weise wollte der Marquis sich nicht dazu verstehen.

Da griff Filhol zu einem Mittel, dessen er sich schon mehrfach bedient hatte. Er nahm schriftlich auf ewig Abschied von dem Marquis, und setzte sich auf die Post nach Lion. Der Marquis machte sich sofort auf, ihm nachzueilen, und schickte zur größeren Sicherheit noch einen Courier voraus, mit dem Auftrage, ihn einzuholen und ihn um jeden Preis zur Rückkehr zu bewegen. Der Courier holte Filhol auch ein, hatte aber einen schweren Kampf mit ihm zu bestehen, ehe er sich dem Willen des Marquis fügte. Nach Paris zurückgekehrt, wurde dann im schwarzen Roß, einem Winkelgasthofe, wo der Marquis seine Leute und die Bande von Gauneen, die sich um ihn her schaarte, häufig bewirthete, Alles ausgeglichen. Es wurde ein splendides Mahl bereitet und dann zu einem Notar geschickt.

Als der Notar, Perchon de Boneval genannt, gekommen war, mußte er sich mit zu Tische setzen und es wurde ihm mitgetheilt, worum es sich handle. Man hüthete sich wohl, ihm zu sagen, daß der Marquis sich in den Banden eines Rathes befände; doch machte der Notar Anfangs einige Umstände. Er hatte eine Ahnung davon, daß man eine verkappte Schenkung machen wollte. Eine Schenkung von 800,000 Livres machen, und daß inter pocula, war eine verfängliche Operation, auf die er sich nicht einlassen wollte. Nun ward der Marquis böse, citirte kreuz und quer allerlei Gesetze über das Notariatswesen, und wollte den armen Notar mit Gewalt zwingen, ihm seinen gerichtlichen Beistand zu leisten. Perchon de Boneval beharrte jedoch in seiner Weigerung, und die Sache stand auf dem Punkte, ein ärgerliches Ende zu nehmen, als ein Geschäftsmann, der mit zu der Bande gehörte, dem Notar erklärte, es handle sich lediglich um einen Effectenverkauf und um eine vorherige Deckung der Verantwortlichkeit des Geschäfts. Da verstand sich der Notar dran, nachdem er noch einige Einwendungen gemacht hatte, dazu, die von ihm verlangten Acte auszufertigen.

Es war ungefähr einen Monat nach dieser Spoliirungsscene, am 6. Juli 1775, als der Marquis von Bethune darauf antrug, den Marquis von Brunoy unter Curatel zu stellen.

Der Herr von Bethune brachte in seinem Antrage auch eine Menge Veräußerungen von ansehnlichen Grundstücken, Brunoy mit einbegriffen, zur Sprache, die sein Neffe gemacht hatte.

Ja, es hatte seine Richtigkeit, der Marquis hatte Brunoy verkauft, Brunoy, wonach er den Namen führte, Brunoy, dessentwegen er so viel Geld vergeudet hatte, Brunoy, das inmitten der Bevölkerung lag, die er zu seiner Familie gemacht hatte! Die Sache klingt unglaublich, und doch war sie wahr.

Ein Schriftsteller jener Zeit behauptet, der Graf von Provence habe im Jahr 1776 den Wunsch ausgesprochen, sich den Nießbrauch des Schlosses Brunoy gegen die Bezahlung einer lebenslänglichen Rente zu erwerben, und da habe dessen Intendant, ein Herr von Cromont, die Zechbrüder des Marquis veranlaßt, ihn in der Trunkenheit zur Unterzeichnung der Cessionsacte zu bewegen. „Als der Marquis trunken war," erzählt besagter Schriftsteller, „wurde ihm die fertige Akte vorgelegt, und er unterschrieb sie, ohne zu wissen, was er that. Darnach verfiel er in einen festen Schlaf. Bei seinem Erwachen erzählte er, es habe ihm geträumt, daß er Brunoy verkauft hätte, und als ihm dann gesagt wurde, das sei keineswegs nur ein Traum gewesen, sondern pure Wirklichkeit, da brach er in Thränen aus, und schrie laut, er wolle sich lieber in Stücken hauen, als aus einem Schlosse vertreiben lassen, das ihm lieber als alle anderen Besitzungen wäre . . . Er mußte sich aber doch fügen!"

Digitized by Google

Es ist wohl möglich, daß, ohne Vorwissen des Grafen, sich die Dinge, durch einen übertriebenen Eifer seiner Leute, so zugetragen haben; denn der Marquis mußte schon betrunken sein, um sich zu dem Verkauf dieser Domaine zu entschließen, jedoch kommen in der gegebenen Erzählung bedeutende Unrichtigkeiten vor. So ist es nicht erst im Jahr 1776 gewesen, wo dieser Verkauf statt gefunden hat, indem der Interdictionsantrag des Herrn von Bethune, im Jahr 1775, dieses Verkaufs schon als einer vollzogenen Thatsache erwähnt. Es ist in der Zwischenzeit vom 23. August 1774 zum 1. Juni 1775 gewesen, während welcher der Marquis Herr seines Thuns geworden war, daß er sich dieser Domaine ohne Zuthun eines Raths entäußert hat. Er hatte zuerst das bloße Eigenthumsrecht von Brunoy verkauft, und sich dessen Nießbrauch gegen 370,000 Fr. vorbehalten; wenige Monate hernach verkaufte er aber auch diesen, gegen eine gleiche Summe.

Der Marquis verließ den ihm so lieben Spezengel von Brunoy jedoch nicht, sondern kaufte sich ein Haus im Dorfe. Er besuchte die Messe, und fand seinen Trost darin, daß seiner, wenn auch nicht mehr als Grundherr, doch ferner als Wohlthäter der Kirche im Kirchengebete gedacht wurde. Er hielt sich inzwischen nicht unausgesetzt zu Brunoy auf, sondern machte, wie wir schon gesehen haben, häufige Ausflüge nach seinem Schlosse Varise.

Nach Thatsachen, wie die von uns berichteten, würde es schwer gehalten haben, daß keine Interdiction verfügt worden wäre; doch verstrichen bis dahin noch zwei Jahre.

Freilich hatte der neue Rath, dem der Marquis sich unterworfen sah, ein riesiges Stück Arbeit: er hatte die Rechnungen nachzusehen, die Ungültigkeitserklärung von lebenslänglichen Renten nachzusuchen, die Inhaber von Verschreibungen zu verfolgen. Der Marquis spielte währenddem den Todten. Er sah ein, welch ein schweres Gewitter sich über seinem Haupte sammelte. Möglich, daß diese Ruhe eine erzwungene war, und seinem längeren Verbleiben auf einer seiner Besitzungen von Schloß-Meillan ein Lettre de cachet zum Grunde lag. Diese Annahme scheint durch einen Umstand bestätigt zu werden, dessen in den öffentlichen Blättern jener Zeit gedacht wird; es heißt dort nämlich, der Marquis habe, um den Folgen der ihn bedrohenden Interdiction zu entgehen, der Zeit den abenteuerlichen Einfall gehabt, in Gesellschaft seiner Günstlinge eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande zu unternehmen, was aber durch einen Befehl des Königs verhindert worden sei. Dieser königliche Befehl ist sonder Zweifel ein Lettre de cachet gewesen.

Er verweilte zwei Jahre lang auf Chateau-Meillan, und dort war es, wo er, den 25. Juni 1777, einen Akt unterzeichnete, der die Rolle, welche der Herr von Bethune in der ganzen Angelegenheit gespielt hat, in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen läßt. Durch besagten Akt trat der Marquis von Brunoy sein sämmtliches Vermögen an den Herrn von Bethune ab, wogegen dieser sich anheischig machte, alle laufenden Schulden des Marquis zu tilgen und ihm eine jährliche Pension von 40,000 Livres zu bezahlen.

Der Herr von Bethune machte hiemit ein sehr schönes Geschäft, denn so wie die Schenkungen, die Leibrenten und sonstigen Verschreibungen einmal für nichtig erklärt waren, blieb dem Marquis noch immer ein ansehnliches Vermögen nach. Auch wurden die Verwandten väterlicher Seite stutzig, als die zwischen dem Onkel und dem Neffen abgeschlossene Akte der zweiten Enquêtenkammer zur Bestätigung vorgelegt wurde. So lange der Marquis nach Chateau-Meillan relegirt worden war, hatten sie die Interdictionsangelegenheit ruhen lassen; dieser Schritt des Herrn von Bethune machte sie aber wieder wach, und die eine kurze Zeit unterbrochene Interdictionsprocedur wurde wieder in Gang gebracht.

Der Herr von Bethune that alles Mögliche, um diese Interdiction zu hintertreiben; aber sein Bestreben war leicht zu neutralisiren, indem man ihm nur das von ihm selber unterzeichnete und provocirte Interdictionsgesuch entgegen zu halten brauchte. Der Familienrath entschied sich für die Interdiction, und die Justiz nahm die Sache in die Hand. Der Marquis wurde nicht vernommen, sondern bloß die Criminalprocedur in Betracht gezogen, die gegen diejenigen eröffnet worden war, welche seine unglaubliche Schwäche gemißbraucht hatten, und da erfolgte denn, am 4. Septbr. 1777, der Ausspruch, wodurch Armand Louis Paris de Montmartri unter die Curatel der Marquisin von Brunoy und des Herrn Paris de Meizieu gestellt wurde.

Ehe wir über das weitere Geschick des Marquis berichten, wollen wir einige Worte über das Urtheil sagen, das am 29 März 1779 gegen diejenigen gefällt wurde, welche sich bei der Angelegenheit der Verschreibungen und der Leibrenten betheiligt hatten.

In diesem Prozesse hatten drei Notare, zwei Pariser und einer von Brunoy, figurirt: die ersteren wurden von aller Schuld freigesprochen, und Letzterer, der bei den meisten Schenkungen des Marquis thätig gewesen war, erhielt die Mahnung, in seinem Amte vorsichtiger zu sein und es mit der Ausstellung von Documenten genauer zu nehmen. Die Filhol's, Duchange ꝛc. kamen mit sehr leichten Strafen davon, Pidansat de Mairobert aber wurde verurtheilt, an der Borre des Gerichts einen Verweis hinzunehmen. Durch diesen Ausspruch sich als entehrt ansehend, öffnete Mairobert sich in einem Bade vier Adern mit einem Rasirmesser, und da ihm das Verbluten zu langsam schien, so griff er noch zu einem geladenen Pistol und schoß sich vor den Kopf.

Wir wollen nun aber wieder zu dem Marquis zurückkehren. So wie er unter Curatel gestellt worden war, wurde er durch einen Lettre de cachet nach der Priorei von Clmont, ein Haus der Genovefaner, in der Nähe von St. Germain-en-Laye relegiert. Es war der Befehl gegeben worden, ihn mit Niemandem nach Außen verkehren zu lassen, dabei aber die Weisung gegeben, ihn mit größter Achtung zu behandeln. Zu seinem Unterhalt und als Taschengeld waren ihm 12,000 Livres ausgesetzt. Außerdem hatte man ihm, ihn zu überwachen und zu seiner Zerstreuung, ein Paar Officiere aus dem Invalidenhotel zur Gesellschaft gegeben.

Er verlebte in dieser Zurückgezogenheit ein Paar ruhige und friedliche Jahre. Er fand eine Zerstreuung in den religiösen Ceremonien, indem er als Pedell, Küster und Sacristan fungirte. Nach Verlauf dieser zwei Jahre wurde er durch einen neuen Lettre de cachet nach den Loges, in ein Kloster der Brüder Picpus versetzt. Hier wurde er schärfer gehalten und mußte selbst seine kirchlichen Beschäftigungen, die sein einziger Trost waren, unterlassen. Die Langeweile wirkte nun sehr nachtheilig auf seine Gesundheit, daher man ihn denn auf eins seiner Güter, nach Villers-sur-Mer, in der Normandie, relegirte.

Digitized by Google

Dort, inmitten einer reichen Natur, unter einem klaren Himmel, im Schatten der großen Bäume seines Parkes erholte er sich wieder ein wenig. Er hatte noch immer die beiden invaliden Officiere um sich, von welchen der eine, ein ehemaliger Major der Infanterie und St. Ludwigsritter, von La Saze hieß.

Während all der Zeit, welche der Marquis zu Villers verlebte, hatte er sich vollkommen ruhig bewiesen. Er beschäftigte sich mit ländlichen Arbeiten. An den Wochentagen stand er vor Tage auf und sah sich nach dem Vieh auf den Weiden um, des Sonntags sang er mit im Chor.

Obgleich er die Schaar Speichellecker nicht mehr um sich hatte, die ihm so theuer zu stehen gekommen waren, hatte er doch die Gewohnheit beibehalten, Bonmots zu machen, deren Zielscheibe bei seinem Hasse gegen die Arzeneikunde in der Regel der Arzt war, den man ihm beigegeben hatte.

Auch der Drang, sich großmüthig zu zeigen, war ihm geblieben, und er richtete sich in seinen Spenden nach den begrenzten Hülfsmitteln, die ihm geblieben waren. Er hatte einen jungen Mann, Namens Peter Lepreux, sehr lieb gewonnen, was die Ursache seines im Jahre 1781 erfolgten Todes ward. Der Einfluß eines ergsamen und dabei diätetischen Lebens nebst der reinen Luft, die er einathmete, hatten seine Gesundheit fast völlig hergestellt, als er erfuhr, daß Peter Lepreux, den er in die Militärschule von Beaumont-en-Auge gegeben hatte, erkrankt sei. Da machte er sich ohne Vorwissen seiner Hüter eiligst auf den Weg zu ihm. Aber der junge Mann war von den Blattern befallen, und der Marquis, der ihn umarmt hatte, erkrankte zwei Tage darnach an demselben Uebel, das bei ihm, am 10. April 1781, den Tod zur Folge hatte.

Kurz vor seinem Ende ließ er den Pfarrer des Kirchspiels kommen. Er legte vor ihm seine Beichte lateinisch ab, und bat ihn dann, ihm eine Ermahnungsrede zu halten, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Der Pfarrer, ein armer Landprediger, der wohl reicher in christlicher Liebe als im Wissen war, konnte den Wunsch seines Pönitenten nicht befriedigen. „Da Sie die Ermahnung, warum ich Sie gebeten habe, nicht zu machen vermögen," sagte der Marquis darauf zu ihm, „so will ich sie mir selber halten." Er ließ sich dann von seinen Leuten aufrichten, und hielt eine ziemlich lange Rede. Er sagte so ergreifende Dinge, und in so wohlgewählten Worten, daß alle Anwesende, den Pfarrer mit einbegriffen, in Thränen zerflossen.

Gutgemeinter Rath für Auswanderer nach Australien.

Es ist ein nach Melbourne ausgewanderter Engländer, der seinen unbemittelten Landsleuten in dem Londoner Globe Winke über die Vorrichtungen ertheilt, die sie für die Reise nach jenem Goldlande zu nehmen haben, Winke, die auch deutschen Auswanderern von Nutzen sein dürften, selbst wenn sie nicht denselben Weg einschlagen wollen, was uns zu deren Nachnahme in unserm Blatte veranlaßt hat.

Man versehe sich mit zwei oder drei blauen Sarschrahemden, zwei bis drei flanellaren Leibgurten, eben so viel Paar Strümpfen, einem warmen Wams, drei Paar weiten Hosen, einem Paar starken Wasserstiefeln, einem Paar starken gewöhnlichen Stiefeln, einem Paar dickfahligen Schuhen, zur Benutzung am Bord des Schiffes, weil das Verdeck früh Morgens, und auch wenn es scharf weht, in der Regel naß ist und die dünnen Sohlen von Pantoffeln den Füßen nicht den gehörigen Schutz gewähren.

Die Kleidungsstücke nehme man von dunkler Farbe, weil hellfarbige leicht schmutzig werden, dann schlecht aussehen und häufige Wäsche erfordern. Auch wähle man sie von einem Stoffe, der bei anstrengender Arbeit vorhält; der Anzug für die Ueberfahrt selber kann schon etwas leichter sein. Man thut auch wohl, sich mit einer leichten Schrubberbürste zu versehen, da man sich deren an Bord in der Regel zum Reinigen der Kleidungsstücke bedient.

Als Bettzeug versehe man sich mit zwei Betttüchern, einer schmalen und einer blauen Decke, in welch letzterer man sich einhüllen kann, wenn man auf dem Verdecke schläft, und die auch in den Goldgruben zu gebrauchen ist. Ein ordentliches Bett würde man bei der Ankunft ohne Bedenken über Bord werfen.

Sein Kochgeschirr nehme man von starkem Zinn, und da man über wenig Raum zu verfügen hat, so sehe man darauf, daß es so viel als möglich in geformt sei, um in einander gesetzt werden zu können. Ein Panakin, ein Hängetopf, der anderthalb Pinten hält, und ein kleiner Suppenkessel würden für eine Person ausreichen, es arrangiren sich am Bord aber gewöhnlich Partieen von drei bis neun Personen, die ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich halten. Zum Bewahren von Mehl und Reis versorge man sich mit kleinen Beuteln.

Ferner versorge man sich mit einem Waschbecken, einer kleinen Buckschüssel, Messer, Gabel und Löffel, einer Quartflasche Oel und einer Kugellampe, die zugleich Licht verbreitet. Sehr nützlich sind noch ein kleiner zinkner Durchschlag, ein starkes zinnernes Gefäß für frisches Wasser, und einige Geräthschaften, nebst Nägeln und Haken, um Böcker zu befestigen oder Veränderungen mit der Schlafstätte vorzunehmen.

Am Ort der Ausschiffung angekommen, hat man noch 35 bis 200 (englische) Meilen bis zu den Goldgruben zurückzulegen, das Fahrlohn variirt zwischen 4 und 10 £ für den Centner. Wer nun nicht gut bei Kasse ist, der muß sein Gepäck selbst aufhocken, daher die angehenden Goldsucher sich denn nur mit dem Nothwendigsten ausrüsten, als: eine grobe wollne Decke, ein kleines Baumwollenzelt, so viel Kleidung, um einmal damit wechseln zu können, und ein Paar Pistolen. Hacken und Schaufeln kaufen sie in den Goldgruben selber, und obgleich sie dieselben mit 15 bis 25 Schilling bezahlen müssen, sie überdem noch schlecht sind, ist es ihnen doch nicht möglich, sich damit auf den weiten Weg zu beschweren. — Indem ich dieses schreibe, liegen hier hunderte von Einwanderern, die eine Menge Sachen, die ihnen nicht nützen, mitgebracht haben und sich nun derselben zu entäußern suchen. Einige haben schon vierzehn Tage hier gelegen und einen großen Theil ihrer Effecten um einen Spottpreis wegschlagen müssen.

Wenn man in England seine Passage bezahlt, sehe man darauf, daß der Schein bis an das Wrack lautet, weil man außerdem riskirt, nach 3 bis 5 £ zahlen zu müssen, um ans Land gesetzt zu werden. In Melbourne halte man sich nur so lange

Digitized by Google

auf, als nöthig ist, um Kunde darüber einzuziehen, nach welcher Goldgrube man sich zu wenden hat. Von Haus aus vermeide man alle unnütze Ausgaben.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

(Fortsetzung.)

V. Der emancipirte Sklave.

Romanze.

Lausche, Mirza, doch den Worten,
Die mein treuer Mund dir sagt;
Oeffne schnell des Hauses Pforten,
Heute werd' dir Flucht gewagt!
Laß, mein Mädchen, dich nicht kirren
Durch der bunten Kleider Glanz;
Manche zahlte für solch' Irren
Ihrer Unschuld frischen Kranz!

Deine Augen feurig rollen,
Wollicht ist dein schwarzes Haar; —
Nimmer sie vergessen wollen,
Daß dein Ahn' ein Sklave war.
Schwarz ist deine Haut wie Eben,
Deine Zähne blendend weiß,
Reize, Mirza, dich umgeben,
Bannen mich in ihren Kreis!

Weiße ja die Geißel schwangen,
Peitschten grausam Weib und Mann,
Bis die Schmerzensrufe drangen
Herzzerreißend himmelan!
England hat uns losgesprochen
Und befreit von Sklaverei,
Doch immer noch ist nicht gebrochen
Jener Pflanzer Tirannei!

Hörst du, wie sie ihn verhöhnen,
Den ein schwarzes Weib gebar,
Wie sie sagen ihren Söhnen,
Daß ich einst ein Sklave war? —
Laß vom Weißen nicht bethören,
Sklavin, dein leichtgläubig Herz;
Jene Schwüre, die sie schwören,
Weihen, Schwarze, dich dem Schmerz

Die Palläste, Kutschen, Pferde,
Reizen mich nicht, noch ihr Gold;
An dem eignen freien Heerde
Bleib' ich meiner Freiheit hold!

In den heißen, sand'gen Steppen
Waren unsre Väter frei,
Eh' wir wieder Fesseln schleppen,
Uns der Tod willkommen sei!

Einst wohl hört' ich Blutgeschichten
Von Domingo's Schreckensnacht,
Zwischen uns soll Gott nur richten,
Des Erlösers Spruch und Macht!
Christen sind wie ja gleich ihnen,
Warm das Herz im Busen schlägt,
Und die Gottheit, der sie dienen,
Auch für Schwarze Liebe hegt!

Unsre Hütte will ich bauen,
Da, wohin kein Weißer dringt;
Ruhig will ich mir beschauen,
Wie sein Geiz nach Gütern ringt.
Festgebaut sei die Kabane
An dem nimmer trockenen Fluß,
Und die Blätter der Latane
Schützen uns vor Regenguß!

Ananas und Mangofrüchte,
Litchies, Feigen, Pamplemus,
Wenn gereift vom Sonnenlichte,
Schaffen Labung und Genuß;
Und wir ernten die Patate
Für die früchtelose Zeit,
Wenn der Apfel der Granate
Keinen Saft dem Durste beut!

Auch die süße Frucht Banane
Ziere unsern freien Tisch,
In dem selbst gehöhlten Kahne
Fange ich des Meeres Fisch.
Cocosnuß am dünnen Halme
Füllt mit süßer Milch auch sich,
Aus dem Blatt der schlanken Palme
Flecht' ich Körbchen dann für dich.

Frei auf selbst geflochtner Matte,
Die allein mein Lager deckt,
Schlummert friedlich dann dein Gatte,
Bis dein süßer Kuß ihn weckt. —
Die Natur hat uns geschieden,
Gleich wird nimmer schwarz mit weiß,
So auch halten uns nie Frieden
Die einst nährte unsre Fleiß!

Hörst du nicht den Tam-Tam tönen,
In des Kampes Hütten Reih'n,
Zu dem Tanz von Indiens Söhnen,
Nehmend unsre Stelle ein?

Digitized by Google

Laß den braunen Indier mühen
Sich für weiße Männer nun,
Wenn der Sonne Strahlen glühen,
Wollen wir im Schatten ruh'n!

Und als Freier will ich sterben,
Freiheit ist mein höchstes Gut;
Um dich, Mädchen, will ich werben,
Schwarze, mit dem Aug' voll Gluth!
Lausche, Mieza, meinen Worten,
Die mein treuer Mund dir sagt,
Fliehe aus der Weißen Pforten,
Ehe es im Osten tagt!

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erlangen, 1853. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. (Adolph Enke.) 173 Seiten. 12.

Unsere Leser kennen den Dichter schon aus seinen „Blumen des Bayerischen Hochlandes." Die vorliegende Sammlung unterscheidet sich von jenen Dichtungen durch eine größere Mannigfaltigkeit ihrer Bestandtheile. Sie wird eröffnet mit drei größeren Gedichten: „Beethoven", gesprochen an Beethoven's Todestag im k. Odeon zu München, am 26. März 1849; „das Götterfest"; „der Tanz." Dem letzteren entnehmen wir den sechsten oder Schlußgesang:

Balsamisch duftet rings die Runde,
Am Himmel glänzt die Sternenpracht:
Es ist des Lenzes schönste Stunde,
Der Elfen süße Maiennacht.

Sie trinken aus den Rosenblättern
Den feingewürzten Maientrank,
Und Nachtigallenchöre schmettern
Von blühender Orchesterbank.

Dann tanzen sie auf Lilienkelchen
Und spielen um des Veilchens Haupt
Mit zarten Blumenperlen, welchen
Zu leben diese Nacht erlaubt.

Da plötzlich stürzt vom Weißbergengletscher
Die Thaulawine sich herab
Und wirft mit eisfindem Geplätscher
Die Elfen in ihr Blumengrab.

Johannisfunken an den Halmen
Erglüh'n auf ihrem Todtenschein,
Die Grille singt mit ihren Psalmen
Sie zu der ewigen Ruhe ein.

Unter den nun folgenden „Blättern der Liebe" (S. 47 bis 66) hat uns besonders das „Mein Herz ist im Hochland" überschriebene gefallen.

Aus all' dem Kampf und Streit der Tage,
Dem großen und dem kleinen Schmerz,
Schwingt mit entzücktem Flügelschlage
Nach Süden sehnend sich mein Herz.
Dort schwebt es mit dem Arm der Lüfte
In freiem Fluge himmelan,
Dort bricht es in die tiefsten Klüfte
Sich mit dem Wasserfall die Bahn:
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im Adlerreviere.

Dort taucht es unter in den Fluthen
Des waldumkränzten blauen Sees,
Und kühlet seine heißen Gluten
Im frischen Bad des ewigen Schnees,
Dort pflückt es aus dem Bergesmoose
Die Wunderblüthe Edelweiß,
Und flicht sie mit der Alpenrose
Zum Waidmannsschmuck für ihren Preis:
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und sehnt sich nach ihr.

Und mitten in der Bergesreihe
Steht dort ein kleines, stilles Haus,
Da geht mit seiner schönsten Weihe
Der Gott der Liebe ein und aus;
Da blüht, umspielt von Abendkosen,
Umglüht vom goldnen Gletscherschein,
Die lieblichste der Alpenrosen,
Und blüht für mich, für mich allein:
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, Geliebte, bei dir!

Vierzehn Reiseerinnerungen aus „Italien" bieten manches Ansprechende dar; dahin rechnen wir

Die eiserne Krone der Lombarden.

Da liegt sie nun, die Eisenkrone,
Ein Denkmal alter Herrlichkeit,
Und spricht zu mir in bitterm Hohne
Von jener unheilvollen Zeit,

Da Deutschlands Kaiser südwärts zogen,
Vom Ländergeize schlimm belehrt,
Bis um das Vaterland betrogen
Als Fremdlinge sie heimgekehrt.

Sie kündet Deutschlands spätem Sohne,
Was seine Väter hier erstrebt:
Noch lebt die alte Kaiserkrone,
Da längst kein Kaiserhaupt mehr lebt.

Digitized by Google

Mein deutsches Vaterland, hier lerne,
Daß du nicht als ein fremder Gast
In einer weit entlegnen Ferne
Die Heimath die zu suchen hast:

Steig' du in die Erinnerungen
Der eignen Vorzeit kühn hinab,
Noch ruht der Hort der Nibelungen
In deines Rheinstroms tiefem Grab;

Den hebe, und zu reichem Lohne
Gibt er die feinen Ritterfold:
Für Deutschlands künftige Heerscherkrone
Hat er das unentweihte Gold.

Wer diese Krone einst zu tragen
In Deutschland würdig sich erweist,
Der darf es mit Europa wagen:
Mit ihm ist Siegfrids Heldengeist.

„Die Thränen" ist ein Cyclus von zwölf kleinen trefflichen Liedern bezeichnet. — Den übrigen Raum des Bändchens füllen „Bunte Bilder", unter welchen „der Bruhmine" und „Frauenlob" hervorzuheben sind. In der Dichtung: „Lessing", gesprochen bei der Feier von Lessing's Todestag auf dem Hof- und Nationaltheater zu München, am 15. Februar 1849, heißt es:

O Deutschland, Deutschland, ehre deine Todten,
Wenn deine Lebenden dir nichts mehr sind,
Wies nicht das Herrliche, das sie geboten,
In Staub darnieder wie ein blödes Kind,
Das den gesunden, vollen Kern verachtet
Und nach bemalten, leeren Schalen trachtet.

Die deutschen Stämme bau'n in diesen Tagen
Den Dom der Einheit und der Freiheit aus,
Sagt, soll nicht himmelan ein Giebel ragen
In goldnem Glanz ob diesem hohen Haus?
Soll nicht die deutsche Kunst mit ihren Spenden
Das große Werk verklären und vollenden?

O dann, wenn freie Kunst und freies Leben
Sich reicht die unentweihte Priesterhand,
Wird segnend Lessings Geist voran die schweben
Auf deiner Siegesbahn, mein Vaterland:
Er leitet dich auf wunderbaren Wegen
Dem Tempel der Unsterblichkeit entgegen!

Papier und Druck sind sauber. H.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 2. Leipzig. Verlag von Ambr. Abel. 1852. (VI u.) 245 Seiten. 8.

Es ist bei der Anzeige des ersten Bandes in unsern Blättern sowol der Zweck und die Bestimmung dieser neuen Beiträge zur allgemeineren Verbreitung der Kenntniß der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe u. s. w. ausführlich angegeben, als auch zur Empfehlung derselben gesagt, was von uns mit vollkommener Ueberzeugung ausgesprochen werden konnte. Die vorliegende zweite Sammlung bestärkt uns in unserer Meinung von dem Werthe und dem Nutzen des Unternehmens. Wenn in jeder der hier gelieferten sieben Abhandlungen, natürlich und zum Verständniß nothwendig, älteres Bekannte wiederholt oder doch darauf hingedeutet werden mußte, so reiht sich daran auch Alles, was in neuer und neuester Zeit durch fortgesetzte Forschungen und Erfahrungen entdeckt und bewähret, bei den betreffenden Gegenständen, als practisch ausführbar, sich erwiesen hat. Die Verfasser der Aufsätze haben aus den besten Quellen geschöpft und verstehen es, dem Stoffe eine Form zu geben, die den Leser zu fesseln in jeder Beziehung geeignet ist. Wenn auch schon dieser Umstand dazu beitragen wird, dem Buche einen Leserkreis unter allen Ständen zu sichern, so glauben wir doch namentlich gebildete Gewerbtreibende und Fabrikanten auf dasselbe besonders aufmerksam machen zu dürfen. Lehrern in Realschulen, denen die oft nur in größeren oder Special-Bibliotheken vorhandenen, die behandelten Materien besprechenden größeren Werke, nicht zur Verfügung stehen, finden hier Gelegenheit, ihre Schüler mit den Ergebnissen der neuesten Untersuchungen fremder und vaterländischer Physiker, Naturforscher, Chemiker, Techniker u. s. w., bekannt zu machen.

Für Abwechslung ist bestens Sorge getragen, wie schon die Inhaltsangabe, auf die wir uns zu beschränken veranlaßt sehen, da eine Analyse der einzelnen Mittheilungen doch nur eine ungenügende Idee von der Reichhaltigkeit derselben geben würde, lehren wird. Seite 1—50 ist gehandelt von der Entstehung der Mineralquellen (auch von der Benutzung des Wassers der heißen Quellen zu ökonomischen Zwecken, so z. B. in Chaudes-Aigues, im Departement Cantal, wo seit 1815 ⅞ von den 350 Häusern der Stadt in den Wintermonaten durch eine zweckmäßige Röhrenleitung mit diesem wohlfeilen Heizmittel erwärmt werden). Die zweite Abhandlung, S. 51—86, beschäftigt sich mit den Artesischen Brunnen. (Mit interessanten Notizen über die von der Natur gebildeten Senkbrunnen in Ländern, wo der Boden aus klüftigem Kalkgestein besteht, namentlich in Griechenland [die Katabothra und Kephalaria] und Kreta.) Die thierähnlichen Bewegungen im Pflanzenreiche sind Gegenstand des dritten, höchst interessanten Aufsatzes, S. 87 bis 112. Von beachtungswerthe practischer Bedeutsamkeit ist die Zusammenstellung alles Wissenswerthen über die Runkelrübenzuckerfabrikation, S. 113—169. Die neuen Beobachtungen aus der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer, S. 170—183, namentlich nach v. Siebold und Stein, sind sehr belehrend. Mehr ansprechen wird die größere Zahl der Leser jedoch, was S. 184—221 über die Electricität als Betriebskraft vorgetragen ist. (In der Einleitung heißt es: „Wenn gleich die Entwicklung der Lehre von der Electricität später als die aller übrigen Theile der Physik begonnen, so hat sie doch schon jetzt dieselben an Ausdehnung und Tiefe nicht nur erreicht, sondern zum Theil selbst überflügelt. Wie könnte man es auch anders erwarten bei einer Kraft, welche gleich bei den ersten Untersuchungen so wunderbar in ihren Erscheinungen auftrat, daß man ihren Einfluß auf die verschiedenen Vorgänge in der Natur schon früh zu ahnen gezwungen war. Aber trotz vieler An-

Digitized by Google

strengungen selbst der reichbegabtesten Geister ist es doch nicht gelungen, alle die einzelnen Fäden nachzuweisen, mittelst deren diese Kraft in den Haushalt der Natur im Großen wie im Kleinen verflochten ist. Vieles ist schon geschehen, aber unendlich mehr bleibt noch zu leisten übrig, bevor wir das ganze Geheimniß ihres Wesens und ihres Wirkens zu enthüllen vermögen. So dicht indeß auch der Schleier, welcher dasselbe deckt, erscheinen mag, einer richtigen und rüstigen Forschung wird es gelingen, denselben immer mehr und mehr zu heben und immer tiefere und reinere Einsicht in diese wunderbare Kraft zu gewinnen.*) Augenscheinlicher Beweis für die Umdrehung der Erde, ist die letzte Abhandlung dieses Bandes, S. 222—245, überschrieben. Sie enthält eine kurze Uebersicht der verschiedenen Systeme und Versuche und giebt eine klare Darlegung des Beweises vermittelst des Pendels, den Foucault am 3. Febr. 1851 der Akademie der Wissenschaften zu Paris mittheilte und wegen der Leichtigkeit, mit der er von Jedem angestellt werden kann, nicht nur bei den Gelehrten, sondern auch bei dem größeren Publikum die günstigste Aufnahme fand. Zuletzt ist noch des englischen Physikers Wheatstone sinnreicher Abänderung des Foucault'schen Versuchs und des vom Professor Krüger in Bromberg construirten Rotationsapparats gedacht, der zur Verdeutlichung der Axendrehung der Erde dienen kann und sich seiner nicht bedeutenden Kosten wegen für den Gebrauch in Schulen eignet.

Schönes Papier und sauberer Druck dürfen als äußere Vorzüge des Buches nicht unbeachtet bleiben.

Hoffmann.

Miscellen.

(Aus „Klemm's Kulturgeschichte des christlichen Europa." 2. Band.) Die rauhen Sitten des Zaarenhofes wurden durch den Umstand, daß von 1725 bis 1796 nur Frauen auf dem russischen Kaiserthrone saßen, ganz beseitigt. Namentlich war die geistvolle Katharina II. *) die eigentliche Gründerin der feineren und veredelten Sitte am Hofe von St. Petersburg. Sie wirkte dadurch überaus segensreich auf die höheren und mittleren Stände, auf die seitdem alle Vorzüge, wie alle Schattenseiten der westeuropäischen Civilisation vollständig übergingen. Sie entwarf zu Anfang ihrer Regierung eigene Gesetze und Verhaltungsregeln für das bei Hofe zu beobachtende Betragen, aus denen wir genugsam ersehen, mit welchen Hindernissen sie auch in dieser Sphäre noch zu kämpfen hatte. Sie lauten:

1. Jede Art von Rang soll man vor der Thüre lassen, eben so Hüte, vor allen Dingen aber Degen.
2. Streitigkeiten über Vorrechte, Stolz und Alles, was in dieses Fach gehört, sollen, wenn sie überhaupt vorhanden sind, vor der Thüre gelassen werden.
3. Man soll lebhaft sein, ohne jedoch irgend etwas zu verderben, zu zerbrechen oder zu zerbeißen. (!!)
4. Man soll sitzen, gehen oder stehen, je nachdem es Jedem, ohne Rücksicht auf die Anderen beliebt.
5. Man spreche gemäßigt und nicht allzulaut, damit Kopf und Ohr der Anderen nicht zu leiden habe.
6. Man streite ohne Hitze oder Leidenschaft.
7. Man soll nicht seufzen noch gähnen, damit die üble Laune und Langweile nicht auf die anderen übergehe.
8. Ein unschuldiges Spiel, das vorgeschlagen wird, soll von Niemand bespöttelt werden.
9. Man soll von allem Süßen und Wohlschmeckenden essen, aber mit Mäßigkeit trinken, damit man jederzeit den Weg zur Thüre finde.
10. Jeder Streit soll im Zimmer vergessen werden, und was in das eine Ohr hineingeht, soll aus dem anderen hinaus, bevor die Gesellschaft auseinandergeht.

Sollte Jemand gegen diese Bestimmungen, nach der Aussage zweier Zeugen, fehlen, so ist er verurtheilt, für jeden Fehler ein Glas kaltes Wasser zu trinken, selbst die Damen nicht ausgenommen, und eine Seite aus dem Telemach vorzulesen.

Wer an einem Abende gegen drei Regeln hintereinander fehlt, muß sechs Zeilen aus dem Telemach auswendig lernen.

Wer sich gegen alle Regeln vergeht, wird fortan nicht mehr zugelassen.

Diese Verordnungen waren in einer Ecke des Speisesaals der Eremitage aufgehängt und mit einem Vorhang bedeckt. Sie waren in russischer Sprache abgefaßt.

Der französische Consul zu Guatimalo hat dem französischen Kriegsminister ein Quantum Sassoparillensaamen zugesandt, um denselben in Algerien zu verwenden, wo diese Pflanze muthmaßlich gutgedeihen wird.

Der Obrist Rawlinson erwähnt in einem neuerlich von ihm in England eingegangenen Schreiben auch der zu Bagdad geschehenen Auffindung eines kleinen ägyptischen Löwen von schwarzem Stein, und berichtet, daß er in der Entzifferung der zu Susa gefundenen Inschriften, die nach seiner Ueberzeugung scythischen Ursprungs seien, große Fortschritte gemacht habe.

---

*) In dem Abschnitte, wo der Verf. von Verdiensten der Kaiserin um das Aufblühen der Wissenschaften in Rußland handelt, heißt es: „Die Kaiserin selbst nahm den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten für russische Sprache, wie für die allgemeine Sprachvergleichung, für welche sie große Mittel zu Gebote stellte. Sie ließ ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten drucken. Die Kaiserin selbst trat mehrfach als Schriftstellerin auf in höchst geistreichen Lustspielen, die namentlich gegen den Aberglauben gerichtet sind. Sie schrieb überaus reizende Erzählungen zur Belehrung ihrer Enkel. In den gesellschaftlichen Kreisen der Kaiserin war die Literatur das belebende Element, und von hier aus breitete sich der Sinn dafür über die höchsten Kreise des Landes. Für die Geschichte Rußlands hat Katharina II. die größten Verdienste. Sie selbst beschäftigte sich damit; es wurden Quellen gesammelt und dem Druck übergeben, Stritter besorgte die Sammlung der byzantinischen Nachrichten über die Völker, welche für das Reich von geschichtlicher Bedeutung sind. Die Werke von Tatischtscheff wurden gedruckt, Fürst Schtscherbatoff erhielt Vollmacht zur Benutzung aller historischer Quellen, ja die Kaiserin schrieb selbst Denkwürdigkeiten der russischen Geschichte.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETAT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 35. Sonnabend, den 30. April. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Conr. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Geheimlehre der gibellinischen Partei-Literatur im Mittelalter Seite 269
Ein in einen Neuseeländer verwandelter Schotte ..... „ 270
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. (Fortsetzung).. „ 271
Literatur:
Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. H. Fr. W. Hinrichs ..... „ 273
Miscellen..... „ 276

Die Geheimlehre der gibellinischen Partei-Literatur im Mittelalter.

Mirate la dottrina che n'asconde!
Dante.

Wie heutigen Tages jede legend in sich bestimmte Partei ihre Grundsätze, Wünsche, Hoffnungen, Ansichten und Forderungen auch in der Literatur zur Geltung zu bringen sucht, gerade so ist es zu allen, besonders aber in jenen mittelalterlichen Zeiten gewesen, wo die Parteien der Welfen und Gibellinen sich so bestimmt und schroff gegenüberstanden. Das Zeitalter jener tiefen Parteienspaltung von Gregor VII. bis Bonifaz VIII. hat eine sehr reichhaltige Welfen-Literatur aufzuweisen, und daß die Gibellinen die schriftliche Agitation und Propaganda verschmäht haben sollten, ist durchaus unwahrscheinlich. Freilich sind die strictes Belege dazu in nur sehr geringer Zahl auf unsere Zeit vererbt worden, vermuthlich weil sie zum allergrößten Theil das Schicksal zu erdulden gehabt, zu welchem jüngst in unsern Zeiten wissenschaftlicher Aufklärung eine gewisse „Einleitung in die deutsche Geschichte" verurtheilt worden ist. Um so interessanter ist aber auch der Fund, den ein deutscher Gelehrter, C. P. Bock, vor einiger Zeit in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel gemacht und in einem Schriftchen (Lettres à Mr. C. Bethmann sur un manuscript de la bibliotheque de Bourgogne, intitulé „liber Guidonis." Bruxelles 1851) näher beschrieben und erörtert hat. Dies „Buch Guido's" ist eine gibellinische Parteischrift aus dem ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts und, wie Bock erhärtet, von dem Diakon Guido zu Pisa verfaßt, welcher im Jahre 1113 den Kriegszug seiner Vaterstadt wider die Sarazenen auf den balearischen Inseln mitmachte. Der Brüsseler Codex ist freilich kein Original, aber eine unmittelbar vom Guido'schen Manuscript genommene Abschrift, und es erhellt aus dem Texte selbst, daß Guido sein Buch unter Kaiser Heinrich V. im Jahre 1119 schrieb. Auf den ersten Anblick erscheint der Inhalt des „liber Guidonis" als eine wüste Compilation geographischer und geschichtlicher Notizen aus den Werken früherer Schriftsteller. So wird im ersten Buche eine Geographie Italiens und Roms docirt, im zweiten Buche von Herrschaft, Kriegsdienst, öffentlichen und Privatgebäuden, Bürgern u. s. w. gehandelt; im dritten Buche folgt eine allgemeine Erdbeschreibung, in welcher zwar extra von öffentlichen Abgaben, aber von Deutschland, Frankreich, England und dem byzantinischen Reich mit keiner Sylbe die Rede ist. Das vierte Buch ist eine Uebersicht der Weltgeschichte bis auf Heinrich V., das fünfte eine ganz fabulose Lebensgeschichte Alexanders von Macedonien und das sechste endlich die ebenfalls höchst märchenhafte Erzählung vom trojanischen Kriege, von der Flucht des Aeneas und von der Gründung Roms. Dieser, wie es scheint, ohne allen innern Zusammenhang zusammengewürfelte Text ist mit mehreren, wie es scheint, ebenso zwecklos gewählten Bildern illustrirt, als da sind: Karten Italiens und der Erde, Portraits Heinrichs V., der altrömischen Kaiser Augustus, Vespa-

Digitized by Google

stanus und Antonius Philos., der Gelehrten Aristoteles, Eusebius, Hieronymus, Castacius und verschiedener Göttinnen der altrömischen Mythologie, ferner Abbildungen der Stadt Ravenna, der Mauern Roms u. s. w. Und doch liegt in allem diesem Gewiere ein bestimmter Zweck und Gedanke, wie Bock scharf und überzeugend nachgewiesen. Wenn Guido im Prolog als den Zweck seiner Schrift auch nur angiebt, daß dieselbe nützliche Kenntnisse verbreiten und dadurch den Zeitgenossen nützen solle, so tritt doch aus dem ganzen Buche der Grundgedanke hervor, daß durch Gottes ewigen Rathschluß Rom für alle irdische Zeit zur Herrscherin der Welt bestimmt sei. Darum handelt eben das erste Buch vom engeren, das dritte vom weiteren Herrschgebiet und das zweite von den Herrschmitteln. Ein besonderes Gewicht wird auf die Steuern gelegt, deren Einführung für die Welfen gerade ein Cardinalstreitpunkt war. Dies weltbeherrschende Rom ist aber nicht das päbstliche, sondern das kaiserliche, als dessen Gründer Aeneas gilt. Von Theokratie und Pabstthum ist in dem ganzen Buche nirgends die Rede, desto mehr von den weltlichen Herrschern, deren Portraits, wie bemerkt, dem Text beigefügt sind. Heinrich V., dem, wie aus dem Prolog und dessen das Bild des Kaisers darstellender Initiale erhellt, das Buch gewidmet war, ist also nach Guido's Ansicht der rechtmäßige Herr Roms und der Welt; doch ist es auch seine Pflicht, mit jener politischen Weisheit zu regieren, als deren bester Lehrmeister Aristoteles galt, wie denn auch Dante ja diesen Weltweisen als den „maëstro di color' che sanno" bezeichnete. Wenn Eusebius und Hieronymus neben Aristoteles als weise Rathgeber des Kaisers citirt werden, so erfreuen sie sich dieser Ehre nicht ihrer Klerikalen, sondern ihrer geschichtsschreiberischen Verdienste wegen. Der Kaiser hat die große Herrscherpflicht, den christlichen Glauben zu schirmen, weshalb alle Diener der Kirche ohne Ausnahme ihm zum Gehorsam verpflichtet sind. Zwar hatte das von den Päbsten in Umlauf gesetzte Axiom, Christus habe die Herrschaft über die Erde an Petrus und dessen Nachfolger übertragen, im Glauben des Volkes bereits tiefe Wurzel geschlagen, aber die Erinnerungen an Roms ehemalige politische Größe wirkten noch immer in nicht geringerer Stärke und wurden von der Gibellinenpartei zu Gunsten des Kaisers wider das Pabstthum mit allen Mitteln der Agitation ausgebeutet. Daß dies Buch Guido's ebenfalls den Zweck der Agitation hatte, weist Bock auch aus den Pisanischen Lokalverhältnissen nach, unter denen Guido schrieb. In dem sonst immer gibellinisch gesinnten Pisa hatte 1118 die Welfenpartei die Oberhand erhalten und mit dem Pabst Gelestus II. ein Bündniß geschlossen, das indessen nur 5 Jahre dauerte; denn 1123 kam die Gibellinenpartei wieder zur Geltung. „Die politischen Verwicklungen der Geburtsstunde", sagt Gfröre über Guido's Buch, „wirkten ohne Zweifel auch auf die Form des Buches mächtig ein. Unter der Maske einer mühsamen aus Funken älterer Schriftsteller zusammengestoppelten Compilation ist dasselbe, genau besehen, ein selbstständiges, von einem schöpferischen Gedanken durchdrungenes Erzeugniß. Hätte Guido im eigenen Namen gesprochen, so würde er nichts als Widerspruch und vielleicht den Vorwurf der Ketzerei hervorgerufen haben. Mit merkwürdiger Zähigkeit hielt das Mittelalter an Auctoritäten fest. Deshalb trug Guido seine Ideen in Form von Sätzen vor, die er aus älteren Schriften von Autoren, welche die Kirche als rechtgläubig anerkannte, zusammenlas. Manche andere mittelalterliche Schriftsteller von unzweifelhafter Kraft haben es ebenso gemacht."

Von diesen Schriftstellern, die unter der Maske einer wüsten Gelehrsamkeit und eines fast mehr Schrecken als Bewunderung erregenden Polyhistorwissens für politische Zwecke agitirten, ist Dante Alighieri ohne Zweifel der bedeutendste. Wie er über das Kaiserthum gedacht hat, steht in seiner Abhandlung „de monarchia" unzweideutig zu lesen. Im 14. Kapitel heißt es dort: „Genus humanum solum imperante monarche sui et non alterius gratia est. Tunc enim solum politiae diriguntur obliquae, democratiae scilicet, oligarchiae atque tyrannides, quae in servitutem cogunt genus humanum, ut patet discurrenti per omnes, et politizant reges, aristocratici, quos optimates vocant, et populi libertatis zelatores."

H. Geieben.

Ein in einen Neuseeländer verwandelter Schotte.

(Aus dem Glasgow Constitutional.)

Vor ungefähr 17 Jahren ging ein junger Mann, aus Paisley gebürtig, wo sein Vater ein sehr geachteter Kaufmann war, mit einem Schiffe in See, das verunglückte und von dessen gesammter Mannschaft sich nur ein Einziger rettete. Diese Trauerkunde gelangte bald nach Paisley, und versetzte die Angehörigen des jungen Seemanns in tiefe Trauer. Nach der langen Zeit von siebenzehn Jahren hatten sie ihn wohl nicht vergessen, doch gedachten sie seiner nur als jemandes, über dessen Geschick nicht der leiseste Zweifel obwalten könne. Da traf ein Brief an den Vater des jungen Mannes ein, der sich nach einem Badeorte an der Westküste zurückgezogen hatte, um dort des otium cum dignitate eines kräftigen hohen Alters zu genießen. Da derselbe schon seit lange von Paisley fort war, so hatte die Leute von der Post ihn vergessen, und wußten nicht, was sie mit dem Briefe beginnen sollten. Derselbe wurde zuvörderst nach Edinburg gesandt, und nachdem er, von Postamt zu Postamt herumgezerrt, nach London gelangt war, eröffnete man ihn dort und schickte ihn mit der Weisung, Alles aufzubieten, um den Eigenthümer ausfindig zu machen, nach Paisley zurück. Diese Aufgabe wurde durch den Inhalt des Briefes, aus dem sich ergab, daß der verunglückt gehaltene junge Mann gerade der einzig Gerettete gewesen war, sehr erleichtert.

Ein Mann, der sich augenblicklich in Neuseeland befindet, hatte auf seinen dortigen Streifzügen erfahren, daß tief im Lande ein Weißer lebe, und da beschloß er, ihn aufzusuchen. Als er darnach sein Ziel, das Dorf der Eingebornen, welches den Europäer barg, erreicht hatte, wurde ihm dessen Hütte gezeigt. Er trat hinein, und fand ein hübsch aussehendes junges Frauenzimmer, eine Neuseeländerin, nebst drei recht munteren, weißbraunen Kindern, die sich um sie her tummelten, vor. Sie sprach ein wenig gebrochen Englisch, nannte dem Besucher den Taufnamen ihres Mannes, und lud ihn ein, dessen Rückkunft, die bald erfolgen mußte, abzuwarten. Derselbe erschien auch unter Kurzem, war aber ganz wie ein Neuseeländer tätowirt und gekleidet, so daß die beiden Männer, wenn auch vordem

Digitized by Google

mit einander bekannt, sich schwerlich wieder erkannt haben würden. Es erwies sich aber im Laufe ihrer Unterhaltung, daß sie Beide aus Paisley gebürtig waren, und vor ungefähr 25 Jahren eine und dieselbe Schule besucht hatten. Die Ueberraschung und das Erstaunen des Fremden läßt sich denken. Sein Wirth erzählte ihm, daß er von dem Wrack des verunglückten Schiffes durch ein dasselbe vorbeifahrendes Schiff aufgenommen, und nach mancherlei Abenteuern bis tief in das Innere von Neuseeland, fern von jeder europäischen Niederlassung, verschlagen worden sei. Da habe er sich mit einer Eingebornen, der Tochter eines Häuptlings, die ihm mehrere Kinder geboren und mit welcher er ein sehr glückliches Leben führe, verheirathet; er fühle sich äußerst wohl in seinem neuen Vaterlande, sei mit der dortigen Lebensweise vollkommen zufrieden, und sehne sich nicht nach Paisley zurück. Wie lange er sich schon in Neuseeland befunden, konnte er nicht angeben, weil er nicht nach Cesar's Weise sich den Verlauf der Zeit durch Knotenschlagen gemerkt hatte.

Nachdem der Fremde mit seinem vormaligen Landsmann ein Langes und Breites über Paisley gesprochen hatte, sagte er ihm Lebewohl und schrieb dann, so wie er wieder in einer brittischen Colonie angekommen war, den Eingangs Dieses erwähnten Brief.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

(Fortsetzung.)

VI. Das Hotel und der Ball.

Waren Sie jemals zur See, mein freundlicher Leser? Ich meine nicht an Bord eines Dampfbootes, eines dieser schwimmenden Gasthöfe, wo wir mit vielen Reisegefährten aus allen Gegenden des Erdtheiles zusammentreffen; mit freundlichen und unfreundlichen Gestalten, Gebildeten und Ungebildeten, Damen und Herren; Gesprächigen und in sich Abgeschlossenen, Officieren und Staatsmännern, Kaufleuten und Krämern! Wo der Mittagstisch eine bunte gemischte Gesellschaft in dem geräumigen, prachtvoll ausgezierten Saal versammelt, die von gewandten Kellnern bedient, die ausgesuchten Speisen unter geselligem Gespräche und Gelächter verzehrt, und wo uns nur das Geräusch der Maschinen und der Wogen das grünliche Element ins Gedächtniß zurückbringt, wenn wir nicht den Leiden der Seekrankheit anheimgefallen sind! Nicht an Bord eines solchen bewegten Gasthofes, wo man alle Sprachen redet, dem Winde und den Wellen Trotz bietet, indem man mit gleichförmiger Geschwindigkeit in gerader Richtung dem Ziele näher, man könnte wohl sagen, fliegt. Nein, an Bord eines Kauffahrtheischiffes, abhängig von Wind und Wetter, das nur langsam die weite Bahn durchsegelt; wo die Langweile zu Hause ist, und nichts die Einförmigkeit einer langen Seereise unterbricht!

Da trinkt man selten oder gar nicht Champagner, Hochheimer, Chateau Lafitte; aber Cherry-bobler (ein Getränk nordamerikanischer Erfindung). Man hat weder eine Bibliothek, die zu dem Schiffe gehört, noch Zeitungen zu seinem Gebote. Man ist auf sich und auf die eignen Hülfsmittel zur Unterhaltung und Beschäftigung beschränkt; ein Tag verfließt wie der andere, und das Leben ist wie ein leeres Blatt, man muß, wie der Hamster im Winter, von seinem Vorrathe, von der Erinnerung leben! Dem weitschweifenden Auge bieten sich nur Wellen dar, die geheimnißvollen Fluthen des Meeres, die steigen und fallen, und von denen nur eine Bretterwand den einsamen Wanderer trennt; auf denen der flatternde Sturmvogel eine erfreuliche Erscheinung ist, und das Fangen eines Haifisches Kurzweil und Freude bringend ist.

Waren Sie je, mein freundlicher Leser, wie ich, drei und einen halben lange Monate ein Gast auf dem bläulichen Elemente, welchem, wie die griechische Mythe sagt, die Göttin der Schönheit entstieg, dann werden Sie leicht ermessen können, mit welchem freudigen Gefühle ich mich rüstete das Schiff zu verlassen, und dem Kapitain und seiner Frau mein Lebewohl zu sagen.

Fare ye well at once, my bosom is full of kindness.*)
Shakespeare. Zwölf Nächte.

Meine Koffer waren in dem Boote, ich sprang hinein, und durch das Labyrinth von Schiffen steuerte ich der Terra firma zu; einige Minuten mehr, und ich war ein Einwohner des Hotel de l'Europe, wo mich der Wirth, Monsieur Luciany, freundlich empfing und den Fremdling bewillkommnete. Der Gasthof ist geräumig und wohnlich, so daß er keinem in Europa an Comfort nachsteht; obgleich sich Herr Luciany wohl auf das Machen der Rechnungen versteht. Fünf Piaster, welche einem Pfund Sterling gleich sind, sind der Preis für Wohnung, Frühstück und Mittagessen, und dahingegen hat man dann noch das Vergnügen besonders für Wein und sonstige Getränke zu zahlen. Der Mittagstisch ist ausgezeichnet, und wenn man so eben an's Land von einer mehr denn vierteljährigen Seereise kommt, hat der Koch allerdings oder die Köchin leichtes Spiel; die frischen Gemüse konnte man roh verzehren; ein Steak mit Kartoffeln in frischer Butter gebraten versetzt uns in Extase, ein Lattichsalat ist das non plus ultra des gastronomischen Genusses, und frisch gebackenes Weizenbrod schmeckt wie Marzipan.

Fünfzehn Wochen lang auf dem Meere, nur von Wolken und Wellen umgeben zu sein, wenn man nicht als Matrose oder Kapitain seinem Berufe folgt; immer dieselben Gesichter, immer dieselben Gegenstände, keine Abwechslung in den Beschäftigungen, in der Unterhaltung, selbst nicht einmal in der Diät, das ist wahrlich kein Scherz. Auf bleiernen Flügeln ruht die Gegenwart, kriecht wie eine Schnecke. Gestern gleicht dem Heute, und wird dem nächsten Tage gleichen, so daß die Tage in einander verschmolzen zu sein scheinen, die nur einen Lichtpunkt haben, nämlich den, wenn wir in der Aufregung der Höhenberechnung finden, daß ein günstiger Wind in den letzten 24 Stunden die Reise förderte, und selbst diese Freude ist eine allzuoft mit Schwermuth und Trauer der Seele verbunden, denn es wurde ja die Entfernung vom Vaterlande, von theuren Freunden größer.

Der Ruf, Land, Land ertönt, schon entsteigen dem bläulichen Meere die Umrisse der Berge; bald unterscheidet das spähende Auge die Wohnung der Menschen; grüne Wiesen, blühende Felder erblickt das Auge; ein Vöglein setzt sich auf den Mast und zwitschert, es schlägt der süße Ton an's Ohr; schon unterscheidet

*) Lebet wohl denn nun, mein Herz füllt Liebe nur.

Digitized by Google

man einen einzelnen Baum, man athmet Landluft, man sieht die bläulichte Ringel des Rauches, der dem Schornsteine entsteigt, und die funfzehn Wochen, die langen, schrumpfen zusammen, scheinen nur ein Traum zu sein. Solcher Art waren meine Empfindungen!

Ich beeilte mich ein warmes Bad zu nehmen, dann eilte ich hinaus ins Freie, aus dem Gewühle der Menschen, um mir selbst und den Schönheiten der Natur zu leben, um mit vollen Zügen Wonne aus dem Anblick einer reizenden Landschaft zu schlüfen. Auf einem Hügel unter eine Palme setzte ich mich, schaute hinab ins Thal, auf die grünen Flueren, sah das geschäftige Treiben des menschlichen Fleißes, lauschte mit Entzücken dem Blöken der Heerden, schwelgte im Duft der Aloe-Blüthe, und die Gedanken bauten eine Brücke über eine Entfernung von mehr denn 12,000 englischen Meilen, welche der Kiel des Schiffes durchschnitten hatte. Lange saß ich sinnend, träumend, genießend, da mahnten mich die längre werdenden Schatten an die Rückkehr zum Gasthof, zu dem mein wartenden Mittagessen.

Wie die Kellner staunten ob meines Appetits; mit welcher Fertigkeit handhabte ich Messer und Gabel!

Endlich war der Kaffe getrunken, und noch einmal ging ich hinaus, um die Freuden eines Spaziergangs zu genießen. Ich verweilte auf dem Champ de Mars bis die Lichter des Himmels erglänzten, und Millionen flammende Kerzen funkelten, dann eilte ich dem Gasthofe zu, um mich dem lange entbehrten Genuß eines ungestörten Schlummers hinzugeben. Meine Augenlieder sanken schnell, ich schlief ein, um jedoch bald wieder zu erwachen. Schon hatte ich mich an das Pfeifen des Windes im Tauwerk, an das Knarren des Steuerruders und dem von Segeln schweren Maste gewöhnt; ich vermißte im Schlafe das Geräusch und war nicht mehr gewöhnt an die mich umgebende Stille, die nur durch das zischende Sommen der Muskitos gestört wurde. Dazu kam nun der schmerzhafte Biß dieser unangenehmen Gäste, die vorzugsweise auf das Blut des eben angekommenen Europäers erpicht sind, und Brust, Hände, Füße und Gesicht trugen bald die zurückgelassenen Spuren des Stachels dieses Insektes, und schmerzten nicht wenig. Gequält und ermüdet durch die langen und nicht mehr gewöhnten Spaziergänge, wälzte ich mich auf meinem Lager hin und her; kaum schlummerte ich einen Augenblick, so erwachte ich wieder, und die Morgensonne war mir willkommen, denn sie endigte meine Qual.

Den größten Theil des Tages war ich beschäftigt, meine Empfehlungsschreiben abzugeben, und ich litt nicht wenig durch die Hitze, obgleich wir damals in dem sogenannten Winter uns befanden; doch war die Hitze größer, als die des höchsten Sommers im südlichen Frankreich, und mit Erstaunen vernahm ich, daß des Abends ein Ball im Hotel stattfinden würde, zu dem man nicht säumte mich einzuladen.

Die Stunde des Balles kam heran, ich begab mich in die geräumigen und riesenhaft dekorirten Säle. Die Musikchöre des 12. und 87. Linienregiments spielten abwechselnd Straußische Walzer und französische Quadrillen; die Polka war noch nicht in den indischen Ocean gedrungen. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und Damen und Herren waren nach der neuesten pariser Mode gekleidet. Lächelnde Gesichter, junge und alte, schöne und häßliche, schmachtende und feurige Augen, Federn und Blumen, Diamanten und farbige Edelsteine wogten bunt durcheinander, und Damen so wie Herren plauderten, scherzten mit französischer Lebhaftigkeit. Mütter, deren Töchter auch gegenwärtig waren, gefielen sich kokettisch ihre noch nicht verblühten Reize zu zeigen, und gaben sich den Freuden des Tanzes hin, indem sie wohlgefällig auf den jungen Officier in seiner rothen Uniform oder den Tänzer in Civil blickten, und wenige der ältesten Damen schienen geneigt, nur Zuschauer abzugeben, und die Säle müßig zu füllen.

Welchen eigenthümlichen Eindruck machte die Scene auf mich! Ich war wie geblendet, berauscht vom Lichte der Kerzen, von den mich umgebenden reizenden Gestalten, von den Tönen der Musik, von dem Rauschen der Gewänder, so wie von den vielen Stimmen, und es währete lange, ehr ich es für Wirklichkeit, für kein Gebilde der Phantasie, die mir längst Gesehenes vorgaukelt, halten konnte. Welcher Unterschied gegen die Einförmigkeit des Seelebens, der langen Reise, auf der ich fast nur die Matrosen in ihrem gerade nicht eleganten Kostüme gesehen hatte; wo statt des Wohlgeruches der Blumen und der pariser Parfümerien nur Pech und Theer den Geruchsnerven geboten wurden. Hatte ich doch auch seit gestern meistentheils nur schwarze und braune Gesichter gesehen; war doch selbst die Natur anders als die gewöhnte; hatten doch Bäume, Pflanzen, Wohnungen und Menschen einen fremdartigen Charakter, und nun war ich wie durch den Stab eines mächtigen Zauberers nach Europa versetzt, in einen pariser Salon, wo Eleganz, Schönheit, Luxus, mit einem Worte alle die äußern Kennzeichen der europäischen Civilisation mich umgaben! Hörte ich nicht die sanften Weisen des vaterländischen Tanzes, die Terpsichore selbst erfunden zu haben schien, um die Füße der Tanzenden taktmäßig in Bewegung zu setzen; die wir vom Bisse der Tarantel gestochen sich im kreisenden Wirbel drehten, und der tropischen Hitze spotteten!

Was mir heute unmöglich, Wahnsinn schien, ein Räthsel, das ich nicht zu lösen verstand, in solcher Hitze zu tanzen, ward mir bald erklärlich, denn einige Monate später, und ich versäumte keinen Ball, setzte keinen Tanz aus. Tempora mutantur et nos in illis, aber damals war ich geneigter auszurufen: o tempora, o mores!

Welcome, gentlemen! ladies, that have their toes
Unplagu'd with corns, will have a dance with you: —
Ah, ah, my mistresses! which of you all
Will now deny to dance? She that make dainty, she,
I'll swear, hath corns. And I come near you now,
You are welcome, gentlemen! I have seen the day,
That I have worn a visir, and could tell
A whispering tale in a fair lady's ear,
Such as would please: — 't is gone, 't is gone, 't is gone
You are welcome gentlemen! Come, musicians, play,
A hall, a hall! give room and foot it, girls.*)

Shakespeare, Romeo and Juliet.

---

*) Willkommen Herr'n! Ihr Damen, wessen Zehen
Heut' schmerzlos sind, der wird mit Euch nun tanzen: —
Ha ha, ihr Dämchen, welche von Euch Allen
Wird einen Tanz versagen? Die sich ziert,
Ich schwör's, hat Hühneraugen. Ist es so?
Willkommen Herrn! Auch ich sah den Tag,
An dem ich, Maske tragend, konnte wispern
Ein süßes Wort in schöner Dame Ohr,
Das wohl gefiel: — die Zeit ist hin, ist hin.
Willkommen Herren! Kommt, Spielleute, spielt,
Der Saal ist groß! Macht Platz, durchtanzt ihn, Mädchen.

Digitized by Google

Das Buffet war in einem Seitenzimmer; geeister Champagner, Ananas-Punsch, Limonade, nichts fehlte, was nur den Gaumen kitzeln und die Freude erhöhen konnte; und dorthin drängten Damen und Herren, Alte und Junge, um nach geendigtem Tanze die lächzenden Lippen zu erfeischen.

An einer der Flügelthüren, die dort hinführten, stand ich gelehnt, in Nachsinnen verloren; vorbei schwebten die tanzenden Paare; die Kerzen flammten, das leise Geflüster der Nichttanzenden tönte in mein Ohr, die lieblichen Klänge des Orchesters schallten durch die Räume, und unter vielen war ich allein, ein Fremdling unter den Frohen. Mir lächelten keine feischen Lippen entgegen; kein Auge strahlte mir zärtliche Empfindungen aus allen den so glücklich scheinenden Mienen der reizenden Kreolinnen, und so regte sich mir im Busen die Sehnsucht nach der Heimath, nach den Gespielen der Jugend, nach denen, die ich liebte. Von Freude umgeben, war ich die Beute der Trauer; mitten in der Lust fühlte ich Schwermuth; das Gefühl des Allrieseins ist am schrecklichsten in der Menge, wenn sich Freunde traulich begrüßen, und im wechselseitigen Genuß des freundlichen Umganges sich des Lebens freuen. Wie schienen sie alle so glücklich zu sein, keine Falte runzelte die Stirn; überall hatte die Freude des Balles Seligkeit verbreitet, und die trüben Sorgen des Lebens schien man hier nicht zu kennen. Wie ein Felsen im Meere, von freundlichen Wellen umspühlt, die sich im milden Abendwind an ihm brechen, stand ich allein, verlassen, unberühret von allen den Freuden, die der Ball jenen brachte, und immer mehr versank ich in ein dumpfes Hinbrüten, alles vergessend, was mich umgab. Da weckte mich plötzlich aus meinen Träumereien die vollönende Stimme eines Herrn, der neben mir stehend, zu seinem Freunde sagte: „Bemerken Sie die Dame im rosenfarbenen Kleide?

„Ja, ich sehe sie, lautete die Antwort;

„Sie war meine Frau; vor sechs Monaten wurden wir geschieden; und nun sehen Sie jene junge hübsche Blonde, welche mit dem englischen Officier tanzt!" der Freund erwiederte, sie ist allerliebst! „Sie ist meine jetzige Frau, aber wie finden Sie die Brünette im weißen Atlas-Kleide und mit Perlen in die Haare geflochten?" „Sie ist die Königin des Balles, welche herrliche Augen, Taille, sie ist eine Hebe, ihr würde Paris den Apfel gegeben haben!

„Nun, mein Freund, sie wird bald meine Frau sein!"

Sechs Monate nach dem Balle war die Brünette mit den Perlen in den Haaren, in dem seidenen Kleide, und die nicht tanzte, die dritte Frau des Monsieur D—y, und die kleine Blonde war ebenfalls von ihm geschieden.

Kaum hatte ich jene kurze Unterredung wider meinen Willen anhören müssen, so lachte ich laut auf. Es schien mir, als ob die Kerzen verlöschten! Die schönen Toiletten wurden zerrissene, schmutzige Lumpen; die freundlichen Gesichter verzerrte Fratzen; ihr Lächeln Schmerzensruf, was eben noch Freude geschienen, wurde Verzweiflung, die freundlichen Worte, die den Lippen entschwebten, tönten plötzlich wie Gezisch der Schlangen, und die Musik, die lieblichen Töne, lösten sich in Ohren zerreißende Disharmonie auf!

Ich eilte aus dem Saale, hin auf mein Zimmer, entkleidete mich rasch, und suchte im Schlummer Ball, Einsamkeit, Freude und Schmerz zu vergessen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. H. Fr. W. Hinrichs, ordentl. Professor an der Königlichen Universität in Halle. Leipzig, Hermann Constenoble. 1852. XVI und 468 Seiten. Gr. 8.

Es ist uns seit längerer Zeit eine Beurtheilung dieses gediegenen und geistreichsten Werkes eines unserer verdienstvollsten Universitätslehrer und ausgezeichnetsten Schriftsteller auf dem geschichtlichen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Gebiete, von einem competenten Richter in Aussicht gestellt; leider haben wir ihr bis jetzt vergeblich entgegengesehen und müssen uns daher damit begnügen, unsere Leser durch eine einfache Darlegung des Zweckes und Inhalts des Buches mit demselben bekannt zu machen.

Was nun den Zweck anlangt, so würden wir vergeblich uns bemühen ihn klarerer und in anziehenderer Weise anschaulich zu machen, als es vom Verfasser selbst, und zwar ausführlich geschehen. Er erklärt sich nämlich darüber so:

„Das vorliegende Buch ist im Interesse des Königthums gegen die geschrieben, welche dasselbe für ein zufälliges Beiwesen zum Staate halten und von der Einführung der Republik das Heil der Welt erwarten, obschon sie wissen sollten, daß die modernen Republiken, die, wie in England und Frankreich, durch Revolution entstanden, die Despotie zur Folge hatten.

Als im Jahr 1848 die Throne wankten, gehörten wir zu denjenigen, welche für den geschmähten König das Wort nahmen, während Viele von denen, die sich heute vorzugsweise die Stützen des Thrones nennen, nirgends zu sehen noch zu hören waren. Erst nachdem die Sturmwolken sich verzogen hatten, kamen dieselben aus ihren Verstecken hervor, um der ermattenden Revolution nun mit der Macht im Rücken tapfere Schmähworte nachzusenden. Wir benutzten die Periode, während welcher der Staat durch Octroyirung und Ausnahmegesetze vor angeblich lauter Communismus gerettet wurde, um die „Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation" erscheinen zu lassen und in den Vorreden zu den einzelnen Bänden die Beziehung jener Principien zur Gegenwart darzustellen.

Wir haben zum Königthum gehalten aus jener Ueberzeugung, die wir aus jahrelangen politischen, historischen und philosophischen Studien gewannen. Es sind auf Erden viel Könige vertrieben, gemordet, hingerichtet, es sind Dynastien und Throne gestürzt, aber das Königthum selbst ist geblieben, weil es unterrennbar ist vom Staate und auf das Innigste verwachsen ist mit dem geschichtlichen Leben der Völker. Das Königthum ist nicht eine zufällige Zuthat zum Staate, sondern dessen Verkörperung; Volk und König verhalten sich nicht wie Partheien oder Gegensätze zu einander, sondern wie die untrennbaren Glieder eines Ganzen. Das Volk sagt: unser König, und der König sagt: mein Volk, denn beide gehören nothwendig zu einander.

Als wir vor dem Jahre 1848 unsere „politischen Vorlesungen" geschrieben, und die Revolution im genannten Jahre vor den Thronen stehen geblieben war, drängte sich uns das Bedürfniß auf, das Wesen und die Bedeutung des Königthums und seine Stellung in der Weltgeschichte näher zu erkennen. Dabei gingen wir von keiner Parteidoctrin aus, noch verfolgten wir irgend eine

Digitized by Google

Tendenz, sondern wir verhielten uns streng objectiv, indem wir der Entwickelung der Sache folgten. Es traten uns hiebei zunächst die Könige lebhaft vor die Seele, für welche wir stets eine besondere Vorliebe gehabt hatten. Indem wir die lange Reihe derselben wiederholt überblickten, konnte uns die Verschiedenheit der Einzelnen unter einander nicht lange verborgen bleiben; und je aufmerksamer wir diese Unterschiede betrachteten, um so klarer erkannten wir in der zeitlichen Reihenfolge der Könige eine stufenweise Entwickelung der Idee des Königthums selbst. Wir verfolgten, diesen Erkenntniß nachgehend, die Geschichte bis auf die Gegenwart herab. Freunde und Bekannte, denen wir diese Beschäftigung mittheilten, gewannen so viel Interesse an der Arbeit, daß sie zur Veröffentlichung derselben, die gar nicht in unserer Absicht gelegen hatte, riethen, aber dadurch der Schrift eine weitere Verbreitung wünschten, daß die strengere wissenschaftliche Form, in welcher dieselbe ursprünglich abgefaßt war, gemildert, und das Ganze einem gebildeten Publikum zugänglicher gemacht werden möchte. Dem zufolge sind größere philosophische Entwickelungen, ausführlichere politische Erörterungen und weitere historische Darstellungen gestrichen worden.

Unsere Schrift enthält die Entwickelung der Weltgeschichte in der Form des Königthums. Das Königthum hat sich im Laufe der Weltgeschichte stets umgewandelt, und ist nur dadurch seinem Begriffe immer höher gekommen. Es repräsentirt die Bewegung der Geschichte, denn es tritt vor uns als eine Reihe von Entwickelungsstufen, von denen jede ihr Recht hat, aber nur innerhalb ihrer Zeitperiode oder der Bildungsstufe der Völker. Die einzelnen welthistorischen Könige schaffen und repräsentiren je eine Stufe der Entwickelung des Königthums, und darin liegt ihre unvergängliche Erinnerung. Aber wenn die Weltgeschichte neue Formen desselben schafft, so vernichtet sie die alten damit nicht, sondern erhält diese entweder neben oder nach einander.

Die Könige sind schwache, irrende Menschen, wie alle andere, aber mit solchen haben wir es hier nicht zu thun, sondern mit der Idee des Königthums, welche die Könige zu Trägern der Staatsidee macht, so daß sie, ausgerüstet mit den Kräften der Völker, die Interessen derselben zur Geltung bringen und die Anregung zum weltgeschichtlichen Leben überhaupt zu geben die königliche Pflicht haben.

Die göttliche Vorsehung leitet die Geschicke der Völker, aber sie leitet dieselben durch Menschen, welche, erfüllt von der Idee der Zeit, gewissermaßen im Auftrage derselben handeln und dadurch weltgeschichtliche Personen werden. Besonders sind die Fürsten durch ihre Stellung befähigt, Werkzeuge der Weltregierung werden zu können. Aber nur diejenigen, welche den Geist und den Drang ihrer Zeit begriffen und verstanden, wurden Herr ihrer Zeit, und ihnen fügten sich die Völker in dem Gefühl, daß jene Fürsten im Zeugnisse der Vorsehung regierten, und daß ihr Wille der Wille der Weltgeschichte sei. Die Könige sind vorzugsweise berufen, selbstbewußt und thatkräftig in die Weltereignisse einzugreifen; fehlt ihnen hierzu der Muth, so haben sie nur das Zusehen, wie die Weltgeschichte ihren Weg ohne sie geht.

Betheiligt sich ein König thatkräftig an den weltgeschichtlichen Ereignissen, so darf er nicht für ein bloßes Werkzeug der Weltgeschichte, nicht nur für ein Mittel ihrer idealen Entwickelung gehalten werden, sondern hat als Person den gerechtesten Anspruch auf welthistorische Anerkennung. Er weiß die That als die seinige, weiß, daß, was er geschaffen hat, kein bloßes Machwerk, sondern als Werk der Idee zugleich seine weltgeschichtliche That ist. Das haben große, welthistorische Individuen auch immer empfunden, wenn sie solches als ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihren Stern bezeichneten. Sie waren als willenskräftige Männer, welche aus eigenen Anlegen und Interessen handelten, zugleich im Besitz der siegreichen Macht der Idee in der Weltgeschichte, indem sie die Ideen ihrer Zeit und Bildung zum Pathos ihrer Handlung machten. Die großen Thaten der Weltgeschichte sind ihre Thaten, darum gebührt ihnen Ruhm, Ehre, Unsterblichkeit.

Wir fanden daher eine bestimmte Stufenfolge der Entwickelung des Königthums. Jede Stufe verlangte ihr Recht, darum war auf derselben auch jeder König ein vollendeter König; aber nur auf dieser Stufe, denn in der weiteren Entwickelung des Königthums wies jede Stufe auf eine höhere hin. Eigentlich bilden darum alle Könige das Königthum in der Welt: Träger des Königthums sind die Könige zusammen.

Der Staat bildet sich entweder unmittelbar von Natur ohne Zwang durch natürliche Empfindung und Anschauung eines höheren Willens, oder mittelbar durch menschliche Selbstbestimmung. Ersteres ist der Fall im Orient, letzteres tritt schon in der alten Welt hervor. Dort fühlt der Mensch sich abhängig von einem höheren Willen; hier fängt er an, sich selbst und Andere zu bestimmen: darum Gewalt, Kampf, Unterwerfung des natürlichen Eigenwillens, wodurch Recht und Gesetz Willenseigenthum des Menschen selbst wird. Staat und Königthum fangen in diesem Sinne mit natürlich religiöser Abhängigkeit an und bilden sich stufenweise zur politischen Selbstständigkeit und Freiheit fort. Könige auf den Stufen natürlich religiöser Abhängigkeit können wenig selbstständig und schöpferisch handeln. Je mehr das Königthum sich über die religiöse Naturanschauung erhebt, desto individueller und persönlicher treten die Könige auf, wie in der alten Welt und vollends in der Neuzeit. Erst die Könige der letzteren sind die eigentlich schöpferischen Bildner des Königthums. Wenn daher in dieser Schrift die Könige des Orients am wenigsten, die Könige der alten Welt schon mehr, dagegen die Könige der Neuzeit am meisten handelnd erscheinen, so ist das eine nothwendige Folge der Entwickelung der Idee des Königthums selbst.

Da im Orient der Staat unmittelbar von Natur, durch natürlich religiöse Anschauung entsteht, entwickelt sich daselbst der Familienkönig zum Kasten-, Krieger-, Hof-, Stamm-, National- und Glaubenskönig. Diese Könige können wenig schöpferisch sein, weil sie von den Vorschriften der religiösen Weltanschauung und von ihrer eigenen natürlichen Stellung abhängig sind. Das Alterthum dagegen entwickelt den Volkskönig, der seine Macht dem Zwange seines Ansehens, seiner eigenen Kraft verdankt. Individueller ist der mittelalterliche Lehnskönig, dem der Staat ein persönliches Eigenthum wird, bis die Neuzeit das Königthum auf der Idee der Persönlichkeit tiefer auszubilden angefangen hat.

In diesem Sinne haben wir die Könige der Welt betrachtet: nicht als Individuen, wie andere Menschen, sondern als Träger der Idee des Staates. Alles sogenannte Persönliche haben wir ausgeschieden, mit dergleichen hat es die Idee nicht zu thun. Wir haben in den Königen gewissermaßen nur concrete Typen der Entwickelung der Staatsidee gesehen; je reicher dieselbe, desto bedeut-

Digitized by Google

samer das Königthum; je tiefer und gebildeter der Volksgeist, um so stärker dasselbe. Wir fanden in der Reihenfolge streitlicher Kronenträger die Momente der Idee des Staats nach ihrer zeitlichen Erscheinung individualisirt, wir sahen in den Königen überhaupt nur Ideen verwirklicht, und darin fanden wir die Berechtigung jenes Ausdruckes, welcher das Königthum als eine göttliche Ordnung bezeichnet.

Parteilos sind wir der Geschichte gefolgt, die alle Gestalten annimmt und ablegt, und wo wir auf den Kampfplatz der Parteien stiegen, geschah es nur in der Absicht, die Idee und ihr historisches Recht der Entwickelung zur Anerkennung zu bringen. Unsere ganze Auffassung wird von den Parteien verschieden beurtheilt werden, die sich einen engen Gesichtskreis gezogen haben und nicht immer rein sind von egoistischen Absichten. Möge unsere Schrift dazu dienen, eine objectivere Auffassung weltgeschichtlicher Verhältnisse unter ihnen anzubahnen."

Das Werk ist in vier Bücher getheilt, deren Inhalt wir hier folgen lassen:

Erstes Buch. Die Könige des Orients. Der Kaiser von China. Der Kubo von Japan. Die Radschas Vorderindiens. Der Pharao Egyptens. Die persischen Könige. Der König der Juden. Die Chalifen. Der türkische Sultan.

Zweites Buch. Die Könige der alten Welt. Die homerischen Heldenkönige. Die spartanischen Könige. Solon, der Archont Athens. Philipp und Alexander von Macedonien. Servius Tullius und Tarquinius Superbus. Cäsar, der letzte römische Consul. Augustus, der römische Imperator.

Drittes Buch. Die Könige des Mittelalters. Konstantin der Große. Der deutsche Heerkönig. Die Merowinger. Karl der Große. Die sächsischen und fränkischen Kaiser. Die Hohenstaufen. Die Habsburger.

Viertes Buch. Die Könige der Neuzeit. Der Fürst Machiavelli's. Der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. Die absoluten Monarchen. 1) Ludwig XIV. 2) Friedrich der Große. 3) Ludwig XVI. 4) Der Selbstherrscher von Rußland. 5) Der Kaiser von Oesterreich. Der Kaiser Napoleon. Die scheinkonstitutionellen Könige. 1) Die Könige der pyrenäischen Halbinsel. 2) Die Könige Scandinaviens. 3) Die deutschen Bundesfürsten. 4) Der König von Griechenland. 5) Der Bürgerkönig Louis Philipp. 6) Die preußische Constitution. Louis Napoleon. Die Könige von England. Der König der Belgier. Der König von Gottes Gnaden. Die Zukunft des Königthums.

Der vorliegende reichhaltige historische Stoff ist vom Verfasser, natürlich stets von seinem Standpunkte aus, benutzt und bearbeitet; er hat ihm mehrere überraschende Resultate abgewonnen und aus denselben manche Schlußfolgerungen gezogen, die bei entgegenstehender Ansicht nicht ohne Widerspruch bleiben werden und geblieben sind.

Als eine Probe von der trefflichen Diction lassen wir aus dem letzten Abschnitt des vierten Buches: „die Zukunft der Könige" abdrucken, was dort über Amerika's Zukunft gesagt ist:

„Wenn dem Königthum noch eine recht lange, ja unvergängliche Dauer prophezeiht wird, so scheint jener Hinweis Napoleons von dem „alten Europa" nach Amerika vergessen zu sein, weil jenes „ihn ennuyirt." Amerika heißt allerdings nicht blos dem Namen nach der neue Welttheil, sondern auch der That nach, weil dort Natur und Menschheit in jugendlicher Bildung stehen. Möglich ist es, daß Amerika der Welttheil wird, in welchem die Weltgeschichte ihre neuen Staatsformen in tieferer Erfassung dessen schafft, was der Staat ist, daß in Amerika die wahre Freiheit errungen wird und die alten Kämpfe Asiens und Europas zwischen Staat und Kirche, zwischen Individuum und Staat, zwischen Ständen und dem Thron unmöglich sind. Bis jetzt ist dort Alles noch im Werden: das weltgeschichtliche Leben bereitet sich in dem jugendlichen Staate erst vor, um derselbe die höheren Ideen in sich aufzunehmen und auszubilden. Die Elemente dazu sind in der gouvernementalen (nicht administrativen) Centralisation des Congresses, in der Selbstregierung und Selbstverwaltung der Gemeinden bereits vorhanden, aber mehr noch in der Form der bürgerlichen Gesellschaft, als in der des Staates, welcher kaum mehr als einen provinziellen Charakter hat.

Im Mittelalter baute sich der Staat von Unten, in der Neuzeit von Oben auf; die Zukunft des Staates wird sein, daß er sich von Unten und Oben zugleich in Einem aufbaue. Aber dies setzt voraus, daß sowohl das Gemeinde- als das Staatsbürgerrecht freier und vollendeter organisirt sei, als es im Mittelalter und in der Neuzeit geschehen ist. Im Mittelalter gab es mehr eine Gemeinde- als ein Staatsbürgerrecht, und in der Neuzeit mehr ein Staats- als ein Gemeindebürgerrecht. Erst wenn sich eins nicht mehr ohne das andere organisirt, wenn nicht blos das Gemeinde- und nicht nur das Staatsbürgerrecht den Staat bildet, sondern jedes in seiner vollendeten Organisation und Totalität aus sich selbst, seine Einheit mit dem anderen, den Staat erzeugen wird, dann ist die von der Welt so lange ersehnte politische Freiheit eine Wahrheit geworden.

Amerika hat den großen Vortheil, daß es keinen Schutt wegzuräumen hat für seinen Staat, daß keine Vorrechte, keinerlei Ansprüche und Traditionen seine Entwickelung hemmen; aber dennoch ist es ein ungerechtfertigtes Vorurtheil, die nordamerikanische Republik höher zu stellen als die europäische Monarchie. Denn noch ist Nordamerika mehr eine bürgerliche Gesellschaft als ein Staat, da es in die auswärtige Politik noch nicht eingegriffen und seinen Einfluß geltend gemacht hat. Amerikanische Gesandte in Europa sollen darum häufig altcontinentalen Zuständen zugeneigt sein. Man hebt es lobend hervor, daß in Nordamerika zwischen Regierung und Volk kein Zwiespalt entstehen kann, weil das Volk das Recht und die Gewalt hat, die Staatsgrundgesetze seinen jedesmaligen Bedürfnissen gemäß umzugestalten. In der That ist Nordamerika reich und mächtig geworden durch seine demokratische Staatsform, der zufolge es bei einer Größe, die fast ganz Europa gleicht, nur 12.000 Soldaten und 7 Millionen Thaler Verwaltungskosten hat. Aber in den Vereinigten Staaten beschäftigt man sich viel mehr mit bürgerlichen Fragen und industriellen Zwecken als mit rein politischen; man hat Urwälder zu lichten, die Bedürfnisse des Lebens herbeizuschaffen und die Existenz des Lebens zu sichern, so daß wenig Muße übrig blieb, Kunst und Wissenschaft zu pflegen und sich mit höheren Ideen zu beschäftigen.

Amerika ist vielleicht berufen, das Königthum auf die freie bürgerliche Gesellschaft zu gründen, und damit das geistige Leben tiefer zu entwickeln, als es in Europa möglich war, wo egoistischer Interessen und dynastische Tendenzen ihm hemmend in den Weg traten. Amerika hat vor Europa die persönliche Freiheit und die

Digitized by Google

Selbstregierung voraus. Die Amerikaner haben für „Dienstbarkeit" kein Wort; jedem ist seine Menschenwürde gesichert. Es giebt in Amerika kein Staatsbürgerrecht ohne Gemeindebürgerrecht. Findet sich auch noch eine Häufung politischer Functionen in den Gemeindeverfassungen, so wird bei weiterer politischer Entwickelung solche Cumulirung von selbst schwinden. Die Hauptsache ist freie, vernünftige Gemeindeordnung, freies Gemeindebürgerrecht, und darauf das Staatsbürgerrecht, die politische Vertretung aufgebaut, von stimmberechtigten Gemeindegliedern gewählt und getragen. Im alten Europa giebt es einfach nur Staatsbürger, keine Gemeindebürger, darum keine wahre politische Freiheit. Die Selbstregierung und Selbstverwaltung der Gemeinde kann allein das wahre Staatsbürgerthum erzeugen. In Amerika ist die mögliche Verwirklichung corporativer Verbände zur wirklichen Freiheit gegeben, welche entweder in den Zünften Europas durch Zwang geschaffen, oder in der Gewerbefreiheit verkümmert ist, was ihre Erhebung in die Politik gehindert hat. Amerika hat vor Europa die Arbeitsfähigkeit voraus, denn auch die niedrigste Arbeit schändet nicht, nur der Müssiggänger, der arme wie der reiche, ist verachtet, daher hat es den Bildungstrieb voraus; es ist das Land der freien Entwickelung und des Fortschritts. Ob aber nicht bei einer stärkeren Bevölkerung und bei einem scharffen hervortretenden Unterschiede der Interessen der einzelnen Staaten ein Königthum entstehen wird, ist eine Frage, deren Bejahung bereits viele Wahrscheinlichkeit hat.

Amerika hat keine Vergangenheit und strebt aus engsamer Gegenwart in die Zukunft. Es hat keine Geschichte und keine Erinnerung und mag keine haben. Es hat sich vom alten Europa geschieden. In Amerika ist Alles neu, der Boden, die Sitte und der Staat. Es hat den jugendlichen Trieb, groß zu werden, es wächst vor unseren Augen. Sein Gruß, seine Losung ist Vorwärts! „To go ahead!"

„Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergebliches Streit."

Herr Professor Hinrichs hat sein Werk dem Herzog Ernst II. zu Sachsen-Coburg-Gotha, dem Fürstlichen Kämpfer für deutsches Recht und deutsche Ehre, gewidmet.

Das Aeußere des Buches zeichnet sich durch sehr sauberen Druck und schönes Papier auf das Vortheilhafteste aus.

Miscellen.

Jedes Heft von Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft enthält gewöhnlich einige größere ausgewählte und interessante Aufsätze. In dem dritten, neuesten, finden wir die folgenden: Ueber die Bibliothek der Akademie der schönen Wissenschaften und Künste zu Bordeaux. — Die Leber'sche Bibliothek. — Die Sammlungen Petrarchesca und Piccolominèa. — Aus diesem letzteren Aufsatz ersieht man, daß die öffentliche Bibliothek zu Triest, in deren Besitz dieselbe mit den übrigen Büchern des gelehrten Sammlers, des Advocaten Domenico de Rossetti gekommen, diese Collectionen möglichst zu vervollständigen beabsichtigt und zu diesem Endzweck an Alle, die ihr dazu behülflich zu sein im Stande sind, die Aufforderung erlassen hat, deßfallsige Anerbieten nach Triest einzusenden. Die erste dieser Sammlungen, die Petrarchesca, besteht aus einer Reihenfolge von Ausgaben der Petrarca'schen Werke, aus älteren und neueren Handschriften, Drucksachen, Darstellungen in Gyps und Marmor, Zeichnungen, Denkwürdigkeiten und einigen Medaillen, die sämmtlich den großen Dichter betreffen. (Die Triestiner Bibliothek besitzt von Petrarca-Schriften über 700.) Die zweite Sammlung, die Piccolominèa, enthält außer ähnlichen auf Enea Silvio Piccolomini (später Pabst Pius II.) bezüglichen Gegenständen, viele Autographen desselben, so wie von Mitgliedern seiner Familie. (Von den Piccolomini'schen Werken hat die Bibliothek mehr als 100 Nummern.) — (Rossetti hat 1834 über seine Sammlungen einen Katalog veröffentlicht: Catalogo della raccolta che per la bibliografia del Petrarca e di Pio II. è gia posseduta e si va continuando d'all adv. de Rossetti. Trieste. 8.) H.

Unter den beachtungswerthen Werken, die in der 2. Nummer der diesjährigen Bibliographie de la Belgique verzeichnet sind, befindet sich auch: Exposé de la situation du royaume. (Statistique générale de la Belgique.) Période décennale de 1841 à 1850; publié par le Ministre de l'intérieur. Bruxelles 1852. XX, 720, 283 Seiten. 4. — Wir heben ferner noch heraus: Commentaire sur la police d'assurance maritime d'Anvers, précédé d'un exposé des principes généraux du contrat d'assurance maritime, par F. G. Haghe, avocat, et Fl. Cruysmans, courtier d'assurances à Anvers. Bruxelles. 250 Seiten. 8. — Ch. de Chênedollé. Un épisode de la guerre de la succession inconnu aux historiens belges et français, ou cause secrète de la perte de la bataille de Ramillies (23. Mai 1706.). Gand. 8. — Ph. Kervyn de Volkaersbeke. Les bibliophiles flamands. Leur histoire et leurs travaux. Gand. 32 Seiten. 8., mit 2 Bildnissen. — Von den in C. Muquardt's Verlag erscheinenden Monuments d'Architecture et de Sculpture en Belgique, dessins d'après nature lithographiés en plusieurs teintes par F. Stroobant, accompagnés de notices historiques et archéologiques par F. Stappaerts, waren bei dem Abdruck der 2. Nummer der Bibliographie sechs Lieferungen im Buchhandel. — Den deutschen Uebersetzern liefert vielleicht Pieter Geiregat's Freê-Altyd-Wys, bekroond met het gouden eermetael in den wedstryd voor den zedenroman. Gand. 176 Seiten 12., mit einem K., Stoff zu einer neuen Arbeit. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

SOCIETE

№ 36. Mittwoch, den 4. Mai. 1853.

☞. Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von J. G. Franke ..... Seite 277
Die Insel Borneo ..... „ 278
Verhandlungen der Londoner königlichen asiatischen Gesellschaft „ 279
Reiseskizzen. Von Dr. Sigismund Wallace. (Fortsetzung).. „ 280
Der König Louis von Holland und der Prediger Rau in Leyden „ 282
Literatur:
Die deutsche Literatur in ihren Meistern mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser von Dr. Fr. Joach. Günther ..... „ 283
In der Natur ..... „ 283

Miscellen ..... „ 284

Gedichte von J. G. Franke.

An Elise.

Dein dunkles Aug' bezeuget klar
In seiner milden Glut,
Daß tief in deines Herzens Grund
Der ächte Friede ruht.

Wer achtet deiner Glieder Bau,
Des Mundes feinen Schnitt,
Wenn schon aus deiner Blicke Glanz
Die Anmuth selber teilt?

Wer achtet — doch wie albern ich
Nur noch zu sagen weiß,
Wo schon die Antwort bündig steht
In meiner Brust so heiß.

So schweige Lied und thu ihr nicht
Ein süß Geheimniß kund,
Damit der Friede ewig blüht
Aus ihres Herzens Grund!

Zwei Strophen.

1.

Gepriesen sei, Mieza-Schaffy!
Bei ihm ist Sinn und Poesie
Und was er sagt und was er singt
Mit Schmeichelton zum Herzen dringt.
Das ist die wahre heil'ge Schrift,
Aus der uns Offenbarung weht,
Die rasch ihr Ziel im Leser trifft,
Die Jedermann so leicht versteht;
Wo man die Schönheit selbst genießt
In jeder Zeile, die man liest.
Denn deine Lieder, früh und spät,
Mieza-Schaffy, sind mein Gebet!

2.

Wem von Natur ein offner Sinn
Und heiterer Muth gegeben ist:
Dem lächelt stets das Glück, der weiß
Gewiß, was Lieb' und Leben ist.

Digitized by Google

Wer aber düstre vor sich schaut,
Wenn er beim Saft der Reben ist,
Und herzhaft nicht zu küssen traut,
Wenn eine Maid daneben ist:
Der ist ein Thor zu aller Frist,
Der ahnet kaum, was Leben ist.

Ein Bild.

Wenn du auf hoher See gewesen,
Gewiß dann warest du gewohnt
Am dunklen, fernen Horizont
Erfreulicher Botschaftsscheinst zu lesen;
Und als sie endlich droben stand,
Nach manchen, eitlen Hoffnungstagen
Der Ruf erscholl: es zeigt sich Land! —
Wie fing dein Herz an, rasch zu schlagen,
Wie blitzte dann so lichter Strahl
Aus deinen Augen auf einmal.
War nicht des innigsten Jubels voll
Ein jedes Wort, das dir entquoll?
Und waren dann die trübsten Stunden
Nicht alle vergessen und verschwunden?
Noch heute klingt es innen nach,
Gewiß — es war ein froher Tag!

Und dennoch, dennoch mein' ich schier,
Es bringt noch größre Seligkeit
Der Tag, an dem ein Mädchen dir
Sich ganz in treuer Liebe weiht.

Der hohen See das Leben gleicht;
Wir fühlen einsam oft ein Sehnen
Die junge Brust uns leise dehnen.
Da klingt's in uns: O wär' erreicht
Das Land der Liebe, des Lebens Ziel,
Von dem ich träume so schön, so viel!
Wie gerne schlöß ich jünglingswarm
Ein liebes Lieb in meinen Arm,
Wie gerne küßt' ich noch zur Stund
Manch heißen Kuß auf Stirn und Mund! —

Der Lenz ist da, aus Flur und Wald
Von frohen Liedern es wiederhallt;
Tiefsinnen gähnt es, mir ist so weh:
Ich bin noch immer auf hoher See:

Die Insel Borneo.

(Aus: „The Indian Archipelago: its History and Present State. By Horace St. John.“

Borneo wird durch den Aequator in zwei ungleiche Theile geschieden und ist mit Ausnahme von Neu-Holland die größte Insel der Welt. Es reicht in zwei der großen Abschnitte hinein, in welche der Archipelagus eingetheilt ist, und von welchen der eine, der am meisten begünstigte, Java, der andre Celebes in sich begreift, daneben ragt es bis in das Klima der Gewürze und des Sago hinaus. Mit Einschluß der kleinen Gruppen, die geographisch zu der Insel gehören, erstreckt sie sich durch eilf Längen- und zehn Breitengrade, was einer Länge von circa 900 und einer Breite von circa 750 Meilen entspricht. Ihre geographische Oberfläche wird auf ungefähr 114,000 Quadratmeilen berechnet. Woher sie ihren Namen bekommen hat, ist nicht bekannt, muthmaßlich ist's ein europäischer. Einigen Angaben zufolge soll sie von den Eingebornen Kalamantan, nach anderen aber Varuni — „die Meergeborne“ — genannt werden, auch findet man ihrer unter der griechischen Benennung Megalonesien erwähnt. Das malayische Wort Borneo soll von dem sanscrittischen Bhurni abgeleitet sein; das Volk der Halbinsel bedient sich der Bezeichnung „Tannah Bueni“ — das Land Bueni —; das haben auch die älteren portugiesischen Seefahrer gethan, während venezianische Reisende die Insel sowohl Borneo als Burne genannt haben. Viele der in ihrem Innern wohnenden Stämme wissen es gar nicht, daß ihr Land ganz von Wasser umgeben ist, und die Kenntniß derjenigen, die an Flüssen leben, geht auch nicht über deren Ufer hinaus. Die Bevölkerung ist nicht genau anzugeben, und 3 Millionen werden von manchem für eine Ueberschätzung gehalten, weil das Innere nur dünn bevölkert ist, nur wenige Stämme längs der Ufer der Flüsse leben, die Küstenstrecken am Meere der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, und die durch Anschwemmungen geschaffenen Niederungen so wie die immensen bewaldeten Daltas nur den Nomadenhorden zeitweilig zum Aufenthalte dienen.

An Flächeninhalt größer als Frankreich, bietet Borneo einen mannigfaltigen Anblick dar, doch trägt es überall die Kennzeichen einer uncultivirten Natur an sich. So wie das letzte Heben oder Senken des Erdballs es gelassen hat, ist es bis auf einige wenige Spuren der menschlichen Industrie geblieben. Es hat hohe Berge, lange und wasserreiche Flüsse, See'n von verschiedener Größe, und in den nördlichen Theilen eine Menge ansehnlicher Ebenen. Einer der Berge, Kini Balu oder „die chinesische Wittwe“, hat eine Höhe von fast 14,000 Fuß. Die Bergkette erstreckt sich von Nordosten nach Südwesten, hat in der Mitte eine Höhe von 8 bis 9000 Fuß, die sich mit der Annährung an das westliche Ufer bis 4 und 2000 Fuß senkt. Zwischen der Bergkette, in der nördlichen Abtheilung, liegen weite Flächen Landes, durch Ströme angeschwemmt, die, indem sie durch lange gekrümmte Thäler fließen, den vorherrschenden Quarzgrund mit einer reichen Mischung vegetabilischen Schlicks bedecken. Die Insel ist auf allen Seiten reich mit Flüssen ausgestattet, deren einige aus unbekannten Quellen im Innern entspringen und in ihrem Laufe durch andre in sie einmündende Flüsse vergrößert werden, während andre aus den näheren Bergen in schlangenartigen Windungen ihrer Mündung zufließen. Die größesten der Flüsse, außer vielen anderen ebenfalls schiffbaren, sind: im Norden Beune, Rejang, Seebas, Sakaran und Sarawak; im Süden der große Banjar; in Südosten der Passir, und in Osten der Koti. Wenn das Innere dieser mächtigen Insel je dem europäischen Untersuchungsgeiste erschlossen werden sollte, so wird es durch diese Ströme geschehen, die Borneo mit Ausnahme des westlichen Afrika's und vielleicht Brasiliens zu dem besitze-

Digitized by Google

wässerten Lande der Welt machen. Zwischen der Provinz von Sarawak und der Stadt Brune kann man die Mündungen von mehr als zwanzig dem Handelsbetriebe förderlichen Flüssen zählen.

Von den Erzeugnissen Borneo's, die sich für den Handel oder für die heimische Industrie und Consumtion eignen, läßt sich ein langes, und doch immer nur noch unvollständiges Verzeichniß machen. Es hat in Mineralien Ueberfluß an Steinkohlen, Antimonium, Eisen, Zinn, Nickel, Quecksilber; daneben Diamanten, die den indischen und brasilianischen gleich kommen. Seine Waldungen sind reich an mehreren Holzarten, sowohl zum Schiffs- wie zum Häuserbau und zu Luxusartikeln. Das Klima ist der Vegetation günstig, und obwohl für Leute, die sich nicht sehr zu exponiren brauchen, äußerst gesund, doch so feucht, daß die Erde stets mit einem frischen Grün bekleidet ist. Von April bis October herrscht die Regenzeit, doch vergeht auch in den anderen Monaten fast kein Tag, wo nicht ein leichtes Schauer fiele, was denn mit der ununterbrochenen Wärme den Wachsthum jeder Pflanze und jeglichen Baumes dermaßen fördert, daß Borneo vom Rande des Oceans ab bis so weit das Auge in das Innere des Landes einzudringen vermag, dem Blicke eine sich stets erneuernde üppige bewegliche Fläche von Laub, Gras, Blüten und Blumen in einer Schönheit und einem Glanze darbietet, wie es kein andres Land von gleicher Größe in der Welt vermag.

Das Erdreich ist reich und tief, und producirt nicht allein Zuckerrohr, Muscatnuß, Canehl, Orangen, sondern auch eine Menge anderer nicht heimischer Früchte und Vegetabilien. Dem inländischen Verbrauche kommen insbesondere die Kohlpalme, der Bambus, die Cocusnüsse, der Sago, der Gomuti-Palmbaum, die Rattans, der Nipah und andre Baum- und Staudenarten, so wie der den Bewohnern des Ostens so werthe Reis zu Gute. Der Kampherlorbeerbaum liefert den köstlichen Gummi, dessen pikanten Duft die Lampen der indischen Paläste verbreiten. Außer ihm giebt's auch noch einen vegetabilischen Talg und desgleichen Wachs. Ausfuhr-Artikel bilden: heimisches Oel, Gutta Percha, Harz, wilder Canehl, Baumwolle, Pfeffer, Caffe, Taback, eine Menge Färbestoffe, Aloe's ꝛc., ferner eßbare Vogelnester, Bezoarsteine und Schildpatt.

Unendlich ist die Mannigfaltigkeit von Blumen in den schimmerstem Farben: purpurn, golden, carmoisinroth, roth und weiß gesprenkelt. Gesträuche mit sternenähnlichen Blüten, und dicht mit Blüten übersäete riesige Bäume geben der Landschaft ein Ansehn poetischer und phantastischer Schönheit. So wie es auf Borneo Schmetterlinge giebt, die Blumen ähnlich sehen, giebt es auch Blumen, die Schmetterlingen gleichen, mit reich gesprenkelten und gleich Flügeln ausgebreiteten Blättern.

Die Bewohner von Borneo lassen sich in drei Classen abtheilen: die Dyaks, eine Raçe, die sich nach dem Augenblicke sehnt, wo sie an ihren Tyrannen Rache nehmen kann; die Malayen, welche das Heft der Gewalt in Händen haben und die Eingebornen plündern und unterdrücken; die Colonisten aus China, ein rühriges und gewerbfleißiges Volk, aber unlenksam und aufsätzig. Die Dyaks sind unter sich in Land- und See-Volk geschieden. Die Ersteren sind umgänglich und friedfertig, die Letzteren hingegen barbarisch und furchtbar. Die Stämme, welche nicht von Seeraub und Plünderung leben, sind ein gemüthliches, friedliebendes Volk, das in Eintracht unter einander lebt und noch seine uralten Sitten beibehalten hat. Leider ist ihre Anzahl durch das Wüthen der Malayen, die sie in die Waldungen gejagt haben, wo sie in kleineren oder größeren Gemeinden leben und sich von dem Ertrage des Bodens nähren, sehr gelichtet, ihr Geist stark niedergebeugt worden. Die Malayen sind Muhamedaner, die unter der Herrschaft von Nachkommen des Propheten leben, eine mongeelsche Raçe von Tyrannen, Spielern, Opiumrauchern, Piraten und Häuptlingen, die ihre Zeit mit Hahnenkämpfen, Rauchen und Steuersammeln zubringen. Die unteren Classen sind inzwischen tüchtige Bootsbauer, Weber, Bergleute, Messingschmelzer und Handelsleute. Von all den Bewohnern der großen Insel sind die Chinesen die unternehmendsten und auch am besten in Flor.

Verhandlungen der Londoner königlichen asiatischen Gesellschaft.

(Aus dem Chronicle.)

In der Sitzung der obengenannten Gesellschaft vom 9. v. M. wurde von deren Secretair ein Aufsatz des Herrn Medhurst jr. über einige „Inschriften auf porzelanenen Flaschen, die in alten ägyptischen Gräbern gefunden worden sind," verlesen.

Dieser Aufsatz, der durch einen Zweig der Gesellschaft in China eingesandt worden ist, giebt das Resultat einer Untersuchung von zwölf chinesischen Inschriften auf porzelanenen Flaschen, die aus Aegypten nach Paris gesandt worden waren, und von welchen die Herren Julien und Rondot Facsimiles nach Hongkong geschickt hatten, um sie dort deuten zu lassen und ihr Alter zu ermitteln. Diese Untersuchung hat nun ergeben, daß die Zahl der eigentlichen Legenden nur fünfe beträgt, indem die übrigen sieben mit zweien aus den fünfen identisch sind. Die Schriftzüge sind auf dem auch nur gemeinen Porzelan roh und plump hingeworfen, und sie vereinigen in sich die Eigenthümlichkeiten des Tsaowshu's oder der Abkürzung und des Hing-shu's oder der cursiven Schrift. Die erstere Weise ist ungefähr 200 Jahre vor Christum gebraucht worden, beide Weisen aber sind im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in allgemeinem Brauch gekommen. Der Beweis des verhältnißmäßig neueren Datums der Flaschen beruhet nicht allein auf den Styl ihrer Inschriften; vier der Legenden sind völlig lesbar, und enthalten Zeilen aus Gedichten, deren Autorschaft und Datum wohl bekannt ist. Die ältesten sind den Werken eines Dichters entlehnt, der unter der Regierung Kaopuen's, in den Jahren 702—745, in Flor war, und die jüngeren gehören einem Verfasser an, der in der Zeit von 1078 bis 1085, unter der Regierung Shin-tung's lebte. Ein weiteres Kriterium ihres Alters giebt noch der Styl der Poesie. Die Chinesen theilen ihre Dichtungen als zwei Schulen angehörend ein, der Ku-te'schen, d. h. dem alten Styl, der absonderlich kurzgefaßt und unklar ist, und der Kin-te'schen, oder dem neueren Styl, der um das siebente Jahrhundert gangbar wurde, und dieser letzteren gehören die Inschriften der Flaschen unstreitig an. Der Erfindung des Porzelans wird zuerst in den Werken eines Dichters gedacht, der im zweiten Jahrhundert vor Christum florirte, und dieses auch nur beiläufig, daher es der Zeit noch

Digitized by Google

nicht in allgemeinen Gebrauch gekommen zu sein scheint. Die fünfte Inschrift ist incorrect und sehr dunkel abgefaßt, und zwar in einem solchen Grade, daß Herr Medhurst und dessen chinesischer Lehrer sie nicht zu entziffern vermochten, doch hat ein Lehrer des Herrn Dr. Hobson zu Canton darin einen Vers aus dem Gedichte eines Poeten erkannt, der zwischen den Jahren 1068 und 1085 unserer Zeitrechnung gestorben ist, eine Erkennung, welche auch ein Paar andre chinesische Gelehrte für richtig befunden haben. So wäre denn das Alter dieser Inschriften genügend aufgeklärt, und die Unrichtigkeit der Ansichten, die sie aus den Zeiten der Pharaonen herdatiren wollen, dargethan.

* * *

Zunächst wurde ein Schreiben des Obristen Rawlinson, aus Bagdad vom 15. Februar, verlesen. Er berichtet darin über eine merkwürdige Entdeckung, der nämlich, daß die nördlichen Araber um das obere Ende des rothen Meeres wirklich von Königinnen regiert werden, und hält es für unzweifelhaft, daß Salomo's Königin von Schaba auch aus dieser Gegend, unfern des Golfs von Akaba, gekommen sein wird und nicht aus dem äußersten südlichen Theil der Halbinsel. Den Beweis für seine Ansicht liefert ein Verzeichniß der syrischen Tributpflichtigen von Pul oder Tiglath Pileser, auf welchem der letzte Namen nächst Hueim von Hebron „Sabidim", Königin der Araber ist. Dies Verzeichniß, das durch die Zusammenfügung der Layard'schen fragmentarischen Inschriften zu Stande gebracht worden ist, ist sehr merkwürdig. Es finden sich darin achtzehn Tributpflichtige genannt, worunter Kustaspa von Kumukha, (Comagene) Rodyan (Rezin) von Damascus, Sibit-bel von Gubal (Byblos), ꝛc. Dies Verzeichniß giebt im Verein mit dem der syrischen Tributpflichtigen des Sennaherib eine vollständige Liste der großen Städte und Provinzen am Saume des mittelländischen Meeres.

Von Nimrud aus waren dem Obristen mehrere Inschriften zugesandt worden, die sich aber sämmtlich als Repetitionen erwiesen; dahingegen hoffte er aus den Aufgrabungen zu Kila Shergat zu einigen detaillirten Annalen über Deleborus zu gelangen. Die französischen Ausgrabungen zu Khursabad sind ergiebiger gewesen, indem sie zur Auffindung eines mit Inschriften bedeckten Sarcophags, mehrerer Cylinders, eines Pfeilers und einer erstaunlichen Menge von Schmucksachen geführt hat.

* * *

Nach Vorstehendem wurden Briefe des Obristen Sykes über die Ausführung des Planes, unter dem Patronate des Generalgouverneurs von Indien Copieen von all den Inschriften und Malereien in den indischen Tempelhöhlen zu nehmen, verlesen. Der Obrist berichtet, was bereits geschehen ist und was noch geschehen soll, und läßt hoffen, das unter Kurzem eine vollständige Folge der Abbildungen dieser interessanten Denkmäler beendigt sein wird. — Die Ausführung dieses Unternehmens ist von höchster Wichtigkeit, nicht bloß um die Erinnerung an diese, jetzt ihrem Verfalle rasch entgegengehenden, wundersamen Werke zu erhalten, sondern auch, um der Welt getreue Abbildungen der Künste, Sitten und Gebräuche der Hindus in einem Zeitalter, von dem wir nur dürftige Kenntniß haben, zu liefern. Unter den jüngst entdeckten Malereien, welche der Capitain Gill, der sich mit den Höhlen von Ajunta beschäftigt, dem indischen Hause eingesandt hat, ist eine, welche eine Schule von erwachsenen Frauenzimmern darstellt, die im Lesen und Schreiben unterrichtet werden, ein Beweis, daß die Hindustanerinnen zu der Zeit, wo jene Höhlen ausgegraben wurden, nicht so ohne Erziehung gelassen worden sind wie nachdem.

Reiseskizzen.

Von Dr. Sigismund Wallace.

(Fortsetzung.)

VII. Der Pflanzer und seine Familie.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ward mir die Stelle als Erzieher eines jungen Mädchens, der Tochter eines reichen Pflanzers, Mr. de C., und ich reiste von Port-Louis ab, um mich auf die Pflanzung zur Familie zu begeben. Die Pflanzung lag an der südwestlichen Küste, ziemlich abgesondert, und war namentlich dadurch merkwürdig, daß es hier war, wo Virginie, als sie sich eines Tages so weit vom Hause mit Paul entfernt hatte, einen Herrn bat, seiner Sklavin die Strafe mit der Peitsche zu erlassen. Meine Schülerin, Mademoiselle Eugénie, war die Enkelin jenes langen, dürren, strengen Mannes. Es war daher wohl ein klassischer Boden, auf dem ich nun leben sollte, obgleich der Eigenthümer ein höchst prosaischer Mann war, der seinen höchsten Genuß in den Freuden der Tafel fand; er und seine Dame waren ziemlich korpulent, und die letztere war eine emsige Hausfrau, die ein gewichtiges Wort in allen Dingen zu sprechen hatte. Außer der Tochter hatten sie noch einen Sohn, August, der, obgleich kaum 19 Jahre alt, schon mit der Tochter eines Pflanzers an der rivière noire versprochen war, und sich bald verheirathen sollte. Er war ein harmloser junger Mensch mit einem kindlichen Gemüth, der keinen andern Willen hatte als den seines Vaters, der wiederum, ohne daß er es wußte und vermuthete, unter der Botmäßigkeit von Madame stand.

Trotz der Entfernung von Port-Louis, trotz der schlechten Wege und der Abgelegenheit, verging selten ein Tag ohne Besuch, da die Familie sehr gastfrei war, und eine wohlbesetzte Tafel führte. Unter den Gästen war gewöhnlich ein Herr de Ch., ein junger Mann von guter Familie, dessen Manieren und etwas verlebtes Aussehen einen langen Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt verriethen. Mademoiselle Eugénie war 14 Jahre alt, und dennoch dachten die Eltern daran, den jungen Geck für die Tochter zu gewinnen, denn er war reich, und wurde daher bei seinen häufigen Besuchen von Vater und Mutter mit der größten Freundlichkeit behandelt. Viele gute Eigenschaften werden ihm zugesprochen, die der Unbefangene nicht entdecken konnte; bald aber stellte sich heraus, daß er mit einer Pariserin schon längst versprochen sei, die nach Ile de France kommen würde, um sich mit ihm zu vermählen; die natürliche Folge dieser Entdeckung war, daß der Nimbus fiel, und daß Mr. de Ch. ein Sterblicher wie Jeder andere wurde. Unsere Tugenden und Laster hangen oft von dem Standpunkte ab, von dem man betrachtet wird; mancher, der gestern noch liebenswürdig war, wird heute schon unausstehlich, ohne daß gerade eine

Digitized by Google

Veränderung mit ihm selbst vorgegangen sei; die Verhältnisse nur sind geändert, und sie bringen dann auch einen Wechsel in dem Urtheile hervor. So ging es auch hier.

Unser nächster Nachbar war ein gewesener Arzt, ein geistreicher, wohlgebildeter Mann, mit dem ich sehr bald in freundlichen Beziehungen stand. Die Eifersucht seiner Frau hatte ihn gezwungen, eine lukrative Praxis aufzugeben, die ihn, ihrer Meinung nach, zu vielen Gefahren und Versuchungen aussetzte. Er hatte daher eine Besitzung gekauft, und eine Saline angelegt, die aber nicht ergiebig und belohnend war. Er ersuchte mich, seinem ältesten Töchterchen Unterricht zu ertheilen, und es wurde verabredet, daß ich zweimal die Woche die Nacht bei ihm zubringen sollte. Die Familien waren sehr befremdet, und dieses Arrangement wurde von allen gebilligt.

Wenn ich auf der Saline schlief, so brachte mir gewöhnlich um sechs des Morgens eine junge Negerin eine Tasse schwarzen Kaffe in mein Zimmer. Eine Cigarre rauchend pflegte ich dann die Tasse noch halb gefüllt auf dem Tische stehen zu lassen, und vor der Thüre auf- und abzugehen. Wenn ich ins Zimmer zurückkehrte, um die Tasse vollends zu leeren, so war meistentheils die kleine Schwarze so gütig gewesen, mir die Mühe zu ersparen, welches mir nicht sehr erfreulich war. Eines Tages verschaffte ich mir daher ein gelindes Brechmittel, das ich in die halb geleerte Tasse schüttete. Ich machte meinen gewohnten Spaziergang; als ich in das Zimmer zurückkehrte, war die Tasse leer, aber es war das letztemal; für die Folge hütete sich die Negerin sie zu berühren.

Doctor B. war genau mit allen Verhältnissen der Insel und der meisten Familien bekannt; er war vorurtheilsfrei, und mittheilend, daher stand er nicht an, mir viele Aufschlüsse über Familien und ihr inneres Leben zu geben. Eines Abends kam das Gespräch auf Port-Louis, auf seine geselligen Freuden und Bälle, und ich erzählte ihm von dem beigewohnten Balle den Tag nach meiner Ankunft, von dem Herrn mit den drei Frauen, und drückte mein Erstaunen darüber aus, daß ein junges Mädchen so weit das Zartgefühl ihres Geschlechtes vergessen könnte, um sich zu entschließen, einem solchen Manne ihre Hand zu reichen, eine Verbindung einzugehen, die weder Glück noch Zufriedenheit bringen würde. Wie kann es anders sein, war seine Antwort, Herr D—y ist ein reicher Mann, welcher schöne Pferde und elegante Wagen hat, und eine jede seiner Frauen leante ihren Reizen mehr Macht zu, als deren der vorhergegangenen. Er giebt gern und reichlich. Kostbares Geschmeide, Toiletten nach dem neuesten Geschmack sind Lockspeisen, denen unsere jungen Damen nicht widerstehen können. Sie sind beleuthslustig, und wenn ein Mann reich ist, so besitzt er der Reize und Tugenden genug.

Aber, war meine Antwort, die dritte Frau, während die beiden anderen noch leben, das ist doch ein wenig stark!

Mein Freund sagte hierauf, daß Scheidungen etwas sehr gewöhnliches in den Kolonien wären, und daß die Gerichte durchaus keine Schwierigkeiten machten, sie auszusprechen. Geschiedene verheiratheten sich meistentheils und schnell wieder und ständen zuweilen noch in geselligen, freundlichen Beziehungen zu einander.

Bemerken muß ich beiläufig, daß der Code Napoléon noch volle Gesetzkraft hier hatte.

Der gewesene Arzt hatte Gelegenheit gehabt, einen prüfenden Blick in das häusliche Leben vieler Familien zu thun, und war daher reich an Anekdoten und interessanten Geschichten. Unter andern erzählte er mir Folgendes.

Doch erst zündete er eine feische Cigarre an, ließ mich das Gleiche thun, und mischte mit kunstfertigen Händen zwei Gläser Grog. Dann begann er:

Vor einigen Jahren starb ein Herr S—y, der ein großes Vermögen hinterließ, mit einer Wittwe nebst mehreren Söhnen und Töchtern, um sich in dasselbe zu theilen. Die Kinder waren alle verheirathet, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, Alexander, der viele Jahre in Paris zugebracht hatte und erst kürzlich nach Ile de France zurückgekehrt war. Die älteste Tochter war die Gattin eines Pflanzers (der Zufall wollte, daß der Verfasser dieser Skizzen ein Jahr später Erzieher ihrer Kinder wurde), die zweite hatte einen Engländer zum Manne, und die dritte, die Frau eines Franzosen, war damals eines der schönsten Weiber auf der Insel.

Herr S—y hinterließ mehrere Zuckerplantagen, viele Häuser in Port-Louis, er war mit einem Worte ein sehr reicher Mann, der es aber unterlassen hatte, ein Testament zu machen. Einige Wochen nach seinem Tode versammelten sich daher die Söhne, Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter unter dem Vorsitze der bejahrten Wittwe, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Die größte Eintracht hatte bisher in der Familie geherrscht, und es ließ sich daher vermuthen, daß alles auf eine freundliche Weise unter Mutter und Geschwistern, die sich so zärtlich liebten, geordnet werden würde.

Die Zusammenkunft war eine traurige. Kleidung und Miene, Haltung und Gespräche stimmten mit der Seelenstimmung, hervorgerufen durch den Verlust eines theuren Gatten, eines geliebten Vaters, überein. Schwiegersöhne und Schwiegertöchter folgten dem Beispiele der Mutter und Kinder; in stummer Trauer begrüßten sich alle, reichten sich die Hände und drückten sie herzlich, und setzten sich dann um den Tisch, der mit Papieren, Blechkasten und Büchern bedeckt war.

Thränen waren im Auge der verwittweten Gattin; hatte sie doch den treuen Gefährten eines langen Lebens, den Vater ihrer Kinder verloren.

Als alle um den Tisch Platz genommen hatten, hustete der älteste Sohn Alexandre einigemal, räusperte sich und nahm bedächtig eine Prise aus der goldenen Schnupftabacksdose; sah dann einigemal mit der Hand durchs Haar, und begann folgendermaßen:

„Meine geliebte Mutter, und Ihr meine theuren Geschwister, Ihr könnt mir nicht mit Recht den Vorwurf machen, daß es mir je an Liebe, Ehrerbietung für unsere Eltern, an Anhänglichkeit und Zärtlichkeit für Euch alle gefehlt hätte. Je fester die Bande der Liebe sind, die uns an einander ketten, je mehr wir den Verlust unseres unvergeßlichen Vaters beweinen und betrauern, desto mehr fühle ich das Peinliche meiner Lage, in die mich eine Pflicht, die ich mir selbst schuldig bin, versetzt. Laßt mich daher so kurz als möglich sein; erspart meinem Zartgefühl eine längere Faltre, und ich will in wenigen Worten Euch sagen, daß, so erfreulich es auch für mich sein muß, Euch, meine Theuren, hier vereinigt zu sehen, obgleich die Ursache eine sehr betrübende ist, doch diese unsre Zusammenkunft eine überflüssige ist, wenn Ihr in der Absicht hierher kamt, die Verlassenschaft unseres Vaters zu ordnen und zu theilen."

Digitized by Google

Mutter und Geschwister, Gatten und Gattinnen sahen sich erstaunt an, und wußten nicht, was die Rede zu bedeuten hatte.

Monsieur Alexander fuhr ruhig fort: „Als es der Vorsehung gefiel, unsern guten Vater aus unserer Mitte abzurufen, als Sie, meine Mutter, eine Wittwe, wir vaterlos wurden, hatte er es für gut gefunden, nicht über sein Vermögen durch ein Testament zu verfügen, und ich kann nicht anders vermuthen, als daß er es nur in der Absicht unterlassen hat, mich nicht in meinem Rechte als seinen alleinigen gesetzmäßigen Erben zu schmälern!"

Alle sprangen von ihren Sitzen auf, und sahen den Sprecher an, und fürchteten, er sei verrückt geworden. Das Antlitz der Madame S—y war mit Todtenblässe überzogen, und sie sagte mit zitternder Stimme: „Mein Sohn, was fällt dir ein!"

„Mir fällt nichts ein, Mama, ich sage nur die Wahrheit, daß ich der alleinige Erbe seines Vermögens bin, daß weder meine Brüder noch Schwestern Anspruch auf einen Pfennig machen können!"

„Das werden wir sehen!" riefen die andern, „hast du den Verstand verloren, Alexander?"

Die Mutter war die einzige, die schwieg.

„Erlaubt mir nur einige Fragen an unsre geliebte Mutter, denn das ist sie und wird sie bleiben, zu richten, und wenn sie geantwortet hat, sollt Ihr urtheilen, ob ich den Verstand verloren, oder mit Recht eine solche Behauptung aufstellen konnte!"

Madame S—y ward fast ohnmächtig, und gezwungen, zum Riechfläschchen die Zuflucht zu nehmen, um ihre Lebensgeister durch den scharfen Geruch des Salmiacs zu erfrischen. Den Anderen ward die Sache bedenklich, namentlich die Herren Schwiegersöhne machten lange Gesichter, und warfen einen vielsagenden Blick auf die vor ihnen liegenden Papiere.

Alexander war sehr ruhig, und wendete sich mit der Frage an seine Mutter: „Kurze Zeit nachdem ich, Ihr Erstgeborner, das Licht der Welt erblickt hatte, wurden Sie da nicht uneins mit meinem Vater, verließen Sie nicht in Folge der Zwistigkeiten sein Haus, und kehrten zu Ihren Eltern zurück?"

„Ach ja, leider war dies der Fall!" lautete die Antwort.

„Wurden Sie nicht gerichtlich geschieden?"

„Allerdings, aber . . .

„Sie versöhnten sich nach ausgesprochener Scheidung wieder, vereinigten sich, lebten zusammen; nichts störte die wiederhergestellte Eintracht, und Sie wurden die glücklichen Eltern einer zahlreichen Familie! Aber wurden Sie zum zweitenmal getraut, unterzeichneten Sie einen neuen contrat de mariage, da der erste aufgehoben und ungültig geworden war?"

„Wir unterließen es, da wir es nicht nöthig glaubten!" sagte die trauernde Wittwe zu ihrem Erstgeborenen.

„Nun, meine geliebten Brüder und Schwestern, Ihr habt es nun gehört, und seid im Stande selbst zu urtheilen, ob ich den Verstand, oder ob Ihr nicht vielmehr jeden rechtlichen Anspruch auf die Erbschaft verloren habt." Dieses sagend, raffte er alle Papiere zusammen, küßte die Hand der Mutter, und verließ das Zimmer.

Die Andern waren wie vom Donner gerührt. Die arme Mutter weinte und verließ das Zimmer, wo nun Rath gepflogen wurde, was wohl zu thun wäre: die Herren ergriffen bald die Hüte und eilten zu Advocaten, um ihre Meinung über einen so seltsamen und ungewöhnlichen Fall zu hören.

„Und was war deren Meinung?" sagte ich schnell zu dem Doctor.

Ohne meine Frage zu beachten, fuhr dieser ruhig fort: „Monsieur Alexander pflegte eine Schaubrust zu tragen, da er sehr korpulent war, und eine jugendliche Taille erzwingen wollte. Wenig Wochen nach jener Zusammenkunft soll ihm ein Blutgefäß gesprungen sein, und er starb plötzlich in Folge dieses Zufalles!"

„Und"

„Nun, Brüder und Schwestern theilten sich nun gemüthlich und ohne Verzug in die Erbschaft!"

„Das war ein glückliches Ereigniß für sie!"

„So war es!" sagte der Doctor mit sarkastischen Mienen. Unsere Cigarren waren geraucht, der Grog getrunken, Mitternacht vorüber, wir gaben uns die Hände und trennten uns, um uns zu Bette zu legen. Vielleicht will mein Leser ein Gleiches thun, also gute Nacht!

(Fortsetzung folgt.)

Der König Louis von Holland und der Prediger Rau in Leyden.

Die Pulver-Explosion in Leyden, am 12. Januar 1807, überraschte den Prediger der dortigen wallonischen Gemeinde und Professor der orientalischen Sprachen, Sebastian Fulco Johann Rau (geb. zu Utrecht am 16. Oct. 1765, gest. am 1. Dec. 1807), als er von einem Krankenbesuche heimkehrte; er fand sein Haus zerstört; mit großer Anstrengung gelang es ihm seine Gattin und Kinder zu retten. Dann eilt der wackre Mann sofort Andern beizustehen, die unter den Ruinen die Ihrigen suchten, und sie todt aus den Schutthaufen hervorziehen.

Hier begegnet ihm der gute König **Louis**, der Vater des Kaisers Napoleon III., die Nacht um 11 Uhr (um 3 Uhr war die Explosion geschehen), der bei Fackelschein herumging, Hülfe schaffte, wo er konnte, und mit unwiderstehlicher Gutherzigkeit und Mitleiden Rettung, Beistand, Erleichterung und Trost entbot, und wirklich schaffte. — Der König hatte Rau in Anerkennung seiner Verdienste um die orientalische Literatur und als ausgezeichneten Kanzelredner, bereits den Ritterorden, damals vom Verdienst, nachher der Union, genannt, ertheilt; der Orden selbst ward ihm den 8. Januar, also vier Tage vor der Pulver-Explosion, angekündigt und eben am zwölften erhielt er die Nachricht, daß er dem Könige vorgestellt werden solle, als denselben Nachmittag die Explosion erfolgte. — Rau's thätiger Muth in Rettung der Verunglückten machte auf den König, da, wie erwähnt, er selbst Augenzeuge gewesen, einen tiefen Eindruck, so, daß er ihm zwei Tage darauf eine Anweisung zu einem Jahrgehalt von 3000 Gulden einhändigen ließ, und eine Summe von 10,000 Gulden schenkte, um seine Bibliothek wieder herzustellen, nebst einem Handschreiben in den rührendsten Ausdrücken. Mit gleicher Milde beantwortete er den Trauerbrief der Witwe, und kündigte ihr die Hälfte des gedachten Jahrgehalts des Verstorbenen zum Witwengehalt an. H.

Digitized by Google

Die deutsche Literatur in ihren Meistern mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser von Dr. Fried. Joach. Günther. Halberstadt. Verlag von R. Frantz. 1853. VIII und 475 Seiten. Gr. 8.

Das Vorwort lautet: „Im Jahre 1848 ließ ich eine „Weltgeschichte in funfzig Lebensbildern" erscheinen. Ich sagte damals, daß sich an und in diesen Lebensbildern nichts Besonderes weiter fände, es müßte denn das sein, daß ich sie als Christ und als Deutscher aufgefaßt und dargestellt hätte. Die Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften haben sich, wenn ich Eine recht freundliche und wohlwollende Stimme ausnehme, weder damals noch später um das Buch bekümmert. Sie mochten in jener tollen Zeit Anderes und Wichtigeres zu thun haben. Und daraus wenigstens erkläre ich mir's am liebsten, daß das Buch anderwärts seinen Absatz eher gefunden hat als hauptsächlich in Deutschland. Denn, das Hannöversche etwan ausgenommen, sind die meisten Exemplare nach London, Kopenhagen und nach der Schweiz verlangt worden. Und von seene her ist nun auch gegen meinen Herrn Verleger der Wunsch geäußert, er möchte mich zu einer ähnlichen Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur veranlassen. Dieser forderte mich schon vor längerer Zeit dazu auf. Ich sagte zu, aber zögernd, weil mir die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bekannt genug waren. Ich ging auch dran. Bald aber schrak ich zurück und ließ mich meines Wortes entbinden. Mich schreckte die Schärfe des Urtheils, das ein Christ gerade den gepriesensten Erscheinungen sprechen muß, zumal ein evangelischer Christ. Und ich weiß, daß mir jene Fähigkeit versagt ist, mich in schönen Floskeln als Christen zu rühmen und, um es nicht mit den Leuten zu verderben, auch das Unsittliche und Unchristliche nach einiger frommen Mäkelei ebenso groß und ebenso schön zu finden, wie eben die große Menge der Widerchristen auch. Ich nenne einmal die Kinder gern beim rechten Namen. Je mehr ich dann aber dem, was mich zurückgeschreckt hatte, nachdachte, desto empfindlicher wurde es mir, mich dieserhalb ebenderselben feigen Rücksichtnehmigkeit zeihen zu müssen, die ich an einigen Arbeiten von Christen so ungern bemerkt hatte. Und so habe ich denn mit einem schnellen Entschlusse alle Bedenklichkeit bei Seite geworfen und, mit Benutzung der besten Werke Anderer und in Erinnerung an das Viele, was ich von Jugend auf gelesen und studirt habe, eine, dünkt mich, für den Gebildeten lesbare, wenn auch mehr lehrende, als unterhaltende, Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte und eine eingehendere Beurtheilung ihrer hervorragendsten Meister und Kunstwerke mit Hinzufügung charakterisirender Beispiele zu geben versucht. Daß dieses Buch bei manchen unserer heutigen Tag- und Wochenblättler auf Beifall nicht rechnen kann, weiß ich, weil ich auch weiß, wie man zu diesem Beifall gelangt und ich dieses „Wie" von Herzen verschmähe. Dafür aber möge es den Gottlob Vielen desto angelegentlicher empfohlen sein, welche ebenfalls wissen, daß nur Christus der Herr alle Dinge der Welt, also auch alle der Kunst, recht sehen und genießen lehrt."

Nach einer kurzen Einleitung behandelt der Verfasser seinen Gegenstand in folgenden Haupt- und Unterabtheilungen: I. Altdochdeutsche Zeit. 1) Die Merovingische Periode. 2) Die Karolingische Periode. 3) Die Sächsisch-Salische Periode. II. Mittelhochdeutsche Zeit. (Soweit bis Seite 178. Die Beispiele nehmen einen sehr bedeutenden Raum ein.) III. Neuhochdeutsche Zeit. 1) Das Zeitalter der beginnenden Reformation. Sechszehntes Jahrhundert. 2) Das Zeitalter der gehemmten Revolution. Siebzehntes Jahrhundert. 3) Das Zeitalter der neu versuchten Reformation und Aufklärung. Achtzehntes Jahrhundert. 4) Das Zeitalter der fortgesetzten Reformation. Neunzehntes Jahrhundert. (Seite 179—475.) Die Seiten V bis VIII enthalten ein Register, in welchem die bedeutendern Namen durch größere Schrift bemerkbar gemacht sind.

Die bekannten Vorgänger des Verfassers auf diesem Gebiete sind hin und wieder in sehr sichtbarer Weise ausgebeutet; was seine Urtheile über die deutschen Schriftsteller, namentlich der neuen und neuesten Zeit anlangt, so wird man nach Lesung des Vorwortes über dieselben nicht erstaunen. Es mangelt uns Raum und Neigung hier beispielsweise einige der maßlosesten mitzutheilen. Sie sind von dem Standpunkte des Verfassers aus, nach vorgefaßter Meinung, so wie wollen es einräumen, nach innigster Ueberzeugung, abgegeben, daher natürlich einseitig; unmöglich aber kann die Fassung, können die Ausdrücke, in der sie ausgesprochen, selbst bei Denen, die geneigt sein möchten, es zu entschuldigen, daß eine Literaturgeschichte in so befangener Ansicht geschrieben, Billigung finden. Daß in der Schilderung der Literaturzeiträume bis zum siebenzehnten Jahrhundert und ihrer hervorragendsten Repräsentanten, von einzelnen Irrthümern (— großentheils fremden, die durch minder sorgfältiges Prüfen der Angaben der benutzten Hilfsmittel, zu denen des Verfassers geworden —) abgesehen, so wie im Ganzen in der Auswahl der Proben, für Leser, denen andere Werke gleichen Inhalts nicht zugänglich sind, manches Belehrende zusammengestellt ist, wollen wir gern zugeben, auch, daß auf die Arbeit Zeit und Fleiß verwendet wurde, glauben wir aus einzelnen Partien erkannt zu haben, aber, wenn durch die Veröffentlichung des Buches in der vorliegenden Gestalt, außer dem in der Vorrede dargelegten, nicht noch besondere Zwecke zu erreichen beabsichtigt wurde, was wir dahin gestellt sein lassen, so erscheint diese Arbeit als ein verfehltes und überflüssiges Unternehmen. So strenge wie der Verfasser über fast alle unsere vaterländischen Schriftsteller, so strenge hat auch bereits die Kritik über sein Werk gerichtet, und solcher Richtersprüche von unleugbar Berufenen, vielleicht auch von Unberufenen, werden ohne Zweifel mehrere nachfolgen.

Die Verlagshandlung hat für die äußere Ausstattung bestens gesorgt.

Hoffmann.

In der Natur.

Die Welt täuscht oft,
Natur ist treu!

Pyrker.

Zeitz. 1853. Louis Garcke. 84 Seiten. 12.

In einem einleitenden und acht: der Frühling, der Wald, der Sommer, die Natur, die Hoffnungsstrahlen, der Morgen, weitere Hoffnungsstrahlen, Herbst und Winter, überschriebenen

Digitized by Google

Abschnitten, sind hier Scenen der Natur, treu und gemüthlich in einer nahe an Poesie grenzenden Prosa geschildert. Diese Schilderungen werden an die Erzählung des Lebensschicksals eines jungen Mannes, Theobald, geknüpft, der, Sohn eines Försters, seine Jugend im Genusse der Naturschönheiten verlebt, darauf in ein Handelshaus von seinen Verwandten gebracht, sich hier sehr unglücklich fühlt, später sich den Studien widmet, dann aber wieder, um der Geliebten eine sichere Wohnstätte zu begründen, sie verläßt und zum Geschäftsleben zurückkehrt. Aber Frieden, Ruhe fand er nicht; nur die Natur erstarkte, erquickte ihn, sie rief ihm, und er folgte: sie ward ihm, dem Naturkundigen zur reichsten Segenspenderin. (Aus einer Anmerkung ersieht man, daß in den so eben im gleichen Verlage erschienenen Volksbüchlein: „Wir Steffen [so ist Theobald auch einmal in unserm Büchlein genannt] durch seine Naturerkenntniß und durch Benutzung der Naturkräfte zum Millionär geworden" wie die Natur dies vermag, praktisch durchgeführt ist.)

Papier und Druck sind sauber.

Miscellen.

Kertbeny, dem unsere Zeitschrift mehrere werthvolle Mittheilungen verdankt und dessen Uebersetzungen ungarischer Dichtungen in verschiedene Artikeln derselben von uns besprochen sind, beabsichtigt, wie wir aus Heft 3 von Petzoldt's Anzeiger ersehen, eine Bibliographie der gesammten ungarischen und auf Ungarn bezüglichen Literatur mit der Zeit erscheinen zu lassen. H.

Seit ungefähr der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts richtete sich die Aufmerksamkeit der Regierungen hauptsächlich auf die historischen Werke, deren Verfasser den mannigfaltigsten Vexationen ausgesetzt waren. Eine gründliche und unparteiische Geschichtsforschung machte den meisten Regierungen namentlich in jenen aufgeregten und gewaltthätigen Zeiten, nichts weniger als angenehm sein, weshalb denn die Veröffentlichung vieler Werke Censurhindernisse in den Weg gewesen waren. So konnte z. B. Paul Hachenberg's Historia Friderici I. Elect. Palat. erst 70 Jahre nach ihrer Abfassung und auch dann erst außerhalb Landes gedruckt werden. (Neues literarisches Anzeiger 1806. S. 300. 301.) Ein schlagendes Beispiel der Willkür in Bezug auf die Unterdrückung historischer Werke, sogar Seitens untergeordneter Behörden, bietet aber das Verfahren des Rathes von Münster gegen den Rector Hermann von Kerssenbrock als Verfasser einer Historia furoris Anabaptistorum (Allg. Preßzeitung. 1845. S. 173 ff.), und noch dazu aus dem sechzehnten Jahrhundert. Daß ein derartiges willkürliches Eingreifen dem Buchhandel nur im höchsten Grade schädlich sein konnte, die Unsicherheit beim Verlage derartiger Schriften bedeutend erhöhen und von größeren Unternehmungen oft genug abschrecken mußte, bedarf wol keiner weiteren Auseinandersetzung. (M. s. Kiechhoff's Beiträge zur Gesch. des deutsch. Buchhandels. 2. Bdchn. S. 127. 128). H.

In einer neuerlichen Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft wurde ein Aufsatz des Herrn Finlay über den großen Nutzen verlesen, den es bei der Ausführung des Canals im Isthmus von Darien für die Schiffahrt haben würde, wenn man die Strömungen des stillen Meeres eben so erforschte, als es mit denen des atlantischen Meeres geschehen ist. In diesem Aufsatze waren zugleich die nöthigen Winke zur Ausführung dieser Maßregel gegeben, und der Präsident der Gesellschaft, Sir R. Murchison F. R. S., erklärte den Aufsatz für die wichtigste Arbeit, die ihm in derselben je vorgekommen sei.

Am 10. v. M. ist zu Paris, im Beisein des Admirals Baudin und anderer Mitglieder der zu dem Ende von dem Marineminister ernannten Commission, auf der Seine, unfern der Gernelle-Brücke, ein Versuch mit einem von dem Herrn von Saint-Simon Sicard erfundenen Taucherapparat gemacht worden, der sehr befriedigend ausgefallen ist. Ein Freund des Erfinders ließ sich mit dem Apparate auf den Grund der Seine hinab, verweilte dort 20 Minuten, ohne daß er der Zuführung von Luft von oben bedurft hatte, und brachte mehrere am Boden des Flusses gefundene Gegenstände mit sich herauf.

Mit Bezug auf eine Vorlesung Sr. Ehrw. des Herrn W. Taylor über die heutigen Leistungen des Unterrichts der Blinden, macht ein Londoner Blatt, der Globe, die Bemerkung, die ersten Schritte in dieser Sache seien von den Franzosen ausgegangen, in neuerer Zeit sei dieselbe aber ganz besonders von Deutschen gefördert worden, während die Engländer damit sehr im Rückstand geblieben wären.

Die französische Academie der Wissenschaften hat unlängst von New-Orleans zwei Arten Seidenraupen zugesandt erhalten, die in Louisiana zu Hause gehören und den Vorzug vor andern Raupen ihrer Gattung haben, daß sie auch mit anderem Laube als dem des Maulbeerbaums zu erhalten sind. Die eine dieser in Europa neuen Raupen, größer wie die andre, producirt jährlich ein Quantum starker Seide; die andre, die kleiner ist, liefert eine minder starke Sorte, weiß von Farbe, producirt dagegen aber jährlich vier Mal.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 37. Sonnabend, den 7. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Entdeckungen in Afrika auf Handelswegen ..... Seite 285
Cincinnati. Amerikanische Skizzen ..... „ 286
Die Quelle in der Wüste. Eine Parabel von Dr. S. Wallace „ 288
Literatur:
Biblisches Lesebuch für das Volk. Von Hermann von Bieike „ 290
Lieder des Herzens. Von Bernhard von Hoffmann ..... „ 290
Miscelle ..... „ 292

Entdeckungen in Afrika auf Handelswegen.

(Aus dem Athenaeum.)

Neuere Nachrichten aus Graham's Town belehren uns, daß der Handel den Spuren unserer wissenschaftlichen Reisenden rasch und ausdauernd gefolgt ist und schon einiges zu unserer erweiterten Kunde des inneren Afrika's beigetragen hat. Den Richtungen folgend, welche ihnen von den Herren Oswell und Livingstone vorgezeichnet worden waren, haben unsre unternehmenden Handelsleute den See N'gami erreicht und umgangen; sie haben ihn ungefähr 60 Meilen lang und 14 Meilen breit gefunden, und in ihm und seinen zahlreichen und teilbutbaren Flüssen die Elemente eines großen Netzwerkes inländischer Schiffahrt erkannt. Herr Campbell, einer der Handelsleute, die diese Reise mitgemacht haben, nennt die Eingebornen, die an den Ufern des See's wohnen, höchst intelligent. „Die dortigen Eingebornen," sagt er, „sind eine wackre, intelligente Menschenrace, den Behuanas weit überlegen und auch ein gut Theil kriegerischer. Sie führen heimische glänzende Waffen. Ihre kurzen Stoßspeere — die sie nicht wie die Kaffern ihre Assagaien als Wurfgeschosse brauchen — sind sauber geschnitzt, auch ihre Schlachtbeile, Schilde, Bogen und Pfeile sind geschmückt. Ihre Bogen haben eine Länge von 6 Fuß, und die mit Widerhaken versehenen Pfeile, deren Spitzen vergiftet sind, messen 4 Fuß. Der Schaft der Letzteren ist aus leichtem Holze verfertigt und gefiedert."

Die Eingebornen äußerten gegen Herrn Campbell, daß sich in weiter Ferne nach Nordwesten ein noch viel größerer See als der N'gami befände, und so auch eine Reihe hoher Berge, die sich sehr weithin nach Norden und Süden zögen. Sie sprachen auch von dreizehn großen Flüssen, die sich innerhalb einer Entfernung von ungefähr 400 Meilen im Norden des Zembese befänden. Nachdem unsre waglichen Handelsleute die Runde um den See gemacht hatten, zogen sie mit ihrem aus Ochsen bestehenden Zugvieh den Fluß Teouge — ein sehr ansehnlicher Fluß, der sich auf dessen westlicher Seite in den See ergießt — aufwärts. Nach der Aussage der Eingebornen kömmt dieser Fluß aus dem Gebiete Lebele's her, und die Handelsleute schlugen diese Richtung ein, weil ihnen sehr daran lag, Lebele, den Häuptling eines mächtigen Mukoba-Stammes, von dem sie im Verlaufe ihrer Reise viel hatten sprechen hören, aufzufinden und Geschäfte mit ihm zu machen. Als sie, ihre Ochsen gleich patriarchalischen Wanderern vor sich hertreibend, ihren Marsch aufwärts des Flusses antraten, waren dessen Gewässer aus ihren Ufern getreten, so daß es ihnen unmöglich war, über seine Breite und Tiefe ein richtiges Urtheil zu fällen. „Wir zogen," sagt Herr Campbell, „ungefähr 150 Meilen flußaufwärts, und passirten mehrere Male, ohne es zu ahnen, Districte, wo es von den giftigen Fliegen wimmelte, die in dieser Region den Pferden und dem Hornvieh so verderblich sind." Diese Landplage setzte jedoch den weiteren Entdeckungen und Handelsunternehmungen bald ein Ziel: ihr unterlagen zuerst die Pferde und dann die Ochsen. „Wir würden noch viel weiter den Fluß hinauf gezogen und muthmaßlich bis zu dem

Digitized by Google

Häuptling Lebele gelangt sein, berichtet Referent, wenn wir nicht durch diese Seuche aufgehalten worden wären."

Die zunehmende Sterblichkeit unter ihrem Vieh mahnte die Reisenden, aus der schönen und interessanten aber ungesunden Gegend zu flüchten und wieder nach dem See umzukehren. „Als ich von dem See aus aufbrach," sagt Herr Campbell, „hatte ich 37 Ochsen, als ich umkehrte, zählte ich deren nur noch 22. Mit diesen gelangte ich glücklich bis zu Tsapoe, einem kleinen Häuptling, der an den Ufern des Flusses Zonga, ungefähr 300 Meilen vom See entfernt, lebt. Von dort aus wurden alle meine Wagen auf Kähnen transportirt, wofür ich dem Häuptling des See's zehn Barren Blei als Fracht bezahlte. Man denke sich nur einen Fluß, der im Innern von Süd-Afrika auf solche Entfernung schiffbar ist! Hier starb mein letzter Ochs. Die Herren Green, Welm and Edwards hatten auch nur noch gerade so viele Ochsen behalten, als nöthig waren, um ihre Wagen bis nach Secheli zu schaffen and konnten mich nicht aushelfen. Glücklicher Weise trafen aber sechs holländische Farmers ein, die mir die nöthige Zahl Zugthiere überließen, um auch meinerseits Secheli zu erreichen. Ihre Güte wird mir ewig unvergeßlich sein! Sie hatten Einen aus ihrer Mitte, Namens Swanepoel, am See durch's Fieber verloren, und ein Du Preez war von demselben Uebel befallen gewesen, jedoch in der Genesung; doch ging es damit langsam und er sah noch sehr angegriffen aus. Auch der Führer meines Wagens hatte einen Fieberanfall gehabt und war mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen. Mit den Ochsen, die mir von den Holländern so zuvorkommend geliehen worden waren, und noch vier andern, die mir Herr Green überlassen hatte, die aber schon an den giftigen Insektenbissen litten, wurde es mir möglich, bis zu Secheli zu gelangen. Von diesem Häuptling miethete ich mir dann einige andere, die mich bis nach Kaeuman brachten, wo ich Gelegenheit fand mir einige andere zu meiner weiteren Reise zu kaufen."

Unsre Abenteurer fanden überall auf ihrer Reise Spuren von portugiesischen Handelsleuten vor. Darnach scheint es, daß der ganze District, der eben durch die Wissenschaft erkundet worden, dem Sclavenhändler längst bekannt gewesen ist. Mit Bezug auf den District des See's sagt Herr Campbell: „Die Portugiesen betreiben hier mit den Eingebornen einen blühenden Handel in Sclaven und Elfenbein. Sie geben in Austausch von Beiden ausgezeichnet gute Flinten, deren Läufe weit besser gearbeitet sind als die von unsern Gewehren, ferner Schießpulver, rothes und blaues Tuch, Glasperlen und mehrere andere geringfügige Handelsartikel. Sie kommen von einer Colonie auf der Westküste her, nach der Bezeichnung der Eingebornen nordwestlich von der Stadt Morami. Sie fahren den Zambese, der fern im Westen entspringt, auf Kähnen herunter, und treiben mit den verschiedenen Städten Handel, die an dem Ufer dieses Flusses liegen. Sie führen dann eine immense Menge Sclaven — von besiegten Stämmen — und große Qualitäten Elfenbein heim."

Auch an andern Orten fanden die Reisenden ähnliche Spuren von portugiesischen Sclavenhändlern, ohne jedoch je mit ihnen zusammen zu treffen, indem sie den Engländern gerne aus dem Wege gehen. Sie hatten dem Häuptlinge am See im vorigen Jahre schöne Geschenke zugesandt, und ihm versprochen, im folgenden Jahre selber kommen zu wollen; so wie sie aber die Anwesenheit mehrerer englischer Handelsleute am See erfahren hatten, waren sie von ihrem Vorhaben abgestanden. Hier, wie anderer Orten, gehen die Wissenschaft und die Humanität Hand in Hande die erstere eröffnet dem legitimen Handel ein neues Feld und der legitime Handel schlägt den unerlaubten und unmoralischen Handel in die Flucht.

Herr Campbell setzt hinzu: „Die Geographie dieser bisher unbekannten aber höchst interessanten Region ist in neuerer Zeit erweitert und die Bahn zu einem lucrativen Handel eröffnet worden, der noch unendlich zu erweitern sein dürfte, wenn auch unter Gefahren and großen Entbehrungen."

Cincinnati. Amerikanische Skizzen.

(Aus dem Tablet.)

Cincinnati wird ziemlich allgemein „die Königin des Westens" genannt, eine Bezeichnung, worauf es vermöge seines Umfangs, seiner Bevölkerung und seiner Lage auch mit Fug und Recht Anspruch machen kann. Die Stadt liegt in einem Thale, das, acht bis zehn (englische) Meilen weit, von einem Halbkreis von Bergen eingeschlossen ist, und dessen übrige Gränze der Ohio bildet. Die erste Niederlassung hier ist vor ungefähr 64 Jahren gemacht worden, und hat sich seitdem zur größten Stadt im Westen erweitert, mit einer Bevölkerung, die sich augenblicklich auf 150,000 Individuen beläuft, aber binnen wenig Jahren die Zahl von einer viertel Million zu erreichen Aussicht hat.

Bei meiner Ankunft am Landungsplatze, der gepflastert ist und in dessen Nähe sich eine Menge schwimmender Werfte befinden, die so eingerichtet sind, daß sie sich mit der Fluth oder der Ebbe heben und fallen, hatte ich gleich Gelegenheit, die Kays und Gebäude zu sehen, welche sich mehrere Meilen weit längs des Ufers ausdehnen. Der Fluß wimmelte von Dampfböten, die zum Betrieb des Handels nach Neuorleans, St. Louis, Louisville, Pittsburg und tausend anderen Plätzen dienen. Ein Fremder ist sehr erstaunt über den Anblick solch einer Menge prächtiger Dampfböte, aber sein Erstaunen mehrt sich noch, wenn er die großen Massen mannigfaltiger Kaufmannsgüter sieht, die längs des Ufers zur Verschiffung aufgestapelt liegen. Da sieht man tausende von Karren, die entweder Ladungen Waaren aus den Speichern hierher fahren, oder Zucker, Rum, Branntewein, Melassen ꝛc. zu tausenden von Orhoften nach den verschiedenen Gegenden der Stadt transportiren. An einer Stelle haben sich Gruppen von Schiffsleuten gesammelt, die nun, nachdem ihre Fahrzeuge entlöscht sind, mit einander Rath halten, welche Schenke sie vorzugsweise frequentiren wollen, ob „des Seemanns Comfort" „die glückliche Heimath", den Columbier, oder Vanhofer." An einem andern Flecke stehen Haufen Kaufleute, die ihre Consignationen überwachen, und wo immer noch ein Raum frei gewesen seyn mag, da drängen sich die Müßiggänger, hier Loafers genannt. Dort bieten stämmige Irländer, in flanellenen Jacken, ihre Kräfte auf, um Schiffe zu beladen oder zu entlöschen; hier wird man von einem Dutzend Fruchtverkäufern bestürmt, deren Früchte schon zum

Digitized by Google

Kaufen reizen könnten, wenn sie selber nur nicht so ungewaschen aussähen; dazwischen schreit ein Anderer: „hier haben Sie die Morgenzeitung, Herr, die neuesten Neuigkeiten, den heutigen Commercial! Es vergeht einem aber zuletzt Hören und Sehen über das Durcheinander von Menschenstimmen, Peitschenknallen, Wagenrasseln, ꝛc.

Wenn man die Werfte verlassen hat und die Stadt betritt, so fällt einem das Bild einer großen Geschäftigkeit auf. Man sieht da eine Menge Waarenhäuser, höchst elegante Modewaarenladen, und auf allen Seiten, in jedem Quartier eine außerordentliche Rüheigkeit. Die Straßen sind regelmäßig, mehrere aber so enge, daß es der Schönheit der Stadt großen Abbruch thut. Einige Straßen haben, wie die der südlichen Städte, zu beiden Seiten Baumreihen, deren Schatten, bei der großen Hitze, die hier herrscht, im Sommer sehr wohlthuend ist. Groß ist die Anzahl der Privatwohnungen der reicheren Kaufleute; einige derselben sehen Palästen ähnlich und sind aufs prunkendste eingerichtet. In den Geschäftsstraßen herrscht tagtäglich ein Gewühl, wie man es in einer irländischen Stadt nur an den bedeutenderen Markttagen oder auf Jahrmärkten wahrnimmt. Das Gedränge der Hin- und Herwogenden ist zuweilen so stark, daß man minutenlang warten muß, ehe man von einer Seite zur andern gelangen kann. Freie öffentliche Plätze oder Parke giebt es nicht, zum großen Nachtheil der Schönheit und der Gesundheit der Stadt. Im Sommer suchen die Bürger ihre Erholung in der Regel in Excursionen aufs Land, das äußerst einladend ist; im Winter ist es jedoch, außer bei Frostwetter, fast unmöglich, sich des Vergnügens halber außerhalb der Stadt zu begeben, weil die Wege dann bodenlos sind.

Die Bevölkerung besteht aus eingebornen Amerikanern, Holländern und Irländern. Engländer giebt es wenige, und von Italienern und Franzosen nur die Probe. Die katholische Bevölkerung beläuft sich auf circa 60,000 Seelen, worunter ein Drittheil Irländer, und die holländisch katholische auf mindestens 35,000. Die Arbeit ist sehr begehrt, daher jedermann leicht Beschäftigung findet und im Allgemeinen ein hoher Lohn bezahlt wird. Im Schlachten von Schweinen wird in Cincinnati Erkleckliches geleistet. Als ich hierher kam, war es am Schlusse dieses Geschäftsbetriebes, doch gab es Districte in der Stadt, wo der Geruch von den Factoreien, die den Speck bereiten, so penetrant war, daß ich nicht begreifen konnte, wie Menschen dort auszudauern vermochten. In dem Thale, wo die Schlachthäuser belegen sind, war der Fluß wörtlich genommen blutgefärbt. Wie großartig dieser Geschäftszweig ist, läßt sich daraus abnehmen, daß in wenigen Monaten fast eine viertel Million Schweine geschlachtet wird. In jeder Straße begegnet man gewaltigen Wagen mit todten Schweinen; die Felder rund um die Stadt wimmeln von Schweinen, und die verschiedenen Eisenbahnen führen deren stündlich zu tausenden zu. Nichts als Schweine, lebendige oder todte! Die Luft roch nach Schweinen, und die Leute sprachen von nichts als von Schweinen und deren Preise, so, daß man Cincinnati ganz füglich „die Schweinestadt" nennen könnte, mindestens zwei Monate im Jahr.

Die Stadt hat eine Menge Factoreien, wie es schon daraus hervorgeht, daß dort 240 Dampfmaschinen in voller Thätigkeit sind, die Korn- und andre Mühlen, Schmelzwerke ꝛc. treiben. Hier wird fast Alles durch Dampf beschafft, auch das, was der Mensch am Leibe trägt und was ihm zur Nahrung dient. Was den Fortschritt betrifft, so stehen wir ein hundert Jahre gegen sie zurück. Alle Welt scheint von einem und demselben Gedanken, dem Geschäft, beseelt zu sein, und diesem wird, fast ausschließlich, alles andere hintangesetzt. Von dem gemächlichen Schlenderleben, wie man es in Europa sieht, ist hier keine Spur. Hier geht es immer im gestreckten Laufe, und wer auf den Straßen nicht ebenfalls seine Schritte beflügelt, der riskirt umgerannt, zu Boden geworfen zu werden. Die leeren Arbeitswagen jagen hier in den Straßen schneller, wie bei uns zu Lande die Equipagen. So wie der Fuhrmann seine Ladung Heu, Kohlen oder Holz abgeliefert hat, läßt er seine Peitsche knallen und jagt im Galopp von dannen. Man thut ihnen nicht zu nahe, wenn man sie als ein rastloses Geschlecht bezeichnet. Von der Bedeutsamkeit der Waaren, die hier verfertigt oder consumirt werden, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß der Handelsumsatz in dem großen westlichen Thale sich jährlich auf 700,000,000 $, sage sieben hundert Millionen Dollars beläuft! Von dieser gewaltigen Summe fällt auf Cincinnati, als Hauptstadt des Westens, und in einem Staate belegen, der in der Cultur weiter vorgeschritten ist als irgend ein anderer in seiner Nachbarschaft, und der eine Bevölkerung von circa zwei Millionen zählt, mehr als ein Durchschnitts-Antheil. Am blühendsten ist hier der Handel in Spriet, und die Zahl der Häuser, die sich mit dessen Fabrication, Verfälschung und Vertrieb beschäftigen gränzt an's Unglaubliche.

Keine Stadt in Amerika hat binnen wenig Jahren so rasche und wundersame Fortschritte als Cincinnati gemacht; als Stadt ist es erst im Jahr 1802 incorporiert, als Hauptstadt im Jahr 1819 aufgenommen worden, und seitdem hat es sich so erweitert, daß es nun die größte Stadt im Westen ist, und, wie ich glaube, im Range als die fünfte oder sechste in der ganzen Union zählt. Es hat große commercielle Vortheile, indem der Ohio, außer bei strenger Winterszeit und einer kurzen Periode im Sommer, eine höchst vortheilhafte Heerstraße für die Beförderung von Waaren darbietet. Der Fluß ist am Landungsplatze fast eine halbe Meile breit, und die Strömung außer bei sehr hohem Wasser nicht reißend. Die Beschiffung des Flusses ist zu gewissen Jahreszeiten mit Schwierigkeiten verknüpft, und, mit Hinblick auf die vielen Dampfböte, die ihn bei Nacht wie bei Tage durchkreuzen, sehr gefährlich. Zuweilen werden hier in einem Jahre 40 bis 50 Dampfböte zur Fahrt auf dem Ohio, dem Mississippi oder den See'n gebaut. Die Manufacturen Cincinnati's werden nach den verschiedenen Häfen am oberen und unteren Mississippi versandt. Auch der inländische Verbrauch ist bei der ansehnlichen Bevölkerung bedeutend. Cincinnati ist außerdem der große Stapelplatz all der Städte, die im Staate Ohio aufgeschossen sind, und versorgt seinerseits fast ausschließlich die benachbarten Staaten. Mit den östlichen und nördlichen Städten unterhält es gegenwärtig auf den angelegten Eisenbahnen nach Pittsburg, Baltimore, Philadelphia und Newyork einen so regelmäßigen als schnellen Handelsverkehr.

Digitized by Google

Die Quelle in der Wüste.

Eine Parabel von Dr. Sigismund Wallace.

Ein alter ehrwürdiger Greis wohnte allein auf einer Oase in der arabischen Wüste, welche gleich einer Insel, die im Meere von Fluthen umrauscht wird, nur von sandigen Steppen umgeben war. Der Greis lebte ein einsames, trauriges Dasein. Jahrhunderte waren entschwunden, und in nichts war die Oase, auf der er sein Zelt aufgeschlagen hatte, anders geworden. Die Sonne hatte nichts von ihrer Gluth verloren; immer noch brannten ihre Strahlen mit gleichem Feuer, und weiß, wie die schneeigten Gefilde des kalten Nordens, umgaben sie von allen Seiten sandige Ebenen, ohne daß wie dort Sonnenstrahlen sich in den Krystallen der vom Froste gebildeten Flocken brachen, denn hier war nur eine starre, unveränderliche Masse.

Ueberall herrschte die Stille des Grabes, welche nur dann und wann von dem Schrei der Hyäne und des schrecklichen Leoparden, oder von dem grollenden Zischlaut der schleichenden Schlange, die mit gelbem Geifer ihren Weg bezeichnete, unterbrochen wurde.

Weithin erstreckte sich des Himmels Gewölbe, getragen von unsichtbaren Säulen, und vergeblich suchte das Auge einen Ruhepunkt in der endlosen Leere, bis daß die Steppe und der immer unveränderliche Horizont in einander verschmolzen, gleichsam als fänden sie endlich, indem sie sich fest wie in einer Umarmung umschlangen, Trost und Ersatz für die auf und unter ihnen heimischen Schrecken. Oder als küßte das sandige Meer den Saum des Himmelsgewölbes, um den erquickenden Regen zu erflehen, wie der arme Gefangene und zum Tode Verurtheilte dem Tyrannen die Kniee umklammert, während derselbe hartherzig dem Henker winkt und sein Auge trocken bleibt, wie auch die Freunde des Opfers die Hände ringend um Barmherzigkeit und Gnade bitten.

Die Oase war klein. Ein einziger grüner Fleck in der Einförmigkeit der sandigen Masse, auf der die senkrechten Strahlen der Mittagssonne Staub-Atome zittern, schweben und sich in gestaltlosen chaotischen Formen bewegen machten.

Ehrfurchtgebietend war die Gestalt des greisen Einsiedlers, des einsamen alten Bewohners der Wüste. Sein Bart war lang und silberweiß; ebenso sein Haupthaar, welches die von Alter, Sorgen und Nachdenken gefurchte Stirn in Locken umgab, wie die dunstigen Gestalten des Morgennebels die Spitzen der Berge umgeben. Seine Glieder waren hager, jedoch noch kräftig, nur den Rücken hatten die Last der Jahre und die Mühseligkeiten eines sorgenvollen Lebens gebeugt, wiewohl sie das Feuer der großen dunkeln Augen nicht zu dämpfen vermocht hatten. In ihnen strahlte noch die Gluth der jugendlichen Begeisterung, gemildert durch eine fromme Ergebung in das vom Schicksal Auferlegte.

Ein fast dürrer und immer mehr vertrocknender Dattelbaum gab allein ihm Nahrung. Wenige waren der welken Blätter, und noch weniger waren der süßen Früchte, denn das am Fuße des Baumes dem Sande entquillende Wasser zeigte sich nur in spärlichen Tropfen. Täglich wurde die Quelle seichter, und ihr Rieseln war nur wie das Athmen eines Sterbenden, das immer leiser wird, bis es gänzlich verstummt. Ach! das Bett des Baches des Lebens wurde von Stunde zu Stunde enger. Ihn verschütteten die Sandwolken der Wüste, welche der glühende Samum über die weite Fläche trieb, wie der hungrige Wolf eine Heerde furchtsamer Schafe vor sich herjagt. Der Greis und seine wenigen zottigen Ziegen waren von allen Schrecken des Todes umgeben. Das Geheul der wilden Thiere, der dahinwelkende Baum, die versiegende Quelle, die sengende Gluth der Sonne, — alles verkündete ihnen die nahe Stunde des Todes. Mühsam schaufelte der Greis Morgens und Abends mit zitternden und blutenden Händen den heißen Sand hinweg, um für seine lechzenden Ziegen einige Tropfen des Wassers zu sammeln, aber ihnen ward nicht Labung, sondern der Durst nur erhöht. Wie schmerzte es ihn tief, wenn er die treuen Gefährten seines einsamen Lebens entkräftet im Sande liegen sah, suchend sich einander Schatten zu geben, während die trockenen Zungen den Schweiß von der Stirne leckten. Dann versank er in tiefes, schmerzhaftes Träumen, und ihn weckte der Ruf des Todes, der geräuschvoll in den dürren Blättern des Dattelbaumes rauschte, im Samum stürmte und im Geheule der wilden Thiere sich verkündete.

Während einer Nacht lag der Greis ermattet auf seinem harten Lager. Sein Kopfkissen waren die Schrecken der Einsamkeit. Seine Sinne waren gefesselt von geistiger Abgespanntheit, in Folge des ewig drohenden Todes, und sein Körper war müde und erschöpft vom beschwerlichen Tagewerke. War er doch bemüht gewesen, die Quelle vom Sande zu reinigen und die kostbaren Tropfen zu sammeln, um sich und den Ziegen das elende Dasein zu fristen.

Auf dem harten Lager ruhte er die müden Glieder aus; doch sein Geist war wach, denn mehr ein dumpfes Hindämmern als ein erquickender Schlummer fesselten seine Sinne. Flieht doch der Schlaf die schweren und müden Augenlieder der Unglücklichen und ist nur heimisch in der Wohnung der Freude, wo das Lächeln der Lust und des Glückes den Gast bewillkommnet. Hier kehrt er ein, begleitet von lieblichen Träumen.

Aber unter dem Dache des Elends und des Schmerzes ist der Schlummer ein Fremdling, und läßt er sich dort einmal blicken, so weilt er gewiß nicht lange. Wie kein kühles Lüftchen die Schläfe erfrischt, wenn am schwülen Sommerabend an dem mit schwarzen Wolken überzogenen Himmel ein Gewitter sich zusammenzieht; wenn der Donner schon in der Ferne rollt, und die gelben Blitze zuckend das schwarze Gewölk durchkreuzen; wenn flatternd dicht an der Erde die erschreckten Vögel aus ihren Nestern geschreckt herumfliegen, Schutz gegen den kommenden Sturm suchend, und wenn der muthige Mann von einem seltsamen Gefühle beschlichen, erkennen muß, daß im sich entladenden Donner und in den leuchtenden Blitzen Himmel und Erde nur Ihm gehorchen, der sie geschaffen, so daß der Mensch eines Gefühls der Angst und der Furcht sich nicht erwehren kann; ebenso ist der Unglückliche auch im schlummerähnlichen Zustande einem bangen Gefühle verfallen, das ihm am Herzen nagt, und seine Seele drückt, denn im selbstbewußten Zustande flieht ihm die Hoffnung. Darum war das Ruhen des Greises nicht Labung beigend und die Kräfte erfrischend. — Seine Augenbrauen waren krampfhaft zusammengezogen, die Augen geschlossen und schwer die Athemzüge, welche wie klägliche Seufzer der Brust sich entboben. Fest in einander geschlungen waren die Hände und seine Lippen bewegten sich leise wie im Gebete, von tiefem herzbrechenden Leid hervorgerufen.

Digitized by Google

Plötzlich überzog ein seliges Lächeln das Antlitz des alten Mannes; seine Gesichtszüge waren wie verklärt, und das Schmerzhafte in der Bewegung der Lippen war ein andächtiges Lispeln geworden. Thränen netzten die geschlossenen Wimpern, und die Brust athmete freier. Ihm zeigte sich ein himmlisches Traumbild, das, selige Wonne verheißend, unvergeßlich und Freude bringend war.

Die dunkle Schreckensnacht war plötzlich in einen milden Frühlingstag verwandelt. Die Sonne schien in Osten mit lichtem Glanze. Blüthen, noch halb verschlossen, und Blumen in vollem Schmucke der Farben hauchten lieblichen Wohlgeruch aus. Ein sanftes Lüftchen fächelte flüsternd in den grünen Blättern der Bäume, und bewegte anmuthig die vom Thaue feuchten Früchte und Blumenkelche, von denen Perlen sich lösten und den Boden tränkten.

Drei Engel näherten sich mit Geisterschritten dem Lager des Einsiedlers. Ein Heiligenschein umfloß die Köpfe der himmlischen Gestalten, und in ihren Händen hielten sie Zweige der schlanken Palme. Wie Sphärenmusik klangen die Worte:

glaube, liebe und hoffe,

welche ihre rosigen Lippen aussprachen, indem sie zum Greise hintraten, die Palmen anmuthig bewegend, und damit die Schläfe des Schlummernden berührend.

Und dieser hörte jugendliche Stimmen von Kindern, die harmonisch einstimmten in die feierlichen Hymnen, welche die Engel sangen. Nicht wurde er müde ihrem heiligen Hosianna zu lauschen.

Allmählich verklangen die frommen Accorde. Die drei Gestalten die des Greises Bett umstanden, wurden bleich und immer bleicher, bis sie gänzlich im Lichte verschwanden. Wieder war es Nacht geworden. Stille und Dunkelheit füllten von Neuem das Zelt.

Ein erquickender Schlummer hatte sich des Greises bemeistert und im seligen Gefühle des gehabten Traumbildes war die Erinnerung an die Schrecken seines elenden Daseins, an die sich immer erneuernde Angst der Seele untergegangen.

Lange und fest ruhte er im süßen Schlummer, weit hinaus über die gewohnte Stunde. Schon stand die Sonne hoch, als die Ziegen den geliebten Herrn suchend in das noch geschlossene Zelt krochen und den Schläfer weckten, indem sie sanft die Hände ihm leckten.

Er erwachte und vermochte kaum das blendende Licht der Sonne zu ertragen. Seine Gedanken waren verwirrt, er gedachte des gehabten Traumbildes und vermochte nicht den Zweifel zu lösen, ob es ein solches, oder ob es Wirklichkeit, was er gesehen, gewesen, denn eine frühere nie gekannte Seligkeit und eine unerklärliche Wonne waren ihm geblieben.

Ein ungewohntes Geräusch klang aus der Ferne an sein Ohr und verscheuchte die verwirrenden Wirkungen seines Traumbildes. Rasch sprang er von seinem Lager auf; er war wieder jung und kräftig geworden. Das Traumbild hatte das Wunder bewirkt. Mit jugendlicher Schnelle öffnete er die Falten seines Zeltes. Er trat hinaus, um, wie er zu thun gewohnt war, an der Quelle niederzuknieen und sein Morgengebet zu verrichten. Je näher er der Quelle kam, desto lauter und vernehmlicher wurde das gehörte Geräusch. Er traute seinen Sinnen nicht, blieb stehen, staunte, lauschte, und wagte kaum zu athmen. So stand der ehrwürdige Greis gleich einem Steinbilde, welches der göttliche Hauch nicht belebte; doch da fiel er plötzlich auf die Kniee, und mit gen Himmel gerichteten Blicken, und mit bebenden Lippen stimmte er ein Halleluja an.

Ein Wunder war geschehen. Während der Nacht hatte sich der Schoß der Erde geöffnet und ihm entquoll mit lieblichem Gemurmel ein Strom klaren Wassers. Nicht mehr fielen spärliche Tropfen; es ergoß sich ein starker Strom, welcher den den freien Lauf hemmenden Sand hinweggeschwemmt hatte, und die Strahlen der Sonne brachen sich in der sprudelnden Quelle.

Der große allmächtige Schöpfer, der Herr der Heerschaaren, der Urquell alles Guten hatte sich des Greises erbarmt, und Großes an ihm geübt, denn die sprudelnde Quelle war die Quelle eines neuen Lebens geworden und verhieß eine glückliche Zukunft, reich an Freuden und Wonne. Der einzelne Baum, der schon dahinwelkte und verdorrte, konnte nun neue Kraft schöpfen, sich neu belauben, und vielfältig süße Früchte tragen, deren Keime wieder sollten keimen, emporschießen, wachsen, und einen Wald bilden zum Schutze gegen die sengenden Strahlen der Sonne und von dessen Früchten ein zahlreiches Geschlecht sich nähren sollte. Der Greis und seine Ziegen durften nicht mehr darben, sondern der Gnade Gottes genießen und sich vermehren.

Die Zukunft hatte keine Schrecken mehr, und die Erinnerung an die trübe Vergangenheit ging in dem Gefühle der beginnenden Seligkeit unter.

Mit welcher Gier schlürften die Ziegen Stärkung aus dem himmlischen Born, während der Greis an seinem Ufer niederkniete, und ein Dankopfer im inbrünstigen Gebete darbrachte!

Es hatte der himmlische Vater den Eingang zu einem neuen, freudevollen Leben geöffnet; er hatte die Schrecken der Wüste in einen ewig dauernden Frühling, und das Elend der Vergangenheit in unvergängliche Wonne verändert. Er hatte das Wort gesprochen, und das Wunder war vollbracht!

Jahrhunderte sind vergangen. Viele Geschlechter wurden zu ihren Vätern eingesammelt und zu Staub; aber die Quelle sprudelt noch immer, ihre Gewässer nehmen täglich zu und verbreiten immer mehr den Segens. Die Wunder bewirkende Hand der Vorsehung hat den Schoß der Erde geöffnet und den Strom des Lebens sich ergießen lassen. Er strömt und fließt, und wird nimmer versiegen.

Der hinfällige Greis ist ein kräftiger Jüngling geworden. Um ihn her lebt ein zahlreiches und blühendes Geschlecht. Sie trinken aus dem Quell des Lebens, der ihre Herden tränkt, ihre Fluren feuchtbar macht, die Güter des Lebens vermehrt, und sie singen mit frommer Andacht:

Heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und die Erde ist
voll seines Ruhmes!

* * *

Die Wüste mit ihrem Sande ist das Heidenthum; die Oase das heilige Land Palästina; der alte ehrwürdige Greis der Glaube an den einzigen ewigen Gott; der verdorrende Baum, die hagern Ziegen und der versiegende Quell sind das verfallene Judenthum, das Wunder und der sprudelnde Strom das ist Christus und sein Glaube.

Digitized by Google

Biblisches Lesebuch für das Volk. Ein Handbuch für Laien, welche das Wort Gottes lieb haben und für Volksschullehrer beim Unterrichte in der biblischen Geschichte. Von Hermann von Bielke. Mit einer Charte und einem Plan von Jerusalem. Zweite Ausgabe. Hamburg, bei Kittler. 1852. S. 411. XVI.

Einem aufmerksamen Beobachter unserer Literatur kann es nicht entgangen sein, daß seit dem Befreiungskriege das Bedürfniß einer genaueren Bekanntschaft mit der Bibel und ihrer Geschichte, als der Quelle unserer religiösen Ueberzeugungen und des Handbuches für das fromme, sittliche Leben sich auf eine erfreuliche Weise immer mehr fühlbar gemacht und durch eine Menge Bibelausgaben, so wie durch eine noch größere Anzahl von „biblischen Erzählungen" u. a. Handbüchern für Schule und Haus seine volle Befriedigung gefunden hat, wenn auch der Standpunkt, auf welchem die Verfasser standen und von welchem sie ausgingen, eben so verschieden war, als die Art und Weise der Behandlung des Stoffes. Für das Volk und die Kinder eignet sich keine Form besser, als die einfache, kindliche und gläubige Sprache der Bibel, und in Schulen für Kinder aller Stände wird ein biblisches Lesebuch nur dann Anklang finden und für Geist und Herz heilsame Wirkungen hervorbringen, wenn es diesen Ton zu treffen weiß. Das oben bezeichnete biblische Lesebuch erzählt nun die biblische Geschichte zwar nicht mit den Worten der Bibel, denn es will die Bekanntschaft mit der Gesammt-Geschichte des jüdischen Volks bis zu seiner „Verbannung und Zerstreuung über die Erde" befördern, aber doch in dem gläubigen Geiste der Bibel. Darum erzählt es diese Geschichte im Zusammenhange und berücksichtigt nicht allein das Exil und die Rückkehr aus demselben, sondern auch die Geschichte der Makkabäer bis Herodes, und die Zerstörung Jerusalems durch die Römer; darum fügt es nicht allein archäologische, geographische und geschichtliche Anmerkungen bei, sondern sucht auch durch eine Charte von Palästina und einen Plan von Jerusalem das Verständniß zu erleichtern, so daß das Buch in den Händen des Volks und der Jugend seinen Zweck nicht verfehlen wird; nur ist zu wünschen, daß die vielen Druckfehler vor der Benutzung nach dem Verzeichnisse corrigirt werden.

Dr. J. C. Kge.

Lieder des Herzens. Von Bernhard von Hoffmann. Breslau, bei Joh. Urban Kern. 1852. VI u. 167 Seiten. 12.

Der Dichter bittet in dem Gedichte: „An die Musen":

O schenket mir, ihr Musen,
Alltäglich ein Gedicht,
Verstoßt von eurem Busen
Den Liebessänger nicht.

Die Musen haben seine Bitte erhört; wenn auch nicht täglich, doch in vielen Stunden haben sie, oder vielmehr hat ihn die Liebe zum Dichten begeistert, und was er gedichtet, wird hier uns überliefert. Einen „Liebessänger" nennt er sich selbst und sagt uns damit zugleich, daß er uns nur von seiner Liebe singen will; in der Widmung heißt es:

Meiner Liebe zum Gedächtniß
Will ich einen Bogen weih'n,
Meiner Liebe zum Vermächtniß
Einen Tempel ohne Stein.

Stein und Mörtel sind vergänglich
Meiner Liebe Denkmal nicht,
Weil so Liebe strahlt unendlich
Bis an's fernste Sternenlicht.

Seine Lieder sind Lieder des Herzens; der künstlichen, erzwungenen Begeisterung wäre es nie gelungen, einen Gegenstand in so vielfacher Form zu besingen. Aus der langen Reihe auszuwählen wird uns schwer, wir geben einige Dichtungen, wie sie sich gerade darbieten.

Ob ich dich liebe?

Ob ich dich liebe?
O frage das Morgenroth,
Es kündet die Sonne
Und stirbt den Verklärungstod.

Ob ich dich liebe?
O frage den perlenden Thau,
Er sinkt auf die Erde
Erquickend, aus duftigem Blau.

Ob ich dich liebe?
O frage die blühende Rose,
Sie neigt sich dem Zephyr,
Vertrauend dem süßen Koseſ.

Ob ich dich liebe?
O frage den murmelnden Quell,
Er quillt aus der Tiefe,
Krystallrein, Welle auf Well'.

Ob ich dich liebe?
O frage die Nachtigall,
Sie haucht süße Lieder
Zur Nacht, in melodischem Schall.

Ob ich dich liebe?
O frage nicht weiter mit Bangen,
Still lächelt die Liebe
Und Purpur umhaucht ihre Wangen.

Der Lotos.

Aus dem Kelch der Lotospflanze,
Die auf Wischnu's Wort entsproß,
Stieg einst Brama auf im Glanze,
Als die Knospe sich erschloß.

Digitized by Google

Und der Liebesgott der Inder
Schuf das lichte Himmelszelt,
Schuf für seine Menschenkinder
Eine blumenreiche Welt.

Glauben schenken möcht' ich gerne
Jener Sage wunderhold,
Wenn ich seh' die Blumensterne
Blühen an der Sonne Gold.

Gleich der zarten Blume, welche
Einst den Liebesgott gebar,
Bergen heut noch alle Kelche
Liebesgötter wunderbar.

Und ich muß mich küssend neigen
Ueber jede Blume hin;
Denn ich weiß, es wird sich zeigen
Meiner Liebe Bild darin.

Zauber der Liebe.

Siehst du die Sonn' erglüh'n? —
Hör'st du die Nachtigall? —
Siehst du die Wolken zieh'n? —
Hörst du den Wasserfall? —
Siehst du in weiter Ferne
Den ersten Glanz der Sterne? —

Regt sich's in deiner Brust? —
Hebt sich dein Geist empor? —
Schwelg'st du in sel'ger Lust,
Und wird berauscht dein Ohr? —
Doch all' dem Weltgetriebe,
Giebt Zauber erst die Liebe.

Die Rose von Jericho.

Laß deine Blicke sinken
Zum kleinsten Kelche nur,
Entgegen wird dir winken
Die deutende Natur.

So gibt es eine Blume,
Genannt nach Jericho,
Die ward im Heidenthume
Verehrt, ich weiß nicht wo;

Der ist die Kraft gegeben,
Nach Jahre langer Frist
Von Neuem aufzuleben,
Ob sie verwelkt auch ist.

Es gleicht mein Herz der Blume,
Gebrochen und verglüht,
Das an dem Heiligthume
Der Liebe frisch erblüht;

Denn wie die zarte Pflanze
Am kühlen Thau sich letzt;
So wird vom Thränenglanze
Der Liebe Glück benetzt;

Drum heilig sei der Glaube,
Auf den die Hoffnung zeigt,
So lang' aus dürrem Staube
Ein Lebensfünkchen steigt.

Getäuschte Blüthen.

Herniedder fällt der kalte Schnee
In tausend Silberflocken;
Dem armen Frühling wird so weh
Mit seinen Blüthenglocken;

Und jedes Blümchen zitternd friert,
Im Kelche Schmerz und Sehnen,
Die weißen Flocken selbst gerührt
Verwandeln sich in Thränen.

Was lock'st du, strahlend Himmelslicht,
Mit schmeichelnder Bethörung
Die Blumen vor dein Angesicht,
Als Opfer der Zerstörung? —

Ich klage, daß ein kalter Ost
Zerstört ein Blumenleben,
Und fühle selbst den starren Frost
Durch meine Seele beben;

Ihr Auge war der Himmelsblick,
Woran mein Herz erglühte,
Und doch, o schmerzliches Geschick!
Ein Frost der Liebesblüthe.

Canzion.

Die Wünsche, die ich bringe,
Sind wie ein Morgentraum,
Die Lieder, die ich singe,
Gleich eines Baches Schaum;

Vergessen und verloren
Sind sie am Tage bald,
Zerronnen wie geboren,
Als flücht'ge Schaumgestalt;
Doch was ich wünschend bringe,
Entflieht es auch als Traum,
So bleibt doch was ich singe,
Des Herzens Silberschaum.

Der Anhang enthält einen lieblichen Kranz von vierzehn Sonetten: Die Augen der Geliebten; jedes beginnt mit den

Digitized by Google

Schlußworten des vorhergehenden und ist aus ihnen das folgende fünfzehnte Meistee-Sonett gebildet:

Wenn ich erforschen will der Seele Leben,
Gelüstet seh'n des Herzens tiefste Falten;
Wenn sich ein Bild der Lieb' mir soll gestalten,
Entflammend meinem Geiste Aufschwung geben;

So müssen sich die seid'nen Wimpern heben,
Der Augenstrene Schleier sich entfalten,
Muß deines Blickes voller Zauber walten,
Mit Freud'- und Schmerzensthränen sich durchweben;

Dann wird sich mir der Seele Himmel lichten,
Umstrahlt von dem Gestirn der Augensonnen,
Wie Morgenglut sich klärt am Sonnenscheine;

So will ich nur von deinen Augen dichten,
Dem Zauber, der mein Leben hält umsponnen,
Und schafft, daß ich auf ewig bin der Deine.

Herr Keen hat, wie er es nie unterläßt, auch diesen seinen Verlagsartikel entsprechend ausgestattet.

Hoffmann.

Miscelle.

Ein Curiosum in mehrfacher Hinsicht, wahrscheinlich auch eine bibliographische Seltenheit, ist ein 1748 in 4° gedrucktes Gedicht (12 Seiten):

Wahres Lob der vortrefflichen Russen. Bei Gelegenheit des Durchzugs durch das Nürnbergische Gebieth, und des Aufenthalts in dem Feld-Lager bey Fürth, den 1. August im Jahr Christi 1748. In gebundener Rede eilfertig verfasset von einem Verehrer des russischen Volkes.

Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein Chronographicum natvrale in lavdem Imperatricis Rvssorvm. VIXI DIV CIVI, IVVI ILLVM. 1748.

Von meinem ersten Hauch hangt aller Russen Leben;
Mein Thron hat ihrem Wuchs so Saft, als Trieb, gegeben.

Das Lobgedicht beginnt so:

Hebt euer Häupter auf, ihr Welt-berühmte Franken,
Entziehet unverweilt die sorgende Gedanken
Dem sonst gewohnten Fleiß, woraus ein Vortheil quillt
Und weihet sie dem Volk, das Wunsch und Sehnsucht stillt.
Ein Volk, das Rußlands Welt bey Schwerdt und Pfeil erzogen,
Kommt aus der Ferne dort für Hülfsbegier geflogen,
Und eilet, wo es noth, nur für Europens Ruh,
Dem Krieges-Aufenthalt, den Niederlanden, zu.
Kein dummer Eigennutz, kein Regen, Frost und Hitze,
Kein Schnee, kein Hagel-Sturm, kein Donner, keine Blitze,
Kein Fluß, kein Wald und Berg, nichts hemmt den munteren Lauf;
Nur hält es manches Orts die Feirdens-Hoffnung auf.
Wird die gebrochene Bahn durch rauhen Nord verwehet,
Und unser Hoffnungs-Mast vom Wirbelwind verdrehet;
So dringt es eifernd fort, es eilet, flieht und wehrt
Dem unverschämten Groll deß, der den Frieden stöhrt.
Doch, da der Feiedens-Plan durch Gottes weise Güte,
Zu Aachen sonderlich, schon in der schönsten Blüte;
So glückt es ihm vielleicht, das es, bey reifer Frucht,
Den Rückweg heldenhaft in kurzem wieder sucht.

O hochbeglücktes Land, das munter Russen siehet,
Ein Volk, vor dem der Feind, wie vor Cyclopen, fliehet;
Ein Volk, das unserm Ohr vergnügter Zeitung bringt;
Ein Volk, das nicht auf Blut, nur auf den Feirden dringt.
Hier sollt ein Cicero, ein Curtius noch leben;
Sie würden ihrem Ruhm Gewicht und Beifall geben;
Denn was mein mattes Kiel von ihnen lallend spricht,
Erschöpft ihr Verdienst und Werth bei weitem nicht.

In diesem Ton geht es nun fort; z. B.:

Ich kann mit Fug und Recht von diesem Volke melden:
So viel man Köpfe zählt, so viel zählt man auch Helden.
Sie sind zwar an Gestalt beherzten Männern gleich,
Jedoch an Löwen-Muth erstaunenswürdig reich.
Hier ist kein Attila, kein Bluthund, zu rewacten,
Verwegner Hunnen nicht, nicht feeche Langobarden,
So tolle Mordlust zwang: Sie eifern für das Recht;
Und dieser Grund hat schon den stärksten Feind geschwächt.
Höit Gog und Magogs-Brut die tapfern Russen nennen,
So möchten sie für Angst in Stambols Grüfte rennen.

Der Verfasser giebt den Besungenen den Wunsch auf den Weg:

Des Himmels starkes Heer, so den Elisa schützte,
Und auf den Jacob dort in süßen Träumen blitzte,
Sey Euer Schild und Helm, Burg, Vestung, Schloß und Wall,
Behüt auch Euren Fuß für Gleiten, Stoß und Fall.
Der Herr bekröne fort mit Sergens-Millionen
Dort Rußlands Kayserin, hier die gepaarte Krone,
Auch jede Macht, die jetzt den Feirdensplan entwirft,
Damit Ihr Euren Fuß nicht weiter setzen dürft.

Das Encomium schließt mit den Worten:

Ja, ja, mein treuer Wunsch wird durch die Wolken dringen,
Auch bald in unsre Ohr die Feirdens-Bothschaft klingen.
Drum kehrt jauchzend heim; kommt nur mit Palmen an,
Und sprecht: Ihr habt gesiegt, doch keinen Schuß gethan.

D.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 38. Mittwoch, den 11. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise ..... Seite 293
Damascus ..... „ 296
Die indischen Inseln, aus einem botanischen und zoologischen Gesichtspunkte ..... „ 296
Literatur:
Die Abenteurer auf Hispaniola. Von Pietro Hueske ..... „ 297
Neue Verzeichnisse naturwissenschaftlicher Bücher des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt in Halle ..... „ 298
Volks-Märchen aus Böhmen. Von J. Milenowsky ..... „ 298
Zeitlosen. Ein Sonettenkranz von A. Lenaed ..... „ 298
Der Sieg der Wahrheit von Gedeon von der Heide ..... „ 299
Nikolaus Bibi. Ein Roman von L. Schubae (Dr. Lubarsch). „ 300
Miscellen ..... „ 300

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter,

übertragen von Heinrich Zeise.

Von den alten Balladen, Zauber- und Volksweisen erschien zuerst eine Sammlung, hundert an der Zahl, im Jahre 1591 von A. S. Wedel, dieser fügte Peder Syv in einer Ausgabe, welche 1695 erschien, noch hundert hinzu. Die letzte Auswahl kam in fünf Bänden heraus 1812—14, und wurde von W. H. Abrahamson, R. Nyerup und K. L. Rahbek besorgt; dieser letzten Auswahl habe ich die nachstehenden Balladen und Zauberweisen entlehnt.

I.

Klein Karen's Tod.

„Und hör' du kleine Karen! o höre, sei du mein,
Und Kleider, reich an Silber, die will ich Dir verleihn."

„Die Kleider, reich an Silber, ich will sie nimmer sehn,
Gib Du sie Deiner Königin, mich laß in Ehren gehn."

„Und hör' Du kleine Karen! komm' und ergib Dich mir,
Ein Schloß und eine Festung, die will ich geben Dir."

„Ein Schloß und eine Festung, ich will sie nimmer sehn,
Gib sie der jungen Königin, mich laß in Ehren gehn."

„Und hör' Du kleine Karen! komm' und ergib Dich mir,
Die Krone, roth von Golde, die will ich geben Dir."

„Die Krone, roth von Golde, ich will sie nimmer sehn,
Gib sie der jungen Königin, mich laß in Ehren gehn."

Klein Karen ging zur Königin, und als sie vor ihr stand,
Sprach sie: „Dein Herr hat wahrend sich so zu mir gewandt."

„Und bietet er Dir Solches", so redete Sie,
„Dann denk' an Gott im Himmel, und sag', Du kannst es nie."

„Und hör' Du kleine Karen, willst Du nicht werden mein,
So sperr' ich in den finsteren Gefangenthurm Dich ein."

„Dann brachte er klein Karen zum finsteren Thurme weg,
Und selbst dazu die Schlüssel der König verbarg."

„Und hör' Du kleine Karen! willst Du nicht werden mein,
So setz' ich in ein Faß Dich voll Nägel hinein."

Er brachte drauf klein Karen hinein in das Faß,
Und selbst rollt der König es ohne Unterlaß.

Digitized by Google

Die Zunge mußte schweigen, das Herz es bat und bebt:
„Gott geb', daß unser König in Ruh und Frieden lebt."

Anmerk. Diese Ballade ward auch in Schweden gesungen, doch heißt es dort im vorletzten Verse: „Klein Karen wurde in ein Faß mit Nägeln gesetzt, und des Königs Burschen rollten es umher." Und der Schluß ist viel poetischer:

Es kamen drauf zwei Täubchen vom Himmel herbei,
Die nahmen dann klein Karen, und ihrer wurden drei.

Es kamen drauf zwei Rabrn von der Hölle herbei,
Sie nahmen den jungen König, und ihrer wurden drei.

II.

Der stolzen Ingeborg Verkleidung.

Stolz Ingeborg schneidet sich Hofkleider fein,
Sie sagt, sie will ein Hofmann sein.
Selbst trauert sie für ihn so heimlich.

Stolz Ingeborg schwingt sich auf das Roß,
Und reiten will sie nach des Königs Schloß.
Selbst trauert sie u. s. w.

„Höret, junger König, höret auf mich,
Könnt Ihr im Dienst gebrauchen mich?"

„Eines Stallburschen bedürfen wir,
Wäre für's Pferd nur Stallraum hier."

„Sein Pferd mag stehn bei dem Zelter mein,
Er selber kann mein Schlafbursch sein."

Sie diente am Hofe drei Jahre drei,
Und Keiner wußt' recht, daß sie Jungfrau sei.

Als Stallbursch diente sie drei Jahr',
Und trieb zur Wiese die Füllenschaar.

Die Füllen trieb sie zum Wasser drei Jahr',
Und Jedre glaubt, daß Mann sie war.

Und sie erfreute die Frauen im Saal,
Sie sang die herrlichsten Liedre zumal.

Sie hatte Haar wie gesponnen Gold,
Deshalb war der Sohn des Königs ihr hold.

So ging sie am Hofe des Königs fürwahr,
Es bleicht ihre Farbe, es bleicht ihr Haar.

„Der Stallbursch hat solche rigene Form,
Er kann nicht schnallen den eigenen Sporn.

Sein Wesen kleidet so wunderlich ihn,
Er kann das eigene Schwert nicht ziehn.

Fünf Jungfrauen rief des Königs Sohn,
Stolz Ingeborg ist die schönste davon.

Sie hüllten sie darauf ein in ihr Kleid,
Und folgten zur Kammer der süßen Maid.

Sie setzten sie auf Polster blau,
Und zwei der Söhne gebar die Frau.

Des Königs Sohn, er lachte frei:
„Hätt' jeder Stallbursch solcher Zwei."

Er streichelt ihrer Wangen Schein:
„Trauer' nicht, Herzallerliebste mein!"

Er setzt ihr auf die Goldkrone roth:
„Du lebst mit mir bis an den Tod."
Selbst trauert sie für ihn so heimlich.

III.

Die Kämpen auf Dovrefjeld oder die Macht der Runen.

Auf Dovrefjeld in Norge
Lagen die Kämpen ohne Sorge.
Doch wer führet unsre Runen, wenn wir es selbst nicht thun?

Dort waren so manche Kämpen zumal,
Und Ingeborgs Brüder zwölf an der Zahl.
Doch wer führet u. s. w.

Der erste konnte wenden das Wetter mit der Hand;
Der zweite hemmt das Wasser, so daß es stille stand.

Der dritte fuhr ins Wasser hinein gleich einem Fisch,
Dem vierten fehlte niemals die Speise auf dem Tisch.

Der fünfte schlug die Harfe in goldnem Glanz,
Daß Alle, die es hörten, sich drehten im Tanz.

Der sechste blies die Lure mit grellem Laut,
Daß es Allen, die es hörten, im Herzen graut!

Der siebente konnte unter der Erde gehn,
Der achte konnte tanzen auf den Wellen schön.

Der neunte band die Thiere im Walde bear,
Der zehnte fiel nie und nimmer in Schlaf.

Der eilfte band den Lindwurm im frischen Gras,
Und was er haben wollte, erhielt er baß.

Der zwölfte war so weise, so reich an Verstand,
Er wußte, was geschah in dem fremden Land.

Ich sage und betheur' es mit Herz und Hand:
Ihres Gleichen sind nicht in Norges Land.

Ich sag's Euch mit einem Worte schlicht:
Ihres Gleichen findet man auf Erden nicht.
Doch wer führt unsre Runen, wenn wir es selbst nicht thun.

Anmerk. Diese alte Weise findet man in Herder's „Stimmen der Völker in Liedern" unter der Ueberschrift „Nordlands Künste", und möchte es deshalb als Vermessenheit erscheinen, wenn wir sie nochmals wiedergeben. Herder hat jedoch die Weise sehr steif und unvollständig übersetzt, und ist gerade, unserer Meinung nach, nur eine getreue Uebertragung von Werth.

Digitized by Google

Der erste Vers lautet im Dänischen:

„Paa Dovrefjeld i Norrig
Laae de Kjæmper uden Sorrig.
Men hvo fal före vore Runee, men vi ei selv maa?

Bei Herder:

Auf Dobrefeld im Norden
Da lag der Kämpfer Orden.

Außer dieser sehr freien Uebertragung fehlt auch noch der Refrain, der bei den alten Kämpeliedern von so großer Wirkung ist.

Im zweiten Verse heißt es bei Herder „König Ingeborg." Im Dänischen „Dronning Ingeborg." Auch ist Ingeborg nie der Name eines Mannes. Im sechsten Verse bei Herder: „Der sechste das Horn blies u. s. w. soll heißen die Luer, sie war immer von Metall. Der siebte Vers des Originals fehlt bei Herder.

IV.

Aage und Else.

Es war der Ritter Herr Aage
Er ritt die Insel entlang,
Er freit' um Jungfrau Else,
Ein Mädchen hold und schlank.

Er freit um Jungfrau Else
Wohl mit dem Golde roth,
Ein Monat war vergangen,
Da lag er kalt und todt.

Und es war Jungfrau Else,
Die nicht vor Kummer schlief;
Das hörte der Ritter Herr Aage
Wohl in der Erde tief.

Aufstand der Ritter Herr Aage,
Er nahm den Sarg daher,
Er wandelt nach ihrer Kammer
Mit Mühen und Beschwer.

Er klopft' an ihr Thüre
Weil er ohne Kleider kam;
„Steh' auf, o Jungfrau Else,
Laß ein den Bräutigam."

Ihm sagte Jungfrau Else:
„Die Thür ich öffne nicht,
Wenn nicht des Heilands Namen
Wie sonst Deine Lippe spricht."

„Steh' auf, o Jungfrau Else!
Und öffne Deine Thür;
Wie ich ihn früher nannte,
Nenn' ich den Heiland Dir."

Aufstand die Jungfrau Else,
Das Mädchen hold und fein,
Und dann schloß sie den todten Mann
In ihrer Kammer ein.

Dann nahm sie einen Goldkamm,
Und kämmte sein Haar,
Für jedes, das sie kämmte,
Rann eine Zähre klar.

„O hör, Ritter Aage,
Herzallerliebster mein,
Wie ist es in der Erde tief,
Im kühlen Grabe Dein?

Wenn Du im Herzen fröhlich,
Und munter jedes Mal,
Dann ist mein Grab umwunden
Mit Rosen ohne Zahl.

Doch wenn Du Dich gehärmet
In trübem, bangem Muth,
Dann ist mein Sarg dort unten
Voll von geronnen Blut.

Es kräht der Hahn, der rothe,
Ich muß zum finstern Ort,
Zur Erde soll der Todte
Denn muß auch ich hinfort.

Nun kräht der Hahn, der schwarze,
Ich muß zum Grabe mein;
Man öffnet des Himmels Pforte,
Ich muß dort unten sein.

Aufstand der Ritter Herr Aage,
Er nahm den Sarg daher;
So wandelt er zum Friedhof
Mit Mühen und Beschwer.

Aufstand auch Jungfrau Else,
Die liebliche Gestalt,
Sie folgte ihrem Bräutigam
Wohl durch den finstern Wald.

Und als sie durch den Wald kam,
Und auf dem Friedhof war,
Da bleichte Ritter Aage's
Goldgelbes Haar.

Und als er von dem Friedhof kam,
Und in der Kirche stand,
Die Wangen Rosenröthe
Des Ritters auch verschwand.

Und hör', du stolze Else!
Herzallerliebste mein!
Nun weine nimmer wieder
Um den Geliebten Dein.

Digitized by Google

Sieh Du hinauf gen Himmel,
Wo Stern bei Sternlein steht,
Dann wirst Du es ersehen,
Wie still die Nacht vergeht."

Sie sah hinauf gen Himmel
Zum frommen Sternenheer,
Da sank er in die Erde,
Und sie sah ihn nicht mehr.

Und heim ging Jungfrau Else,
Sie trauerte so tief,
Und schon nach einem Monat
Im kühlen Grab sie schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Damascus.

(Aus der Literary Gazette.)

In einer Versammlung der Londoner syrisch-ägyptischen Gesellschaft gab Sr. Ehrw. Herr Turnbull folgende Daten über obgenannte Stadt:

Damascus nimmt wegen seines hohen Alterthums und seiner außerordentlich schönen Lage ein allgemeines Interesse in Anspruch. Der Kaiser Julian hat es „das Auge des ganzen Ostens" genannt, und Mahomed wollte es nicht betreten, weil er fürchtete, in ihm schon das Paradies auf Erden zu genießen. Moses führt Dinge an, die schon zu Abrahams Zeiten Bezug auf Damascus haben. Es hat seinen Namen, der aus zwei hebräischen Wörtern Damah und Mashuh, eine wassereiche Ebene, zusammengesetzt ist, 4000 Jahre lang bewahrt. Uz, Aram's ältester Sohn, ist muthmaßlich der Gründer dieser Stadt gewesen, indem dessen Bruder Hul sich an den Strömen von Hermon niedergelassen hatte, welches Land bis auf den heutigen Tag nach ihm Huleh genannt worden ist, so wie die übrigen beiden Söhne Arams, Gether oder Theger und Mash, dem Tigris und den masineischen Gebirgen ihre Namen gegeben haben.

Damascus ist viele Zeitalter hindurch die Hauptstadt von Syrien und ein bedeutender Handelsplatz gewesen, und hat unter verschiedenen Herren, wie Tigloth-pil-aser, Sennacherib, Pompejus und Tamerlan, manchen Wechsel erlebt. Seit 1506 ist es den Türken unterthan. Die Stadt, ungefähr drittehalb Meilen lang und dreiviertel Meilen breit, hat eine schöne Lage in einer umfangreichen Ebene am Fuße der Gebirge des Libanon, von wo der Fluß Barrady, vormals Pharpar genannt, entspringt, der sie in verschiedenen Armen durchschneidet, ihr Kühlung und ihren Gärten Fruchtbarkeit spendet. Die Straße, welche zu den Zeiten des Apostels Paulus „die gerade" genannt wurde, wird noch heutigen Tages so bezeichnet, auch sollen noch die Häuser von Judas und Ananias vorhanden sein. Dem Aeußeren der Wohnung fehlt es in der Regel an Geschmack und Ebenmaß, ihr Inneres ist aber gewöhnlich sehr angenehm, und manche sind äußerst luxuriös eingerichtet. Von den öffentlichen Gebäuden fällt insbesondere die große Moschee im Mittelpunkt der Stadt, unter einem Walde von Minareten und Kuppeln auf, die den übrigen angehören. Die Khans oder Hotels zeichnen sich durch die Annehmlichkeiten aus, die sie den Reisenden gewähren, und dienen zugleich den Kaufleuten verschiedener Nationen bei ihren commerziellen Transactionen. Die Caffehäuser sind äußerst lieblich an den Flußarmen belegen, welche die Stadt durchschneiden.

Mehrere Mitglieder der Gesellschaft, namentlich der Dr. Lee, die in Damascus gewesen waren, gaben hierauf noch interessante Details über ihren dortigen Aufenthalt, nur tadelte der Dr. Yates den Mangel an Vorsicht in sanitätischer Beziehung, wodurch die dort häufigen Fieberfälle zu verhindern sein würden.

Die indischen Inseln, aus einem botanischen und zoologischen Gesichtspunkte.

(Aus „The Indian Archipelago: its History and Present State. By Horace St. John.)

Einen eigenthümlichen Reiz hat der indische Archipelagus durch sein immerwährendes Grün. Die dortige Atmosphäre ist von einer aequinoctialen Wärme, die aber stets mit einer durch die Passatwinde geläuterten Feuchtigkeit geschwängert, und dabei so feuchtbar ist, daß selbst die Felsen in kurzer Zeit grünen. Um die größeren Inseln her liegen kleinere, schwimmenden Gärten ähnlich, schattig und blumenreich, an Gewässern so blau und schimmernd, daß sie blenden würden, wenn sich nicht der Schatten der Gewölke darin abspiegelte.

Die größeren Inseln zeichnen sich durch ihre hohen Gebirgsketten aus, die sämmtlich statt mit Eis- oder Schneekuppen mit Waldungen bekränzt sind, welche in dem feurigen Rosenroth erglühen, das man über den Schweizer Alpen wahrnimmt, und aus denen Rauchsäulen aufwirbeln, die im Sonnenlichte Wolken von Goldstaub ähnlich sehen. Die meisten Inseln sind großentheils mit Waldungen bedeckt, obgleich auf einigen, wie namentlich Java, das Auge durch eine Folge von angebauten Anhöhen und parkähnlichen Abhängen erfreut wird, die sich gar lieblich in Bogen von der See aus aufwärts ziehen, und wo sich, der Temperatur entsprechend, die durch die Höhe des Landes bedingt wird, nach einander alle Procedureen des Ackerbaues, vom Pflügen bis zum Ernten, bemerkbar machen. Auf Borneo und Sumatra sind jedoch große Strecken Landes mit Urwäldern bedeckt, mit Bäumen von riesigem Wuchs und üppigem Laubwerke, mit tausenden von Schlingpflanzen behangen, und in ihrem phantastischen Gewirre und Blumenschmucke eben so malerisch, wie die brasilianischen Wälder.

Zahllose Vögelarten erfüllen die Wildniß mit ihrem Gesange, einige in tiefen, langgehaltenen und kreischenden, andere in tremulirenden, klagenden wilden Lauten, aber nur wenige in süßen oder sehr melodischen Tönen: ihr Gefieder ist schöner als ihre Stimme, und es schimmert golden, roth oder blau, oder auch in einem Metallglanze, der das Auge blendet, zwischen den Zweigen durch. Auch sieht man wohl Schlangen, grün und sammtartig, oder auch wie eine Korallenschnur, an den Zweigen hängen, andre zwischen dem Laube herabfallen, oder zwischen dem mit Blumen

Digitized by Google

verschlängelten Grose hingleiten, einige unschädlich, andre aber tödtlich. Die Wildnisse von Celebes und Borneo werden ferner von Insekten von glänzenden Farben und einer immensen Mannigfaltigkeit belebt: dem bronzegrünen Roßkäfer, der einen dem Rosenöle ähnlichen Duft verbreitet; dem silberbeflügelten Schmetterlinge, und den Myriaden Heuschrecken. In den Wäldern der großen Inseln leben auch die indische Gazelle, Heerden von Elephanten, das Rhinozeros, der Tiger, der Tapir, das Faulthier, mehrere Affenarten, und der Büffel; wenn diese Thiere auf den kleineren Inseln, wie die Molucken, aber seltner sind, so giebt's dort dagegen noch merkwürdigere, insbesondere in der befiederten Gattung. Die schönsten von allen sind die Paradiesvögel: discolores maxime et inenarrabiles, von welchen die Fabel sagt, daß sie die Boten der Gottheit wären, aber in ihrem Fluge aufwärts zur Sonne, wenn sie in den Bereich der Insel kämen, von deren Duft betäubt zur Erde herniederfielen und den Menschen in die Hände fielen. Der Lori und der Argus-Fasan, die rehmfarbige Taube, und die „Atome des Regenbogens", die Cinnygris oder Sonnenvögel, glimmern und schimmern zwischen dem Laube hervor, während, um die Schönheit der Insel vollständig zu machen, ganze Gefilde des indischen Lotus und der Tigerlilie, untermischt mit scharlachrothen oder violetten Blumen, die Wälder umgeben oder die großen Wasserflächen säumen. Alligatoren in großer Menge und Eidechsen in unzähligen Gattungen halten sich in den mangrovischen Buchten und Flüssen auf. Zerbrechliche und reichgefärbte Muscheln, die Olivenmuschel und die Harfenmuschel, mit Farben wie die schönsten Tulpen geschmückt, bedecken den Sand der Bucht, der theilweise mit Seevegetabilien und Felsen in der Gestalt von Steinen, Blumen oder Gesträuchen aufgeziert ist. Das Meer biegt eine Unmasse von Fischen, worunter höchst merkwürdige und seltne Arten, wie namentlich das malayische Meerweibchen und die Königskost, welche letztere Gattung den Stoff zu der Romanze gegeben hat, die der orientalischen Vorstellungsweise so sehr entspricht.

Die Abentheurer auf Hispaniola. Von Pietro Huesco. Aus dem Spanischen von W. A. Neumann. Erster Theil. Der Hatto und der Ajupa. Zweiter Theil. Der Leopard. Dritter Theil. Die Edeldame. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1852. 203, 212, 216 Seiten. 8.

Aus einer dem Werke vorgesetzten Notiz ersehen wir, daß mehrere Romane Huesko's von Gonzalez ins Französische, von Middleton in's Englische übersetzt sind, von keinen derselben aber bisher eine Uebertragung in's Deutsche veröffentlicht worden. Was uns hier dargeboten wird, gehört, als Unterhaltungslectüre betrachtet, unleugbar zu dem nicht Gewöhnlichen; ja, da die Erzählung zum Theil auf geschichtlichem Grunde beruht, gewähret dieser Roman auch zugleich Belehrung. Es sind nämlich die Boukanier, die in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine merkwürdige Rolle spielten, welche als Abentheurer auf Hispaniola auf dem Titel bezeichnet werden. „Die Boukanier" heißt es im zweiten Theile, „hatten diesen pittoresken Namen angenommen, der von der Einigkeit unter ihnen und der Unabhängigkeit ihrer Gesellschaft Zeugniß ablegen sollte. Niemals war eine Gesellschaft so fern von jedem Privilegium, als diese Piraten, ein heroisches Heldengeschlecht, das alle Fäden des großen Netzes zerriß, das Spanien über Amerika geworfen hatte." (—Sie theilten sich in vier ganz verschiedene Klassen, in Flibustier, Boukanier, Bewohner der Inseln und dienende Gefangene, worüber an einer anderen Stelle der Erzählung Näheres mitgetheilt ist.—) Ihre Wohnungen hatten weder Schlüssel noch Schlösser. Jeder nahm bei seinem Nachbar Fleisch, Pulver und Kleidungsstücke, so viel er nöthig hatte, bis auch der Andere sich dieselbe Genugthuung schaffte. Waren sie auf dem Meere, so aßen sieben bis acht Flibustier aus derselben Schüssel, und ganz nach Zufall Capitain, Offizier oder einfacher Matrose. Sehr strenge und bizarre Statuten (—es sind davon vom Verf. mehrere Beispiele gegeben —) hatten alle Fälle von Streitigkeiten, Diebstählen, Mord und Verrath vorhergesehen und die Strafen dafür voraus festgesetzt. Obgleich Leute aus allen Nationen, so unterlagen sie dennoch nicht dem Einflusse legend einer europäischen Macht, ein Einfluß, der nothwendigerweise ihrem beständigen Kriege, den sie Spanien geschworen, hätte ein Ende machen können. Herr du Rossey, Gouverneur der Schildkröteninsel, war Franzose, aber der General de Poincy, welcher Frankreich auf St. Christoph repräsentirte, hatte nicht mehr Macht auf der Schildkröteninsel, als der König von Sardinien in seinem Königreiche in partibus von Cypern und Jerusalem. Dies sind reine Papierkönigreiche. Dieser freie Felsen war somit ein an der Grenze des ungeheuren spanischen Reiches in Indien aufgestelltes Schilderhaus, auf dem unablässig die Fahne eines beständigen Krieges wehte. Vergeblich hatten die englischen und französischen Diplomaten durch allerlei unsaubere Mittel versucht Souveraine dieser Gesellschaft von Meertitonen zu werden. Was das anbelangte, Gewalt anzuwenden, so hatten sie nie daran gedacht, denn sie hatten nicht die kleine Insel Tortuga nöthig, sondern vielmehr die Leute, denen sie zum Asyl und zur Festung diente."

Es bedarf wol nicht erwähnt zu werden, daß Bruchstücke aus dem Leben dieser Männer und einiger ihrer Hauptanführer schon allein das Interesse der Leser in Anspruch zu nehmen, ganz besonders geeignet sind; aber nicht sie allein erscheinen auf dem Schauplatz, auf welchem der Verf. seinen Roman spielen läßt. Er versetzt uns auch in den Hatto oder das Vergnügungshaus des Commandanten Don Ramon Corval auf der Rancheria, wie eine Perlenfischerei auf der östlichen Seite der Insel Hispaniola, welche seitdem St. Domingo heißt, genannt wurde, und führt an uns die tragischen Ereignisse, namentlich die Schicksale der Donna Carmen, deren Cousin und Associé ihres verstorbenen Vaters der erwähnte Don Ramon, vorüber.

Das Ganze ist reich an wahrhaft abentheuerlichen, wunderbaren Begebenheiten; der Verf. bittet jedoch seine Leser, sich nicht über das, was er versucht sein könnte, als Uebertreibung oder Erfindung zu betrachten, zu beklagen; er erklärt, wenigre kühn, als die Geschichte zu sein. Sie habe, versichert er, Ereignisse aufbewahrt, die kein Romanschreiber wagen würde, sich anzueignen, ohne dem Vorwurfe der Unwahrscheinlichkeit ausgesetzt zu sein.

Digitized by Google

Einzelne Charaktere, namentlich der des Leopard, der Edelfrau und der Donna Coemen sind sehr gut gezeichnet; die Darstellung ist lebendig und spannend. Die Reihe der erzählten Begebenheit ist zu lang, das Erzählte zu verwickelt, als daß es möglich wäre, in einem kurzen Abriß eine genügende Skizze des Romans geben zu können; wir müssen demnach auf eine solche verzichten und unsere Leser an das Buch selbst verweisen.

Die Ausstattung ist, sowol hinsichtlich des Druckes als des Papiers, ansprechend.

Neue Verzeichnisse naturwissenschaftlicher Bücher des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt in Halle.

Diese neuen, mit den Nummern 68, 69, 70 bezeichneten Kataloge bieten einen ansehnlichen Vorrath der vorzüglichsten Bücher, sowie vieler seltener und trefflicher Kupfer-Werke naturhistorischen Inhalts dar. Nr. 69 (78 SS.) umfaßt die allgemeine Naturgeschichte, naturwissensch. Reisen und Länderbeschreibungen, Zoologie (incl. Physiologie, vergl. Anatomie und Anropologie), Entomologie; Nr. 68 (61 SS.) die Botanik (nebst einem Nachtrage in Nr. 69); Nr. 70 (30 SS.) Mineralogie und Geologie, mit Anhang: Bergwissenschaft und Hüttenkunde.

Die Entomologie, besonders gut ausgestattet, füllt in Nr. 69 die Seiten 60—75. In allen Fächern findet man eine Menge außerhalb Deutschland's erschienener Bücher; überall reihen den älteren viele der neueren und neuesten naturgeschichtlichen Literatur angehörige. Bei der weit ausgedehnten Verbreitung der Schmidt'schen Kataloge, ist das Hervorheben von Einzelheiten überflüssig, auch des Hervorzuhebenden in den 3 Verzeichnissen, besonders aber, in Nr. 69 und 68, so Viel vorhanden, daß die Auswahl uns schwer werden würde. Hoffmann.

Volks-Märchen aus Böhmen. Von J. Milenowsky. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von C. T. Reiffenstein. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1853. (IV u.) 219 Seiten. 8.

Eine Nachweisung über den Ursprung und die Bearbeitung der Märchen, wie sie in der Regel bei nationalen Märchen und Sagen-Sammlungen gegeben wird, hat der Verfasser nicht geliefert. Es sind deren sieben in diesem Bande enthalten: das Mäechen von den Steinenprinzen, vom Schwane, von Jaromil, dem Köhlerknaben, von den drei Hunden, vom wilden Manne und von dem Glücksvogel.

Eine charakteristische volksthümliche Färbung, wenn man etwa die böhmischen Namen ausnimmt, scheinen uns diese Märchen nicht zu haben; daß sich in ihnen Manches wiederholt, wenn auch in verschiedenartiger Einkleidung, was alle Märchen aller Völker darbieten, kann dem Verfasser oder Sammler nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie sind sehr gut erzählt und können unbedenklich auch der Jugend zur Lektüre überlassen werden. An guten Lehren, namentlich für Könige und Fürsten, fehlt es nicht.

Das Märchen „vom Jaromil, dem Köhlerknaben" und „vom wilden Manne" werden die Freunde der Blumen und schönen Gartenkunst angenehm unterhalten; in dem letzten finden wir, im Schlosse des wilden Mannes nicht bloß eine Gemäldegalerie, sondern sogar eine Bibliothek, aus deren Büchern der wilde Mann dem jungen Fürsten Borosław vorliest; auch lehrt er ihn lesen und schreiben, Botanik, die geheimen Kräfte der Pflanzen und ihre Behandlung kennen.

In „Jaromil" ist die Beschreibung, welche die Blumenfee Narcisse von ihrem Garten und der Pflege derselben giebt, ansprechend. Ueberhaupt, wie schon erwähnt, gebühret dem Erzähler das Lob eines gelungenen Vortrags seiner Märchen.

Zeitlosen. Ein Sonettenkranz von A. Lonard. Göttingen, inder Dieterichschen Buchhandlung. 1852. 32 Seiten 12.

Der Verfasser übergiebt uns hier einen Kranz religiöser Dichtungen, mit stetem Hinblick auf die Natur; er ermuntert zur gläubigen Verehrung Dessen, der sie schuf. Etwa die Hälfte des Büchleins füllt eine Umschreibung oder vielmehr eine poetische Deutung des Gebets des Herrn. Wir theilen aus derselben die folgende Probe mit:

Wir wir vergeben unsern Schuldigern,
Gar Feinden, welche kränkten unser Leben
So mögr uns auch gnädig sein vergeben,
Wenn wir in Demuth flehn zum Himmelsherrn.

Wer von dem Vater hätt' Verzeihung gern,
Doch seinem Bruder läßt in Sorgen leben
Und zögert der Versöhnung Hand zu geben,
Erkannte nicht des Vaterunsers Kern.

Hat der auch wohl Barmherzigkeit zu hoffen,
Der legt an Deine Schuldvergebung offen
Ein Maß, mit dem er misset selbst nicht hier?

Denn im Gebet des Herrn laßt uns bedenken,
Daß, wenn wir bitten, woll' Vergebung schenken,
Den Schuldigen zuvor verzeihen wir.

Von den vorhergehenden Sonetten das achte:

Nun schau nach Osten; dort ward angezündet
Das Licht der Menschheit und der Tag geweckt;
Mit Finsterniß war die Natur gedeckt,
Die jetzt von ihr auf's Neue sich entbindet.

Die Purpur-Fahne, die den Tag verkündet,
Begrüßt ein Vogelsang, der dich erweckt
Aus süßem Schlaf, aus Träumen, die geschreckt —
Geheimnißvoll dem Schlafe oft verbündet.

Digitized by Google

Kannst du der Vögel Sprache wohl verstehen?
Sie preisen Den, der wieder ließ sie sehen
Das Morgenroth, mit anmuthsvollen Tönen.

Hoch preise denn auch du mit deinen Lippen
Ihn, der ließ schlummern in des Stalles Krippen
Den, der mit Ihm die Menschheit soll't versöhnen.

Der Sieg der Wahrheit von Gedeon von der Heide.

Der Verfasser der drei Träume, Gedeon von der Heide (siehe die Kritik in No. 68 unserer Blätter vom vorigen Jahre), hat ein neues Gedicht publicirt, das den Titel führt: „Der Sieg der Wahrheit, den Streitern Israels, der ehrenwerthen katholischen Fraction in der zweiten Kammer zu Berlin ehrfurchtsvoll gewidmet, und bei Hergt in Coblenz so eben erschienen ist. —

Wie bei den drei Träumen knüpft auch diesmal der Dichter an einen Traum seine Anschauungs- und Auffassungsweise der Dinge. — Er ist katholischer Priester und Rheinländer, und die beeinträchtigte Freiheit seiner Kirche geht ihm zu Herzen. An den Wassern zu Babilon sitzt er in seinem Traume und denkt an sein Vaterland, an seine Heimat, an den Strom der Lieder, seinen geliebten Rhein. Diese Ausführung ist einzig in ihrer Art. Zuerst ist's die untergehende Sonne, die ihm von besseren Tagen der Zukunft flüstert; dann führt ihn sein Traum auf die Berge seiner Heimat, und von ihnen herab sieht er das Leben seines Volkes; er hört den Uhrenschlag der Kirchenthürme, die Glocke schlägt die eilfte Stunde; eine Anspielung auf Matth. 20, 6 führt ihm die Geschichte des Menschengeschlechtes und die Bestrebungen der Jahrhunderte vor die Seele. Für die Gegenwart hat die eilfte Stunde geschlagen, die Zeit der Gnade; er warnt und fordert auf, diese Gnade zu benutzen.

Ich zählte genau; — so schauerlich
Vernahm noch nie die Glocke ich.
Bei jedem Schlage ich erbebte;
Es war, als ob die Glocke lebte,
Als hätte Gott ihren Mund bestellt
Zu einer Predigt für die Welt,
Zu einer Predigt der letzten Gnade!

Das Volk der Gläubigen, die Kirche, ist das Israel seines Liedes, und tief und innig ist jedes Wort, das er daran richtet. —

Bei'm Erwachen beschäftigen sich seine Gedanken mit dem Babilon seines Traumes, und so kommt er in einer ganz ungezwungenen und ganz natürlichen Folge an die Befreiung Israels aus der Gefangenschaft in Babilon und erzählt nach dem 3. Buche Esdras, wie sich dies zugetragen.

Dem Volke Gottes war durch den Propheten Jeremias die 70 Jahre dauernde Gefangenschaft ebenso vorhergesagt worden, wie die Befreiung aus derselben durch Cyrus. — Durch Intriguen der königlichen Verwalter in den Provinzen wurde aber von Artaxerxes, dem Nachfolger des Cyrus, den nach Jerusalem heimgekehrten Juden das Aufbauen des Tempels und der Stadt wieder untersagt. Darius gelobt beim Antritte seiner Regierung, was bereits Cyrus verordnet hatte, zur Ausführung zu bringen; es unterblieb dies aber bis ins zweite Jahr seiner Regierung, wo er bei Gelegenheit eines großen Gastmahles, das er allen Großen seines unermeßlichen Reiches gab, demjenigen, der für den Weisesten anerkannt werde, große Auszeichnungen versprach. Am Hofe des Darius befanden sich drei Jünglinge aus dem königlichen Stamme Juda's; diese beschließen untereinander den Kampf um den Preis der Weisheit. Sie überreichen dem Könige ihre Schriften und Darius läßt alle Großen seines Reiches vor ihm sich zur Berathung in diesem Wettstreite versammeln. Die Jünglinge werden berufen, und nun beginnt dieser interessante Wettstreit.

Der Erste hatte geschrieben: Stark ist der Wein; der Andere: Stärker sind die Könige, und der Dritte: Noch stärker sind die Frauen; aber die Wahrheit siegt über Alles.

Wir sind dem Dichter Wort für Wort in dem lateinischen Texte der Vulgata gefolgt, und können nicht umhin ihm das Zeugniß zu geben, daß er sich so genau an den Text gehalten, daß es uns überrascht hat, wie es ihm gelungen, dabei seine Verse so fließend, den Reim so ungezwungen und die ganze Diction so poetisch und wahrhaft schwungvoll zu halten.

Vielen, die in der Bibel wohl bewandert sein mögen, wird der gedachte Wettstreit neu und unbekannt sein, weil das 3te und 4te Buch Esdras nicht in dem Canon der h. Schrift stehen, welchen die Kirchenversammlung von Trient angenommen; indessen befinden sich diese beiden Bücher Esdras dennoch in der Vulgata, mit der Bemerkung aufgenommen, daß sie von einigen Kirchenvätern angeführt und in einigen Bibeln sowohl im Manuscript als im Druck vorgefunden werden.

Zerobabel, so hieß der Dritte jener drei Jünglinge, die den gedachten Wettstreit übernommen hatten, feiert das Lob der Wahrheit und trägt den Sieg davon. — Cyrus küßt den trefflichen Jüngling, und fordert ihn auf, außerdem, was er bereits zum Preise versprochen, zu fordern, was sein Herz sonst noch wünscht, und er werde es ihm geben. Da erinnert ihn Zerobabel an das Gelübde, so er beim Antritte seiner Regierung gemacht, den Tempel nämlich zu bauen und die heilige Stadt und die Gefäße des Tempels alle herauszugeben, die Nabucodonosor bei Zerstörung Jerusalems aus dem Tempel genommen und in seinem Götzentempel aufgestellt, und die schon Cyrus befohlen hatte zurückzugeben.

Der großmüthige König hält Wort und schreibt sogleich die Befehle der Freilassung der Juden, sorgt dafür, daß sie reichlich beschenkt nach Jerusalem zurückkehren, und daß ihnen zum Bau des Tempels und der Stadt alle Hilfe geleistet werde, läßt die goldenen und silbernen Tempelgefäße, 5400 an der Zahl, ihnen ausliefern, setzt sie wieder in den Besitz des unterdessen von den Idumäern occupirten Landes, erläßt ihnen allen Tribut und befiehlt die Besoldung der Priester und Leviten genau nach den Vorschriften ihres Gesetzes und sogar der Wächter, die die Stadt bewachen sollen. Und so ziehen denn endlich voll freudigen Dankes die Israeliten heim und bauen den Tempel des Herrn.

Da es der Sieg der Wahrheit ist, welchem Israel seine Freiheit und die Wiedererbauung des Tempels zu danken hatte, —

Digitized by Google

knüpft der Dichter auch seine Hoffnungen für die Freiheit seiner Kirche an den Sieg der Wahrheit, und schließt mit einer begeisterten Apologie der Wahrheit. —

Der Titel des Gedichtes, seine Dedication an die Vorsteher der 2ten Kammer zu Berlin und der geschichtliche Inhalt legen die Beziehungen des Ganzen auf die großen wichtigen kirchlichen Fragen der Gegenwart offen, ohne daß der Dichter es für nöthig erachtet, durch specielle Allusionen darauf hinzuweisen, und die Schluß-Anrede an sein Israel, die Verheißung, daß auch ihm vor dem Könige durch die Wahrheit der Sieg zu Theil werde

Du wirst gewißlich siegen in ihr
Wie vor Darius, o Israel,
Die Wahrheit durch Zorobabel

krönt die schöne, bescheidene, würdevolle Haltung des ganzen Gedichtes, das durchaus frei ist von aller gehässigen Polemik und frei von jener politischen Richtung, die bei dem Aufsehen, die es sicherlich machen wird, in irgend einer Weise dem Dichter selbst nachtheilig werden könnte. C.

Nikolaus Bibi. Ein Roman von L. Schubar (Dr. Lubarsch). Lemgo & Detmold. Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung. 1852. 256 Seiten. 8.

In dem vorliegenden Roman können wir nur eine sehr schwache Arbeit erblicken, da derselbe weder in Hinsicht seiner Handlung noch seiner Charaktere dem Leser Interesse abzugewinnen vermag. Das eigentliche Hauptthema des Buches: Bergthal's Wette, das Herz der Madame Bibi erobern zu wollen, verspricht Anfangs interessant zu werden, wird aber allmählig langweiliger und von den übrigen Episoden des Romans, wie die Börsenspeculation der Commissionsräthin und die unerquicklichen Verhandlungen über den dem Titelhelden abhanden gekommenen Brief fast völlig in den Hintergrund gedrängt und sinkt, da die Wette doch eigentlich den Hauptvorwurf des Buches in sich begreifen sollte, ganz zur Nebensache herab. Das ist ein großer Fehler des Romans, in welchem es außerdem von Unwahrscheinlichkeiten und Zufälligkeiten jeglicher Art wimmelt. So ist es sehr unwahrscheinlich, daß der 25jährige Trauttländer seine Liebe, die er für die junge Kathinka hegt, auf die alte Madame Bibi überträgt, und sogar im Stande ist, eifersüchtig auf sie zu werden; ferner harmoniren die Phrasen von Ehre und Wahrheit, mit welchen Bergthal im Anfange der Erzählung um sich wirft, sehr schlecht mit der späteren Entwickelung seines Charakters, auch lenkt er, wie es zu erwarten ist, nicht die Begebenheiten, die ihm seine Wette gewinnen machen sollen, sondern der Zufall wirkt hier einzig und allein; dann bleibt der Verfasser dem Leser Erklärungen darüber schuldig, wie Bergthal (m. s. d. 1. Kap.) in die Verhältnisse der Bibischen Familie so sehr eingeweiht und endlich auf welcher Weise dem Herrn Bibi ein so wichtiges Schreiben abhanden gekommen ist. Man ersieht also aus diesen Fehlern des Romans, dessen Lesen uns in der That Langeweile verursacht hat, daß wir denselben mit Recht eine schwache, ja verfehlte Arbeit nennen können. Schließlich hat uns der Dialekt, in dem der Verfasser Kathinka, wenn sie auch eine Livländerin ist, sprechen läßt, unangenehm berührt, um so mehr, da wir dergleichen für nicht nothwendig halten; oder wollte der Verfasser die Naivetät des jungen Mädchens vielleicht dadurch erhöhen? H. D—r.

Miscellen.

In die Reihe der Bücher aus neuerer Zeit, die sich durch sonderbare Titel auszeichnen, gehört:

Le Crocodile, ou la Guerre du bien et du mal, arrivée sous le règne de Louis XV, poëme épico-magique en cent deux chants, dans lequel il y a de longs voyages sans accidents qui soient mortels, un peu d'amour sans aucune de ses fureurs, de grandes batailles sans une goutte de lait répandu; quelques instructions sur le bonnet de Docteur, et qui, parce qu'il renferme de la prose et des vers, pourrait bien en effet n'être ni l'un ni l'autre. Ouvrage posthume d'un amateur de choses cachées. Paris, de l'impr. du Cercle social, an VII (1799). 470 Seiten. 8.

Der nicht genannte Verfasser ist der Marquis Louis Claude de Saint-Martin, der sich auf den Titeln einiger seiner andren Schriften (z. B. Des erreurs et de la vérité) le Philosophe inconnu nannte. (Geb. zu Amboise, d. 18. Jan. 1743, gest. zu Aunay bei Châtenay, d. 15. Oct. 1803.) Vgl. Quérard, la France littéraire, t. 8, S. 352. H.

Die neueste Nr. des Londoner Athenaeum berichtet: „Von dem Astronomen, Dr. Vogel, der ausgesandt worden ist um sich dem Dr. Barth in Mittel-Afrika anzuschließen, sind Briefe eingegangen, die seine glückliche Ankunft in Tripolis melden. Dort wird er jedoch mehrere Wochen verweilen müssen, um seine Vorrichtungen zur weiteren Reise zu vervollständigen. Es hat sich gefügt, daß augenblicklich ein Verwandter des Sultans von Bornu, auf der Rückkehr von seiner dritten Pilgerfahrt nach Mecka, zu Tripolis anwesend ist. Es ist dieses ein sehr intelligenter Mann, der früher in Gesellschaft mit Clapperton gereist ist, und der Dr. Vogel gedenkt mit ihm nicht bloß sicher, sondern auch mit allen Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten, welche die Umstände nur gestatten, den Tschadsee zu erreichen.

Ein französischer See-Officier, Lieutenant Bellot, der bereits mit Herrn Kennedy an Bord des Prince Albert die Reise nach der Regent's-Bucht gemacht hat, wird nun, auch erhaltener Erlaubniß von der englischen Admiralität, an Bord des Phönix den Capitain Inglefield nach der Brechry-Insel begleiten, um magnetische Beobachtungen anzustellen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 39. Sonnabend, den 14. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 301
Mägdleins Blick. — Stilles Leid. — Verlornes Glück ..... „ 304
Das Asylrecht ..... „ 304
Ein Brief aus dem Jahre 1424, über das damalige Universitäts-Leben in Leipzig ..... „ 306
Literatur:
Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweites Heft ..... „ 308
Miscelle ..... „ 308

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter,

übertragen von Heinrich Zeise.

(Fortsetzung.)

V.

Hasbur und Signe.

Das in Signild's und Hasbue's Schicksalen dargestellte Beispiel treuer Liebe, unerschütterlicher Freundschaft, unauslöschlichen Hasses gegen Feinde, so wie der Rachelust und der Todesverachtung, ist der reine Ausdruck der Denkweise und des Geistes der alten Nordländer. Eine Schilderung solcher Art ergreift so tief jedes skandinavische Gemüth, daß nicht allein alle drei nordischen Reiche, sondern sogar in jedem Reiche drei bis vier Provinzen, sich die hier besungene Begebenheit aneigneten. —

Das Faktum, welches dieser, in ganz Skandinavien so allgemein beliebten Sage, zu Grunde liegt, erstreckt sich in die graue Vorzeit, wo man im Finstern schwankt, ohne mit der Fackel der Kritik die Gegenstände beleuchten zu können. In Landnama und den eddischen Gesängen, bei einem Saxo und einem Snorro, also bei Verfassern, welche im 11ten bis 13ten Jahrhundert lebten, ist die Rede davon wie von einem Echo, das aus jenen längstverflossenen und undenklichen Zeiten wiederhallt. Siehe: „Ausgewählte dänische Weisen aus dem Mittelalter." Kopenhagen 1813. Dritter Theil.

In altersgrauen Zeiten herrschten im hohen Nord
Der stolze König Hasbue und Sivard am Meeresbord.
Was liebte, ihr gewinnt mich, oder so schön eine Maid.

Er glich dem Runensteine ihr nachtvoller Leib,
Sie kämpften um stolz Signild, das edelgeborne Weib.

Und Hasbue, der Sohn des Königs, wacht auf um Mitternacht:
„Mir träumt' ich sei im Himmel, umflossen von Glanz und Pracht."

„Mir träumt', ich hielt im Arme die innig geliebte Maid,
Ich flöge mit meiner Holden und mit den Wolken weit."

Doch nicht beachten die Rede Jungfrau'n und Mägdelein,
Nur seine liebe Mutter errieth die Träume fein.

„O wandle hin zum Berge am grünen Waldessaum,
Des Elfen ält'ste Tochter, sie deutet Deinen Traum."

Hasbue, der Sohn des Königs, ergreift des Schwertes Knauf,
Dann schritt er hin zum Berge und sucht die Jungfrau auf.

Er schlug mit seinem Kleide wohl an die Felsenwand,
Er klopft mit leichten Fingern der starken Kämpenhand.

Digitized by Google

Des Elfen Tochter wachte: „Gruß Dir, Du Elfenmaid,
Du Holde und Du Feine im stolzen Scharlachkleid.“

„Beim höchsten Gott im Himmel“, so flehte er zu ihr,
„Den Traum, den ich geträumet, Du deute ihn mir.“

„Wenn Wald und Felder schlafen in stiller Mitternacht,
Träumt mir, ich sei im Himmel, umflossen von Glanz und Pracht.“

„Träumt mir, ich hielt im Arme die innig geliebte Maid,
Ich flöge mit meiner Hulden und mit den Wolken weit.“

„Der Traum, Du sei'st im Himmel, gibt Dir die Jungfrau roth,
Doch fielst Du aus den Wolken, so duldest Du den Tod.“

„Und ist sie mir zum Glücke, die Jungfrau hold und fein,
So soll es mich nicht kümmern, erduld' ich Todespein.“

Sein Haar läßt Hafbur wachsen, zieht Mädchenkleider an,
Er will das Weben lernen von Sivard's Tochter dann.

Nach Sivard's Hof er eilet im langen Jungfrauenkleid,
Er will stolz Signe täuschen, die edle, hohe Maid.

Und mitten auf dem Burghof wechselt er das Gewand,
Dann schritt er nach dem Saale und grüßt mit leichter Hand.

„Heil Euch, Ihr Frauen und Jungfrauen, Mägdlein und Weiber fein,
Zumal des Königs Tochter sollt' sie zugegen sein!“

„Heil Euch, der Königstochter, Signild, in hoher Zier,
Wie man die Seide webet und schlingt Ihr zeigt es mir.“

„Wie seid Ihr mir willkommen, hat Hafbur Euch gesandt,
Wie ich die Fäden schlinge, ich zeig' es Euch gewandt.“

„Und das Gewebe schlingen, ich lehre es Euch fein,
Ihr eßt aus meiner Schüssel, schlaft bei der Zofe mein.“

„Ich aß mit Königskindern, und schlief an ihrer Seit',
Soll ich bei Zofen schlafen, Ihr weckt mir tiefes Leid.“

„Laßt's fahren, schöne Jungfrau, Ihr leidet keinen Harm,
Ihr eßt aus meiner Schüssel, Ihr schlaft in meinem Arm.“

Und stolzen Jungfrauen, sie nähten schnell und bunt,
Nur Hafbur, Sohn des Königs, die Nadel hält im Mund.

Sie nähten Hirsch und Hindin schön wie im Waldesgrund,
Doch Hafbur leert die Schaalen, setzt er sie an den Mund.

Einst sat die arge Zofe zur bösen Stunde dann:
„Nie sah ich eine Jungfrau, die wen'ger weben kann.“

„Nie sah ich wen'ger säumen, wohl eine Jungfrau sein,
Nie sah ich eine Jungfrau, die besser trank den Wein.“

Dann sprach die arge Zofe, die Worte hart und schlecht:
„Nie sah ich eine Jungfrau, die so entsetzlich zecht!

„Näht sie den Saum, den kleinsten, sie hält die Nadel im Mund,
Die Schaalen tach, die größten, leert sie bis auf den Grund.“

„Nie sah so kühne Augen ich jemals bei Jungfrauen;
Dagegen sind die Hände wie Eisen anzuschauen.“

„Und hör' Du kleine Zofe, warum spottest Du mein,
Ich schmäle Dich ja niemals, ob schlecht Du nähst, ob fein.“

„Laß Deinen Spott nur bleiben, Du passe nicht auf mich,
Wie ich auch wend' die Augen, nie achte ich auf Dich.

Hafbur, der Sohn des Königs, er nähte drauf zur Stund,
Er nähte Hirsch und Hindin, entfliehend vor dem Hund.

Er nähte rothe Rosen und Vöglein auf dem Zweig,
Die andern Jungfrauen staunten darüber alsogleich.

Sie nähten bis zum Abend; — bis in die Nacht sie näh,
Da standen auf die Jungfrauen, zu Bett sie wollten gehn.

In später Abendstunde, der Thau sank allgemach,
Da sehnt sich auch stolz Signild nach ihrem Schlafgemach.

Fragt Hafbur, Sohn des Königs: „Wo schlafe ich zur Nacht?“
„Ihr schlaft im hohen Saale auf blauer Polster Pracht.“

Es ging voraus stolz Signild, sie schritt zum hohen Saal,
Es folgt der edle Hafbur, er lacht so herzlich zumal.

Sie zündeten an das Wachslicht, es war geschlungen so frei,
Es folgte die arge Zofe, sie dachte Böses dabei.

Das Licht erlosch, die Zofe ging, sie meinten, sie wären allein,
Here Hafbur legt ab sein rothes Kleid, sein Schwert gab hellen Schein.

Und Hafbur setzt mit großer List sich in das Bett dann frei,
Mit gutem Glauben sage ich's, sein Panzer klang dabei.

Drauf sprach die stolze Signild: „es war von je mir feind,
Daß eine schöne Jungfrau trug ein so grobes Hemd.

Sie legt die Hand auf Hafburs Brust, die glänzt so roth von Gold:
„Warum wuchs Eure Brust denn nicht, wie bei andern Jungfrauen hold?“

„'S ist Brauch in meines Vaters Land, daß Jungfrauen erstern zum Ting,
Es wuchs darum die Brust mir nicht aus meinem Panzerring.“

Sie lagen da die lange Nacht der Königssohn und die Maid,
Sie schliefen wenig, sprachen viel, die Gedanken gingen so weit.

„Hört stolze Jungfrau Signild, wie sind hier jetzt allein;
Wer mag Euch auf der weiten Welt am liebsten im Herzen sein?“

„Ach, Keiner auf der weiten Welt liegt mir im Herzen sehr,
Nur jener wackre Hafbur, den seh' ich nimmermehr.“

„Nur jener wackre Hafbur, den nie mein Aug' geschaut,
Ich hört', wenn er vom Tinge ritt, nur seiner Lure Laut.“

„Und ist's Hafbur, des Königs Sohn, dem ihr von Herzen treu,
So kehret Euch um, Geliebte mein! er schläft Euch nahebei.“

„Seid Hafbur Ihr, des Königs Sohn, warum wollt Ihr mich schänden?
Und reitet nicht zum Vater mein, den Falken auf den Händen?“

„Ich war auf Eures Vaters Hof mit Falken und dem Hund,
Euer Vater sagte zu mir nein, verhöhnt mich allstund.“

So schwatzten sie zusammen, glaubten sich allein die Zwei,
Doch draußen stand die Zofe, sie horchte nahebei.

Digitized by Google

O, daß es Dir zur Schande, Du böse Zofe sei,
Sie nahm ihm weg sein gutes Schwert und seinen Panzer neu.

Sie nahm mit sich sein gutes Schwert, und seinen Panzer blau,
Und dann ging sie zum hohen Saal nach König Sivard schlau.

„Wacht auf, o König Sivard, Ihr schlaft zu lange schon,
Bei Signild liegt im Bette, Hafdur, des Königs Sohn."

„Hafdur ist's nicht, des Königs Sohn, das darfst Du mir nicht sagen,
Er ist weit fort im Osterland, um Kämpen zu erschlagen."

„Du böse Zofe lüge nicht, Du böse Zofe schweig',
Sobald die Sonne sich erhebt, verbrenne ich Dich gleich!"

„O hört, mein hoher, edler Herr, so sprach die Zofe schlau,
Hier habe ich sein blankes Schwert und seinen Panzer blau."

König Sivard lärmt in seiner Burg, ihm war so wild zu Muth:
„Steht, meine Hofleut' alle auf, hier ist ein Kämpe gut."

„Greift ohne Falsch nach Eurem Schwert, nehmt in die Hand den Schild,
Es hat uns Hafdur heimgesucht, er ist ein Kämpe wild."

Sie stießen an die Thüre mit ihrem Spieß und Schwert:
„Komm' in den Hof hinunter, Hafdur, Du Kämpe werth."

Das hörte nun stolz Signild, sie rang die Hände fein:
„Hört Ihr es Hafdur, Königssohn, wer mag daraußen sein?"

Dank sei Hafdur, dem Königssohn, er wehrte sich wie ein Mann,
Bis sie zuletzt ihn zwangen, sie legten ihm Fesseln an.

Sie legten dann den Königssohn in Eisenbande fest,
Doch er zerriß sie ohne Müh', als wären sie von Bast.

Da trat die böse Zofe ein, sie meldete gewandt:
„Ihr bindet ihn mit Signilds Haar, er rührt nicht Fuß noch Hand."

„Ihr nehmt von Signild nur ein Haar, bindet die Hände fein,
Aus Lieb' zu ihr zerreißt er's nicht, er wird sich nicht befreien."

Sie nahmen von Signilds Haaren zwei, und banden die Hände fein,
Aus Lieb' zu ihr zerriß er sie nicht, er wollt' sich nicht befreien.

Die stolze Signild trat zu ihm, die Thränen flossen frei:
„Hafdur, mit meinem Willen thut's, und reißt das Haar entzwei."

Sie setzten Hafdur, den Königssohn, ins Burgzimmer hinein;
Jungfrau und Männer kamen nun, zumeist die Liebste fein.

Sie legten Hafdur, den Königssohn, in Eisenbande schwer,
Stolz Signild, sie ging aus und ein, sie klagt' und weinte sehr.

Sie sprach zu ihm mit trübem Muth: „Hafdur, laßt Ihr's geschehn,
Der Mutter Schwestern sind hier drei, die sollen für Euch flehn."

„Mein Vater läßt Euch hängen, o Hafdur, gut und traut,
Wohl an die höchste Eiche, noch eh' der Morgen grout."

Dann sprach der junge Hafdur: „Ich laß es nicht geschehn,
Ich mag es nicht beachten, daß Weiber für mich flehn."

„Hört, meine liebste Signild, laßt guten Willen kennen,
Wollt Euch in Eurer Kammer, wenn ich gehängt, verbrennen."

Ihm sagt' die stolze Signild, sie klagte bitterlich:
Fürwahr Hafdur, Du Königssohn, den Wunsch erfülle ich."

Sie folgten Hafdur, dem Königssohn, wohl von des Schlosses Plan,
Und Alle trauerten so tief, die ihn da wandeln sahn.

Und als sie waren auf dem Plan, wo er sollt leiden den Tod,
Da wollt' er prüfen Signild's Lieb' in seiner letzten Noth.

„Ihr mögt nun in die Höhe ziehn, mein rothes Scharlachkleid,
Denn hänge ich am Baume hoch, so thut's dem König leid."

Stolz Signild sah den Mantel roth, es mußt' das Herz ihr beben,
Sie dacht': Es ist die Möhe gewiß, nicht länger will ich leben.

Und ihre Jungfrauen rief sie dann, ihr war so schwer zu Muth:
„Wir gehen nach dem hohen Saal und treiben Kurzweil gut."

„Heut' seh' im Paradiese," so sprach drauf Sigmild fein,
„Ich noch den edlen Hafdur, den Herzgeliebten mein."

„Und ist hier Jemand unter uns, der schuld an Hafdurs Tod,
So räche ich's in dieser Stund' in wilder Feuersnoth."

„Hier sind so Viele in der Burg, die Hafdurs Tod erfreut,
Doch werde ich es rächen an ihren Bräuten heut."

Sie brachte Feuer an den Saal, daß er in Flammen stand,
Und ihren guten Willen hat jeder da erkannt.

Es war Hafdur, des Königs Sohn, blickt über die Achsel gut,
Da stand schon Signilds Kammer in rother Flammengluth.

„Ihr nehmt herab vom hohen Baum aus meinen Mantel roth,
Hätt' ich zehn Leben in Gewalt, ich wählte doch den Tod."

Der König aus dem Fenster sah, ihm war so trüb zu Muth,
Hafdur hing hoch am Eichenbaum, Signilds Kammer stand in Gluth.

Da kam der kleine Knabe in seinem Mantel roth:
„Stolz Signild mit den Jungfrauen erleidet den Flammentod."

Da sprach der König Sivard ein Wort so hehr und brav:
„Noch nie solch traurig Schicksal zwei Königskinder traf."

„Und hätte früher ich's gewußt, daß ihre Lieb' so stark;
Ich hätt' die Edlen nicht getrennt, nicht für ganz Dänemark."

„Lauft hin und rettet Signild aus wilden Flammen roth,
Ihr laufet hin zum Galgen, ob Hafdur schon todt."

Doch Signild war verzehret von wilden Flammen roth,
Sie eilten nach dem Galgen, doch Hafdur war schon todt.

Sie hüllten dann den Königssohn in weißes Linnen ein,
Sie legten in geweihte Erd' ihn zu bald Signild fein.

Die Zofe nahmen sie beim Haar, ihr Brautbett war bereit,
Sie gruben drauf lebendig ein die arge, böse Maid.
Was lieber, Ihr gewinnt mich, oder so schön eine Maid.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mägdleins Blick.

Was willst du Mägdlein mit dem blauen Aug,
Was schaust du mich so treueig an,
Dein Auge spricht, was dein Mund verschweigt,
Daß ich es errathen kann.

Du hast geweinet drin Aeuglein roth,
Die lieben blauen Aeugelein.
Dein Herz ist schwer, zum Brechen die schwer,
Weil du geliebt so treu.

Nun ist geschieden dein Lieb von die,
Ist hin in weite Ferne wohl,
Du schaust vom Thal in das Blaue hinein
Und Seufzre, ach, hallen ihm nach.

Ach laß nicht klagen das Herze dein,
Nicht weinen Aeuglein so blau.
Der Himmel lächelt als Liebchens Herz
Die Treu' und Hoffnung zu.

Stilles Leid.

Du hast mir nicht geschrieben,
Gekommen bist du nicht.
Ach, mußt ich dich so lieben,
Daß mir das Herze bricht!

Nun muß ich immer weinen
Und trauern Tag und Nacht,
Und kann nicht froh erscheinen
Bis mir dein Auge lacht.

Und wenn sie Kränze flechten,
Der Liebe Blumen streun,
Dann wind' ich Perl'n, die echten,
Wein' heiße Thränen drein.

Nun will ich nicht mehr klagen,
Will still getröstet gehn,
Mein Leiden still ertragen;
Was Gott will, wird geschehn.

Verlornes Glück.

Ich hatt' ein Liebchen treu und gut,
Erblüht im Heimathland;
Der Rose gleicht der Wangen Gluth,
Drm Schnee die zarte Hand.
Dabei ein Aug' so spiegelklar,
Wie keins im ganzen Thale war.

Ihr Herz glich dem bewegten Meer,
Wenn's andre Leiden sah,
Und nimmer ruht es, nimmermehr
Wo noch ein Leid geschah.
Und lieblicher als Morgenroth
Umstrahlt's der Armen bittre Noth.

Ihr dunkelblondes Lockenhaar
Wählt sich dem Wangenglühn;
Der Lippe sittig Beben war,
Wie Frühlings erstes Blühn;
Und ihre Rede war Gesang,
Wie Glöckleins süßer Abendklang.

An ihrem Busen ruht' ich gut
Nach manchem bösen Sturm,
Doch nagt' an dieser schönsten Blüth,
Der nie entgiftet Wurm.
Und nun sie ruht im kühlen Hain
Will fremd mir Glück und Freude sein.

Das Asylrecht.

Von H. Raisson.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Das Capitel von Notre-Dame zu Paris pflegte sich jedes Jahr, am 21. Juli, dem Namenstage des heiligen Märtyrers, in feierlicher Prozession zu der Abtei St. Victor zu begeben. Die Stiftsherren hielten ihren Einzug durch die abteiliche Thür, sangen in der Kapelle Tierlein, stiegen dann zu dem Chor hinauf und hielten dort große Messe. Nach abgehaltenen Gottesdienst kehrten sie nach der Kapelle zurück, sagten dort die Sexte her, und beschlossen die Ceremonie damit, daß sie in der Hospital-Kapelle ein Libera für die Seelenruhe der Pariser Bischöfe sangen. Darnach kehrte das Capitel unter Absingung der Litaneien der Heiligen nach der Kathedrale zurück.

Diese religiöse Feierlichkeit verfehlte nie, einen immensen Volkszulauf herbeizuziehen, denn der glänzende Pomp eines solchen Aufzuges gefiel in jenen Zeiten frommen Glaubens den Blicken des Volkes gar wohl. Die reiche Ausschmückung der hohen Geistlichkeit, die goldenen Meßgewänder, die Dalmatiken von Sammt und Seide, die von Stickereien und Franzen strotzenden Chorröcke, die silbernen Kreuze, und die blendende Helle der tausenden von Kerzen machten die Religion allerdings nicht heiliger und ehrwürdiger, doch machte diese majestätische Größe einen heiligen und naiven Eindruck auf das Gemüth. Die Kraft der Einbildung ist stets das sicherste Mittel gewesen, den religiösen wie den politischen Glauben unter den Nationen zu erhalten.

Am 21. Juli des Jahres 1283 hatte die Prozession des Capitels von Notre-Dame die St. Victors Abtei kaum verlassen, als ein junger Mann, dessen Kleidung in Unordnung, der Blick verwildert, die Hände blutgefärbt waren, in Hast die wogende Menge, welche sich vor der abteilichen Thüre drängte, durchbrach.

Digitized by Google

mit einem Satze mitten in den Hof der Abtei sprang, und verzweiflungsvoll das große eiserne Kreuz umklammerte, das sich dort befand. „Zufluchtsstätte im Namen unsers Heilands Jesus Christus, Asyl im Namen der heiligen und glorreichen Dreieinigkeit!“ rief er aus.

Durch die Erscheinung dieses Menschen, dieses Mörders — denn die Anrufung des Asylrechts so wie seine blutbefleckte Kleidung deuteten auf ein verübtes Verbrechen — erschreckt, beobachtete das Volk ein düstres Schweigen.

Dies Schweigen wurde jedoch bald durch die geräuschige Ankunft der Häscher der Vogtei unterbrochen, die, sich mit dem Schaft der Hellebarde durch die Menge Bahn brechend, bis zu der Thür der Abtei drangen, und Miene machten, die Schwelle zu überschreiten und sich des Flüchtigen zu bemächtigen.

Da ertönten aber sofort ein tausend Stimmen, und riefen: „Achtung dem St. Victors-Asyl! die Häscher zurück! zurück!“

Sich den Wirrwarr zu Nutze machend, den dieser Anfang des Conflicts erregte, wollten die Klosterdiener ihre massive Pforte schließen.

„Laßt die Thür offen, bis Monseigneur der Stadtschultheiß von Paris erschienen ist!“ rief da der Anführer der Häscher.

— Wenn Monseigneur der Stadtschultheiß gekommen sein wird, kann ihm schon wieder geöffnet werden, bis dahin laßt uns aber thun, was unsre Pflicht erheischt, antworteten ihm die Klosterdiener.

„Noch einmal, im Namen des Königs, laßt die Pforte offen!“ wiederholte der Chef der Häscher.

— Zurück, ihr Häscher, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! entgegneten die Diener des Klosters.

„„Achtung, Achtung dem Asyl St. Victors!““ rief abermals das Volk.

Die Häscher bestanden indessen auf ihrem Stück, und es würde sicher zu einem blutigen Kampfe zwischen ihnen und den Dienern der Abtei gekommen sein, wenn nicht das Volk, über die Insolenz der Männer in Waffen empört, plötzlich auf sie eingedrungen wäre und sie zurück gedrängt hätte.

An die Mauer der Abtei geworfen, standen die Häscher im Begriff, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und das Volk griff seinerseits nach Steinen, um sich seiner Haut zu wehren, als der Abt von St. Victor von all seinen Mönchen begleitet an der Schwelle der Pforte der Abtei erschien.

„Was ist euer Beginnen, Volk und Soldaten?“ rief er mit schallender Stimme. „Volk, warum diesen Zorn? Soldaten, warum diese Verletzung der Rechte der Kirche? Habt Ihr denn beiderseits vergessen, daß Ihr Kinder eines und desselben Vaters seid, daß die Kirche, Jesus Christus angetraut, euer gemeinschaftliche Mutter ist? Wißt Ihr nicht, daß diese Kirche das Blut ein Gräuel ist, und daß sie diejenigen ohne Erbarmen aus ihrem Schoße stößt, die dessen vergießen? Ihr, Volk, thut euer mörderischen Waffen weg! Ihr Häscher, spannt eure Bogen ab! Kehrt Alle in Frieden unter euer Obdach zurück, und gebraucht euer Kräfte, nicht, euch zu zerreißen, sondern um Gott, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen:

Die Wirkung einer Anrede wie diese konnte nicht zweifelhaft sein: das Volk beruhigte sich, und die Häscher legten ihre gewohnte Rohheit ab.

„Monseigneur Abt, es war uns von Monseigneur dem Stadtschultheißen befohlen worden, diesen Menschen, der sich in eure Abtei geflüchtet hat, einzufangen, und todt oder lebendig, abzuliefern,“ nahm sich der Anführer der Häscher zu bemerken jedoch die Freiheit.

— Was hat der Mensch denn verbrochen? fragte der Abt.

Er hat vor noch nicht einer vollen Stunde den Oberbrodmeister Graf von Garlande verrätherisch ermordet,“ antwortete der Häscher.

Der Abt schauderte zusammen; denn der Graf von Garlande war sein eigner Neffe; doch suchte er seine Gemüthsbewegung zu bewältigen, und sagte:

„Der Stadtschultheiß hat sehr wohl daran gethan, dem Mörder durch Euch nachsetzen zu lassen; da er sich aber in unser Kloster geflüchtet hat, so gehört er nicht mehr der menschlichen Gerechtigkeit sondern nur noch der Gerechtigkeit Gottes an.“

Die Altäre, die Gräber, die Statuen der Gottheiten waren im Alterthum die Schutzstätten derjenigen, die der Strenge der Gesetze verfallen waren oder auf welchen die Gewaltsamkeit der Tyrannen lastete. Die Tempel galten als die unverletzlichsten Asyle. Man sagte, die Götter übernehmen es, die Schuldigen zu bestrafen, die ihre Barmherzigkeit anrufen, und daß die Menschen nicht mehr unversöhnlich gegen sie sein dürften. Die ersten Zufluchtsstätten zu Athen sind von den Nachkommen des Hercules, die sich der Wuth ihrer Feinde zu erwehren hatten, begründet worden.

Bei den Hebräern gab es sechs Städte, die von Gott selber als Zufluchtsstätten eingesetzt worden waren, und wo alle Schuldigen Schutz fanden, wenn sie nicht mit Vorbedacht gesündigt hatten.

Die Heiden hatten aus solcher Unverletzlichkeit eines geheiligten Ortes eine politische Maßregel gemacht. Indem sie Verbrechern eine Retraite, und, bis zu einem gewissen Grade, Straflosigkeit bewilligten, förderten sie die Bevölkerung neu erstehender Städte. Theben, Athen und Rom sind Anfangs nur durch den Auswurf von anderen Nationen bevölkert worden.

Berufen, all die Barbaren, welche Europa, Asien und Africa überschwemmten, zu einer einzigen Racen zu vereinigen, eignete das Christenthum sich diese heidnische Sitte, die vielleicht nur eine Eingebung der Gottheit selber war, gleichviel ob sie Jupiter, Jehova oder Jesus Christus genannt wurde, um die Mitte des dritten Jahrhunderts an.

Die Kaiser Honorius und Theodosius bewilligten das Asylrecht in dem Bezirk der Kirchen; sprächen sich die Bischöfe und die Mönche in den Besitz gewisser Territorien, über die hinaus sie der weltlichen Gerechtigkeit Grenzpfähle steckten. Sie wußten ihre ausnahmsweise Stellung bald soweit auszudehnen, daß aus den Klöstern förmliche Festungen wurden und die Autorität der Bischofsmütze und des abteilichen Stabes der Autorität der Krone und der Gerechtigkeit die Waage hielt.

In Frankreich war dies Asylrecht in den Kirchen unter der ersten Race ein geheiligtes und von den Concilien der Gallier zur Nachgelebung anempfohlenes Gesetz. Es erstreckte sich bis zu den Vorhöfen der Kirchen, auf die Häuser der Bischöfe und auf alle die Stätten in deren Umkreis. Diese Ausdehnung war zugegeben worden, damit die Flüchtlinge nicht stets in der Kirche selber zu verbleiben brauchten, wo mehrere zum Leben nothwendige

Digitized by Google

Dinge, wie essen und schlafen, nicht wohl mit Anstand gelitten werden konnten. Sie durften demnach Beides außerhalb der Kirche verrichten, und konnten zum Verlassen ihres Asyls nur dann gezwungen werden, wenn ihnen auf gerichtlichem Wege Straflosigkeit für ihr verübtes Verbrechen zuerkannt worden war.*)

Das Asylrecht, von den Concilien anerkannt und geheiligt, in die geistlichen und bürgerlichen Gesetze eingetragen, von den Königen respectirt, und von den Nationen in Ehren gehalten war gleichzeitig eine sociale Garantie, eine große politische Maßregel, und ein hehrer Act religiöser Weisheit. Wer erkennt nicht in der That in der Einführung der Asyle in die Mitte des Haufens von Nationen, die wechselsweise Sieger oder Besiegte, Gebieter oder Sclaven waren, den glücklichen Gedanken eines der Willkür, dem Despotismus und der Tyrannei furchtbaren Gegengewichts! Da, wo es den Gesetzen an hinlänglicher Macht gebricht, muß man an Gott appelliren. Das Asyl war der Schrecken des frechen Unterdrückers und die Hoffnung des unterdrückten Rächers.

Carl der Große in seinen Capitularien, und Gueribald, König der Burgunder, in seinem Codex haben das Asylrecht durch eine Menge Paragraphen sanctionnirt. „Es lasse sich niemand gelüsten," heißt es in den ersteren, „die Gerechtigkeiten unsrer heiligen Mutter Kirche zu verletzen, es sei durch gewaltsame Entreißung von Verbrechern, die sich zu den heiligen Stätten geflüchtet haben, oder durch Belastung dieser Kirchen mit Steuern."

Das Gombettsche Gesetz schleudert Anathemas gegen diejenigen und bestimmt die Strafen, welche sie erleiden sollen, welche Uebergriffe in die Domainen der Kirche zu machen versuchen, deren Güter usurpiren, ihre Vorschriften verletzen würden. Es verherrlicht und erklärt das Asylrecht in folgender Weise: „Die Weisheit der Propheten des alten Gesetzes, und die Apostel von Jesus Christus, des Gründers des neuen Gesetzes, haben gewollt, daß die Altäre des lebendigen Gottes selbst denen ein Hafen des Heils sein sollen, die sich an den göttlichen und menschlichen Gesetzen vergangen haben. Wenn demnach ein Mörder, ein Dieb, ein Fälscher, oder ein Gotteslästerer vor der Gerechtigkeit der Menschen in dem geheiligten Bezirke einer Kirche, einer Abtei oder eines Klosters Schutz suchen sollte, so hüthet Euch, ihn dorthin zu verfolgen; er gehört dann Gott an, und derjenige, der so vermessen sein würde, ihn an solch einer Stätte zu ergreifen, der würde als Tempelschänder anzusehen und zu strafen sein."

Das Asylrecht ging also allen weltlichen Gerichtsbarkeiten vor. Vor ihm mußte sich die Autorität der Justiz wie die Macht der Krone beugen. Von den Völkern hoch in Ehren gehalten, hatte es sich so zu sagen in unsern Gesetzen, in unsern Sitten und in unsern Gewohnheiten incrustirt. Der große Thurm zu Aachen, von Carl dem Großen aufgeführt, um die redlichen Fürsten und die pflichtvergessenen Richter darin einzusperren, und, einige Jahrhunderte später, der große Thurm des Louvre waren ein Warnungszeichen für die großen Kronvasallen, welchen nach politischer Beute und Macht gelüstete: der Thron befestigte sich im Schutze der granitnen Zinnen dieser beiden Citadellen. Aber über ihnen, ja über dem Throne selbst existirte in der Tiefe des einfachsten Sanctuariums wie im Vorhofe der glänzendsten Kathedrale das Asylrecht, ein Recht, welches der Erde die Macht und die Barmherzigkeit Gottes übertrug.

Dies mächtige, dies Schutz gewährende Recht war es, das der Mann anrief, durch den die Ceremonie des Morgens so unversehens unterbrochen worden war. Sobald der Abt von St. Victor sich wieder in seinen glänzenden Gemächern befand, ließ er den Mörder des Grafen von Garlande vorführen.

Der Mörder konnte höchstens 20 Jahre alt sein. Seine sanfte und regelmäßige Physiognomie contrastirte mit dem Blute, womit seine Hände und seine Kleidung befleckt waren. Seine Haltung war frei von Stolz wie von Schwäche, und in seiner kräftigen volltönenden Stimme verrieth sich weder Gemüthsaufregung noch Reue. Vor dem Abte erschienen, warf er sich in die Knie, erhob sich aber sofort wieder, schüttelte sein üppiges braunes Haar, und war schweigend der Fragen gewärtig, welche der ehrwürdige Baldwin von Garlande an ihn richten würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Alle Kirchen und Abteien genossen, mit sehr wenigen Ausnahmen, des Asylrechts. Eins der berühmtesten war das von Saint-Martin de Tours. Nächst diesem kamen die Asyle von Notre-Dame zu Paris, der Abteien Saint-Victor, Saint-Germain-des-Prés, St. Geneveva, und späterhin der Tempel, der Hauptort der Ritter des gelobten Landes. Merkwürdiger Weise hat dies letztere Asyl alle die anderen, trotz der Aufhebung des Ordens überlebt: es bestand noch im Jahr 1770.

Ein Brief aus dem Jahre 1424, über das damalige Universitäts-Leben in Leipzig.*)

Zum Voraus meine unterthänige Empfehlung und meinen brüderlichen Gruß in dem Herrn.

Ich benachrichtige Sie, geliebter Bruder und Herr in Christo, daß ich am elften Tage des Monats Juli in Begleitung des Schülers Jacobus nebst Allem, was ich mit mir führe, wohlbehalten in Leipzig eingetroffen bin. Dieses ist durch die besondere Gnade Gottes geschehen; denn unsern Helmstädt waren Tage zuvor ehe wir anlangten auf der Landstraße zwei Wagen beraubt worden und gleicherweise hatte man vor Leipzig, nahe bei Halle, Kaufleute aufgefangen. Uns, die wir auf demselben Wege reisteten, ist jedoch kein Unfall begegnet, wofür Gott und seinen Heiligen die Ehre sei.

Ich bin durch die Burg Hareleff gekommen, in welcher sich der Kriegsmann, Herr Nicolaus Ulff als Gefangener befunden hatte; ich sprach denselben in Lübeck vor meinem Abgange von dort. Ich habe von Lübeck aus an Sie zwei Briefe geschrieben, die ich dem Johann Skulma übersandte, den einen mit dem Schiffer Jacob Scotta, den anderen mit Peter Kruse, einem Bürger aus Stockholm; ich weiß nicht, ob dieselben Ihnen zugekommen sind.

*) Geschrieben von einem zu jener Zeit in Leipzig studierenden Domherrn aus Upsala. Dieser Brief ist mitgetheilt in Lagerbring's „Geschichte des schwedischen Reiches" und hat die Ueberschrift: „Carl Johansons Bref om sin Resa til Leipzig" (Carl Johansen's Brief über seine Reise nach Leipzig).

Digitized by Google

Uebrigens sei hier bemerkt, daß ich mit den Collegiats-Magistern des kleineren Collegiums, *) hinsichtlich der vorkommenden Ausgaben in gleichem Verhältnisse stehe. Ich nehme an den dortigen Einrichtungen in so fern Theil, daß ich sechs Neugroschen zu dem Mittagstische beitrage; das Getränk beschaffe ich mir jedoch besonders, wie dieses auch andere Magister thun. Wir sitzen bei Tische in der Reihenfolge wie wir uns einstellen, indem, wer früher da ist, weiter oben an sitzt; und dieses findet auf jeden Einzelnen Anwendung, so daß an diesem Orte die Person nicht weiter in Betracht kommt, außer, daß der Rector den ersten Platz einnimmt.

Jeder hat auch sein eignes Schüsselchen, jeder seine Kanne, jeder sein Brod, wie die Mönche; während des Essens wird aus der Bibel vorgelesen, und die Schüler essen an ihrem Tische, nachdem sie uns die Speisen gereicht haben. Diese Lebensweise ist zu loben.

Das Studium des kanonischen Rechtes, wird in Leipzig mit großem Eifer getrieben, und sind für dasselbe drei Doctoren vorhanden. Der Ordinarius hält seine Vorträge über das zweite Buch, und hat schon vor drei Tagen den Abschnitt von den Urtheilssprüchen in verhandelten Rechtsfällen begonnen, dessen nähere Bezeichnung Denjenigen bekannt ist, die bereits früher anwesend waren.

Der andere Doctor, welcher vor einem Jahre aus Bologna hierher gekommen ist, hat bereits vor acht Tagen begonnen über die Clementina**) zu lesen; diesen Vorträgen wohne ich bei; endlich liest ein Baccalaureus über das dritte Buch.

Es befinden sich hierselbst mindestens achtzig das Recht Studierende und mehr, welche die Schule besuchen, darunter einige Barone, Kriegsleute, Magister, Pröpste, Decane, Domherren und andere zum geistlichen Stande gehörende Personen. Die Vorlesungen haben auch während der Handstage ununterbrochen stattgefunden.

Die Vorlesung des Ordinarius beginnt um fünf Uhr früh und währt bis zu der siebenten Stunde. Ich muß daher jeden Tag um vier Uhr aufstehen um die Frühbetstunde abzuhalten, so daß ich dadurch meine vormalige übele Gewohnheit, lange zu schlafen, in eine gute umwandele.

Ich habe hier einen jungen Mann, den Sohn der Schwester des Herrn Andreä, vormaligen Bischofs zu Strengnäs, unserem Kirchensprengel angehörend, gefunden; sollte demselben aus den Mitteln der Kirche nicht eine Unterstützung zu Theil werden, so kann er hierselbst auf die Länge nicht bestehen.

Ich habe hier auch einen, zu den Vätern des Klosters Alvastra gehörenden Mönch angetroffen, der mich sehr gut kennt und den Anderen mitgetheilt hat, daß ich ein Domherr der Kirche in Upsala war; ich hatte mich nämlich für einen bloßen Leutpriester ausgegeben. Aber das kümmert mich nicht. Ich kann jedoch mit weniger als zwei Gulden rheinländisch auf drei Wochen rechnen, nicht ausreichen.

*) Die unter der unmittelbaren Aufsicht eines Oberen standen und in dem Collegium Wohnung und Kost hatten.

**) Clementina (scripta), Name einer in griechischer Sprache aufbewahrten Sammlung vergeblicher Schriften des Clemens, Bischofs von Rom, am Ende des ersten Jahrhunderts.

Daher lieber Bruder und Herr, sorgen Sie bestens dafür, daß mir jedes Jahr etwas von dem Meinigen zugehe, weil ich gern Bücher kaufen möchte, im Falle dergleichen feilgeboten würden.

Wenn Sie mir Geld senden wollen, so thun Sie dieses nur in rheinländischen Gulden oder Rosenobeln, welche letztere übrigens jetzt einen geringeren Werth haben als früher.

Ich schreibe Ihnen deshalb so zeitig, weil ich entfernter von meiner Heimath bin als die Anderen. Möge mich Ihre Rechte nicht vergessen. Schreiben Sie mir drei, vier Mal, oder noch öfter im Jahre; lassen Sie mich wissen, was meine Freunde machen, und theilen Sie mir jede Neuigkeit mit oder was sonst mir wissenswerth sein dürfte; ich würde anderen Falles Unzufriedenheit fühlen.

Wenn Sie mir Briefe senden, so lassen Sie solche dem Kersten Hacke in Lübeck zugehen, der dieselben sodann durch Vermittelung des Johannes Skalma in Stockholm an mich befördern wird, da alle vierzehn Tage ein Eilbote diese Straße zu kommen pflegt.

Vergessen Sie nicht nach meinen Sachen sehen zu lassen, damit solche nicht durch Mäuse und Motten vernichtet werden.

Tilgen Sie auch jedes Jahr etwas von meinen Schulden, nicht Alles auf ein Mal; zuerst dasjenige, was die Kirche in Tyerp von mir zu fordern hat, damit ich nicht durch das völlige Abtragen der Schulden in Verlegenheit gerathe; was fern bleibe.

Widmen Sie meinen Angelegenheiten die möglichste Sorgfalt. Kersten Hacke hatte nämlich, als ich abreiste, funfzig Gulden rheinländisch in Verwahrsam, die er mir später durch einen Wechsel übermachen sollte.

Uebrigens sind die Lebensmittel hier sehr wohlfeil, Wein und Bier gut; auch ist die Ernte bereits in die Scheuern gebracht.

Sagen Sie meinem Verwalter in Bestand, er möge über mein Besitzthum getreulich Aufsicht führen und auf meine jungen Pferde Acht haben, damit dieselben keinen Schaden nehmen, wenn sie noch am Leben sind.

Ich unterlasse nicht, Ihnen zu melden, daß die Ketzer in Prag *) jetzt in größerer Zahl vorhanden und von weit böserer Art sind, als früher. Es heißt hier allgemein, der König von Polen und der Herzog Witold mit den Prutenen **) einer Seits, und der Markgraf von Meißen mit dem Bischofe von Mainz anderer Seits, so wie sämmtliche Herren Deutschlands, nebst denen in dem Inneren belegenen größeren Städten, nicht die zunächst dem Meere, seien alle bereit gegen Prag zu ziehen und die Ketzer zu bekriegen. In den Städten des Markgrafenthums Meißen sind zu der Ausführung des Unternehmens schon alle Maßregeln getroffen. Ob aber der Zug stattfinden wird oder nicht, darüber ist öffentlich noch nichts bekannt; was aber auch geschehen möge, so werde ich nicht verabsäumen, Ihnen davon nächstens Mittheilung zu machen. Thun Sie ein Gleiches von dem, was bei Ihnen sich ereignet; denn in der weiten Entfernung erfreuet mich ein Brief, den ich empfange, mehr, als vormals zehn Mark Silber zu thun vermocht hätten, da ich in der Heimath war.

*) Die Hussiten unter Anführung Ziska's und Procop's.

**) Wir haben nicht ermitteln können, was für ein Volk mit „Prutenis" hat bezeichnet werden sollen.

Digitized by Google

Grüßen Sie meinen Großvater, den Kantor und Andere in Betreff deren Sie wissen, daß solche in meinem Namen zu grüßen sind. Leben Sie in Gott dem Herrn lange und glücklich. Geschrieben zu Leipzig, am Tage des heiligen Apostels Jacobi, unter Beidrückung meines Siegels. In dem Jahre des Herrn 1424.

Ich bin Ihr ergebener und zu allen Diensten bereitwilliger Karl aus Vesland, Domherr zu Upsala.

Aufschrift des Briefes.

Zu Händen des ehrwürdigen Mannes, Herrn Jacob Nicolai, Domherrn zu Upsala in Schweden.

Berlin. N—n.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweites Heft. Aguillas — Amphibien. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1853. S. 81—160. Gr. 8.

Ueber Plan und Zweck dieses neuen lexikographischen Unternehmens der Brockhaus'schen Buchhandlung ist in Nr. 25 dieser Zeitschrift Bericht erstattet. Das vorliegende zweite Heft entspricht denselben in jeder Hinsicht: Auswahl, Reichhaltigkeit, Bearbeitung, lassen nichts zu wünschen übrig; selbst Wohlunterrichtete werden manche Artikel finden, die ihnen vielfache Belehrung gewähren; in den größeren geographisch-ethnographisch-statistischen, z. B. Aegypten, Algier, Amerika, ist kurz, aber genügend alles Wissenswerthe zusammengestellt. Statt weiteren Lobes der Vollständigkeit wählen wir die Namen Alexander und Alexius und nach diesen Benannte und deuten an, was dahin Gehöriges vorhanden ist:

Alexander der Heilige.
— 8 Päpste des Namens.
— der Große.
— Severus.
— Newski.
— I., Kaiser von Rußland.
— Karl, Herz. von Anhalt-Bernburg.
— Graf von Würtemberg (auf Würtemberg verwiesen).
— aus Aphrodisias.
— von Hales (doctor irrefragabilis).
Alexandersbad.
Alexanderschlacht.
Alexandre, A. (der berühmte Schachspieler).
Alexandrette (Geogr.)
Alexandria —
Alexandria —
Alexandrine (Stoff von Leinen und Baumwolle).
Alexandrinische Bibliothek.
— Codex.
— Dialekt.
— Krieg.
— Siebengestirn.
— Zeitalter.
Alexandrinus (Numism.)
Alexandrowsk (Geogr.)
Alexei Michailowitsch.
— Petrowitsch.
Alexianer (Mönchsorden).
Alexipharmakon (Gegengift).
Alexis, Willibald (auf Häring verwiesen).
Alexisbad.
Alexius der Heilige.
— I. Komnenus.
Alexiusdor (Numism.)

Für Freunde der Botanik möchte noch zu bemerken sein, daß die botanischen Artikel verhältnißmäßig ausführlich geliefert sind.

Den Sammlern von Münzen ist vielleicht die folgende Notiz nicht uninteressant:

„Aigle dormant (frz., der schlafende Adler), eine jetzt ziemlich seltene Medaille, welche während der Gefangenschaft Napoleon's auf der Insel Elba geprägt wurde. Der Avers zeigt das Portrait Napoleon's, der Revers einen den Kopf unter den Flügeln verbergenden Adler." H.

Miscelle.

Ueber das Reisen in der Wüste ist in der ersten diesjährigen allgemeinen Versammlung der Pariser geographischen Gesellschaft ein Aufsatz verlesen worden, in welchem u. a. folgende Daten vorkamen: Das Reisen der Karavanen in der Wüste hat eine große Aehnlichkeit mit einer Seereise. In der Wüste ist nichts, was den weiten Sehkreis irgend unterbräche. Die Führer müssen ebenso von dem Course, den sie zu nehmen haben, unterrichtet sein, wie die Steuerleute oder Lootsen zur See. Da giebt's nichts, was den einzuhaltenden Weg bezeichnen könnte, indem selbst die Spuren von vorangegangenen Karavanen sofort durch den Wind verweht werden. Das Hauptmittel, die Richtung zu erkennen, welche man verfolgen muß, beruht in der Kunde der Erscheinungen am Himmel. Der Compaß würde hierbei freilich auch gute Dienste thun, die arabischen Führer machen aber selten Gebrauch davon. Sie sind mit der Stellung der Gestirne bekannt, und wissen fast von allen die Namen; wenn aber einmal, was übrigens selten vorkommt, die Luft bezogen ist, da befindet sich eine Karavane in einer ähnlich schwierigen Lage, wie ein Schiff im Nebel, und sie muß es abwarten, daß es sich wieder aufklärt.

Ohne das Kamehl, das zwei Tage ohne Nahrung zubringen kann, und, schwer belastet, eine ganze Woche hindurch täglich 25 bis 30 Lieues zurücklegt, würden Karavanenzüge gar nicht möglich sein. Außer den Gefahren, welche ihre Reise mit sich bringt, sind sie auch noch räuberischen Anfällen bloßgestellt. So ist einst eine aus 300 Personen bestehende Karavane von 600 Beduinen überfallen und bis auf einen Mann, der von dem Ereigniß Kunde gegeben, niedergemacht worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 40. Mittwoch, den 18. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 309
Das Asylrecht. (Fortsetzung.) ..... „ 311
Verhandlungen der königlichen Londoner Literatur-Gesellschaft. „ 312
Etwas über den Aequator ..... „ 313
Literatur:
Des Antibarbarus logicus zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage von Cajus ..... „ 314
Miscellen ..... „ 316

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter,

übertragen von Heinrich Zeise.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Todten Wiederkehr.

Svend Dyring reitet auf der Insel weit;
Wär ich selber jung.
Dort freit er eine liebliche Maid.
Wackre Worte erfreuen manch Herze.

Sie lebten zusammen an sieben Jahr,
Wär ich selber jung.
Und sechs der Kinder sie ihm gebar.
Wackre Worte erfreuen manch Herze.

Da kam der Tod ins Land hinein,
Und raubte die Frau so lieblich und fein.

Svend Dyring ritt auf der Insel weit,
Er freite wieder eine andre Maid.

Er freit und führt die Frau mit sich,
Sie war verdrießlich und ärgerlich.

Und als sie fuhr in den Hof hinein,
Sah sie weinend die sieben Kinder klein.

Die Kindlein standen so traurig dort,
Sie stieß sie mit dem Fuße fort.

Sie gab den Kindern weder Bier noch Brot,
Sie sagte: „Ihr sollt leiden Hunger und Noth."

Die blauen Polster nahm sie nun,
Und sprach: „Auf hartem Stroh könnt Ihr ruhn."

Sie löschte die großen Wachslichter aus; —
„Ihr sollt nun liegen im finstern Haus."

Am Abend weinten die Kinder klein,
Das drang zu der Mutter ins Grab hinein.

Sie hört' es, die unter der Erde lag.
Ich muß zu den Kleinen, die Mutter sprach.

Da trat das Weib vor Gott den Herrn:
„Ich möchte zu meinen Kindern so gern."

Sie bat so dringend, bat so lang,
Bis er sie wandern ließ den Gang.

Und Du kommst wieder, wenn die Hähne krähn,
Nicht länger sollst Du von dannen gehn.

Digitized by Google

Und sie erhob ihr müdes Gebein,
Da spaltete Mauer und Marmelstein.

Und als sie durch das Dorf nun kam,
Sie der Hunde lautes Heulen vernahm.

Und als sie kam an des Hofes Thür,
Da trat ihre älteste Tochter herfür.

„Warum stehst Du hier, lieb Töchterlein?
Und wie steht's mit den Geschwistern Dein?"

„Nein, Du bist nie die Mutter mein,
Denn sie war lieblich, sie war fein."

„Meine Mutter war weiß, hatte Wangen roth,
Aber Du bist bleich und gleichst dem Tod."

„Wie könnte ich sein an Schönheit gleich?
Ich war ja todt, meine Wange ist bleich."

„Wie könnte ich sein schön weiß und roth,
Ich bin schon so lange, so lange todt."

Und als sie in das Zimmer kam,
Weinten die Kinder vor bitterm Gram.

Sie kämmte das erste und zweite voll Harm,
Das dritte und vierte nahm sie auf den Arm.

Sie nahm das fünfte an ihre Brust,
Als wollte sie's nähren mit Mutterlust.

Sie sagte zur ältesten Tochter dann:
„Du rufe Svend Dyring, den Ehemann."

Und als er in das Zimmer kam,
Sprach sie zu ihm mit bitterm Gram:

„Ich hinterließ Dir Bier und Brot,
Und meine Kindlein leiden Hungersnoth.

Ich hinterließ Dir Polster blau,
Auf hartem Stroh sie liegen, schau.

Auch Wachslicht hinterließ ich Dir,
Und im Finstern liegen die Kindlein hier.

Und soll ich öfter zu Euch gehn,
Dann soll ein Unglück Euch geschehn!"

Nun kräht der Hahn, der rothe,
In's Grab soll jeder Todte.

Der schwarze Hahn gibt Antwort,
Nun öffnet man des Himmels Pfort'.

Ich hör' den weißen krähen,
Nun muß ich eiligst gehen.

Sie gahn, heulten die Hunde schier,
Den kleinen Kindern Brot und Bier.

Und wenn der Hunde Gebrul erklang,
Erschraken sie vor der Todten Gang.

Sogleich, wenn die Hunde heulten hell,
Wär ich selber jung.
Dann fürchteten sie die Todte schnell.
Wackre Worte erfreuen manch Herze.

Anmerk. Diese alte Zauberweise hat Henrik Hertz in seiner romantischen Tragödie „Svend Dyring's Haus" benutzt.

VII.

Der verwandelte Ritter.

Signelil in der Kammer sitzt,
Sie schlägt die goldne Harfe itzt.
Und es klang über den Wall.

Sie schlug die Harfe unterm Scharlachkleid,
Da kam der Lindwurm zur holden Maid.
Und es klang über den Wall.

„Stolz Signelil! verlobst Du Dich mit mir,
Dann geb' ich das Gold, das rothe, Dir."

„O das verbiete der höchste Gott,
Daß ich des Lindwurms Braut zum Spott."

„Ich aber kann von Euch nichts erflehn,
So küßt mich denn, und laßt mich gehn."

Dazwischen legte sie ein Tuch,
Und küßte dann den Lindwurm klug.

Die Schlangenschuppen hob er dann,
Daß Blut vom Scharlachkleide rann.

Der Lindwurm aus dem Zimmer schritt,
Signelil die Hände rang und ging mit.

Und als sie auf dem Söller war,
Traf sie der Brüder sieben fürwahr.

„Willkommen Signelil hold und klar!
Wie kommst Du in des Lindwurms Schoor?"

„Wie ich gekommen in des Lindwurms Schoor?
Weil mir das Glück nicht günstig war."

Der Lindwurm in den Berg dann schritt,
Signelil die Hände rang und ging mit.

Sie knirt und fleht mit leisem Ton:
„O hilf mir, Du, der Maria Sohn!"

Und als er sich im Berge befand
Da warf er ab sein Schuppengewand.

Da warf er ab sein Lindwurmkleid,
Und stand vor ihr ein Ritter breit.

„Ich dank' Euch, stolz Signelil, für diesen Gang.
Bei Euch will ich bleiben mein lebelang."

Nun hat stolz Signelil verschmerzt ihren Harm,
Und schläft allnächtlich in eines Königssohn's Arm.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Asylrecht.

(Fortsetzung.)

Das Gemüth des Greises war die Beute eines lebhaften und tiefen Kummers. Er hatte den Mörder eines Neffen vor Augen, den er liebte, eines Adoptivsohnes, den er mit vollem Rechte als das Haupt und die Hoffnung eines illustren Hauses ansah. Die Strenge und das beschauliche Leben des Klosters hatten in dem Herzen dieses edlen Greises die Liebe zur Familie nicht erstickt; sechzig den Arbeiten und den Verzückungen des Sanctuariums geweihte Jahre hatten in ihm die frommen Sympathien des väterlichen Herzens nicht verlöschen können. Es ist wahr, bei auserwählten Seelen werden die sanften Erinnerungen an die Familie mit dem Alter stärker und lebendiger, man mag nun unter einem Strohdache oder in einem Palaste geboren sein.

„Ihr habt Euch sehr jung eines großen Verbrechens schuldig gemacht," sagte der Abt mit einer ruhigen und sanften Stimme; „Gott wird, indem er Euch das Asylrecht hat zukommen lassen, das seine unendliche Barmherzigkeit dem Gebete bewilligt, sonder Zweifel gestatten, daß Euer Gemüth durch Reue geläutert werde."

— Monseigneur, antwortete der junge Mann, indem er sich ehrerbietig vor dem Abte von St. Victor verneigte, ich habe sonder Zweifel eine straffällige Handlung begangen, doch kann ich sie nicht bereuen....

„Ihr bereuet einen Mord nicht?" unterbrach ihn Balduin, sich bekreuzend. „Wie? Unglücklicher! Ihr habt jemandem Euresgleichen das Leben genommen, habt das mörderische Eisen einem Manne in's Herz gestoßen, der Euch vielleicht nur unerheblich gekränkt hatte, habt eine Seele der ewigen Verdammniß ausgesetzt, und.... bereuet das nicht?"

— Wenn jener Mann nur mich beleidigt hätte, sagte der junge Mann darauf, ich hätte ihm nicht ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt, denn mein Herz birgt keinen Haß, kein Rachegefühl; aber er hat einen wehrlosen Greis schwer beleidigt, hat die benarbte Stirn eines Soldaten Ludwigs IX. durch eine schimpfliche Geberdung entehret.... da mußte der Oberbrodmeister von Frankreich, Graf von Garlande unter meinen Streichen fallen... Monseigneur, ich bin der Sohn dieses Greises, ich bin der Sohn dieses beschimpften Soldaten!

„Der Graf von Garlande hat Euren Vater geschlagen?"

— Ja, Monseigneur, erwiederte der junge Mann mit Heftigkeit, und wenn Sie geruhen wollen mir einige Augenblicke Aufmerksamkeit zu schenken, so sollen Sie nächst Gott der Richter meines Verbrechens sein, falls eine Vergeltung, die Gott erlaubt hat, indem er in seinen Geboten gesagt: Du sollst Vater und Mutter ehren, ein Verbrechen genannt werden kann.

„Gott hat aber auch gesagt," entgegnete der Abt: „Du sollst nicht tödten."

Da senkte der junge Mann die Augen, und schauderte unwillkürlich zusammen, indem sein Blick auf die kleinen rothen Flecken auf seinen Händen fiel. Es war das Blut des Grafen von Garlande, aufgetrocknet durch die Fiebergluth des Mörders.

Auf die Aufforderung des Abtes von St. Victor, und nach einer kurzen Pause, in der er sich wieder gesammelt, erzählte er die Umstände des Ereignisses, dessen leidige Hauptperson er geworden war, in folgender Weise:

„Mein Vater stand unter den Bogenschützen der Miliz, die Ludwig IX. auf seiner ersten Expedition gegen die Ungläubigen folgten. Er bewieß sich tapfer bei der Einnahme von Damiette und wurde an dem fürchterlichen Tage von la Massoure unter den Augen des Königs schwer verwundet. Obwohl bestimmt, nach Frankreich zurückzukehren, wollte mein Vater, der sich Peter von Valerme nennt, sich nicht von seinen Waffenbrüdern trennen, und sah, nachdem er die Gefangenschaft des Königs getheilt hatte, sein Vaterland und seine Angehörigen erst mit unserm heiligen und vielgeliebten Monarchen wieder."

— Mein Sohn, sagte der Abte darauf, ich erkenne noch mehr an Eurer Sprache als an Euerer Kleidung, daß Ihr einem freien Geschlechte angehöret; es thut deßhalb nicht Noth, daß Ihr mich von den Diensten Eures Vaters unterhaltet, gebt mir vielmehr eine kurzgefaßte Beschreibung der Begebnisse, wodurch Euer Verbrechen veranlaßt worden ist.

„Der König Ludwig IX.," begann der junge Mann sodann wieder, „belohnte meinen Vater, indem er ihn zum Pächter des Zolles vom Fischmarkte seiner guten Stadt Paris ernannte.*) Dies ehrenwerthe und einträgliche Amt gestattete es Peter von Valerne, seine Familie groß zu ziehen, die eilf Kinder zählte, von welchen ich das jüngste bin.

„Ueber zwanzig Jahre lang hatte mein Vater sein Amt verwaltet, ohne je mit seinen Vorgesetzten oder Untergebenen in Streit zu gerathen; als unser König Philipp aber den Grafen von Garlande, einen jungen Höfling voller Stolz und Uebermuth, zum Oberbrodmeister ernannt hatte, da wurde der alte Soldat inne, ..."

— Ich nenne mich Balduin de Garlande, unterbrach der Abt von St. Victor den Redenden, und der Mann, den Ihr getödtet habt, war mein Neffe.

Der junge Mann erblaßte, er faßte sich aber sogleich wieder, und fuhr folgendermaßen fort:

„Mein Vater ist weichherzig und hat großes Mitleiden mit dem armen Volke. Wenn er nun sieht, wie die armen Fischer ihre Noth haben, das Produkt ihrer Mühen von mehreren Tagen und oft mehreren Nächten zu Spottpreisen los zu werden, so erläßt er ihnen gern einmal die Abgabe, die er von jedem

---

*) Der heilige Ludwig bedachte, gleich Carl dem Großen und Hugo Capet, seine Soldaten mit einträglichen Aemtern, so in der Civil- als in der gerichtlichen Administration. Solche Aemter waren ehrenvoll, wie kleinlich sie auch erscheinen mochten. Die Stelle eines Zollwächters des Fischmarktes brachte unter dem heiligen Ludwig und unter dessen Nachfolger, Philipp den Kühnen, 12 Goldthaler ein, was nach dem heutigen Münzwerthe fast 5000 Fr. ausmacht. Der Oberbrodmeister von Frankreich hatte die Oberaufsicht des Fischmarktes, und bezog aus demselben ansehnliche Summen für den König, wovon er sich einen Theil zueignete, um seine Würde und seinen Rang mit Glanz zu behaupten. Verhältnißmäßig warf ihm der Fischmarkt mehr ab, als die Abgabe, welche ihm die Bäcker von jedem Sack Mehl oder Getraide zahlen mußten. Von jedem Korbe Fische mußten ihm drei Doubles bis sechs Kupferheller, mitunter auch ein Silberheller entrichtet werden. Vor Allem in der Fastenzeit erlangte diese Abgabe eine hohe Bedeutung und belief sich auf 15 bis 20 Goldthaler des Tags. Lemaire versichert in Trugère de Basilicate, daß die Stadt Paris in der Fastenzeit des Tages über 3000 Körbe Fische consumirt habe.

Digitized by Google

Korb Fische zu erheben angewiesen ist. Der König wird darum nicht ärmer, daß er einige Heller weniger in seinen Koffer hat, und die Segnungen der guten Leute werden ihn wegen dieser Einbuße reichlich entschädigen, pflegte er zu sagen. Ich muß Ihnen jedoch zuvor bemerken, Monseignrur, daß Peter von Valerme ermächtigt ist, über die Abgabe zu entscheiden, daß er sie nach seinem Gefallen erhöhen oder herabsetzen kann, nur muß er deßhalb mit dem Oberbrodmeister, der sein Vorgesetzter ist, Rücksprache nehmen. *)

„Peter von Valerme wußte sich mit dem alten und guten Marquis von Crespeis, der noch vor drei Jahren diese hohe Würde bekleidete, über alles das, was dergleichen den armen Leuten gemachte Erlassungen betraf, auf's Beste zu verständigen. Der junge Graf von Garlande, der ihm gefolgt ist, zeigte sich aber bei weitem nicht so mitleidsvoll für die Armuth. Verzeihen Sie, Monseigneur, daß ich mich so offen ausspreche; aber ich verfechte meine Sache, und Gott, der in die Tiefe meines Herzens liest, weiß, ob meinen Worten Lüge und Haß anklebt. Der Graf von Garlande also, der große Stücke auf die schönen Zelter aus dem Oriente, die schönen Hunde aus Dänemark, die schönen ciselirten Cuirasse der Lombardei und Spaniens hielt, der in seiner Falknerei zwölf kleine Mauren verwandte, die ihm theurer zu stehen kamen als dreißig Leibeigne auf seinen Gütern; der seinen Falken goldverbrämte scharlachne Hauben aufsetzen ließ; der in der Mitte von Pagen, eben so glänzend gekleidet wie die des Königs, und von Stallmeistern, eben so gut beritten wie die des Sultans Saladin selber, einherzog, der Graf von Garlande schmälte oft mit meinem Vater über die zu große Nachsicht, die er mit dem Volke hatte. Seit drei Jahren ist fast kein Tag vergangen, wo sie nicht darüber mit einander in Zwist waren.

„Mein Vater blieb indessen standhaft, handelte nach wie vor im Interesse Gottes und des Königs, und begnügte sich damit, auf all die Mahnungen und Vorwürfe des Oberbrodmeisters zu antworten: „Lassen Sie mich nur machen, Monseigneur; alles, was der König an Geld verliert, das kömmt ihm an Liebe und Segen wieder zu Gute, und ich weiß an den ausländischen Fischen **) schon wieder einzubolen, was die Karpfe und der Hecht der Grine und der Marne der königlichen Schatulle weniger eintragen. Für den Augenblick ließ sich der Graf von Garlande wohl beschwichtigen, aber des anderen Tages kam er immer wieder mit seinen ungerechten Klagen und Recriminationen ans Licht. Das Gewitter drohte fortwährend, ohne jedoch loszubrechen. Heute Morgen aber, Monseigneur, ist es losgebrochen, und zwar mit einer Gewalt, daß es nicht fehlen konnte ein Opfer zu fordern.

(Schluß folgt.)

*) Die Oberbrodmeister von Frankreich haben der Stadt Paris immense Dienste geleistet. Die meisten dieser hohen Würdenträger der Krone haben Hotels erbaut, neue Straßen eröffnet, und Gebäude aufgeführt durch welche die alte Lutetia verjüngt und verschönert worden ist. Die Straße Galande oder Garlande hat den Oberbrodmeister zum Gründer, dessen Ermordung durch Jehan de Valerme den Stoff zu dem dramatischen Vorfall gegeben hat, den wir berichten.

**) Die ersten Pariser Bürger waren Handelsleute zu Wasser und Fischer. Die Letzteren bildeten, wenn man es so bezeichnen darf, den demokratischen Theil der Bevölkerung. Um die Industrie dieser armen, intelligenten und arbeitsamen Volksklasse zu beschützen, hatte Philipp die Erträgnisse des ausländischen Fischfangs noch einmal so hoch besteuert, was aber doch nicht hinderte, daß die Engländer, die Holländer, ja selbst die Dänen die Seine herauf fuhren und Fische zum Verkauf nach Paris brachten.

Verhandlungen der königlichen Londoner Literatur-Gesellschaft.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung der obengenannten Gesellschaft vom 13. v. M. verlas Se. Ehrw. Herr Dr. Hincks einen Aufsatz über „gewisse arabische Königinnen des Alterthums," in welchen er die Wahrheit einer jüngst von dem Obristen Rawlinson angezeigten Entdeckung, derzufolge die Königin von Scheba, welche Salomo einen Besuch abgestattet hat, die Beherrscherin eines nördlichen Districts von Arabien, unfern von Palästina, gewesen sein soll, (m. s. Nr. 36 d. Bl. S. 4) in Zweifel zieht. Seiner Behauptung nach lägen die besten Gründe vor, in dem Glauben zu beharren, daß sie, als „Königin des Südens", wirklich von dem äußersten Ende der Welt, muthmaßlich von den Ufern des indianischen Oceans, zu Salomo gekommen sei. Der Obrist Rawlinson folgert aus dem Umstande, daß er in einer der assyrischen Inschriften gelesen, daß eine Königin von Arabien dem Könige Pul in seinem achten Jahr Tribut bezahlt habe, daß das Land, welches in der Bibel Scheba genannt wird, Arabien gewesen sein müsse. Dem entgegen meint Herr Dr. Hincks, es sei außer Zweifel, daß es außer der „Chabiba", die eine Zeitgenossin von Menahem gewesen, noch eine Menge arabischer Königinnen gegeben habe, und daß deren viele von alten Autoren namhaft gemacht würden, überdem die assyrischen Inschriften selber einer zweiten arabischen Königin in einem anderen Theile Arabiens erwähnten. Herr Dr. Hincks bemerkte ferner, daß Esarhadon in einer historischen Inschrift, auf einem sechseckigten Cylinder im brittischen Museum, als Eroberer von Adumie, (augenscheinlich Edom) einer Stadt in Arabien, die folglich im Süden von Palästina gelegen habe, bezeichnet sei. Am Schluß der erwähnten Inschrift wird gesagt, daß Esarhadon eine seiner Concubinen zur Königin der von seinem Vater Sennacherib eroberten Stadt ernannt, und dieser außer dem Tribute, welche sie schon dem Vater hatte zahlen müssen, noch einen von sechzig Kamehlen auferlegt hatte.

— Hiernach untersuchte Herr Baur die spätere Geschichte desselben Volkes während der Periode, wo das jüdische Königreich in dem directesten Verkehr mit Babylonien stand, und während der Zeit, wo ein chaldäischer Herrscher, Nebucadnezar, in Judäa einfiel und es eroberte.

Im Gegensatze zu der von dem Professor Heeren aufgestellten und noch jetzt von vielen Schriftstellern des Continents für wahr angenommenen Theorie, sprach Herr Baur sich dahin aus, daß das chaldäische Reich Nebucadnezars nicht das Ergebniß der Einwanderung eines siegreich vorgedrungenen Stammes aus dem nördlichen Gebirge von Kurdistan gewesen, sondern viele Jahrhunderte hindurch, worüber sowohl die Bibel wie die

Digitized by Google

profanen Autoren schweigen, allmählig entstanden sei. Nach seiner Meinung wäre die Einwanderung aus dem Norden eine bloße Muthmaßung, die auf keine historische Daten beruhe, und ein ungenügender Versuch, eine Sache zu erklären, welche durch die Nachweisungen der früheren Geschichte dieses Volkes, die sich in der Bibel befänden, hinlänglich erklärt wären.

Herr Dr. Hincks machte noch einige Bemerkungen zu Gunsten der Ansichten des Herrn Baur und erwähnte u. a., daß in älteren assyrischen Inschriften, die er entziffert habe, der Chaldäer namhaft als ein Volk gedacht werde, das an den nördlichen Ufern des persischen Meerbusens, am südlichen äußersten Ende von Mesopotamien lebte.

Etwas über den Aequator.

Eine Humoreske.

Es war an einem der schönsten, aber auch schwülsten Sommertage des neunzehnten Jahrhunderts, Nachmittags um ein viertel auf eins, wo wohl an jedem Steine Schweißtropfen hingen, daß der kleine Aurelian seinen vortrefflichen Lehrer fragte, „was erfolgen dürfte, wenn ein Fürst verböte, daß man den Aequator durch seine Staaten ziehe?"

Fragen, Ihr furchtbaren Heuschrecken, die Ihr zu Gebote der Kindheit stehet, wie die Blitze einst zu dem des quiescirten Jupiters! Der rauhe Wind später Jahre bläst Euch allmählig in das todte Meer der Gefahrung, wo Ihr höchst jämmerlich ertrinket. Fragen, Ihr Gegenfüßlerinnen der homerischen Bitten, diese schreiten spielend, langsam und hinkend einher — aber Ihr, Guerilla's, Kosaken mit starrem Luchsblicke seid Ihr. Auf dürren Kleppern seid Ihr, wie die Windsbraut, da, unterbrechet lästig den Lesenden, schrecklich den Erzählenden, am fürchterlichsten den Declamirenden! Jede von Euch führt eine lange, lange Lanze in der Hand, womit Ihr, selbst über Festungsgräben und Ströme weg, Euer Opfer aufstachelt. Welches Ohr kann einer spitzen Lanze Gehör versagen, und zwar augenblickliches, geneigtes? — Man frage den Elephanten, dessen Aufmerksamkeit der Cornac mit einer eisernen Harpune auf der Stelle zu fesseln versteht.

Die erwähnte Frage des kleinen Aurelian war mit einer sehr scharfen Lanze bewaffnet, und ritt, wie alle seine Fragen, einen sehr raschen Klepper. Der bestürzte Lehrer ließ sich die Frage wiederholen, um etwas Zeit zu gewinnen, und um, wie er sagte, den Vortrag des Kindes zu verbessern. Das Loos einer Fliege, die sich in der Zwischenzeit auf seine Wange setzte, war fürchterlich. Sie wurde von einer selbstgegebenen, selbstempfangenen Ohrfeige zerquetscht, von einer Ohrfeige, die zwischen zartfühlenden Männern den Stoff zu zwanzig Zweikämpfen enthalten hätte. Allein das ritterliche Princip oder Element liegt dem pädagogischen etwas fern. Es kann sich freilich ereignen, daß ein Publicist in seiner kleinen Hausapotheke die Fläschchen, worin er seine tausend Principien, Elemente und Tendenzen aufhebt, in Folge einer Zerstreuung, die nur eine sehr gelehrte sein kann, das pädagogische und ritterliche Princip zusammenmische. —

Es ist mißlich, wenn ein schätzbarer, aber ungeübter, Reiter das Gleichgewicht verliert, aber weit erschütternder, wenn ein sorglich angebauter Geist in moralischem Sinne beider Steigbügel verlustig geht. Der Lehrer griff mit allen seinen Seelenkräften nach der ihm gebührenden Würde, wie ein entsteigbügelter Reiter nach seines Rosses Mähne. Sein Gedächtniß, das treue Wesen, das uns so oft in dem verzweifeltsten Kampfe eine Waffe beingt, sei es ein Citat oder eine schon früher mit Vortheil gebrauchte — wie der treue Pudel in den Straßen von Paris seinen im Faustkampfe fast unterliegenden Herrn einen tüchtigen, willkommenen Prügel zuschleppte — flüsterte ihm folgende Worte zu:

„Sie werden, mein Kleiner, in reiferen Jahren, wenn ich längst nicht mehr bin, die ganze Einfältigkeit Ihrer Frage schmerzlichst einsehen. Für heute genug!"

Der kleine Aurelian war kein gewöhnliches Kind, nicht nur, weil er ungemein boshaft war, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihm beschieden war, seine Frage zu einer Zeit aufzuwerfen, wo dieselbe in der Mitte Afrika's von sehr gereiften Männern in allem Ernste vorgenommen und berathen wurde. So begegnen sich Kinder und Männer in Lebensfragen, und nichts fährt durch einen Knabenkopf, was nicht in gediegenen Versammlungen einmal zur Sprache käme. Wir sind im Besitz eines treffenden lehrreichen Beispiels dieser Art. —

Ein im Hasse des Fremden brennender Volksvertreter bemerkte im Traume einen schwarzen Streifen, oder mathematischer gesprochen, eine Linie, die durch eine weite Fläche lief, wo, der Unfruchtbarkeit des Bodens wegen, wohl außer dergleichen Linien, nichts gedeihen konnte. Der Träumer setzte der Linie nach, sie nahm kein Ende. Er wechselte rastlos Pferde, allein die schwarze Linie lief noch schneller als ein Wieselchen, immer fort und fort, und was wäre daraus geworden, wenn nicht unser Schläfer, selbst im Traum für das Wohl des Vaterlandes wachsam, ganz im Schweiße erwacht wäre. „Sollte, rief er, noch vor seinem Frühstück aus, unsere teuflische Regierung sich haben einfallen lassen, unser schönes, brennendes Vaterland neu einzutheilen? Es steckt Etwas dahinter. Diese Linie, laufe sie, wohin sie wolle, ich schwöre, daß sie unsrer Verfassung schnurstracks entgegenläuft." Er ergriff Hut und Stock, und ging in die Wirklichkeit hinaus, um seinen Traum zu prüfen. Und siehe, der Traum hatte ihn nicht getäuscht. Eine mit Pfählen bezeichnete Linie setzte lustig über Stock und Stein bis zum Rande des Horizontes. Er trieb seine Verfolgung nicht so weit, wie im Traume, denn nur in unsern edelsten Träumen stehen immer Postpferde für uns bereit, und zwar unentgeldlich. Seine künftige Rede war unterdessen fertig geworden, und rief: „Vater, bringe mich zu Papiere oder ich stehe für nichts. Noch vergehen zwei Stunden, ehe die Minister ihr verbrecherisches Frühstück einnehmen und ehe sie die erste Kaffeetasse an ihre freveluden Lippen setzen, kann ich mehrere Bogen füllen. Die Linie, die Du im Traume und im Wachen sahest, ist der Aequator, denn wäre er es nicht, wo bliebe denn ich mit meinen glücklichsten Stellen? Es ist eine schwarze Erfindung des Finanzministers, dessen heuchlerisches Studium Himmels- und Erdkunde ist, denn wie hätte ist sonst einen Eingang? Denke, was Deine eigne Rede von Dir fordern darf, was Du Deiner eigenen Rede schuldig bist." — Wem eine schöne Rede einfällt, der ist ein Narr, wenn er sie nicht gleich aufschreibt und ein noch größerer Narr, wenn er sie nicht gleich

Digitized by Google

Freunden verließ, und namentlich solchen, die seinem Talente nichts zu vergleichen wissen. An solchen Freunden fehlte es unserm Redner nicht. „Diese Linie, ist der Aequator — kein anderer! Sie sahen ein, diese Tiger an der Spitze der Geschäfte, daß es kein anderes Mittel gäbe, um unser schönes Vaterland zu theilen, zu zerreißen. Früher oder später, wird sie durch ein von dem Fremden erkauftes Ministerium für unseres Landes natürliche Grenze erklärt, und ein großer Theil unseres heiligen Bodens dem Fremdling abgetreten. Mögen sie es immer eine wissenschaftliche Linie nennen, es ist hier Willkür; selbst der Thierkreis gilt für unser schönes Vaterland nur insofern die Verfassung ihn anerkennt und billigt."

Es kam zu einer nächtlichen Berathschlagung, und nach zwölf Uhr stieß das dritte Viertel des linken Centrums zum fünften Sechstel der äußersten Linken.

Versetzen wir uns unbefangen in die Zustände jener Zeit. Eine kräftige konstituirende Luft wehte durch besagte Länder, ein immer steigendes Bewußtsein innerer Kraft wurde täglich sichtbarer. Strenge Gesetzlichkeit, keineswegs an den todten Buchstaben gebunden, keine andere Auslegung als den Geist, zumal in polizeilicher Hinsicht, erkennend, war das Verlangen und das Bedürfniß der Menge. Ein Kutscher, der, frisch jugendlich, in eine verbotene Straße eingelenkt und so den Wagenschlag des Finanzministers mit gerückter Deichsel eingestoßen hatte, erhielt, als sein Herr ihn fortjagte, eine Dankadresse von Seiten der Stadt und später ein Denkmal, das er noch als Jüngling überlebte, indem der Meister sich höchst unglücklicher Weise in allen Bestandtheilen des Baues vergriffen hatte. Ein Dichter, der die Entlassung des Kutschers den größten Gräueln Nero's an die Seite gesetzt hatte, erhielt einen Fackelzug, wobei kein Stiefel und kein Auge trocken blieb. Ein Festmahl von zwei Hundert Gedecken schmetterte seinen Gegner und Mörder vollends zu Boden.

Fackelzüge sind die große Ergänzung unserer Straßenbeleuchtung. Wie manche schwarze That mögen sie schon verhindert haben! Ein Dieb will eben die letzte Hand an einen Einbruch legen. Da erhellt sich das Straßenende. Die Gerechtigkeit kommt auf ihn mit feurigen Augen, Bocksfüßen, Hörnern und rother hängender Zunge las — wohin verirren wir uns aber, wie vergreifen wir uns in den Attributen der Gerechtigkeit! — in der Seele des Verbrechers haben wir freilich nicht unrecht; diese Seele haftet ja noch immer an den Aberglauben des Mittelalters, sie ist noch nicht reif, die schönen Attribute der Schaale, des Schwertes, der verbundenen Augen zu würdigen; sie meint, was in das Gefängniß führt, sei immer der Teufel, nie eine heilsame, ja liebende Vergeltung. Genug, der Verbrecher entflieht und stößt am andern Straßenende auf ein einrückendes Ständchen. Nun schwinden ihm die Sinne. Für den übrigen Theil der Nacht ist er zu einem Verbrechen untüchtig. Ueberraschungen und Anerkennungen in der Nacht werden in unserer Zeit immer häufiger. Wer ließe sich nicht ohne Murren von verdienter Würdigung selbst aus dem tiefsten Schlafe wecken? Der Uebergang von Schläfrigkeit zur Dankbarkeit ist zwar nicht ganz so leicht, wie der Uebergang von Dankbarkeit zur Schläfrigkeit; jedoch stellt sich der Schlummer bei einiger Uebung auf tiefe Rüheung nicht unschwer wieder ein. Fackelzüge waren also der hervorstechendste Zug jener Zeit. Bei Fackelschein konnte man beschauen, wie sie in ihren Tiefen allen aufgeregt war. Alles, was da zum Vorschein kam, mögen wir nicht besprechen. Auch uns sei vergönnt, die Worte Gährung, Reibung, Unbehagen, Spannung zu gebrauchen. Sie keuchen zwar wie abgejagte Postpferde, die sich, wie Actionaire, nach Vollendung der Eisenbahnen sehnen, jedoch können wir nicht umhin, sie noch einmal vor unserm kleinen Schriftstellereinspänner einzujochen.

(Fortsetzung folgt.)

Des Antibarbarus logicus zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage von Cajus. Erster Theil. Allgemeine formale Logik. (Auch mit dem zweiten Titel: Einleitung in die allgemeine formale Logik.) Halle, bei Richard Mühlmann. 1853. XVI u. 114 Seiten. Gr. 8.

„Das vorläufige Erscheinen des ersten Heftes der neuen Auflage vom Antibarbarus logicus, welches eine ausführliche Einleitung in die Logik enthält", heißt es in der Vorrede, „hat seinen Grund in dem Bedürfnisse mehrerer meiner Zuhörer, über das Verhältniß der alten, formellen Schullogik zu den, mit dem Namen Logik bezeichneten Productionen der neuern absolut-idealistischen, halb-idealistischen und theosophischen Systeme mehr ins Klare zu kommen, als dazu die vorhandenen Lehrbücher über Logik ausreichen und als dies, begreifliche Weise, in den Vorträgen über Logik geschehen kann. Außerdem ist aber noch dabei auf das Bedürfniß derer Rücksicht genommen, welche, wie es nun einmal ist, nolentes, volentes, den Unterricht über Logik auf unsern Gymnasien zu übernehmen haben."

Nach guter alter Sitte ist es in der erwähnten Vorrede klar dargelegt, was gegeben und warum es gegeben werden soll. Wer den Verfasser aus seinen andern Schriften noch nicht kennt, sieht sogleich aus folgender Stelle, auf welchem Standpunkt er steht.

„So lange noch auf irgendwelcher unserer Universitäten die philosophischen Wissenschaften vorwiegend in Hegelscher Richtung vorgetragen werden, und so lange der Einfluß dieser Richtung auf andere Lehrfächer und auf die ganze Literatur nur noch halb so bemerkbar ist, als gegenwärtig: so lange ist es die ganz besondere Pflicht unserer Gymnasien, keine Brücke zu bilden vom gesunden Menschenverstande und von der alten wissenschaftlichen Strenge zum chamäleonartigen Wesen des modernen Spinozismus und namentlich des Hegelianismus, (wie dies neuerdings noch versucht ist, siehe S. 94). *) sondern die Bildung der Abiturienten ist so einzurichten, daß sie, durch tüchtige, formelle Wissenschaft, ein inneres Gegengewicht besitzen gegen die Prätensionen und Verführungen der modernen Sophistik und Schwärmerei, welche ihnen auf den meisten deutschen Universitäten sub titulo: Philosophie entgegen tritt. Die Gymnasien vermögen das, weil hier nicht unter dem Namen der

*) „Hodegetik oder Wegweiser zur Universität für Studirende. Nebst einer systematischen Uebersicht der Wissenschaften und Künste und Studienpläne für die einzelnen Fächer des Gelehrtenberufs, von C. Kirchner. Leipzig 1852.

Digitized by Google

Studienfreiheit der blinde Zufall den Steuermann des compaßlosen Schiffleins bildet, und darum soll daselbst Logik nicht blos gelehrt, sondern es müssen die Hauptregeln derselben durch besonders angestellte Uebungen eingeschult werden. Zu dergleichen ist auf der Universität nicht mehr Zeit und Gelegenheit, und das frühre Versäumte läßt sich später nur mit großer Mühe nachholen."

Die Einleitung besteht aus 16 Paragraphen, zum Theil mit längeren Excursen oder Anmerkungen. Wir müssen uns hier auf die Angabe des Inhalts der ersteren beschränken, jedoch hervorheben, daß die letzteren, die mehr oder weniger polemischer Natur sind, gleichsam den Commentar zu dem Vorgetragenen bilden und mit Hinweis auf die betreffenden Literaturerscheinungen und scharfer Kritik derjenigen, in welchen die moderne Unlogik gelehrt und verfochten wird, abgefaßt sind.

§. 1. Widersprechende Ansichten über die Aufgabe und den Werth der Logik. §. 2. Was hat die Logik gegenüber den auf sie gerichteten Anfeindungen und Entstellungen zu thun. §. 3. Ueber das Denken, als Gegenstand der Logik überhaupt. §. 4. Angabe der verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen das Denken aufgefaßt werden kann. Das Denken in Verbindung mit den verschiedenen Ausdrücken der Gedanken. Unterschied der Logik von Grammatik und Rhetorik. §. 5. Wie ist man dazu gekommen, die Grenzen der Grammatik und Logik in einander laufen zu lassen, und was ist dagegen besonders einzuwenden? §. 6. Die Betrachtung des Denkens, abgesehen von den verschiedenen Ausdrücken der Gedanken. Unterscheidung des Denkens nach Gehalt und Form. Die Logik ist eine rein formale und dazu die allgemeinste Wissenschaft. §. 7. Die Logik ist keine beschreibende oder historische Wissenschaft, sondern eine normirende Wissenschaft. §. 8. Die Logik ist kein Theil der Psychologie. §. 9. Die Logik ist keine Metaphysik. §. 10. Aus welchen Gründen hat man in neuerer Zeit geglaubt, über die alte, formale Logik hinausgehen zu müssen zu einer sogenannten realen oder metaphysischen Logik. §. 11. Worauf die neueren Identitätsphilosophen mit der Logik hinauswollen: die neue Kategorienlehre. (Hier ist in einem sehr ausführlichen Excurs, S. 34—64, in historischen Zügen dargethan, wie man zu der abentheuerlichen Ansicht von der Einheit des Denkens und Seins, gelangte und wie viel daran fehlte, wirklich eine solche Einheit zu Stande zu bringen; zugleich ist angegeben, welche Bedeutung die Kategorienlehre dabei einnimmt.) §. 12. Die Logik als Rationalismus. §. 13. Das Verhältniß der Logik zur Philosophie überhaupt und zu den einzelnen philosophischen Disciplinen im Besondern. Aufweisung derselben. (In dem Excurs, S. 69—82, sind namentlich auch die verschiedenen Richtungen des Philosophirens und deren Stellung zur Logik, vermöge des Unterschieds zwischen realistischer und idealistischer Auffassung der Dinge nachgewiesen.) §. 14. Eintheilung der Logik. §. 15. Nutzen der Logik. §. 16. Hülfsmittel des logischen Studiums. Der Excurs zu diesem Paragraph bietet S. 94—113 den literarischen Apparat dar. Zuerst werden, von Hegel's „Wissenschaft der Logik" ausgehend, die Logiken, die „mit mehr oder minder eigener Phantasie und Sophistik, bis zum Studium eines offenbaren Delirium dialecticum hin" sich derselben anschließen, genannt; dann Logiker der alten Fichteschen und Schellingschen Richtung. Daran reihen sich: Krausianismus, Schleiermacherianismus, Baaderianismus. Der Verfasser räth beim beginnenden Studium der Logik alle von ihm hiebei genannten Schriften bei Seite zu lassen und ein Compendium der formellen Logik zur Hand zu nehmen; vorzugsweise empfiehlt er die Werke von F. K. Griepenkerl, Pillenberg, J. H. Weiß, und nach dieser Vorbereitung als die beste von den neuesten deutschen Bearbeitungen der Logik: M. W. Drobisch's Neue Darstellung der Logik. 2. Aufl. Leipzig, 1851; neben derselben noch die Schriften von Lott, Strümpel, Herbart (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie) und E. Bobrik. Er verzeichnet ferner eine Anzahl sonstiger guter Compendien, ältere und neuere ausführliche Werke (unter ihnen auch H. S. Reimarus' Vernunftlehre und Joachim Jungius' Logica hamburgensis), philosophische Lexika (die philosophischen Artikel von Prof. Hartenstein in Leipzig im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon werden sehr gerühmt), populäre Darstellungen *) (gewarnt wird hier S. 106—109 vor den Producten des modernen philosophischen Synkretismus, besonders E. A. E. Cullisch's philosoph. Propädeutik u. s. w.) Den Schluß des §. 16 macht ein Verzeichniß von Schriften zur Geschichte der Logik und zur Kenntniß der Literatur derselben (C. A. Geisler; V. Ph. Gumposch).

Als Probe der Darstellungsweise theilen wir ein, auch außerhalb des Zusammenhanges verständliches und in manche Beziehung interessantes Bruchstück, den ersten Exkurs zum §. 12 mit:

„Die übele Sitte, den Rationalismus als Caricatur oder als das Gegentheil wahrer Wissenschaftlichkeit zu bezeichnen, hat gegenwärtig in Deutschland so weit um sich gegriffen, daß es nöthig scheint vor dergleichen Uebereilungen zu warnen. Dieselben bestehen in einer groben fallacia per accidens, indem wissenschaftliche Einseitigkeiten und Verirrungen, die vorzugsweise den Namen des Rationalismus angenommen hatten, für das Wesentliche des Rationalismus überhaupt angesehen wurden. Es ist dies gerade so, wie wenn man wegen einzelner Verkehrtheiten, die vorzugsweise nur unter Christen stattgefunden haben, z. B. chiliastische Schwärmereien und deren Consequenzen, das ganze Christenthum verwerfen wollte, oder wie wenn man das algebraische Rechnen verwerfen wollte, darum, weil Einzelne bei der Auflösung von Gleichungen höherer Grade sich häufig verrechnen. Wenn es nun sowohl richtige Gründe als falsche Gründe giebt, und ebenso richtige Folgerungen und falsche Folgerungen, soll etwa dabei das Fragen nach Gründen aufhören? Rationalismus ist aber der eigentliche Name derjenigen wissenschaftlichen und praktischen Bildung, welche, im Gegensatz zur Willkür oder zu einem unüberlegten Sich-gehen-lassen, nach Gründen fragt, um danach die Art des Denkens und Wollens zu bestimmen. Freilich giebt es dabei ein falsches und ein richtiges Verfahren,

*) Von den auswärtigen populären Schriften über Logik, die der Verf. anführt, hat Claude Buffier's Cours général et particulier des sciences sur des principes nouveaux et simples pour former le langage, le coeur et l'esprit, in welchem der Traité des premières vérités et de la source de nos jugements die vierte Schrift, nach Quérard, der keine Ausgabe derselben, Avignon 1822, verzeichnet, nicht die Jahreszahl 1722, sondern 1732. Der Traité des vérités de consequence, ou Principes du raisonnement ist auch als fünfter Bestandtheil im Cours enthalten. Die Originalausgabe von des Jesuiten Noël Regnault's Logique en forme d'entretiens, ou l'Art de trouver la vérité erschien zu Paris 1742.

Digitized by Google

je nachdem die Gründe vollständig erwogen und die Folgerungen umfassend und weit genug gezogen werden oder nicht, und je nachdem immer noch nach Gründen gefragt wird, während bereits die nöthigen Entscheidungsgründe deutlich genug vorliegen. Doch: abusus non tollit usum, und es ist nicht erlaubt, die specifischen Differenzen einer Art, also eines falschen und unzeitigen Rationalismus, zu wesentlichen Merkmalen der Gattung oder des Hauptbegriffs zu machen. Es muß daher aufs höchste befremden, wenn einer unserer berühmtesten neueren Staatslehrer in einem jüngst gehaltenen Vortrage über das Wesen der Revolution. 3te Aufl. Berlin 1852. die Uebereilung begeht, den Rationalismus als den eigentlichen Revolutionär, ja gewissermaßen als den Ausdruck des endlichen Bösen hinzustellen, und das, was von einem falschen Rationalismus oder geradezu vom Irrationalismus gilt, schlechtweg mit dem Namen des Rationalismus zu bezeichnen. Wirft man aber weiter einen Blick in des Mannes „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht", in welcher Schrift er es sich zum besondern Verdienste anrechnet, den Rationalismus bei Behandlung der Rechts- und Staatslehre als Unwissenschaftlichkeit zurückgewiesen zu haben, so erkennt man bei näherer Prüfung, daß darin blos ein quid pro quo gespielt wird, indem ein mindestens eben so falscher und unreiner Rationalismus, nämlich der aus der neuern Schelling'schen Schule, an die Stelle des alten Kant'schen Rationalismus tritt. Was aber das Auffallendste bei dieser gelobten Schrift ist, das ist ein völliges Absehen von den Leistungen des neueren philosophischen Realismus auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre, als ob dergleichen nicht vorhanden wären. — Wenn nun die in Rede stehenden Uebereilungen die Autorität solcher Männer für sich haben, was soll man dann von der großen Schaar derer erwarten, welchen es sehr unbequem und nicht mit Unrecht sehr bedenklich erscheint, die ratio ihres Wissens und Meinens einer strengen Prüfung zu unterwerfen, und die deshalb ihr Gefallen daran haben, wenn der Rationalismus als wissenschaftliche Caricatur hingestellt und der Verachtung preis gegeben wird? Solche Geister mögen zur Fahne des gemeinen Empirismus oder des Dogmatismus, des Synkretismus oder spekulativer Schwärmereien hinübergehen, wenn sie es bei sich verantworten können, aber dann auch keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen. Man mag ein bestimmtes System des Rationalismus verwerfen, den Rationalismus aber als wissenschaftliche Maxime zu verwerfen, wäre blinder Fanatismus, oder mindestens wissenschaftlicher Unverstand."

Die eigentliche Logik soll im zweiten Hefte, welches die erste Abtheilung des Antibarbarus schließen wird, behandelt werden; das Erscheinen derselben muß aber, nach des Verfassers Bemerkung, noch bis Ende 1854 hinausgestellt bleiben, da es seine Absicht ist, außer der älteren Literatur noch die neuere englische mehr zu berücksichtigen, als es von deutschen Logikern in neuerer Zeit geschehen ist. In der später erscheinenden zweiten Abtheilung wird die Lehre von den logischen Fallacien und Sophismen, mit besonderer Berücksichtigung der in den verschiedenen philosophischen Systemen einflußreich gewesenen Paralogismen und Sophismen, ausführlich behandelt, und in einer dritten, neuen, Abtheilung werden die Hauptpunkte der angewandten Logik zusammengestellt werden.

Die äußere Ausstattung (Druck von F. A. Müller in Halle) ist ausgezeichnet schön. H.

Miscellen.

In einer, Mitte vorigen Monats, zu Paris gehaltenen Auction über die Gemälde, Skizzen und Zeichnungen, welche das Atelier des Herrn Decamps geschmückt hatten, sind hohe Preise bezahlt worden. Die 23 Gemälde haben 71,580 Fr. aufgebracht. Die Preise der Hauptstücke waren: Josua, wie er der Sonne stille zu stehen gebietet, ein großes, aber noch unvollendetes Bild, 8500 Fr.; Hiob und seine Freunde, ebenfalls unvollendet, 7020 Fr.; Pifferaro 4500 Fr.; Teufelsjäger 4200 F.; der wunderbare Fischzug 4000 Fr.; das Innere eines Hofes 4050 Fr.; Fischerfrauen, die mit Fischen heimkehren, 3700 Fr.; ein kleines Mädchen, das Schweine hüthet, 3650 Fr; ein türkisches Coffehaus 3500 Fr., ꝛc.

Der königliche Garten zu Kew ist auch voriges Jahr wieder durch eine Menge werthvoller Geschenke bereichert worden, u. a. mit ein Paar Pflanzen, die nirgend anders in Europa anzutreffen sind: 1) die doppelte Cocusnuß (Lodoicea Sechellarum) eine Palmart von höchstem Interesse, sowohl botanisch als historisch, indem sie nur auf einer einzigen kleinen Insel gefunden wird; 2) eine Pflanze, deren Material unter den Chinesen und anderen Nationen vielfach in Gebrauch ist, und das, so lange wie England mit den Chinesen in Handelsverkehr steht, demselben unter dem Namen von Reispapier verkauft worden ist. Es ist mit ihr auch das Material in all seinen Stationen der Zubereitung eingesandt worden.

Unter den birmanischen Städten, welche unlängst von den Engländern in Besitz genommen sind, befindet sich auch eine, Tounghu genannt, die in der Depesche über ihre Einnahme folgendermaßen beschrieben wird: „Sie bildet ein großes Viereck, von einer hohen Mauer aus Mauersteinen, einem soliden Wall und einem Wassergraben umgeben. Jede Seite hat eine Länge von einer (englischen) Meile. Die Stadt selber nimmt nur den kleineren Raum ihres Flächeninhalts ein, den größeren bilden die Tempel und die Kyums oder Klöster, so wie die dazwischen liegenden Haine von hohen Bäumen, nebst immensen Feuchtgärten. Sie hat auch einen großen natürlichen Teich. Als Festung war die Stadt nicht zu behaupten, sowohl ihres großen Umfangs, als ihrer an vielen Stellen verfallenen sehr alten Mauer wegen.

Auf einem Felde unfern Brest sind kürzlich 60 alte gallische Münzen ausgegraben worden, die muthmaßlich sämmtlich dem Distrikte von Armorica angehörten und unter welchen sich mehrere Exemplare befinden, die den Numismatikern unbekannt sind. Sie sind übrigens von schlechtem Silbergehalt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETET

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 41. Sonnabend, den 21. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Schluß.) ..... Seite 317
Das Asylrecht. (Beschluß.) ..... „ 320
Etwas über den Aequator. (Fortsetzung.) ..... „ 322
Literatur:
Der französische Kassationshof von A. Friedreich ..... „ 323
Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise ..... „ 324
Miscelle ..... „ 324

Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter,

übertragen von Heinrich Zeise.

(Beschluß)

VIII.

Der Harfe Kraft.

Herr Peter reitet vom Hof daher,
Es seufzt seine junge Braut so sehr.
„Mein Herzallerliebste warum trauert Ihr so?"

„Ihr trauret entweder um Sattel oder Pferd,
Oder trauert Ihr, weil ich gefreit um Euch werth?
„Meine Herzallerliebste warum trauert Ihr so?"

„Ich trauere weder für Sattel noch Pferd,
Ich trauere nicht, weil Ihr gefreit um mich werth."

„Oder trauret Ihr deshalb, weil ich nicht reich?
Oder trauert Ihr, weil ich Euch nicht gleich?"

„Ich trauere nicht, denn Ihr seid ja reich,
Ich trauere auch nicht, denn Ihr seid mir ja gleich."

„Oder ist Euch des Vaters Tod so leid?
Oder trauert Ihr, weil Ihr nicht Jungfrau seid?"

„Des Vaters Tod thut mir nicht so leid;
Ich trauere auch nicht, denn ich bin noch Maid.

Ich trauere, ich trauere, weil ich muß,
Ich weiß, mein Schicksal erfüllt sich am Fluß.

Ich trauere fast mehr vor der Brücke frei,
Dort fielen hinein der Geschwister zwei.

Der wilde Strom erweckt mir Gram,
Der mir fünf meine Geschwister nahm."

„Meine Liebste! Ihr sollt nicht trauern; zur Seiten
Sollen zwölf meiner wackern Burschen reiten.

Zwölf meiner Burschen soll'n bei Euch reiten,
Ich halte die Zügel, und will Euch begleiten."

Und als sie kamen zum Rosengrund,
Da spielt ein Hirsch mit Goldtafeln im Mund.

Und als sie sahen den Hirsch vor sich,
Ließen sie All' die Braut im Stich.

Und als sie kam auf die Brücke zu,
Strauchelt ihr Zeiter auf dem Goldschuh.

Vier Goldschuhe, fünf Nägel von Gold;
Die Jungfrau hinab in den Strom dann rollt.

Digitized by Google

Herr Peter kehret um in wilder Hast,
Nach seiner jungen Braut sucht er wohl fast.

Er rief nach seinen Burschen so sehr:
„Ihr bringt mir gleich meine Goldharfe her!"

Herr Peter spielte so süß, so reich,
Daß die Vöglein sangen auf jedem Zweig.

Der Meermann aus dem Meere erstand,
Er hatte die junge Braut an der Hand.

„Lieber Herr Peter! Ihr spielt nicht mehr;
Ich bringe die Braut Euch wieder her."

„Ich sehr nicht meine Braut so reich,
Behalt' ich nicht ihre fünf Schwestern zugleich."

Herr Peter spielte so süß, so reich,
Daß die Vöglein kamen von jedem Zweig.

Der Meermann aus dem Meere erstand,
Fünf Jungfrauen hielt er an seiner Hand.

„Herr Peter! Herr Peter! O spielt nicht mehr,
Ich habe keine Jungfrauen mehr."

Nun hat die Jungfrau verschmerzt ihren Harm,
Und schläft allnächtlich in Herrn Peter's Arm.
„Meine Herzallerliebste warum trauert Ihr so?"

IX.

Herr Lave und Herr Jon.

Herr Lave ritt auf der Insel weit,
Er freit um eine holde Maid.
Ich reite mit, sagte Jon.
Ihr setzt Euch auf den Helm von Gold, und folgt Herr Jon.

Er freit die Braut, und führt sie nach Haus;
Ritter und Knappen folgten zu Haus.
Hier reite ich, sagte Jon.
Ihr setzt Euch auf den Helm von Gold, und folgt Herr Jon.

Sie setzten die Braut dann auf die Bank,
Und Jon gebot zu schenken den Trank.
Trinkt hurtig aus, sagte Jon.

Ins Brautbett führten sie die Maid,
Doch lösten sie nicht das Schnürband zur Zeit;
Ich will es lösen, sagt' Jon.

Herr Jon schließt schnell die Thür und lacht,
Ihr sagt Herrn Lave von mir gute Nacht;
Hier liege ich, sagte Jon.

Die Botschaft drang zu Herrn Lave nun,
Bei Deiner Braut Herr Jon will ruhn.
Das thu' ich, sagte Jon.

Herr Lave klopft wohl an die Thür:
„Laß mich hinein, tritt Du herfür."
Steh' draußen, sagte Jon.

Er stieß mit Schild und Spieß an die Thür,
„Steh' auf, Herr Jon, und komm' herfür."
Sieh, ob ich's thu, sagt' Jon.

„Kann meine Braut nicht in Frieden sein,
So klage ich's dem König mein."
Ja thut es, sagte Jon.

Am frühen Morgen als es tagt,
Herr Lave bei dem König klagt.
Ich gehe mit, sagt' Jon.

„Ich freite eine Jungfrau mir,
Jedoch Herr Jon, er schläft bei ihr."
Das that ich, sagte Jon.

„Liebt beide Ihr die Jungfrau sehr,
So brecht für sie den blanken Speer."
Mir ist es recht, sagt' Jon.

Und als die Sonne aufging schön,
Kamen die Ritter den Kampf zu sehn.
Hier bin ich, sagte Jon.

Beim ersten Strauß wie kämpften sie
Es fiel Herrn Jon's Pferd in die Knie.
Nun hilf mir Gott, sagt' Jon.

Beim zweiten Stoß im wilden Trab,
Herr Lave fiel auf die Erde hinab.
Da liegt er, sagte Jon.

Herr Jon in seinen Hof dann geht,
Und draußen seine Jungfrau steht,
Mein bist Du, sagte Jon.

Nun hat Herr Jon verschmerzt den Harm.
Er schläft in seiner Jungfrau Arm.
Ich erhielt sie doch, sagt' Jon.
Ihr setzt Euch auf den Helm von Gold, und folgt Herr Jon.

X.

Jungfrau Gundelille und Herr Palle.

Es fragte ihre Mutter
Jungfrau Gundelille schlank:
„Darf ich trinken mit Herrn Palle
In diesem Jahr Jualtrank?"

„Wohl magst Du trinken Jualtrank
Mit Herrn Palle in diesem Jahr,
Dann kränkt er Deine Ehre,
Er strebt danach immerdar."

„Hört Jungfrau Gundelille!
Wenn Ihr mich lieb haben wollt,
Dann will ich stets Euch ehren,
Euch lieben treu und hold."

Digitized by Google

„Hört Ihr Ritter, Herr Palle,
Ihr thut mir kein Leid,
Wenn die Messe ist gesungen
Bin ich Euch zu folgen bereit.

Hört Ihr Ritter, Herr Palle,
Wollt nicht zum Gram mir sein,
Wenn die Messe ist gesungen,
Setzt Euch in den Wagen mein."

Und als die Messe war gesungen,
Und Jeder nach Hause ritt,
War's Jungfrau Gundelille,
Die in der Kirche verweilt.

Dann hüllt sie ihren Stallbursch
In blauen Scharlach ein,
Und in des Burschen Kleider
Hüllt sich die Jungfrau ein.

Und Jungfrau Gundelille
Fuhr nach dem Hof gewandt,
Erhüllt in seinen Marderpelz
Herr Palle dort stand.

Es war der reiche Herr Palle
Voll Lieb' und Sehnsucht warm,
Er küßt der Jungfrau Burschen
Nahm ihn in seinen Arm.

Er führt alsdann den Burschen
Ins Zimmer bereit,
Und Jungfrau Gundelille
Trägt des Stallburschen Kleid.

Sie setzten den Stallburschen
So fröhlich auf die Bank,
Und Jungfrau Gundelille
Schenkt Meth, den süßen Trank.

Sie nahmen den Stallburschen,
Sie führten ihn zu Tisch,
Und Jungfrau Gundelille
Versorgt die Pferde frisch.

So fröhlich saß der Stallbursch,
Er trank den Wein so klar,
Und Jungfrau Gundelille
Reicht den Pferden Wasser dar.

Es war schon spät am Abend,
Die nächt'gen Winde wehn,
Es war der Jungfrau Bursche,
Er sollt' zu Bette gehn.

Sie nahmen der Jungfrau Burschen,
Führten ihn ins Haus der Braut,
Und Jungfrau Gundelille,
Sie trägt die Fackel traut.

Es war der Jungfrau Stallbursch,
Er saß im Bette schlank,
Es war der Ritter Herr Palle,
Er zögerte nicht lang.

Es war der Ritter Herr Palle,
Er saß im Bette nun,
Doch wendet sich ab der Stallbursch,
Um an der Wand zu ruhn.

Des Burschen Wangen streichelt
Der Ritter Palle fein:
„Kehrt Euch um, hold Gundelille,
Ihr seid die Liebste mein."

„Ich bin nicht Gundelille,
Ihr Stallbursch nur zur Zeit,
Ich bitte Euch, Herr Palle,
Ihr thut mir nichts zu leid."

„Und bist Du nur der Stallbursch,
Und nicht die Jungfrau roth,
So sollst Du hier erleiden
Im Brautbett den Tod."

Es war der Ritter Herr Palle,
Er sucht nach Schild und Schwert,
Da schwang sich aus dem Fenstre
Der Stallbursch werth.

So war der Jungfrau Stallbursch
Aus dem Fenster entflohn, —
Und drunten hielt die Jungfrau
Auch mit dem Wagen schon.

Und Jungfrau Gundelille
Führt selbst das Roß einher,
Das muß ich wahrlich sagen,
Sie lachte so sehr.

Und Jungfrau Gundelille,
Sie lacht so froh und frei,
Sie läßt Herrn Palle fragen
Ob ihr Stallbursch Jungfrau sei.

Und Jungfrau Gundelille
Ihn mehr zu grämen fand,
Sie schickt ihm eine Wiege
Für ihres Burschen Kind.

Es war der Ritter Herr Palle,
Es ärgert ihn so tief:
„O, gäbe Gott im Himmel,
Daß ich im Grabe schlief!"

Es war der Ritter Herr Palle,
Er grämt sich selber todt,
Und noch lebt Gundelille
Als eine Jungfrau roth.

Digitized by Google

Das Asylrecht.

(Beschluß)

„Heute ist Festtag, ich bin ein Schüler der Universität und hatte seit gestern meine Wohnung in der Straße Fourore verlassen, um ein Paar Tage bei meinem alten Vater zuzubringen, dem ich jetzt allein Gesellschaft leiste, weil meine Mutter verstorben ist und meine Geschwister sämmtlich fern von hier leben. „Jehan," sagte mein Vater heute Morgen zu mir, „komm mit mir, es ist heute Markttag, und da kannst Du mir als Gehülfe dienen."

— „Sehr gern, antwortete ich ihm, ich bin bereit," und wir machten uns auf den Weg.

„Als wir auf dem Markte angekommen waren, sahen wir den Oberbrodmeister zu Pferde, kostbar gekleidet, und sein Roß mitten im Gewühl tummelnd auf die Gefahr hin, die kleinen Kinder, und die Käufer und Verkäufer, welche zwischen den aufgestapelten Tonnen Marelle*) spielten, zu beschädigen. So wie der Graf von Garlande unsrer ansichtig wurde, kam er auf uns zu gesprengt. „Nehmt Ihr so die Rechte wahr?" schrie er meinen Vater wüthig an. „Da sind holländische Fischer, die schon zwei Drittheil ihrer Waaren abgesetzt haben, ohne daß jemand von Euren Gehülfen da gewesen wäre, um sich von ihnen die Abgabe zahlen zu lassen." — „Ich weiß das," erwiederte mein Vater; diese Fremden haben aber schon gestern ihre Schuld an mich selber entrichtet, und sie verkaufen nur, weil ich ihnen dazu einen Erlaubnißschein ausgestellt habe." — „Ihr geht nicht rechtlich zu Werke," sagte nun der Graf, „und Ihr versteht Euch mit den Verkäufern, um die königlichen Abgaben zu unterschlagen. Es ist heute nicht das erste Mal, wo ich dessen inne werde."

— Ihr selber seid ein Schurke und Verräther an dem Könige! entgegnete mein Vater. Wenn Ihr so etwas bemerkt hattet, warum habt Ihr, Monseigneur, mich nicht bei unseren Herren vom Parlamente oder bei der Rechnungskammer der Unterschleife und der Bestechlichkeit angeklagt?

„Abscheulicher Alter!" erwiederte der Oberbrodmeister seinerseits wieder, „Du verbirgst unter der heuchlerischen Hülle des Mitleids eine schmutzige und unersättliche Habgier."

— Bestraft mich, aber beschimpft mich nicht! rief mein Vater hoch empört aus. Vergeßt Ihr, daß ich Soldat, daß ich ein Greis bin?

„Ich scherre mich um den Soldaten so viel, als um ein Haar aus der Mähne meines Zelters, oder um eine Masche aus meinem Panzerhemde!" sagte der Oberbrodmeister hierauf. „Du bist nur ein Bube, ein Strauchdieb!" Mit diesen Worten hieb er meinem Vater mit seiner vergoldeten Reitpeitsche über sein ehrwürdiges Gesicht.... Der Schlag war mit solcher Gewalt geführt worden, daß das Blut dem Greise über das Gesicht strömte und die Narbe der Wunde ausfüllte, die er an der Masoure erhalten hatte, als er dem Könige Ludwig IX. das Leben gerettet.

„Ha! Monseigneur, als ich meinen Vater verletzt, bluten sah; als ich sah, wie dieser Veteran in einer so ehrlosen Weise von einem Mann geschlagen wurde, dessen Hand mit der Wucht eines wirklichen Schlachtschwertes noch nicht bekannt geworden ist, da war ich kein Mensch mehr, da ward ich ein Löwe! Schneller wie der Blitz, schwang ich mich hinter den Grafen von Garlande auf's Pferd, erfaßte seinen Dolch, und stieß ihn denselben drei Mal, aber so rasch, als ob es nur ein einziger Streich gewesen wäre, in's Herz.... Mein Vater war gerächt! Das Volk, das Zeuge der Beleidigung und der Rache gewesen war, billigte meine That. „Fliehet, fliehet," wurde mir von allen Seiten zugerufen; „flüchtet Euch in das Asyl von St. Victor!" Man riß mich gewissermaßen vom Pferde herunter, auf dem ich regungslos sitzen geblieben war, und setzte mich unter wildem Jauchzen auf die Erde. Dann lebte auch das Gefühl der Selbsterhaltung wieder in mir auf und gab mir Flügel. Ich rannte, ich flog, ich warf Alles bei Seite, was mir im Wege stand. Das Beifallgeschrei der Menge verdoppelte meine Gelenkigkeit und meine Stärke; vergebens wollte ein Trupp der Häscher des Stadtschultheißen mir den Paß verennen: ich stieß sie zurück, und als sie mich dennoch gefaßt hatten, da entriß ich einem der Soldaten seine Hellebarde, machte mich wieder frei, und erreichte endlich keuchend, athemlos die Schwelle der Abtei von St. Victor: da war ich geborgen; denn nun befand ich mich unter der Obhuth Gottes und der Guigen, Monseigneur Abt."

Jehan de Valerme war zu Ende. Seine edle Haltung, seine schöne Physionomie, in der noch der letzte Schimmer der Rache glühte, fielen Balduin von Garlande auf. Er sah in diesem jungen Manne etwas anderes, als einen gewöhnlichen Meuchelmörder, etwas anderes, als den Mörder seines geliebten Neffen.

Der Greis trocknete die Thränen ab, die ihm in die Augen getreten waren, und richtete folgende Worte, welche der hohen Würde des Priesters, dem tiefen Gram des Onkels, der des letzten Sprosses seines illustren Geschlechts beraubt worden war, eine hohe und heilige Autorität verliehen, an Jehan:

„Ihr habt, wenn auch nicht als Christ, doch als Mann gehandelt. Ehrlosigkeit und Fluch demjenigen, der ohne Schaudern seinen Vater beleidigen, schlagen sehen könnte! Gott mußte Euch retten, und er hat es gethan! Bleibt nun in diesem Asyl bis zu dem Tage, wo sich der Zorn des Königs gelegt haben wird. Ihr habt mir das Herz zerfleischt, indem Ihr mich meines Neffen Hectors von Garlande durch das Eisen beraubtet; doch kann ich nicht umhin mit Euch Mitleid zu haben. So bleibe denn in diesem Asyl, unseliges Kind, bete, meditire, und sei reuig! Ich will meinerseits Alles aufbieten, um Dir die Verzeihung des Königs auf Erden und die Vergebung Deiner Schuld an dem Tage des Gerichts bei dem Könige im Himmel zu erwirken."

Jehan de Valerme wurde von diesem Augenblicke an der Fürsorge von zwei jungen Stiftsherren übergeben, die ihn in dem Alexanderthum*) unterbrachten, wo sie ihn mit einem

*) Das Marellespiel ist lange vor der Regierung Hugo Capet's in Frankreich im Gange gewesen.

*) Es sind noch nicht über vierzig Jahre her, wo man, dem Hospital der Barmherzigkeit fast gegenüber, noch einen Thurm sah, der vordem zu der Abtei gehört hatte und aus hohem Alterthum herzustammen schien. Das Volk hatte ihm den Beinamen „Teufelsthurm" gegeben, unstreitig wegen seines düstren und drohenden Ansehens. Von den Gelehrten wurde er der Thurm Julians des Abtrünnigen genannt. Die Annalisten von

Digitized by Google

Bette, mit Speise und mit Büchern versehen; denn zu jener Zeit war die geistige und die leibliche Nahrung alles, was ein Student nur wünschen konnte.

Kaum hatte Jehan de Valerme das Gemach des Abts von St. Victor verlassen, als zwei Männer von hohen Würden sich bei demselben einführen ließen. Es waren dies: Luc de Sarenard, der Stadtschultheiß von Paris, und Wilhelm, Herr Dubec-Crespin, Marschall von Frankreich und Kanzler des Königs Philipps des Kühnen.

Der Stadtschultheiß von Paris verlangte die Auslieferung des Studenten, unter dem Vorgeben, daß seine Häscher ihn unmittelbar nach dem Morde ergriffen gehabt hätten, und daß ihm die Flucht nur durch die Einmischung des Volks möglich geworden sei. Er suchte dem ehrwürdigen Abte von St. Victor zu beweisen, daß ein Mörder, wenn er einmal in Händen der öffentlichen Gewalt gewesen und dieser vom Volke entrissen worden sei, nach Gesetz und Brauch auf die Vorrechte der Kirche nicht mehr Anspruch machen könne, und die weltliche Macht berechtigt sei sich seiner selbst an geheiligter Stätte zu bemächtigen. Er setzte hinzu, er habe, da er eben das Ereigniß vernommen, welches sich im Jammerthale, wo der Fischmarkt gehalten werde, dicht bei dem kleinen Chatelet, seiner eigenen Wohnung zugetragen, auch nicht eine Minute säumen wollen, die Auslieferung des Mörders zu verlangen, indem er damit weder den Immunitäten der Kirche noch den Vorrechten der Universität, die er dem Brauche nach am Tage seiner Installirung in sein Amt zu respectiren beschworen habe, zu nahe träte.

Als der Stadtschultheiß von Paris ausgesprochen hatte, nahm der Marschall Dubec-Crespin, der Günstling des Königs, das Wort, und sagte, wie er im Namen Sr. Majestät käme, um den Abt von St. Victor zu vermögen, daß er ihm, dem Marschall, den Flüchtigen übergäbe; es sei dabei keineswegs die Absicht Philipps des Kühnen, die heiligen Vorrechte der Kirche irgend zu beeinträchtigen, er wolle nur den vielen Mordthaten ein Ziel setzen, welchen seit einiger Zeit die begabtesten Personen, ja selbst Würdenträger des Hofes zum Opfer gefallen wären.

Es waren in der That in nicht vollen anderthalb Jahren vier der angesehensten Personen des Reiches unter den Streichen der Mörder erlegen, als: der Marquis von le Hannuye, Kronoberschenk von Frankreich; der Bischof von Poitiers, Kämmerer der Königin; Mathias von Munceurt, Präsident des Rechneiamts, und letztlich Hector von Garlande, Oberbrodmeister. Der Marschall und der König mochten wohl gemeint haben, daß es dießmal eher gelingen würde, Rache für vergossenes Blut zu nehmen, weil Jehan de Valerme sich gerade zu einem Asyl geflüchtet hatte, dessen Oberhaupt mit seinem Opfer nahe verwandt war.

Philipp gab überdem durch seinen Gesandten das Versprechen, daß er den Verbrecher sofort dem Officialat überantworten lassen wolle, damit dasselbe nach den Gesetzen über ihn verfügen möchte, welche in Betreff der Studenten der Pariser Universität bestanden. Mit dem Versprechen des Königs war es übrigens sicher nicht ernst gemeint, denn er hegte eine solche Vorliebe für den Oberbrodmeister, daß er, nach seinem gewöhnlichen Verfahren zu urtheilen, den Mörder schwerlich durch eine andere als seine eigne Justiz hätte richten lassen.

Der Abt von St. Victor hatte schweigend und mit ernster Aufmerksamkeit die verschiedenen Gründe angehört, welche die beiden hohen Abgesandten, die ihrer Sache mit gleichem Feuer das Wort redeten, der eine für seine Gerichtsbarkeit, der andere für die Prärogative der Krone vorbrachten. Als sie alle ihre Insinuationen, alle ihre Bitten, alle ihre, zum Theil selbst bedrohlichen, Argumente erschöpft hatten, da sagte er zu ihnen:

„Herr Marschall, und Sie, Herr Stadtschultheiß von Paris, haben Sie wohl einen Augenblick glauben können, daß der alte Abt von St. Victor, der schon mit einem Fuße im Grabe steht, seiner Pflichten als Priester und Mönch, als Bürger und Mensch so wenig eingedenk sein könnte, um sich dazu herbeizulassen, was Sie von ihm zu verlangen scheinen? Vergebens fordern Sie den Onkel auf, nach der Welt Lauf den Mord seines Neffen zu rächen; denn dieser Onkel hat, als er vor sechzig Jahren in dies Kloster eingetreten ist, vor dem Altar und Angesichts der heiligen Kirche geschworen, daß er den heiligen Vorschriften der Kirche, den Aussprüchen der Concilien und dem durch das Evangelium und die Kirchenväter ausgelegten Gesetze Jesus Christus Gehorsam leisten wolle. Der Mörder des Grafen von Garlande hat sich zu Füßen des Kreuzes von St. Victor geflüchtet, und keine menschliche Macht kann ihn von da entreißen.

Sich dann an Luc de Sarenard wendend, fuhr der Greis fort:

„Sie Herr Stadtschultheiß von Paris, Sie haben heute vergessen, daß Sie der Hüther der Privilegien der Universität sind, welche die Könige von Frankreich ihre Tochter nennen; Sie haben vergessen, daß die Pflichten Ihres Amtes nicht bloß die Bestrafung der Verbrechen, sondern insbesondere deren Verhütung gebieten. Die Häscher unter Ihrem Befehl hätten heute Morgen durch ihre fast tempelschänderische Insolenz beinahe großes Unglück angerichtet. Als Mann des Kriegerstandes müssen Sie ihre Soldaten in den Schranken der strengsten Disciplin halten; als Magistratsperson dürfen Sie nicht verwegen Hand an die Bischofsmütze und den Hirtenstab legen; als Voemund und Wächter der Studenten stehet es Ihnen nicht an, gegen einen derselben den blinden Zorn der menschlichen Gesetze zu provociren.

— „Und Sie, Herr Marschall," schloß der Abt von St. Victor, sich erhebend und die Rechte nach dem Boren von Bec-Crespin ausstreckend, „sagen Sie dem Könige, daß der Abt und die Stiftsherren von St. Victor nie an der Treue zu Verräthern werden würden, die sie ihm geschworen hätten, aber auch eben so wenig an der, die sie Gott schuldig wären. Sie werden stets ihren Ruhm darin setzen, seinen Geboten zu gehorchen, wenn dieselben gerecht und billig sind; sie werden sich

---

Paris hatten ihn Alexanderthurm und Dispautereisthurm getauft, ohne eben Gründe für diese Doppelbenennung anzugeben. Ohne diese Frage zu ergründen, läßt sich annehmen, daß der häßliche und furchterweckende Thurm die Bestimmung hatte, Mönchen zum Gefängniß zu dienen, die sich an den Pflichten ihres Standes versündigt, sich schwer an ihrer Ordensregel vergangen hatten. Basile Campion, der über die Pariser Denkmäler im funfzehnten Jahrhundert geschrieben hat, sagt, daß der gelehrte Berchorius unwillkürlich, wegen Pflichtvergessenheit, ziemlich lange in dem Alexanderthurm gesessen habe, und daß es in diesem traurigen Gefängniß gewesen, wo er seinen Dictionnaire der Moral: Repectorium morale verfaßte.

Digitized by Google

ihnen aber bis zum letzten Athemzuge widersetzen, wenn sie mit den Gesetzen Gottes und der Kirche im Widerspruch stehen."

Die Entschlossenheit des edlen Greises entwaffnete den Jähzorn des Königs. Dank seiner Bitten, konnte der junge Jehon de Valerme nach drei Monaten Abgeschiedenheit und Buße das Asyl von St. Victor wieder verlassen. Zu seiner größeren Sicherheit ließ er sich gleich anderen Tages in die Compagnie der Bogenschützen des Grafen von Valois aufnehmen.

Dieser selbe Jehan de Valerme ist nachdem, im Jahr 1299, unter dem Namen Jehon de Varennes, Marschall von Frankreich geworden.

Etwas über den Aequator.

(Fortsetzung.)

Ein großer Widerwille gegen den Aequator schwebte über den Gewässern des allgemeinen Unbehagens und Mißvergnügens. Warum? Die öffentliche Meinung war nun einmal gegen ihn. Wir glauben uns hiermit jeder andern Erklärung enthoben. Sehr achtbare Schriftsteller hatten ihn in Schutz genommen, mit reinen Absichten und anerkanntem Talent; allein sie hatten eine unglückliche, verlorene Sache gewählt. Der Aequator knüpfte sich an so manche, noch immer nicht vergessene Zeit, an rege Empfindlichkeiten der Nation. Die mathematischen Wissenschaften galten für ein Attribut der Heuchelei; — es war kein Verbrechen, sie zu ermunteren, aber leider ein Fehler — wir versuchen hier, so schlau, wie Talleyrand, oder die, welche ihn zum tausendsten Male wiederholen, zu lächeln. Diese Wissenschaft kurz vor Eröffnung der Sitzungen in den Vordergrund zu schieben, die unbesonnene Einrichtung einer Sternwarte hatte einen dumpfen Grimm unter die Masse verbreitet. Nationen haben Launen, wie ehemals schöne Frauen haben durften. Wir kannten einen Privatgelehrten, in dessen Gegenwart man Dante nicht einen großen Dichter nennen durfte. Soll nun eine ganze Nation nicht mit gutem Recht nach Belieben einen Widerwillen gegen Sachen, Personen oder Wissenschaften fassen dürfen, einen Widerwillen, den nicht allein zehn Philosophen, sondern selbst fünfzig Pferde ihr nicht aus dem Kopfe ziehen können? Man könnte hier einwenden, daß, wenn einzelne Menschen zu oft ungezogene Kinder sind, es ganzen Völkern nicht erlaubt sein dürfte, sich wie ein einziges großes ungezogenes Kind zu gebehrden. Jedoch haben wir neuern Staatslehrern schon zu viele Blößen gegeben, wir nehmen daher die Zeichen der Zeit zu untrüglichen Führern, und versichern, daß der Aequator in einem unglücklichen Moment zur Sprache gekommen war. Wehe denen, welche diese Angelegenheit auf die Spitze getrieben hatten! War es klug gewesen, einer Sache zu gedenken, die sich so genau dem Lieblingsstudium eines unbeliebten Finanzministers und (seltsames Spiel des Schicksals!) seines Nachfolgers anschloß? Das Volk fing allerdings an, sehr gebildet zu sein, es ist aber ein gewaltiger Unterschied zwischen geogeophischer, astronomischer und politischer Bildung. Letztere hatte die erstere unglaublich überflügelt.

Als neue Idee war also die des Aequators verhaßt, zu den veralteten zählte man die hergebrachte verrostete Meinung von der Vollkommenheit des menschlichen Körpers. Man wollte einen Fortschritt. Eine Kommission war seit dem letzten Landtage mit Vereinfachung des menschlichen Körpers beschäftigt — das Essentielle desselben sollte von dem Ueberflüssigen geschieden, der Kern von der Schaale getrennt werden. Stillstand ist Tod. Verstümmlung sei gleichfalls Tod, meinten einige geistesträge Stubengelehrte, die man dennoch für Träumer erklärte. Sie beschworen die Mitglieder der Kommission, nur nicht an Hände, Füße, Kopf, Nase, Hals, Lungen, Magen und Herz der armen Menschheit das Beil des Fortschrittes zu legen, es wurde ihnen jedoch keine andere Beruhigung zugetheilt, als das man den Ansatz oder die Beimischung späterer Zeiten sorgfältig von dem Unentbehrlichen werde zu trennen wissen, bloße Zierrath aber abstreifen, am wenigsten Künstler, Maler und Bildhauer zu Rathe ziehen werde, weil die Zeit zu ernst dafür sei. Jene alten für Bewahrung des Magens flehenden Aerzte hätten den egoistischen Antrieb der Tafelfreuden, deren sie sonst bei den hintergangenen Patienten genossen. Essen, werde nicht ein sehr bedeutender Fortschritt dabei gemacht, wie bei politischen Mahlzeiten, sei des Denkens unwürdig.

Wenn nichts mehr in dieser rauhen Welt geglättet, geschniegelt und gestriegelt wäre, so müßte es noch eine Thronrede sein, und die hier in Rede kommende war es auch — sie war wie ein Vorhang, hinter dem das Spiel mehrerer Hände sich bemerkbar macht, obschon nur ein Ich spricht, und man glauben soll, es sitze eine einzige Person dahinter. Man entdeckt aber unter dem Vorhang eine große Menge von Fußspitzen.

Wehe der Rede, dem Gedichte oder auch dem Gemälde, welche mehr als einem Urbilder, mehr als einem Künstler das Dasein danken. Als Satan das Gebet eines Kindes zu Unsinn machen wollte, bat es einen der ersten Schriftsteller jener Zeiten, es ein wenig in stylistischer Hinsicht durch zu sehen, erhielt es, berichtigt, von dem höchst geschmeichelten Autor zurück, legte es dann, der Reihe nach, in immer erneuten Abschriften noch zwanzig andern großen Geistern vor, und übergab es zuletzt einigen Logikern, Grammatikern und Juristen. Als das Gebet dem Kinde mit einem gutmüthigen Satansblicke wieder zugestellt worden war, war es ein vollständiger Unsinn, eine Sammlung von Widersprüchen — es war wie das höchst mißlungene Gebet des Königs Klaudius im Hamlet — nämlich: „Wort ohne Sinn, das nicht zum Himmel fliegen kann." Da sollte das Kind eine Bitte, die drei Sprachfehler enthielt und die Bitte wurde dort oben erhört. Satan fuhr aber knirschend mit seinem überarbeiteten Gebete in den Händen, um sich etwas zu zerstreuen, in die Hölle hinunter.

Die Thronrede wurde gedruckt, und von Auslegern ungefähr etwa so hin und her gezerrt, wie weiland Don Juan von bösen Geistern. Die Opposition ergriff sie zuletzt bei den Haaren, und schleuderte sie in den Höllenrachen der Volksunbeliebtheit. — Nun kamen die Adressen an die Reihe. Wir wollen aber, aus leicht zu errathenden Gründen, nur von der der zweiten Kammer sprechen. Wer kennt nicht jene Stellung am Schreibtisch, wo ein guter, gern begeisterter Mensch die Feder zerkaut, die Feder, die er, ach so gern, in Leoparden- und Gemsensprüngen über Blatt und Bogen möchte hineilen lassen! Wie klein ist dieser Anblick gegen den einer ganzen Kammer, die über einer Adresse brütet! Sie schreibt einige Zeilen, rennt dann, wie mit brennendem Kopfe auf und ab, die Leiden der zwischen zwei Landtagen verflossenen Zeiten zusammen-

Digitized by Google

nehmend; dann besieht sie die tiefen Wunden der Nation, dann die Brandmale, die eine schändliche Politik dem Vaterlande eingeprägt, blickt zu den über dem Haupte der Minister schwebenden Donnerwolken auf, und ruft zuletzt die Nachwelt an, die keiner wohlgebauten Periode fehlen darf. Dann stemmt sie beide Hände auf die Rippen der Nation und redet irgend einen Minister ungefähr, wie folgt, an: „Ih, Du nichtsnutziger Mensch, hast Du denn immer noch Deln Portefeuille der Angelegenheiten —? Willst Du gleich in die Erde versinken? Erinnerst Du Dich an Deine Bubenstreiche von anno —?" Da sieht man sich in der Versammlung verwundert an, weil immer von den glühenden Fragen der Gegenwart viel Wesens ist, und nun wieder die moderne Vergangenheit aufgetischt wird. „Nicht doch, ruft ein unbeliebter Redner, lassen Sie endlich von ihrem schändlichen Geschwätze ab, der Minister kann irren, allein er ist der redlichste Mann im Lande, Sie selbst sind erst im vorigen Landtage der Lüge überführt worden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der französische Kassationshof von A. Friedrich, Aschaffenburg, Verlag von Karl Krebs. 1852.

In Nummer 6 der literarischen und kritischen Blätter dieses Jahrganges besprachen wir desselben geehrten Verfassers Bemerkungen über die Rechtsmittel im französischen Strafverfahren u. s. w., und handelten nach des Büchleins eigenem Ideengange erst von der Veranlassung der Rechtsmittel, dann von den Fällen ihrer Zulässigkeit, dann von den für sie zuständigen Gerichten, zuletzt von ihren verschiedenen Arten, und zwar immer mit Berücksichtigung der bayerischen Gesetzgebung. Friedrich widmete nun der Besprechung dieses dritten Punktes eine eigene Schrift, doch ohne Bezugnahme Bayerns, weil für's diesrheinische Bayern kein Kassationshof besteht. Sollte es dem Verfasser zum Vorwurfe gereichen, Verhältnisse einer ausländischen Rechtsgesetzgebung einer wissenschaftlichen Prüfung unterstellt zu haben, so ist es bekannt, daß diese Verhältnisse die Rechtsanschauung mancher deutschen Gesetzgebung trüben. Weiser aber ist es, eine Rechtsanstalt in ihrer traurigen Folgengeschichte an der Schwelle ihres nahen Grabes, als an der Wiege ihrer Wiedergeburt zu besprechen. Dort redet die Vergangenheit wahre, ernste Worte, hier schmeichelt die Zukunft mit lockenden Trughoffnungen.

Unser Schriftsteller behandelt den Kassationshof nach 6 Zeitabschnitten. Eine Ordonanz von 1302 bildet den eigentlichen Anfangspunkt dieser Rechtsanstalt. Der 27. November 1790, der 27. Ventose des Jahres VIII, der 16. September 1807, der 30. Juli 1828, der 1. April 1837, sind die Endpunkte ihrer einzelnen Zeitläufe. Diese Zeitgrenzen fallen sämmtlich in Jahrgänge, höchst merkwürdig für die innere Geschichte Frankreichs. So wirkten politische Verhältnisse auf die Rechtsgesetzgebung in einer Weise ein, welche die Neuerungsnothwendigkeit hinter der Neuerungssucht zurückdrängte. Das Rechtsleben Frankreichs entwickelte sich nie auf eine selbstständige Weise. Stets der Politik untergeordnet, wagten selbst die dringendsten Bedürfnisse einer besseren Rechtsgestaltung nicht eher laut zu werden, bis die Politik passende Gelegenheit fand, sie zu beachten. Friedrich hob die politischen Beziehungen zum Rechtsleben weder überhaupt noch in den einzelnen Zeiträumen besonders hervor. Er hielt sich streng an den gegebenen Rechtsstoff. Wir wollen die geschichtlichen Verhältnisse bei Verfolgung des Buches zum klareren Verständnisse nachbringen.

Das Kassationsverfahren unter den absoluten Königen bis zum 27. November 1790 bildet den ersten Abschnitt dieser Schrift. Er wird, wie der dritte Punkt in Rechtsmitteln u. s. w., durch eine kurze Entstehungsgeschichte des Kassationshofes eingeleitet, und dann werden die an jener Stelle geltend gemachten Ansichten hier nur gründlicher, ausführlicher behandelt. Wir können also füglich unsere dortigen Aeußerungen über den Kassationshof auch hierher beziehen. Daß wir mit dem Verfasser die Ueberzeugung von der Trefflichkeit des Reglements von 1738 trotz der kleinen Abschweifung, welche dieselbe nachweisen soll, nimmermehr theilen, folgt hieraus von selbst.

Das Jahr 1790 ist eines der wichtigsten für das politische, wie für das Rechtsleben Frankreichs. Der Absolutismus des Volkes brach den Absolutismus der Könige. Der Beschluß vom 6. August gab dem Volke das Recht, einen eignen, öffentlichen Ankläger aufzustellen. So war aller Einfluß des königlichen Prokurators in seinem wichtigsten Wirkungskreise mit einem Schlage vernichtet. Der 6. September hob die Parlamente und ihre bisherigen Untergerichte auf. Das Dekret vom 27. November, welches auf so schändliche Weise die Rechte der Geistlichkeit durch den Konstitutionseid mit Füßen trat, welches das conseil privé nur aus Haß gegen die königliche Gewalt aufhob, mithin weder kirchlicher, noch königlicher Rechte achtete, konnte nur vernichten, aber nichts Segen bringendes schaffen. Friedrich zeigt auf geistvolle Weise, wie es von nun an nur ein Recht des Gesetzes, aber keine Rechte der Einzelnen mehr gab, wie der neue Gerichtshof, weder mit gesetzgebender, noch mit richterlicher, noch mit vollziehender, ja nicht einmal mit Vollzug hemmender Gewalt bekleidet, nur eine vermittelnde Kraft mit vernichtender Wirkung haben sollte, und, da im Staatsorganismus vernünftiger Weise kein vierter Gewaltfaktor denkbar ist, bald in Richtersgewalt, bald in Gesetzgebungsgewalt eingriff und eingreifen mußte. Fürwahr! das waren Zeiten einer Rechtswillkühr, aber keiner Rechtsfreiheit.

Das Gesetz vom 27. Ventose des Jahres VIII, welches den dritten Zeitraum in der Geschichte des Kassationshofes einleitet, fällt auf den 18. März des Jahres 1799 kurz vor die Zeit des ersten Konsulats. Gab es eine Zeit, sich wiegend in politischen Schwankungen, welche durch das allgemein gefühlte Bedürfniß nach Ruhe den Uebergang zu der entgegengesetztesten Staatsverfassung vorbereitete, so war es sicher jene Periode der französischen Geschichte, welche in allen Lebensbeziehungen bald den Vorschmack der künftigen Kaiserherrschaft, bald ein festes Anklammern an den verdorrten Freiheitsbaum blicken ließ. Unser Kassationshof theilte den allgemeinen Zustand. Die Unvollständigkeit des Gesetzes vom 27. Ventose hatte ihn der Form nach als obersten Gerichtshof stehen lassen, dem Geiste nach den ihm untergeordneten Gerichtshöfen selbst untergeordnet. (Seite 46.) Seine Entscheidungsgründe mußten also entweder Rechtskraft haben und ihn so in einen urtheilenden Gerichtshof umwandeln, oder die gesetzgebende Gewalt mußte die Auslegungsbefugniß wieder unmittelbar in die Hand

Digitized by Google

nehmen und so die schnelle Verbindung mit dem Richteramte wieder herstellen (S. 46). Ersteres verträgt sich mit einer freieren Gerichts- und Volksverfassung, und wurde durch Gesetz vom 1. April 1837 ins Leben gerufen. Von letzterem handeln wir sogleich.

Das Gesetz vom 16. September 1807 fällt unter die Kaiserzeit Napoleons I. Napoleon war absoluter Herrscher, wie einst die Könige. Klug aber vermied er den Schein des Absolutismus und verbarg seine Gewalt hinter volksthümlichen Einrichtungen. Dieser Geist weht in dem Code d'instruction vom 17. November 1808. Dieser Geist theilte sich auch dem erwähnten Gesetze mit. Friedrich sagt (Seite 48), daß Napoleon zur Vervollständigung der Restauration den Kassationshof zu einer Sektion des Staatsrathes hätte umbilden können. Warum vermied der Kaiser diesen letzten Schritt? Weil er den Schein des den Franzosen lieb gewordenen Kassationsverfahrens wahren wollte. Das Wesen war vernichtet, sobald die Auslegung materiell ein Akt der gesetzgebenden Gewalt und Napoleon Inhaber dieser Gewalt war (Seite 47).

Das Gesetz vom 30. Juli 1828 fällt unter die Regierung Karls X. und unter das Ministerium Martignacs. Frankreich war konstitutionell geworden, konnte sich aber in seine neue Form noch nicht finden. Daher wiederum schwankende Politik, wiederum der Uebelstand wie vor dem Gesetze vom 16. September 1807. Aber der Napoleonische Ausweg war nicht mehr möglich. Denn die gesetzgebende Gewalt ward jetzt von König und Kammern gemeinsam ausgeübt (Seite 50).

Den ersten oben angedeuteten und einzig vernünftigen Ausweg betrat das Gesetz vom 1. April 1837. Es war das Grabgeläute der altehrwürdigen Anstalt des Kassationshofes, welcher jetzt ein Gericht dritter Instanz geworden ist.

Sechs Aeren bilden die Geschichte des Kassationshofes, in welchen sich die Geschichte Frankreichs spiegelt. Königlicher Absolutismus, Volksabsolutismus, ungewisses Schwanken, königlicher Absolutismus mit Beibehaltung volksthümlicher Formen, Annäherung an die konstitutionelle Gerichtsverfassung, indem die gesetzgebende Gewalt zum Theile in den Händen des Königs, zum Theile bei dem Volke ruhte; ächter Konstitutionalismus wenigstens beim obersten Gerichtshofe durch völlige Trennung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt sind die verschiedenen Gepräge der einzelnen Zeitalter. Napoleon III. ist nunmehr Kaiser geworden. Möchte mit ihm für die französische Gerichtsverfassung ein neues Zeitalter anbrechen, welches den einzelnen Untergerichten eine selbstständigere Stellung einräumte.

Wir haben bisher die politischen Beziehungen auf das Rechtsleben Frankreichs angedeutet. Nun noch einige Worte über das Buch im Allgemeinen. Wie gesagt, der Verfasser wollte durch diese Schrift auf das deutsche Rechtsleben einwirken. Deshalb ward mehr ein geschichtliches, als ein dogmatisches Bild des Kassationshofes vorgeführt. Wir sehen das Ganze behandelt, aber nicht jedes Einzelne entwickelt. Deshalb sind nur die Mängel beleuchtet, und die Lichtseiten, welche manchen französischen Schriftsteller blendeten, nur soweit beachtet, als sie zu einer Widerlegung dienlich waren.

Rechtsleben und Weltleben, mit gleichem Schnitte, gleicher Kenntniß aufgefaßt, sind die Seele der Gedanken, freimüthige Gedankenäußerung ohne Mißachtung bestehender Verhältnisse ist der Geist der Sprache.

Der geehrte Herr Verfasser hat nun seit Kurzem mit einer zweiten Schrift auf unser neues Verfahren einzuwirken gesucht. Möge sein edles Streben von segensreichen Erfolgen begleitet werden! Philipp Will.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Mit vielen Bildern. Jahrgang 1853. Januar- — Mai-Heft. Stuttgart. Redigirt, gedruckt und verlegt von Eduard Hallberger.

Die vorliegenden Hefte des vierten Jahrgangs dieser mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommenen und vielfach günstig beurtheilten Jugend-Zeitschrift enthalten einen reichen Lesestoff und sind mit sauberen, zum Theil colorirten bildlichen Darstellungen ausgestattet.

Größere Erzählungen haben Gustav Nieritz (der Kaufmann von Venedig, frei nach Shakespeare, mit 2 color. Bildern), Charlotte Späth (der Geburtstag der Mutter, mit einem color. Bilde) und A. Grünewald (der Regenbogen; Erzählung aus dem spanischen Kriege, mit einem color. Bilde) geliefert; kleinere Beiträge M. R.: Die Vierbrüdersäule, eine Sage aus Preußens Vorzeit (mit einem color. Bilde), Theodor Dirlitz: Die wilden Thiere der nordamerikanischen Prairieen (mit einem color. Bilde); Fr. v. Tschudi: Natur- und Wanderbilder aus den schweizerischen Alpen; C. Witt: Die Belagerung von Castlinum; Johanna Ernst: Hülfe durch Unglück, u. s. w. Unter den übrigen Beiträgen sind besonders interessant: Der wilde Hund und der Tiger (mit einem color. Bilde); der algerische Löwentödter (mit einem color. Bilde); die Geschwister im Walde, Märchen von F. M. — Mehrere Gedichte und Charaden fehlen auch in diesen fünf Heften nicht.

Nicht color. Tafeln sind den Mittheilungen: Der Hafen von Portsmouth; die Diamantgruben in Brasilien; Fischfang in China, mit Kormoranen; die Insel Wight, beigegeben.

Der Titel nennt einen Kreis der trefflichsten und beliebtesten Jugendschriftsteller im Süden und Norden des deutschen Vaterlandes als Mitarbeiter. H.

Miscelle.

Kürzlich gewahrte die Mannschaft eines Fischerboots, eine Stunde weit von Calais, einen Hund im Canal schwimmen, der bereits völlig erschöpft war und den sie deshalb zu sich an Bord nahmen. Es wies sich aus, daß der Hund dem Capitain eines zwischen Calais und Douvre fahrenden Dampfboots gehörte, und daß das treue Thier seinem Herrn, als dieser Calais verlassen hatte, schwimmend hatte folgen wollen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 42. Mittwoch, den 25. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Trost des Blinden ..... Seite 325
Baron de Stassart ..... „ 325
Etwas über den Aequator. (Fortsetzung.) ..... „ 329
Literatur:
Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule. Von Albert Haesters .. „ 330
Alphabetisch-geordnetes Nachschlagebuch zum preußisch-österreich. Zoll- und Handels-Vertrag vom 19. Februar 1853 .... „ 331
Deutsches Volksbuch ..... „ 331
Miscellen ..... „ 332

Trost des Blinden.

Wenn Lüfte blau, und Abendthau
Die Blüthen tränkt mit feischem Segen,
Naht still die Nacht, und Friede lacht
Den Kampfesmüden sanft entgegen.

Weff' Angesicht ertrüg' das Licht
Im ew'gen Anschau'n ohn' Ermatten?
Sieh! Sonnenglanz und Sternenkranz,
Treu wechseln sie, wie Licht und Schatten.

Wer möchte schau'n der Nächte Grau'n,
In das kein Stern, kein Lichtstreif funkelt?
Mir Armen lacht nicht Sonnenpracht,
Der Blick ist todt, das Aug' umdunkelt.

Der Wiese Plan lacht mich nicht an,
Ich sehe nicht den Gießbach stürzen,
Nicht Waldesgrund, nicht Blumen bunt,
Ich fühl' sie nur die Lüfte würzen.

Wo bleibt die, Herz! ein Trost im Schmerz?
Verzage nicht! Einst fällt die Binde.
Ein Flor umzieht gar manch' Gemüth,
Und nimmer schmilzt die eis'ge Rinde.

Dich labt kein Tag, doch dieses mag
Nicht schau'n, woher der Tag geflossen;
Das Licht so hell, du schaust's im Quell,
Des Lichtes Quell ist ihm verschlossen.

Die ist der Tod ein Morgenroth
Zu einem Tag, der ewig währet.
Die Binde sinkt, das Auge trinkt
Vom Licht, so sich im Licht verkläret.

Philipp Will.

Baron de Stassart.

Obgleich die Lebensereignisse des Baron de Stassart, eines der ausgezeichnetsten belgischen Staatsmänner und Schriftsteller, im Allgemeinen nicht unbekannt sind, findet man in der kürzlich erschienenen

Notice biographique sur M. le Baron de Stassart, ministre plénipotentiaire, membre de l'Académie royale de Belgique, de l'Institut de France &c.

Digitized by Google

Bruxelles, chez Cremetti, éditeur lithographe, rue de l'Impératrice, 8. 16 Seiten. Gr. 8., nebst dem von Canelle nach Baugniet sub. lithogr. Bildnisse,

doch zu manches nähere Bestimmte, so manche interessante Einzelnheiten, daß eine Angabe ihres Inhalts in leichten Umrissen nebst einiges Beachtücke, nicht unzweckmäßig erscheinen dürfte. (Sie ist großentheils aus dem 24. Bande des Dictionnaire de la Conversation, S. 521 ff., entlehnt.)

Goswin Joseph Augustin, Baron de Stassart, ist am 2. September 1780 in Mecheln geboren. — Er begann seine Studien in Namur und setzte sie seit 1802 in Paris fort. Mehrere ihm zuerkannte Preise und Beweise einer seltenen geistigen Befähigung lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn. Er wurde Auditeur im Staatsrath und war in den Jahren 1805 bis 1808 in Tyrol, Warschau (woselbst er sich mit der polnischen Geschichte und Literatur vertraut machte) und Preußen in Staatsgeschäften erfolgreich thätig. Als Intendant von Ost-Preußen (1807) veranlaßte er es, daß die der Stadt Königsberg auferlegte Contribution von 8 Millionen, der Billigkeit gemäß, auf die ganze Provinz vertheilt wurde. Eine Deputation, die ihre Dankbarkeit aussprach und ihn, als Beleg derselben 10,000 Ducaten darbot, erwiederte er: „Wollen Sie, meine Herren, daß ich über eine gerechte Handlung erröthen soll?"

Nachdem die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt die gänzliche Räumung der preußischen Staaten herbeigeführt hatte, wurde Baron de Stassart zum Unterpräfecten von Orange, bald hernach zum Präfecten von Vaucluse ernannt. Auf seine Kosten ließ er dem tugendhaften Bischof von Orange, du Tillet, ein Denkmal errichten; stiftete in Vaucluse einen Preis für eine Lobrede auf Petrarca im dortigen Athenée, legte durch ein Geschenk von 3000 Bänden den Grund zur öffentlichen Bibliothek in Orange, beförderte die Anlage der schönen Promenade um den Triumphbogen, die nach ihm benannt ist, u. s. w. Den Protestanten in Orange wirkte er die Genehmigung zur Erwerbung eines Gotteshauses aus. Auch war er einer der eifrigsten Verbreiter der Impfung. — Als Präfect des Departements des Bouches-de-la-Meuse (1811) erwarb er sich namentlich um die Künste und Schulen große Verdienste. Seine Stellung war eine ungemein schwierige, aber selbst dann, als das Glück die Waffen des Kaisers verließ, und dieselbe noch schwieriger wurde, entwickelte er, so z. B. bei den Aufständen auf der Insel Oud-Beyerland, im Haag, zu Leiden, im Februar und April 1813, eine ungewöhnliche Charakterstärke und besiegte durch seine edle, versöhnende Gesinnung die Aeußerungen des Unmuthes. Ist ihm von Einigen, ohne die damaligen Verhältnisse zu berücksichtigen, eine außerordentliche Strenge während seiner Verwaltung des Departements vorgeworfen, so werden dagegen seine Pünktlichkeit in Geschäften, seine unpartheiische Justizpflege, sein hoher Rechtlichkeitssinn, allgemein und unbedingt gerühmt.

Nach dem Falle und der Thronentsagung Napoleon's ernannte der Kaiser von Oesterreich, dem er vorgestellt wurde und der sich der Sorgfalt, mit welcher er bei seiner Anwesenheit in Tyrol das berühmte Museum im Schlosse Ambras (bei Inspruck) unverletzt zu erhalten sich bemüht hatte, erinnerte, ihn zum Kammerherrn. Baron de Stassart ging dann nach Wien, Gratz und Prag, um sich mit den dort befindlichen Mitgliedern seiner Familie zu vereinigen. Im Februar 1815, im Begriff von Wien nach Belgien zu reisen, erfuhr er in München Napoleon's Landung und entschloß sich noch Frankreich zurückzukehren. Er kam am 26. März in Paris an und am 16. April beauftragte Napoleon ihn, sich mit einem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich, mit Depeschen des Herzogs von Vicenza und Vollmachten, um wegen der Aufrechthaltung des Pariser Tractats zu unterhandeln, nach Wien zu begeben; er gelangte jedoch nur bis nach Linz, fand aber Gelegenheit, seine Papiere der österreichischen Regierung zukommen zu lassen. In den Souvenirs historiques des Baron de Menneval findet sich über diese Sendung folgende interessante Mittheilung:

„Herr de Montrond traf in Wien einige Tage nach der Abreise des Grafen Neipperg ein. Er übergab mir einen Brief des Kaisers an die Kaiserin und Briefe des Herzogs von Vicenza an Madame de Montesquiou und mich. Herr de Montrond habe, erzählte er mir, nur mit Hilfe eines Passes des Abbé Altieri, der vom Papste zur Zurücknahme des Vatican-Archivs gesandt war, Eintritt in Oesterreich gefunden, der Kaiser vergeblich Courieren und Staatsbeamteten, unter Andern Herrn de Flahault und Herrn de Stassart, einen Weg nach Wien zu bahnen versucht; die Grenzen seien hermetisch verschlossen gewesen. Der Graf de Flahault, des Kaisers General-Adjutant, und Herr Baron de Stassart, welcher während des Kaiserreichs Auditeur und Präfect gewesen, und jetzt Kammerherr des Kaisers von Oesterreich war, hatten, nachdem sie bis Linz gekommen, die Grenze nicht überschreiten können. Herr de Stassart erwartete in München die Beantwortung eines Briefes, welchen er an den Kaiser von Oesterreich geschrieben, in dem er mit Uebersendung seiner Depeschen das Anerbieten Napoleon's zur Aufrechthaltung des Pariser Tractates wiederholte. (Anfangs Mai's). Er hatte einige Tage in München verweilt, als ihn der Prinz Eugène, der sich dort seit etwa einem Monat befand, zu sich rufen ließ und ihn davon in Kenntniß setzte, daß Herr von Metternich durch den am vorigen Tage von Wien eingetroffenen Fürsten von Wrede, ihn ersucht, Herrn de Stassart zu erklären: wenn der Kaiser Napoleon einwillige, sofort zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, Oestreich nicht nur sich geneigt zeigen würde, die kaiserliche Dynastie anzuerkennen, sondern nöthigenfalls mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen. Man verlangte zugleich, daß Napoleon sich in die Hände seines Schwiegervaters geben, und, bis ihm eine, ihm vorzuschlagende souveraine Herrschaft ertheilt würde, in einer der Städte der österreichischen Erblande wohnen solle. Napoleon, den Herr de Stassart von dieser Eröffnung zu benachrichtigen sich beeilte, fannte einige Punkte der Vorschläge bedenklich finden, aber sein Mißtrauen gegen das österreichische Kabinet und die Verfügungen der verbündeten Mächte mußten den Kaiser entschieden abhalten, sie zu genehmigen. Herr von Metternich ließ in derselben Zeit eine fast ähnliche an den Herzog von Otranto gerichtete Mittheilung durch Herrn Werner, den er deshalb nach Basel schickte, machen. Mit einem gleichartigen geheimen Auftrage war Herr Bertsou einen Monat vorher von Wien gesandt worden."

Digitized by Google

Bei seiner Rückkunft nach Paris wurde Baron de Stassart zum maître des requêtes im außerordentlichen Dienste ernannt, mit der Weisung, sich bereit zu halten, die Unterhandlungen, wenn die Umstände es gestatteten, wieder aufzunehmen. Doch die Schlacht bei Waterloo entschied von Neuem rasch über den Untergang des Kaiserreiches.

Nach der zweiten Restauration (Julius 1815) zu den Seinigen zurückgekehrt, ward Baron de Stassart 1818 zum Mitglied der Provincial-Stände, und 1821 in die zweite Kammer der Generalstaaten, in welcher er durch wiederholte Wahlen verblieb, gewählt. Er legte hier glänzende Beweise einer bedeutenden parlamentarischen Beredsamkeit ab und sein Name war einer der volksthümlichsten. Nebst den Herren Zoude, Beaufort, de Brouges de Branchon und dem Grafen de Quarré ward er beauftragt (im September 1830) die Adresse der Notablen von Namur an den König von Holland, im Haag zu überreichen. Dem wüthenden Volke in Rotterdam, welches schrie, man solle ihm Herrn de Stassart zeigen, gab er sich selbst mit Lebensgefahr zu erkennen, um eine Verwechslung der Personen, die einem seiner Kollegen nachtheilig werden konnte, zu verhindern, und entschloß sich, um keine weitere Gelegenheit zur Aufregung zu geben, sie allein ihre Reise fortsetzen zu lassen. An den Minister Staatssecretair schrieb er:

„Im festen Vertrauen auf meine Handlungsweise, meine redlichen Absichten und meine Vaterlandsliebe, war ich im Begriff eine ehrenvolle Sendung an Se. Majestät auszurichten; allein, ungünstige, mir von verschiedenen Seiten zugekommene Berichte über die herrschende Stimmung und ein ziemlich lebhafter Aufstritt bei meiner Reise durch Rotterdam, lassen mich fürchten, daß ich der Vorwand zu Unordnungen werden möchte, die wahrscheinlich neue Ruhestörungen in Belgien zur Folge haben würden.

Mehr im allgemeinen, als im Interesse meiner persönlichen Sicherheit glaubte ich daher meinen Kollegen allein (auch nach ihrer Ansicht) es anheimstellen zu müssen, die Adresse von Namur ehrfurchtsvoll zu überreichen." U. s. w.

Einige Tage später wohnte Baron de Stassart übrigens der Eröffnung der Generalstaaten in Holland bei; die in unbestimmten Ausdrücken abgefaßte Thronrede bewog ihn jedoch nach Belgien heimzukehren. Er zeigte dem Minister Staatssecretair an, daß er sich der geleisteten Eide entbunden erachte. Nach seiner Rückkunft am 30. September übertrug die provisorische Regierung ihm am folgenden Tage den Vorsitz in dem Comité des Innern (dem er jedoch zehn Tage hernach entsagte) und am 1. October das Gouvernement der Provinz Namur. Während des Congresses war er einer der Vice-Präsidenten und hatte in der Commission zur Vorbereitung des Provinzial- und Gemeinde-Gesetzes den Vorsitz. Das Gouvernement der Provinz Namur vertauschte er im September 1834 mit dem der Provinz Brabant.

Es wird genügen, wenn wir hier die allgemein bekannten Dienste, welche Baron de Stassart Belgien fortdauernd als Präsident des Senates, im Gemeinderath von Brüssel und in mehreren Commissionen leistete, nur andeuten und auf den Lebensumriß selbst, S. 12 ff., verweisen.

Nach dem Verluste einer innigst geliebten, verehrungswürdigen Gattin (am 8. Julius 1849) zog er sich von den Staatsgeschäften zurück. Durch einen besondern königlichen Beschluß verblieb ihm der Titel: Bevollmächtigter Minister. (Er war als solcher und außerordentlicher Gesandter 1840 mit einer Mission nach Turin beauftragt gewesen.)

Seine Wirksamkeit als Großmeister der belgischen Freimaurerei anlangend, vgl. m. S. 13, 14.

Baron de Stassart ist Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, z. B. des Instituts von Frankreich, der königlichen Akademie der Wissenschaften und schönen Redekünste zu Brüssel, deren Director er zu wiederholten Malen war. Mehrere Monarchen haben ihm in Anerkennung seiner staatsmännischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ihre Orden ertheilt; vom Könige von Sardinien erhielt er während seiner Anwesenheit in Turin eine Dose mit dessen in Brillanten eingefaßtem Bildnisse.

Ueber Baron de Stassart's schriftstellerische Thätigkeit ist in der Notiz, dem Zwecke derselben entsprechend, das Nöthige gesagt. Eine nähere Kenntniß seiner vielseitigen wissenschaftlichen Leistungen ist jedoch vielleicht Manchem unserer Leser willkommen, und fügen wir daher, mit Benutzung der uns augenblicklich zugänglichen Hilfsmittel (— Quérard's trefflichem Werke: La France littéraire und C. Muquardt's oft in diesen Blättern genannten, für die Kenntniß der neuesten belgischen Literatur sehr schätzbaren Bibliographie de la Belgique, u. a. —) ein, so weit jene Hilfsmittel reichen, hoffentlich nicht ganz unvollständiges Verzeichniß derselben in chronologischer Ordnung hinzu.

1. Bagatelles littéraires. Bruxelles 1799. 32.
2. Bagatelles sentimentales. Brux., an X (1802). 18. M. einem K. Der Inhalt ist, einiges Neue ausgenommen, mit demjenigen der vorhergehenden Sammlung übereinstimmend. Die Bagatelles sind 1812 von L. F. Blanchi in's Ital. übersetzt und der größte Theil der Idyllen, aus welchen sie bestehen, sind in Chaussard's Bibliothèque pastorale und dem Almanach des prosateurs von Noël und Lemaire wieder abgedruckt.
3. Pseudonym eine Uebersetzung von Karl von Eckartshausen's: „Gott ist die reinste Liebe" (zuerst München 1790) unter dem Titel: Le chrétien adorateur, par un évêque de France retiré en Allemagne. Paris 1801, 1803. 18. Wiedergedruckt 1808 unter dem Titel: Morceaux choisis d'Eckartshausen. 18. (Ueber die vielen, der von Jondot besorgten (1808) folgenden Ausgaben dieses in Frankreich durch Baron de Stassart's Uebersetzung klassisch gewordenen Buches, vgl. m. Quérard, im 3. Bande S. 7.)
4. Régulus aux Romains, discours qui a remporté le prix d'éloquence à l'université de jurisprudence à Paris, en 1803. Paris 1803. 8.
5. Anonym: Abrégé élémentaire de géographie ancienne et moderne. Première partie. Paris, an XII (1804). 8. (Der zweite Theil: Frankreich, hat Mureau zum Verf. Von beiden Theilen erschien 1805 eine zweite, veränd. Aufl.)
6. Discours de réception à l'Athenée de Vaucluse, le 6 juin 1801, suivi d'une Notice sur les hommes célèbres du département. Avignon 1810. 8.
7. Anonym: Analyse de l'histoire de la Belgique de Dewez. Avignon 1810. 8. Nur in 20 Exemplaren

Digitized by Google

abgedruckt. (Die erste Ausg. der Histoire générale de la Belgique von L. Dieudonné Jos. Dewez erschien 1805. 6 in 7 Octavbänden; eine gänzlich umgearbeitete 1826 ff. in 8 Bänden.)

8. Anonym: Cent soixante-deux pensées, maximes, réflexions, observations, &c., extraites des Mémoires sur les moeurs de ce siècle; par Circé, chienne célèbre, membre de plusieurs sociétés savantes. Paris 1814. 18. 2. Aufl. Brux. 1814. 18. Wiederabgedruckt unter dem Titel: Pensées, maximes, réflexions, observations, &c. 3e édit., considérablement augm. Brux. 1815. 12. (Eine Sammlung philosophischer Gedanken, nach Quérard in's Deutsche übersetzt von Kohlman. 1816.)
9. Promenade à Tervueren. Brux. 1816. 4. M. KK.
10. Discours sur l'étude de l'histoire des provinces belgiques. Brux. 1817. 8.
11. Fables. Paris 1818. 12. M. KK. 2. Aufl. Brux. 1818. 18. 3. Aufl. Par. 1819. 8. 4. Aufl. mit 13 Fabeln vermehrt. Ebendas. 1821. 8. 5. Aufl. mit 2 neuen Fabeln verm. Brux. 1823. 18. 6. Aufl. ... 7. Aufl. ... 8. Aufl. Brux. 1852. 18. verm. mit 10 Fabeln.

Mehrere dieser, als Meisterstücke anerkannten Fabeln, sind in's Deutsche von Catel in Berlin, in's Schwedische von Wallmark und in's Holländische von Swan übertragen. Engl. Uebersetzung: Fables. Translated from the seventh edition of the original by John Henry Keane. Brux., Leipz., Gand 1850. Drei Fabeln des Herrn de Stassart enthalten die Fables russes tirées du recueil de M. Kriloff, et imitées en vers français et italiens par divers auteurs, publiées par le comte Orloff. Par. 1825, 2 Bände, 8.

12. Recueil de douze vues de Namur et de ses environs, lithographiées et publiées par J.-J. Rousseaux, d'après les desseins du général Howen, avec un texte descriptif, par M. le bar. de Stassart. Namur 1826. F.
13. Rapport sur l'administration de la province de Brabant. Brux. 1836. 8. (In der von uns besprochenen Notiz heißt es S. 12: Son rapport sur la province de Namur, imprimé en 1834, et les quatre qu'il a rédigés successivement comme gouverneur du Brabant, sont remplis d'excellentes vues, exprimées avec une précision remarquable.)
14. Notice sur C.-G.-A. Laurillard-Fallot, major du génie. Liége 1844. 8.*)
15. Réponse de M. le baron de Stassart à la lettre de M. le lieutenant général Langermann, en date du 24 decembre 1845. Brux. 1845. 8. (Antwort auf: Lettre adressée à M. le baron de Stassart, directeur de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Brux. 1845. 8.)
16. Notice sur Pierre Boyseau, marquis de Chateaufort. Brux. 1846. 8.

*) Von hier an ist die Bibliographie de la Belgique, von der uns jedoch der Jahrg. 1848 fehlt, unsere Quelle.

17. Notice sur le baron J.-C.-F. Lodoucette. Brux. 1849. 8.
18. Discours prononcé à la séance publique du 9 mai 1849 de l'académie royale de Belgique. Brux. 1849. 8.
19. Notice sur Louis-Nicolas Ghislain baron de Haultepenne. Brux. 1849. 8.
20. Notice relative à Philippe Cospeau, évêque d'Aire, de Nantes et de Lisieux, au XVIIe siècle. Brux. 1850. 8.
21. Notice sur Van Hoobrouck, baron d'Asper, général au service d'Autriche. Brux. 1851. 8. (Diese Notiz ist für die neue Auflage des Album biographique des Belges célèbres bestimmt.)
22. Note sur les descendants de Corneille, lue à la séance de l'académie, le 13 janvier 1851. Brux. 1851. 8.
23. Rapport sur le concours pour la meilleure piéce de vers français consacré à la mémoire de la reine. Brux. 1851.
24. Le poéte Luinez; notice. Brux. 1852. 8.*)
25. Viele Artikel in der Biographie moderne, Leipzig (Paris) 1806, 4 Bände, 8., der Galerie historique des contemporains. Brux. 1817—20, 8 Bände, 8., und in der Biographie universelle der Brüder Michaud. (In dem letzteren Werke z. B. Clerfayt, Cobenzl, Feller, Jordan, Körner, Laccy, Lichtenstein, Lichtwer, Marnix von Saint-Aldegonde, Nelis, Plunkett, Vander Mersch, Van Espen, Wuemser, u. s. w.) —
26. Jährliche biographische Notizen im Jahrg. 1825 und 1826 von Alphonse Mahul's Annuaire nécrologique, in: Archives historiques et littéraires de la France et du midi de la Belgique, u. s. w.
27. Statistische Beiträge zu der Statistique de la France par Herbin et autres, Paris 1803, 7 Bände. 8. —

*) Die verzeichneten biographischen Notizen sind aus den Bulletins der Akademie besonders abgedruckt. Ueber den Verfasser in Beziehung zu der Akademie äußert sich Herr Ch. de Chênedollé im 8. Bande des Bulletin du Bibliophile belge, 1851, S. 502. 503 in folgender Weise: „M. le baron de Stassart ne se contente pas de lire à l'Académie de charmantes fables ou des notices et des rapports remplis d'intérêt: il veut en outre, par suite de la louable habitude qu'il a contractée de longue date, lorsqu'il était préfet de Vaucluse en 1810 (m. s. oben) être un bienfaiteur délicat des lettres et de ceux qui les cultivent dans notre pays. L'honorable académicien vient de mettre à la disposition de la compagnie un capital de deux mille cent seize francs en rentes sur l'Etat belge, pour fonder, au moyen des intérêts accumulés, un prix perpétuel qui, tous les six ans, à la suite d'un concours ouvert deux années d'avance, sera décerné par la classe des lettres, à l'auteur d'une notice sur un Belge célèbre, pris alternativement parmi les historiens ou les littérateurs, les savants et les artistes. Lorsqu'il s'agira d'un savant, la classe des sciences, et lorsqu'il s'agira d'un artiste, la classe des beaux-arts sera priée d'adjoindre deux de ses membres aux commissaires de la classe des lettres pour l'examen des pièces."

Digitized by Google

Mémoire sur la législation criminelle und ähnliche Arbeiten in den Annales de l'université de jurisprudence. Paris 1803. 4. 8. — Description de l'arrondissement d'Orange, u. s. w. im Almanach d'Orange. Orange 1810. 12.

28. Eine große Anzahl von ihm gehaltener Reden. —
29. Dichtungen verschiedener Gattung in mehreren französischen Musenalmanachen und ähnlichen Sammlungen. Kritische, literargeschichtliche u. a. Mittheilungen in französischen und belgischen Zeitschriften, von denen Quérard einige der früher erschienenen genannt hat. Von neueren können wir nur anführen: Revue belge, Trésor national, Bulletin du Bibliophile belge, Techener's Bulletin du Bibliophile, in welchem eine Anzahl ungedruckter Briefe aus Herrn Baron de Stassart's reicher Autographen-Sammlung veröffentlicht ist. (Ein Brief der berüchtigten Therenigne de Méricourt, die de Lamartine in seiner Histoire des Girondins im glänzendsten Lichte darstellt, aus derselben Sammlung, welchen der 7. Band des Bulletin du Bibliophile belge enthält, ist in den Liter. u. Krit. Blättern, Jahrg. 1851, Nr. 45 wiederabgedruckt.)

Aus dem Schlusse der biographischen Notiz ist ersichtlich, daß Baron de Stassart sich mit der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten oder Erinnerungen, die gewiß den gehalt- und geistreichsten französischen, englischen und deutschen biographisch-geschichtlichen Leistungen dieser Gattung gleichzustellen sein werden, beschäftigt.

F. L. Hoffmann.

Etwas über den Aequator.

(Fortsetzung.)

Man hemmt aber ehe den Wildstrom, als eine glänzende Improvisation. Sie muß angehört werden, und ist sie beendet, so wünschen Freund und Feind dem Redner mit Händedrücken Glück, und wäre jede Silbe eine Centnerlüge. Bedeutende Namen für Einzelne fallen im Wortgemenge, vom geleheten Freunde bis zum Halunken hinauf oder hinunter, geballte Fäuste schweben über schäumenden Verwünschungen; allein der gute Geist der Versöhnung führt den Frieden durch die genügendsten Erklärungen zurück, etwa so lautend: „Ich habe nicht die Absicht gehabt, meinen geleheten Freund zu beleidigen, als ich ihn einen blödsinnigen Straßenräuber nannte." Dieses nennt man zu unsern Zeiten „Worte des Friedens zwischen Ehrenmännern." Wenn ein harmloser, grene Friede flehender Mensch häuslichen Zänken beiwohnt, deren Zeuge er ohne eignen Wunsch ward, so vernimmt man sehr oft aus seinem Munde den Ausruf, „nein, die Leute haben sich Dinge gesagt, die nie vergessen werden können", aber etwa eine Stunde später, hört er sich freundlich ansprechen, er blickt empor und sieht das kürzlichst verzankte Ehepaar lächelnd, Arm in Arm, vor sich stehen und wird angeredet: „Ei, warum sind Sie diesen Morgen so schnell von uns geschieden? Sie haben doch nicht etwas übel genommen?" So scheint es oft, eine Kammer und ein Ministerium konnten sich nie wieder freundlich ansehen, aber unerwartet sieht man sie (versteht sich nur figürlich) wieder Arm in Arm und, o wie gerät der Journalist in die Klemme, der den Einklang für ewig zerstört erklärte. Die Welt ist auf dem Wege zu dem großen Ziele, wo jede Empfindlichkeit aufhören und Namen nicht mehr nennen und nicht mehr brennen werden. Als die Adressen fertig waren, war es gerade, wie nach einem Gastmahle, wo jeder seinen Hut mühsam und oft umsonst sucht. Jeder spähte nach seiner Meinung oder vielmehr auch der von ihm gelieferten Phrase. Ein Satz, der stolz einhergeschritten kam, sah sich unerwartet von seinem Hintermann so widerlegt, beschränkt, erläutert und zu nichts gemacht, daß er sich achselzuckend, aber immer noch mit Anstand entfernt haben würde, wenn nicht derselbe Hintermann, von gleichem Schicksale betroffen, ihn unsanft dem Gesichtskreise des Lesers entrückt und in die Vergessenheit hinaus gestoßen hätte. Keiner der zahllosen Redner erkannte sein Geschöpf wieder; hätte nicht jeder das Ganze für Wortschwall gehalten, sie hätten gemeint, es sei vom Himmel gefallen. Wehe, dreimal Wehe dem, der aus einer solchen erdnerischen Geburt einen Auszug machen soll. Es giebt aber, Gottlob, hienieden so viele Dinge, die Gott nur schuf, um übersehen zu werden, zu nichts anderem; dahin gehören: Schlüssel die verschlossener Thore von Städten, die jeden Sieger seit undenklichen Zeiten redlich an ihren Busen drückten, lateinische Empfangsoden an neu geborene Prinzessinnen, Degen freudig sich entwaffnender Kriegshelden, zuletzt Adressen konstitutioneller Kammern. Was überreicht ward, ist beigesetzt, wie ein frommer Hinüberegeschlebener.

Wir hörten einen häßlichen Deputirten einst das Budget „die Rose eines Landtags" nennen, und man versicherte ihn, bereits der Dornen ansichtig zu werden. Du stachlige Rose, auf die sich kein Schmetterling setzen mag! Dennoch giebt es redliche Hände, die daran bluten mögen. Sie ziehen an den Dornen, allein die Dornen mehren sich nur. In welcher Ständeversammlung ist wirklich noch eine Rose zum Vorschein gekommen, wurden nicht alle Lilien des Ministeriums dort geknickt? Das schwarze Meer der Ziffern entläßt keine so holde Tancheria, als die Rose, seinem Schooße. Wer sich hinabwagt, wird selten wiedergesehen, oder, wenn er gesehen wird, bleibt er sein ganzes übriges Leben bleich, und will gar nichts erzählen von den entsetzlichen Deficits und Anleihen, die hundert Gelenke zugleich regen, und von denen es im höllischen Rachen wimmelt. So sehr wir fürchten, oberflächlich zu sein, so wenig getrauen wir uns in diese Tiefe hinunter, aber es giebt Wunden, welche die blutenden Finanzen, gleich den Gespenstern alter Ritterschlösser, den Ungelehrten wie den Gelehrten zeigen, wie z. B. die Millarde, die man zu Paris den ausgewanderten Heimgekehrten spendete, und die Frankreichs Finanzen noch in allen Gliedern spüren. In dem Lande, von dem ich rede, hatte die Entschädigung der Wittwe Goliath unvergeßliche Summen verschlungen.

Gewiß war es ein blendender Gedanke des Rechtlichkeitsgefühls gewesen, welcher einen Hauptredner ergriff, als er von der Tribune herab, unter einem Strome von Thränen, verkündete, er wolle ein viel tausendjähriges Unrecht gut gemacht wissen. Es gäbe in der Welt eine tief gebeugte Familie philiströser Uespenge, die Familie eines Mannes, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt auf dem Kampfplatze gefallen und seinem Besieger weit vorzuziehen sei. Seine Wittwe von gewissenlosen Schriftstellern bis jetzt keiner

Digitized by Google

Gewähnung gewürdigt, habe lange in Armuth geschmachtet, sei auch darin verstorben. „Diese Wittwe, ernnet sie, wie wollen sie kennen," schrien die Galerien, schrie die Versammlung. „Es ist die Wittwe Goliath, rief der Redner. Muß ich den Namen Goliath in Euer verdampftes Gehör rufen? Goliath, der Name der Euch so theuer war." Sie besannen sich endlich, ob der Name Goliath ihnen jemals sehr theuer gewesen? Allein wie groß ist die Gewalt der Rede! — sie besannen sich wirklich, daß ihnen Goliath wirklich theuer gewesen war. Unvorsichtiger Weise schüttelte ein Minister lächelnd das Haupt. Dieses entging einigen Enthusiasten und den Damen der Galerie nicht. Ein dreimaliges Geschrei: „Goliath hoch! nieder mit David!" gab dem Beifall Schwingen. Der Redner ergoß sich in eine rührende Schilderung der Leiden jener Wittwe. „Sie hinterläßt uns, rief er, etwas Kostbares: ihre Ehre, es muß etwas für diese geschehen." „So sei's," rief die Majorität; die Sitzung wurde jubelnd aufgehoben.

Den Erben der Wittwe Goliath wurde ein Gehalt von 500 afrikanischen Sahaurar's bewilligt, nebst Nachzahlung sämmtlicher Rückstände vom Tage an, wo der so sehr überschätzte David den großen Mann getödtet hatte. Der Redner wurde jauchzend nach Hause, der Finanzminister schweigend in sein Bett getragen, wo er in heftigen Fieberphantasien die Rückstände einer seit mehr als sechs Tausend Jahren nicht bezahlten Pension, trotz Verbot des Arztes und aller seiner Lieben, die ganze Nacht hindurch berechnete. Wir wollen von allen den am Morgen sichtbaren Nullen, wie Göthe, an Werthers Schlusse, von Alberts Bestürzung und Lotte's Jammer schweigen. So theuer kamen dem Volke seine Sympathien (auch ein neuer Ausdruck) für die Wittwe Goliath zu stehen, die Finanzen hinkten wie des Pelikans Brust. Jedoch warum soll ich meine Leser, unter denen sich bereits einige Hypochondeisten befinden müssen, betrüben? Es genügt, wenn das goliathische Deficit in den —'schen Finanzen nichts Räthselhaftes für sie hat. Ach warum muß sich bei meiner übrigens nicht schöpferischen Einbildungskraft gerade jetzt die Ausgabe des Staats in Goliaths Gestalt, der kleinen Figur Davids, der Staatseinnahme, entgegenstellen, und nicht biblischem Hergange gemäß, der Riese das Zwergleln erdrücken? Anderes richtet die heilige Schrift, anderes die Finanzen. Greife hier nur jedre Denker in seinen eignen Beutel, worin seines Schicksals Steuer enthalten sind, keineswegs in seine Brust, falls er die Börse nicht in der Brusttasche trägt. —

Weislich wird das Budgetsthema dem Schlusse der Verhandlungen aufgespart, wo Ermüdung und Langeweile, die zwei großen Friedensgöttinnen, den Fragen bereits sanft die Augen zugedrückt haben. Die in Schlummer dahin sinkenden Fragen lallen tückisch: „wartet nur, wir kommen in drei Jahren oder nächstes Jahr wieder, alle, alle, alle!" Hier wirkt der Honigteig, der einst die mythologischen Drachen einschläferte (Aeneis IV. Buch).

Unser Landtag erwartete Alles von der Aequator-Frage, wo es ein Princip galt, nämlich: „daß ohne Erlaubniß der Kammern, zumal der zweiten, eine Linie, welcher Art sie sei, durch unser schönes Vaterland gezogen werden?"

(Schluß folgt.)

Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule. Von Albert Haesters, erstem Lehrer an der Knabenschule in Werden a. d. Ruhr. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1853. XVI und 512 Seiten. 8.

Es schließt sich dieses Lehr- und Lesebuch ring an das früher in unserer Zeitschrift besprochene, für Mittelklassen an, von welchem jetzt (14 Monate nach dem Erscheinen der ersten Auflage) bereits die dritte Auflage unter der Presse ist. Der Beifall den dasselbe gefunden, wird ohne Zweifel auch dieser neuen trefflichen Arbeit des Verfassers zu Theil werden. Dem Vorworte entnehmen wir die folgende Inhaltsangabe und nähere Charakterisirung des Buches:

„Das vorliegende „Lehr- und Lesebuch" zerfällt in 4 Abschnitte I. das Vaterland, II. die Erde, III. die Welt und VI. der Mensch. Vor allem war bei Anordnung des Stoffes der Grundsatz leitend, „vom Bekannten zum Unbekannten" — „vom Nähern zum Entfernteren" fortzuschreiten — das Unbekannte an das Bekannte anzuknüpfen und damit zu vergleichen, um so alles über den unmittelbaren Anschauungskreis Hinausliegende: fremde Gemeinden, Kreise, Bezirke, Provinzen, Staaten, Länder, Erdtheile — fremde Thiere, Pflanzen, Mineralien — fremde Menschen rc. auf den unmittelbaren Anschauungskreis zu beziehen und durch denselben klar zu machen: fremde Gemeinden durch die eigene — unbekannte Thiere durch bekannte u. s. w. — Von ausgezeichneten Schulmännern ist seit Pestalozzi wiederholt der Grundsatz ausgesprochen worden, „daß der Mensch — das Kind — vor allen Dingen in seinen nächsten Verhältnissen zur Natur und zur Menschheit einheimisch werden müsse, bevor man ihm einen weitern Kreis der Erkenntniß giebt." Der Verf. hat sich bemüht, diesen Grundsatz in Anlage und Durführung seiner beiden „Lehr- und Lesebücher", welche ein zusammengehörendes, organisches Ganze bilden, strenge zu befolgen. Denn nachdem das Kind an der leitenden Hand des Lehrers durch das „Lehr- und Lesebuch für die Mittelklassen" in dem unmittelbaren Anschauungskreise, der Gemeinde, sich in seinen Verhältnissen zur Natur und Menschheit hinlänglich orientiren gelernt hat, soll es nun in dem „Lehr- und Lesebuche für die Oberklassen" von diesem kleinen Kreise aus, und an ihn anknüpfend, zunächst seinen geistigen Gesichtskreis erweitern zur Uebersicht über das Vaterland. Nichts ist natürlicher, als daß die Geographie des Vaterlandes hier als die Grundlage, die Nr. 1 alles weiteren Unterrichts, erscheint; denn die folgenden Theile desselben ruhen auf ihr und werden durch sie in naturgemäßer Weise zusammengehalten, was sich um so vortheilhafter erweist, als leider in den meisten Volksschulen Schülerzahl, Lehrkraft und Zeit zu der Masse der einzelnen Fächer der sogenannten „gemeinnützigen Kenntnisse, der Realien", in so gar argem Mißverhältnisse stehen, daß unmöglich jedes dieser Fächer einzeln mit lohnendem Erfolge betrieben werden könnte. Und eben diesem Uebelstande soll in dem vorliegenden Lehr- und Lesebuche durch eine organische Combination dieser einzelnen Fächer zu einem einzigen Lehrgegenstand: der Vaterlands- und Weltkunde auf geographischer, räumlicher Grundlage, begegnet werden. Ist nämlich unter Nr. I. des I. Abschn. eine räumliche Uebersicht über

Digitized by Google

das Vaterland gewonnen, so entsteht anheliegend die Frage nach dem, was der neuüberblickte Raum, der Boden (außer den Menschen) trägt, hervorbringt und birgt; es folgt sonach: II. die Natur des Vaterlandes. Hieran schließt sich: III. das Vaterland und seine Bewohner (die Deutschen), und nachdem in diese Unterabtheilung das Gegenwärtige des deutschen Landes und Volkes vor den Augen des Kindes entrollt ist, folgt demnächst natürlich die Frage nach dem Vergangenen, wie es in frühern Zeiten im Vaterlande war; darum zum Schlusse: IV. Geschichten aus der Geschichte der Deutschen.

Ganz auf dieselbe Weise entstehen in dem II. Abschnitt: „die Erde" die Unterabtheilungen: I. Die Erdtheile. II. Die Natur der Erde. III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit). IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Der III. Abschnitt: „die Welt" enthält I. Das Weltgebäude. II. Die Weltkörper. III. Unser Sonnensystem. IV. Betrachtung über das Kleinste und Größte im Weltall.

Der IV. Abschnitt: „der Mensch" zerfällt in die Unterabtheilungen: I. Der Körper des Menschen. II. Die Sinne des Menschen. III. Die Seele des Menschen. IV. Der Mensch und seine Bestimmung — Gott.

Den Schluß eines jeden Abschnittes bilden auf den Inhalt bezügliche Lieder.

Schon aus diesen Haupt-Ueberschriften ist ersichtlich, daß der Unterricht grundsätzlich nicht allein vom Einfachen zum Zusammengesetzten, sondern auch vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet und zwar Letzteres, indem er allmählig vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Körperlichen zum Geistigen, vom Sinnlichen zum Sittlichen hinüberführt."

Der Verfasser erklärt sich dann über das Lehrverfahren bei dem Gebrauche seines Lehrbuches hinsichtlich des weltkundlichen Unterrichts und des Sprachunterrichts (— die Musterstücke von L. Kellner sind an denjenigen Stellen, wo sie mit dem weltkundlichen, dem Real-Unterricht in Beziehung stehen, aufgenommen —).

Das Inhalts-Verzeichniß giebt eine vollständige Uebersicht des reichen Stoffes, den die vier Abschnitte darbieten. Ueber den Inhalt der Musterstücke von L. Kellner ist ein besonderes Verzeichniß, in derjenigen Reihenfolge, wie sie beim Sprachunterrichte vorgenommen werden, geliefert.

Der preußische Staat ist an die Spitze gestellt, nicht, wie bemerkt wird, weil dadurch das Buch ausschließlich für preußische Schulen brauchbar gemacht werden sollte, sondern weil — an die Gemeinde anknüpfend und von ihr zum Ganzen aufsteigend — ein Staat vollständig behandelt werden mußte. — Von den Gemeinden geht der Verfasser zu den Wegen und Landstraßen über; darauf folgen: die Kreise; die Bezirke; die Provinzen; die Rheinprovinz; der Dom zu Köln; Sonntage am Rhein (Gedicht); Rheinthale Ritterburgen (gleichfalls); die Provinz Westphalen; die Provinz Sachsen; Brockenreise; die Provinz Brandenburg; Frankfurt an der Oder; Leopold von Braunschweig; die Provinz Pommern; Blick vom Rugard auf Rügen; die Zwerge in den neun Bergen; die Provinz Preußen; an der Ostseeküste (Gedicht); die Provinz Posen; die Provinz Schlesien; das Riesengebirge; der Glockenguß zu Breslau (Gedicht); das Königreich Preußen.

Die typographische Einrichtung ist sehr zweckmäßig, der Preis für eine so bedeutende Bogenzahl (32) billig (in halb Leder gebunden 12½ Sgr.). H.

Alphabetisch-geordnetes Nachschlagebuch zum preußisch-österreichischen Zoll- und Handels-Vertrag vom 19. Februar 1853, nach dem vom k. k. öster. Handelsministerium im Nachhange zum allgemeinen Zolltarif herausgegebenen Waarenverzeichnisse bearbeitet, nebst dem Texte des Vertrages, den Separatartikeln, dem Schlußprotokolle, Zoll- und Münzcartel, dann der preußischen Denkschrift über diesen Zoll- und Handels-Vertrag. Wien, 1853. Verlag von Leopold Sommer. 114 Seiten. 8.

Den Inhalt dieser sehr zweckmäßigen und für den Geschäftsverkehr nützlichen Zusammenstellung giebt der oben vollständig abgedruckte Titel an. Der Text des Vertrages und die dazu gehörigen Dokumente füllen 34 Seiten; dann folgt das alphabetische Verzeichniß der einzelnen Handelsartikel mit dem zur Seite gestellten entsprechenden neuen Zollansatz für den Zwischenverkehr und gewährt demnach einen leichten, bequemen Ueberblick. Am Schluß befinden sich 2 Formulare für Fabrikanten und Handlungsreisende, welche von dem Staate ihrer Heimath, eins, welches von demjenigen Staate auszustellen, der ihnen den Gewerbeverkehr innerhalb seines Gebietes bewilligt, und endlich das Formular der Legitimation bei dem Besuche der Messen und Märkte.

Die im Laufe dieses Jahres etwa noch vorzunehmenden Abänderungen werden nur die allgemeinen, zu diesem Tarif in keinem unmittelbaren Bezug stehenden Ansätze betreffen; mit Hülfe des hier gelieferten Nachschlagebuches ist man also im Stande, sich schon jetzt mit den am 1. Januar 1854 zur Giltigkeit gelangenden Zollansätzen bekannt zu machen. Zu der, bedeutend vermehrten und nach dem amtlichen Anhang zum Zolltarif völlig umgearbeiteten, gleichfalls von Leopold Sommer verlegten vierten Auflage des „Alphabetisch-geordneten Nachschlagebuchs und vollst., alphab. Waaren-Verz. zu dem am 6. Nov. 1851 erschienenen allgemeinen österreichischen Zolltarif" kann die angezeigte Zusammenstellung als Ergänzung betrachtet werden.

Druck und Papier sind befriedigend. H.

Deutsches Volksbuch. Viertes Bändchen. Aus dem Leben des Todes. Sieben Abenteuer von George Hesekiel. (A. m. d. Titel: Aus dem Leben des Todes u. s. w.) Halle. Verlag von Walter Delbrück. 1852. 115 Seiten. 8.

Diese Erzählung ist unstreitig eine der interessantesten und originellsten der Sammlung. Der Verfasser nennt sein Buch selbst

Digitized by Google

in der Widmung an Valentine ein wunderliches; gerade weil es ein solches allerdings ist, erhält es die Lesse aber in fortwährender Spannung. Der Reiz, welchen die Lectüre desselben gewähren wird, würde bedeutend geschwächt werden, wenn wir eine Angabe des Inhalts folgen ließen; nur die schon erwähnte Widmung, die einigermaßen die Grundstoffe der sieben Abenteuer kennen lehrt, möge hier einen Platz finden:

Der Dichter thut Dich grüßen
Aus frischem Waldesgrün,
Aus altbemoosten Mühlen
D'raus Wind' und Steinbruch blüh'n,
Vom Meiler, aus der Schmiede
Grüßt er Dich tausend Mal
Und zeigt Die schlichte Menschen
In ihrer Lust und Qual;
Und scheue nicht den Zauber,
Schilt ihn nicht leeren Wahn,
Denk d'ran, was Deine Augen
Für Zauber oft gethan!
Manch' Zeichen ist noch kräftig
Und mächtig mancher Sprach —
Nimm hin für stille Stunden
Das wunderliche Buch!

Miscellen.

Die vierte Nummer der Kataloge des antiquarischen Bücherlagers von K. F. Köhler in Leipzig, April 1853 (76 engdrck. Seiten gr. 8, 1200 Werke) gehört zu den beachtenswerthesten neuesten Verzeichnissen des antiquarischen Buchhandels. Man findet in demselben ältere (auch Incunabeln) und neuere Werke aus mehreren Wissenschaften, die alle entweder ihres wichtigen Inhalts wegen oder als bibliographische Seltenheiten die Aufmerksamkeit der Bibliophilen und Bibliothekare verdienen; z. B. Augustini opera, die 2. venet. Ausgabe der Benedictiner; Scenes in Ethiopia von J. M. Bernatz; Walton's Bibl. sacra polygl.; die Biographie universelle, Brux. 843—47, vollständig; Cantica canticorum, mittelhochdeutsches Manuscript; Carter's Specimens of ancient sculpture and painting now remaining in Great Britain; Fejér's Codex diplom. Hungariae, vollst. bis auf Tom. VIII. 6 u. Tom. IX. 6; die neue Aufl. von Denry's Illustr. of exotic entomology, Lond. 837; l'Espagne artistique et monumentale; ein Exemplar des sehr seltenen, auch in des Unterz. Besitz befindlichen Originals des Essais sur la littérature russe. Livourne 774 (ohne Preisangabe); Holzbibliothek: Eine Sammlung von 63 Baum- und Straucharten in natürlichen Exemplaren; Horae B. V. Mariae, holländisch; schönes Mscrpt. auf Pergam. m. Miniaturen; Melch. Inchofer's Annalium ecclesiast. regni Hungariae Continuatio inedita, Original-Mscrpt.; Muratori's Rer. italic. scriptores; Prechtl' technolog. Encyklopädie; Publicationen des literar. Vereins in Stuttgart. 1—29 Bd; Puch der Tugenden, mittelhochdeutsches Mscrpt.; Schrank's Flora Monacensis; Stimulus amoris, mittelhochdeutsches Mscrpt.; neue Ausgabe von Warton's History of engl. poetry. Lond. 840; u. s. w. D.

Unser Glaubensgenosse, der eminente Philologe und Lexicograph Dr. Freund, berichtet einer der letzten Nummern des Hebrew Observer, hat vor einiger Zeit vor der ethnologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Rhato-romanischen Sprachen gehalten, der ihm in zwiefacher Hinsicht vortheilhaft geworden ist. Er wurde zuvörderst zugleich mit Humboldt, Karl Ritter, Chevalier Bunsen, Layard, Wilkinson, Rawlinson und noch einigen anderen ausgezeichneten Männern zum Ehrenmitglied der genannten Gesellschaft ernannt, und da der Chevalier Bunsen eine Abschrift seines Vortrags an die Academie der Wissenschaft zu Berlin gesandt hatte, so stellte diese bei dem Minister des Unterrichts, Herrn von Raumer, das mit Erfolg gekrönte Gesuch, dem geehrten Doctor die nöthigen Gelder zu einer Reise in der Schweiz und in Tyrol, zur Erforschung der romanischen Dialecte, die noch in manchen Districten des alten Rhätiens gesprochen werden, zu bewilligen. Derselbe wird von ehestens seine wissenschaftliche Reise antreten.

Dem algierischen Moniteur zufolge hatten die Städte und Gemeinden von Algerien, deren Existenz mit Ende des vorigen Jahres über fünf Jahre hinausreichte, folgende Bevölkerung: die Stadt Algier 41,402, worunter 24,813 Europäer; Bedschraoh und Poiste-Pascade, mit obengenannter Stadt verbunden, 7476, worunter 5490 Europäer; Blidah 8619, worunter die Hälfte Europäer; Medeah 6750, worunter 2944 Eingeborne; Milianah 4329, worunter 2944 Eingeborne; Cherchell 2587, worunter 1458 Eingeborne; Tenes 2585, worunter 1201 Eingeborne; Coleah 2075, worunter 1299 Eingeborne.

Laut dem Atlas zahlt England jährlich für seine auswärtigen Gesandten: in Paris 9,700 £, worunter 8000 £ als Gehalt; in Constantinopel 9,850 £, worunter 7000 £ als Gehalt; in Petersburg 8200 £, worunter 6000 £ als Gehalt nebst 700 £ Vergütung für die Wohnung; in Wien 7600 £, worunter 5500 £ als Gehalt und 900 £ als Vergütung für die Wohnung; in Madrid und Berlin 5800 £, worunter 5000 £ als Gehalt der Gesandten und 400 und 500 £ respective als Vergütung für ihre Wohnungen; in den Ver. Staaten 5500 £, worunter 4500 £, als Gehalt; in beiden Sicilien, Portugal und Brasilien 4000 £; in den Niederlanden, Belgien, Sardinien, Bayern und Dänemark 3600 £; in Schweden und Hannover 3000 £; in Frankfurt 2600 £; in Griechenland 2500 £; in Würtemberg, Sachsen, Toscana, der Schweiz 2000 £; in Mexico 3600 £. Die Kosten der Gesandtschaft in Persien belaufen sich auf 7670 £, worunter das Gehalt des Gesandten 5000 £. Diese letztere Ausgabe wird jedoch aus den 12000 £ bestritten, welche die ostindische Compagnie jährlich für diesen Dienst entrichtet.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 43. Sonnabend, den 28. Mai. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Einsam. — Poesie und Prosa. — Gebet ..... Seite 333
Die rückenden Tische, die pirouettirenden Frauen, die pionirenden Hüte ..... „ 334
Etwas über den Aequator. (Schluß.) ..... „ 338
Literatur:
Worte am Sarge Ludwig Tieck's gesprochen am 1. Mai 1853 von Dr. A. Sydow ..... „ 339
Das Figuren-Theater. Von Gustav Fritz ..... „ 340
Preußische Husaren-Geschichte von Julius von Wickede ..... „ 340
Miscelle ..... „ 340

Einsam.

Es rieselt eine klare Quelle,
Das Wasser fließt am stillen Ort.
Nichts unterbricht das leise Murmeln,
Es fließet ruhig fort und fort.

Des Wand'rers Fuß betritt wohl selten
Das Plätzchen, wo die Quelle rauscht,
Dem Plätschern ihres klaren Wassers
Das Ohr des Wand'rers selten lauscht.

Ach! er kommt selten nur zur Quelle,
Zu holen sich den Labetrunk,
Weil ihren Wohnsitz aufgeschlagen
Sie ohne eitlen Schmuck und Prunk.

So fließet Tage sie und Jahre,
Nichts hemmet ihren ruh'gen Lauf,
Wird auch die Quelle nicht beachtet,
Sie hört doch nicht zu fließen auf.

* * *

Der wahre Dichter muß auch dichten,
Wenn er in Einsamkeit gebannt,
Er folget seinem innern Drange,
Wenn er auch einsam und verkannt.

Poesie und Prosa.

„Wie lieb' ich dich, du himmlisch Wesen,
O! dein zu sein ist Wonne,
Ich möcht' für dich vom Himmel reißen
Mond, Sterne und die Sonne."

„Mein Freund, es wäre mir viel lieber
Ein Kleid von brüss'ler Kanten,
Und ein Collier und eine Broche,
Besetzt mit Diamanten."

Er gäb' ihr lieber Mond und Sterne,
Der Sonne göttlich Feuer,
Denn brüss'ler Spitzen und Demanten
Die sind ihm viel zu theuer.

Digitized by Google

Gelehrt.

Einst saß in froher Laune ich
In einem großen Saale,
Und labte mich fast königlich
Bei einem feinen Mahle.

Die Speisen dufteten so schön,
Es floß der Wein in Strömen,
Den Frohsinn und die Heiterkeit
Vermochte nichts zu lähmen.

Jedoch die Speisen und den Wein
Zwei Männer nicht berührten,
Es waren zwei Gelehrte, die
Gar eifrig disputirten.

Von Gott und Glauben sprachen sie,
So daß der Duft der Speisen
Aus ihrer Conversation
Sie lang' nicht konnte reißen.

Als endlich die Disputation
Sie hatten abgebrochen,
Da fanden in den Schüsseln sie
Nur noch die kahlen Knochen.

H. Danziger.

Die rückenden Tische, die pirouettirenden Frauen, die pivotirenden Hüte.

Von F. Moigno.

(Aus dem Pays.)

Da die sich im Kreislaufe drehenden, tanzenden, polkenden, laufenden und sprechenden Tische unter einem bewundernswürdig hochtrabenden Titel: „Influence de l'action vitale et de la volonté sur la matière inerte", kürzlich selbst die Schwelle des Sanctuariums der Wissenschaften überschritten haben, so können wir nicht umhin, ihnen auch die Spalten unseres Blattes zu öffnen, was wir sehr gerne thun, nur bedingen wir uns eine völlige Freiheit im Felde einer strengen, aber gewissenhaften Kritik aus, und daß es uns gestattet sey, endlich der gefangenen Wahrheit, die sich durchaus nicht länger halten lassen will, Flügel zu geben.

Vor Allem ein bescheidener Diener der Beobachtung, die allein zwanzig unserer schönsten Lebensjahre verschlungen hat, beginnen wir mit einer feierlichen Annahme der Thatsachen.

Wir geben zu, daß die Tische durch das Händeauflegen Polka und Mazurka getanzt, die Nordseite gewittert haben, und, ihr zu, wie es dem Herrn Arago geschrieben worden ist, mitten durch ein verschlossenes Fenster gefahren sind; daß sie, wie der Lyoner Courier und nach ihm die Presse ꝛc. gemeldet, auf ihnen vorgelegte Fragen Antwort gegeben haben. Wir geben zu, daß unter dem Auflegen von Händen Hüte geknackt und sich bis in die Redactionsbüreau's des Pays gedreht haben.

Wir geben zu, daß der von der Stirn eines ernsten Denkers der Pariser Premiers herniederhängende Pendel sich als eine intelligente Wetterfahne nach Willkür abwechselnd rechts und links geschwungen, und, von den Fingern des Herrn Rumans, der auf den Goldschmidtskayen wohnt, über dem Innern eines Glases gehalten, in schwingender Bewegung so oft an dessen Rand angeschlagen hat, als nöthig war, um die Stunde des Experiments anzugeben, ohne einen Schlag mehr oder weniger; daß er um 12¾ Uhr zwölf Schläge, und um 1¼ Uhr nur Einen gethan. Wir geben zu, daß die Damen in einem Salon, unter dem Vorsitze des Herrn Abbé ***, indem sie ihre Hände gleichzeitig auf dem Rücken und dem Beuftbein gehalten, sich gleich Kreiseln gedreht oder pirouettirt haben.

Wir geben mit einem Worte alle die Thatsachen zu, die uns täglich vorgeschwatzt werden, wiewohl wir nie damit haben zu Stande kommen können, sie selber zu wiederholen, oder sie von anderen, bei der nöthigen Vorsicht, jede Illusion und jeglichen Betrug unmöglich zu machen, wiederholen zu sehen. Ist aber all diese Masse von Thatsachen genügend, ein neues und außerordentliches Phänomen zu constituiren, eine wissenschaftliche Entdeckung, die in Wahrheit des Interesses und der Beachtung würdig wäre? Sind dadurch unbekannte, geheimnißvolle neue Eigenschaften des electrischen oder magnetischen Fluidums an's Licht gekommen? Haben sie einen Zipfel des Schleiers gelüftet, der uns die psychologische Welt verbirgt, und machen sie die Einwirkung des Willens und der Geister auf die Materie klar?

Nein, tausendmal nein! Es giebt, wir wiederholen es vor der ganzen Welt, die sich gegen uns verschworen hat, weder außerordentliche Thatsachen, noch eine denkwürdige Entdeckung, ein Wunder, einen unbekannten Einfluß natürlicher Agentien oder Geister; in der Wirklichkeit ist, wir werden es bis zur Evidenz beweisen, nur die sehr einfache Folge einer physiologischen Ursache, so alt wie die Welt, das leicht vorherzusehende Resultat von Muskelbewegungen vorhanden, die durch den Willen und die Einbildung hervorgebracht werden, ohne daß unsere Seele das Bewußtsein und das Gefühl des Impulses hat, welchen sie unseren Organen unter dem Einflusse einer vorgefaßten Meinung, die sie absorbirt, oder einer Hinreißung, die sie fesselt und blendet, mittheilt. Die Tische, die Hüte, die Federkissen ꝛc. drehen sich unter absonderlichen, sehr verschiedenen und sehr unsicheren Bedingungen; aber das ist die Wirkung von sehr natürlichen, nicht empfundenen, kleinen zitternden Bewegungen und unwillkürlichen Impulsen, die, wenn in demselben Sinne, einander unaufhörlich folgen, und am Ende eine Masse Kraft erzeugen, die sehr intensen magnetischen Wirkungen gleich kommt. Da haben wir das ganze Geheimniß, und dies Geheimniß ist hinreichend, nicht blos die wesentlichen Umstände der Phänomene, sondern selbst die besonderen Eigenthümlichkeiten der unzähligen Relationen zu erklären, womit die Tagesblätter angefüllt sind.

Nun zur Sache! Es giebt ein sehr einfaches Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen: man muß von dem Bekannten auf das Unbekannte, von dem Einfachen auf das Zusammengesetzte übergehen. So wollen wir denn zuvörderst die Bewegungen des intelligenten Pendels ins Auge fassen: sie haben sich schon seit lange, als wir noch nicht lebten oder eben zu leben begonnen hatten, bemerkbar gemacht; auch sind sie schon seit langer Zeit

Digitized by Google

durch den Herrn Chevreul, schon damals ein ausgezeichneter Gelehrter und gegenwärtig ein berühmter Academiker, gedeutet und erklärt worden. Als Herr Arago am vorigen Montag (9. Mai) das famose Schreiben des Herrn Käpplin über den Einfluß der Lebensagenz und selbst des bloßen Willens auf die leblose Materie mitgetheilt hatte, brauchte Herr Chevreul, um dies riesige Gerüst zusammenbrechen zu lassen, nur auf sein vortreffliches Schreiben hinzuweisen, das in der Revue des deux Mondes vom 1. Mai 1833 abgedruckt worden ist.

Diese glückliche Reminiscenz ist uns sehr zu Statten gekommen, denn wir haben in diesem Schreiben an den Herrn Ampere alle die Elemente der Discussion angetroffen, an der wir schon seit mehreren Tagen gearbeitet hatten, so daß wir zuvörderst nur den Herrn Chevreul sprechen zu lassen und dann einige Zeilen über die Anwendung der von ihm gestellten Principien hinzuzusetzen brauchen. — Es war also im Jahr 1812, wo von mehreren Personen behauptet wurde, daß ein aus einem schweren Körper und einem geschmeidigen Faden gebildeter Pendel, wenn, obwohl mit unbeweglichem Arm, mit der Hand über gewisse Körper gehalten, in eine schwingende Bewegung gerathe, und sie dem Herrn Chevreul angingen, auch seinerseits dies Experiment zu machen. Er berichtete sodann darüber:

„Der Pendel, dessen ich mich bediente, bestand aus einem eisernen Ringe an einem hänfenen Faden. Er war von jemandem angefertigt worden, der es lebhaft wünschte, daß ich mich selber von dem Phänomen überzeugen möchte, das sich zeigte, wenn er es über ein Wasser, einen Metallklumpen oder ein lebendes Geschöpf hielt, ein Phänomen, das er vor mir ausführte. Ich muß gestehen, daß es mich in Erstaunen setzte, als ich es sich wiederholen sah, wie ich selber den Faden des Pendels in die rechte Hand genommen hatte und diesen über das Quecksilber meiner pneumatischen Cuvette, über einen Ambos, über mehrere Thiere ꝛc. hielt. Ich zog aus meinen Experimenten den Schluß, daß, wenn, wie mir versichert wurde, nur eine gewisse Anzahl von Körpern befähigt wären, die Schwingungen des Pendels hervorzubringen, es möglich sey, sie zum Stehen zu bringen, wenn man andre Körper zwischen jene und den in Bewegung befindlichen Pendel stellte.

„Trotz meiner Präsumtion wunderte ich mich nicht wenig, als ich, nachdem ich mit der linken Hand eine Glasplatte und ein Stück Harz erfaßt und einen dieser Körper zwischen dem Quecksilber und dem Pendel, der sich darüber bewegte, gestellt hatte, sah, wie die Schwingungen allmählig schwächer wurden und zuletzt ganz aufhörten. Sie begannen wieder, so wie die zwischengeschobenen Körper weggenommen wurden, und hörten mit deren Wiederanstellung neuerdings auf. Diese Folge von Phänomenen wiederholte sich viele Male mit einer wahrhaft merkwürdigen Stätigkeit, gleichviel ob ich oder ein anderer den zwischengeschobenen Körper hielt.

„Je außerordentlicher diese Phänomene mir erschienen, jemehr verlangte mich darnach, mich zu überzeugen, ob sie, wie mir aufs bestimmteste versichert worden war, in keiner Beziehung zu einer Muskelbewegung des Armes ständen. Dies veranlaßte mich, den rechten Arm, womit ich den Pendel hielt, auf eine hölzerne Unterlage zu legen, die ich willkürlich von der Schulter nach der Hand und umgekehrt von der Hand nach der Schulter verrücken ließ, und da gewahrte ich bald, daß im ersteren Falle die Bewegung des Pendels in demselben Verhältniß abnahm, wie die Unterlage sich mehr der Hand zu näherte, und daß sie völlig aufhörte, wenn die Finger, welche den Faden hielten, selber gestützt waren, während in dem zweiten Falle ganz das Entgegengesetzte stattfand.

„Darnach nahm ich an, daß das Phänomen aller Wahrscheinlichkeit nach durch eine, mir unbewußte, Muskelbewegung erzeugt werde, und ich mußte auf diese Meinung um so mehr Rücksicht nehmen, als ich mich, freilich nur oberflächlich, entsann, daß ich mich in einem höchst eigenthümlichen Zustande befunden hatte, als meine Augen den Schwingungen folgten, welche der Pendel, den ich in der Hand hielt, machte.

„Ich wiederholte meine Experimente mit völlig freiem Arm, und da überzeugte ich mich, daß die eben erwähnte Erinnerung keine Illusion meines Geistes war; denn ich empfand nun sehr gut, daß sich, zur selbigen Zeit wo meine Augen den Schwingungen des Pendels folgten, in mir eine Neigung oder ein Drang zur Bewegung einstellte, dem, wie unwillkürlich derselbe mir auch zu seyn schien, um so mehr ein Genüge geschah, je größere Bogen der Pendel beschrieb; da dachte ich mir denn, daß sich ganz andere Resultate ergeben dürften, wenn ich die Experimente mit verbundenen Augen machen würde. Dem war auch wirklich so! Während der Pendel über dem Quecksilber im Schwunge war, wurde mir eine Binde über die Augen gelegt, und da nahm die Bewegung sehr bald ab; indessen wurden die Schwingungen, obwohl nur schwach, nicht wesentlich durch die Gegenwart der Körper gestört, welche sie bei meinen ersten Experimenten zu hemmen geschienen hatten.

„Endlich hielt ich den Pendel, von dem Augenblicke ab, wo er stille gestanden, noch eine Viertelstunde über Quecksilber, ohne daß derselbe wieder in Bewegung gerieth. Während dieser Zeit, und mir stets unbewußt, hatte man zu mehreren Malen die Glasplatte oder das Stück Harz zwischengeschoben oder zurückgezogen.

„Ich erkläre mir diese Phänomene folgendermaßen:

„Als ich den Pendel in der Hand hielt, brachte eine Muskelbewegung meines Armes, wiewohl ich dieselbe nicht selber empfand, ihn aus seiner Ruhe, und als die Schwingungen einmal im Gange waren, da wurden sie bald durch den Einfluß gesteiget, welchen das Gesicht ausübte, um mich in den eigenthümlichen Zustand der Neigung oder des Dranges zur Bewegung zu versetzen. Nun ist aber wohl zu bemerken, daß die Muskelbewegung, selbst wenn durch diese selbe Neigung verstärkt, dennoch so schwach ist, um sofort nicht allein unter der Herrschaft des Willens, sondern selbst durch den bloßen Gedanken, zu versuchen, ob dieses oder jenes sie auch hemmen würde, unterbrochen zu werden.

„Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen der Ausführung gewisser Bewegungen und dem Acte des darauf bezüglichen Gedankens, wenn dieser Gedanke auch noch nicht der Wille ist, der über die Muskelorgane gebietet. In diesem Stücke scheinen mir die Phänomene, die ich beschrieben habe, von einigem Interesse für die Psychologie und selbst für die Geschichte der Wissenschaften zu seyn: sie liefern den Beweis, wie leicht Illusionen für Wirklichkeiten genommen werden können, so oft wir uns mit einem Phänomen beschäftigen, bei welchem unsere Organe in etwas betheiligt sind, und dieses unter Umständen, die noch nicht hinlänglich analysirt waren.

Digitized by Google

„Wenn ich mich darauf beschränkt hätte, den Pendel über gewisse Körper schwingen zu lassen, und blos noch die Experimente zu versuchen, wo jene Schwingungen durch das Zwischenlegen von Glas, Harz ꝛc. zwischen dem Pendel und dem Körper, welche die Bewegungen hervorzubringen schienen, gehemmt wurden, so würde ich wahrlich keine Ursache mehr gehabt haben, nicht an eine Wünschelruthe und andere Dinge ähnlichen Schlages zu glauben. Nun wird man sonder Mühe einsehen, wie vollkommen ehrliche und im Uebrigen aufgeklärte Leute sich zuweilen bewogen finden, zur Erläuterung von Phänomen, die in der Wirklichkeit nicht aus der uns bekannten physischen Welt heraustreten, völlig chimairische Ideen zu Hülfe zu nehmen.

„Ich begreife demnach sehr gut, wie ein ehrlicher Mann, dessen ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegung gerichtet ist, welche eine Ruthe, die er in Händen hält, nehmen möchte, aus einer ihm unbekannten Ursache durch den geringfügigsten Umstand sich bewegen sehen kann, die zur Herbeiführung des ihn beschäftigenden Phänomens erforderliche Bewegung zu machen. Wenn solch ein Mann z. B. nach einer Quelle sucht, und ihm die Augen nicht verbunden sind, so kann der Anblick eines üppigen grünen Grases, auf dem er geht, durch die natürliche Verbindung des Gedankens einer regsamen Vegetation und des Wassers, ihm unbewußt eine Muskelbewegung veranlassen, welche die Ruthe aus ihrer Ruhe bringt.

„Die vorstehenden Thatsachen, und die Erklärung, welche ich darüber gegeben, haben mich veranlaßt, sie mit anderen zu verflechten, die wir täglich wahrnehmen können. Durch diese Verflechtung wird die Analyse von jenen zugleich einfacher und präciser, als sie es gewesen ist, während man eine Gesammtheit von Thatsachen bildet, deren allgemeine Deutung einer großen Ausdehnung fähig ist. Ehe wir aber weiter gehen, ist vor Allem zu bemerken, daß meinen Wahrnehmungen zwei Hauptumstände zum Grunde liegen, als:

„1. Denken, daß ein in der Hand gehaltener Pendel sich bewegen kann, und daß er sich bewegt, ohne daß man es sich bewußt ist, ob ihm nicht das Muskelorgan einen Impuls zu geben vermag. Das ist ein erster Umstand.

„2. Sehen, daß der Pendel zu schwingen beginnt, und daß dessen Schwingungen durch den Einfluß des Blickes auf das Muskelorgan, und stets ohne daß man davon eine Ahnung hat, ausgedehnter werden. Dies ist ein zweiter Umstand.

„Die Tendenz zur Bewegung, die der Anblick eines in Bewegung befindlichen Körpers auf uns hervorbringt, kommt mehrfältig vor, wie z. B.:

„1. Wenn die Aufmerksamkeit gänzlich auf einen fliegenden Vogel, auf einen in die Luft geworfenen Stein, auf ein fließendes Gewässer gerichtet ist, so neigt sich der Körper des Schauenden mehr oder minder entschieden der Bewegungslinie zu.

„2. Wenn jemand, der Kegel schiebt oder Billard spielt, die Kugel im Auge behält, die er in Bewegung gesetzt hat, so neigt er seinen Körper der Seite zu, wohin er möchte, daß seine Kugel liefe, als ob es noch in seiner Gewalt stände, sie dem Ziele zuzuleiten, das er ihr bestimmt hatte.

„Wenn wir auf einer schlüpfrigen Fläche gehen, so haben wir, wie jedermann weiß, nichts Eiligeres zu thun, als uns in eine entgegengesetzte Richtung von derjenigen zu werfen, zu welcher unser Körper durch einen Verlust des Gleichgewichts hingezogen wird; was aber nicht so allgemein bekannt ist, das ist der Umstand, daß sich selbst dann eine Neigung zur Bewegung kundgiebt, wenn es uns nicht möglich ist, uns in der Weise dieser Neigung zu bewegen. So bannt uns z. B. die Furcht, umzuwerfen, in der entgegengesetzten Seite derjenigen, die uns damit bedroht, im Wagen fest, und dies veranlaßt sodann Anstrengungen, die um so peinlicher sind, je größer der Schrecken und die Erregtheit ist. Ich glaube, daß bei den gewöhnlichen Fällen des Fallens ein ruhiges Ergeben in solch ein Geschick zuträglicher seyn würde, als das Bestreben, ihm auszuweichen. Daraus erkläre ich mir auch das Sprichwort: „Gott ist mit den Kindern und den Trunkenbolden."

„Das Streben zur Bewegung in einem bestimmten Sinn, das aus der Aufmerksamkeit hervorgeht, die man einem gewissen Gegenstande weiht, scheint mir die erste Ursache mehrerer Phänomene zu seyn, die gemeiniglich der Nachahmung zugeschrieben werden. So ist, wenn unsere Aufmerksamkeit durch das Gesicht und selbst das Gehör auf jemand gelenkt wird, der gähnt, die Muskelbewegung des Gähnens bei uns in der Regel eine Folge davon. Ich könnte ein Gleiches von der Mittheilung des Lachens sagen, und dies Beispiel selber giebt mehr als irgend ein anderes analoges einen Umstand an die Hand, durch den mir eine Erklärung, die ich über diese Phänomene gebe, unterstützt zu werden scheint.

„Das, anfangs schwache, Lachen kann nämlich, wenn es anhält, so heftig werden, daß es in Krampf ausartet, so wie die Schwingungen des in der Hand gehaltenen Pendels unter dem Einflusse des Gesichts stärker werden.

„Ich zweifle nicht, daß der Anblick gewisser Thaten, die geeignet sind, auf unsere gebrechliche Maschine einen kräftigen Eindruck zu machen, so wie eine durch Stimme oder Geberdung begeisterte Beschreibung dieser Thaten, oder deren Kennenlernen durch bloßes Lesen gewisse Personen zu gleichen Thaten veranlaßt, und zwar in Folge eines Strebens zur Bewegung, welches dergestalt maschinenmäßig zu einer Handlung führt, an die sie ohne einen ihrem Willen fremden Umstand nie gedacht haben würden, und worauf ihr Wille vermöge dessen, was bei den Thieren Instinct genannt werden muß, nie verfallen wäre.

„Indem ich hier die Darstellung der Thatsachen abschließe, die meines Bedünkens mit meinen Wahrnehmungen in Verbindung stehen, glaube ich eine Bemerkung machen zu müssen, die sich in dem, was ich gesagt habe, zwar schon einbegriffen befindet, die aber dennoch einem der Leser entgangen seyn könnte, nämlich, daß die Tendenz zur Bewegung, in der ich die erste Ursache einer Menge unserer Handlungen erkenne, nur dann stattfindet, wenn wir in einem gewissen Zustande sind, der ganz mit dem übereinstimmt, welchen die Magnetiseurs den Glauben nennen.

„Das Vorhandenseyn dieses Zustandes ist durch meine Experimente vollkommen erwiesen. Er hat in Wirklichkeit bei mir stattgefunden, so lange ich noch an die Möglichkeit der Bewegung des Pendels, den ich in der Hand hielt, geglaubt habe; nachdem ich hiervon aber die Ursache erkannt hatte, habe ich mich nicht wieder darin versetzen können. Daß eine und dieselbe Sache nicht immer einen gleichen Eindruck auf uns macht, rühret daher, daß unser Zustand sich nicht immer gleich ist.

„So werden wir durch das Gähnen eines Anderen nicht immer zum Gähnen veranlaßt, und das Lachen theilt sich nicht immer von dem Lacher dem Nachbarn mit. Der große Redner,

Digitized by Google

der auf die Menge, die ihn anhört, das Leidenschaftliche übertragen will, das ihn beseelt, geht nicht von vornherein auf sein Ziel los, sondern sucht sein Auditorium zuvor vorzubereiten, und geht erst dann mit seinem letzten Argumente, seinem letzten Pfeil ins Treffen, wenn er sich desselben völlig bemeistert hat. Der große Dichter, der große Schriftsteller bedienen sich stets desselben Kunstgriffes: sie bereiten ihre Leser erst auf den Eindruck vor, der ihnen zuletzt werden soll.

„Es giebt nichts Merkwürdigeres im Studium der Ursachen, welche die Handlungen des Menschen lenken, als die Bekanntschaft mit den Mitteln, welche der Verkäufer anwendet, um zuvörderst die Aufmerksamkeit des Käufers über die Eigenschaften, die er denselben annehmen lassen will, zu wecken und hernach zu fesseln; als die Bekanntschaft mit den Kunstgriffen, welche der Taschenspieler anwendet, um eine Karte wie er es will aus einem Spiel Karten ziehen zu lassen, oder um die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf eine gewisse Sache zu leiten, um sie von einer anderen abzuziehen, ein Manöver, ohne welches es ihm nicht gelingen würde, die Ueberraschung hervorzubringen, worauf es bei seiner Kunst hauptsächlich abgesehen ist. Aus diesen Daten ergiebt sich, daß die verschiedensten Gewerbe sich völlig analoger, wenn auch höchst verschiedener Mittel bedienen, um zu einem und demselben Zweck zu gelangen, dem nämlich, zuvörderst jemandes Aufmerksamkeit zu fesseln, um hinterher eine beabsichtigte Wirkung auf ihn hervorzubringen.

„Ich glaube, daß meine Bemerkungen Bezug auf die Eigenschaften der Thiere haben, und daß gewisse ihrer Handlungen, die dem Instinkt zugeschrieben werden, in die Classe derjenigen fallen, von welchen ich gesprochen habe. Es würde mir insbesondere interessant erscheinen, in dieser Beziehung bei den Thieren, die Heerdenweis beisammen leben, den Einfluß zu studiren, welche die bedeutenderen über die unbedeutenderen ausüben.

„Werfen die von mir angeführten Thatsachen endlich nicht auch einiges Licht auf die Ursache der Bezauberung, die ein Thier auf das andere ausübt?"

Diese, so verständige und so wahrhafte, Besprechung wird die oberflächlichen und eingenommenen Geister langweilen und empören; sie werden dieselbe selbst mitleidig belächeln. Für diese haben wir aber auch nicht geschrieben, und es fällt uns gar nicht ein, sie bekehren zu wollen. Den ernsten Geistern aber, oder welchen um Aufklärung zu thun ist, wird Alles klar geworden, zu seinem ordentlichen Gange zurückgekehrt sein; für sie wird keine Verblendung mehr möglich sein.

Wir bedauern von Grund der Seele die armen Intelligenten, welche, in diesem eigenthümlichen Zustande, in dieser unwillkürlichen Neigung oder Tendenz zur Bewegung, schwach genug, um nicht allein unter der Herrschaft des Willens, sondern unter dem Einfluß des bloßen Gedankens stehen zu bleiben, daß sie nichts weiter als eine Täuschung sei, stark genug, um sich dermaßen zu steigern, daß sie allmählig mächtiger werden kann, wenn man sich in einem gewissen Zustande der Befangenheit oder des Glaubens befindet; so wie in den wohl constatirten Thatsachen von Impulsionen, welche die Muskelorgane unwissentlich einer Einmischung des Gedankens oder des Willens gegeben haben; bei Schwingungen, die durch den bloßen Einfluß des Gesichts, unter den wirklichen, aber nicht wahrgenommenen Mitwirkungen des Gedankens oder des Willens stärker geworden sind; unter dem noch außerordentlicheren Umstand einer absoluten Unbeweglichkeit, die einer außerordentlichen Beweglichkeit, einer unwiderstehlichen schwingenden Bewegung gefolgt ist, so wie die Illusion sich zerstreut hatte, das Außergewöhnliche verschwunden, das Geheimnißvolle enthüllt, kurz der Glaube vollkommen unmöglich geworden war, ꝛc., nicht eine vollständige Aufklärung merkwürdiger, sondern lächerlicher Phänomen finden würden, als: rückende Tische, pirouettirende Damen, walzende Hüte, redende Pendulen, ꝛc., und die uns alten Füchsen noch mit Magnetismus, Electricität, Sympathie zwischen Materie und Geist, Handlung des Willens, ꝛc. kommen wollten!

Wie! in die Stelle von sechs oder acht Individuen, welche sich was auf die Strömungen eines magnetischen Fluidums einbilden, die in ihren Adern fließen, Strömungen, die indeß gegenwärtig unmächtig sind, könnten wir sechs oder acht Bunsen'sche Säulen, jede von hundert Elementen, aufstellen, die solche Ströme von Electricität ausstoßen würden, daß sie ein Linienschiff mit all seinen Kanonen und seiner Bemannung heben, die unschmelzbarsten Sachen schmelzen, die härtesten Metalle verbrennen könnten, welch letzteres Loos auch das Schicksal eines ihnen ausgesetzten Tisches sein würde, aber gedrehet würde er dadurch nicht werden. Und man läßt es sich beigehen, uns von galvanischer Strömung vorzuschwatzen!

Wie! wenn sie, bedachtsam und ernst geworden, die magnetische Kette gebildet haben, und wir zwischen ihren magnetischen Strömungen die kleinen Nadeln unsrer Galvanometer, oder die kleinen Kugeln unsrer Electroskopen einschieben würden, diese Nadeln, diese Kugeln, die so leicht zu bewegen sind, daß der leiseste Hauch sie fortreibt, da würde die Strömung unsrer sechs oder acht Patrone, die den Redactionstisch pirouettiren machten, als ob es ein Kreisel gewesen wäre, sie nur mit Mühe vom Fleck bringen. Und dabei wagen sie es, von electrischen Strömungen zu sprechen! Nein, das ist in der That zu arg!

Kurz gesagt, es handelt sich bei den eigenthümlichen Phänomenen, welche so viele Köpfe verdreht haben, weder um Electricität, noch um Magnetismus, Wissenschaft, Sympathien zwischen Geist und Materie, Einfluß der Lebensagenz und des Willens, aber um einen aus der Einbildung, der Illusion, der Voreingenommenheit des Geistes hervorgegangenen robusten Glauben; ja um eine durch den magnetischen Glauben erzeugte Disposition und Tendenz zur Bewegung; um den Eindruck, welchen die Muskelorgane hervorgebracht haben, ohne daß man sich dessen bewußt ist, oder sich darüber Rechenschaft giebt. Da haben wir die Wahrheit, die pure Wahrheit, nichts als Wahrheit, und damit sie in all ihrem Glanze leuchte, richten wir folgende feierliche Aufforderung an alle, dem Drehwesen das Wort redende, Mediziner und Derwische der ganzen Welt, worauf sie aber sicherlich nicht eingehen werden, obwohl sie uns von einem ihrer ehrenwerthesten Confratres an die Hand gegeben worden ist:

1. Sie sollen den Hut, der unter der Wirkung ihrer magnetischen Finger sich so wacker drehte, auf einen Tisch legen, über welchem eine Decke vom selben Stoffe, wie der Ueberzug des Hutes, ausgespreitet und mit Nägeln festgemacht worden ist. Darnach mögen sie eine Kette von 6, 8, 10 oder 30 Personen um den Tisch her bilden, so daß ihr Hut eben so viel Fluidum bekömmt, wie bei ihren ersten Versuchen, und wenn er sich dann zu drehen beginnt, so wollen wir nach Rom wandern, um es dort bekannt zu machen.

Digitized by Google

2. Wir werden denselben Tisch, der unter ihrem magischen Einfluß die Polka und die Mazurka getanzt, und gesprochen hat, mit kleinen sphärischen Hölzern von derselben Holzgattung versehen, die ihn nur auf einem Punkt berühren, und sehr beweglich um eine horizontale Achse laufen. Darnach mögen sie ihre Kette bilden, nur werden ihre Finger statt directe auf dem Tische, auf den Kugeln ruhen, und wenn der Tisch sich alsdann drehet, so wollen wir ebenfalls nach Rom gehen, um dort davon Meldung zu machen, zuvor aber unsre Feder zu allen Teufeln und unsre Zunge den Hunden vorwerfen, um nicht in die Nothwendigkeit zu gerathen, mündlich oder schriftlich auf Zauberei zu klagen, auf einen Scheiterhaufen anzutragen!

Etwas über den Aequator.

(Beschluß)

Es war ein Kampf der höchsten Kraftaufwendung und Entfaltung. Nicht mit Unrecht wurden Mahlzeiten, Gastmahle von dreihundert Gedecken veranstaltet, wo die nahrhaftesten Speisen zu den belebendsten Weinen gefügt waren; begeisternde, tröstende und erhebende Männerküsse mit Schnurrbart auf Backenbärte gedrückt, Handdrücke, fähig Glieder zu verrenken, und humoristische Späße einiger Professoren, einem Commentar nicht ganz unzugänglich, erregten das Staunen reisender Ausländer. Ein Commentar ist eine Schneckentreppe, die um das Wittw rt angebracht wird, wie um das Gerippe einer Seeschlange, und auf deren Gipfel man zum endlichen unbefangenen Genusse des Witzwortes gelangt. Späße über den Fall des Kreuzes auf der Dresdner Brücke, oder über die hohen Jahre des Papstes bedürfen solcher Schneckentreppen, die mancher beschränkt — eigensinnig Andersdenkende zu besteigen verweigert.

Ein Zwischenfall ereignete sich durch Berichterstattung der Commission über Vereinfachung des menschlichen Körpers, von Geistlichen hin und wieder noch sterbliche Hülle genannt. Wir wissen, daß von einer Sichtung und Ausscheidung aller durch spätere Zeiten hinzugefügten Theile die Rede war. Man wollte nicht glauben, daß der Mensch, als eine göttliche Geburt in für immer vollendeter Gestalt geschaffen werde. Man wollte einen Fortschritt, eine Fortbildung; denn es könne unmöglich etwas sichtbares oder unsichtbares für alle Zeiten gelten, sondern das jedesmalige Bewußtsein einer Periode von 10—25 höchstens 50 Jahren müsse der Welt und Schöpfung neue Bestimmungen geben.

Die Commission war sehr getheilt gewesen, ihr Gutachten ging zuletzt darauf hinaus, den linken Arm als Zugabe späterer Zeiten, zu verwerfen. Umsonst hatte im Schooße der Commission selbst ein Gelehrter mit unsäglichem Fleiße aus jedem Jahrhundert eine Menge unentbehrlicher linker Arme nachgewiesen, er hatte als Beweisstück der Verzweiflung zuletzt die Ehe linker Hand in's Feuer geführt; allein zu seiner eigneu Widerlegung und Niederlage. „Was haben wir gehört, rief ein Gegenredner höchst liederlichen Wandels, braucht es mehr als dieses Argument eines gelehrten, unwissenden, verrückten, schamlosen Freundes, um uns zu überzeugen, das der linke Arm eine Erfindung ausschweifender Fürsten? Hinweg mit ihm, dem Sittenverderber!" Wie, stotterte ein empfindsamer Finanzmann, wie soll man dann künftig die Geliebte kräftig an das hochschlagende Herz pressen? „Ein tüchtiger rechter Arm, der nie schwächlichen Rheumatismus kannte, genügt zum Pressen", rief eine Baßstimme!

„Ich erstaune, schloß ein für die menschliche Hülle conservativer Redner, in einer Versammlung, wo jedermann, wie besessen, mit beiden Armen ficht, den einen dieser Arme verdammen zu hören!" „Die englischen Redner, rief man ihm zu, erheben kaum den rechten Arm! Eifern wir ihnen nach!" Soll denu aber nun ein Blutbad an den längst — und an den Neugeborenen verübt werden? Wie will man die gütige Natur gewöhnen, keine linken Arme mehr zu schaffen? „Mit nichten, war die Antwort — es ist hier nur um das Princip zu thun, nicht um die Anwendung!" So steige ich, sprach ein ergrauter Redner, muthiger auf die Rednerbühne, um die von einigen verblendeten, beschränkten, aber edlen Männern angegriffene Milz zu vertheidigen. Er sprach drei Stunden über die Milz.

Mit weit mehr Glück sprach ein anderer über den Vater Magen. „Wozu, schloß er, wozu Gastmahle von einigen hundert Gedecken, wo der Irrthum unter den Tisch getrunken wird, wenn der Magen nicht erhalten werden soll?" Der Beifall war so lärment, störend, daß er seiner eignen Rede nicht recht froh werden konnte.

Das Princip: „der menschliche Körper enthält viel Ueberflüssiges, Veraltetes", ging triumphirend durch die zweite Kammer, nachdem es zwölf Sitzungen beschäftigt und zweihundert Folioseiten erfüllt hatte. Der Sieg wurde durch ein Gastmahl von — ich lüge nicht — fünfhundert Gedecken gefeiert, wo Wahrheit und Gerechtigkeit in ihrem vollsten Glanze erschienen. Der Kaffe wurde in einem schönen Thale — die Wiege der Nation benannt — eingenommen, des Abends ging man in Brudereintracht in's Theater, wo Jeder auf einen frischen Lorbeerkranz zu sitzen kam. Wie verstohlen und weit zerstreut speisten an diesem Tage die Gegner der öffentlichen Meinung, wo gab es für sie einen Fackelzug und ein erhebendes Bewußtsein?

Die Aequatorfrage schien die allgemeine Ungeduld und Neugier necken zu wollen. „Sie kommt, sie kommt", hieß es täglich. Man eilte in die Galerien, um — den allgemeinen Schrei der Gutgesinnten nach Guano zu vernehmen. Es war im sechsten Monate des Landtags, wo der Redner A. die Rednerbühne bestieg. Seine anfänglich gedämpfte Stimme erhob sich nach und nach zum Brüllen des persönlich gekränkten Elephanten — man meinte des beleidigten Vaterlandes Stimme selbst zu vernehmen, dessen Lungen freilich selbst denen einer Elephantenheerde überlegen sein müssen.

„Soll, rief er, in unsern heiligen Räumen wiederum die Rede von Himmels- und Erdkunde sein? Umsonst nennet ihr sie: Astronomie und Geographie, der richtige Instinkt des Volkes nennt sie: Heuchelei und stößt den Himmels- und Erdäquator zurück. Jeder Aequator ist eine Linie, die durch die friedliche, von Tugenden wimmelnde Wohnung des Bürgers schleicht, durch die Arbeitsstube des Volksvertreters tückisch kriecht, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Gatten und Freunden sich jesuitisch schlängelt, vom verabscheuten Fremdling kommt und zu demselben sich auch hinringelt. Trauet ihr nicht! Offen will man nicht mit ihr hervortreten — sie ist heimlich abgesteckt worden — sie zerreißt unsern heiligen Boden."

Digitized by Google

Unaussprechlich wirkte dieser Eingang. Zehn Redner verlangten das Wort gegen den Aequator, nur einer zu seinen Gunsten. Man vernahm wildes Geschrei von den Straßen. Des Präsidenten Glocke tönte wie in einem luftleeren Raum. Als der einzige Redner des Ministeriums nach gänzlicher Erschöpfung seiner gelehrten Vorgänger zum Worte gelangte, rief er aus:

„Gerechter Himmel, meine Herren! was Sie für den Aequator erklären, ist nur der vorläufige Abreiß einer Eisenbahn, die Sie vor einem Jahre als einziges Rettungsmittel des Staates verlangten. Wie soll der Aequator durch unser Land gezogen werden, wir sind ja — Grade unter ihm!"

Die Redner gegen den Aequator saßen, wie auf einen Zauberschlag, als sollten sie sich erst nach Jahrhunderten wieder erheben. Ein Mitglied der Opposition, welches noch nicht gesprochen hatte, sprang aber auf die Tribune:

„Dieses sind die entsetzlichen Folgen einer beschränkten Oeffentlichkeit; so geschah es einst, daß Bonn mit Bologna verwechselt wurde, so wurde selbst unter uns, dem aufgeklärtesten Volke des Weltalls, der Aequator mit dem Abreiß einer Eisenbahn verwechselt. Die Schuld der Minister ist auch dieses —"

„Nicht unsere Schuld, rief ein Minister, die Amtsblätter haben täglich diese Eisenbahn besprochen. Warum vergessen Sie so schnell, was Sie selbst mit lautestem Geschrei gefordert und längst bewilligt haben?"

„Amtsblätter, rief die Opposition, wer mag aus so trüber Quelle schöpfen?"

„Schöpfen Sie nur zuweilen aus den Schulbüchern, entgegnete ein Minister, sie sind in diesen Anfangsgründen eine unverdächtige Quelle."

„Wollen Sie die Volksvertreter auf die Schulbücher hin verweisen, denen man, zum Verderben der Jugend, einen viel zu hohen Werth beilegt, rief ein Redner; genug — ich erkläre Ihnen, daß die Nation den Aequator zurückstößt; er hat keine Wurzeln in ihr." —

Hier verließ die Opposition feierlichen Schrittes den Ständesaal.

Am Abend wurde der Fürst im Theater mit dem Geschrei empfangen:

„Nieder mit dem Aequator!"

Nachtrag. In Glaubenssachen hatte sich, nach mancherlei Sitzungen mittelst einer Commission, der herrliche Kern einer neuen Religion, nämlich der Religion von Unberufenen herausgeschält, wodurch das veraltete: Gott sei's gedankt aus dem Munde denkender Menschen verbannt wurde. Diese Religion enthielt Ströme des kräftigsten Lebens, sie verhieß noch weit mehr, als jene zwischen zwei genialen Damen besprochene Schwebereligion. Die ungeduldigen Anfragen nach ihrer Vollendung waren zahllos, doch immer war die Antwort: das Zeitbewußtsein sei mit der neuen unberufenen Religion noch nicht fertig, man arbeite aber Tag und Nacht daran, und hoffe bald etwas recht Tüchtiges, Vorläufiges zu liefern.*)

Euphrosyne.

---

*) Aus: Ostara. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. Verl. u. redig. v. O. von Wilcke. Näheres über diese neue Zeitschrift s. m. Nr. 33.

Worte am Sarge Ludwig Tieck's gesprochen am 1. Mai 1853 von Dr. A. Sydow, Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin. Auf Verlangen zum Druck übergeben. Berlin, 1853. Verlag von Friedr. Schulze's Buchhandlung. 14 Seiten. 8.

Es sind dies herzliche, geistreiche, aber auch erhebende und tröstende Worte, die, am Sarge Tieck's gesprochen, Alle, welche ihm näher standen, doch auch die Vielen, die seiner, der unter den einzelnen wenigen Helden genannt werden muß, die, wie Friedrich v. Schlegel sagt, in dem bunten, scheinbar regellosen Gewühl der menschlichen Dinge, die großen Schlachten des Geistes schlagen und gewinnen (S. 7.), in Verehrung gedenken, zum Dank gegen den würdigen Geistlichen, der mit ihnen das Andenken des Dahingeschiedenen feierte, verpflichten. —

„Er ist," heißt es unter Andern, „ein deutscher Mann gewesen und hat in seinen Bestrebungen deutschem Sinn und Geist Treue gehalten; sowohl darin, daß er, was einst im Geist des Volkes, was in guten und hohen Vätern Eigenthümliches, Gesundes, Herrliches gelebt, der dankbaren Pietät der Enkel wiedergegeben, als auch darin, daß er mit seltener Kunst fremdes Große uns nahe gebracht; nicht bloß jenen unvergleichlichen Genius des stammverwandten Volkes, auch aus dem Romanischen Geiste Zartes und Treffliches, woran die heimische Kraft sich bereichere, erstärke und zu eigenem neuen Leben erwache."

Ferner:

„In wie mannigfacher Gestalt sah er auf dem Posten, auf den die Vorsehung ihn gestellt, den Feind deutschen Wesens, deutscher Tiefe, deutscher Innigkeit, seinen Feind, sich gegenüber! . . . . . Aber wie ihm auch der Feind entgegengetreten und wie er ihn auch bestritten, es sei im strengsten Ernste wissenschaftlicher Kritik, es sei in der unerschöpflichen, kindlichen, taumelnden Heiterkeit eines Humors, der auch in seiner ausgelassensten Bewegung niemals die edle, legitime Abkunft von der Idee verläugnet, er hat ihn immer mit tödtlichem Streiche getroffen!"

„Welch' eine reiche Welt der Anschauung entfaltet er in seinen Lebensbildern vor unsern erstaunten Augen, wie umfaßt Menschheit und Natur, wie dringt in die innere Seele der Erscheinungen sein Blick! Mit sicherem Geist durchmißt er die Räume des Gemüths; die Mächte alle, die in demselben weltgestaltend wohnen, die Zustände alle, die von den innerlichsten religiösen Entzückungen bis zu der ungebundensten Lust des sinnlichen Daseins, der Kindersinn und fromme Feierde und die wilde, ungebrochene, unversöhnte Leidenschaft, das wundersam verschlungene Gewebe des Weltlaufs mit der verworrenen Fülle seiner Zufälligkeiten wie mit seinen ewigen inneren Gesetzen — es ist alles seinem Geiste gelichtet, es muß sich stellen dem bildenden Rufe seines Genius, und wo dieser uns mit keckem Muth, ja vielleicht zuweilen mit Uebermuth bis an die äußersten Grenzen des Sittlichen und Zulässigen hinführet, da ist es immer noch der Geist der Form, der Alles bindend hält, daß Nichts sich aus dem Umkreise des Menschlichen, der Theilnahme und Beachtung Würdigen verliere!"

Und über Ludwig Tieck's Christenthum:

„ . . . . . In der fertigen Formel, die man abfragen könnte, in der Satzung, die als fremdartiger Maßstab äußerlich

Digitized by Google

angelegt würde, hat der freie, lebenreiche Geist es nicht getragen; aber wir wissen, daß weder aus dem Judenthum noch aus dem Heidenthum die Romantik entspeist. Was er von Lessing gesagt hat, daß Keiner kräftiger und würdiger die Skeptik verkündigt, aber nie habe er das Fundament verlassen, daß gilt nach dem Inhalt verteuter Aeußerungen auch von ihm. Das tiefe Gefühl, was in sich selber ein Heiliges ist, daß der Geist, wohin er sich mit seiner Thätigkeit richte, nur Leben und Wahrheit habe in der andachtvollen Beziehung des ganzen Daseins zum Unendlichen, ist ihm der Quell seiner Begeisterung geworden, und der versteht Tieck's Genius nicht, der es verkennt, daß er seine letzte und höchste Weihe aus jener überschwänglichen Berührung schöpfte." H.

Das Figuren-Theater. Eine Sammlung von kleinen Theater-Vorstellungen für Kinder, leicht faßlich und mit Figuren darstellbar. Von Gustav Fritz. 1. u. 2. Bändchen. 2. Auflage. 6. 7. 8. Bändchen. Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1853. 8.

Die zweite Auflage, welche die beiden ersten Bändchen erlebt haben, beweist, daß das Unternehmen, den Kindern auf ihren Theatern darstellbare kleine Stücke zu liefern, Anklang gefunden hat. (Die uns nicht zugekommenen 3 Bändchen sind vermuthlich vergriffen.) Die Auswahl ist groß genug: Geisterpossen, Ritter- und Feenspiele, Märchen, Schauspiele, Possen, Trauerspiele u. s. w. bieten den jungen Theaterdirectoren ein reichhaltiges Repertoire dar; die Schauspieler sind auch immer zur Hand, durch Heiserkeit oder sonstige Unpäßlichkeit stören sie nicht, höchstens ist einer einmal etwas verbogen oder defect, und kann dann glücklicherweise leicht wieder gerade und ganz gemacht werden! Die papierene Garderobe ist nicht kostbar und verblichenen Königsmänteln und sonstigen Prachtgewändern kann mit einem bescheidenen Theil Farbe schnell ihr alter Glanz wieder zurückgegeben werden, u. s. w.

Man muß es selbst sich noch in der Erinnerung vergegenwärtigen können, wie, wenn Decorationen gemalt, die Künstler gekleidet, die kleinen Lichter bereit waren, nur zu oft die Hauptsache fehlte: die Worte, das Stück. Der Frau Gräfin de Genlis Theater, des wackern Weiße kleine Kinder-Schauspiele wollten nicht recht genügen; aus der Zauberflöte oder gar Wallensteins Lager ꝛc. konnten höchstens Fragmente in Scene gesetzt werden; die jetzige junge Generation hat es wenigstens darin besser als wir; das dankt sie Herrn Gustav Fritz und seinem thätigen Verleger Herrn Kern; also doch etwas gutes Neue, wenn auch nur auf dem Gebiete der dramatischen Figuren-Theater-Literatur! — Bei der Lektüre einiger dieser kleinen Piecen möchte man fast auf den Gedanken gerathen, Herr Gustav Fritz sei ein Schalk, der das Erhabene in den Staub zu ziehen, oder zu parodiren Lust verspürt habe.

Wir würden dem Schöpfer dieser Dramen unverantwortlich schmeicheln, wenn wir nun zum Schlusse seine Productionen unbedingt lobten; viele sind allerdings dem Stoffe und der Form nach untadelhaft; einige jedoch wären künftig besser mit andern zu vertauschen; auch dürfte hin und wieder der Diction etwas nachzuhelfen sein. H.

Preußische Husaren-Geschichte von Julius von Wickede. Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig. 1853. 274 Seiten. 8.

Das Interesse an diesen Kriegsgeschichten wird dadurch erhöht, daß in dem Buche Vergangenheit und Gegenwart gewissermaßen in Beziehung zu einander gebracht sind.

Der Schauplatz ist Jütland in neuester Zeit. An die Schilderung des Feldlebens preußischer Husaren und Füsiliere werden Husaren-Geschichten aus den Jahren 1806, 7 und 9 geknüpft, die ein alter Husaren-Unteroffizier Erdmann den Kameraden in seiner eigenthümlichen Weise erzählt, um sie zu erheitern, die Beschwerden des Dienstes, die den jungen Soldaten nicht recht behagen wollen, vergessen zu lassen und — was er nie hinzuzufügen vergißt — sie zu belehren.

Daß hier Scenen aus dem großen Kriegsdrama der erwähnten Jahre in dem Gedächtnisse des alten, durch und durch königlich-preußischen Veteranen aufleben, von denen man nicht gerne spricht und die auch ihn schmerzhaft berühren, z. B. die leichtsinnige, wenn nicht verrätherische Uebergabe von Festungen u. dgl., bedarf wol kaum bemerkt zu werden, eben so wenig, daß Schill in den Geschichten eine bedeutende Rolle spielt, er und Feldmarschall von Blücher Excellenz seine Haupthelden sind, Colberg und Nitteibeck nicht vergessen werden, der preußische Husar ihm die Krone des Heers ist und die königlichen Herrscher des Preußenlandes nie genannt werden, ohne daß der Erzähler respectvoll „salutirt".

Einige Wiederholungen, die freilich mit der Einförmigkeit der Hin- und Herzüge zu entschuldigen sind, abgerechnet, ist die Darstellung des Verfassers belebt genug. Das Buch wird auch Nicht-Husaren eine angenehme Unterhaltung gewähren und verdient es in jedem Falle den Vorzug vor so manchen französischen faden oder verderblichen Romanen, mit welchen die allzeitfertigen Uebersetzer die Leihbibliotheken versorgen.

Papier und Druck sind sehr gut. H.

Miscelle.

Wie das Chronicle berichtet, will einer seiner Correspondenten ein verbessertes Wege- und Locomotiv-System erfunden haben, vermittelst dessen Posten und Passagiere mit vollkommener Sicherheit 100 (englische) Meilen weit in einer Stunde befördert werden können.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 44. Mittwoch, den 1. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Geburtsort des Minnesängers Conrad von Würzburg .. Seite 341
Aus des Landammann's Aegidius Tschudi die Jahre 1001—1470 umfassenden Schweizer-Chronik ..... „ 342
Literatur:
Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen ..... „ 345
Der Patrizierspiegel. Von Jeremias Gotthelf je..... „ 347
Aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen von Uffo Horn. „ 348

Der Geburtsort des Minnesängers Conrad von Würzburg.

Es mag zwecklos sein für eine an sich gleichgültige Thatsache zu kämpfen, aber es ist mehr als zwecklos, es ist im hohen Grade verwerflich mit kühnen Vermuthungen eine durch Jahrhunderte fest gestandene geschichtliche Ueberlieferung umstürzen zu wollen. Wir sind keineswegs geneigt, die Geschichte als unantastbare Gottheit hinzustellen, sind aber doch der Ueberzeugung, daß man nur mit wirklicher innerer Berechtigung und nicht nach Willkür ihre Gewande verändern dürfe. Wenn irgend ein Stümper Machtsprüche in die Welt hinausposaunt, so wird ein vernünftiger Mann derlei Orakel höchstens belächeln, wenn aber Schriftsteller von gediegenen Kenntnissen und anerkanntem Rufe sich solcher Fahrlässigkeit schuldig machen, dann erfordert es die Sache der Wahrheit gegen jede unnütze ungerechtfertigte Geschichtsverwirrung anzukämpfen. Es galt seither als unbestrittene Ueberlieferung, Conrad von Würzburg sei ein Würzburger gewesen, nun stellt aber Prof. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum sowie in seiner Geschichte der deutschen Literatur die neue Behauptung auf, Conrad von Würzburg sei nicht von Würzburg sondern von Basel und begründet diese Behauptung dadurch, daß Conrad in Basel gestorben sei und daß sich in dieser Stadt ein Haus Wirzburg befinde. Professor J. Denzinger hat nun zwar im neuesten Hefte des Archivs des historischen Vereines von Unterfranken die Unhaltbarkeit dieser Annahme gründlich und bündig dargelegt; da aber diese Zeitschrift natürlicherweise keinen ausgedehnten Leserkreis besitzt, so halten wir eine wiederholte Beleuchtung dieser Angelegenheit nicht für überflüssig.

Daß Conrad von Würzburg in Basel gestorben und begraben sei, ist möglich, obgleich Wilhelm Grimm mit triftigen Gründen die gegnerische Meinung vertheidigt, nach welcher Conrad seine letzte Ruhestätte in Freiburg gefunden, wenn man aber folgern will, Basel müsse des Sängers Geburtsstadt sein, weil er daselbst gestorben, so ist dies ebenso lächerlich, als wenn die Holländer behaupten wollten, der Rhein entspringe in Holland, weil er da sich in's Meer ergießt. Als ob nicht ein weiter Weg wäre von der Wiege des Säuglings bis zum Sarge des Greises.

An dem zweiten Grunde: „Conrad war ein Baseler und Wirzburg der Name des Hauses, das er bewohnte" (Literaturgeschichte S. 110) wundert uns nichts als die unerklärliche Bescheidenheit Wackernagels, die ihm nicht gestattete, sogleich auch Gottfried von Straßburg für einen geborenen Baseler zu erklären, obgleich in der Nähe des Hauses Wirzburg sich auch noch ein Haus Straßburg befindet. Durch Zusammenstellung einzelner Urkunden beweist Wackernagel allerdings daß Conrad von Würzburg in der Spiegelgasse zu Basel ein Haus besaß und daß sich in derselben Straße ein Haus Würzburg befand, keine Urkunde aber liefert den Beweis, daß Conrad wirklich dieses Haus besessen. Setzen wir jedoch den Fall, dies Alles verhalte sich nach der Annahme Wackernagels, so läßt sich doch mit mehr Wahrsch-

Digitized by Google

die Folgerung ziehen, daß das Haus Wirzeburg nach dem Minnesänger und nicht der Minnesänger nach seinem Haus genannt wurde, um so mehr als unseres Wissens keine Urkunde vorhanden ist, in der dargethan wird, daß vor 1287, dem Todesjahre des Conrad von Würzburg, dieses Haus schon Haus Wirzeburg genannt worden sei. Es mag für eine Schweizer Dorfgeschichte stoffgerecht sein, daß der berühmte Sänger an die Schalle des Heimathbodens gebunden von seiner Geburt bis zu seinem Tode als wackerer Familienvater an der Seite einer ehr- und tugendsamen Hausfrawen in Basel gewirthschaftet habe, sich nur hin und wieder Ausflüge zu Schriftstellerversammlungen erlaubend um bald möglich wieder in die Arme der Herzallerliebsten zurückzukehren, aber ein so langweiliges Pantoffelleben hat kein deutscher Minnesänger geführt, sondern frisch und frei die Welt durchwandernd haben sie sich niedergelassen wo Minne der Frauen und Gunst der Männer den fahrenden Sänger erquickten. So mag es auch mit Conrad von Würzburg gegangen sein, der, seiner Heimath den Rücken kehrend, in der Ferne die Anerkennung fand, die das Vaterland ihm hätte zollen sollen. Es sind zwar auch in Würzburg keine besondere Urkunden über die Abstammung des Minnesängers vorhanden, obwohl in dieser Stadt ein altes bis zur Gegenwart herauf reichendes Adelsgeschlecht der Freiherren von Würzburg blüht, und sich überdies da noch zwei Häuser „Zum langen Conrad" und „Zum guten Conrad" vorfinden, die erweislich schon vor dem Tode des Minnesängers diese Namen hatten.

Die gewichtigsten Gründe die Herr Prof. Denzinger gegen den Wackernagel'schen Machtspruch vorbringt, sind folgende: 1) Conrad von Würzburg nennt sich immer Conrad von Würz- oder Von Würzburg ich Conrad, aber nirgend Conrad von Basel. Die anderen Minnesänger, die ihn erwähnen, nennen ihn ebenso wie z. B. Hugo von Trimberg im Renner, wo er sagt:

Wer meister Conrelt hat gesern
Von Wirtzburg aber sin gedichte.

Selbst da, wo verschiedene Minnesänger unter Namhaftmachung ihres Vaterlandes aufgeführt werden, wie es in Wagenseils Buch von der Meistersänger Holdseliger Kunst geschieht, wo es bei Aufzählung der zwölf Hauptmeistersänger, von denen einer von Böhmen, einer von der Rhön, ein anderer von Mainz und wieder ein anderer von Zwickau ist, heißt:

Der zehnte auch von Würzburg war,
Hieße Conrad, geiger haldselig,
Diese Kunst lag ihn ungefällig.

2) Am Ende der, in der Universitätsbibliothek in München befindlichen Würzburger Handschrift der „guldin smithe", steht die roth geschriebene Schlußschrift

Hie get uz die guldin smitte, die meist' Cunrad geborn von Wirzeb'g tichte: und ist zu Feiburg i peisgev' begraben.

Nach der Versicherung des Dr. A. Ruland ist diese Schlußschrift von derselben Hand geschrieben, die das Gedicht geschrieben hat. Diese Handschrift stammt nach allgemeiner Annahme von dem bekannten Gelehrten Michael de Leone, der 68 Jahre nach Conrad starb und also möglicherweise schon geboren war, als Conrad noch lebte. Jedenfalls war Michael de Leone eher in der Lage, etwas genauer über den Geburtsort Conrads zu erfahren als Herr Wackernagel, und selbst der mögliche Irrthum in Angabe des Sterbeortes beeinträchtigt die Glaubwürdigkeit seiner ersten Behauptung nicht im geringsten, denn wenn sogar in unserem Zeitalter den Zeitungsnachrichten nach solche Irrungen vorfallen, um wie viel mehr sind sie einer Zeit zu entschuldigen die fernere Ereignisse nur vom Hörensagen kannte, obgleich man damals recht gut wissen mußte was in nächster Nähe geschehen war: 3) In der bekannten Schnurre Conrads „des alten Weibes Licht" ist die Oertlichkeit in Würzburg so genau und getreu geschildert, wie ein Fremder sie nicht wohl hätte schildern können. 4) Die fränkische Abkunft Conrads von Würzburg könnte man wohl auch durch eine sprachliche Untersuchung seiner Gedichte erhärten. Herr v. d. Hagen, ein Schriftsteller, der in diesem Fache gewiß Vertrauen verdient, sagt darüber: Seine Sprache hat manches Eigenthümliche, etwa auch heimisch-ostfränkisches (Minne-Sänger IV. Th. S. 729).

Diese Gründe Denzingers sind wohl gewichtig genug um die haltlosen Vermuthungen Wackernagels empor zu schnellen. Es mag gleichgültig sein, wo Conrad von Würzburg geboren wurde, denn er hat für Deutschland gelebt und gewirkt, und dem ganzen Vaterlande hat er seinen Ruhm als Erbtheil hinterlassen; in seinen Geisteswerken zeigt er sich als ächter Sohn der deutschen Mutter und sein Geburtsort ist nur eine Zufälligkeit, aber eben deshalb ist es um so tadelnswerther, daß Wackernagel den geraden Weg der geschichtlichen Ueberlieferung verläßt um auf dem uferlosen Meere der Vermuthungen neue und nutzlose Entdeckungen aufzusuchen. So lange er nicht überzeugendere Beweise von der Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung beingt, nennen wir mit vollstem Rechte Conrad von Würzburg einen Sohn jener Stadt, von der er in einem seiner Gedichte sagt:

„Ein stat lit in Frankenlant,
Wirzeburg ist sie genannt,
Mit richer kunst erbuwen wol,
Eres und guotes ist sie vol."

F. J. Feerhalz.

Aus des Landammann's Aegidius Tschudi die Jahre 1001—1470 umfassenden Schweizer-Chronik. [1])

1.

„Anno Domini 1074 ließ Pabst Gregorius 7. ein Gebott an alle Geistliche in alle Land ußgan, daß sie sich söttind oller Wibreen üssern [2]) und die Ewibre (wann dero Zit vil vereelicht

[1]) Wir haben an der Ausdrucksweise der damaligen Zeit, so wie an der Schreibart nichts geändert, weil es für manche Leser unterhaltend sein dürfte, dieselben mit dem jetzigen Deutschen zu vergleichen.

[2]) entäußern. — Gregor VII. suchte dadurch die Geistlichen ganz von der bürgerlichen Gesellschaft loszureißen und so zu ausschließlichen Werkzeugen der geistlichen Macht gegen die weltliche zu machen. Er selbst giebt diesen Zweck ganz offenkundig in seinen Epist. III. 7. mit den Worten zu erkennen: „Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxo-

Digitized by Google

warend) von Jnen tun, und Künschheit halten, damit Göttlichee Diensten, nach St. Pauls Lere, [1]) und dre Kilchen [2]) Ordnung bestre rmpsigee pflegen möchtend; Do wuedend dir Priestee so Ewibee hattend, gar unduldig, schultend den Pabst, sin Annuten wäre Käpereisch und unbefügt. Ee hette der Leere Gottes vergessen, der hettee [3]) gesprochen, es sig nit jederman vöhig Künschheit zu halten; dee es tun mög, der solls tun und Pauli Leee; [4]) dee sich nit künsch enthalten mög, dee soll hyraten, es sige besser hyraten dann gebrannt werden. [5]) Es sige ein unbillichee Zwang die Menschen ze zwingen, ze läben wir dir Engel und dir Er abstreichen; [6]) dareuß folge, so die Künschheit nit halten möginb, daß Jnen das Laster die H—ry zu vollbringen vrcursochet werdr. Also ließ Pabst Gregorius darüber ein Concilium beruffen, do waed den Geistlichen dir Ee abgestreicht und Künschheit gebotten, aber übel gehalten."

2.

„Anno Domini 1266. Dee Zit reit Graf Rudolf von Habspurg [7]) (darnach Künig) mit sinen Dienern uffe Weidw-Weeck gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Duw [8]) kom allein mit sinem Pferdt, hört ee ein Schellen klingeln: Er reit dem Getön nach durch das Gestüd, [9]) zu erfaren, was das wäre; do fand Er ein Priestee mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Meßner, dee Jm das Glöggli vorteug. Do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nidee und tet dem H. Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priestee das H. Sacrament nebend sich, fieng an sin Schuh abzeziehen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen), [10]) gewaten sin, dann der Stäg

ribus;" (die Kirche kann nicht von der Herrschaft der Laien sich frei machen, wenn die Geistlichen nicht von ihren Gattinnen befreiet werden). — Durch die Verordnungen der zwei lateranischen Concilien unter Calixt II. (1123) und Jnnozenz III. (1139) erlangte der Cölibat Allgemeinheit in der abendländischen Kirche und unbedingte Herrschaft. — Ein in Mönchslatein geschriebenes Gedicht von Walther Mapes, dem Verfasser des „Mihi est propositum", „Via lata gradior" und mehrer anderer, von Herder übertragen, mit der Ueberschrift: „Für die Priesterehe", enthält in Beziehung auf den Cölibat, folgende Stellen:

Auch der gute Priscian wird nicht respectiret!
Gar das Wort Sacerdos nicht recht mehr deklinirt!
Voraus hieß es hic und haec, so waed's durchgeführt;
Jetze heißt es: ecmer hic! haec ist exulirt.

Leidee! so muß immer ja Gottes Kirche leiden,
Was ee selbst zusammen gab, soll der Mensch nicht scheiden,
Was Gott bei der Schöpfung sprach, sprach er ja zu Beiden:
„Wachset und vermehret Euch, mehrt die Welt mit Freuden."

Aber Jammee jetzt und Weh, die verlassen müssen,
Die so sanft sich zu uns that, schieden von der Süßrn;
O Papst Innocentius, du wirst büßen müssen,
Daß du unser Leben uns halb hinwrg gerissen.

Bist du Innocentius, dee dir Unschuld liebet?
Und was jung er selbst genoß, andeen nicht mehr giebet,
Andrin nicht vergönnt als Greis, was ee jung geübet —
Bitte Gott, Papst Innocens, daß er's dir vergiebet.

Ich bleib' doch bei Paulus Wort, bei der guten Gabe:
„Lieben Brüder es ist gut, daß ein Weib man habe,
Jedermann sein eignes Weib, und sich an ihr labe,
Und daß jedee Priester auch seine eig'ne habe."

Darum heil'gee Vater, hilf, hilf uns aus den Nöthen,
Daß das Paternoster wir bald selbandre beten:
Priester drnn, und Priesterinn werdrn mich vertreten,
Und für mrlnr Sündenschuld Paternoster betrn.

In Chateaubriand's „Génie du Christianisme", Band eilf der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke vom Jahre 1828, erste Abtheilung, erstes Buch, achtes Kapitel, S. 77, findet sich über Grund und Zweck der den katholischen Geistlichen auferlegten Ehelosigkeit (den Cölibat) unter Anderen nachstehende merkenswerthe Aeußerung: „Quand les chrétiens se multiplièrent, quand la corruption se répandit avec les hommes, comment le prêtre aurait-il pu vaquer en même temps aux soins de sa famille et de son église? Comment fut-il demeuré chaste avec une épouse qui eût cessé de l'être? Que, si l'on objecte les pays protestants, nous dirons que dans ces pays on a été obligé d'abolir une grande partie du culte extérieur, qu'un ministre paraît dans un temple deux ou trois fois par semaine, que presque toutes relations ont cessé entre le pasteur et le troupeau, et que le premier est trop souvent un homme du monde, qui donne des bals et des festins pour amuser ses enfants. Quant à quelques sectes moroses, qui affectent la simplicité évangelique et qui veulent une religion sans culte, nous espérons qu'on ne nous les opposera pas. Enfin, dans les pays où le mariage des prêtres s'est établi, la confession, la plus belle (?) des institutions morales, a cessé et a dû cesser à l'instant. Il est naturel qu'on n'ose plus rendre maître de ses secrets l'homme qui a rendu une femme maîtresse des siens; on craint, avec raison, de se confier au prêtre qui a rompu son contrat de fidelité avec Dieu, (?) et repudié le Créateur pour épouser la créature." (?)

[1]) Bezieht sich auf Kap. 7, in der ersten Epistel Pauli an die Corinther. Paulus empfiehlt die jungfräuliche Keuschheit, ohne drohalb den Ehestand zu verachten.

[2]) Kirchen. Dem Worte „Kilchen" ist noch die Abstammung von ecclesia anzumerken.

[3]) deutlich.

[4]) und dir Lehre des Apostels Paulus befolgen.

[5]) als in der Gluth der Leidenschaft sich zu verzehren.

[6]) dre Ehe zu entsagen.

[7]) Dieses Begegniß hat Schiller den Stoff zu seiner in dem Jahre 1803 gedichteten Ballade „dee Graf von Habsbueg" geliefert.

[8]) Aue.

[9]) Gestrüch.

[10]) angeschwellt.

Digitized by Google

durch Wachsung des Wassers verrunnen [1]) was; der Graf fragt den Priestre, wo er uß wöllt? Der Priester antwurt: Ich trag das Heil. Sacrament zu einem Siechen der in großer Kranckheit ligt, und so ich an das Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd. Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen, und domit biß zum Krancken faren und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nicht versumbt [2]) werd. Bald kam der Diener einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er, und fur der Weidny nach.

Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit großer Danksagung der Gaden und Tugend, die er Im erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überscheite, [3]) das min Herren und Schöpffer getragen hat; dunckt üch, daß Ire mitt Gott und Recht nit haben mögent, so ordnend Ire zum Gottdienst, dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lehen hab: Der Priester sprach: Herr nun wölle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dortan ewiglich an üch legen.

Morndes darnach [4]) reit der Graf zu dem Clöstrelin Var an der Limagt, [5]) zwischen Zürich und Baden gelegen; do was eine selige geistliche Closter-Frow, die wollt Er heimsuchen: die sprach zu Im: Herr, Ir hand des vordrigen Tages Gott dem Allmächtigen ein Eer bewisen mit dem Roß, so Ir dem Priester zu Allmusen geben, das wird der Allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwidre begaben, und söllend für war wüssen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend.

Darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mentz [6]) Caplan worden und hat Im und andern Herrn von solcher Tugend auch von Mannheit dieses Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im gantzen Rich [7]) rumwürdig und bekant ward, deß Er darnach zu Römischen Künig (Rudolf I.) erwelt ward." —

3.

„Anno Domini 1267 als Künig Cunrat von Sicilia, Hertzog zu Schwaben, deß Römischen Künigs Cunrat Sun [8]) mit grossen Ubel Zitten [9]) sin Erbhertzogthum Schwaben überkommen, und in mittler wil [10]) sine Erbkünigrich Siciliam und Apuliam verloren, begunt Er in Tütschen Landen ein Hörzug versammeln, zoch im September über die Alp-Gepirg, und zoch mit Im Hertzog Friderich von Oesterreich: Sie warend beid im 18 Jar Ire Alters: Im October kam das Hör in das Veronefer-Land, do hielt Künig Cunrat sind Winterläger.

Darnach im Mertzen Anno Domini 1268 zoch Er gen Pavia, do dannen gen Pisa und dänethin in Apuliam. Do zoch Im Künig Carli Hertzog zu Andegavien [1]) (der Im sine Künigrich vorhielt) [2]) mit Hilff Pabst Clementis deß IV. Kriegs-Volck starck entgegen, und geschach ein großer Feldstritt, do ward Künig Cunrat Sigloß und gefangen, sambt Hertzog Friderichen von Oesterreich. Do schrieb Künig Carli dem Pabst Clementzen: Kumm heiliger Vater iß von dem Wildprät so ich gefangen hab: bat dabi verlangt sinen Rat, wie Er sich mit den Gefangenen halten söllt. Do, sagt man, der Pabst hat Im hinwieder erboten: [3]) Er soll den Künig Cunrat und Hertzog Friderichen von Oesterreich köpffen.

So schribt Nauclerus [4]) und Andere. Ob es war sig oder nit, laß ich sin; doch seind diese beide Fürstlich junge Blut enthauptet worden und ist hiemit der Fürstlich Stamm und Nam der Hertzogen von Schwaben mit Schilt und Helm gar abgangen.

Man hat och meldet, die Antwort des Pabstes wäre: Mors Conradini Vita Caroli: Mors Caroli Vita Conradini. Der Pabst solle diesem dapferen jungen Künig sin unglückseliges End, wozu doch Er Pabst mächtig geholffen, bi siner Ankunft in Italia vorarsagt haben, daß er nämlich als ein Schaaf zu der Schlachtbank gehe."

4.

„Anno Domini 1399 hat Graf Cunrat von Feyburg, der des Grafen von Welschen-Nüwenburg Tochter-Sun was, und auch die Grafschafft Nüwenburg [5]) geerbt hat, mit Denen von Murten ein Vertrag gemacht von wegen seines Zolls an der Zil. (Jener Graf Cunrat was der Grafen von Feyburg im Brißgöw des Stammens von Fürstenberg Geschlechte.)"

Nun folgt die sehr weitläuftige Verhandlung in französischer Sprache, und dann die:

„Copia du viel Role de Pyaige (péage) du pont de Thielle (Zil).

Toutes personnes que passent à cheval, exceptez gentilzhommes et prestres doivent . . .	2	den.
Item ung Homme a pied	1	„
Item le Juif doit	30	„
Item le Asne doit.	30	„
Item le Mulet doit	15	„
Item toute aultre beste chascune	1	„

&c. &c."

5.

(Der Zaginer [6]) erst Ankunft in Tütschland.) Diß 1418 Jors, am letsten Tag Augstens [7]) kam in diese Land [8]) ein

---

[1]) fortgeschwemmt.
[2]) versäumt.
[3]) besteige.
[4]) An dem Morgen des folgenden Tages.
[5]) Limmat.
[6]) Mainz.
[7]) Reich (richßnen, regieren; Richßnung, Regierung).
[8]) Sohn.
[9]) unter sehr schwierigen Zeitverhältnissen.
[10]) inzwischen.

[1]) Anjou.
[2]) vorenthielt.
[3]) geantwortet.
[4]) Verdeutscht: Schiffsherr; bekannter unter dem Namen „Johann Vergen" auch Vergenhans, geb. um das Jahr 1430 in Schwaben, gest. 1510. Er wurde 1477 erster Rector in Tübingen und verfaßte in lateinischer Sprache eine von Erschaffung der Welt an beginnende und mit dem Jahre 1510 endende Chronik.
[5]) Neufchatel.
[6]) Zigeuner.
[7]) des Monats August.
[8]) die Schweiz.

Digitized by Google

wunderbarlich Volck, das vorhin ze Land nie mer [1]) gesehen was, und warend vil schwartzlechter Lüten, Mann, Frawen und Kind; Jree vil kamend gen Zürich, unter denen warend zwerm Hertzogen und zwerm Ritter. (?) Dieselben Lüt legten sich zu Zürich für das Thor an den Plotz zu des Bannfre's Wiesen, und bi der Lindtmag. [2]) Do lagen si sechs Tag; und da si kommend gen Baden im Ergöw, [3]) da teilteend sie sich von einandrr und fure ein Teil übre den Bötzberg. Und seit [4]) dasselb Volck, si wärind uß dem Land Zingri (?) uß dem kleinern Egypten, [5]) und brite si der Soltan und dre Türck vertelben, und müßtrn 7. Jar uß-faren; etlich sprachen sie wäeind von Jgritz. (?) Jro was wol 40. tusend; hattend Jre Hertzogen, Grafen und Heerschafften: si latend Chelstliche Recht, mit Tauffen der nüw gebornrn Kindlinen, mit Begräbnuß und mit andern. Sie teugend Gold und Silbre, aber arme Kleider." N—n.

---

[1]) „nie mer", nimmrr.

[2]) Limmat.

[3]) Aargau.

[4]) sagte.

[5]) In einer Abhandlung, die den Titel führt: Der wunderwürdige Juden- und Heidrn-Trmpel, darinn derselben Gottes-Götzendienst eröffnet und gezeigt wird. Anfangs von Alexandre Roßen in Englischer Sprach beschriebrn, Nunmehro aber verbessert und mit vilem Zusatz vermehrt ausgeführt von David Nerrrter. Sammt dessen Bericht Vom Ursprung der Abgötterey, wie auch von drnen Portischen Fabeln und deren Bedeutung. Wodurch der Daifel als Gottes Aff, mit seiner List und Verführung vorgestellt und alles gründlich untersucht wird. Nürnberg, 1701;" — kommt auch die Frage vor: „Was habrn dir sogenannten Zigeunrr für einrn Ursprung und Religion, oder was sind'd für Leut?" — worauf die Antwort lautet: „Diese Leut, welche anderwärts Egypter und Tartaren genannt werden, ist ein zusammen-gelaufenrs liederliches Gesind, so überall herumschweifft, und von den Tartaren und Scythen, so auch von Assyrern und Prrsern hrstammen sollr, wiewol auch Andere solche ihrem ersten Ursprung nach für Egypter halten. Einigr schreiben, sie seyen aus Nubia, einrr Africanischen Provinz unter Egypten, hergekommen, und wären drr Coptischen christlichen Religion zugethan gewesen. Jhrr große Ankunft in Teutschland und Frankerich geschah Anno 1417. Sie wiesen damals Schreiben auf vom Kayslre Sigmund und andrrn Fürsten, daß man sie ungehindrrt passirrn lassen sollte. Gaben zwar damals vor, ob müßten sie in der Welt herumziehen und in Elend wallen, weil ihre Vorfahrrn der Jungfrauen Maria mit ihrem Jesuskindlein keine Herberg in Egypten geben wallten. Hingegen sagten Andrrr in Frankerich, es seyr ihnen vom Pabst ein siebenjähriges Exilium auferlegt worden, darum, daß sir von christlichen zu der mahomrtanischen Religion abgefallen wärrn; es wallten sich abrr diese sieben Jahr nicht rnden, sondrrn gingrn immer von neuem an. Ihre Religion betreffend, so haben sie wol gar keine, weil es ein gottlosrs, abrrgläubisch- oder vielmehr zauberisches Volk ist, zu wrlchrm sich allerlei böse und verzweifelte Leute schlagen. Sir kommen nirgend in keine Kyrchrn, habrn auch unter sich keinen Gottes-Dienst, sondrrn nrhrrn sich von Stehlen, der Waarsagerey, Feuerbeschwörung und andrrn Daifels-Künsten; leben untrr einander wie das Vieh, und sind oft bei vielen Weibrr kaum zwei Männrr. Und nun rbrn dieserhalb und vieler gottlosen Händel willen, sind sie auch als schädlichr Leut nirgend zu dulden, sondrrn auszurotten." —

Nrurrrn Zeitungsnachrichtrn zufolge, sind dir Ueberbleibsel drr Zigeunrr, nun auch aus Ungarn, welches nächst Spanien ihrr letzte Zufluchtsstätte in Europa war, ausgewiesrn worden, und habrn bereits ihrrn Abzug, angrblich nach Aegypten, begonnen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen, in St. Louis im Staate Missouri. Theil I. Das Mississippi-Thal. (A. m. d. Tit: Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals geographisch und statistisch beschrieben.) Heft I. Das Mississippi-Thal im Allgemeinen. Erste Hälfte. Mit 4 Karten. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1853. 157 Seiten. Gr. 8.

Dieses Werk, von dem uns die erste Hälfte drs ersten Heftes vorliegt, soll zuerst eine allgrmeine geographische Darstellung des Flußgebirts des Mississippi und seiner Nebrnflüsse, sowie eine Geschichte dieses Landes von der Entdeckung und Besiedlung an bis zu der Zeit drs Eintritts der westlichen Staaten in die Union enthalten; sodann in Heften, die auch einzeln verkäuflich sein werden, die Brschreibung der einzelnen Staaten drs Westrns (the Western States) folgen, dir bis jetzt noch am wenigsten gekannt sind und denen Alle, die sich für Auswanderung interessirrn, die größte Theilnahme zuwenden dürften. Dies sind die Staaten Missouri, Jowa, Wisconsin, Illinois, Indiana, Michigan, Ohio, Kentucky, Tennessre, Mississippi, Louisiana und Arkansas. Dabei sollen insbesondere auch Gegenstände, dir in ähnlichen Werken oft vernachlässigt werden, gehörige Berücksichtigung finden, wie z. B. die Verfassung und Vrwaltung in den einzelnen Staaten und dir Verkehrsverhältnisse. Für jeden Staat soll eine auch dir County-Eintheilung enthaltende Specialkarte hinzugefügt werden; demnächst dir Brschreibung drr übrigrn Staaten und drr Territorien und Districtr drr Union folgen.

Nachdem wir in Obigrm drn Plan des Werkes dargelegt habrn, gehen wir zu dem bis jetzt erschienenen Bestandtheil desselben über. In der Einleitung (S. 1—39) sind dir folgendrn Gegenstände behandelt: Allgemeine und politische Bedeutung des Mississippi-Thals. — Bevorstehendrs Uebergewicht drr Mississippi-Staaten über dir atlantischen Staaten. (Drr Verfasser hält es für fast absolut gewiß, daß das Mississippi-Thal in nicht fernrr Zukunft — vielleicht in 20 Jahrrn — drr politische Mittelpunkt drr Union werden, und die Geschicke drr Vereinigten Staaten und durch sie zum großen Theil dir drr Welt bestimmen werde. Von diesem Gedanken, bemerkt er, sei das Volk im Westen drs Allegbany-Gebirges längst durchdrungen und stelle z. B. die Verlegung drs Sitzes drr Bundesregierung von Washington nach einrr Stadt am Mississippi in Aussicht.) — Eisenbahnen übrr das Felsengebirge

Digitized by Google

nach dem Stillen Meer. („Wendet man seinen Blick der Zukunft zu", heißt es hier, „so ist es von der größten Bedeutung nicht bloß für die inneren Verhältnisse der Vereinigten Staaten, sondern eben so sehr für Europa und Asien, daß an dem baldigen Zustandekommen einer Eisenbahn vom Mississippi nach dem Stillen Meer nicht mehr zu zweifeln ist." Der Stand dieser Angelegenheit, welcher das Mississippi-Thal zum Mittelpunkt der civilisirten Welt machen kann, wird dann ausführlicher dargelegt. Die Nothwendigkeit des Baues der erwähnten Eisenbahn ist in den Vereinigten Staaten allgemein anerkannt, die beiden Bahnen von St. Louis bis an die westliche Staatsgrenze in der Nähe von Independence [Pacific-Bahn] und von Hannibal [am Mississippi, im Staate Missouri] bis nach Council Bluffs, am Missouri, sind bereits im Juni 1852 in der Congreßsitzung mit Land dotirt und beide im Bau begriffen; aber über die Fortführung der Bahn von der Staatsgrenze an ist noch nichts bestimmt.) — Oeffentliche Ländereien. Landreform. Heimstätte- und Bennetts Bill. — Sklavereifrage und Compromisse. (Diese in sehr belehrender Weise abgefaßte Partie der Einleitung beginnt mit den Worten: „Bei so günstigen Zuständen und so glänzenden Aussichten, wie sie sich den Vereinigten Staaten und namentlich dem Mississippi-Thale eröffnen, ist fast die einzige schwarze Wolke, die sich am Horizonte der Zukunft zeigt, die Negersklaverei. Daß dieses empörende Institut sich bei der democratischen Verfassung der Union und der Einzelstaaten hat erhalten können, ist ein schlagender Beweis für die Unvollkommenheit, mit welcher die besten menschlichen Einrichtungen noch behaftet sind, und fordert in Amerika so gut wie in Europa zu unausgesetzter Thätigkeit auf, sich dem ererbten „historischen Rechte" zu entwinden, an welches Eigennutz und Beschränktheit sich so fest anzuklammern suchen." Compromisse hinsichtlich der Sklavenfrage sind unter den Parteien auf dem Congresse zu Stande gekommen: 1821 und 1850. Augenblicklich ist die Sklavenfrage scheinbar etwas in den Hintergrund getreten, da beide große Parteien in ihren National-Conventionen in Baltimore, im Juni 1852 sich für die Compromiß-Maßregeln von 1850 ausgesprochen und namentlich die democratische Partei erklärt hat, daß sie, „alle Versuche zur Erneuerung der Sklavenfrage innerhalb und außerhalb des Congresses, unter welcher Farbe und Form solche auch gemacht werden möchten, zurückweisen werde.") — Parteien. Grundsätze der Freesoiler oder freien Democraten. (Dieser neuen democratischen Partei, noch schwach an der Zahl, meint der Verf., gehöre die Zukunft. Sie wird gewöhnlich die der „Freesoiler" [Freiboden-Männer] genannt, nennt sich aber selbst die freie Democratie, die sich entschlossen, wie es am Eingang der Darlegung ihrer Principien in einer s. g. aus 21 Paragraphen bestehenden Plattform vom 12. August 1852, die Herr Olshausen ganz mittheilt, ausgesprochen, Recht gegen Unrecht und Freiheit gegen Sklaverei aufrecht zu erhalten. — Freie Neger und Mulatten. (Daß die freigelassenen Neger sehr wol fähig sind, ein geordnetes Staatswesen nicht bloß zu erringen, sondern selbst in Ausführung zu bringen und daß sie sich in einem solchen Zustande durch freiwillige Arbeit so gut ernähren wie andere Völker, dafür ist die Republick Liberia in Afrika als Beweis angeführt, wohin die Colonisations-Gesellschaft durch freie Ueberfahrt die Auswanderung der freigelassenen Neger zu befördern sucht. Die Gesammtzahl der hinübergeführten Schwarzen beträgt jedoch erst zwischen 5000 und 6000 und eine afrikanische Colonisation der großen Masse der Sklaven der Vereinigten Staaten nach ihrer Emancipation, wovon man geträumt hat, wird, nach des Verfassers Ansicht, immer unausführbar bleiben.)

Am Schlusse der Einleitung ist erinnert, daß die Bundesverfassung und die allgemeinen politischen Verhältnisse der Union, die in derselben unerörtert bleiben mußten, in neuer zusammenhängender Darstellung nach Beendigung des Werkes vorgelegt werden sollen. In der Beschreibung der einzelnen Unionsstaaten will der Verfasser die inneren Staatsverhältnisse umfänglicher darstellen, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, indem man über der Bundesverfassung und General-Regierung sehr mit Unrecht jene vernachlässigt, welche doch am Ende weit mehr das Leben des Volks gestalten oder vielmehr ein Ausdruck desselben sind als der Bund.

Das Mississippi-Thal im Allgemeinen ist in 6 Abschnitten geschildert: 1. Ausdehnung und Begrenzung. Wir erhalten hier Kunde von der Größe (— das ganze anderthalb Millionen Q.-M. große Gebiet des Mississippi-Thals ist beträchtlich größer als Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Deutschland, die Schweiz, Italien, Ungarn, die Türkei und Großbritannien und Irland zusammengenommen! —), der einzelnen Staaten und Territorien, Hauptflußgebieten und Grenzen. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich mit der allgemeinen Bildung der Oberfläche des Landes und zwar hinsichtlich der allgemeinen Gestalt (— zur Erläuterung dabei zwei Karten: Durchschnitt des Mississippi-Thales 1) von Westen nach Osten, 2) von Süden nach Norden —), der Bluffs, Sinklöcher (— sink-holes, trichterförmige Vertiefungen, welche von der Oberfläche des Bodens ziemlich steil bis auf die Kalksteinunterlage herabsinken und dadurch entstanden sind, daß das bei stärkerem Regenfall sich sammelnde Wasser durch Höhlungen und Spalten des Felsens sich senkt und unterirdische Abflüsse nach den Flüssen sucht; sie haben 800, 1000 und 1500 Fuß im Umfange und sind 25 bis 80 Fuß tief —) und Höhlenbildung, des Waldes, der Prairien, der Barrens (— wörtlich: unfruchtbares Land; die Striche wellenförmigen Landes zwischen Wald und Prairie, die weder mit Gras, noch mit Wald, sondern mit Busch und Gestrüppe bewachsen, die aber nichtsweniger als unfruchtbar sind —), der nördlichen Hochebenen, der Ozark-Gebirge, der westlichen Hochprairien und Einöden, des Randes und der Vorberge des Felsengebirges. 3. Abschnitt. Grundzüge der geologischen Bildung des Landes: Richtung von Süden nach Norden: Alluvium, Diluvium, tertiäre Formation, Kreide, Kohlenformation, Illinois-Kohlenfeld (— es hat eine Länge von etwa 380 Meilen, bei einer Breite von ungefähr 200 Meilen, und einen Inhalt von etwa 64,600 Q.-M.; verglichen mit dem ganzen Kohlenfeld von Großbritannien [11,860 Q.-M.] ist es über fünfmal so umfangreich und noch viel größer als jedes andere bekannte Kohlenfeld mit Ausnahme des Appalachischen —); Devonische, Silurische und Plutonische Bildung. — Richtung von Osten nach Westen: Appalachisches Kohlenfeld (— 720 Meilen lang, etwa 180 Meilen breit; Flächeninhalt mindestens 72,000 Q.-M. —), Devonische und Silurische Formationen, Plutonische und Uebergangsformation des Ozarkgebirges, Missouri- oder Osage-Kohlenfeld (— es umfaßt den dritten

Digitized by Google

Theil des Staats Missouri —). — 4. Abschnitt. Die das Mississippi-Thal begrenzenden Gebirge. Das Alleghany oder Appalachische Gebirge: Blue Ridge, Zwischen-Ketten, Alleghany-Ridge, Cumberland-Mountains. — Felsgebirge: Hauptzüge der Cordilleras, Rocky Mountains, die drei Parks, Süd-Paß, Wind-River-Gebirge, Frémont's Erststeigung der höchsten Spitze (— Frémonts Prat; hier dessen höchst interessante Beschreibung dieser Besteigung auf seiner wissenschaftlichen Reise im Auftrag des Congresses im August 1842, in abgekürzter Form —), Nord-Paß, die bekanntesten 6 Pässe und Reiserouten, welche über die Hauptkette der Rocky Mountains und die südlich sich ihnen anschließende Sierra Madre führen. — 5. Abschnitt. Die Hauptflüsse des Mississippi-Thals: Ohio und Nebenflüsse. Der obere Mississippi. Der Missouri und Nebenflüsse. Der untere Mississippi, der Arkansas und Red River. Das Mississippi-Delta und die Mündungen. (Dazu die Karten: die großen Flüsse des Missouri; nach Lewis und Clarke's Situationsplan, und: Lauf des Mississippi vom Arkansas bis unterhalb des Red River.). 6. Abschnitt. Klima und klimatische Vertheilung der Pflanzen und Thiere: Temperatur: mittlere Jahrestemperatur, höchste und niedrigste Wärmegrad, Temperaturverschiedenheit der Jahreszeiten, Monate und Tageszeiten. Atmosphärischer Druck. Winde, Regen, Schnee und Thau. Gewitter-Tornado's und Orkane. (—„Ein Tornado ist ein Sturm, der ein Gewitter begleitet und im Centrum der zugleich kreisförmig und vorwärts bewegten Luftmasse einen relativ luftleeren Raum erzeugt, der die heftigsten Luftströmungen verursacht. Diese Art Stürme richten großen Schaden an, besonders wenn sie auf Städte und Dörfer treffen, wo die Häuser nicht eigentlich umgeweht, sondern dadurch vernichtet werden, daß die eingeschlossene Luft in den Häusern, wenn die verdünnte Luftschichte des Tornados sie trifft, plötzlich ausgedehnt wird. Fenster und Thüren fliegen dann heraus, die Dächer werden abgedeckt und häufig die Wände umgestoßen. In den Wäldern werden die größten Bäume mit der Wurzel ausgerissen und man hat junge Bäume von zähem Holze gefunden, deren Stamm im eigentlichen Sinne des Worts abgedreht war. Man erinnert sich, im Mississippithal 14 solcher Tornados, von welchen mehrere in Ohio, Kentucky und Tennessee, die bedeutendsten aber im Staate Mississippi in der Nähe von Natchez stattfanden. Am 7. Mai 1840 ward ein Theil der Stadt Natchez durch einen Tornado zerstört, und, merkwürdig genug, an demselben Tage desselben Monats hatten in den Jahren 1823 und 1824 Tornados ungefähr denselben Weg verfolgt und an demselben Tage des Jahres 1832 war die Stadt Kingston, 13 Meilen südlich von Natchez, durch einen Tornado beschädigt worden" —) Klimatische Vertheilung der Pflanzen; fünf Regionen (— 1. von den Quellen des Mississippi bis an die nördliche Grenze von Illinois; also bis zwischen den 42. und 43. Breitegrad. 2. von der nördlichen Grenze von Illinois bis zur Mündung des Ohio, vom 42° bis zum 37° n. Br. 3. von der Mündung des Ohio bis zur nördlichen Grenze von Louisiana, vom 37° bis zum 33° n. Br. 4. vom 33° bis zum 31° n. Br., das ist bis zur Mündung des Red River. 5. Diese Region befaßt nur die Küstenstriche von Louisiana und Mississippi am mexikanischen Meerbusen vom 31° bis 29° n. Br. —) Klimat. Vertheil. der Thiere. Acclimatisation der Hausthiere.

Daß dem Werke ein eigenthümlicher Werth dadurch verliehen wird, daß der Verfasser desselben im Lande lebt, bedarf wol nicht hervorgehoben werden; die Benutzung zuverlässiger Quellen erhellt aus der Bezugnahme auf Long's Expedition to the sources of St. Peters River; compil. by Keating; Daniel Drake's Principal Deseases of the Interior Valey of North America; Lyell, a second visit to the United States; Bradford's Notes on the Northwest; Emory's Notes of a military reconnoissance; Wislizenus' Memoir of a tour to Northern Mexico, connected with Col. Doniphans Expedition in 1846 and 1847; dessen Ausflug nach dem Felsengebirge; D. D. Owen's Report of a geological reconnoissance of parts of Wisconsin and Jowa; Lyell's travels in North-America; de Bow's Review of the southern and western States (New Orleans May 1852); J. C. Frémont's Report of the Exploring Expedition to the Rocky Mountains in 1842, and to Oregon and North-California in 1843 and 1844; Ch. Preuss' (Frémont's Begleiters) Map of Oregon and California; Hall's Statistics of the West; Gregg's Commerce of the plains; Featherstonhaugh's Excursion through the Slave-States; Flint's Geography of the Mississippi Valey; u. a. m.

Die wenigen Bruchstücke, welche wir der Inhaltsangabe hin und wieder eingeschoben, mögen zugleich als Proben der Darstellungsform, die sich besonders auch durch Klarheit auszeichnet, dienen.

Wir empfehlen das Werk, für dessen äußere Ausstattung die Verlagshandlung bestens gesorgt hat und dessen ununterbrochene, rasche Fortsetzung von ihr versprochen wird, der Beachtung aller Freunde der geographisch-statistischen Studien.

F. L. Hoffmann.

Der Patrizierspiegel. Historische Novelle aus der neuesten Zeit. Von Jeremias Gotthelf jr. Basel. In Commission der Schabelitz'schen Buchhandlung. 1853. 142 Seiten. 8.

Der Verfasser hat im Nachworte, in welchem er einen zweiten Band des „Patrizierspiegels" in Aussicht stellt, es unverhohlen erklärt, daß er sein Buch mit redlichem Willen, dem Leser eine gewisse Klasse von Leuten in ihrer wahren Gestalt zu zeichnen, geschrieben habe. Der Titel entspricht jedoch dem Inhalte des Buches nicht genau; nicht allein der braave Patrizier, der uns vorgeführt wird, ist ein adelsstolzer, nichtsnutziger, ja verbrecherischer Geselle, sondern es kommen noch zwei andere Leute in der Geschichte vor, von denen der eine dem geistlichen Stande angehört, der Helfer Todtenkopf, „der sich in der Journalistik des Kantons Bern einen bleibenden Namen erworben hat", der andere ein Advocat (Rechtsagent), dem der ihn trefflich charakterisirende Name Sportel beigelegt ist („die Kosten — das ist die Hauptsache" wiederholt er der bedrängten Frau von Allmen fortwährend), der, als er die Entdeckung seiner Betrügereien fürchten muß, den Eisregionen des Grindelwald-Gletscher zugeht und zwischen den

Digitized by Google

riesigen Zerklüftungen, welche das ewige Eis dort bildet, verschwindet, die in ihrer Art dem Hauptmann Junker von Wattenfeld gleichstehen, ja ihn noch übertreffen.

Die Novelle an sich hat keine besondere Eigenthümlichkeiten, reine Liebe und gemeine Wollust, gelungene Verführung eines Kammermädchens, schändliche Mißhandlung der Mutter und Ableugnen der Vaterschaft ihres Kindes, mißglückter Angriff auf die Ehre von Sportels Tochter u. dgl. fehlen nicht. Doch hat die lebhafte Phantasie des Verfassers wol Alles etwas greller gemalt, als die Wirklichkeit es ihm darbot; er wollte ja eine Tendenznovelle schreiben. Die Umtriebe im Bernerlande 1850 von Seiten der adelichen Nachkommen der gestrengen Landvögte, der Geistlichkeit und der Weißdemocraten, die schlau benutzt wurden und gleich Anfangs zu der jämmerlichen Rolle blinder Nachtreter der gnädigen Herren herabgesunken waren, bilden den geschichtlichen Grund. — Die letzten Seiten bringen ein erfreulicheres Gemälde; wir werden plötzlich in den Staat Ohio versetzt, wo wir vor einem niedlichen neuen Blockhause ein junges Pärchen unter einer riesigen Sykomore finden: Gritli, des Rechtsagenten Tochter und Ruedi (dem alten von Allmen war das Capital, das er dem Junker von Wattenfeld schuldete, gekündigt; als Motiv der Kündigung giebt der Verf. an: „die Patrizier Bern's, welche die meisten ihrer Capitalien im Oberland angelegt hatten, zogen dieselben überall zurück, um eine künstliche Geldnoth hervorzubringen, die man dann dem Mangel an Vertrauen in die Solidität der öffentlichen Zustände und der schrecklichen Finanzwirthschaft der Regierung unterschob.") Ruedi hatte einem Engländer, der den Montblanc bestiegen, das Leben gerettet, dieser ihm „einen Sack voll Gold, groß wie ein Kopf" gegeben, womit denn die Ansiedelung in der neuen Welt beschafft wurde. In ihrem Paradiese führen die Leute mit der alten Mutter Ruedi's ein glückliches Leben; es quält sie wenig, daß der „New Yorker Schweizerbote" die Nachricht bringt, „die Verblendung und Bestechung habe noch einmal gesiegt; die Abberufung der Berneregierung sei durch das Volk verworfen worden."

Den pseudonymen Namen des wackern Pfarrers Bitzius hätte der Verf. immerhin von dem Titel seiner Novelle weglassen können.

Die äußere Ausstattung ist ansprechend. H.

Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen von Uffo Horn. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig, Hermann Costenoble. 1853. 344 S. 8.

Diese drei historischen Novellen stehen zu einander in keiner Beziehung; jede stellt ein selbstständiges Zeitbild auf, dessen einzelne Züge uns Ereignisse, Menschen und Ansichten aus den angegebenen Jahren des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen.

In der ersten Novelle: der Brandstifter, sind Scenen aus dem Reichskriege mit Frankreich, die vom Generallieutenant Mélac, den der Verfasser als verschlagener und gefürchteter, als irgend einer der barbarischen Kriegsfürsten seiner Zeit war, characterisirt, angestifteten Mordbrennereien in den kaiserlichen Erbstaaten, geschildert. Die Erzählung der Schicksale eines gefangenen böhmischen Soldaten, der Theil an den Brandstiftungen in Prag nimmt, um sich an der treulosen Geliebten seiner Jugend, und ihrem Verlobten zu rächen, ist in die Schilderung verflochten. Im Taschenbuch „Libussa" für 1842 erschien diese Novelle zuerst; sie ist hier umgearbeitet wiedergegeben.

Das zweite Zeitgemälde: Der Eremit von Skalitz hat die Schlacht bei Leitmeritz zur Grundlage. Ein fliehender preußischer Offizier wird von einem fanatisch-österreichischen Förster der Umgegend durch einen Büchsenschuß verwundet, von dessen Tochter sterbend gefunden und von dem Eremiten, der ehemals im österreichischen Heere gedient und in der Einsiedlei von Skalitz eine Schuld seiner Jugend abbüßt, gepflegt und geheilt. Er sucht Marie, ohne deren Beistand ihm die Heilung nicht möglich war, aus der Nähe des leichtsinnigen Freiherrn von Bredow zu entfernen; nur in dem Augenblick als der Genesene in Begleitung des Einsiedlers zu den Seinigen heimkehrt, treffen sie zusammen; Marie konnte ihn nicht vergessen. Der Dragonerlieutenant ließ einen Versuch machen, das Mädchen zu rauben; er mißlang, aber der Einsiedler Servoz zahlte die Rettung des Mädchens mit seinem Leben. Sieben Jahre später erscheint von Bredow, verändert, frei von seiner wilden Leichtfertigkeit, um Marie zu holen und sie nach Prittwitz, seinem Familengute, als Frau zu führen. Der alte Förster war nicht zu bewegen seinen Kindern, in das Land, dessen König seine Kaiserin bekriegt hatte, zu folgen. Er legte die Büchse ab und zog das Sirdiergewand an.

Die dritte Novelle: Der Aufstand in Wallis, nimmt die größere Hälfte des Buches ein (S. 180—344). Sie ist reich an gelungenen Zeichnungen der großartigen Naturschönheiten des Schweizerlandes, auf dessen Boden die Geschichte spielt; die Geschichte — denn eine Darstellung der bekannten Freiheitsbestrebungen und der durch sie herbeigeführten Parteikämpfe im Jahre 1844 ist es, die der Verfasser liefert. Wie verschieden die Ereignisse auf die Personen, welche der Verf. handelnd auftreten läßt, unter denen, man sollte es kaum glauben, auch ein k. k. österr. Gubernial-Concipist sich befindet, einwirken, ist in anziehender Weise geschildert. Aber auch die Liebe bleibt nicht hinter den radicalen Kraftanstrengungen zurück; nur sie ist es doch eigentlich die den verborgenen Freiheitsfunken in dem österreichischen Beamtenherze zur Flamme anfacht; der Lohn wird ihm freilich erst als er nach der Auflösung des Reichstages von Kremsier im März 1849 wieder in die Schweiz kam. Die Freiheit und das Glück an das er jetzt glaubt, ist die Geliebte. — Die komische Person der Novelle ist ein ergötzlich gezeichneter Engländer; der energischen Republikanerfamilie Biard ist ein entschiedener Aristokrat Herr Jonville entgegengestellt. Liebenswürdig, jede in ihrer Art, sind die jungen Damen, Fräulein d'Avry und Amélie Biard, die des jungen Oesterreichers Victor von Ladin Gattin wird.

Die äußere Ausstattung des Buches ist schön. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 45. Sonnabend, den 4. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Heitere Weisen von J. G. Franke ..... Seite 349
Die Expedition von Quiberon ..... „ 350
Literatur:
Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. W. Herbst ..... „ 353
Neuere flämische Literatur ..... „ 355
Miscellen ..... „ 356

Heitere Weisen von J. G. Franke.

I. Hafis.

Nur fort aus dieser schönen Welt,
Wenn euch der Lenz nicht heiter stimmt,
Wenn euch der Rebe köstlich Blut
Nicht alles Leid vom Herzen nimmt!

Nur fort, aus unserm Eden fort,
Wenn euch nicht froher Sang belebt,
Wenn ihr, wo Mundesbine glühn,
Den Schönen keine Küsse gebt!

Man trauert nicht um euch — drum geht,
Die ihr den Kopf zu hängen lebet,
Statt Lieb' und Wein — das Beten lobt
Und Andern, sich zu freuen wehrt.

Nur fort aus unserer schönen Welt
Und stört uns nicht mit eurem Dunst;
Denn weise sein, heischt unser Lehr
Und, froh zu leben — unsre Kunst!

II. Im Mai.

Da bist du nun wieder,
Du Frühlingsluft!
O Blumen, o Lieder,
Wie hebt sich die Brust!

Du göttlich Leben,
Was ist dir gleich?
Im Nehmen und Geben
So selig und reich!

Es blühet im Innern,
Es flüchtet das Leid,
Ein süßes Erinnern
Bleibt aller Zeit.

III. Frühlingsluft.

Im Grase zu liegen,
Mit Blumen geschmückt;
In Träumen sich wiegen,
Durch Liebe beglückt;

Digitized by Google

Den Vöglein zu lauschen
In Wäldern, auf Höh'n
Und Küsse zu tauschen —
Wie ist das so schön!

IV. Herz und Welt.

Wieder ist der Mai gekommen,
Blumen hat der Lenz gebracht
Und das alte, heiße Sehnen
Ist in meiner Brust erwacht.
Hör' ich im Gebüsch den schönen
Klagelaut der Nachtigall,
Fangen an in mir zu tönen
Die verborg'nen Lieder all;
Mit dem Blühen, Duften, Singen,
Mit dem Leben der Natur
Fühl' ich ein Zusammenklingen:
Herz und Welt sind Eines nur.

Die Expedition von Quiberon.

(Aus dem sechsten und letzten Bande der Histoire de la Convention, par M. de Barante.)

Die seit lange vorhergesehene Landung wurde endlich bewerkstelligt. Das französische Geschwader war in See. Es hatte Kunde von der Convoy, und da es zwischen Brest und Lorient kreuzte, um die Landung zu verhindern, traf es vor Belle-Isle mit dem englischen Geschwader zusammen. Der Kampf war kein glücklicher, und der Admiral Villaret Joyeuse kehrte nach Lorient zurück, nachdem er drei Schiffe verloren hatte.

Belle-Isle wurde von dem Commodore Ellison aufgefordert. Er proponirte dem General Bouret, den König Ludwig XVIII. anzuerkennen, sagte ihm die Allianz und den Schutz von Großbritannien zu, und forderte ihn auf, den furchtbaren Drangsalen, unter welchen Frankreich litt, auf der Insel, über die er den Befehl führte, ein Ende zu machen. Er sagte in seiner Aufforderung:

„Die Erschöpfung der Hülfsmittel des Convents, die Erhebung der Royalisten in allen Theilen des Königreichs, insbesondere in der Bretagne, gegen seine unterdrückende Gewalt; die, lediglich aus französischen Truppen bestehende Armee, welche gelandet ist, um sich mit den Royalisten zu vereinigen; der jüngste Sieg, der die Vernichtung der Seemacht der Republik fast vollständig gemacht hat — alles dieses muß Sie bewegen, die Calamitäten Ihrer Insel nicht weiter zu verlängern."

So waren die Ansichten, welche die Emigranten und die Engländer sich von Frankreichs Lage gemacht hatten. Sie wurden in diesen weitgreifenden Hoffnungen durch die Agenten, welche ihnen Berichte einsandten, und durch Correspondenten, die ihnen ihre eignen Illusionen mittheilten, bestärkt.

„Fürchten Sie nicht, mein Herr," sagte der englische Commodore schließlich, „daß Belle-Isle einer fremden Macht unterworfen werden wird. Es soll sich nur seinem legitimen Souverain unterwerfen, nur französische Truppen aufnehmen, und unter der Obhut seiner Bewohner bleiben."

Der General Bouret antwortete hierauf:

„Mein Herr, wir bedürfen weder des Schutzes noch der Lebensmittel des Königs, Ihres Gebieters. Es fehlt uns hier an nichts, wie Sie sich dessen selber überzeugen können. In der Vertheidigung der einen und untheilbaren Republik leben oder sterben, das ist mein Gelöbniß und auch das all der braven Republikaner, die ich befehlige."

Während der Befehlshaber von Belle-Isle in dieser Weise auf die an ihn ergangene Aufforderung antwortete, wurde die Landung am 26. Juni ohne irgend einen Widerstand in der Bucht von Carnac auf der Halbinsel Quiberon bewerkstelligt.

Die Convoy brachte drei Emigranten-Corps, über 4000 Mann stark; 80 Edelleute, die sich den Chouans anschlossen; den Bischof von Dol mit 50 Priestern; eine immense Artillerie; 80,000 Gewehre; Monturen für 60,000 Mann, Magazine jeglicher Art und eine bedeutende Summe Geldes. Das englische Ministerium hatte versprochen, daß es der Expedition fernerweitig mit derselben Munificenz behülflich sein und für ihre Bedürfnisse Sorge tragen wolle.

Es war insbesondere der Graf von Puisaye, mit welchem Alles abgemacht worden war. Er hatte die Bretagne seit neun Monaten verlassen, und war überzeugt, daß der Bürgerkrieg dort noch lange unterhalten werden könne, daß jedoch der Aufstand, wenn auf seine eignen Kräfte beschränkt, nie zu einem großen Resultate gelangen und die Contre-Revolution durchsetzen würde. Er flößte der englischen Regierung, insbesondre dem Herrn Windham, der einzige unter allen Ministern, der für die Emigranten eine wahrhafte Theilnahme an den Tag legte, der aufrichtig ihre Unglücksfälle bedauerte, und der sich ihren ritterlichen Ideen anzuschließen schien, viel Vertrauen ein.

Der Graf von Puisaye versicherte, daß die ganze Bretagne royalistisch sei; daß eine Expedition von der Gesammtheit der Einwohner begünstigt, unterstützt werden würde; er versprach, die ganze Provinz unter Waffen zu bringen, wenn man ihm einige Truppen, Waffen, Munition und Geld gäbe. Er stand in fortgesetzter Correspondenz mit den Häuptern der Chouans, deren Muth er aufrecht hielt, denen er Unterstützung und Beistand versprach, ihnen auch die Subsidien schickte, die er aufzutreiben vermochte; auch suchte er Unterhandlungen mit einigen Generalen der Republik anzuknüpfen, so wie aus dem reactionnairen Geiste Vortheil zu ziehen und die Mißvergnügten jeder Art für die royalistische Partei zu gewinnen. Er täuschte sich aber in manchen Stücken, und es gelang ihm nicht, den Emigranten oder den Chouans die nöthige Mäßigung einzuflößen, und noch weniger, die Patrioten zu gewinnen, selbst wenn sie nichts auf den Convent hielten. Im Ganzen war er jedoch ein besonnener Mann, und kannte die Bretagne und Chouans besser als irgend ein anderer.

Seine Ansicht war, daß die kleine Landungs-Armee unter dem Schutz der englischen Marine auf der Halbinsel Quiberon landen und sich festsetzen, darnach einen Theil der Küste in Besitz nehmen, und die Banden der Chouans mit Waffen, Munition und

Digitized by Google

Verstärkungen versorgen sollte. Danach hätte man sich die Verbindung mit Charette und Stofflet, die gerade in diesem Augenblick wieder zu den Waffen zu greifen im Begriff waren, sichern sollen; kurz, Puisaye wollte, daß die Landungsarmee keinen regelmäßigen Krieg führen, sondern nur dem Aufstande eine große Entwickelung geben, die Hülfsmittel, woran es ihm fehlte, verschaffen, und daß Alles unter eine gemeinsame Leitung gebracht werden sollte. So glaubte er, dieselbe der Republik furchtbar zu machen, und im Stande, eine prompte Gegenrevolution herbeizuführen.

Nach der ausgeführten Landung fand es sich aber, daß der Graf von Puisaye nicht autorisirt war, die von ihm ausgedachte Expedition selber zu leiten. Die Emigrantenregimenter standen in englischem Solde, und der Herr von Hervilly war officiell ihr Commandant. Der Graf von Puisaye war nur Chef der bretagnischen Banden, die sich den regulairen Truppen anschließen würden.

Georges Cadoudal, der sich unter den Chouans schon den größten Ruf erworben hatte, war mit 4000 Mann von der Küste herbeigekommen, um die Landung zu decken. Sie wurden unter den Befehl des Chevalier von Tinteniac und des Grafen Dubois-Berthelot gestellt. Die aus England herübergekommenen Edelleute wurden unter diese verschiedenen Banden vertheilt. Zur selbigen Zeit ergab sich die kleine Garnison des Forts Penthièvre, welches die Landzunge an der Stelle vertheidigt, wo die Halbinsel Quiberon mit dem Festlande in Verbindung steht, dem Graf von Hervilly, da ihr jede Hoffnung auf Entsatz genommen war. In der vorgefaßten Meinung, daß es ein Leichtes sein würde, Frankreich wieder für die Royalisten zu gewinnen, bot er den gefangen genommenen Soldaten Dienste in seinem Regimente an, welches Anerbieten von 300 Mann angenommen ward.

Alles schien nach Wunsch zu gehen und dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang zu verheißen, indem auch die Chouans bis nach Auray und Landevant, sechs Lieues von Lorient, vordrangen, ohne auf Widerstand zu stoßen. Die Detaschements republikanischer Truppen zogen sich zurück, und die Ortsbehörden verließen, von der patriotischen Bevölkerung begleitet, die Städte und die Flecken.

Die Chouans waren inzwischen noch ohne Artillerie, und der Herr von Puisaye hielt es für nothwendig, ihnen auch einige Compagnien regelmäßiger Soldaten beizugeben, weil außerdem zu befürchten stände, daß die Banden sich zerstreuen würden, wenn sie einmal auf eine etwas ansehnliche republikanische Macht stießen. Er war der Meinung, daß Vannes mit 400 Mann Linientruppen und einigen Stücken Geschütz würde genommen werden können. Der Herr von Hervilly, der seine Armee zu compromittiren fürchtete, wenn er sie vereinzelte, wollte sich aber dazu nicht verstehen.

Währenddem hatten die Republikaner sich indeß von ihrer ersten Ueberraschung erholt. Der General Hoche, der sich zu Vannes befand, ertheilte nach allen Seiten hin den Befehl, Truppen gegen Quiberon vorrücken zu lassen, auch sprach er Aubert-Dubayet und Canclaux um Verstärkungen an. „Nur Schweigen und Ruhe," sagte er, ohne selber Uebereilung und Besorgniß zu verrathen. „Ich bitte den Heilsausschuß, wegen der Folgen der Landung unbesorgt zu sein, nur sende er mir die Cavallerie und die Kanonen zu, um die ich schon seit drei Monaten angehalten habe."

Auf die Nachricht von der Landung, schickte der Heilsausschuß Tallien und Blad als Commissarien zu dem General Hoche. Bei dem ersten bedeutenden Treffen wurden die beiden Chouansbanden unter Tinteniac und Dubois-Berthelot in die Flucht geschlagen. Letzterer Anführer wurde verwundet, und zwei bretagnische Edelleute, die Herren von La Moussaye und von Lanion, blieben auf dem Platze. Den folgenden Tag gelang es dem Grafen von Vauban, die Truppe des Herrn von Tinteniac, die von den Republikanern eingeschlossen war, zu befreien, er mußte sich aber nach Quiberon zurückziehen, und die Mehrzahl der Chouans warf sich ins Innere des Landes, ohne mit der Landungsarmee mehr in Verbindung zu kommen.

Bald hatten diejenigen, die noch unter dem Befehl des Grafen von Vauban, Georges und des Herrn von Tinteniac vereint waren, die Approschen der Halbinsel Quiberon, auf welcher sich das ganze Corps des Herrn von Hervilly eingeschlossen hatte, allein zu vertheidigen. Es schien nicht möglich zu sein, sich in der Stellung, die sie inne hatten, zu behaupten, und der Herr von Vauban forderte Georges auf, einem Angriff zuvor zu kommen und eine Attacke gegen die Republikaner zu versuchen. Georges antwortete darauf aber: „Meine Leute sind im höchsten Grade aufgebracht und muthlos, und wollen sich nicht schlagen. Sie sind empört über das Benehmen der Linientruppen, die ihnen nicht zu Hülfe kommen. Warum und weßhalb ist so viel Beistand von England herübergekommen, wenn man sich desselben nicht bedienen will? Es thut mir leid, diese Landung, die nach dem System, das man befolgt hat, unsre Partei zu Grunde richten wird, gedeckt zu haben."

Die Chouans zogen sich darauf bis unter die Forts zurück, die binnenwärts der Halbinsel auf der Landzunge errichtet sind. Zehn Tage nach der Landung hatten die Royalisten nicht einen Fuß breit Landes mehr auf der Küste. Die Bevölkerungen, welche vor den Republikanern flüchteten, die zu ihren Dörfern zurückkehrten, schlugen sämmtlich den Weg nach Quiberon ein, wo sie die Vorlegenheit mehrten und den Proviant aufzehren halfen.

Die Forts, welche die, nun auf einer schmalen Landzunge eingeschlossene und zusammengedrängte, Landungsarmee schützen sollten, waren in einem ziemlich schlechten Zustand. Es war nichts geschehen, um sie in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen; ja sie hatten kaum eine hinlängliche Besatzung. Da die Chouans über solch eine Sorglosigkeit Beschwerde führten, wurde ein Kriegsrath zusammen berufen, und ein Angriff beschlossen, um auf der Küste die Stellung von Sainte-Barbe wieder zu nehmen, die man Tags zuvor aufgegeben hatte. Die Republikaner schlugen diesen Angriff aber zurück, und sie würden selbst auf der Landzunge vorgedrungen sein, wenn nicht die Kanonierschaluppen des englischen Geschwaders nahe genug herangekommen wären, um das Feuer der Forts zu unterstützen und die Heranstürmenden zurück zu halten.

Es waren bei 30,000 Personen auf der Halbinsel angehäuft, und die Lebensmittel begannen knapp zu werden, daher man zu dem Beschluß kam, die Chouans nach dem Continent zurück zu schaffen. Demzufolge wurden der Herr von Tinteniac und Georges sodann mit ungefähr 8000 Mann zu Saezeau, in der Nähe der Mündung der Vilaine, ans Land gesetzt. Es wurden successive noch mehrere Abtheilungen Chouans nach der Küste transportirt, so daß nur ungefähr 1400 Mann, von dem Grafen von Vauban

Digitized by Google

befehligt, der aber unter dem Oberbefehl des Herrn von Hervilly stand, zurückblieben.

Es wurden erneuerte Versuche, den Posten an der Küste wieder zu gewinnen, gemacht, die aber ebenfalls erfolglos blieben, indem alle Angriffe abgeschlagen wurden.

Am 15. Juli ging eine englische Convoy in der Bucht vor Ankr, die ungefähr 1000 Emigranten unter dem Befehl des Grafen von Sombreuil mitbrachte, der mit ihnen während der Zeit, wo die Franzosen Holland eroberten, den Krieg unterhalten hatte. Es war ein Corps, das ganz und gar aus tapfern und erprobten Kriegern bestand, und sein Chef verdiente es, an seiner Spitze zu stehen. Die Armee des Herrn von Hervilly hätte keinen besseren Succurs bekommen können. Trotz dem beharrte er bei seinem Beschluß, ihre Ausschiffung nicht erst abzuwarten, um einen allgemeinen Angriff zur Befreiung der so Blokadestand gehaltenen Halbinsel zu unternehmen.

Am 16. Juli des Morgens versuchte der Herr von Vauban mit 800 Chouans oder Royalisten eine Landung vor Carnac. Seine Colonne war aber augenscheinlich dem Unternehmen nicht gewachsen, und sie mußte sich fast eben so schnell wieder einschiffen, als sie gelandet war. Seine Leute wollten sich nicht schlagen, da sie gar keine Aussicht auf Erfolg hatten, und sie nützten ihre Gewehre, um sie zum Schießen unbrauchbar zu machen.

Zur selbigen Zeit hatte der Herr von Hervilly mit ungefähr 3000 Mann regulairer Truppen und 600 Chouans die Verschanzungen der Republikaner angegriffen. Er hatte Anfangs die feindlichen Linien umgehen wollen, wodurch er aber dem Feuer von der Fronte und der rechten Flanke des Feindes bloßgestellt gewesen wäre. Dies gefährliche Manöver gab er denn auch auf, und befahl statt dessen einen Angriff auf die Retranchements, der aber eben so wenig gelang, indem die Republikaner sich stark verschanzt hatten und ihre Batterien die Colonnen der Emigranten niederschmetterten. Darauf ertheilte der Herr von Hervilly, der tödtlich verwundet worden war, den Befehl zum Rückzug, der bald in eine wilde Flucht ausartete. Ein Theil der Artillerie ging verloren, 53 Offiziere des Marinoregiments blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und das Regiment Dudresnay hatte deren fast eben so viel verloren.

Die Republikaner verfolgten die Geschlagenen bis unter die Forts, und die Unordnung unter diesen war so groß, daß ersteren nahe daran waren, mit ihnen zugleich in dieselben einzudringen.

Diese Gefahr wurde jedoch durch die englischen Schaluppen abgewandt, indem dieselben ein lebhaftes Feuer auf die Verfolgenden richteten. Die Regimenter d'Hervilly und Loyal-Emigrant bewerkstelligten ihren Rückzug in guter Ordnung.

Die Royalisten legten an diesem Tage eine verzweifelte Bravour an den Tag. Sie hatten mit 3000 Mann Linien angegriffen, die von 15,000 Mann vertheidigt wurden.

Der Herr von Hervilly starb erst einige Wochen später an seinen Wunden, doch war er nicht mehr im Stande, den Befehl fortzuführen. Der Graf von Puisaye konnte ihm nicht folgen; er stand nicht im Dienst der englischen Regierung, es fehlte ihm demnach die unerläßliche Bedingung, um Corps zu befehligen, die von England besoldet waren; er brachte deßhalb selber den Grafen von Sombreuil in Vorschlag, der eines militairischen Rufes genoß, mit einer Division, nun die einzige Ressource der Armee, herbeigekommen war, und zu dem die Truppen Vertrauen hatten.

Es war nicht möglich, noch die geringste Hoffnung zu nähren; aber wie sollte diese Vertheidigung enden, die nicht lange mehr dauern konnte? welches Loos stand den Unglücklichen bevor, die auf einer Quadratlieue Sandboden eingeschlossen waren, wo sie von einer siegreichen Armee bald forcirt werden mußten? Die Herren von Vauban und von Contades hatten eine Unterredung mit dem General Humbert, der sich als Parlementair bei ihren Vorposten eingefunden hatte.

„Was wollen wir uns noch schlagen," sagte er; „man könnte sich ja verständigen. Sie müßten nur an Tallien schreiben." — Wenn es in Tallien's Macht stände, den Frieden und die Gerechtigkeit in Frankreich herzustellen, antwortete ihm der Herr von Contades, so würden wir schon an ihn schreiben; denn weder der König, noch die Prinzen, noch der Adel hegen Gefühle des Hasses und der Rache. Wenn Ihr, Tallien und dessen Colleagen, eben so gesonnen wären, so würden wir bald aufhören uns zu schlagen.

Der republikanische General blieb dabei, man müsse an Tallien schreiben; das sei das einzige Mittel, zu einem Verständniß zu gelangen. Darnach erwähnte er, als Beweis einer versöhnlichen und friedlichen Stimmung, der Gefangenen, die den Republikanern verwundet auf dem Schlachtfelde in die Hände gefallen waren, und betheuerte, was aber sicher nicht von ihm abhing, daß für sie Sorge getragen werden und ihnen kein Leids geschehen solle. Er bedauerte als einen großen Verlust für Frankreich die Offiziere der königlichen Marine, und gab gute Kunde über den General Tinteniac, obgleich derselbe gerade an diesem Tage in der Umgegend von Ploermel getödtet worden war. Derselbe hatte sich nach seiner Ausschiffung in's Innere des Landes werfen müssen, und war nicht im Stande gewesen, wie der Herr von Hervilly es gehofft hatte, der republikanischen Armee an dem Tage, wo der Versuch, die feindlichen Linien zu durchbrechen, ein so unglückliches Ende nahm, in den Rücken zu fallen. Nach seinem Tode wurde Georges Cadoudal der Chef der Chouans des Morbihan.

Dergleichen Mittheilungen konnten zu keinem Resultate führen; es war ein Krieg auf Leben und Tod: die Parteien wurden noch von dem vollen Feuer der politischen Leidenschaften beherrscht; eine Transaction war nicht möglich; man konnte sich einander nichts zugestehen; die Sieger waren unerbittlich, und die Ueberwundenen ließen ihre Hoffnungen, ihre Meinungen, ihren Wunsch nach Rache nicht fahren. Wenn sich unter den republikanischen Generalen oder Repräsentanten ein großmüthiger Herz oder nur ein besonnener Politiker befand, der gerne des französischen Blutes hätte schonen und Männer retten mögen, deren Hingebung und Tapferkeit man ehren mußte, wenn man auch ihre Meinungen nicht theilte, so schrieen sofort die exaltirten Revolutionnaires und der hohe Haufe dieser Faction über royalistischen Verrath. Andererseits stand es nicht in der Macht der Häupter oder der angesehenern Personen der Emigration, den zu weit getriebenen Eifer der Subalternen und der rohen Masse zu zügeln und zu hemmen: es wäre ihnen unmöglich gewesen, die Mordthaten zu Lyon, die Metzeleien zu Marseille, die grausamen Excesse der Chouannerie zu verhindern. Vergebens schrieb Puisaye: „Schiebt eure Rache auf;" er konnte nicht einmal ein Verhehlen, einige Geduld erlangen. So sagte

Digitized by Google

der Herr von Montlosier in einer gedruckten Streitschrift, mit mehr oder minderer polemischer Uebertreibung, zu einem Emigrationsgesätzten: „Ihr habt Euch noch mehrerer Verbrechen schuldig gemacht, als Marat und Robespierre."

Der General Humbert möchte vielleicht einer Anwandelung von Menschlichkeit nachgegeben haben, doch war es sicherlich weder Tallien noch Hoche in den Sinn gekommen, unterhandeln zu wollen: es machte ihnen dies wohl leid thun, aber sie würden das höchstens haben durchblicken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. Wilhelm Herbst. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1852. VI und 226 Seiten. 8.

Nie mehr als in den letzten vielbewegten Jahren ist es deutlich geworden, wie die Bildung der Jugend durch das classische Alterthum an so Vielen spurlos vorübergegangen ist, wie eine fast ungetheilte Beschäftigung der lebensvollsten Jahre des Menschen mit dem, was man gewohnt ist als die herrlichsten und schönsten Erzeugnisse des Menschengeistes zu betrachten, die Gemüther vielmehr abgestußen und in entgegengesetzte Richtungen geführt hat, als von den Erziehern und Staatsbildnern beabsichtigt war. Der Geist der Zeit, wie er wenigstens in den lautesten Stimmführern sich offenbart, ist ein anderer, ein fremder geworden: und es ergeht mit immer erneuerter Stärke an den Alterthumsforscher und an den Schulmann, der in der Alterthumswissenschaft seine Lebensaufgabe gesucht und gefunden hat, die Frage: Ist es denn nicht ein Vergebliches, ein Verkehrtes, was Ihr immer noch treibt, müßt Ihr nicht endlich dem Strom der Zeit folgen, der Euch in neue Bahnen dahinreißt, der Euch in die Gegenwart und ihre unaufhaltsame Bewegung führt, damit Ihr nicht mehr wie bisher an dem Rade des Ixion drehet und den Stein des Sisyphus wälzet? Dieser Frage gegenüber sucht das vorliegende Buch des Herrn Herbst die Aufgabe des classischen Alterthums in der Gegenwart festzustellen, und zu forschen, wieso jene auffallende Erscheinung zu erklären, wie die philologische Wissenschaft seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts mit den wechselnden Zeitrichtungen auch ihrerseits die Farbe gewechselt und Theil genommen an den Vor- und Rückschritten des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt. Wir begrüßen diese Schrift als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, aus dem tiefsten Verständniß der Zeit heraus zu wahrer lebendiger Anregung und Erweckung des Geistes, zur Aufrüttelung und Anspornung, die Aufgabe der Wissenschaft und der Jugendbildung mit neuem Muthe und verdoppelter Kraft anzugreifen und auszuführen.

Anknüpfend an die politischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 findet Hr. Herbst die Frage nach der Berechtigung der classischen Studien als eines Elementes der Jugendbildung schon weit früher aufgeworfen, und zeigt sich nicht als einen unbedingten Bewunderer der bisherigen Unterrichtsweise, sondern fordert, indem er das Alterthum in seine Rechte wiedereinsetzt, doch eine gründliche Sichtung der bisherigen Weise, in welcher dasselbe der Jugend zugeführt wird. Nicht die politischen Stürme an sich sind es, die den Blick von der Vorzeit abwenden: S. 8: „Es gab und giebt auch Perioden der sturmvollsten Zeitereignisse, wo Kunst und Wissenschaft die schönsten Blüthen treiben, wo mitten im Geräusch der Waffen der stille Gelehrte wie ein anderer Archimedes seine Kreise zieht und vom Tage unberührt den ewigen Interessen des Geistes nachgeht. Aber solche Zeiten müssen immer zwei Vorbedingungen besitzen: einmal muß die Wissenschaft selbst in hoher Blüthe stehen, bevor sie vom Sturme überrascht wird, muß in sich stark, schöpferisch und von der Sympathie des Volks getragen sein, und zweitens müssen jene äußeren Ereignisse Ausdruck vollkommenster Gesundheit und Einheit des Volkslebens sein und das Resultat hochherziger Erhebung abspiegeln." Diese zwei Bedingungen waren z. B. vorhanden bei der Gründung der Universität Leyden im Jahre 1575, in den deutschen Befreiungskriegen: sie fehlten 1848 und 1849, „die wahre Begeisterung und Erhebung wie die wahrhaft schöpferische Kraft in der Wissenschaft." Was ist denn nun jetzt anders geworden, und was hat frühere die Wissenschaft des Alterthums zu einer so hohen Geltung im Volksbewußtsein gehoben? Diese Frage veranlaßt einen Rückblick auf die Geschichte der Wissenschaft während der letzten funfzig Jahre; die gefeiertsten Namen werden uns vorgeführt und an ihnen gezeigt, worin der mächtige Einfluß liegt, den sie auf ihre Zeitgenossen geübt haben. „Der enge Zusammenhang mit dem Volksgeist und unserer Literatur gaben Ende des vorigen Jahrhunderts der Philologie die rechte Weihe und Productionskraft." Die Zeit eines Winkelmann, eines Lessing, eines Goethe war nicht ein Gegensatz zu den Werken des Alterthums, sie war vielmehr von ihnen durch und durch befruchtet: und wie damals Alles an den neuerschlossenen Blüthen der Dichtkunst sich labte und erquickte, so ging man auch gern zur Quelle zurück, von der sie genährt waren, und auch die Träger der Alterthumswissenschaft lebten in innigster Verbindung mit den Führern der deutschen Literatur. Die Darstellung dieser neuen und neuesten Entwicklungsphasen der Alterthumswissenschaft in ihren Hauptträgern Fr. Aug. Wolf, Gottfr. Hermann, B. G. Niebuhr, Aug. Boeckh u. A. empfehlen wir unsern Lesern insbesondere, da sie eine scharfe, doch unbefangene Auffassung und Würdigung der Persönlichkeiten und ihrer Leistungen zeigt. Auch die seitwärts liegenden, selbst scheinbar entgegengesetzten Richtungen der Romantik, der Bestrebungen auf dem Gebiet der neueren Geschichte (Ranke), der deutschen Philologie (Grimm), der deutschen Literaturgeschichte (Gervinus) werden berücksichtigt und treffend charakterisirt.

Dann wendet sich das Buch zu seiner eigentlichen Aufgabe, die Stellung der Alterthumswissenschaft in der Gegenwart, und bespricht die Feinde, die dabei zu überwinden, die Fehler, die innerhalb des eigenen Gebiets von den Fachgenossen gemacht werden, und das, was nach der Ansicht des Verfassers zu leisten sei, um der Wissenschaft des Alterthums den gebührenden Platz in der Schule und im Leben wieder zu verschaffen.

Um die Anschauungsweise des Herrn Herbst unsern Lesern vorzuführen, lassen wir eine Reihe von Gedanken aus dem Werke selbst, die als die Eckstein in dem Gebäude zu betrachten sind, folgen.

S. 32. Wolf hatte gegen Ende des Jahrhunderts den Gipfel seiner philologischen Thätigkeit erreicht und fing seitdem an, sich zu

Digitized by Google

zerstückeln und die neue Alterthumswissenschaft theoretisch auszubauen. Hiemit tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Philologie ein. (S. 34.) Wie sich aber die Philologie von der vaterländischen Literatur losmacht, so diese von dem Einfluß der Antike.

S. 43. Die Philologen wandten das Interesse von der poetischen Literatur der Griechen ab und erstlich zur griechischen Philosophie, zweitens zum antiken Staat hin.

S. 55. Also Wolf durch seinen Zusammenhang mit unserer Literatur, Niebuhr durch seine Verbindung mit dem Staatsleben der Gegenwart wurden die Meister und Leiter in der Behandlung des klassischen Alterthums.

S. 62. Gervinus namentlich entfernt sich sehr von der Betrachtungsweise der Romantik und seiner Freunde, der Brüder Grimm, obschon er diesen die entschiedenste Anregung verdankt. (S. 63.) So ist seine Arbeit gegenüber den Bestrebungen Grimm's beides zugleich, ein Fortschritt und ein Rückschritt.

S. 67. Die Geschichtschreibung, die dieses Namens werth ist, wird von der wahren Philosophie nur in der Methode, die bei ihr synthetisch, bei dieser melytisch ist, abweichen.

S. 95. Es kam uns darauf an, zu zeigen, wie sich im Laufe unseres Jahrhunderts die geistigen Interessen auf historischem Gebiet vorwiegend von dem klassischen Alterthum zur germanischen Vorzeit und von dieser zur neuen Geschichte in strenger Ordnung gewandt haben, und wie dieselben allemal von der Sympathie der allgemeinen Bildung begleitet und getragen werden.

S. 97. Die klassische Alterthumswissenschaft besteht in vielseitiger Thätigkeit fort, sie bietet den Anblick einer mannichfach belebten Werkstatt von Fachgenossen dar, die sich alle in den Gränzen der griechisch-römischen Welt bewegen, sie zeigt auf diesem Felde eine Rührigkeit und Gründlichkeit, eine Fülle von Kenntnissen und eine Herrschaft über das gewählte Gebiet, die den draußen Stehenden wohl in Erstaunen setzen kann. Doch es drängt sich zugleich eine Beobachtung auf, die den Eindruck dieses regen Treibens nicht wenig schwächt, ich meine die Wahrnehmung, daß es eine vom übrigen Leben und Wissen fast ganz isolirte, eine vom Geist und von der Triebkraft der Zeit verlassene Thätigkeit zu sein scheint, der wir hier begegnen.

S. 110. Es brach sich allmählich der einzig wahre Grundsatz Bahn, daß überhaupt keine Wissenschaft als solche mit dem Schulunterricht etwas gemein habe, sondern daß sich jede einzelne, was Maaß und Methode betrifft, dem geistigen Standpunkt der Jugend anzubequemen habe, selbst auf die Gefahr hin, dadurch ihren Charakter als Wissenschaft zu verlieren. So kam man auch zu der Einsicht, daß es darauf ankomme, den über die sprachlichen Elemente vorgeschrittenen Schülern das Wesentliche, den Gehalt und die Quintessenz des griechischen und römischen Wesens in Leben und Schrift nahe zu bringen, daß es aber durchaus zwecklos und darum verderblich sei, sie mit dem technischen Apparat der Philologie, mit Varianten, oder auch nur mit vorzugsweise grammatischen Interpretationen zu quälen.

S. 115. Die Oppositionen gegen die klassischen Studien gehen aus von dem Materialismus der Zeit, von dem geistigen Radicalismus, von einem einseitigen und ängstlichen Vaterlandssinn, und endlich von Seiten einer beengten und mißverstandenen Religiosität.

S. 118. Die Opposition gegen die klassischen Studien von Seiten des Christenthums hat mit einer wahren und lebendigen Auffassung des Christenthums, die überall die Keime höherer Wahrheit auch da, wo sie noch ohne unmittelbaren Bezug auf die christliche Offenbarung auftritt, anzuerkennen und zu ehren weiß, durchaus nichts gemein. — (S. 121.) Und ist denn der Geist, der aus den auf den Höhepunkten des griechischen Lebens stehenden Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern spricht, ist er etwa ein dem christlichen Glauben feindseliger und entgegengesetzter? Mit nichten. (S. 122.) Bei den Reformatoren erweckte das Zurückstreben nach dem Urspring des religiösen Lebens, für den Einzelnen in das Innerste seiner Seele, auf die erste und tiefste Beziehung zu Gott, auf den Glauben, für die Gemeinschaft zur ersten Kirche, in allen Gebieten auch des weltlichen Daseins ein Verlangen nach der ersten Quelle, nach einem unmittelbaren Geistesleben. Man suchte das Große und Gesunde allenthalben in der Vergangenheit, und man fand solche aus der Harmonie der Kräfte entsprungenen Erzeugnisse namentlich auch in der untergegangenen Literatur der antiken Völker.

S. 125. Indem wir uns nun mit aller Entschiedenheit auf die Seite der klassischen Bildung stellen, so leugnen wir damit doch keineswegs, daß die geschichtliche Form und der Geist derselben zur Zeit der Entstehung der Realschule an den augenfälligsten Mängeln litt, und daß somit die Gegner einigen Grund zur Opposition hatten.

S. 127. Die gelehrte Schule hat einen wesentlich ideellen Charakter. Sie will und soll auf der Entwicklung der Geisteskräfte beruhen. Zurückzugehn zu den Quellen der Bildung, zu den Anfängen geistiges Lebens, wo dasselbe, gleichsam staunend über sich selbst, noch unabgenutzt, einfach und stark einen Ausdruck suchte, Anfänge, die mit dem Erwachen des jugendlichen Bewußtseins zu viel Analoges haben: darin besteht der Weg, den das Gymnasium gehen wird und muß, wenn es seines Prinzips und seines Ziels eingedenk bleiben will.

S. 130. Das Vielerlei, das Durcheinander des Wissens, wo der geistige Faden von den Lernenden nicht festgehalten werden kann, bringt nur ein wüstes Chaos, eine Zerstreuung und Zerstückelung der Totalität des Geistes hervor, die mit dem Wesen der Jugend, jenem „innigen unzerstreuten Empfinden des eigenen Selbst" in geradem Widerspruch steht. Bei wenigen Gegenständen mit Liebe und Gründlichkeit verweilen, das ist die wahre Natur alles Unterrichts. Und gerade die alten Autoren der besten Zeit, die an keiner Skepsis, Reflexionssucht, peinlicher Ungeduld und Ueberfülle kranken, können ein Bild der Einfachheit und Einfalt, des festgeschlossenen Charakters und der vollständigen gründlichen Beherrschung und Durchdringung eines Gegenstandes geben.

S. 134. Es muß den unbedingten Anhängern und Anbetern des Zeitgötzen immer und immer wieder zum Bewußtsein gebracht werden, daß die bildende Kraft der Antike auf die modernen Völker und namentlich auf den deutschen Geist durchaus noch nicht erschöpft ist.

S. 139. Und ist es nicht ein tief gegründetes, stets wiederkehrendes Gesetz der Geschichte, daß ein Volk die Resultate der Arbeiten und der Mission des anderen nach Maaßgabe seiner Befähigung und seines immerhin beschränkten Naturells in sich aufnimmt, und daß es dafür sein eigenes austauscht? Deutschland

Digitized by Google

mußte aber vorzugsweise und fortgesetzt den Einfluß der Antike an sich erfahren, weil sich hier nicht wie in den andern Ländern Europas, Frankreich, England, Italien, Spanien, das germanische Element mit dem römischen bereits vom Beginn des Mittelalters an gemischt hatte. Während diese Völker nämlich das Pfand der Bildung, das nach höherer Fügung und nach der Natur der Dinge den nachlebenden Geschlechtern nicht verloren gehen sollte, schon in den ersten Prozeß ihres Werdens aufgenommen hatten und es in ihrem Schoße bloß zu entwickeln brauchten, mußte das deutsche Volk in der fast unberührten Originalität seiner germanischen Stammesnation es sich erst unter heißen Kämpfen im Innern und nach Außen aneignen.

S. 141. Und wird sich nicht alle Einwirkung des einen Volks auf das andere, auf die Form des Lebens im weitesten Sinne beschränken?

S. 168. (Reform der Schule.) Nur muß sich bei der Lectüre immer mehr der Grundsatz Bahn brechen, daß man statt der Vielerklärerei, die einzelnen Punkte in Sprache und Realien herausreißt, um daran zufällige Bemerkungen zu knüpfen, streng die einfache Lectüre im Auge behält und nur das zur Interpretation beibringt, was mit Nothwendigkeit aus dem Wesen des Textes folgt.

S. 179. Nur aus dem Zusammenhang mit den wirkenden geistigen Mächten des allgemeinen Lebens erwächst einem Wissenszweig Halt und Lebenskraft; wenn sich derselbe also einer bestimmten Seite des praktischen oder theoretischen Lebens ausschließlich hingibt, muß er auch mit der Beschränkung oder mit dem Zurückbleiben derselben an innerem Gehalt wie an äußerer Geltung einbüßen. Aber wie es nicht zufällig geschieht, daß gewisse einzelne Richtungen im Leben der Völker sich in verschiedenen Zeiten vordrängen, sei es eine partische, oder politische, oder wissenschaftliche, sondern wie diese Erscheinung in den realen Verhältnissen und Entwicklungen des Menschenlebens tief begründet ist, so ist es natürlich, daß solche überwiegende Mächte auch der Wissenschaft bestimmte Bahnen anweisen und Gesetze vorschreiben. — Die Macht der Zeit ist aber gegenwärtig an Stelle der Poesie das politische Interesse geworden, und zu ihm muß deshalb die Alterthumswissenschaft eine Stellung einzunehmen suchen, erweitert jedoch und getragen von wissenschaftlicher und religiöser Erkenntniß.

S. 187. Nennen wir nun allgemeine Bildung die Verbindung derjenigen ideellen Elemente, die nach Abzug des Technischen als Resultate aus den einzelnen Wissenschaften hervorspringen, so wird, je klarer der Geist des Alterthumsforschers ist, sein Fach ein um so richtigeres und bestimmteres Verhältniß zu den übrigen Disciplinen erhalten. Die Gründlichkeit wird nicht abnehmen, und die Lebendigkeit wird wachsen. Wer antike Poesie verstehen will, muß, abgesehen von angeborener Empfänglichkeit, die moderne kennen; wer den Mythos und die Religion der Griechen wie ihr sittliches Leben überhaupt richtig anschauen will — nicht in ihrer Einzelheit, sondern in ihrer wirklichen geschichtlichen Stellung — muß christlichen Glauben und religiöse Bildung besitzen; wer danach trachtet, den Staat der Alten in seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen, muß in dem Staat der Gegenwart heimisch sein und das Staatsleben anderer Zeiten erforscht haben. Das ist eben eine Forderung die jedem unerläßlich ist, der irgend ein Gebiet der Vergangenheit verstehen und in seinem Geist oder für Andere reproduciren will. Die Anschauung des Allgemeinen ist eine Vorbedingung für das Verständniß des Besondern.

S. 194. Wir sehen also, durch die Verschmelzung der innigen Beziehung zu dem hervorstechenden Zuge der Zeit, der immer eine subjective Seite haben wird, mit der Objectivität wissenschaftlicher Erkenntniß entsteht die wahre Reproduction des antiken Lebens. Dann wird sie eine Ansicht „sub specie aeterni" werden: die sittliche Ansicht der Geschichte, die alle einzelnen Elemente gleichwie Parteien in der politischen Welt betrachtet, über denen sie ihren Standpunkt einzunehmen sucht. Und das ist der wahre allgemeine Standpunkt der historischen Betrachtung. Hier hat er sein abstractes Wesen abgethan und einen reichen Inhalt gewonnen; es ist nicht ein bloß speculativer, sondern derjenige Standpunkt, wo die Speculation mit glaubensvoller Intuition zusammenfällt.

S. 197. Das Neue also, das unabweisbar Nothwendige, das ich für die classische Alterthumswissenschaft verlange, ist eine in wahrem und hohem Sinn historische Darstellung einzelner Perioden in zugleich allseitiger und tiefer Auffassung, ein Gesammtbild, wenn man will, aber nicht von sogenannten Zuständen, sondern von der Bewegung des geschichtlichen Lebens.

Wir schließen, indem wir Herrn H. unsern Dank aussprechen für den trefflichen Geist, in dem er seiner Aufgabe sich entledigt hat.

r.

Aeltere flämische Literatur.

Den Freunden der älteren flämischen Literatur wird es angenehm sein zu erfahren, daß die um dieselbe sehr verdiente Gesellschaft der flämischen Bibliophilen, welche seit 1839 in Gent besteht, dem Herrn Charles Muquardt in Brüssel, Gent und Leipzig den alleinigen Verkauf der wenigen Exemplare ihrer Publicationen, die in den Buchhandel gegeben, übertragen hat. Ich lasse das in mehrfacher Beziehung interessante Verzeichniß hier folgen:

Erste Reihenfolge.

Wetten. (14 SS.)

1. Het Beclach van Jhr Jan Van Hembyze. (60 SS.)
2. Dagverhael van de oproer te Antwerpen, in 1659. (50 SS.)
3. Kronyk van Vlaenderen van 580 tot 1467. (2 Bände. 262 u. 296 SS.)
4. Leven van Sinte Amand, patroon der Nederlanden, dichtwerk der XIVe eeuw. (2 Bände, 194 u. 246 SS.)

Zweite Reihenfolge.

Gewyzigde Wetten. (16 SS.)

1. Het Beleg van Gent, ten jare 965, naer een Hs. van Gilles De Voocht, XVIe eeuw. (40 SS.)
2. Het Keurboek van Antwerpen. (60 SS.)
3. Der Vrouwen Heimlykheid, dichtwerk der XIVe eeuw. (80 SS.)
4. Verhael der reformatie van de Abdy van Maegdendale, voorheen een vrouwenklooster binnen de stad Aude-

Digitized by Google

naerde. 1468. Naer een eventydig Handschrift. (44 SS.)

5. Gewoonten, vryheden en privilegien der stad Sint-Truyen.
6. Het Spel van de vyf Vroede en van de vyf Dwaeze Maegden. (54 SS.)
7. Politieke, Balladen, Refereinen, Liederen en Spotgedichten der XVIe eeuw. (344 SS.)
8. De Boec van Catone, een dietsch leerdicht, uit het latyn. Naer een Handschrift van het einde der XIIIe eeuw. (94 SS.)
9. Oudvlaemsche Liederen en andere Gedichten der XIVe en XVe eeuwen. (580 SS.)
10. Journal ofte Dagregister van onze reyze naer de keyzerlyke stadt van Weenen, ten jare 1716. (102 SS.)
11. Verslag van't Magistraet van Gent, nopens de godsdienstige heroerten aldaer, loopende van den 30 Juny 1566 tot den 30 April 1567; gevolgd door talryke bewysstukken. (246 SS.)
12. Het Leven van Philippus den Stauten, hertoch van Borgonien, ende van Margarita Van Male, gravinne van Vlaenderen. (270 SS.
13. Het Leven van Joannes den Onbevreesden, hertoch van Borgonien, graef van Vlaenderen. (80 SS.)
14. De Grimbergsche Oorlog, eidderdicht uit de XIVe eeuw. — Eeerste deel. Eeerste heft.
15. Memorieboek der stad Ghent van 't jare 1301 tot 1737. Eeerste deel. Eeerste heft.

Indem ich besonders auf die Nummern 3 und 4 der ersten Reihenfolge, und 7, 8, 9, 11 und 12 der zweiten aufmerksam mache, füge ich noch hinzu, daß von mehreren Publicationen, namentlich von den Bestandtheilen der ersten Reihenfolge, nur noch eine sehr kleine Anzahl Exemplare vorhanden ist.

Hoffmann.

Miscellen.

Im J. 1848 kamen zuerst zwei chinesische Männer und eine Frau nach San Francisco, im Februar 1849 waren schon 52 und am 1. Januar 1850, 712 Chinesen in Californien. Von diesen gingen 300 im Dienst der Guano-Compagnie, nach den Lobos-Inseln. Dennoch hatte sich bis zum 1. Januar 1851 die Gesammtzahl der Chinesen bis auf 4025 vermehrt, und bis zum ersten Januar 1852 auf 7529. Hinzu kamen nun im Jahre 1852: im Februar 435, im März 1065, im April 2201, im Mai 1955, im Juni 6146, im Juli 4894, im August 1994, so daß Anfang Septembers 1852, 27,058 Chinesen in Californien lebten. (Aus: „Die Vereinigt. Staaten von Amerika geogr. u. statist. beschr. v. Theodor Olshausen. 1. Heft.")

Herr E. J. Delecluze sagt in der Einleitung seiner Besprechung der jüngst eröffneten Pariser Kunstausstellung: „Dieselbe ist, im Allgemeinen genommen, besser als die vorigjährige. Wenn auch keine der Meisterwerke darin angetroffen werden, die nur in weiteren Zwischenräumen vorkommen, hat sie doch Ueberfluß an verdienstlichen Arbeiten jeden Genre's, deren mehrere der Beachtung von Kennern völlig würdig sind. Merkwürdiger Weise sind die beiden Bilder, deren Ausführung augenscheinlich die stärkste, die originellste, und, man muß es sagen, die männlichste ist, von zwei Damen gemalt, dem Fräulein Rosa Bonheur, der Verfasserin des Pferdemarktes zu Paris, und der Madame Stucel Peignie, die Blumen mit einer Mächtigkeit des Pinsels und einer Verve dargestellt hat, welche diesem Genre eine gewisse Wichtigkeit verleihen.

Zwischen dem 38° und 39° n. Br. (Cincinnati, Vandalia, St. Louis) fangen gewöhnlich an auszuschlagen der spanische Hollunder, der Wasser-Ahorn und die Trauerweide in der ersten Woche des März; die Pfirschenbäume fangen an zu blühen in der letzten Woche des März; Stachelbeeren und Johannisbeeren blühen Mitte April, Apfelbäume und Himbeeren den 20—25. April; Rosen und Geisblatt in vollre Blüthe am 1. Mai, Erdbeeren und Johannisbeeren sind reif in der ersten Woche des Juni. Heu-Erndte 24. Juni, Roggen-Erndte 4. Juli, Weizen-Erndte 10. Juli, Welschkorn in Blüthe Mitte Juli, Hafer-Erndte 21. Juli; Pfirschen sind reif den 6. August; der Wald bekommt gelbe Blätter in der letzten Woche des Septembre, Welschkorn-Erndte den 25. Oktober, der Wald blätterlos 30. October. (Aus: „Die Vereinigt. Staaten von Amerika geogr. u. statist. beschr. v. Theodor Olshausen. 1. Heft.")

In einer Besprechung der jüngsten Gemälde-Auction aus dem Nachlasse des Königs Ludwig Philipp, in dem Londoner Athenaeum, wird die Bemerkung gemacht, daß spanische Bilder in England nie in Gunst gestanden hätten noch zu kommen erwarten dürften, und daß der Theil derselben in der genannten Sammlung zu Paris oder Madrid muthmaßlich viel höhere Summen aufgebracht haben würden; daß sie jedoch besser bezahlt worden wären, als es vor einigen Jahren der Fall gewesen sein würde.

Der bekannte Fischkundige und Mitglied des Pariser Instituts, Herr Coste, hat 30,000 befruchtete Eier des Donau-Lachses in dem Etablissemente einer künstlichen Fischproduction zu Hüningen zum Ausbrüten zur gehörigen Zeit abgeben lassen. Eine gewisse Anzahl derselben Eiergattung wird augenblicklich in dem Collége de France nach demselben künstlichen System ausgebrütet.

Aus einem Bericht, welchen die Londoner Gesellschaft zur Förderung weiblicher Erziehung in ihrer diesjährigen Versammlung abgelegt hat, ergiebt sich u. a., daß durch ihre Vermittelung 99,855 Knaben und 13,995 Mädchen in Indien eine christliche Erziehung erhalten.

Berichtigung. Bei der Titelangabe der Notice &c. in dem Aufsatze: Baron de Staffart, fehlt die Jahreszahl 1852.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 46. Mittwoch, den 8. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Jäger ..... Seite 357
Die Expedition von Quiberon. (Fortsetzung.) ..... „ 358
Die Häupter der heutigen chinesischen Rebellen und die Eintheilungsweise ihrer Truppen ..... „ 361
Literatur:
Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Graf. zu Bentheim-Tecklenburg ..... „ 362
Shakspeare's Othello, für weitere Kreise bearbeitet von Dr. E. W. Sievers ..... „ 363

Der Jäger.

„Rasch ging es über Thal und Hügel,
„Nichts hemmte meinen schnellen Lauf,
„Die Sehnsucht lieh mir ihre Flügel,
„Sie hob mich fast vom Boden auf!

„Denn hin zu ihr, der Auserwählten,
„Ging ohne Rast der stete Schritt,
„Sie, deren Reize mich beseelten,
„Und Band und Blumen bracht' ich mit."

„Doch was zirpt des Feldes Grille
„Trauertöne mir in's Ohr?
„Schweige, Thierchen, schweige stille,
„Oder sing' ein munt'res Lied mir vor.

„Wär' nur der lange Weg beendet!"
„So dacht' ich bei erneuter Hast;
„Wie wird, wenn sie mir Willkomm spendet,
„Erquicken mich die süße Rast!"

„Singst du noch in Trauertönen?
„Grille, sag', was fällt dir ein?"
„Mich erschreckt dein banges Stöhnen;"
„Unberuf'ne Grille, loß das sein!"

„Schon hör' ich auf das Pförtchen gehen
„Vom Hüttchen, wo mein Liebchen wohnt;
„Davor seh' ich die Holde stehen,
„In deren Blick der Himmel thront."

„Die Phantasie, mit rosigen Zügen
„Malt ferner dieses Bild mir aus;
„Sie kann nur Wonn' an Wonne fügen; —
„Warum befällt mich denn ein Graus?"

„Ach, es sind der Grille Klagen,
„Die verfolgen meinen Pfad;"
„Grille schweig und laß die sagen!
„Was doch wohl die trübe Grille hat?" —

„Juchhe!! — Dort hinter jenen Bäumen
„Blickt freundlich mich das Hüttchen an;
„Von meiner Liebe schönsten Träumen
„Ich bald Erfüllung hoffen kann!

Digitized by Google

„Ich nahte rasch dem holden Ziele
„Mit glutherhöh'tem Pulsenschlag;
„Denn meiner Jugend Dämm'rungsspiele
„Begrüßte jetzt ein lichter Tag! —

„Ich klopfte an und klopfte wieder,
„Das Pförtchen ward nicht aufgethan,
„Gewiß, sie schmiegt erst an das Mieder:
„So dachte ich in meinem Wahn!

„Ich klopfte immer unverdrossen,
„Da that sich auf mein Himmelsthor —
„Ha! Thränen mir entgegenflossen,
„Das Auge sah nur Trauerflor!" —

„„Die liebend euer Herz erkoren,
„„Sie ruhet in des Grabes Nacht!
„„Doch nicht ihr Herz ist euch verloren,
„„Nur euer hat sie stets gedacht.

„„Bis zu des Pulses letztem Schlage
„„Erfüllet ihr den treuen Sinn,
„„Der Liebe sehnsuchtsvolle Klage
„„Geleitete sie oben hin.""

Dem Jüngling, wie vom Blitz getroffen,
Entsank der muth'gen Seele Kraft:
„Weh!! — all mein Wünschen, all mein Hoffen,
„Der Tod hat es hinweg gerafft!!" —

Rasch floh er durch des Hüttchens Thüre,
Verließ das theure — wehe Dach;
Verzweiflung lieh ihm Klag' und Schwüre;
Das Echo rief sie jammernd nach.

Und rastlos eilten seine Schritte,
Er wählte nicht des Fußes Pfad —
Doch plötzlich stand er in der Mitte
Des Ackers für des Himmels Saat.

Und seine dumpfen Blicke fielen
Auf einen frischen Todtenkranz;
Zart mit den weißen Bändern spielen
Sah er die Weft' im Sonnenglanz.

Und von des schwarzen Kreuzes Zeichen
Ward dieser Inschrift Sinn ihm kund:
„„Hier ruhet, wehe! unter Leichen
„„Die fromme, zarte Rosamund!""

Vor dem Kreuze sank er nieder,
Todesschmerz sollt' ihn umwehn:
„Grille, Grille, singe wieder,
„Weh! jetzt", rief er, „kann ich dich verstehn!!"

Die Expedition von Quiberon.

(Fortsetzung.)

Das Fort Penthievre, der letzte Vertheidigungsposten der Halbinsel, würde sonder Zweifel keiner Belagerung widerstanden haben; es bot sich aber dem Feinde noch die Gelegenheit dar, sich seiner bald und fast ohne Widerstand zu bemächtigen. Die Emigranten hatten in England eine ziemlich ansehnliche Anzahl französischer Gefangener geworben, Männer, die unter den Fahnen der Republik gedient hatten, und die von einem patriotischen Gefühl beseelt waren, dessen Stärke diejenigen, die sie anwarben, nicht zu würdigen vermochten. Die schlechte Behandlung, welche ihnen in England widerfahren war, hatte sie erbittert, und den Widerwillen, den ihnen die fremde Invasion, zu der man sie verwenden wollte, einflößte noch gesteigert. Sie sahen in dieser Werbung nur ein Mittel, ihrer Gefangenschaft zu entrinnen. Als der Her von Hervilly das Fort Penthievre eingenommen hatte, da hatte er fast dessen gesammte, kriegsgefangene Garnison seinem Regimente einverleibt.

Einigen dieser Soldaten wurde es leicht, zu den Republikanern überzugehen. Sie machten den General Hoche mit der bedrängten Lage der Emigranten-Armee bekannt, und setzten ihn zugleich von den geringen Vertheidigungsmitteln des Forts in Kenntniß, was dann den Gedanken in ihm erweckte, es Nachts zu überrumpeln. Inmitten eines furchtbaren Unwetters und dichter Finsterniß zogen zwei republikanische Colonnen, die eine links, die andere rechts der Landzunge, am Fuße des jähen und hohen Gestades auf dem Strande heran, den die Ebbe trocken gelegt hatte, während der General selber mit seinem Armeecorps gerade vor dem Fort erschien. So wie der Morgen dämmerte, sahen die englischen Fahrzeuge, die auf der Rhede vor Anker lagen, sich längs der Felsen etwas wie einen schwarzen Faden hinziehen. Es war dieses die Colonne zur Linken, die, im Wasser marschirend, sich dem Fort unbemerkt zu nähern gedachte. In demselben Augenblicke begannen auch die Batterien der Außenwerke zu feuern; da gerieth die republikanische Colonne in Unordnung, die Soldaten erklommen in Hast das Gestade, um nicht mehr niedergeschmettert zu werden.

Während der General Mühe hatte, seinen Angriff fortzusetzen, ging die Sonne auf, und da sah man oben vom Forte die republikanische statt der weißen Fahne wehen. Die Colonne zur Rechten hatte einen in England geworbenen Gefangenen zum Führer gehabt; dieser Mann hatte vor dem General einen außerordentlichen Eifer und Muth, und insbesondre einen bittren Groll über die Leiden seiner Gefangenschaft bekundet; er zeigte mit einer Art von Wuth die Spuren der Peitschenhiebe, die er wegen eines Versuches zu entweichen erhalten hatte. Unter seiner Leitung waren die Republikaner, indem sie das Gestade erklommen, zu einem schlecht bewahrten Punkte der Festungswerke gekommen. Sie drangen um so leichter ein, als bereits falsche Patrouillen, in den Monturen und Hüten verkappt, die man auf dem Schlachtfelde vom 16. aufgelesen hatte, unter der ihnen von David mitgetheilten Losung in den Platz eingedrungen waren. Die Kanonier wurden neben ihren Stücken niedergehauen. Ein Detaschement Emigranten suchte sich zu vertheidigen, und focht mit großem Muthe Mann gegen Mann, kam aber auch bis auf den letzten Mann um.

Digitized by Google

Das verschanzte Lager, welches unter den Kanonen des Forts angelegt worden war, konnte sich dort nicht mehr behaupten. Die unter den Gefangenen geworbenen Soldaten kehrten unter die Fahne der Republik zurück. Die Ueberbleibsel des Corps des Herrn von Hervilly und die Emigranten, welche mit dem Herrn von Sombreuil gekommen waren, zogen sich Quiberon zu tiefer in die Halbinsel zurück; der Artilleriepark, der in der Nähe des Forts aufgefahren gewesen war, fiel den Republikanern in die Hände, und eine Colonne von 800 Mann drang unaufgehalten vor. Es war erst 4 Uhr Morgens, und kein Kampf mehr möglich; es blieb sonach dem Grafen von Sombreuil und den Emigranten nichts weiter übrig, als sich so lange zu behaupten, daß die Trümmer der unglückseligen Expedition eingeschifft werden konnten, eine Aufgabe, die auch schon sehr schwierig war.

Als der Herr von Puisaye sah, daß Alles verloren war und seine Autorität nicht anerkannt wurde, hielt er es der Sache, der er diente, zuträglicher, nach England zurückzukehren, um dort seine Correspondenzen wieder aufzunehmen, den Chouans weiteren Beistand zu verschaffen und neue Pläne zu entwerfen. Er begab sich zu dem Admiral Warren an Bord.

Zuvörderst wurden dann einige Böte mit Verwundeten, Kranken, und solchen Leuten beladen, die nichts zur Vertheidigung beitragen konnten. Darnach wurde der Graf von Hervilly, so wie auch die Artillerie-Offiziere, da sie keine Kanonen mehr hatten, eingeschifft. Zu Anfang des Tages hatten die Republikaner sich dem kleinen Hafen von Orange nicht genähert, und die Einschiffung ging regelmäßig, jedoch nur langsam von Statten, weil man erst ein oder zwei Böte zur Verfügung hatte.

Bald rückten aber die republikanischen Colonnen heran, während keine Vertheidigungsanstalten getroffen worden waren. Die Unebenheiten des Terrains, vermittelst deren eine Hemmung ihres Marsches auf kurze Zeit wohl möglich gewesen wäre, konnten wegen Mangels des Geschützes nicht benutzt werden. Der Graf von Sombreuil zog sich deßhalb bis unter das am Ufer des Meeres belegene kleine Fort Portalignes zurück. Dort sammelten sich dann seine Truppen in großer Unordnung. Eine englische Corvette, die unfern des Ufers vor Anker lag, bestrich mit ihrem Feuer den bloßliegenden Strand, welchen die Republikaner passiren mußten.

Als diese dann aber den Royalisten zuriefen: „Ergebt Euch; streckt die Waffen; es soll Euch nichts geschehen!" da sagten Einige in den Regimentern, die von England herüber gekommen waren: „wir müssen uns ergeben." Dem entgegen erklärten der Herr von Vauban und diejenigen, die wußten, wie es in dem Chouanskriege hergegangen war, daß die republikanischen Truppen nie Pardon gäben.

Der Herr von Sombreuil wollte mit dem General Humbert, der die Avantgarde befehligte, parlementiren; aber das Feuer der Corvette verhinderte jede Communication. Man erlangte es indeß, daß sie ihr Feuer einstellte. Da drangen aber die Republikaner vor, und es erscholl aus ihrer Mitte der Ausruf „ergebt Euch!" Der General Hoche hielt seine Soldaten einen Augenblick zurück, erwiederte aber auf die Vorstellung von mehreren Offizieren, daß der Sieg in ein fürchterliches Blutbad ausarten würde: „Ich will eine Sache nicht in Frage stellen, die schon entschieden ist." Als dann einige Emigranten herbei kamen, um zu parlementiren, schenkte er ihnen kein Gehör, sondern ließ sie sofort festnehmen. Er wurde neuerdings angegangen, einen Kampf nicht fortzusetzen, der in einem Gemetzel enden werde, wobei man ihn noch darauf aufmerksam machte, daß sich unter den unglücklichen Ueberwundenen auch eine Menge der in England geworbenen Gefangenen befänden.

Während dieses Augenblickes von Unschlüssigkeit waren einige Offiziere bis zu einer kleinen verfallenen Mauer, der letzten Schutzwehr der Royalisten, vorgegangen und riefen diesen zu: „Seid Ihr nicht Franzosen? was wollt Ihr Euch denn massacriren lassen! Ergebt Euch, und macht, daß die Engländer ihr Feuern einstellen; denn wenn noch Einer der unsrigen fällt, wird der General sogleich Befehl zum Vorrücken geben!" Da sprangen mehrere aus der royalistischen Armee über die Mauer, und schlossen sich den Republikanern an, während die anderen sich einzuschiffen versuchten.

Für den Augenblick lag aber nur eine einzige englische Corvette unfern des Ufers. Sie hatte den Marsch der Angriffs-Colonne gehemmt gehabt, aber sie konnte den Flüchtigen kein Asyl geben, noch ihre Wiedereinschiffung bewerkstelligen. Der Herr von Sombreuil hatte mit dem Admiral Warren die Abrede getroffen, daß er durch ein Signal vom Thurm des Forts Penthievre benachrichtigt werden sollte, wenn die Republikaner es anzugreifen kämen, in welchem Falle er dann Schiffe schicken sollte, um jene zu beschießen. Nun war aber das Fort über Nacht genommen worden, und es war Alles mit einer solchen Hast und Unordnung zugegangen, daß gar kein Signal hatte gegeben werden können. Diese neue Fatalität mußte vollends den Untergang der unglücklichen Royalisten herbeiführen. Die Schaluppen, die sie zu schützen oder zu retten bestimmt waren, trafen nicht ein. Es befanden sich am Ufer zwischen 15—1800 Personen: Offiziere, Soldaten Bauern und Frauen. Die Verzweiflung bemächtigte sich Aller. Einige wateten ins Meer, den Schaluppen entgegen, die man erwartete; andere ertränkten sich, und wieder andere schossen sich eine Kugel vor den Kopf oder durchbohrten ihr Herz mit dem Degen. Endlich trafen alle die Böte des Geschwaders ein, hatten aber dabei gegen Fluth und widrigen Wind zu kämpfen.

Zwei Geschütze, welche die Republikaner herbeibrachten, störten auch dies letzte Hellmittel noch. Die englische Corvette begann aus aber auch aufs Neue zu schießen, so, daß sich ihr Feuer mit dem der Angreifenden kreuzte. „Lasset die Engländer ihr Feuern einstellen!" rief der General Humbert den Royalisten zu, worauf diese erwiederten: „Sie sehen schon, daß dieselben ebensowohl auf uns als auf Euch schießen." Da erbot sich der Herr von Guerry, zu der Corvette hinzuschwimmen, und sie zur Einstellung des Feuerns aufzufordern. Zuvor stellte er aber an den General Hoche das Ansuchen, bei diesem gefährlichen Unternehmen nicht auf ihn schießen zu lassen, was dieser nicht allein sofort bewilligte, sondern ihm, indem er sich über den Hals seines Pferdes herabbeugte, noch zuflüsterte, daß er nicht wiederkehren möchte. Der Herr von Guerry kehrte aber dennoch zurück, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, um sich nicht von seinen Kameraden zu trennen und weiter mit ihnen zu kämpfen oder zu sterben. Ebenso trug der Herr von Lamoignon seinen verwundeten Bruder in eine Barke, kehrte aber selbst wieder ans Ufer zurück.

Digitized by Google

Mit diesem Muthe der Hingebung, im Angesicht eines gewissen Todes, entweder heute auf dem Schlachtfelde, oder morgen auf dem Schaffott, blieb diese Handvoll Royalisten der weiteren Befehle ihres Generals gewärtig. Der Herr von Sombreuil hielt es aber für besser, der Menschlichkeit der Sieger zu vertrauen, als seine braven Gefährten niedermetzeln zu lassen; die allgemeinen Ausrufungen der republikanischen Soldaten und Offiziere schien ihnen ja das Leben zu verbürgen, und der General Humbert war dieser großmüthigen Stimmung auch nicht entgegen. So ließ der Herr von Sombreuil denn seine Leute die Waffen strecken, und verlangte eine Unterredung mit dem General Hoche, der darauf vom Pferde stieg, auf den unglücklichen Anführer der Royalisten zuging, und ihm große Egards bewieß. Man sah sie beide an dem jähen Rande des Gestades auf und abgehen, auf welchem das Fort erbaut ist. Sombreuil bat den General Hoche, ihn das einzige Opfer sein zu lassen, falls er keine Capitulation bewilligen könne, ein Anerbieten, das er dem General Humbert schon gemacht hatte, von dem ihm auch einige Hoffnung gegeben worden war, daß man darauf eingehen würde. General Hoche erwiederte bloß, daß er keine Wiedereinschiffung gestatten könne.

In diesem Augenblick trafen die beiden Conventsmitglieder Tallien und Blad ein, die Hoche, als er seinen Sieg gesichert gesehen, mit den Worten herbeirufen hatte: „Mein Werk ist vollendet, was nun noch zu thun bleibt, das ist Eure Sache.“

„Mein Herr,“ sagte Blad, der einer der Repräsentanten war, die nach dem 31. Mai gefangen gesessen hatten, „ich habe mich mit Ihren Eltern im Gefängniß befunden.“

Als der Herr von Sombreuil darauf erwiederte, daß man es den Emigranten doch nicht so gar groß zum Verbrechen anrechnen könne, wenn sie den Gefängnissen und den Schaffotten hätten aus dem Wege gehen wollen, da sagte Tallien in einem harten und hochfahrenden Ton: „Mein Herr, wir sind Alle unter dem Messer gewesen; doch ist es uns nicht eingefallen, die Waffen gegen das Vaterland zu führen.“ Da brach Sombreuil die Unterredung ab, und überreichte ohne weiter ein Wort zu verlieren Tallien seinen Degen.

Während dieser Besprechung hatten sich die Böte dem Ufer genähert und die Flüchtlinge warfen sich in sie hinein. Damit die Böte aber nicht bis zum Sinken überfüllt werden sollten, wie es bereits mehreren ergangen war, hielten sie sich in einiger Entfernung vom Strande, und die Unglücklichen gelangten nur vermittelst Tauen oder Rudern, die ihnen zugeworfen oder hingehalten wurden, zu ihnen, und wenn die festgesetzte Zahl complet war, so trieben die englischen Seeleute diejenigen, die sich noch am Rande der Fahrzeuge anklammerten und nicht weichen wollten, mit Ruderschlägen, ja selbst mit Säbelhieben auf ihre Hände zurück. Einige Schaluppen machten die Fahrt zwischen dem Ufer und der Fregatte Pomona hin und her fünf bis sechs Mal. So wurden die Herren von Contades, Chambray, Vaudun und Saint-Morys gerettet. Der Herzog von Levis, der schwer verwundet war, hatte sich, auf zwei Bretagnern gestützt, die unter ihm gefochten, mit Mühe bis an den Strand geschleppt, als eben ein bereits beladenes Fahrzeug vom Ufer abgestoßen war. „Kehrt um, und nehmt unsern Befehlshaber noch mit, wir verlangen für uns keine Aufnahme!“ riefen die wackern Chouans. Als nun das Boot wieder anlegte, da bat ein Fähndrich vom Regiment Hervilly, daß man auch seine Fahne retten möge, während er für sich gern auf jede Rettung verzichten wolle. Seine Bitte wurde gewährt, und seine Fahne zugleich mit dem Herzog von Levis in's Boot getragen und auf die Fregatte in Sicherheit gebracht.

Gegen 6 Uhr Morgens befahl der General Lemoine den Emigranten, sich in Reih und Glied zu stellen, worauf sie denn ohne irgend insultirt oder bedroht zu werden, in das Fort gebracht wurden. Der General Hoche hatte befohlen, sie mit den Egards zu behandeln, die dem unglücklichen Muthe gebühren. Eine ganze Bevölkerung, die sich vor den republikanischen Colonnen flüchtete, hatte ihr Heil auf der Halbinsel gesucht. Eine Menge Frauen waren mit ihren Kindern an Bord des englischen Geschwaders gebracht worden; die Zurückgebliebenen wurden unbehelligt gelassen.

Den folgenden Tag wurden die Gefangenen nach Auray transportirt. An ihrer Spitze marschirten die Herren von Hece, Bischof von Dol, von Sombreuil, von Broglie, von Sennetville, von Rieux und andere Edelleute. Es war ihnen nur eine schwache und im höchsten Grade ermüdete Bedeckung beigegeben worden. In den hohlen, und von Hecken umgebenen Wegen, welche die Colonne zog, war ein Entkommen leicht, und die Gefangenen konnten mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie in den bretagnischen Strohhütten ein Asyl und eine muthige Hospitalität finden würden. Eine sehr kleine Anzahl machte sich diese Gelegenheit auch zu Nutz, jedoch glaubten fast Alle an eine Capitulation, wenn auch nicht formeller Art, doch mindestens unter Berücksichtigung der Menschlichkeit und Ehre. Zu Auray angelangt, wurden die Gefangenen in einer Kirche eingesperrt.

Sombreuil und seine Gefährten irrten sich in der Voraussetzung, daß sich von den Gesinnungen, der Großmuth und des Erbarmens einer Regierung Etwas erwarten lasse, deren Dasein vom 10. August her datirte, die seit zwei Jahren daran gewöhnt war, das Blut stromweise in den Metzeleien oder auf dem Schaffot fließen zu sehen; für die mit dem Bürgerkriege nicht bloß das Völkerrecht, sondern jedes menschliche Mitgefühl beseitigt zu sein schien. Die Emigranten tödten war ein feststehendes Princip geworden, das gar keinen Zweifel und kein Bedenken zuließ.

Der General Hoche und viele Offiziere seiner Armee bedauerten sonder Zweifel auf's tiefste die Vertilgung der edlen und tapferen Widersacher, die durch sie überwunden worden waren. Die Zahl der Opfer erfüllte ihr Herz mit Schrecken; doch schien die Rettung der Chefs und der vornehmeren Emigranten ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Noch an dem Tage des Sieges selber entfernte Hoche sich von den Orten, wo blutige Hinrichtungen vorfallen mußten, und überließ seine Gefangenen dem Loose des nothwendigen Verlaufes der Gesetze der Revolution. Es kam ihm nicht in den Sinn, seinen Willen geltend zu machen, und unter Berufung auf seine Erfolge und seinen Ruhm einen hochherzigen Entschluß zu fassen.

Tallien befand sich vielleicht in einer ähnlichen Stimmung; auch er wollte nicht der Vollstrecker eines Gesetzes sein, das er nicht zu desavouiren wagte: er beeilte sich deßhalb, nach Paris zurückzukehren, und überließ seinem Collegen Blad die traurige Aufgabe, die revolutionnaire Rache zu überwachen. Er konnte noch zeitig genug im Convent eintreffen, um dort einen Gnadenact

Digitized by Google

in Vorschlag zu bringen, und so ein wahrhaftes Zeugniß seiner Rückkehr zu Meinungen und Gesinnungen zu bekunden, die er am 2. September und zu Bordeaux außer Acht gelassen hatte. Er nahm Rouget de l'Isle, seinen Secretair und Adjudanten, ein Mann von milden Sitten und gemäßigten Meinungen, obwohl der Verfasser der Marseillaise, die er aber nur als einen Kriegsgesang und nicht als eine Blut-Hymne gedichtet hatte, mit sich in seinen Wagen zurück. Derselbe hatte zu Quiberon mitgekämpft und war leicht verwundet worden. Während ihrer Fahrt unterhielten sie sich ohne Unterlaß über das Loos der unglücklichen Gefangenen von Quiberon. Zuweilen stieg, von seinem Freunde angefeuert, in Tallien der Gedanke auf, sie zu retten, und mit der Anzeige des Sieges, an welchem er Theil genommen hatte, ihre Begnadigung zu verlangen; hernach verfiel er aber wieder in seine Unschlüssigkeit, und konnte es nicht über sich gewinnen, eine Rolle zu spielen, die er selber als edel und groß erkannte.

Bei seiner Ankunft gewahrte er, daß die revolutionnairen Meinungen jeglichen Schlages im Convente durch den Versuch der Emigranten und den neuen Aufstand der Vendee nur noch mehr angefeuert und gereizt worden waren, und daß die Republikaner über die royalistischen Intriguen und Hoffnungen sich gleich sehr beunruhigt als entrüstet zeigten. Selbst die früheren Anhänger einer constitutionellen Monarchie waren durch die übertriebene Unduldsamkeit, die despotischen Prätensionen und die rachezathmenden Drohungen der Agenten der Emigration, deren Briefe an die Prinzen aufgefangen worden waren, der Republik in die Arme geworfen worden.

Tallien fürchtete, wenig Anklang zu finden, wenn er den Gefangenen das Wort redete und auf eine Amnestie antrüge. Er sah sich schon durch die Beziehungen compromittirt, in welchen er mit den royalistischen Comité'n gestanden hatte, indem sie sich in ihren Correspondenzen rühmten, von ihm ermunternde Antworten erhalten zu haben. Nun schwankte er nicht mehr; er bestieg am 9. Thermidor, während der Convent den Jahrestag des Tages feierte, wo Tallien seinen Ruhm feststellte, die Tribüne und proclamirte den Sieg von Quiberon in den gewähltesten Ausdrücken und mit einem Tone theatralischer Declamation, der, trotz der Größe des Ereignisses, in's Lächerliche fiel. Er begann:

„Ich begrüße Dich, erhabener Zeitabschnitt, in welchem das Volk die dezemvirale Tyrannei erstickt hat! Glücklicher, dreifach glücklicher Jahrestag, wo die Vertheidiger des Vaterlands die Coalition des Auslandes und des Brudermordes zu Boden geworfen haben, sei mir begrüßt! Der Heilsausschuß hatte uns befohlen, die Feinde der Republik zu besiegen, die es gewagt hatten, ihr Gebiet zu verunreinigen. Ihm ist gewillfahrt worden: die republikanische Armee hat die Armee der Gegenrevolution erwunden.

„Schon zu lange die schimpfliche Bürde von Albions Kriegsfesseln tragend, hat der französische Ocean seine legitimen Herrscher ihnen gebührende Haltung, die Haltung der Sieger wieder nehmen sehen; er ist beim Anblick unserer Braven, welche die Seine bewaffnet, der Enthusiasmus für die Republik geleitet hat, die den elenden Haufen der Complicen und Söldlinge Pitt's, heillosen Urheber aller unserer Drangsale und all der Thaten, gegen welche Frankreich seit fünf Jahren angerungen hat, bis mitten in die Fluthen, welche sie unter das Schwert des Gesetzes zurückgeworfen, verfolgt haben, freudig erzittert.

„Sie haben es gewagt, ihr Geburtsland wieder zu betreten, und das Geburtsland hat sie verschlungen."

Dann folgte, und stets in demselben Ton, eine Beschreibung der Vorfälle am 21. Juli. Die Ueberwundenen wurden beschimpft, verhöhnt, mit einer gemeinen Geringschätzung behandelt, wie sie es nur in einem Berichte Barere's hätten werden können.

Der Redner sprach von der Untüchtigkeit der englisch-chouanischen Emigranten-Armee, der neueren Paladins; von der Würde der französischen Armee, die gefährdet worden wäre, wenn man den Schlupfwinkel von Räubern nach den Regeln der Kunst hätte angreifen wollen; von dem Schimpf und der Ehrlosigkeit der Emigranten, die man wie eine Heerde Vieh fortgejagt habe. Er hob es hervor, daß keine Capitulation abgeschlossen worden sei, und äußerte seine Freude darüber, daß die Emigranten durch die Einstellung des Kampfes verhindert worden wären, auf dem Schlachtfelde den Heldentod zu finden, der für Verräther zu milde sei.

(Schluß folgt.)

Die Häupter der heutigen chinesischen Rebellen und die Eintheilungsweise ihrer Truppen. *)

(Nach einem chinesischen, der Regierung befreundeten Blatte.)

Hung-sew-tsuen, der sich den Titel: Thaeping wang, großer Frieden stiftender König, beigelegt hat, ist 41 Jahre alt, von großer Statur, hat ein rothes Gesicht und schwarzen Bart, und ist gebürtig aus Hwa-heen in der Provinz Canton (im 21° 37' N. Br. und 110° 48' O. Länge). Der Name und Zuname dieses Mannes sind falsch angegeben; sein wirklicher Name ist unbekannt, und es ist den Agenten der kaiserlichen Armee nicht möglich gewesen, ihn zu ermitteln.

Yang-sew-tsing, der sich Tung wan, östlicher König nennt, ist 30 Jahre alt, von gutem Aeußern, und trägt keinen Schnauzbart. Er ist mit der jüngeren Schwester des Hung-sew-tsuen verheirathet, aus Kwei-heen im Kwang-se (23° 7' N. Br. und 101° 19' O. Länge) gebürtig, und soll sehr tapfer sein.

Fung-yeu-san, der sich Nan-wang, südlicher König nennt, ist 32 Jahre alt, blaß von Gesicht und trägt einen kleinen Schnauzbart. Auch er ist aus Hwa-heen im Gebiet von Canton gebürtig, ist graduirter Literat, und hat Sew-tsae's Rang.

Wei-ching, auch Wei-ch'pang-hwey genannt, der sich Pih-wang, nördlicher König nennt, ist 25 Jahre alt, groß, von dunkler Gesichtsfarbe, und trägt einen kleinen Schnauz-

*) Bei der gegenwärtigen kritischen Lage des chinesischen Reichs dürfte selbst diese nur dürftige Skizzirung derjenigen, durch welche dieselbe herbeigeführt worden ist, für deutsche Leser von Interesse sein und dessen mehr noch in kurzer Zeit gewinnen, wenn das größte Reich auf Erden, wie es den Anschein hat, eine andre Gestaltung bekommen sollte.

Anm. der Red.

Digitized by Google

bart. Er ist aus Ping-nan, im Kwang-se (23° 32' N. Br. und 111° 8' O. Länge) gebürtig.

Fung-jih-ch'pang titulirt sich Ching-seang, Premierminister mit dem Sitz zur Linken. Er ist 37 Jahre alt, licht von Farbe, und trägt einen kleinen Schnauzbart. Er ist gebürtig aus Hwa-heen, in der Provinz Canton.

Shih-ia-k'hae titulirt sich zweiter Minister mit dem Sitz zur Rechten. Er ist von dunkler Farbe, hat einen langen Hals, trägt einen kleinen Schnauzbart, und ist aus Tsing-chin, im Gebiet von Canton (23° 5' N. Br. und 113° 58' O. Länge) gebürtig. Er ist 39 Jahre alt, etwas in der Literatur bewandert, und entwirft alle die Proclamationen, die von den Rebellen erlassen werden.

Tsang-san-sew nennt sich General der Armee der Vorhut.

Lo-ta-kang oder Lo-a-wang nennt sich Generallieutenant der Armee der Vorhut. Seine Leute nennen ihn Lo-ta-ko. Er zeigt großen Muth.

Hoo-e-see und Tsang-se haben sich Beide den Titel von Garde-Generalen beigelegt.

Choo-seih-kwan läßt sich General-Inspector tituliren.

Lae-han-ping und Lae-han-kwang, Brüder von Frauen des Hung-sew-tsuen, lassen sich Garde-Chefs nennen, haben jedoch speciell noch kein Amt bekleidet.

Seaou-chaou-p'chen, Tsang-san-yay, T'hoo-yih-yay ꝛc. fungiren bei den Aufrührern als Räthe.

Die vorstehenden Namen sind die einzigen bekannten, außerdem giebt es aber noch eine Menge Männer, die in den geheimen Staatsangelegenheiten eine Stimme haben. Die Rebellen haben auch ihre Inspectoren, ihre Zahlmeister, ihre kaiserliche Garden, ꝛc., die sämmtlich gelbe Schärpen und Schleiertücher tragen und mit Excellenz angeredet werden. Außer diesen sind andre mit rothen, grünen und gediümten Schärpen und Rangzeichen geschmückt. Noch eine andere Classe, mit rothschwarzen Schärpen, hat die Aufgabe, das Volk zum Eintritt in ihren Bund aufzufordern. Der Eid, den sie die Neophiten schwören lassen, besagt im Wesentlichen: „wer nicht aufrichtig zu uns hält, der möge von den Kanonen weggeblasen, mit Säbeln in Stücken gehauen, oder in's Meer gestürzt werden."

Die Eintheilung der Truppen ist bei den Rebellen in folgender Weise organisirt: ein Kwang-chang Sergeant befehligt über 25 Mann, ein Pih-chang oder Lieutenant über vier Sergeanten d. h. über 104 Mann, ein Leu-suh oder Capitain über vier Lieutenants, d. h. über 420 Mann, ein Spe-suh oder Obrist über vier Capitains, d. h. über 1684 Mann, ein Konu-suh oder Brigadier über vier Obristen, d. h. über 6740 Mann.

Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Würzburg 1853. Verlag des polytechnischen Vereins.

Der edle Dichter giebt seine Liederspenden als freundliche Gabe zum Besten einer zu begründenden Blindenanstalt, treu dem hohen Doppelberufe der Dichtkunst, in den Menschenherzen Mitgefühl zu wecken für die Freuden und — Leiden der Welt, und den Geist zu erheben durch Bilder des Großen und Schönen. Der Dichter klopft bittend an alle fühlenden Menschenherzen, er bittet für die ärmsten Armen, für die Blinden, die unglücklicher und hülfloser sind als andere Arme, weil sie nicht einmal betteln können, denn, wie es schön und wahr im Einleitungsgedichte heißt:

Doch in des Daseins Dämmerschein
Kein tiefer Leid, als blind zu sein.

Der Dichter bittet um milde Almosen, und reicht dafür dem Geber die Schätze seines Geistes dar.

Der vorliegende Band zerfällt in religiöse Gedichte; vaterländische und vermischte Lieder und Bilder; und Sagen. In der ersten Abtheilung spricht sich ein tiefreligiöser, männlich-ernster Sinn aus, der gleich weit von süßlicher Schwärmerei wie von kaltem eisernem Glaubenseifer entfernt ist. Es ist der Geist der Liebe, der versöhnend und erhebend drüber weht. Man fühlt es den Gedichten an, daß sie keine gemachten Reimereien über biblische Sprüche sind, man sieht, daß sie ihre Quelle in des Dichters innerstes Ueberzeugung haben, in der Ueberzeugung, daß wir Alle Kinder eines guten Vaters sind, dessen Führungen wir uns getrost überlassen dürfen, ob der Weg durch Lust geht oder durch Leid, das Ziel ist dasselbe. Eines der schönsten Gedichte dieser Abtheilung ist:

Das Kreuz.

Was ringst du auf der scheuen,
Auf der rauhen Erdenbahn?
Alles darfst, o Christ, du hoffen,
Klammerst du an's Kreuz dich an!
Hat dich Schmerz und Leid betroffen,
Sei dem Kreuze unterthan!
Gottes Reich zeigt dir sich offen,
Wandle muthig himmelan!

Allen Menschen wird im Leben
Leid und Freude zugetheilt;
Jeden wird das Kreuz erheben,
Der zu ihm voll Sehnsucht eilt,
Und im gläubig frommen Streben
Gern an seinem Fuße weilt;
Wer wird bang im Leid erbeben,
Da das Kreuz die Schmerzen heilt?

An dem Kreuze blüht Entzücken
Und des Friedens Seligkeit;
Soll dich, Christ, der Lorbeer schmücken,
O, so halte dich bereit!
Nimm das Kreuz auf deinen Rücken!
Deine Kraft sei ihm geweiht!
Scheint es nieder dich zu drücken,
Gott der Herr hilft jederzeit.

Digitized by Google

Auf des Kreuzes Dornenwegen
Ging der Heiland Allen vor,
Und er wandelte in Segen
Was der Mensch dereinst verlor;
Labtal strömet die entgegen,
Kühner dringt dein Geist empor!
Vor des Kreuzes wilden Schlägen
Zittert nur der feige Thor.

Will auch Alles dir entschwinden,
Was dein Herz mit Glück erfüllt, —
In dem Kreuze wirst du finden
Was dein frommes Sehnen stillt;
Aus des Lebens Irrgewinden
Führt dich des Erlösers Bild;
An sein Kreuz sollst du dich binden,
Mächtig ist des Herren Schild.

Die zweite Abtheilung: Lieder und Bilder, beginnt mit einem Grußliede an das deutsche Vaterland. In den folgenden Gedichten preist er Franken und Bayern, schildert Deutsche, Engländer und Franzosen, und giebt uns Reiseeindrücke aus den Pyrenäen, vom Meer und vom Rhein, und zwischen diese zerstreut er Lieder verschiedener Stimmung. Eine Betrachtung auf dem „Père Lachaise zu Paris" schließt mit folgendem Gedichte:

Es glich die Stadt dem rauchenden Vulkane,
Des Volkes Stimmung einer Wetterfahne,
Dem dumpfen Rauschen schwarzer, hoher Föhren;
Die Todtenhügel auf dem Kreidefelsen
Sah ich beleben sich und niederwälzen,
Des Lasters weite Bauten zu zerstören.

Tiefgefühlt und sinnig sind die Strophen, die seiner Tochter Geburt veranlaßte:

Im Schlummer ruhten einst die Fluren,
Erwartend Frühlingsauferstehn;
Noch trug der Hain des Winters Spuren,
Kein grünes Hälmchen war zu sehn;
Da wagten unter'm warmen Moose
Die ersten Veilchen sich hervor,
Und unter lieblichem Getose
Begrüßte sie der Vögel Chor.

Mich lockten seine Zauberdüfte
Zu dem verborg'nen Veilchenstrauch,
Und was die Lüfte früh durchschiffte,
Erquickte sich am Blumenhauch.
Die Märzen Drosseln sangen leise,
Zum Himmel stieg die Lerche hin,
Und klappernd sah nach langer Reise
Den Storch ich zu der Heimath ziehn.

Er schwang den Märzstaub vom Gefieder,
Sein Kleid putzt er sich stattlich aus;
Gar schwer beladen schwebt' er nieder
Und trat als lieber Gast in's Haus.

Er legt' ein Mädchen in die Wiege:
Es war des Frühlings Ebenbild,
Es trug der Mutter sanfte Züge,
Des Herzens Zeichen, das so mild.

Die Mutter schloß mit süßem Beben
Das erste Kind an ihre Brust;
Sie schien der Erde zu entschweben,
Nichts war ihr mehr von Schmerz bewußt.
Und wie am warmen Frühlingstage
Die Eisesdecke wird gesprengt,
Der Sonne Kraft im jungen Schlage
Die Knospe aus der Hülle drängt.

So riß der Sorge dunkler Schleier,
Der schwer auf meiner Seele lag,
Mein trockner Auge blickte freier
Hinaus zum jungen Frühlingstag.
Und alle jene süßen Träume,
Seit Jahresfrist in mir erwacht,
Hast als lebend'ge Hoffnungskeime
Du, theures Weib, mir wahr gemacht.

Die größere Hälfte des Buches wird von den „Sagen" in Anspruch genommen, die uns der Dichter aus allen Landen berichtet. Es sind hier nicht alle Stoffe gleich glücklich gewählt, und manche spröde Gegenstände haben sich darum auch schwerer in poetische Form gefügt, aber dennoch hat sich nirgend etwas wirklich unpoetisches eingeschlichen. Die mitgetheilten Sagen erhalten wir zumeist zum ersten Male aus Dichterhand, und einigen schon früher bearbeiteten hat der Dichter neue Seiten abzugewinnen gewußt. Zu den gelungensten Spenden dieser Abtheilung rechnen wir den Grenzlauf, Dorf Eine in Westphalen, der neue Sohn, der Rhein- und Wildgraf zu Stein u. s. w., die unsere Leser im Buche selbst nachschlagen wollen, damit ihnen zum Verdienst eines guten Werkes auch noch der Genuß guter Gedichte werde.

Franz Holzwarth.

Shakspeare's Othello, für weitere Kreise bearbeitet von Dr. E. W. Sievers, Oberlehrer am Realgymnasium zu Gotha. (A. m. d. Titel: Shakspeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet. V. Othello.) Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1853. 132 Seiten. 8.

Da uns die vorhergehenden Bände dieser Bearbeitung Shakespear'scher Dramen, in deren erstem sich der Verfasser vermuthlich über den Plan und Zweck seiner Arbeit näher erklärt hat, nicht zur Verfügung stehen, so können wir nur über die anzuzeigende Partie derselben, wie sie uns vorliegt, berichten.

Bekanntlich lieferte eine Novelle Giraldi Cinthio's einen Theil des Stoffes zu dem 1602 zuerst aufgeführten Drama,

Digitized by Google

dessen Inhalt uns in Erzählungsform vorgetragen wird. Wäre dies in dürrer, trockener Weise geschehen, so würde man eine solche Wiedergabe des Originals eine wenig glückliche Idee nennen müssen. Der Verfasser hat aber nicht allein Geschichtsmomente ergänzend eingefügt, sondern die Charaktere der Personen des Dramas, die Motive ihres Handelns zu entwickeln sich bemüht und, was immerhin gegen derartige Analysen dichterischer Productionen einzuwenden sein mag, den Freunden Shakespeare's, wenn auch nicht einen vollständigen Commentar zum Othello, doch einen, gewiß vielen von ihnen willkommenen Leitfaden in die Hände gegeben, um die weniger klar dargelegten Beziehungen einzelner Scenen und Personen zu einander zu erkennen und richtig zu würdigen. — Die Sprache der Darstellung ist eine edle und gewählte. Als Beleg entnehmen wir dem fünften Capitel ein Bruchstück, die Charakteristik Jago's.

„Jago war aus den tiefsten Schichten der Bevölkerung hervorgegangen, ein Proletarier von Geburt, der schon früh den Fluch seiner Paria-stellung an sich erfuhr. Während ihn überall Glanz und Luxus umgab, mußte er dienen, um nur seinen Unterhalt zu finden, und während er von Natur dem Dienen widerstrebte, hatte er noch überdies manche besondere Kränkung zu erleiden, ohne daß eine Wohlthat sein reizbares, ehrgeiziges Gemüth wieder versöhnte. Im Gegentheil, auch um sich her sah er die treusten Diener Anderer nicht selten mit Dienstentlassung belohnt, wenn sie alt geworden waren und nicht mehr dienen konnten, und ebenso sah er die Machthaber im Staat ihrem eignen Vortheil rücksichtslos die Anderen opfern. Das merkte er sich und danach zeichnete er sich seinen Weg vor. Dienen mußte er nun einmal, da ihn Mutter Natur nicht in den Reihen der Bevorzugten hatte geboren werden lassen, allein nun beschloß er, die Unterwerfung unter den fremden Willen soweit zu treiben, daß sie wieder in ihr Gegentheil umschlüge und seine Herren zu seinen Dienern machte. So ward er zu jenem Heuchler, der sich seinem Herrn gegenüber den Anschein gab, als habe er sein eignes Ich, um ihm zu dienen, ganz in sich ertödtet, der aber dadurch eben die Möglichkeit erlangte, für sich selbst zu sorgen. Von seinem Herzen hatte er bei diesem Streben keinen Widerstand zu fürchten, denn dieses war schon früh alles Gehalts so sehr entleert, daß von Menschenliebe bei ihm nicht mehr die Rede war. Er kannte nur noch sich und hatte den Egoismus mit Bewußtsein zu seinem Panier erhoben, weil er ganz sein wollte, was er war; auf die halben Egoisten um ihn herum sah er mit Verachtung herab, wie er andrerseits über Liebe nur spotten konnte und überall verkappten oder unbewußten Egoismus sah. Sein Ehrgeiz war, der Welt ein Beispiel aufzustellen, was wahrer Egoismus sei, und er kam mit diesem Ehrgeiz zu demselben Ziel, wie Othello mit dem seinigen: nur seiner Pflicht zu dienen und auf sich zu verzichten. Denn wie Othello, war auch Jago fähig, seinen letzten Zwecken alle andere Vortheile zu opfern, und seine persönlichen Neigungen und Wünsche jeden Augenblick zu unterdrücken — und doch hatte er es mit einer ursprünglich starken Natur zu thun, die ihm keinen geringen Widerstand entgegensetzte, deren sichere Beherrschung ihm dagegen auch ein um so stärkeres Selbstgefühl gab.

Der Plan nun, Othello zu vernichten, und jenes Zurücktreten seiner persönlichen Motive zur Rache, so daß die Freude an der Geltendmachung seiner Macht ihm gegenüber in den Vordergrund trat, bezeichnet eine neue Entwicklungsphase in dem Charakter Jago's. Othello, dem er von Seiten seiner Kraft in so vielen Stücken gleich war, war doch sein directer Gegensatz und gerade daß Othello mit seinem Grundsatz der Verzichtleistung auf sich selbst und der Hingebung an seine Pflicht zu denselben Resultaten der Selbstbeherrschung und unbedingten Sicherheit gelangt war, mußte Jago, dessen Selbstgefühl sich allein auf sie stützte, viel tiefer erbitteren, als seine äußeren Erfolge, ja auch diese mußten ihm die Frage immer näher legen, was er mit seinem Egoismus, auf den er sich doch so viel einbildete, Othello gegenüber denn eigentlich sei. So kam es, daß seine persönlichen Antriebe zur Rache an Othello immer mehr von ihrer Bedeutung verloren; denn nun faßte er den Gedanken, der aber eine Lebensfrage für ihn war und daher mit der Kraft des Instinkts auf ihn wirkte, die Macht des Egoismus als eines Prinzips mit Othello's Prinzip zu messen und durch die Vernichtung des Letzteren den Beweis zu führen, daß sein Prinzip das höhere sei. Die Macht hatte er nun, diesen jetzt von bloß persönlichen Zwecken geläuterten Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu führen und daher triumphirte er; aber als er seinen neuen Anschlag noch ein Mal überschaute, erschrak er doch selbst über das Teuflische seines Planes, einem Menschen, der nach einem Leben voll Aufopferung für sich Nichts weiter forderte als häusliches Glück, gerade dieses Glück zu zerstören, und ohne eine persönliche Veranlassung oder vielmehr ohne den Schein eines berechtigten Hasses gegen ihn hätte er, trotz aller seiner Bosheit, bei seinem Anschlag nicht verharren können; aber er hatte einen solchen Schein gegen Othello in Händen. Jago war vor noch nicht langer Zeit durch ihn dem Spotte seiner Kameraden preisgegeben worden und seinem eignen Aerger dazu. Es ging nämlich die Rede, Othello habe seine Frau verführt, und Jago, obwohl er nicht wußte, wie weit dieses Gerücht begründet war, hatte sie doch dafür büßen lassen, ganz auf seine rohe Weise, indem er ihre Freiheit beschränkte und mehrmals nahe daran war, sie zu schlagen. Nun war der Augenblick gekommen, auch an Othello diesen Schimpf zu rächen, mochte die Sache nun wahr sein oder nicht; dazu war aber die Verführung Desdemona's und die Erregung der Eifersucht in Othello gerade der rechte Weg. Sein Plan war demnach nach allen Seiten hin befriedigend und ein in sich einiges Ganze und er durfte triumphirend in die Zukunft sehn; denn wenn er auch die Ausführung im Einzelnen noch nicht deutlich sah, so hoffte er doch auf die Unterstützung der Umstände. Es lag in seiner Art, wie der gute Mensch bei redlichem Wollen auf den Beistand der sittlichen Weltordnung baut, so seinerseits zu seinen Zwecken auf den der bösen Mächte zu rechnen: er stellte sich daher mit Zuversicht unter ihren Schutz."

Die geschmackvolle Ausstattung theilt das besprochene Buch mit allen übrigen Verlagsartikeln der Westermann'schen Buchhandlung.

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 47. Sonnabend, den 11. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Abend ..... Seite 365
Beim Betrachten einer Steinkohle ..... „ 366
Die Expedition von Quiberon. (Schluß.) ..... „ 366
Literatur:
Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten geschildert von Anthony Graf Hamilton „ 369
Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos ..... „ 370
Das lateinische Gebetbuch des Kaisers Maximilian I. ..... „ 371
Einige der neuesten Erscheinungen der belgischen Literatur.... „ 372
Aphorismen von Dr. S. W. ..... „ 372

Der Abend.

Es sinkt der Tag! Geheimnißvolles Schweigen
Schwebt wie ein Engel über Gottes Welt;
Es muß die Sonne dem Gesetze weichen,
Sie sinket blutroth an dem Himmelszelt.
Es ziehen Wolken gleich der Karawane
Am blauen Aether majestätisch vor
Und es erscheint am weiten Himmelsplane
Der Mond, erhaben wie ein Himmelsthor.

Es kommt die Nacht mit schwärmerischer Milde,
Dir der Gedankenfülle mächtig ruft;
Und wie ein Gruß schwebt über das Gefilde
Der Heliotrope himmlisch süßer Duft.
Kein Leben um mich her, als nur die Grille,
Die ein Gebet im grünen Schatten zirpt,
Und doch ein emsig Leben, — unser Wille,
Der wohl erlähmet, aber nimmals stirbt.

„Noch eine Stunde hab' ich zu den Meinen,"
So spricht der Wanderer, der am Wege zieht;
Ihn treibt's mit Sehnsuchtsschmerzen zu den Seinen, —
Wer weiß wohl, welch Gefühl ihn jetzt durchglüht.
Vielleicht steht Liebchen schon am Wiesensaume,
Will ihn empfangen mit gewohntem Gruß,
Vielleicht auch, daß von diesem Lebenstraume
Die gute Mutter Abschied nehmen muß.

Sei's was es will! Es giebt ein heimlich Walten,
Es wohnet in der kleinen Menschenbrust,
Denn plötzlich zwingt's den Wanderer zu halten,
Als wär' des Mitgefühles er bewußt.
„Nimm meine frommen Wünsche als Begleiter
Nimm einen Gruß an deine Mutter mit!"
Es steht der Fremdling, sinnt, dann geht er weiter
Und immer leiser tönt sein müder Tritt.

So wie der Pilger, der noch wildem Sturme
Auf offnem Meere im Gebete liegt,
So glüht ein Dankgebet in jedem Wurme,
Weil ihn die Nacht in süße Ruhe wiegt.
Aus jeder Menschenbrust entfliehet der Kummer,
Der sich der Wogen gleich kurz aufgethürmt,
Und endlich schleicht dahin der goldne Schlummer,
Wo noch die wilde Leidenschaft gestürmt.

Würzburg. Franz Wachter.

Digitized by Google

Beim Betrachten einer Steinkohle.

Ich hielt ein Stückchen Kohle in der Hand,
Und dachte an die längstentschwundne Zeit
Als sie, ein Baum, im grünen Walde stand.

Da dehnten sich die Wasser tief und weit,
Sie schwollen wie des Mississippi Wogen,
In Majestät und stolzer Herrlichkeit.

Und der Gewässer Ufer war umzogen
Von Calamiten und von Schachtelhalmen
Die, Riesenstämme, sich im Winde bogen.

Sie ragten stolz gen Himmel, gleich den Palmen,
Doch sang kein Vogel auf den grünen Zweigen
Der Lieb' und Sehnsucht gottergebne Psalmen.

Die Wasser brüteten in tiefem Schweigen,
Die Krokodile sonnten sich im Sand,
Und sahn der Fluth den Ichthyosaur entsteigen.

Es war zur Zeit, als noch ein Flammenbrand
Gen Himmel lohte aus der Berge Kuppen,
Als sich in Schmerz die Erde kreißend wand.

Formlos geballt lag sie in wilden Gruppen,
In Fluthendrang und durch der Flamme Kraft,
Sollt' sie, verklärt, ein Phönix sich entpuppen.

Und was sie schuf und zeugt' war riesenhaft,
Es war ein Spiegelbild des Wundervollen,
Und auf gen Himmel stieg die Feerenschaft.

Und die Gewässer, wenn sie überschwollen,
Durchbrachen jach der Berge Riesendamm,
Daß es erklang wie lauten Donners Rollen.

Der Plesiosaurus auf den Fluthen schwamm,
Er ragte mit dem Halse langgebogen
Bis an der Sigillarien höchsten Stamm.

Und wie im Weltmeere donnerten die Wogen,
Des Mondes und der Sonne Strahlenpracht
War stets von Nebelschleiern dicht umzogen.

Geschieden war der Tag nicht von der Nacht; —
Die von Gestirnen üppig reich durchwebte
Entrollte nur das dunkle Banner sacht,

Und Gottes Geist ob wilden Fluthen schwebte.

Heinrich Zeise.

Die Expedition von Quiberon.

(Beschluß)

Tallien fuhr dann fort:

„Wie hätte wohl irgend eine Beziehung zwischen uns und diesen Rebellen statt finden können? Was anders als Rache und Tod gab es Gemeinsames zwischen uns? Die Ueberwundenen brachen in ein Geschrei der Verzweiflung aus, und verlangten, sich zu ergeben. Dieser Augenblick war der verhängnißvolle Termin zur Züchtigung so vieler Verbrechen und Verrätherein. Welch ein Schauspiel für Frankreich, für Europa, für die ganze Welt, wie diese so stolzen Emigranten in Demuth unsren Freiwilligen ihre Waffen übergeben, und ihnen mit Thränen der Schaam und der Reue in den Augen für die Gesinnungen der Großmuth danken, die den Franzosen so eigen sind und die von schönen Seelen inmitten des Sieges stets empfunden werden!

„Das ist das Resultat dieser Expedition gewesen, welche der Republik eine Armee in die Hände geliefert hat, die durch die englische Regierung an unsre Küsten ausgespieen worden war, um eine Gegenrevolution herbeizuführen, die Patrioten zu ermorden, und das Eigenthum derjenigen zu verwüsten, die der Republik treu geblieben waren."

Es war, als ob Tallien es darauf angelegt hatte, die volle revolutionnaire Wuth gegen die Ueberwundenen aufzuregen und die öffentliche Meinung zu seiner erkünstelten Exaltation herüberzuziehn. Sicherlich glaubte er selber nicht an die Beschuldigung, die er in folgendem Satze von der Tribune herab erschallen ließ:

„Ich habe da einen der Dolche in Händen, mit welchen alle diese Ritter bewaffnet waren, um sie den Patrioten in's Herz zu stoßen, die sie aber nicht gegen sich selbst gebraucht haben, weil sie wußten, daß sie vergiftet waren." Er zeigte nun einen Dolch vor, und setzte hinzu: „Alle Nationen müssen es erfahren, daß man sich durch die Verwundung eines Thieres mit diesem Dolche überzeugt hat, daß er vergiftet war."

Und diese Fabel wurde demselben Volkshaufen aufgetischt, durch welchen man am 10. August und 2. September die Vertheidiger des Königs hatte morden lassen, indem man ihnen den Namen Dolchritter beigelegt hatte.

Damit man ihm nicht den Vorwurf machen könne, „die großmüthigen Gesinnungen unbeachtet gelassen zu haben, welche schöne Seelen nach dem Siege empfinden," suchte Tallien mit dem Wunsche einer revolutionnairen Rache die Egards und die Menschlichkeit in Einklang zu bringen, welche die Offiziere und die Soldaten ihren Gefangenen bewiesen hatten. Er sagte:

„Außerhalb des Kampfes ist nicht ein einziger Feind umgekommen; es ist selbst keiner insultirt worden. Ich habe gesehen, wie mehrere der Unsrigen kranke oder verwundete Emigranten geführt und auf's sorgfältigste gepflegt haben. — „Repräsentant", sagten diese wackren Leute, „wir sind keine Mörder; wir wehren uns gegen den, der Waffen trägt, nehmen aber selbst den Verbrecher in Schutz, wenn er wehrlos ist." — Aber es giebt Gesetze gegen die Verräther, und wir verlangen, daß sie in Ausführung gebracht werden.

„Wir haben ihnen versprochen, daß durch die Militair-Commission Justiz geübt werden soll; dieselbe ist auch eben in Thätigkeit, und mit der Anwendung des Gesetzes beschäftigt."

Digitized by Google

Dieser Bericht wurde häufig durch den lautesten Applaus und das Geschrei, es lebe die Republik! unterbrochen. Es fiel keinem Conventsmitgliede ein, an der Folgerung etwas auszusetzen. Man votirte, daß die Küsten-Armee von Brest sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe; auch geschah eine ehrenwerthe Erwähnung des Generaladjudanten Menage, der zuerst in das Fort Penthievre gerückt war, so wie David's und zweier anderer Unteroffiziere, die, zu ihren Fahnen zurückkehrend, den Colonnen bei dem Nachtangriff als Führer gedient hatten.

Das Orchester des Conservatoriums war in den Saal geblieben und es wurde auf's Neue musicirt, sobald Tallien seinen Bericht abgestattet hatte. Da hörte man dann die Arien der Marseille und des Ça ira! an welche sich die Erinnerung so vielen vergossenen Blutes knüpfte. Als Zeichen der Unparteilichkeit mußte auf Bailleul's Verlangen auch das Reveil du Peuple zum Besten gegeben werden. Er sagte:

„Wenn von andern Kannibalen unter Absingung dieser Arie auch Mordthaten verübt worden sind, so hat sie doch unsre Erfolge gegen den Terrorismus gesichert und der Republik große Dienste gethan."

Das Einschreiten einer revolutionnairen Legalität wurde demnach durch keinen Befehl des Convents verhindert. Es waren 6262 Gefangene von Quiberon abgeführt worden. Darunter befanden sich 1632 französische Gefangene aus England, die in die Emigrantenregimenter eingetreten waren; sie wurden freigelassen, mußten aber sofort wieder Dienste in der Armee nehmen. Die Zahl der entlassenen Chouans belief sich mit Einschluß der Frauen und Kinder auf 3600; so blieben denn noch 492 Emigranten aus Toulon übrig, nämlich 278 Offiziere und 260 Gemeine.

Die Repräsentanten hatten, laut Vorschrift des Gesetzes, noch an dem Tage des Sieges und vor Talliens Abreise die Bildung einer Militair-Commission befohlen, dieselbe war aber vier Tage später noch nicht in Thätigkeit. In der kleinen Stadt Auray bekundete sich ohne Rückhalt und sonder Furcht ein lebhaftes Interesse, ein allgemeines Mitleid. Man wetteiferte darin, den Gefangenen Zeichen der Theilnahme zu geben: Sombreuil war aus seinem Gefängniß herausgeholt und in das Haus quartirt worden, das der Stab bewohnte. Militairpersonen oder Stadtbewohner, welcher Meinung sie auch zugethan sein mochten, hatten gleiches Mitleid mit ihm und behandelten ihn mit Achtung: seine Jugend, seine Schönheit, sein Muth, seine Ergebung rührte einen jeden, der ihm nahe kam. Die Soldaten und die Offiziere interessirten sich aber nicht allein für das Loos Sombreuil's; sie erschraken bei dem Gedanken an die große Anzahl Opfer, die dem Tode überliefert werden würden. Viele hielten, ohne zu wissen, ob eine förmliche Capitulation abgeschlossen worden sei, dafür, daß Versprechungen gegeben sein möchten, und erinnerten sich des mitten aus den Gliedern geschehenen Ausrufs: „Gegrüßt Euch, es wird Euch nichts widerfahren!"

In diesem Sinne hatte Sombreuil die Capitulation verstanden, und hegte die Hoffnung, nicht für sich, aber für seine Gefährten, daß die Repräsentanten oder die Generale die durch ihre Soldaten gegebene Zusage nicht Lügen strafen würden. Bei seiner Ankunft zu Auray hatte er an den General Hoche geschrieben:

„Mein Herr, ich schreibe an Herrn Tallien, und spreche zu ihm über das Geschick derjenigen, über welche mich die Umstände gestern zum Chef gemacht haben: in der Ruhe wie in dem Sturm des Kampfes werde ich Alles aufbieten, was mir nach militairischen Gesetzen gestattet ist, um Fürsorge für dasjenige zu tragen, was sie interessirt. Ihre sämmtlichen Truppen haben der kleinen Anzahl, die mir geblieben war, und die nothwendiger Weise unterlegen sein würde, Versprechungen gemacht. Aber das Wort derjenigen, mein Herr, die mitten unter sie gegangen sind, um es ihnen zu geben, muß auch Ihnen heilig sein, und ich wende mich an Sie, um es geltend zu machen. Wenn sie nicht darauf rechnen dürften, so ersuche ich Sie, mein Herr, mich mit ihrem Loose bekannt zu machen."

In einem Berichte, welchen der General-Procureur des Morbihan dem Heilsausschuß einsandte, schilderte er den Zustand der Meinung zu Auray in den ersten Tagen nach der Ankunft des Gefangenen folgendermaßen:

„Nach dem Buchstaben des Gesetzes hätten innerhalb 24 Stunden Maßregeln zur Aburtheilung der Gefangenen getroffen sein müssen. Schon am 21. Juli hatten die Repräsentanten die Bildung einer Commission befohlen; sie ist aber am 25. noch nicht in Thätigkeit. Der üble Wille jubelt über eine solche Langsamkeit, und macht kein Hehl aus den Hoffnungen, die er darauf baut. Die öffentliche Meinung geräth mehr und mehr auf Abwege, und man könnte fast die Frage aufwerfen, welche von den beiden Parteien Sieger geblieben wäre."

Blad, Tallien's College, nahm die Zögerungen der Commission noch ernster:

„Trotz unsrer ausdrücklichen Erklärung," sagte er, „daß zwischen Republikanern und Verräthern, die mit den Waffen in der Faust ergriffen worden, keine Capitulation abgeschlossen werden könne noch abgeschlossen sei, war sie unschlüssig, und nahm Anstand, die von ihr angenommene Aufgabe mit Standhaftigkeit zu erfüllen. Durch dies unangemessene Zögern riskirte sie die Ruhe des Landes zu gefährden, indem der größere Theil des Volkes nur zu sehr geneigt ist, sich zu Gunsten der Gefangenen zu erheben. Deßhalb haben wir diese Commission aufgehoben, und eine andre ernannt, die ihrer Aufgabe gewachsen ist und ihre Operationen mit der Raschheit ausführen wird, welche die Umstände und die Notorietät des Verbrechens erheischen."

Die Commission trat am 27. zu Auray zusammen. Die ersten, welche vor derselben erschienen, waren: Cael von Sombreuil, der Bischof von Dol, Joseph von Broglie, der Graf von Sennerville und noch ein Dutzend andre Emigranten oder Chouanshäuptler. Nachdem Sombreuil seinen Namen, sein Alter und den Zeitpunkt seiner Emigration angegeben hatte, setzte er hinzu:

„Ich habe als Royalist gelebt und will auch als Royalist „sterben. Bereit, vor Gott hinzutreten, schwöre ich, daß eine „Capitulation stattgefunden hat, und daß man die Verpflichtung „eingegangen ist, die Emigranten wie Kriegsgefangene zu be„handeln." Sich dann zu den Grenadieren wendend, die ihn umgaben, setzte er hinzu: „Ich appellire an Euer Zeugniß; vor „Euch habe ich capitulirt."

Die neue Commission war mit Vorbedacht gewählt worden und bestand aus Ausländern und Belgiern im Dienst der Republik; auch hatte sie keine Scrupel. Sombreuil und seine Gefährten wurden am 27. Juli zum Tode verurtheilt. Da die Repräsentanten ihrer Hinrichtung ein größere Feierlichkeit bei-

Digitized by Google

legen wollten, so wurden sie noch denselben Tag nach dem Hauptorte des Departements, nach Vannes abgeliefert.

Am folgenden Tage wurden die sechszehn Verurtheilten nach dem öffentlichen Spazierplatze geführt. Ihre edle Haltung, und die Theilnahme, welche ihr Unglück einflößte, machten einen sichtlichen Eindruck auf die Bevölkerung, welche sie vorbeiziehen sah. Als Sombreuil, nach der Ankunft auf dem Richtplatze, aufgefordert wurde, niederzuknieen, antwortete er: „Ich beuge „meine Knie nur vor Gott; seine Gerechtigkeit verehre ich; Ihr „aber seid nur Mörder." Auch ließ er sich die Augen nicht verbinden, und sagte: „Ich liebe es, meinen Feinden in's Antlitz zu schauen." Als die dazu commandirten Leute auf ihn anschlugen, forderte er sie noch auf, mehr rechts zu zielen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er todt nieder stürzte.

Gleich den ersten Tag, wo er zu Auray eingesperrt worden war, hatte er einen langen Brief an den Admiral Warren geschrieben, um ihm über den unglücklichen vorherigen Tag Bericht zu erstatten. Er tadelte mit all der Bitterkeit der Verzweiflung das Betragen des Herrn von Puisaye, und schrieb demselben unter Anwendung der beleidigendsten Ausdrücke den ganzen schlechten Ausgang der Expedition zu. Er erzählte, wie er nach dem Verluste des Forts in die äußerste Bedrängniß gerathen sei. „Mit 2 bis 300 Edelleuten, aber ohne Patronen, an das äußerste Ende der Insel gedrängt und umzingelt, hätten einige Böte an der Küste mir noch die unehrenhafte Ressource gewähren können, deren sich der Herr von Puisaye so hastig bedient hat. Das Verlassen meiner Gefährten wäre mir aber peinlicher gewesen, als das Loos, welches mich — ich glaube morgen — erwartet. Ich hätte wohl ein besseres verdient; Sie werden dies mit allen denen, die mich kennen, zugeben, wenn der Zufall einigen meiner Unglücksgefährten die Mittel läßt, die Welt über einen Tag aufzuklären, der nicht seines Gleichen in der Geschichte hat. Man denke sich den Schrecken einer Truppe ohne Ordnung, die von ihrem Chef, auf den sie all ihr Vertrauen gesetzt hatte, verlassen worden war, und der, in seiner einfältigen Sicherheit, nicht einmal litt, daß man ihn aufforderte, für die allgemeine Sicherheit solche Maßregeln zu nehmen, wie er sie für sich selber zu nehmen so wohl verstanden hat.

„Da mir kein Aushülfsmittel übrig blieb, habe ich mich zu einer Capitulation verstanden, um zu retten, was sonst nicht zu retten war, und der allgemeine Ausruf der Armee hat gelautet, daß alle Emigranten zu Kriegsgefangenen gemacht und ihnen gleich den anderen das Leben geschenkt sein solle. Ich allein bin davon ausgeschlossen. Manche werden sagen: „Was blieb ihm übrig?" Andre werden antworten: „Er mußte fallen!" Schon gut, fallen werde ich auch; da ich aber allein für das Geschick derjenigen zu sorgen hatte, die Tags zuvor noch zwanzig Chefs zählten, so konnte ich nur von den Mitteln Gebrauch machen, die mir gelassen worden waren, und die waren null. Diejenigen, von welchen sie sich herschrieben, hätten mir diese Verantwortlichkeit ersparen sollen.

„Ich zweifle nicht, daß der Feigherzige schon irgend eine Ausrede finden wird, um seine Flucht zu bemänteln; aber ich fordere Sie im Namen der Ehre auf, dies Schreiben zu veröffentlichen. Leben Sie wohl! Ich nehme mit der Ruhe von Ihnen Abschied, die nur ein lautres Gewissen zu geben vermag. Die Achtung all der braven Männer, welche nun mein Loos theilen, und es der Flucht des Feiglings vorziehen, der, wenn er nicht mit uns zu kämpfen wagte, uns mindestens hätte warnen sollen, gilt mir als Unsterblichkeit. Ich erliege seiner Feigheit und der Waffengewalt. In diesem letzten Augenblicke finde ich noch einen Genuß — wenn in meiner Lage davon die Rede sein kann — in der Achtung meiner Gefährten und selbst des Feindes, der uns überwunden hat. Adieu! Adieu der ganzen Erde!"

Auch an seine Braut, dem Fräulein von Lablache, hatte er geschrieben, von der er sich losgerissen hatte, als sie eben vor den Altar hintreten wollten, sobald er erfuhr, daß seine Armee sich zu Spithead eingeschifft hatte, daß der Wind günstig war, und kein Augenblick zu verlieren sei: so sehr lag ihm daran, seine Pflicht zu erfüllen, und seine Gefährten zu dem verderblichen Gestade zu geleiten, wo der Tod ihrer harrete. Sein Schreiben sprach eine edle stolze Verachtung seiner Henker, ein patriotisches Bedauern des Schicksals Frankreichs, und die zarteste Schilderung des Glückes aus, das er eben in dem Augenblicke missen mußte, wo er es zu genießen im Begriff war. Ebenso nahm er einen traurigen und rührenden Abschied von seiner Schwester, von ihr, die es von den Septembermördern hatte erlangen können, daß sie ihres Vaters verschonten, was ihr späterhin aber bei den Revolutionsrichtern nicht hatte gelingen wollen.

Da sonach die auf Mission befindlichen Repräsentanten und der Convent selber entschieden und befohlen hatten, daß alle Gefangene von Quiberon sterben sollten, so folgten die Verurtheilungen und die Hinrichtungen einander Schlag auf Schlag; ja es wurden fünf neue Militair-Commissionen gebildet, um sie noch mehr zu beschleunigen. Am 2. August wurden 70, den Tag darauf 42 Emigranten erschossen. Die Einwohner zu Auray und Vannes suchten, von Mitleid angetrieben, die Unglücklichen den Kugeln der belgischen Soldaten zu entreißen; doch gelang es höchstens zwanzig derselben, aus den Gefängnissen zu entkommen. Man hatte ein Complott angelegt, einen Trupp Chouans herbeizuziehen und mit deren Beihülfe die Gefangenen zu befreien. Der Anschlag wurde aber entdeckt, und kostete mehreren Einwohnern aus Vannes, die ebenfalls füsilirt wurden, das Leben. Sie waren durch republikanische Soldaten, die von dem Regimente d'Hervilly angeworben gewesen, angegeben worden. Diese waren es auch, die als Zeugen auftraten, um die Identität der Emigranten zu constatiren, wenn diese ihre Namen verhehlten, um einer Verurtheilung zu entgehen.

Blad hatte die Gerichtssitzungen über Emigranten, die unter dem Alter von 16 Jahren Frankreich verlassen hatten, ausgesetzt, eine Bedenklichkeit seines Commissairs, die den Heilsausschuß zu verwundern schien. Derselbe erwiederte demnach: „Die Gesetze sind klar und bestimmt, und können sich solcher Deutung nicht unterziehen: sie befehlen entschieden, daß diejenigen, welche Frankreich in einem Alter von 14 Jahren verlassen und gegen die Republik die Waffen getragen haben, bestraft werden sollen. So lauten ihre steiften Vorschriften, die nicht modificirt werden dürfen.

Diese täglich wiederholten blutigen Hinrichtungen erregten inzwischen mehr und mehr nicht allein den Unwillen der Einwohner, sondern auch die Verstimmung der Armee. Hoche und das Conventsmitglied Matthieu, der auf Blad gefolgt war, schrieben mehrere Male, daß die Soldaten sich nicht ferner als Henker brauchen lassen wollten. Auf ihr Anbringen und in der

Digitized by Google

Beantwortung einer an ihn gerichteten Privatfrage, gab der Ausschuß ein indirectes Mittel an, wie einiger Opfer geschont werden könne.

Eine große Menge Chouans, Frauen oder Kinder, hatten eine Zufluchtsstätte auf dem englischen Geschwader gesucht und sich auf den Böten eingeschifft, welche zur Aufnahme der Flüchtigen hergesandt worden waren. Die Engländer hatten sie einige Tage darnach wieder an die Küste gesetzt, und der Ausschuß entschied nun, daß sie nicht als rückkehrende Emigranten bestraft werden könnten, weil sie nicht freiwillig nach Frankreich zurückgekehrt wären.

„Diese, eben so gerechte als humane, Maaßregel lasse Dir zur Richtschnur dienen," schrieb der Heilsausschuß. „Die Anführer, die Commandanten, die Aufwiegler sollen den Militair-Commissionen überantwortet werden, und diese Commissionen müssen sie zum Tode verurtheilen, nachdem sie den Thatbestand erhärtet haben.

„Um aber einer so großen Anzahl von Personen den Proceß zu machen, ist viele Zeit erforderlich, und es wird eine endlose Sorge so wie große Kosten verursachen, ihren Unterhalt während der Dauer ihrer Haft zu beschaffen. Dies wäre ein Grund, der Dich zu einer mehr oder minder umfassenden Nachsicht oder Gnade bewegen könnte, je nach der größeren oder geringeren Gefahr, die es haben würde, sie frei zu lassen, so wie mit Rücksicht auf die Zeit, die sie unter Waffen gestanden haben, und des größeren oder geringeren Vermögens, in dessen Besitz sie sind.

„Es ließen sich allenfalls Bedingungen, die der Republik zum Vortheil gereichten, an die Freigebungen knüpfen, die Du bewilligen würdest. Wenn z. B. eine Gemeinde mehrere ihrer Einwohner reclamirte, die sich mit unter den Gefangenen von Quiberon befinden, könntest Du ihr ihr Gesuch unter der Bedingung bewilligen, daß sie sämmtliche Waffen ausliefern müsse, die sie im Besitz hätte. Eine Proclamation, in welcher Du verschiedene Bedingungen angädest, unter welchen die augenblickliche Freilassung der in Rede stehenden Individuen erfolgen sollte, würde eine Menge Feinde in den Schooß des Vaterlandes zurückführen, die dasselbe augenblicklich zerreißen. Wir stellen Dir Alles anheim, in der Ueberzeugung, daß Du Dich Deiner Vollmachten bedienen wirst, um die Wiederkehr des Friedens und des Glückes in dem unglücklichen Lande zu beschleunigen, in welchem Du in Mission bist."

Dies Schreiben giebt einen Begriff von der Stimmung, in welcher sich damals der Heilsausschuß, man kann selbst sagen die Mehrheit der Versammlung befand. Es war der aufrichtige und ernste Wunsch, die öffentliche Ordnung herzustellen, eine republikanische Regierung einzuführen, die nachdem Frankreich mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit regieren sollte, verbunden mit einem unversöhnlichen Hasse all der Feinde der Revolution, deren Unterwerfung nicht zu erwarten war, und der Furcht, ihnen die Mittel zu lassen, an der Wiedergewinnung einer exclusiven und absoluten Herrschaft zu arbeiten. Die republikanische Partei gab dem Gedanken der Versöhnung oder der Transaction eben so wenig Raum, wie dieses bei der royalistischen Partei der Fall war.

Die milderen Instructionen des Ausschusses trafen aber erst ein, als die Militair-Commissionen bereits die emigrirten Gefangenen verurtheilt hatten; als die Ausrottung der Officiere der französischen Marine, von welchen bereits eine große Anzahl in dem Gefechte vom 16. den Tod gefunden, bereits vollführt war. Sie hatten, unter der Benennung Königliche Marine, eins der Corps der Emigranten-Arme gebildet. Alle Ueberlebende, nach ein Hundert, waren gefangen genommen und erschossen worden. Diese Metzelei hatte über vierzehn Tage gewährt. Eine Wiese in der Nähe von Auray, wohin die Verurtheilten geführt wurden, um ihre Strafe zu erleiden, und wo schon die Gruben gegraben waren, die ihre Leichen aufnehmen sollten, hat den Namen „Märtyrerfeld" behalten. Lange nachher ist dort eine Kapelle errichtet worden.

Den Convent ausgenommen, war es nur ein Schrei, der durch ganz Frankreich unter allen, die nicht Jacobiner waren, erscholl, um diese Rückkehr zum Terrorismus zu verwünschen. Die Presse machte von der ihr gebliebenen Freiheit Gebrauch, Gnade zu verlangen. Man war empört darüber, daß die großmüthige Capitulation, welche die Soldaten bewilligt hatten, die Stimmung einer erbarmenden Menschlichkeit von dem Convent verläugnet worden war. Die schonungslose Animosität, welche die Emigranten als große Verbrecher am Vaterlande verfolgte und sie ohne Bedenken zur Richtstatt schickte, konnte unter den verschiedenen revolutionairen Factionen noch ein Dogma seyn, die, nun freie, allgemeine Meinung urtheilte aber anders: sie neigte sich, gelöst von jedem Parteigeiste, dem Glauben zu, daß in dem Aufhören der öffentlichen Ordnung, wenn die Fundamentalgesetze der Gesellschaft nicht mehr beachtet würden, eine Straffälligkeit liege, die minder darauf bedacht sey, ihre Ansichten mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, als sie durch das Morden und die Guillotine geltend zu machen.

Memoiren des Grafen Grammont. **Der englische Hof unter Karl dem Zweiten** geschildert von Anthony Graf Hamilton. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. (A. m. d. Tit.: Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England. Memoiren ꝛc.) Leipzig, Hermann Costenoble, 1853. 12. XVI u. 350 (352) Seiten.

Für ältere Leser unserer Blätter wäre es unnöthig, zu erwähnen, daß Graf Hamilton, und nicht allein wegen der vorliegenden Memoiren, obgleich kein Franzose, den französischen Klassikern, wenn auch des zweiten Ranges, beigezählt wird, daß die Erinnerungen aus dem Hofleben unter Karl dem Zweiten, die nicht blos als diejenigen Grammont's, sondern auch als seine eigenen anzusehen sind, in der Memoiren-Literatur hinsichtlich der Diction und des piquanten Inhalts den vorzüglichsten Erzeugnissen dieser Gattung zur Seite gestellt werden. Nicht so bekannt ist es ihnen vielleicht, daß Hamilton's Werk, seit seinem ersten Erscheinen (die älteste uns zur Verfügung stehende Ausgabe, anonym, Cologne chez Pierre Marteau, 1713, in deren Avis du libraire versichert wird, sie sei nach einer ihm aus Paris zugesandten Abschrift abgedruckt, scheint die erste, oder doch ein gleichzeitiger Nach-

Digitized by Google

druck zu setzen) *) eine Lieblingslectüre der Franzosen und Engländer, die Buchhändler beider Nationen veranlaßte, sich in glänzender Ausstattung, namentlich mit vielen Bildnissen (so z. B. Edwards 1793, Miller 1811 in London, Renouard 1812 in Paris), zu überbieten und Horatio Walpole es 1772 in seiner Privatbuchdruckerei zu Strawberry-Hill (— nur 100 Exemplare, die nicht in den Buchhandel kamen —) abdrucken ließ. Bereits 1745 erschienen die Memoiren deutsch mit dem sonderbaren Titel: „Die vergnügten Abwechselungen der Geschäfte auf dem Lande, oder Begebenheiten des Grafen von Grammont ꝛc.", bei Gottfried Kiesewetter, Stockholm und Leipzig. Später übersetzte Fr. Jacobs sie (Zürich, Grßner, 1806).

Macaulay hat neben andern Zeitgenossen auch Hamilton-Grammont bisweilen, besonders wo es sich um Charakteristirung von Persönlichkeiten handelt, als Gewährsmann angeführt.

Herr A. Heller, der sich als Uebersetzer unter dem Vorworte nennt, theilt über den Verfasser und seine Leistung dort das Nöthige mit. Näheres findet man im Anhange, Artikel: Die Gebrüder Hamilton (James, George, Anthony, Söhne von Sir George Hamilton). „Erst im Jahre 1704", heißt es, „verwandte Anthony einige Aufmerksamkeit auf die Zusammenstellung der Memoiren seines Schwagers. Nach Sammlung des Stoffes machte er dem berühmten Boileau den Vorschlag, ihn zu bearbeiten, allein da dieses Dichters Muse etwas zu scharf und böswillig schien, so ging man davon ab, auch weil Boileau selber fürchtete, sein satyrischer Ton könnte den Grafen verletzen (Brief B's. vom 8. Februar 1705). — La Chapelle war wegen seiner pedantischen Manier gleichfalls der Aufgabe nicht gewachsen. Endlich entschloß sich Hamilton selbst dazu und so wurde der englische Hof die Hauptsache. — Die Darstellung kann als einzig in ihrer Art betrachtet werden; keine Sprache weist Aehnliches auf. Ein französischer Kritiker bemerkt, wenn man das vollendetste Muster ächt französischer leichter Gattung aufsuchen wollte, so müßte man diesen Memoiren die Palme zuerkennen. Lord Orford, ihr Bewunderer sagt: „Hamilton war erhaben über die Indelikatesse eines Hofes, dessen Laster er so witzig beschrieb, und diese Ueberlegenheit hat jene Thorheiten der Vergessenheit entrissen." Gibbon preist die Leichtigkeit und Reinheit von H's. unvergleichlichem Styl und Voltaire stimmt dem Urtheile bei."

Wegen der vollendeten Form des Originals hatte der Uebersetzer manche Schwierigkeiten zu überwinden; er hat seine Aufgabe jedoch glücklich gelöst. Daß er es unverstümmelt giebt (in englischen Uebersetzungen ist Einiges beseitigt; unsere ältere deutsche Uebersetzung hat aber gleichfalls Alles gebracht), ist im Allgemeinen nicht zu tadeln, nach unserer Ansicht übrigens, obgleich wir durchaus nicht zu den „befangenen Gemüthern" gehören, hätten verschiedene Stellen, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, immerhin weggelassen werden können. Die geschichtlichen (biographischen) Erläuterungen nach englischen Quellen, S. 286—350, sind eine, für die Mehrzahl der Leser gewiß willkommene, ja nothwendige Zugabe.

Nach der Einleitung (im Original das erste Kapitel) folgen die Memoiren in zwei Abschnitten: 1. Grammont in Piemont und in Frankreich, S. 3—70. 2. Grammont und der englische Hof. S. 72—281. „Im Exil", sagt der Uebersetzer, „mußte Jakobs wunderliche Haltung die denkenden Männer unter seinen Anhängern gewiß zum Nachsinnen anregen über die Ursachen des in starrer Verblendung herbeigeführten Sturzes der Königsfamilie. Von solcher kritischen Stimmung ist Hamilton bei Abfassung der Memoiren schwerlich frei gewesen; sonst hätte er ja leicht unter Verschweigung oder Aenderung von Namen ein anziehendes Gemälde liefern können. Der Chevalier Grammont, dieser Typus seiner Gesellschaftsklasse, ist ihm nur Staffage oder Rahmen für das reiche Bild, welches er vor unsern Blicken aufrollt; der eigentliche Held ist der ganze englische Hof in seiner naiven Sittenverwilderung: König Karl, Talbot und jene Masse von bunten Gestalten, unter denen vor allen der Herzog von York in kläglicher Weise hervortritt."

Der Verleger hat auch eine Ausgabe in Octav-Format veranstaltet. Beide sind geschmackvoll ausgestattet. H.

*) In späteren Ausgaben, z. B. dem ersten Bande der Oeuvres du comte de Hamilton, La Haye, chez Jean Neaulme, 1737, befindet sich noch des Verfassers Epitre à Monsieur le comte de Grammont, eine treffliche Leistung in Prosa und Versen; der geistreiche Freund Grammont's, St. Evremond (gest. 1703), erscheint Hamilton und belehrt ihn, in welcher Weise er die Memoiren abfassen solle.

Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme. Fünfte Lieferung enthält Tafel 25—27 und 29—31 sammt Text. Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann. Quer-4.

Wir können das große Interesse, welches den Freunden dieses Atlas, deren er sich bereits viele erworben hat, und ohne Zweifel nach seiner nun nahen Vollendung, wenn das Ganze den reichhaltigen Inhalt beurtheilt und leichter übersehen läßt, noch mehrere erwerben wird, auch das vorliegende Heft zu gewähren geeignet ist, nicht besser zur Anschauung bringen, als durch eine nähere Angabe der Gegenstände, welche die 6 Tafeln desselben enthalten, nämlich:

Tafel 25. Frankreich und die Hesperische Halbinsel in physikalischer Beziehung. — Die bedeutendsten Höhen von Frankreich, im Maaßstabe 1 : 350 000 der natürlichen Höhe, und 1 : 5 Mill. der geogr. Breite. — Die bedeutendsten Höhen der Iberischen oder Hesperischen Halbinsel. Tafel 26. Die Italische und Griechische Halbinsel in physikalischer Beziehung. — Die gemessenen Höhen der Griechischen Halbinsel, nach ihrer geographischen Breitenlage, im Maaßstabe 1 : 350,000 der natürlichen Höhe, und 1 : 2,500,000 d. geogr. Breite. — Ansicht von West nach Ost. Tafel 27. Asien in physikalischer Beziehung. — Profil von Cap Comorin (Südspitze von Ostindien) nach Barnaul (Sibirien). — Profil von Trapezunt, am schwarzen Meer, nach Masulipatam, am Bengalischen Meerbusen. (Tafel 28, Afrika enthaltend, soll in der 6. Lieferung gegeben werden.) Tafel 29. Nord-Amerika in physikalischer Beziehung; nebst Angabe der Meeresströmungen. — Die bedeutendsten Höhen von Nord-Amerika, vom Jlimäu im

Digitized by Google

Nordwesten bis Neu-Foundland im Osten. Tafel 30. Süd-Amerika in physikalischer Beziehung, nebst Angabe der Meeresströmungen. — Quer-Profil der Andeskette Anticqaia's, von der Cordillera de Choco bis zum Plateau von Santa-Fé de Bogota, nach A. v. Humboldt's Nivellement. Tafel 31. Uebersicht der Vorbereitung der Pflanzen in wagerechter Richtung, nach A. v. Humboldt, J. Schouw u. A. — Eintheilung der Erde in 25 phytographische Reiche. — Verbreitungsbezirke der Palmen, Fichten und Heiden, so wie der wichtigsten Kulturgewächse und Bäume. — Die Verbreitung der Pflanzen in senkrechter Richtung, nach Alex. v. Humboldt, L. v. Buch, Wahlenberg, Schouw u. A.; nebst Angabe der mittleren Jahrestemperatur nach Celsius. — Uebersicht der 25 phytographischen Reiche, nach J. Schouw.

Der Text (S. 49—60) bringt den Schluß des Abschnittes: Vom Festen oder dem Lande; dann: Die Gebirgsketten der Erde. — Orologie oder Gebirgskunde. Atlas, Taf. 7. Ferner: Erhebung der Gebirgsketten. — Idealer Durchschnitt der Erdrinde. Atlas, Taf. 8. Zuletzt den Anfang des Abschnittes: Geologische Erdkarte. — Europa in geologischer Beziehung. — Geologische Karte von Deutschland und der Schweiz. Atlas, Taf. 9, 10 u. 11. (Die Fortsetzung in der 6. Lieferung.) H.

Das lateinische Gebetbuch des Kaisers Maximilian I.

Unter den Katalogen der antiquarischen Buchhandlung des Herrn Fidelis Butsch in Augsburg (vormals Wilhelm Birett) zeichnete sich besonders der 26ste aus; in vieler Beziehung wird er aber noch von dem im Mai ausgegebenen 28sten weit übertroffen. Abgesehen von einem bedeutenden Vorrath werthvoller Werke aus den meisten Wissenschaftsfächern, ist in demselben eine große Anzahl wichtiger literarischer Erscheinungen des 16. und 17. Jahrhunderts in lebenden Sprachen, unter denen auch manche deutsche, der Theologie, Geschichte, Belletristik u. s. w. angehörige, verzeichnet. Zur ganz vorzüglichen Zierde gereicht dem Kataloge jedoch und giebt ihm auch für die Bibliographie einen nicht geringen Werth, eine Reihenfolge von Wiegendrucken aus den 70er, zum Theil selbst aus den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts; die letztgenannten sind unbedingt den schätzbarsten und seltensten alten Druckdenkmalen beizuzählen. (M. vgl. die Anzeige im „Hamb. unpartb. Corresp." vom 28. Mai.) — Mit vier seiner ausgezeichneten Schätze hat der Besitzer uns näher bekannt gemacht, nämlich mit einem der ersten Producte der Chalcographie, der Ars bene moriendi in 12 Kupfern mit handschriftlichem Text; einem unbekannten Holztafeldrucke des 15. Jahrhunderts, der die St. Jacobs Legende zum Gegenstande hat; dem ersten deutschen musikalischen Notendruck des Erhard Oglin in Augsburg 1507; und dem lateinischen Gebetbuche des Kaisers Maximilian I. Die interessante Mittheilung über dieses Meisterstück der Typographie der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die auch ohne Zweifel sich der Theilnahme der Nichtbibliographen unter unsern geehrten Lesern erfreuen wird, lassen wir hier folgen:

Liber Precum Maximiliani I. Imperatoris. Pergameno impressus.

„Diurnale seu Liber Precum. Praecedunt preces et Psalmi, sequuntur horae B. V. Mariae et officium S. Crucis. In fine: Joannes Schönsperger. Civis Augustanus imprimebat. Anno Salutis M. D. XIV. III. Kalendas Januarii.

Char. goth. rubr. nigro quem vulgo Canon-Fractur appellant, novae et elegantissimae formae, litteris aliquibus in prima sursum et in ultima linea deorsum caudatis, ut in libro Theurdank. Lineis in qualibet pag. undecim — (male! sed quatuordecim) — lineamentis miniati coloris impressis alternantibus. Desiderantur sign. cust. et pagg. num. Initiales nullae nisi versus finem aliquae. Foll. 157. Membranae purissimae marginibus amplissimis impressum monumentum hoc preli Schoenspergeriani splendidissimum quoad meritum typographicum nulla ex parte cedit inclyto libro Theurdank, imo antiquitate superat, et quod maxime mirandum est, nulli Bibliographorum hucusque innotuit. Fol. min.

Ornamentum Bibl. Josch. cujus benevolentiae notitiam debemus."

„Soweit Panzer (in Annalibus typographicis, vol. IX, Pag. 380, Nr. 69) über das herrlichste und in jeder Beziehung hervorragendste Erzeugniß der Typographie des 16. Jahrhunderts. Die überaus glänzende Ausstattung des Buches, mit einer hier zum erstenmal und später nie wieder, nicht etwa, wie allgemein geglaubt wird, zum „Theuerdank" angewendeten, überraschend großen Type, Canon-Fractur, in bewunderungswürdiger Reinheit und Schärfe auf Pergament gedruckt; ferner die ganze innere Anlage desselben ꝛc. ꝛc. geben den Bibliographen der Neuzeit mit Recht Veranlassung, dessen Entstehung dem unmittelbaren Einflusse des Kaisers Maximilian I. zuzuschreiben. Dr. Rud. Maegraff*) äußert sich, indem er von dem Originale spricht, nach welchem die unten angegebene vortreffliche Nachbildung gemacht wurde, also: „Es ist das lateinische Gebetbuch des Kaisers Maximilian I. das Horarium Maximilianeum, wie wir es jetzt wohl mit Recht nennen dürfen und wovon nur noch zwei Exemplare .... existiren." Ferner an einer andern Stelle: „Heller hat bereits auf mehrere Punkte hingewiesen, daß Kaiser Maximilian selbst der Verfasser dieses Gebetbuches war. Wir pflichten dieser Ansicht bei, zur näheren Bestimmung derselben beifügend, daß Kaiser Maximilian die Gebete und Psalmen wahrscheinlich selbst ausgewählt, geordnet und theilweise auch selbst bearbeitet habe." (Folgt hierauf eine Menge schlagender Gründe dafür.)

Inzwischen sind von Archivar Theodor Herberger Urkunden im hies. Stadt Archive aufgefunden und veröffentlicht worden**) durch

---

*) Siehe dessen Einleitung in dem Werke: „Albrecht Dürer's Randzeichnungen aus dem Gebetbuche des Kaisers Maximilian I. mit eingedrucktem Original-Texte. München, Georg Franz, 1850." In Folio.

**) „Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der literarisch-artistischen Bestrebungen Peutinger's und des Kaisers. — Nach bisher unbenützten archivalischen Quellen bearbeitet von Theodor Herberger, Archivar der Stadt Augsburg. — Mit Peutinger's Portrait nach Ambreger, lithogr. von Widenbauer. Augsburg, bei F. Butsch, 1851." In 4.

Digitized by Google

welche evident erwiesen wird, daß genanntes Gebetbuch von Joh. Schönsperger, wahrscheinlich unter Beihülfe des Formschneiders „Jos Dienecker von Antdorff zu Augspurg", wie er sich nennt, — für den Kaiser gedruckt wurde. Zumeist erhellt dies aus den Urkundenstellen der genannten Schrift, welche Pag. 27 in Note 84 — Pag. 28 in Note 86 — und Pag. 32 in Note 101 angezogen sind. — Es ist an einer dieser Stellen gesagt, daß für den Kaiser zehen Exemplare von dem Gebetbuche gedruckt werden mußten. Mehr als wahrscheinlich wurde diese Zahl nicht überschritten und überdies ist mit Sicherheit anzunehmen, daß bei der bekannten Eifersucht des Kaisers, welche die Thätigkeit der in seinem Solde arbeitenden Künstler ꝛc. ꝛc. ausschließend für sich in Anspruch nahm, dem Drucker Schönsperger jede Gelegenheit benommen war, diesen Gegenstand zur Privatspeculation zu machen und dadurch — zu profaniren. Was davon in fremde Hände gelangte, kam wohl als Geschenk direkt vom Kaiser her. Außer seinem Handexemplare, reich mit Randzeichnungen von Albr. Dürer und später auch von L. Cranach geschmückt und unter den Kostbarkeiten der K. Hof- und Staatsbibliothek in München in erster Reihe prangend — leider ist dasselbe nicht vollständig — haben sich nur mehr zwei Exemplare erhalten. Das eine, ehedem Eigenthum von Josch in Nürnberg, ging in den Besitz des als thätiger, vom Glück ungemein begünstigter Sammler bekannten Antiquar's Matth. Kappitsch in Wien, und kurz vor seinem Tode in den des brittischen Museum's über. Das zweite ist mein Eigenthum. An dieses und an jenes in München knüpft sich somit, für Deutschland bis jetzt noch unverloren, neben der ersten Ausgabe des vielverbreiteten Theuerdank, das Andenken an die Glanzperiode des Kaisers, soweit sich dieselbe auch in den von ihm hervorgerufenen typographischen Schöpfungen kennzeichnet. Ich übergebe das Kleinod hiemit der Concurrenz und ersuche diejenigen Sammler, welche in den Besitz desselben zu kommen wünschen, sich mit mir in's Benehmen setzen zu wollen. — Möchte das herrliche Denkmal deutscher Bestrebungen und deutschen Fleißes dem gemeinsamen Vaterland erhalten bleiben."

F. L. Hoffmann.

Einige der neuesten Erscheinungen der belgischen Literatur.

Dubois (Ch. F.) Planches coloriées des oiseaux de la Belgique et de leurs oeufs. Bruxelles, Leipzig, Gand. Gr. 8. 25ste Lieferung.

Flachat (E.), A. Barrault et J. Petiet, ingénieurs. Traité de la fabrication de la fonte et du fer envisagée sous les trois rapports chimique, mécanique et commercial. 1e partie: Notions préliminaires. — Matières premières. — Fabrication de la fonte. 2e et 3e partie: Fabrication du fer. 3 vol. Liège 1852. 4., 2 Col. 719 SS. nebst Atlas von 96 Tafeln, gr. F.

Gilliodts (Louis). Études sur l'histoire de Belgique considérée dans ses rapports avec l'histoire de la Société au moyen-âge. 1e partie, du IVe au IVe siècle. Liège. 8. XX u. 65 SS.

Holinski (Alexandre), citoyen américain. La Californie et les routes interocéaniques. Brux. 8. X u. 414 SS.

Iseghem (A. F. van), préfet des études au Collége de la compagnie de Jésus à Alost. Biographie de Thierry Martens d'Alost, premier imprimeur de la Belgique, suivie de la bibliographie de ses éditions. Malines 1852. 8. 534 SS.

Mathieu (E.) Flore générale de la Belgique. Brux., Leipz., Gand. 8. 9te Lief.

Wauters (A.) Histoire des environs de Bruxelles. Brux. Gr. 8. 11te Lief.

In C. Muquardt's Verlag wird erscheinen:

Miroir des notabilités nobiliaires de Belgique, des Pays-Bas et du Nord de la France, par Felix-Victor Goethals, bibliothécaire de l'ancienne bibliothéque de la ville de Bruxelles.

Das Werk wird etwa aus 2 Bänden in 4., jeder von 5 Lieferungen bestehen. H.

Aphorismen

von Dr. S. W.

Manches Talent geht spurlos unter, weil der, welcher es besessen, nicht die Kunst verstanden hat, es geltend zu machen. Die Vorsehung gibt uns bei der Geburt ein Talent, das jedoch nur durch Umstände und günstige Verhältnisse ins Leben gerufen wird; und selbst dann ist es oft nur gleich einer Sternschnuppe, welche plötzlich leuchtet und eben so schnell erlischt.

Überall siedelt der Mensch sich an; mit ihm werden Zwietracht und Streit heimisch, und sie wachsen mit der Bevölkerung.

Liebe sollte Krystallisation der Freundschaft sein! Reine Krystalle sind selten.

Elihu Burit predigt den Frieden. Handel und Gewerbe sind die besten Friedensapostel!

Derjenige macht sein Talent am meisten geltend, welcher es am besten zu Geld macht.

Die Geschichte ist der Spiegel der Gegenwart; viele aber fürchten, daß der Spiegel ihnen die Runzeln und Gebrechen des Alters zeige, darum schauen sie nicht hinein!

Eile, Jüngling, nicht zu rasch dem Ziele zu, sonst vergeudest du im Anlauf die Kraft!

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 48. Mittwoch, den 15. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Fibel ..... Seite 373
Proclamationen der chinesischen Rebellenhäupter .... „ 374
Literatur:
Ueber den jüdischen Ursprung der christlichen Ethik..... „ 376
Palmen und Birken. Dichtungen von Jegór von Sivers... „ 377
Miscellen..... „ 380

Die Fibel.

Im Stübchen unter'm Giebel
Lernt' ich das ABC;
Im Geist ich noch die Fibel,
Die bildreebunte seh'.

Da standen, schmuck in Farben,
Soldaten mancher Art,
Geziert mit tiefen Narben
Und schwarzem Knebelbart.

Da konnt' ich Vögel, Fische
Und Menschen viele seh'n
Und auf dem Weihnachtstische
Sah ich die Tanne steh'n.

Und hell die Tanne strahlte
Von Lichtern bunt und weiß.
Die Phantasie mir malte
Endlos den engen Kreis.

Die Mutter nahm voll Liebe
Mich freundlich auf den Schooß,
Und ich, voll Kindestriebe,
Fühlt' selig mich und groß.

Mit Freundlichkeit erklärte
Sie mir der Bilder Sinn,
Und, was ihr Mund mich lehrte:
Ich nahm es horchend hin.

Und als ich konnte lesen,
Da gab sie mir ein Buch,
Voll Mährchen, auserlesen;
Wie dünkt' ich da mich klug!

Ich lernte hübsche Lieder,
Die standen auch darin,
Doch viel vergaß ich wieder
In kindisch flücht'gem Sinn.

Und so ging's immer weiter
Auf meiner Lebensbahn,
Bald trübe und bald heiter —
Nach Gottes weisem Plan.

Doch Eins ist mir geblieben
Vom Stübchen unter'm Dach:
Warm blieb mein Herz zum Lieben,
Der Geist zum Forschen wach.

Elegia.

Digitized by Google

Proclamationen der chinesischen Rebellenhäupter.

(Aus dem China Mail, welchem sie von dem Dr. Medhurst mitgetheilt worden sind.)

An die Einwohner von Hoo-Kwang. Im ersten Jahre des Kaisers T'hae-ping, aus der How-ming oder späteren Ming Dynastie, den 6. Tag des dritten Mondes (23 April 1852) hat die in fünf Divisionen abgetheilte revolutionaire Armee einen neuen Sieg erfochten, und ein Diener der neuen Dynastie, der die Vorhut befehligt und sich Tsang-fan-few nennt, veröffentlicht in Ehrerbietung folgende Proclamation:

„Kwo, der große General, der über die Macht gebietet, welche gegenwärtig das Land umher der Provinz Hoo-pih in Besitz hat, erläßt diese Proclamation. Indem wir über die Erhebung oder den Sturz der Reiche nachdenken, sehen wir, daß eine Macht, wenn sie die Liebe des Volkes verliert, bald zusammenbricht, und wenn wir die günstige oder ungünstige Stimmung des Himmels erforschen, so finden wir, daß eine Macht, die tugendhaft ist, an Stärke gewinnt. Die Ts'hing oder Mandschu-Dynastie ist in den letzten zwei hundert Jahren mit der Ertheilung officieller Würden regellos zu Werke gegangen, und die Beschwerden des Volkes sind unbeachtet geblieben; unser Kaiser T'heen-tih aber hat mit einem Ausbruche des Zornes das Volk zufriedengestellt: er hat diese letzteren drei Jahre den Unterdrücker angegriffen; im Stillen die Ursachen ergründend, durch welche Dynastien sich erhalten oder untergehen, hat er nun eine Armee zur Vertheidigung dessen, was gut und recht ist, errichtet; er hat Mitleid mit Euch gefühlt, ihr entschlossenen Gelehrten und tugendhaften Einwohner von Hoo-kwang, bis zur Erschöpfung seiner zartesten Gefühle, und deßhalb die habgierigen Beamten und die gewissenlosen Magistratspersonen erschlagen, bis er des Blutbades müde geworden ist. Nun müßt Ihr, Gelehrte und Volk, nachdem Ihr entschieden beschlossen habt, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den Feind zu machen, euren Entschluß nicht wieder aufgeben. Diejenigen unter Euch, die reich sind, müssen im Verhältniß ihres Reichthums zu dem Unterhalt der Truppen beisteuern, und diejenigen, die unvermögend sind, müssen die Jüngsten und Kräftigsten aus ihrer Mitte erlesen, um mit ihnen die Reihen unserer Armee zu verstärken. Wem es gelingt, einen der Mandarinen, gleichviel ob vom Militair- oder Civilstande, lebendig einzufangen, der soll dafür mit 10,000 Geldstücken belohnt werden, so wie jeder Mandarinenkopf mit einer Prämie von 3000 Geldstücken bezahlt wird. Sollte es inzwischen gewagt werden, unseren Befehlen den Gehorsam zu verweigern, so wollen wir die Städte der Ungehorsamen plündern. Man hüthe sich deßhalb, Ursache zu künftigem Mißfallen zu geben; zu dem Ende ist diese specielle Proclamation erlassen worden."

Gegen die Tartaren. Der Himmel ist in der Regel mit dem Tugendhaften, und allen Menschen ist ein gewisser Grad von Talent angeboren! Schon im höchsten Alterthum ist einem schicklichen Aeußeren Beachtung geschenkt worden, und seit den ältesten Zeiten hat man Ceremonien und Musik in Ehren gehalten; nun sind aber diese Vagabunden der öden Wüste in unsere Paläste gedrungen, und diese Bewohner von kahlen Bergen haben Besitz von unsren Hallen genommen. Sie haben in der Regierung des Landes nicht nach den Vorschriften von Yaou und Shun gehandelt, sondern es dahin gebracht, daß die Menschen das Ansehen von unvernünftigen Thieren bekommen haben. Es gelingt denjenigen, die mit Fleiß die Werke des Confucius und des Mencius studiren, nur selten, im Wege des literarischen Examens zu einer officiellen Würde zu gelangen, während diejenigen, welche pecuniaire Rücksichten geltend zu machen wissen, häufig mit den höchsten Militair- oder Civil-Aemtern bedacht werden. Meine Vorfahren sind in gerader Abstammung Unterthanen der Ming-Dynastie gewesen; seitdem sind zwei hundert Jahre verstrichen, dennoch ist keiner von ihnen bis zu seinem Tode ein Sprößling der tartarischen Dynastie geworden. Ich selber trage kein Verlangen nach den Emolumenten, die von den Mandschus gespendet werden, und habe bis dahin als Privatmann gelebt; da ich nun aber sehe, wie Ihr durch diese tyrannische Regierung unterdrückt werdet, und wie habgierige Beamte und bestochene Magistratspersonen, ohne alle Rücksicht auf das Land und das Volk, einmüthig gegen die Grundsätze des Wohlwollens und der Rechtschaffenheit sündigen, und so Ursache sind, daß Ihr, Volk, gleichzeitig einander und der Tugend entfremdet werdet und ohne Eure Schuld in Elend gerathet; wie Alle, hoch oder niedrig, nur nach Erwerb zu trachten scheinen, und keiner, ob Hofmann oder Bauer, seinen Mitmenschen in der Ausübung der Tugend förderlich ist; wie die schwarzhaarige Raçe seit lange unterdrückt worden ist, und die Masse des Volkes niemand hat, auf den sie ihre Hoffnung setzen kann, so habe ich meine wackeren Krieger aufgeboten, und meine Speere, meine Schwerdter geschliffen. Indem wir so unsere Energie zur Vertheidigung dessen, was recht ist, vereinigen, drängen wir vorwärts zum Angriff, und pflanzen unsre unbefleckte Standarte auf, um zuvörderst die Dynastie zu stürzen, und hernach — zu frühstücken. Wir beten in Ehrerbietung die Gottheit (Shang-te) an, daß sie das Volk in Schutz nehmen möge. Wir führen nichts weiter im Schilde, als den Tyrannen anzugreifen und zu tödten, und senden für einige Zeit unsre Armee'n aus, wie es durch Ching-t'hang und Woo-vang (ein Paar glückliche Insurgenten, die regierende Dynastien gestürzt und deren Stelle eingenommen haben) geschehen ist. Ihr aber, Tartaren, die Ihr keine weisen Rathgeber, noch Staatsmänner seid, die einen Plan entwerfen können, und in gleichem Maaße der tapferen Generale und der guten Soldaten entbehrt, Ihr habt in Eile die Vornehmeren und die Aeltesten aufgeboten, daß sie ihre Nachbaren versammeln und in den Waffen üben sollen, und habt die braven Landleute mit Gewalt angetrieben, zu eurer Vertheidigung in's Feld zu rücken. Die Vorfahren unterhielten eine stehende Armee zum Schutze des Volkes, Ihr aber treibt das Volk dazu, nun selbst Soldaten zu werden. Ihr klagt häufig über eine Noth, die bis an's Zerhacken von Gebeinen gränzt,*) und wenn unsre Truppen im geringsten vorrücken, laßt Ihr das Volk ohne Schutz, und seid die Ersten, die davon laufen. Nun sollt Ihr wissen, daß die Generale und Soldaten unsres Staates zu dem Entschluß gekommen sind, sich nach Osten zu ziehen, und daß sie im Stande sind, sich den östlichen Wind zu erborgen, wenn

*) Eine Anspielung auf eine Begebenheit, deren in den „Annalen des Confucius" gedacht wird, wo nämlich von einer gewissen Stadt die Rede ist, in welcher eine solche Hungersnoth herrschte, daß die Einwohner ihre Kinder zu verzehren genöthigt waren, wobei sie diese aber unter einander austauschten. Als Feurungsmaterial bedienten sie sich menschlicher Gebeine, die zu dem Ende zerhackt wurden.

Digitized by Google

sie derselben bedürfen. Wir, der Fürst und das Volk, sind im Besitze einer großen Intelligenz und eines vom Himmel verliehenen Muthes; wie geht es nun zu, daß Ihr, Tartaren, nicht wisset, daß es für Euch an der Zeit ist, eure zerstreuten Gebeine zu sammeln, und damit als Zeichen eures Schreckens Signalfeuer anzuzünden, mit einem Worte, Euch unsren überlegenen Waffen zu unterwerfen? Wenn Ihr das thut, so werden wir unsre illustre Tugend entfalten, und den Staaten Yu und Tang nachahmen, die aus Rücksicht auf die Tugend von Wan-wang, ihre gegenseitigen Differenzen ausglichen. Wenn Ihr übre das kommende Reich noch in Unwissenheit seid, jetzt, wo wir nach dem Beschlusse, unsre königlichen Truppen zur vollen Errichtung unsres Zweckes marschieren zu lassen, nur das Zeichen zu geben brauchen, um den Berg unsrer Hoffnung zu ersteigen, und durch die Barriere zu stürmen, die sich unseren Fortschritten entgegenstellt, und wenn Ihr in eurer eisenumgebenen Citadelle keine Vertheidigung, in euern perlenreichen Palästen keine Ruhe mehr findet, was wird Euch dann noch eure geoffenbarte Reue nützen?

Der religiöse Glaube der chinesischen Rebellen. (Der Dr. Medhurst ist der Meinung, daß die folgende Proclamation von einem Mitgliede der Gützloff'schen chinesischen Union, eine merkwürdige Verschmelzung des christlichen Glaubens mit den fabelhaften Lehrsätzen der Chinesen, verfaßt ist.)

Yang, der östliche König genannt, und Ober-General, nebst Seaou, der westliche König genannt und ebenfalls Ober-General von Than-ping, durch göttliche Ernennung Kaiser von Thien-kwo, erlassen in Gemeinschaft diese Proclamation, um zu verkündigen, daß ihnen vom Himmel der Befehl zugekommen ist, die Kobolde (Tartaren) zu erschlagen und das Volk zu erretten. Dem alten Testamente zufolge hat der große Gott (Shang-te), unser himmlischer Vater, Himmel und Erde, das Land und das Meer, die Menschen und die Dinge in sechs Tagen geschaffen. Wir finden, daß der große Gott seit der Schöpfung der Welt oftmals sein Mißfallen zu erkennen gegeben hat. In seinem Zorn ließ er es zum ersten Mal vierzig Tage und vierzig Nächte hindurch so heftig regnen, daß eine Sündfluth entstand. Zum zweiten Male bekundete der große Gott sein Mißfallen neuerdings, und kam herniedre, um Israel aus dem Lande von Aegypten zu erlösen. Ein drittes Mal zeigte er seine Ehrfurcht gebietende Majestät, indem er den Heiland der Welt, unsern Herrn Jesus, im Lande Judäa Mensch werden und für die Erlösung der ganzen Welt dulden ließ. In späteren Zeiten hat der große Gott abermals seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und im Ting-yew-Jahre (1837) einen himmlischen Boten gesandt, der von dem Herrn des Himmels beauftragt war, die teuflischen Banden zu tödten, wenn er wieder nach Oben aufstiege. Wiederum hat er den himmlischen König ausgesandt, um die Leitung des Reiches zu übernehmen und das Volk zu retten. Von dem Mow-shin bis zu dem Sin-hoe Jahr (1848—1851) hat der große Gott sich des Elendes des Volkes erbarmt, das in des Kobolds Netzen verstrickt war. Im dritten Mond des letzteren Jahres erschien der hohe Herr und große Kaiser, und im neunten Monde gab Jesus, der Heiland der Welt, sich selber kund, indem er unzählige mächtige Thaten verrichtete und eine Menge kobold'scher Feinde in regelrechten Schlachten erschlug. Wie hätten solche Feinde es auch wohl erwarten können, der Majestät des Himmels Widerstand zu leisten? Und wie kann, möchten wir fragen, der große Gott umhin, mit Menschen unzufrieden zu sein, die böse Geister anbeten und böse Handlungen begehen, wodurch sie schwer wider des Himmels Gebote verstoßen? Warum werdet Ihr nicht wach, Ihr Weltenbewohner? Diejenigen, die sich dem Willen des Himmels fügen, werden erhalten werden, die aber, welche dem himmlischen Gebieter ungehorsam sind, gehen der Vernichtung entgegen.

Augenblicklich ist der Kobold von Tartar, Hien-fung, ursprünglich ein Mandschu-Sclave, der ewige Feind unsers chinesischen Geschlechts; er hat auch die Menschen verführt, die Gestalt von bösen Geistern anzunehmen, den bösen Geist anzubeten, dem wahrhaften Geist aber den Gehorsam zu versagen und sich so gegen den großen Gott aufzulehnen; daher will der Himmel ihn auch nicht ferner dulden, und die Menschen sind zu dem Entschluß gekommen, ihn anzugreifen und zu vernichten. Aber ach! Ihr seid blind für euren eignen Vortheil, und kehret Euch um und dienet euren Feinden. In den Umtrieben des bösen Kobolds verstrickt, lehnt Ihr Euch undankbar gegen euren rechten Herrn auf. Ihr scheint nicht zu bedenken, daß Ihr die tugendbegabten Gelehrten des mittleren Reiches, die ehrlichen Unterthanen der himmlischen Dynastie seid, und lenkt so eure Schritte zu dem Wege des Verderbens, ohne Mitleid mit Euch selber. Es muß in den verschiedenen Provinzen jedoch mancherlei entschlossene Männer, eine Anzahl famoser Literaten, und der tapferen Helden nicht wenige geben; es ist deßhalb unser Wille, daß Ihr einzeln die hehre Standarte erheben, und verkündigen sollt, daß Ihr mit den Tartaren nicht unter einem und demselben Himmel leben wollt, während Ihr euch einiges Verdienst im Dienste unsers neuen Königs erwerbt. Dieses ist es, was wir, seine Generale, auf's feurigste wünschen. In dem Verlangen, die tugendhaften Gefühle kund zu geben, womit der große Gott das menschliche Leben zu erfreuen liebt und die Menschen erbarmungsvoll in seine Arme schließt, hat unser Armee ihren Marsch zum Beglücken angetreten und nimmt Alle in ihren liebevollen Falten auf. Ihr solltet wissen, daß seit der Himmel den wahren Monarchen gesandt hat, um über das Volk zu herrschen, es eure Sache ist, ihm in der Begründung seiner Herrschaft beizustehen. Und wenn der trutzlischen Kobolde Millionen, ihre Anschläge tausende sein sollten, wie werden sie dem Himmel widerstehen können? Tödten, ohne erst gewarnt zu haben, liegt nicht in unsrer Denkungsart; und stille sitzen, ohne das Volk zu retten, würde sich für einen wohlwollenden Mann nicht schicken: deßhalb haben wir im Ernst diese specielle Proclamation erlassen, und fordern Euch, Volk, auf, bei Zeiten in Euch zu gehen und Euch kräftig aufzurüsten. Betet den wahren Geist an, und stoßt die bösen Geister von Euch, die wieder Menschen geworden sind, und seid nicht länger Unholde, wenn Ihr vielleicht hier zu einem langen Leben und nachdem zur himmlischen Glückseligkeit gelangen könnt. Wenn Ihr aber ferner in eurer verstockten Stupidität verharret, so soll der erste wie der gemeine Stein geschleift werden, und wenn Ihr dann an euren eignen Nabel nagt, wird es zu spät zur Reue sein. Eine specielle Proclamation.

Digitized by Google

Ueber den jüdischen Ursprung der christlichen Ethik.

Abhandlung des Dr. Wilh. Böhmer.

Herr W. Breslauer hat in dem Verlage von Weigert und Comp. in Rosenberg den ersten, und im Verlage von Leukart zu Breslau den zweiten Jahrgang seines deutschen Volks-Kalenders und Jahrbuches herausgegeben. Zu den literarischen Beiträgen, mit welchen diese Jahrgänge (welche übrigens das Jahr 1851 und 1852 betreffen), ausgestattet sind, gehört ein noch nicht vollendeter Aufsatz des Herrn Bernhard Friedmann über den jüdischen Ursprung der christlichen Ethik. Wenn wir diesen Aufsatz öffentlich beurtheilen, so erfüllen wir damit einen von dem Verfasser mündlich geäußerten Wunsch. Der Aufsatz beurkundet ein schönes Wissen des alttestamentischen und talmudischen Judenthums, ingleichen eine warme theistisch-jüdische Frömmigkeit. Wir erkennen diese Vorzüge, von deren Wirklichkeit unbefangenes Lesen sehr bald überzeugt, von vorn herein an, um dem Verfasser zu beweisen, daß wir ihn von Herzen ehren, wenn wir auch in der Folge seinen Aufsatz mannigfach tadeln müssen. So ist z. B. die Ungerechtigkeit, welche gegen das Christenthum gezeigt wird, tadelnswerth. Wir lesen im zweiten Jahrgange S. 119: „Während das Judenthum den ganzen Menschen auch in seiner vollen Diesseitigkeit, in allen seinen Lebensbeziehungen beseligend erfaßt, durch Gebote und Verbote positiv und negativ die religiöse Energie und Thatkraft pflegt und fördert, schuf das Christenthum einerseits einen transcendenten, nackten, alleinseligmachenden Glauben — und von der andern Seite eine phantastisch-überschwengliche Gnosis, — denen gegenüber die lebensvolle, gottesdienstliche That ihre Bedeutung verlieren sollte.“ Allein, daß bei dem Glauben und der Gnosis, die von dem Christenthume empfohlen werden, die lebensvolle, gottesdienstliche That ihre Bedeutung habe, erhellt schon aus dem Briefe des Jacobus, eines Dieners Gottes und des Herrn Jesu Christi 1, 1. Jacobus ermahnt seine judenchristlichen Leser V. 22, Thäter des Wortes zu werden, d. h. das göttliche Wort nach seiner ethischen Seite in Thaten auszuprägen. Er stellt den Glauben, der nach seiner theoretischen Seite die Gnosis enthält, als einen solchen dar, welcher bei den Thaten, bei Entstehung derselben, einwirke, und durch die Thaten sich vollende. 2. 22. Er läßt den Menschen nicht bloß aus dem Glauben, sondern auch aus den Thaten, ohne welche der Glaube todt ist, von Gott gerechtfertigt, d. h. für gerecht erklärt werden, V. 24. 20. Und daß dieser Brief, indem er den Thaten ihre Bedeutung zuerkennt, nicht mit andern Briefen, namentlich nicht mit den paulinischen, in Widerspruch stehe, ergiebt sich aus Röm. 2, 13; Ephes. 2, 10. Das Christenthum der Apostel muß ja auch eben darum, weil es aus dem religiösen und practischen Judenthum organisch hervorgegangen ist und trotz aller Fortbildung des Judenthums das demselben anhaftende Gute aufgehoben*) hat, — bei dem die Gnosis in sich schließenden Glauben, den das Christenthum predigt, der lebensvollen, gottesdienstlichen That eine Bedeutung zusprechen, vermöge welcher der Glaube kein nackter, die Gnosis keine bloß phantastisch überschwengliche sein kann. — Ferner hat Dr. Friedmann das Christenthum offenbar im Bewußtsein, indem er S. 120 die Frage aufwirft: „gab es denn in dieser Religion des bloßen Spiritualismus, der pursen Innerlichkeit keine achselzuckenden Heuchler, keine Schleicher, keine Augendreher, keine Jesuiten?“ Doch daß das Christenthum keine Religion des bloßen Spiritualismus, der pursen Innerlichkeit ist, wird daraus klar, weil es die Taufe, das Fußwaschen, das Nachtmahl und die Krankensalbung als Sakramente bestimmt,*) Matth. 28, 19; Joh. 13, 5. ff.; Matth. 16, 26 ff. Jac. 5. 14, ff. Es ist das Eigenthümliche der Sakramente, von Christo (unmittelbar oder mittelbar) ausgegangene, heilige Gebräuche zu sein, welche nicht bloß eine innere (oder überirdische) sondern auch eine äußere (irdische) Seite haben. Wahrlich! das Christenthum würde nicht den Bedürfnissen des ganzen, nach seiner Innenseite und Außenseite aufgefaßten Menschen in dem Grade, wie die Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten lehrt, genügen, wenn es Religion des bloßen Spiritualismus, der pursen Innerlichkeit wäre.

Doch die Ungerechtigkeit des Verf. offenbart sich nicht nur in Bemerkungen über das Wesen des Christenthums, sondern auch in dem, was er über den Ursprung einiger ethischen Gedanken desselben aus dem Judenthum äußert. Was zunächst den Lehrspruch anlangt, welchen Matthäus 7, 12. und Lucas 6, 31 Jesum verkünden lassen so meint Hr. Friedmann, s. erst. Jahrg. S. 98, daß die „evangelischen Schriftsteller ihre Sentenz der Tradition über Lev 19, 18 verdanken.“ Es habe nämlich die traditionelle Auslegung zur biblischen Lehre: liebe deinen Nächsten wie dich selbst (Lev. 19, 18), folgendermaßen gelautet: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem andern auch nicht; und dieser jüdische Spruch, welcher sich Tobiä 4, 17 und im Munde des Hillel (s. den Talmud Sabbat Fol. 31. a) finde, sei in den angeführten Stellen der Evangelisten christlich gefaßt worden, indem er hier laute: Alles nun, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, vgl. 2. Jhrg. S. 120. Allein unmöglich ist die biblische Lehre: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, Lev. 19, 18, jüdischer Seits traditionell ausgelegt worden durch den Spruch: was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem andern auch nicht; denn die sogenannte Nächstenliebe ist ja eine positive und zwar wohlwollende Hingabe des Ich an das Du, und von solcher Hingabe ist in dem jüdischen Spruche auch nicht eine leise Andeutung vorhanden. Doch gesetzt, jene biblische Lehre hätte diese traditionelle Auslegung jüdischer Seits erfahren: so können Matthäus und Lukas unmöglich diese Auslegung den Lehrspruch Jesu verdanken; denn diese Auslegung hat den Gesichtszug der Verneinung, sie fordert wie Herr Friedmann selbst (ersten Jahrg. S. 102) zugiebt, „daß man dem Andern nicht thue, wenn man sich selbst nicht wünscht, also nichts Feindliches“; der Lehrspruch Jesu hingegen hat das Gepräge der Bejahung, er fordert „daß Jeder dem Andern das positiv thun solle, was er sich selbst wünscht,“ a. a. O. Nun hält freilich Hr Friedmann die christlich-positive Fassung, der negativen Weise des jüdischen Spruchs gegenüber, für einen Fortschritt in's Binne; aber ohne Berechtigung! denn die Vorschrift, die von Jesu positiv in dem Lehrspruche niedergelegt ist, stellt sich dar als eine solche, die von dem Bekenner Jesu unter Mithülfe des heiligen Geistes sehr wohl ausgeführt werden kann, und von den ächten Christen aller Jahrhunderte wenigstens beziehungsweise ausgeführt ist. Dr. Fried-

*) aufgehoben ist ebensoviel als conservirt.

*) Die Nothwendigkeit von vier Sakramenten im Christenthume ist in Böhmer's christl. Dogmatik Band 2. nachgewiesen.

Digitized by Google

mann, selbst ein Anhänger des Judenthums und beabsichtigend, dasselbe vor Juden zu vertheidigen, s. ersten Jahrg. S. 93; sollte die christliche, positive Fassung des Spruches Jesu um so weniger für einen Fortschritt in's Blaue hinein erklären, als sie (wie Christus bei Matth. a. a. O. sagt,) „das Gesetz und die Propheten ist", d. h. zu dem Idealen des Gesetzes und der Propheten gehört, welches im Christenthum seine Verwirklichung finden soll.

Doch weiter! Wenn Matthäus 5, 34 Jesum bemerken läßt, seine Zuhörerschaft habe den Satz vernommen: du sollst lieben deinen Nächsten und hassen deinen Feind: so erklärt Dr. Friedmann, der Ausspruch: du sollst hassen deine Feinde, sei eine von Matthäus gegen das Judenthum geschleuderte Invective, welche null und nichtig, s. zweit. Jahrg S. 123. Inzwischen ist die Erklärung unstatthaft. Zwar wird in Lev. 19, 18, welche Stelle Jesu a. a. O. ohne Zweifel vorschwebt, lediglich gesagt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Aber es ist sehr denkbar, daß ein engherziger Lehrer des Judenthums das Wort: den Nächsten, bloß auf die zum jüdischen Volke gehörige und ihm befreundete Persönlichkeit in Beziehung gesetzt und daher den Ausspruch gethan hat, „nach dem Levitikus müsse, wer nicht zu dem Volke gehöre und ihm nicht befreundet sei, also der Feind, nicht geliebt, d. h. gehaßt werden. Wenn nun Matthäus Jesum diese verkehrte Auffassung der Stelle des Levitikus seiner Zuhörerschaft mittheilen läßt: so ist der Evangelist weit entfernt, eine „Invective" gegen das Judenthum als ein solches zu schleudern. Die Verwechselung eines Lehrers des Judenthums mit dem Judenthume selbst, läßt sich logisch nicht rechtfertigen.

Wenden wir uns zu der Verurtheilung Jesu: „Richtet nicht u. s. w." in Matth. 7, 1. Herr Friedmann S. 128: „Die pharisäischen Häupter predigten dem Volke unablässlich Buße und Zurechtweisung und übten dadurch einen großen Einfluß auf dasselbe aus. Um dem entgegen zu treten, wurde im christlichen Parteieifer die an sich richtige jüdische Lehre vom behutsamen, liebevollen Richten zu dem extremen: Richtet nicht, umgestaltet." Aber wir vermissen in der Leistung des Herrn Friedmann den vollgenügenden Beweis, daß die pharisäischen Häupter unablässig dem Volke gepredigt haben, was er sie predigen läßt. Doch nehmen wir an, diese Predigt wäre eine unablässige gewesen! Nun so ist es eine aus der Luft gegriffene Behauptung, daß, um dem großen Einflusse entgegenzutreten, den jene Häupter durch die unablässige Predigt von Buße und Zurechtweisung auf das Volk übt, im christlichen Parteieifer die an sich richtige jüdische Lehre vom behutsamen liebevollen Richten zu dem extremen: Richtet nicht, gestaltet sei. Abgesehen von der Ungebühr, die darin liegt, daß von dem über alles Parteiwesen hocherhabenen Jesus Parteieifer ausgesagt wird:*) so ist es sehr unstatthaft, das „Richtet nicht" Jesu als etwas Extremes darzustellen. Das „Richtet nicht" wird in der Parallelstelle des Matthäus, d. h. in Luc. 6, 37, erläutert, und muß in dem Munde Jesu den Sinn haben: verdammet nicht. So verwirft die Vorschrift Jesu gerade das Extrem des Richtens, welches eben in dem Verdammen besteht. Zu dieser Auffassung des „Richtet nicht" paßt aber Matth a. a. O. vortrefflich das nächst Folgende: die Zuhörerschaft Jesu soll nicht Menschen verdammen, damit sie nicht von Gott für diese Sünde verdammt werde.

Wir kommen zu Matth. 15, 1—8, vergl. Mark. 7, 5. ff. Herr Friedmann behauptet S. 133, daß nach beiden Evangelisten Jesus die Anklage erhoben, „das rabbinische Judenthum untergrabe durch seine Tradition das ewige Gebot der Schrift: ehre Vater und Mutter." Allein Jesus richtet nicht gegen das rabbinische Judenthum, sondern gegen gewisse Schriftgelehrte und Pharisäer, die von Jerusalem gekommen waren und sich mit Jesu rücksichtlich des Verhaltens seiner Jünger in ein Gespräch eingelassen hatten, die Anklage. Schriftgelehrte und Pharisäer werden Matth. V. 1. und Mark. V. 1. und 5. ausdrücklich genannt, und Niemand hat eine Befugniß, dieselben und das rabbinische Judenthum als einerlei zu setzen. Wenn Dr. Friedmann weiter sagt: „Die Anklage ist verletzender, als die in Betreff des Hasses gegen Feinde —, aber nicht begründeter": so setzt diese Aeußerung billiger Weise in Erstaunen, da der genügende Grund der gegen Schriftgelehrte und Pharisäer erhobenen Anklage bei Matth. V. 5. ff. und Mark. V. 10. ff. ausgesprochen ist. Diese Männer untergruben das in der Schrift enthaltene Gottesgebot, s. 2. Mos. 20, 12, welchem zufolge Vater und Mutter (z. B. durch Spendung von nützlichen Gaben,) zu ehren sind, insofern durch ihre Tradition, als sie die Satzung machten: es handle derjenige recht, der, statt Vater und Mutter in angegebener Weise zu ehren, seine Spenden Gotte, dem Tempel Gottes zuwende. Eine solche Satzung, wie kann sie z. B. bei Pharisäern befremden, welche, (um uns der Ausdrücke des Herrn Dr. Friedmann S. 119 zu bedienen) „mit den religiösen Werken heuchlerischen Prunk treiben?"

Die wissenschaftliche und ethische Ehrenhaftigkeit des Verfassers flößt uns die Hoffnung ein, er werde, falls er seinen Aufsatz, (wie wir es wünschen,) vollendet, das Unrecht, welches in den bisher veröffentlichen Artikeln desselben dem Christenthume, insbesondere der ethischen Seite desselben, zugefügt ist, in angemessener Weise wieder gut zu machen suchen. Das Judenthum, für welches der Verfasser begeistert ist, kann bei solchem Wiedergutmachen sehr wohl zu Rechte kommen.

Breslau, im Mai 1853.

Palmen und Birken. Dichtungen von Jegór von Sivers. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1852. 12. XII u. 199 Seiten.

Wir haben zwar des Dichters und einer sehr günstigen Anzeige seiner Dichtungen in einer anderen Zeitschrift schon frühere

*) Auch darin zeigt sich eine Ungebühr, „daß in dem Ausspruche Jesu: „Heuchler, wirf zuerst den Balken aus deinem Auge" Matth. 7, 5, und in der Frage: „Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg leiten", Luc. 6, 39, von Hrn. Friedmann S. 128. „Heftigkeit" gesehen wird. Das Strafende, was in Ausspruch und Frage sich wirklich zeigt, ist nicht Heftigkeit. Mit der ethischen Reinheit, die sich an dem Stifter des Christenthums herausstellt, verträgt sich Heftigkeit nicht. Dagegen offenbart sich in der Leistung des Hrn. Verf. hie und da eine gewisse Heftigkeit. So ist S. 120 davon die Rede, „wie die neutestamentischen Schriftsteller, von Parteiwuth getrieben, einerseits gute altjüdische Lehren zu tendenziösen Zwecken in excentrische, schlechte verwandelt, — andrerseits grundlose, gehässige Vorwürfe gegen das Judenthum geschleudert haben."!!

Digitized by Google

beiläufig gedacht, machen aber hier von Neuem selbst auf sie aufmerksam, da sie diese Aufmerksamkeit unbedingt verdienen, sowol der Form als des Inhalts wegen.

Die Gedichte werden uns in fünf Gruppen dargeboten, welche bezeichnet sind: Unter den Tropen. Nordische Blätter. Nonnenwerth und Rolandseck. Erster Liebesfrühling. Erste Klänge. In Beziehung auf die erste bemerkt Herr von Sivers, daß er zur allgemeinen Erläuterung derselben auf seine Reise: „Ueber die Antillen", die im Verlage der Gedichtsammlung erscheinen solle, auf seine Beschreibung Centralamerikas, und auf die in der „Illustrirten Zeitung" mitgetheilten Auszüge verweise. Einstweilen lasse er die nothwendigsten Erklärungen im Anhange folgen.

Daß der Dichter nichts Gewöhnliches bringt, dafür könnten wir als Beleg viele Spalten mit Beispielen füllen; doch auch eine Dichtung aus jeder der fünf Abtheilungen wird genügen, um unsere Leser zu bestimmen, sich mit allen bekannt zu machen.

1) Unter den Tropen.

Verschiedener Februar.

Unterdeß der Glut zu Raube
Die Savanne muß verdorren,
O, wie rauscht es in dem Laube
Hier im Urwald lustverworren!

Hin und wieder goldne Pfeile
Schießt die Sonne durch die Bäume,
Und mir flieht in froher Eile
Stund um Stund, als ob ich träume.

Weglos wall ich in dem Walde,
Auf der Schulter meine Waffe,
Forsch in dieser grünen Halde
Was Natur so heimlich schaffe?

Unter Palmen, unter Farren*)
Sitz ich nun ermüdet nieder,
Will der Kühlung hier erharren
Bei dem Schall der Vogellieder.

Purpurroth, als ob sie glühte,
Lacht, entflammt am Sonnenstrahle,
Aus der Baumnacht eine Blüte
Gleich als ob sie süßlich prahle.

Schmetterling, der lose Näscher,
Ihr am Busen will er kosen,
Sicher hier vor jedem Häscher
Pflückt er sich die schönsten Rosen.

Jetzt mit leisem Fittich rühret
Dort ein West die nahen Gipfel.
Hab ich nicht den Hauch verspüret,
Der sich wand durch jene Wipfel?

Plötzlich ist der Wald verstummet.
In Smaragd und purem Golde,
Gleich als eine Biene summet,
Naht der schönsten Blütendolde

Kolibri, der kleine Zecher,
Naschet vor der Blume schwebend
Das Aroma im Blütenbecher,
Bald hinauf, bald niederstrebend. —

Vögel läßt den Sang erschallen,
Rauschet, duftet, Bäume, Blüten,
Fern zur Heimat will ich wallen,
Wo im Norden Stürme wüthen.

Eisig rauscht es auf der Haide,
Und der Schnee in dichten Flocken
Flüchtet über Feld und Weide
Wie mit hämischem Frohlocken.

Traute Heimat, Kindeswonne!
Schauerst heut in Winterketten,
Kömmt ein goldner Pfeil der Sonne
Dieser Tropen dich erretten!

Schon seit neunzig langen Tagen
Mußtest du dem Sonnenlichte,
Jeder Sommerlust entsagen,
Heimisch grünet nur die Fichte.

Tann und Föhre, seid gepriesen,
Goldner Trost bei solchem Wetter!
Ihr verheißt dem Wald, den Wiesen
Einen Frühling zum Erretter! —

O, wie rauscht es in dem Laube
Durch den Urwald lustumfangen! —
Meiner Seele war ein Glaube
Ewgen Frühlings aufgegangen. —

2) Nordische Blätter.

Einsame Liebesklage.

(Esthnisches Volkslied bei Frellin.)

„Mit deinem Lebewohle
Schied alle Freude mir."
A. Böttger's Gedichte.

Meinen Schatz entführten Wogen,
Fluten zogen ihn nach Rußland,
Lüfte wehten ihn nach Harjen,
Winde zu dem Türkenlande.
Wolken sandten ihn nach Polen,
Nebel ihn an deutsche Strande.

Winde, bringt ihm Wohlergehen,
Wolken, schenkt ihm langes Leben,

*) Ich habe das Wort: „Farn" ohne eine Verwechselung zu fürchten, nach Vorgang Humboldts und einiger Botaniker „Farren" geschrieben, da mir diese Lesart brauchbarer erschien.

Digitized by Google

Himmel, eine treue Seele,
Schloßen, werft ihm zu die Briefe,
Nebel, bring ihm meine Küsse,
Viele, viele Herzensgrüße.

Wochenlang dich nimmer schauen!
Mondenlang von dir nichts hören!
Wie viel Wälder wol uns trennen?
Wie viel hohe Eberäschen,
Wie viel wilde Aepfelbäume? —

Wo dein Roß auch stürm' und setze
Wachs ein Häuschen aus dem Boden.
Wo dein Thier sich immer tummle
Baue sich die Futterkrippe.
Und wohin dein Roß sich wende
Thürme sich ein friedlich Kirchlein.
Gott behüte dich im Schlummer,
Könnt ich dir das Lager schmücken,
Deine Hand, Geliebter, drücken!

3) Nonnenwerth und Rolandseck; eine Rheinsage in 6 Romanzen.

6. Nonnenwerth und Rolandseck.

Aus des Rheines weichen Wellen
Ragt ein Kloster still empor.
Hoffnungsgrüne Tristen schwellen
Rings in blütenreichem Flor.

Zwischen engen, düstern Mauern
Weilet, dem Gebet vertraut
Und erfaßt von heiligen Schauern,
Manche keusche Himmelsbraut.

Eine nur mit bangem Herzen
Trauert, welche Trost begehrt,
Und dem Gram der heißen Schmerzen,
Ach, ist Heilung nicht gewährt!

Von dem Ufer drüben strebet
Eine Felswand kühn empor:
An dem jähen Abgrund schwebet
Moosbedeckt ein Hüttlein vor.

Auf der niedren Schwelle sitzet
Stumm ein Mann in Mönchsgewand, —
Und das dunkle Auge blitzet
Hin zur Insel unverwandt.

Dreimal zog der Herbst vorüber,
Fand ihn dreimal an dem Ort,
Stets den starren Blick thalüber,
Sehnend, harrend fort und fort.

Aus der düstern Klosterzelle,
An dem Gitterfensterlein,
Täglich an derselben Stelle
Bei des Morgens frühstem Schein,

Bei dem letzten Abendglanze
Starrt sie in das Flutengrab,
Lauscht dem ewgen Wellentanze,
Seufzet bang hinauf, hinab.

Heute steht ihr Fenster offen,
Doch es säumet die Gestalt! —
Ist es Fürchten? Ist es Hoffen?
Naht sich ihre Stunde bald?

Dämmrung wars. Des Tages Schwüle
Schwebte leicht den Wolken zu, —
Und die abendliche Kühle
Brachte Müden Schlaf und Ruh.

Horch, da tönet aus der Tiefe
Von dem Kloster Glockenlaut,
Und als wenns dem Klausner riefe,
Breitet er die Arme traut.

Von dem Kloster Paar um Paare
Wallen zu dem Friedhof aus, —
Langsam schwebt die Todtenbahre,
Sang umtönt den Zug voraus.

Oede steht die trübe Zelle,
Nur der Nebel ziehet lau
Durch das Gitter Well um Welle
Und das Lager netzet Thau.

Dort der Mönch am Felsenhange
Athmet auf — es zieht ihn nach —
Drückt die Hände freudig bange
An das Herz, das siegend brach.

4) Erster Liebesfrühling.

Der Nachtwandler.

Am dunkeln Bergeshang
Wall ich allein,
Es flüstert Mitternacht so bang
Im Sternenschein.

Ich lausch hinab die Schlucht,
Der Quell nur sprach
Im Frühlingstraum von seiner Flucht
Der Liebsten nach.

Da rauscht das Wipfelmeer
Hoch über mir,
Und seufzet wie im Schlafe schwer
Manch Lied von ihr.

Der Mond sieht bleich und blaß
Durch Laub mich an.
Ich eile fort — das Auge naß —
Die dunkle Bahn.

Digitized by Google

Laß mir, o Mond, den Schmerz,
Sie liebt nicht mehr!
Gab ich auf ewig auch mein Herz,
Sie liebt nicht mehr!

5) Erste Klänge.

Am Wasser.

Einst und Jetzt.

An dem einsam stillen Weiher,
Wo die Welle kaum sich kräuselt,
Spielt ich oft als muntrer Knabe,
Rings von Birken kühl umsäuselt.

Und ich ließ das kleine Schifflein
Mit dem Winde spielend schwimmen,
Und nur auf mein Spielzeug achtend,
Hört ich nicht der Vöglein Stimmen.

Und ich weiß nicht, was sie sangen,
War es Jubeln, war es Klagen?
Doch mir ist, als könnt ichs ahnen,
Beachte nicht darnach zu fragen:

Wenn ich jetzt am Weiher stehe,
Wo die Wasser kaum sich kräuseln,
Wenn die Birken sanft sich wiegen,
Laue Lüfte mich umsäuseln,

O, da wünsch ich mich zum Meere
Ferne von bewohnten Küsten,
Laßt Orkane sich zum Kampfe
Mit dem Oceane rüsten!

Ocean, den breiten Rücken
Beut du meinem leichten Schiffe!
Nun, Orkan, wirf in die Wolken
Uns, zerschell uns an dem Riffe!

Dann auf tiefem Meeresgrunde
Träumend, könnt ich ruhig sehen
Langsam — stets in alter Runde
Auf und ab die Sonne gehen.

Die Dichtungen, die der Verleger uns in ausgezeichnet schöner äußerer Ausstattung übergiebt, sind Alexander von Humboldt gewidmet. H.

Miscellen.

Ein Correspondent der Britannia giebt folgendes Mittel gegen die so böse Plage der Seekrankheit an: „Eine Dame meiner Bekanntschaft wurde auf ihrer Heimreise aus Indien in einem so bedauerlichen Zustande von Hinfälligkeit und Erschöpfung am Vorgebirge der guten Hoffnung ans Land gesetzt, daß sie sich nach der für sie bestimmten Wohnung tragen lassen mußte; sie würde auch sicherlich gestorben sein, wenn das Schiff noch eine Woche länger in See geblieben wäre. Die Gefahr, unter solchen Umständen die Reise fortzusetzen, war sehr groß, doch wurde derselben durch eine einfache Vorrichtung abgeholfen und es der Reisenden möglich gemacht, England in völligem Wohlsein zu erreichen. Es wurde eine sehr große Hängematte angefertigt, mit einem Baldachin darüber, und mit Gardinen versehen, so daß der Patientin in einer liegenden Stellung das Deck zu Häupten und jeder andre Theil des Schiffes unsichtbar blieb. So wurde sie von der Bewegung des Schiffes nichts gewahr, und da sie von der Schwindel erregenden Wirkung verschont blieb, welche es macht, wenn das Schiff sich nach der einen Seite und die Hängematte nach der andern Seite zu bewegen scheint, so stellte sich auch keine Uebelkeit noch sonst ein unheimliches Gefühl mehr ein. Sie hatte sich bald dermaßen erholt, daß sie, außer bei bösem Wetter, ihre Hängematte auf kurze Zeit verlassen konnte.

Das Chronicle hat von seinem Correspondenten zu Athen vor Kurzem folgendes Verzeichniß der Bevölkerung der europäischen Türkei erhalten, das er nach den besten Quellen angefertigt zu haben versichert:

Türken zu Constantinopel	400,000
Türken im Innern des Landes und auf den Inseln	2,600,000
Griechen zu Constantinopel	150,000
Griechen im Innern des Landes, auf den Inseln und auf der Küste von Kleinasien	4,650,000
Slavonier, Servier ꝛc.	1,200,000
Bulgaren	3,000,000
Wallachen	4,000,000
Vlaken	600,000
Albanesen (Christen)	1,600,000
Armenier (Christen) zu Constantinopel	250,000

Es leben außerdem noch circa 10,000 andre Christen von allen Nationen zu Constantinopel, so wie auch 20,000 Israeliten, die aber aus Haß gegen die Christen stets gemeinschaftliche Sache mit den Türken machen.

Unter den 2,600,000 Türken in den Provinzen sind 800,000, in Bosnien, slavische Renegaten, so wie fast all die Türken im Epirus albanesische Renegaten sind.

Ein Juwelier zu Rennes hat kürzlich von einem Bauer, der den Fund auf einem Stück Land gemacht, das er für 800 Fr. erstanden hatte, eine goldene Kette gekauft und mit 900 Fr. bezahlt, die aus purem Golde verfertigt und fast zwölf Unzen schwer ist. Die Archäologen sind in Verlegenheit, ihr Alter anzugeben, auch ist man verschiedener Ansicht über ihre eigentliche Bestimmung.

Wie Pariser Blätter melden, hat ein Fischer, Namens Guillou, zu Concarneau im Finistère-Departement, nun auch das Mittel erfunden, auf künstlichem Wege Hummer und Krebse zu züchten. Sein Verfahren ist inzwischen noch nicht bekannt geworden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 49. Sonnabend, den 18. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Glück. — Mit Gott. — Der Willkomm..... Seite 381
Die Dubliner Ausstellung..... „ 382
Die nordamerikanische Expedition nach dem stillen Meer .... „ 383
Philipp Jakob Fallmerayer..... „ 384
Literatur:
Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit..... „ 386
Bibliotheca historico-naturalis physico-chemica et mathematica ꝛc., herausgegeben von Ernst A. Zuchold..... „ 387
Die Druckorte des 15. Jahrhunderts nebst Angabe der Erzeugnisse ihrer erstjährigen typographischen Wirksamkeit..... „ 387
Miscelle..... „ 388

Das Glück.

Ich konnt' es nicht erreichen —
Und faßt' ich's mit der Hand,
So mußt' es mir entweichen,
Schnell wieder es entschwand;
Das Glück ist's, was ich meine,
Ach! aber, was ist Glück?
Dies nennet Glück der Eine,
Der And're Mißgeschick!

Schwer ist das Maaß zu finden
Für dieses neck'sche Spiel;
Es nimmt und giebt im Blinden
Dem Wenig, Diesem Viel.
Man darf ihm nicht vertrauen,
Nach Launen schenkt es Gunst,
Und will man darauf bauen:
Weicht es, wie Nebeldunst!

Mit Gott.

Nur wer dem vielbewegten Leben
Die rechte Seite abgewinnt,
Und all sein Wirken, all sein Streben,
Vertrauensvoll mit Gott beginnt —
— Er fühlt die schwache Brust sich heben,
Wenn auch sein Werk in Nichts zerrinnt —
Nur er wird fest im Wechsel stehen,
Die Freude lächelnd fliehen sehen.

Der Willkomm.

Sei herzlich mir willkommen,
Du holde Nachtigall!
Entzückt hab' ich vernommen
Heut' deiner Stimme Schall.
Wohin den Weg du lenkest,
Bringst Freude du und Lust;
Durch deine Töne senkest
Du Wonn' in jede Brust.

Digitized by Google

Du kommst aus fernem Lande,
Frei führt dein Flug dich fort,
Es fesseln keine Bande
Dich an bestimmten Ort.
Melodisch du belebest
Des Frühlings zarte Pracht
Und Harmonie verwebest
Du durch die stille Nacht.

O laß dich häuslich nieder
In dieses Gartens Hain,
Und weih' uns deine Lieder,
Du, holdes Vögelein!
Könnt' ich ein Mittel finden,
Du kleine Sängerin,
Dich fesselnd hier zu binden,
Ich gäbe Vieles hin!

Elegia.

Die Dubliner Ausstellung.

(Aus dem Athenaeum.)

Die Einweihung von Irlands erster großer Ausstellung seiner und anderer Nationen Erzeugnisse hat zu der angesetzten Zeit und mit großem Glanze statt gefunden. Die mittlere Halle, beinahe 400 Fuß lang, war für die Gesellschaft frei gelassen worden und hatte sich von einem Ende zum anderen angefüllt. Es müssen mit Einschluß der Besucher aus England, Schottland und andern Ländern mindestens 15000 Personen anwesend gewesen sein. Die Halle war mit fast 160 heraldischen Bannern behangen, was das malerische Ansehn des Ganzen bedeutend hob.

Die Musik war an und für sich ein großer Triumph. Sie war in höherem Styl und wurde mit einer wundersamen Accuratesse ausgeführt. Die Wirkung der 800 Sänger und Musiker war, von der großen Orgel unterstützt, mächtig genug, um das Gebäude auszufüllen.

Die Ausstellung selber wurde, wir man schon sagen muß, durch die Ceremonie, welche sie in die Welt einführen sollte, in etwas in Schatten gestellt: die Mittel überragten den Zweck. Die Ausstellung bezweckt das Praktische und Nützliche; der Zweck der Einweihung war, jene bei der hohen Gesellschaft einzuführen, um ihr den Stempel zu geben, wodurch sowohl die Menschen wie die Sachen dem Publikum so angelegentlich empfohlen werden. Hoffentlich wird einmal die Zeit kommen, wo das Nützliche und das Schöne Hand in Hand unabhängig durch die Welt gehen können; wo ein Orden des Verdienstes mit dem Adlerorden in gleichem Range steht — wer aber die Leitung einer Industrie-Ausstellung oder einer andern großen öffentlichen Angelegenheit zu besorgen hat, der muß die Welt schon nehmen, wie sie eben ist, und von denselben Mitteln Gebrauch machen, deren sich Alle bedienen.

Das Haupt-Volumen der Ausstellung war an dem Eröffnungstage bei weitem noch nicht vollständig; die Directoren hatten aber ihren Besuchern einen großen Genuß mit der Gemäldegallerie bereitet. Die Sammlung ist vielleicht die schönste, die je in neueren Werken, und insbesondere von noch lebenden Künstlern, gesehen worden ist. Das Gemach, worin sie sich befindet, ist 325 Fuß lang und 40 Fuß breit. Es enthält bereits gegen 600 Gemälde; es sind deren aber noch so viele zu placiren, daß eine Gallerie nebenan mit zu Hülfe genommen werden muß. Die belgische und die englische Schule finden sich am vollständigsten repräsentirt, dann folgen die deutsche, die holländische und letztlich die französische. Die fremden Sammlungen sind durch Herrn Roney, den Secretair, unter Beistand des Kaisers der Franzosen, des Königs von Preußen und Dr. Waagen's, des Königs der Belgier und der holländischen Regierung gemacht worden. Die englischen Gemälde sind außer von J. M. der Königin und dem Prinzen Albert von Privatpersonen geliefert, und dem Publikum ist so seit vielen Jahren wieder Gelegenheit geboten worden, mehrere der schönsten Schöpfungen der englischen Schule beisammen zu sehen. Eine Menge Zeichnungen in Wasserfarben und Kupferstiche befinden sich in dieser Gallerie an Wandschirmen aufgehängt, und die Mitte nehmen Werke der Bildhauerei ein, zu welcher vor allem die irländischen Künstler werthvolle Beiträge geliefert haben.

Das eine Ende der Gallerie der schönen Künste ist für eine mittelalterliche Ausstellung bestimmt, die Herr Hardmann aus Birmingham arrangiren wird und die gemaltes Glas, eiserne, messingne und silberne Arbeiten, so wie geistliche Trachten, Schnitzwerk aus Holz, bunte Ziegel, ꝛc. aufnehmen soll. Das Tafelwerk ist mit geistlichen Emblemen bedeckt. Dies Departement ist bei weitem umfassender, als das im Hyde-Park, und wird viel vollständiger in Dessein und der Anordnung sein. Die Irländer können aus diesem Departement, welche Mängel und Eigenthümlichkeiten es auch haben mag, doch eine wichtige Lehre in der Verzierungskunst entnehmen. Die Artikel sind von hohem Werthe, doch beruht dieser Werth nicht in der Kostbarkeit des Materials, sondern in der künstlichen Arbeit, die darauf verwendet worden ist. Die Irländer haben eine feuchtbare Phantasie und große Anlagen; möge demnach dieser Theil der Ausstellung ihnen ein Sporn sein, Verzierungsgegenstände in der Art anzufertigen, wie es die Kunstarbeiter des Mittelalters gethan haben, nämlich unter Anwendung von Geschmack und Geschicklichkeit bei Materialien von verhältnißmäßig geringem Werthe, und sie es vermeiden, unsre schwerfälligen, kostbaren und oft uneleganten Silbersachen nachzuahmen.

Ein Glasgehäuse in der Gemäldegallerie enthält eine Sammlung von Andenken an Edmund Kean, unter anderem ein Schwerdt, nebst einem Kästchen, die dem Tragöden von Lord Byron verehrt worden waren, und noch ein Schwerdt, das er nebst den Theaterzetteln seines ersten und letzten Auftretens in London, im Jahr 1814 als Shylock, und im Jahr 1833 als Othello, von den Einwohnern Edinburgs erhalten hatte; ferner einen Dolch, der Heinrich VII. gehört hat, und der Hut des Cardinals Wolsey, aus der Strawberry Hill Sammlung.

Auch die Sammlung von ostindischen und chinesischen Artikeln, zu welcher J. M. die Königin, die ostindische Compagnie, das United Service Museum, die königliche asiatische Gesellschaft, die Gesellschaft der Künste und verschiedene Privatpersonen Beiträge geliefert haben, ist werthvoll. Große Aufmerksamkeit erregen die Standarten, welche Lord Gough in China, und die Kanonen, die er zu Sobraon und Gujerat erobert hat.

Digitized by Google

Die wichtigsten Sectionen in der Irland angehörigen Abtheilung sind jedoch diejenigen, welche dessen natürliche Hülfsquellen oder die Industrie seines Volkes zur Schau bringen. Eine derselben enthält eine Sammlung irländischen Marmors, nicht bloß Cabinetsstücke, sondern gute practische Exemplare, von der königlichen Dubliner Gesellschaft geliefert, der auch der Grund und Boden gehört, auf welchem das Ausstellungsgebäude steht. Die heimischen Marmorblöcke Irlands sind sehr schön, einige einzig in ihrer Art, und wenn die Ausstellung auf sie aufmerksam macht, und Anlaß zur Verbesserung und größerer Oeconomie in ihrer Bearbeitung geben sollte, so würde das von großem Nutzen sein.

Die königlich irländische Academie der Wissenschaften hat eine interessante Sammlung irländischer Alterthümer aus ihrem Museum hergegeben. Ein Gleiches ist von der Behörde der öffentlichen Arbeiten und von Privatleuten geschehen. Die Sammlung der Academie ist sehr merkwürdig und wichtig: sie enthält eine Menge seltener kirchlicher Alterthümer, so wie eine große Anzahl von Geräthschaften, Werkzeugen und Waffen, an welchen man die frühere Kunst des Landes erkennen kann. Das Banner der O'Donnell'schen Familie, die St. Columbus-Psalmen und einige andere Stücke genießen in der irländischen Geschichte eines großen Ruhmes. Das Museum der Gesellschaft ist jedem zugänglich, der sich darum bewirbt, und sein Inhalt ist bewundernswürdig geordnet. Mit dem Museum der Academie ist auch eine Sammlung dänischer und norwegischer Alterthümer vereinigt, die ihr von dem Könige von Dänemark und den Directoren des Copenhagener Museums geschenkt worden sind.

Die irländischen Fischerei-Beamten haben eine große Sammlung all der Geräthe, die in ihrem Fache, so in älterer wie in neuerer Zeit, gebraucht worden sind und noch gebraucht werden, eingeliefert.

Sehr merkwürdig ist auch die Sammlung von Arbeiten hauptsächlich gröberen Schlages, die von 27 Werk- und Armenhäusern herrühren.

Die Hauptfächer der Ausstellung, in welchen Irland am meisten aufzuweisen hat, bestehen: aus Leinenzeug; aus Poplin, nebst einem Webestuhl, auf welchem in dem Gebäude selber eine neue Art brocatnen Zeugs gewoben wird; aus Balbeigganer Strumpfzeugen; aus Sattler- und anderem Lederzeug; aus Kirchenglocken, worunter einige große und schöne Exemplare; aus Wagen; aus Ingenieur- und architectonischen Zeichnungen; aus musikalischen Instrumenten; aus Spitzen, Stickereien und Nadelwerk jeglicher Art, meistens in gutem Geschmack; aus Kleidungsstücken; aus Mobiliar; aus Ackerbaugeräthschaften und Werkzeugen; aus Nahrungsmitteln, welchen, wie in der Hyde Park Ausstellung, Schnupf- und Rauchtabacke im Großen beigegeben sind. Auch an Proben von Runkelrübenzucker, und an einer Unzahl von Speck und Schinken, so wie an einem großem Vorrathe von Whiskey fehlt es nicht. In letzterer Beziehung hat die Comite sich das Beispiel der Londoner Comite nicht zur Richtschnur genommen, auch nicht in dem, was die Erfrischungszimmer betrifft, wo Biere aller Art, muthmaßlich auch Whiskey geschenkt werden.

Die nordamerikanische Expedition nach dem stillen Meer.

(Aus dem New York Journal.)

Diese Expedition verspricht in ihren Resultaten für Handel und Wissenschaft eine der wichtigsten zu werden, welche seit vielen Jahren unternommen worden sind, und dürfte mit Vortheil allen denen an die Seite zu stellen seyn, welche in dem letzten halben Jahrhundert ausgeführt wurden. Sie besteht aus fünf Schiffen, unter dem Befehl des Commodore Cadwalla Ringgold, und ist ihrer Bestimmung völlig entsprechend ausgerüstet und bemannt. Ihre Bestimmung, die nicht blos für die Ver. Staaten, sondern für die ganze Welt von der äußersten Wichtigkeit ist, ist die Untersuchung und Aufnahme eines großen Theils vom Norden des stillen Meeres, der Behringsstraße und des arctischen Meeres, so weit nördlich, als in dasselbe einzudringen ist, mit Einschluß der angränzenden Küsten von Amerika und Asien. Wer dem commerciellen Wachsthum der Ver. Staaten einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, dem kann es nicht entgangen seyn, daß deren Wallfischfang gegenwärtig den jeder andern Nation in der Welt übertrifft und dem sämmtlicher anderen Nationen fast gleich kommt. Es ist demnach klar, daß ein so umfassendes und werthvolles Interesse alle die Unterstützung verdient, welche unsere Regierung ihm unbeschadet ihrer sonstigen Pflichten zu geben vermag; auch sollen die Oertlichkeiten und die wahre Lage der aleutischen Inseln, die sich fast quer über das nördliche stille Meer erstrecken, so wie der südlichen Gränze des Behrings- oder Kamschatko's-Meeres und der kurilischen Inseln, die sich von Japan bis nach Kamtschatka ausdehnen, ferner das ochotsk'sche Meer, die japanischen Inseln, mit den angränzenden Meeren, der tartarische Meerbusen, und die Annäherung und der Einlauf in den großen Fluß Amour untersucht und festgestellt werden.

Wie groß diese Aufgabe auch zu seyn scheint, hofft man doch, daß die Expedition binnen vier bis fünf Jahren damit zu Stande kommen wird. Die in derselben verwendeten Officiere sind keine Neulinge in wissenschaftlichen Aufnahmen und Untersuchungen: der Chef, Commodore Ringgold, hat vordem die Porpoise in der Erforschungsexpedition unter Commodore Wilkes befehligt; der Lieutenant H. Rolando führt den Befehl über das Flaggenschiff Vincennes; der Capitain Davis, der gegenwärtig die Porpoise befehligt, hat ebenfalls dieselbe Erforschungsexpedition als Officier mitgemacht, und der Lieutenant Stuart, der nun als Secretair und assistirender Astronom fungirt, war bei derselben als Zeichner angestellt. Der Befehlshaber des Dampfboots John Hancock, Capitain Rodgers, ist ebenfalls wegen seines wissenschaftlichen Sinnes und seiner umfassenden Kenntnisse vortheilhaft bekannt.

Wiewohl dieser Expedition ein wesentlich wissenschaftliches Corps vorgesetzt ist, glaubt man doch und ist auch wohl als selbstverständlich anzunehmen, daß die Grundzwecke des edlen Unternehmens: die großen See- und Handels-Interessen unseres Landes, den weniger wichtigen wissenschaftlichen Dingen nie werden hintangesetzt werden; wo aber Zeit und Gelegenheit es irgend gestatten, werden die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition, jeder in seinem Fache, auch diesen all ihre Aufmerksamkeit widmen. Wir hören, und hoffen daß dem so sey, daß

Digitized by Google

Vorkehrungen getroffen werden, die Einsendung von Abschriften aller Aufnahmen, so wie sonstiger interessanter Mittheilungen zu erleichtern, damit alle Welt die Wohlthaten dieses Unternehmens so früh als möglich genießen möge.

Die Expedition besteht, wie schon gesagt, aus fünf Schiffen, nämlich dem Vincennes, einer Kriegsschaluppe, die in eine Barke umgewandelt ist und deren Armirung aus vier langen 32-Pfündern und vier achtzölligen Hohlkugelkanonen auf dem Geschütz oder Hauptverdecke, aus drei messingenen Drehhaubitzen auf dem Oberlaufe (diese Haubitzen sind besonders schöne Geschütze und ausdrücklich für diese Expedition zu Washington gegossen) und aus einem 12pfündigen Feldstücke besteht, das nöthigenfalls am Lande zu gebrauchen ist. Die kleineren Waffen bestehen aus Percussionsgewehren für die Seesoldaten, aus Sharp's Büchsen für die Matrosen, so eingerichtet, daß sie dieselben im Rudern von Böten durchaus nicht genieren, und ihnen dennoch gleich zum Schießen zur Hand sind, und aus Revolvers nach dem besten System, nebst Hieschfängern und Enterpiken. Das Dampfboot John Hancock, von ungefähr 800 Tons, ist barkenähnlich aufgetakelt, führt einen 24-Pfünder und zwei 12pfündige messingene Drehhaubitzen, ähnlicher Art wie die vorerwähnten, nebst gleicher kleiner Armatur. Die Brigg Porpoise ist ganz wie das Dampfboot Hancock armirt, nur daß es noch zwei 32pfündige lange Kanonen führt. Das Vermessungs- und Vorrathsschiff John P. Kennedy, ungefähr 500 Tons groß, und ebenfalls als Barke aufgetakelt, ist gleich dem Dampfboote Hancock armirt. Der Schooner Fennimore Cooper ist ein zierliches Modell von Lootsenboot, circa 90 Tons groß, und bewaffnet mit einem 12pfündigen messingenen Drehbassen und den kleineren Armaturstücken der anderen Schiffe. All die Böte des Geschwaders, insbesondere die Bugsirböte, sind Walfischfangsböte, und ein Boot jedes Schiffes führt einen 12pfündigen messingenen Drehbassen. Jedes Schiff ist auch mit Rettungsbojen, mehreren Gummielasticum-Bootsflößen und einem hinlänglichen Vorrath von Lebenserhaltern versehen.

Die Expedition führt ferner, um ihrem Zwecke vollkommen zu entsprechen, die vollkommensten astronomischen, Meß- und magnetischen Instrumente mit sich, die größeren Theils mit der äußersten Sorgfalt und Accuratesse in den Ver. Staaten verfertigt worden sind und von einem jeden sehr belobt werden, dem es sie zu sehen vergönnt war. Die Chronometer, ungefähr 30 an der Zahl, sind von der besten Qualität, die nur aufzutreiben war. Außer den See-Officieren, welchen unter der Leitung des Chefs die astronomischen, hydrographischen und magnetischen Angelegenheiten übertragen sind, ist der Expedition noch ein wesentlich wissenschaftliches Corps beigegeben. Alle Fächer der Naturgeschichte haben ihre Vertreter. Auch für competente Zeichner ist gesorgt, und unter den wissenschaftlichen Männern befindet sich ein Photograph, ein Chemiker, ein Verfertiger mathematischer Instrumente, ꝛc.

Wir hatten das Vergnügen, mehr als einmal die innere Einrichtung des Hauptschiffes des Geschwaders, des Vincennes in Augenschein zu nehmen. Dieselbe ist unter der directen Anleitung des Befehlshabers Ringgold beschafft worden, und es ist wohl nie zuvor ein Schiff so schön, so comfortable und so glänzend ausgestattet worden. Seine Schönheit und sein Glanz besteht aber nicht in schimmernden Farben und Vergoldungen, indem Alles nur schlicht weiß und mahagonifarben ist, sondern darin, daß es Platz für jegliches hat, daß jegliches darin an seinem Platze ist, und so jeder Winkel, jeder Raum einem nützlichen Zwecke dient. Die Kajüten enthalten eine sehr werthvolle Bibliothek von wissenschaftlichen und anderen Werken, Reisebeschreibungen, Geschichten früherer Expeditionen, ꝛc., ungefähr 1000 Bände an der Zahl. Diese Bibliothek ist nur für den Gebrauch der Officiere bestimmt. Die übrigen Schiffe haben aber auch Bibliotheken zum Gebrauch der Matrosen, so, daß es an nichts fehlt, um die lange Reise nicht allein den Officieren und den wissenschaftlichen Männern, sondern auch dem poor Jack (armen Schelm von Matrosen) möglichst angenehm zu machen.

Philipp Jakob Fallmerayer.

Tschötsch ist ein kleines Dorf nicht weit von Brixen in Tirol, liegt auf sonnigem Abhange über dem Eisack und genießt eine sehr schönen Aussicht über den Thalweg des Stromes sowohl als über die Hochebene zu dessen beiden Seiten. „Dieses reizende Rebengelände," sagt ein tirolischer Topograph, „mit seinen Obstgärten und Kastanienguppen, hüllt sich schon vollends in südländischen Schmuck und die Trauben an seinen terrassenartigen Hügeln gekocht, geben einen Wein, der den bessern des Landes beigezählt wird. Es gehört zu den auserlesenen Vergnügungen der Brixner, an den schönen Herbsttagen in zahlreichen Gesellschaften nach Tschötsch zu wollen und bei dem edlen Weine und gebratenen Kastanien oder feischen Nüssen sich gütlich zu thun.

In diesem lieblichen Erdenwinkel wurde Philipp Jakob Fallmerayer im Jahre 1791 geboren, der Sohn eines Landmannes mit zahlreicher Familie, aber geringen Mitteln. Bei der romantischen Lage der Heimath mögen schwärmerische Gefühle für Naturschönheiten in dem Knaben schon früh erwacht sein. Wohlthätige Geistliche, die einiges Talent bemerkten, brachten den armen Jungen, zu künftigem Nutzen der Kirche, als Domschüler zu Brixen gratis unter und sorgten für die nothwendige Ausstever. Außer gut geleiteten Uebungen in der griechischen Grammatik wurde indessen hier wenig Förderndes geboten und so verließ der unzufriedene Schüler im Spätherbste 1809 heimlich das Institut, um mitten durch die Unglücksscenen des Tirolieraufstandes, mitten durch die feindseligen Heerhaufen hindurch nach Salzburg zu flüchten. Dort fand er besseren und reichlichen Unterricht, auch sonst größere Freiheit, mußte sich aber nebenbei ärmlich behelfen und großen Theils durch Privatstunden den nöthigen Unterhalt gewinnen. Er hatte aber unverdrossenen Sinn, vortreffliche Lehrer und die reichliche Büchersammlung der gefälligen Benedictiner von St. Peter zu unbedingter Benutzung. Mit Eifer und nicht ohne Erfolg ward unter Leitung des in Göttingen gebildeten Pater Albert Nagnzaun das Studium der semitischen Sprachen betrieben und zu gleicher Zeit durch die seltene Lehrgabe eines für den wißbegierigen Schüler nur zu früh nach Lemberg versetzten Geschichtslehrers, von Maus, die Liebe für historische Wissenschaft wunderbar angeregt und entzündet.

In diesen Zeiten hätte es sich aber bald ereignet, daß unser junger Fallmerayer ein Mönch geworden wäre, und wir hätten

Digitized by Google

dann wohl der Fragmente aus dem Orient und der Vorrede dazu für immer entbehren müssen. Er meldete sich eines Tages zum Eintritt in die berühmte Benedictinerabtei zu Kremsmünster in Oberösterreich, vermochte aber die gewünschte Ruhe in einer weltvergessenen Zelle dieses Stifts nicht zu finden, weil er in Bayern die Bewilligung zur Auswanderung nicht erhalten konnte. So verließ er nach zweijährigem Studium der Gottesgelehrtheit das freundliche Salzburg und zog auf die Hochschule zu Landshut, um zum Ueberflusse, auch noch mit der Jurisprudenz einen Versuch zu machen, wobei denn nebenher die historischen, klassischen und linguistischen Arbeiten mit ungemindertem Eifer fortbetrieben wurden. In diesen Bestrebungen kam ihn plötzlich, als die Deutschen mit Napoleon zu brechen anfingen, ein kriegerisches Grüste an, er trat unter die Fahnen, wurde Unterlieutenant in einem bayrischen Infanteriebataillon, focht in der Schlacht bei Hanau und wurde wegen guten Verhaltens an diesem denkwürdigen Tage öffentlich vor der Fronte belobt. Hierauf dreimonatliche Winterfeldzug und manches mörderische Gefecht im Innern Frankreichs. Nach dem ersten Pariser Frieden blieb der junge Held ein volles Jahr beim Okkupationskorps auf dem linken Rheinufer und im zweiten französischen Feldzuge verlebte er, als Galopin des Generals Grafen von Spreti, unter den angenehmsten Verhältnissen, beinahe ein halbes Jahr in der Umgegend von Orleans. Insbesondere erinnert er sich mit großem Behagen an den Aufenthalt in einem Landschlosse dortiger Gegend, bei einem Marquis und einer Marquise, welche die feinen Sitten der alten Zeiten wohl zu wahren wußten und bei aller Achtung vor seinen tirolischen Manieren und Eigenthümlichkeiten gleichwohl entschiedenen Fleiß daran setzten, ihn nebenbei auch in die besten französischen Formen zu tauchen und ihm die reinsten Töne ihrer Sprache zu lehren. Es schreibt sich wohl zunächst aus dieser Schule, daß der Fragmentist das Französische sehr geläufig und mit einem besonders guten Accent zu sprechen weiß.

Als Lieutenant kam er aber wieder aus Frankreich zurück und erhielt seine Garnison zu Landau, wo ein frischer Trieb zu den alten Studien erwachte. In dieser ehemaligen Reichsstadt, deren Bibliothek ihm freundliche Hülfe bot, lernte er Neugriechisch, Persisch und Türkisch. Um nun ganz zur Wissenschaft zurückzukehren, nahm er 1818 seinen Abschied, trat zum Lehrfache über und hatte sich im Jahre 1826 zum Lehrer der Universalgeschichte und der Philologie am Lyceum zu Landshut emporgeschwungen. Hier schrieb er den ersten Theil seiner Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters, welcher 1830 erschien. Darin suchte er bekanntlich nachzuweisen, daß die heutigen Griechen nicht, wie man bisher geglaubt, die Abkömmlinge der alten Hellenen seien — vielmehr hätten im frühen Mittelalter slavische Stämme fast ganz Griechenland verheert, die alten Bewohner vernichtet und sich erst dann auf ihrem Boden angesiedelt. Diese neue slavische Bevölkerung sei dann erst durch byzantinische Gewalt wieder gräcisirt worden und daher die griechische Sprache in Rumelien und dem Peloponnes. Eine solche Hypothese mußte in Deutschland, wo sich die Begeisterung für den Befreiungskampf der Griechen kaum erst verloren hatte, einen widrigen Eindruck machen. Sie wurde vielfach bekämpft, von ihrem Schöpfer aber wohl auch lebhaft in Schutz genommen. Jedenfalls bleibt es ein Verdienst Fallmerayer's, auf die Durchschießung des neugriechischen Volkes mit slavischem Blute hingewiesen zu haben, oder es ist kaum zweifelhaft, daß er zu weit geht, wenn er annimmt, die alten Hellenen seien durch die Slaven fast bis auf den letzten Mann ausgerottet worden. Im Sommer 1831 schloß er zu Landshut seine vielbesuchten Vorträge und ging mit Urlaub als Begleiter des russischen Generals Grafen Ostermann-Tolstoy zum erstenmale in den Orient. Fast ein Jahr blieb er in Egypten und Nubien; ebenso lange wanderte er in Palästina und Syrien, zu beiden Seiten des Libanon herum, besah Jerusalem, Antiochien, Haleb, Balbek, Damaskus, die Residenz des Drusenfürsten, landete auf Cypern, auf Rhodus, an den jonischen Küsten und setzte sich zuletzt in Konstantinopel fest. Hier übte er sich mit den ernsten Moslem als fleißiger Gast der Kaffeehäuser in der türkischen Sprache, für die er eine große Vorliebe bewahrt hat. Die Cykladen, das griechische Festland von Sparta bis zu den Thermopylen, die sieben Inseln und das Königreich Neapel füllten das dritte Jahr.

In der Zwischenzeit war ein anderer Geist in das bayerische Schulwesen eingezogen, Fallmerayer's Stelle zu Landshut besetzt, er selbst etwas unbequem geworden. Seine Vorträge vor den lauschenden, oft hingerissenen Jugend wollte man nicht wiederkehren sehen; in der Akademie dagegen, meinte man, sei ein stillerer und doch nicht unangenehmer Ort für ihn. Er wurde auch wirklich Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft zu München und erhielt sogar im Jahre 1836 Erlaubniß, öffentliche Vorträge über Universalgeschichte anzukündigen, zu denen jedoch der Zutritt nur dem höhern Publikum offenstehen, den Studenten aber strenge verboten seyn sollte. Statt dem höhern Publikum vorzulesen, zog indessen Fallmerayer im Sommer 1836 ins südliche Frankreich, von da nach Florenz und Rom. Kleinere Reisen nach seiner Rückkehr wechselten mit längeren festhaften Studien ab, bis er 1840 zu München die Anstalten zu seiner zweiten Fahrt in den Orient begann.

Von Regensburg schiffte er sofort auf der Donau ins schwarze Meer, von Konstantinopel nach Trapezunt, von da wieder nach Stambul, wo er ein ganzes Jahr verlebte, wieder mit denselben ernsten Moslem in denselben Kaffeehäusern türkisch plaudernd, was er so zu einer von allen Rechtgläubigen bewunderten Fertigkeit brachte. Vom Bosporus ging er nach dem heiligen Berge Athos, von da nach Griechenland. In der griechischen Hauptstadt soll Fallmerayer wegen seiner eigenthümlichen Meinungen über die hellenische Vergangenheit zwar mancherlei Gezänke und Anfechtungen bestanden, es aber doch im Laufe mehrerer Wochen zu einigem Verständnisse mit den Hellenen gebracht haben. Nach zweijähriger Wanderschaft kehrte er im Sommer wieder glücklich nach München zurück. Von dieser Reise stammt das Bild des immergrünen Buschwaldes zu Kolchis und die Schilderung des klösterlichen Stillebens auf dem heiligen Berge, Arbeiten, die ursprünglich in der Allgemeinen Zeitung erschienen und in Deutschland zuerst die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf den Mann richteten, der bisher durch seine Geschichte des Kaiserthums Trapezunt und der Halbinsel Morea nur erst den Männern der Wissenschaft empfohlen war.

Seitdem unternahm er verschiedene kleinere Reisen, doch auch wieder eine größere nach Wien, Venedig und Tirol, ergänzte die Fragmente aus dem Orient, die jetzt auch gedruckt wurden, und 1847 finden wir ihn sogar wieder auf einem Zug in die Türkei. Er kam gerade recht nach Hause, um ins Parlament zu Frankfurt

Digitized by Google

gewählt zu werden. Daß er später nach Stuttgart, nach St. Gallen ging, ist bekannt; seit dem Frühling vorigen Jahres blieb er zu München wohnen, nicht ohne wiederholte Abstecher nach Tirol, nicht ohne manche bittere Stunde, die ihm später die Ringseis'schen Händel zugezogen.

Durch seine Fragmente hat sich Fallmerayer eine vornehme Stelle unter den deutschen Reiseschriftstellern erworben, und doch finden sich etliche, unter anderen auch ich, die nicht wenig Lust haben, ihm ein reines deutsches Gebiet ungefähr mit denselben Gründen abzusprechen, die er einst gegen die empfindlichen Neuhellenen gebrauchte. Um Beirut herum, hart am Eisack hinab wie an der Etsch hinauf, saß nämlich noch ziemlich lang ins Mittelalter hinein, romanisches Landvolk, das erst allmälig deutsche Sprache annahm. Wie der Geschichtschreiber der Halbinsel Morea seine Slaven an den zurückgebliebenen Ortsnamen, an Veligosti, Glagowa und Seichowo (Wolgost, Glagau und Züllichau) wieder erkannte, so lassen sich auch dort noch in den deutschen Landschaften die romanischen Ortsnamen erkennen und deuten, und unter anderen scheint der Name Fallmerayer nicht anderswo herzukommen, als von Valmarei, Val Mariae, Marienthal. In der That zeigt auch das Aeußere des berühmten Reisenden, die dunkle, doch gutgefärbte Haut, die gebogene Nase, einige Spuren seiner südlichen Abkunft. Früher trugen zu diesem Aussehen noch schwarze Haare bei, die indessen die Zeit mehr oder weniger gebleicht. Von Wuchs ist der Fragmentist nicht besonders lang gerathen, dabei etwas rundlicht, obgleich er sehr wenig Nahrung, gar keinen Wein und erst in neuerer Zeit des Tages ein paar Gläser Bier zu sich nimmt. Der militairische Gang erinnert noch an seine Heidenzeiten. Sein Benehmen, das er nicht ungern auf jenes Landschluß bei Orleans zurückführt, ist nicht ohne Feinheit; sein Umgang voll Milde und Freundlichkeit. Besonders gesprächig wollen ihn jene, die ihm in den letzten zwanzig Jahren nahe standen, nie gefunden haben, in neuerer Zeit redet er fast wenig. An Wortwechsel und Streit selbst über seine eigenen Hypothesen nimmt er kaum je Antheil; er hat aus den türkischen Kaffehäusern eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese erhitzende Gymnastik des Geistes mitgebracht. Nur am Schreibtische ist der Fragmentist, wie bekannt, etwas heftig und herausfordernd. *)

Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Verantwortlicher Redacteur Karl Biedermann. Erster Band. Drittes Heft. Leipzig, 1853. Avenarius & Mendelssohn.

Der erste Aufsatz hat die Ueberschrift: Graf Karl Moltke und sein Wirken in Schleswig-Holstein und Dänemark. (Es ist hier auch seines Vaters, des Grafen Adam Moltke gedacht; die Redaction bemerkt, „sie habe dieser Charakteristik, die ihr von schätzbarer Hand zugegangen, um so lieber einen Platz eingeräumt, als einerseits dieselbe zugleich anschauliche Schilderungen nicht blos aus dem staatlichen, sondern auch aus dem materiellen und geistigen Culturleben Holsteins in älterer und neuerer Zeit enthalte, sie andererseits der Meinung sei, daß die Besprechung hervortretender Persönlichkeiten, mögen solche nun günstig oder ungünstig zu beurtheilen sein, wesentlich mit zu einer gründlichen Kenntniß der nationalen Gegenwart und Vergangenheit gehöre." — Was über das Jugendleben Carl Moltke's gesagt ist, sind wir befähigt aus näherem Umgang mit ihm in jener Periode zu bestätigen, ja wir wären im Stande, wenn dazu hier der Ort, noch Manches über die ausgezeichnet geistige Begabung, den rastlosen Fleiß und den hohen Rechtlichkeitssinn desselben hinzuzufügen; ob der Staatsmann nicht überall, und so auch hier, zu einseitig beurtheilt wird, lassen wir dahingestellt; die Beschuldigung des Hasses gegen seine Landsleute, die Holsteiner, ist in jedem Falle eine falsche.)

Der zweite Aufsatz: Das deutsche Finanz- und Steuerwesen im vorigen Jahrhundert ist gegen die Lobredner der sogenannten „guten alten Zeit" und die Hasser moderner Staatsentwicklung gerichtet; er enthält unter Anderem auch merkwürdige Beispiele der wüsten Wirthschaft an deutschen Höfen und Nachrichten von den Staatsschulden. (Die gebietenden Herren von Nürnberg schalteten gar greulich mit Geld und Gut der Bürgerschaft und hatten 12 Mill. Fl. Schulden gemacht. „Freilich", heißt es in der Anmerkung, „studirten und reisten auch die Söhne der nürnberger Patricier auf Kosten der Stadt, und ihre Töchter wurden aus dem städtischen Säckel ausgestattet. Das war doch eine gute Zeit — für den Adel in Stadt und Land! Eine desto schlimmere für den Bürger und Bauer.") Wir theilen noch den Schluß mit:

„Alles in Allem genommen überzeugen wir uns, daß die Finanzwirthschaft und das Besteuerungssystem des vorigen Jahrhunderts weder was die Veranlagung und Vertheilung, noch was die Verwendung der Steuern betrifft, und ebenso wenig in Bezug auf das Staatsschuldenwesen den Vorzug größerer Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit vor dem heutigen verdient, den Manche ihm aus Haß gegen die moderne constitutionelle Regierungsweise gern einräumen möchten. Vielmehr müssen wir anerkennen, daß die Abgaben im Allgemeinen heutzutage ungleich weniger drückend, außerdem gerechter vertheilt und zweckmäßiger veranlagt sind, daß von dem Ertrage derselben eine weit größere Summe zu gemeinnützigen, theilweise zu wirklich productiven Ausgaben verwendet wird, daß Letzteres gleichermaßen bei den Staatsschulden stattfindet und daher selbst ein im Ganzen höherer Betrag dieser (dem übrigens auch ein bedeutend vermehrter Nationalreichthum und eine erhöhte Gewerbskraft des Volks gegenüberstehe) uns keineswegs für die finanzielle Zukunft unserer modernen Staaten bange zu machen braucht. Und so sei denn der Vorwurf, welchen die Gegner des Constitutionalismus gegen diesen erheben: als ob er das Volk durch fortwährend erhöhte Steuern, den Staat durch immer stärkere Anspannung des Staatscredits ruinire, sammt der elegischen Klage über die dahingeschwundene Zeit einer sparsamern Finanzwirthschaft und eines minder hart auf dem Volke lastenden Steuerdrucks, dahin verwiesen, wohin er, wie so vieles Andere von gleicher Art und Richtung, gehört — ins Reich der Fabeln und Märchen!"

Die übrigen Bestandtheile sind: Preußens Stellung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. — Die Union

*) Die mitgetheilte Lebensskizze des „Fragmentisten" ist den „Novellen und Schilderungen von Ludwig Steub. Stuttgart, Verlag von Scheitlin. 1853", mit denen wir unsere Leser nächstens näher bekannt machen werden, entnommen. H.

Digitized by Google

und die kirchlichen Parteien. — Die Erneuerung des Zollvereins.

Darauf folgt: Politische Uebersicht. (S. 323—340.) — Vermischte Mittheilungen. (S. 340—352.)

H.

Bibliotheca historico-naturalis physico-chemica et mathematica, oder systematisch geordnete Uebersicht der in Deutschland und dem Auslande auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften und der Mathematik neu erschienenen Bücher, herausgegeben von Ernst A. Zuchold. Zweiter Jahrgang. 2. Heft. Juli bis December 1852. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. S. 81 200. 8.

Der Fleiß, den Herr Zuchold auf die Ausarbeitung dieser Abtheilung der im Verlage von Vandenhoeck und Ruprecht erscheinenden Verzeichnisse verwendet, kann nicht genug anerkannt und gerühmt werden. Die möglichste Vollständigkeit, genaue und ausführliche Angabe der Titel, zweckmäßige Classification, ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Register der Verfasser und anonymen Werke (S. 165—190) sind Vorzüge, die sich selten bei Leistungen dieser Art vereinigt finden. Nicht nur die neuesten Erscheinungen auf den Wissenschafts-Gebieten, die der Titel nennt, sondern auch den nächstvorhergehenden Jahren angehörende, besonders der Literatur des Auslandes, sind hier zusammengestellt. Ist der Zweck dieser Bibliothek nun allerdings zunächst, zur augenblicklichen Orientirung zu dienen, so ist ihr Werth und ihre Brauchbarkeit für Naturforscher u. s. w. auch in späterer Zeit um so weniger in Abrede zu stellen, da der Verf. die einzelnen Bestandtheile von Zeit- und Gesellschaftsschriften angegeben.

Das Verzeichniß giebt, sehen wir auf seinen Inhalt, Stoff zu manchen interessanten Vergleichungen und Betrachtungen, namentlich hinsichtlich der größeren oder geringeren Pflege, die den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte gewidmet wird; so z. B. haben die Gliederthiere, die Floren, die Geologie und Geognosie und besonders die Paläontologie die Aufmerksamkeit der Naturforscher ganz besonders in Anspruch genommen. Auch die Physik und Meteorologie haben viele Bearbeiter gefunden.

Nach der vorliegenden bibliographischen Arbeit zu urtheilen, dürfen wir von einer umfassenderen, der Fortsetzung des „Kayser'schen Bücher-Lexikons", mit welcher Herr Zuchold beschäftigt ist, die schönsten Hoffnungen hegen.

Noch ist zu bemerken, daß die Seiten 191—200 und 17 unbez. Seiten mit, naturhistorische u. dgl. Werke betreffenden buchhändlerischen Anzeigen gefüllt sind. Wir ersehen aus der ersten, daß das Verlagsrecht und die sämmtlichen Vorräthe von Schreber's Naturgeschichte der Säugethiere, fortgesetzt von A. Goldfuß und Wagner (— eine fernere Fortsetzung ist später angekündigt —) und von Esper's europäischen und ausländischen Schmetterlingen, fortgesetzt von Toussaint v. Charpentier, in den Besitz von Herrn T. O. Weigel in Leipzig übergegangen sind. Den angehängten reichhaltigen Verlagskatalog des Herrn Ambrosius Abel in Leipzig empfehlen wir namentlich den Freunden der Botanik zur Beachtung.

Hoffmann.

Die Druckorte des XV. Jahrhunderts nebst Angabe der Erzeugnisse ihrer erstjährigen typographischen Wirksamkeit. Mit einem Anhange: Verzeichniss der je ersten Typographen und jener Druckorte deren allererste Drucker bis jetzt unbekannt geblieben sind. Aus den zuverlässigsten Quellen zusammengestellt und alphabetisch geordnet von P. Gottfried Reichhart, Bibliothekar des Benediktinerstiftes Göttweig. Augsburg, in Commission bei Fidelis Butsch (vormals W. Birett), 1853. X und 36 Seiten, nebst einem Blatte Berichtigungen und Ergänzungen. 4.

Der Herr Verfasser beabsichtigt ein „Bibliographisches Handbuch zur vollständigen Kenntniß aller in dem ersten Druckjahre eines jeden bekannt gewordenen Druckortes im 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts erschienenen Drucke (Primitial-Drucke)" herauszugeben. Er sendet die oben näher bezeichnete Schrift als Vorläufer, als Prodromus voran, nicht nur zum zweckmäßigen Gebrauche bei der Pflege der Incunabeln-Kunde, sondern auch als Wegweiser und Leitfaden für Diejenigen, die seine Bitte, ihn bei der unternommenen Arbeit zu unterstützen, zu erfüllen, sich geneigt finden möchten. In der Vorrede hat er sich über das größere, der hier anzuzeigenden Schrift später folgende Werk und dessen innere Anlage und Beschaffenheit, sowie über die Einrichtung des vorliegenden ausgesprochen. Was das Hauptwerk anlangt, so haben wir hervorzuheben, daß es sich von ähnlichen bibliographischen Leistungen über die schlechtweg sogenannten Incunabeln (Erstlings- oder Wiegendrucke), wie z. B. Hain's Repertorium, oder die demselben vorangehenden Werke von Maittaire und Panzer es sind, wesentlich unterscheiden wird, da letztere sich bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts erstrecken. Es wird zwei Theile bilden; in dem ersten sollen alle den fünf letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts angehörige Primitial-Drucke oder Wiegendruck-Erstlinge, das heißt die allerersten, oder noch bezeichnender: relativ ältesten Druckwerke, welche von irgend einem bestimmten Druckorte zur Kenntniß gekommen sind, angegeben und soweit dies möglich beschrieben werden, mit Namhaftmachung der Quellen und Bibliotheken, in denen sie vorhanden; kurze Notizen zur kritischen Würdigung der Ausgabe und Bemerkungen über den ersten Typographen eines jeden betreffenden Druckorts sollen folgen. Der zweite Theil wird drei Register bringen: ein chronologisches der Druckorte, ein alphabetisches der Buchdrucker und ein gleiches der bescheidenen Druck-Erstlinge, nebst einer alphabetisch-chronologischen, aus den seit 1740 erschienenen bibliographischen Hauptwerken zusammengestellten Vergleichungs-Tabelle über die verzeichneten Druck-

Digitized by Google

orte. Zum Schlusse soll ein Verzeichniß der apokryphischen Druckorte und ihrer vermeintlichen Primitial-Drucke sammt den Gewährsmännern für dieselben geliefert werden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Inhalt der Schrift, mit welcher wir uns gegenwärtig zu beschäftigen veranlaßt sind! — Die Seiten 1—20 füllt das alphabetische Verzeichniß der Druckorte des 15. Jahrhunderts mit Einschluß von 1500, nebst Angabe der Erzeugnisse ihrer erstjährigen typographischen Wirksamkeit. (Wiegendruck-Erstlinge.) Es ist in fünf Rubriken getheilt, deren erste die Ortsnamen, die zweite die kurz, aber genügend angegebenen Titel der Druck-Erstlinge, die dritte ihre Blätterzahl, die vierte ihr Format (so weit beides bis jetzt zu ermitteln gewesen), die fünfte die Druckjahre enthält. Was zum Verständniß der hin und wieder beigefügten Asterismen, Fragezeichen und Parenthesen bei der Benutzung und Beurtheilung dieser Zusammenstellung zu wissen und zu beachten nöthig ist, darüber giebt die Vorrede Auskunft. Wir haben 234 verschiedene Ortsnamen gezählt. Ein Anhang nimmt die Seiten 21—36 ein; er besteht I) aus dem Verzeichnisse der je ersten bekannten Typographen in den Druckorten des 15. Jahrhunderts, und zwar A. nach ihren verschiedenen Zunamen, B. nach ihren Vornamen, mit Hinweisung auf das vorhergehende Register. Eine Vorbemerkung belehrt uns, daß in dem Verzeichnisse nicht nur jene Typographen aufgeführt sind, welche in den Schlußschriften der aus ihren Pressen hervorgegangenen Wiegendruck-Erstlinge (Primitial-Drucke) ausdrücklich und vollständig genannt sind, sondern auch solche, deren Namen entweder aus den mancherlei Vorstücken (Briefen, Vorreden, Dedikationen), oder aus dem oft sehr versteckten Inhalte der Schloß-Verse, oder endlich aus ganz anderen gleichzeitigen Werken ersichtlich sind, in welchen des fraglichen Druckers und seines Productes Erwähnung geschieht (diese hat der Verfasser im Register ohne Weiteres parenthisirt); daß ferner auch jene nicht übergangen werden konnten, welche sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit entweder noch aus dem Charakter der Typen — durch Vergleichung mit vollständig datirten Druckwerken, deren auch der Name des Druckers beigesetzt ist, — oder aus verschiedenen anderen bibliographischen Anzeichen und historischen Umständen errathen lassen (sie stehen in Parenthese mit einem Fragezeichen). — Der Anhang enthält dann noch auf der letzten Seite II) die Druckorte (39) des 15. Jahrhunderts, deren allererste Typographen bisjetzt unbekannt geblieben sind, auch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit angegeben werden können.

Es ist in Obigem absichtlich eine so genaue Inhaltsangabe und Beschreibung der vorliegenden Schrift gegeben, um diejenigen unserer Leser, denen sie noch nicht bekannt geworden, in den Stand zu setzen, den Fleiß und die Sorgfalt, die der Verfasser schon diesem Prodromus gewidmet, zu erkennen; gedruckt, in der übersichtlichen Zusammenstellung, sieht man es diesen Namen, Jahreszahlen und Titeln nicht an, welchen Zeitaufwand, welche Ausdauer, das Auffinden und die Constatirung einzelner derselben in Anspruch genommen hat. Nicht besser kann des Verfassers verdienstliches Bestreben belohnt werden, als durch freundliche Unterstützung desselben; ist der gute Wille nur da, so findet sich in allen bedeutenden Bibliotheken, namentlich in den älteren, mehr oder weniger Stoff, das Mitgetheilte zu ergänzen und manche Zweifel zu lösen. Daß die zuverlässigsten Hilfsmittel nicht unbenutzt geblieben, bedarf wol kaum erwähnt zu werden, aber auch sie führen oft irre oder lassen gerade dort den Forscher ohne genügende Auskunft, wo er sich am lebhaftesten nach derselben sehnt. Eine reiche Quelle ist dem Verfasser in der k. k. Hofbibliothek zu Wien eröffnet und auf seiner Reise im Jahre 1851 hat er, was bei der Incunabeln-Kunde die erste Bedingung, sowol im brittischen Museum, als in mehreren Bibliotheken Deutschlands, der Schweiz und Belgiens, Gelegenheit gefunden, selbst zu sehen und zu vergleichen.

Es kann, in Beachtung der Tendenz unserer Zeitschrift, an eine nähere Erörterung des Einzelnen hier nicht gedacht werden, sie muß den bibliographischen Journalen überlassen bleiben; das Wenige, was wir augenblicklich etwa bemerken könnten, wird übrigens dem Verfasser auf anderem Wege zukommen. Erwähnt mag jedoch werden, da es von einigem örtlichen Interesse, daß es nicht des Verfassers Schuld ist, wenn er unserem Hamburg zwei Wiegendruck-Erstlinge vom Jahre 1491 zutheilt; der zweite: Rob. de Licio (Caraccioli): Sermones de laudibus Sanctorum ist aus der Presse von Peter Drach 1490 in Speier hervorgegangen. Ein mit dem bis jetzt bekannten ersten hamburgischen Drucke der Brüder Borchard: Laudes b. Mariae virginis, in einem Bande befindliches Exemplar von Caraccioli's Werken in der ehemaligen Ostchatzer Klosterbibliothek (jetzt in der Prinzlichen Secundogenitorbibliothek in Dresden), welches in einem handschriftlichen Incunabeln-Verzeichnisse von 1457—1510 (im Besitze der hamburgischen Stadtbibliothek) angeführt wird, hat die beiläufige Erwähnung bei Lappenberg: „Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg" (wahrscheinlich des Verfassers Quelle) veranlaßt. Vgl. des Unterz. Anz. von Petzholdt's Catal. Biblioth. secundi generis Principal. Dresd. Spec. V im Homb. Correspondenzblatt vom 27. März 1844 und Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. Jahrg. 1851, S. 151.

Es ist noch zu erwähnen, daß Herr Fidelis Butsch sein lebhaftes Interesse für die verdienstlichen und mühsamen Forschungen des Herrn Subprior und Bibliothekars P. Reichhart durch die würdigste Ausstattung der veröffentlichten Ergebnisse derselben bekundet hat. Sie sind in drei verschiedenen Ausgaben gedruckt: in gewöhnlichem, in großem und sehr großem Quart-Format, die gewählten drei Papiersorten sehr schön, und die typographische Einrichtung (der Text mit Einfassungen) und der Druck vorzüglich.

F. L. Hoffmann.

Miscelle.

In der Jahresversammlung der Londoner geographischen Gesellschaft, am 23. v. M., erwähnte deren Präsident, Sir R. J. Murchison, auch mehrerer Documente, die er jüngst von dem General Jochmus in türkischen Diensten (aus Hamburg) erhalten hat und worin außer den Stätten der älteren Schlachtfelder in Griechenland auch die Züge des Darius Hystaspes und Alexanders vom Bosphorus nach der Donau nachgewiesen werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 50. Mittwoch, den 22. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nelandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Mein Liebchen ..... Seite 389
Das Meisterwerk eines Unbekannten und der Kritiker Mathanasius ..... „ 390
Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Staacke ..... „ 393
Literatur:
Biographie de Thierry Martens d'Alost, premier imprimeur de la Belgique ..... „ 395
Schriften des Herrn J. W. Schmitz in Köln ..... „ 396

Miscellen ..... „ 396

Mein Liebchen.

Es schlägt mein Herz in Liebe
Für eine Wundermaid,
Sie schwur mir gleiche Triebe
Auf alle Lebenszeit.

Sie ist mir treu ergeben,
Wir gehen Hand in Hand
Verbunden durch das Leben,
Bis an des Grabes Rand.

Sie steht mir treu zur Seite,
Wo ich auch immer bin,
In Schmerzen und im Leide
Ist sie mir Trösterin.

Ich schenk' ihr keine Bänder
Und bunten Flitterstand,
Sie brauchet nicht Gewänder,
Nicht Gold und Diamant.

Ich hör' ihr süßes Flüstern,
Wenn Zephyr um mich rauscht,
Ich hab' sehnsüchtig lüstern
Auf jedes Wort gelauscht.

Sie spricht gleich Philomele
Mit himmlischem Gesang,
Es lauschet meine Seele
Verklärt der Stimme Klang.

Sie spricht von seltnen Dingen
Die auf der Erde nicht,
Von heldenmüth'gem Ringen,
Von Freundschaft, die nicht bricht.

Von Liebe, die nicht wanket,
Von felsenfester Treu',
Von Glauben, der nicht schwanket,
Vom ew'gen Blüthenmai.

Wir sitzen ganze Stunden
Versunken wie im Traum,
Oft ist die Zeit entschwunden,
Wir beide merken's kaum.

Digitized by Google

Und träumend so verbunden
Weckt uns das Leben nicht,
Bald ist die Zeit entschwunden
Und auch mein Auge bricht.

Ich geh zum dunkeln Reiche
In ihrer Liebe Glanz,
Sie schmückt die kalte Leiche
Mit einem grünen Kranz.

Ich werd' hinausgetragen
Gesenkt ins tiefe Grab,
Sie wird nicht weinen, klagen,
Sie steigt zu mir hinab.

Ihr wollt das Liebchen kennen,
So selten wie noch nie?
Wolan, ich will es nennen,
Es ist — die Poesie!

Hermann Jacobsohn.

Das Meisterwerk eines Unbekannten und der Kritiker Mathanasius.

Man findet in französischen Schriften, namentlich in denjenigen welche die Kritik zum Gegenstande haben, wenn die Worte eines anderen Schriftstellers der Vergleichung wegen oder als Beleg von Stellen angeführt werden, zuweilen die Redensarten gebraucht: Voyons ce qu'en dit notre Mathanasius! Ecoutons le moderne Mathanasius! — Der Ruf dieses, jetzt fast ganz in Vergessenheit gekommenen, Mathanasius, als ausgezeichneter Kritiker, schreibt sich bereits aus dem Anfange vorigen Jahrhunderts her. Es erschien nämlich in dem Jahre 1714 in dem Haag ein kleines satirisches Werk unter dem Titele „Le chef-d'oeuvre d'un Inconnu, poëme avec des remarques savantes, par le docteur Chrysostôme Mathanasius. On y trouve de plus une dissertation sur Homère et Chapelain." *) Der Verfasser desselben war St. Hyacinthe Cordonnier, auch unter seinem Schriftstellernamen Themissenil bekannt, geboren zu Orleans in dem Jahre 1684. Seine Eltern waren unbemittelt, und in zartem Alter bereits verlor er seinen Vater. Bossuet, Bischof von Troyes, ein Neffe des gleichnamigen Bischofs von Meaux, der die ausgezeichneten Geistesanlagen des Knaben bemerkte, nahm sich desselben an, und wußte es zu vermitteln, daß er in seinem neunzehnten Jahre eine Lieutenants-Stelle in einem Reiter-Regimente erhielt. *) Er hatte jedoch nach kurzer Dienstzeit das Mißgeschick in der, für das französische Heer so verderblichen Schlacht bei Hochstedt (1704) in Gefangenschaft zu gerathen. Nach Holland abgeführt, indessen sehr bald auf Ehrenwort wieder entlassen, nahm er seinen Aufenthalt in Troyes, wo er mehre Jahre, die glücklichsten seines Lebens, zubrachte und durch Geist, heitere Laune und das Anziehende seiner Unterhaltung, der Lichtpunkt in den besten gesellschaftlichen Kreisen war. Von Ruhmbegierde getrieben, entschied er sich von neuem für die kriegerische Laufbahn, und da er in Frankreich keine Anstellung finden konnte, beschloß er, Karl XII. seine Dienste anzutragen. Die Nachricht von der Niederlage des schwedischen Heeres bei Pultawa, die ihn auf seiner Ueberfahrt nach Stockholm antraf, benahm ihm seine überspannten Hoffnungen und er kehrte nach Holland zurück, wo er mit einigen ausgezeichneten Gelehrten näher bekannt geworden war. Ihrem Rathe folgend, verzichtete er für immer auf den Waffenruhm.

*) Die: Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, (wahrscheinlich das erste wissenschaftliche Zeitblatt Deutschlands,) deren Herausgabe in dem Jahre 1715 in Leipzig der dortige Magister Joh. Gottl. Krause begann und die unter dem gedachten Titel bis zu Ende des Jahres 1791 erschienen, dann aber als Literarische Denkwürdigkeiten von 1792—97 fortgesetzt wurden, enthalten über die obige Schrift die hier wörtlich folgenden Mittheilungen:

„Januar 1715. — Le chef-d'oeuvre d'un Inconnu; d. i. das „vortreffliche Werk eines Unbekannten, welches glücklich gefunden „und mit gelehrten Anmerkungen an's Licht gestellt worden durch „Dr. Chrysostomum Mathanasium; Haag, 1714. — Dieses Tractätchen „kann allen Satyren wider die Criticos den Preyß streitig machen. Die „darin geführten Stacheln stechen um so viel schärffer, weil der Verfasser „nicht eine Streitschrift gerade wider die Criticos verfertigt, sondern unter „dem Schein ihres gleichen zu agiren (nach ihrer Weise zu verfahren,) alle ihre schönen Arten nachgemacht hat, wodurch sie denn „lächerlicher in die Augen fallen, als wenn er sich öffentlich vor ihren Feind „erklärt hätte. Der Zweck seiner Arbeit ist die Erklärung einer französischen „Ode, welche mit Absicht so schlecht als möglich geschrieben ist, „um zu zeigen, wie die Critici ihre Mühe bisweilen an nichtswürdige „Dinge wenden, und dann daraus ein großes Wesen machen. In „Summa, wer das Lächerliche, so die Critik an sich hat, erkennen will, „muß Mathanasii Anmerkungen lesen."

Angefügt sind dem Jahrgange 1715: „Herrn Gottfried Wilhelm „Leibnitzens Gedanken über einige Stellen in denen diesjährigen ge„lehrten Zeitungen; aus seinem Munde aufgezeichnet." — Unter den dort mitgetheilten Aeußerungen findet man auch die folgende: „der sogenannte „Mathanasius kann einige Criticos mit gutem Recht durchhecheln; aber „die rem criticam und die Criticos insgemein anzugreifen, ist nicht „rathsam, weil dieses Studium auch seinen Nutzen hat, und gute Critici „fast allzuviel abgehen." — Es scheint hiernach als habe Leibnitz in dergleichen Dingen keinen Scherz verstanden.

Das Chef-d'oeuvre wird in den gelehrten Zeitungen zum letzten Male in einer der Nummern des Monat Juli 1737 erwähnt. Es heißt dort: „Zu den neu erschienenen Artikeln gehört das Chef-d'oeuvre d'un „Inconnu, par Mathanasius. Nouv. ed. Haag, 1737." —

Dieses Werkchen hatte übrigens bei dem großen Beifalle den dasselbe fand, mehre Schriften zur Folge, von denen einige nach seinem Vorbilde abgefaßt waren und die an mehren Orten in den gelehrten Zeitungen besprochen wurden.

*) Das Wohlwollen, welches der Neffe des Bischofs von Meaux dem jungen Cordonnier bewies, hatte zu dem, auch in mehren Schriften wiederholten, Gerüchte Veranlassung gegeben, derselbe sei die Frucht einer heimlichen Ehe des letztgenannten Prälaten mit einem Fräulein Desvieux von Maulcon. In späterer Zeit ergab es sich jedoch, daß jene Sage unbegründet und nur eine Verläumdung gewesen war.

Digitized by Google

Mit Hilfe der Unterstützung, welche ihm seine Wohlthäter gewähreten, verlebte er drei Jahre bald im Haag bald in Utrecht und wendete seine Zeit dazu an, sich in den alten Sprachen zu vervollkommnen und das Italienische, Engländische und Spanische sich anzueignen. Seine geringe Einnahme reichte jedoch nicht hin zu der Bestreitung seiner Ausgaben; er machte Schulden, und nachdem er alle seine Hilfsquellen erschöpft hatte, verpfändete er seine Habseligkeiten. Seine große Verlegenheit führte die Frau eines jüdischen Wechslers, deren Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte; sie äußerte sich über den unglücklichen Kavalier gegen die Herzogin von Ossuna, die Gemahlin des spanischen Gesandten bei dem Congresse zu Utrecht,*) welche durch die Schilderung seiner traurigen Lage, das Anziehende seiner Unterhaltung und sein romantisches Wesen mit lebhafter Theilnahme an seinem Geschick erfüllt wurde. Sie machte ihm ein Schreibzeug zum Geschenk, dessen Schubfach funfzig Goldstücke enthielt; er glaubte dieselben seien aus Unachtsamkeit darin belassen worden, und brachte ihr solche zurück. Die Herzogin verdoppelte die Summe und erhielt für ihren Schützling Tisch und Wohnung in dem Hotel des Gesandten. Der Herzog von Ossuna schöpfte jedoch bald Verdacht über die Natur der freundschaftlichen Beziehung seiner Gattin zu St. Hyacinthe und ließ ihm andeuten Holland zu verlassen. Er begab sich nun wieder nach Troyes, und übernahm es, dort die Nichte der Aebtissin in der italienischen Sprache zu unterrichten, wurde jedoch für seine Schülerin, was Abälard für Heloise gewesen war. Ein gegen ihn erlassener Verhaftsbefehl nöthigte ihn, eilig nach Holland zurückzukehren. Dort verband er sich mit mehren seiner gelehrten Freunde zu der Herausgabe einer literarischen Zeitschrift**), deren Plan bereits früher entworfen worden war. Das erste Heft derselben erschien im Monat Mai 1713 und rechtfertigte die Erwartung des Publikums. In dem Jahre 1714 gab er das Chef-d'oeuvre heraus. Cordonnier genoß das Vergnügen unter anderen Personen, denen sein Werk zugeschrieben wurde, auch Fontenelle genannt zu sehen, und als es endlich bekannt wurde, daß er der Verfasser desselben sei, konnte er der Einladung nicht widerstehen sich nach Paris zu begeben, wo er bei den namhaftesten Schriftstellern ehrenvolle Aufnahme fand. Unglücklicherweise war aber der, einige Jahre früher gegen ihn ergangene, richterliche Spruch noch in Gültigkeit, und er mußte eilig nach dem Haag zurückkehren.

Die Thätigkeit welche derselbe der erwähnten Zeitschrift widmete, hinderte ihn nicht an einigen anderen Werkchen***) zu arbeiten und eine verbesserte Ausgabe des Chef-d'oeuvre erscheinen zu lassen, welcher ein Brief an den Professor Burmannolius, d. h. an den ausgezeichneten Gelehrten Peter Buemann beigefügt war, der wegen seiner Grobheit der Sackträger der gelehrten Welt genannt wurde.

*) In dem Jahre 1712.

**) Das Journal littéraire, 1713 u. ff. Jahre, 24 Bände.

***) Zu denselben gehören: Entretiens des entreprises de l'Espagne; Lettres à Madame Dacier sur son livre: „De la corruption du goût;" Lettres critiques sur la Henriade, Londres, 1728; Memoires concernant la théologie et la morale, Amsterdam, 1732. — Er war auch Mitarbeiter an dem Europe savante, 1718—20, 12 Bdr.

In dem Jahre 1718 begab er sich wieder nach Paris, wo ihm eine gleiche Aufnahme wie das erste Mal zu Theil wurde; er hielt sich jedoch dort nur eine kurze Zeit hindurch auf. In dem Jahre 1722 hatte er Gelegenheit das Fräulein von Marconnay kennen zu lernen, Tochter eines Edelmannes aus dem damaligen Poitou, der seines Glaubens wegen nach Holland geflüchtet war. Seine Neigung zu ihr fand Erwiederung und da sich ihrer Verbindung Hindernisse entgegenstellten, so wußte er dieselbe zu überreden mit ihm nach England zu fliehen, wo die Einsegnung ihrer Ehe statt fand, der bald darauf auch Herr von Marconnay seine Zustimmung ertheilte. Durch Vermittelung seiner Freunde erhielt er hier das Jahrgehalt, welches zu jener Zeit den nach England geflüchteten Protestanten gewährt wurde; auch ernannten ihn mehre gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitgliede. Durch diese Beweise von Achtung geschmeichelt, beschloß er seinen bleibenden Aufenthalt in London zu nehmen. Stets unruhig und mit abenteuerlichen Entwürfen beschäftigt verließ er jedoch in dem Jahre 1734 diese Hauptstadt wieder und ging nach Paris; aber auch hier vermochte er nicht lange zu weilen und zog sich bald darauf nach Gravenden bei Breda, der Heimath seiner Gattin zurück, wo er in dem Jahre 1746 starb.

Die letzte Ausgabe des Chef-d'oeuvre, welche Cordonnier selbst besorgte, war die sechste. Sie erschien 1732 in zwei kleinen Octav-Bänden. Alexander Baehier erwähnt diese Ausgabe in seiner Schrift: Des ouvrages anonymes et pseudonymes, composés, traduits ou publiés en Français, &c. Paris, 1806.

Chardon de la Rochette hat in seiner Schrift: Melanges de critique et de philologie, Paris, 1823; Bd. 1, S. 308 u. ff. dem Chef-d'oeuvre einen besonderen Abschnitt gewidmet. Seiner Angabe zufolge ist die vierte Ausgabe, (ein kleiner Octav-Band, Haag, 1716, bei Peter Hussen), die vorzüglichste. Uns ist nur die achte Ausgabe zugänglich geworden, die zu Lausanne in dem Jahre 1754 erschien.

Das sogenannte Chef-d'oeuvre, welches Mathanasius seiner Beurtheilung unterworfen hat, soll nach Einigen ein altes Volkslied, nach Anderen dagegen zu dem beabsichtigten Zwecke von Cordonnier eigens gefertigt worden sein. Der Anfang desselben lautet:

L'autre jour Colin malade
Dedans son lit,
D'une grosse maladie
Pensant mourir,
De trop songer à ses amours
Ne peut dormir. etc.

Mathanasius leitet seine kritische Beurtheilung (Remarques überschrieben) in folgender Weise ein: „Pour peu que l'esprit „soit distrait, on lit une petite pièce sans savoir ce qu'on „a lû. L'habilité d'un poëte dans ces sortes ouvrages, se „peut donc connaître à la manière dont il rend d'abord son „lecteur attentif, afin qu'il ne perd rien de ce qu'il va lui „chanter. C'est ainsi qu'Horace commence ordinairement „ses odes par quelque chose de frappant. Pour s'attacher „son lecteur, il va quelquesfois jusqu' à demander formelle„ment silence, en promettant des choses nouvelles.

Digitized by Google

„Anacreon, le tendre Anacreon, dont on peut dire que „l'Amour était l'ame, voulant parler de sa lyre, qui ne re„spiroit que tendresse, va chercher les Atrides et Cadmus „pour eveiller son auditeur.

„Notre poëte ne va point chercher toutes ces idées „extraordinaires et si etrangères à son sujet. Il va d'abord „au coeur du lecteur exciter les sentimens les plus capables „d'attacher, je veux dire la compassion et la tendresse. etc."

Obwohl es der Kritik des Chef-d'oeuvre nicht an Witz und treffendem Spotte gebricht, dieselbe auch durch die darin angeführten Schriftstellen (Citate) eine unterhaltende Uebersicht des damaligen Zustandes der schönwissenschaftlichen Literatur Frankreichs gewährt, so mögten wir doch der, in Briefform eingekleideten, gelehrten Abhandlung (Dissertation) über Homer und Chapelain, wegen der in dieser vorherrschenden heiteren Laune und der eben so gewandten als geistreichen Durchführung des Thema's, vor jener Kritik den Vorzug geben.

Lesern dieser Blätter, denen die wahrhaft monströse Dichtung Chapelain's, „La pucelle" noch unbekannt ist, dürfte es willkommen sein, hier aus derselben einige Stellen mitgetheilt zu finden.

Der Eingang jener Abhandlung (Dissertation) lautet: „Mein „Herr; Sie fragen mich ob man einen der Neueren mit Homer „vergleichen könne? — ich erwiedere darauf, daß man mit Homer „Chapelain vergleichen kann; nicht in Betreff seiner Eigenschaft als „Neuerer, sondern als zukünftiger Autor. Diese Antwort hat etwas „Räthselhaftes an sich und bedarf der Erläuterung; ich will mich „darüber erklären. Chapelain hat nicht vierzehn Jahre *) hindurch „an seiner Pucelle gearbeitet um sich den, ihm so sehr gleichgültigen, „Beifall seines Jahrhunderts zu erwerben und um seinem Ruhme „die Zahl von hundert Jahren zur Grenze zu setzen. Das Ziel, „nach welchem er trachtet, ist der wirklichen Größe seines Geistes „mehr angemessen; er bewirbt sich um den Beifall der spätesten „Nachwelt, der ihm auch durchaus nicht entgehen kann. Es ist „nur der Verlauf von zwanzig Jahrhunderten nöthig, damit dieses „Werk das Wunder der Welt werde, damit man darin die tief„verborgensten Geheimnisse der Natur, die bewundrenswürdigste „Erhabenheit, die kraftvollsten Ausdrücke, die wohlklingendsten und „herrlichsten Verse finde.

„Ich setze hier eine Stelle aus der Pucelle her, die man „in einem satirischen Gespräche, welches sich in den vermischten „Schriften St. Evermond's befindet, lächerlich zu machen gesucht „hat. — Die Jungfrau redet den König von Frankreich, Karl VII., „mit den Worten an:

O grand prince! que grand dès cette heure j'appelle:
Il est vrai, le respect sert de bride à mon zèle;
Mais ton illustre aspect me redouble le coeur,
Et me le redoublant, me redouble la peur.
A ton illustre aspect mon coeur se sollicite,
Et grimpant contre mont la dure terre quitte.
Oh! que n'ai — je le ton désormais assez fort,
Pour aspirer à toi sans te faire de tort!
Pour toi puisse — je avoir une mortelle pointe,
Vers ou l'épaule gauche à la gorge est conjointe;
Que le coup brisât l'os, et fit pleuvoir le sang
De la tempe de l'os, de l'epaule et du flanc. *)

*) In dem Jahrgange 1716 der gelehrten Zeitungen heißt es: „Die Pucelle des Herrn Chapelain, daran er 20 Jahre gearbeitet, und deßwegen eben so viel Jahre lang von dem Herzoge von Longueville eine absonderliche Besoldung von 3000 französischen Gulden gezogen, ist mehr als zu bekannt. Sie ist mit der größten Sorgfalt nach allen Regeln der Kunst geschrieben; (?) es mangelt aber das poetische Feuer, welches dem Gedichte das Leben geben sollte. Diese Kaltsinnigkeit macht es dem Leser höchst abgeschmackt, und weil der Autor so lange darüber ausgebessert und gekünstelt, kommt alles so gezwungen heraus, daß man es ohne Verdruß nicht lesen kann. Der Herr Montmaur, Requetenmeister zu Paris, hat folgende Verse darauf gemacht:

„Illa Capellani dudum expectata puella
Post longa in lucem tempora prodit — opus."

Diese Verse dürften in deutscher Uebersetzung lauten:

Chapelain's seit langer Zeit erwartete Jungfrau
Kommt zu Tage endlich als — ein altes Weib.

*) Gegen Ende des zweiten Gesanges äußert der Graf Dunois sich über seine Liebe für die Pucelle folgendermeise:

Pour ces celestes yeux, et ce front magnanime
Je sens un feu subtil, qui surpasse l'estime:
Je n'en souhaite rien, et si j'en suis amant,
D'un amour sans desir je le suis seulement.
De ce feu toutefois que me sert l'innocence,
Si tout sage qu'il est, il me fait violence?
Hélas! il me dévore, et mon coeur embrasé
Déjà par la chaleur est de force épuisé.
Et soit, consumons-nous d'une flamme si belle,
Brûlons en holocauste au feu de la pucelle:
Laissons nous pour sa gloire en cendre convertir
Et tenons à bonheur d'en être le martyr!

Voltaire hat in dem Eingange zu dem ersten Gesange seiner Pucelle, Chapelain mit nachstehenden, satirischen Versen begrüßt:

O Chapelain, toi dont le violon
De discordante et gothique mémoire,
Sous un archet maudit par Apollon,
D'un ton si dur a racié son histoire;
Vieux Chapelain, pour l'honneur de ton art,
Tu voudrais bien me prêter ton génie:
Je n'en veux point; etc.

Voltaire macht zu dieser Stelle die Anmerkung: „Tous les doctes savent qu'il y eut du temps du cardinal Richelieu, un chapelain, auteur d'un fameux Poëme de la Pucelle, dans lequel (à ce que dit Boileau) „Il fit de méchans vers douze fois douze cents." Boileau ne savait pas que ce grand homme en fit douze fois vingquatre cents; mais que par discrétion il n'en fit imprimer que la moitié. La maison de Longueville, qui descendait du beau batard Dunois, fit à l'illustre Chapelain une pension de douze mille livres tournois. On pouvoit mieux employer son argent."

Die Herzogin von Longueville, welche wahrscheinlich einen besseren Geschmack als ihr Gemahl hatte, soll, als sie der Vorlesung der Pucelle beiwohnte, geäußert haben: „Cela est parfaitement beau; mais cela „est parfaitement ennuyeux."

Digitized by Google

„Dieses bewundernswerthe Bruchstück aus der Pucelle dient „dazu, die Verlegenheit klar anschaulich zu machen, in die das „Herz der großen Heldin dadurch gerath, daß es zwischen dem „getheilt ist, was der Eifer nur irgend Unbedachtes und die Ehe„erbietung nur immer Zurückhaltendes hat; voll Eifer befragt „sie nur ihr Herz, das von dem hohen Werthe ihres Fürsten er„füllt ist und versucht dessen Lobredr. Von Ehrfurcht durch„drungen, wirft sie die Augen auf die Majestät ihres Gebieters „und auf ihre eigne Niedrigkeit und findet durch diese zur Beweg„gründe zum Schweigen und zur Zurückhaltung.

„Diejenigen, deren träger Geist sich die Mühe verdrießen „läßt in die Tiefe der Gedanken einzudringen um die darin ver„borgene Schönheit zu entdecken, werden jene Verse für ein hohles „und verworrenes Geschwätz halten; ich aber werde ihnen deutlich „beweisen, daß darin Sinn und zwar ein unvergleichlicher Sinn „enthalten ist u. s. w."

Die neunte Ausgabe des Chef-d'oeuvre (welche, nach Alexander Barbier, die letzte ist) erschien in dem Jahre 1806, von Leschewin besorgt, zu Paris, in der bibliographischen Druckerei.

Leschewin ist auch der erste gewesen der es versucht hat den Namen Mathanasius (dem in den früheren Ausgaben der Buchstabe h fehlt) etymologisch zu deuten. Seiner Annahme nach, ist derselbe aus μαθεῖν, von dem Zeitworte μανθάνω ich lerne und ἀνάσσω ich regiere zusammengesetzt, was den Fürsten der Austeger, den Erklärer in dem vorzüglichsten Sinne, bezeichnen würde; — eine Definition, die sehr gesucht erscheint.

In dem Jahre 1729 wurde in Utrecht von einem Ungenannten: l'Anti-Mathanasius, ou critique du chef-d'oeuvre d'un inconnu; le tout critiqué dans le gout moderne, herausgegeben. — Chardon de la Rochette erwähnt des Anti-Mathanasius mit dem Bemerken: der ungenannte Verfasser habe eine geistreiche und witzige Kritik des Chef-d'oeuvre und gleichzeitig mehrere andere Schriften geliefert; es seien in dem Werke viele Citate, Verse und Anekdoten enthalten und dasselbe gewähre eine angenehme Unterhaltung.

Berlin. N—u.

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen,

mitgetheilt von Hugo Stracke.

Deinen lieben Brief, meine kleine Emilie, habe ich richtig empfangen, es freut mich herzinnig, daß Du Dich meiner noch so recht erinnerst. O, mein Kind, es sind schon manche Jahre verflossen, seit wir uns zuletzt sahen; Du bist herangewachsen, aus der kleinen Emilie ist eine große geworden, und doch gedenke ich Deiner noch immer als Kind, wie Du zwischen Deinem guten Vater und mir auf der Bank in der grünen Laube ruhtest und mit Blumen spieltest. Du liebtest damals Blumen sehr. Wir sahen Deinen kindlichen Spielen zu und wurden selbst wieder zu Kindern. Vieles hat sich seit jener Zeit ereignet. Manches Herz brach und schläft den ewigen Schlaf, auch Dein Vater weilt nicht mehr unter uns. Weiß Gott, wie es kommt, ich wollte scherzhaft mit Dir plaudern und nun muß gerade beim ersten Briefe mir eine unendliche Wehmuth überkommen. O, gedenke des Verstorbenen in Liebe, er war der Liebe werth, schmücke sein Grab mit Blumen, es ist ein so schöner Brauch! Dein Vater war ein Freund von Epheu und weißen Rosen. Doch genug hiervon.

Du bittest mich, mein Kind, ich möchte Dir einige neuere Dichter zum Lesen empfehlen, da Du meiner Einsicht in die neuere Literatur ganz vertraust. Es ist lobenswerth, daß Du nicht blos den gewöhnlichen Vergnügungen junger Mädchen nachgehst, sondern auch Sinn für etwas Höheres hast. So komme ich denn gern Deinen Wünschen nach und stelle Dir meine Kenntnisse in der neueren Poesie zu Gebote, ich werde dabei freilich manche berühmte Dichter überschlagen, da ich es mit den keuschen Ohren einer deutschen Jungfrau zu thun habe. Wenn Du daher einsam in Deinem trauten Kämmerlein, oder in einer schattigen Laube sitzt, oder ermüdet von Spiel und Tanz nach Hause kommst, dann denke an Deinen alten Freund und ergreife eins der von ihm empfohlenen Bücher und der heilige Geist der Poesie wird Dich veredlen und kräftigen, daß Du früher des Morgens zu Deinem Tagewerke eilst.

Wiederum überkommt mich das alte Träumen. Du bist ein Kind, sitzt zu meinen Füßen, Dein Haupt lehnt sich an meine Knien, Du spielst mit Blumen, ich aber lege meine Hände auf Dein blondes Haar und spreche mit dem süßen Heinrich, ich meine den Heinrich Heine:

„Du bist wie eine Blume,
So schön, so hold, so rein
Und seh ich dich an so schleicht die Wehmuth
Sich mir in's Herz hinein.

Mir ist's, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte:
So schön, so rein, so hold."

Wohlan denn, folge mir in das Wunderland der Poesie, ich ergreife eins der vor mir liegenden Bücher, es sind Gedichte von

Ludwig Uhland.

Es wird Dir so wohl, so froh und frisch beim Lesen dieser ewig jungen Lieder. Du steigst mit dem Dichter auf die Berge und schaust weit hinab in die Thäler, oder Du ruhst in schattiger Kühle und horchst dem Murmeln der Bäche. Aber auch Rossegewiehre und Schlachtengedröhne trifft Dein Ohr. Tönt seriöse auch zwischen Lerchenschlag und Blumenduft und lieblichem Sonnenschein und Becherklang und Liebeslust zuweilen ein Wehmuthsaccord hindurch, so ist es doch eine süße, eine erquickende, herzdurchschauernde Wehmuth. Uhland, ernstes, keuschestes aller Dichter, sei mir gegrüßet viel tausendmal! Sei mir gegrüßt als Dichter und Mann, als Mann, der du treu bis zum letzten Augenblicke zu deinem Volke standest, als alle andern das Panier der Ehre und Freiheit verließen, gingst du, ein begeisternder Seher, unter jene Hundert, die, ihrer Pflicht eingedenk, gen Stuttgart zogen.

O, mein deutsches Volk, du hast viel zu sühnen, da du deine größten und ersten Männer im Stiche ließest.

Digitized by Google

Uhlands Gedichte zerfallen dem Inhalte nach in: Lieder — Vaterländische Gedichte — Sinngedichte — Sonette, Oktaven, Glossen — dramatische Dichtungen — Balladen und Romanzen — Altfranzösische Gedichte — Fortunat und seine Söhne im Fragment. Alle sind schön, sowohl was Poesie wie Sprache betrifft, doch verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Lieder, die vaterländischen Gedichte, vor allem aber die Balladen und Romanzen, hierin steht Uhland nächst Goethe unübertroffen da. Es ist schwer aus dieser großen Anzahl die schönsten blos zu nennen, da alle wie aus einem Gusse sind, ganz die Ansprüche der Aesthetik an die Ballade befriedigend; doch kann ich nicht umhin, auf folgende Deine Aufmerksamkeit zu wenden, es sind: Sängers Fluch — Goldschmidt's Töchterlein — Abschied — das Schloß am Meere — der blinde König — die Wähderin — das Schifflein — Klein Roland — Roland Schildträger — Sanct Georgs Ritter — König Karl's Meerfahrt — der Wirthin Töchterlein; letzteres theile ich Dir als Beispiel hier mit, ich finde es so schön, einfach und rührend, daß es mich beim jedesmaligen Lesen tief ergreift.

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein:

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick.

„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Dies ist Uhland als Balladendichter und wer kennt ihn nicht als Liedersänger? seine — Kapelle — Schäfers Sonntagslied — Freie Kunst — Des Knaben Berglied — Frühlingslieder — Wanderlieder — Der gute Kamerad, letzteres gehört eigentlich zu den Balladen, ich führe es hier noch nachträglich auf, es war ein Lieblingslied unserer schleswig-holsteinischen Armee. Alle diese Lieder werden gesungen werden, so lange es noch einen deutschen Gesang, eine deutsche Sprache giebt. So groß wie Uhland in der Bildung ernster Lieder ist, so wohl gelingen ihm auch scherzhafte; ich theile von beiden Gattungen einige mit.

Hans und Grete.

Sie.

Guckst du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findest?
Nimm die Aeuglein nur in Acht!
Daß du nicht erblindest.

Er.

Guckstest du nicht stets herum,
Würdest mich nicht sehen;
Nimm dein Hälschen doch in Acht!
Wirst es noch verdrehen.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schnurrlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenkunke!
Dir auch singt man dort einmal.

Endlich laß mich noch auf einige Augenblicke, ehe wir von Uhland Abschied nehmen, auf seine vaterländischen Gedichte eingehen.

Es war im Jahre 1843, als Ludwig Uhland, auf seiner gefeierten Reise durch Norddeutschland, auch Lübeck besuchte, ich hielt mich zu derselben Zeit zufällig dort auf, die Schüler des Gymnasiums brachten dem großen Schwaben ein Ständchen nebst Fackelzug, er stand vor dem alten ehrwürdigen Rathsweinkellar unter dem Portale des Rathhauses der ehemals berühmten Hansestadt; die Fackeln warfen einen eigenthümlichen Schein auf diese kolossalen Häusermassen, hoch aufgerichtet im Kreise der jugendlichen, kräftigen Gesichter stand der deutsche Dichter, sein treues Auge blickte freundlich umher, aus tausend, abertausend Kehlen schallten ihm begeisternde Hochs, und da er sprach, herrschte feierliche Stille, ich stand zu entfernt, seine Worte verwehte mir der Wind, nur die hundertjährigen Glocken der Marienkirche schienen mir aus Uhlands Liedern zuzurufen:

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich
Nicht so, wie ich es singen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Digitized by Google

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heilgem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darin die Finger legt."

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget,
Vergeßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Kaiser lauret
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn euer Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt:
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergeßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstrittet,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gebellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

„Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüten,
Die ihr geschäftig unterstreut?"

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hält Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht."

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich vor dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Unsäglich ist's noch allenthalb.
Doch sah ich manches Auge flammen
Und pochen hört' ich manches Herz."

Mit diesen beseelichen Worten, mein Kind, will ich zugleich von Dir und von ihm Abschied nehmen, gefallen Dir diese Plaudereien, so werde ich Dir in meinem nächsten Schreiben zwei andere, und zwar der neuesten, Dichter vorführen. Für heute lebe wohl und erinnere dich ab und zu Deines alten Freundes.

Biographie de Thierry Martens d'Alost, premier imprimeur de la Belgique, suivie de la bibliographie de ses éditions, par A. F. Iseghem, préfet des études au Collége de la compagnie de Jésus à Alost. Malines 1852. 8. 354 Seiten.

Herr A. F. Van Iseghem hat durch die Veröffentlichung dieses Werkes einen höchst interessanten und werthvollen Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst geliefert. Erst seit Kurzem ist Thierry Martens als erstem belgischen Buchdrucker in seinem Vaterlande sein Recht geworden. Bis 1845 wurde in allen Werken, welche diesen Stoff behandeln, Johann von Westphalen, Buchdrucker zu Löwen von 1474 an, als solcher bezeichnet *) und Hr. F. J. De Smet, Advocat zu Aalst, war der erste, welcher durch die Herausgabe eines Bandes von dem verstorbenen Hrn. J. De Gand hinterlassener und von Hrn. Van Iseghem vervollständigter Untersuchungen **), Thierry Martens' Ansprüche auf den Ruhm der Einführung der Buchdruckerkunst in Belgien in solcher Weise zur Geltung brachte, daß er 1849 unter Vermittlung des Ministers des Innern, Hrn. Rogier, die Ernennung einer Commission zur Errichtung einer dem Andenken Martens' geweihten Statue auswirkte. ***)

*) In K. Falkenstein's „Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung, ꝛc. Leipzig 1840", 4. (S. 255—267, Belgien und die Niederlande) ist S. 255 Aalst in Ostflandern, 1473, als der erste Ort, wo die Kunst mit vaterländischer Selbstständigkeit in's Leben trat, und als der früheste Buchdrucker, dem das Verdienst gebühret, sie in Belgien eingeführet zu haben, Dierik Martens genannt.

**) Recherches historiques et critiques sur la vie et les éditions de Thierry Martens (Martinus, Mertens), par feu M. J. De Gand d'Alost; ouvrage revue, annoté et augmenté de la Galerie des hommes nés à Alost, qui se sont distingués aussi bien dans la philosophie, l'histoire et la politique, que dans les sciences et les arts. Alost, Spitaels-Schuermans, 1845. 8. 246 SS. M. 3 KK. — Im Auszuge, deutsch, von Hrn. Dr. A. Scheler in Brüssel, in R. Naumann's „Serapeum", 1846, S. 209—219, 223—234, 241—249, 257—265, mit der Ueberschrift: „Leben und Wirken des Buchdruckers Theodoricus Martinus Alustensis." Vgl. auch Bulletin du bibliophile belge, tome 2, 1845, S. 342. 343; tome 3, 1846, S. 86. 87. — Im 6. Bande des Bulletin, 1849, habe ich S. 82—84 drei in der Bibliothek der St. Catharinen-Kirche in Hamburg befindliche Drucke von Martens verzeichnet. — Eine kurze, J. (Th. Juste) unterschriebene biographische Nachricht von Martens brachte die Indépendance belge, 29. Juli 1849, Supplém. (— auch im Moniteur belge, 2. Aug. —), besonders, nebst einigen einleitenden Worten abgedruckt unter dem Titel: Notice biographique sur Thierry Martens. Bruxelles 1849, gr. 8.

***) Hr. Rogier erließ am 19. Mai 1849 ein Circulaire an die Gouverneure der Provinzen, in welchem er sie aufforderte, eine Subscription zu diesem Zwecke zu veranlassen. — Am 16. April 1851 wurde der Commission durch Königl. Beschluß eine Beihilfe von 1,500 Frcs. bewilligt.

Digitized by Google

Hr. De Smet verdient deshalb unbedingt die dankbare Anerkennung, die Hr. Van Isegbem ihm zollt. Dennoch hat er mit seinem, nach unvollständigen Notizen veröffentlichten Werke das Ziel, welches er sich gestellt, nicht vollkommen erreicht; Hr. Van Isegbem nahm die Arbeit wieder auf, um sie weiter auszuführen und ein vollständiges Verzeichniß der aus Martens' Presse hervorgegangenen Drucke hinzuzufügen.

Der Verleger, Hr. Hanicq in Mecheln, hat sich mit dem Verfasser vereinigt, dessen Leistung als würdiges Denkmal seines wackeren Vorgängers erscheinen zu lassen; er hat überall, wo es thunlich, die „Recherches" von 1845 durch Exemplare der neuen Bearbeitung ersetzt.

Hrn. Van Isegbem's Werk gewähret das größte Interesse. Der Stil desselben ist klar, fließend, correct, ernst ohne Pedanterei; man kann es ununterbrochen, ohne zu ermüden, lesen. Der Verfasser enthüllt selbst die geringsten Einzelheiten in dem Leben seines Helden; sein Buch enthält eine Menge beachtungswerther Notizen; die Kapitel über die Begründung der Buchdrucker-Officinen in Aalst und Löwen liest man mit Vergnügen. Mit einem Worte, Alles zeigt uns den Verfasser als einen Mann sowol von Geschmack als von Kenntnissen, der nicht blos gewandter Schriftsteller, sondern auch Gelehrter ist.

Ein merkwürdiges Facsimile der von Martens gebrauchten Typen ist beigegeben; das Werk den Einwohnern von Aalst gewidmet. *)

Schriften des Herrn J. W. Schmitz in Köln.

Wir theilen unsern Lesern die ausführlichen Titel derer populärer naturwissenschaftlich-astronomischer kleinen Schriften des genannten fleißigen Verfassers, die von Demselben selbst verlegt sind, mit, und bemerken nur, daß sie in alphabetischer Ordnung abgefaßt sind, die Beurtheilung den betreffenden Zeitschriften überlassend.

Der kleine Kosmos. Eine allgemein verständliche Weltbeschreibung und eine Verwahrung gegen irrige Ansichten und Rückschritte, welche im neuesten Werke eines großen kosmischen Gelehrten vorkommen, und Ergänzung der astronomisch-naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen, welche darin mit Stillschweigen übergangen werden. Köln 1852. 104 SS. 8.

Astronomie für Alle. Erklärung der merkwürdigsten Erscheinungen und Bewegungen im Weltraume, nach den Werken der großen Astronomen aller Zeitalter und den neueren Fortschritten der Naturwissenschaften. Eine Auswahl der allgemein wissenswerthesten Abhandlungen des Conversations-Lexikons der physischen und mathematischen Astronomie, „Das Weltall." Leicht verständlich bearbeitet für Schüler und Erwachsene, welche wenig lesen. Köln 1852. 59 SS. 8.

Ansicht der Natur, populäre Erklärung ihrer großen Erscheinungen und Wirkungen, nebst physischen und mathematischen Beweisen der Entstehung der Weltkörper und der Veränderungen, welche die Erde erleidet. Köln 1853.

Von demselben Verfasser ist auch erschienen: Die Ursache aller Bewegungen der Natur. Bewegung der Erde. Das Geheimniß der Farben. De l'état stationaire de la philosophie naturelle. Das Weltall. Die Natur.

Die äußere Ausstattung ist ansprechend, der Preis billig.

Miscellen.

In London läßt sich augenblicklich eine Gesellschaft Kaffern, 11 Männer, eine Frau und ein Kind für Geld sehen. Sie sind aus Port Natal herübergebracht worden und sollen dem Zulus-Stamme, einer Race der südlichen Kaffern, die im Norden der Bechuanas angetroffen werden, angehören. Das Gesicht dieser Menschengattung ist weniger vorspringend wie das der Neger, und die Hirnschale mehr gewölbt. Ihr Haar ist buschig, ihre Backenknochen treten stark hervor. Die Lippen sind aufgeworfen, wie bei den Negern, die Nase ist aber nicht so eingedrückt wie bei diesen. Der Gesammtausdruck des Gesichts ist milde und durchaus nicht unangenehm. Die Frau ist im Vergleich zu den Männern klein. Das Kind ist ungefähr vierzehn Monate alt. Die meisten der Männer sind sehr muskulös, auch bekunden sie bei ihren Productionen eine große Stärke. Merkwürdig ist die fast vollkommen dramatische Weise, in welcher sie ihre sociellen und kriegerischen Gewohnheiten darstellen.

Zu Philippeville, in Algerien, ist kürzlich, nur ein Fuß unter der Erde, eine colossale weißmarmorne Statue gefunden. Es fehlt ihr die Nase und der rechte Arm, sie ist aber außerdem wohlerhalten. Sie trägt eine Krone auf dem Haupte und führt in der linken Hand ein Scepter. Man meint, daß sie einen römischen Kaiser darstellen soll, und sie wird für das schönste Kunstwerk gehalten, das bislang in der Provinz Constantine entdeckt worden ist.

---

*) In Obigem ist die, L. H. unterzeichnete Besprechung des Buches in Nr. 84 der Indépendance belge vom 25. März d. J., in freier Uebersetzung wiedergegeben, da es selbst mir noch nicht zur Verfügung steht, aber in mehrfacher Beziehung verdient, auch den deutschen Bibliographen baldigst bekannt zu werden. Der Titel ist Hrn. Muquardt's Bibliographie entnommen; die Anmerkungen habe ich aus meinem, zum Druck vorbereiteten Verzeichnisse der über die Geschichte der Buchdruckerkunst in den Niederlanden und Belgien erschienenen Schriften hinzugefügt. F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 51. Sonnabend, den 25. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Hagestolz ..... Seite 397
Die türkische Frage ..... „ 398
Verhandlungen der Londoner königlich asiatischen Gesellschaft . „ 399
Chinesische Schauspieler zu Newyork .... „ 400
Literatur.
Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alfred Meißner ..... „ 401
Miscellen ..... „ 403

Der Hagestolz.

Ein Hagestolz? Ich zürn' ihm keck und offen!
Wozu noch Schmelz, wenn ihn das Aug' vereint?
Wozu noch Tanz, wenn nie der Ring zu hoffen?
Wozu noch Töne, wenn das Herz versteint?
Ihr sucht die Ruh', und scheut Tonsur und Zelle?
Ihr liebt den Duft, und kennt der Blume nicht?
Fi, macht ihm Platz, da kommt ein Junggeselle!
Das Weib ist schwach, und Schutz nur Ritterpflicht!

„Beliebt's, ihr Herr'n, auf meinen Thurm zu steigen?
Wohl jeder Kopf hat sich sein Rohr gestellt;
Ihr setzt die Venus zwischen gold'ne Zeichen,
Mir scheint die Dame eine dunkle Welt!" —
Der Wurf ist gut, darf ich den Schluß ergänzen?
Das Weib Planet, der Mann das fixe Licht:
Versagt der Strahl, wie soll die Dame glänzen?
Das Weib ist schwach, und Schutz nur Ritterpflicht!

„Die liebt das Veilchen, die den Lilien-Spiegel;
Die stille Wasser, die den vollen Brand;
Die kennt und glaubt, die fordert Brief und Siegel;
Die sucht das Silber-, die das Schäferland." —
Ihr hofft nur Frost, warum nicht Sonnenstunden?
Legt erst die Finger, eh' der Stab sich beicht,
Das Weib ist schwach, und Schutz nur [illegible].

Warum den Biß, und nie die Schlange necken?
Verbarg denn Eva nur das Feigenlaub?
Wo rollt ein Stern, der ohne Nebelflecken?
Wo blüht ein Kelch, der ohne Blumenstaub?
Wo Nieten sind, ersetzen auch Treffer-loose!
Wo Schatten steh'n, bedingt sich selbst das Licht!
Der Dorn ist spitz, doch schmäht ihr d'rum die Rose?
Das Weib ist schwach, und Schutz nur Ritterpflicht!

Die Sage lehrt, einst war wie Schwert und Scheide
Verwandt, vereint auch Mann und Weib. Das Glück
Hob ihren Stolz, da trennt' ein Blitz sie beide.
Nun irrt das Herz, und sucht sein Gegenstück!
Und ihr, entartet, wagt ihm Hohn zu sprechen?
Wohlan zum Kampf! schon flammt mein Zorngedicht,
Die Schranke steht, wollt ihr die Lanze brechen?
Das Weib ist schwach, und Schutz nur Ritterpflicht!

Philipp Scherl.

Digitized by Google

Die türkische Frage.

Das Schwerdt des Damocles schwebt noch über Europa. Fällt es, so ist es um den Frieden geschehen, und der Krieg beginnt im Osten unseres Erdtheiles. Ob er sich nicht über die Grenzen des Zankapfels erstrecken, ob nicht die Kriegsfurie an der Donau zugleich an der Elbe, Weser und dem Rheine losgelassen werden wird, liegt im Schooße der Zukunft verhüllt, und es wäre wohl mehr als wahrscheinlich, daß Frankreich geneigt sein möchte, mit Belgien zu verfahren, wie es Rußland mit den moldau'schen Füestenthümern zu thun wünscht.

Wollen wir auch annehmen, daß die Sympathieen der meisten Völker sich stark auf die Seite der Türken neigen, weil die Antipathieen gegen Rußland sind, so wollen wir auch einmal von dem politischen Gesichtspunkt abstrahiren, und die türkische Frage von einem moralischen und religiösen Gesichtspunkte aus betrachten, indem wir damit beginnen, die Behauptung aufzustellen, daß die Türkei ein fremdartiges und durchaus heterogenes Element in Europa ist, welches hemmend und zerstörend der europäischen Civilisation und der europäischen Religion, dem Christenthume, entgegengetreten ist und noch entgegentritt. England hat große Geldopfer gebracht nicht allein für die Loskaufung der Sklaven in seinen Kolonieen, sondern auch für die Abschaffung des Sklavenhandels in denen anderer Länder. Frankreich ist kürzlich seinem philantropischen Beispiele gefolgt. Dennoch schweigen beide Länder, woraus wir besonders England ein Verbrechen machen, zu dem noch unmoralischern Handel mit Frauen auf dem Sklavenmarkt in Europa, nämlich in der Türkei; denn die Neger, welche den Europäern verkauft wurden, waren größtentheils schon Sklaven, und durch den Wechsel der Herren wurde ihr Zustand gewöhnlich nicht verschlimmert. Den Neger an Arbeiten fehlte. Die Sklavin ersteht gemeine Sinnlichkeit, und der Handel mit Frauen ist eine Entwürdigung des menschlichen Geschlechtes.

Großbritannien duldet noch, daß das Geschlecht, welches die Zierde seines häuslichen Heerdes ist, dessen würdigste Repräsentantin auf seinem Throne sitzt, zu einem Thiere herabgewürdigt, seine Reize den gewinnsüchtigen Augen des Zwischenhändlers oder den lüsternen des Harembesitzers blosstellen muß!

Ueberall in den europäischen Staaten ist das Weib die Priesterin, welche den Tempel des Familienglückes bewacht, und ist das eigentliche veredlende Princip des Mannes. Ueberall sind unter den Frauen Kämpfer für ihre Emancipation aufgetreten, und haben für ihr Geschlecht gleiche Rechte mit denen der Männer verlangt, und dennoch, fast grenzt es an das Unglaubliche, ist bisher keine einzige aufgetreten, um den Kreuzzug gegen den Moslemismus, noch heimisch auf dem altklassischen Boden Europas, zu predigen, so wie gegen die Religion, welche das weibliche Geschlecht durch ihre Dogmen entehret, und dasselbe in ihren Verheißungen einer zukünftigen Welt den berauschenden Getränken gleich stellt.

Die Türkei ist kein europäischer Staat, und wird nie ein solcher werden, so lange die Vielweiberei dort geduldet wird und rechtskräftig ist.

Mit dem Schwerdte in der Hand haben sich die Türken ein Reich in Europa erobert. Mit dem Schwerdte in der Hand muß Europa ihnen das Land wieder abgewinnen, und dasselbe dem Volke als sein rechtliches Erbtheil zurückerstatten, dessen Väter es einst besessen. Der Anfang ist bereits gemacht worden. Die griechische Nation ist wieder selbstständig in den Cyclus der europäischen Völker getreten. Ein deutscher Füest sitzt auf Hellas Thron. Warum also nicht einen kühnen Schritt weiter gehen, und dem griechischen Volke einen größeren, umfangreicheren Schauplatz einräumen, auf welchem sich kräftig griechisch-europäische Civilisation, und das Christenthum mit seinen segenbringenden Folgen entwickeln würden? Wir verlangen für die Griechen zurück, was ihre Vorfahren besaßen. Europa hat nur zu lange geduldet, daß eines seiner schönsten Länder von den asiatischen Barbaren besessen worden ist; von diesen Barbaren, welche ein Hinderniß für die Verbreitung des Christenthumes und der europäischen Civilisation nach Osten hin sind. Ihr Besitz giebt kein Recht der Verjährung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Christenthum sowohl als die europäische Civilisation von der Vorsehung dazu bestimmt sind, den ganzen Erdkreis zu erobern. Von Asien gingen beide aus; die Wiege des ersteren stand in Palästina, die der zweiten in den phönizischen Handelsstädten. Beide gediehen und schlugen tiefe Wurzeln auf europäischem Boden. Sie entwickelten sich hier frei und kräftig. Selbst die Natur hat ihnen keine Grenzen gesetzt. Sie haben beide mit einem Riesenschritt den atlantischen Ocean übersprungen, sich die westliche Hemisphäre und Australien erobert. Wer kann noch zweifeln, daß sie bestimmt sind, wieder in die Länder, wo ihre Wiege gestanden, zu dringen, seitdem Hindostan, das Land der Mythe, unter britischer Herrschaft steht, und seitdem selbst die Thore des stereotypen Chinas Großbritannien der europäischen Civilisation und dem Christenthume geöffnet hat!

Die Türkei muß im Gesammtinteresse Europa's des Christenthums und der christlichen, d. h. der europäischen Civilisation fallen, damit die Eroberung Asiens für dieselben beschleunigt, und die Verbreitung der sie begleitenden Segnungen erleichtert werde.

Rußland ist schon groß und mächtig genug. Dasselbe darf in seinem eignen Interesse, und in dem der übrigen europäischen Staaten nicht größer und mächtiger werden. Frankreich, England, Oesterreich und Preußen dürfen es nicht dulden.

Der türkische Staat ist ein morsches Gebäude, schwach und schwankend in sich selbst; das durch den leisesten Stoß von innen oder von außen fallen wird. Es sei denn, daß ihm ein Peter der Große geboren werde, der, begabt mit Geist, Talent und Energie, ihn aus seiner Lethargie reißt; ihn in allen seinen Institutionen und in seiner Religion europäisirt. Dieses ist jedoch nicht wahrscheinlich.

Darum können wir nur wünschen, daß es recht bald fallen und daraus ein freies, kräftiges, europäisches griechisches Reich entstehen möge, ein Reich, das versöhnend zwischen die unter einander eifersüchtigen Großmächte Europa's treten und fruchtbare, schöne Länder den Segnungen der europäischen Civilisation, und neue Abzugsquellen der Industrie öffnen würde.

Dr. Sigismund Wallace.

Digitized by Google

Verhandlungen der Londoner königlich asiatischen Gesellschaft.

(Aus dem Chronicle.)

In der Jahresversammlung der obigen Gesellschaft, am 19. v. M., wurde auch über die Fortschritte berichtet, welche im Laufe des Jahres im Felde der assyrischen Entdeckungen gemacht worden sind. Die Forschungen französischer Agenten, unter Herrn Place, zu Khorsabad, sind sehr erfolgreich gewesen. Es sind eine Menge kleiner Artikel von Karneol, Achat und Marmor, schön poliert gefunden worden, so wie auch viele elfenbeinerne Spielsachen, die aber zerkrümelten, so wie sie berührt wurden. Eine große Quantität Irdengut, aber meistens zerbrochen, wurde in einem Gemache, und in einem andern, das sonder Zweifel als Weinkeller gedient hatte, eine Anzahl von fast vier Fuß hohen Krügen gefunden, die einen violetfarbenen Niederschlag enthielten, der einst Wein gewesen sein muß. Zwei lange Colonnaden mit Gipsmörtel überzogener Thonpfeiler, noch sämmtlich aufrecht, sind zum Theil bloßgelegt worden. Einige der Zeichnungen, die Herr Place nach Paris gesandt hat, sind in ächt assyrischen Farben gemalt, deren man in den Trümmern gefunden hat, und worunter sich ein Stück des herrlichsten Ultramarins, von der Größe eines Sovereign's befindet. Auch eine Art cyclopäischen Weges, der appinischen Straße ähnlich, und der aus großen Backsteinen aufgeführte Thorweg der Stadt sind bloßgelegt worden. Das gute Vernehmen, das zwischen den französischen und englischen Behörden besteht, erweist sich sehr ersprießlich, und Herr Place schreibt mehrere schätzenswerthe Resultate den Nachweisungen zu, welche der Oberst Rawlinson ihm aus den Inschriften Sargon's, des Erbauers der Stadt, geben konnte. Die vielen Cylinder, Spielzeuge, Gefäße, ..., welche zu Khorsabad aufgefunden worden sind, sollen den Kern eines assyrischen Museums zu Paris bilden, dessen Erweiterung die Regierung sich durch fortgesetzte Forschungen angelegen sein lassen wird.

Auch die Arbeiten unserer Landsleute, seit der Referent fort, wurden mit vielem Erfolge gekrönt. Zu Sherif Khan sind schöne goldne Schmucksachen, Cylinder, Vasen von sculpturten Basalt, ꝛc. ausgegraben worden. Die Briefe des Oberst Rawlinson haben die Gesellschaft von Zeit zu Zeit über seine Entdeckungen in Kenntniß gesetzt. In einem derselben berichtet er über einen bronzenen Löwen, der zu Nebbi Yunus aufgefunden worden ist und die Inschrift: „Esarhoddon, König der Könige, Eroberer von Misr und Cush" (Aegypten und Aethiopien) trägt. Einem anderen ist die Copie einer Inschrift nach semitischem Alphabete beigeschlossen, als Probe einer zahlreichen Sammlung von Inschriften auf Bleitafeln, die, in Todtenkrügen, an einer Abushahr genannten Stelle gefunden worden sind. Einem späteren Schreiben hat er ein Verzeichniß der babylonischen Monate, die in einer Art von Kalender gefunden worden, beigefügt, durch welche sich die Folge der Ereignisse ermitteln lassen wird, deren die Inschrift von Bisitun gedenkt. In seinem letzten Briefe zeigt er an, daß er mit großer Mühe einen vollständigen Bericht über seine letzten Entdeckungen ausgearbeitet gehabt habe, der in der diesjährigen Jahresversammlung hätte verlesen werden sollen, daß aber die Post, mit welcher derselbe abgesandt worden, von den Anezeh Arabern geplündert worden sei, die nun, wie es heiße, die ihnen unbekannten cuneiformischen Schriftzüge als Amulette trügen. Es ist ihm wegen Mangel an Zeit nicht möglich gewesen, einen neuen Bericht anzufertigen, doch hat er einige der Punkte des geraubten Aufsatzes mitgetheilt. Er hat endlich den lange erwarteten Cylinder von Kilu Shergat erhalten, ein kostbares Document, das aus 800 geschriebenen Zeilen besteht, welche die Bulletins Tiglath Pileser's I. enthalten, und das mindestens 200 Jahre älter ist, als irgend ein bisland aufgefundenes Document. Es ist auf dem Cylinder weder von Caleh noch von Ninive die Rede, indem zu jener Zeit Kiloh Shergat, auf dem Cylinder überall Assur genannt, die Hauptstadt war. Er sagt, daß er sich auf kein Resumé der Inschrift einlassen kann, daß daraus aber hervorgeht, daß der König hauptsächlich in Armenien, Cappadocien, Pontus und an den Ufern des Euxinus Krieg geführt habe, und daß er die kurdischen Gebirge im Osten, den Euphrates im Westen überschritten hat. Er überzog das nördliche Syrien und Cilicien, versuchte es aber nicht, bis Palästina vorzudringen. In einem Parageophen ist ein Verzeichniß von beiläufig 50 Ländern gegeben, die er in Klein-Asien durchzogen ist, doch existirten selbst zur Zeit des Assurakh-pal nur noch wenige der angegebenen Namen, und können folglich nicht identificirt werden. Nachdem er sich des Breiteren über eine Periode vor dem Flut von Ninive und Caleh ausgesprochen hat, äußerte der Oberst Rawlinson, daß er die Hoffnung nicht aufgäbe, auch bis zu der Einführung der Monarchie zu gelangen. Die Handschrift dieser Inschrift des Tiglath Pileser ist besser, die Sprache gerundeter, und die grammatischen Distinctionen sind schärfer bezeichnet, als in den späteren Legenden. Die Hauptstadt Assur ist folglich das Allesor der Genesis, deren König Arioch war, und das Asser des Targums, das statt des mosaischen Resen gerauwt wird. [illegible] daß die Lage von Ninive zu Nebbi Yunus, die von Caleh zu Nimrud, und die von Resen zu Kiloh Shergat anzunehmen sei. Sehr interessant ist eine Platte Sennacheribs, die zu Nebbi Yunus gefunden worden ist. Sie enthält die Beschreibung von zwei Feldzügen, die, wie es scheint, spätere Zeit sind, als die in den Annalen verzeichneten: einer gegen Merodach Baladan, der andere gegen die verbündeten Königdes Osten, worunter auch ein König der Perser, dessen Name verlosen gegangen ist. Der neu zu Tage geförderte Obelisk aus Nimrud war dem Oberst Rawlinson noch nicht zu Gesicht gekommen, er verspricht sich aber viel davon, indem derselbe nach der von ihm gegebenen Beschreibung kein Duplicat des älteren ist. Der gelehrte Briefsteller geht schließlich zur Besprechung seiner eigentlichen Schatzkammer der Entdeckungen, den Trümmern der königlichen Bibliothek über, von welcher Layards Sammlung den aberen und besser erhaltenen Theil bildet. Daselbst hat er Fragmente von Alphabeten, Silbenbücher und die Erklärung ideographischer Zeichen, so wie eine Aufzeichnungstafel, mit der phonetischen Lesart der Zeichen gefunden, woraus sich ergiebt, daß die Assyrier in genauer Uebereinstimmung mit dem Soß, Sar und Ner von Berossus nach Schocken zählten. Die Zahlen sind ganz semitisch. Da giebt's auch gelehrte Zergliederungen des Pantheons, geographische Dissertationen, welche die Ideographien von Ländern und Städten erklären, ihre Producte und Lagen bezeichnen, und auch die vornehmsten asiatischen Flüsse und Berge angeben. Es giebt da ferner Abhandlungen über Maaße, Gewichte, Zeiteintheilung, Compaß-

Digitized by Google

punkte, ꝛc.; auch einen zwölfjährigen Kalender, der augenscheinlich einen Cyclus wie der der Mongolen bildet; jedes Jahr führt einen besondern Namen, in der Regel nach einer Gottheit, und alle die alten Annalen sind hinter diesem Cyclus verzeichnet. Noch findet sich da ein Verzeichniß von Steinen, Metallen und Bäumen, oder Abhandlungen über Geologie, Metallurgie und Botanik, benebst endlosen astronomischen und astrologischen Formeln, so auch dem Anschein nach wirkliche Grammairen und Dictionnairs. Die ganze Sammlung besteht nur aus Bruchstücken, sie gewährt aber einen höchst merkwürdigen Einblick in den Zustand der assyrischen Wissenschaft, als Griechenland noch in Barbarei versunken lag. Zu den wichtigsten Entdeckungen gehören auch die Tabellen der Dynastien. Jeder König hat sein besonderes Feld, und hinter seinen Namen folgen die Namen von sechs bis dreißig anderen Personen, die seinen Hofhalt oder sein Cabinet bildeten. Wenn noch eine vollständige Tabelle gefunden werden sollte, so würde die geschichtliche Folge festzustellen sein; bis jetzt ist der Obrist Rawlinson erst in den Besitz von Bruchstücken gekommen, er giebt aber die Hoffnung nach nicht auf, die Folgenreihen zu vervollständigen. Er hat die Ideogrophen für Warka oder Erech, Accad oder Kaskar, Calneh oder Niffeh, ꝛc. gefunden, und so festen Fuß auf dem schlüpfrigen Boden der babylonischen Geographie gefaßt. Im Allgemeinen äußert er sich hocherfreut über das glänzende Feld, das sich nun eröffnet. Die Arbeit, eine vollständige Analyse durchzuführen, wird immense sein, sie wird aber auch glänzende Resultate geben. Der Obrist schließt mit der Kunde, daß neulängst eine werthvolle Ruine im südlichen Chaldäa, an einem Orte Namens Abu Shaheein aufgefunden worden ist.

Die Vorsteher der Gesellschaft gratulirten dieselbe zunächst, ihr ein fast vollständiges Werk über die sepylischen Inschriften zu [illegible] Dies Werk, das einen Theil des Journals der Gesellschaft bilden wird, ist durch den emsigen Fleiß und den Scharfsinn des Herrn Norris geschaffen worden, und einer kritischen Untersuchung und Analyse der dritten Gattung cuneiformischer Schrift gewidmet, die früher als die medianischer bezeichnet wurde; die ganze Inschrift ist lithographirt, begleitet von einer wörtlichen Abschrift in römischen Lettern. Die Sprache dieser Inschrift wird für die der Nomadenstämme Persiens gehalten; das Interesse des Memoirs ist hauptsächlich philologisch, es dient aber auch, die zweifelhaften Stellen in den persischen und assyrischen Versionen desselben Documents aufzuhellen und zu illustriren.

Der Präsident, Professor Wilson, besprach schließlich auch einige der neueren Erweiterungen der orientalischen Kunde. Ein von dem, leider verstorbenen, Burnouf hinterlassenes Memoir leistet Alles, was tiefe Gelehrsamkeit und kritischer Scharfsinn in der Verherrlichung und Auslegung der alten Inschriften von Kapur di Giri, Gienar und Dhauli nur leisten konnten. Des Herrn Julien's Uebersetzung der „Denkwürdigkeiten Hoen Sang's" der um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts 17 Jahre in Indien gelebt hat, verbreitet viel Licht über den Zustand Indiens in jener Zeit. Hoen Sang's Reise nach Indien hatte den Zweck, die Sanscritsprache zu erlernen, um buddhistische Werke in jener Sprache ins Chinesische zu übersetzen. Er giebt einen interessanten Auszug aus der sanscritschen Grammairs und aus der Sankhya Philosophie. Es sind viele sanskritsche Werke durch ihn und andre ins Chinesische übersetzt worden, und es ist wohl möglich, daß wir einige derselben in den chinesischen Klöstern vorfinden, wenn wir mit China erst besser bekannt geworden sind. Eine Mittheilung der Filial-Gesellschaft zu Bombay enthält viel Interessantes. Der Dr. Stevenson hat jener Gesellschaft seine Uebersetzung der Inschriften der Höhlen von Nassik unterbreitet, mit einem beigegebenen Memoir. Es scheint darnach, daß es drei Haupthöhlen giebt und daneben einige von geringerer Bedeutung. Die ersteren sind nach den älteren Beherrschern des Deccan und des Guzerat benannt. Die erste Höhle ist durch die Gemahlin des Königs Gotamiputra für die Buddhisten geschaffen worden und zwar im Jahr 338 unserer Zeitrechnung. In den Hauptinschriften wird vier verschiedener Institutionen der Hauptstadt gedacht, als: eines Hospitals für Kranke und Gebrechliche, eines militairischen Collegiums, eines Collegiums für die Unterweisung buddhistischer Priester, und eines Instituts zum Unterricht in brahminischer Wissenschaft. Die entfernteste Höhle hat der militairische Befehlshaber des Sohnes von Gotamiputra, dessen in den Annalen von China Erwähnung geschieht, geschaffen. Die Inschriften der mittleren Höhle sind die interessantesten, und die Form ihrer Buchstaben läßt Dr. Stevenson glauben, daß sie sich aus dem Jahr 22 vor Christum beschreibt. Sie besprechen die Gaben eines Schwiegersohnes und der Tochter eines der indischen Satrapen, eine Herrscherrace, die Anfangs Deputirte der alten griechisch-bactrischen Monarchen, darnach von deren parthanischen Nachfolgern waren und letztlich unabhängige Monarchen wurden. Der Satrap hieß Nahapana, sein Minister Kshaharata, was Beides keine indische Namen sind. Es wird gesagt, daß anderthalb Millionen Lstrl. zum Besten des Klosters hergegeben seien. Aus den vorliegenden Daten ergiebt sich, daß die Brahminen und die Buddhisten gleiche Gunst genossen, und daß das Sanscrit so wie das Pali, oder die prakritischen Sprachen zu Anfang unserer Zeitrechnung gemeinschaftlich gebraucht wurden.

Chinesische Schauspieler zu Newyork.

(Aus dem New York Herald.)

Zum erstenmal in der Geschichte hat sich eine dramatische Gesellschaft der Kinder des himmlischen Reiches herabgelassen, vor den ausländischen Barbaren diesse Breite auf der Bühne zu erscheinen. Gepriesen sei ihre Schutz-Gottheit Joß, daß sie ihre getreuen Anbeter auf die Idee gebracht hat, zu uns zu kommen und unsre schwachen Gemüther durch die Entfaltung ihres großen histrionischen Talents in Erstaunen zu setzen! Schon seit mehreren Wochen haben wir das Vergnügen gehabt, diese Eingebornen des blumenreichen Königreichs gruppenweise in der Broadway (Hauptstraße Newyorks) umherwandeln und mit ihren kleinen Schweinsaugen, ihr Zöpfe hinter sich herschleppend, all das Merkwürdige anstieren sehen, was ihnen dort zu Gesicht kam. Auch in den Omnibussen hat man den Nang-chong und den Chi-pan-in und die Kameraden dieser Macready's und Forrest's des Mittel-Königreichs von Tag zu Tage wahrnehmen können, so behäbig und gemüthlich, als ob sie an ein solch Beine schüttelndes Fahren völlig gewohnt wären.

Diese Künstler-Gesellschaft, die sich „Likenu's großer histrionische Canton-Gesellschaft" nennt, ist an einem Freitag Abend zum

Digitized by Google

erstmal in Niblo's Theater vor einem sehr zahlreichen und gewählten Publikum aufgetreten. Die Vorstellungen des Abends wurden mit einer Scene, die in dem Programm als „imponirende, religiöse Ceremonie" bezeichnet stand, mit der Anrufung Joß-Muchonwony's (König der Könige), Ko-numm's (Himmelskönigin), und Tee-how's (Königin des Lichts) um ihren Segen, eröffnet. In dieser Ceremonie machte sich aber nichts bemerklich, das einem feierlichen oder religiösen Act der Frömmigkeit irgend ähnlich gesehen hätte. Auf einer Art von Baldachin oder Thron saß der Priester unter dem Bilde einer vergoldeten Sonne. Eine Treppenflucht von ungefähr einem halben Dutzend mit Tuch belegten Stufen führte von diesem erhöhten Platze auf die Bühne. Es erschienen von den Seiten der Bühne die Anbeter zu Zweien und Vieren, die Männer mit langen schwarzen, braunen und silberfarbigen Bärten, und Alle in flatternden orientalischen Gewändern von den grellsten Farben gekleidet. Sie kamen nicht alle zugleich zum Vorschein, sondern Folgeweise.

Das erste Quartett begann, nachdem es sich vor dem Repräsentanten des „Joß" verneigt hatte, mit den Beinen zu schlenkern und einen plumpen Versuch im madischen Ballet zu machen, wobei es in einer eintönigen Weise einen Gesang von mehreren einsilbigen Wörtern anstimmte. Aber welch ein Gesang! Bei geschlossenen Augen würde das Publikum geglaubt haben, daß es einem Mondscheln-Concert von Katzen beiwohne. Jede Kadenz endigte in einem Tone, dem unter allen möglichen Tönen nichts so ähnlich war als das „Miauen" eines ausgewachsenen Mäusefängers mit einem doppelten Triller. Die Instrumentalmusik war in demselben Styl wie die Vocalmusik, und ihrer würdig. Ein abscheuliches, grelles, monotones Schnarren wie das des schottischen Dudelsacks, in Begleitung einer künstlerischen Handhabung zinnerner Töpfe und Pfannen, so wie des dumpfklingenden Gongs und der rasselnden Kastagnetten bildeten dasjenige, was bei den Chinesen für Harmonie gelten mag, was den ausländischen Barbaren aber sicherlich als der höllischste Spektakel erscheinen muß.

Als die erste Abtheilung der Anbeter ihre vocalen, instrumentalen und pantomimischen Begrüßungen durchgemacht hatten, mußten sie wohl eine günstige Antwort von dem Orakel erhalten haben, indem sie darnach auf der untersten, mit carmoisinrothen Laken belegten Stufe Platz nahmen. Die übrigen Abtheilungen folgten in Allem ihren ersten Vorgängern. Darnach traten sie insgesammt einen Umzug auf der Bühne an, womit der erste Theil der Darstellung beendigt war. Ein Theil der zweiten Darstellung repräsentirte eine große Hochzeitsfeierlichkeit, und das Ganze schloß mit den Kunststücken japanesischer Gaukler und chinesischer Tartaren.

Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alfred Meißner. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig, 1853. XX und 132 Seiten. 8.

Wenn Herr Alfred Meißner sich auch in der Vorrede zu seinem Stücke sehr entschieden gegen den Verdacht, dasselbe dem Goethe'schen Clavigo nachgebildet zu haben, verwahrt, so vermögen wir uns doch nicht von der Ansicht loszusagen, daß, bewußt oder unbewußt, die Hauptcharaktere desselben ihm bei der Entwerfung seines Stückes gegenwärtig waren. Zu gleicher Zeit sehen wir aber in diesem Umstande Nichts, was den Werth des Meißnerschen Werkes in unseren Augen herabsetzen könnte. Auf dem Gebiete des Geistes giebt es kein ausschließliches Eigenthum, und jedes einzelne Individuum, wie jede einzelne Nation, hat das Recht, das von einem Andern Geschaffene durch eine neue Verarbeitung zu seinem Eigenthum zu machen, natürlich unter der Bedingung, bei ähnlichen Umständen es wiederum einem Dritten überlassen zu müssen. Der Werth oder Unwerth der neuen Leistung wird einzig nach dem Grade von Vollkommenheit zu bemessen sein, den dieselbe erreicht hat. So entlehnten die Römer von den Griechen, die Neueren von Beiden, und es wäre ganz thöricht, die Letzteren aus diesem Grunde geringer schätzen zu wollen, wenn nur ihre Nachahmung keine sklavische war. In der That ist Molière nicht geringer, als Plautus oder Terenz, wie diese Letzteren Nichts von ihrem Werthe verlieren würden, wenn man auch die verlorenen gegangenen Comödien der griechischen Dichter Diphilus und Menander, die ihre Vorbilder waren, wieder auffände. Ist Goethe's Iphigenie auf Tauris darum weniger ein Meisterwerk, weil er die Grundidee dieses Stückes aus dem gleichnamigen Stücke des alten Griechen Euripides entnahm? Würde Schiller's Jungfrau von Orleans von ihrem Werthe verlieren, wenn sich nachweisen ließe, wie dies in der That möglich ist, daß die französische dramatische Literatur lange vor ihm Bearbeitungen dieses Stoffes besaß, die einem so tüchtigen Kenner der Dramatik aller Völker gewiß nicht unbekannt geblieben waren? — Solchen also, die ihm die Nachahmung des Goethe'schen Clavigo vorwerfen wollten, würde Herr Meißner mit vollem Rechte die Literaturgeschichten aller Völker entgegenhalten, und dieselben auffordern können, ihm das eigentliche Original irgend eines Geisteswerkes, der Homerischen Epen, oder der Shakspeareschen Dramen, aufzuweisen.

Dagegen mag Herr Meißner aber auch die Thatsache ruhig hinnehmen, daß man in seinem Reginald Armstrong den Clavigo, in seinem Glendower den Carlos Goethe's wiederfindet. Derselbe meint freilich, Seite XV der Vorrede, daß es sich auch für den Kurzsichtigsten herausstellen müsse, daß Reginald und Clavigo, Glendower und Carlos durchweg verschiedene Charaktere seien. „Oder wäre dieser stürmische Gefühlsmensch Reginald, der durch sein unberechnetes Handeln zu Grunde geht, mit dem weichen Clavigo zu verwechseln, der an seiner Unschlüssigkeit und Handlungsunfähigkeit stirbt? Ist der moderne Ehrgeiz gleich dem Werther von 1780? Ein Gleiches sind ich bei Glendower. Wenn man diesen für eine durch den Jago, den Mephisto, oder durch Richard III. hervorgerufene Figur ausgegeben hätte, so hätte die Anklage noch einigen Sinn gehabt, denn allerdings gehört er in dies Geschlecht. Daß aber dieser Glendower, dieses gesellschaftliche Raubthier, das „nichts weiß von Mitleid, Lieb' und Furcht", mit dem nüchternen und kalten Weltmanne Carlos identisch gehalten werden könne, hatte ich nicht erwartet: er hat mit ihm kaum die Aehnlichkeit der äußeren Umrisse gemein, wie zum Beispiel auch ein Scorpion einem Krebs ähnlich sieht." — In dieser ziemlich leidenschaftlichen Apostrophe finden wir mehrere Ungenauigkeiten und Entstellungen. — Wir wollen kein Wort über den Ausdruck „Anklage" verlieren, denn wir haben schon vorher gesagt, daß eine solche Behauptung in unseren Augen nichts weniger als eine Anklage ist, und wir fügen noch hinzu, daß dieselbe unter gewissen

Digitized by Google

Voraussetzungen sogar als Lob gelten kann, denn sie besagt, was man freilich jetzt stellenweise nicht mehr für nöthig zu halten scheint, daß der Autor fleißig bei den Meistern in die Schule gegangen sei. — Hätte derselbe in dieser, von manchen seiner Beurtheiler gewiß harmlos gemachten Behauptung keine Anklage gesehen, so würde er es auch nicht für nöthig gehalten haben, eine Vertheidigung zu schreiben, die denn nach unserer Ansicht nicht gerade sehr glücklich ausgefallen ist. — Der „stürmische Gefühlsmensch" Reginald soll mit dem sentimentalen, unentschlossenen Clavigo Nichts gemein haben, denn Jener geht an seinem allzuraschen Handeln, Dieser an seiner Handlungsunfähigkeit zu Grunde. Herr Meißner möge uns verzeihen, daß wir den stürmischen Gefühlsmenschen in seinem Reginald nicht gerade wiederfinden können. Dieser stürmische Gefühlsmensch macht sich sehr wenig daraus, einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, das ihm nicht die geringste Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hat, und das für ihn ebenso bereit ist, ihrem Künstlerberufe zu entsagen, als, um ihm eine bessere Existenz zu schaffen, demselben mit ihren besten Kräften abzuliegen, — in einer großen Gesellschaft in einer solchen Weise zu begegnen, daß das arme Mädchen freilich genöthigt ist, von ihm abzulassen. Nachdem er auf diese Weise Clarisse d'Harcourt unglücklich gemacht hat, beredet er ein anderes, junges und schwärmerisches Mädchen, Miß Arabella Woodstock, die zu gleicher Zeit die vortreffliche Eigenschaft hat, Besitzerin einer Million zu sein, zur Flucht mit ihm aus dem verwandtschaftlichen Hause, obgleich er kurz vorher die deutlichste Abneigung gegen eine Verbindung mit ihr zu erkennen gegeben hat. Und kaum hat dieses edle, arglose Wesen sich ihm ganz hingegeben, so beginnt er auch alsbald ein Benehmen gegen sie zu beobachten, welches in einer Reihe stets gesteigerter Kränkungen ihrem Herzen so grausame Wunden schlägt, daß es endlich an denselben verblutet. Nachdem er so seine Seele mit dem zerstörten Lebensglück eines Weibes, und mit dem Tode eines anderen belastet hat, erschießt er noch den Freund, der ihm zu der unglückseligen Verbindung gerathen hat, und endlich sich selbst. — Eine eigne Art von Gefühlsmensch! Freilich unterscheidet er sich von dem Goethe'schen Clavigo, aber diese Unterscheidung fällt nur nicht gerade zu seinem Vortheile aus. Clavigo ist uns trotz des niedrigen Verrathes an Marie Beaumarchais erträglich und selbst interessant, denn einmal söhnen uns die Seelenkämpfe, die er vor, wir die, welche er nach seinem Verrathe empfindet, mit ihm aus, besonders da auch gerade die reuige Rückkehr zu dem Leichnam der Maria die Ursache seines Todes wird, den er freudig von der Hand des Bruders der Verrathenen entgegennimmt. Wenn aber Herr Meißner in diesen Kämpfen und in diesem Tode den Werther von 1780 zu erkennen glaubt, mit dem der moderne Ehrgeiz Nichts gemein habe, so irrt er entschieden. Dieselben sind nicht die zufällige Form jener Werthersleiden, sondern vielmehr die allgemeine Form der dramatischen Gestaltung überhaupt, unter der dieser Charakter allein Anspruch auf unsere Theilnahme hatte. Ohne jene Kämpfe und ohne jenen Tod war Clavigo ein Elender, ein Mädchenverführer, der in eine Criminalstatistik, nicht auf die Bühne gehörte. Und doch giebt es noch so viele Nebenentschuldigungen für die That des Clavigo, welche dem Meißner'schen Armstrong fehlen. Das Mädchen, das Jener verläßt, ist ein dem Grabe bereits verfallenes, über dessen bedenklichen Gesundheitszustand Clavigo nur im ersten Rausche der Jugendleidenschaft hatte hinwegsehen können — und er macht wenigstens kein zweites Mädchen unglücklich, wie Armstrong, der geradezu der Mörder der Arabella wird; und endlich der Verrath an der Unglücklichen geschieht im Clavigo wenigstens nicht vor unseren Augen, sondern wird uns nur an seinen Wirkungen kund. — Und Glendower soll nicht an Carlos erinnern (denn von „identisch sein" hat wohl Niemand geredet), und zwar deshalb, weil Glendower das „gesellschaftliche Raubthier" ist, während Carlos den nüchternen und kalten Weltmann darstellt? Aber dieser Glendower steht doch seinem Freunde Reginald in ganz ähnlicher Weise zur Seite, wie Carlos dem Clavigo; sucht ihn auch von einer Verbindung abzubringen, die seinem Steigen in der Welt hinderlich sein kann, bekämpft auch mit Klugheitsgründen die Herzensaufwallungen desselben, und handelt auch in der Ueberzeugung, das Beste seines Freundes zu befördern. Im weiteren Verlaufe der Handlung unterscheidet er sich freilich dadurch von seinem Vorgänger, daß er das Interesse seines Freundes aufgiebt, und sein eigenes hervortreten läßt, was ihm von der Hand des Ersteren den Tod bringt. Und gewiß ist Glendower kein Carlos. Aber nicht darum, weil er das gesellschaftliche Raubthier ist, das „Nichts weiß von Mitleid, Lieb' und Furcht", — die Liebe kennt er, wenigstens die sinnliche, denn als nach jener Scene mit Reginald Clarisse in seinem Cabinette erscheint, um sich über die Treulosigkeit ihres Geliebten noch mehr zu vergewissern, ist er nahe daran, ihr einen Antrag zu machen, und später führt er dies Vorhaben wirklich aus, — nach von Furcht ist er wohl nicht frei, sonst würde er sich gegen das Ende von dem wütheuden Reginald nicht so in die Enge treiben, und schließlich wie einen tollen Hund erschießen lassen. Nicht deshalb also ist unserer Ansicht nach Glendower nicht mit Carlos zu vergleichen, sondern weil er in den Motiven seiner Handlungsweise bedeutend unter demselben steht. Zuvörderst ist schon die Stellung des Goethe'schen Carlos zu seinem Freunde weit klarer, als die Glendower's. Carlos ist ein Mensch, der für seine Person Nichts mehr von der Welt verlangt, er hat für sich mit ihr abgerechnet, aus welchen Gründen kann uns gleichgültig sein. Er lebt nur noch in seinem Freunde, dessen Glück er mit aller Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, wenn freilich auf seine Weise, will. Glendower dagegen ist selbst noch ein Strebender, und hat ganz dieselben Ziele, wie sein Freund Reginald, — Reichthum und Ansehen. Man kann dem unmöglich ein sehr uneigennütziges Streben für das Wohl eines Freundes zutrauen, der noch so viel mit der Durchführung seines eigenen Interesses zu thun hat. Carlos will ferner seinen Freund zu einer That bereden, die vom Standpunkte der Moral durchaus nicht anders als schlecht genannt werden kann; er soll eine Treulosigkeit an einem Mädchen begehen, das ihm die Sorge für seinen guten Ruf anvertraut hat. Allein, wie viele Milderungsgründe giebt es nicht für Carlos' Verfahren. Jenes Mädchen ist durch seinen krankhaften Zustand eigentlich schon von der Welt geschieden, und sollte eher an ein Kloster, als an die Heirath denken; sein Freund Clavigo dagegen befindet sich in der Fülle der Gesundheit, inmitten seiner Ruhmes-Laufbahn, die sich mit dieser Heirath ihm auf ewig verschließen würde. Er ist in der That überzeugt, daß Clavigo Großes im Staate wirken werde, wenn er sich entschließen kann, noch auf einige Zeit den Genüssen des häuslichen Glückes zu entsagen; wer durch die Gaben seines Geistes berufen ist, für Viele zu wirken,

Digitized by Google

soll sich nicht in einem engen Kreise beschränken lassen, und um die Möglichkeit zu haben, vieles Gute zu wirken, kann man wohl ein kleines Unrecht thun, — das sind die Grundsätze des im Kampfe des Lebens erkalteten Weltmannes Carlos, — Grundsätze, die, so verwerflich sie auch vor einer strengeren Moral sein mögen, doch immer noch einigen Anspruch auf Berechtigung haben. Endlich darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß Carlos ein bejahrter Hagestolz und Misogyn ist, und nicht an eine uninteressirte Liebe von Seiten einer Frau glaubt, daher also auch wirklich der Meinung sein kann, daß das an der Marie Beaumarchais begangene Unrecht sich mit einem Stück Geld werde gut machen lassen können. Alles gestaltet sich dagegen ungünstiger für Glendower. Das Mädchen, das geopfert werden soll, ist in der Fülle und Blüthe des Lebens, an eine Repugnanz ist nicht zu denken; und zugleich mit diesem Mädchen soll noch ein anderes unglücklich gemacht werden, mit dessen schwärmerischem Charakter ein wahnberechnetes Spiel getrieben wird. So dienen beim Glendower alle Nebenumstände dazu, das Unbehagen, das wir bei Intriguanten für Rechnung Anderer nothwendig empfinden müssen, noch zu vergrößern, während dieselben für den Goethe'schen Carlos ebenso viele mildernde Umstände bilden. Was aber hauptsächlich den Vergleich zu Gunsten des Carlos ausfallen läßt, ist der weit höhere Zweck, um dessentwillen er seinen Freund zu einer unmoralischen Handlung verleitet.

Der Meißner'sche Reginald soll die arme Clarisse aufgeben, um die reiche Arabella und mit ihr alle Güter des Lebens, Geld und Ansehen, die hervorragende politische Stellung, die er durch seine Talente allein nicht erringen kann, mit einem Male zu gewinnen, oder, wie Glendower das ausdrückt, den ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft zu erstürmen. Carlos dagegen will seinen Freund nur von einer Verpflichtung freigemacht wissen, um ihm alsbald eine andere aufzulegen; — die nämlich, mit aller Kraft seines Geistes, aller Anstrengung seiner Kräfte, durch keine andere Rücksicht beirrt, dem großen Ziele nachzustreben, das ihm als Preis seines ausdauernden Ringens winkt. Ein langer und beschwerlicher Weg ist es, den er ihm nach dem Aufgeben seiner Heirathsgedanken in Aussicht stellt, nicht das träge Lotterbette einer anderen, unmittelbar an das gewünschte Ziel tragenden Heirath; Carlos will einen sich zur Ruhe Legenden zu neuem Kampfe emporrütteln, Glendower einen im Kampfe Unterliegenden alles das ohne Weiteres in den Schooß schütteln, was er sich zu erringen, weder die Ausdauer, noch die Fähigkeit hatte. Denn, wenn uns auch im Reginald Armstrong die Welt des Geldes dargestellt wird, die das der Glücksgüter ermangelnde Talent nicht aufkommen läßt, und dasselbe daher zwingt, wenn es anders in der Welt Etwas auszurichten will, in ihr Lager überzugehen, — so wird doch Niemand glauben, daß diese Welt des Geldes, die im Grunde nichts weiter ist, als die Macht der bestehenden Verhältnisse, nur in dem modernen England existirt, und daß man in Spanien und zu Clavigo's Zeit dem Talente die Thore weit aufgethan habe, so wie es sich nur zu zeigen beliebte. — Und so ist bei den reineren Motiven, dem gemilderten Verfahren und den edleren Zielen des Carlos, das Interesse des Zuschauers auch nothwendig für diesen größer, als für den Glendower.

Bei dem Allen wird es uns aber nicht einfallen, zu sagen, daß der Reginald Armstrong des Herrn Meißner ein schlechtes Stück sei. Wenn der Autor sich den Vergleich mit dem Goethe'schen Clavigo gefallen läßt, und wenn er Nichts dagegen hat, daß seine Hauptpersonen einige Grade unter den Goethe'schen stehen, so wird dagegen Niemand in Abrede stellen wollen, daß sein Stück manche schöne Einzelheiten enthalte. Eine gerechte Kritik wird sogar anerkennen müssen, und gern anerkennen, daß Miß Arabella Woodstock, anfangs das schwärmerische, dem Manne der Intelligenz den Vorzug vor allen nur mit äußeren Gütern prunkenden Bewerbern ertheilende Mädchen, dann das liebende, trotz mancher erfahrenen Härte dem Manne ihrer Wahl noch immer unveränderlich zugethane Weib, eine interessantere Erscheinung ist, als die schwindsüchtige Marie Beaumarchais, und daß manche ihrer Worte tief an's Herz dringen, — ebensowenig, wie sie der Liebenswürdigkeit der Clarisse d'Harcourt ihre Zuneigung wird versagen können, die auch als Lady Dormington ihre Würde aufrecht zu erhalten weiß. Gleichfalls fehlt es dem Stücke, wie schon vorher gesagt, nicht an schönen Einzelheiten, nur daß im Allgemeinen bemerkt werden muß, daß der seit eben jenem Clavigo und den anderen Stücken der Periode für Bühnenwerke häufiger gewordene Gebrauch der Prosa auf dieselben meistbin nicht die vortheilhafte Wirkung gehabt zu haben scheint, welche sich Lessing und Goethe wohl Anfangs davon versprachen. Der Zweck dieser Neuerung konnte vernünftigerweise nur der sein, die dramatische Sprache der Wahrheit des Lebens näher zu bringen, und die gehäuften Metaphern und Reimworte, deren die Poesie nicht entbehren kann, abzuschneiden, unmöglich aber der, die dramatische Sprache alles Schmuckes zu entkleiden, und die auf einem erhöhten Standorte befindlichen, in einer tragischen Verwickelung begeisterten Personen durchweg die kurze, aphoristische, in ohne allen Numerus gebaute Sätze zerklüftete Sprache der alltäglichen Conversation reden zu lassen. Wenn diese Dichter auch theoretisch das Streben nach Natürlichkeit so weit ausgedehnt haben, praktisch sind sie, in den besseren ihrer Werke wenigstens, keineswegs bis zu diesem Extrem fortgegangen; sie haben nie vergessen, daß auch der in Prosa schreibende dramatische Schriftsteller ein Dichter ist, der ein Kunstwerk schaffen will, das als solches nicht blos auf den Verstand, sondern, und vor allen Dingen, auf das Herz und die Phantasie der Zuschauer zu wirken bestimmt ist. Trotz aller Gefahren des Mißbrauches hat die Sprache der Poesie vor der Prosa immer noch den Vortheil, daß sie besser vor der Platthheit und Gewöhnlichkeit schützt, als diese, — der Gewöhnlichkeit, des ewigen Feindes alles Großen und Schönen. Manche Banalität in den Reden Glendower's und anderer Personen wäre diesem Stücke vielleicht erspart worden, wenn es in Versen geschrieben wäre.

Wir nehmen von Herrn Meißner mit dem aufrichtigsten Dank, für seine willkommene Gabe Abschied, — möge er auch uns nicht, ob unserer, mit dem Streben nach Wahrheit unternommenen, Beurtheilung zürnen. MM.

Miscellen.

Es scheint, sagt der Atlas, daß nach dem Tode eines Ritters des Hosenbandordens dessen Insignien als solcher von ihrem Platze in der Windsor-Kapelle abgenommen werden, daß aber die Messingplatte, auf welcher sein Name und seine Titel verzeichnet stehen,

Digitized by Google

an ihrer Stelle belassen bleibt, zum immerwährenden Andenken an die ausgezeichnete Ehre, deren er genossen gehabt. Einige dieser Platten sind höchst merkwürdige Proben von heraldischer Gravirkunst, namentlich die Sigismunds, Kaisers von Deutschland, von 1418; Casimir's IV., Königs von Polen, von 1452; des Herzogs von Buckingham und der Lords Hasting, Lovel, Stanley, zur Zeit Richards III.; des Grafen von Surrey, zur Zeit Heinrichs VIII.; Carls V., Kaisers von Deutschland; Franz I., Königs von Frankreich, und anderer berühmter Männer.

Ein schottisches Blatt, the Scotsman, berichtet: „Als der Professor Simpson, aus Edinburg, vor Kurzem die Manufacturstadt Galashiels besuchte, hörte er zufällig, daß die Arbeiter in der dortigen Wollmühle stets von der Auszehrung und den Scropheln verschont blieben. Da ihm dieser Umstand von den Aerzten in der Nachbarschaft bestätigt ward, so veranlaßte ihn das zu weiteren Nachforschungen zu Dunfermline, Alloa, Tillicoultry, Inverneß und anderen Districten, wo sich Wollmühlen befinden, und alle ergaben ein gleiches Resultat. Die Beschäftigung in den Wollmühlen ist aber nicht allein der Erhaltung der Gesundheit förderlich, sondern auch geeignet, schwache Constitutionen zu stärken, daher Eltern, die leidende Kinder haben, diese gern dort in Arbeit geben, wo sie denn auch bald wieder zu Kräften kommen.

In Anlaß der Expropriation mehrerer älterer Straßen zu Paris, zur Erweiterung der neueren Rivoli-Straße, theilt die Gazette des Tribunaux über der ersteren früheren Geschichte folgende merkwürdige Notizen mit:

„Die Gerberstraße führte im Jahr 1162 den Namen Vanneria. Auf der Steuerrolle von 1313 findet man sie zum erstenmal als Gerberstraße bezeichnet. In einem Wirthshause dieser Straße, unter dem Schilde Franc-Pineau, kamen vor Zeiten des Abends die Maler, die Verkäufer von Kupferstichen und die Kunst- und Bilderhändler zusammen, um dort die Kunstgegenstände zu verkaufen oder unter einander auszutauschen, die sie im Verlauf des Tages in den verschiedenen Stadtvierteln von Paris erhandelt hatten.

„Die Messerschmiedestraße hat früher Guignorellestraße und Komthurenstraße geheißen; ihren späteren Namen hat sie erst unter der Regierung Heinrichs II. erhalten, weil sich der Zeit viele Messerschmiede in ihr angesiedelt hatten.

„Die Straße la Tacherie hat zuerst Judenstadt St. Bon geheißen. Zu Zeiten Philipps des Schönen hatten die Juden daselbst eine Synagoge. Nach ihrer gewaltsamen Ausstoßung durch diesen König, der ein Feind des Pabstes Bonifacius VIII., der Vernichter des Tempelordens war, und dem man den Beinamen „der Falschmünzer" gegeben hatte, wurde der Platz, wo diese Synagoge gestanden, nebst den auf demselben aufgeführten Gebäuden einem Diener am Hofe, dem Herrn Pruvin gegeben.

„Die St. Martinsstraße, die nun auch zum Theil der Expropriation verfällt, stammt aus der Zeit Philipp Augustus her. Die Hallen, welche jener Fürst in dieser Straße hatte aufführen lassen, lockte einen immensen Zulauf von Bewohnern dahin, wodurch sich die Bauten dieser Straße außerordentlich mehrten und sie eine bedeutende Länge bekam. Sie war nach St. Martin, dem ersten Schutzpatron der Franzosen benannt worden, der die Krone in Obhut hatte, und dessen Chorrock den Armeen als Siegesfahne und als das Palladium des Königthums vorausgetragen wurde. Inzwischen war die Abtei von St. Denis, welche auf das Ansehn des heiligen Martin eifersüchtig war, allmählig zu größerer Macht gelangt, und sodann im Stande, sich des bessren Theiles seines Rufes zu bemeistern. Ehe der heilige Martin noch ganz unter die Füße gekommen war, hatte die Oriflamme von St. Denis bereits seinen Chorrock aus den Lagern verdrängt. Der heilige Martin hatte außer seinem Cultus zu Paris auch noch eine Kapelle aus Baumzweigen in der Altstadt, und im Norden von Paris muß unter dem Namen dieses Heiligen ein noch dauerederes Etablissement existirt haben. Gregorius de Tours führt ein merkwürdiges Beispiel über dessen Einfluß an. „Der Herzog Gontran Bozon", so berichtet er, „war vor dem Zorne Chilperichs in das hochverehrte Asyl des heiligen Martin de Tour geflüchtet. Diese Stätte war unverletzlich, und welcher Listen sich Se. Allerchristl. Majestät auch bedienten, gelang es dennoch nicht, Gontran den Armen seines heiligen Beschützers zu entreißen. Nachdem der König vergebens mit der Verwüstung von Tours und seiner Vorstädte durch Feuer und Schwert gedroht hatte, wandte er sich endlich mit einem Briefe, den ein Diaconus von Paris nach Tours fördern und auf das Grab des Heiligen niederlegen mußte, directe an St. Martin selber. Dieser Brief lautete „Erlaubest Du, daß „ich Gontran Bozon seinem Asyl entreißen darf, oder erlaubest „Du es nicht. Antworte mit ja oder nein!" Dieser Epistel war ein weißes Blatt beigelegt worden, dessen sich der Heilige zur Antwort bedienen sollte; es wurde aber, nachdem es drei Tage auf dem Grabe gelegen, unbeschrieben wieder gefunden. Dulaure erwähnt dieses Umstandes in seiner „Geschichte von Paris" mit den Worten: „Er, „der Heilige, hatte es nicht der Mühe werth gehalten, sein Grab „zu verlassen, um dies Schreiben zu lesen."

Wie sehr die Engländer auf Alles achten, was mit ihrem Handel und Fabrikwesen collidirt, beweist neuerdings ein Aufsatz des „Halifax Guardian", der, mit Hinweisung auf eine Notiz aus Berlin, die Fabrikanten zu Leeds und im westlichen England darauf aufmerksam macht, daß die Einfuhr von deutschem und belgischem Tuche, vor Allem die erstere, in den Ver. Staaten sich seit 1840 gehoben, die von englischem Tuche hingegen wesentlich verringert habe.

---

§ Aus Tirol, den 20. Juni 1853. Wir haben andauerndes Regenwetter, so daß bereits die Bergströme zu schwellen beginnen und in verderblicher Weise die Thäler heimsuchen. Man hat keine Vorstellung von der Gewalt des Elementes, wenn die schmutzigen Fluten Steinblöcke nieder wälzen und gegen Dämme und Häuser schleudern, bis diese in den Grundvesten wanken und umstürzen, oder wenn Sand und Kies fruchtbare Felder auf Jahre hinaus überdeckt. Heute Nacht weckte uns das Sturmgeläute der Gemeinde Hötting, welche vom Wasser bedroht wurde; hundert und hundert Hände waren beim Scheine der Fackeln geschäftig, den Wildbach zu zähmen und ins alte Bette zurückzuleiten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 52. Mittwoch, den 29. Juni. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Thränen des Himmels. — Ich ruht' im grünen Moose. Seite 405
In Angelegenheit der deutschen Sprache ..... „ 405
Literatur:
Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben von Dr. Gelzer ..... „ 406
Notizen ..... „ 408
Miscelle ..... „ 408

Die Thränen des Himmels.

Die Jungfrau weint, und ihre Thränen saugt
Des Himmels Odem ein, daß er als Thau
Sie in den Kelch der zarten Rose haucht,
Die schmachtend blickt zum lichtverklärten Blau.

Gar manche Thräne fließt vom Auge nieder,
Wenn mit dem Hunger ringt die letzte Kunst;
Doch diese Thränen weint der Himmel wieder,
Daß Muttertreue neue Nahrung schafft.

Der Thränen viel und dumpfes Wehgeklage
Vernimmt des engen Kerkers düstre Wand;
Wer träumte, daß der Freiheit Morgen tage,
Den weckte schlimm ein schweres Eisenband.

Doch fließt nur Thränen, bis ihr euch verdichtet
Zur Wetterwolke in der schwülen Luft:
Dann wehe, wenn der Blitz das Dunkel lichtet
Und wild zerstört der Freiheit Mordergruft.

Ich ruht' im grünen Moose.

Ruhte einst als Kind im grünen Moose,
Ueber mir das goldne Himmelszelt,
Leis' erröthend wie die keusche Rose,
Die der Zephir sanft umschlungen hält.

Mich durchbebte süßer Wonneschauer,
Wie die trunkne Erde Freudengluth,
Wenn der Lenz nach langer Wintertrauer
Ihr am warmen Mutterbusen ruht.

O, ich war so fromm, so andachtglühend,
Meine ganze Seele ein Gebet,
Die in Thränen, stumm dem Aug' entblühend,
Lilienrein zum Ewigen gefleht.

Damals war ich Kind, — o wär' ich's wieder
Mit dem gläubig frommen Kindessinn,
Meine Freuden, Hoffnungen und Lieder
Gäb' ich gern für jene Thränen hin.

Philipp Kühler.

In Angelegenheit der deutschen Sprache.

Keinem Deutschen, der über seine Sprache nachgedacht hat, wird es entgangen sein, auf welche Schwierigkeit man in derselben stößt, wenn man bemüht ist das Schleppende in der Satzbildung oder Wortfügung (Construction) zu vermeiden, da der Abrundung der Redesätze (Perioden) und der kurzen bestimmten Ausdrucke-

Digitized by Google

weise besonders das schwerfällige Nachziehen des regierenden Zeitwortes hinderlich wird und man dadurch oft genöthigt ist die Kürze und den Wohllaut zu opfern um die Klarheit des Gedankens zu erzielen. — In dieser Hinsicht besitzt das Französische vor dem Deutschen einen wesentlichen Vorzug, weil dasselbe das regierende Zeitwort stets in dem Anfange eines Redesatzes enthält.

Der Deutsche, von Jugend auf an das Zusammenfügen der Wörter und den Bau der Redesätze (die Syntaxis) in seiner Sprache gewöhnt, findet darin, wenn er sich der näheren Prüfung begiebt, nicht mehr etwas Auffälliges und sucht nach Maßgabe der Gewandtheit und Fertigkeit, die er in dem richtigen Gebrauche seiner Sprache erlangt hat, sich zu helfen so gut er es vermag. Ein Anderes ist es mit Dem des Deutschen gänzlich Unkundigen, der diese Sprache erlernt. Wir haben über die Schwierigkeiten, welche in dieser Hinsicht dem Engländer, Franzosen und Italiener sich entgegenstellen, von gebildeten Leuten dieser Nationen, denen wir, in dem Umgange mit ihnen, oft bei der Aussprache und Wortfügung des Deutschen zu Hilfe kamen, viele, und allerdings begründete Klagen vernommen.

Bedeutend vermehrt wird die Schwerfälligkeit bei dem Bilden der Redesätze durch die übliche Trennung der Vorsilben (Partikeln): ab, an, auf, aus, bei, ein, dar, fort, herbei, mit, nach, nieder, zu, hinzu, um, vor, wieder, u. s. w. von solchen Zeitwörtern, die mit jenen Vorsilben beginnen, wenn die gegenwärtige Zeit (das Präsens), die eben erst vergangene Zeit (das Imperfectum), oder endlich die Befehlsform (der Imperativ) ausgedrückt werden sollen; z. B.: zuhören — ich höre zu, ich hörte zu, höre zu. Oft kann die Vorsilbe erst hinter mehreren Wörtern die nach dem bezüglichen Zeitworte folgen, eine Stelle finden. Nehmen wir die Redeform: es wandelte ihm plötzlich eine üble Laune an, so sehen wir zwischen dem Zeitworte und die zu demselben gehörende Vorsilbe fünf Wörter eingeschoben; für den Nichtdeutschen erscheint dadurch der Sinn des Wortes anwandeln, gänzlich zerstört, und ein solcher wird nur mit großer Mühe zu einem Verständnisse dieses Redesatzes gelangen können. Wie viel übersichtlicher würde der letztere sein, wenn die Vorsilbe von dem gedachten Zeitworte nicht abgetrennt würde und der Periode lautete: es anwandelte ihm plötzlich eine üble Laune.

Das Vermeiden einer Absonderung der Vorsilben wird jetzt nur dadurch möglich, daß man sich des mittleren (intransitiven) Zeitwortes (Verbum neutrum) werden bedient und z. B. statt: man brachte mir den Ring, den ich vor zwei Tagen verloren hatte heute wieder, sagt: mir wurde der Ring, den ich u. s. w. wiedergebracht; dann aber kann das Zeitwort nur an dem Schlusse des Redesatzes seine Stelle finden, und dieser wird dadurch schleppend. Unbedingt übersichtlicher, und seinem ganzen Sinne nach faßlicher, würde der Satz sein, wenn er, mit veränderter Stellung des Umstandwortes (Adverbiums) heute, lautete: man wiederbrachte mir heute den Ring, welchen ich vor zwei Tagen verloren hatte.

Fast allein hinsichtlich des Zeitwortes anerkennen, findet man mitunter bei dem Gebrauche der dritten Person der Einzahl sowohl in der gegenwärtigen, als in der eben erst vergangenen Zeit die Vorsilbe ungetrennt beibehalten: er anerkennt, er anerkannte; der Grund dieser Ausnahme ist jedoch lediglich darin zu suchen, daß die unmittelbare Aufeinanderfolge des Personen-Fürwortes er und der Ansatzsilbe er vermieden werden soll.*)

Seltsam, und durch keine Nothwendigkeit bedingt, erscheint auch der Gebrauch, daß bei dem Bilden des Zweck- oder Vorrichtung-Wortes (Gerundium) zwischen die Ansatzsilbe und das Zeitwort, das Nebenwort zu eingeschoben wird; z. B.: um den Vorsatz auszuführen, um das Erforderliche anzuordnen; warum sollte nicht dieses, den Silbenverband des Zeitwortes störende, Einschieben des Nebenwortes zu, vermieden und letzterem seine Stelle vor der Ansatzsilbe angewiesen werden können, so daß es hieße: zuausführen, zuanordnen.

Zu den, dem Nichtdeutschen bei Erlernung unserer Sprache auffallenden Eigenthümlichkeiten (man könnte sagen: Grillen), gehört ferner, daß während in der unbestimmten Sprechweise (Infinitiv) der rückbeziehenden Zeitwörter (Reciproken) das Fürwort (Pronomen) dem Zeitwort vorangestellt wird: z. B. sich freuen, solches in der gegenwärtigen und in der kaum vergangenen Zeit (Präsens und Imperfectum) hinter das Zeitwort zu stehen kommt: ich freue mich, ich freuete mich; weit folgerichtiger lautet das Französischer je me réjouis, je me rejouissais u. s. w.; man könnte im Deutschen wohl eben so gut sagen: ich mich freue, u. s. w.

Warum endlich verbannen wir nicht den Anfangsbuchstaben P aus allen denjenigen Wörtern unserer Sprache in denen unmittelbar auf demselben ein F folgt. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß bei allen solchen Wörtern das P in der Schrift zwecklos da steht, indem der Härte wegen, den dasselbe verursacht, wohl selten Jemand solches in der Rede hören läßt; man spricht: Fahl, Fanner, Falz Feffer, nicht aber: Pfahl, Pfarrer, Pfalz, Pfeffer. — Wir haben die Härte in unserer Sprache vermöge der Zischlaute ohnehin genug, so, daß wohl hinreichender Grund vorhanden ist, danach zu trachten einiger derselben uns zu entledigen. Man denke nur an unsere Imperfecten: erntete, rettete, tödtete, belete, erröthete, erstattete, die im Mißtone mit den barbarischen Wortformen der ungarischen Sprache wetteifern; und an unsere Superlative, z. B.: weiteste, breiteste, größeste, schlechtste, u. s. w.

Berlin. R—n.

Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Zur Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der Gegenwart ꝛc. Herausgegeben von Dr. Gelzer, Prof. in Berlin. März- bis Juniheft, Justus Perthes, 1853.

Die drei ersten Hefte dieser neuen Monatsschrift haben wir bereits in Nr. 24 der lit. u. krit. Blätter gewürdigt, und freuen uns, daß die vier folgenden Hefte consequent ihren Zweck verfolgen: das protestantische Bewußtsein bei den Gebildeten wieder zu beleben, den erstorbenen religiösen und kirchlichen Sinn wieder zu erwecken, dem Buchstabenwesen und Aberglauben, wie dem Indifferentismus und Unglauben, den Angriffen der Feinde, wie der Verbindung der Freunde mit wissenschaftlichem Ernste und Kraft,

*) Der Lateiner sagt: adjugo, adjugavi, u. s. w.; nicht aber: jugo ad, jugavi ad; nicht vento in sondern invenio, u. s. w.

Digitized by Google

mit christlicher Milde und Einsicht entgegen zu treten und dadurch die Gefahren abzuwehren, welche der protest. Kirche in unserer Zeit drohen. Denn täglich steigern sich diese Gefahren, täglich mehren sich die Angriffe Roms und seiner Jesuiten, täglich anmaßender werden ihre Forderungen und täglich lauter ihr Triumphgeschrei. Während sie in Deutschland, und namentlich in den protestantischen Staaten unseres Vaterlandes eine Gleichstellung der Konfessionen beanspruchen, die in ihrem Sinne durchgeführt eine Unterordnung unter dem Katholizismus wäre, wollen sie von einer wirklichen Gleichstellung, welche die vom Pabst verworfene Wiener-Congreß-Acte aufstellte, namentlich in den katholisch-deutschen Ländern nichts wissen; während sie unter dem Vorwande der Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse ihre jesuitischen Herolde sogar in solche Gegenden senden, deren Bevölkerung überwiegend protestantisch ist, Religionshaß unter die Bürger Eines Staates, Religionszwist in die Familien aussäen, das Gewissen der Eheleute und Kinder verschiedener Konfessionen beschweren; legen sie den kirchlichen Bedürfnissen der Protestanten in katholischen Ländern, sowohl in Bezug auf Besitz und Unterhaltung von Kirchen und Schulen wie auf Gottesdienst, bei Kopulationen, Taufen wie bei der Abendmahlsfeier und den Begräbnissen die größten Hindernisse in den Weg; — während Gerechtigkeit und Billigkeit, wie die Staatsgesetze ꝛc. verlangen, daß ein Theil der Kinder dem Vater, der andere der Mutter in der Konfession folgen, eine Ordnung, welche bisher als gültig unter uns angenommen, verlangt jetzt die katholische Geistlichkeit eine eidliche Versicherung des nicht katholischen Theiles, daß alle Kinder katholisch werden; — während die Römlinge über die einfache Entfernung eines katholischen Geistlichen, welchen ein katholisch gewordener Mecklenburgischer Edelmann, den Staatsgesetzen zuwider bei sich aufgenommen hatte, ein wildes Geschrei über Intolerenz erhoben, während sie, wider die Wahrheit, über Druck in Preußen klagen, (wo die Regierung ihren Geistlichen eine weit bessere Stellung gewährt, als sie unter den katholischen Franzosen besaßen) um durch solches Geschrei in protestantischen Ländern immer mehr Raum zu gewinnen, und, wie England beweiset, wenn sie den Finger bekommen, bald die ganze Hand zu nehmen trachten, scheint ihnen die Einkerkerung der protestantischen Madais in Taskann, die Vertreibung von Hunderten protestantisch gewordenen Tyrolern aus dem Zillerthale, (welche die preußische Regierung in Schlesien aufnahm) ganz in der Ordnung; — während katholische Blätter sich die gröbsten Entstellungen protestantischer Grundsätze erlauben, längst widerlegte Beschuldigungen der Reformatoren und der Reformation, (die ihnen eine Revolution ist) immer von Neuem wiederholen, nimmt der Romanismus die Miene äußerster Entrüstung an, wenn protestantischer Seits an die unchristliche Ruchlosigkeit mancher unfehlbaren Statthalter Christi, an die unsittlichen, folglich unchristlichen Lehren mancher Mönchsorden, z. B. der Dominikaner und Jesuiten, an die lieblosen, folglich unchristlichen Verfolgungen aller derer, welche sich dem Glaubenszwang der päbstlichen Hierarchie nicht unterwerfen wollen, oder an die, durch solche unchristliche Intolerenz erregten Religionskriege, an die Inquisition, die Auto da fe's ꝛc. erinnert wird.

Was die Gefahr von Seiten der streng gegliederten, centralisirten und mit despotischer Gewalt regierten und regierenden päbstlichen Kirchen vermehrt, das ist in unserer Kirche (wie in politischer Hinsicht im ganzen deutschen Lande) der gänzliche Mangel einer Centralisation, die zu große Mannigfaltigkeit und Freiheit, welche den einzelnen Gemeinden gegeben ist, die Lauigkeit auf der einen, die falsche Politik auf der andern Seite. Statt den von Außen drohenden Feind stets vor Augen zu haben, und deshalb die innern Zwistigkeiten fallen zu lassen, freut man sich hier über seinen Fortschritt, weil die eine oder die andere Partei davon einen größeren Einfluß für sich hofft, ohne zu bedenken, daß solche Politik im kirchlichen wie im politischen Leben nur bittere, aber zu späte Reue hervorbringen kann. Der Feind rüstet sich mit allen Arten von Waffen, er erhebt ein Kriegsgeschrei und läßt seine Vorhut einrücken; wir aber meinen, das sei so böse nicht gemeint, es habe noch keine Noth, es werde wohl beim Frieden oder Waffenstillstand bleiben. Wenn's irgendwo brennt, so eilt man ohne Umstände Feuer; hier aber fürchtet man sich in übergroßer Sentimentalität und Humanität die Leute aus dem Schlafe aufzuschrecken, und vertuscht die Gefahr und hat selbst für die Angriffe der Gegner tausend Entschuldigungen bei der Hand. Das geschieht nicht allein, wenn römisch-katholische Schriften (wie die Münchener historisch-politischen Blätter) die protestantische Kirche mit unlauteren Waffen angreifen und ihr sogar die Existenz-Berechtigung absprechen, oder unbekümmert um die Gefahr, welche der Selbstständigkeit des Vaterlandes daraus erwächst, unter die Stämme unseres Volkes Haß und Widerwillen anregen, besonders gegen Preußen (weil es als Grundsäule des Protestantismus erscheint) sondern auch in Beziehung auf nichtchristliche Religionsverwandte. Wenn jüdische Schriftsteller, z. B. Salvador, Christum zu einem Staatsverbrecher machen, oder wie Friedmann, die christliche Sittenlehre nicht blos als ein Kind, sondern als eine Mißgeburt der jüdischen hinstellen, ohne zu bedenken, daß doch christliche Supernaturalisten und Rationalisten den Charakter Mosis nicht schmähen; ohne die geistige und sittliche Hoheit der Lehren Christi, welche zwar das Gesetz nicht aufheben, wohl aber erfüllen und vergeistigen sollten, ohne die segensreichen Wirkungen, welche das Christenthum auf die Veredlung der Menschheit und selbst auf den durch das Rabbinenthum veranstalteten Mosaismus (wie der Protestantismus auf den Katholicismus) hervorgebracht hat, — anzuerkennen; — wenn Schriftsteller, wie von Rochau, den Untergang des Arabischen Reiches in Spanien bejammern und die Vertreibung der Mauren unter Ferdinand dem Katholischen als einen Akt der Grausamkeit (den das Christenthum verschuldet haben soll) mit Bitterkeit darstellen, ohne zu erwägen, daß die christlichen Spanier gegen die muhamedanischen Eindringlinge nur ihre Rechte vertheidigten, und ihnen in einem 700jährigen Freiheitskampfe dasselbe Loos bereiteten, was sie sich einst durch innere Spaltungen zugezogen hatten; daß Edelmuth wie Härte von beiden Seiten geübt wurden, daß das, was ein falscher König oder ein unduldsamer Pabst dabei gesündigt haben mag, dem Christenthume doch nicht beigemessen werden darf, welches nirgends, wie die Lehre Muhameds, gebietet, mit den Waffen den Glauben zu verbreiten, sondern zur Veredlung der Menschheit unendlich mehr bewirkt hat, als der stabile Muhamedanismus, welcher über Leichen und Trümmer sich eine Größe erbauete, und unter dessen „Fußtritten kein Gras mehr wächst." — Ist's denn nicht Lauheit, falsche Humanität ꝛc., wenn unsere Kritiker sich scheinen vorgenommen zu haben, mit solchen Anklägern „fein säuberlich, wie mit dem Knaben Absalon umzugehen", als wären sie ihres Standpunktes nicht recht sicher oder von der Rechtmäßigkeit ihrer Sache selbst nicht überzeugt?

Digitized by Google

Gegen alle diese Verkehrtheiten oder Halbheiten treten die Monatsblätter auf, indem sie sowohl über die allgemeinen Interessen der Kirche und des Staats sich aussprechen, als auch die Zustände in einzelnen Ländern schildern. Die „Meditation über die religiöse Signatur der Gegenwart, von H.; die Umrisse zur neueren Geschichte des Protestantismus von Prof. Dr. Hundeshagen: das Katholische und das Gefährliche im Katholizismus; die christlichen Reden an die Gebildeten unserer Zeit: über das allgemeine Priesterthum der Kirche, die Beurtheilung der Zeichen der Zeit über Socialismus und Evangelium; Gefahren und Pflichten des Reichthums; Krieg oder Frieden? Eine politische, sociale und kirchliche Frage an das Jahr 1853; Licht und Schatten des deutschen Protestantismus und der modernen Bildung von Bunsen; ein Stein des Anstoßes unserer modernen Bildung von Dr. Schenkel, so wie die Bedeutung der Theosophie für das Zeitbedürfniß einer christlichen Religionsphilosophie von F. F." enthalten eine Menge von gediegenen Antworten auf die wichtigsten Fragen der Zeit, welche keinem Gebildeten fremd bleiben sollten. Die speciellen Aufsätze „über die kirchlichen Zustände im Waadtlande, mit besonderer Rücksicht auf Alexander Vinet von J. Schmid; über die religiösen Zustände in Frankreich von E. S.; die kirchlichen Zustände in England seit dem Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Dr. C. Schwell; die deutsche innere Mission im westlichen Amerika" liefern wichtige Mittheilungen über diese auch kirchlich interessanten Länder. Die Miscellen und Asterisken haben es besonders mit der Widerlegung feindseliger Artikel der kirchlichen und anderer Zeitblätter, und mit kleineren geschichtlichen Thatsachen zu thun: dahin gehören „Enttäuschung der Münchner historisch-politischen Blätter, Mazzini und die Londoner Bibelgesellschaft; Charakteristik der ultramontanen Presse in England und Deutschland; die Einkerkerungen in Toskana, der englische Ultramontanismus, historische Weissagungen mit Bezug auf Gervinus, Gustav-Adolphs-Verein ꝛc." Der Schluß des Junihefts enthält noch die Amsterdamer Adresse und die protestantische Bewegung in Holland, welche von dem lebendigen und warmen Zusammenhalten der Protestanten aller Schattirungen in einem Lande, wo religiöse und kirchliche Freiheit vorherrscht, ein darum so rührendes Zeugniß ablegt, gerade weil es sich handelt, das Princip jener Freiheit gegen Uebergriffe zu bewahren.

Wahrlich, unsere Kirche ist noch nicht verloren, wo ihr solche Wächter und Vertheidiger zur Abwehr und Nothwehr bleiben; mögen sie Nachahmer finden und ihr Wächterruf die Schlafenden wecken und die Lauen kräftigen!

Dr. J. C. Kge.

Notizen.

§ Aus Tirol, im Juni 1853. Auf dem Gebiete der poetischen Literatur herrscht bei uns ziemliche Regsamkeit; so erschien jüngst ein Bändchen Gedichte von J. Pfeifer, meist niedliche Sachen aus Redwitz' Schule, viel jugendliche Sentimentalität in glatter Form, darunter aber auch einige schöne Gedichte, welche von der Zukunft das Beste hoffen lassen. Den Gegensatz zu Pfeifer bildet Balth. Hunold, von dem ein kleines Heft Gedichte vorliegt. Sie tragen vorherrschend den Charakter der Reflexionspoesie, zeigen aber dabei Ernst und Gedanken in einer meist präzisen und würdigen Form. Nach all dem süßen Gedudel von Mondschein und Muttergottesbildern hört man solche Klänge nicht ungern. Auch Ignaz Zingerle hat seine bisher in Almanachen und Journalen zerstreuten Gedichte zu einem Bändchen gesammelt und jüngst bei Wagner erscheinen lassen. Sie zeichnen sich in mancher Beziehung vortheilhaft durch Gemüth und sinnige Naturanschauung aus, der Verfasser hätte jedoch eine etwas strengere Auswahl treffen können; man soll nicht all die zierlichen Sächeichen, welche man allenfalls der Geliebten auf den Tisch legen kann, sogleich in die Druckerei schicken. Zingerle ist übrigens durch seine Sammlung von Tiroler Volkssagen dem Publikum bereits bekannt, er wird in dieser Richtung mit Fleiß fortarbeiten. Von Schneidawind erscheint bei Witting eine Darstellung der Feldzüge der österreichischen Armee in Italien in den Jahren 1848 und 1849. Da der Verfasser nirgends als Augenzeuge gegenwärtig war, so mußte er das von anderen gelieferte Material sichten und zusammenstellen. Das ist denn auch mit großer Emsigkeit geschehen. In Bezug auf Tirol standen ihm auch einige ungedruckte Quellen zu Gebote.

Das Theater ist seit einem Monate zu Insbruck geschlossen, doch dürfen Sie nicht glauben, daß deswegen außer dem Director jemand traurig ist. Die Insbrucker Bühne that das möglichste, um die dramatische Kunst hervorzu zu würdigen und das Publikum selbst gegen die schlechtesten Leistungen der Bauerntheater nachsichtig zu stimmen. Diese sind den Sommer hindurch an Sonntagen Nachmittags geöffnet, die Schauspieler sind Bauern, welche irgend einen alten Ritterroman von Spieß oder Kramer in Fetzen reißen, je schauerlicher desto besser! So wird nächstens in Mühlau folgendes Drama aufgeführt:

„Richards und Wulfhildens Schicksal
oder:
Wenn gleich der Bosheit Tücke die Unschuld zittern macht,
So lebt doch stets ein Gott und seine Vorsicht wacht.
Großes Ritterschauspiel in 5 Aufzügen.

Ich denke, dieser Titel spricht auch ohne Commentar deutlich genug; ähnliche Productionen finden in drei Dörfern unweit von Insbruck statt; gespielt wird meistens, als hätten die Acteurs sich Shakespeares Rüpel aus dem Sommernachtstraum zum Muster genommen.

Miscelle.

Nach officiellem Ausweis sind in den ersten fünf Monaten, welche der unterseeische Telegraph zwischen Dover und Calais voriges Jahr im Gange gewesen, 4,799 Depeschen durch denselben befördert worden, was 2,217 £ 11 s. 6 d. eingebracht hat. In den fünf ersten Monaten dieses Jahres aber hat sich die Zahl der Depeschen schon auf 13,151, und die der Einnahme auf 6,582 £ 4 s. 10 d. gesteigert.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

April, Mai, Juni.

No. 27. S. 205: Sonette. — Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849. — Der gegenwärtige Präsident und Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika. — Edict eines chinesischen Präfecten gegen Seelenverkäuferei. — Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhängender Darstellung auf geographischer Grundlage. Von Dr. Assmann. — Der Sudetenführer. Von Julius Krebs. — Balthasar Schöpff, der Zeidler. Von Philipp Köber. — Ein Erbvertrag. Roman von Auguste Bernhard. — Neuestes Comptoir-Lexikon der franz. und deutschen Sprache, ꝛc., von Louis Reignier. — Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien von Dr. G. H. v. Schubert. — Miscellen.

„ 28. S. 213: Das heilige Grab zu Jerusalem. — Histoire des Révolutions de l'empire d'Autriche, années 1848 et 1849. (Schluß.) — Schwärmerische Verehrung und maßlose Verachtung. — Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. — Gesammelte Erzählungen von Dr. August Wildenhahn.

„ 29. S. 221: Dante Alighieri. Ein Beitrag zum Verständniß der „Göttlichen Komödie." Von Dr. H. Grieben. — Eine merkwürdige Verhandlung der durch die Königin Pomare eingesetzten otaheitischen gesetzgebenden Versammlung. — Auch ein Beitrag zu dem Semperpivum gegen die Jesuiten. — Der Welttheil Australien. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Dr. L. H. Ungewitter. — System der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Theoretisch-praktische Anleitung zur raschen Erlangung eines vorzüglichen Kunstgedächtnisses, von Hermann Rothe. — Acht und vierzig Werkstätten von Handwerkern und Künstlern oder Schauplatz des bürgerlichen Gewerbfleißes. — Gebet der Ungnade. — Ἰόνιος Ἀνθολογία — Miscellen.

„ 30. S. 229: Heut und sonst. — Ein Beispiel, wie die Direction der englisch-ostindischen Compagnie indische Fürsten behandelt, die der britischen Waffengewalt unterlegen sind. — Dante Alighieri. (Schluß.) — Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. — Die beiden jungen Frauen. — Neueste Schreib- und Leseschule. — Romanzen und Balladen von Adolf Bube. — Eine Todesstunde. Dramatisches Tagesbild aus der jüngsten Passionsgeschichte von Otto Lain. — Miscellen.

No. 31. S. 237: Mein Lied. Von H. Zeise. — Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. — Die Ruinen von Ninive und Babylon, und einige Charakterzüge der Orientalen. — Zwei Facsimile. — A. E. Fröhlich's gesammelte Schriften. — Aphorismen von Dr. S. W.

„ 32. S. 245: Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Forts.) — Reiseskizzen. Von Dr. S. Wallace. (Forts.) — Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen von Siegfried Kappre. — Die Fischerhütte am Brienzer-See. Von K. C. Tenner. — Miscellen.

„ 33. S. 253: Ein Traum! — Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Forts.) — Die Ursachen, welche das rasche Eindringen der Türken in Europa zuwege gebracht haben. — Beiträge zur Kunde China's und Ostasiens, in besonderer Beziehung auf die Missionssache. Herausgegeben von K. L. Birenstzki. — Zeittafeln der vaterländischen Literatur ꝛc., für höhere Schulen und zum Privatgebrauch entworfen von Dr. T. F. Scholl. — Ostsee. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. — Miscellen.

„ 34. S. 261: Das Kränzchen. — Liebeswohl und Weh. — Der Marquis von Brunoy, ein französischer Sonderling. (Schluß.) — Gutgemeinter Rath für Auswanderer nach Australien. — Reiseskizzen. (Fortsetzung.) — Gedichte von Leonhart Wahlmuth. — Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Miscellen.

„ 35. S. 269: Die Geheimlehre der ghibellinischen Partei-Literatur im Mittelalter. — Ein in einen Neuseeländer verwandelter Schotte. — Reiseskizzen. (Fortsetzung.) — Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. H. Fr. W. Hinrichs. — Miscellen.

„ 36. S. 277: Gedichte von J. G. Franke. — Die Insel Borneo. — Verhandlungen der Londoner königlichen asiatischen Gesellschaft. — Reiseskizzen. (Fortsetzung.) — Der König Louis von Holland und der Prediger Rau in Leyden. — Die deutsche Literatur in ihren Meisterwerken mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser von Dr. Fr. Joach. Günther. — In der Natur. — Miscellen.

Digitized by Google

No. 37. S. 285: Entdeckungen in Afrika auf Handelswegen. — Cincinnati. Amerikanische Skizzen. — Die Quelle in der Wüste. Eine Parabel von Dr. S. Wallace. — Biblisches Lesebuch für das Volk. Von Hermann von Bielke. — Lieder des Herzens. Von Bernhard von Hoffmann. — Miscelle.

„ 38. S. 293: Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. — Damascus. — Die indischen Jasein, aus einem botanischen und zoologischen Gesichtspunkte. — Die Abenteuerer auf Hispaniola. Von Pietro Hanoko. — Neue Verzeichnisse naturwissenschaftlicher Bücher des antiquarischen Büchreingers von H. W. Schmidt in Halle. — Volks-Märchen aus Böhmen. Von J. Milenowsky. — Zeitlosen. Ein Sonettenkranz von A. Lonard. — Der Sieg der Wahrheit von Gideon von der Heide. — Nikolaus Bibi. Ein Roman von L. Schubar (Dr. Lubarsch). — Miscellen.

„ 39. S. 301: Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Forts.) — Mägdleins Blick. — Stilles Leid. — Verlorenes Glück. — Das Asylrecht. — Ein Brief aus dem Jahre 1424, über das damalige Universitäts-Leben in Leipzig. — Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweites Heft. — Miscelle.

„ 40. S. 309: Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Forts.) — Das Asylrecht. (Fortsetzung.) — Verhandlungen der königlichen Londoner Literatur-Gesellschaft. — Etwas über den Aequator. — Des Antibarbarus logicus zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage von Cojus. — Miscellen.

„ 41. S. 317: Dänische Balladen und Zauberweisen aus dem Mittelalter, übertragen von Heinrich Zeise. (Schluß.) — Das Asylrecht. (Schluß.) — Etwas über den Aequator. (Fortsetzung.) — Der französische Kassationshof von A. Friedrich. — Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. — Miscelle.

„ 42. S. 325: Trost des Blinden. — Baron de Staffart. — Etwas über den Aequator. (Fortsetzung.) — Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule. Von Albert Haesters. — Alphabetisch-geordnetes Nachschlagebuch zum preußisch-österreichischen Zoll- und Handels-Vertrag vom 19. Februar 1853. — Deutsches Volksbuch. — Miscellen.

„ 43. S. 333: Einsam. — Poesie und Prosa. — Geiehrt. — Die rückenden Tische, die pirouettirenden Frauen, die pivotirenden Hüte. — Etwas über den Aequator. (Schluß.) — Worte am Sarge Ludwig Tieck's gesprochen am 1. Mai 1853 von Dr. A. Sydow. — Das Figuren-Theater. Von Gustav Feitz. — Preußische Husaren-Geschichte von Julius von Wickede. — Miscelle.

No. 44. S. 341: Der Geburtsort des Minnesängers Conrad von Würzburg. — Aus des Landammann's Aegidius Tschudi die Jahre 1001—1470 umfassenden Schweizer-Chronik. — Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen. — Der Patriziersspiegel. Von Jeremias Gottheif jr. — Aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen von Uffo Horn.

„ 45. S. 349: Heitere Weisen von J. G. Fronke. — Die Expedition von Daiberon. — Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. W. Herbst. — Heitere flämische Literatur. — Miscellen.

„ 46. S. 357: Der Jäger. — Die Expedition von Daiberon. (Fortsetzung.) — Die Häupter der heutigen chinesischen Rebellen und die Eintheilungsweise ihrer Truppen. — Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. — Shakspeare's Othello, für weitere Kreise bearbeitet von Dr. E. W. Sievers.

„ 47. S. 365: Der Abend. — Beim Betrachten einer Steinkohle. — Die Expedition von Daiberon. (Schluß.) — Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten geschildert von Anthony Graf Hamilton. — Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos. — Das lateinische Gebetbuch des Kaisers Maximilian I. — Einige der neuesten Erscheinungen der belgischen Literatur. — Aphorismen von Dr. S. W.

„ 48. S. 373: Die Fibel. — Proclamationen der chinesischen Rebellenhäupter. — Ueber den jüdischen Ursprung der christlichen Ethik. — Palmen und Birken. Dichtungen von Jegór von Sivers. — Miscellen.

„ 49. S. 381: Das Glück. — Mit Gott. — Der Willkomm. — Die Dublinter Ausstellung. — Die nordamerikanische Expedition nach dem stillen Meer. — Philipp Jakob Fallmerayer. — Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. — Bibliotheca historico-naturalis physico-chemica et mathematica ꝛc., herausgegeben von Ernst A. Zachold. — Die Druckorte des 15. Jahrhunderts nebst Angabe der Erzeugnisse ihrer erstjährigen typographischen Wirksamkeit. — Miscelle.

„ 50. S. 389: Mein Liebchen. — Das Meisterwerk eines Unbekannten und der Kritiker Mathanasius. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Staade. — Biographie de Thierry Martens d'Alost, premier imprimeur de la Belgique. — Schriften des Herrn J. W. Schmitz in Köln. — Miscellen.

„ 51. S. 397: Der Hagestolz. — Die türkische Frage. — Verhandlungen der Londoner königlichen asiatischen Gesellschaft. — Chinesische Schauspieler zu Newyork. — Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alfred Meißner. — Miscellen.

„ 52. S. 405: Die Thränen des Himmels. — Ich ruht' im grünen Moose. — In Angelegenheit der deutschen Sprache. — Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben von Dr. Gelzer. — Notizen. — Miscelle.

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Neunundzwanzigster Jahrgang. Juli, August, September.

Hamburg, 1853.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli, August, September.

No. 53. S. 409: Die Griechen in der Türkei. — Etwas zur Naturgeschichte der Tagesliteraten. — Die Moriscos in Spanien. Von A. L. von Rochau. — Miscellen.

„ 54. S. 417: Ein Deserteur. — Yucatan und der Indianerkrieg. — Ein Streit zwischen der Feder und dem Schwerdte. — Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhangender Darstellung auf geographischer Grundlage. Ein Leitfaden für mittlere und höhere Lehranstalten von Dr. W. Assmann. — Bulletin du Bibliophile Belge. — Miscellen.

„ 55. S. 425: Gedichte von J. G. Franke. — Der Schiffskanal des Isthmus von Darien. — Die Londoner Schaustellung von Kunsttischlerarbeiten ꝛc. — Lebensgeschichte Hiuen-Thsang's und seine Reisen in Indien in den Jahren 629 bis 645. — Ergänzung der Mittheilung über Bacon De Staffaert's wissenschaftliche Leistungen. — Histoire et Bibliographie analytique de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, par J. P. Namur. — Eine verlorene Seele. Roman von Aline v. Schlichtkrull. — Miscelle.

„ 56. S. 433: Als ich sie gefunden. — Unverstanden. — Ein Besuch der Cycladen. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Stancke. (Zweiter Brief.) — Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance. Zwölf Vorlesungen für Aerzte und Nichtärzte. Von Dr. med. Heinrich Schwarzschild. — Miscellen.

„ 57. S. 441: Des Herzens Schlag. — Das Herabziehende. — Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter. — Die verschiedenen Beleuchtungsarten. — Unterhaltungen im Bade. — Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des Juifs. Par le comte de Mirabeau. — Vier Lebenstage. Novelle von Auguste Linden. — Miscellen.

„ 58. S. 449: Das Leben. — Der Witz. — Das Wiedersehn. — Das Schicksal des Dr. Leichhardt. — Ein türkisches Militairgericht. — Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris. — Geschichte des Osmanischen Reichs von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. — Miscellen.

No. 59. S. 457: Gedichte von Theodor. — Interessante Missionsberichte aus China. — Die Nicolas-Flamel-Straße zu Paris. — Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris. (Fortsetzung.) — Das Kieler Kunstmuseum. Von Professor Gustav Thaulow. — Miscelle.

„ 60. S. 465: Nachrichten von dem neuen afrikan. Reisenden, Hrn. Dr. Vogel. — Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris. (Schluß.) — Der Großwesir Raghib Mohamed Pascha 1757—1763. — Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. — Miscelle.

„ 61. S. 473: Gedichte von Adolph Mörner. — Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter. (Zweiter Artikel.) — Novellen und Schilderungen von Ludwig Staub. — Miscellen.

„ 62. S. 481: Das Räuberwesen und die Justiz in der Vulgarey. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen ꝛc. (Dritter Brief.) — Schillers Geistesgang. Von Dr. Ludwig Eckardt. — Die Handschriftenhändler des Mittelalters. Von A. Kirchhoff. — Miscellen.

„ 63. S. 489: Minnelieder von J. G. Franke. — Summarische Uebersicht der vielfältigen Expeditionen, die bis jetzt zur Aufsuchung der verschollenen Expedition von Sir John Franklin unternommen worden sind. — Der wahre Geburtsort Petre Paul Rubens. — Nordische Bilder von Edward Ofenbrüggen. — Anfangsgründe der Physik von Karl Koppe. — Die katholische Kirche, dargestellt in einem Cyclus lyrischer Gesänge, von Chr. Heem. Wienenbrügge. — Miscellen.

„ 64. S. 497: Ewiger Wandel, von H. Zeise. — Amoral und die chinesischen Seeräuber. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen ꝛc. (Vierter Brief.) — Augsburg und seine frühere Industrie von Theodor Herberger. — Miscellen.

„ 65. S. 505: Arm und reich, von H. Köpert. — O du liebliche Sommerzeit. — Tiefster Schmerz, von H. Zeise. — Amoral ꝛc. (Fortsetzung.) — Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. — Miscellen.

Digitized by Google

No. 66. S. 513: Schwedisches Volkslied. Aus dem Schwedischen von Otto Nordenskjöld. — Amaral ꝛc. (Fortsetzung.) — Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19., bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs, von F. C. Schlosser. — Nicolaus von Wyle zehnte Translation, von Dr. Heinrich Kurz.

„ 67. S. 521: Im hohen Grase lag ich ausgestreckt, von Theodor. — Amaral ꝛc. (Fortsetzung.) — Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampfe der Appenzeller, von Thomas Burnhauser. — Miscellen. — Concert-Anzeigen.

„ 68. S. 529: Wanderlied von Philipp Kühles. — Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille nebst der metrischen Uebertragung einer Scene aus seinem Polyeucte. — Die Azteken. — Amaral ꝛc. (Schluß.) — Schilderungen aus Holland von Walter Tesche. — Miscelle.

„ 69. S. 537: Ein Abenteuer unter den Drusen. — Erinnerungen an Cathélineau. — Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille ꝛc. (Schluß.) — Gedichte von Ignaz V. Zingerle. — Die europäischen Bilderzeitungen. — Miscelle.

„ 70. S. 545: Der Spuk im Walde, von Elegin. — Die ersten Eindrücke der australischen Victoria. — Südafrikanische Skizzen, von Eduard Kretzschmar. — Miscellen.

„ 71. S. 553: Hagar, Erzählung von Philipp Will. — Habana. Lyrisch-epische Dichtung von Adolph Böttger. — Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht, von G. Thanlow. — Freie Gaben für Geist und Gemüth. von J. F. Jencke. — Erinnerungen. Gedichte von Ferd. Schellenberg. — Historischer Tugendspiegel, von Karl Berger. — Miscelle.

„ 72. S. 561: Analyse der verschiedenen Schriften, welche die chinesischen Rebellen im Verlaufe der gegenwärtigen Revolution veröffentlicht haben. — Verhandlungen der Londoner königl. literarischen Gesellschaft. — In Angelegenheit der deutschen Sprache. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen ꝛc. (Fünfter Brief.) — Wanderbilder aus Central-Amerika, von Wilhelm Heine. — Junge Blätter. Gedichte von Köpert. — Miscellen.

No. 73. S. 569: Das Schneegebirge in Ost-Afrika. — Jacob Cœur und Carl VII. — Ein Frühling. Gedichte von Max Malke. — Alt-christliche Baudenkmale Constantinopels vom V—XII Jahrhundert, von W. Salzenberg. — Miscellen.

„ 74. S. 577: Wanderung im Lenz. Lieder von Heinrich Zeise. — A. G. Kästner's Urtheil über Veränderung alter Kirchenlieder. — Ein Zwergvolk. — Der deutsche Redner oder Album classischer Prosa von Dr. Karl Ludwig Kannegießer. — Die Distelbinger. Von W. v. Merckel. — Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel. — Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena ꝛc. — Miscellen.

„ 75. S. 585: Wanderung im Lenz ꝛc. (Schluß.) — Ein Seitenstück zu der jetzigen Revolution in China. — Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte für Jedermann. Von Th. Meyer-Merian. — Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. — Hanne und Luise, oder die Familie der Deportirten. Von Eugen Sue. — Miscellen.

„ 76. S. 593: Neue antiquarische Kunde aus Magna Graecia. — Die Russen in China. — Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen ꝛc. (Sechster und letzter Brief.) — Additamenta ad Georgii Augusti Pritzelii Thesaurum literaturae botanicae collegit et composuit Ernestus Amandus Zuchold. — Die Wunder des Himmels ꝛc. Von J. J. v. Littrow. — Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau. — Miscellen.

„ 77. S. 601: Verwehte Blätter. — Gasele. Von W. Steucker. — König Joseph. — Neapel und Sicilien im Jahre 1850. Von Adolph Helfferich. — Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. Herausgegeben von Otto Müller. — Statistische Uebersicht des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Griechenland im Jahre 1853.

„ 78. S. 609: Lieder an Elise. Von F. G. Franke. — Der Aufstand in China seit seinem Ursprunge bis zu der Einnahme von Nankin. — Die geflügelten Stiere zu Ninive. — Miscellen.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 53. Sonnabend, den 2. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rotandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Griechen in der Türkei ..... Seite 409
Etwas zur Naturgeschichte der Tagesliteraten ..... „ 413
Literatur:
Die Moriscos in Spanien. Von A. L. von Rochau ..... „ 415
Miscellen ..... „ 416

Die Griechen in der Türkei.

Von A. Ubicini*)

(Aus dem Journal des Débats.)

Die Bevölkerung in den unmittelbaren Staaten des Großherrn theilet sich, wie allbekannt, in zwei Classen: die muselmännischen Unterthanen, ungefähr 17 Millionen an der Zahl, und die nicht muselmännischen Unterthanen, welche, in Masse angeschlagen, nicht 10 Millionen übersteigen.

Diese Letzteren sind es, die man vor Zeiten Rajahs, d. h. Heerde, genannt hat, welche Benennung aber seit 1839 abgeschafft und durch die allgemeine von Unterthanen (Teboh) ersetzt worden ist. Sie sind in vier Gruppen oder Nationen geschieden, die im officiellen Styl Miletti erhen, die vier Gemeinden genannt werden, als: die griechische Gemeinde, die armenische Gemeinde, die armenisch-vereinte Gemeinde, und die israelitische Gemeinde.

Jede Gemeinde wird unter der Oberaufsicht der Pforte durch einen Patriarchen regiert, der zugleich das bürgerliche und religiöse Oberhaupt der Nation und deren officieller Repräsentant bei der Regierung ist. Der Patriarch wird von seinen Glaubensgenossen ernannt und durch die Pforte, die ihm ein Berat oder Investitur-Patent ausstellt, bestätigt. Die Juden der Türkei haben einen Oberrabbiner an ihrer Spitze, dessen Tribute und Vorrechte dieselben sind, deren die griechischen und armenischen Patriarchen genießen.

Die armenische Gemeinde (Roum milieti), aus allen ottomanischen Unterthanen des orthodoxen Ritus bestehend, und ungefähr 6,400,000 Köpfe stark, ist in zwei verschiedene Racen oder Nationalitäten geschieden: der griechischen, oder, um mich der Bezeichnung zu bedienen, die sie sich selber geben, der romaikischen, und der slavischen, aus den Serben, Bulgaren und Bosnioken ꝛc. gebildet. Da haben wir nun sofort eine Verschiedenheit, die man nicht aus dem Gesichte verlieren darf, wenn man einen Irrthum vermeiden will, der im Orient häufig vorkömmt, wo die Religion und die Nationalität ohne Unterlaß mit einander verwechselt werden, und die Religion gewissermaßen die Stelle der Nationalität vertritt. Der Name Grieche wird nicht ausschließlich auf die Bevölkerung angewandt, die hellenischen Ursprungs ist, sondern auch, um ohne Unterschied alle diejenigen christlichen Unterthanen der Pforte, gleichviel von welcher Race, zu bezeichnen, welche die religiöse und bürgerliche Gerichtsbarkeit des Patriarchen zu Constantinopel anerkennen.

Die griechische Race ist über das ganze Reich verbreitet, jedoch in ungleicher Weise. Sie beträgt in der europäischen Türkei ungefähr $\frac{1}{11}$ der gesammten Bevölkerung, in Kleinasien und Syrien kaum $\frac{1}{25}$, auf den Inseln des ottomanischen Archipelagus: Metelin, Chio, Rhodes, Candia aber sicher $\frac{3}{4}$.

*) Der Verfasser dieses unter den jetzigen Umständen doppelt interessanten Aufsatzes hat eine lange Zeit in der Levante gelebt, auch bereits ein merkwürdiges Werk über die Türkei, ihre Ressourcen und innere Verwaltung herausgegeben.

Digitized by Google

Unter den Völkern der slavischen Race, die unmittelbare Unterthanen der Pforte sind, unterscheidet man zuvörderst die Bulgaren, deren Zahl auf 3 Millionen, über der ganzen Fläche der europäischen Türkei zerstreut, angeschlagen wird. Dann kommen die Serben der Bulgarei, Bosniens und der Herzegovina, die man auf ungefähr 900,000 schätzt; die Zinzares, eine Race von Mestizen, aus der anhaltenden Vermischung von Slaven und Griechen hervorgegangen und ungefähr 400,000 Köpfe stark, endlich die kriegerischen und halb unabhängigen Stämme, die in der Nähe von Montenegro leben, 300,000 an der Zahl, zusammen 4,600,000 Slaven, die, den 2 Millionen Griechen hinzugefügt, eine Gesammtmasse von 6,600,000 Seelen bilden. Wenn man von dieser Zahl ungefähr 600,000 als griechische, bosniakische, serbische ꝛc. Griechen abzieht, so wird der Ueberrest von 6 Millionen ziemlich genau den wirklichen Bestand der griechischen Gemeinde ergeben.

Die Armenier sind mit den Griechen zugleich unter die ottomanische Herrschaft gekommen und denselben Bedingungen unterworfen worden. Joachim, der Erzbischof von Brussa, wurde durch den Eroberer nach Constantinopel berufen, und dieser verlieh ihm die bürgerliche Investitur unter denselben Ceremonien, die bei dem griechischen Patriarchen Gennadius statt gefunden hatten. Seit jener Zeit bis zum Jahr 1829, bildeten die Armenier eine einzige Gemeinde (Armeni milleti), die Handel und Geschäfte betrieb und mit sich selber so wie mit den Türken in Frieden lebte. Als aber, im Jahr 1828, eine leidenschaftliche Verfolgung gegen die katholischen Armenier, die seit dem siebenzehnten Jahrhundert eine sehr kleine Minorität in der Nation bildeten, angezettelt worden war, suchten sie bei der Pforte um Trennung nach, die ihnen dieselbe auch im folgenden Jahre bewilligte und den Patriarchen der vereinten Armenier unter denselben Bedingungen anerkannte, wie die des schismatischen Patriarchen sind. Die Ersteren blieben deßungeachtet immer nur wenig zahlreich, und sie belaufen sich selbst gegenwärtig kaum auf 75,000 Seelen unter einer Gesammtzahl von fast 2,400,000.

Die Armenier leben hauptsächlich in der asiatischen Türkei, nach der Seite von Persien und Rußland hin, Länder, in welchen sie eine Menge Glaubensgenossen haben. Die vereinten Armenier sind außer dem Primatialsitze zu Constantinopel in acht Diöcesen vertheilt: Brussa, Angora, Trebizunt, Erzerum, Artin, Aleppo, Merdin und Ameste-Tokat. Die letzteren drei stehen unter der geistlichen Gerichtsbarkeit des Patriarchen von Cilicien, der seit 1741 zu Bozummar, auf dem Berge Libanon lebt.

Die Juden der Türkei (Jehoudi milleti), ungefähr 150,000 an der Zahl, stammen meistens aus Portugal und Spanien her, von wo sie, in Folge der Verfolgungen durch Ferdinand den Katholischen, im Jahr 1492 auswanderten. Man findet sie mehr oder minder in allen Handelsstädten der Levante, insbesondre aber zu Constantinopel, Salonich und Smyrna.

Diese Präliminarien waren unerläßlich, um uns vor einer Verwirrung und vor Irrthümern zu bewahren, die nur zu häufig vorkommen, wenn von der christlichen Bevölkerung der Türkei die Rede ist. Wir wollen es nun versuchen, dieser Bevölkerung ins Herz zu dringen und ihre politischen Gesinnungen oder vielmehr Instincte bar zu legen, indem wir mit den orthodoxen Griechen, oder richtiger gesprochen den griechischen Orthodoxen den Anfang machen.

Da wir eben Unterscheidungen machen, haben wir uns zuvörderst davor zu hüthen, die Griechen zu Constantinopel und in der Türkei mit den Hellenen zu verwechseln. Ich gestehe, daß man sich auf den ersten Blick darin irren kann; die unterscheidenden Racenzüge sind dieselben geblieben: Prahlerei, Beweglichkeit des Characters, Hinterlist in Verbindung mit Leichtgläubigkeit, eine immer rege Neugier. In dieser Beziehung sind die Griechen geblieben, was sie vor 2000 Jahren gewesen. Man lese nur den Anastasius von Th. Hope, eine Art von Roman in der Weise des Gil Blas, der aber eine getreue Schilderung des Zustandes der Türkei und Griechenlands zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts giebt: es sind dieselben Menschen wie vordem. Dies Ausdauern der Gegenstände gehört mit zu den Dingen, die mir in Griechenland am meisten aufgefallen sind. Zu Athen wurde es mir trotz der Nachweisungen meines Führers schwer, um mich her den Kreis der Agora zu unterscheiden; dahingegen hätte ich mich beim Anblick dieses Drängens zu den Pforten des legislativen Palastes, bei den Expectorationen der Straßenredner, den Erzählungen der Neuigkeitsfabrikanten, dem Geschrei, dem Witzereißen, dem Applaus, den Acclamationen, die gleichzeitig aus allen Gruppen erschallen, versucht finden können, mich in die Zeiten Demosthenes und Philipps versetzt zu sehen. Eben so brauchte ich auf den Höhen der Acropole mich nur ein wenig in der Ferne umzuschauen, um wieder die Berge im wechselnden Farbenspiel, die Fluthen, die Vorgebirge vor Augen zu haben, die von den Dichtern so genau beschrieben worden sind, daß es mir oft wiederfahren ist, durch ihren bloßen Anblick den Sinn gewisser Epitheton zu erkennen, die ich für nicht am Platze oder forcirt gehalten hatte. Homer hatte mir Griechenland gemalt, und Griechenland hat mir seinerseits wieder den Homer übersetzt.

Man muß in dieser Parallele jedoch nicht zu weit gehen. Wenn der Ur-Typus auch selbst bei den in Verfall gekommenen Racen sich nie ganz verwischt, wird er durch den Einfluß der Zeit und der Umstände doch mehr oder minder verändert. Deßhalb dürfen die Romaiken oder Neugriechen sich den Hellenen eben so wenig an die Seite stellen, als man diese mit den ehemaligen Griechen verwechseln darf. Der Muth, die Freiheitsliebe, welche die Letzteren noch entflammen, sind bei den Ersteren erloschen. Man braucht sich nur des Unabhängigkeitskrieges zu erinnern. Die Hetairie hatte von vornherein auf eine allgemeine Erhebung sämmtlicher griechischer Provinzen gerechnet. Aber was geschah? Nur Attika und die benachbarten Inseln entsprachen dem Signal, das von Morea ausgegangen war. Thrazien, Constantinopel, die blühenden Städte des asiatischen Littorales und der Inseln des ottomanischen Archipelagus rührten sich nicht und legten es auf Lauern. Was war es, das diese Apathie erzeugte? Die Nachbarschaft der Türken und der unmittelbare Verkehr mit ihnen. Zu Smyrna, auf Chio und Candia war die griechische Bevölkerung der muselmännischen um das Zwiefache überlegen; diese Bevölkerung war aber nur den Namen nach griechisch: kein Funke von Patriotismus beseelte sie mehr, und wenn nicht von Haus aus die durch den Religionsunterschied tief geschnittene Demarcationslinie sie an eine Verschmelzung mit ihren Gebietern gehindert hätte, so würde sie längst nicht mehr als Race existirt haben.

Digitized by Google

Durch Handel und Geschäfte bereichert, mehr ihren Genüssen fröhnend, als sich ihrer Knechtschaft schämend, und nur nach dem Ruhme trachtend, ihre Gebieter zu hintergehen, die sich ihrer bedienten, während sie sie verachteten, erinnerte sie auch weniger an die Heroen des alten Sparta und des ehemaligen Athens, als die entarteten Griechen des kaiserlichen Rom's.

Diese sind auch in der That ihre eigentlichen Vorfahren gewesen. Als es in Rom bekannt geworden war, daß Constantin den Sitz des Reiches an die Ufer des Bosporus, in eine halbgriechische Stadt verlegt hatte, da wurde die neue Hauptstadt plötzlich von dem Schwarm von Abenteurern und Schmarotzern überschwemmt, von welchen Juvenal dreihundert Jahr zuvor ein Bild entworfen hat, als:

„Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus; omnia novit.
Graeculus esuriens in coelum, jusseris, ibit,“ d. h.

Charlatane, Taschenspieler, Empiriker, Grammatiker, Rhetoren, Leute jeden Gewerbes, jeden Schlages. Das, was Männliches, Feuriges im Schooße der griechischen Race übrig blieb, die rauhen Arbeiter, so wie auch die Literaten, die eigentlichen Philosophen, fahren fort die Erde und die Sprache des antiken Vaterlandes zu nähren. Welche Söhne ließen sich von solchen Vätern erwarten! Auch entarteten die Griechen des morgenländischen Reiches mehr und mehr, bis der letzte Constantin, der an dem unglückseligen Tage, der seinen Thron stürzen sah, in dem Handgemenge verschwand und den letzten Funken des Muthes und der Nationalehre mit sich nahm.

Es schien, daß nun der letzte Streich gefallen sei und die Race selber zu verschwinden auf dem Punkt stehe. Dem ist jedoch nicht also gewesen, und die griechische Race hat sich nicht allein bis jetzt erhalten, sondern sie hat sich selbst in einem Grade entwickelt, der mit dem Bestande des ottomanischen Reiches unverträglich zu sein scheint. Wie und durch welches Zusammentreffen von Umständen sich das gemacht hat, das braucht hier nicht erörtert zu werden, obgleich eine solche Untersuchung uns sofort zu dem Schluß führen würde, daß die ottomanische Herrschaft nicht so drückend gewesen ist, wie man sie gern auszugeben pflegt. Wenn die Türken zu der Zeit, wo ihnen das halbe Europa unterworfen war und sie sich die Einmischung keiner fremden Macht in dem was ihre innere Administration anging gefallen zu lassen brauchten, ihre Rajahs so behandelt hätten wie die Spartaner die Iloten und die Mammelucken die Fellahs, würde man heutzutage nicht so viel Geschrei gegen sie erheben.

Wir wollen nun untersuchen, bis zu welchem Punkt dies Geschrei gegründet ist. Wenn wir den Blick auf das türkische Griechenland werfen, so sehen wir es in zwei Parteien geschieden: die Partei, welche der Türkei und der Erhaltung des jetzigen Zustandes zugethan ist, und die Parthei der Veränderung, welche die Befreiung der Nation will oder vielmehr träumt, jedoch ohne sich über die Zeit und den endlichen Zweck der Bewegung einig zu sein.

Die erste Partei ist die mindest zahlreiche, und sie recrutirt sich im Allgemeinen unter den Resten des alten Adels des Fanar, der hohen Geistlichkeit und den weltlichen Großen, so wie endlich unter den Kaufleuten, welche Unterthanen der Pforte geblieben sind. Es ist ein Irrthum, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, den Glauben hegt, daß die hohe Geistlichkeit im ottomanischen Reiche innerlich russisch gesinnt sei. Die Geistlichkeit, so in der Türkei wie anderer Orten, hält es nur mit sich selber. Ihr ist's gleich, welche Macht am Ruder sitzt, wenn sie nur im Besitze ihrer religiösen und bürgerlichen Supremate verbleibt. Unter der ottomanischen Herrschaft ist der Patriarch von Constantinopel nicht bloß der Hirte von 12 Millionen Seelen, er ist auch das Oberhaupt von 6 Millionen Unterthanen, über welche er die ausgedehnteste Gewalt ausübt, indem er Steuern erhebt, Gerechtigkeit handhabt, verurtheilt oder freispricht, auch löset oder bindet, indem er nach seinem Gefallen die Pforten des Himmels und des Gefängnisses verschließen kann. Eben so participirt jedwedes Erzbischof in seiner Eparchie, wenn auch in geringerem Maaße, doch mit gleicher Berechtigung an der zwiefachen geistlichen und weltlichen Macht des Patriarchen. Nun nehme man an, daß der Czar in Constantinopel sei, und der ökumenische Patriarch, das Haupt der großen Kirche, der Repräsentant des Sultans einem Fünftheil seiner Unterthanen gegenüber, ist nichts mehr als ein russischer Erzbischof, unter einem Titel, der vielleicht stolzer klingt, als der seiner übrigen Collegen, aber doch gleich ihnen von der heiligen Synode zu Petersburg *) abhängig und seine Befehle durch einen Husarenobristen, einen Adjudanten des Kaisers empfangend. Darüber kann man sich keine Illusionen machen. Es ist im Fanar nur zu wohl bekannt, wie der Czar Peter, nachdem er zuerst die Bande zerrissen, welche die moscovitische Kirche mit der Mutterkirche zu Constantinopel verband, sich selber zum alleinigen Oberhaupt der Orthodoxie erklärte, u. s. w. Deßhalb neigt sich Alles, was in der Kirche zu Constantinopel und in den Provinzen ein hohes Amt bekleidet, so auch der höhere Bürgerstand, der sich mit dem Handel befaßt oder in den Büreaus der Pforte beschäftigt ist, ganz offen der Türkei zu, mit deren Interesse das seinige enge verbunden ist.

Im Grunde hassen die Einen wie die Anderen die Türken, von denen sie verachtet werden. Von Leuten dieses Schlages hat die Pforte nicht viel zu erwarten, weder im Guten noch im Bösen. Es sind für sie keine Bundesgenossen, auf die sie zählen kann, aber auch eben so wenig Feinde, die sie zu fürchten braucht. Es ist genug, wenn man ein Auge auf sie hat. Sie können gelegentlich Verrath üben, aber conspiriren thun sie nicht. Wenn der Reform eine solide Basis gegeben würde, so wäre es möglich, daß Leute, durch einen ehrenwerthern Sporn dazu getrieben, mit Einsicht der Gefahr der Aufreizungen und der Uebereilung, sich für eine gewisse Zeit unumwunden der Türkei anschlössen und durch ihr Beispiel dazu beitrügen, ihre Landsleute auch anderen Sinnes zu machen. Das würde aber, glaube ich, auch Alles sein, was man vernünftiger Weise erwarten kann. Mehr verlangen, die Griechen dahin bringen wollen, mit den Türken zu sympathisiren, würde eine Thorheit sein. Der Groll ist beiderseits zu alt, das Vorurtheil gegen einander zu tief eingewurzelt. Eine Aussöhnung mag statt finden, aber an eine Verschmelzung glaube ich nicht.

Die der Türkei feindliche Partei ist sich über einen einzigen Punkt eins: die Austreibung der Türken aus Europa. Mit der

*) Die Synode zu Petersburg, welche die Bischöfe ein- und absetzt und die sämmtlichen Kirchenangelegenheiten ordnet, steht unter dem directen Befehl des Kaisers, der sich durch seinen Adjudanten, den Obrist Protasof, in der Eigenschaft als Präsident repräsentiren läßt.

Digitized by Google

Verjagung der Türken hört aber jedes weitere Verständniß auf. Die Einen träumen die Wiederherstellung eines unabhängigen neugriechischen Staates; die Anderen wären es schon zufrieden, wenn der kaiserliche Thron von Byzanz zum Besten des Czars oder eines Mitgliedes seiner Familie wieder aufgerichtet würde; wieder andere würden sich mit dem bloßen Anschluß an Griechenland begnügen: dies ist die hellenische Partei.

Der Hellenismus befindet sich gleich dem Germanismus in Deutschland noch in der Theorie. Durch die athenienssischen Professoren in Griechenland importirt, geht er kaum über das friedliche Gebiet der Wissenschaft oder des Kreises der Familienunterhaltung hinaus. Die Gelehrten in ihren Schriften, die Professoren in ihren Vorträgen, die jungen Leute, die eben die Schule verlassen haben, bemächtigten sich seiner wie eines Textes, der Glanz verbreitet und Effect macht. Aber von da ab bis zum Handeln besteht noch eine weite Kluft. Ich habe mich mit manchen Griechen in der Türkei unterhalten; ich habe darunter nur sehr wenige gefunden, die ernstlich an einen Anschluß an Griechenland dachten, und noch weniger, die bereit gewesen wären eine zur Erreichung dieses Resultats beabsichtigte Bewegung zu unterstützen. Ich muß hinzusetzen, daß diese kleine Anzahl dem aufgeklärtesten und liberalsten Theil der Nation angehörte: es waren Literatoren, Advocaten, Aerzte, ꝛc. Außerhalb dieses ziemlich engen Kreises zählt der Hellenismus aber, wenn er auch im Stillen der Nationaleitelkeit schmeichelt, nur wenig Anhänger, weil die Idee der Race, die ihm zum Grunde liegt, an und für sich den Massen nicht eben zugänglich ist. Man versuche es einmal dem bulgarischen oder macedonischen Bauern begreiflich zu machen, daß überall, wo die griechische Sprache gesprochen wird, auch das griechische Vaterland sein müsse, und er wird kaum die Worte verstehen, in welchen man zu ihm spricht. Aber auch angenommen, daß ein solches Motiv mächtig genug wäre, um die Masse auf die Beine zu bringen und fortzureißen, was wollen denn die 2 Millionen Menschen groß bedeuten, aus welchen die griechische Race in der Türkei besteht? denn die Bulgaren und die anderen slavischen Bevölkerungen zu ihnen herüber zu ziehen, daran ist nicht zu denken: die Antipathie zwischen den beiden Racen ist so groß, daß jede lieber allein für sich umkommen würde, als gemeinsam gerettet zu werden.

Ich glaube deßhalb nicht, daß der Hellenismus die Herrschaft der Osmanlis in Europa ernstlich bedroht. Die Unruhen, welche vor einiger Zeit auf der Schule von Kurutschesme ausgebrochen sind und in deren Folge alle hellenischen Professoren entlassen wurden, sind im Grunde nichts weiter gewesen als eine Meuterei von Schülern, die mit ihrem Director unzufrieden waren. Ist's überdem nicht ein in der Politik wie in der Physik anerkanntes Gesetz, daß die Anziehungskraft sich stets nach dem Volumen richtet? Griechenland bietet aber zu wenig Consistenz dar, sein Zustand ist zu unzuverlässig, seine Rolle im Orient zu beschränkt, seine Zukunft zu unsicher, als daß es darauf rechnen könnte, die zerstreuten Glieder der griechischen Familie zu sich heranzuziehen.

Die Idee, oder was man die russische Partei nennt, ist ungleich gefährlicher für die Türkei. Ihren Stützpunkt auf dem nehmend, was es heutzutage Feurigstes im Inneren der Bevölkerungen giebt: den, mehr auf den Instinkt, als auf das Raisonnement der Massen gegründeten, religiösen Fanatismus, der fast die gesammte niedrige Geistlichkeit zum Bundesgenossen hat, dessen Einwirkung auf die Bevölkerung um so kräftiger ist, als sie mehr mit ihnen in Berührung kömmt, vergrößert sie sich mit jedem Tage aus all den Mitteln, die einer geschickten und unermüdlichen Propaganda zu Gebote stehen. Während der Hellenismus auf den Kreis der Schulen beschränkt ist, oder ein Text der Unterhaltung bleibt, dringt die russische Idee immer weiter vor, bald versteckten, bald offenbar; sie infiltrirt sich tief ins flache Land hinein, setzt sich in den Städten fest, überschreitet die Schwelle der Klöster, verbreitet überall zugleich mit Gold und reichen Opfergaben, ihre Formularen, ihre Katechismen, das Bildniß des orthodoxen Kaisers Pelemele mit den Bildnissen der Panagia und der Heiligen der Legende. Die Religion, die Habgier, die sorgfältig unter dem Volke erhaltenen alten Prophezeihungen, das auf die Einbildung der Griechen so mächtig einwirkende Wunderbare, alle vereinten Triebfedern conspiriren zu ihren Gunsten, selbst die Weite, weil sie die Gegenstände vergrößert und verschönert. Eine Art verhängnißvollen und unwiderstehlichen Impulses treibt die Griechen also, als ob sie sich dessen nicht bewußt wären, Rußland in die Arme. Alle Augen, alle Geister, sind ihm wie dem Punkte zugewandt, von wannen der Heiland kommen muß. Nur allein die hohe Geistlichkeit widersteht der allgemeinen Hinneigung, ihr Widerstand ist aber nur passiv und persönlich. Doch handelt es sich bei ihr nicht bloß um den Verlust ihrer geistigen Macht, sondern um die begründete oder affectirte Supremotie der constantinopolitanischen Kirche über alle die anderen orthodoxen Kirchen.

Man darf inzwischen die Bedeutung dieser Bewegung doch auch nicht zu hoch anschlagen. Die Griechen haben ihre Augen wohl auf Rußland gerichtet, sie werden ihm aber nicht einen Schritt entgegen gehn. Man gebe nicht zu viel auf ihre Reden, denn im Sprechen sind sie rasch, im Handeln aber träge. Wenn man hört, wie sie bei jeder Gelegenheit die Großthaten ihrer Vorfahren im Munde führen und sich im Schimpfen und Lamentiren über die Tyrannei der Türken ergehen, so sollte man meinen, daß jeden Augenblick eine Explosion zu erwarten sei. Ihre Unterhaltung wird stets im Ton der Ode oder der Elegie geführt; wer wäre aber wohl im Stande, im Munde eines Griechen die Wahrheit von der Dichtung zu unterscheiden? Er selbst verfängt sich allererst darin. Vor einigen Jahren machten Fremde auch einen Ausflug nach der Insel Metelin, und als sie kurz von einem Spaziergange nach dem köstlichen Thale zurückkehrten, das sich, ganz mit Gärten, Klöstern und Villas angefüllt, im Süden der Stadt ausdehnt, stießen sie auf eine griechische Familie, die, unter einer Platane sitzend, der frischen Luft genoß; sie setzten sich zu ihr und knüpften eine Unterredung mit ihr an. Das Haupt der Familie, Antoninedis genannt, theilte ihnen mit, daß von den anwesenden drei Frauen die eine seine Gattin und die anderen beiden seine Töchter seien, daß er einen Sohn zu Smyrna habe, der Makler sei, und daß er selber einen Laden in der Stadt halte, und daß er, da sein Handel Gott sei Dank gut eingeschlagen wäre, sich aus seinem Erspartem ein Landhaus habe kaufen können, auf welchem er die schöne Jahreszeit verlebe. Die Fremden gratulirten ihm dazu; als dann aber einer von ihnen sein Entzücken über die Schönheit der Gegend äußerte, da brach er sofort in Tirraden über die Tyrannei der Türken aus. „Es sind

Digitized by Google

Barbaren," schrie er, „die überall Jammer und Noth bereiten! Und das Land ist so reich, von der Natur so freigebig bedacht! Jetzt ist's noch nichts," fuhr er fort, „aber nach sechs Wochen, da sollten sie einmal sehen, wie diese Felder von meinen Landsleuten wimmeln, alle beschäftigt, Früchte jeder Art einzusammeln!" Ohne dessen Ende zu werden, von dem Hirtengedicht zur Idylle übergehend, malte er dann die Scene in allen ihren Einzelnheiten mit vielem Feuer aus: die Gesänge der Schnitter, die goldenen Aehren, die unter der Sichel fielen, das Jubeln der Kinder, das Schäkern der jungen Mädchen, der Rundtanz womit das beendigte Tagewerk beschlossen wurde — es war ein Bild des goldenen Zeitalters. Als er sich ausgesprochen hatte, stand er auf und lud die illustren Fremden ein, sich in seinem, nur ein paar hundert Schritte entfernten, Hause auszuruhen. Sie kamen nun durch ein großes Getreidefeld, das ihnen der Kaufmann als sein Eigenthum bezeichnete, durch mehrere Obstgärten, mit Myrtenhecken eingefaßt und voll der schönsten Bäume, zu einem Orangenbosquett, in welchem halbverborgen die Wohnung lag, dem Brauche nach ein hölzernes Gebäude, jedoch geräumig und bequem. Da wurde sodann Glico, die Pfeife und Caffe präsentirt, und es währete nicht lange, so kam der Kaufmann wieder auf sein Lieblingsthema zu sprechen und ergoß sich neuerdings in Jeremiaden über die Tyrannei der Türken, ohne die Verwunderung seiner Gäste zu gewahren, die sich keinen Begriff von einem unterdrückten Griechen dieses Schlages machen konnten.

Dergleichen Contraste stoßen dem Reisenden mit jedem Schritte auf; auch darf er, wenn er die Sachen richtig beurtheilen will, es nicht blos beim Hören bewenden lassen, sondern muß auch das Gesicht zu Hülfe nehmen. Sehen und Hören sind zwei sehr verschiedene Dinge, wenn es sich um Griechen handelt. Der Irrthum, in dem man über den wahren Zustand des türkischen Griechenlands noch heute befangen ist, rührt vielleicht großentheils von dem Vergessen dieser Verschiedenheit her, andererseits liegt er auch in dem Gegensatze der Charaktere. Wohlwollend und gastfrei, aber ernst und zurückgehalten, und mitten durch das Höfliche seines Benehmens das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit verrathend, flößt der Türke uns einen gewissen Respect ein, ohne uns aber für sich einzunehmen. Der Grieche hingegen, geschwätzig, familiair, prahlerisch, die Schmeichelei mit der Demonstration vereinend, fesselt uns durch seine Lebhaftigkeit, durch die Freundlichkeit seines Empfangs, durch die Anmuth und das Malerische seiner Sprache: er imponirt uns nicht, aber er gefällt uns, und man läßt sich leicht von seinen Hyperbeln hinters Licht führen, weil er sie so treuherzig zu Tage zu fördern weiß.

Es ist besonders der kleine Bürger und der Handwerker in den Städten, bei dem sich dieser Geist der Opposition und des Anschwärzens kund giebt, ein Ueberbleibsel der athenienssischen Denkweise. Sie sind es, welche die Türken Hunde, Hagarskinder scheiten, und die sich gegenseitig durch die geheimnißvolle Erzählung von Prophezeihungen exaltiren, welche das nahe Ende der Herrschaft der Osmanlis verkündigen. Diese ganze Exaltation verflüchtigt sich aber von selber. Was die Landleute, die zahlreichste Classe der Bevölkerung betrifft, so sind sie der Türkei nicht systematisch feindlich ihre Klagen gelten weit mehr der schlechten Verwaltung der Paschas und der Habgier ihrer eignen Bischöfe, als der Regierung selber. Die meisten würden sich mit dem jetzigen Regiment schon zufrieden geben, wenn die Pforte sich die Unterdrückung der Mißbräuche ein wenig mehr angelegen sein ließe. Sie sind die ersten, welche des Sultans Absicht, gerecht zu sein und wohl zu thun, anerkennen. Man hört sie häufig sagen: „Ha! wenn das der Sultan wüßte." Es würde der Pforte nichts leichter seyn, als sie in gewöhnlichen Zeiten im Gehorsam zu erhalten. Wenn eine russische Armee unter den Mauern von Constantinopel campirte, wäre es vielleicht möglich, sie in Aufstand zu bringen; bis dahin werden aber weder sie noch sonst ein Grieche sich rühren. Man darf sich nur erinnern, wie sich die Sachen zur Zeit des Feldzuges von 1829 gemacht haben. Die Russen belagerten Varna, fünf Tagemärsche von Constantinopel entfernt; die Griechen verharrten vier Monate lang in der äußersten Spannung, doch wurde die Ruhe keinen Augenblick gestört, weder in der Hauptstadt noch in den Provinzen.

Als eine ausgemachte Sache ist anzunehmen, daß die griechische Bevölkerung in der Türkei der Pforte instinctmäßig feindselig ist, daß sie aber nichts aus sich selber thun wird, um den Versuch zu machen, von selbst ihr Joch abzuschütteln. Es fragt sich sogar, ob Rußland, wenn mit der Pforte im Kampfe, auf eine thätige Mitwirkung abseiten der Griechen würde rechnen dürfen. Und wenn einmal von den Türken befreit, wer weiß, ob sie sich nicht wieder zu ihnen zurückschnen würden, wäre es auch nur aus Unmuth darüber, nichts Böses mehr von ihnen sagen zu können.

Etwas zur Naturgeschichte der Tagesliteraten.

Viele sind berufen — Wenige auserwählt.

Motto: Hunger, nicht Ruhm!

Man klagt sehr oft mit Recht über die oberflächlichen, unverständigen, unwahren Relationen und den Mangel des nähern Verständnisses, der häufig aus den Schriften und Aufsätzen der Tagesliteraten hervorleuchtet, ohne dabei zu bedenken, daß sie gezwungen sind, über fast alle vorkommenden Gegenstände schreiben zu müssen, daß ihnen keine Zeit gelassen wird, ihre Meinung im Geiste der Wahrheit gehörig zu erwägen, — wie oft mag wohl das berühmte „Luca, fa presto" in ihre Ohren gellen — daß es ganz unmöglich ist, und daß es das größte aller Wunder wäre, wenn sie in allen, so nur in vielen Dingen, richtige Einsichten, Kenntnisse und Urtheile hätten, wozu es Verstandes-Operationen bedarf, die man sich nur durch Studien und Erfahrungen erwerben kann!

Geistreiche, die sich von ernsten Fachstudien abwandten, oder die dazu untauglich waren, oder denen es nicht gelang sich irgend eine feste Anstellung, oder eine reiche Frau zu verschaffen, verunglückte Studenten, oder Andere, die um ihrer Sünden willen Scribenten wurden, die zu Handarbeiten nicht erzogen, und zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens untüchtig waren, gingen sonst unter die Comödianten oder unter die Soldaten. Jetzt gehen sie häufig, da das Journal- und Zeitungswesen einen so großen Umfang bekommen und so vielseitig geworden ist, zu diesem über, verkaufen ihre Feder, und werden Tagesliteraten, die man früher

Digitized by Google

fast gar nicht kannte, und die erst durch den großen Bedarf der Tagesblätter, die ohne diese Leute nicht mehr existiren können, entstanden sind. Oft zu etwas Besserem fähig gewesen, autzen sie hier denn ihre etwaigen Talente, deren Productionen heute geboren, morgen vergessen sind, im Treiben des literarischen Tagwerkes, im Schein des Wissens ab, und befördern so das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose!

Hier zwingt denn große Eile und Noth sie, sich, neben ihren Schulkenntnissen, belletristische Belesenheit, Federfertigkeit, Sprachgewandtheit, Kunstausdrücke, schnelle Auffassung und Vielseitigkeit anzueignen; davon getrieben und hiemit ausgerüstet, schreiben sie nun mit allen Phrasen der Neuzeit, keck, schönrednerisch, geleckt mit glatter Politur und dem Schliff moderner Eleganz, und zwar um so dreister, je weniger sie von den Sachen verstehen, denn Unwissenheit macht verwegen, und wo jedes Verständniß fehlt, da müssen Worte, nichts als Worte und leeres Bombast aushelfen; so streut man dem Publicum Sand in die Augen. Um nun als Lückenbüßer den weiten, gefräßigen Spalten der Blätter ihrer Brotherren, die diese Leute als ein nothwendiges Uebel betrachten, denen sie der Prosperität ihres Blattes halber, befüllen müssen, zu dienen und zu genügen, fallen sie begierig über alles Neue her, wie ein wildes Thier, das auf Raub ausgeht, wobei denn Scharfsinn und Kenntnisse nicht in Betracht kommen, wohl aber die Sentenz: daß der Hunger wehe thut, die Wahrheit Haß gebiert, und daß es sogar für unanständig gehalten wird, sie zu sagen; daher muß in und von allen Dingen möglichst viel gelobt werden, wobei sie — da es vielmehr Geist, Kenntnisse und Bildung erfordert die Schönheiten eines Kunstwerkes, als seine Mängel aufzufinden — den Vortheil haben, daß es scheint, als wären ihnen diese schönen Eigenschaften eigen; ein mit Optimismus allen lobhudelnder Beschöniger — welch' ein Heiland!

Scribenten dieser Art, sehen mehr auf Gewinn als auf Ehre, schreiben mechanisch fürs Brod, ohne Lust, Mühe und eigene Meinung, segeln wie ein guter Schiffer mit allen Winden, sind sehr mit sich selbst zufrieden, und liefern den Beweis, daß man schreiben könne, ohne dabei zu denken, denn sie brauchen dazu nur die Finger und nicht den Kopf, was auch leichter und natürlicher ist, „sie halten diesen Satz bewährt, daß denken nur den Kopf beschweert", dabei ist es ihr Trost, daß das größtentheils gedankenlose, leichtgläubige Publicum, dessen Parole ist: „Kurtzig, man amüsire uns!" mehr unterhalten als belehrt sein will:

„Das Publicum, das ist ein Mann, der Alles weiß und gar nichts kann.
„Das Publicum, das ist ein Weib, das nichts verlangt als Zeitvertreib.
„Das Publicum, das ist ein Kind, heut' so und morgen so gesinnt.
„Das Publicum ist eine Magd, die stets ob ihrer Herrschaft klagt.
„Das Publicum, das ist ein Knecht, die was sein Herr thut, findet recht.
„Das Publicum sind alle Leut', drum ist es dumm und auch gescheit.
„Ich hoffe nun nimmt Keiner Ernnm, denn Einer ist kein Publicum!

Daß sie es bei solchen Zuständen, mit dem was sie vor aller Augen als hohe Weisheit auskramen, einzelnen Schwachen, die sehr auf dergleichen Geschwätz reflectiren, nicht recht machen können, ist eine nothwendige Folge des Gesagten. Dieser bedenken aber nicht, daß sie für gute Zahlung doch auch mitunter manchen Stümper, Histrionen und eitle Schauspielerinnen, die ihre Feder mehr fürchten als Jupiters Donnerkeil, unaussprechlich glücklich machen, ihnen oft, durch Literatenlobgehudel einen unverdienten Succeß bereiten, Rosen in ihre Dornen flechten, Balsam in ihre wunde Eitelkeit träufeln und sie in ihrer glücklichen Einfalt bestärken; ferner, daß ihr flüchtigen, gefälligen Lobhudeleien, die in sich selber zerrinnen, auf dem Bette des Proceeßes entstanden, durch Unkenntnisse falsch und durch Nebenabsichten partheiisch, nur zu oft werth- und gehaltlos sind; die auch den Kenner, der dies bedenkt, nicht im Geringsten beirren, ihm aber wohl ein ergötzliches Lachen gewähren, wenn der Unverstand sich allzulaut und wichtig macht. Was denn besonders der Fall ist bei den Referenten über Werke der bildenden Künste, die doch nur wie alle Kritiken aus dem Bedürfnisse nach Wahrheit hervorgehen sollten, und wozu durchaus ein Auge gehört, das vielfach an Prüfung und Vergleichung gewöhnt ist, wobei selbst die Kunstgelehrten oft sehr arge kritische Böcke schießen. Hier zeigen sich die Scribenten, die sich berechtigt glauben, ihre Meinungen, die oft gar keine sind, Anderen aufdringen zu dürfen, so recht eigentlich in der Glorie ihrer Unwissenheit und Unverschämtheit; welch' ein Schwall leerer Worte werden dabei gebraucht, die zu widerlegen sich Niemand bemühen wird!

So geschieht es denn oft, daß diese unglücklichen Menschen, die meist eine unstete Laufbahn haben, daß sie — wenn sie Unsinn über Politik schreiben, wozu sie wohl verdächtigen, aber nichts bessern können, von der Obrigkeit gehetzt und eingeschickt, — wenn über Literatur und Wissenschaften, wovon sie nichts verstehen, von den Gelehrten verachtet, — wenn über die Künste, die sie nicht kennen, von den Künstlern angefeindet und verspottet werden. Haben sie Witz, was selten der Fall ist, schreiben sie mit Humor oder Satyren, so lacht man über dergleichen Einfälle, man lobt sie und freut sich darüber; tadelt, haßt und verfolgt aber zugleich den Spötter, der ihnen das Vergnügen bereitete; obgleich doch eigentlich gar kein besonderer Werth auf ihre Ephemeriden zu legen, und ihre Kritik weder maßgebend noch belehrend ist. Trotz allen Widerwärtigkeiten, sind diese Leute doch, wie alle Halbwisser, sehr eitel und von sich eingenommen, denn redet man nur ein wenig wahr von den Fehlern dieser Gaukler, will man den Mantel, in den sie sich einhüllen, ein wenig auf die Seite schieben, trifft man dabei den Fleck, wo sie den Kitzel haben, so schreien sie und ihre Kreaturen so gewaltig über den Mord an dem Ruhme des Vaterlandes, daß man mitten auf der Bühne sein eignes Wort nicht hört!

Wogegen eine andere, diesen verwandte Sorte von Literaten, viele Romanenschmierer, die oft die Tagesliteratur auch mit besorgen, auf eigne Faust und Rechnung arbeiten, wohl etwas besser gestellt sind, wenn sie Talente und das Glück haben, daß ihre Hirngespinnste viel begehrt werden; sie befördern damit den Müssiggang, stiften viel Unheil an, persiflieren meist alle echte Poesie und Kunst, und bringen sich auf deren Unkosten eine Zeitlang unverdient in Ruf und Ansehen. — „Leichter ist's, Unwahres künstlich zu

Digitized by Google

erfinden, als Wahres kunstgerecht verbinden" — doch fallen diese gewöhnlich den Buchhändlern in die Hände, oder zur Last, werden von ihnen gewöhnlich flattirt oder conjonirt, je nachdem ihre Werke oder ihr Lesefutter zieht, Beifall findet, Mode, theuer oder billig ist!

Der Schwarm dieser Leute, die für Geld schreiben, und die, meist kärglich bezahlt, am Hungertuche der Belletristik und der Kunstrichterei nagen, Wenige bringen es weiter, bildet zusammen ein eigenes, zahlreiches Proletariat aus den gebildeteren Ständen; sie haben es in Deutschland in ihrem Wirken noch zu keinem besondern Resultate gebracht; ja, ihr Beruf wird oft als unnütz, unberechtigt und verächtlich angesehen. Sie sind daher in ihrem Treiben, „von Allem etwas, im Ganzen nichts", niemals zu beneiden, wohl aber zu bedauern, denn ihre ganze Thätigkeit verschwindet spurlos, sie stiften damit nichts eigentlich Gutes und Nützliches, befördern nicht die Aufklärung des Publicums, sondern verbreiten statt wahre Bildung nur eine allgemeine Oberflächlichkeit, und tragen so das Bewußtsein eines verfehlten Lebens und Sorgen für's Alter mit sich herum. Als Zeitbedürfniß sind sie unentbehrlich, ein nothwendiges Uebel moderner Kulturzustände geworden, was in seiner weiten Verbreitung nicht mehr zu hemmen ist, und daher mit Geduld ertragen werden muß; auch trägt ihre Zunft nicht allein daran die Schuld, daß sie sich zu Sklaven solcher Zustände machen müssen. Solch' ein dürftiges, traurigs Loos, solch' resultatloses Leben, ist vielmehr des Mitleidens als des Tadelns werth!

„Drum bitt' ich, lieben Freunde, seid gescheidt,
„Verteagt die Narren, weil ihr klüger seid,
„So schrieb ein Paulus schon zu seiner Zeit!

Hamburg, 1853. Phil. Limmer.

Die Moriscos in Spanien. Von A. L. von Rochau. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1853. (VI und) 261 Seiten. 8.

Der Geschichtschreiber, welcher den Schauplatz der Ereignisse, die er darzustellen hat, aus eigener Ansicht, wenn auch nur zum Theil kennt, erfreut sich vor Andern eines nicht unbedeutenden Vorzugs. So auch Herr von Rochau. (M. s. „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. 2 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1847.) Diese Landeskenntniß hat auf die Darstellung einen unverkennbaren und zwar vortheilhaften Einfluß geübt; schon an sich gewählt und ansprechend, hat sie dadurch noch an Lebendigkeit und Klarheit gewonnen. Das große, den spanischen Namen leider nicht sehr ehrende Beuchstück aus den Annalen des Reichs, welches hier mitgetheilt wird, gehört zu jenen Partieen der Geschichte, die allerdings ganz geeignet sind, den Leser in steter Spannung zu erhalten und ihn zu fesseln, aber mit Widerwillen und innerer Empörung liest man die Erzählung von den sich stets wiederholenden, im Allgemeinen weniger von der weltlichen, als von der geistlichen Gewalt veranlaßten und verübten Grausamkeiten, mit denen die Bekenner des Islam, ja nicht sie allein, sondern oft auch Diejenigen unter ihnen, die aufrichtige, echt katholische Christen geworden, verfolgt und gemartert wurden.

Herr von Rochau hat, abgesehen von gelegentlicher Anführung einiger seiner Quellen, sich über dieselben und wie er sie benutzt, nicht weiter erklärt, er hat es verschmäht, durch Citate seinem Werke einen gelehrten Anstrich zu geben und wir glauben die Mehrzahl seiner Leser wird damit nicht unzufrieden sein.

In drei einleitenden Abschnitten ist in angemessener Kürze über den Territorialbestand des christlichen und des mohammedanischen Spaniens, vom Anfange des achten bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts berichtet; es ist die rechtliche und die thatsächliche Lage der Araber unter spanischer Herrschaft geschildert und der Bestand der arabischen Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts dargelegt. In einem vierten Abschnitte wird dann die Geschichte der Mauren seit der Eroberung von Granada bis zu ihrer Zwangsbekehrung vorgetragen. Die größere Hälfte des Buches (S. 89 bis Schluß) füllt die ausführliche, an charakteristischen einzelnen Zügen reiche Erzählung der Schicksale der Moriscos von ihrer Bekehrung (1526) bis zu ihrer Vertreibung (1609—13). Glaubenstreue ist das Panier dieser Moriscos; stets von Neuem erheben sie es, nicht selten siegreich, wenn der Glaubensdruck zu unerträglich sie niederbeugt. Die Spanier, richtiger die hohen Geistlichen des Landes (Rom spricht bisweilen mißbilligend) zeigen ein wunderbares Gemisch von Habsucht, fanatischem Verfolgungseifer, ja zuletzt von Reue! Wir wünschen, daß, wer das Buch liest, sich bemühen möge auch etwas zwischen den Zeilen zu lesen.

Aus den letzten Monaten des Jahres 1570 hier ein Beispiel barbarischer Unmenschlichkeit!

„Eine große Anzahl der Moriscos hatte sich mit den Ueberresten ihrer Habe in Felsengrotten verborgen, die von den Spaniern mit der Gier des Spürhundes aufgesucht wurden. Wo der räuberische Instinct die Soldaten im Stiche ließ, da half man sich indem man die Anzeige der Zufluchtsörter durch Folterqualen von den Gefangenen erpreßte. Die in den Höhlen verborgenen Moriscos wurden durch Feuer und Rauch zur Selbstauslieferung gezwungen oder getödtet. So kamen in einer einzigen Grotte bei Medina de Bonvaron hundertundzwanzig Menschen um. Aben Abeo (der König der Moriscos), der sich mit einigen sechzig Personen in einer Höhle bei Berchul verborgen hielt, wurde in derselben gleichfalls „geräuchert" und entkam mit nur zweien seiner Begleiter durch einen geheimen Ausgang, während die übrigen, sein Weib und seine beiden Töchter inbegriffen, erstickt wurden. Auf ähnliche Weise wurden über 1500 Menschen umgebracht; die Zahl und das Elend Derjenigen aber, welche in den Höhlen gefangen wurden, war so groß, daß, wie Ferreras versichert, die spanischen Soldaten selbst durch ihren Anblick zum Mitleid gebracht wurden."

Eine Scene voll Verrath, Blut und — Lächerlichkeit bietet die Schilderung des Lebensendes des Moriscos-Königs dar:

„Das Jahr 1570 ging zu Ende, das Jahr 1571 begann, und fortwährend flossen Ströme von Blut in den Alpujarras. So erfolgreich aber auch die Streifzüge der Spanier waren, es wollte ihnen nicht gelingen Aben Abeo's habhaft zu werden. Ein gefangener Morisco, Zatabari geheißen, half ihnen endlich auf die Spur. Durch die Hoffnung sein Leben zu retten wurde dieser Mann von einem ihm befreundeten Bürger aus Granada, Namens Barrero, bewogen, mitzutheilen, was er über die Lage

Digitized by Google

und den Aufenthalt Aben Aboo's wußte. Man erfuhr durch Zatahari, daß Aben Aboo sich in den Bergen zwischen Berchul und Trevelez verberge, daß er noch 400 wohlbewaffnete Leute, in verschiedene Höhlen vertheilt, unter seinem Befehle habe, und daß der Monfi-Häuptling Seniz und der Geheimschreiber Abuamer seine Vertrauten seien. Barredo baute auf diese Mittheilungen einen Plan, bei dessen Gelingen er seine Rechnung zu finden hoffte. Nachdem er zunächst für Zatahari das Versprechen der Straflosigkeit und einer Belohnung erwirkt, übergab er demselben einen Brief an Abuamer, welchen er aus frühern Zeiten genau kannte, und den er jetzt zur Auslieferung Aben Aboo's aufforderte. Barredo's Brief fiel Seniz in die Hände, und dieser, erbittert gegen Aben Aboo, weil derselbe ihm eine Barke verbrannt, auf welcher er nach Afrika entfliehen wollen, beschloß die Vortheile des Abuamer angesonnenen Verraths selbst zu verdienen. Nach einer persönlichen Unterredung mit Barredo wurde ihm von dem Kanzleipräsidenten von Granada durch eigenhändige Unterschrift als Lohn für die Auslieferung Aben Aboo's nicht nur persönliche Amnestie und die Freigebung seiner in die Sklaverei verkauften Frau und Tochter zugesichert, sondern auch die Begnadigung aller derjenigen Moriscos, welche sich ihm anschließen würden, und außerdem ein Jahrgeld von 100,000 Maravedis.

Ehe Seniz sein Vorhaben ausführen konnte, hatte Aben Aboo Kenntniß von den gepflegenen Unterhandlungen erhalten. In der Nacht des 15. März ging er nach der Höhle des Monfi, um ihn zur Rede zu stellen. Seniz gestand, daß er unterhandelt habe, und fügte hinzu, daß er im Begriff gewesen sei Aben Aboo von den im gemeinschaftlichen Interesse gethanen Schritten Rechenschaft zu geben. Aben Aboo kehrte sich mit Worten des Zornes und der Verachtung von ihm ab, und wollte die Höhle verlassen; als er aber den Rücken wendete, wurde er von Seniz und dessen Genossen mit Gewehrkolben zu Boden geschlagen und ermordet. Die Begleiter, welche Aben Aboo am Eingange der Höhle zurückgelassen hatte, fielen unter den Händen der Verwandten des Seniz oder entflohen. Bald darauf war die ganze Truppe, die dem Aben Aboo bis zum letzten Augenblicke gehorcht hatte, theils in alle vier Winde zerstreut, theils um Seniz gruppirt in der Absicht, dessen Begnadigung zu theilen.

In Granada wurde die That des Seniz wie ein großer und ruhmvoller Sieg gefeiert. Am 18. März bewegte sich unter dem Donner der Kanonen und ungeheuerm Volksgedränge ein seltsamer Triumphzug durch die Straßen der Stadt. Auf einem Maulthiere saß, im königlichen Gewande, der Leichnam Aben Aboo's aufrecht und einem Lebenden ähnlich, wie einst der todte Cid auf dem Rosse Babieca an dem maurischen Lager vor Valencia vorübergezogen war. Zu seiner Rechten ritt der Verräther Seniz, zur Linken der Unterhändler des Verraths, Barredo; hinter ihm kam eine Schaar von Moriscos, die mit Seniz gemeinschaftliche Sache gemacht, und eine Compagnie spanischer Büchsenschützen, welche unaufhörlich feuerten, beschloß den Zug. Im Palaste der Kanzlei warteten desselben die Kronbeamten, die Würdenträger der Stadt und viele Herren vom benachbarten Adel, eine glänzende Versammlung, die den Meuchelmörder Aben Aboo's mit größter Feierlichkeit empfing. Seniz überreichte dem Herzoge von Arcos Aben Aboo's Säbel und Büchse mit Worten, deren scheinheilige Salbung der ganzen Ceremonie vollkommen würdig war. „Der gute Hirt", sagte er, „hat das Schaf nicht lebend zurückführen können; hier bringt er das Vließ desselben." An dem Leichnam Aben Aboo's wurde hierauf eine kindische Rache dadurch geübt, daß man ihn enthaupten ließ. — Der Kopf des letzten Ommayaden, von welchem die Geschichte spricht, wurde in einem eisernen Käfig über dem Thore aufgestellt, das nach den Alpujarras führt. Seniz erhielt die ihm zugesagten Belohnungen, wurde jedoch später unter der Anklage des Straßenraubes zu Guadalupe geviertheilt. Barredo, welchem seine guten Dienste mit 6000 Dukaten bezahlt worden waren, fand einen gewaltsamen Tod in Afrika, wo man ihn bei einem Gastmahle erschlug. „Es gibt Dienste", sagt bei dieser Gelegenheit der Graf Circourt in seiner vortrefflichen Geschichte der Mauren, „welche man dem Staate nicht leisten kann, ohne daß sie Einem Unglück bringen" — eine Bemerkung, welche viel weniger abergläubisch ist als sie klingen mag, und die in unzähligen Erscheinungen der Vergangenheit und der Gegenwart ihre Bestätigung findet."

Der einfache, saubere Druck und schönes Papier geben dem Buche ein gefälliges Aeußere. Hoffmann.

Miscellen.

Bei der am 23. Juni stattgefundenen Zusammentretung der Preisrichter für die vom Oesterreichischen Lloyd am 22. Dec. v. J. ausgeschriebenen Preise für historische Aufsätze wurde der erste Preis dem mit dem Motto: „Aus dem Soldaten kann alles werden, denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden", eingesandten Aufsatze: „Graf Spork, k. k. General der Kavallerie" einstimmig zuerkannt. Bei Eröffnung des versiegelten Briefes zeigte sich Herr Doctor juris Franz Löher in Paderborn als Verfasser.

Den zweiten Preis erhielt Dr. Adam Wolf, Professor der Geschichte zu Pesth, für seinen Aufsatz: Johannes Müller und Friedrich Gentz. Biographische Parallele mit dem Motto: „Deliberante Roma perit Saguntum."

Unter den 116 eingelaufenen Arbeiten wurden folgende drei als den gekrönten zunächststehend erkannt:

1) Cicero und Cäsar. Eine biographische Parallele von Carl Hoffacker zu Heidelberg. — 2) König Hieronymus und sein Hofleben. Eine geschichtliche Farbenskizze. Von Dr. Heinr. König zu Hanau. Und 3) Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Von Frau E. v. Hohenhausen in Preußisch-Minden.

Der Degen, welchen der General Bonaparte während seiner Feldzüge in Aegypten und Italien getragen hat, wird hinfüro die Rüstkammer des Königs von Sardinien bereichern. Nach dem Tode des Kaisers dem General von Salures verehrt, hat dessen Sohn ihn den Militair-Archiven seines Vaterlandes als ein historisches Denkmahl der Bande vermacht, welche Piemont mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt hatten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 54. Mittwoch, den 6. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Deserteur ..... Seite 417
Yucatan und der Indianerkrieg ..... „ 418
Ein Streit zwischen der Feder und dem Schwerdte ..... „ 420
Literatur:
Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhangender Darstellung auf geographischer Grundlage. Ein Leitfaden für mittlere und höhere Lehranstalten von Dr. W. Affmann. „ 422
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 423
Miscellen ..... „ 423

Ein Deserteur.

Ein Felsenscheund! von Büschen überdacht
Halb vorgebaut steht Seume durch die Nacht,
Verlorner Posten, wo er aufgestellt
Am Rand des Lagers späte Wache hält!
Er schultert das Gewehr und blickt hinaus,
Dort rauscht des Ringaer Wogenbrans,
Aus Schaumesperle schießet auf der Bogen
Vom blauen Duft der Ferne leicht umzogen,
Des Mondes Scheibe schwimmt auf klarer Bahn,
Es steigen feine Dünste sanft hinan,
Und wallend jetzt, in Flocken jetzt gekräuselt
Flieh'n sie dahin, wenn leichter Luftzug säuselt.
Ihn kümmert's nicht, auch nicht der Brüder Rast
Die süßer Schlaf gelöst von Tages Last;
Sie liegen weithin ruhig ausgestreckt
Im welchen Gras vom Mantel zugedeckt:
Wie rein der Himmel, der sie überblaut!
Jedoch nicht der zu dem sie aufgeschaut
In froher Jugend; andre Bäume sind es
Die in der Strömung herbstlich feuchten Windes
Die Zweige wiegen hier am Klippenstrand,
Denn ferne, ferne liegt das deutsche Land!
So schlummern sie. Da spinnt erbarmend leise
Marienfäden gleich die Silbergreise
Ein milder Elfe hin von Ast zu Ast,
Er hält die feinen Enden angefaßt,
Er schwingt sich auf und läßt sie frei entgleiten,
Sie flutten hin zu fernen Ostens Weiten,
Sie legen sich an deutsche Bäume an
Und brücken über Berg und Flut die Bahn.
Darauf beginnen lichte Traumgestalten
Von Osten her sich zaub'risch zu entfalten:
Der Vater schwebt zum Sohne hin und legt
Die Hand ihm auf die Stirne tief bewegt,
Das gute fromme Mütterchen naht hier,
Es spricht zum Schläfer: Sieh ich bin bei dir,
Will für dich beten, werde dein gedenken,
Bis sie dich blutig in die Erde senken!
Ein Mädchen wallet über Land und Meer
Mit blauem Aug' und goldnen Locken her,
Sie lächelt hold, er schlingt wie einst am Flieder
Die Arme freudig um die schlanken Glieder,
Er kos't und scherzt — da klingt von fern Gesang,
Ein deutsches Lied zu hellem Lautenklang!
Genossen kosten froh den Most der Traube
Beim Winzerfest in dunkler Gartenlaube,
Sie trinken ihm mit lautem Rufe zu
Der Schläfer hebt das Haupt aus schwerer Ruh,

Digitized by Google

Und grüßt sie murmelnd, winket mit der Hand
Und träumt die Heimat auf den fernen Strand!

Auch Seume träumt vom heimischen Gefild
Doch tritt vor's Auge ihm kein lieblich Bild:
Er steht erniedrigt einen feigen Schwarm
Dahingesteckt, er steht — was zuckt sein Arm?
Er greift hinaus, als käng' er in der Schlacht,
Wol spottet sein ein Lustgebilt der Nacht!
Ein schwerer Fluch — da steht er die Genossen,
Es rollt aus mancher Wimper fest geschlossen
Der Sehnsucht warme Thräne auf den Grund,
Ein Lächeln sanft umspielt der Schläfer Mund;
Er ahnt den Traum, der sie zur Heimat führt,
Und denkt nun selbst der Heimath tief gerührt.
Daheim daheim! — Wie lockt das traute Wort,
Es töne in der Brandung fern dem Port,
Es töne leise in Palastes Hallen,
Es möge aus des Urwalds Tiefe schallen:
Daheim daheim! erweckt die Sehnsucht bang,
Von früher Jugendlieb' ein später Klang!
Daheim daheim! wer durch die Welt muß schweifen
Der wird voll Schmerz des Wortes Sinn begreifen!

Jenseits der Schlucht erhebt sich Zeit an Zeit,
Dort hat der Feind das Lager hingestellt,
Es lodern Feuer, Krieger steh'n herum,
Sie blicken in die Gluten ernst und stumm
Als dächten sie: Wie hier die Asche raucht
Ist auch ein Menschenleben bald verhaucht!
Bisweilen schlägt die Flamme prasselnd auf
Am Schwerte spiegelnd an der Flinte Lauf;
Da scheint's als hätte wilden Sturmes Kraft
Aus allen Ländern sie hieher gerafft
Von kreuz und quer: verschieden Zunge, Trachten,
Nur gleicher Todesmuth in allen Schlachten.
Ein Krieger schreitet durch das Dunkel her,
Die Wache präsentirt mit dem Gewehr,
Und wer zuvor am Baum behaglich lehnte,
Und wer zuvor auf weichem Gras sich dehnte,
Springt rasch empor die Stirn vor ihm zu neigen,
Und hört sein Wort mit ehrfurchtsvollem Schweigen.
Er wandelt hin und her, prüft alles scharf,
Gewehr, Kanone und den Schießbedarf:
Nur einen Wink vom Bürgergeneral,
So ist vollendet schon was er befahl.
Es scheint fürwahr der Stock ein Zauberstab
Mit dem er herrschend deutet auf und ab:
Nicht Elfenbein, nicht golden ausgelegt,
Von einem schlechten Apfelbaum gesägt;
Er wuchs zu Washington an jenem Stamme,
Wo einst gestaggt der Freiheit Oriflamme,
Als sich entwürdigt zu der Knechtung Zeichen
Die Leoparden aus den Inselreichen.
Von diesem Stamme ist der Marschallsstab,
Mit welchem jener schreitet auf und ab,
Der flügelt sie, der leitet in der Schlacht
Und winkt empor aus finsterer Kampfesnacht
Zum Banner mit den Sternen eingewebt,
Daß zuckend sich der Arm des Kriegers hebt,
Der schwer verwundet niedersank auf Leichen,
Und in dem Antlitz, in dem todesbleichen,
Zum letztenmale noch die Wangen blüh'n,
Zum letztenmal die Augen freudig glüh'n.

Zum fernsten Posten geht er langsam vor,
Leicht träf ihn Seume mit dem Feuerrohr;
Er starret hin, doch bleibt er ruhig steh'n
Und läßt Gewehr bei Fuß ihn vorwärts geh'n.
Zurück kehrt jener, wo er hingekommen
Scheint's fast, er hab' die Ruhe mitgenommen:
Die Krieger richten der Kanone Schlund,
Daß sie bedroht des Feindes Lagergrund.
Sie thürmen Kugeln, gält es eine Wette
So rastlos schärfen sie die Bajonette.
Gemurmel dumpf; ein Lied, ein lautes Wort
Und dieses Eine kehret fort und fort:
Es rauscht Freiheit! mächtig im Gesang,
Zum Weitenlager dringt wie Hohn der Klang.

Er schleudert in den Abgrund das Gewehr:
Nie dring' ein Schuß aus diesem Laufe mehr!
Den schweren Säbel reißt er von der Seite,
Den er als Söldner schwingen mußt' im Streite:
Nie hebe dich mehr eines Mannes Faust
Wo Stahl an Stahl zu schweren Schlägen saust.
Weil meine Hand — o sei zu Staub verflucht! —
Auf jene Helden lenkte deine Wucht. —
Auf seine Brüder blickt er noch einmal
Und flieht mit raschem Fuße durch das Thal.

Adolf Pichler.

Yucatan und der Indianerkrieg.

(Aus „A Visit to Mexico, by the West Indian Islands, Yucatan, and United States. By W. P. Robertson.)

Im Jahr 1821 oder 1822 beachte Mexico seine Unabhängigkeit von Spanien zu Stande, und Yucatan folgte seinem Beispiel. Die Yucatanier hatten sich aber kaum von ihrem Mutterlande losgerissen, als sie aus freien Stücken ihre neuerworbene Selbständigkeit wieder aufgaben und sich als Bundesstaat mit Mexico verschmolzen. Damit war jedoch ein großer Theil der Yucatanier, die Ultra-Patrioten, nicht einverstanden. Sie lehnten sich gegen die mexikanische Union auf, und erklärten ihre volle Unabhängigkeit als freie Republik, was einen Krieg mit Mexico zur Folge hatte. In dem Jahr von 1841—42 wurde zu Veracruz eine große Expedition Behufs der Unterwerfung von Yucatan ausgerüstet. Dessen großer Haupthafen, Campesche, wurde see- und landwärts blockirt, und die Belagerung, wie man mir

Digitized by Google

gesagt hat, mit 13,000 Mann unternommen. Dieser Angabe mag jedoch wohl patriotische Uebertreibung zum Grunde liegen: sei dem aber wie ihm wolle, das Resultat war, daß alle Anstrengungen der Mexikaner, die beherzten Vertheidiger von Campesche zur Uebergabe zu zwingen, fruchtlos blieben. Die erstern bombardirten die Stadt von einer benachbarten Anhöhe; sie schossen auch manches Gebäude in den Grund und beschädigten an einzelnen Stellen die Wälle; doch war Campesche nach neun oder zehn Monaten noch wie vor im Besitze seiner tapferen Vertheidiger, und die mexikanische Macht, die, anfänglich 13,000, auf 10,000 Mann zusammengeschmolzen war, mußte unverrichteter Sache abziehen, wonach Mexico alle weiteren Prätensionen, Yucatan zu einer Föderal-Union zu zwingen, aufgab. Dieser Erfolg der Yucataner war aber wohl die erste Ursache des furchtbarsten Uebels, von welchem eine Nation von Racen betroffen werden kann, des socialen, des Castes-Krieges, der gegen das Ende des Jahres 1846 in seiner furchtbarsten Gestalt in Yucatan ausbrach.

Um die Erhebung der Indianer verständlich zu machen, muß ich auf das Jahr der Unabhängigkeitserklärung, 1822, zurückgehen. Mit dieser Veränderung entstand in Yucatan, wie, ohne Ausnahme, in all den andern ehemaligen spanischen Colonieen, eine gewaltsame Collision zwischen den beiden Partheien der Habenden und der Nichthabenden. Die höheren Classen: die Kaufleute, die größeren Landeigenthümer, die älteren, die bedächtigeren Leute dingen insgesammt einer gemäßigten Politik an, oder sprachen sich im Stillen oder offen gegen die Unabhängigkeitserklärung aus. Sie beriefen sich, und nur zu wahr, bei ihrer Ansicht darauf, daß die spanischen Colonieen noch nicht reif zur Selbstregierung wären. Zu den Patrioten, die ihren Gegnern an Zahl bei weitem überlegen waren, gehörten all die jungen und feurigen Männer, so wie die Militairpersonen, und alle diejenigen, die nichts zu verlieren hatten und deren Grundsätze lockere waren. Auf der einen Seite standen alle diejenigen, die mit dem, was sie hatten, zufrieden waren, und welche nur darnach verlangte, dasselbe in Ruhe zu genießen; auf der andern Seite aber stand die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die wenig zu verlieren hatten oder nach Aemtern und Würden trachteten. Die Furcht vor Verlust hielt die Einen zurück, und die Hoffnung auf Gewinnst trieb die Anderen vorwärts. Außer den Kreolen, die in der Politik als Opponenten auftraten, hatte Yucatan in seiner Mitte einen zweiten Keim des Widerstrebens in den Eingeborenen. Die herrschende weiße Bevölkerung war nur dünn, die unterjochte indianische Race hingegen zahlreich, etwa 4 oder 5 gegen 1. Obwohl unter das spanische Joch gebeugt, hörten die Eingebornen nie auf, ihre Ueberwinder und Unterdrücker zu hassen. Die Weißen waren jedoch in ihrer Civilisation und physischen Ueberlegenheit zu stark, um ihre eingeschüchterten, schwächlicheren und nahezu theilweise Leibeigenen zu fürchten. Es war den Herren inzwischen wohlbekannt, daß es den Indianern nicht am Willen fehlte, ihre ursprünglichen Rechte an das Land geltend zu machen, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Mit dem Beginn ihrer Unabhängigkeit leuchtete es den Yucatanern ein, daß ihr Wohl und Wehe davon abhinge, gegen die indianische Bevölkerung auf ihrer Huth zu sein, wiewohl sie bis dahin nur mit Verachtung auf diese Race herabgesehen hatten. Die politischen Animositäten der Weißen unter einander führten sie jedoch, erst indirect, dann offenbar der Gefahr entgegen, die sie mit allem Vorbedacht hätten vermeiden sollen. Die Patrioten waren gegen eine Amalgamation mit Mexico, die Conservativen aber redeten ihr das Wort. Um die Föderation mit Mexico zunichte zu machen und eine eigne Nationalität zu begründen, begannen die Patrioten allmählig, sich an die Indianer zu lehnen und deren Wichtigkeit im Staate zur Sprache zu bringen, was von ihnen nicht unbeachtet blieb. Die Patrioten behielten am Ende die Oberhand, vertrieben die Mexikaner aus dem Lande, und wurden so unabhängig. Um dies zu bewerkstelligen, hatten sie aber zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, die kriegerischsten Stämme der Indianer zu Bundesgenossen zu nehmen. Man hatte ihnen Waffen in die Hände gegeben, und sie mit deren Handhabung bekannt gemacht. Da sie unter großem Drucke lebten, waren ihnen auch mancherlei Verheißungen auf ein besseres Verhältniß und Belohnung gemacht worden, falls die Mexikaner gezwungen würden, Yucatan seiner Selbstregierung zu überlassen. Daß es dazu kam, dazu hatten die Indianer auch das Ihrige redlich beigetragen, und sie verlangten also sehr natürlich den ihnen feierlich zugesagten Lohn. Als aber die Gefahren beseitigt waren, wurden die gemachten Versprechungen eludirt oder deren Erfüllung doch aufgeschoben, und man ließ die Indianer in ihre Heimath, im fernen Osten, zurückkehren, aber mit Waffen in den Händen und in der militairischen Tactik bewandert, dabei scharf gereizt durch die Treulosigkeit, womit die tapferen und wirksamen Dienste belohnt worden waren, die sie dem Staate erwiesen hatten.

Im Jahr 1846 steigerten sich die örtlichen und die politischen Zwiste in solch einem Grade, daß die Provinzen von Merida und Campesche sich einander in die Haare geriethen. Zur selbigen Zeit schickten sich auch die Indianer zum Aufstand an. Die Meridaner sandten deßhalb eine Macht aus, um sie in Respect zu halten, und forderten Campesche auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; die Campeschaner erwiederten darauf aber: „das ist nur ein politischer Zwist, mit der Erhebung der Indianer ist es nichts; es ist Merida nur darum zu thun, uns in seine Gewalt zu bekommen.“ Sie verweigerten demnach jeglichen Beistand. Allmählig wandte sich aber das Blatt, und die Provinz Campesche sah sich bedroht und gezwungen, Merida um Beistand anzusprechen, das ihm indessen nun seine eigne Antwort zurückgab. Durch diesen Zwiespalt ermuthigt, fielen die Indianer nun in die Provinzen Tekaz und Valladolid, auf der östlichen Seite von Yucatan ein, nahmen die Städte weg und verheerten das Land mit Feuer und Schwert. Zu spät erkannten die Yucataner nun, mit Angst und Zittern, das Resultat eines unvorsichtigen Verhaltens nach vorherigem Treubruche. Sie sahen, daß sie nun auf Leben und Tod um einen Boden kämpfen mußten, den ihre Vorfahren dreihundert Jahre lang in friedlichem Besitz gehabt hatten. Die Yucataner wußten sich die Energie, mit welcher die bis dahin so verächtlich angesehenen und unterwürfigen Indianer sich erhoben hatten, gar nicht zu erklären; es zeigte sich aber, daß selbst Jahrhunderte den tiefen Haß nicht hatten entwurzeln können, mit welchem die Masse der Eingebornen ihre europäischen Räuber stets betrachtet hatten, ein Haß, der erst ganz kürzlich durch eine unverantwortliche Wortbrüchigkeit und eine Rückkehr zur üblen Behandlung abseitens der Weißen noch geschärft worden war. So wurde denn der Krieg, den die Indianer zu führen begannen, nicht allein ein Krieg der Vernichtung, sondern einer erbarmunge-

Digitized by Google

losen Grausamkeit, einer wilden, scheußlichen Rache. Männer, Weiber und Kinder wurden unter den raffinirtesten Qualen umgebracht; die Dörfer wie die größeren und kleineren Städte wurden niedergebrannt oder geschleift: der ganze nordöstliche Theil der Republik bot ein hehres Bild der Verheerung und der Trümmer dar. Die Truppen der Regierung wurden von einem panischen Schrecken befallen und zerstreuten sich nach allen Seiten, und das Volk suchte, seine Heimath und seine festen Plätze verlassend, sein Heil in der Flucht nach der Seeküste. Valladolid, eine Stadt von 12,000, so wie Tekoz, eine Stadt von 5000 Einwohnern wurde verlassen, und das ganze Innere schien allmählig seinen ursprünglichen Besitzern wieder in die Hände zu fallen. Die einzelnen Grausamkeiten, welche die Indianer bei ihrem Vordringen begangen haben, sind wie vielfach geschildert worden, sie sind aber zu entsetzlich, um von mir nacherzählt zu werden.

Während die Indianer so allmählig, aber mit Sicherheit, die weiße oder kreolische Bevölkerung überwältigten, suchte das Volk bei seinen Nachbarn rund umher Hülfe zu erlangen; aber sowohl die Ver. Staaten wie Mexico waren zu sehr durch ihren eignen Krieg beschäftigt, als daß sie sich hätten um die Wirren von Yucatan bekümmern können. Man hat mir versichert, daß den brittischen Behörden auf Jamaica, und den spanischen auf Cuba die Souverainität des Landes angeboten worden ist, ein Anerbieten, worauf die Gouverneure beider Inseln wohl nicht haben eingehen können, doch sandte der Gouverneur von Havana aus einem Gefühl der Menschlichkeit den Yucatanern Waffen und Munition zu, worin sie großen Mangel litten. Als Mexico endlich mit den Ver. Staaten wieder Frieden geschlossen hatte, ging es auf das Anerbieten der Commissarien ein, die ausgesandt worden waren, um die Wiedervereinigung Yucatans mit Mexico zu erwirken. Sodann gehörig mit Waffen und Munition und auch mit Geld versehen, faßten die Yucataner frischen Muth. Es handelte sich darum, ob die Indianer oder die Weißen die ausschließlichen Besitzer des Bodens sein sollten: einen Mittelweg gab es nicht. So erhob sich denn die gesammte weiße Bevölkerung und griff zu den Waffen. Die Indianer wurden angegriffen, in mehreren Treffen geschlagen, nachdem sie einmal bis drei Meilen in die Nähe von Campesche gekommen waren, und wurden endlich, jedoch unter großer Anstrengung, bis zu ihren unzugänglichen Wildnissen, an der Grenze der brittischen Colonie Belize, zurückgetrieben.

Ein Streit zwischen der Feder und dem Schwerdte.

Von Judas Charizi. *)

(Nach einer lateinischen Uebertragung.)

„Ich lag in einer Nacht," erzählte Hermann Ezrachi, „auf „meinem Lager, während der Schlaf meine Augen floh. Von „heftigen Schmerzen gefoltert, warf ich mich voll Pein und „Ungeduld auf demselben umher, als ich zu wiederholten Malen „an die Thüre meines Hauses klopfen hörte. Da das Klopfen „fortdauerte, so rief ich: „„Wer ist der Mensch, der in tiefer „Nacht und Finsterniß Einlaß begehrt?"" „Es ist,"" entgegnete „mir Derjenige welcher klopfte, „„ein verirrter Reisender, der den „rechten Weg nicht wieder zu finden vermag, und aller Hülfe „„beraubt, gänzlicher Erschöpfung fast unterliegt.""" Bei dem „Tone dieser Worte, die so scharf wie die Klinge eines Scheer„messers von seiner Zunge glitten, rief ich meinen Diener herbei „und gebot ihm dem Reisenden zu öffnen. Als dieser, auf „seinen Stab gestützt, sein Reisegepäck tragend, in alten, zerrissenen „Kleidern, eingetreten war, begann ich, ihn genauer zu betrachten; „aber, wie groß war mein Erstaunen, als ich unter diesen „Lumpen meinen lieben Gefährten, (?) den gelehrten Mann „wieder erkannte, dessen Gesellschaft mir stets so großes Ver„gnügen gewährt hat! Meine Freude glich derjenigen eines „Menschen, der unverhofft einen sehr reichen Fund thut; jeder „Kummer war verschwunden, alles Bittre vergessen und es be„mächtigte sich meiner ein entzückendes Gefühl. Ich ließ ihm „auftragen was sich in meinem Hause vorfand, und er genoß „von Allem was ich ihm vorsetzte. Als er sein Mahl geendigt „und Gott für seine Gaben gedankt hatte, begann er den ganzen „Schatz seiner Beredsamkeit zu zeigen und alle Schmuckkästchen „seiner Weisheit zu öffnen. Ich holte sogleich Tinte und Schreib„tafel herbei um alle Worte aufzuzeichnen, die aus seinem „Munde gingen. Aber, kaum hatte ich zu schreiben angefangen, „als die Feder in meiner Hand zerbrach; ich ergriff sogleich eine „andere; diese zerbrach ebenfalls und ich warf sie voll Verdruß „von mir. „„Weßhalb wirfst du denn die Feder weg?"" sprach „Chaber Hakkini zu mir. „„Gott selbst hat sie auserwählt; „„hüte dich wohl dieselbe zu vernichten, denn sie ist eine Quelle „„von Segen. Wenn du die ganze Größe ihrer Verdienstlichkeit „„kanntest, würdest du dich wohl bedenken sie so verächtlich bei „„Seite zu werfen. Vielleicht sind dir die sinnreichen Worte „„und die weisen Aussprüche unbekannt, durch welche sie Beweise „„von ihrem Werthe gegeben hat. Wenn du es wünschest, bin „„ich bereit dich mit denselben bekannt zu machen, und ich werde „„dir nicht das Geringste davon vorenthalten.""" „„Rede,"" ent„gegnete ich ihm, „„meine Ohren sind geöffnet um deine Worte „„frei einzulassen und das Licht deines Gesichts hat meine „„Augen vergrößert und gestärkt.""" Chaber nahm das Wort „und sprach:

---

*) Judas Charizi, ein jüdischer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts lieferte ein Werk in funzig Abschnitten, welches zum Theil aus gereimter Prosa, zum Theil aus Versen besteht; es ist in Gesprächsform abgefaßt. Zwei Gelehrte, Chaber Hakkini und Herrmann Ezrachi haben zusammen mehre Unterhaltungen, welche die Sittenlehre, die Wissenschaften und die Literatur betreffen. In dem achtzehnten Abschnitte untersucht der Verfasser, ob die Dichtkunst von den Arabern oder den Hebräern herkommt; er entscheidet sich für die Araber, fügt aber hinzu: die Juden in Spanien hätten dieselbe seit dem neunten Jahrhundert getrieben; in dem zehnten Jahrhundert hätten sie große Fortschritte in derselben gemacht; in dem eilften Jahrhundert habe besonders der Rabbiner Isaac Ben Caipon sich in derselben ausgezeichnet. Charizi giebt Regeln für die Dichtkunst und vergleicht die Dichter der verschiedenen Völker mit einander, wobei die Spanier den Vorzug erhalten. — Der Streit zwischen der Feder und dem Schwerte, ist aus dem vierzigsten Abschnitte entlehnt, einem der kürzesten des Werkes und in welchem die morgenländische Dichtungsweise am treuesten nachgeahmt erscheint.

Digitized by Google

„In längst verflossener Zeit erhob sich zwischen den höchsten „Staatsbeamten des Königs, die zur Vollführung seines Willens „die Federn bereit hielten und zwischen den Anführern seiner „Heere ein Streit. Die Beredsamkeit, sprachen die Ersteren, „ist unser Theil: wir sind die Helden der Erwägung und der „Rathschläge. Die Stimme der Klugheit kommt aus unserem „Munde und auf ihr haben wir die Grundpfeiler des Staats„gebäudes errichtet; sie ist das Band durch welches das Zimmer„werk desselben zusammengehalten wird. Unsere Hand führt „die Feder, ein Werkzeug von großem Werthe, dessen Macht „nichts zu widerstehen vermag, das die Riesen zu Boden schlägt „und den Einfältigen geistige Kraft verleiht. Wenn gleich ihr „Leib klein ist und nichts Bemerkenswerthes darbietet, ihr „Aeußeres schwach und ohnmächtig erscheint, so sind doch die „Tapferen, welche das Schwert aus der Scheide gezogen haben, „gezwungen vor ihr zurückzuweichen; sie vernichtet die mit ihrer „Größe sich blähenden Fürsten.

„Hierauf die dichterische Lyra ergreifend, fügten sie hinzu: „Ja, wir sind die unerschütterliche Stütze des Ruhmes; die „Feder in unseren Händen ist die Ehre des Diadems. Uns „allein gehört der Gipfel der Größe, wir treten die Gestirne des „Firmaments mit Füßen. Diejenigen, welche das Schwert „führen, sind nur unsere Sclaven; das Eisen unseres Speeres „durchdringt ihre Herzen und vertieft sich in dieselben ohne „Widerstand.

„Was sprecht ihr da? — entgegneten die Anführer der „Heere. Sind wir nicht die Löwen des Kampfes, die Tapferen „mit verwegenen Herzen? — Wir machen, daß die Flamme „aus dem Inneren der sich begegnenden Schwerter hervorbricht „und der Scheeren den wie einflößen veranlaßt, daß die Gegenden „unbewohnt und wüste werden. Die Völker, welche darin ihren „Aufenthalt hatten, flüchten mit zerrissenen Herzen; die Kinder „verlassen ihre Väter um sich unserer Wuth zu entziehen. „Uns allein gehört das Schwert zu, das, ohne eine Zunge zu „haben mächtig spricht, das, ohne Augapfel, überall seine „durchdringenden Blicke hinsendet. In seinem ungestümen „Laufe ist dasselbe dem Strome Kisfrun und den Gewässern „des Phiso ähnlich; es reißt Alles mit sich fort was ihm zu „widerstehen sucht. Wenn die Stützen des Königreiches sich „vor dem Höchsten versammeln, überragt dasselbe sie alle „mit seinem Haupte; denn es ist die Krone der Könige, das „Diadem der Gesalbten des Herrn. Es wacht zum Schutze „Derjenigen die dasselbe tragen, und die Opfer seiner Rache „sind gleich dem Sande an dem Meere.

„Sodann einen höheren Schwung nehmend, sangen sie: „Aehnlich jenem Theile des, dem Höchsten geweiheten, Opfers, „welchen ein Hohepriester über seinen Altären emporhebt, „blitzt das aus der Scheide gezogene Schwert in unseren „Händen und trifft dem Haupte unserer Feinde. An dem „Tage des Scheeren, wenn die Tapferen eine Freistätte vor „der Gefahr suchen, bietet unser entblößte Arm dem Kampfe „Trotz. So gedeihet ein, von den Wassern des Himmels ge„tränkter, Weinstock, so unser, mit dem Blute unserer Opfer „gefärbtes, Schwert. Dasselbe durcheilt die Welt mit der „Schnelligkeit des Blitzes; es beginnt seinen Flug und in „demselben Augenblick sieht man es auf das Haupt unserer „Feinde niederfallen!

„Nachdem beide Theile so gesprochen hatten, traten das „Schwert und die Feder vor, um selbst ihre Rechte zu ver„theidigen. Ich bin es, sagte das Schwert, welches meinen „Tapferen Muth und Stärke einflößt: von mir erwarten die „Geier und die jungen Löwen ihre Nahrung. So lange ich „da bin, werden sie weder Hunger noch Durst leiden; denn „ich ernähre sie von dem Fleische der Helden und berausche „sie in dem Blute der tapfersten Krieger. Wie sollte dieselbe „es wagen sich mir zu vergleichen, die Feder, welche von meinem „Feuer verzehrt wird, die ich mit Füßen trete! Wie sollte „ein zerbrechliches, halb zerknicktes Rohr, dem Brombeerstrauche „und der Nessel ähnlich, die Verwegenheit haben, mit mir um „den Rang zu streiten? Mein Arm darf dieselbe nur berühren „und er zerbricht sie sogleich; der Wind hat auf sie gehaucht „und es ist selbst nicht eine Spur von ihr geblieben.

„Dein Mund hat dir Wahrheit verkündet, entgegnete die „Feder, und Alles was du gesagt hast, ist gegründet. Ja du „bist es, durch welches das Blut vergossen wird; deine Gewalt„thätigkeit und deinen grausamen Sinn kennt die ganze Welt. „Ach! wie vieles Blut ist durch dich geflossen! wie viele Un„schuldige hast du erwürgt! Seit dem Tage, an welchem dein „Dasein begann, hast du nie aufgehört die Erde zu entvölkern, „die Wohnstätte mit Leichnamen anzufüllen, die Kinder von „ihren Aeltern zu trennen und sie aus dem Schooße ihrer „Mütter zu reißen. Wenn du dich mit deiner Stärke gegen „mich brüstest, so erfahre, daß meine Macht nicht in meiner „Kraft besteht, sondern in dem Geiste der mich beseelt. Mit „welcher Stirne wagst du es dich mir zu vergleichen? Ich „bin ein Mensch von reinem und makellosen Leben, der in „Zelten wohnt; du dagegen bist ein Landstreicher und hältst „dich nur in der Wüste auf; deine Handlungen bestehen „sämmtlich in Verbrechen, Mordthaten und Räubereien. Dein „Aufenthalt sind die steilen Berge und die Felsen welche dir „Gemsen bewohnen, das Bette, welches der Gießbach sich höhlet, „oder die Finsterniß der dunkeln Wälder. Wer dich siehet, „eilt die Flucht vor dir zu ergreifen; mein Anblick hingegen, „flößt Freude ein, der Umgang mit mir vollkommenes Zutrauen. „Dich betrachtet man als einen befleckten und ansteckenden „Menschen, als einen elenden Verbannten der menschlichen „Gesellschaft. Die Diebe und Gottlosen, die Menschen, welche „von Mutterleibe an nur Sünde waren, diese allein unter „den Sterblichen suchen mit dir zu verkehren. Was mich „betrifft, so empfange ich keinen Gottlosen in meinem Hause. „Der Sünder hat keinen Theil an meiner Gesellschaft, er „wagt es selbst nicht die Augen auf mich zu richten. Der ist „werth mir zu dienen, wer auf dem Wege der Unschuld „wandelt; ich befinde mich nur in den Händen tugendhafter „Menschen. Wie huldigen dir ersten unter den Sterblichen; „die Herrscher besitzen für mich keine Geheimnisse, durch meine „Hülfeleistung werden ihre Ansichten ausgeführt, und wenn „ich mich mit dem Könige der Könige in dem Innersten seines „Tempels befinde, so hast du keine Erlaubniß dich demselben „zu nähern.

„Deine Großsprecherei, entgegnete das Schwert, verdient „keine Erwiederung. Frage nur die alten Tage, welche deinem „Dasein vorangingen, sie werden dir antworten und dich belehren, „daß meine Hülfe es ist, mittelst welcher der König über Diejenigen

Digitized by Google

„„siegt, die sich gegen ihn erheben,*) die Aufrührer unterwirft, „„seine Feinde und die Verräther bewältigt, die sich seiner „„Herrschaft entziehen wollen. Die festen Städte, die Wälle „„und die Burgen, werden nur durch mich erobert; mir ver„„dankt der König die Erhaltung seiner Macht. Ohne die „„Furcht, welche ich einflöße, würde seine Größe nicht einen „„Augenblick bestehen können. Ich bewahre ihn vor seinen „„Unterdrückern, ich sende meine Schrecken vor ihm her, ich „„vernichte Diejenigen, welche ihn angreifen, so wie auch alle „„Schaaren seiner Feinde und alle Völker die er mit Krieg „„überzieht; bei dem Anblicke des Schwertes, mit dem seine „„Hand bewaffnet ist, wer würde es wagen gegen ihn Stand „„zu halten?

„Als die Feder diese Rede des Stolzes und der Verachtung „angehört hatte, mit welcher das Schwert sich gegen sie erhob, „richtete sie die folgenden Schlußworte an dasselbe:

„„Ich schweige; aber, wenn ich meine Heere versammle, „„bringe ich durch meine Rede die stolzesten Menschen zum „„Zittern; meine Verlautbarungen sind der Schmuck des „„Hauptes der Könige; meine vortrefflichen Gleichnisse sind die „„Freude der Herren. Ich bin es, deren der Ewige sich be„„dient hat um die zehn Gebote zu entwerfen, die er auf dem „„Berge Horeb gab, damit sie das Erbtheil meines Volkes „„würden. Wenn das Schwert sich erhebt, richte ich meine „„Fahne über seinem Haupte auf; an dem Tage, wo es sich „„mit mir zu messen wagt, bleibe ich aufrecht stehen und „„dasselbe fällt zu meinen Füßen hin.""

„Bei dieser Erzählung," sagt Herman Eracki, „als ich „diesen beredten Vortrag angehört hatte, zeichnete ich die Worte „des Chaber Hakkini auf die Schreibtafel meines Herzens und „gab sie mit einem eherenen Griffel in dieselben ein. Ich ver„lebte mit ihm Stunden, Tage, Jahre; sie verflossen mir in „Freude und Lust bis zu dem Augenblicke, wo mich die Zeit „mit dem Pfeile der Trennung verwundete und mir die Milch „seiner Gesellschaft entzog."

Berlin. N—n.

Abriß der allgemeinen Geschichte in zusammenhangender Darstellung auf geographischer Grundlage. Ein Leitfaden für mittlere und höhere Lehranstalten von Dr. W. Assmann, Professor am Coll. Carl., Lehrer der Geschichte am Obergymnasium und an der höheren Töchterschule in Braunschweig. B. 11—24, S. 161—382. Braunschweig, bei Vieweg & Sohn, 1853. 8.

Wir haben der verdienstvollen Arbeit des Herrn Verf. bereits in Nr. 27 dieser Blätter im Allgemeinen ihre gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen und können uns daher auf die Ausführung in d. 10—24 B. beschränken, womit dieser Abriß beendigt ist. Mit S. 166 beginnt die 4te Periode der mittleren Geschichte vom Ende der Kreuzzüge bis zur Entdeckung von Amerika. (1291—1492). Die neuere Geschichte (S. 202) stellt in der ersten Periode bis zum westphälischen Frieden, die von den mächtigeren Staaten im westlichen Europa ausgehenden Händel in Europa und die Begründung eines neuen europäischen Staatensystems dar, in welchem das spanisch-österreichische Haus sein Uebergewicht beginnt, und auf die Aufrechthaltung der katholischen Kirche stützt und daher sowohl sich selbst als die Kirche durch die Kirchen-Reformation erschüttert findet, woraus eine Reihe von Kämpfen fast in allen europäischen Staaten entstehen. In der zweiten Periode, bis zur französischen Revolution, bildet sich beim Streben nach Hebung des Wohlstandes und der Geistesbildung, gestützt auf die Königsmacht und stehende Heere, als Mittelpunkt der Nationalkraft ein allmähliges Gleichgewicht durch fünf Hauptmächte. Im Westen drängt Anfangs Frankreich Oesterreich zurück, bis im spanischen Erbfolgekriege England das Gleichgewicht vermittelt; im Osten steht Schweden voran, bis Rußland durch den nordischen Krieg zur Vorherrschaft gelangt. In der Folge treten der Westen und Osten in ein Staatensystem. Die neueste Geschichte (S. 294) schildert den Kampf der Völker für freiere und nationalere Gestaltung ihres Staatslebens, welcher besonders in Frankreich vielfache Hemmnisse entgegengetreten waren. In Frankreich beginnt aber statt einer verständigen Reform eine gewaltsame Staatsumwälzung, und es geht daher die Staatsverfassung vom unbeschränkten Königthum zur wildesten Demokratie der Republik, und von dieser zur Schatten-Republik unter dem Consulate und endlich zum absolutesten Kaiserthum über. Die Uebermacht des letztern durch glückliche Kriege brach der Befreiungskrieg und sicherte der Selbstständigkeit der Nationalitäten den Sieg; worauf denn die Völker nach freierer Entwickelung der Staatseinrichtungen streben, aber in einer Reihe von Revolutionen, in Europa wie in den amerikanischen Kolonien, zwischen den Extremen schwanken. Dieser zweite Abschnitt schließt die Schrift mit dem Jahre 1848, dessen Geschichte auch unter dem aufgeregten Parteigeiste noch wohl kein unparteiisches Weltgericht zu halten vermag.

Neben der europäischen Staatengeschichte sind die übrigen Welttheile verhältnißmäßig berücksichtigt, die Bestrebungen und Erfolge in Wissenschaft und Kunst, in Schule und Kirche, welche den Bildungsprozeß der Völker in Beziehung zu ihren geographischen Verhältnissen oder dem geschichtlichen Schauplatz darstellen, auf eine anschauliche, klare und prägnante Weise behandelt; daher den Kindern wie den Gebildeten die bestimmte und deutliche Uebersicht der Geschichte dadurch ungemein erleichtert wird, und die kurzen (oft durch ein einzelnes Wort) eingeschalteten Citate Licht über Begebenheiten und Charaktere verbreiten oder sie in die Erinnerung zurückrufen. Dabei hat die Darstellung eine gefällige Form und ist in deutscher, ehrlicher Weise objectiv gehalten, so daß weder die subjective Ansicht des Verf., noch seine Nationalität, welche in manchen französischen und anderen Geschichtswerken aus falschem Patriotismus, aber auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, dem Kundigen widerlich entgegentritt, sich nirgends bemerklich macht.

Dr. J. C. Kgr.

---

*) Voltaire sagt:

Le premier des rois fut un soldat heureux.

Der Kön'ge erster war ein glücklicher Soldat.

Digitized by Google

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par F. Heussner, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. — Tome IX. No. 6. — Bruxelles, F. Heussner, 1852. Seite 433—492 (Schluß des Bandes). Gr. 8.

Dieses Heft, dessen Erscheinen durch zufällige Umstände verspätet ist, enthält zuerst Notizen von Hrn. G. Brunet in Bordeaux, Bibliotheca manuscripta nova überschrieben, aus einem von ihm gesammelten Verzeichnisse von Handschriften in Privatbibliotheken, und zwar aus der die dramatische Literatur umfassenden Abtheilung. Hr. Edward van Even hat seinen höchst interessanten Aufsatz über die Bibliothek von Charles de Croy, Herzog v. Aerschot (1614), der im vorhergehenden Hefte begonnen, vollendet. Der, leider auch im Original mit lakonischer Kürze abgefaßte Katalog der Manuscriptensammlung des gelehrten belgischen Bibliophilen ist abgedruckt und das Schicksal derselben besprochen; auch von den Bestandtheilen der ausgewählten Sammlung von gedruckten Werken erhalten wir eine Uebersicht. Hr. van Bruxen (bei der königl. Bibliothek angestellt) theilt Nachrichten über die gesetzlich verfügte Ablieferung von Exemplaren neu erschienener Bücher in Belgien (dépôt littéraire en Belgique), von deren Entstehung bis auf die Gegenwart, mit. Von Hrn. Ch. de Chênedollé ist die Notice raisonnée des ouvrages, lettres, dissertations, &c., de l'abbé de Saint-Léger fortgesetzt. (Für unsere hiesigen Leser, denen die Giraffen Interesse eingeflößt, die Bemerkung, daß der vielwissende und vielschreibende Abbé auch diesen Thieren seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, und in Nr. 154 des Journal de Paris von 1788 seine Landsleute belehrt, daß die von le Vaillant nach Paris gebrachte Giraffe nicht die erste in Europa gesehene gewesen und die frühere dort erschienenen aufzählt u. s. w. Schon im Journal des Savants von 1784, Juli, hatte er die Beschreibung des Anton Constantius von einer Giraffe, die sich 1486 im December in Fano befand, veröffentlicht.) — Hr. G. Brunet fährt fort Auszüge von Briefen bedeutender Persönlichkeiten aus wenig bekannten Autographen-Katalogen zu geben. Wir entnehmen diesem Aufsatze ein merkwürdiges Fragment eines Briefes des vormaligen Königs von Neapel und Spanien, Joseph, welcher in den Vereinigten Staaten bei der Nachricht von der Juli-Revolution 1830, geschrieben ist: „Je désire pour le bien de notre pays et pour la tranquillité de l'Europe que Napoléon II soit appelé au trône; j'ai écrit à sa mère pour cela; je serais à Paris lorsque vous lirez cette lettre, si le nom du duc d'Orléans ne se trouvait parmi ceux qui figurent dans les nominations nouvelles, tous les autres m'auraient donné pleine et entière confiance; j'attendrai donc un nouveau packet; j'ai lieu de penser que mon opinion est aussi celle des principales cours de l'Europe. Le duc d'Orléans ou la république ouvriront probablement une nouvelle carrière de révolutions. Napoléon deux, appelé déjà par le peuple, n'a besoin d'aucune élection nouvelle qu'il obtiendrait d'ailleurs si le véritable souverain est consulté; son nom, une bonne constitution, j'ose dire mes conseils, auraient donné à la France la paix, la liberté et à l'Europe pleine sécurité." — S. 469 ff. ist der nicht in den Buchhandel gekommenen Poésies choisies von J. H. Hobin (1852) gedacht und ein an ihn vom Chevalier de Boufflers 1808 gerichteter Brief abgedruckt. — Aus Hrn. Hipp. Rousselle's Forschungen über die Bibliographie von Mons erhalten wir einen Abschnitt, welcher dem Buchdrucker Rutger Velpen oder Velpius (— er druckte erst in Löwen, dann in Mons, 1580—85, und zuletzt in Brüssel —), zum Gegenstande hat. — Hr. Vicomte Colomb de Batines, der in Florenz den Corriere dell' Arno redigirt, hat Hrn. de Chênedollé, in Veranlassung seines Zusatzes zu des Unterz. Versuche eines Verzeichnisses der über die Geschichte der Buchdruckerkunst in Italien erschienenen Schriften eine Notiz über die Lettera del Sig. N. N. al sign. N. N. (Napoli circ. 1801), deren Verfasser der Abbé de Rauzan, und die sich auf die Bibliothek des Klosters de la Cava bei Neapel bezieht, übersandt (S. 474). — Einen naiven und offenherzigen Censor lernen wir aus der Druck-Genehmigung der Nieuwe chronijcke van Brabant, Antwerpen, Jan Mollijns, 1565 kennen. Er heißt Metsius. „Diese Geschichte", erklärt er, „enthält Nichts, was den katholischen Glauben, die Fürsten oder den christlichen Staat verletzen könnte, wenn das weggelassen wird was ich gestrichen habe, gestrichen habe ich nämlich, was in irgend einer Weise schien verletzen zu können." — Hr. R. Chalon, correspondirendes Mitglied der Akademie und Mitarbeiter am Bulletin, ist an die Stelle des Hrn. Grafen J. B. d'Hane de Pottes, der seine Entlassung genommen, zum Mitgliede des Verwaltungsrathes der königlichen Bibliothek ernannt.

Unter der Leitung des Hrn. A. Steckr soll das Bulletin du bibliophile belge künftig jeden Monat ausgegeben werden; eine in vielfacher Beziehung sehr zweckmäßige Veränderung, die ohne Zweifel dieser Zeitschrift neue Freunde im In- und Auslande erwerben wird. Mit dem zehnten Bande beginnt eine zweite Reihenfolge; über den ersten bis neunten Band haben wir eine Table analytique zu erwarten.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Die neuern Bearbeiter der spanischen Geschichte haben die Angabe der Historiker, welche die Zahl der 1492 vertriebenen Juden auf 800 000 Köpfe schätzen, vielfach angezweifelt, oder gar als unzweifelhafte Uebertreibung behandelt. Wir glauben mit Unrecht. Eine in den jüngsten Tagen gemachte archivalische Entdeckung hat bewiesen, daß es schon im 14. Jahrhundert allein in den castilischen Landen (die allerdings bei weitem die Mehrzahl, nach Bernaldez Angaben etwa $\frac{5}{6}$ der jüdischen Einwohnerschaft von ganz Spanien enthielten) über 800.000 kopfsteuerpflichtige Juden gab. Man scheint sich überhaupt gewöhnlich keine richtige Vorstellung von der Größe der Bevölkerung zu machen, welche Spanien im Mittelalter beherbergte. Nach einem Berichte Quintanilla's, des Rechnungsführers Ferdinands und Isabella's, rechnete man im Jahre 1492 auf Castilien, ohne Granada, 1,500,000 Familien, die immerhin zu 7,500,000 Köpfen angenommen werden können. Was Granada betrifft, welcher heute noch eine Million Menschen zählt, so bleibt man sicherlich unter der Wahrheit, wenn

Digitized by Google

man demselben im Augenblicke der Eroberung das Doppelte zuschreibt. Die Länder der Krone Aragonien endlich, nämlich das eigentliche Aragon, Navarra, Catalonien, Valencia und die Balearen, haben gegenwärtig (nach Caballero's Manual geografico-administrativo) 3,200,000 Einwohner, und es läßt sich ohne die mindeste Gefahr der Uebertreibung annehmen daß diese Zahl vor der Vertreibung der Juden und Mauren wenigstens ebenso groß gewesen sei wie heute. Demnach ergiebt sich für Spanien zur Zeit Ferdinand's und Isabella's eine Gesammtbevölkerung von etwa 13 Millionen, wo denn 800,000 oder 1 Million Juden allerdings eine sehr beträchtliche Verhältnißzahl bilden, die indessen immer noch nicht so groß ist wie im heutigen Polen. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts sank die Bevölkerung von Spanien bis auf 5 oder 6 Millionen herab, und erst in unsern Tagen hat sie die Höhe der Zeit Ferdinand's und Isabella's wieder erreicht.

(Anmerkung zur Seite 88 des vierten Abschnitts von A. L. von Rochau kürzlich besprochenen Werkes: „Die Moriscos in Spanien")

Kürzlich hat ein Mann Namens Mountjoy, der ungefähr 53 Jahre alt ist, in England, zwischen Loughborough und Derby, sechs Tage nach einander täglich 68 englische Meilen zurückgelegt. Am dritten Tage dieser eiligen Fußtour fühlte er sich ein wenig angegriffen, doch erholte er sich bald wieder, und war wohlauf, als er sein Unternehmen vollführt hatte.

Französische Blätter geben folgende Erzählung über die merkwürdige eheliche Treue einer Hausschwalbe, die in einer Stadt des Aude-Departements nistet: „Voriges Jahr war das Weibchen des Schwalbenpaares in der Vertheidigung seines Nestes gegen Sperlinge, die sich desselben mit Gewalt bemeistern wollten, elendiglich umgekommen, und das Männchen kam erst hinzu, als die Letztern schon über die Hälfte seiner jungen Brut auf die Erde geworfen hatte. Es griff sofort die Eindringlinge an, schlug sie in die Flucht, verfolgte sie noch eine Strecke, und kehrte dann zurück, um die am Boden liegenden zarten Jungen wieder in's weiche Nest zu tragen. Da es seine Gefährtin verloren hatte, sorgte es nun allein für die Atzung der Kleinen, indem es seine Ausflüge verdoppelte. Späterhin lehrte es sie fliegen, und als es Herbst geworden war, trat es mit ihnen die Wanderung an. Es ist dies Frühjahr wieder zu seinem Neste zurückgekehrt, aber einsam, und meidet allen Verkehr mit den übrigen Schwalben.

In einer der letzten Versammlungen der königlichen Londoner Literaturgesellschaft verlas eine ihrer Mitglieder, Herr Hogg, einen Aufsatz über die Geschichte, die Sprache und die Literatur Islands, worin die Annahme, daß Island das Ultima Thule der Römer gewesen sei, in Zweifel gezogen wird. Ihm zufolge würden es die Faröerschen Inseln gewesen sein, die den Römern als ihr Ultima Thule gegolten hätten; denn wenn sie bis nach Island gekommen wären, würden sie auch Grönland und Amerika entdeckt haben. Ueber Island, hieß es weiter in dem Berichte, sei bis zum neunten Jahrhundert nichts Bestimmtes bekannt geworden, obwohl es glaubhaft wäre, daß die Engländer und Irländer von dessen Existenz Kunde gehabt hätten, indem der ehrwürdige Beda eine ziemlich treffende Beschreibung von der Insel gegeben haben soll. Die isländische Chronik beginnt mit dem Landen der Norweger, und berichtet, daß ein Pirat Namens Naddode im Jahr 861 durch einen Sturm nach Island verschlagen worden sei.

Die Times geben folgenden kurzen Bericht über die interessante und glückliche Fahrt, von welcher die königlich schwedische Fregatte Eugenie von 40 Kanonen, unter dem Befehl des Capitain Virgin, vor Kurzem zurückgekehrt ist: „Sie hatte Europa im October 1851 verlassen, war Rio Janeiro und den Platastrom angelaufen, und passirte im Februar 1852 die magellanische Straße. Darnach hat sie zu Valparaiso vorgesprochen, ist im März von Callao versegelt, und hat, eine Rundtour im stillen Meere machend, die Gallapagen, Panama, die Sandwich-Inseln, San Francisco, Otahaiti, die Freundschaftsinseln und Sydney besucht. Dann hat sie ihren Lauf nach dem indischen Ocean genommen, und ist von Australien nach den Carolinen und Ladronen, Canton, Manilla, Singapore, Batavia und Mauritius gegangen. Am 20. April d. J. hat sie das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen, und ist am 4. März von St. Helena versegelt. Auf ihrer ganzen Weltumsegelung hat sie von ihrer 340 Mann starken Bemannung nur 5 verloren: zwei am Fieber, einen durch einen unglücklichen Fall und zwei durch Desertion. Der Zustand des Schiffes wie der Mannschaft gereicht, sagt der Plymouther Referent, der schwedischen Marine zu hoher Ehre. Ein Theil der Letzteren hatte eine Zeitlang an einer partiellen Blindheit bei Nacht gelitten, welches Uebel sich aber mehr und mehr verlor, so wie man sich einer nördlicheren Breite näherte. Dasselbe wurde den Wirkungen der Sonnenstrahlen in den heißen Klimaten zugeschrieben, die das Schiff passirt ist.

Die englische Friedensgesellschaft hat eine Prämie von 250 Lstrl. für die beste, und eine dgl. von 100 Lstrl. für die nächstbeste Abhandlung über stehender Heere ausgesetzt. Die Gegenstände dieser Abhandlung sollen seyn: eine gedrängte Geschichte des Ursprungs und der Erweiterung der stehenden Heere im neuen Europa; eine genaue statistische Angabe der Mannschaft, welche die europäischen Nationen gegenwärtig in ihrer Land- und Seemacht verwenden, wobei die regulaire Macht von der halbregulairen, wie Milizen, Nationalgarden, Landwehr, ꝛc. zu scheiden ist; eine Schätzung der Kosten dieser Etablissements, mit Hinzurechnung des Verlustes an productiver Arbeit der in denselben verwendeten Kräfte. Die Abhandlung soll ferner die moralischen, socialen, finanziellen und politischen Uebelstände beleuchten, die mit dem System, großer Heere in Friedenszeiten zu unterhalten, verbunden sind. Sie darf nicht 200 Seiten des Druckes der Revue des Deux Mondes übersteigen, und kann in englischer, französischer oder deutscher Sprache verfaßt sein. Die Einsendungen müssen bis oder vor dem 1. Januar 1854 gemacht werden, und zwar unter der Adresse des Herrn Henry Richard, Secretair der Comite des Friedenscongresses, London, New Broad-street, Finsbury, Nr. 19.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, großer Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 55. Sonnabend, den 9. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Melandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von J. G. Franke ..... Seite 425
Der Schiffskanal des Isthmus von Darien..... " 426
Die Londoner Schaustellung von Kunsttischlerarbeiten ..... " 426
Lebensgeschichte Hiuen-Thsang's und seine Reisen in Indien in den Jahren 629 bis 645..... " 428
Literatur:
Ergänzung der Mittheilung über Baron De Stassart's wissenschaftliche Leistungen ..... " 430
Histoire et Bibliographie analytique de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, par J. P. Namur..... " 431
Eine verlorene Seele. Roman von Aline v. Schlichtkrull ... " 432
Miscelle..... " 432

Gedichte von J. G. Franke.

I. An Elise.

Mein Motto:
Ich nähr' in mir der Dichtung Gluth;
Doch streb' ich nicht nach Prunk und Glanz,
Wenn nur, was ich empfinde, ganz
In meinem Liede ruht.

Wenn ungezügelt in der Brust
Gefühle durcheinander treiben,
Drängt's mich zuweilen unbewußt,
Etwas auf's weiße Blatt zu schreiben.

Wie bald, wenn dann zu Reimen sich
Die Herzenswoete zart verschlingen,
Wenn's gährt, als ob ein Zauber mich
Erfaßt und trägt auf Aethreschwingen.

O kann ich dann mit Geistesmacht
Auch nicht in volle Saiten schlagen,
Ein Lied, das fühlend ich erdacht,
Wird doch in Einer Brust getragen!

Dem ganzen Volke sein Gedicht
Als ein Vermächtniß übergeben,
Ist herrlich wohl; doch will ich nicht
Dies zu verwegne Ziel erstreben.

Verständest Du, was ich gewollt,
Wie wär' genug und mehr gelungen:
Ein Händedruck, ein Blick so hold
Der schönste Lohn, den ich errungen!

II. Vor der Fahrt.

Zum Haus dort an der Halde,
Umsäumt vom Abendschein,
Zieht's mächtig mich hinüber:
Dort wohnt die Liebste mein.

Ob auch kein Sternlein flimmert
Und zornig schäumt der Fluß —
Ich fahre doch hinüber,
Es lohnt ihr Flammenkuß.

Digitized by Google

Noch muß ich mich gedulden,
Bis gar der Tag versinkt,
Bis mir das Licht am Fenster
Als Liebeszeichen winkt.

Jetzt schwebt im bläulichen Aether
Der traute Mond heran,
Die Luft nun säuselt gelinder,
Im Schilfe schwankt der Kahn;

Das Licht ist angezündet,
Jetzt harrt die Liebste mein;
Noch wenige Minuten
Und selig werd' ich sein: —

Der Kahn durchzieht die Wellen,
Im Thale ringsum ist Nacht.
Im Busen stirbt das Leiden
Und nur die Liebe wacht.

Der Schiffskanal des Isthmus von Darien.

Ueber den obigen Gegenstand theilt der Standard folgendes interessante Schreiben des Herrn Alexander von Humboldt an den Herrn Dr. Cullen mit:

Potsdam, den 4. Juni.

Mein Herr, es ist sehr Unrecht von mir, daß ich so lange gezögert habe die freundliche und interessante Zuschrift zu beantworten, die Sie so gütig gewesen, mir durch die Hände des Herrn Augustus Petermann, der eben so achtungswerth durch seinen Charakter als durch die Solidität seiner geographischen Arbeiten ist, zugehn zu lassen. Sie dürfen den hohen Werth nicht bezweifeln, welchen ich auf Ihre muthigen und nützlichen Forschungen im östlichen Theile des Isthmus von Panama setze, und da Ihnen meine Lage so wie mein vorsündfluthliches Alter bekannt ist, werden Sie selbst meinen so späten Ausdruck einer lebhaften Dankbarkeit mit Nachsicht aufnehmen. Nachdem ich ein halbes Jahrhundert vergebens bemüht gewesen bin, die Möglichkeit eines oceanischen Canals darzuthun, und die Punkte des Golfs von San Miguel und Cupica als vorzüglich beachtungswerth zu bezeichnen; nachdem ich in der letzten Ausgabe meiner „Natur-Ansichten" fast mit Bitterkeit mein Bedauern darüber ausgesprochen habe, daß die Anwendung der Mittel, welche der jetzige Stand unsrer Kenntnisse in der Erreichung genauer Ausmessungen darbietet, so lange verschoben worden ist, mußte es mir schon mehr als irgend jemanden zur Zufriedenheit gereichen, meine Hoffnungen auf ein so edles Unternehmen endlich wieder aufleben zu sehen. Ihre Veröffentlichungen, mein Herr, und die des Herrn Gisborne, werden das große Werk ins Leben rufen, einen wichtigen Theil des Handels der Nationen umzuwandeln und die reichen Länder des östlichen Asiens und des indischen Archipelagus zugänglicher zu machen. Dies Unternehmen übersteigt keineswegs die geistige und materielle Macht, zu welcher die civilisirten Nationen es gebracht haben. Das Werk sollte ein immerdauerndes werden, und nicht als ein Canal mit Schleusen beginnen, wie der prächtige caledonische Canal; es muß ein wahrhaft oceanischer Canal sein, ohne Schleusen: eine freie Durchfahrt von Meer zu Meer, bei welcher die Raschheit wohl modificirt sein, aber durch die Verschiedenheit in der Höhe und dem Nichtzusammentreffen von Ebbe und Fluth nicht unterbrochen werden darf. Genehmigen Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner höchsten Achtung. (Folgt die Unterschrift.)

Die Londoner Schaustellung von Kunsttischlerarbeiten ꝛc.

(Aus dem Atlas.)

Abseiten des Departements der practischen Kunst waren schon seit einiger Zeit Schritte gethan, eine Sammlung Exemplare von Kunsttischlerarbeiten zusammen zu bringen, geeignet, den Kunstbeflissenen dieses Faches Fingerzeige und Belehrung zu geben. Diese Sammlung ist nun am 4. v. M. in den Gemächern vom Gore-Hause zur Schau gestellt worden.

Dieselbe besteht aus ungefähr 120 Stücken, von welchen Ihro Majestät und der Graf Amherst die Mehrzahl hergeliehen haben. Die meisten Artikel sind italienischen, deutschen, französischen und englischen Renaissancestyls, und mehrere schreiben sich aus der Periode Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und einer späteren Zeit der französischen Monarchie her. Das älteste Werk dieser Ausstellung ist ungefähr aus dem Jahre 1480 und augenscheinlich deutschen Ursprunge. Die Sammlung enthält Manches, woraus der Künstler und der Arbeiter sich nützliche Lehren entnehmen können, und obwohl die Kunsttischlerarbeiten unserer Zeit in dem Practischen und der tüchtigen Arbeit die Erzeugnisse des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die hier ausgestellt sind, übertreffen, haben diese doch eine Menge künstlicher Verzierungen, die dem Nützlichen und Vortrefflichen der Arbeiten unserer Zeit noch hinzugefügt werden könnten. Wenn eine Eigenschaft mehr wie eine andere Beachtung verdient, so ist dieses unstreitig die große Sorgfalt, welche auf die Vollkommenheit alles dessen verwandt worden zu sein scheint, was die Ausschmückung der Arbeiten betrifft.

Wir wollen zuvörderst eines merkwürdigen Stückes aus geschnitztem Eichenholze, italienischen Styls und vom Jahr 1520. erwähnen, das Herr Nultjo hergeliehen hat. Die schöne Arabeskenarbeit, die dies Werk schmückt, ist höchst preiswürdig wegen der darauf verwendeten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Man vermuthet, daß dies Stück für die Familie Orsini verfertigt worden, und ein Werk Jacopo's da Canova ist. Ein Schenktisch aus geschnitztem Eichenholz (1530), flamischen Styls, von J. K. Brunei Esq. geliehen, ist muthmaßlich ein Werk Pauls Van Schelten, und merkwürdig durch seine meisterhafte Behandlung und die Vortrefflichkeit seiner Manipulation. H. Maguine Esqr. hat einen venetianischen Koffer von Nußbaumholz im Cinque-cento-Styl (1660) hergeliehen, auf dessen mittler Füllung sich in alto relievo eine Darstellung Cäsars befindet, wie er den Rubicon überschreitet. Eine Cartusche darunter führt die Inschrift: Eamus jacta est

Digitized by Google

alea." Auf der entgegengesetzten Seite sieht man Cäsar wieder, wie er in seinem Triumphwagen von der Siegesgöttin bekränzt wird und ein Trupp Gefangener vor ihm her zieht. Darunter stehn die Worte: „Veni, vidi, vinci!" Die Einzelnheiten des Werkes sind bewundernswürdig ausgeführt. Sowohl das Wappen des Schildes als auch der Künstler sind unbekannt. In der Nähe dieses Stückes befindet sich ein kostbares flämisches Möbel von geschnitztem Ebenholz (ungefähr vom Jahr 1630), Eigenthum des Herrn R. Holford. Es ist dies wohl eine der künstlichsten Arbeiten von Schnitzwerk in Ebenholz, die es giebt. Die auf den Außenthüren in Relief dargestellten Gegenstände sind das Gelübde Jephtha's, und Salomon und die Königin Scheba. Auf der einen Seite ist das Auffinden von Moses, von Raphael, dargestellt. Mehrere der Basreliefs auf den inneren Thüren des Centrums sind von schöner Ausführung. Eine Darstellung Esau's, wie er sein Erstgeburtsrecht verkauft, ist merkwürdig wegen der Einfachheit der Behandlung und auch in Hinsicht ihrer schönen Ausführung. Ein von Herrn Baron L. Rothschild hergeliehenes geschnitztes französisches Renaissance-Möbel zeichnet sich durch seine Schnitzarbeit im alto relievo, vor allem bei den allegorischen drapirten Frauenfiguren in den unteren Füllungen, aus. Nach dem Monogram, mit einem Halbmonde und anderen Initialen, hält man dafür, daß dies Werk Diana von Poitiers, der berühmten Geliebten Heinrichs II. zugehört hat.

Wenn wir von den Arbeiten aus geschnitztem Holze zu den Werken einer späteren Zeit übergehen, wo verschiedene Veränderungen in der Behandlung der Oberflächen vorgenommen worden sind und man Beschläge von Or-molu, Pietra dura und Mußvarbeiten verschiedener Art angewandt hat, werden wir in gleichem Grade eine sorgfältige Beachtung dessen finden, was die Ausschmückung betrifft. Eins der Exemplare, das in Hinsicht von Or-molu-Verzierung eine ganz besondere Beachtung verdient, ist ein aus Mahagony und Or-molu gearbeitetes Möbel; auch steht es mit Recht als die vollendetste und vollkommenste Arbeit bezeichnet, die man nur sehen kann. Jeder Theil der Or-molu-Arbeit bildet ein vollkommenes Studium, und man kann sich keine größere Vollkommenheit in getriebener Metallarbeit denken. Dies Stück, von dem berühmten französischen Kunsttischler Gautier verfertigt, ist von der Königin hergeliehen worden. Ihre Majestät besitzen auch ein reiches und edles Ebenholz-Möbel, mit getriebener Arbeit in Or-molu, deutschen Style und von 1630. Die metallne Ausschmückung dieses Werkes — ein bewundernswürdiges Exemplar deutscher Arabeskenverzierung — ist schön, nicht allein in der Zeichnung, sondern auch in der Ausführung. Noch sieht man einen höchst bewundernswürdigen deutschen Secretair von Ebenholz und Or-molu, durch Herrn H. Farrer eingesandt. Die bildliche Darstellung zeigt Diana auf ihrem von Hirschen gezogenen Wagen, mit einem Gefolge von Nymphen. Viele der Arbeiten in Pietra dura oder mit Mosaikverzierungen sind höchst verdienstlich. Der Herzog von Northumberland hat zu der Ausstellung eine kostbare Arbeit in Pietra dura beigesteuert, die Zeichen an sich trägt, welche vermuthen lassen, daß sie für Ludwig XIV. verfertigt worden ist. Die florentinischen Mosaiken, womit das Werk reich ausgelegt ist, sind von großer Schönheit, und ein großer Theil der Steine, aus welchen die Mosaik gebildet worden, wie Jaspis, Lapis lazuli und andere, ist von hohem Werthe. Ein kleines Möbel aus Pietra dura, im italienischen Styl, Eigenthum des Herzogs von Buccleuch, augenscheinlich florentinische Arbeit, erregt große Aufmerksamkeit durch die höchst geschmackvolle Weise, in welcher einige der Mosaiken in den kleineren Füllungen geordnet sind. Dem Herrn A. Rothschild gehört ein Meubel, das sich ungefähr aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herschreibt, und das, in Nachahmung des Lapus lazuli, mit einer Glaspaste ausgelegt ist, was einen herrlichen und prunkvollen Effect macht. In diesem Styl verdienen weiter der Beachtung: ein florentinisches Möbel, durch den Herzog von Devonshire hergeliehen; ein italienisches ausgelegtes Möbel, von Ebenholz und Pietra dura (1640), dem Herrn J. Auldjo gehörend; ein ebenholzenes Möbel des Lord Willoughby d'Eresby, und noch ein Stück des Herzogs von Northumberland.

Groß, wohl größer als von all den anderen Gattungen, ist die Zahl der eingelieferten eingelegten Arbeiten. Sehr schön ist eins der Exemplare, das der Königin gehört, ein Schreibtisch mit vielen Auszügen, und muthmaßlich eins der ersten Stücke, die es in dergleichen Arbeiten gegeben hat. Nach dem Wappen zu urtheilen, hat es der Familie De Retz gehört. An einem anderen Stücke, das ebenfalls das Eigenthum Ihrer Maj. ist, sind die getriebenen Metallarbeiten und sonstigen Decorationen von äußerster Schönheit. Die Schnörkel sind zierlich gezeichnet, und der allgemeine Charakter der Verzierungen ist äußerst schön. Herr Baring Wall MP hat ein kleines ähnliches Möbel von 1750 hergeliehen, das mit einem Medaillon, dem Bildnisse Heinrichs IV. im Profil geschmückt ist.

In Marqueterie-Arbeit giebt es eine Menge Stücke, die mehr aus dem historischen Gesichtspunkte, als wegen ihrer Vortrefflichkeit oder Schönheit beachtenswerth sind. Als merkwürdig ist unter ihnen ein sichtlich orientalisches Stück, ein Kasten zu bemerken, der Raben zugehört haben soll, so wie ein Paar ebenholzene Stühle, mit grotesken, ihre Hüte in Händen haltenden Figuren auf der Rücklehne, und von welchen man meint, daß sie mit zu dem Mobiliar des Cardinals Wolsey gehört haben.

Auch von eingelegter Arbeit aus Platten von Sevres Porcellan sind mehrere auserlesene Exemplare vorhanden, so wie ein französischer Tisch oder Etagere, mit einer Platte von Wedgwood Irdengut, eine Opferung darstellend.

Einige Teppiche und sonstige Artikel, welche der Graf Amherst hergeliehen hat, hat einen Theil des Mobiliars gebildet, welches z. Z. für den Besuch, den Jacob I. Karle abgestattet hat, expreß angeschafft worden ist. Man lernt daraus den schwerfälligen Styl des ehemaligen englischen Mobiliars kennen.

Die Studien der Kunstschulen in der Metropole und in den Provinzen sind in den oberen Gemächern zur Schau gestellt. Es sind Compositionen in Farben, Figuren, Blumen, anatomische, ornamentale, elementarische Zeichnungen, auch Zeichnungen, die für gewisse Gegenstände des Nutzens und der Decoration passlich sind. Zu diesem Theil der Ausstellung hat Herr Maleady RA. zur Belehrung von angehenden Künstlern in diesem Fache eine Sammlung von Studien gegeben, die er nach lebenden Modellen angefertigt hat.

Digitized by Google

Die Schaustellung wird nur eine kurze Zeit und zu folgenden Eintrittspreisen offen bleiben: Montags und Dienstags 6d., Mittwochs, Donnerstags und Freitags 1s., Sonnabends eine halbe Krone.

Lebensgeschichte Hiuen-Thsang's und seine Reisen in Indien in den Jahren 629 bis 645.

Ueber obengenanntes interessante Werk, dessen auch in den Verhandlungen der Londoner asiatischen Gesellschaft gedacht worden ist, (m. s. die Nr. 51 d. Bl.) durch Stanislas Julien aus dem Chinesischen in's Französische übersetzt, berichtet Herr Defremery in einer der letzteren Nummern des Constitutionnel wie folgt:

Die sanscritische Literatur, so reich in Bezug auf epische, dramatische, beschreibende Poesie, und insbesondere so merkwürdig durch die Sammlung von lehrreichen Fabeln, aus welcher die neuere Wissenschaft den Stoff mehrerer der Mährchen und Fabeln geschöpft hat, an welchen sich unsre guten Vorfahren ergötzt haben, hat keineswegs ein gleiches Interesse und gleiche Resourcen für die Liebhaber von historischen Studien. Das brahminische Indien hat keine eigentliche Geschichte: die vornehmsten geschichtlichen Documente, welche die Eingebornen aufzuweisen haben, sind Inschriften auf Kupfer über Ueberlassungen von Ländereien an gewisse Tempel, mit Angabe der Zeit und der Namen derjenigen, von welchen diese Schenkungen gemacht worden sind. Diese zerstreuten Materialien, so wie die wenigen geschichtlichen Nachweisungen, welche in dem ersten Theile der von den asiatischen Gesellschaften zu Calcutta und Paris veröffentlichten Chronik von Kaschemyr enthalten sind, können aber der europäischen Kritik durchaus nicht genügen; es fehlt ihren Forschungen insbesondere an positiven Zeugnissen von gewissem Datum, und an alle dem, was sich aus der Zeit vor den Eroberungen Mahmuds des Gazeviden, d. h. der ersten Jahre des eilften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, einer Epoche beschreibt, wo der Nationalgeist in Folge der muselmännischen Invasionen eine Veränderung hat erleiden müssen. Die drei Werke, welche der gelehrte Herr Reinaud in den Jahren 1845 und 1849 herausgegeben hat, haben unstreitig das Verdienst, diesen Bedingungen zu entsprechen. Es war ein äußerst glücklicher, und, abgesehen von dem Verdienstlichen seiner Ausführung, des größten Lobes würdiger Gedanke, sich bei den arabischen, persischen und chinesischen Schriftstellern nach den Aufschlüssen umzusehen, die man in Betreff der Vergangenheit ihrer Nation bei den indischen Autoren vergebens suchen würde. Es ist eine bekannte Sache, daß die Beziehungen des arabischen Reiches zu Indien bis zu den ersten Jahren nach dem Tode Mahomeds reichen, d. h. bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Anfangs durchaus feindlich, nahmen diese Beziehungen bald eine friedlichere Gestalt an, und es begründete sich ein reger Handelsverkehr zwischen den Häfen des westlichen Asiens und denen von Sind, des Guzerats und der Küste von Malabar. Reisende, durch das Interesse ihres Handels, oder durch die Liebe zur Wissenschaft, oder auch durch die den Arabern so eigne Wanderlust getrieben, drangen tief in diese fernen Regionen ein. Einige haben darüber Beschreibungen hinterlassen, von welchen mehrere bis zu uns gelangt sind.

Chinesische Documente, die von buddhistischen Wallfahrern herrühren, dienen, die arabischen Beschreibungen, welchen sie mehr oder minder vordatiren, zu vervollständigen oder zu controlliren. Seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum zehnten haben die chinesischen Reisenden, welche der Wunsch, die Lehre des Budha an der Quelle zu studiren, und sich die Bücher zu verschaffen, die sie enthalten, mitten durch die weiten Regionen Mittelasiens geführt hatte, eine Menge Beschreibungen der Wege, die sie gemacht, der Länder, die sie gesehen, herausgegeben. Einer dieser Pilger, Namens Fa-hien, der seine fromme Wallfahrt im Jahr 399 angetreten hatte, hat darüber eine Beschreibung gegeben, die im Chinesischen nur 86 Seiten füllt, aber, in Folge der Zusätze des Uebersetzers und seiner beiden Herausgeber, der Herren Klaproth und Landresse, in der Uebersetzung, ein posthumes Werk Abel Remusat's, einen großen Quartband bildet. Um zwei Jahrhunderte später gekommen, als Fa-hien, hat der Reisende, mit dessen Leben und langen Wanderungen uns Herr Julien bekannt macht, manches vor seinem Vorgänger voraus. Sein Werk ist umfassender, und seine Reisen erstrecken sich über weit mehr Länder. Während Fa-hien nur ein dreißig Königreiche besucht hatte, hat Hiuen-Thsang deren ein hundert und zehn selber gesehen und über acht und zwanzig von anderen Auskunft erhalten. Das eigentliche Fundament des Werkes, die Geschichte, die Archäologie, die Legenden, ist aus indischen Quellen geschöpft. Das Werk, welches uns Herr Julien giebt, ist die Lebens- und Wanderungs-Geschichte Hiuen-Thsang's, von zweien Zeitgenossen desselben verfaßt; sie zeichnet sich vor der Originalbeschreibung noch durch biographische Details aus, die von höchstem Interesse sind.

Der Sohn eines Vaters, der sich durch die Lauterkeit seiner Sitten, seiner Kenntniß der canonischen Bücher, seine Uneigennützigkeit und seinen Hang für Abgeschiedenheit auszeichnete, bereitete Hiuen-Thsang's sich früh auf ein religiöses Studium vor, worin einer seiner Brüder ihm bereits mit seinem Beispiel vorangegangen war. Als er sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, d. h. Anno 622, erhielt er die mönchische Weihe in der Stadt Tshing-Tu. Sieben Jahre darnach trat er von Liang-Tshan, am äußersten nordwestlichen Ende von China, eine Stadt, die damals der allgemeine Sammelpunkt der Völker im Westen des gelben Flusses war, aus seine große Reise an. Gleich zu Anfang hatte er mit dem üblen Willen der Agenten der Behörde zu kämpfen, die es niemandem gestatten wollten, das Königreich zu verlassen und fremde Länder aufzusuchen. Er sah sich deßhalb genöthigt, sich des Tages über zu verbergen und nur des Nachts seine Straße zu ziehen. Zu seinem Glücke wurde ein Arrondissements-Gouverneur, dem der Befehl zugesandt worden war, ihn zu verhaften, dermaßen von Bewunderung und Achtung für seine Persönlichkeit ergriffen, daß er vor seinen Augen jenen Befehl zerriß, und ihm den Rath gab, eiligst weiter zu reisen. Hiuen-Thsang setzte darauf seine Reise in Gesellschaft von zwei Fremden fort, von welchen der eine sich für seinen Jünger erklärt hatte, und der andere ein Geist war, der die Straßen nach Westen von Grund aus kannte, indem er den Weg von J'—gu (das Land der Dügaren) mehr als dreißig Mal hin und her gemacht hatte. Die Worte des Greises klangen

Digitized by Google

aber nicht tröstlich für den frommen Reisenden. Er sagte: „die Straßen im Westen sind schlecht und gefährlich: bald sieht man sich durch einen Sandfluß (Triebsand), bald durch böse Geister und durch glühendheiße Winde aufgehalten.“ Sechshundert und funfzig Jahre später hörte auch der berühmte Marco-Polo, als er dieselben Orte passirte, von den bösen Geistern sprechen, die in diesen gefährlichen Einöden hausen, und die sich ein Vergnügen daraus machen, den verspäteten Reisenden auf Abwege zu führen, wo er sich verirren und umkommen muß.

Hiuen-Thsang läßt sich jedoch durch die Schwierigkeiten, die er noch zu übersteigen hat, nicht abschrecken. Obgleich er sich schon den zweiten Tag von seinem jungen Führer verlassen sieht, wagt er sich allein in die Sandwüste, wo er viel von Durst zu leiden hat und sich mehrere Male von Luftgebilden getäuscht sieht, die er für das Werk von bösen Geistern hält. Endlich trifft er wieder Wasser und Vegetation an, und gelangt nach I'—gu, der Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens.

Wir wollen Hiuen-Thsang in der Analyse seines Itinerariums nicht weiter folgen, weil uns das zu weit über die Grenzen dieses Artikels hinausführen und dennoch nur ein Skelett der chinesischen Beschreibung sein würde; ich werde mich darauf beschränken, hie und da einige Einzelheiten auszuziehen, die mir als besonders merkwürdig erscheinen, so z. B. die Beschreibung des Eisgebirges, welches den nördlichen Winkel des Gebirges Tsong ling bildet:

„Dies ist ein höchst gefährliches Gebirge, und sein Gipfel ragt bis in den Himmel hinein. Seit dem Anfang der Welt hat sich dort der Schnee angehäuft, und zu Eisblöcken gebildet, die weder im Frühling noch im Sommer schmelzen. Harte und glänzende Streifen breiten sich in's Unendliche aus und laufen mit dem Gewölke zusammen. Wenn man zu ihnen aufschaut, wird man geblendet. Man trifft verrichte Bergspitzen an, die sich gesenkt haben, quer über den Heerstraßen liegen, und von welchen einige bei hundert Fuß hoch, andere mehrere zehn Fuß mächtig sind. Auch kann man über die einen nicht ohne Schwierigkeit hinweg kommen, und die anderen nicht ohne Gefahr erklimmen. Dazu kommt noch, daß man sich jeden Augenblick von Windstößen und Schneegestöber überfallen sieht, so daß man selbst mit doppelten Schuhen und pelzverbrämter Kleidung vor Kälte zittert und bebt. Nirgend findet sich ein trockner Fleck, wo man sein Mahl genießen, sich ausruhen kann; da muß man denn den Kochtopf hoch hängen, um sich sein Essen zu bereiten, und Matten über den bereisten Boden legen, um ihn als Schlafstätte zu benutzen.“

Man sieht an diesem Bruchstücke, daß der chinesische Reisende es versteht, die großen Schauspiele der Natur präcis und kräftig zu schildern. Wir wollen nun hören, was er den buddhistischen Priestern antwortet, die, um ihn zum Bleiben in Indien zu bewegen, ihr Land zum Nachtheil von China herausgestrichen hatten:

„Der König des Gesetzes (Budha) hat seine Lehre begründet, damit sie sich aller Orten verbreiten soll. Wer möchte ihre wohl allein genießen, und diejenigen im Stich lassen, die ihrer noch nicht theilhaftig geworden sind? Nun sind aber die Magistratspersonen in diesem Königreiche (China) bedächtige Männer, und die Gesetze werden achtungsvoll befolgt. Der Fürst zeichnet sich durch seine hohe Tugend, seine Unterthanen zeichnen sich durch ihre Loyalität, die Väter durch ihre Gewogenheit, die Söhne durch ihren kindlichen Gehorsam aus. Man hält daselbst Humanität und Gerechtigkeit in Ehren, und weiset den Greisen und den Weisen den ersten Rang an. Noch mehr! die Wissenschaft hat für sie keine Geheimnisse; der Himmel dient ihnen zum Vorbild, und sie wissen die Bewegungen der sieben Klarheiten: der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten zu berechnen. Sie haben alle Arten von Werkzeugen erfunden, die jährlichen Jahreszeiten abgetheilt, und die Eigenthümlichkeiten entdeckt, die in den sechs Tönen der Musik verborgen sind.“

Sehr ausführlich und höchst merkwürdig ist die Beschreibung, welche Hiuen-Thsang von einem buddhistischen Kloster, Nalanda, genannt, giebt:

„Im Innern des Klosters waren täglich ein hundert Katheder besetzt, und die Schüler horchten eifrig auf die Vorträge ihrer Lehrer, ohne einen einzigen Augenblick zu verlieren. In der Behausung all dieser tugendhaften Männer herrschte natürlicher Weise ein ernster und strenger Lebenswandel; auch ist in den sieben hundert Jahren, die dies Kloster besteht, nicht ein einziger Verstoß gegen die darin eingeführte Disciplin vorgekommen. Der König läßt ihm Achtung und Ehrerbietung angedeihen, und hat ihm die Einkünfte von hundert Städten zum Unterhalte seiner Mönche überwiesen. Es werden diesen täglich von 200 Familien jeder Stadt mehrere hundert Scheffel Reis nebst Butter und Milch geliefert.“

In der Beschreibung Hiuen-Thsang kömmt weiter, Pag. 266, vor, wie er mit seinen Gefährten, als sie das schneeige Gebirge (Hindu-Kuch) passiren, in ein Dorf von ungefähr hundert Familien kömmt, wo Hammel gezüchtet wurden, die so groß wie Esel waren. Der Uebersetzer hat es versäumt, über diese Thiere eine Bemerkung beizufügen, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der buddhistische Pilger das „Argali“ hat bezeichnen wollen, das von den Mongolen Argus, von den Kirgisen Kutschkar genannt wird. „Es ist dieses,“ sagt der muthige Erforscher der Quelle des Oxus, der Lieutenant John Wood, „ein stolzes Thier, so groß wie ein zweijähriges Füllen, mit einem ehrwürdigen Barte und zwei herrlichen gekrümmten Hörnern. Der Kutschkar ist ein geselliges Thier und lebt in Heerden von mehreren Hundreten.“ — Der brabanter Missionair Ruburquis hat dies Thier schon vor sechshundert Jahren gesehen. „Ich sah auch noch“, sagt er, „eine andere Thierart, die man Argali nennt. Dies Thier sieht dem Widder ähnlich, hat auch, wie dieser, gekrümmte Hörner; diese sind aber so schwer, daß ich Mühe hatte deren Zwei mit einer Hand aufzuheben. Es werden große Becher aus diesen Hörnern gemacht.“ Diese Widderart ist noch ausführlicher von Marco-Polo besprochen worden.

Da ich eben Anlaß gehabt habe, des Lieutenants Wood zu erwähnen, so will ich noch bemerken, daß Herr Jullien an zwei Stellen seines Werkes: Pag. 66 und 271, das Jahr 1830 als das der Reise des englischen Seemanns angegeben hat. Die schöne Entdeckung der Quelle des Oxus durch genannten Offiziers ist aber am 19. Februar 1838 erfolgt.

Durch die Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Hiuen-Thsang hat Herr Jullien den historischen und geographischen Studien

Digitized by Google

einen ausgezeichneten Dienst erwiesen. Sein Buch wird künftigen Geschichtschreibern des buddhistischen Indiens eine Menge so neuer als pikanter Züge liefern. Das Werk der beiden Biographen des chinesischen Wallfahrers enthält, wie der gelehrte Uebersetzer es selber anerkennt, höchst bedauerliche Lücken, indem die Autoren fast überall die Beschreibung der in Rede stehenden Königreiche und Länder ausgelassen haben. Herr Julien hat es sich angelegen sein lassen, diese gewichtige Auslassung dadurch auszugleichen, daß er aus der Originalbeschreibung alle die geschichtlichen, statistischen und geographischen Notizen ausgezogen hat, welche von den beiden chinesischen Schriftstellern unterdrückt worden sind. Diese Stücke, die dem Bande unter dem Titel „geographische Documente", angehängt sind, füllen mehr als hundert Seiten aus.

Am Schluß seiner Vorrede verheißt Herr Julien uns die Herausgabe eines zweiten Bandes, der unter anderen Zugaben die Itinerarien von 56 Geistlichen aus der Zeit der Dynastie der Thang's enthalten soll, Itinerarien, die um das Jahr 730 verfaßt worden, und den Wegweiser von Khi-nie in den westlichen Ländern, von 964 bis 976. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß diese werthvolle Vervollständigung nicht zu lange auf sich warten lassen wird, einer Hoffnung, welche sicher alle diejenigen mit uns theilen werden, die den ersten Band gelesen haben.

Ergänzung der Mittheilung über Baron De Stassart's wissenschaftliche Leistungen in Nr. 42 dieser Zeitschrift.

Dem nicht allein allen öffentlichen Bibliotheken, welche die Mémoires und Bulletins der königl. belgischen Akademie besitzen, unentbehrlichen, sondern auch für Alle, die sich über die gelehrten Arbeiten ihrer Mitglieder belehren wollen, interessanten Werke des Herrn J. P. Namur, Conservateur adjoint der königl. Bibliothek zu Brüssel, Histoire et Bibliographie analytique de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Deuxième édition, considérablement augmentée, Bruxelles, imprimerie de F. Parent, 1852, gr. 8., entlehnen wir, mit Hinzufügung von einem Paar kleinen eigenen Notizen, das folgende Verzeichniß der gedruckten akademischen Vorträge, Berichte und Reden des Herrn Baron De Stassart:

1. Discours prononcé en séance publique le 16 décembre 1835, S. Bullet. de l'Académ. royale, t. 2, S. 457.

2. Rapport à M. le ministre de l'intérieur, sur les travaux de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles pendant l'année 1834—1835. S. Bullet., t. 2, S. 187.

3. Rapport . . . sur les travaux . . . . pendant l'année 1835—1836. S. B., t. 3., S. 202.

   „Il serait superflu", sagt der Verfasser am Schlusse seines Berichtes, „d'insister sur les services rendus par l'Académie, lorsque les chambres législatives, d'accord avec le gouvernement, viennent de prouver d'une manière éclatante (durch Verdoppelung der Dotation für 1836) combien ils sont appréciés."

4. Discours prononcé à l'occasion de la fête académique S. B., t 4, S. 530.

   Der Verf. erneuert hier einige vaterländische Erinnerungen und ruft den rühmvollen Antheil, den die Belgier an der Beförderung der geistigen Cultur nehmen, ins Gedächtniß zurück.

5. Notice biographique sur le général Dumonceau. S. B., t. 3, S. 472.

   Nachdem Hr. De Stassart diesem ausgezeichneten Manne den Tribut des Lobes, welches seinem Andenken gebühret, dargebracht hat, schließt er seine Notiz mit den folgenden Worten: „Par un inconcevable oubli, que sans doute le gouvernement français s'empressera de réparer, le nom du héros belge se trouve omis sur l'arc triomphale de l'Étoile.... J'entendais, il y a 4 mois, des vétérans de la grande armée, en faire la remarque, et, dans cette énergique éloquence militaire dont j'essayerais vainement de reproduire les naives expressions, ils rappellaient les souvenirs d'une gloire qui doit être chère à la Belgique comme à la France."

6. Discours prononcé à la séance publique du 16 décembre 1837. S. B., t. 4, S. 530.

   Aehnlichen Inhalts mit Nr. 4.

7. Rapport à M. le ministre sur les travaux de l'Académie des sciences et belles lettres de Bruxelles, pendant l'année 1839—1840. S. B., t. 7, 1, S. 377.

8. Discours prononcé à la séance publique du 15 décembre 1841. S. B., t. 8, 2, S. 551.

9. Notice sur le poëte Philippe de Maldeghem. S. B., t. 9, 2, S. 427.

   Maldeghem wurde auf dem Schlosse von Leyschot gegen 1540 geboren.

10. Discours prononcé dans la séance publique du 17 décembre 1843. S. B., t. 10, 2, S. 520.

11. Sur une notice de M. Willems concernant d'anciennes chansons françaises. S. B., t. 11, 2, S. 216.

12. Discours prononcé à la séance d'installation de l'Académie des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. S. B., t. 13, 1, S. 4.

13. Notice sur Pierre Colins, chevalier, seigneur d'Heetvelde. S. B., t. 13, 1, S. 367.

    Pierre Colins wurde in der kleinen Stadt Enghien, wo sein Vater, Herr von Ter-Meeren und Heetvelde, im Namen des Königs von Spanien commandirte, 1560 geboren. Im Jahre 1634 veröffentlichte er seine Histoire des choses les plus mémorables advenues depuis l'an 1130 jusques à notre siécle, rédigées selon le temps et ordre qu'ont dominé les seigneurs d'Enghien, terminez ès familles de Luxembourg et de Bourbon. Mons, 4o. (Wieder gedruckt Tournay, 1645, 4o. Die

Digitized by Google

Originalausgabe dieses von einem Augenzeugen geschriebenen Geschichtswerkes befand sich zu David Clement's Zeiten, vgl. s. Bibliothèque curieuse, t. 7, Leipz. 1757, S. 234, auch in der königl. Biblioth. zu Hannover.)

14. Fables. (Vgl. das Verz. in Nr. 42 dies. Blätt. 11.) S. B., t. 13, 1, S. 650.

Zwei neue Fabeln: 1. le Promeneur, le Dogue et le Chien courant; 2. le Chasseur, la Louve et le Chien.

15. Notice sur Guill. Eug. Jos. baron de Wal, commandeur de l'ordre Teutonique. S. B., t. 15, 1, S. 617.

(Sein Essais sur l'histoire de l'ordre teutonique; par un chevalier de l'ordre, 8 Bände, kl. 8., erschien Paris et Liége, 1784—90; seine Recherches sur l'ancienne constitution de l'ordre teutonique, et sur ses usages, comparés avec ceux des Templiers, an welchen, nach Quérard, der Archivar des Ordens Polzer Mitarbeiter war, 2 Bände, 8. Mergentheim, 1807; beide Werke anonym.)

16. Notice sur Louis-Nicolas-Ghislain, baron de Haultepenne. S. B., t. 16, 1, S. 445. *)

17. Discours prononcé dans la séance publique du 9 mai 1849. S. B., t. 16, 1, S. 542.

18. Discours sur l'histoire nationale, prononcé dans la séance publique du 19 mai 1847.

S. K. H. der Herzog von Brabant beehrte diese Sitzung mit seiner Gegenwart.

19. Sur la légende de Raes de Dammartin, telle qu'elle est rapportée dans le Miroir des nobles de Hasbeye. S. B., t. 17, 1, S. 60.

(Die Hamburgische Stadtbibliothek besitzt aus der von Uffenbach-Wolf'schen Sammlung eine alte Abschrift des erwähnten genealogischen Werkes mit vielen Wappenzeichnungen; m. s. Bulletin du bibliophile belge, t. 8, 1851, S. 309—312.)

20. Fables. S. B., t. 17, 1, S. 169.

Vier Fabeln: 1. les Hirondelles et le Moineau; 2. le Coursier dictateur; 3. les deux Chiens; 4. les Ours en liberté.

21. Note relative à Philippe Cospeau, évêque de l'Aire, de Nantes et de Lisieux au 17e siécle. S. B., t. 17, 2, S. 336.

22. Note sur les descendants de Corneille. S. B., t. 18, 1, S. 75.

Noch vor wenigen Jahren glaubte man, es lebe Niemand mehr, der den Namen Corneille führe. In einer Stammtafel der Familie beweist Hr. De Stassart das Gegentheil. (Der Kaiser Napoleon III. hat kürzlich der Demoiselle Corneille eine Pension, ich weiß nicht, von 3000 Fr. bewilligt.)

23. Notice sur J. C. F. baron Ladoucette. S. Annuaire de l'Académie de 1849, S. 124.

24. Statuts organiques de l'Académie. S. Annuaire de 1851, S. 16.

Bestätigt durch Königl. Beschluß vom 1. Dec. 1845.

(25. Examen d'une note adressé à l'Académie par M. le chevalier Lelièvre de Staumont et relative aux synonymes français. S. B., t. 19.)

(26. Cinq nouveaux apologues. S. B., t. 19.)

F. L. Hoffmann.

*) Die besonderen Abdrücke von dieser Nummer und den Nummern 17, 21, 22 u. 23 sind in unserer früheren Mittheilung bereits angeführt. In der Note S. 328 Sp. 2 ist Z. 1 zu lesen: sind zum Theil.

Histoire et Bibliographie analytique de l'Académie royale des siences, des lettres et des beaux-arts de Belgique.

par J. P. Namur, docteur en philosophie et lettres, ancien bibliothécaire des Universités de Louvain et de Liége, conservateur adjoint de la Bibliothèque royale de Bruxelles, membre de plusieurs sociétés savantes.

„Les Académies donnérent aux sciences d'observation et d'expérience une impulsion prodigieuse."

Cuvier, Cours d'histoire des sciences, t. II, p. 321.

Deuxième édition, considérablement augmentée. Bruxelles, imprimerie de F. Parent, Montagne de Sion, 17. 1852. 67 (68) und 164 Seiten. Lexik.-8.

Herr Namur hat bereits 1838 zu Lüttich eine mit vielem Beifall aufgenommene Bibliographie académique belge herausgegeben; jetzt erhalten wir eine bedeutend vermehrte Auflage seines verdienstlichen Werkes, dessen erster, geschichtlicher Theil enthält: 1. eine Geschichte der alten Académie impériale et royale des sciences et belles-lettres de Belgique, S. 1—14; 2. eine Geschichte der neuen Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts en Belgique, S. 15—48; 3. einen geschichtlichen Abriß der Commission royale pour la recherche et la mise en lumière des chroniques belges inédites (1834 in Folge einer an den Minister des Innern gerichteten Vorstellung des verst. Barons De Reiffenberg in's Leben gerufen), S. 49 bis 60; 4. einen geschichtlichen Abriß der Caisse centrale des artistes belges (begründet 1849), S. 61—67. — Den zweiten Theil bildet die Bibliographie analytique de l'Académie royale, von 1769 bis 1852. Diese Bibliographie ist nach den Namen der Verfasser der akademischen Arbeiten in den verschiedenen Sammlungen der Schriften der Akademie geordnet. Die Sammlungen sind folgende: Die Memoiren der alten Akademie, 1777—88;

Digitized by Google

die theils von dieser Akademie, theils von den Verfassern selbst veröffentlichten gekrönten Preisschriften; die Memoiren der neuen Akademie, 1822—51; die von derselben gekrönten Preisschriften (und vom 16. Theile an, Abhandlungen fremder Gelehrten), 1820 bis 51; die Bulletins der Akademie, 1832—51; Annuaire derselben, 1834—51; die Bulletins der Commission für Geschichte, 17 Bände.

Herr Namur würde schon den Dank aller Besitzer der genannten Publikationen verdient haben, hätte er blos eine einfache Aufzählung der Leistungen der Mitglieder der Akademie geliefert; er hat sich aber einen noch größeren Anspruch auf diesen Dank dadurch erworben, daß er in kurzen Analysen den Inhalt wichtiger oder in irgend einer Beziehung interessanter Abhandlungen darlegt. Eine systematisch-wissenschaftliche Uebersicht (S. 160—164) erleichtert den Gelehrten das Aufsuchen der in ihr Wissenschaftsfach einschlagenden Arbeiten und giebt zugleich ein Bild der vielseitigen geleisteten Thätigkeit der belgischen Akademie; sie umfaßt nämlich: 1. Ursprung der Schrift, Paläographie, praktische Diplomatik, Geschichte der Buchdruckerkunst, Bibliographie, Geschichte der Bibliotheken; 2. Theologie; 3. Philosophie und Pädagogik; 4. Rechtswissenschaft; 5. Mathematik und verwandte Wissenschaften; 6. Physik; 7. Chemie; 8. allgemeine Naturgeschichte; 9. Mineralogie, Geologie; 10. Botanik, Landbau; 11. Zoologie; 12. Heilwissenschaften; 13. schöne bildende Künste und Technologie; 14. Philologie und schöne Redekünste; 15. Geographie, Reisen, Genealogie, Diplomatik, Numismatik, Antiquitäten, Archäologie, u. s. w.; 16. allgemeine Geschichte; 17. vaterländische Geschichte; 18. Literaturgeschichte, Geschichte der Akademie; 19. Biographie. — Wir müssen es uns augenblicklich versagen, das Verhältniß der einzelnen Wissenschaftszweige zu einander hinsichtlich der größeren oder geringeren Pflege, die ihnen zu Theil geworden, zu erörtern; eben so wenig können wir hier die Namen mehrerer verstorbenen und lebenden Mitglieder der Akademie, die sich durch ungewöhnlichen Fleiß (wie z. B. Baron De Reiffenberg, S. 115—125) ausgezeichnet, hervorheben; aber nicht unerwähnt dürfen wir lassen den erfreulichen Eindruck, den das von Hrn. Namur durch sein Repertorium in der genügendsten Weise beurkundete und zur Anschauung gebrachte wissenschaftliche rege Leben der Akademie auf uns gemacht hat. — Ein großer Theil der verzeichneten Abhandlungen bezieht sich natürlich auf belgische Geschichte, Zustände, Naturgeschichte, Kunst, u. s. w.; aber neben denselben bewahren die Memoiren und übrigen Schriften der Akademie einen so reichen Schatz von Ergebnissen sorgfältiger Forschungen namhafter belgischer Gelehrten auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, daß allen öffentlichen Bibliotheken Deutschlands, deren Dotation es irgend gestattet, die Erwerbung der vollständigen Reihenfolge derselben, wenn sich die Gelegenheit dazu darbieten sollte, nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann.

Nur Derjenige, der sich je mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat, ist im Stande es gehörig zu würdigen, welche Zeit und Mühe der Hr. Verfasser auf seine Zusammenstellung hat verwenden müssen; möge sein Beispiel ermunternd wirken und ein so zweckmäßig wie das seinige angelegte Repertorium, auch über jede der bändereichen Publicationen anderer Akademien veröffentlicht werden.

Die äußere Ausstattung ist, wie fast bei allen neueren Erzeugnissen der belgischen Pressen, sehr geschmackvoll.

F. L. Hoffmann.

Eine verlorene Seele. Roman von Aline v. Schlichtkrull. Vier Bände. Görlitz, Verlag der Heyn'schen Buchhandlung (E. Renner), 1853. 284, 254, 329 u. 193 S. 8.

Die Verfasserin, deren Namen wir vor dem Leser dieses Romans nie haben nennen hören, bittet am Schlusse desselben den Leser, das Buch nachsichtig zu beurtheilen. Daran, that sie sehr Recht, denn Nachsicht muß hier jedenfalls geübt werden, wo es sich, wie wir einige Versuche haben anzunehmen, um eine Erstlingsarbeit handelt. Wir haben das Buch, wenn auch nicht mit großem Interesse, so doch mit ziemlicher Aufmerksamkeit durchgelesen und müssen aufrichtig gestehen, daß es wohl im Stande ist, die Leser (besonders den weiblichen Theil derselben), die keine große Ansprüche machen, ihren Geist nicht zuvor beim Lesen anstrengen und vom Autor nicht verlangen, daß er dem geistigen Gehalte seines Werkes große Rechnung trage, zu interessiren, zu fesseln und zu spannen. Die Verfasserin dokumentirt durch ihren Roman (dessen reiche Handlung sehr verwickelt ist, und der sich seiner dramatischen Elemente wegen zur Bearbeitung für die Bühne eignet, weshalb wir Charlotte Birch-Pfeiffer auf denselben aufmerksam machen möchten), daß sie mit Geist und Poesie zu schreiben versteht, ein bedeutendes Erfindungstalent besitzt und wohl Besseres, als sie in dem vorliegenden Roman geliefert, zu leisten vermag, wenn sie der Schöpfung und consequenten Durchführung ihrer Charaktere eben so viel Aufmerksamkeit zuwendet als der Handlung, die sie in dem Buche auf Kosten Jener der Art vernachlässigt hat, daß die Handlung größtentheils nicht eine Folge der Charaktere ist, sondern, was uns sehr fehlerhaft erscheint, die Charaktere durch die Handlung und die Lage bestimmt werden, in der sie sich zufällig befinden. Wenn die Verfasserin mit ihrem schönen Talente diese Fehler vermeiden und sich künftighin bemühen wird, natürlicher und mehr auf geistiger Unterlage fußend, zu schreiben, so glauben wir, das Beste von ihr erwarten zu dürfen.

H. D—r.

Miscelle.

Wiesonsin sendet, der New York Tribune zufolge, zu der großen Ausstellung in Newyork u. a. ein Riesenschwein, das, erst zwanzig Monate alt, bereits 1109 ℔ wiegt, und das sein jetziger Eigenthümer, der es um 200 Dollars erstanden hat, nach vollendeter Mästung auf 1800 ℔ zu bringen meint.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 56. Mittwoch, den 13. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige bleiben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Als ich sie gefunden. — Unverstanden ..... Seite 433
Ein Besuch der Cycladen ..... „ 434
Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Stoacke. (Zweiter Brief.) ..... „ 435
Literatur:
Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance. Zwölf Vorlesungen für Aerzte und für gebildete Nichtärzte. Von Dr. med. Heinrich Schwarzschild ..... „ 437
Miscellen ..... „ 440

Als ich sie gefunden.

Einst sah ich ein Röslein schön,
Einsam, ach! am Bächlein steh'n;
Röslein fein,
Wärst du mein,
Wollt' dich küssen, wollt' dich herzen,
Mit dir kosen, mit dir scherzen.

Auch das Bächlein höret' ich rauschen,
Mußte seinen Wellen lauschen;
Bächlein fein,
Wärst du mein,
Glücklich würde ich mich fühlen,
Könnt' mit deinen Wellen spielen.

Doch nun bist Du mir erschienen,
Schöne, mit den Engelsmienen;
Liebchen fein,
Du bist mein,
Röslein, Bächlein sind verschwunden,
Seit ich Dich, mein Lieb', gefunden.

Unverstanden.

Ein armer Dichter liebte
Ein Mädchen, hold und schön,
Er mußte sie ja lieben,
Hat ihr in's Aug' geseh'n.

Doch sie hat nicht verstanden
Des armen Dichters Schmerz,
Sie hat auch nicht begriffen
Den Dichter und sein Herz.

Sie brucht' ihm goldne Schätze:
„Dies Alles hier ist Dein;
„Nun leb' der lieb'schen Freude,
„Nun ende Deine Pein!"

Er sah, im Aug' die Thräne,
Die Schätze aufgerollt;
Er wollte nur ihr Herze,
Und sie, sie bringt ihm Gold.

H. Danziger.

Digitized by Google

Ein Besuch der Cycladen.

Nach einem an die Literary Gazette gerichteten Schreiben aus Athen, vom 24. März d. J.

Die Berge an der Küste von Naxos sind weniger angebaut als die von Tinos. Die Lage der Hauptstadt, in einer amphitheatralischen Form, ist malerischer, ihre Straßen sind aber wegen ihrer Unebenheiten noch leidiger. Sie enthält eine größere Anzahl guter Häuser. Der obere oder mittlere Theil der Stadt wird das Kastell genannt, und ist fast ausschließlich von alten Familien, die aus Venedig herstammen und folglich sämmtlich römisch-katholisch sind, bewohnt. Außer einem Kloster mit nur wenigen Nonnen, hat die Stadt noch zwei Mannsklöster, das der Kapuziner und das der Lazaristen, doch sind auch diese nur spärlich besetzt. Die Lazaristen, durchgängig Franzosen, machen sich durch das Halten einer Schule verdienstlich, in der sie auch in ihrer Muttersprache Unterricht ertheilen, daher denn alle respectablen männlichen Einwohner der Insel auch französisch sprechen. Diese Insel, die vor Zeiten eine Bevölkerung von 100,000 Seelen gehabt haben soll, zählt deren gegenwärtig kaum noch 14,000. Man nennt sie die Königin der Cycladen, und dieses nicht blos weil die vormaligen Herzöge sich dort aufzuhalten pflegten, sondern auch wegen ihrer natürlichen Vortheile. Obgleich auch, eben so wie die andern Inseln, gebirgig und steinig, hat sie doch eine größere Anzahl bedeutender und fruchtbarer Thäler. Der Hauptgegenstand ihrer Cultur ist der Olivenbaum, der untermischt mit andern Bäumen wächst. An den Ufern kleiner Flüsse gedeihen prachtvolle Pisangbäume und Eichen; auch giebt es in diesem Thale eine Menge Gärten, und da die Olivenbäume in der Regel weit von einander abstehen, so findet man die Zwischenräume häufig mit Gerste oder Bohnen besäet und bepflanzt.

In östlicher Richtung, fast am Fuße eines Bergs, dessen weißmarmorne Kuppe ihm das Ansehn giebt, als ob er mit Schnee bedeckt wäre, liegt das Thal Asparates, das sich dadurch von dem Thale Dromalia unterscheidet, daß es nur wenig Olivenbäume hat. Dagegen hat es Ueberfluß an Eichen, Cypressen und Feigenbäumen, die zwischen dem Ackerlande und den Weinanpflanzungen wachsen, welche die Ebene und die Gebirgsabhänge bedecken. Ungefähr in der Mitte des Thales von Asparates, das von Westen nach Osten läuft, wird dasselbe durch einige Anhöhen, auf welchen das stattliche Dorf erbauet ist, in einer nördlichen Fortsetzung unterbrochen. Am Ende dieser Fortsetzung, die ebenfalls gut angebaut, und fünf bis sechs Meilen lang ist, erhebt sich abermals eine Bergwand, von der aus man des Thales Potry ansichtig wird. Dies Thal ist lang, tief und schmal; es enthält drei oder vier Dörfer, Gärten in den niederen Theilen, und Weinanpflanzungen fast bis zum Gipfel der Berge hinauf. Im Osten dieses Thales liegt das rauhe Tafelland, das den berühmten Schmergel liefert, der den Hauptartikel der Ausfuhr dieser Insel bildet. Dies Mineral wird gemeiniglich in bloßliegenden Klumpen gefunden, und man sieht nur wenig Stellen, wo es hat ausgegraben zu werden gebraucht. Die Regierung betrachtet es als ihr ausschließliches Eigenthum, wo es auch gefunden werden mag, doch steht es einem jeden frei, gegen eine bestimmte, aber nur niedrige Vergütigung davon so viel er will zu sammeln und nach der Meerresküste zu transportiren, wo es von dem Pächter zu dem stipulirten Preise in Empfang genommen wird. Es bildet einen bedeutenden Zweig der Einkünfte der Regierung, und die Naxioten klagen darüber, dem Anschein nach auch nicht ohne Grund, daß davon nicht mindestens ein Theil zur Ausbesserung ihrer Landstraßen und zur Herstellung ihres gänzlich verfallenen Hafens verwendet wird. — Ich kann nicht von Naxos scheiden, ohne des Ariadnebrunnens zu erwähnen, aus dem die Stadt-Najaden noch heutigen Tages täglich Wasser holen, so wie der Reste des Bacchustempels auf einer kleinen Insel in der Nähe der Stadt. Diese Reste bestehen nur noch aus zwei Seitenpfeilern und dem Architrave dessen, was muthmaßlich den Eingang zu dem Tempel gebildet hat, indem ein jeder dieser drei Theile aus einem einzigen Stücke Marmor von ungewöhnlicher Größe besteht. Die Seitenpfeiler haben von dem Piedestal aus eine Höhe von ungefähr 24 Fuß, bei 4½ Quadratfuß Dicke, und stehen 12 Fuß aus einander. Das Architrav hat eine Dicke von ungefähr 4 Fuß.

Zunächst habe ich Paros besucht, das von Naxos nur durch einen circa sechs (engl.) Meilen breiten Canal getrennt wird, der aber häufig, mindestens für die Fahrzeuge dieser Inseln, bei schwerem Nordwinde, der im Sommer oft mehrere Wochen nach einander herrscht, nicht zu passiren ist. Zu anderen Zeiten gewährt dieser Canal aber ein hehres Schauspiel. Als ich eines Tages von einem Hause auf Naxos die untergehende Sonne betrachtete, wie sie sich dem Gipfel der parianischen Berge näherte, während nicht der leiseste Lufthauch die Glätte des Wassers unterbrach, schien dieses sich in flüssiges Feuer verwandelt zu haben, was im Verein mit der Aussicht auf die anderen Inseln in der Ferne, und dem klaren dunkelblauen Himmel Griechenlands, der das ganze Bild überdachte, mich eine der Scenen genießen ließ, die dem Gedächtniß unvertilgbar eingeprägt bleiben und für manchen prosaischen Augenblick Entschädigung gewähren. Außer mehreren Dörfern, besitzt Paros auch zwei Städte, von welchen die eine, Namens Naussa, an einer Bucht liegt, welche die Flotten aller Nationen aufnehmen könnte, nur schade, daß sie zu sehr den nördlichen Winden ausgesetzt ist. Die, verhältnißmäßig mehr moderne, Stadt ist regelmäßiger als Tinos und Naxos gebaut, auch hat sie einige Ausfuhr in Marmor. Es sind noch einige Ueberbleibsel von den Festungswerken vorhanden, welche die Russen um das Jahr 1776 aufgeworfen haben, in welcher Zeit ihre Flotte hier öfters anlegte.

Auf einer ziemlich guten Heerstraße gelangt man in ein paar Stunden von Naussa nach Parkia, dem Hauptorte an den westlichen Ufern der Insel. Auch diese Stadt hat einen großen Hafen, der jedoch seiner Seichtigkeit wegen nicht wohl anders als von den kleinen Fahrzeugen des Landes benutzt werden kann. Der Eingang desselben liegt gegen Süden und bietet eine malerische felsigte Ansicht dar. Das französische Linienschiff Superbe ist dort im Jahr 1833 gestrandet, ein Ereigniß, dessen sich insbesondere das schöne Geschlecht noch immer mit Vergnügen erinnert, weil es länger als ein ganzes Jahr zu Festen Anlaß gab, indem die französischen Officiere dort so lange weilten, um die Trümmer des Wracks zu sammeln und darüber zu verfügen. Es befindet sich in diesem Hafen ein Riff, das für Ausländer sehr gefährlich ist. Früher fand sich dessen Lage durch eine Säule bezeichnet; sie ist aber nicht mehr vorhanden. Parkia, mit einer Bevölkerung von ungefähr 3500 Seelen, ist sonder

Digitized by Google

Zweifel die beste Stadt dieser Inseln, indem ihre Straßen eben, gut gepflastert und ziemlich breit sind. Es hat gut eingerichtete Häuser, die Thür- und Fensterrahmen von Marmor. Viele Balcons sind mit Weinranken überwachsen, was ihnen ein gefälliges Ansehn giebt. Innerhalb der Räume der Stadt befinden sich die Ueberreste eines Kastells, und es ist aus den hohen und perpendicularen Mauern desselben ersichtlich, daß der Brauch, Stücke von ehemaligen Tempeln zu neuen Bauten zu verwenden, schon im Mittelalter geherrscht hat, indem Bruchstücke von Marmorsäulen, Architraven, ꝛc. in den erstaunlich dicken Mauern dieses Kastells gefunden werden. Mir sind einige dieser Bruchstücke zu Gesicht gekommen, die über 12 Fuß Länge hatten. Sie sollen sich von dem Aesculap-Tempel herschreiben, von welchem noch einige Ueberreste auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt vorhanden sind. Ein anderes merkwürdiges Gebäude ist die sogenannte Hundertpforteukirche; ich weiß jedoch nicht, wie sie zu diesem stolzen Namen gekommen seyn mag, indem ich nie mehr als drei Eingänge aufzufinden vermochte.

Die ehemaligen Marmorbrüche liegen ungefähr fünf Meilen von Paekia entfernt. Es führen zwei Eingänge zu ihnen, die beide vornean geräumig und hoch sind und als ein Obdach für zahllose Ziegenheerden benutzt werden. Bald verengen sich die Eingänge aber dermaßen, daß man sie an manchen Stellen nur kriechend passiren kann. Dabei sind sie nicht eben interessant, nur läuft der eine von ihnen in eine Stalactitengrotte aus. Wenn man die Schlechtigkeit des Weges, der zu diesen Brüchen führt, erwägt, so drängt sich einem die Frage auf, wie die Alten es bewirkt haben mögen, ihren Marmor aus denselben zu transportiren. Sie müssen eine gebahnte Straße dahin gebaut haben; aber es ist keine Spur davon vorhanden, und niemand weiß dies Räthsel zu lösen.

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen,

mitgetheilt von Hugo Stracke.

Zweiter Brief.

Du schreibst mir, gute Emilie, mein erster Brief habe Dich unterhalten und erfreut, und voller Sehnsucht sähest Du dem zweiten entgegen. Gemach, herziges Kind, Du wirst ihn in einigen Tagen erhalten. So eben setze ich mich zum Schreiben nieder, mein Pfeifchen hüllt mich in ambrosische Wolken und dazwischen wollen wir, Hand in Hand, weiter auf dem Rosenpfade der holden Dichtkunst. Bei meinem ersten Schreiben war das Wetter klar, serenadlich und lieblich, die Sonne blickte strahlend vom Himmel und Blumendüfte zogen durch's offne Fenster, wo der Kanarienvogel in seinem belaubten Bauer Lieder auf Lieder sang. Es war, wenn ich mich ausdrücken darf, ein rechtes Uhlandisches Wetter. Heute dagegen ist der Himmel bedeckt mit dunklen Wolken, am fernen Horizonte scheint ein Gewitter aufzuziehen, einzelne Regentropfen schlagen schon gegen die Fenster, die ich geschlossen. Drinnen eine dumpfe Schwüle. Nehmen wir zu dem Wetter zwei Dichter, die mit diesem Zustande der Natur in ihren Dichtungen viele Aehnlichkeit haben, es sind: Oskar von Redwitz und Nikolaus Lenau.

Oskar von Redwitz.

Bist du schon, liebe Emilie, einmal in einer wilden, romantischen, von Bächen und Quellen durchrieselten Gegend, in deren Mitte, auf einer bewachsenen Anhöhe, ein altes verfallenes Kloster oder Ritterschloß stand, gewesen? Bist du's nicht, nun, so nimm Deine Phantasie zu Hülfe und male Dir eine solche Gegend in Deinem Geiste aus. Dieser Gegend gleichen die Poesieen von Redwitz. Bald romantisch, bald feßig und kahl, bald waldesfüß, bald wild, bald blumenduftig, bald klösterlich und mittelalterlich. Es ist nicht zu verkennen, Redwitz hat durch seine erste Dichtung „Amaranth" so ungeheures Aufsehen erregt, daß seit 1849 bereits die 15te Auflage davon erschienen ist. Die gesammte streng katholische Partei jubelte dem Dichter, als einem neuen Messias in der Poesie, entgegen, die christlich religiösen Gemüther der protestantischen Kirche stimmten theilweise in diesen Jubel mit ein. Es lag dies in der Natur der Sache, nach den langen und fruchtlosen politischen Kämpfen sehnten sich die sentimentalen deutschen Gemüther wieder nach einer anderen Speise, als dem Donnertone der Barricadenlieder. Du wirst daher, Emilie, wenn ich Dir diesen Dichter zum Lesen in die Hände gebe, nach obigen Bemerkungen Dich richten und das Gute vom Schlechten zu unterscheiden wissen. Wir wollen jetzt auf den Dichter specieller eingehen.

Aus Oskar von Redwitz Feder sind bis jetzt „Amaranth", „Gedichte" und „ein Mährchen" geflossen, von denen die beiden letztern wenig in Betracht kommen, wir lassen sie daher auch fast unberührt und wenden unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich seiner berühmten Amaranth zu.

Amaranth ist eine einfache, aber sehr ausgedehnte Erzählung aus dem Mittelalter, dieselbe ist aus einzelnen kürzeren Gedichten, von dem verschiedenartigsten Versmaaße, zusammengesetzt, dazwischen eine große Anzahl kleiner Lieder gestreut. Also mehr oder weniger ein romantisches Epos. Die Erzählung ist, wie gesagt, einfach. Ein junger deutscher Ritter, mit Namen Walther, verläßt mit dem Segen seiner Mutter, die ihn in strenger Frömmigkeit erzogen, das väterliche Schloß am Neckar, um sich aus Italien seine Braut zu holen, beide sind schon in ihrer Jugend, ohne sich zu kennen, von den Vätern einander verlobt. Walther will jetzt das Versprechen seines todten Vaters halten. Unterwegs, im Schwarzwald, überfällt ihn ein Unwetter, und er sieht sich genöthigt, in einem geringen Jägerhause zu übernachten; hier begegnet er der Heldin des Gedichts Amaranth, ein liebliches, schlichtes, kindlich frommes Waldmädchen. Bei seinem Anblick steigt es zuerst wie Morgendämmerung, alsdann wie lichter Sonnenschein in ihrem jungfräulichen Herzen auf, sie liebt ihn, auch er erwiedert diese Liebe. Aber das Schicksal treibt ihn fort, er muß zur Braut und verläßt die in Sehnsuchtsschmerz vergehende Amaranth, nachdem beide sich ihre Liebe gestanden und durch einen keuschen Kuß den thränenvollen Bund besiegelt, so daß sie bald in Schmerz, bald in Lust jubelt:

„Er hat mich geküßt!
Weiß nicht, ob ich mich freuen soll,
Mein Herz ist ganz von Thränen voll.
Doch wie ich auch nur sinnen mag,
Mir sagt es jeder Herzensschlag:
Er hat mich geküßt!"

Digitized by Google

„Er hat mich geküßt!
O küßt' er nur den Mund allein,
Wollt' ich ja gerne fröhlich sein.
Sein Kuß bis in das Herz mir drang.
Das erst mir nun darauf so bang:
Er hat mich geküßt!"

„Er hat mich geküßt!
O ging' ich jetzt zum Himmel ein!
O dürft' ich dort sein Engel sein,
Und dürft' ihn schützen vor Gefahr!
Wie selig dächt' ich immerdar:
Er hat mich geküßt!"

Ghismonda heißt die reiche, italische Braut, eine stolze, üppige Schönheit, aber, ganz im Gegensatz zu Amaranth, kalt, ungläubig und unchristlich, so daß der fromme Walther sie unmöglich lieben kann. Vergebens sucht er alle Beredtsamkeit auf, um sie zum Glauben zurückzuführen, der einfache Ritter fällt hierbei freilich aus seiner Rolle und wird ein eifernder Pfaffe, wenn er sagt:

Ja! durch der Erde weite Lande
Möcht' ich mit Schwert und Fackelbrande
Ein gottgesandter Rächer schreiten!
Und möcht' die Lügen all' erdolchen,
Und möcht' auf den erschlag'nen Moichen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!
Ich möcht' das eis'ge Erdenrund,
Dem Herrn entrollt vom Lügnerschwarm,
Mit milliardenfachem Arm
Zurückziehn in des Glaubenspfad! —

Wahrlich, man glaubt die heilige Inquisition zu hören! Vergebens sind leider diese Donnerreden, Ghismonda bleibt verstockt und spottet seiner, da, als sie zur Trauung in die Kirche ziehen, erwacht noch einmal in ganzer Gluth und Kraft sein Glaubenseifer, und er spricht vor sie hintretend:

„Eh' in's Heiligthum ich trete, sprich und woll' es laut bekennen,
Kannst du Christum deinen Heiland, kannst du deinen Gott ihn nennen?

Doch Ghismonda's Stolz siegt und sie wendet sich mit aufgehobenen Händen finster vom Kreuz, Walther durchrinnt ein Schauer und er sinkt ins Knie gebrochen zu des Bischofs Füßen nieder; dieser legt die Hände zum Schutze auf sein Haupt und spricht in heil'gem Zorne zu der stolzen Braut:

„Weib vom Glauben abgewichen, Königin sonder Schild und Lanze!
Rose duftlos und verblichen, Perle mit erloschenem Glanze!"

„Tempel mit zerfall'nen Gängen, Fürstin bettelnd auf den Gassen!
Harfe mit zerriss'nen Strängen, wie so elend und verlassen!"

„Ja! der Beuteing ist zerbrochen! Magst bereuen, magst bewinen!
Sonst wie du dem Herrn verneintest, wird deß Braut auch dich verneinen.

Gäste und Volk stürzen entsetzt aus einander, Walther besteigt unter dem Schutze des Bischofs sein Roß und eilt in die Heimath zu seiner lieben Amaranth, die er ja nie vergessen, denn wie schon Sophie auch so schön sagt:

„Wer da liebt kann der vergessen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja nie vergessen
Und vergessen nie geliebt!

Walther und Amaranth ziehen nun als glückliches Brautpaar auf's väterliche Schloß, wo sie von der Mutter freudig empfangen werden. Dies der kurze Inhalt, der aber so weit ausgesponnen und durch anderweitige Episoden unterbrochen, daß das Ganze ein umfangreiches Buch geworden. Ist dies schon ein Fehler, der ermüdend wirkt, so sind die Bekehrungsversuche Walther's und die Erwiederungen Ghismonda's nun gar unerquicklich. Trotzdem aber, liebe Emilie, ist das Buch so reich an poetischen Schönheiten, daß ich Dir es nicht genug zum Lesen empfehlen kann. Die Schilderung des Waldlebens von Amaranth ist von einer so wunderlieblichen Schönheit, daß es eine Perle deutscher Dichtkunst ist und bleibt, vor allem aber sind die Lieder Amaranth's und Walther's die Krone des ganzen Werkes, einige davon gehören zu dem Vorzüglichsten, was überhaupt die gesammte Poesie aufzuweisen hat. Ich wüßte von Liebesliedern nur wenige, die sich ihnen an die Seite stellen könnten. Es ist schwer, aus diesem zarten Blumenstrauß die duftigsten auszusuchen, doch mögen hier einige folgen:

Amaranth's Lieder.

Es muß was wunderbares sein
Um's Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!

Und Freud und Leid und Glück und Noth,
So miteinander tragen!
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

Du Tropfen Thau, seh' ich dich an,
Kömmt mir die Thräne süß und still,
Weil du so treu dein Blümlein liebst,
Wie ich noch einmal lieben will.

Und trennt dich auch an jedem Tag
Von deinem Lieb der Sonnenschein,
Du kehrst am Abend stets zurück!
So muß wohl treue Liebe sein.

Und stirbt dein Lieb vom Sonnenbrand,
Dann stirbst auch du im letzten Kuß!
Ich seh' dich an, und sinne still,
Wie solch ein Tod beglücken muß!

Ich will dich auf den Händen tragen,
Und dir ein treuer Engel sein;
Will legen meine junge Seele
Ganz in dein liebes Herz hinein.

Digitized by Google

Ich will für mich ja Nichts erflehen,
Für dich nur Alles ganz allein;
Ach! Wenn so ganz ich in die lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein.

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein stilles Haus sei meine Welt!
Vom Stern der treu erfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erhellt!

Ich will drauf sinnen Tag und Nacht,
Wie ich dir wohl was Liebes thu'!
Was ist doch all' der Feste Pracht
Den meines Hauses Liebesruh'!

Walther's Lieder.

Ich möcht' an alle Fenster schleichen,
So sacht als wie der Mondenschein,
Und unsichtbar ein Ringlein reichen
In all' die trauten Kämmerlein.

Und die ich drin am stillsten fände,
Fromm waltend in verständ'gem Plan,
Der zög' ich an mein Herz die Hände,
Und steckt' ihr traut mein Ringlein an.

Mein Lieb braucht keinen Demantschein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid;
Nicht Wärme in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.

Doch in des Herzens heil'gem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt' mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmidt sein.

Zieht hin, ihr lieben stillen Lieder
Zu meiner süßen Amoenuth!
In ihrem Herzen laßt euch nieder,
Es ist ja euer Vaterland!

Sagt ihr, ihr seiet kleine Sterne
Vom Himmel, den sie mir geschenkt!
Und zöget her aus weiter Ferne,
Zu fragen ob sie mein gedenkt!

Redwitz hat sich durch diese wundersüßen Lieder einen unverwelklichen Kranz gewunden, ja, so lange noch deutsche Herzen in treuer, deutscher Liebe sich lieben werden, so lange wird er auch der Dichter der Liebenden bleiben und sie werden ewig seiner Worte gedenken:

„Du sollst dies Ringlein tragen
Zum Pfand, daß ich dich lieb';
Mein Herz soll nimmer sagen:
Den Ring mir wiedergieb!"

„Und willst auch du mir wahren
Dein Herz in treuer Wacht,
Dann sollst du einst erfahren,
Wie Treue glücklich macht."

Laß mich, ehe ich von Redwitz scheide, diesen Proben aus seiner Amoenuth noch zwei aus den „Gedichten" hinzufügen, und zwar zwei Liederchen an seine verlobte Braut, sie lauten:

Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich sued're keinen Reim von dir,
Bleib' Gott und mir nur treu getraut,
Und wahre deiner Demuth Zier!

Versteh' und übe deine Pflicht!
Halt' auch die kleinste fromm in Acht! —
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!

Ich preise nicht dein Auge klar,
Nicht deinen Leib so zart gebaut,
Nicht deiner Lippen süßen Laut,
Und nicht dein seiden Lockenhaar.

Wie karg wär' solches Preises Frist?
Mein Preis für dich muß ewig sein.
Ich preis' dein frommes Herz allein,
Weil das allein nur ewig ist.

Und wahrlich, Emilie, der Dichter hat Recht, wohl sind Jugend und Schönheit liebliche Gaben, vom Himmel uns geschenkt, und dennoch gleichen sie einem Traum, einem Hauch, einem Rosenblatt, welches der Wind verweht. Aber was ewig ist, bleibt ewig, ein gutes, frommes, demüthiges Herz. O, könnte ich jedem schönen jungen Mädchen diese Worte so recht, so recht tief in die Seele graben.

Zu meinem Erstaunen sehe ich, daß der Brief schon eine bedeutende Länge erhalten, und für Lenau, einen ausgezeichneten Dichter, kein Raum mehr übrig geblieben, ich verschiebe daher diesen bis zu meinem dritten Schreiben, will mich dann auch kürzer fassen, damit ich noch den einen oder den anderen Dichter hinzufügen kann.

Leb' denn abermals wohl, mein herzliges Kind, bringe deiner Mutter einen freundlichen Gruß von mir.

Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance. Zwölf Vorlesungen für Aerzte und für gebildete Nichtärzte. Von Dr. med. Heinrich Schwarzschild, prakt. Arzt und Geburtshelfer zu Frankfurt a. M., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Erster Band. Geschichtlicher Ueberblick von Mesmer bis auf Justinus Kerner. Cassel, Druck und Verlag von Theodor Fischer. 1853. XII und 279 Seiten. 8.

Diese schon vor mehreren Jahren gehaltenen Vorlesungen sollten schon früher erscheinen; das Jahr 1848 verhinderte es,

Digitized by Google

dieses Jahr, „vor dessen Wundern alles Wunderbare im Leben wie in der Wissenschaft zurückweichen mußte." — „So wie indessen" fährt der Verfasser im Vorworte fort, „gar Vieles, was uns im ersten Augenblicke wunderbar erscheint, am Ende auf eine triviale, ja lächerliche Weise seine Lösung findet, so auch das „Wunderbare" jener Tage, und der hohen Begeisterung folgte nur zu bald eine traurige Enttäuschung.

Enttäuschungen der Art aber pflegen nicht nur den Revolutionen in den weiten Kreisen des Völkerlebens zu folgen, sondern auch den in den engen Kreisen der Wissenschaft von Zeit zu Zeit auftauchenden. Letztere, gewohnt auf dem Wege ruhigen Forschens und Denkens vorwärtzuschreiten, oder höchstens einmal einen kühneren Sprung wagend, wenn irgend eine glückliche Entdeckung ein bisher ungelöstes Räthsel entziffert, wird nicht minder, so lehrt uns die Geschichte der Wissenschaften seit Jahrtausenden, hie und da plötzlich aufgerüttelt durch irgend eine unvorhergesehene geistige Umwälzung, zumeist ausgehend von einem genialen Kopfe, einem redegewandten, die Geister mit sich fortreißenden Apostel. Später, wenn man wieder zur Besinnung gekommen, staunt man über seine eigene Begeisterung, und, — vielleicht allzunüchtern geworden durch den Sturz von einer schwindelnden Höhe, — wird man versucht, auch das Gute und Wahre, zu welchem man sich emporgeschwungen, zu verläugnen. Ganze Generationen gehen dann wieder in dem herkömmlichen Geleise ruhiger und nüchterner Forschung vorüber, und man gewöhnt sich allmählig daran, die eine Zeitlang hochgepriesene und alleinherrschende Lehre, sowie auch die den Sturz derselben überlebenden Männer als „traurige Ueberreste" zu belächeln, oder als „reuige Apostaten" zu bemitleiden.

Eine solche Revolution im Reiche der Geister brachte bekanntlich zu Anfang dieses Jahrhunderts Schellings Naturphilosophie hervor, so wie auch vorzugsweise ihr liebevoll gepflegtes Schooßkind, der thierische Magnetismus (Mesmerismus) mit seinen Wundern und Wunderheilungen, seinen Divinationen und seinen über- und unterirdischen Phantasien. Merkwürdige Zeit, wo es eben so viele Schöpfer und Propheten gab, als Denker und Aerzte, und wo fast jedes deutsche Städtchen ein Delphi ward, in dessen Tempel die Stimme legend einer somnambulen Pythia glück- und unglückverkündend, segnend und zürnend in die Welt hinausönte!

Schade, — so wird vielleicht heute wieder Mancher denken, — daß diese schöne Zeit des schwungvollen Denkens, des naiven Fühlens und Glaubens, und der gottseligen Begeisterung so schnell vorübergegangen, während der hinter Mikroskop und Retorte sitzende und schwitzende Forscher über jene Verirrungen spöttelt, und mit glücklicher Selbstzufriedenheit in jedem neuentdeckten Zellchen und Pünktchen der Enthiegelung der geheimnißvollen Naturwerkstätte nähergekommen zu sein wähnt.

Wer von Beiden Recht hat, ob der „gläubige" Gefühlsphilosoph, der noch heute auf eine geistige „Offenbarung" wartet, oder der bedächtige, nur auf seine geschärften Sinne sich verlassende Forscher, der Schritt für Schritt Atom für Atom zu ergründen bemüht ist, das haben die neuesten Fortschritte der Naturwissenschaften zum Theil schon dargethan, obgleich die Strenge, mit welcher man von mancher Seite her heutigentags den Stab bricht über jene „untergegangene" Richtung wieder zu einem anderen nicht minder schädlicheren Extrem führen mußte.

Jedenfalls verlohnt es sich der Mühe, die Bestrebungen der Wissenschaft selbst in ihren Verirrungen kennen zu lernen, und was von der Geschichte der Menschheit im Allgemeinen gilt, die ja selbst großentheils nur eine Geschichte menschlicher Verirrungen darbietet, dies gilt auch von der Geschichte der Wissenschaften bis in ihre einzelnsten Verzweigungen. Deßhalb gab ich auch — nach einer, durch die Zeitereignisse nur zu nothwendig gewordenen Einleitung über den „Wunderglauben", den zu bekämpfen ein Hauptzweck dieser Vorlesungen sein soll — (erste Vorlesung), einen gedrängten kritischen Ueberblick der Bestrebungen des Mesmerismus, von Mesmer selbst an bis zum Verfall der Naturphilosophie in Deutschland. (Zweite bis sechste Vorlesung incl.) Dem späteren Auftreten des Mesmerismus bis auf die jüngsten Tage des Tischrückens herab glaubte ich einen besonderen „Anhang" widmen zu müssen. Denn man möge nur nicht glauben, das der thierische Magnetismus und seine Heilkraft wie eine Mißgeburt der Phantasie aus dem Gebiete der rationellen Heilkunde gänzlich ausgestoßen sei. Noch gibt es in Deutschland sowohl, als auch in anderen Ländern (abgesehen vom komödienhaften Treiben charlatanischer Magnetiseurs,) tüchtige Männer der Wissenschaft genug, die der in den Hintergrund gedrängten Lehre und deren praktischen Anwendung Zeit und Leben widmen, und ich bin keineswegs geneigt, sie, wie viele Aerzte und Physiologen der neueren Schulen es thun, als Betrüger zu verachten, oder höchstens als betrogene Betrüger zu bemitleiden. *)

Bietet doch überhaupt die neueste Zeit der räthselhaften Widersprüche genug dar! Standen sich doch nie die Extreme schroffer einander gegenüber! Auf der einen Seite die vorzugsweise herrschende materiell-empirische Richtung, die fast zur „Mode" gewordene Pflege der Naturwissenschaften, die ans Zauberhafte gränzenden Entdeckungen in der organischen und unorganischen Welt und die glückliche Ausbeutung derselben für Kunst und Industrie, — auf der andern Seite der neuauftauchende, immer mehr sich verbreitende Köhlerglaube, die erfolgreichen Bestrebungen einer gewissen Partei, ihre mystischen Scheinlehren in die Wissenschaft hineinzudrängen, das Wiederhervorholen längstvergessener, höchstens in den hintersten Winkeln der Leihbibliotheken moderner Wundergeschichten, und die schamlose Herabwürdigung großartiger, philosophischer Systeme. Welcher Spätgeborne wird es einst glauben, daß neben den gewaltigen, ein helleres Licht auf die Schöpfungsgeschichte unseres Planeten werfenden Fortschritten der Naturwissenschaften, auch Gespenster- und Geisterrerscheinungen wieder von sich reden machen dürfen, und daß öffentliche, der Belehrung des Volkes gewidmete Blätter ihre Spalten dem Für- und Widergeschwätze über Geister der einfältigsten Art — über sog. Klopfgeister — herleihen würden? Anderer, noch tiefer in das Herz des Volkes eingreifenden, traurigen Verirrungen der Neuzeit will ich hier nicht gedenken!

---

*) Die unläugbare, alle Köpfe verrückende Erscheinung des „Tischrückens", deren ich im Anhang (2. Bd.) gedenken werde, hat ohnehin schon manchen dieser hartnäckigen Läugner schwankend gemacht. Lächerlich aber erscheint es, wenn Andere — und unter diesen selbst Coryphäen der Wissenschaft, — eine neue Erscheinung, die ihrer Skepsis gefährlich zu werden droht, entweder mit vornehmen Achselzucken umgehen, oder in die Kategorie schon öfters dagewesener Sinnestäuschungen werfen!

Digitized by Google

Daß unter solchen Verhältnissen auch der thierische Magnetismus — für die größere Masse stets eine Art von Popanz, — ausgebeutet und mißbraucht wird, ist wahrlich kein Wunder. Scheint diese „Nebellehre" doch gerade wie geschaffen für die Verfinsterer unserer Zeit, und findet doch gerade in ihr jedes Räthsel, jede in die Region des Wunderbaren, ins „Geisterreich hinübertragende" Erscheinung, eine bequeme und unwiderlegbare Lösung. Ja, erfreuen sich doch gerade deßhalb — o merkwürdiges Zeichen der Zeit! gewisse, dunkle, mystische, der Vergessenheit anheimgefallene Werke wieder der Anerkennung und öffentlichen Anpreisung! Wohl weiß ich, daß manche Männer der Wissenschaft über diese neuauftauchende, verderbliche Richtung der Zeit lächeln, daß sie ihre Bekämpfung für kaum der Mühe werth, ja daß sie dieselbe gerade für nothwendig halten, gleichsam wie eine Art von Folie für die glänzenden Triumphe ächter und nachhaltiger Forschung. Aber sie mögen nur nicht zu weit gehen in ihrer Sorglosigkeit, sie mögen nicht vergessen, daß es auch auf der andern Seite helle, mit den Fortschritten der Zeit vertraute Köpfe genug gibt, welche gerade die großartigen Entdeckungen in den Naturwissenschaften auf eine verschmitzte Weise für ihre Dunkellehren benutzen, und im Gewande gründlicher Gelehrsamkeit nur desto verführerischer auf die Masse einwirken. Auch die festesten Dämme werden mit der Zeit von den tobenden Wogen unterwühlt, wenn nicht stets entgegengearbeitet wird. Tragen doch selbst viele neuere Werke über den thierischen Magnetismus ein solches gelehrtes Gepräge, und man lese unter Anderen z. B. Joh. W. Haddock's Somnolismus und Psycheismus ꝛc. und man wird staunen über die schönen „physiologischen" Erklärungsweisen, welche er den unsinnigsten Behauptungen und Träumen unterzuschieben weiß. Auch zu mancherlei neuen, den Fortschritten der Naturlehre mehr sich anschmiegenden Benennungen des Mesmerismus hat man klugerweise seine Zuflucht genommen.

Diese Benutzung feststehender, der „Naturlehre" entnommenen Grundsätze und Werte schadete den neuesten Bestrebungen des thierischen Magnetismus am meisten, zumal in den Augen der strengen Empiriker, welche es mit Recht ungern sehen, daß man ihre mühsamen, nüchternen Forschungen zur Begründung kühner Behauptungen oder gar lügenhafter Thatsachen mißbraucht. Aber — gehen nicht auch diese allzunüchternen Herren zu weit in ihrer wegwerfenden Kritik? Schütten sie nicht, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade aus, wenn sie Thatsachen und Erscheinungen hinwegläugnen, die unläugbar sind wie das Licht? Gerade auf diese wissenschaftlichen, tonangebenden Männer fällt ein Hauptvorwurf, wenn der Mesmerismus wieder kühner sein Haupt emporzustrecken beginnt und jene mystische, dämonische Gestalt anzunehmen droht, wie in den ausgeartetsten Zeiten der Naturphilosophie. Ein stolzes, geringschätzendes Läugnen hat, wie auch schon Humboldt irgendwo bemerkt, der Wissenschaft nimmer genützt, ja, es gibt dem klugen Gegner eine sichere Waffe in die Hand und begünstigt das Sichwichtigmachen phantastischer Extreme. Im Verlaufe dieser Vorlesungen werde ich Gelegenheit haben, das eben Gesagte umständlicher zu erörtern. Ein Feind leerer, nichtssagender Mystik, zumal wenn sie sich in die Wissenschaft eindrängt und die klarsten Thatsachen zu verwirren und zu umnebeln sucht, habe ich die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, befreit von allen durch die Schulen, sowie durch Leichtgläubigkeit und Charlatanerie ihm noch anhängenden Auswüchsen, nach eignen und anderen Erfahrungen in möglichster Reinheit hinzustellen mich bemüht. Sollte ich mich über die früheren Bestrebungen einzelner noch lebender, achtbarer Gelehrten allzufreimüthig ausgesprochen haben, so möge man bedenken, daß die Geschichte der Wissenschaften keine Lücken zuläßt, und daß gerade die Verirrungen und Extravaganzen tüchtiger Köpfe manchen wichtigen Beitrag liefern zur näheren Beleuchtung und Erkenntniß einzelner Doktrinen."

Die folgende gedrängte Uebersicht des Stoffes der sechs in diesem ersten Bande enthaltenen, durch eine anziehende Einkleidung fesselnden Vorlesungen wird unsere Leser in den Stand setzen, sich von der Reichhaltigkeit derselben zu überzeugen.

Die erste Vorlesung (S. 5—47) ist eine einleitende; ihr Inhalt: Zweck dieser Vorlesungen. — Ueber den Begriff des Wunderbaren. — Ursprung des Wunderglaubens, besonders in der Heilkunde. — Die Wunderheilungen der Alten. — Priester und Aerzte. — Wie verträgt sich der Wunderglaube mit der geistigen Bildung? — Vorstellungen roher Völker über den Ursprung der Krankheiten. — Die mit diesen Vorstellungen übereinstimmenden Heilmethoden. — Gute und böse Geister. — Ihr Einfluß auf Krankheiten. — Die drei Grundlagen des Aberglaubens: Betrug, Unwissenheit, Egoismus. — Das Zauber- und Hexenwesen, und sein Einfluß auf die Heilkunde in früheren Jahrhunderten. — Ueberbleibsel dieses Aberglaubens in unserer Zeit. (Das künstliche Erzeugen von Krankheiten, das Anhexen, das Anthun, das Besprechen ꝛc.) — Nothwendige Beleuchtung einiger, beim Volke noch immer beliebten Mittel und Gegenmittel. (Schirme, Amulete, Besprechen, Sympathie ꝛc.) — Die Wunderkuren älterer und neuester Zeit. — Einige Beispiele. — Einige Betrachtungen über den Hauptgrund des Wunderglaubens, auch bei wissenschaftlich Gebildeten. — Der Egoismus, ein Feind aller Aufklärung.

Zweite Vorlesung (S. 51—93): Uebergang zum thierischen Magnetismus. — Einleitende Betrachtungen. — Ueber einige Probleme des Menschengeistes. — Sinnenanschauung und innere Anschauung. — Die Macht der Phantasie. — Wissenschaft und Scheinwissenschaft. — Die Mystik. — Geschichte des thierischen Magnetismus. — Schwierige Aufgabe einer richtigen Auffassung derselben. — Trügerische Literatur. — Anton Mesmer. Oberflächliche Beurtheilung dieses Mannes von Seiten vieler Schriftsteller. — Sein Charakter und die Art seines Auftretens. — Der Magnet. — Seine natürlichen Eigenschaften. Seine Heil- und Wunderkräfte. — Mesmers erstes Auftreten in Wien. Heilkuren mit Hülfe des Magnets. Thierischer Magnetismus. (Lebensmagnetismus.) Mesmerismus. — Mesmers erste, allgemeine Ansichten. — Beginn seiner Anfeindungen. — Seine Reisen; sein wachsender Ruhm und seine Kämpfe. — Seine vielbesprochene Behandlung einer Blinden. (Jungfer Paradis in Wien.) Verschiedenartige Mittheilungen über diese Cur und wichtige Folgen der letzten. — Mesmer verläßt Wien und geht nach Paris. — Sein erstes Auftreten daselbst. Neue Kämpfe. — Seine Bekanntschaft mit Dr. d'Eslon, und neue Aera des thierischen Magnetismus.

Dritte Vorlesung (S. 97—137: Beginn der Literatur über den thierischen Magnetismus. — Unbefangenheit,

Digitized by Google

ein nothwendiges Erforderniß zur richtigen Beurtheilung desselben. — Mesmers und d'Eslon's ferneres Wirken in Paris. — Die 27 Lehrsätze. — Allmähliche Anerkennung des thierischen Magnetismus. — Kampf mit der Facultät. — Dr. d'Eslon als Schriftsteller über den thierischen Magnetismus und seine Verfolgungen. — Unpartheiische Beurtheilung dieser Streitigkeiten. — Mesmer am französischen Hofe. — Seine Trennung von d'Eslon. — Neuer Aufschwung des Mesmerismus. — Der Orden der Harmonie und seine Zwecke. — Der thierische Magnetismus nimmt ein mystisches (mysteriöses) Gepräge an. — Mesmer's magnetisches Baquet. Erstes Magnetisiren der Bäume. — Beginn der magnetischen Wunder. — Filialvereine des Ordens der Harmonie in den Provinzen. — Sekten. — Immer steigende Verwirrung. — Die Grafen von Puysegur und ihre Schule. — Entdeckung der Clairvoyance. — Der Chevalier von Barbarin und seine Schule. — Betrachtung dieser neuen Sekten des Mesmerismus. — Die königliche Commission zur Prüfung des Mesmerismus. — Beleuchtung ihrer Wirksamkeit. — Unterbrechung durch die französische Revolution und Emigration des Mesmerismus nach Deutschland.

Vierte Vorlesung (S. 141—182): Einleitung. — Einige Worte über deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Gründlichkeit. — Erstes wissenschaftliches Auftreten des Mesmerismus in Norddeutschland. — Lavater's Einfluß auf die Verbreitung des thierischen Magnetismus. — Leichtgläubigkeit der ersten deutschen Magnetiseurs und ihre Neigung zur Schwärmerei. — Herumziehende Magnetiseurs, und Beginn der Betrügereien in Deutschland. Beispiele. — Einfluß der herrschenden Philosophie auf die Naturwissenschaften überhaupt und die Medicin insbesondere. — Einige Blicke auf die Bereicherungen der Physiologie um diese Zeit. — Die Naturphilosophie. — Schelling's Einfluß auf alle Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften. — Gedrängtes Bild der Schellingschen Naturphilosophie. — Die empirische Schule, und ihre Leistungen. — Entdeckung des Galvanismus. — Einfluß desselben auf die Theorie der Lebenskraft. — Bemühungen jener Zeit um die Erforschung der Verrichtungen des Nervensystems. (Reil's Nervenatmosphäre. Das Nervenfluidum, Gehirn und sympathetische Nerven.) — Wie benutzte die Naturphilosophie diese Forschungen in Bezug auf den thierischen Magnetismus? — Allmähliche Ausartung der naturphilosophischen Schule.

Fünfte Vorlesung (S. 186—228: Fortsetzung. — Allgemeine Betrachtungen über jene im magnetischen Traum befangene Zeit. — Wahrheit und Täuschung. — Wissenschaftliche Entwickelung des Mesmerismus in Deutschland. — Gallerie der berühmtesten Magnetiseurs. — Meine Eintheilung derselben in Betreff ihrer Geistesrichtung. — Charakteristik der magnetischen Schulen und Beispiele ihrer Denk- und Lehrweisen.

Sechste Vorlesung (S. 231—279): Fortsetzung. — Die Mystiker und der Mysticismus. — Wahre und falsche Mystik. — (Wissenschaftlicher Mysticismus und Glaubensmysticismus.) — Wie weit darf die Psychologie gehen, um nicht in metaphysische Träumereien zu verfallen? — Die mystischen Magnetiseurs. Charakteristik der mystisch-magnetischen Schule und ihrer berühmtesten Anhänger. — Die verschiedenen Richtungen derselben. — Wie hängen ihre Bestrebungen mit den Wunderkuren und Prophezeihungen der Zeit zusammen? — Der Glaube. — Edle Religiösität und Aberglaube. — Die jetzigen Mystiker und ihre Richtung. — Wie verhalten sie sich zur Wissenschaft und besonders zur Arzeneikunde? — Die Geistersehrerei der mystischen Magnetiseurs. — (Die Seherin von Prevorst.) Charakteristik dieser Tendenz und ihrer Anhänger. — (Die Romantiker der Wissenschaft.) — Ruhepunkt in Deutschland; nothwendige Betrachtungen.

Daß die Vorlesungen nicht in ihrer ursprünglichen Form mitgetheilt werden, sondern durch Beziehung auf spätere Erscheinungen auf dem Gebiete des Magnetismus vervollständigt sind, ersieht man aus vielen Stellen.

Papier und Druck sind schön.

Miscellen.

Der amerikanische Capitain Lynch, der unlängst von der Reise, die er als Vorläufer seiner großen Erforschungsexpedition in's Innere von Afrika unternommen hatte, nach Washington zurückgekehret ist, hat sich von Anfangs Januar bis spät im März d. J. auf der Küste von Liberia und der Umgegend aufgehalten und alle die dortigen Flüsse untersucht. Er hat darunter keinen gefunden, der über 21 (englische) Meilen weit von seiner Mündung schiffbar gewesen wäre. Auch will ihm die Ausführbarkeit einer weißen Colonisation auf der Westküste von Afrika, selbst nur für eine gewisse Zeit und lediglich zu Handelszwecken, nicht einleuchten. Ihm zufolge weiß man nur von einem einzigen Engländer, der das Klima von Sierra Leone fünf Jahre lang überlebt hat, dann aber auch von dem Fieber hingerafft wurde. Vorungefähr 40 Jahren hatten die Portugiesen den Versuch gemacht, eine Insel in der unmittelbaren Nähe von Guinea zu colonisiren, und 7000 Seelen dahin gesandt. Gegenwärtig ist nur noch ein einziges Individuum vorhanden, von dem man meint, daß noch das Blut eines jener Colonisten in seinen Adern fließen könne.

Auf dem Kirchhofe zu Noyen, im Oise-Departement in Frankreich, ist der Todtengräber kürzlich, als er ein neues Grab gub, auf die Leiche eines Mannes gestoßen, der vor 37 Jahren an der Wasserscheu gestorben war. Dieselbe war vollkommen wohl erhalten, während ihr Grabtuch und selbst der Sarg gänzlich vermodert waren. Dies ist, setzt der Referent hinzu, binnen zehn Jahren bereits der dritte zur Kenntniß gekommene Fall, wo der Tod durch Wasserscheu ein Präservativmittel gegen die Verwesung war.

Berichtigung. In No. 55, S. 432, Sp. 2, Z. 14 von unten l. m. statt: vernachlässigt: bevorzugt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 57. Sonnabend, den 16. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Des Herzens Schlag. — Das Herabziehende ..... Seite 441
Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter ..... „ 442
Die verschiedenen Beleuchtungsarten ..... „ 445
Literatur:
Unterhaltungen im Bade ..... „ 446
Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des Juifs. Par le comte de Mirabeau ..... „ 447
Vier Lebenstage. Novelle von Auguste Linden ..... „ 448
Miscellen ..... „ 448

Des Herzens Schlag.

Im still zufried'nen Menschenherzen,
Da keimt und blüht die reinste Lust;
Und auch der Quell der größten Schmerzen
Entspringet in der eig'nen Brust.

Schlägt dir das Schicksal tiefe Wunden; —
Geht ruhig nun des Herzens Schlag:
Dann hat es Balsam auch gefunden
Für jedes, jedes Ungemach.

Bewahre des Gewissens Frieden,
Und horche, wenn es warnend spricht;
Dann ist dir inn'res Glück beschieden,
Wenn auch das äuß're welkt und bricht.

Du mußt nun horchen oft und fragen,
Was doch der kleine Pulsschlag will?
Du hörst bald leis', bald stark ihn schlagen;
Beacht' ihn, eh' er stehet still!

Und wird er warnend zu dir sprechen,
Dann lausche willig dem Signal,
Er möchte sonst einst schwer sich rächen
An dir, durch bitt'rer Reue Qual.

Das Herabziehende.

Die Sterne blicken nieder,
Sie sehn mich freundlich an,
Ich blicke auf sie wieder
So freundlich wie ich kann.
Doch in des Menschen Herzen
Keimt Leiden neben Lust —
Er kann es nicht verschmerzen
Das Weh in seiner Brust.

Sieht er die Sterne blinken,
So mildert sich sein Schmerz:
So freundlich sie ihm winken
Ihn hebend himmelwärts!
Schnell aber reißt das Leben
Ihn wieder in den Staub,
Er kann sich nicht erheben —
Bleibt trüber Wehmuth Raub.

Elegia.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter.

Von Fr. Barriere.

(Aus dem Journal des Débats.)

Eine Engländerin sagte zu einem der Mönche des Simplon: „Ich möchte einmal so eine Fahrt in einer Lavine mitmachen, um zu sehen, wie einem dabei zu Muthe wäre.“ — Der gute Pater antwortete ihr darauf: „Madame, ich glaube, Sie würden bei ihrer Ankunft, so selbst unterwegs keine Auskunft darüber zu geben im Stande sein.“ Wenn auch nicht ausführbar, war die Idee doch original und kühn. Die Lavinen sind übrigens auf dem St. Bernhard und dem Simplon bei weitem nicht die einzigen Gefahren, welche die Reisenden zu befürchten haben. In diesen Regionen, wo im Winter eine eisige Luft herrscht, sind Manche außer Stande, die sie befallende Neigung zum Schlafen zu bekämpfen. „Nur einen Augenblick, einen einzigen Augenblick!“ sagen sie zu ihren Gefährten, und überlassen sich dann, an einen Felsen gelehnt, einem Schlummer, aus dem sie nie wieder erwachen. Andere sehen sich plötzlich von der Kälte überwannt und niedergeworfen: der Schnee wirft ihnen ein weißes Leichentuch über, und der Wanderer, der nach ihnen dieselbe Straße zieht, fühlt mit Entsetzen, daß sein Fuß auf einen menschlichen Körper tritt, und gräbt ihn mit seinem Stocke unter dem Schnee hervor. Oft geleitet die Unvorsichtigkeit auch zu dem Rande eines Abgrundes: der Kopf wird schwindlich, der Fuß gleitet aus, und die Schlucht giebt ihre Beute nie zurück. Die Stätten, wo dergleichen Katastrophen vorfallen, geben aber auch Zeugniß des wohlthätigsten Eifers, und verdienen es schon, ihrer mit einigen Worten zu gedenken.

Genf, das sich viel mit Nachdenken beschäftigt, und sich auf seinen Vortheil versteht; Genf, das mit Reichthum schlichte Gewohnheiten und einen strengen Glauben paart; Genf, das nicht minder aufgeklärt als industriös ist, ist ein gar heerlicher Ausgangspunkt für eine Reise zum Simplon. Der verwöhnte Tourist findet dort Alles, was solch einen Ausflug angenehm macht, so wie der Gelehrte all die Instrumente, deren er zu seinen Beobachtungen bedarf, und der Mann von Welt allen möglichen Nachweis über das Land, seine Eigenthümlichkeiten und seine Sitten in dem Verkehr mit einer Menge unterrichteter Männer, wie Cromer, Lombard, Odier, Gasse und Louis Pictet. Was den Herrn Gasse betrifft, diesen Mann beobachtenden Geistes und warmen Herzens, ein Arzt, der nur das Beste der Menschheit im Auge hat und nicht das seinige, der hat in Berlin die Cholera, in Griechenland die Pest studirt und Beide mit Erfolg bekämpft. Der mag sich glücklich schätzen, der sich seines Beistandes erfreut, denn er ist dann auch seiner Freundschaft sicher! Seine Rathschläge haben mir bei einem Ausfluge nach dem Simplon als Führer gedient.

Um durch das Walliserland dahin zu gelangen, muß man die Straße rechts der Ufer des Lemans verfolgen. Wem wäre es wohl unbekannt, mit welch malerischen Landschaften, köstlichen Villa's, erquickenden Ruhestätten, und Bocketten, die denen von Clarens die Wage halten, der See und all seine anmuthigen Umgebungen geschmückt sind? Indem dieselben aber durch einen verfeinerten Geschmack mit jedem Tage noch verschönert werden, verlieren sie in gleichem Verhältnisse an Poesie. Der Gewerbfleiß und die Speculation verscheuchen aus ihnen die feurige Beredtsamkeit, die schwärmerische Liebe. Ihr Felsen von la Meillerie ihr werdet eure unvorsichtigen Häupter nicht längre mehr über Gewässer hinausstrecken, und bald nur noch in den feurigen Schilderungen der Heloise fortleben. Unter dem Getöse explodirender Minen werdet ihr zertrümmert am Rande des See's zu Boden geworfen, und die begeisternden Gipfel, die Rousseau sich in seiner Einsamkeit zu seinem Sitz erkor, werden zum Bau prachtvoller Hotels dienen, in welchen Genf, unter schweren Kosten ganz Europa beherbergen wird, wohlverstanden unter schweren Kosten für Europa.

Seht Ihr da die weißen Gebäude jenseits des See's? Das ist Vevey, das die malerischsten Aussichten, das eleganteste und dabei bestgehaltene Hotel hat, und dessen wir weiter gedenken werden. Aber wir betreten eben das Rhonethal, und die Rhone, ein Fluß der halb schweizerisch, halb französisch ist, verdient es schon, daß wir seiner erwähnen. Klein und unbekannt den Anhöhen der Furca entspringend, aber mehr als achtzig andre Gewässer in sich aufnehmend, strömt er sieben und dreißig Stunden weit durch das Walliserland, dem er wohlthätig werden könnte, das aber unter seinen Launen und seinem Ungestüm zum öfteren leidet, und dessen fruchtbaren Boden er nur zu häufig aufwühlt und verdirbt. Eine intelligente Gesellschaft läßt augenblicklich daran arbeiten, das dergestalt verwüstete Terrain wieder cultivirbar zu machen, ein Unternehmen, das dieser Gesellschaft und dem ganzen Lande sehr vortheilhaft werden kann. Das Land ist reich an Weinbergen, schönen Früchten, und alle dem, was in warmen Klimaten gedeiht.

Man thut wohl daran, an schönen Tagen hier zu Lande zu Fuß zu reisen, um es besser sehen zu können: es verlohnt sich schon der Mühe! Die Natur und das Erdreich scheinen sich hier in Contrasten zu gefallen: zu Füßen der Berge Frühling, auf ihren Gipfeln ein ewiger Winter. Wenn die Sonne sie längst mit ihrem Feuer vergoldet hat, bleibt das Thal noch lange in Schatten versunken. Hier schlägt die Nachtigall unter dem Gebüsche, während da oben, hoch über den Gletschern, der Adler kreist. Die Matten schmücken sich zehn Fuß unter Plateau's, die noch mit Schnee bedeckt sind, mit Blumen, denn auf diesen Höhen wechselt die Temperatur und der Anblick mit jedem Schritte. Wenn der Kirschbaum auf halber Höhe des Berges kaum zu blühen beginnt, trägt der im Thale schon eine röthlich schimmernde Frucht, und während auf einer Höhe von 7000 bis 8000 Fuß eine Kälte von zwanzig Graden kaum die kümmerlichen Pflanzen Sibiriens oder Islands leben läßt, werden unten im Thale, im Schutze vor den Nordwinden, Siciliens, ja selbst Afrika's Gemüse und saftreichen Früchte gezogen.

Um aber, oberhalb des Thales, ein dürftiges und allen Winden blosgestelltes Erdreich ergiebig zu machen, bedarf es einer intelligenten und kühnen Cultur, und die wird hier gefunden. Da ist kein Riß im Felsen, den der Winzer nicht benutzte, einen Rebsenker darin zu setzen, kein Fleckchen Erde zu dürre, das man nicht zu netzen verstände, und kein Abhang zu jäh und zu schlüpfrig, um dem Anbau zu entgehen. Von fern gesehen, glaubt man, der Mann nebst seinem Zugvieh und Pflage schwebe in der Luft. Dort ragen Fruchtbäume über Abgründe hinaus, hier schwanken,

Digitized by Google

im Monate August, des Getreides goldene Aehren über reißenden Strömen, und man fürchtet jeden Augenblick die Ernte nebst den Schnittern in sie hinabstürzen zu sehen. Diese verwegenen Culturen, diese so lieblich ins Auge fallende Vermischung von Matten, Waldungen, Felsen, angebauten Feldern, schimmernden Bergströmen, fruchtbeladenen Bäumen und tiefen Abgründen, machen sich insbesondere in dem Theile des Wallisserlandes bemerklich, der, Entremont genannt, von Martigny zum großen St. Bernhard führt. Je höher man kömmt, je rauher wird die Luft, je unfruchtbarer der Boden, je trauriger und trostloser die Ansicht. Oben auf dem Gipfel verscheidet die Natur, dafür erblickt man aber von ferne das Asyl, wo die Hospitalität stets wachend und zu Hülfe und Trost bereit ist.

7542 Fuß über der Meeresfläche, an dem Ufer eines kleinen See's belegen, der ein Gegenstand abergläubischer Sagen ist, ist das Hospiz von St. Bernhard unstreitig die höchste menschliche Wohnung unsers alten Continents. Während des Winters erhält sich dort die Kälte auf 20 bis 22 Grad, und in der höchsten Sommerszeit friert es jeden Morgen. In der Nähe des Klosters giebt es Stellen, wo der Schnee nie schmilzt, und so ist es schon natürlich, daß die jähen Spitzen des Velan, des Zuckerhutes und des Chenalette nie von ihm befreit werden. Es kann niemandem einfallen, dem Leser über die hülfreichen Aufgaben Auskunft geben zu wollen, welche die Mönche zu lösen haben. Ihre Wohlthaten sind ja weltbekannt. Ich will nur einen der tausend Zufälle erzählen, die jener Leben in diesen Einöden, wo die Gefahren, aber auch die Aufopferung sich in allen möglichen Gestalten vervielfältigen, nützlich ausfüllen.

Zwei englische Damen, die unter Begleitung eines Mönchs des Hospizes den Chenalette besteigen wollten, um von seinem Gipfel aus den Montblanc zu sehen, unterhielten sich, ehe sie ihren Weg vom St. Bernhard antraten, mit einem Herrn G....., schottischen Advocaten. „Wollen Sie mit von unserer Partie sein?" fragte ihn der Mönch. — „Nein," erwiederte er; „ich will den Chenalette erst später besteigen, um von ihm aus am Montblanc den Sonnenuntergang zu beobachten." — „Ei, seien Sie vorsichtig," sagte darauf der gute Pater zu ihm; „denn wenn Sie dann zurückkehren wollen, ist's Abend geworden, und es könnte geschehen, daß Sie in der Finsterniß inmitten der Felsen und Abgründe den Rückweg nicht finden könnten." Er antwortete hierauf nichts, ging aber der Gesellschaft von weitem nach. Die Engländerinnen und der Mönch machten ihre Tour bei lichtem Tage ab, und Letzterer trat, nachdem er noch zuvor der Vesper beigewohnt hatte, mit einem Kapuziner, der sich zufällig im Hospiz befand, an's Fenster, um sich über mancherlei Dinge zu besprechen. Da hörten sie plötzlich ein Geschrei nach Hülfe, das aus dem Gebirge her erscholl. Der Mönch des St. Bernhardsberges holte eiligst ein Fernrohr herbei, und gewahrte durch dasselbe deutlich den Schotten, der sich am Fuße eines unübersteiglichen Felsens durch einen furchtbaren Abgrund aufgehalten sah.

Der arme Mann stieß unter dem Schwenken mit seinem Taschentuche ein gar klägliches Hülfegeschrei aus. Der gute Pater und ein Paar Klosterdiener machten sich sofort, mit Tauen versehen, auf den Weg, um ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien; es fiel ihnen aber nach reiflicher Ueberlegung bei, daß sie allein dazu zu schwach sein dürften, daher sie signalisirend Succurs forderten, der ihnen dann auch nachgeschickt wurde. Man mußte bedeutend hoch über den unzugänglichen Punkt hinaus steigen, wo der Schotte, zwischen Leben und Tod schwebend, sich mit beiden Händen an den Felsen klammerte, während sein Körper nur auf einem Beine, dem rechten, einen Stützpunkt in einem Vorsprunge fand, der nicht für beide Füße Raum hatte. Und was meint man, was er in einer solchen Lage zu seinen Erlösern sagte, als er sie oben über seinem Haupte erblickte? — „Sehen Sie den Sonnenuntergang?" Gewiß eine Aeußerung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann, in der sich aber nicht bloß ein einzelner Charakter, nein eine ganze Nation ausspricht. Inzwischen war das Abenteuer noch lange nicht beendigt. Es wurden dem Bedrängten Taue zugeworfen, an die er sich aber nicht zu befestigen im Stande war, weil er sich nicht rühren konnte, seine linke Hand schon das Gefühl verloren hatte, und er sich mit der rechten krampfhaft an dem Felsen festhielt. Da wurde denn einer der Klosterdiener an einem Taue bis zu ihm herniedergelassen, der ihn an sich festband, wonach man sie Beide, frei in der Luft schwebend, zum Gipfel des Felsens hinaufzog.

Am andern Tage begab sich der wackre Mönch, der in jeglicher Weise zu helfen verstand, zu dem Schotten, um ihm die Hände zu verbinden, die fürchterlich geschunden waren. „Trotz des Schmerzes", sagte dieser zu dem guten Pater, „habe ich tapfer fest gehalten; aber es war doch an der Zeit, daß ich Hülfe bekam — einen Augenblick später, und ich wäre in den klaffenden Abgrund vor mir hinabgestürzt. Dies wäre ohne Euer Schuhe auch außerdem längst geschehen." — In der That hatte der Mönch Tags vorher, vor dem Ausfluge nach dem Chenalette, zu dem Herrn G..... gesagt: „Ihre Schuhe, Herr, taugen nicht zum Bergsteigen, vollends bei Füßen, die daran nicht gewöhnt sind. Da, nehmen Sie die meinigen, die, wie die der Gemsenjäger, mit eisernen Spitzen beschlagen sind." Herr G..... hatte das Anerbieten angenommen. „Euern Schuhen," sagte er, „verdanke ich mein Leben, darum erlaubt mir, daß ich sie als ein Andenken behalten darf." — Darnach setzte er von seinem Bette aus noch hinzu: „Bitte, zieht die Fenstergardinen zu, ich mag die Berge da gar nicht mehr sehen!" — Herr G..... hat nachdem sein Abenteuer, seine Gefahren, und wie ihm dabei zu Muthe gewesen ist, in sehr schönem Latein in das Album des Hospizes eingetragen, wo man es noch jetzt lesen kann.

Und warum haben die St. Augustinermönche — diesem Orden gehören sie an — diese Stätte, die allen Arten von Prüfungen und Entbehrungen bloßgestellt ist, zu ihrem Aufenthalte erkoren? Welche Hoffnung hat sie dahin geführt? Die Hoffnung und der Wunsch, arme Reisende, ohne Rücksicht auf ihren Stand, Reichthum, Nation und Glauben, zu retten, wenn sie Gefahr laufen der Kälte zu erliegen, in Abgründe zu stürzen, von Lavinen fortgerissen zu werden, aus Mangel an Pflege umzukommen. Das Heiligste in ihren Augen sind Strapazen, Entbehrung und Dulden. Das ist ihr Trachten auf dem St. Bernhard wie auf dem Simplon; denn in beiden Hospizen wattet derselbe Orden in gleichem Streben, nur sind deren Einkünfte verschieden.

Das wohlthätige Institut auf dem St. Bernhard hatte seine Mittel, den Unterhalt des Hospizes, die Wohnung und Beköstigung, derjenigen, die diese Stätte passiren und dort kein anderes Unterkommen finden können, von mehreren Monarchen und Menschen-

Digitized by Google

feenuden erhalten; leider waren diese Gaben aber in Domainen belegt worden, die sich im Walliserlande befanden. Nun hat sich, sollte man es für möglich halten, in diesem Walliserlande, von dem der St. Bernhardsberg abhängig ist, ein Haufen Menschen gefunden, welcher, der Stimme des Erbarmens wie der Gerechtigkeit sein Ohr verschließend, sich gewaltsamer Weise der Güter des St. Bernhards bemächtigt hat. Sollten die Walliser in früheren Zeiten etwa zu verschwenderisch in den Schenkungen gewesen sein, die sie dem Hospiz gemacht? Nichts weniger als das! Sie hatten nicht den achten Theil zu dem beigesteuert, was sie nun confiscirt haben. Die Walliser haben den Mönchen genommen, was diese der Großmuth von Anderen verdankten; sie haben geerntet, wo sie nicht gesäet hatten. Die Mönche selber sind es nicht, die unter dieser Spoliirung leiden — ihre Bedürfnisse sind ja so geringe — aber sie sehen sich des Glückes, Wohlthätigkeit zu üben, beraubt. Sie können dem Wanderer kein Bett, dem Feierenden keine Wärme, dem Hungernden keine Speise mehr bieten. Wo soll nun der arme Reisende Hülfe finden? Wer seid Ihr denn, ihr Gefühllosen, die Ihr gegenwärtig den Armen auf der Landstraße beraubt, wie das vor Zeiten an den Reichen geschah?

Das Walliserland hat unter der (früheren) Kaiserzeit mit zu Frankreich gehört: es bildete das Departement des Simplon. Die Franzosen sind es mindestens nicht, von welchen die Walliser mit Bezug auf den St. Bernhard die Undankbarkeit gelernt haben. Die Letzteren hatten zu einer schwierigen Zeit einen der geschicktesten Administratoren, auf welche Paris und Frankreich stolz sein können, den Herrn von Rambuteau zum Präfecten. Man erinnert sich auf dem St. Bernhard noch des Besuches, den er dort gemacht, und des wohlverdienten Lobes, das er den Mönchen gespendet hat. Vielleicht veröffentlicht er einmal höchst interessante Memoiren über seinen Aufenthalt und seine Administration im Walliserlande. — So viel ist gewiß, daß in jener Zeit es niemand gewagt haben würde, sich an dem geheiligten Erbgute des Unglücks zu vergreifen. — Um einen nur zu peinlichen Eindruck zu verwischen, wollen wir beim Hinabsteigen des Entremonts ein wenig in dem kleinen Dorfe Orsiere verweilen. Ich will das benutzen, um eine kleine Anecdote aus früherer Zeit mitzutheilen. Die Werber hatten vordem in dem Walliserlande das Recht, ihre Werbungen durch Lustbarkeiten zu fördern. Da kam denn eines Tages ein Werbecapitain zu dem Pfarrer, und sagte zu ihm: „Herr Abbé, Sie sind mit unsern Rechten bekannt; ich will Ihnen deßhalb bloß anzeigen, daß ich morgen, Sonntag, in dem Wirthshause zum goldenen Löwen eine Tanzpartie für die gesammte Dorfjugend veranstalten werde." — „Das steht Ihnen frei," erwiederte der Geistliche. Am andern Tage aber richtete er nach gehaltener Predigt folgende Rede an seine Gemeinde: „Lieben Leute, ich habe erfahren, daß heute Abend im goldenen Löwen Ball sein soll, und fordre alle Taugenichtse auf, ihn zu besuchen." Abends hatte sich nicht ein Einziger eingefunden. Der Capitain, der auch ein ganz verständiger Mann war, begab sich darauf abermals in die Pfarrwohnung, und sagte zu dem Pfarrer: „Sie haben mich in meinem Gewerbe gestört, dafür rechne ich darauf, daß Sie mich nun einstweilen nähren werden." Dazu war der gute Pfarrer auch sofort bereit, und gab ihm acht Tage lang freien Tisch.

Nun wollen wir, nachdem wir uns einen Augenblick zu Martigny, dem ehemaligen Octodurus der Römer, aufgehalten haben, unsern Weg über Sion verfolgen, das sich durch einen sonderbaren Brauch aus dem Mittelalter ausgezeichnet hat. Diesem Brauche zufolge mußte nämlich ein treuloser Schuldner, wenn er sich seiner Verpflichtung, zu zahlen, entziehen wollte, sich dem Schlosse des Bischofs gegenüber drei Mal podice nudo auf einem viereckigten Stein niedersetzen. Hierauch kommen wir nach Binge, wegen der großen Familien, die dort gewohnt haben, das edle genannt, und nach Brieg, das wegen der Gold- und Silbergruben, die es vor Zeiten besessen, das reiche genannt wurde, eine Bezeichnung, die, wie ich fürchte, heutzutage wohl nicht mehr passend ist. Gleich hinter Brieg beginnt die bewundernswürdige Heerstraße über den Simplon. Wir wollen über dies große Unternehmen nur einige Daten in Betreff seiner Wichtigkeit geben.

Die Strecke Weges von Glitz nach Domo d'Ossola, welche freilich die schwierigste war, hat pr. Lieue (halbe Meile) 400,000 Fr. gekostet. Das Sprengen einer Gallerie von 525 Metres (reichlich 1575 Fuß) Länge in dem Felsen, hat eine halbe Million ℔ Pulver erfordert. Die Zahl der geschlagenen Brücken beläuft sich auf 611. Fünf Sommer, d. h. drittehalb Jahr, sind über den Bau des Ganzen, bei welchem 5000 Arbeiter thätig waren, verstrichen. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 10 Millionen.

Die Wissenschaft hat sich nie in einem glänzenderen Lichte und mächtiger in ihren Leistungen gezeigt, wie bei diesem hehren Werke. Man lacht der Gefahren, und „befindet sich", wie es geistreich gesagt worden ist, „in den Wolken, ohne es bemerkt zu „haben, daß man die Ebene verlassen hat, und durcheilt pr. Post „die Region der Lawinen." Dazu ist jedoch zu bemerken, daß es mit dem Durcheilen der Post nicht buchstäblich zu nehmen ist, indem die Posten in der Schweiz überall keine große Eile haben, und daß im Winter auf dem Simplon von Postwagen keine Rede ist, indem der Uebergang dann durch Schlitten beschafft wird. Ueberhaupt ist dort zu dieser Jahreszeit, mit Ausnahme der Berge, nichts mehr von alle dem zu sehen, was im Sommer sichtbar gewesen ist.

Die campanula spicata, das Wirbelkraut des Thales, das Zwerg-Vergißmeinnicht, ja selbst die Eis-Ranunkel haben hier im October längst ausgeblüht. Die Sennerhütten sind nicht mehr bewohnt; man sieht keine Rinder mehr an den Bergwänden weiden, keine Ziegen mehr die Gipfel der Berge erklimmen, keine kühne Gemse mehr von Felsen zu Felsen springen. Diese Stätten der Großartigkeit haben ein ganz anderes Ansehen bekommen. Der Schnee hat sich von dem Gipfel der Alpen bis zu den untersten Abhängen des Thales herabgewälzt; die Gewässer, welche aus den Felsen hervorsprudelten, bleiben gleich Kristall-Lustren oder unbeweglichen Cascaden daran hängen. Alles ist schaurig, leblos, schweigsam. Hie und dort zieht traurig ein Wanderer die Straße, den mehr nach oben das Hospiz aufnehmen wird. Unterwegs vernimmt er kein Geräusch, nicht einmal das seines Trittes. Nur an den gefährlichen Stellen trifft man Bahnwärter an, die den Schnee wegschaufeln, damit der Reisende durchkommen kann. Ueber ihm Lawinen, ihm zu Füßen Abgründe, in welche zuweilen der Mord und die Rache eben so viele Opfer hinabstürzen, als zufällige Ereignisse und Schwindel.

Nachdem wir ohne ein Abentheuer die schirmenden Gallerien passirt sind, kommen wir zu dem eisernen Kreuze, das den Culminationspunkt der Straße bezeichnet, und haben das Hospiz vor

Digitized by Google

Augen. Aber was ist das für ein Gebäude da, abwärts rechts, das mehr hoch als breit die Ebene überschaut? — Das ist das vermalige Hospiz. — Man könnte es in der That für ein Kastell halten. Es ist zu der Zeit der Stockalper auch wirklich ein befestigtes Haus gewesen, das diese berühmte Familie zu Zeiten bewohnt hat, ehe es seiner nachherigen barmherzigen Bestimmung überwies. Die Stockalper sind durch die ganze Schweiz bekannt: es waren alles muthige und kriegerische Männer. Einer von ihnen war so reich, daß er, wenn er über den Simplon von Genf nach Domo d'Ossola ging, sich immer auf seinem eignen Grund und Boden befand. Ein anderer war so loyal und edelgesinnt, daß er dem durch einen Aufruhr aus Sion vertriebenen Bischofe auch nach seiner Proscription noch treu blieb, und so eine ehrenvolle Ausnahme der allgemeinen Lehre machte, derzufolge man „seine Freunde im Stich lassen soll, wenn sie vom Glück im Stich gelassen werden."

Es ist inzwischen auf der Steuße Nacht geworden; doch keine finstre Nacht. Es ist, als ob die Sterne Dank der Reinheit der Luft, vielleicht auch wegen der Berghöhe, hier heller funkeln als unten im Thale, und es wundert mich nicht, daß auf Betrieb der gelehrten Körperschaften von Turin, Aneau und Genf oben auf dem St. Bernhard erfolgreiche meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Aber ein Licht, das mindre glänzend als das der Sterne ist, verkündet uns das kleine Dorf Simplon, und in dem Dorfe das Hotel zur Post. Dank der aufmerksamen Sorgfalt der guten Wirthin, sind die Reisenden dort wohlaufgehoben. Gern weilt man hier zur Sommerszeit, auch kommen die Mailänder dann häufig aus ihren glühenden Thälern herauf, um die erquickende Frische der Bergluft zu genießen. Ein anderes ist's im Winter: da eilt man, unter Dach zu kommen. Diejenigen, die im Vorüberkommen in die Gaststube einkehren, sind im Allgemeinen, außer den Postreisenden, Maurerleute, Maler, Fuhrleute.

Als ich eines Tages um die Stunde, wo die Post eintrifft, in besagter Gaststube eintrete, da erblicke ich daselbst, o Ueberraschung! drei Damen in schwarzatlassenen Mänteln, Kaschemirs und Pelzwerk eingehüllt, Damen vom edelsten Aeußern, den ausgezeichnetsten Manieren, und von einem sehr hübschen jungen Mann begleitet. Es war dies in der That eine wundersame Erscheinung, so, daß ich mich, mitten im Schnee, in dieser Wildniß, in diesem armen Dorfe nach Paris, am Ausgange aus dem Opernhause versetzt halten konnte. Auf eine leise Erkundigung meinerseits bei den Leuten des Gasthofes, sagten sie zu mir ebenfalls in einem leisen Tone, aber mit der Traulichkeit im Ausdrucke und der Ehrerbietung in der Haltung, die bei ihnen als Zeichen der höchsten Achtung gelten: „es sind Stockalpres! Sie gehen nach Neapel, wo der General Stockalper, der Onkel der jungen Damen und Vater des jungen Mannes, kürzlich an der Spitze von Schweizerregimentern einen Aufstand unterdrückt hat." Das sind, sagte ich bei mir selbst, also würdige Nachkommen ihrer Vorfahren. Glücklich ist die Familie, in welcher der Adel und die Schönheit des Erbblutes nicht aussterben!

Es war um Weihnachten. Bei dieser Gelegenheit bekam ich die Kirche wieder zu sehen, die ich schon einmal besucht hatte. Viele unserer Provinzialstädte würden stolz darauf sein, wenn ihre Kirchen so groß und so sauber gehalten wären wie diese. In den Frescomalereien auf weißem Grunde, und in den Gesängen und Orgeltönen, die das Gewölbe ausfüllen, erkennt man die Nachbarschaft, den Styl und den Geschmack Italiens, so wie auf diesen eisigen Höhen zuweilen der laue Hauch des Comersee's oder des Mincio verspürt wird. Am zweiten Weihnachtstage wurden nach der großen Messe Weinkrüge und Becher aufs Chor getragen. Auf meine Erkundigung bei den mir zunächst Stehenden, was das zu bedeuten habe, erfuhr ich dann, daß in Anlaß des Festes ein jeder Einwohner, der in der Kirche zugegen sey, ein Glas Wein bekäme. Es ist dies so der Brauch. Ich sah in der That, wie alle Männer sich heiteren Gesichts dem Chore zu bewegten. — Ich blieb zurück, ein Mal, weil ich wußte, welch ein Wein zum Besten gegeben wurde, und zweitens, weil ich — so nicht zum Speengel gehörte.

Die verschiedenen Beleuchtungsarten.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung des Londoner königlichen Instituts vom 20. Mai d. J. wurde folgender Aufsatz des Herrn Dr. E. Frankland über die Anwendung des chemischen Lichtes Behufs künstlicher Erleuchtung verlesen:

Bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ist die künstliche Beleuchtung fast ausschließlich aus dem Thierreiche beschafft worden, die große Ersparniß in seiner Erzeugung aus unseren großen Vorräthen vegetabilischen Brennmaterials bekundet sich aber mehr und mehr, ja dieselbe wird bereits so allgemein anerkannt, daß der Sache nur erwähnt und auf folgende Uebersicht der Kosten der verschiedenen Lichtarten, jede zu 20 Spermacetilichte angenommen, die zehn Stunden lang 120 Gran die Stunde verbrennen, hingewiesen zu werden braucht:

Wachs	7 s.	2½ d.
Spermaceti	6 „	8 „
Talg	2 „	8 „
Spermacetithran (auf Carcel's Lampe)	1 „	10 „
Londoner Gase A B C D E*)	— „	4½ „
Manchester Gas	— „	3 „
Londoner Gas F	— „	2½ „

Trotz der großen Ersparniß und der Bequemlichkeit der Gasbenutzung, und in sanitätischer Beziehung der hohen Stellung, die das Kohlengas von gehöriger Bereitung als ein Erleuchtungsmaterial einnimmt, ist man seiner Verwendung in den Wohnhäusern noch immer sehr entgegen. Die Gründe, welche man hierfür angiebt, sind theils bewährt, theils falsch. Wie es die vorstehende Uebersicht ergiebt, erzeugen selbst die schlechtesten Londoner Gase für ein angenommenes Quantum Licht weniger Kohlensäure und Hitze, als Lampen oder Lichter. Beim Gebrauch des Gases verlangt der Consument aber in der Regel ein stärkeres Licht, als es Lampen oder Lichter geben, und wenn er demzufolge, um ein drei bis vierfach stärkeres Licht zu erzielen, eine entsprechende Quantität schlechtbereiteten Gases anwendet,

*) Hiemit sind die Gase bezeichnet, welche von fünf der bedeutendsten Londoner Compagnien an ihre Consumenten geliefert werden.

Digitized by Google

so wird die Hitze und die Verderbtheit der Luft natürlich stärker, als es bei einer anderen Beleuchtungsart der Fall sein würde. Wenn man sich aber eines Gases bediente, das so ziemlich von der Normalcomposition wäre, wie die vorerwähnten hydrokohlenstoffartigen Gase, so würde man ein drei bis vierfach stärkeres Licht haben können, ohne daß die Hitze größer wäre und die Luft mehr verdorben würde, als beim Gebrauche von Wachslichtern oder der bestringerichteten Oellampen.

Ein begründeter Einwurf gegen die Anwendung des Gaslichtes in Zimmern bleibt jedoch immer noch übrig, der nämlich, daß es bei seiner Verbrennung Schwefelsäure erzeugt, was bei der jetzigen Bereitungsart nicht zu vermeiden ist. Von dem Vorhandensein der Schwefelsäure kann man sich leicht überzeugen, wenn man den Niederschlag der Verbrennung einer Gasflamme durch einen kleinen Liebig'schen Condensator laufen läßt. Die während der Gasverbrennung entwickelte Schwefelsäure ist nicht allein empfindlichen Personen fühlbar und unangenehm, sondern auch den Einbänden von Büchern so wie zarten Farben von Tapeten verderblich. Die Erzeugung eines Gases, welches von solcher üblen Beigabe frei wäre, ist also ein Problem von höchster Wichtigkeit für den Gasfabrikanten und dessen Lösung seines emsigsten Strebens würdig.

Augenblicklich giebt es nur ein Mittel, dem erwähnten Uebelstande bei der Gasbeleuchtung in Wohnzimmern abzuhelfen, und das ist der von Herrn Faraday erfundene Ventilations-Brenner. Dieser Apparat, der im Buckingham-Palast, im Windsor-Schloß und im Oberhause des Parlaments angewandt wird, hat die Gasbeleuchtung erst zur Vollkommenheit gebracht; denn mit ihm wird nicht allein der gesammte Verbrennungsstoff sofort in die freie Luft abgeführt, sondern auch die Verbreitung der Hitze des Gaslichtes beinahe völlig verhindert. Der allgemeinen Verwendung der besagten Erfindung steht aber ihre Kostspieligkeit und die Schwierigkeit im Wege, die Ventilationsröhre in den nächsten Rauchfang zu leiten, ohne dem architectonischen Ansehen des Zimmers Eintrag zu thun, wo der Apparat angebracht werden soll.

Unterhaltungen im Bade. Aus den Papieren einer hochgestellten Dame. „Zwei Theile. Mannheim. In Commission bei Tobias Löffler. 1853. 330 u. 371 Seiten. 8.

Der Titel dieses Buches läßt kleine, leicht skizzirte Erzählungen, die in den Augenblicken, die nicht anderweitig in Anspruch genommen werden, während des Aufenthalts in Bädern gelesen werden können, erwarten. Aber der Titel täuscht. Es ist ein größeres, der Wahrheit und Dichtung entnommenes Lebensgemälde, welches hier aufgestellt wird. Der Mann, der mit dem Bruder arm nach Madrid kam und später, vom Glücke wunderbar begünstigt und emporgetragen, Spanien beherrschte, Don Manuel de Godoy, ist geschildert, aber nur sein erstes Auftreten bis zum Friedensschlusse von Basel als Stoff der Schilderung gewählt, die, auch des romantischen Gewandes entkleidet, schon interessant genug erscheint. Ist er nun freilich der Hauptheld dieses historischen Romans, so ragt doch neben ihm eine Persönlichkeit hervor, die der unsichtbare Lenker seiner Schicksale, die selbst in dem Augenblicke noch, als Godoy fast schon der höchsten Ehren genoß, ihn in Sklavenbanden hielt, bis die kühne Entschlossenheit seiner königlichen Geliebten ihn endlich aus denselben befreite, — ihr Beichtvater Salvatorre. Eine zweite Figur: ein Thierarzt, die uns zuerst als komische vorgeführt wird, zeigt sich im Verlauf der Erzählung als ein energischer Charakter, voll Lebensklugheit und Humor. Es ist wol das erstemal, daß auf dem Gebiete der Romantik die Veterinärkunde so zu Ehren kommt und schwerlich möchte man eine zweite weibliche (?) Feder finden, die mit ihr, wie aus den Reden und Anspielungen ersichtlich, so vertraut ist. Wir wissen nicht, ob in dem Leben Godoy's ein solcher Thierarzt wirklich eine Rolle spielte, doch ist er gut gezeichnet. So auch der Pater Anselmo und Linda de Illescas, die bis zu ihrem Tode in treuer Liebe zu Don Manuel verharrt; daß er sie opferte, wurde von den Verhältnissen geboten, da (nach dem Romane) die Vermählung mit Donna Maria Theresia von Bourbon das einzige Rettungsmittel für ihn, für die Königin war. (Als diese Ehe geschlossen wurde, war der Herzog von Alcudia übrigens schon verheirathet und Vater.)

Spanien, der Schauplatz, auf welchem die Begebenheiten sich ereignen, und die Spanier sind der hochgestellten Dame, aus deren Papieren die Erzählung, wie der Titel sagt, entnommen, bekannt genug, um sie in den Stand zu setzen nicht blos gelungene Darstellungen des Oertlichen, des Lebens (so z. B. der Stiergefechte), sondern auch Geschichtliches in dieselbe einzuweben. Vom Orden der Jesuiten, noch dessen Wiederherstellung Salvatorre mit unermüdlicher, hartnäckiger Ausdauer strebte, aber an des Herzogs festem Willen scheiterte, erfahren wir Nichts, weil die Verfasserin meint, den kenne ja alle Welt; dagegen giebt sie uns in großer Ausführlichkeit ein schauderhaftes Bild der Inquisition und ihres gerichtlichen Verfahrens.

Statt der zwei vorliegenden Bände würden wir nur einen erhalten haben, wären die Handelnden weniger zu Reflexionen und Betrachtungen aller Art aufgelegt gezeichnet; dazu kommt noch die hin und wieder doch wol etwas zu breite Darlegung der eigenen Ansichten, Gefühle, Lebenserfahrungen der Dame, die neben oft Gesagtem übrigens unleugbar Manches in neuer Auffassung und in anziehender Weise Ausgesprochene darbieten.

Als Probe ein kleines Bruchstück aus dem ersten Theile. Ein von der Königin Marie Louise herbeigeführtes Alleinsein mit ihrem Liebling während einer Jagd in den Wäldern bei Tenrillo wird unterbrochen durch furchtbare, aus der Ferne herandringende Töne.

„Es ist Hörnerruf!" — rief bleich wie der Tod die Königin — „aber nicht der gewöhnliche .... hört nur, mit welcher Gewalt sie blasen ..... es muß ein Unglück geschehen sein!"

Im gleichen Momente aber waren Manuels Blicke, aufmerksam gemacht durch die Züge der Vögel, die in dichten Scharen schreiend über ihnen hinflogen, — auf den Horizont gefallen, der freilich durch Hügel und Wald sehr beengt war. Dennoch gewahrte Manuel sogleich eine ungewöhnliche Röthe, die ihm von Minute zu Minute zu wachsen schien ..... da tagte es gräßlich in seinem Geiste.

„Jesus Maria!" — schrie er auf — „Wir sind verloren, der König ist verrathen .... die Teufel von Bauern haben aus Rache die Wälder angezündet!"

Digitized by Google

Und wohl wissend, mit welcher Blitzesschnelle ein Waldbrand, namentlich in dem trockenen Süden, um sich greift, stürzte er auf die Pferde zu, die instinktmäßig schnieten und sich bäumten, riß die Zügel los, faßte die halbohnmächtige Königin ohne Bedenken um die schlanke Taille, hob sie in den Sattel, schwang sich dann selbst auf sein Roß, und, die Richtung, in der sie hergekommen waren, verfolgend, ging es im Galopp davon.

Manuel war dabei so klug, seinem Pferde die Zügel schießen zu lassen, da er selbst keinen Weg wußte. Und in der That, er hatte dem Instinkte des Thieres mit Recht getraut; bald fuhren sie hier und dort einzelne Theilnehmer der gesprengten Jagd in der gleichen Richtung dahinfliegen. Damen und Herrn, Grenadier und Forstbeamten; alles durcheinander und in solcher Verwirrung, daß Niemand bemerkte, wie sich Manuel und die Königin mitten unter die Fliehenden mischten, deren Ziel die freie Ebne des Hauptsammelplatzes war.

Sie erreichten denselben auch bald. Die Königin, — die man schon, als verirret, überall gesucht hatte, — ward mit Freuden begrüßt. Desto ängstlicher war der Ruf nach dem Könige. Niemand hatte ihn seit dem Beginne der Jagd gesehen, wo er, — wie wir wissen, — von seiner einzigen Leidenschaft hingerissen, in der Verfolgung eines prächtigen Hirsches Allen vorausgeeilt war.

Die fernen Wälder aber standen schon in vollem Brande und ein unabsehbares, unermeßliches Feuermeer wogte immer näher und näher heran.

Es war ein gräßlicher, schauerlich-großartiger Anblick; — ein Anblick wie ihn Nero auf der Zinne seines Palastes gehabt haben mochte, als Rom zu seinen Füßen in Flammen aufging.

So weit das Auge nur zu sehen vermochte — in einer Breite-Ausdehnung von vielen Meilen — begrenzte den Horizont ein flammender Gürtel, der wie eine ungeheure, in tausend züngelnde Spitzen aufflammende Krone, auf den näheren, vom Feuer noch unberührten, Wäldern zu ruhen schien. Schwarz und majestätisch zeichneten sich dabei die noch im Vordergrunde liegenden Waldhügel aus, um deren grüne Häupter sich gleichsam ein gewaltiger Heiligenschein legte.

Ein grellrother Widerschein, — stets wechselnd in helleren und dunkleren Lichtern, je nach dem Aufflammen neuer Waldtheile, oder dem gewaltsamen Zusammenbrechen von Hundreten von verkohlten Stämmen, — lagerte dabei auf den Gipfeln der näheren Wälder und der ganzen Umgegend. Pechschwarze Rauchsäulen wirbelten in gedrängten Wolkenmassen zum Himmel empor, von zahllos aufsprühenden Funken untermischt! ..... und dabei das Heulen der Hörner von nahe und fern, ... das Kreischen der Vögel, die in Angst und Verzweiflung ihre Nester umschwirrten, oder in noch immer nicht enden wollenden Zügen der Gefahr zu entrinnen strebten ..... das Vorbeijagen der Thiere, die — zitternd vor Furcht und Entsetzen, alle Scheu vor den Menschen verloren hatten und sich auf dem Sammelplatze, trotz allen Lärmes in ganzen Heerden einfanden und sich, wie Schaafe beim Gewitter, ängstlich aneinander drängten ..... und dann das Scheiren der Forstbeamten, die mit ihren Untergebenen bemüht waren, am Rande des Waldes in aller Eile breite Graben zu ziehen, um dem Feuer Einhalt zu thun .... und der Jammer der bereits auf der Wiese Angekommenen, nach ihren Verwandten, Freunden, Gatten und Gattinnen, die man suchte, oder noch in den Wäldern wußte ..... und dies Alles übertönend der Ruf nach dem Könige .... dem unglücklichen Monarchen, der vielleicht jetzt schon ein Opfer der Flammen war, ... oder in namenloser Verzweiflung umherirrte, vergebens eine Rettung vor dem Dämon des Feuers zu suchen, der seinen rothflammenden Mantel mit der Schnelligkeit des Blitzes über den mit dürrem Haidekraut und trockenem Moose bedeckten Boden nachzog.

Dies Alles gab ein Bild des Entsetzens, des Jammers, der Verwirrung, der Angst und der Verzweiflung, das sich in seiner ganzen Größe nur ahnen .... nicht aber wiedergeben läßt!

Selbst Manuel — aufgeregt und im Innersten erschüttert durch das, was er heute erlebt hatte — zitterte am ganzen Körper; aber er verlor den Kopf nicht. Noch einmal sprengte er an das königliche Zelt, und als er Marie Louise, die ohnmächtig in den Armen der Oberhofmeisterin lag, hier wenigstens gegen alle Gefahr gesichert wußte, eilte er, die nöthigen Anstalten zur Rettung des Königs unterstützen zu helfen."

Druck und Papier sind sehr gut; der erstere dient der Druckerei des k. Bürgerhospitals in Mannheim zur besten Empfehlung. H.

Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des Juifs. Par le comte de Mirabeau. Nouvelle édition. Leipzig. Avenarius & Mendelssohn. 1853. 8 und 114 Seiten. 8.

Mirabeau gab diese Schrift 1787 (Londres) heraus; auf dem Titel ist noch der Zusatz: et sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne; der Abschnitt sur la réforme politique des Juifs erschien besonders 1788 zu Paris und ist auch im 4. Bande der Pariser Ausgabe seiner Werke von 1820. 21 abgedruckt.

Ueber Moses Mendelssohn besitzen wir freilich unweit genügendere Arbeiten, aber man wird dennoch nicht ohne Interesse lesen, wie Mirabeau (S. 1—59) sein geistiges Leben aufzufassen versucht, wie er mit Wärme den edlen und trefflichen Menschen, den der indiscrete Lavatre so tief verletzte, schildert und sich bemüht, seine Landsleute durch eine Analyse von Mendelssohns Schriften mit denselben bekannt zu machen. S. 60—92 folgt dann eine Darlegung des Inhalts von Christian Wilhelm v. Dohm's Werk: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berl. u. Stett. 1781", mit Mirabeau's eigenen Ansichten (— höchst liberalen und ihn ehrenden —) vermischt. Was Dohm 1781 aussprach, Mirabeau wiederholte, um es in der Sprache, welche die Sprache der Welt ist, allen Regierungen verständlich, es zum Gemeingut zu machen, ist seitdem in mannigfacher Form und Einkleidung beredter, geistreicher (— Gabriel Riesser! —) oft wiederholt, es hat, so wie Dohm's Vorschläge an Michaelis, dem gelehrten Orientalisten, und Andren Widersacher fanden, deren gleichfalls in Menge gefunden. Mit Michaelis beschäftigt sich Mirabeau, nach Dohm, S. 93—114; es werden ihm hier wunderbare Inconsequenzen nachgewiesen mit Rückblicken auf Aeußerungen und Behauptungen in seinem berühmten Werke: „Gründliche Erklärung des mosaischen Rechts."

Digitized by Google

Aufgefallen ist es uns, daß am Schlusse des Abschnitts de la réforme politique des Juifs die Stelle stehen geblieben, wo Mirabeau seine Betrachtungen sur la révolution tentée en leur faveur &c. als folgend ankündigt, die in dieser neuen Ausgabe jedoch fehlen.

Lange hat es gedauert, bis die von Dohm, dann von Andern, Christen und Juden, in unfruchtbaren Boden gestreute Saat zur Blüte gediehen, noch länger, bis sie Früchte getragen. Wie hören entgegnen: „Es mag sein! aber sie munden uns nicht diese Früchte, sie sind herbe!" Wie sagen unserer Seits: Wer trägt die Schuld, wenigstens einen Theil der Schuld? Sind diese Keime, diese Blüten, diese Früchte von uns mit Liebe gepflegt? Diese Pflege ist höchstens als Nebenwerk, ja wol mit Widerstreben geübt; das Unkraut, welches neben der edlen Pflanze aufwucherte und sie umrankte, ward es mit Sorgfalt, mit Schonung ausgejätet? Ohne Bild: ist überall den Freigewordenen mit brüderlichem Wohlwollen entgegengekommen, haben wie sie an uns gezogen, uns genähert, den Juden über den Menschen, über den neuen Mitbürger vergessen? Es möchten sich dessen Wenige rühmen können. — Versuchen wir es! die dargebotene brüderliche Hand wird nicht zurückgewiesen werden, der ohne Spott und Uebermuth ausgesprochene Tadel, die Ermahnung zum Streben Anstößiges, nicht immer ohne Grund gerügtes Eigenthümliches zu beseitigen, zu bekämpfen, nicht unbeachtet bleiben. Die Gleichstellung ist einmal eine Wahrheit geworden, sie ist es nicht allein durch die Juden und ihr unermüdliches Ringen, sie ist es durch nicht wenige Christenstimmen geworden, und nun noch immer dieses Abstoßen, dieses oft an's Lächerliche gränzende Ausschließen! Doch kehren wir zu Mirabeau zurück. Er schließt mit folgenden Worten:

„Voulez-vous enfin que les prétendus vices des Hébreux soient si profondément enracinés qu'ils ne puissent disparaître qu'à la troisième ou quatrième génération? Eh bien! commencez tout à l'heure; car ce n'est pas une raison pour reculer cette grande réforme politique d'une génération, puisque sans cette réforme on ne verrait jamais une génération corrigée, et la seule chose que vous ne puissiez pas reconquérir, c'est le temps perdu."

Hoffmann.

Vier Lebenstage. Novelle von Auguste Linden. Kassel, Verlag von G. E. Vollmann. 1853. 246 S. 8.

Wir haben seit längerer Zeit keine Erzählung mit so großem Interesse gelesen wie die, welche die vorliegende Novelle enthält, deren Verfasserin, eine den höheren Ständen angehörende Dame, klar und deutlich beweist, daß sie nicht beabsichtigt, den gewöhnlichen, breitgetretenen Pfad einzuschlagen, den leider so viele Autoren wandeln, die es nur darauf absehen, dem Publikum fade Speisen ohne Kraft und Saft, ohne Salz und Würze vorzustellen, unbekümmert darum, ob der Geist befriedigt wird oder nicht, wenn sie nur den Zweck erreichen, den Leser zu amüsiren, zu unterhalten, seine Sinne zu reizen, zu fesseln. Die Novelle hat uns, wie gesagt, wenn sie auch nicht frei von Schwächen, auf die wir weiter unten kommen werden, sehr befriedigt, um so mehr, als die Verfasserin es unternommen, in vier Abschnitten, deren jeder das Erlebniß nur Eines Tages vorführt, ein ganzes Menschenleben klar, deutlich und erschöpfend zu schildern. Die Novelle ist nicht allein in Betreff der Handlung wahr, einfach, natürlich und spannend, sondern auch in Hinsicht der Charaktere so lebensweth durchgeführt, daß wir nicht umhin können, der Verfasserin für ihre gelungene Arbeit unsern Beifall zu erkennen zu geben; denn dieselbe liefert dem Leser keine bei den Haaren herbeigezogenen Intriguen und Verwickelungen, keine unnatürliche, weit hergeholte, durch Unwahrscheinlichkeiten und Ueberspanntheiten verunstaltete Handlung, keine Personen, denen wir nur das Prädikat „Marionetten" ertheilen können, sondern ein wahres, treues Lebensbild, in welchem Menschen aus Fleisch und Blut agiren, fühlen, lieben und leiden. Der einzige Fehler, den wir der Novelle vorzuwerfen haben, ist, daß Armgard ihre Liebe Alexander zuwendet; ein Moment, das den außerordentlich guten Eindruck, den die drei ersten Tage auf uns machten, etwas schwächte, das aber trotzdem nicht im Stande war, unser Lob, welches der Verfasserin mit Recht zukommt, zu schmälern. Sie fühlte diesen Fehler wohl so gut wie wir, denn sie giebt sich bedeutende Mühe, den erwähnten Schritt Armgard's so viel wie möglich zu motiviren, was ihr aber nicht gelungen ist und auch nicht gelingen konnte. Die Ursache, daß das Buch mit dieser Handlungsweise Armgard's schließt, ist wohl dem Willen der Verfasserin zuzuschreiben, die Novelle in Betreff der interessantesten und Hauptperson glücklich enden zu lassen; d. h. glücklich im gewöhnlichen, nicht im höheren Sinne des Worts, nicht den Anforderungen vom Standpunkte der poetischen Gerechtigkeit aus entsprechend; denn von hier aus betrachtet, ist im Gegensatze zu dem Ziel, welches Armgard erreicht, nur die Art und Weise, wie Edilb's Charakter im Angesichte des Todes abschließt, harmonisch, glücklich und versöhnend zu nennen.

H. D—r.

Miscellen.

Ein englisches Blatt, der Stamford Mercury, giebt folgende Beschreibung eines merkwürdigen Exemplars der Wisteria Consequana, eines Gewächses, das in China heimisch ist, und das in den Gärten zu Uffington-House, dem Landsitze des Grafen von Lindsey gezogen worden:

„Die Form der Blüte ist der des Labuenum ähnlich, ihre Farbe aber bläulich. Die Zweige reichen seitwärts in einer Richtung 35 und in einer anderen 75 Fuß weit, dabei bedecken sie noch fast das ganze Dach und den Giebel eines zweistöckigen Hauses, und die äußersten Spitzen halten den Schornstein umschlungen. Die ganze Oberfläche des Laubes war jüngst mit vielen tausenden von traubenartigen Blüten, jede 10 bis 12 Zoll lang, bedeckt.

Nach der letzten Volkszählung in Großbritannien zählte England 16,921,888, Wallis 1,005,721, Schottland 2,888,742 und die Inseln 143,126 Seelen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 58. Mittwoch, den 20. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Leben. — Der Witz. — Das Wiedersehn ..... Seite 449
Das Schicksal des Dr. Leichhardt ..... „ 450
Ein türkisches Militairgericht ..... „ 452
Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris ..... „ 453
Literatur:
Geschichte des Osmanischen Reichs von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. ..... „ 455
Miscellen ..... „ 456

Das Leben.

Der Knabe spielet vor dem Haus —
Er hüpft, er läuft bald ein, bald aus,
Froh schlägt die kleine Brust!
Er ist der Eltern größte Lust.
Sieht nun das Spielzeug zart und fein,
Was er nun sieht, ist sein!

Der Jüngling eilet durch das Feld,
Ihm lacht eingaum die ganze Welt;
Nichts beugt seinen Sinn,
Leicht geht er über Dornen hin.
Ihn täuschet noch des Lebens Schein —
Sollt's wohl derselbe sein?

Der Mann geht sinnend durch den Wald —
Im Herzen Gram, es dünkt ihn kalt;
Mag er die Welt durchziehn
Dem Kummer kann er nicht entfliehn;
Er fühlt verlassen sich, allein —
Sollt's wohl derselbe sein?

Gebückt am Stabe schleicht der Greis,
Sein lockig Haar ist silberweiß,
Kaum hört sein schwaches Ohr,
Das Auge deckt ein Nebelflor.
Ihm fehlen der Gedanken Reih'n —
Sollt's wohl derselbe sein?

Dort in das dunkle, tiefe Grab
Senkt einen Leichnam man hinab —
Geläute schallet weit —
Dahinten lieget Freud' und Leid;
Der freie Geist zog himmelein —
Sollt's wohl derselbe sein?

Der Witz.

Laß sprühen die Witze
Wie stechende Blitze;
Nur daß sie nicht zünden,
Und Bosheit verkünden.

Das Wort es hat Flügel —
O halt' es im Zügel!
Mit rastloser Eile
Entflieht es, wie Pfeile.

Digitized by Google

Du magst es entsenden
Um Freude zu spenden,
Doch will es verwunden —
Dann halt' es gebunden.

Es nimmer ergötzet
Wenn's And're verletzet;
Und reizt es zum Lachen,
Dann mußt du's bewachen.

Den Witzes entsprühet
Es zündend erglühet; —
D'rum setze ihm Schranken,
Dem losen Gedanken.

Das Wiedersehn.

Das Wiedersehn — ein schönes Wort!
Kein schön'res kann ich nennen;
Wenn man vom lieben Herzen fort —
Vom Freunde sich muß trennen.

In diesem Wort liegt Trost allein
Beim kummervollen Scheiden,
Es zieht in's Herz die Hoffnung ein,
Umwandelnd Schmerz in Freuden.

Und scheiden von der Erde wie,
Von allen theuren Herzen,
Die uns durch Lieb' beglückten hier,
Stets mildernd unsre Schmerzen:

Dann stärket ahnend uns dies Wort,
Wenn wir hinüber gehen;
Wir hoffen in dem ew'gen Dort
Auf Wieder-Wiedersehen! —

Elegia.

Das Schicksal des Dr. Leichhardt.

(Aus dem Athenaeum.)

Das traurige Resultat der Expedition, welche s. Z. von der australischen Regierung ausgesandt worden war, um wo möglich Gewißheit über das Geschick des lange vermißten Dr. Leichhardt und seiner Gefährten zu erlangen, ist bekannt. Die Aufsuchungsexpedition hatte eine Kunde erhalten, die sie an den Tod der Gesuchten nicht zweifeln ließ, indem ihr versichert worden war, daß ihr die Stätten gezeigt werden sollten, wo jene begraben lägen. Diese Zusage ist aber unerfüllt geblieben, wie sich aus folgendem Schreiben des Herrn Hely, der jene Expedition befehligte, an Herrn Thomas Mitchell, den General-Aufseher von Neu-Südwallis — augenblicklich auf Urlaub in England — ergiebt. Besagtes Schreiben ist uns von Herrn Thomas Mitchell mitgetheilt worden, unter Beifügung von einigen Bemerkungen, wie bei Expeditionen wie die des Dr. Leichhardt, verfahren werden müßte, wenn sie Erfolg haben sollten.

„Wenn," sagt Sir Thomas, „etwas überall der Mühe werth ist, daß es geschieht, so verdient es auch, daß es mit Umsicht unternommen werde; die Richtigkeit dieses Satzes hat sich nie klarer herausgestellt als bei der Art von Expeditionen, die auf Kosten vieler Menschenleben in letzter Zeit in's Innere von Australien erlaubt worden sind. Für dergleichen Expeditionen sind Methode und Arrangement, passende Leute und Mittel unerläßlich, und wenn es daran fehlt, so müssen sie unsers Bedünkens ein schlimmes Ende nehmen. Da man von solchen Expeditionen die Erwerbung genauer geographischer Kunde erwartet, so sollte der damit Beauftragte auch ein praktischer Landmesser sein, im Stande, verläßige Landcharten mitzubringen, und auch des Zeichnens kundig, oder von einem Zeichner begleitet. Aber die eigentliche Aufgabe ist der eines Feldzuges so gleich, daß der Anführer einer solchen Expedition, gleichviel ob er sie auf eigenen Antrieb oder auf Geheiß unternimmt, wenn sogenannte wilde Regionen ihr Ziel sind, sich als General geriren muß. Dorten ist nicht ohne Kriegsgesetze fertig zu werden; das Leben des Volkes, unter welchem er weilt, so wie der Leute, die ihm folgen, hängt von seinen Anordnungen ab, und es thut sowohl zu seiner eigenen Erhaltung, als zu der seiner Gefährten und der wilden Völker, mit welchen er in in Berührung kömmt, Noth, daß er alle die Vorsicht und Sorgfalt eines Heerführers aufbietet. Ein kleiner Haufe im Verhältniß zu der Zahl der Wilden, von welchen solch eine Expedition umgeben ist, befindet sich dieselbe unausgesetzt in einer Lage, welche eine stetete Wachsamkeit, große Geduld und Langmuth erfordert, doch reicht selbst dies nicht immer hin, um vor Angriffen der Eingebornen gesichert zu sein. In Australien ist die Feindseligkeit der wilden Eingebornen fast allgemein, und auch sehr natürlich. Einzeln sind Geduld, Nachsicht und guter Wille wohl hinreichend, sie etwas freundlicher zu stimmen, doch sind Wachsamkeit bei Tag und bei Nacht, systematische Ordnung, Disciplin und stetete Folgsamkeit gegen den Anführer, so wie seinerseits moralische Gewalt über seine Untergebenen unerläßliche Dinge für einen Trupp Abenteurer, die in die Wildnisse des inneren Australiens dringen wollen. Welche Anwendung diese Bemerkungen auf die Vergangenheit finden, das bedarf keiner Erörterung. Anführer aus dem Militairstande oder aus der Marine haben in der Regel den meisten Erfolg gehabt. Die vorherrschende Nützlichkeit ihrer Bestrebungen hat in einem richtigen Verhältniß zu ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit als Ingenieure gestanden, und zu der wohl oder schlecht gewählten Richtung, die sie in ihren Wegen und Forschungen eingeschlagen haben. Die östliche Küste ist voller felsiger Schluchten, die dicht mit Gebüsch besetzt sind. Die Binnenseite ist offner, dort hält es aber schwer, Wasser zu finden. Kennedy und seine Begleiter haben in der einen Richtung, Leichhardt mit seinen Leuten muthmaßlich in der anderen ihr Grab gefunden. Die Knappheit des Wassers macht dasselbe fast zu einem Gegenstand des Kampfes, und wo es dessen giebt, kann man darauf rechnen, die Wilden in Massen beisammen und am reizbarsten gestimmt zu finden. Bei dem Entwurf der Route, sollten die geographischen Zwecke zuvörderst bestimmt, die Hindernisse erhöhen

Digitized by Google

erwogen, ein guter Anführer und eine tüchtige Mannschaft, ihn zu begleiten, gewählt werden. Kein Ausländer würde sich erhalten können, wo ein Anglo-Australier Wasser aufzufinden, verlaufene Pferde auszuspähen, und, vermöge einer Art Instinkts, den Rückweg zu seinem Lager zu erkennen weiß. Ein solcher war der praktisch abenteuerliche und erfolgreichste Forscher, Herr Hamilton Hume, der auch Sturt zuerst unterwiesen hat, wie er verfahren müsse. Männer wie diese sind auch mit dem Herrn Leichhardt gewesen, dieser Forscher hatte aber merkwürdiger Weise nie zweimal dieselben Begleiter mit sich. Gleich dem ersten Forscher ist auch der letzte ein junger Eingeborner gewesen, Herr Hovenden Hely, dessen Rückkunft von einer Aufsuchung des Dr. Leichhardt bereits veröffentlicht worden ist. Herr Hely war auf Ansuchen des gesetzgebenden Raths ausdrücklich zu besagtem Zwecke von der Regierung ausgesandt worden; da aber der Dr. Leichhardt seine Reise ohne eine bestimmte Instruction und ohne daß geographisch etwas festgesetzt worden war, unternommen hatte, so konnte Herr Hely auch nicht angewiesen werden, wo er nach ihm aufschauen sollte, noch wissen, welche Richtung er genommen haben machte. Wie schwer unter diesen Umständen nun auch seine Aufgabe war, ließ er sich dennoch nicht abschrecken; aber wiewohl er in deren Lösung eine Entschlossenheit und eine Urtheilsschärfe bewieß, die einer solideren Basis werth gewesen wäre, wurde ihm nicht der Erfolg zu Theil, den seine edelmüthigen Anstrengungen in dem Suchen nach seinem ehemaligen Führer wohl verdient hätte. Der folgende Auszug aus einem Schreiben des Herrn Hely wird Ihre Leser in den Stand setzen, den Gang dieses undankbaren Unternehmens zu beurtheilen:

„Wyaming, Brisbane Water.

„Sehr werther Herr Thomas, als ich Sydney verließ, hatte ich wenig oder gar keine Hoffnung, je etwas von dem Gegenstande meines Suchens zu hören zu bekommen. Es ist in der Absicht, den Weg über die Peaks Berggkette einzuschlagen, und mich darnach westlich der Regina zuzuwenden, wo Sie Ihre letzten Entdeckungen gemacht haben, und in der Hoffnung, zur geographischen Kenntniß des Landes noch etwas beizutragen, geschehen, daß ich den Befehl der Expedition übernommen habe. Ich hielt es nicht für unmöglich, daß ich auf eine seiner Lagerplätze stoßen könnte, und möglicher Weise so glücklich wäre, irgend einen Leitfaden über sein Schicksal aufzufinden; doch rechnete weder ich noch irgend jemand in der Colonie groß darauf. Wenn ich meiner ersten Absicht treu geblieben wäre, so würde ich — wie sich das nachdem erwiesen hat — auch eben so klug zurückgekehrt sein, als ich ausgegangen war, ich hätte jedoch mindestens die Genugthuung gehabt, irgend ein neues Land passirt zu sein. Die Aussagen der Eingebornen trugen jedoch zu sehr den Stempel der Wahrheit, als daß man sie hätte unbeachtet lassen können; daher habe ich denn jene Richtung eingeschlagen: mit welchem Erfolge, das ist bekannt.

„Als ich zu Anfang Mäz Darlings Dawr verließ, hatte ich mich mit Proviant versehen, der in dem Maßstabe von 5 ℔ Mehl und 1½ ℔ Fleisch die Woche pr. Kopf für neun Mann auf neun Monate berechnet war. Von Balonne aus nahm ich noch einen Weißen und zwei Eingeborne mit, so daß unser Trupp aus zwölf Personen bestand. Ich mußte aber auch noch alle die Eingeborenen füttern, mit welchen ich zusammentraf, und ich hatte deren mehr als ein Mal bei Zehn, Männer, Weiber und Kinder im Lager. Ist's demnach wohl zu verwundern, wenn ich mit meinen Rationen zu kurz kam, vor Allem wenn man die Seltenheit von Wasser und demzufolge des Wildes mit in Anschlag bringt, und daß bei unserem geringen Fleischvorrathe eine größere Mehlration vertheilt werden mußte, doch nie mehr als 1 ℔ des Tages, also durchschnittlich 6 ℔ die Woche? Unsere einzige Hoffnung, die Ueberreste, von welchen die Eingebornen gesprochen hatten, zu finden, — falls es deren nach einem Zeitverlaufe von fast vier Jahren noch gab — beruhte auf den Beistand von diesen; wir sahen uns aber durch den völlig unerwarteten Verlust des Dollmetschers jeder Möglichkeit beraubt, uns mit ihnen zu verständigen. Blieb mir da wohl anderes übrig, als zurückzukehren? Wäre es nicht meinerseits die größte Tollheit gewesen, wenn ich in einem schlecht mit Wasser versehenen Lande, umgeben von wilden Stämmen, die mit unseren Absichten eben so bekannt waren wie wir selber, und die sich nur dann für gesichert hielten, wenn sie uns vernichteten, noch hätte weilen wollen, um nach etwas zu suchen, das zu finden ich durchaus keine Aussicht hatte? Ich wußte nicht einmal, nach welcher Seite ich mich zu dem Ende hätte wenden müssen: die Eingebornen hatten uns ganz und gar mystificirt, indem sie uns einmal sagten, daß wir nur nach zwei Tagereisen von dem Schauplatze der Mordscene entfernt wären, während sie ein andres Mal drei und vier Tagereisen angaben, auch zwischendurch erklärten, wir wären schon an Ort und Stelle, um hinterher von weiteren acht bis zehn Tagemärschen zu sprechen. Wenn es mir nach meiner Rückkunft zu Balonne möglich gewesen wäre, mir einen neuen Vorrath von Lebensmitteln und einen anderen Dollmetscher anzuschaffen, so würde ich meinen Aufsuchungsversuch erneuert haben; da dazu aber keine Aussicht war, so blieb mir nichts anderes übrig, als nach Sydney zurück zu kehren, was ich, Gott weiß es, mit schwerem Herzen that.

„Sie werden sich erinnern, daß ich in meinem ersten Berichte es erwähnt habe, daß der erste Führer uns zu Ihrem ehemaligen Depot-Lager an der Maranoa gebracht hatte, und mich überreden wollte, daß dies die Stelle sei, wo die weißen Männer erschlagen worden wären. Einige von meinen Leuten waren sehr geneigt, ihm Glauben zu schenken, und die anderen, die nichts davon verstanden, wären auch nicht um ein Haar klüger gewesen, wenn ich die Sache für baare Münze genommen hätte, und mit der Neuigkeit nach Sydney zurückgekehrt wäre, daß wir von dem Führer zu einem großen Fluße, ungefähr 150 Meilen jenseits Balonne, gebracht worden wären und dort die Reliquien von Leichhardts Lager, Gebeine ꝛc. gesehen hätten. Ich hätte das thun können; man würde mir sonder Zweifel geglaubt haben, und hätte mich mit vielem Eclat als den Mann empfangen, der endlich das Geheimniß aufgeklärt hätte, in welches das Geschick des Verschollnen so lange verhüllt gewesen. Es wären muthmaßlich viele Jahre darüber hingegangen, ehe der Betrug — Betrug wäre es gewesen — an's Licht gekommen wäre. Aber weil ich auf die falschen Angaben nicht gehört habe, und darauf bestand, trotz der größten Gefahren weiter zu gehen, giebt Leute, die mich tadeln daß ich mein Forschen auch da nicht auch fortgesetzt habe, als alle Aussicht, etwas auszuzeichnen, verloren war.

„Ich habe eben gesagt, daß ich unter den größten Gefahren weiter gegangen bin; nunmehr hat es folgende Bewandniß: Einer meiner Schwarzen war der Bruder eines Schwarzen, der sich,

Digitized by Google

unter Leichhardt's Leuten befand, und er wollte nun, so wie er von unserm Führer hörte, daß dies der Schauplatz des Mordes sei, seinen Bruder rächen. Es lag ihm ob, unsre Pferde und Maulthiere einzuholen, und wenn ich ihn dazu aussandte, machte ich ihn breitten und gab ihm Waffen. Dies machte er sich denn zu Nutz, und erschoß eine alte Wilde. Selber ein halber Wilder, erzählte er mir hernach, was er ausgeübt hatte, in der Meinung, etwas Verdienstliches gethan zu haben. Ich ließ mich von ihm zu der Stelle führen, wo die Leiche lag, konnte aber bei der Sache nichts weiter thun, als daß ich sie nach unsrer Rückkunft anzeigte, und alles aufbot, sie vor dem Dollmetscher geheim zu halten. Auch auf unseren Führer, der desertirte, war von der ausgestellten Wache geschossen und derselbe verwundet worden. Dies war ohne mein Vorwissen und zu einer Zeit geschehen, wo ich schlief; ich gab aber nachdem den Befehl, daß hinführo auf keinen Eingeborenen mehr geschossen werden sollte, außer im Falle eines Angriffs. Sie werden mir sicher darin beipflichten, daß wir durch die Ermordung der alten Frau ein Hornissennest aufgestört hatten, und daß ich, wenn ich nur auf meine eigne Sicherheit bedacht gewesen wäre, sogleich umgekehrt sein würde, statt ein mühsames Forschen noch zwei hundert Meilen tiefer in's Land fortzusetzen.

„Ich habe dieses Umstandes in meinem Briefe nicht gedacht, aber ihn nach meiner Rückkunft privatim der Regierung mitgetheilt. Es war sonach in der Sache nichts zu thun; das Publikum würde mir aber ein wenig mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn es darum wüßte.

„Ich fürchte, Ihnen mit meinem langen Schreiben lästig zu werden, Sie würden mich aber außerordentlich verpflichten, wenn Sie so gütig sein wollten, den Leuten in England, welche die Sydney Blätter lesen, die Sache in ihr rechtes Licht zu stellen.

„Ich bin, u. s. w. Hoverden Hely.

Ein türkisches Militairgericht.

Aus „The Frontier Lands of the Christian and the Turk; comprising Travels in the Regions of the Lower Danube in 1850 and 1851. By a British Resident of Twenty Years in the East.")

In einem großen Offizierzelte fanden wir zwölf Feldoffiziere nebst dem Mufti oder Ausleger des muhamedanischen Gesetzes vor; sie saßen in zwei Reihen auf Divans, an deren oberem Ende sich die Plätze der beiden Generalmajors Arab Achmed Pascha und Mustapha Pascha, und in deren Nähe zwei Schreiber befanden, um die Verhandlungen aufzuzeichnen. Als wir uns alle gesetzt hatten, — die Offiziere hatten sich erhoben, um uns zu empfangen — da wurden Pfeifen, Narghiles und Caffe präsentirt, und nachdem Osman Aga hinter mir Platz genommen hatte, um mir was vorkam zu erklären, wurde an's Werk gegangen. Dem Gerichte lag ob, die Gefangenen zu verhören und zu classificiren, und es war befugt, die unschuldig befundenen frei zu geben, es durfte aber kein Verdammungsurtheil aussprechen, was dem Omar Pascha und dem Hairedin Pascha vorbehalten blieb. Fünf der Angeklagten waren ausersehen worden, diese Untersuchung ihrer Schuld oder Nichtschuld zu bestehen. Der erstere von ihnen war ein sehr langer und hagerer Mann, kriechenden und abstoßenden Wesens. Er war Schulmeister gewesen, und stand angeklagt, die Correspondenz zwischen einigen der aufrührerischen Chefs geführt zu haben. Er bekannte sich als den Verfasser der in Rede stehenden Briefe, läugnete aber ihren Zweck gehabt zu haben, eine Ausrede, die bei ihrem Inhalt und seiner augenscheinlichen Schlauheit jedoch durchaus nicht zulässig war, daher er denn auch zu weiterem Verfahren dem höheren Gerichte überwiesen ward. Der zweite Gefangene war ebenfalls ein alter Mann, mit einem langen weißen Barte; er war einer der Hauptanstifter und Leiter des Aufstandes im türkischen Kroatien gewesen, und war sichtlich ein verschmitzter alter Fuchs. Er nannte sich Abdallah Aga, Gottes Diener. Er behauptete, bei keinem einzigen Treffen gegenwärtig gewesen zu sein, und es gelang ihm, diese Behauptung dadurch Gewicht zu verschaffen, daß er sich auf das Zeugniß seiner Mitgefangenen berief, die sämmtlich zu seinem Gunsten aussagten; er war jedoch zu stark compromittirt, um damit ohne weiteres freigesprochen zu werden; auch hatte Achmed Pascha einen guten Einfall, um hinter die Wahrheit zu kommen. Diesem gemäß befahl er, den alten Sünder noch während des Verhörs der Uebrigen im Zelte zu behalten. Darnach wurden zwei junge Männer, die zusammengekettet waren, vorgebracht. Der Eine von diesen behauptete ein alibi, das nur auf schwachen Füßen stand; doch entschied das Gericht, da die wider ihn erhobene Anklage unerheblich war, daß ihm sofort seine Ketten abgenommen werden und er in Freiheit gesetzt werden sollte, und stellte ihm darüber zugleich ein Certificat aus, um ihn vor etwaiger Belästigung der Polizei zu sichern. Der arme Schelm wurde fast närrisch vor Freude: er fiel in die Knie, und küßte die Erde zu Füßen der beiden Pascha's. Es war ein merkwürdiger Umstand, und ein Umstand, der in hohem Grade zu Gunsten des Geistes spricht, der jetzt unter den Türken herrscht, daß der freigesprochene ein Christ war, während die einer weiteren Untersuchung Vorbehaltenen Mahomedaner waren. Sein Mitgefangener war ein hübscher junger Mann, dem Anschein nach nicht über 16 oder 17 Jahre alt. Derselbe war angeklagt, die Rebellen seines Districts, 300 an der Zahl, angeführt und in mehreren Schlachten mit Erfolg gekämpft zu haben. Er verweigerte jede Antwort auf alle an ihn gerichtete Fragen. Da wandte Achmed Pascha sich an den alten Gefangenen, dessen Zurückhaltung im Zelte er zuvor befohlen hatte, und dieser ging nun trotz seiner Schlauheit in die ihm gelegte Falle, indem er sich für beauftragt hielt und deßhalb seine Ergebenheit für die Regierung bekunden wollte. Er erklärte demnach, der junge Gefangene sei der wohlbekannte Hassan Bey, der zu der energischen Durchführung des Aufstandes mehr beigetragen habe, als irgend ein anderer Häuptling. Der junge Mann blickte verwundert auf, als er diese Denunciung vernahm; aber sie veranlaßte ihn auch, sein Schweigen zu brechen.

„Ja, ich bin Hassan Bey!" rief er aus; „ich bin einer der Anführer gewesen, und habe gegen die Regierung gethan, was mir nur möglich war. Ich bin bereit, mein Urtheil zu empfangen — aber nicht allein. Wer hat mich zum Anführer gemacht? Das seid Ihr gewesen, Ihr, Abdallah Aga! Ihr seid zu mir in's Haus gekommen, als mein Vater zu Butchuck getödtet worden war, und habt mich beredet seine Stelle einzunehmen. Meine Mutter wollte mich nicht gehen lassen, und da sagtet Ihr zu ihr, die

Digitized by Google

Mannschaft unsres Districts würde sich auflösen, wenn ich mich nicht einfände. Da bin ich gegangen, Ihr aber nicht. Ihr schicktet uns junge Leute, die wir euren Worten trauten, fort, während Ihr selber zu Hause bliebet. Pascha, ich bin schuldig.

— Tspodjuk! sagte darauf Achmet Pascha: Kind, unser Padischa wird, wie ich hoffe, auf Deine Jugend Rücksicht nehmen, und wir wollen Dich ihm seiner Gnade empfehlen. Der alte Verräther dort soll aber zu weiterer Verantwortung dafür gezogen werden, daß er Dich und andere verleitet hat."

Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris.

Von H. R. Fichet.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Das Stadtviertel der Unschuldigen, gewöhnlicher das Hallenstadtviertel genannt, ist factisch bereits aus dem Grundrisse von Paris verschwunden. Es hat weder in Betracht seines eilfhundertjährigen Alterthums, noch in Betracht seiner historischen Wichtigkeit vor dem Hammer Gnade finden können: die großen und die kleinen Hallen, mit ihren Moalen von den Stutzbüchsen der Ligue, von den Luntenflinten der Fronde, und von den Karabinern von 1789 und 1830 sind verschwunden, und der Brunnen Johann Goujon's, ein Meisterwerk künsterischen Geschmacks, Gefühls und Originalität, muß zum zweiten Mal für seine wasserfeuchten Najaden und seine in Thränen zerfließenden Ameretten ein noch unbekanntes Unterkommen suchen.

Nach der gemeingültigsten Ansicht sind die Denkmäler des Stadtviertels der heiligen Unschuldigen unter der Regierung Philipps August, (1195) aus dem Ertrage der Confiscationen aufgeführt worden, die an Juden gemacht worden waren, welche man als Wucherer, Speculatoren und Banquiers aus dem Lande verjagt hatte. Aus jener Zeit schreiben sich auch die Verschönerungen und die Erweiterung der Stadt Paris her, mit welcher Philipp die Flecken und Dörfer am rechten Ufer der Seine vereinte.

Als die Kirche der heiligen Unschuldigen im vierzehnten Jahrhundert in Verfall gerathen und für eine Bevölkerung, die täglich zunahm, zu klein geworden war, da ließ ein wohlthätiger Mann und eminenter Künstler, der überall in dem alten Paris Spuren seiner Frömmigkeit und seiner Nächstenliebe hinterlassen hat, Nicolas Flamel, das Chor dieser Kirche umbauen und deponirte bei drei Notarien des Chatelets die nöthigen Summen für die anderweitigen Bauten. Die Kirche ist jedoch erst um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zum zweiten Male eingeweiht worden, wie aus folgender Inschrift erhellet, die sich auf der Wand der unteren Seite des Schiffes, dem Westen zu eingegraben befand:

„Im Jahre der Gnade 1445, am Tage von St. Petri Stuhlfeier, den 22. Januar, ist diese kleine Kirche der heiligen Unschuldigen und der Altar der Kapelle der Jungfrau durch den sehr ehrwürdigen Pater in Gott, Monseigneur Denis, patriarchalischer Erzbischof von Antiochien und Bischof von Paris geheiligt und geweiht, auch befohlen und festgesetzt worden, daß besagte Heiligung oder Weihe alljährlich in derselben Kirche gefeiert werden solle, wogegen er allen ihren Wohlthätern, welche sie an besagtem Tage und an ihren Octaven besuchen werden, für ewige Zeiten einen achttägigen Ablaß zuerkannt hat."

Im Jahr 1474 gab der König Ludwig XI. der Kirche der Unschuldigen und ihrem Vorstande das Wegeamt über die Straße von la Ferronnerie (der Eisenschmiede), um dort Häuser bauen zu lassen, deren Einkünfte zur Erziehung von sechs Chorknaben verwendet werden sollten. Dieser Schenkung Ludwigs XI., die von großer Bedeutung war, weil sie die Kirche der heiligen Unschuldigen nicht allein zu besagtem Häuserbau ermächtigte, sondern ihr auch das Recht ertheilte, von jedem Fuder Gartenwaaren, das in der Ferronneriestraße hielt, eine Abgabe von drei Heller zu erheben, ist der Ursprung der vortrefflichen geistlichen Musik der Kirche der Unschuldigen zuzuschreiben, die mit der der heiligen Kapelle wetteiferte.

Der Papst Clemens VII. hatte schon im Jahr 1383 durch einen pontificalischen Entscheid die Pfarrei der Kirche der Unschuldigen mit dem Kapitel der Kirche Sainte-Opportune vereinigt gehabt, und diese ihr, mit Einwilligung des Bischofs von Paris, einen immerwährenden Vicarius bestellt; da der Vorstand aber gegen diese Vereinigung klagbar geworden war, so wurde die Bulle Clemens VII. am 1. September 1467 durch eine Bulle Calixtus III. wieder aufgehoben. Die durch diese Bulle abgeordneten Commissarien setzten sodann Victor Texter, (oder Tissier) der der Zeit der von den Stiftsherren von St. Opportune ernannte Vicarius war, als unabhängigen Pfarrer ein.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auf die zahllosen Processe eingehen wollten, welche der Pfarrer und der Vorstand der Kirche der heil. Unschuldigen wechselsweise vor dem Pariser Parlamente mit dem Kapitel von St. Germain l'Auxerrois und mit den Nonnen des St. Catharinen-Hospitals, theils wegen Immunitäten und Vorrechte ihrer Kirche, theils wegen des ausschließlichen Eigenthumsrechts des damit verbundenen großen Kirchhofs zu bestehen hatten. Zu unserem Zwecke ist es hinreichend, zu bemerken, daß diese gerichtlichen Kämpfe nie zu Gunsten der Pfarrer und der Vorsteher der Kirche der heiligen Unschuldigen ausfielen, und daß die Stadtschultheiße von Paris durch ihre Aussprüche, und das Parlament durch seine Beschlüsse, welche jene Aussprüche bestätigten, dieser Kirche ihre Strenge schwer fühlen ließen.

Das Schiff der Kirche der heiligen Unschuldigen hatte nichts besonders merkwürdiges. Es litt unter dem Stillstand, welcher zwischen den letzteren Jahren des Mittelalters und der wundersamen Renaissance, die im sechszehnten Jahrhundert durch Julius II. und Franz I. bewerkstelligt ward, in dem Genie der Baukunst herrschte.

Es waren mehrere Personen von hoher Geburt, oder durch ihre Tugenden und Verdienste ausgezeichnet, in dieser Kirche beigesetzt worden, als: Johann Beulanger, erster Präsident des Parlaments und eine so rechtschaffene als wohlthuende Magistratsperson;*) Hugo le Doerneur, Parlamentsrath; die beiden

*) Der Präsident Lebeulanger (der Bäcker) hieß nach dem ursprünglichen Namen seiner Familie Marindat, und verdankte jene Benennung der bewundernswürdigen Mildthätigkeit, die sein Großvater bei einer Hungersnoth bewiesen hatte, wo er wöchentlich auf seine Kosten 3000 ℔ Mehl mahlen, backen und austheilen ließ. In Folge dessen hatte ihm das Volk, das nicht immer undankbar ist, den Beinamen Bäcker gegeben.

Digitized by Google

Brüder Anton und Jacob de Suzan, Advocaten und Dichter (1375); der blinde Mechanikus Peter de Longepied, der 114 Jahre alt in dem Eckhause der Straßen Precheurs und Saint-Denis gestorben ist, und endlich der gelehrte Geschichtschreiber Mezeray, welcher der erste Schriftsteller seiner Zeit gewesen wäre, wenn er mit seinem herrlichen Talente als Erzähler die Iniative und den uneigennützigen kritischen Geist vereinigt gehabt hätte, ohne welchen es keinen wahrhaften Schriftsteller geben kann.

Aller geschichtlichen Wahrscheinlichkeit nach existirte der Kirchhof der heiligen Unschuldigen schon im siebenten Jahrhundert; man ersieht in der That aus der Chronik Clodoalds, daß die Gefangenen des Chatelets auf einem Terrain beerdigt wurden, das einen Bogenschuß weit von dieser Citadelle belegen war. Philipp Augustus vergrößerte ihn, und fügte ihm einen großen Theil des ehemaligen sogenannten Champeaurmarktes hinzu; er ließ ihn auch mit Mauern umgeben, und befahl, daß die Verstorbenen mehrerer Kirchen daselbst beerdigt werden sollten. Achthundert Jahre haben dort in der That 11 Sprengel, 14 Klöster und 3 Collegialkirchen ihre Todten begraben. Es waren also im Jahr 1780, wo dieser Kirchhof geschlossen wurde, seit seinem Bestehen fast eilfhundert Jahr verstrichen, und dieser kleine Erdwinkel hatte in diesem Zeitraum über drei Millionen Leichen verschlungen. Die Generationen waren einander an dieser Ruhestätte mit einer regelmäßigen Pünktlichkeit gefolgt, und Paris war in diesen klaffenden Schlund, der sich gleich dem der Apocalypse nie schloß, dreimal hinabgestiegen.

Bei einer einzigen Gelegenheit war die Beerdigung auf dem Kirchhofe der Unschuldigen eine Zeitlang untersagt gewesen, und zwar unter der Regierung Philipps von Valois, im Jahr 1348. Eine starke Pest, welche die Bevölkerung von Paris dezimirte und die drei volle Jahre anhielt, bestimmte den König und das Pariser Parlament, die Zugänge schließen und die Pforten dieses permanenten Herdes der Fäulniß vermauern zu lassen. Diese weise Maaßregel, die aber auf den Gang des Uebels keinen Einfluß übte, wurde in den letzten Monaten des Jahres 1351, wo die Krankheit milder geworden war, wieder aufgehoben und der Kirchhof seiner Bestimmung wiedergegeben.

In der Mitte des Kirchhofs befand sich ein steinerner Thurm, dessen Dasein weit über die Regierung Philipp August's hinausging. Die Umgebung der Kirche war mit dichtbelaubtem Gehölz bedeckt, das sich diagonal bis zu dem Vincenner Gehölz erstreckte, das seinerseits an den Wald von Bondy stieß. Dieser Thurm war, wenn einer Sage zu trauen ist, eine Art von Militairposten, eine vorgeschobene Schildwache des Chatelet, und diente dazu, die krummen Wege der Gehölze zu überwachen, die zu den Ufern der Seine und der Marne führten. In dem unteren Theile dieses Thurmes war eine der Notre-Dame Kirche geweihte Sterbekapelle eingerichtet worden. Dies merkwürdige Denkmal der römischen Strategie oder der Sorgfalt der ersten Christen Galliens für die sterbliche Hülle derjenigen, die in dem Glauben an Jesus Christus starben, ist erst in den letzten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts zerstört worden.

Auf diesem Kirchhofe wurde insbesondere am Tage Allerheiligen das Meisterstück unsers berühmten Bildhauers Germain Pilon zur Schau gestellt. Es war dies eine Statue, die ein Skelett darstellte, das mit einer so außerordentlichen Zartheit und einer so bewundernswürdigen Treue gemeißelt war, daß die Wirbelknochen und selbst die verdorrten Sehnen des menschlichen Körpers einem wirklichen Sarge entnommen zu sein schienen. Der Anblick dieses Meisterwerkes trug auf die Einbildung einen heilsamen Schrecken über. Im Jahr 1793 durch den Alterthumsforscher und Baumeister Lenoir vor den Verwüstungen des revolutionnairen Vandalismus in Schutz genommen, hat dies Meisterstück eine lange Zeit einem der Säle des Museums des kleinen Augustinerklosters zur Zierde gedient. Bei der Aufhebung dieses Museums, im Jahr 1816, ist es dem schönen Werke Germain Pilon's eben so ergangen, wie den meisten übrigen vielen Denkmälern, welche die patriotische Frömmigkeit des Herrn Lenoir, ihres Gründers, in diesem Asyl vereinigt hatte: es ist verschwunden, und niemand weiß, wo es geblieben sein mag.

Um diesen Uebersblick der sehr dunklen Geschichte der Kirche und des Kirchhofs der heiligen Unschuldigen zu beendigen, brauchen wir nur noch der famosen Beinhäuser zu gedenken, die in den Annalen der Stadt Paris eine so große, und, wie sich's nicht anders sagen läßt, eine so burleske Rolle gespielt haben. Diese Beinhäuser, die während der Herrschaft der Engländer die Pariser Brutusse und Pecridas verbargen; die während der Ligue das Hauptquartier der Guise's und der ultramontanen Partei wurden; die zur Zeit der Fronde ihre schauerliche Physionomie ablegten, um an den Orgien des Bürgerkrieges, die dem Herzoge von Beaufort dargebrachten Ovationen, den so wenig orthodoxen Excentricitäten des Cardinals de Retz Theil zu nehmen, verdienen es wahrlich schon, daß man sich dabei aufhält, sie, so wie die merkwürdigen Gäste, welche ihnen während fast siebenhundert Jahren Obdach, Ruf und Vermögen verdankten, zu beschreiben.

Die Beinhäuser des Kirchhofs der heiligen Unschuldigen waren zu verschiedenen Zeiten erbaut worden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der älteste Theil sich aus der Zeit der Regierung Philipp August's und der neuere aus der Zeit Carl's VII. beschreibt. Dieser Grabesgürtel, der den hohen Raum dieser immensen Grüfte fast symmetrisch einschloß, bestand aus 24 Arcaden, welche die Logen oder Kammern trugen, in welchen die Gebeine aufgeschichtet lagen, die den Trenscheen des Kirchhofs im zwölften, dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entnommen worden waren. Diese traurigen und schauerlichen Haufen menschlicher Trümmer waren nicht mit der künstlerischen Kokelterie geordnet, die wir heutzutage in den Katacomben wahrnehmen. Es gab da weder Pyramiden, noch Obelisken oder halbe Säulenschäfte; die, von der Zeit gebleichten Schädel, Schienbeine, Schenkelknochen und Rippen waren damals noch nicht den drei Baustylen untergeordnet; Alles lag, ein grausiges Chaos bildend, wirr durch einander: die Gleichheit des Todes herrschte ganz und gar in diesen Kammern einer permanenten Trauer, und der gewaltige Schädel des Wasserköpfigen, die deprimirte Wirbelbeinsäule des Buckelichten, das übermäßige Schienbein des Hinkenden bildeten nicht wie bei den heutigen Katacomben eine sich bis in das Nichts erstreckende bevorrechtete Aristocratie.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichte des Osmanischen Reichs von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Julius Seybt. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck. 1853. M. d. Bildn. des Sultan Abdul Medschid nach Duffault. X u. 320 Seiten. 8.

Es ist dieses Buch als eine der zeitgemäßesten Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur zu betrachten und würde der Reichthum des Inhalts hinlänglichen Stoff zu einer ausführlichen Besprechung bieten. Der Wunsch jedoch, das Dasein des interessanten Werkes recht schnell zur Kunde solcher deutschen Leser, die ihre Aufmerksamkeit gegenwärtig vorzugsweise der türkischen Frage zuwenden, und deren Zahl ist gewiß eine bedeutende, zu bringen, bestimmt uns unsere Anzeige zu beschränken, dagegen ein größeres Bruchstück, welches die Charakteristik eines der wenigen ausgezeichneten türkischen Staatsmänner enthält, in der nächstfolgenden Nummer dieser Zeitschrift mitzutheilen.

Der Verfasser hat sein Werk, nach einer zum Verständniß der zu erzählenden Begebenheiten nothwendigen kurzen Einleitung, mit der Eroberung Konstantinopels am 29. Mai 1453 begonnen und schließt es mit dem Tode Mahmud's II. Um ein vollständiges Gemälde darzubieten, ist die Geschichte bis auf die Gegenwart fortgesetzt. Poujoulat hat häufig die eigenen Aeußerungen türkischer Geschichtschreiber und Staatsmänner angeführt, und dadurch nicht allein seiner Darstellung Farbe und Leben gegeben, sondern das rechte Mittel gewählt uns die Türken genauer kennen zu lehren; denn sie schildern sich selbst am besten mit ihren Handlungen und ihrer Sprache. So z. B. hat der Reichsgeschichtschreiber Isi bei Erwähnung des Friedens von Aachen die Worte des Reiseffendi Mustapha, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der nach dem Ruhme strebte, ganz Europa zu pacificiren, durch welche er seinen Verdruß darüber, daß die angebotene Vermittelung nicht angenommen wurde, äußerte, aufgezeichnet. „Gott", sagt er, „gab dem Hunde die Macht über das Schwein. Wenn ein Ungläubiger stirbt, so ist es ein Gewinn für den Islam. Die Glaubigen bilden nur ein einziges Volk. Möge Gott sie Alle der ewigen Verdammniß übergeben!" Ein anderer Reichsgeschichtschreiber, Sidschi, berichtet über eine Audienz des österreichischen Gesandten, Herrn von Talmon, der gekommen war, um Mahmud wegen seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen: „Der Verfluchte ward in den kaiserlichen Divan geführt; nachdem er seine Stien in den Staub gebeugt hatte, übergab er seine Beglaubigungsschreiben und die Geschenke, die er mitbrachte; man zog ihm einen Ehrenpelz an, der für ihn zu groß war; dann verließ der Giaure, trunken von Glück, die Gegenwart des Königs der Könige, des Herrn über Land und Meer, und durch das Verschwinden seiner verächtlichen Person ward das Feld des Serail, glänzend wie Smaragd, endlich von dem Fleck befreit, welchen ihm seine Gegenwart aufdrückte." Ungemein belebt wird die Darstellung ferner durch die aus abendländischen Quellen geschöpften Nachrichten von solchen christlichen Persönlichkeiten, die in der Geschichte des osmanischen Reichs zu aller Zeit, für oder gegen die Türken wirkend, uns entgegentreten. So wie überall, wird auch hier die Erzählung vielfach Einzelnheiten eingeflochten, die eben so unterhaltend als belehrend.

Zum Beleg folgende Beispiele: „Mohammed IV., dieser Padischah, der sein Leben im Harem, oder mit den Hasen, den Rebhühnern und den wilden Thieren des Gebirges verbrachte, und der in seinen Urkunden fortfuhr, sich die Titel: Beherrscher Europas und Asiens, Herr des weißen und des schwarzen Meeres, glorreicher unüberwindlicher Fürst der Menschen, beizulegen, zwang seinen Historiographen Abdi, Thatsachen, wie folgende, in die Annalen des Reichs einzutragen: Der Padischah hat auf der Jagd auf dem Gipfel des Thessalischen Gebirges zwei Wölfe getödtet; er ist mit dem Pferd über eine Felsspalte gesetzt, durch die man in einen tiefen Abgrund zwischen zwei Felsen blickte und mehrere Personen seines Gefolges sind erfroren. Als der Sultan ihre Leichen sah, sprach er: „Diese Leute haben schlecht von mir gesprochen; sie haben ihre Züchtigung im voraus empfangen!" Seine Hoheit hat eine Kuh gesehen, die eben kalbte; er hat den Besitzer dieser Kuh zum Islam bekehrt und ihn auf der Stelle zum Kapidschi (Hüter des Serails) ernannt.

Abdi reichte einmal dem Sultan auf einem goldenen Teller die für die Hände des Herrn parfümirte Seife dar, er berührte sie nur mit den Fingerspitzen, und sagte zum Geschichtschreiber: „Ich habe diese Seife nur berührt, um Dir eine Freude zu machen; geh und richte es so ein, daß dieses Zeichen meines Wohlwollens eine Stelle in Deinem Buche finde."

„Was hast Du heute geschrieben?" fing er ein andermal.

„Nichts, Herr, denn noch hat kein denkwürdiges Ereigniß diesen Tag bezeichnet."

Der Sultan warf ihm einen Dicherd an den Kopf und sagte: „Nun, hast Du jetzt nichts zu schreiben?" und der arme Abdi zeichnete auf der Stelle diese gefährliche Laune Mohamed's IV. in den Annalen des Reichs.

Der Sultan hatte in seinem Gefolge auch einen Astrologen, Achmed Effendi, den er stets um die Stunde befragte, wo er zur Jagd aufbrechen sollte. Dieser Astrolog bildete sich zu gleicher Zeit ein, wahrsagen zu können und rühmte sich, durch Hilfe cabalistischer Berechnungen verborgene Gegenstände zu entdecken. Um diese wunderbare Gabe einmal auf die Probe zu stellen, steckte der Sultan einem Ischogian einen Spiegel in die rechte Hand, ließ Achmed Effendi rufen und fing ihn, was der Ischogian in der Hand halte. Der Astrolog, der sich durch einen Blick mit dem Ischogian verständigt hatte, stellte geheimnißvolle Berechnungen an, und erklärte endlich mit echt orientalischer Würde, daß der versteckte Gegenstand Glas sei. Mohamed IV., verwundert über den Scharfsinn seines Astrologen, machte ihm große Lobsprüche und reiche Geschenke."

„Man kann nicht über Mahmud I. schreiben, ohne den Namen des Grafen Bonneval zu nennen, dieses Grandseigneur aus dem Limousin, der, wie er selbst sagte, nur drei Herren, Gott, die Ehre und seinen König anerkannte und sie doch alle Drei verleidete. „Er war ein jüngerer Sohn aus sehr gutem Hause", erzählt Saint Simon von ihm; „er hatte viel Anlage für den Krieg und viel Geist, war beredt mit Gewandtheit und Grazie, sonst ein Lump, sehr verschwenderisch, über die Maßen liederlich und ein Spitzbube."

In der That ein Spitzbube, denn 1705 oder 1706 beschuldigte ihn der ehrliche Chamillart, Ludwig's XIV. Staatssekretair für den Krieg, des Unterschleifs. Bonneval sagte ihm, daß er

Digitized by Google

die fragliche Summe nur mit der Beistimmung des Herzogs von Vendome entnommen habe und nicht glauben könne, daß sich die Herren von der Feder um derlei Ausgaben zu bekümmern hätten. „Es scheint mir," gab ihm Chamillart zur Antwort, „daß Sie nur den Herren von der Feder nicht gern Rechenschaft ablegen mögen, weil diese zu gut zu rechnen verstehen."

Und Bonneval verließ sein Vaterland Frankreich, um in Deutschland Dienste zu suchen. Er schlug sich wie ein Löwe bei Peterwardein und Belgrad, vereinigte sich aber mit dem Kaiser von Oesterreich und mit dem Prinzen Eugen und ging nach der Türkei. Das Wiener Cabinet verlangte von dem Divan die Auslieferung des Deserteurs. Um nicht um den Hals zu kommen, schwur Bonneval den Glauben seiner Väter ab und ward Mohamedaner.

In Konstantinopel nahm er den Namen Osman an, und Mahmud I. machte ihn zum General der Bombardiere mit dem Titel Pascha von zwei Roßschweifen (1729). Als er Verräther am deutschen Kaiser ward, wie er es schon an seinem König gewesen, war Bonneval gänzlich zu Grunde gerichtet: „Die Suppe hat mein Geschicke aufgezehrt," sagte er, „und wenn mir die Juden den Befehl über 50.000 Mann übertragen hätten, so hätte ich Jerusalem belagern können." Als sein Kammerdiener Lamica gegen ihn äußerte: die Türken wären nicht so dumm, wie man in Wien, in Rom und in Paris glaube, gab Bonneval, mit dem den Schöngeistern jener Zeit so geläufigen ironischen Tone, zur Antwort: „daß er in seinem Innern eine Regung türkischer Gnade fühle, und daß diese Regung in der Hoffnung bestände, dem Prinzen Eugen Etwas hinter die Ohren zu geben, sowie er, Osman Pascha, über ein paar türkische Bataillone verfügen könne."

Diese ebenso anmaßend gedachte, wie ausgedrückte Hoffnung war dem Renegaten von einem tödtlichen Haß gegen den Helden von Zenta, Oudenarde, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad eingegeben, und er haßte den Prinzen Eugen, weil dieselbe ihn wegen seiner Vergehen in Brüssel hatte arretiren lassen und sich weigerte, sich mit Herrn von Bonneval zu schlagen.

In Konstantinopel spielte er die Rolle eines Spions der Türkei, Frankreichs und der beiden Sicilien. Der Divan hatte ihm 55 Piaster täglich ausgesetzt und er ward außerdem von den Höfen von Versailles und von Neapel bezahlt, was den Reichs-Effendi zu der Aeußerung veranlaßte, daß Bonneval, als Pensionair des Sultans, Ludwig's XV. und des Königs von Neapel, mit drei Mäulern esse. Die Großen der Pforte behandelten ihn mit der größten Verachtung. Aber sie benutzten ihn, um sich von ihm in die Geheimnisse der europäischen Politik einweihen zu lassen, die er von Grund aus kannte. Die Erfolge der türkischen Armeen in den Feldzügen 1737, 1738, 1739 waren zum Theil den sehr einsichtsvollen Rathschlägen des Grafen von Bonneval zu verdanken. Um ihn für seinen Eifer zu belohnen, übertrug ihm der Divan die Statthalterschaft von Karamanien, die ihm 25 Beutel einbrachte und die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ. Bonneval machte Anstalten, nach Frankreich zurückzukehren, als ihn im 72. Lebensjahre in Konstantinopel der Tod überraschte. Er hinterließ in Pera, Galata und Stambul mehr als 10 Beutel Schulden. Einer seiner natürlichen Söhne, der Graf de la Tour, trat ebenfalls zum Islam über und machte sich später unter dem Namen Suleimon Aga bekannt."

Dies Werk bildet zugleich den 27. Band der oft in diesen Blättern erwähnten „Historischen Hausbibliothek" und ist in gleicher Weise wie seine Vorgänger elegant ausgestattet.

H.

Miscellen.

Es sind, berichtet das Athenaeum, Nachrichten von Dr. Barth vom 23. November v. J. eingelaufen. Er befand sich der Zeit noch in Kuka, wollte aber binnen zwei Tagen, den 25. ej. nach Timbuctu aufbrechen. Er hatte seine sämmtlichen Journale und Papiere geordnet, und wollte sie nicht mit auf die Reise nach Timbuctu nehmen, sondern sie nach Tripolis absenden, wo sie bei dem englischen Consul deponiert werden sollten. Er hatte sich bei dem Sultan von Bornu bereits verabschiedet und von demselben ein Paar sehr schöne Kamele zu seiner Reise geschenkt bekommen. Der Sultan hatte gewünscht, daß Herr Dr. Barth als brittischer Consul zu Bornu bleiben möchte, und, als ihm von diesem die Gründe auseinander gesetzt worden waren, warum das nicht thunlich sei, hatte er ihn gesucht, die Sendung einer anderen passlichen Person zu vermitteln, damit ein freundschaftlicher und commercieller Verkehr zwischen seinem Lande und England unterhalten würde. Der Dr. Barth erwähnt der agressiven Tendenzen und der fortwährenden Intriguen, welche die Staaten der Berberey in neuester Zeit gegen dortiges Land bekundet haben, und spricht die Hoffnung aus, daß es nicht unter deren verderbliche Obhut und zu Grunde richtende Herrschaft kommen möge. Der unternehmende Reisende war bei bester Gesundheit und heiteren Sinnes. — Was den Dr. Vogel betrifft, so hegte derselbe nach seinen letzten Berichten noch die Hoffnung, daß er im August den Tschad-See erreichen würde. Der Dr. Barth wußte zu der Zeit, wo er seinen Brief geschrieben hat, noch nichts über das Kommen des genannten Herrn.

Der Britannia zufolge ist keine Aussicht vorhanden, daß der Krystallpalast zu Sydenham vor nächstem Frühjahr dem Publikum wird geöffnet werden können.

Bei dem weiblichen ärztlichen Collegium in Pensylvanien, das am 1. October d. J. seine Vorlesungen beginnt, sind fünf männliche und zwei weibliche Professoren angestellt, auch wird die Demonstration in der Anatomie durch einen weiblichen Arzt besorgt.

Die Geranium-Blätter sind nach Angabe französischer Blätter ein vortreffliches Mittel, um Schnittwunden, bei welchen die Haut abgerissen worden ist, in kurzer Zeit zu heilen. Man muß zu dem Ende ein oder ein Paar Blätter quetschen und sie mit Leinewand auf die wunde Stelle legen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 59. Sonnabend, den 23. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von Theodor ..... Seite 457
Interessante Missionnarienberichte aus China ..... „ 458
Die Nicolas-Flamel-Straße zu Paris ..... „ 460
Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris. (Fortsetzung.) „ 461
Literatur:
Das Kieler Kunstmuseum. Von Professor Gustav Thaulow. „ 464
Miscelle ..... „ 464

I.

Wie zieht es mich zu Dir mit Allgewalt.

Wie zieht es mich zu Dir mit Allgewalt,
Und macht das Herz mit tiefem Weh erbeben,
Du scheinst als engelreine Lichtgestalt
Im Diadem der Schöpfung nur zu weben.

Ich seh das Herz auf Deines Auges Grund,
Gleich einem Diamant in goldner Schaale,
Beschirmend wölbet sich der Wimper Rund,
Und schließt die Perle ein mit lichtem Strahle.

Daß nicht erlösche dieser Perle Glanz,
Bet' ich, das Aug' mit Thränen angefeuchtet,
Mag bleichen auch in mir der Hoffnung Kranz,
Wenn nur in Deinem Stern das Glück stets leuchtet.

II.

Du blonde Maid, wie blickt Dein Aug' so hell.

Du blonde Maid, wie blickt Dein Aug' so hell,
Wie liegt in diesem Glanz Dein ganzes Wesen,
Im Auge hab' ich, wie im klaren Quell,
Der Schöpfung höchste Poesie gelesen.

Dem Demantteopfen gleich, am felschen Grün,
Hängst Du als schönste Perle mir am Leben,
Der Unschuld Diadem seh' ich erglühn,
In Deinem engelgleichen, reinen Streben.

Du gleichst dem Sterne, dessen zitternd Licht,
Gleich Glockenton, das trunkne Herz durchdringet,
Wie Frührot durch das Laub der Bäume bricht,
So in mir Deiner Liebe Stachl erklinget.

O laß mich küssen Deiner Wangen Roth,
Laß mich die heiße Stirn an Deine lehnen,
Wie gleicht das Leben ohne Lieb' dem Tod,
Wie gleicht dem Tode nie erfülltes Sehnen.

Du blonde Maid, wie blickt Dein Aug' so hell,
Wie liegt in diesem Glanz Dein ganzes Wesen,
Im Auge hab' ich, wie im klaren Quell,
Der Schöpfung höchste Poesie gelesen.

Theodor.

Digitized by Google

Interessante Missionnarienberichte aus China bis zum 10. März d. J.

(Aus den „Annales de la propagation de la foi.")

Schreiben des Herrn Rizzolati, apostolischen Vicars des Hu-Kuang.

Hong-Kong, den 28. Januar 1853.

Meine Herren, ich kann nicht unterlassen, Sie von den ernsten Unannehmlichkeiten in Kenntniß zu setzen, deren Schauplatz mein apostolisches Vicariat ist und wodurch alle meine Missionnarien, insbesondre die Europäer, in die größte Sorge versetzt sind. Es ist nicht blos die Verfolgung, unter der sie leiden, nein, sie werden noch weit mehr durch die chinesische Revolution geängstigt, die gegenwärtig so furchtbar geworden ist, daß der Kaiser selber ernstlich besorgt zu werden beginnt, daß er seinen Thron verlieren wird, und daß er bereits, wie man sagt, Vorkehrungen getroffen hat, den Sitz seiner Regierung nach Lao-Tong, in der Tartarei, zu verlegen.

Die revolutionairen Truppen scheinen gut disciplinirt zu sein und sind der kaiserlichen Armee in militairischer Taktik weit überlegen. Sie kündigen sich überall als die Befreier des Vaterlandes von dem Joche der Tartaren an, deren Untagenden und Tyrannei sie in ihren Proclamationen ausmalen. Die Völkerschaften, die gern eine chinesische Dynastie haben möchten, zollen diesen Pamphleten, welche die Fremden anschwärzen, ihren Beifall. In Folge dessen erhalten die Rebellen überall freiwillige Subsidien, bis zu ungeheuren Summen, wodurch es ihnen möglich wird, ihre Armee mit jedem Tage zu vergrößern. Die kaiserlichen Truppen hingegen verschlechtern sich mehr und mehr: im höchsten Schrecken vor der Tapferkeit, der Vermessenheit und der überlegenen Stärke der Rebellen, scheint es, daß sie nur darauf sinnen, jeden Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden, und, statt sie zu bekämpfen, lieber ihre Posten aufgeben und sie in Frieden in die verlassenen Städte einziehen lassen. Sie schlagen sich in der That nur da, wo es gar nicht zu vermeiden ist, oder wenn sie des Sieges mehr als gewiß sind, was aber sehr selten vorkommt. Dies hat noch die Folge, daß die Soldaten des Kaisers in Massen desertiren, und daß die Officiere tausenderlei Ausflüchte ersinnen, um den Dienst zu quittiren. Die bürgerlichen Mandarinen machen es auch nicht besser.

Uebrigens weiß ich nicht, wie ich mir die chinesischen Rebellen vorstellen soll. Sie halten nichts auf den Götzendienst, ein Cultus, der sich doch über das ganze Reich und die angränzenden Königreiche erstreckt. Ueberall, wo sie hinkommen, zerstören sie die Tempel der Götzenbilder von Grund aus und treten die von dem Volke so hoch in Ehren gehaltenen Gottheiten verstümmelt und zermalmt in den Staub. Eben so wenig verschonen sie die Klöster der männlichen und der weiblichen Bonzen. Wenn die Aufrührer solch ein Kloster geplündert und niedergerissen haben, so treiben sie mit den darin gefundenen Götzenbildern und andern Gegenständen abgöttischer Verehrung einen förmlichen Mummenschanz.

Wegen dieses sonderbaren Verfahrens weiß denn auch noch niemand, welch eine Religion die Insurgenten haben, und welchen Cultus sie in China einführen wollen. Was sie in dieser Hinsicht im Schilde führen, das ist ein undurchdringliches Räthsel und allen Chinesen ein Gegenstand der Vermuthungen und Unterhaltung. Da nun die Zerstörung der Tempel und ihrer Götzen eine Handlung ist, die mit den Principien aller heidnischen Secten, die des Confucius mit einbegriffen, im Widerspruch steht, so beginnt die Regierung des himmlischen Reichs zu glauben, daß die Häupter und die Anstifter des Aufruhrs Christen sind, und sie stützt diesen Glauben noch darauf, daß unter allen Religionen in China das Evangelium allein den Haß der Idole und ihres Cultus ausspricht. Es ist mir von meinen Courieren versichert worden, daß die kaiserliche Regierung unlängst, in Folge dieses Verdachts, einen mehr als sechszigjährigen Greis, der mir wohlbekannt ist, und der, als der Hauptcatechist der Provinz Honeon, von allen Christen hoch in Ehren gehalten wird, hat einkerkern lassen. Man hat bei ihm einige Abhandlungen gegen den Götzendienst gefunden, ein Umstand, der sein Vergehen in den Augen der Gewalt noch vergrößert, indem sie die in jenen Abhandlungen enthaltenen Lehrsätze für übereinstimmend mit denen der Insurgenten erklärt. Ich habe gerechten Grund zu der Besorgniß, daß diese Verhaftungen sich noch vervielfältigen werden.

Es kann aber nichts Unwahreres geben, als was in den Zeitungen von Hong-Kong zu lesen gewesen ist, nämlich, daß es französische Missionnarien wären, die an der Spitze der Rebellen ständen.

Beinahe die ganze Empörung concentrirt sich augenblicklich auf die beiden Provinzen des Hu-Kuang, wo sämmtliche Missionnarien Italiener sind und Mönche der Reform des heiligen Franciscus. Es ist überdem tausendmal erwiesen, daß die Rebellenhäupter nichts weniger als römisch-katholisch sind, indem sie folgende drei Worte in ihren Fahnen führen: „Xam-ti-hucei", d. h. Religion des höchsten Kaisers.

Wem ist es nicht bekannt, daß Benedict XIV. den Missionnarien und den chinesischen Christen den Gebrauch der ersten beiden Worte Xam-ti als Bezeichnung des Wortes Gott verboten hat, weil jene Worte, da sie nur so viel als großer und höchster Kaiser bedeuten, nicht die Würde des allmächtigen Gottes zu bezeichnen vermögen. Derselbe Papst hat befohlen, daß man sich der Worte Tien chu bedienen soll, was so viel als Herr des Himmels heißt, und es giebt gegenwärtig nicht einen Katholiken in China, der, wenn er Gott nennen will, Xam-ti sagt, während die Bezeichnung Tien chu durch ganz Reich populair geworden ist.

Dennoch hat Com-tu, der Vice-König von Canton, nachdem er zum Generalissimus der kaiserlichen Armee des Südens ernannt worden ist, aus den Inschriften der Fahnen der Insurgenten und ihren Zerstörungen der Tempel den Schluß gezogen, daß Christen an der Spitze der Empörung ständen, was er denn auch unumwunden gegen den Kaiser ausgesprochen hat.

Nachschrift, vom 7. Februar 1853.

Der ganze südliche Theil von China ist in einer fürchterlichen Verwirrung; die Rebellen triumphiren überall und erringen die glänzendsten Siege, insbesondre in dem Hu-Kuang. Der innere Handel China's ist vollkommen unterbrochen, alle Laden sind geschlossen, ganze Völkerschaften flüchten oder wandern aus. Tien-Te hat die Mandarinen Nankin's auffordern lassen, sich zu ergeben und ihn mit allem möglichen Pomp als legitimen Kaiser, Nach-

Digitized by Google

mmling der letzten Fürsten der Dynastie der Ming's in der ruesten Generation, zu empfangen.

† Fr. Joseph,
Bischof von Arode und apostolischer Vicar des Hu-Kuang.

Ein andres Schreiben desselben Prälaten:

Hong-Kong, den 10. März 1853.

Meine Herren, das Hu-Kuang ist gegenwärtig der Mittelpunkt der Operationen des Eroberers Tien-Te geworden, und wenn die Sachen wie jetzt fortgehen, so wird er noch vor Ablauf dieses Jahres Herr von ganz China seyn. Nachdem er sich im Januar d. J. der Stadt Han-Kno bemächtigt hat, hat er zwei andere benachbarte Städte: U-Tschang-Fu, die Hauptstadt des Hu-Kuang, und Han-Yang-Fu durch Ueberrumpelung genommen.

In diesen beiden Treffen haben die kaiserlichen Truppen mehr Widerstand geleistet, als überall sonst, und es ist auf beiden Seiten mit Erbitterung gekämpft worden; schließlich hat Tien-Te aber Bresche geschossen, ist dann siegreich in die beiden Städte eingerückt, und hat dort ein fürchterliches Blutbad unter den civilistischen und militairischen Mandarinen, den öffentlichen Beamten und den Soldaten angerichtet. Es scheint, daß das ganze Hu-Kuang unter seine Herrschaft gekommen ist, und da es dort noch keine organisirte Regierung giebt, so sind die unglücklichen Bevölkerungen daselbst die Beute des gräulichsten Wiederwaares des Despotismus, der Räuberei und des Mordens.

Auf die Kunde von den großen Siegen des Tien-Te hat der Sohn des Himmels inzwischen aus der Mantschurei 20,000 Mann der tapfersten Tartaren kommen lassen, die zu einer anderen großen Armee, welche von Pekin abgesandt worden, gestoßen und mit derselben zur Wiedereroberung des Hu-Kuang aufgebrochen sind. Aber Tien-Te hat selber eine furchtbare Armee aus dem Hu-Kuang ausrücken lassen, um seinen Feinden in der Provinz Ho-Nan entgegen zu ziehn. Es ist hier bekannt, daß diese Armee schon am Orte ihrer Bestimmung angekommen ist, und daß sie zu Yu-Nhing-Fu, der Tartaren und der Truppen von Pekin gewärtig, im Lager steht. Wahrscheinlich wird dies die vorletzte und die entscheidendste Schlacht für das himmlische Reich seyn, denn Yu-Nhing-Fu, das mitten in der Provinz Ho-Nan belegen ist, ist nur eine kurze Strecke von der großen kaiserlichen Hauptstadt entfernt.

Die Macht des Tien-Te befindet sich gegenwärtig auf drei Punkten vertheilt: 300,000 Mann stehen an der Gränze des Hu-Huang, ungefähr von derselben Stärke ist die Colonne, die den Tartaren entgegen gezogen ist, und ein drittes Corps ist mit der Vertheidigung von U-Tschang-Fu, der Hauptstadt des Hu-Kuang, beauftragt.

Es heißt, daß der himmlische Kaiser darüber aus ist, noch eine furchtbare Armee zu Nankin aufzustellen, mit 1000 Kanonen außerhalb der Stadt an den Ufern des Flusses Kiang, um das Landen der Anhänger des Tien-Te zu verhindern, die auf diesem großen Strome leicht von Hu-Kuang herbeikommen könnten.

Schreiben des Herrn Paul Perey, apostolischen Missionairs des Kuei-Tscheu.

Eine chinesische Armee ist das merkwürdigste Ding auf Erden. Ich habe mich dieses Schauspiels zweimal zu erfreuen gehabt, und gestehe, daß wenn ich es je im Leben bedauert habe, kein Maler zu seyn, es bei dieser Gelegenheit gewesen ist. Auch die getreueste Schilderung reicht nicht hin, einen Begriff von Soldaten gleich diesen zu geben. In demselben Jahr, wo ich nach China gekommen war, waren die Muselmänner des Yun-Nan, eine unruhige und zahlreiche Fraction, in Masse gegen die Autorität der Mandarinen aufgestanden. Um sie wieder zu unterwerfen, rief der General-Gouverneur eilligst die, ebenfalls unter seiner Gerichtsbarkeit stehenden, Milizen unserer Provinz zu Hülfe. Mir begegnete ein großes Corps dieser Miliz, mit ihrem Obergeneral. Letzterer ließ sich in einer sehr eleganten Sänfte durch acht Mann tragen. Seine Truppe, mit Lanzen und schlechten Flinten bewehrt, marschirte in der größten Unordnung, gleich einer wahren Räuberbande. Jeder Soldat führte außer seiner Waffe auch einen Sonnenschirm und eine Laterne, was ihm ein so grotesques Ansehen gab, daß es ein unauslöschliches homerisches Gelächter hätte erwecken können. Diese Armee, ohne Disciplin und ohne Erfahrung, würde durch ein einziges Eurer Bataillons zu vernichten seyn, ohne daß dieses einmal eine Schramme davon trüge. Ein europäischer Soldat kann mindestens zwanzig Mal feuern, ehe der Chinese einen Schuß gethan hat. Wenn Letzterer sein Gewehr zum Schuß anschlägt, so wendet er sein Haupt ab und ein anderer legt die Lunte an. Was es mit der Sicherheit eines solchen Schusses und der Schnelligkeit dieses Manövers auf sich hat, besonders bei regnichtem Wetter, können Sie sich denken.

Herr de la Place, der apostolische Vicarius des Kiang-Si setzt dem Vorstehenden hinzu:

Es ist unglaublich, wie die Familien geplagt werden, wenn einige Soldaten expedirt werden sollen; denn man darf nicht glauben, daß ein chinesischer Infanterist seinen Marsch zu Fuße macht, nein, er will gefahren seyn. Auch den Cavalleristen würde es zu sehr angreifen, wenn er immer reiten sollte: er muß also auch einen Wagen zu seiner Verfügung haben. Selbst das Schlachtroß bedarf zum Transport seines Sattelzeugs eines Fuhrwerks. So mußten jüngst für den Abmarsch von 300 Soldaten aus der Stadt Chui-Tschu-Fu 1000 Mann zu ihrer Bedienung aufgeboten werden.

Doch dieses ist noch nicht Alles: die angeblichen Vaterlandsvertheidiger sind genau genommen nur Räuber, vor welchen der eheliche Bürger in seinem Hause nicht sicher ist. Auch werden gleich alle Läden geschlossen, so wie es heißt, daß Truppen durchmarschiren werden. Unter solchen Umständen macht denn auch niemand ein Hehl daraus, daß es sein Wunsch ist, die Insurgenten kommen zu sehen, und es giebt kein Dorf, das sich nicht darnach sehnte, die jetzige Regierung mit der ihrigen zu vertauschen. Man behauptet selbst, daß es den chinesischen Mandarinen eben so sehr als dem Volke verlange, sich der tartarischen Betmäßigkeit zu entziehen.

Die Rebellen benehmen sich ihrerseits wahrhaft verständig. Bei ihnen ist von keiner Plünderung, von keinen Ruhestörungen die Rede, und sie haben dies von vorn herein in ihren Proclamationen erklärt. „Wir haben es nur auf die Tartaren gemünzt," sagen sie; „nur die Tartaren wollen wir vernichten." Und ihr Verfahren steht mit ihren Worten im Einklang. Wenn sie eine Stadt genommen haben, so werden die tartarischen Soldaten ohne

Digitized by Google

Gnade erschlagen; auch den mandschuistischen Mandarinen wird kein Pardon gegeben, und den chinesischen Mandarinen ebenfalls nicht, wenn sie sich nicht im Voraus unterworfen haben; das Volk aber wird respectirt, und der Kaufmann kann seinen Geschäften nachgehen, der Reisende sein Ziel verfolgen.

Ich könnte über diese Dinge noch ein Langes und Breites reden, weil man mich auf der Reise, die ich gemacht habe, um mich aus dem Ho-Nan nach dem King-Si zu begeben, indem ich den westlichen Theil des Ngan-Hoey entlang gezogen bin, oder das Hupe von Norden nach Süden durchschnitten habe, oft davon unterhalten hat. In Allem, was ich hörte, lag der Sinn: „Möchten die Rebellen aus dem Süden doch auch bald bei uns eintreffen."

Ich schreibe Ihnen über alles dieses, meine Herren, weil diese Sache für uns wahrscheinlich eine Frage über Leben und Tod ist. Aber nein, ich irre mich, auf Gottes Wegen giebt's keinen Tod, da ist nur Leben; ich habe nur sagen wollen: es handelt sich für uns um Freiheit oder um eine grausame Verfolgung.

Wenn, wie es jetzt sehr wahrscheinlich ist, die Insurgenten die Oberhand behalten, da dürfen wir uns vielleicht einiger Emancipation unserer geheiligten Religion versehen. Sollte die tartarische Dynastie jedoch siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, so würden wir eine furchtbare Reaction gegen Alles erleben, was den Charakter oder nur das Ansehn einer Verbesserung hätte; und da die Kirche in China eine der bemerkbarsten und der Regierung am verhaßtesten ist, so würde man wüthig über die christliche Gesellschaft herfallen und eine Verfolgung mit Feuer und Schwerdt einleiten.

Die Nicolas-Flamel-Straße zu Paris.

Eine Volkssage.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Der Name Nicolas Flamel ist für den Volksglauben eine lange Zeit der Gegenstand eines heimlichen Grauens gewesen. Man verneigte sich ehrerbietig vor diesem im dreizehnten Jahrhundert erworbenen Rufe, betheuerte aber leise, daß Flamel nicht todt sey, sondern noch sechs hundert Jahre zu leben habe. Er, der für zwei Gulden das alte Buch gekauft habe, das, auf Baumrinde geschrieben, dreimal sieben Blätter enthalte, geschmückt mit sauberen Illuminationen, und in einem Einbande, dessen Deckel zwei völlige Vierecke mit ägyptischen Hieroglyphen bilde, dem Emblem drei verschlungener Hände, so wie dem des Ochsen und zweier Engel, die vor dem Kreuze knieen, und einer Menge hebräischer, äthiopischer, arabischer und griechischer Schriftzüge, habe, sagte man, nicht sterben können. Obenan in diesem Buche hatte Nicolas Flamel folgende Ueberschrift gelesen: Habraham der Jude, Fürst, Priester, Levite, Astrolog und Philosoph der jüdischen Nation, die der Zorn Gottes über Gallien zerstreut hat, seinen Gruß.

Der große Haufen wollte wissen, daß Flamel ein und zwanzig Jahre lang über die Charaktere studirt habe, daß es ihm aber trotz alles Betens und Weinens nicht gelungen sey, alle die Zeichen zu entziffern, welche die ein und zwanzig Blätter enthielten, Zeichen, unter welchen die größten Geheimnisse verborgen waren. Er hatte sich genöthigt gesehen, nach so vielen Jahren eine Wallfahrt nach Compostella anzutreten. Auf dieser langen Reise in Spanien war es ihm nun wohl gelungen, den jüdischen Arzt, Meister Canches aufzufinden, und ihn mit nach Orleans zurückzubringen, nachdem ihm von demselben, ohne daß er das Buch gesehen hatte, mehrere cabalistische Zeichen erklärt worden waren; derselbe starb aber leider, als er dort angekommen war, und Flamel bedurfte weiterer drei Jahre, ehe es ihm am Montag, den 17. Januar 1382, ungefähr um die Mittagszeit, gelang, unter Vermittlung der gebenedeiten Jungfrau Maria, mit dem Zusatze eines halben Pfundes Quecksilber ein Silber zu erzeugen, lauterer, wie es aus den Bergwerken gewonnen wird. Hundert Tage weniger drei darnach, am 25. April, brachte er auch einen gelben Guß zu Stande.

Aus dieser Fabel der guten alten Zeit ist nun die Wahrheit zu ermitteln. Es hat in der That im vierzehnten Jahrhundert einen geschwornen Schreibmeister an der Pariser Universität gegeben, der Nicolas Flamel hieß, und der durch seine Industrie und seine Geschicklichkeit rasch zu ansehnlichem Reichthum gelangte. Ein tüchtiger Rechner, kaufte er kleine Häuserrenten an, am liebsten solche, mit deren Eintreibung es haperte, weil er solche Pöste beim Einklagen dann um einen niedrigen Preis erstehen konnte. Bei dieser Art, wohlfeile Einkäufe zu machen, war er doch ein äußerst frommer Mann, der den Kirchen und ihren heiligen Gebräuchen die höchste Ehrfurcht bewies. Er machte es seinen Miethsleuten zur Bedingung, täglich ein Paternoster und ein Ave Maria zum Heil der Verstorbenen herzusagen, und seine Ehehälfte, Pernelle, ließ gemeinschaftlich mit ihm zwei Arcaden des Beinhauses der Unschuldigen, das kleine Portal von Saint-Jacques-la-Boucherie, das von Saint-Genevieve-les-Ardents, und das von der Kapelle Saint-Gervais aufführen. Ist Nicolas Flamel der Grundherr von sieben Spenglern gewesen, und hat er vierzehn Hospitäler angelegt? Das dürfte zu bezweifeln seyn.

Nicolas Flamel, in der Kirche von St. Jacques de la Boucherie beigesetzt, war bei seinem Ableben, das am 22. März 1418 erfolgte, im Besitze eines Einkommens von 676 Livres 5 Sols, das Product eines Capitals von 5300 Livres tournois. Diesen Nachweis verdankt man dem Abbé Villain, der in seinem Werke alles Eigenthum des berühmten Buchhändlers verzeichnet hat, ohne das Geringste zu übergehen. Die genannte Summe bildete zu der Zeit, in welcher Flamel lebte, einen ungeheuren Reichthum, und da man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, so nahm man an, daß er das Geheimniß, Gold zu machen, gefunden habe.

Nach der Frau des Flamel, der Dame Pernelle, die nicht minder berühmt geworden als er selber, war die angränzende Straße (nun auch, gleich der Flamelstraße, der Demolition verfallen) benannt worden. Das Bildniß der beiden Leute befand sich in mehreren Kirchen von Paris, namentlich in der von Saint-Jacques-de-la-Boucherie reproducirt.

Digitized by Google

Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris.

(Fortsetzung.)

Uebrigens hatten alle größeren Städte Frankreichs, alle Städte, die volkreich und in Flor waren, ihre Beinhäuser, und einige haben deren noch jetzt; was aber die Beinhäuser der Unschuldigen vor allen Beinhäusern der Christenheit am bizarresten, originellsten und sonderbarsten machte, das war der immerwährende Contrast, der zwischen der wesentlich grabesartigen Stätte, und der lebendigen, tumultuarischen, plump poetischen Bevölkerung der Pariser Hallen bestand, mit welchen die Beinhäuser vermöge ihrer topographischen Lage gewissermaßen verbunden waren: es war das Schauspiel eines stets beweglichen Volkes, das eine besondre Sprache redete, reich an Bildern und Metaphern, und das sich inmitten dieser bleichen Gallerien, in die der Tag kaum eindrang, dem finstren Irrsal, aus welchem zuweilen ein nördlicher Windstoß, oder die Spalten eines sechshundertjährigen Gemäuers schauerliche Bruchstücke aus vermoderten Särgen den Vorbeigehenden zu Füßen fallen ließen, in seiner spottenden Lustigkeit und seinem raffinirten Staat drapirte.

Diese unsauberen, feuchten, von einer öligten Sikerung klebrigten Erdgeschosse, welchen fauligte Gebeine zum Entresol und als Kranzleiste dienten, waren, sollte man es für möglich halten? mit Ketten und von Kunden besuchten Buden und Magazinen geschmückt. Da saßen Blumenverkäuferinnen, frisch und rosig wie ihre Waare; Leute, die Eisenkuchen und Pfeffernüsse feilboten; Juweliere, Schwertfeger, Barbiere, selbst Modistinnen und Wäscherinnen; vor Allem hatten dort aber die öffentlichen Schreiber ihren Stand, die Scribenten, deren Nachkommenschaft noch jetzt, aber verblichen, hinfällig, und auf dem Pariser Pflaster zerstreut, wie vor Zeiten die Stämme Israels in Assyrien, vorhanden ist, eine bedrückte und ausgeartete Nachkommenschaft jener antiken Schreiber in den Beinhäusern, deren Ruf von Scharfsinn, Verve und praktischer Philosophie den Untergang ihres Schlupfwinkels überlebt hat.

Die Beinhäuser waren demnach eine Art immerwährenden Jahrmarktes, von welchen etwa der berühmte Todtentanz, der sich auf den Stadtmauern von Bern gemalt befindet, einen Begriff geben könnte, nur hatte die lustige und pittoreske Physionomie der Beinhäuser mehr Poetisches, Gegreifendes und Moralisches, als Holbein's Werk, wie schön und bizarr dasselbe auch gewesen und noch jetzt ist.

Was aber, wir wiederholen es, die historische, literarische und vor allem die gerichtliche Wichtigkeit der Beinhäuser der Unschuldigen ausmachte, das war der Aufenthalt der öffentlichen Schreiber unter ihren pittoresken Pfeilern. Alles gehörte in das Gebiet dieser eifrigen Dollmetscher der menschlichen Leidenschaften und Verlockungen. Diese conscribirten Väter der gefeilten Sprache, die würdigen Vorläufer der neueren Schriftsteller des Saals der Pas-Perdus befaßten sich mit allen Arten von Literatur. Dieselbe Feder, welche eine Bittschrift an den Herrn Schultheiß von Paris, an den Chevalier der Schaarwache aufsetzte, brachte ebenso die zartesten Gedanken des Geistes, die geheimnißvollsten Ergüsse des Herzens in Madrigallen oder in didactischen Perioden zu Papier. Die Schreiber in den Beinhäusern excellirten nicht minder in politischen, administrativen und gerichtlichen Dingen, so wie in Liebeserklärungen und in den keuschen Expectorationen einer bedrängten Unschuld. So war es im Schooße der Vernichtung selber, wo Amor unter der etwas seltsamen Gestalt der Schreiber der Beinhäuser seine schärfsten Pfeile zuspitzte, so wie bei dem Duft von Rosen und Lilien, der kaum die Oberhand über die fauligten Ausdünstungen so vieler erloschener Generationen zu gewinnen vermochte, die lächelnden Episteln der Poramusse und der Thisben, der Elianten und der Valerien aus der Bärenstraße, zum zinnernen Pfeiler aus dem Speengel von Saint-Leu unterworfen wurden.

Späterhin, viel später, — denn da handelt es sich um die Schreiber in den Beinhäusern in dem durch die Kirche der heiligen Unschuldigen im Jahr 1282 vor dem Parlamente geführten Prozesse — im sechszehnten Jahrhundert, als Landsleute von Catharina von Medicis, nach dem Beispiel von Pisa und Florenz, in der Lombardesstraße zuckerne Paläste, englische Tempel, und Gebäude von Zuckerrand fabricirten, erhielten die Schreiber der Beinhäuser eine neue Kundschaft, indem die Conditoren durch sie den poetischen Theil ihres Geschäfts, die gereimten Devisen und Complimente ihrer Bonbons, beschaffen ließen. Bis dahin waren sie als Prosaisten in Ehren gehalten worden, nun wurde ihr fast academisches Wappenschild noch durch den Titel Dichter der Lombardsstraße bereichert.

Die Tracht der Schreiber der Beinhäuser hatte sich gleich jener des Adels und der Bürgerschaft im Verlauf der Zeiten verändern und modificiren müssen. Im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert mit dem Ermelüberwurf angethan, trugen sie unter Franz I. spanische Hosen, unter Heinrich II. und dessen Söhne das deutsche Wams, hernach, unter Ludwig XIV. den Paladran (eine Art von Oberkleid.) Was aber bei dieser eigenthümlichen Sorte des Pariser Geistes stets unverändert blieb, das war die Physionomie des Scribenten. Das Portrait, welches Clepinel de Mehung im vierzehnten Jahrhundert davon in seinem Roman von der Rose gegeben, ist demjenigen sprechend ähnlich, welches Loret im siebenzehnten Jahrhundert in seiner gereimten Zeitung entworfen hat. Der Schreiber in den Beinhäusern hatte diesen Autoren zufolge einen etwas gekrümmten Buckel, ein kupfriges Gesicht, ein lebendiges Auge, eine höhnische Miene. Er war ernst, es lag aber in seiner Ernsthaftigkeit etwas Mystisches, Spöttisches, was unstreitig von den Geheimnissen jeglicher Art herrührte, womit sein Geist und sein Gewissen überladen waren. Uebrigens standen die Schreiber der Beinhäuser bei der Glücksgöttin gut angeschrieben. Einige verdienten des Tages bis zu einem kleinen Thaler, die minder geschickten, d. h. die weniger schlauen, brachten es doch auch mindestens auf 24 Sous. Diese beiden Summen werden unseren heutigen Feder-Märschällen höchst erbärmlich erscheinen, sie müssen aber bedenken, daß damals ein Billetdeux nur sechs Deut lohnte, und die leidenschaftlichsten Episteln, die tönendsten Couplets, die poetischsten Devisen nicht über 5 Sous honorirt wurden.

Was ist von dem Kirchhofe und den Beinhäusern der Unschuldigen noch übrig? Sehr unbedeutendes, und morgen vielleicht gar nichts mehr. Dann wird Alles verschwinden, die Erinnerungen, die Denkmäler und die Traditionen, so wie die letzten Spuren der Gräber unsrer Väter verschwunden sind. Nur allein der Ruf der sonderbaren Innung, welcher wir einige Zeilen gewidmet haben, wird diese immensen und ehrwürdigen Trümmer überleben, und dieses mag uns zur Entschuldigung

Digitized by Google

dafür dienen, daß wir einen letzten Freundesblick auf diesen Theil von Paris, der von dannen geht, haben werfen wollen, bevor wir an die Einzelnheiten eines Prozesses gingen, der im funfzehnten Jahrhundert großes Aufsehn gemacht hat und den man den Prozeß des Beinhauses der Unschuldigen nannte.

Ein außerordentlicher Courier brachte am 18. April 1850 die Kunde von dem Siege, welchen Carl VII. drei Tage zuvor in der Ebene von Formigny über die Engländer davon getragen hatte, nach Paris. Sofort wurden alle Buden geschlossen, die Kirchenthüren dagegen weit geöffnet, wie an den großen Feiertagen, und eine freudetrunkene Bevölkerung ergoß sich in die Straßen, auf die Marktplätze, die Kayen, die Brücken und ließen die Luft von fröhlichen Vivats erschallen. Diese gewonnene Schlacht rächte in den Augen dieser reizbaren Menge das Märtyrerthum der Jeanne d'Arc.

Währenddem versammelten sich der Stadtschultheiß, die Schöppen und die Capitains der Stadtviertel auf dem Stadthause. Bald gesellten sich ihnen auch der Prévôt des Châtelets, der Generalprocureur des Pariser Parlaments, die Generaladvocaten, und die angesehensten Dignitarien des Rechnereihofes, des Steuerhofes und des Münzhofes zu. Auch die Syndici und die Garden der sechs Krämer-Corps fanden sich ein, und diesen eifrigen Bürgern, die in dem schönen Siege von Formigny den Vorboten der Gesammtvertreibung der Engländer von dem französischen Boden feierten, schloß sich noch eine Deputation der angesehensten Bürger an.

Um dieser freiwilligen und nationalen Manifestation eine Weihe religiöser Dankbarkeit gegen den Spender alles Guten zu geben, wurde in diesem bürgerlichen Synod beschlossen, daß den folgenden Tag 12,000 kleine Knaben auf dem Kirchhofe der heiligen Unschuldigen versammelt werden, und von dort ein jeder mit einer Kerze in der Hand, in Prozession nach der Basilica Notre-Dame ziehen sollten, wo der Bischof von Paris und sein Capitel dann ein Te Deum unter Glockengeläute zu veranstalten hätte.

Die Sachen gingen auch so von Statten, und die Prozession zog inmitten eines immensen Zulaufs von Volk einher, das seine Segnungen und seine Vivats mit den frommen und schwärmerisch heiteren Gesängen der 12,000 kleinen Knaben vermischte, die allen Classen der Pariser Bevölkerung angehörten, und, als Zeichen der Gleichheit und des Sieges, einen Kranz von Eichenlaub auf dem Kopfe trugen.

Eine so zahlreiche Versammlung, ein so gemischter Haufe auf einem Flecke, konnte aber nicht wohl ohne einzelne Zufälle abgehen. Die Kranken des Stadtviertels blieben von dem gewaltigen Lärmen und Toben nicht verschont, wie tief ihre Alcoven auch belegen sein mochten. Mehrere Kranke gelegneten zur großen Verwunderung ihrer Aerzte das Zeitliche, unter diesen auch die Dame Urvoins, die Gattin des Münzraths Messieur Jakob Andreas des Urvoins, der neben dem Hotel von La Tremouille, in der Straße Bourdonnais wohnte. Diese Dame, die an einer schweren Krankheit darnieder lag, welche einen Aderlaß nöthig gemacht hatte, verschied in der Nacht, die auf der Prozession folgte. Da zu jener Zeit noch keine Frist von 24 Stunden zwischen dem erfolgten Ableben und der Beerdigung vorgeschrieben war und eine solche nur in der Poetik des Ariosts für die scenischen Werke bestand, so ließ der Herr Rath schon den andern Tag seine theure Hälfte, zur großen Erbauung der Gläubigen und zum großen Kummer der Armen, welchen sie eine Beschützerin und Vorsehung gewesen war, auf dem Kirchhofe der heiligen Unschuldigen zur Erde bestatten.

Es ahnte wohl niemandem, der diesem Leichenbegängnisse beiwohnte, daß dasselbe unter Kurzem einen Menschen zum Scheiterhaufen und zwei andere an den Galgen bringen sollte, indem es Anlaß zu einem der berühmtesten Prozesse der Criminal-Tournelle gab.

Das Hotel des Rathes Andreas des Urvoins, in der Bourdonnais-Straße, war in der Nacht nach der Beerdigung der Frau Räthin in Stille und Trauer versunken. Der Herr des Urvoins war durch die zarte Fürsorge seiner Freunde seiner Wohnung entrissen, und nach einem Landsitze im Dorfe Gonesse, in der Nähe von Paris gebracht worden, wo einer seiner Collegen in der Rechnungskammer eine bedeutende Meierei besaß. Die Dienerschaft, die daheim geblieben war, hatte sich dieses zu Nutzen gemacht, um auch ihrerseits das Haus zu verlassen. Die Einen hatten die benachbarten Schenken aufgesucht, um den Kummer, welcher ihnen ein so plötzlicher und unerwarteter Verlust verursacht hatte, zu ertränken, und die Anderen, die mehr auf Mäßigkeit hielten, hatten es dabei bewenden lassen, ihre freien Stunden zum Besuch von Eltern und Freunden zu benutzen. Nur allein der Portier war treu auf seinem Posten geblieben. In dem finstersten Winkel seiner Loge gedacht, sann er über den Wechsel im Leben, über die Gleichheit im Tode, und über tausend andere Dinge noch, welche dem Gehirn eines Portiers des funfzehnten Jahrhunderts eben so gut und vielleicht noch besser faßlich waren, als dem Gehirn eines Hausbofmeisters (Concierge) des neunzehnten Jahrhunderts, wie vollgepfropft dasselbe auch mit der unverdauten politischen Lektüre sein mag, die er jeden Morgen zu allererst genießt.

Die sämmtlichen Commensalen des Hauses, die männlichen wie die weiblichen, waren jedoch längst zu ihrem Schofstall zurückgekehrt, und die zerspaltene Glocke der Kirche der heiligen Unschuldigen antwortete mit ihren zwölf schaurenden Schlägen auf die grausige Mitternachtsstunde, welche die Glocke der Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois und des schweren Louvre-Thurms schon angekündigt hatten, als der Portier, der nach alter Gewohnheit noch nicht zu Bette gegangen war, durch drei rasch auf einander folgende Schläge mit dem Klöpfel der Hausthür plötzlich aus der Tiefe seiner philosophischen Betrachtungen herausgerissen ward.

„Sapperment!" rief der wackre Mann, indem er mit dem Aufschlage seines Rockes eine Thräne abwischte, die ihm in seinem grauen Barte hängen geblieben war, „wer wagt es, sich so anzumelden? Das heißt sich barrisch gebehrden, und niemand anders als der Herr und die selige Frau waren berechtigt, so anzupochen. Die Leute vom Hause sind wieder daheim, und der Herr wird heute nicht zurückkehren. Wer kann es sein? Unstreitig ein besoffner Haudegen, oder auch ein Schreiber des Parlamentsschreibergerichts, den der Hafer sticht. Mögen sie sich ihrer Wege scheeren!"

Der Portier verhielt sich also ruhig; aber sechs andere Schläge mit dem Thürklöpfel, noch stärker und rascher auf einander folgend, als die vorherigen, machten, daß er unwillkürlich von seinem Sitze in die Höhe sprang.

„Nein, das ist aber doch zu arg!" murmelte er vor sich hin; „das muß untersucht werden, und wehe dem, der es wagt, die Ruhe dieses Hauses dermaßen zu stören!"

Digitized by Google

Sich mit einem Beil bewaffnend, das ihm zunächst zur Hand g, und den gewaltigen Schlüssel des Hausthores und die Hornlaterne mit einem Endchen Wachslicht in die Hand nehmend, verließ e Portier sodann seine Loge, schritt entschlossen auf die Thür , und öffnete sie.

„Wollt Ihr Menschen zum Besten haben," rief er, seine Stimme verstärkend aus, „und Unruhe und Schrecken in einem ause verbreiten, das gestern vom Tode heimgesucht worden ist? as ist nicht christlich, und der Bannfluch lohnt solche Scandale."

Indem er so sprechend die Thür halb geöffnet hatte, wartete inen ein furchtbarer Anblick.

An die Thür gelehnt stand ein menschliches Wesen, oder elmehr ein Gespenst, steif und gerade, eingehüllt in ein mit Blut fleckiges Todtenhemd.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, so trat das Gespenst unter nem lauten Freudenschrei über die Schwelle.

Bei diesem Anblick ließ der Portier, von Schrecken ergriffen, s Beil fallen und schwenkte dermaßen mit seiner Laterne, daß erlosch.

„Heilige Jungfrau! Heiliger Jacob! Heiliger Philipp! erbarmet Euch meiner! rief er aus. „Befreiet mich von dieser ele in Nöthen! Geist, ich will für Dich beten; aber entferne ich, entferne Dich!"

— Ich bin weder ein Geist der Finsterniß, noch eine Seele Nöthen, Philipp Marçay, erwiederte eine sanfte und bewegte timme: ich bin deine Herrin, Frau des Urvains.

„Macht das Anderen weiß, anderen;" entgegnete darauf der rtier, der noch nicht die Kraft gewonnen hatte, wieder aufzuha: „meine gute Gebieterin schläft jetzt den Schlaf der Gerechten f dem Kirchhofe der Unschuldigen, und nur der Böse ist im Stande, en Namen, ihren Titel, ihre Stimme anzunehmen.

— Komm, Philipp, sei nicht so ungläubig; verbanne deine urcht, und bringe mich bis zu meinem Bette, denn mich friert, d das Blut, das ich aus einer mir gemachten Wunde verliere, acht mich mit jedem Augenblick schwächer.

Der Portier, der, wie wir es bereits gesagt haben, kein lann war, dem es ganz und gar an Muth gefehlt hätte, antwortete, chdem er sich zuvor bekreuzt hatte:

„Ich würde gern die Hälfte der noch übrigen Tage, die mir leben bleiben, darum geben, wenn das, was Ihr da sagt, wahr äre; aber, gleichviel, ob's ein Körper oder Geist ist, der dies aus besucht, will ich meiner guten Herrin doch beweisen, daß e Achtung und die Liebe, die ich für sie gehegt habe, stärker d als meine Furcht."

Mit diesen Worten trat der Portier in seine Loge, nahm n Feuerzeug, und zündete eine Harzfackel, ein trauriger Ueberrest n dem Leichenbegängnisse des Morgens, an.

Mit diesem leuchtenden Fanal bewehrt, wagte er es, das hantom anzublicken, und da erst wurde er es inne, daß es rklich die Frau des Urvains war, die vor ihm stand.

— Rasch, Freund! rief die Dame aus, führe mich zu einer Kammer: der Wunsch, mein Leben zu retten, hat mich bis zt bei Kräften erhalten, ich fühle mich nun aber ermatten.

Der alte Diener bot, nun völlig beruhigt, dem Gespenste einen Arm, und führte es so schnell die Stufen hinauf, als es der schauerliche Umhang, mit welchem Madame des Urvains angethan war, gestattete.

Als die Frau Räthin ihr Gemach erreicht hatte, warf sie sich auf ein Duchoir, eine Art von Canape, das die Damen des funfzehnten Jahrhunderts mit zu den nothwendigsten und angenehmsten Möbeln ihres Haushalts rechneten, und befahl sodann dem Philipp Marçay, daß er ihre weibliche Bedienung und die übrigen Domestiken wecken solle.

In einem Nu war das ganze Haus auf den Beinen, und lautes Jubel, Segenswünsche, freudiger Tumult erschollen zwischen den Wänden derselben Wohnung, die noch die Spuren der Trauer und der Trostlosigkeit an sich trugen. Die Kunde von der Quasi-Auferstehung der Räthin hatte sich trotz der späten Nachtzeit bald in dem Stadtviertel verbreitet und in der Straße Bourdonnais eine Masse Menschen versammelt. Das Gerücht von diesem merkwürdigen Abenteuer war auch bald bis zu dem Bezirk der Halle gedrungen, und da machte sich eine Deputation der Fischfrauen, welchen die Frau des Urvains wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannt war, auf den Weg zu dem Hotel der Räthin, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Endlich, und wie als eine natürliche Vervollständigung des allgemeinen Aufruhrs verließ auch der Chevalier der Schaarwache sein Hotel auf dem Platze Sainte-Opportune, und stellte sich persönlich an der Spitze von zwanzig Reitern in der Straße Bourdonnais in Schlachtordnung auf.

Unterdessen war ein Diener zu Pferde abgesandt worden, um dem Rath des Urvains, der sich in dem Dorfe Gonesse befand, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Zwei Commissarien des Chatelets nahmen inzwischen im Hotel der Straße Bourdonnais um die Wette Protocolle auf, und der General-Procureur des Parlaments, der offiziöser Weise durch den Prevôt von Paris benachrichtigt worden war, beeilte sich, sich zu Madame des Urvains zu begeben, deren Abenteuer bereits mit Commentaren, Verschönerungen und Varianten ausgeschmückt worden war, welche ein Einschreiten der Justiz unerläßlich machten.

Am andern Morgen hatte dies Ereigniß fast die Schlacht von Formigny und den Umzug der 12,000 Kinder vergessen machen: es wurde überall nur von der Auferstehung der Räthin gesprochen. Der Pariser ist einmal so! Die Erinnerung eines Sieges wird bei ihm durch die Kunde einer Niederlage bald wieder verwischt; er geräth in Feuer für einen Affen, für einen Histrionen, für einen Charlatan; er reiht dem Lächeln einer Giftmischerin oder der Handschrift eines Meuchelmörders auch; er hebt mitsammt aber eins ums andere, die Tugend und das Laster, das Talent und die Mittelmäßigkeit, den Verrath und die Hingebung, die Häßlichkeit und die Schönheit auf's Schild. Der Pariser ist vor Allem schaulustig, und dieselben Hände, welche zu dem Siege von Formigny klatschten, hatten auch die Soldaten Bedfords und Talbots applaudirt, als sie auf dem Glacis der Bastille oder in dem ernstigen Schatten des Louvre-Thurms Parade hielten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Kieler Kunstmuseum. Ein Wegweiser durch dasselbe; zugleich eine kurze Einleitung in das Studium der Kunst. Von Professor Gustav Thaulow. Der Ertrag zum Besten des Museums. Kiel, Akademische Buchhandlung, 1853. VI (VII) u. 88 Seiten. 8.

Das Kieler Kunstmuseum, welches bekanntlich einem glücklichen Gedanken Forchhammer's seine Begründung verdankt und 1842 zum ersten Mal eröffnet wurde, erfreut sich bereits so mancher Abgüsse bedeutender Kunstwerke, z. B. der Maske des Jupiters, von Otricoli, der Statue des vaticanischen Apolls, der Laokoon-Gruppe, der Diana von Versailles, des Borghesischen Fechters u. s. w., ja eines großen Werks, welches mit Ausnahme Londons bisher noch kein anderes Museum in Europa besitzt: des westlichen Theils vom Zorbaros des Parthenon, daß es wol an der Zeit war, den Besuchern desselben einen Wegweiser in die Hände zu geben. Eine Aufzählung des Vorhandenen, ohne Weiteres, wäre jedoch nur eine Gabe von geringem Werthe gewesen, so selbst die nähere Erklärung der einzelnen (139) Kunstwerke des Museums, die in der vorliegenden Schrift den fünften oder Haupt-Abschnitt (S. 47—82) bildet, hätte der Mehrzahl der Besuchenden nicht genügt und Vieles, was in derselben berührt werden mußte, wäre ihnen unklar geblieben; der Verfasser hat daher sehr zweckmäßig in vier vorangehenden Abschnitten sie in populärer Darstellung belehrt über das Wesen der Kunst und über den griechischen Tempel, er hat eine kurze Beschreibung des Parthenons, des Erechtheions und des Tempels zu Bassä (— aus dem Giebelfelde des Parthenon befinden sich im Museum: der Kephalos, die Horen, die drei Parzen, Kephissus und der Kopf des Rosses der Nacht, der Zorbaros und zwei Metopen von demselben; der Zorbaros vom Tempel zu Bassae; Korypatide und Säulen- und Pfeilerhaupt vom Erechtheion —) geliefert und endlich die Perioden der griechischen Plastik im leichten Umrisse geschildert. Als Anhang ist ein Abriß der Entstehungsgeschichte des Museums beigefügt mit Angabe der Kunstgegenstände, welche zunächst für dasselbe anzuschaffen sein möchten.

Aus dem Anhange theilen wir die folgenden, zu beherzigenden Worte des Verfassers mit:

„Wer den Werth des Kieler Museums kennt, wer den Werth desselben für das ganze Land nicht übersieht und wie das Alles nur durch die unermüdliche Ausdauer Einzelner, durch die Gnade des hochseligen Königs Christian VIII., und die Munificenz unserer Ritterschaft und adligen Gutsbesitzer ohne unser Zuthun geschenkt worden ist, der muß in Wahrheit von innigem Danke gegen diese Geber erfüllt werden. Schon das Gefühl der Dankbarkeit erheischt es, daß Jeder in seinem Kreise davon erzählt und wo er kann, den Sinn Anderer auf dieses Museum hinweist.

Die geringste Offenbarung des Dankes besteht darin, daß man von dem Museum Notiz nimmt, und daß im Verlauf von ein Paar Jahren kein Gebildeter im Lande zu finden ist, der es nicht besucht hätte.

Aber dabei kann man nicht stehen bleiben. Wir müssen nun Alle auch selbst etwas thun, Alle ein Scherflein beitragen zur Vergrößerung und Vervollkommnung des Museums. Ich komme damit auf die Frage, was nun noch für das Museum anzuschaffen ist.

Da wäre allerdings noch Vieles anzuschaffen. Wir müssen mit der Zeit „den schlafenden Satyr in München," „den betenden Knaben, die Zierde des Berliner Museums," den „Dioscuren im Vatican," „den sogenannten Germanicus von Versailles," „die Gruppe von St. Ildefonso, jetzt in Madrid," „den Kopf der Juno Ludovisi," von dem Goethe sagt, „er ist wie ein Gesang des Homers und keiner unserer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor das Bild hintritt, darf behaupten, diesem Anblick gewachsen zu sein," „den Sturz des Hercules," von dem Danecker sagt, „derselbe sei Fleisch, der Laokoon Marmor," wir müssen noch gar Vieles haben, wir müßten billig auch moderne Sachen haben, z. B. Büsten von Schiller, Goethe, Kant, Fichte, Hegel, vom Minister von Stein u. s. w., — aber Eins ist es doch besonders, ohne das wir uns nicht beruhigen können, auf das wir zunächst alleine hinsteuern müssen, das ist die Niobidengruppe. Für die ganz allein müssen wir in den nächsten Jahren thätig sein, nicht bloß weil sie über alle Beschreibung erhaben und schön ist, sondern weil sie mit Rücksicht auf den in unserm Lande im Ganzen noch in der Kindheit stehenden Kunstsinn so ganz vorzüglich im Stande ist, aus dem Schlummer zu erwecken und Leidenschaft für die Plastik einzuflößen. Der Besitz dieser Kunstwerke wird alles Andere, deß wir noch bedürfen, gleichsam von selbst nach sich ziehen. Denn es kommt ja nur darauf an, daß in unserm Lande das Interesse für die Kunst erwacht, an Mitteln fehlt es unserm reichen Lande ja nicht.

Hoffen wir, daß Se. Majestät der König Friedrich VII. in der Erkenntniß, wie einflußreich ein solches Kunstmuseum für eine Universität ist, Seine hohe Königliche Gunst selbiger zuwenden möge, hoffen wir, daß das Comité, welches dem Museum vorsteht und so lange unverdrossene Ausdauer, so viel Geschick gezeigt hat, auch fernerhin alle Kräfte anspannen werde, um so bald als möglich durch die Aufstellung der Niobiden ihr Werk gekrönt zu sehn!

Daß wir nicht vergebens hoffen! Auch daß bald die Zeit kommen möchte, wo dieser Wegweiser, der gewiß sehr unvollkommen ist und sehr der Verbesserung bedarf, theils besser abgefaßt, theils mit reicheren Zahlen versehen werden kann." H.

Miscelle.

In einer kürzlich in London gehaltenen Auction über Autographen und Musikalien kam auch eine stradivarische Violine zum Verkauf, die mit 240 £ Sterl. bezahlt wurde.

Berichtigung. In unserem vorigen Blatte, letzte Seite, erste Spalte, Z. 9 v. o. lese man verunreinigte statt vereinigte.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 60. Mittwoch, den 27. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Nachrichten von dem neuen afrikan. Reisenden, Hrn. Dr. Vogel Seite 465
Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris. (Schluß.)... „ 466
Der Großwessir Raghib Mohamed Pascha 1757—1763..... „ 468
Literatur:
Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel..... „ 471
Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zu Gegenwart.... „ 472

Miscelle..... „ 472

Nachrichten von dem neuen afrikanischen Reisenden, Herrn Dr. Vogel.

(Aus dem Athenaeum.)

Herr Petermann, in London, hat ein Schreiben von Dr. Vogel, vom 14. v. M. aus Tripolis datirt, erhalten, worin derselbe anzeigt, daß er nun mit allen Vorkehrungen zu seiner Reise in der Reihe sey, dieselbe binnen drei Tagen anzutreten gedenke, und daß er sich auf mehrere Jahre mit allem Nöthigen versorgt habe.

Herr Petermann giebt auch folgenden Auszug aus einem älteren Schreiben des Herrn Dr. Vogel, ebenfalls aus Tripolis, vom 15. April d. J.:

„Während meines hiesigen Aufenthalts habe ich eine Menge magnetischer, meteorologischer und astronomischer Beobachtungen angestellt, und zugleich meine beiden Leute mit dem Gebrauche jeglicher Art von Instrumenten bekannt gemacht. Sie wissen nun auf eigne Hand mit dem Barometer, dem Thermometer und dem Hygrometer umzugehn, und sind auch in dem practischen Gebrauch des Verticalzirkels und des Sextanten bewandert, so, daß sie selber eine Berechnung der Breiten- und Längengrade machen können. Was die magnetischen Beobachtungen betrifft, so wird dem Obristen Sabine und dem Capitain Smyth die Mittheilung lieb seyn, daß die Abweichung aller Wahrscheinlichkeit nach 14° 25′ W. und die Inclination 49° 22′ seyn wird. Die Einzelnheiten meiner Beobachtungen werde ich seiner Zeit dem ausländischen Büreau einsenden.

„Von meinen Instrumenten ist mir nur ein kleines Thermometer im Verlauf eines schweren Sturms zerbrochen. Ich habe auf einem kleinen Ausfluge nach Lebda und Insalata einen meiner Chronometer und den aneroidischen Barometer mitgenommen gehabt, um zu sehen, wie sie das Reisen zu Pferde vertragen könnten. Das Chronometer hat sich vortrefflich gehalten und hat seine Bewegung während meiner zehntägigen Abwesenheit nicht im geringsten verändert, das aneroidische Barometer aber ist innerhalb einer halben Stunde mehrere Zoll gestiegen und gefallen; es ist auf 26″ gefallen gewesen und hernach stets unter 27″ geblieben, so daß sein Nullpunkt eine Veränderung von circa 3″ erfahren hat, und dieses trotz all meiner Sorgfalt, ein Beweis, daß dies Instrument auf Reisen wenig nutzt, wie ich und der Capitain Smyth es auch schon im Voraus gedacht hatten. Was mein Quecksilber-Barometer betrifft, so bin ich dessentwegen gänzlich außer Sorgen: es hat sich bis jetzt vortrefflich bewiesen, und ich zweifle nicht im geringsten, daß ich alle wohlbehalten nach Kuka bringen werde.

„Wenn erst unterwegs nach Kuka, wird meine Reise rasch und angenehm seyn, und ich rechne noch jetzt darauf, daß ich im August am Tschadsee eintreffen werde. Nach Kano kann ich nicht gehen, erstens, weil die Communication zwischen jenem Platze und Murzuk durch den jetzigen Krieg häufig unterbrochen oder doch sehr unsicher gemacht wird, und zweitens, weil das Klima dort in den Monaten August und September so ungesund

Digitized by Google

ist, daß selbst die Araber den Ort verlassen. Sollte ich jedoch von Dr. Barth zu Kuka solche Nachrichten bekommen, die es mir wünschenswerth machten, ihm darunter zu dienen, daß ich mit ihm zusammentäfe, so werde ich sicher nicht anstehen, mich unverzüglich dahin auf den Weg zu machen und nöthigenfalls selbst bis nach Sokotu zu gehen. Um Nachrichten von ihm abzuwarten, wird Kuka unter allen Umständen der beste Ort seyn.

„Es ist so eben ein Bruder des Sultans von Bornu auf seiner Rückkehr von Mecka hier eingetroffen, und mit ihm werde ich nun die ganze Reise machen, so daß Sie meinetwegen außer Sorgen seyn können. Ich habe auch Empfehlungsschreiben von einem arabischen Häuptling aus Ghadamis, der hier vor einigen Tagen angekommen ist und der mir einen vor zwei Jahren geschriebenen Brief des Dr. Barth gegeben hat, worin dieser die großen Dienste preist, die ihm von jenem erwiesen worden sind. Sie sehen, daß ich sehr gute Aussichten habe. Mein Hauptziel — ich mag mit Dr. Barth zusammentreffen oder nicht — soll seyn, den indischen Ocean zu erreichen, und daß ich dahin auf keine unüberwindliche Hindernisse stoßen werde, das geben alle diejenigen zu, die darüber zu urtheilen berechtigt sind.

Der Kirchhof der heiligen Unschuldigen zu Paris.

(Beschluß)

Der Prozeß des Beinhauses der Unschuldigen, wie man ihn im fünfzehnten Jahrhundert nannte, war eine der großen Volks-Epopeen, die das seltne Vorrecht haben, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln und alle Fragen des Augenblicks zu absorbiren.

Man darf nicht erwarten, daß wir, selbst nur im Auszuge, all die Protocolle, die Verhöre, die Confrontationen und all die gerichtlichen Operationen wiedergeben, welche die Instruction nöthig machte. Das Trockne der Details, selbst die Analyse der schwerfälligen Acten, die in barbarischem Latein abgefaßt und mit heutzutage fast unbekannten Proceduraudrücken durchspickt sind, würden für die Leser unsrer Zeit ein zu mittelmäßiges Interesse haben; wir wollen uns deßhalb auf einen raschen Ueberblick der Thatsachen beschränken.

Nach einem Brauche, der sich bis in die celtischen Zeiten erliert, wurde den vornehmen Frauen und selbst den angesehensten Frauen vom Bürgerstande, der sogenannte Allianz- oder Trauring mit in's Grab gegeben. Oft wurde auch, aus frommer Zärtlichkeit für die Verstorbenen, oder um ihrem letzten Willen zu genügen, ihr entseelter Körper außerdem mit Halsschmuck, Ohrgehängen, goldenen Ketten, und sonstigem Geschmeide, der ihnen bei Lebzeiten ihrer gewesen, ausgestattet. So bekam Johanne von Bourbon, die Gemahlin Königs Carl's V. das Collier und die Krone mit in den Sarg, die sie an ihrem Vermählungstage getragen hatte. So hatte die Gräfin von Bar, eine Schwester desselben Königs und die Tochter des Königs Johann, in ihrem Testamente verlangt, mit der sieben und zwanzig strängigen goldnen Kette, die sie von ihrem Vater erhalten hatte, und der daran befestigten ebenfalls goldenen großen Medaille mit ihrem Bildniß begraben zu werden. So wurden noch an den verdorrten Fingern des Skeletts der schönen Agnes von Sorel, der Geliebten Carl's VII., als man zu Anfang dieses Jahrhunderts ihr Grab öffnete, mehrere goldene Ringe und einer mit Edelsteinen, worunter eine Topase, auf welcher ein Löwe und eine Taube mit der Devise: „Junxit amor", gravirt waren, gefunden. Als endlich, im Jahr 1793, ein verbleodeter Pöbel den Schatz und die Abtei von St Denis plünderte, so fielen demselben eine Menge Ringe und Schmuck in allen Gestalten und aus allen Zeitalteen in die Hände, welche Jahrhunderte an den Händen der königlichen Mumien geschlummert hatten, die man entweihte. Diese kostbaren Denkmale der Juwelierkunst vom neunten Jahrhundert bis zum achtzehnten, diese Schätze des Grabes sind von den Plünderern, die ihren Werth nicht kannten, zu elenden Preisen verkauft worden und haben ihren Weg meistens nach England gefunden, wo sie gegenwärtig die Antikencabinette unsrer Nachbarn bereichern.

Wir haben gesagt, daß das Leichenbegängniß der Madame des Urvains gleich nach dem Tage der feierlichen Prozession zu Ehren des Sieges von Formigny statt gefunden habe. In eine der Privatgruften des Kirchhofes der heiligen Unschuldigen hinabgelassen, war der Sarg sofort mit Erde bewoefen worden, und ein Kreuz, das späterhin durch ein Mausoleum ersetzt werden sollte, bezeichnete die Stelle, wo die Räthin begraben lag.

Aber der reiche Staat, mit welchem Frauen ihres Verhältnisses selbst in dem feuchten Raume eines Sarges angethan waren, war niemandem ein Geheimniß. Man dachte mit Grund, daß die opulente Gattin eines Raths des Rechnungshofes, der nicht allein vermöge seines Amtes, sondern auch außerdem ein reicher Mann war, sicher alles das auf's vollkommenste mitbekommen haben würde, was man in der malerischen und bilderreichen Sprache jener Zeit die — Aussteuer des Todes nannte. Madame des Urvains hatte in der That außer ihrem Trauring auch all die andern Ringe an ihren Fingern behalten, und in der Hast der Beerdigung war es vergessen worden, ihr eine prächtige Reliquienkapsel abzunehmen, die sie am Halse trug, und in welcher sich ein Fragment von einem Heiligen befand, dem der fromme Glaube unsrer Väter einen mysteriösen Einfluß auf die Cur gewisser Krankheiten zuschrieb.

Eine so reiche Beute mußte die Habgier von Gaunern reizen, die selbst vor einer Entweihung und einem Sacrilegium nicht zurückschrecken. Maclou Lepingee, der Haupttodtengräber des Kirchhofes der Unschuldigen, der, wie es weiterhin die Criminalinstruction ergeben hat in dergleichen Spoliationen bewandert war, hatte sich auch einen so einträglichen Raub nicht entgehen lassen wollen.

Noch in derselben Nacht, wo die Räthin begraben worden war, hatte er sich um 10½ Uhr Abends, um welche Zeit in der ganzen Stadt die größte Stille herrschte, nach dem Grabe von Madame des Urvains begeben, und, unter dem Beistande eines Freundes oder vielmehr seines gewöhnlichen Complicen, des Mathias Lecouet, Schreiber der Beinhäuser des Kirchhofs der Unschuldigen, ihren Sarg ausgegraben und die schaurige Bürde nach dem Thurm getragen, der, wie schon berichtet, mitten auf dem Kirchhofe belegen war. Bei dem Schein einer Laterne drangen sie dort in ein Gewölbe unter der Kapelle von Notre-Dame, wo sie mit einigen Hammerschlägen den Deckel des eichenen Sarges sprengten.

Der gotteslästerliche Raub wurde vollführt, und Mathias Lecouet drang bereits in seinen Complicen, den Sarg wieder zu schließen, als diesem beifiel, daß sie sich des Trauringes noch nicht bemächtigt hätten, welcher der Räthin am Finger steckte. Maclou

Digitized by Google

Lepingre, der durch seine Habgier so berühmt geworden ist, daß sein Name in der Volkstradition fortlebt, fand sich durch seine Beute nicht befriedigt, wenn sie nicht auch noch um den nur einfachen Ring vermehrt wurde. Der gierige Todtengräber fuhr seinem Complicen deßhalb rauh an, und schwur, daß er die Leiche nicht eher unter die Erde bringen wolle, bevor er ihr nicht auch dies letzte Stückchen edlen Metalls genommen hätte. Er ging auch sogleich an's Werk, um den Ring abzustreifen. Aber wie er den zarten und weißen Finger der Todten auch zerren und verrenken mochte, wollte es ihm nicht gelingen, den fest daran haftenden Ring zu lösen. Da verging ihm endlich die Geduld, und er holte ein Messer, das er in einer Scheide am Gürtel trug, hervor, und begann damit den Finger, der seinen Schmuck nicht gutwillig fahren lassen wollte, abzuschneiden.

Kaum hatte er aber den Schnitt in das zarte Gelenk dieses Fingers vollführt, als ein Angst- und Schmerzensschrei, ein Geschrei, wie man es damals der phantastischen Personage der Mesulina, der weißen Frau des Ritterstyles der Lusignans zuschrieb, erscholl und unter den schwarzen und geborstenen Gewölben der Gruft widerhallte. Zugleich richtete sich die Todte empor, zerriß mit Aufwendung aller Kräfte die schwachen Bande, in welchen ihre Einkleidung als Leiche sie gefesselt hielt, und rief, den von dem Fieber des Schreckens erglühenden stieren Blick auf die Grabesschänder richtend, aus: „Ihr Buben, ihr wollt mich also morden?!"

Bei diesem furchtbaren Anblick ergriffen die beiden Grabesschänder die Flucht, in dem Glauben, daß der jüngste Tag angebrochen sei, oder daß Gott, ihrer Verbrechen müde, ein Wunder gestattet habe, um ihre Züchtigung zu beschleunigen.

Madame des Urvains entstieg nun, mit der Entschlossenheit, die große Gefahren starken Seelen verleihen, dem Sarge, ergriff die Laterne und das Messer, welches die Flüchtigen im Stich gelassen hatten, und gelangte, wenn auch mit jedem Schritte an ein Grab stoßend, zu der Kirchhofspforte, die jene in ihrem Schrecken zu verschließen unterlassen hatten. Einmal in der Straße von La Ferronnerie, fand die unglückliche Frau, blutend, aufgeregt und außer sich durch die doppelte Gefahr, in welcher sie sich befunden hatte, in ihrer Energie doch die nöthige Kraft, den Weg zu ihrem Hause einzuschlagen, wo wir sie haben eintreffen sehen.

Nachdem die Untersuchung in einer klaren und positiven Weise die Verkettung der Thatsachen erörtert hatte, erwies es sich, daß der Scheintodt der Räthin nur ein Anfall von Starrsucht gewesen und durch die Schwächung in Folge der Aderlasse so wie durch die nicht eben verständige Anwendung betäubender Mittel herbeigeführt worden war.

Auf den durch die Madame des Urvains gegebenen Nachweis wurde nun zu der Ermittelung der Urheber des Sacrilegiums geschritten, ein Attentat, dem die lebendig begrabene Räthin jedoch ihr Heil verdankte. Dank der Fürsorge und Thätigkeit des Prevots von Paris und der Beamten des Chatelets, wurde der Hauptschuldige, Marlou Lepingre, in den Grabgewölben der Kirche von Saint-Leu ergriffen, wohin er sich geflüchtet und drei Tage lang verborgen gehalten hatte, ohne eine andere Nahrung als den unsaubern Abhub, welchen er Nachts aus den Schmutzhaufen der Halle aufgelesen. In's Verhör genommen und zur Nennung seiner Complicen aufgefordert, wollte er sich eine lange Zeit nicht dazu verstehen; als man ihn dann aber auf die Folterbank legte, da gab er Mathias Lecourt, den Schreiber der Beinhäuser, als seinen gewöhnlichen Genossen bei seinen nächtlichen Expeditionen, und Samuel Ruben, einen fast bekehrten Juden, der in der Straße Marmouzets wohnte, als seinen gewöhnlichen Hehler an. Marlou Lepingre betheuerte, daß er bei seinen Missethaten, die, wie er gestand, indessen sehr zahlreich gewesen waren, keine weiteren Complicen als diese beiden Individuen, deren Lebensweise der Justiz inzwischen längst Verdacht eingeflößt hatte, gehabt habe.

Das Officialat wollte die Sache an sich reißen, unter dem Vorwande, daß die drei Angeklagten der geistlichen Gerichtsbarkeit angehörten. Der erstere war in seine Function als Todtengräber durch das Capitel von Saint-Germain-l'Auxerrois eingesetzt worden, der zweite gehörte als Schreiber der Beinhäuser der Unschuldigen der Geistlichkeit an, und der Jude war im Begriff gewesen, sich zum katholischen Glauben zu bekennen.

Das Parlament nahm aber von diesen schlecht begründeten Prätensionen keine Notiz, und ließ mit der Instruction und den Gerichtsverhandlungen fortfahren, indem sie den Criminalprozeß der Kammer von la Tournelle überteug.

Die Debatten, wenn man die fast stummen Entwickelungen einer Sache so nennen kann, die sich wie alle diejenigen der damaligen Zeit auf Verhöre und schriftliche Vertheidigungen beschränkte, währten nicht weniger als sechs Tage. Der Todtengräber Marlou Lepingre wurde verurtheilt, als Dieb, Kirchen- und Grabesschänder auf dem Greveplatze lebendig verbrannt zu werden. Vergebens hatte sein Anwalt sich in seiner Vertheidigungsschrift den Ausruf erlaubt: „Culpa felicissima!" o glückliches Vergehen, weil durch dies Vergehen eine Frau, die Wonne ihres Hauses, die Wohlthäterin der Armen, der Stolz ihres Geschlechts gerettet worden ist." Diese Auslegung vermochte das Herz der Richter von la Tournelle jedoch nicht zur Nachsicht zu stimmen. Aber Lepingre war auch in seinen scheußlichen Spoliationen ergrant; denn es waren durch ihn, wie sich aus der Instruction ergab, über dreihundert Leichen geplündert worden.

Mathias Lecourt, der Schreiber der Beinhäuser der Unschuldigen, wurde zum Strange verurtheilt. Es hatte sich aus der Instruction ergeben, daß er seit länger als drei Jahren zu Marlou Lepingre in verbrecherischer Beziehung gestanden hatte und der gewöhnliche Satellit dieses Leichenplünderers gewesen war. Dieser Mathias Lecourt war übrigens kein gewöhnlicher Mensch: er zeigte während der ganzen Verhandlung in seinen Antworten, daß ihm die Formen und Ressourcen des Criminalrechts eben so bekannt waren, wie den meisten seiner Richter. Er drückte sich compendiös im Lateinischen aus, welches damals die Sprache des Gerichtshofes war, und sein Aeußeres wie seine Beredsamkeit verriethen eine Abkunft und Erziehung, wie sich dessen nur wenige seiner Confrères der Beinhäuser rühmen konnten. Unmäßige Vergnügungssucht, Hang zum Spiel und Wohlleben, und der Umgang mit leichtfertigen Frauenzimmern hatten diesen Unglücklichen, der kaum 33 Jahre alt war, dahin gebracht, ein Complice des wortkargen und ungeheuchelten Todtengräbers der heiligen Unschuldigen zu werden.

Samuel Ruben, der reiche Wucherer und Hehler, bei welchem eine Menge Schmuck und frommer Zierrathen gefunden worden, wurde ebenfalls zum Strange verdammt. Außerdem erkannte das

Digitized by Google

Urtheil über alle Drei solidarisch eine Geldbuße von 100 Goldthalern zum Besten der Armen, und daß sie vor ihrer Execution mit einer Fackel in der Hand vor der Kirche von Notre-Dame zu Paris Buße thun sollten.

Das Urtheil wurde am 7. Juni 1450 pünktlich nach Form und Inhalt vollzogen. Das Pariser Volk drängte sich zu diesem traurigen Schauspiel mit derselben Lust und demselben Eifer, den es bei dem Umzug der 12,000 kleinen Knaben bewiesen hatte, welcher sechs Wochen vorher statt gefunden.

Der Todtengräber Morlon Lepingre legte bei der Annäherung der Hinrichtung nicht den Muth an den Tag, den man ihm hätte zutrauen mögen. Diese Elende, der dreißig Jahre mit dem Tode verkehrt hatte, wagte nicht ihm die Stirne zu bieten, als er ihm in der Gestalt des Henkers unter die Augen trat. Auch der Jude Samuel Ruben zeigte keine größere Standhaftigkeit. Ein Annalist jener Zeit schreibt über ihn: „er jammerte gar erbärmlich, und bot in seiner Todesangst ungeheure Summen aus, wenn man ihn am Leben lassen wollte." — „Es ist glaublich," setzt der Erzähler boshaft hinzu, „daß die Offenbarungen, die er über die Orte gab, wo die Schätze in seiner Wohnung verborgen lagen, nicht überhört wurden, und daß irgend ein barmherziger Sergeant der Zwölfe oder ein Huissier des Gerichts sich rasch nach der Wohnung des Hingerichteten verfügt hatte, um die Güter an sich zu nehmen, von welchen er ja keinen Gebrauch mehr machen konnte; denn als man späterhin darauf verfiel, dies Haus einzureißen, fand man dort wohl mehrere Verstecke, aber nichts mehr darin vor."

Mathias Lecourt, der Schreiber der Beinhäuser, war der einzige von den drei Verurtheilten, der sich wahrhaft männlich benahm, und der in dem Augenblicke, wo er sein Verbrechen sühnen sollte, bei ungekünstelter Energie eine aufrichtige Reue an den Tag legte.

Madame des Ursins, deren Gesundheit schnell hergestellt worden war, hatte selber einen Schritt bei dem Könige Carl VII. thun wollen, um diesen Unglücklichen Begnadigung oder mindestens das Leben zu erwirken. Sie begab sich zu dem Ende nach Beauté-sur-Marne, dem ländlichen Aufenthalte, wo der Monarch sich damals von den Strapazen seines letzten Feldzugs erholte. Sie konnte jedoch trotz ihrer Bitten und der lebhaften Theilnahme, welche ihr tragisches Abenteuer am Hofe einflößte, nichts ausrichten. Der König begnügte sich damit, sie über ihre wunderbare Befreiung zu beglückwünschen, ohne hinzuzufügen, daß er ihrer Bitte wohl gewillfahrt hätte, wenn ihm nicht durch das Pariser Parlament vermittelst seines ersten Präsidenten, Adams de Cambray, ehrerbietigst vorgestellt worden wäre, daß die Sacrilegien und Profanationen dieser Art sich seit einigen Jahren auf mehreren Kirchhöfen von Paris in einer erschreckenden Weise vermehrten, und es die Pflicht der Gerechtigkeit und des Thrones wäre, ein Exempel zu statuiren.

Madame des Ursins überlebte ihren Gatten, den Rath, und heirathete darnach vermöge eine der wunderlichen Fügungen des Geschickes, die in der Welt zuweilen vorkommen, den General-Procureur Henry Buyslève wieder, der in dem Prozesse des Kirchhofs der heiligen Unschuldigen mit seinem beredten Worte die Anklage geführt hatte. Diese zweite Ehe, über welche sich die Acte vordem den Olim des Parlaments beigefügt fand, trug das Datum vom 14. September 1453. Madame des Ursins, die damals 37 Jahre alt war, galt bei Hofe, wo ihr der Rang ihres neuen Gemahls Zutritt verschaffte, für eine der liebenswürdigsten, schönsten und geistreichsten Frauen des Königreichs.

Ihr Abenteuer hatte sie populair gemacht; ihre Tugenden und die Eigenschaften ihrer Seele machten sie der hohen Stellung würdig, die ihr zu Theil geworden war. Diesmal entsprach die Popularität dem Verdienste und war begründet; aber der Zufall macht so nicht immer seine Launen gut.

Der Großwessir Raghib Mohamed Pascha 1757—1763.

„Seit der Gründung des osmanischen Reichs bis zum Tode Osman's III. im Jahre 1757 hatten zweihundert Großwessire den türkischen Staat verwaltet, oder seine Heere geführt, natürlich mit Ausnahme derjenigen, welche diesen hohen Posten unter den acht oder zehn Sultanen, die selbst regierten, bekleideten. Von diesen zweihundert Großwessiren waren wenigstens hundert von Henkershand, oder in der Verbannung gestorben, nicht weil sie alle diese Strafe verdient hätten, sondern weil ihr Leben von einer Laune, oder einem Wort der Padischahs, oder der Meuterei der Janitscharen abhing.

Biographien der Großwessire sind in den kaiserlichen Bibliotheken von Stambul vorhanden; aber diese von Osmanen verfaßten Biographien sind meistens unvollständig und das begreift sich leicht, wenn man erfährt, daß die Verfasser jede von einem Großwessir verlorene Schlacht, oder jeden von ihnen unterzeichneten der Pforte ungünstigen Friedensvertrag mit Stillschweigen übergehen. Vollständig und mit Wahrheitsliebe erzählt, wären die Lebensbeschreibungen der ersten Minister des Divans nichts als eine getreue Geschichte des osmanischen Reichs in seinen merkwürdigsten Ereignissen, denn diese Ereignisse standen im Zusammenhange mit der Richtung, welche die Großwessire den Staatsangelegenheiten gaben. Aber das beabsichtigten gerade die türkischen Biographen nicht und die europäischen Schriftsteller haben sie, so weit es wenigstens die allgemeine Geschichte der Türkei betrifft, erst ergänzen müssen.

Wir haben in diesem Werke nicht die Verwaltung jedes Großwessirs bis in ihre Einzelnheiten verfolgen können; wir haben nicht einmal alle diese Würdenträger genannt, von denen sich nur eine ziemlich kleine Zahl ausgezeichnet hat. Minister, wie Sokolli und Ibrahim, unter Suleiman dem Prächtigen und, größer als Alle, die vier ersten Köprilis, sind in der Türkei ebenso selten, wie in andern Ländern. Wir finden aber jetzt Gelegenheit, abermals einen ausgezeichneten Mann zu nennen, Raghib Mohamed Pascha, der um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als er der letzte tüchtige Staatsmann ist, der bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Annalen des türkischen Reichs erwähnt wird.

Raghib, der Sohn eines einfachen Schreibers der Schatzkammer, bekleidete in seinem fünfundzwanzigsten Jahre schon das Amt eines Defterdar oder Finanzministers in Tiflis und dann in Eriwan während des persischen Feldzuges von 1747. Nach der Rückkehr nach Konstantinopel ward er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und hatte großen An-

Digitized by Google

theil an dem Abschluß des berühmten Friedens von Belgrad (1739). Nach einander mit der Statthalterschaft von Cairo, Adin und Aleppo betraut, zeigte er überall seltene Charakterfestigkeit und ausgezeichnetes Verwaltungstalent. Aber hauptsächlich an den Ufern des Nils verrichtete er die Thaten, die ihn in der türkischen Geschichte berühmt gemacht haben.

Seit der Eroberung Egyptens durch Selim I. hatte dieses reiche und schöne Land der Pforte nie anders, als nur dem Namen nach angehört, obgleich die Sultane die Steuern von dem vom Nil bewässerten Lande mehr oder minder regelmäßig empfangen hatten. Die Mameluken-Beis, welche der schreckliche Sohn Bajazet's II. 1717 zum Theil ausgerottet hatte, waren noch fast mit derselben Unumschränktheit, wie vor der Eroberung durch die Türken, die Beherrscher Egyptens. Die Worte, welche Junis Pascha das Leben gekostet hatten: „Egypten wird jetzt von Verräthern regiert!" schlossen eine Wahrheit in sich, welche spätere Ereignisse enthüllten. Die Pforte schickte Statthalter nach Cairo; aber thatsächlich war das Land im Besitz der Mameluken; oft bezahlten sie nur einen Theil des Tributs und manchmal bezahlten sie ihn gar nicht; wenn ihnen ein türkischer Pascha nicht gefiel, so erlangten sie leicht dessen Versetzung oder Abberufung. 1743 ließ der Ungehorsam der Beis befürchten, daß sie damit umgingen, das Joch der Pforte abzuschütteln. Raghib Pascha erhielt den schweren und gefährlichen Auftrag, diesem Zustand der Dinge durch alle nur möglichen Mittel ein Ende zu machen.

Raghib, ein der tiefsten Verstellung fähiger und in seinen Plänen undurchdringlicher Charakter, hatte lange in Persien gelebt und schien dort den unsittlichen Grundsatz gelernt zu haben: „daß eine Lüge, welche eine Angelegenheit schlichtet, besser ist, als eine Wahrheit, welche sie verwirrt." Marc Aurel hat eine ganz entgegengesetzte Maxime hinterlassen: „Die Wahrheit," sagt er, „hat noch Keinem geschadet und der Meineid ist das größte Verbrechen der Könige."

Mit einem Hatti-Sherif versehen, der ihn zur Niedermetzelung der Mameluken ermächtigte, wendete der neue Statthalter von Egypten List und Heuchelei zur Ausführung dieses blutigen Planes an. Durch Geschenke und Freundschaftsbetheurungen gewann er die Beis, so daß sie zuletzt nicht einen Schatten des Mißtrauens gegen ihn hegten. Vier Jahre lang dauerte dieses Spiel. Am 10. August 1747 rief Raghib Pascha, der treue Janitscharen bei sich hatte, die vierundzwanzig Mameluken-Beis in den Berathungssaal in Cairo zusammen. Ein Anführer der Janitscharen, den Raghib einige Stunden vorher ins Geheimniß gezogen hatte, war mit im Divan anwesend; auf ein Zeichen des Statthalters verließ er den Saal und kehrte nach einigen Augenblicken an der Spitze von drei oder vierhundert Soldaten zurück. Die Beis schrieen über Verrath und Meuchelmord, aber die Janitscharen hieben sie ohne Erbarmen nieder.

Vier Mameluken-Beis retteten sich; sie eilten in ihre Casernen, stellten sich an die Spitze ihrer tscherkessischen Miliz und es entspann sich in den Straßen Cairos eine blutige Schlacht zwischen den Mameluken und Janitscharen. Raghib Pascha führte die letztern und zeigte großen Muth; er blieb Herr des Schlachtfelds, und die vier Beis flüchteten nach Sennaar.

So kam ganz Egypten wieder unter die ausschließliche Herrschaft der Pforte. Raghib bemächtigte sich der Schätze der ermordeten Beis und sandte sie dem Sultan, der ihm dafür mit einem Glückwunschschreiben, einem Ehrensäbel und einem Zobelpelz dankte.

Aber noch einmal nach dieser Katastrophe lebte die Herrschaft der Mameluken wieder auf und erst 1811 konnte Mohamed Ali sie durch ein noch schrecklicheres Blutbad, als das von Raghib angerichtete, für immer vernichten.

Diese Politik des Meuchelmords und des Verraths war bei den Türken keine Seltenheit. Sie hat in ihren Augen nicht den verabscheuungswerthen Charakter, den wir ihr in Europa beilegen; ein Feind ist vorhanden, der hindert oder schadet und er muß, gleichviel durch welches Mittel, vernichtet werden, denn wenn man ihn nicht tödtet, tödtet er uns; das Recht und der Sieg gehört dem Stärksten oder dem Schlauesten: das sind in vielen Fällen die politischen Principien der Türken, dieselben Principien, die auch die barbarischen Völker des Alterthums hegten. Diese Grundsätze hatten in den türkischen Sitten und namentlich zu den Zeiten, von denen wir sprechen, so tief Wurzel geschlagen, daß ein türkischer Geschichtschreiber Wassif dem Raghib Pascha, der nur zu oft diese seines Geistes ganz unwürdige Politik befolgte, den Beinamen Insani Kamil (der vollkommene Mann) gegeben hat.

Raghib Pascha erhielt seine Ernennung zum Großwessir einige Monate vor dem Tode Osman's III. Gewiß wären unter einem so unfähigen Sultan Aufstände in Konstantinopel und den Provinzen ausgebrochen, wenn nicht die starke Hand Raghib's die Zügel der Regierung gehalten hätte. Während seines sechsjährigen Ministeriums war die Türkei ruhig, glücklich im Innern und geachtet im Auslande. Mustapha III., der verständig genug war, mit der Thronbesteigung nicht den Großwessir zu ändern, wie dies gewöhnlich der Fall ist, gab 1758 seine Schwester Saliha dem Großwessir Raghib zur Gemahlin und diese Familienverbindung, welche für den neuen Minister eine große Ehre war, vermehrte seinen Einfluß im Serail.

In Friedenszeiten war in Stambul wegen der beständig widerspenstigen Janitscharen die Ruhe schwer zu erhalten. Raghib wußte sie zu beschäftigen, indem er sie vor den Augen des Sultans selbst in das Thal der süßen Wässer führte, wo sie sich mit kriegerischen Uebungen unterhielten. So nährte der Großwessir die Kriegslust der Truppen und der Nation; er munterte zugleich den Handel, den Ackerbau, die Wissenschaften und die Künste, die er selbst betrieb, auf; er vermehrte die Flotte, baute Brunnen, Wasserleitungen, Brücken und Moscheen; die Steuern wurden regelmäßig erhoben und die vollkommenste Ordnung herrschte in den Finanzen. Als Raghib drei Monate im Amt gewesen war, hatte der Staatsschatz einen Einnahmeüberschuß von sechs Millionen Piastern, ungefähr achtzehn Millionen Francs; denn damals galt der Piaster, der in Folge einer langen und beklagenswerthen Verschlechterung der türkischen Münzen jetzt blos noch fünfundzwanzig Centimes werth ist, noch fast drei Francs. Der Staat hatte keine Schulden; niemals hat sich die Türkei in einem blühendern Zustand befunden und dieser Zustand war einem einzigen Manne, Raghib Pascha, zu verdanken.

Mustapha III. wollte selbst regieren. Raghib, der den mittelmäßigen und am Kleinlichen hängenden Geist seines Herrn genau kannte, wußte, daß der Sultan die Staatsgeschäfte nur in Verwirrung, anstatt in Ordnung, bringen werde; durch Klugheit und Gewandtheit brachte er es dahin, den Padischah zu beherrschen und sich allein die Oberleitung der Regierung vorzu-

Digitized by Google

behalten. Aber da er den argwöhnischen Stolz des Despoten, der ihn mit einem Wink zur Verbannung oder zum Henkertod verurtheilen konnte, schonen mußte, so hatte sich Raghib angewöhnt, ihm durch häufige Berichte genaue Rechnung abzulegen; in diesen Berichten, die mit dem ganzen Pomp und der ganzen Schmeichelei orientalischen Styles abgefaßt waren, schien stets der Sultan selbst Alles abgemacht zu haben, was doch nur das Werk seines Ministers war. Raghib schrieb über Alles an den Kaiser, um ihn beständig in Athem zu erhalten; er wünschte ihm Glück, die Arsenale, die Pulvermagazine, die im goldnen Horn vor Anker liegende Flotte besucht zu haben, sowie, als sich die kaiserliche Hoheit an ihrem „kräftigen Arme" die Adler hatte schlagen lassen. Bei Gelegenheit des Newrus oder Frühlingsfestes, welches die Osmanen bei jeder Wiederkehr des Lenzes feiern, schrieb Raghib folgenden Brief an den sehr ruhmreichen, hocherhabenen und beständig siegreichen Padischah.

„Möge der allmächtige Gott, durch dessen Willen der Frühling anfängt, und der die von winterlichem Eise befreiten Gärten und Bäume mit neuem Grün bekleidet, die strahlende Stirn Deiner kaiserlichen Majestät zum höchsten Glanz erheben; möge er die Tage Deiner Hoheit in einem beständigen Sommersolstitium erhalten, damit sie über die Angelegenheiten ihrer Unterthanen wachen können! Möge er Dich erhalten, großmächtiger Sultan, der sein Schatten auf der Erde ist! Möge der große Allah den Blumen Deines Glücks neuen Glanz und neues Leben verleihen, damit Deine erhabene Herrschaft so wohlthätig sei, wie die Tage des Lenzes, und das Fest des Newrus an Glanz übertreffe! Amen, im Namen Mohamed's."

Diese und andere Schmeicheleien nährten die Eitelkeit Mustapha's III., der sich für einen großen Mann hielt; aber Raghib führte dessenungeachtet allein das Ruder des Staats und das Reich befand sich wohl dabei.

Er wollte einen schönen, nützlichen Plan, den schon die alten Könige von Bithynien gefaßt und Trajan und drei Sultane: Suleiman der Prächtige, Murad III. und Mohamed IV. wieder aufgenommen hatten, in Ausführung bringen; dieser Plan bestand in der Vereinigung des schwarzen Meeres mit dem Golf von Nikomedien durch einen Canal von einigen Meilen. Raghib hatte sich genau Rechenschaft von allen Vortheilen abgelegt, welche die Ausführung dieses Planes für die Türken haben mußte: man eröffnete dadurch einen großen Verbindungsweg zwischen Asien und den Ufern des schwarzen Meeres; der Handel gewann dadurch neue Auswege und die Regierung selbst, die an den Ufern des Golf von Sabandscha ein großes Arsenal errichtet hatte, zog großen Vortheil davon; die Verproviantirung Konstantinopels mit Vaubelt und Lebensmitteln ward leichter und billiger.

Der französische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Vergennes, und der englische, Porter, bei denen sich Raghib Raths erholte, zeigten für die Verwirklichung dieses Planes großen Eifer. Porter ließ einen Brief des Plinius über diesen Gegenstand ins Türkische übersetzen und Vergennes stellte dem Großwessir seinen Schwiegersohn, den Baron von Tott, zur Unterstützung der Vorarbeiten zur Verfügung.

Die Arbeiten wurden in Angriff genommen; aber die Unwissenheit der türkischen Ingenieure unterbrach sie sehr bald und Raghib versagte die Ausführung. Seitdem ist die Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Meerbusen von Nikomedien ein Project geblieben und schwerlich kann man bei dem heutigen Zustande der Türkei, wo es ihr ebenso sehr an Geldmitteln, wie an unterrichteten Männern fehlt, seine Wiederaufnahme erwarten.

Friedrich II., der Menschen zu beurtheilen verstand, hatte das politische Genie Raghib Paschas bald erkannt; er hoffte ernstlich durch seine Hilfe vollständiger die zahlreichen Feinde zu besiegen, die ihn in diesem Augenblick bedrängten. Hauptsächlich Oesterreich setzte den König von Preußen in die größte Verlegenheit und da dieser Staat stets mit der Türkei in Feindschaft gestanden hatte, so ließ Friedrich im Geheimen dem Großwessir ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Kaiser antragen. Raghib Pascha unterzeichnete vor der Hand einen Freundschaftsvertrag mit dem König von Preußen und ging auf dessen Pläne ein; sie gefielen dem Ehrgeiz des osmanischen Ministers, der den Oesterreichern bereits in Belgrad Bedingungen vorgeschrieben hatte und der nun glaubte, die rechte Stunde sei gekommen, der kaiserlichen Regierung die Besitzungen wieder zu entreißen, welche Prinz Eugen der Türkei abgenommen hatte. Aber Raghib Pascha starb 1763 und damit verschwand alle Aussicht auf das Bündniß, dessen Abschluß vielleicht die Geschicke der Türkei ganz umgewandelt hätte, indem es diesen Staat in neue Bahnen der Politik lenkte.

Wenn Raghib Pascha, ein Staatsmann von tiefen Plänen und großer Heuchelei, in seinem Hasse und seiner Rache manchmal von kalter Unbarmherzigkeit war, so ist er doch auch unter die türkischen Gelehrten ersten Ranges zu zählen. Die osmanischen Schriftsteller, die ihn als Staatsmann Sadrel Wusera (Oberster der Wessire) nennen, geben ihm den Namen Sultani Schuari Rum (Fürst der Dichter Rumeliens), wenn sie von ihm als Schriftsteller sprechen. Seit seiner Jugend bis zu seinem Tode (er starb in seinem fünfundsechszigsten Jahre) mit den wichtigsten Staats-Verwaltungsgeschäften der Türkei betraut und stets unermüdlich thätig in seinem Amte, wußte Raghib Pascha, ein leidenschaftlicher Freund der Künste und der Wissenschaften, noch Zeit zu finden, zahlreiche und heute noch bewunderte Arbeiten in Prosa und in Versen zu verfassen. Leider kennen wir nur die Titel dieser Arbeiten, die eines Uebersetzers harren.

Raghib hat eine allgemeine Geschichte und eine Geschichte der Tatoren aus dem Persischen übersetzt; außerdem erwähnt Hammer noch Bruchstücke einer Geschichte der Siege des Propheten Mohamed, einige Telkifats (Berichte des Großwessirs an den Sultan), und Gaselen, von denen Hammer rühmt, daß aus ihnen der philosophischste und gebildetste Geist wehe. Sein berühmtestes Werk aber unter dem Titel: Sefinet Olulum (das Schiff der Wissenschaften) enthält, wie man versichert, poetische Schätze, die fast alle den alten Dichtern der arabischen Wüste entnommen sind. „Dieses Buch", sagt Wassif, „ist reich beladen mit Goldbarren, gezogen aus dem unerschöpflichen Schatz der arabischen Sprache", welche Raghib so gut kannte, als das Persische und seine Muttersprache, das Türkische.

Der Großwessir legte alle seine Arbeiten, deren Verzeichniß ziemlich lang ist, in einer von ihm in Konstantinopel erbauten Bibliothek nieder, die noch heute eines der schönsten Monumente dieser Hauptstadt ist. Sie trägt seinen Namen und außer seinen eigenen Werken schenkte er ihr auch noch alle Bücher, welche er besaß und die er nach der Errichtung des Gebäudes kaufte. Und auf seinen Befehl und auf seine Kosten erhob sich neben der Bibliothek eine Medresse oder hohe Schule, die ebenfalls

Digitized by Google

heute noch besteht und die er mit einem beständigen Einkommen, bestimmt zur Erhaltung von einigen Lehrern und vierzig Schülern, ausstattete.

Schöne Leuchter, Symbole der Wissenschaft, welche die Menschen aufklärt, hängen von der Decke der Bibliothek Raghib's; man liest daselbst Inschriften wie folgende: Die Thaten des Menschen werden nach der Absicht, welche sie eingegeben hat, beurtheilt; Gott allein leitet mich; im Namen Gottes, des Quells alles Lichtes; die Wissenschaft macht den Menschen besser und seines Schöpfers würdiger. Andere ähnliche Sentenzen stehen mit goldnen Buchstaben an der Außenseite der Bibliothek, in deren Nähe sich ein hübscher Brunnen befindet, ebenfalls von Raghib Pascha erbaut, „um den Durst der Menschen zu stillen, welche von der Sehnsucht nach Wissenschaft verzehrt werden."

Der Turbeh des Gründers erhebt sich neben dem Brunnen, ebenso wie das Grab zweier Frauen aus den Harems des Großwessiers, zweier Tscherkessinnen, die er zärtlich liebte. Hinter dem das Grabmal umgebenden vergoldeten Gitter erblickt man große Vasen von weißem Marmor mit Blumen und wohlriechenden Gewächsen; sie erscheinen den Moslemin wie so viele göttliche Kelche, aus denen die Düfte des Himmels steigen. Alle diese Gebäude vermehrte Raghib noch mit einem Imaret oder einer öffentlichen Küche für die Armen. Die Grabschrift dieses osmanischen Ministers lautet: „Im Namen des allmächtigen und ewigen Gottes! Der Stifter dieser guten Werke und der Gründer dieser schönen Anstalten ist der Großwessir Raghib Pascha. Mögen die Gläubigen ihn der ewigen Barmherzigkeit Gottes empfehlen und die balsamischen Salben des Paradieses seine Reste einhüllen. Betet für seine Seele die erste Sure des Korans."

In weiten Entfernungen von einander zeigen sich in der türkischen Geschichte große Männer, wie in einer dunkeln Nacht manchmal ein flüchtiges Licht erscheint. Wenn der Blitz verschwunden ist, wird die Finsterniß nur noch schwärzer, und der verwirrte Blick kann nichts mehr unterscheiden. Raghib Pascha war einer jener seltnen, mit glänzenden Eigenschaften ausgestatteten Osmanen, die keinen Nachfolger finden. Diese ausgezeichneten Männer sind keine Vertreter des Geistes des türkischen Volks, denn dieser ist arabisch, roh, dem Fortschritt abhold und träumerisch; sie vertreten nur sich und stehen allein. Das türkische Reich, kräftiger und fähiger Führer beraubt und sich nur schlecht durch sich selbst und seine eignen Institutionen aufrecht erhaltend, ist sehr rasch wieder von der Höhe herabgestiegen, auf welche das Genie eines Einzelnen es gehoben hatte. *)

Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel. Erster Jahrgang. 1853. Erster Band. (Auch mit dem Titel: **Meßkatalog.** Ostern 1853.) Leipzig. Avenarius und Mendelssohn. XC (92) 370, 65 (u. 5: Literarische Anzeigen) Seiten. Gr. 8.

Es ist auf die Einrichtung und Anordnung dieses Meßkatalogs eine so ungemeine Sorgfalt verwandt, daß eine oberflächliche Erwähnung seines Daseins Ungerechtigkeit gegen die Verlagshandlung wäre. Die Natur einer solchen Arbeit gestattet jedoch blos zu zeigen, wie eifrig gestrebt wurde, in möglichst allen Wünschen und Bedürfnissen entsprechender Form die ganze Masse der Ergebnisse deutscher literarischer Thätigkeit zur Kunde zu bringen und die Bekanntschaft mit denselben zu erleichtern. Es waren sehr mannigfaltige und sehr verschiedene Interessen zu berücksichtigen; bleibt die richtige, so weit sie erreichbar, vollständige Titelangabe auch immer die erste Bedingung eines solchen bibliopolischen Hülfsbuches, so darf es dennoch nur dann erst auf wirkliche Brauchbarkeit auch außerhalb des engeren Kreises, für den es zunächst bestimmt ist, Anspruch machen, wenn es nicht ohne wissenschaftliches Gepräge ausgegeben wird. Hier ist nun der mit römischen Ziffern bezeichneten Blätter zu gedenken, die nach dem Vorbilde trefflicher Muster, in letzter Beziehung, ihrem größten Theile nach, für den weiteren Kreis den Werth des Buches begründen (S. VI—XI). Ein alphabetisches Materien-Register geht der wissenschaftlichen Uebersicht der erschienenen Werke ꝛc. voran (S. XI—LXVI). Sie sind in achtzehn Klassen, deren jede mehrere Unterabtheilungen hat, zusammengestellt. Wenn bei der Klassification hin und wieder der ursprünglichen und nächsten, der geschäftlichen Bestimmung des Meßkatalogs Manches zugestanden, was z. B. in dem systematischen Bibliothekskatalog als unstatthaft sich darstellen würde (so Klasse: Unterhaltungsliteratur; die Absonderung der Flugschriften in den Rubriken: Theologie und Rechts- und Staatswissenschaften, und die für unvermeidlich gehaltene Klasse: Vermischte Schriften), so würde ein deshalb ausgesprochener Tadel als lächerlich erscheinen. — Um die Wahl der Unterabtheilungen anschaulich zu machen, möge die vierte Klasse: Pädagogik (S. XIII—XIX) dienen. 1. Zeitschriften. 2. Erziehungs- und Unterrichtswesen. 3. Schule. 4. Universität. 5. Elementarunterricht. 6. Religions- und Sittenlehre. (Die mit * bezeichneten Schriften sind von katholischen Verfassern.) 7. Geographie und Geschichte. 8. Naturgeschichte und Physik. 9. Arithmetik und Geometrie. 10. Schreib- und Zeichnenvorlagen. 11. Jugendschriften. — In der Unterabtheilung der sechsten Klasse, Rechtswesen einzelner deutscher Staaten: Rechts- und Staatswissenschaft, sind die betreffenden Schriften zweckmäßig in alphabetischer Ordnung der Länder verzeichnet. So auch in andern Unterabtheilungen derselben Klasse und allen denjenigen der zehnten: Geographie und Geschichte, wo sie anwendbar. — Ein Register derjenigen Schriftsteller (Verfasser, Bearbeiter, Uebersetzer, Herausgeber), aus Abth. I. deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorgesetzt ist, füllt die Seiten LXVI—LXXV; ein Register der Maler, Zeichner, Kupferstecher, Lithographen ꝛc. aus Abth. I., deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorangestellt ist, die Seiten LXXV—LXXVII; das Register Buchhandlungen die Seiten LXXVII—XC. Dann folgt noch eine Seite, die Erklärung der Abbreviatur der Vornamen enthaltend; daß hier Adf. Adolf und Atph. Adolph, Alf. Alfons und Alph. Alphons, C. Carl, Carolus und K. Karl, Cp. Caspar und Kp. Kaspar, Jac. Jacob und Jak. Jakob, Rdf. Rudolf und Rdph. Rudolph vorkommen, scheint allerdings Willkürlichkeit, ist aber in der That ein Beleg der auf die Arbeit verwandten Sorgfalt. Sind die Vornamen der Verfasser nur mit den Anfangsbuchstaben derselben angedeutet oder in einer Weise abgekürzt, daß der wirkliche Vorname daraus nicht mit Sicherheit zu entnehmen ist (was leider

*) Aus Poujoulat's in Nr. 58 angezeigter „Geschichte des Osmanischen Reichs" (Leipzig, C. B. Lorck).

Digitized by Google

so oft der Fall, vielfache Irrthümer veranlaßt und die Anfertigung genauer Register der Verfasser zu Büchern und consequenter Einträgen in die Nominalkataloge öffentlicher Bibliotheken ungemein erschwert, ja unmöglich macht), so sind hinter jene Anfangsbuchstaben oder Abbreviaturen zwei Punkte gesetzt.

Der Katalog selbst zerfällt in zwei Abtheilungen: Erste Abtheilung. Erschienene Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten. 1. Bücher und Zeitschriften S. 1—340. 2. Kunstsachen S. 340—360. 3. Landkarten und Pläne S. 360—370. Die Titel sind hier allen bibliographischen Anforderungen genügend verzeichnet, dabei Stand und Wohnort der Verfasser, Herausgeber ꝛc. angeführt, sofern dies auf dem Titel der Bücher, unter der Vorrede ꝛc. erwähnt ist. Die Erzeugnisse des Kunst- und Landkartenhandels sind gleichfalls mit Genauigkeit verzeichnet. Bei den Ansichten, Historien- und Genrebildern, den Landkarten ꝛc. sind die Dimensionen der Blätter nach rheinländ. Maaße angegeben. Zweite Abtheilung. Künftig erscheinende Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten. 1. Bücher und Zeitschriften S. 1—61. 2. Kunstsachen S. 62. 63. 3. Landkarten und Pläne S. 64. 65. Diese Abtheilung ist nach den Angaben der Verleger redigirt.

Lettern, Druck, typographische Anordnung und Papier sind ausgezeichnet schön. *) F. L. Hoffmann.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder. Siebentes Heft, oder: Zweiter Band. Drittes Heft: Flemming — Gerson. Ausgegeben im Juli 1853. Hamburg 1853. Auf Kosten des Vereins. In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke. S. 321—480. 8.

Man sieht, die Befürchtung, das Lexikon werde nur langsam zum Abschluß kommen, die früher wol bisweilen ausgesprochen wurde, ist eine unbegründete gewesen; schon liegt das siebente Heft vor uns und die ersten Bogen des achten befinden sich bereits in der Presse.

Einige Biographien und auch der bibliographische Theil mancher Artikel sind ziemlich umfangreich, so z. B. 1044 Paul Flemming (mit Benutzung zahlreicher handschriftlicher Mittheilungen Lappenberg's, welcher die Gedichte Flemmings, jedenfalls die lateinischen, zum Drucke vorbereitet. Auch 1079, Johann Freder oder Fredeeus, der Vater, nimmt 8 Seiten ein; Mohnike's Monographie war hier eine treffliche Vorarbeit; ferner Fricke und Gaby (der letztere hat einen originellen Selbstbericht geliefert; eine von ihm schon 1817 begonnene Sammlung von Titeln anonymer und pseudonymer Schriften — über 6000 Artikel — ist 1842 ein Raub der Flammen geworden —), sind ausführlich geschildert. Wie in allen vorhergehenden Heften, so ist auch in diesem siebenten die Namhaftmachung einer nicht kleinen Zahl unbedeutender Persönlichkeiten nicht zu vermeiden gewesen. Zur Entschädigung werden wir dafür jedoch auch mit allen den Männern von Fle bis Ger bekannt gemacht, die, theils in Hamburg geboren, theils in Hamburg lebend, sich um die Wissenschaften Verdienste erworben haben. Zu den bereits Erwähnten fügen wir noch hinzu, den Botaniker Flügge, die Fogel (Martin Fogels, gest. 1675, ausgesuchte Bibliothek kam nach Hannover), Maimon Fränkel (der vollständige Abdruck seiner handschriftlichen Autobiographie von 1825 würde allen seinen Verehrern ein höchst schätzbares Geschenk sein: wir bitten seinen Freund, Herrn Dr. Salomon, sich der Mühe der Herausgabe zu unterziehen), Naphthali Frankfurter, Freudentheil, Joh. Christoph Friderici, den Satiriker Friedrich, den geleheten Buchdrucker Georg Ludwig Frobenius, Karl Fröbel, Otto Christian Gaedechens (— um die hamburgische Münzkunde durch die Redaction der „Hamburgischen Münzen und Medaillen" 1843—52, um die Statistik unseres Handels durch seine handschriftlichen „Monatsberichte über den hamb. Handel" von 1814—52 und „Jahresberichte über das hamb. See-Assecuranz-Geschäft" von 1835—42 hoch verdient —), den Physikus Johann Garmers, Gaspari, Johannes Gesseken, die Gräfin de Genlis, Friedrich Clemens Gerke, den Marburger Professor Gerling und Georg Hartog Gerson (noch unbeendigt).

Die beiden Anfangsworte von Nr. 1117 (vermuthlich eine Privatnotiz) sind wol in ihrer gegenwärtigen Stellung nur durch Zufall zum Mitabdruck gelangt.

Des nicht zu verkennenden, schon oft von uns belobten Fleißes, welcher vom Herausgeber und anderweitig auf das Lexikon verwandt wird, ist wiederholt auch hier dankbar zu gedenken. H

*) Wir werden in einem zweiten Artikel an diese Anzeige noch einige Bemerkungen über den Inhalt des Meßkatalogs knüpfen.

Miscelle.

Nach der Angabe des Sun scheint es mit der Legung eines unterseeischen Telegraphen zwischen England und Amerika Ernst zu werden, und würde die Entfernung, zwischen Galway und Halifax, ungefähr 1600 Meilen betragen. Die Ausführbarkeit der Sache wird von fast sämmtlichen bedeutenderen Ingenieurs verbürgt, und es sind bereits von mehreren Seiten Kostenanschläge eingereicht, die von 800,000 bis 300,000 £ variiren, wobei zu bemerken ist, daß die niedrigste Forderung von höchst respectablen Firmen gestellt wird. Wenn der Plan zu Stande kommt, kann man von Newyork aus, ja tief aus dem Innern der Ver. Staaten, indem die Linie des electrischen Telegraphen sich dort 2000 Meilen weit erstreckt, in London in ungefähr einer halben Stunde Mittheilungen haben und deren vice versa von dort machen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 61. Sonnabend, den 30. Juli. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von Adolph Mörner ..... Seite 473
Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter. (Zweiter Artikel) „ 474
Literatur:
Novellen und Schilderungen von Ludwig Steub ..... „ 477
Miscellen..... „ 480

Gedichte von Adolph Mörner.

Ahnung und Gruß.

Was war es, das ein leises Ahnen
Von meiner Nähe zu dir trug? —
War's einer Taube schneller Flug
Auf leichter Lüfte sichern Bahnen?
War es des Herzens stürmisch Mahnen,
Das bange dir im Busen schlug?

Ich will nicht deuten, will nicht sinnen,
Denn Antwort giebt mir mein Gefühl;
Doch schweig' ich vor dem Weltgewühl,
Kein Lauscher ahne mein Beginnen. —
Schweig still, du Herz, nur dann gewinnen
Wir Beide einst ein glücklich Ziel.

Was brauchen wir uns auch zu sagen,
Die wir seit lange uns erkannt?
Gewoben ist ein geistig Band,
Um Grüße hin und her zu tragen;
Brauchst nur die Augen aufzuschlagen,
Die Wolken ziehn von Land zu Land.

Traumbild.

Im Traum sah ich vorüber schweben
Ein ganzes blüh'nden Liebeleben,
Es war, als schlänge sich mein Arm
Um Liebchens Nacken liebewarm.

Und meine Lippen durften kosen
Mit ihres Mundes blüh'nden Rosen,
Die Küsse, die ich scherzend nahm,
Gab doppelt sie mit holder Scham.

Ich konnte Licht und Liebe saugen
Aus ihren freundlich milden Augen,
Die Nächten Tagesglanz verleihn
Durch ihren wunderholden Schein.

An ihrem Herzen durft' ich lauschen,
Welch heiße Ströme drinnen rauschen,
Wo tief verborgen in der Flut
Die schönste Liebesperle ruht.

O lass't euch fesseln, lass't euch halten,
Ihr meine liebsten Traumgestalten,
Wenn sich des Morgens heller Schein
Stiehlt in mein einsam Kämmerlein.

Die Nacht ist still.

Die Nacht ist still, kein Lüftchen regt sich,
Es ruht und schläft die ganze Welt,
Und selbst das grüne Laubgezelt
Des Lindenbaums kaum bewegt sich.

Digitized by Google

Und was darinnen flüstert leise,
Sind Stimmen, die mir wohlbekannt,
Es ist dem Herzen nah verwandt
Die tiefgeheimnißvolle Weise.

Aus weiter Ferne ist's ein Grüßen,
Dem Eingeweihten nur bewußt,
Ein still Gebet aus frommer Brust,
Wenn sich die müden Augen schließen.

Ein Ausflug nach dem Simplon im Winter.

Von Fr. Bacciere.

Zweiter Artikel. M. s. Nr. 57 d. Bl.

(Aus dem Journal des Débats.)

Das wohlthätige Institut des St. Bernhards und des Simplon's verdankt sein Entstehen nicht dem heiligen Bernhard von Clairvaux, dem politischen Mönche, sondern dem heiligen Bernhard von Menton, dem religiösen Wohlthäter. Schon seit dem eilften Jahrhundert ist sein Werk und sein Andenken von dem Reisenden gesegnet worden, der über die Alpen einen Weg suchte, um aus der Schweiz oder dem alten Gallien nach Italien zu gelangen. Novaere hat eine lange Zeit das Haupt des ehrwürdigen Stifters bewahrt, und ich glaube, daß das Hospiz, das seinen Namen führt, noch jetzt seinen Hirtenring und den bescheidenen hölzernen Becher besitzt, der ihm zur Communion diente — Diesen Becher haben die Wallifer nicht mitgenommen! Ich verehre diese geheiligten Reliquien auf's tiefste, und sehe mit Vergnügen, daß die eifrigen Jäger des heiligen Mannes auf dem Simplon wie auf dem St. Bernhard nach seinem Beispiel die rührenden Gebote einer großmüthigen Gastfreiheit bewahren und in Ausführung bringen. Von den frommen Schätzen, die er zu hinterlassen vermocht hat, haben sie den beßren Theil, seine Tugenden geerbt.

Wer nicht — und das kömmt selten vor — mitten im Winter einige Tage im Hospiz des Simplon zugebracht hat, der kann sich keinen Begriff von dem Leben machen, das die Mönche daet führen. Alles um sie her hat ein desolates Ansehen gewonnen: sie sehen sich gewissermaßen von der bewohnten Welt ausgeschlossen. Der Schnee, dessen weißes Laken auf jedem Schritt einen Abgrund verdecken kann; die Lawine, die von dem Gipfel der Berge herniederzustürzen droht; eine rauhe Luft, eine eisige Kälte und die Gefahren der Schneestürme reduciren die Zahl der Reisenden auf ein Geringes. Was die guten Patres betrifft, die beten, und wachen, und scheinen durch die Jahreszeit nur in sofern zu leiden, als sie ihnen wenigre Gelegenheit giebt, sich nützlich zu machen. Welche Ablösung ihrerseits und zu allen Zeiten von den Banden der Welt, von ihrem eitlen Gelärm, von ihren frivolen Vergnügungen, von ihren interessirten Plänen! Welch ein Eifer, den Unglücklichen jeglichen Glaubens, aller Classen, und, in unruhigen Zeiten, aller Parteien Hülfe zu leisten! Welche Menschenliebe in ihren Handlungen, welche Tröstungen in ihren Worten! Es ist die Bergpredigt auf dem Gebirge in Ausübung gebracht: es ist, als ob man auf dem Simplon, weil dem Himmel näher, dessen Inspirationen besser aufnähme.

Der wohlwollende aber geübte Blick der Mönche täuscht sich nie über die Lage eines jeden der sämmtlichen Reisenden, die von ihnen aufgenommen werden. In den Jahren 1848 und 1849, zur Zeit des Krieges zwischen Piemont und Oesterreich, sah man mit einem Male 15 bis 20 Polen auf dem Simplon eintreffen, die nach Italien gehen wollten. „Sie waren fast alle gleich gekleidet," sagte mir der Mönch, der sie empfangen hatte, „doch gewahrte ich bald, daß sich Offiziere unter ihnen befanden." — Woran erkanntet Ihr diese denn, ehrwürdiger Pater, fragte ich. — „An ihren weißen Händen," antwortete er, und fuhr dann fort: „Ich sagte darauf zu ihnen: kommen Sie, meine Herren, setzen „Sie sich mit an unsern Tisch. „Nein, antworteten sie, wir wollen „lieber in dem gewöhnlichen Gastzimmer, bei unsern Soldaten „bleiben. Tausend Dank! Aber seid so gut, uns ein wenig „Brod zu geben, denn wir sind ganz ausgehungert."

Man bewirthete sie so gut, als die Hülfsmittel des Hospizes es gestatteten. Aber die Tafel der Mönche selber ist so frugal, insbesondere, wenn sie allein sind! Die Nothwendigkeit bestärkt die Neigung, die Nothwendigkeit und die Regel, so fern von jeder Wohnung, und an Stätten, wo nichts zu haben ist, als was dahin gebracht wird. Man darf keine feine Diners bei den guten Patres suchen, sich aber ihrer wohlgewählten Bibliothek, des Friedens ihres Aufenthalts, der Herzlichkeit ihrer Aufnahme, der so angenehmen als belehrenden, so ernsten als milden Unterhaltungen erfreuen, welche bei Tische die Zwischenzeit der Gebete vor und nach der Mahlzeit ausfüllen. In dieser Beziehung würde man niegends ein beßres Mahl halten können. Einst kam man auf die Tugenden und Wunder des neuen Testaments zu sprechen, und da citirte jemand in Betreff des heiligen Paulus, wie er auf dem Wege von Damascus zu Boden geworfen, bekehrt und reuig geworden war, den Vers von La Motte-Houdard:

Als Verfolger gefallen, als Apostel wieder auferstanden!

„Der Vers ist schon schön," sagte darauf einer der Chorherrn, „aber es ist nur die gedrängte, wohlgerathene Uebersetzung einer Stelle des heiligen Augustinus. Sie heißt: „Hodie de actibus „apostolorum lectio haec pronunciato es ubi Paulus apostolus, „ex persecutore christianorum, annuntiator factus est Christi. „Prostravit enim Christus persecutorem ut faceret Ecclesiae „doctorem." — Das fiel mir auf. Das achtzehnte Jahrhundert hat eine geraume Zeit dem angezogenen Verse La Motte-Houdard's, der ähnliche nicht häufig machte, Beifall gespendet, und es muß die heiligen Väter schon gelesen haben, weil es sie angeiff; doch hat es meines Wissens dem heiligen Augustin nie den Sinn des Verses von La Motte vindicirt. Auf dem Simplon ist mir mindestens dieser literarische Raub offenbar geworden.

Der Prior des Simplon, der mit so vieler Herzlichkeit die Honneurs bei Tische und die Würze der Unterhaltung macht, der wackre Herr Baerns, hat 17 Jahre seines Lebens auf dem St. Bernhard zugebracht. Er ist es gewesen, der den schottischen Advocaten, dessen in meinem vorigen Artikel erwähnt ist, aus einer großen Gefahr errettet hat. Als einst ein englischer Pair in dem Hospiz des St. Bernhard zu ihm sagte: „Daß man hier die Armen gratis beherbergt und speiset, das begreife ich schon; aber warum auch die Reichen?" so erwiederte er: „Weil es hier auf

Digitized by Google

diesem hohen Punkte des Weltballes keine Reiche giebt, und dieses aus dem einfachen Grunde, weil man rund umher vergebens nach einem Gasthofe, nach einer bewohnbaren Sennerhütte suchen würde. Mit tausend Guinee'n in der Tasche, Mylord, würden Sie nicht einen Bissen Brod, nicht einen Tropfen Weins auftreiben können. Und doch haben Sie Hunger, haben Sie Durst. Das Gold an und für sich stillt weder den Hunger noch den Durst: sie sind demnach in derselben Lage, wie der Aermste, der nicht einen Heller im Sacke hat. Aus gleicher Berücksichtigung, wegen solch großer Bedrängniß geschieht es, daß ich Sie aufnehme, Ihnen Obdach gebe, und zu Ihnen sage: „Nehmen Sie Platz an unserm Tisch." Dank der Güte Gottes habe ich Lebensmittel eingethan für Sie und für diejenigen, die es gleich Ihnen vergebens versuchen würden, sich deren um jeden Preis zu verschaffen. Sollte ich sie Ihnen nun meistbietend verkaufen? Sie sind ein Mensch, und in Nöthen, das ist Ihr Recht; ich theile mit Ihnen, das ist meine Pflicht. Sie hätten von der Kälte erstarrt, von einer Lavine fortgerissen werden können; großer Gott, hätte ich Sie da wohl erst fragen sollen, ob Sie auch reich wären, ehe ich Ihnen Beistand leistete? Nur so etwas zu denken, muß eines Christen Herz und Gesinnung empören!"

Diese Worte passen gleich sehr auf den Simplon wie auf den St. Bernhard, nur kommt die Gefahr mit den Lavinen auf den Simplon wohl noch häufiger vor. Im Innern des, durch seine compacte Masse und Mauern von drei bis vier Fuß Dicke geschützten, Hospizes giebt es selbstverständlich eine Menge Keller und Küchen, sodann das Mönchskloster, Logis für die Reisenden und die unter dem Namen von Brüdern und Schwestern Angestellten, und daneben Magazine für die Aufbewahrung von Lebensmitteln, Remisen, Ställe, Holzschauer, Schlachthaus, Milcherei, ꝛc. Die Kirche, groß, gut decorirt, und in gutem Stande erhalten, ist mit Freescomalereien von Constant Carlin und Jules Neluthon geschmückt. Die Herren Canonici verrichten in derselben, angethan mit ihren rothen Mänteln und unter den harmonischen Klängen einer Orgel, die auch einer von ihnen spielt, in einer ganz würdigen Weise den Gottesdienst. Es kommen arme Leute aus weiter Ferne nach dem Hospiz, um daran Theil zu nehmen. Daß die Mauern des Hospizes nicht dicker sind, als es Noth thut, wird man aus folgender Notiz ersehen, die ich den Registern der Anstalt entnommen habe.

„April 3. Es sind heute über vier Fuß neuen Schnee gefallen. Es schneit noch um Mitternacht. Das Thermometer zeigt nur noch 2 Grad Reaumur. Di avertite omen! Man fürchtet eine Lavine vom Schauhuen; (dem hinter dem Hospiz belegenen Berge). Man begiebt sich nach verrichtetem Gebete zur Ruhe. Um 1½ Uhr Morgens stürzt die furchtbare Lavine hernieder; das ganze Hospiz erbebt von dem Stoße: es ist, als ob es vom Platz gerückt worden wäre. Es läßt sich Jammergeschrei vernehmen, da wacht man auf, springt vom Lager, eilt, Hülfe zu leisten. Die Lavine hat die Fenster eines Gemaches zertrümmert, in welchem zwei Schwestern schliefen, und diese in einem Augenblick drei Fuß tief in Schnee begraben. Wenn ihnen die Hülfe nur zwei Minuten später gekommen wäre, hätten sie umkommen müssen. Die furchtbare Masse hatte in ihrem Sturze die außerhalb des Hospizes belegene Sägerei eingerissen, den Garten geschleift, ungeheure Eisenbarren gebogen und in die Kirche geworfen, und die Eingänge zum Hause bis zum zweiten Stock mit Schnee verstopft."

Man urtheile hiernach, was die Reisenden zu befürchten haben, wenn sie unterwegs von einer Lavine überfallen werden. Nur wenige überleben den Chock der sie in die Abgründe stürzt, oder sie auch vier bis fünf Fuß hoch unterm Schnee begräbt. Diejenigen, die aus diesem weißen Grabe hervorgegangen sind — es giebt deren — wissen nach ihrer Auferstehung Interessantes zu erzählen. Wenn die Wucht des Schnee's sie nicht sogleich erdrückt, ihr Hauch sich eine kleine Lücke um den Mund herum zu schaffen vermag, so athmen sie, und hören, was sehr merkwürdig erscheint, ganz deutlich Alles, was in ihrer Nähe vorgeht und gesprochen wird, können sich aber weder durch einen Schrei noch durch eine Bewegung bemerkbar machen. Weiterhin, wenn wir auf der Seite von Brieg, den Simplon herniedersteigen, will ich Ihnen aus diesem Gesichtspunkte einen merkwürdigen Vorfall erzählen. Für den Augenblick mag das über dergleichen traurige Katastrophen Gesagte genügen.

Wie ihre Wiederkehr verhindern?! Der berühmte Ingenieur Ceard hatte Anfangs in Betreff des Simplons den Plan gehabt, auf dem ganzen Theil der Straße, die am meisten den Gefahren ausgesetzt ist, eine bedeckte Gallerie anzulegen. Wer würde nicht geglaubt haben, daß dieses weit theurer zu stehn kommen würde? Doch war dem nicht also. Da die Straße damals schmaler war, würden selbst 100,000 Rthlr. dabei gespart worden sein. Solche bedeckte Gallerien existiren beim Uebergang über den Berg Stelvie, von welchem Herr Töpfer, Maler im Styl und Dichter mit dem Crayon, ein höchst anziehendes Bild in seiner „Reise im Zickzack" gegeben hat. Ohne auf dem Simplon den ersten Gedanken des Herrn Ceard in Ausführung zu bringen, was vielleicht gegenwärtig nicht mehr passend wäre, wäre es vielleicht mindestens möglich, an der gefährlichen Stelle von Kullwasser die beiden Gallerien zu verbinden, die durch eine angesetzte Gallerie vorhanden sind; auch wäre es vielleicht möglich, die Bildung der Lavinen zu erschweren, ihre Masse minder compact, ihren Sturz weniger zerschmetternd zu machen. Einer der Canonici des Hospizes, Herr Hubert, hat sehr merkwürdige Artikel über den Ackerbau des Wallis veröffentlicht. Er räth darin, die Pflanzungen an den jähen Abhängen der Alpen, namentlich des Simplons zu vervielfältigen. Kaum schmilzt aber der Schnee, so weiden die Ziegen die Knospen der jungen Bäume ab, so, daß sie absterben. Wie ist dem abzuhelfen? Etwa durch das Verbot, die Ziegen in den höheren Waiden grasen zu lassen? „Ja nicht," sagte der gute Pater, „denn die Ziege ist des Armen Kuh." Man sollte aber die Ziegen in die ausgewachsenen Hölzungen schicken, die von ihrem verwüstenden Zahn nichts zu fürchten haben. Der Schatten der hohen Bäume würde einer Menge Gräser Schutz gewähren, die den Ziegenheerden Nahrung geben; aber man wehre ihnen durchaus den Zutritt zu all den Anpflanzungen, die erst im Entstehen sind. Wenn das geschieht, so wird bald ein Gehölz heranwachsen, das so zu sagen eine Hemmkette der Lavinen bildet, dessen Wurzeln das Erdreich zusammenhalten, und, indem sie die Gewässer einsaugen, die Ueberschwemmungen minder verderblich machen.

Wir werden hiervon den Beweis auf der Straße selber haben. Auf dem halben Wege abwärts zum Wallis liegt Berisal. Wenn man von Brieg kommend Berisal sah hoch über seinem Kopfe erblickt, glaubt man nicht ohne Flügel dahin gelangen zu können.

Digitized by Google

Doch wird dies durch die vielen Krümmungen der Chaussee ermöglicht, die dahin führt. Dieselbe zieht sich mitten durch einen Wald von Tannen — und Lärchenbäumen, die, mitten im Schnee ihr Grün bewahrend, im Januar einen wahren Wintergarten bilden. Von Bäumen umgeben, erhebt sich auch oben auf dem Berggipfel ein niedliches kleines Hotel und eine Kapelle. Beide sind zum öfteren Lavinen ausgesetzt; die Gewalt derselben ist aber bisjetzt noch immer durch das Gehölz gebrochen worden. Von diesen Höhen herunter versenkt sich der Blick in die Tiefe der Thäler, ermißt er die riesigen Umrisse der benachbarten Alpen, und findet sich im Süden durch eine Biegung der Straße begränzt, wodurch dem Gedanken ein weiterer Spielraum gelassen wird. Berisal ist im Sommer ein reizender Aufenthalt; aber was gäbe es auch wohl, das in den Alpen nicht durch die Monate Juni, Juli und August verschönert würde!

Im Sommer giebt's da Hirten, Holzfäller, Reisende; auch Wild, und Jäger, die dem Wilde nachsetzen; aber auch einen Vogel, den Lämmergeier, der selbst den Kampf mit den Schützen nicht scheuet. Joseph Schaerer, ein furchtloser Jäger, hatte ein Lämmergeiernest entdeckt und das Männchen erschossen. Aber wie sollte er zu dem Neste gelangen? Um sich mit den Füßen an den kleinen Felsenvorsprüngen, die über den Abgrund hinausragen, besser anklammern zu können, zieht er die Schuhe aus. Mit unsäglicher Mühe klimmt er höher und höher, und hat endlich das gewünschte Ziel erreicht. Als er nun aber, den Rücken an die Felswand gelehnt, den linken Arm über seinem Haupte in die Höhe heben will, um die vier Jungen aus dem Neste zu nehmen, schießt die Mutter hoch aus den Lüften wüthend auf ihn hernieder, schlägt ihm ihre Krallen in den erhobenen Arm und ihren scharfen Schnabel in die Lenden. Der Jäger kann sich nicht rühren, denn er würde bei der geringsten heftigen Bewegung in den Abgrund unter ihm hinabstürzen; aber seinen Schmerz verbeißend, und seine ganze Geistesgegenwart bewahrend, nimmt er den Kolben seiner Büchse, die er glücklicher Weise nicht abgelegt hatte, zwischen die Füße, richtet ihren Lauf gegen den Vogel, der seine Beute festhält, und drückt mit dem großen Zehen des rechten Fußes den Stecher ab. Der Schuß geht los, und tödtet den furchtbaren Vogel, ohne ihn selbst zu verletzen; es vergingen aber mehrere Monate, ehe er von den Wunden geheilt war, die ihm der Lämmergeier beigebracht hatte.

Im Winter wird wenig gejagt. Ich bin auf meinen Wanderungen auf der Straße vom Simplon nur einem einzigen Jäger begegnet. Das Knallen einer Flinte, der Schall einer rufenden Stimme, das Streifen des Flügels eines Vogels im Fluge ist, besonders im April und Mai, im Stande, einen Lavinensturz herbeizuführen.

Als die Mailänder Post im Frühjahr von 1850 im Schlitten von Domo d'Ossola zurückkehrte, um nach Lausanne zu gelangen, hielt es schwer, den Gipfel des Simplon zu passiren. Die plötzlich eingetretene Wärme hatte den Schnee erweicht. Sie erreichte jedoch das Gantherthal; aber unfern der schönen Brücke, die dasselbe durchschneidet, riß eine Lavine, die sich in den Höhen gelöst hatte, den Schlitten, die Pferde und zwei Menschen in ihrem Sturze mit sich fort. Einer dieser Letzteren wurde unter die Widerhaltemauer geworfen, und die Lavine entschlüpfte einer Cascade gleich ihm über dem Haupte hin. Er war gerettet. Der andere Reisende war mit den Pferden, deren Geschirr an den Mauersteinen hängen geblieben war, nach der Tiefe des Stroms hinabgewälzt worden. Man ruft und sucht vergebens nach ihm. Der in der Tiefe der Schlucht hoch angehäufte Schnee verdeckt Alles. Da ist nichts, gar nichts zu sehen. Der Tag geht auf die Neige, und man verläßt betrübten Herzens den Schauplatz des Unfalls. Die böse Kunde wird bald in ganz Brieg bekannt. Am nächsten Tage früh Morgens macht sich von dort eine barmherzige Karavane auf den Weg, um wiederum den Leichnam des Mannes, über den bereits die Todtenglocke geläutet wird, aus dem Schnee hervorzusuchen. Da erblickt man aber — man denke sich die Ueberraschung — auf dem halben Wege noch Gantber den vermeinten Todten, der sich mühsam die Straße einher schleppt. Man erschrak Anfangs über die unerwartete Erscheinung, beruhigte sich jedoch, als der vom Tode Auferstandene erzählte, wie es ihm ergangen war. Unter einer zwölf Fuß hohen Schneemasse begraben, hatte er, wie er sagte, geträumt, und unter der furchtbaren Wucht nur eine Art von Alpdrücken gefühlt. Aber da unten in der Tiefe floß der Strom dahin, und seine Gewässer unterhöhlten, schmolzen die Lavine. Da erwachte denn auch der Halbtodte aus seiner Betäubung: er konnte wieder frei athmen, sah das Tageslicht, erklomm die jähen Wände des Abgrundes, und konnte nun selber die für ihn geöffneten Beerdigungsanstalten abbestellen.

Die Lavine ist also, wie man sieht, nicht immer erbarmungslos. Dieses waren aber die ersten Arbeiter, die bei dem Straßenbau angestellt waren, unter einander. Die Einwohner des Wallis weigerten sich Anfangs, aus einem übel verstandenen Interesse, an dem Unternehmen Hand anzulegen. Wie mußte man sich nun helfen? Darüber giebt uns das lehrreiche Werk des Herrn Ceard Auskunft. „Da unten an der Krümmung," sagt er, „die auf der Walliser Seite zu dem Plateau des Simplon führt, stand eine kleine Hütte, die man die kleine Kneipe nannte. Ein alter Soldat, den man wegen der Wildheit seiner Wohnung den Bären nannte, verkaufte dort den Reisenden, welche über den alten Weg den Berg passirten, Wein. Eines Tages, wo er eben einen Freund bei sich hatte, mit dem er trank, kam einer der Schanzarbeiter zu ihm, und ließ sich Essen und Trinken geben. Seine Zeche belief sich auf drei Franken; aber er wollte sich entfernen, ohne sie berichtigt zu haben. Als der Bär, dem dies nicht convenirte, ihm nun den Weg verrat, da streckte jener ihn mit einem Dolchstoße tod zu Boden. Hierüber empört, griff der Kameraden des Ermordeten zu einem Beil, und setzte dem Mörder, der die Flucht ergriffen hatte, nach. Er holte ihn auch ein, und schwang schon seine Waffe, um ihn niederzuschmettern, als derselbe, plötzlich Halt und eine rasche Wendung machend, ihm zuvor kam und ihn ebenfalls erdolchte. Der Mörder ging darnach wieder ruhig an seine Arbeit, und verweilte noch mehrere Tage an seiner gewöhnlichen Stätte. Als der Doppelmord aber ruchbar geworden war, der Thäter das Weite gesucht hatte, und der Inspector den übrigen Arbeitern darüber Vorwürfe machte, daß sie den Buben nicht festgehalten, da erwiederte ihm einer von ihnen: „Oho! mein Herr, wenn man hier alle diejenigen festnehmen wollte, die einen Mord begangen haben, da würde wohl Keiner frei bleiben." Weitere Nachforschungen über den zwiefachen Mörder ergaben, daß derselbe bereits elf Menschen getödtet hatte und darunter den Pfarrer seines Kirchspiels.

Digitized by Google

Von Brieg nach Sierre, zu Sion, war die Straße, die wir zogen und die sich am Fuße des Gebirges hinzieht, köstlich. Keines Parkes Gänge können besser gehalten, keines Billards Tuch kann glatter geschoren sein. Eine französische Post würde über eine solche Straße in wenigen Stunden hinweg fliegen. Die Schweizer Post ahmt aber in ihrem Gange dem Fluge von Wilhelm Tell's Pfeil durchaus nicht nach. Mit fünf Pferden legt sie in einer Stunde eine, höchstens zwei Lieues zurück.

Im Jahr 1813 zählte das Wallis unter 70,000 Einwohner 6000 Kretins. Jetzt hat es deren nur noch 2000. Was die Kropfkrankheit, der erste Grad des Kretinismus, betrifft, so benimmt sie weder die Kraft noch den Muth; denn wenn ich nicht irre, so war es ein sehr häßlicher Kröpfiger, der in der berühmten Sempacher Schlacht, im Jahr 1386, eigenhändig den Herzog Leopold von Oesterreich erlegte.

Nächst Sion kömmt man durch Martigny. Die dortige Bevölkerung ist, obwohl altchristlich, sehr wundergläubig. Sie hat lange den Glauben gehegt, daß ihr ehemaliger Bischof, der heilige Theodosius, s. Z. eine höllische Rossinante bestiegen, und sie gezwungen habe, ihn nebst seinem Mantelsack und seiner Glocke von Rom nach dem Wallis, an die Ufer der Rhone zu transportiren; sie hat auch eine lange Zeit geglaubt, daß Pecan, der Bischof von Aoste, durch den Teufel erdrosselt worden sei, weil er ein Arianer war, wonach es scheinen würde, daß der Teufel ein eifriger Katholik gewesen sein müsse. So erzählt Christian Desloges in seinen Essais historiques.

Aber, wir sind die Rhone passirt und den Windungen des Leman gefolgt. Da ist Vevay mit seinen zärtlichen Erinnerungen, seinen köstlichen Umgebungen, seinen schwärmerischen, poetischen, geschichtlichen Landschaften, wie Clarens, Montreux, Chinon; mit seinen zauberischen Aussichten, seinen beweglichen Bildern. Genf, das gelehrige, intelligente, regsame Genf kehret, nur in diesem einen Punkte schlecht berathen, den Alpen den Rücken zu. Vevay schauet ihnen in's Antlitz, und ihre schneeigten Gipfel, die Abspiegelung des See's, der Nebel, der ihn zuweilen bedeckt, der Wind, der ihn bewegt, der Tag, der ihn erhellt, sind eben so verschiedenen Effecten, wie die Gewässer, die Gehölze, die Berge, die immer dieselben bleiben, sich aber dennoch fortwährend zu verändern scheinen. Das ist's, was an Vevay gefällt; was aber den Genuß noch sehr erhöht, das ist der sehr schöne Gasthof „Zu den drei Kronen", der mit der besten Gesellschaft alle Annehmlichkeiten des Lebens, alle Raffinements der Ueppigkeit, und, was noch vorzuziehen ist, des guten Geschmackes vereint. Dort trifft man, selbst im Januar, Russen an, die, von Archangel ausgegangen, ganz Europa gesehen haben und alle seine Sprachen sprechen; gravitätische Holländer, eine englische Dame, so geistreich wie hübsch, und Preußen, Männer wie Frauen, die ziemlich einfältig sind; doch habe ich deren zu Berlin gekannt, die im Umgange höchst reizend und anmuthig waren.

Wenn man von Vevay über Freiburg nach Bern gehen will, muß man die Vevayse passiren und einen Berg erklimmen, der, wie ich glaube, der Pilger heißt. Es ist das beschwerlich; man wird aber durch ein neues Schauspiel entschädigt. In dem Gebirge des Wallis säet und erntet der kühne Landmann so zu sagen auf dem Gipfel der Berge. In dem Gebirge des Vevay wird eine andre Industrie geübt: man baut die Schluchten an. Vorsorgliche Pfade, bäuerische Treppen führen zu Tiefen hinab, wo die Weinrebe wächst, wo schöne Früchte reifen. Die Kunst der Gärtnerei geht hier abwärts, wie die Fruchtbarkeit. Alte umgestürzte Baumstumpfe dienen daselbst Strömen zu Brücken, die auch nur durch Rosen eingedämmt sind. In diesen Abgründen, die man eine lange Zeit nur mit Schrecken hat anschauen müssen, hat die durch den Menschen überwundene Natur das lächelndste Gewand angelegt: ein zerrissener Boden, jähe Abhänge, kahle Felsen, reißende Gewässer scheinen nur noch einen englischen Park zu bilden, der, einer kühnen Wirkung halber, in einem großartigen Styl angelegt worden ist.

Ungerechnet die Weinlesefeste zu Vevay, was könnte ich Ihnen da noch alles in der Schweiz zeigen! Als Naturseltenheiten die Brücken aus hartgewordenem Schnee, auf welchem man die Ströme zu passiren wagt; den zitternden Stein, eine hausgroße Felsmasse, die aber zu schwanken beginnt, wenn man sie erklettern will; das tiefe Engelbergthal, wo man angeblich sechs Wochen lang im Sommer die Sonne nicht zu sehen bekömmt. Als häusliche Besonderheiten: die sechzigjährigen, ja hundertjährigen Käse, die zu Gessenai gegessen werden, und das Dorf Pommat, wo nur einmal im Jahr Brod gebacken wird. Will man aber lieber geschichtliche Erinnerungen? Nun, da will ich in der Abtei zu Muri das Jagdhorn Albrets des Weisen zeigen, zu Payerne den Sattel der Königin Bertha, in Zürch das Bildniß des Reformators Zwingli, zu Lucern dessen Schlachtbeil und Helm, und endlich das anziehende Bild des unerschrockenen Lecourbe und seiner Grenadiere, wie er Nachts bei Fackelschein den gefährlichen Weg über den Aschenberg passirt.

Novellen und Schilderungen von Ludwig Steub. Stuttgart. Verlag von C. P. Scheitlin. 1853. 236 S. 8.

Je seltener uns unter den Erzeugnissen der neuesten s. g. belletristischen Literatur Leistungen dargeboten werden, die ein eigenthümliches Gepräge tragen, und selbstständig in Stoff und Einkleidung erscheinen, um so willkommener müssen wir einen solchen seltenen Vogel heißen.

Die vorliegende Sammlung, theils aus Novellen (wenn man diese Bezeichnung nicht im strengsten Sinne nimmt), theils aus Reise- und Landschaftsbildern ꝛc. bestehend, bringt viel Treffliches! Sogleich die erste Erzählung, das Lebensgemälde des in einem süddeutschen Städtchen geborenen Staatsdienstaspiranten, Herrn Johann Baptist Schimmelhauser, ist höchst originell. Nachdem er etliche vierzigmal in seinen Anstellungsgesuchen „verstorben" und siebenunddreißig Jahre alt geworden, da kann er endlich zur Base sagen: „Ja, Base, jetzt bin ichs, gerade wie es nach der Planetenberechnung hat herauskommen müssen!" — er ist Assessor geworden. Der Herr Landrichter „sprach kurz aber erhebend zu den Versammelten, während Herr Schimmelhauser in weihevoller Beklommenheit unter dem Uniformhute (den die Base lange vorher in ihrer Liebe auf einer Versteigerung gekauft hatte) zuhörte."

„Schon längst ist es mir in meinen Träumen vorgegangen, daß wir am Vorabend wichtiger Ereignisse stehen. Wer hätte es je gedacht, daß ein Bürgerssohn aus diesem unbedeutenden Städtchen

Digitized by Google

der Collega eines königlichen, so überhaupt nur eines Landrichters werden könnte? Und was sehen wir jetzt, meine geliebten Zuhörer! Steht er nicht vor uns, der vor Kurzem noch geprüfter Rechtspraktikant war, steht er nicht vor uns, wie er leibt und lebt und auch bereits in seinem Uniformhute? Er aber verdankt das Glück nur seiner Ausdauer, denn wie hätte das Auge des allgeliebten Landesfürsten auf ihn fallen können, wenn nicht seine Zeit gekommen wäre, welche alle Schmerzen heilt? Und wie oft geschieht es nicht, daß das Talent schon früh ausgeht und doch bis zum Abend seines Lebens keine Anerkennung findet? Du aber, hochgeehrte Schuljugend, nimm Dir ein Beispiel an dem, was Du heute siehst! Euch Knaben wird es ein Sporn sein, eure Schritte zu verdoppeln, um recht bald dasselbe hohe Ziel zu erreichen, und ihr, geliebte Mädchen, werdet euch einst glücklich schätzen, in den Armen eines solchen Mannes zu ruhen. Sie aber, Herr Assessor, Johann Baptist Schimmelhauser, treten Sie jetzt mit beiden Füßen herein in den Kreis der Würdenträger, denen die wohlverdiente Aufgabe geworden ist, ein unkultivirtes Volk zu den höchsten Gütern der Wissenschaft und der Kunst durch Lehre und eigenes Beispiel zu erziehen. Und nun thun wir, was uns noch unseren schwachen Kräften noch übrig bleibt, bringen wir ein Hoch dem Allerhöchsten aus, denn man mag sagen, was man will, er ist denn doch der Landesvater!"

Der Helden Jugend ist das erste Kapitel eines Romans, den der Verfasser vor langen Jahren zu schreiben gedachte, aber nicht vollendet hat. Von einem der beiden Knaben, Jörg von Bolzen, heißt es:

„Lieber als Alles war ihm der alte Thurm an der Stadtmauer, der in der Ecke des Gartens stand, und zwar da, wo die Bäume immer mächtiger wurden, das Gras immer höher und die Haselbüsche immer dichter. Auch der Epheu zeigte hier den reichsten Wuchs und wand sich an dem morschen Treppengeländer hinauf und über dem Dache spielten die leichten Ranken im Winde, wobei der Wetterhahn zuweilen seltsam knarrte. In diesem Thurm verlegte Jörg seine Kinderstube; da las er seine ersten Bücher und träumte seine schönsten Träume. Da schleppte er allerlei zusammen, was ihm werthvoll dünkte, Geschichten blondhaariger Ritter, die Beschreibungen ferner Länder, alte schmuckreiche Landkarten und die herrlichen Leiden Robinson's.

So stieg er am Abend immer hinauf in sein Thurmstübchen und las, oft weinend, oft in lautem Jubel, in seinen alten Historien oder in den Erzählungen von der Neuen Welt. Abwechselnd lag er dann auch über den vergilbten Landkarten und betrachtete die großen Städte, wie sie mit ihren eckigen Bastionen an den Flüssen liegen oder an der See. Da weilte sein Blick gern auf Köln am Rhein, oder auf Danzig in Polnisch-Preußen, oder auf Augsburg am Lech im Herzogthum Schwaben. Er meinte in ihre Gassen hineinzusehen und das Volk gewahr zu werden, wie es ehrenfest und mannhaft mit leisem Summen dorin herum wimmelte. Er erschaute die ehrenfesten Patricier, die aus dem Rathhause kommen, die schönen Frauen, die aus der Kirche gehen, und wenn sein Auge auf die niederländischen Städte fiel, so glaubte er den Freiheitsdonner der Kanonen zu hören aus dem Kriege gegen den spanischen Philipp. Dann betrachtete er auch die schwarzen reißenden Ströme, die durch den großen Bogen hinrieseln, bis sie sich ins Meer stürzen, wo die Delphine spielen und die holländischen Freigatten mit geißenden Schüssen vorüberseglen. Er wäre ihnen gern nachgezogen in den großen Ocean und über diesen hinüber, um in der Neuen Welt zu landen, zu Valparaiso in Neuspanien. Nebenbei dachte er sich oft als Einsiedler in einem warmen Lande mit einer Hütte an der Felsenwand und einem Garten von Palmen und Brodfruchtbäumen, unter denen sich seltsame Blumen wiegen und vertraute Lama's weiden. An den Garten stieß der Urwald und durch die Palmen sah man auf das Meer, an dessen anderem Ufer seine Heimath lag. Zuweilen dachte er sich auch in den sonnigen Orient und ritt auf arabischem Hengste mit den Karavanen nach Mekka, oder er meinte, er ziehe im Lande Hindostan als indischer Fürstensohn auf weißem Elephanten über den Bazar zu Madras. Er liebte sein Vaterland, die alten Herzogthümer, die großen Ströme, die mächtigen Städte, die ehemaligen Kaiser und die deutschen Ritter, aber doch gab er Allem ausländische, ferne Namen. Die Flur seiner Geburtsstadt nannte er das Thal von Quito und die beschneiten Alpen hieß er die Cordilleras de los Andes. Wenn er aber nicht auf den deutschen Strömen hinunter endete, so träumte er sich ins Gebirge, wo die stille Herrlichkeit der Gletscher ruht und weit hinten im Forste die ewigen Quellen entspringen und von dort schlug er sich durch Drachen und böse Greifen seinen Weg hinunter nach Italien, in die grünen Ebenen der Lombardei und zog hinab im Gefolge des großen Barbarossa durch die Mark Ancona, um in Apulien auszuruhen, im paradiesischen Tarent.

Selige Stunden, die der Knabe an seiner Schießscharte verlebte, im Thale von Quito, am Fuße der Cordilleras, im neunten, im zehnten, vielleicht auch im elften Jahre seiner Jugend!"

Weniger eigenthümliches Colorit haben die beiden folgenden Geschichten: „das Seefräulein" und „Haymon und Houra." — Die übrigen Bestandtheile des Buches werden manche Leser den bereits genannten noch vorziehen; es sind das Gnadenbild auf dem Weißenstein in Tirol (geschrieben 1847), eine Woche am Bodensee, im Frühling 1850 und die Erinnerungen aus dem Etschlande, 1851. Aus den „Erinnerungen" haben wir schon früher ein Fragment (interessante Notizen über Fallmerayer) mitgetheilt; aus der Woche am Bodensee entnehmen wir die Schilderung St. Gallen's:

„St. Gallen, die Stadt des heiligen Gallus, ist ein erquickendes Bild, und zeigt wie Freiheit, Fleiß und Bildung den Menschen heben und auf dieser Welt fast schon glücklich machen können. Diese Sauberkeit der äußern Erscheinung hat man in deutschen Ländern nur selten wahrgenommen. Die Häuser, alle so blank geputzt, so wohlständig, so zufriedenen Aussehens, wetteifern in heiterem Glanze mit den Palästen, welche für Schulen, Spitäler und derlei öffentliche Anstalten erbaut sind. Man glaubt bei jedem Tritte zu merken, daß auch der letzte Pfennig des öffentlichen Seckels, so selbst die „Erübrigungen" zum wohlverstandenen Heile des steuernden Bürgers verwendet werden. In den Bergschluchten außerhalb der Stadt, wo die Gewässer von den Höhen herunterstürzen, stehen prächtige Fabrikgebäude, eines über dem andern zwischen Gärten und kleinen Hainen. Auf den Gassen bewegt sich fleißig eine gutgekleidete Bevölkerung verständigen Aussehens, und wenn man nach einem Hause fragt, so gehen die Leute als Wegweiser mit bis vor die Thüre. Außerdem herrscht große Sicherheit des Eigenthums, und man hört nicht, daß in der

Digitized by Google

guten Gesellschaft Regenschirme und Mäntel „mitgenommen" und im Lesezimmer Bilder aus den Büchern geschnitten werden. Vieles entbehret man freilich, wenn man aus unsern deutschen Großstädten kommt, z. B. die Wachparade und den Zapfenstreich, die Livreedienten und die Kammerjunker, die Hof- und die Reichsräthe u. s. f., aber wie leicht werden uns diese Entbehrungen, wenn nur der erste halbe Tag überstanden ist!

Sonderbar klingt es, daß ohne großartigen Kunstbetrieb allenthalben zu Stadt und Land ein Streben nach Eleganz und schönen Formen für Haus und Stube bemerkbar wird, während unterdessen Bürger und Bauer um die „monumentalen Schöpfungen" so gedankenlos und ungelehrig herumtrollen, wie der egyptische Fellah um seine Pyramiden. Was die Menschen betrifft, so kann man nicht gerade ebenso von Eleganz und schönen Formen sprechen, aber man bewegt sich in freundlichen, zweckmäßigen Manieren ohne überflüssige Süßigkeiten. An der Wirthstafel in Löwen, wo doch auch große Männer da waren aus dem Kanton, war keiner in seinem Benehmen jenem Wüstenträger zu vergleichen, der etliche Jahre lang im bojaneischen Hof zu Jr Jr Jeden mündlich abcanfte, den das Unglück in seine Nähe führte. Uebrigens haben sich die St. Gallen wie die andern Schweizer um die Würde und Hoheit eines großartigen Beamtenthums muthwillig selbst gebracht, da sie ihre Obrigkeiten auf kurze Jahre wählen, den allerwenigsten einen Gehalt und keinem eine Pension geben. Selbst die Richter werden durch alle drei Instanzen nur auf kurze Zeit erkoren, gelehrte und ungelehrte durcheinander, brauchen auch kein Gesetzbuch. Was hätte man da in Bayern seit Wagnlejas von Kerlmayr an herrlichen Talenten ersparen können, wenn sie so betrieben worden wäre die Jurisprudenz, diese, wie Johannes Loredanus sagt, scopulus fatalis celeberrimorum ingeniorum et oceanus qui sublimissimos spiritus absorpserit. Freilich wird im Ausland zuweilen angenommen, die schweizerische Rechtspflege bethätige sich überhaupt mehr in väterlichen Ermahnungen als in ernstgemeinten Aufträgen, und es sei nicht so leicht zu dem Einigen zu kommen, aber sollte es nicht auch andere Länder geben, wo die Rechtsgelehrsamkeit in tropischer Blüthe steht, und wo gleichwohl die theuern Gerichte durch Gesetz und Praxis, durch Richter und Advokaten, und durch die Schelmerei der Parteien selbst nur groteske Asylanstalten werden, immer beschäftigt den Schuldner vor dem Gläubiger zu bergen — ungefähr das gerade Gegentheil von dem was sie sein sollen und wofür sie bezahlt sind?

So viele Nachtheile indeß diese Beamtenlosigkeit herbeiführen mag, eine schöne Folge ist ihr nicht abzusprechen, nämlich der höfliche und rücksichtsvolle Umgang der Obrigkeiten mit den andern Leuten, welche in diesem Jahre zufällig keine Obrigkeit geworden sind. Sah man doch des Abends einen guten Theil des jetzt versammelten Großraths beim Hirschenwirth, und konnte sich nur freuen über das angenehm manierliche Wesen dieser Herren, welche vielleicht an gesundem Menschenverstand ebenso weit voraus, als an Grobheit zurück sind hinter den bekannten ultramontanen Parlamentsrhetoren zu Derwischabad. Daß man auch sehr wenige Abgaben bezahlt, wollen wir gar nicht erwähnen, um nicht verlorner Wühlerei beschuldigt zu werden."

Zum Schlusse ist eine oberbayerische Dorfgeschichte: Die Trompete, in einem Briefe erzählt, den der Bauernmaler Johannes Dulderhofer zu Grünau schreibt an den Herrn Lorenz Rehböckel, Forstwart zu Marquardstein, Juli 1848. Die alte Trompete in Es ist eine wahre Schicksalstrompete; sie giebt zuletzt Veranlassung, daß Gerechtigkeit im Lande geübt, und der geistliche Hochmuth des Herrn Vikars, des früheren Jugendfreundes, späteren Feindes und Anklägers des Bauernmalers, ein wenig gedämpft wird. Wie dies sich zugetragen, darüber berichtet der Letztere in seinem Sendschreiben.

Für saubere Ausstattung ist bestens gesorgt; die hübsche Titelvignette stellt die entscheidende, in Dulderhofer's Briefe geschilderte Scene dar. H.

Miscellen.

Die erste Abtheilung des „Verzeichnisses der von dem Schulvorsteher Wilhelm Alexander Blenz in Berlin hinterlassenen ausgezeichneten Bibliothek" (1844) enthält einen Miscellanband folgenden Inhalts:

1) Das bey Academien Lebende Galante, Eheliche und Tugendhaffte Frauenzimmer in einigen angenehmen Liebes-Geschichten. Aufgeführt von Parthenophilo. Leipzig, A. Martini. o. J.
2) Bescheidene Vertheidigung derer Mägde, als Leutseliger Muhmen, Getreuer Ammen, rc. o. O. u. J. Mit 1 Kpfr.
3) Der Undescheidene Mägde-Verfechter, wird hiermit samt seinen leutseligen Muhmen, rc. Bescheiden nach Hause gewiesen. o. O. u. J.
4) Die sich selbst vertheidigende Dienst-Magd, das ist Ein Gespräch rc. Anno 719. o. O. Mit 1 Kpfr.
5) Schumans, J. M., Schrifft-mäßig-behauptete Sünd- und Heßlichkeit derer sogenannten Schön-flecken. Hamburg. 704. Mit 1 Kpfr.
6) Die vertheidigte Mägde-Heyrath, rc. Nebst dem Unterirdischen Weiber-Spiegel, rc. Cöln 714. Mit 1 Kpf.
7) Kurtze Beschreib. des zum theil liederlichen Lebens und Wandels derer anjetzo in grossen Städten sich befindenden Dienst-Mägde. Gedruckt in diesem Jar. o. O. u. J. Mit 1 Kpfr.
8) Gantz neu eröffnetes reichlich und wol eingerichtetes Glücks- und Unglückshafen, fromb und böser Weiber. Augspurg 716. Waldre.
9) Wochaffites Contrefait der verkehrten Dienstboten vorstellend die sieben bösen Geister, so dieselben regieren. Vormals v. Hrn. Dr. Schuppen edirt, rc. o. O. u. J. Mit 1 Kpfr.
10) Die dem lieben Frauenzimmer sehr angenehmen auch commoden Contusche und Reiffen-Röcke rc. von Leucoranden. Gedruckt in der Linden-Stadt. o. J. Mit 1 Kpfr.
11) Die entlarvte Böse Sieben, das ist Kurtze Lebens-Beschreibung rc. Leips. 719. M. 1 Kpfr. Frzdt.

Ich habe die Titel mitgetheilt so wie der Katalog sie giebt, ohne für die bibliographische Genauigkeit, worauf es hier auch nicht ankommt, einzustehen. — Gelegentlich sollen in getreuer Abschrift höchst kuriose Titel von Büchern und kleinen Schriften unserer Stadtbibliothek, welche deren manche besitzt, nachfolgen. Freilich ist der Titel gewöhnlich das Einzige was an solchen Productionen oft es recht gut meinender Scribenten, oft aber auch total verbrannter Gehirne, merkwürdig ist. H.

Digitized by Google

In Beziehung auf die aus der Gazette des Tribunaux übersetzte Volkssage: Die Nicolas-Flamel-Straße in Paris, in Nr. 59 dies. Bl., entnehmen wir aus der nächstens zu besprechenden Schrift des Hrn. A. Kirchhoff: Die Handschriftenhändler des Mittelalters, folgende Notiz:

Nicolas Flamel, écrivain et libraire juré, zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Er hatte sich durch seine Betriebsamkeit (selbst eine Schule dirigirte er nebenbei), sowie durch einige glückliche Speculationen, wie z. B. bedeutende Häuserbauten im Jahre 1407, ein so bedeutendes Vermögen erworben, daß man ihn seiner Zeit für einen Adepten der geheimen Wissenschaften hielt. Eins der von ihm erbauten Häuser in der rue Montmorency „au grand pignon" existirt noch heutiges Tages. Er starb im Jahre 1418 und hinterließ seine gesammten Besitzthümer der Kirche St.-Jacques de la Boucherie, aber belastet mit einer so zahllosen Menge von Legaten, daß das Vermächtniß erst nach längerer Weigerung angenommen wurde. (Mémoires de la soc. nationale des antiquaires de France. III. Série. Tome 1. Paris 1852. 8. S. 375—383.) Seine, noch vorhandene, früher in jener Kirche befindliche Denktafel lautet:

Feu Nicolas Flamel iadis escrivain a laissié par son testament a leuvre de ceste eglise. certaines rentes et maisons qu'il auoit acquestées. et achatées a son uiuaut. pour faire certain seruice diuin. et distribucions d'argent chascun an. par ausmosne touchans les quinze vins. lostel Dieu et autres eglises et hospitaux a Paris. Soit prié pour les trespassez. (Mémoires et dissertations publ. p. la soc. des antiq. de France. Nouv. Série. Tome 5. Paris 1840. 8. S. 382.)

Die Ausdehnung seines Vermächtnisses hat eine besondere Schrift über ihn hervorgerufen: (Abbé Villain) histoire critique de Nicolas Flamel. Paris 1761. 12.

Ein Herr H. Richmond hat dem Standard aus Jerusalem folgende Mittheilung zur Veröffentlichung eingesandt:

Ich habe einige Tage zu Artas, dem Hortus clusus der Mönche und wahrscheinlichen „eingehägten Garten" des salomonischen Hohenliedes, zugebracht, und dort erfahren, daß unter dem Teiche Salomo's eine Art von Tunnel hinliefe. Ich habe mich darauf dort hinbegeben, und sodann eins der interessantesten Dinge zu sehn bekommen, die mir auf meinen Reisen aufgestoßen sind und von welchem niemand in Jerusalem je gehört zu haben scheint. Ein Gleiches war der Fall mit dem brittischen Consul, dem ich die Sache mittheilte und der sich sehr für dergleichen interessirt, so auch mit Sr. Ehrwürden dem Herrn Nicolayson, obgleich derselbe schon länger als 20 Jahre hier lebt. Im Mittelpunkte der östlichen Seite des niedrigsten der drei Brunnen ist eine fast unmerkliche Oeffnung, die durch einen gewölbten Gang von circa 50 Fuß Länge zu einem ebenfalls gewölbten Gemache von ungefähr 15 Fuß ins Geviette und 8 Fuß Höhe führt, aus welchem sich dann wieder ein bogenförmiger Gang unter dem Teiche hinzieht, bestimmt, das Wasser einer Quelle oder das des Teiches selber zu einem Aquaduct zu leiten, der Jerusalem mit Wasser versieht und dessen Erbauung Pontius Pilatus zugeschrieben wird. Dieser gewölbte Gang ist 6 Fuß hoch und 3 bis 4 Fuß breit. Jeder der anderen beiden Brunnen hat einen ähnlichen gewölbten Gang, der aber nicht verschlossen ist und von welchen ich den einen schon bemerkt hatte, als ich zum ersten Mal in den rechtwinkeligten Brunnen hinabgestiegen war.

Das Hauptinteresse bei dieser Entdeckung nun beruht in Folgendem:

„Man ist schon seit einigen Jahren zu der Ansicht gekommen, daß den Römern die Erfindung des Bogenbaues zu voreilig zugeschrieben worden sey. Man datirt dieselbe in der Regel ungefähr 600 Jahre vor Christo her. Wir glauben für diese Annahme schon in Aegypten eine Widerlegung gefunden zu haben, aber der vorliegende Fall ist noch weit entschiedener. Der ganze, funfzig Fuß lange Gang, so wie das schon erwähnte Gemach und der Durchgang unter den Teichen hin, ist in „dem ächten römischen Bogenstyl mit vollkommenem Schlußstein" ausgeführt. Nun ist es aber noch nie in Zweifel gezogen worden, daß Salomo der Erbauer der nach ihm benannten Teiche gewesen ist, auf die er auch muthmaßlich im 2. Cap. V. 6 seiner Predigten anspielt; folglich muß der Bogenbau zu oder noch vor der Zeit der Erbauung des ersten Tempels, 1012 Jahre vor Christo, schon bekannt gewesen seyn. Der „versiegelte Brunnen", der nahebei ist, hat an mehreren Stellen ähnliche Bogen, die indeß wohl von den Römern herrühren mögen. Hier aber läuft die bogenförmige Wölbung muthmaßlich der vollen Länge nach unter den Teichen hin, und muß also mindestens mit diesen gleichen Alters seyn; sie ist aber wahrscheinlich noch älter, und hat gedient, die Gewässer ins Thal zu leiten, um „das Wachsen der Bäume zu fördern." — Ich bin nun mindestens überzeugt worden, daß der vollkommene Schlußstein römischer Bogen schon zu Salomo's Zeiten, 1000 Jahre vor Christo, in Brauch gewesen ist.

Der englische Consul zu Camana hat dem englischen General-Consul zu Venezuela die Mittheilung gemacht, daß eine ältliche Dame dort, Señora Maria Orfila, ein sicheres Mittel gegen das gelbe Fieber und das schwarze Erbrechen entdeckt habe, das sich selbst bei solchen Patienten bewährte, die von ihren Aerzten bereits aufgegeben worden waren. Besagtes Mittel sey der ausgepreßte Saft von frischen, in einem Mörser gequetschten Verbena-Blättern, der, in kleinen Dosis, den Kranken dreimal des Tages eingegeben werden müsse, begleitet von Klystiren desselben Saftes, alle zwei Stunden, bis die Gedärme gehörig gereinigt wären. Es wird inzwischen noch bemerkt, daß die weibliche Pflanze zu besagtem Zwecke der männlichen vorzuziehen sey.

Berichtigung. In dem Gedichte: „des Herzens Schlag", in Nr. 57 d. Bl., vierte Strophe erste Zeile, lese man nur statt nun, und in dem Gedichte: „das Leben", in Nr. 58 d. Bl., erste Strophe fünfte Zeile lese man Nicht nur statt Sieht nun, und in der sechsten Zeile derselben Strophe, nur statt nun.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

MAJETZT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 62. Mittwoch, den 3. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Räuberwesen und die Justiz in der Bulgarey..... Seite 481

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Staacke. (Dritter Brief.)..... „ 483

Literatur:

Schillers Geistesgang. Von Dr. Ludwig Eckardt..... „ 485

Die Handschriftenhändler des Mittelalters. Von A. Kirchhoff „ 487

Miscellen..... „ 488

Das Räuberwesen und die Justiz in der Bulgarey.

Von R. Fichet.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Der moralische Sinn verwischt, modificirt oder umbildet sich unter dem Einfluß der Zeiten, der Institutionen, der Vorurtheile oder der philosophischen Ideen, die an der Herrschaft sind. Die Jurisprudenz folgt in der Regel den launigten Schwankungen der Meinung, und so macht es sich zuweilen, daß dasjenige zum Verbrechen wird, was als Tugend gegolten hat, und daß jemand, der vor drei oder vier hundert Jahren die Rolle eines Helden gespielt hätte, nun als ein verabscheuenswürdiger Bandit der Gerechtigkeit in die Hände fällt. Diese Wahrheit macht sich insbesondere bemerklich, wenn man sich in Gedanken in die Zeit der Feudalherrschaft zurückversetzt, oder wenn man die Vorfälle beachtet, die noch häufig in den beiden Ländern vorkommen, wo die Gebräuche und die Sitten des Mittelalters sich bis in einem gewissen Grade erhalten haben, nämlich in der Türkei und in Ungarn.

Dort finden sich in der That noch Männer eines andren Zeitalters, halb fahrende Ritter, halb Wegelagerer, die einerseits dem Unrecht steuern, andrerseits gewaltsam Subsidien erheben, die ihnen das gute Recht versagt; die von dem Volke bewundert werden, während sie den Großen verhaßt sind, und deren bewegtes Leben in der Alternative der Verherrlichung der Schilderhebung, die ihnen die Dankbarkeit und die Bewunderung des Volkes angedeihen läßt, und der Schande des Galgens verstreicht, den die Gerechtigkeit für sie bereit hält.

Die Lage dieser eigenthümlichen Persönlichkeiten ist inzwischen in den beiden Ländern, die wir namhaft gemacht haben, sehr verschieden, und während in Oesterreich Alles aufgeboten wird, eines jeden habhaft zu werden, der sich durch ein ritterliches Wesen eine excentrische Popularität zu verschaffen sucht, und diejenigen, die ihm in die Hände fallen, ohne vorgängige Procedur, die ihren Großthaten eine gefährliche Oeffentlichkeit geben könnte, hinrichten läßt, überläßt die Türkei, die mit der Unterdrückung von Handlungen, die nur nach dem Standpunkte, den man ihnen giebt, verbrecherisch oder glorreich sind, keinen politischen Hintergedanken verbindet, der Justiz die Sorge, ihren Charakter zu würdigen und sie durch eine Züchtigung zu brandmarken, wenn sie es verdienen.

Mehrere neuere Fälle, deren Details uns einer unserer Correspondenten in einem Schreiben aus Butschuk mittheilt, werden es unsern Lesern gestatten, sich einen Begriff von den bizarren Traditionen zu machen, die uns zu diesen Reflexionen veranlaßt haben.

Der heilige Demetriustag im Juni, und der Kassam'tag im December sind die beiden einzigen Termine in der Bulgarey, an welchen die Arbeiter und jeder, der in Lohn steht, bezahlt werden. Ein renommirter Räuber, Mustapha Ildrim Bey, der seit fünf Jahren seinen Aufenthalt in der Nähe der Stadt Krazgsada genommen hatte, wo er trotz der unaufhörlichen Ver-

Digitized by Google

folgungen der Kawassen (Gensdarmen), denen er Trotz bot, als ein unabhängiger hoher Herr lebte, hielt zu diesen Zeiten unablässig die Heerstraßen besetzt, so, daß niemand sie ohne seine Erlaubniß passiren konnte. So wie er Reisende ansichtig wurde, sprengte er auf seinem Rosse, das den Beinamen Luftspalter führte, wie groß auch ihre Anzahl sein mochte, mit dem Pistol und dem Yatagan in der Faust auf sie ein und verlangte von ihnen einen mäßigen Zehnten. Seine moralische Macht und sein Muth waren so groß, daß niemand ihm Widerstand zu leisten versuchte, und einige Völkerschaften sich selbst unter seinen Schutz begaben, so namentlich die Hirten von Siebenbürgen, die, nach einer Uebereinkunft zwischen der Türkei und Oesterreich, ihre Pferde- und Hammelheerden in den reichen Thälern des rechten Donauufers weiden, und die gegen einen Tribut, den sie ihm bezahlten, gegen die Räuber des großen Sandschuk (Departement) von Silistria besser geschützt waren, als es durch den österreichischen Consul oder den türkischen Gouverneur Muschir Pascha hätte geschehen können.

Auch war der Name Mustapha Bey von der Stadt Tartukay, an der Donau, der Gränze von Deli-Ozman, (der Graben der Würdigen) dieser ehemaligen Militair-Colonie der Amurate und der Solimans, belegen, ab dis zu dem berühmten Lager Schumna bekannt und gefürchtet. Aber Mustapha Bey war auch kein gewöhnlicher Räuber: er hat nie den Brand zu Hülfe genommen, seine Hand außer auf dem Kampfplatze nie mit Blut besudelt, sein Gewissen nie mit gemeinen Diebstahl beschwert. Er stattete Han Mirza, dem Häuptlinge der Tartaren der Dobrodscha, und Said Mirza Pascha, dem Muschir des Sandschuk von Silistria keck Besuche ab, und wenn er auch von Beiden ehrenvoll empfangen wurde, kam es doch häufig vor, daß er das Unrecht wieder gut machte, was den Kleinen und Schwachen auf ihren Befehl wiederfahren war, und jagte ihren Schützlingen das wieder ab, was sie sich durch unerlaubte Erpressungen angeeignet hatten.

Der meistverbreiteten Sage zufolge, sollte Mustapha Bey aus Rußland herstammen und ein Tartar aus Kasan sein. Nachdem er in der russischen Armee gedient gehabt, sei er im Jahr 1828 nach der Türkey übergegangen, wo ihn der alte Kosrev Pascha zuerst als unterweisenden Officier beim ersten Regimente regelmäßiger Cavallerie angestellt habe. In der Schlacht von Nezib habe er sich dann dermaßen ausgezeichnet, daß er zum Bimbaschi ernannt worden sei. Während des Feldzugs von Armaustyk, im Jahr 1844, unter den Befehl von Omer Pascha gestellt, sei ihm aber, eben so wie seinem Obristen, dem wackren Murad Bey, erster Grund zur Unzufriedenheit gegeben worden, daher sie Beide ihre Demission genommen hätten. Von da ab wäre es geschehen, daß Mustapha die abenteuerliche Laufbahn betreten hätte, die er noch jetzt verfolgt und aus der wir nur einige Episoden geben wollen, die geeignet sind, deren Wunderlichkeit und Gefahren zu schildern.

Im letztverflossenen März, dem Zeitpunkte der berühmten Messe von Kara-Son, hatten die Armenier, die gewissermaßen das Monopol der Bank und finanziellen Operationen in Händen haben, dermaßen auf die der Münzen speculirt, daß die Käufer wie die Verkäufer von ihnen auf's abscheulichste gerupft wurden. Da diese gierigen Speculanten aber mit Vollmachten des Veziers versehen waren, und man wußte, daß sie in Constantinopel einen guten Rückhalt hatten, so mußte man sich ihren Forderungen schon unterwerfen, ohne darüber viel Aufsehens zu machen, selbst wenn man sah, wie sie, nachdem sie in solcher Weise ungebührlich große Summen eingesäckelt hatten, sich noch einzelner Beraubungen und Ungerechtigkeiten gegen die Einwohner schuldig machten.

Ilderim Bey, der diese Messe ebenfalls besucht hatte, war inzwischen Zeuge des Benehmens der Armenier gewesen, und hatte in einer Art von Nachforschung, die er angestellt, bis auf einige Piaster die gesammte Summe zu berechnen Gelegenheit gefunden, die sie in dieser Weise erworben hatten. Hiernach verließ er die Stadt, wie jemand, der einen Plan entworfen hat, dessen Ausführung in seinem Geiste unwiderruflich festgestellt ist.

Nach beendigter Messe verließ die Karavane der armenischen Speculanten Kara-Son, um sich nach Varna zu begeben, wobei sie der größeren Sicherheit wegen die Straße längs des Meeres einschlug. Der Anblick dieser Karavane, aus 30 Reitern, Heeren und Dienern, bestehend, die alle bis an die Zähne bewaffnet waren, nebst einer Escorte von 10 Kawassen, unter dem Befehl eines Buluck-Boschi (Rottenchefs), und einem den Zug als Führer dienenden Tartaren mit langer Lanze, hatte schon etwas Imponirendes. Die Armenier hielten sich auch für völlig sicher, und gratulirten sich im Stillen zu der glücklichen Reise, die sie vollführt hatten. Aber in dem Augenblick, wo die Karavane, nachdem sie schon einen Theil des Tages unterwegs gewesen war, eben die Steppen der Mangalis erreicht hatte, zeigte sich fern am Horizonte ein Reiter, der sein pfeilschnelles Pferd in der Wüste zu tummeln schien.

Bei diesem Anblick hielt der tartarische Führer sofort sein Thier an, und schrie: „Ilderim! Ilderim!"

So wie der Buluk-Boschi und seine Kawassen diesen gefürchteten Namen hörten, warfen sie ihre Pferde herum, jagten davon, zerstreuten sich in den Steppen, und verbargen sich, von ihren Pferden herunterspringend, in den hohen Gräsern, sobald sie glaubten, daß sie nicht mehr gesehen werden konnten. Der Daglarbey (auch diesen Namen, der so viel als Fürst des Gebirges bedeutet, hat man Mustapha gegeben) kam gerade auf die Armenier zu geritten, und meldete sich ihnen damit an, daß er ein Paar Pistolen in die Luft abfeuerte. Keiner von ihnen rührte sich vom Fleck, so sehr hatte der Schreck sich ihrer Sinne bemeistert, und Mustapha hatte selbst Mühe, drei oder vier der Diener, die sich vor seinem Pferde in den Staub auf's Antlitz niedergeworfen hatten, zum Aufstehen zu bewegen. Er befahl ihnen sodann, ihre Gebieter zu entkleiden, deren Kleidungsstücke in Beutel zu thun, und die Pferde zusammen zu koppeln. Als dies geschehen war, mußten sich die Herren und ihre Diener zu Zweien aufstellen, und er befahl ihnen, den Weg nach Magolien zu Fuß anzutreten, was sie denn auch in dem elenden Zustande, in welchen er sie versetzt hatte: halb nackend, ohne Lebensmittel, und all ihres Geldes und ihrer Habseligkeiten beraubt, thaten. Er seinerseits schlug die entgegengesetzte Straße ein, und erreichte, die zusammengekoppelten Pferde vor sich hertreibend, Kara-Son wieder, von wo dieselben ausgegangen waren.

Zwölf Stunden weit von dort gab eine aus den Notablen des Landes gebildete Commission den Kaufleuten und den Bürgern das Doppelte der Summen zurück, die ihnen abgepreßt worden waren, wonach Mustapha, einen ansehnlichen Theil der Beute mit sich nehmend, und sich wenig darum kümmernd, welche Befehle zu seiner Verfolgung zu Varna gegeben werden möchten, wieder verschwand.

Digitized by Google

Im Monat April hielt der griechische Bischof seine Rundreise in der Eparchie, um den Zehnten einzufordern, verlangte aber diesmal das Vierfache, und ließ diejenigen, die sich dieser ungerechten Zumuthung — die übrigens von dem Patriarchen ausgegangen war, der die vervierfachte Steuer als eine geistliche und weltliche Immunität beanspruchte — nicht fügen wollte, mit Stockschlägen und Gefängniß strafen. Die Behörden, an welche sich diejenigen gewandt hatten, welchen am übelsten mitgespielt worden war, verweigerten jede Einmischung aus Furcht vor dem Patriarchen und seinen mächtigen Beschützern, den Repräsentanten Oesterreichs und Rußlands.

Mustapha Bey war der einzige, der diese Furcht nicht theilte, und da er Zeuge der unwürdigen Plackereien gewesen war, so beschloß er sie zu rächen. Demzufolge wartete er den Augenblick ab, wo der Bischof, nachdem er seine gottlose Ernte gehalten hatte, seinen Rückweg antrat. Er ließ ihn erst einen kurzen Vorsprung gewinnen, hatte ihn aber bald, zwischen Batabah und Tschatat-Osmain, wieder eingeholt. In einem Nu hatte er seine Escorte versprengt, und nachdem er ihm seine Gelder abgenommen hatte, zwang er ihn, seine Kleidung mit einem jüdischen Anzug zu vertauschen und einen Esel zu besteigen. In diesem Aufzuge wurde er dann von Mustapha Bey nach Silistria zurückgeführt und dort dem Gelächter des Volkes Preis gegeben, von dem ihm abgenommenen Gelde aber erhielten die verschiedenen Gemeinden drei Viertheile zurück, während Mustapha den vierten Theil, den eigentlichen Betrag, der dem Bischof gebührt hätte, für sich behielt.

Im Begriff, Silistria nach diesem neuen Coup im Geiste der ehemaligen fahrenden Ritterschaft zu verlassen, erfuhr Mustapha Bey, daß ein Jude, der aus der russischen Armee desertirt und Polizeiagent des österreichischen Consulats geworden war, verrätherisch einen armen Teufel von Deserteur in einen Hinterhalt geleckt und der Behörde überliefert hatte. Darüber empört, und ohne die Gefahr zu berechnen, der er sich bloß stellte, begab er sich nach der Consularagentschaft zu Silistria, wo er denn auch, wie er es erwartet hatte, den jüdischen Renegaten mitten unter anderen Agenten, die aber sein bloßes Erscheinen schon bis zur gänzlichen Unthätigkeit imponirte, antraf. Er warf demselben einen Strick um den Hals, riß ihn mit sich hinaus aus dem Consulate, legte ihn quer vor sich auf's Pferd, und ritt dann in einer Tour mit ihm bis zu dem russischen Posten von Ismail, wo er ihn mit den Worten des Koran: „Brod um Brod, Stein um Stein, Auge um Auge" abgab.

Dergleichen Thaten und noch viele andere konnten aber, wie man es sich schon denken kann, nicht verfehlen, der Jagd, die auf Mustapha Bey gemacht wurde, so oft sie sich wiederholten, eine neue Energie zu geben, und es schien unmöglich, daß die Zeit ausbleiben könnte, wo ein zufälliger oder bereiteter Umstand ihn den Kawassen in die Hände lieferte. Das war denn auch am letzten 16. Juni im Dorfe Rava geschehen, wo man ihn schlafend in einem Hause überrumpelte, aber, was merkwürdig ist, weder seine Waffen noch sein Pferd zu entdecken vermochte.

Er wurde am 20. gefangen nach Butschuk eingebracht, und sollte am 25. nach Constantinopel abgeführt und dort vor Gericht gestellt werden. Als die Wächter aber, deren Huth er übergeben worden war, und die angewiesen waren ihn scharf zu überwachen und ihn fast nicht aus den Augen zu lassen, ihn am 25. des Morgens aus seinem Gefängnisse holen wollten, um ihn den Kawassen, die ihn nach Constantinopel escortiren sollten, zu überliefern, fanden sie statt seiner nur noch die Ketten vor, deren er sich vor seiner Flucht entledigt hatte.

Wie unser Correspondent uns schreibt, sind die Nachforschungen, zu erfahren, wie dieser so wichtige Gefangene seine Entweichung hat bewerkstelligen können, bis dahin fruchtlos geblieben, nur haben Reisende, die Nachts in Butschuk eingetroffen sind, erklärt, daß sie Mustapha Bey auf seinem prächtigen Fuchs, den Spalter der Luft, zwischen dem Dorfe Rava und der Stadt Hzaigrada hätten galloppiren gesehn.

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen,

mitgetheilt von Hugo Staacke.

Dritter Brief.

Fangen wir heute ohne Weiteres gleich an mit:

Nikolaus Lenau.

Herrscht auch bei diesem Dichter, in allen seinen Werken, durchweg ein schwermüthiger und düsterer Ton, so unterscheidet sich doch Lenau wesentlich von Redwitz dadurch, daß er nicht, wie dieser, ein Dichter der Mystik, ja der offenbaren Reaction, sondern ein entschiedener Freiheitsdichter ist, zugleich bedeutend vielseitiger. Bald tummelt sich Lenau's Pegasus in Amerikas endlosen Steppen, bald auf Ungarns langen Haiden. Bald hören wir unschuldige Lieder von Frühling, Liebe, Leid und Lust; bald stürmt er daher in heiligem Freiheitsdrang, beklagt Polens trauriges Schicksal oder flucht einem in Gold und Seide in schwere Karosse dahinfahrenden schurkischen Minister: Lenau's Leben und Schicksale sind fast ebenso bekannt wie seine Werke. Sein unruhiger Geist ließ ihn eine halbe Welt durchirren, bis ihn zuletzt des Wahnsinns Nacht umdunkelte, worin er vor einigen Jahren in einem Irrenhause seines Vaterlandes Oesterreich starb. Seine einzelnen Werke führen folgende Titel: „Die Albigenser. Freie Dichtungen." „Faust, ein Gedicht." „Gedichte." „Savonarola, ein Gedicht." „Nikolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün." Sämmtliche Werke sind in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen, alle haben mehrere Auflagen erlebt, so daß Lenau mit Recht zu den vorzüglichsten und beliebtesten Dichtern der Gegenwart gehört. Für Dich, liebe Emilie, werden sich besonders die Gedichte und Savonarola zum Lesen eignen. Letzteres besingt in schönen kräftigen Versen das Leben eines für Glaubensaufklärung sterbenden bekannten italienischen Mönches. Aus den Gedichten ist es schwer die schönsten hervorzuheben, ich theile zwei, als sehr verschiedenen Inhalts und bezeichnend für Lenau's ganze Poesie, mit, außerdem hebe ich hervor: „Heloise", „Weib und Kind", „die nächtliche Fahrt", „das Blockhaus", „Wunsch", „An die Entfernte", „Kommen und Scheiden", „Der Seelenkranke", „Stimme des Kindes", „Der Salzburger Kirchhof", „Zuflucht", „An Luise", „Tod der Trennung", „An eine Wittwe", „An ein schönes Mädchen", „Das Roß und der Reiter"

Digitized by Google

„Der schwarze See", „Der Husar", „Das dürre Blatt", „Anna", „Johannes Ziska, Bilder aus dem Hussitenkriege", „Das Posthorn", „Der Lenz", „Liebesfeier", „Der Frühling", „Asyl", „Der Baum der Erinnerung", „Die Halbschenke", „Ahasver, der ewige Jude", „Polenlieder", „An der Bahre der Geliebten", „Die schöne Sennin", „Der Postillon", „Der Indianerzug", „Die drei Indianer", „Einem Knaben", „Am Grabe eines Ministers", „An mein Vaterland", „Die Werbung", „Der Schifferknecht", „Begräbniß einer Bettlerin", „Warnung im Traum", „Ciara Hebert, ein Romanzencyclus."

Mögen hier nachstehende zwei vollständig folgen:

Tod der Trennung.

Gottes Milde mocht es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Steh'n am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unendbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh' dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tief'rer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen:
Wie zwei Herzen sich verlassen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterspeiht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinem eignen Schatten,
Der träfe gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtgesang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern,
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondenlicht,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenziehern.
Die Reiter rufen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Roß' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunk'nen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Digitized by Google

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch staret die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde:
Bis aus dem Schlummer fähret empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht;

Doch nun der Pole schäfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wiest er sich zur Erd' — und weint.

Aus der Zahl der österreichischen Dichter füge ich noch dem Namen Lenau's den eines anderen Dichters hinzu, und zwar den

Moritz Hartmann's.

Hartmann hat sich, wie Uhland, nicht blos einen Namen als Dichter, sondern auch als öffentlicher Charakter, als Volksmann erworben, er war Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt und stand als solches auf der entschiedenen Linken. Von seinen Arbeiten sind am bekanntesten: „Die Reimchronik des Pfaffen Mauritius", eine theilweise höchst komische, theilweise ernste Geißelung der hervorragendsten Charaktere der Pankirche. Die Reimchronik erregte zu ihrer Zeit ungeheures Aufsehen; hat sie im Einzelnen auch viele poetische Schönheiten, so ist ihr Werth im Ganzen doch mehr ein politischer und geschichtlicher, wie poetischer, wichtiger sind in dieser Hinsicht: „Schatten, poetische Erzählungen von Moritz Hartmann. Darmstadt. Druck und Verlag von C. W. Leske. 1851." Worunter besonders hervorzuheben die Widmung und die Erzählungen: Luise von Eisenach und Batthyany. In Luise von Eisenach schildert der Dichter uns auf eine höchst sinnige und anmuthige Weise die poetische, aber höchst traurige Liebe einer deutschen Fürstentochter. Batthyany spielt in der neuesten Zeit, es ist der bekannte ungarische Graf und Volksmann Batthyany, dessen Leben und Leiden genugsam bekannt. Er starb den Tod eines Märtyrers für Volk, Vaterland und Freiheit. Ich will mit einer Probe aus diesem herrlichen Gedicht meinen Beief, theure Emilie, schließen. Graf Batthyany liegt im Kerker, sein vergangenes Leben rauscht ihm vorüber, Alles, was er geliebt, stellt sich seinem verklärten Auge dar: Jugend und Liebe, Weib und Kind, Vaterland und Freiheit, Kampf und Sieg, und er spricht dem Henkertode nahe:

„Die Liebe meines Volkes war
Der Frühling, der mich immerdar
Umweht mit frischer Maienluft
Und Rosenduft.
Sie kannten meiner Stimme Schall,
Und sahen nach dem Widerhall
Sich um, ob er sich in den Gassen,
Ob er im Rath sich hören lassen.
Sie kannten meinen Scheitt,
Der Tritt
Von meinem Rosse, wenn ich ritt,
Rief sie an's Fenster, mir zu winken.
Der Werkmann ließ die Arbeit sinken
Und mit Freundesblick mir nach.
Er drückte mir die Hand und sprach
Von Arbeit, Leben, Lust und Leide,
Indeß an meines Schwertes Scheide
Der Gasse Kind vertraulich spielt,
Ein anderes die Zügel hielt,
Ein drittes meinem Rosse schmeichelt,
Ein viertes seine Mähne streichelt
Und beide Mädchen, schöne Frau'n
Mit mildem Auge niederschaun."

„Sie sagten nur: Das ist sein Haus!
Und keiner sprach den Namen aus;
Es kannt' ihn jedes Kind im Land,
Wenn es gefällt; der Stumme fand
Ein Zeichen, das ihn wieder gab,
Der Taube las vom Mund ihn ab.
Wenn ich mit Gold und Diamant
Behangen ging und im Gewand
Des edlen Wams, im dunkein Sammt —
Dann feurig hat ihr Aug' geflammt
Und hing am Saume meines Kleides:
Doch war es nicht der Blick des Neides.
Sie sahen nur in meinem Glanz
Den Glanz des stolzen Vaterland's
Und freuten sich, der Mißgunst bar,
Daß ich sein stolzer Träger war." U. s. w.

Schillers Geistesgang. Gedächtnißrede, am Schillertage 1852 gehalten in der Aula der Berner Hochschule von Dr. Ludwig Eckardt, Verfasser der „Vorlesungen über Goethes Tasso." (Besonderer Abdruck aus der Helvetia, Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung. II. Jahrgang, I. Lieferung.) Bern, Herald Bloom, 1853. 15 Seiten. 4.

So wie der Verfasser in der ausführlichen Entwicklung einer der trefflichsten Dichtungen Goethe's, über welche wie früher be-

Digitized by Google

richtet haben, ein entschiedenes Talent zu wissenschaftlichen Arbeiten dieser Art bereits bekundet, bietet er uns in der vorliegenden Gedächtnißrede eine neue Gelegenheit, dasselbe zu erkennen und zu würdigen. *)

Natürlich mußten die Grenzen berücksichtigt werden, welche die Natur des Vortrages dem Redner setzte, er sagt es selbst, daß ein gedrängter Ueberblick, daß Andeutungen genügen müßten. Statt einer nähern Analyse geben wir einige Bruchstücke, von denen wir glauben, daß sie vorzüglich geeignet sind, die Art der Auffassung des Gegenstandes und die Diction des Redners zu veranschaulichen:

„Werfen wir nunmehr einen Blick in die Brust des Jünglings, so sehen wir, daß die Keime der Kindheit aufgeschossen sind zu einer erhabenen Seele. Gottgleichheit nennt er die Bestimmung des Menschen; der Mensch sei da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blicke die Welt umfasse, wie der Schöpfer sie umfaßt. Die Meinung, der Geist sei vergänglich, sagt er, sei mit Gewalt ersonnen, um die Erhabenheit des Geistes zu Boden zu drücken. Nach Vollkommenheit ringe die Seele des Jünglings, wenn sie den großen Gedanken hegt, daß nur Tugend den Menschen zum Abglanz der unendlichen Gottheit mache! Als Folge der Tugend rühmt er das Gefühl, die Welt um sich her beglückt, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben. Als Folge der Tugend rühmt er — man hört schon hier den stolzen Ton des künftigen Tragödiendichters hindurch — Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schicksals, Selbstgenügsamkeit in allen Zweifeln, einen unerschütterten Charakter, der einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegenführt, der einen Seneca einen jeden Tropfen seines dahinrennenden Lebens ruhig zählen läßt. Wer hat endlich begeisterter als eben dieser Jüngling die Liebe zu der ganzen Menschheit geschildert? Nicht geringer, sagt er, als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten windet und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe.

Und diese Welt von Ideen sollte in seiner Brust begraben bleiben, sollte nicht hinaustreten, sollte nicht an verwandte Herzen klopfen? Die Entwürdigung der Menschheit sprach zu dringend, als daß er ein dauerndes Stillschweigen vor sich hätte rechtfertigen können. Aber wie sollte er wirken, da er nicht Prediger werden konnte, keine sonstige öffentliche Laufbahn vor sich sah, und doch auf weite Kreise Einfluß haben, das in dem innersten Geiste Empfangene äußern wollte? Es drängte ihn in die Oeffentlichkeit, drängte ihn, ein Publikum zu sammeln. Nur die Feder war ihm noch geblieben. Er wurde Dichter, aber konnte auf seiner ganzen Laufbahn den Punkt, von dem er ausgegangen war, nicht verleugnen. Seine Werke behielten immer eine vorwiegend rhetorische Färbung; er dichtete nicht, wie Goethe, um des Dichtens willen, er dichtete um zu wirken, zu verdrein, für gewisse Ideen zu begeistern. Die Kunst war ihm ursprünglich nicht Zweck, sondern Mittel. Stellt Goethe die Welt dar, wie sie ist, so zeigt Schiller dagegen sie so, wie sie sein soll.

Es ist daher leicht begreiflich, daß er gerade dramatischer Dichter wurde. Sein Drang zu handeln zog ihn zu der Dichtungsweise, deren Wirkung eben auf lebendiger Handlung beruht. Wie schon frühe die Thaten Alexanders, die Reisen des Kolumbus, die Helden eines Plutarch sein Herz wie das seines Karl Moor höher schlagen machten, waren auch seine Jugenddramen mehr von dem Triebe, in das Rad des Weltlebens einzugreifen, diktirt, als von der reinen Muse selbst, die ohne Rücksicht auf Erfolg und Beifall schreibt. In einem Satze hat er angedeutet, wie die Neigung seiner Jugend mit dem Streben seines Lebens zusammenhing: „Das Theater und die Kanzel sind die einzigen Plätze, wo die Gewalt der Rede wirkt.“ An einem andern Orte sagt er: „Es schien mir eines Versuches nicht unwerth, Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, in das Gebiet der schönen Künste herabzuziehen.“ Er, der durch sein ganzes Leben zu kämpfen hatte, mußte am Theater rühmen, „daß man seinen Muth an Scenen des Leidens erhärten könne.“ So kam es, daß er, der angeregt vom Theater zu Ludwigsburg einst mit Puppen gespielt hatte, dramatischer Dichter wurde, aber er suchte — gleichsam um diese Dichtung vor sich zu rechtfertigen — stets zu beweisen, daß die Schaubühne auf Menschen und Volksbildung wirken und daher einen Rang unter den ersten Anstalten des Staats verdiene. In dieser Anschauungsweise wurzelt seine hohe Ansicht von der Bedeutung des Theaters. Er rühmt es als einen offenen Spiegel des Lebens, als das Institut, das dem nach Thätigkeit dürstenden Geiste einen unendlichen Kreis eröffne, wo Alles anschaulich sei, Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen; wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst; wo das menschliche Herz auf der Folter der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt; — er rühmt es als den Ort, wo Alles Wahrheit hören müsse, wo man zu einem weisen und milden Urtheile über die Menschen gelange, wo jede Brust nur der Einen Empfindung Raum gebe, der — ein Mensch zu sein. Achten wir Schiller, denn er ging mit großen sittlichen Ideen an seine Aufgabe!“

„Schillers Jugenddramen, in denen ein lange niedergehaltener Geist mit einem Male die Schranken brechen und gewaltsam den Druck von sich abwerfen wollte, waren die poetische Vorrede zu der französischen Revolution. Nachdem er die Gesellschaft, die Monarchie, das Standeswesen, die Intoleranz der Kirche bekämpft und in „Don Karlos“ die Grundzüge seines idealen Staates gezeichnet; nachdem aus Karl Moor — wie dieser stellte auch er sich der ganzen Welt gegenüber, im Wahne, die Donnerkeile des Himmels zu besitzen — Posa, der Kosmopolit, der aus Liebe Handelnde geworden war, war seine dramatische Predigt beendigt. Sein Gedankenstoff war erschöpft und so mußte, da er seine Stoffe nicht aus dem Leben, sondern aus seiner Ideenwelt nahm, eine Pause in seinem poetischen Wirken eintreten. Es schien fast, als ob der Dichter in ihm für immer verstummt wäre. Einmal aus dem Gebiete des Handelns in das Reich des Denkens verwiesen, nahm er nun auch andere Elemente in den Denkprozeß auf. Gerade das beschäftigte ihn nun vorzugsweise, was ihm früher nur Mittel zu einem anderen, höheren Zwecke war, — ich meine die Geschichte und die Kunst, von welchen ihm die erstere in Fiesco und Don Karlos den Stoff, die letztere aber eine fesselnde Form

*) So eben erhalten wir das erste Bändchen von des Verfassers „Dramaturgischen Studien“, seine Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet enthaltend (Aarau, Sauerländer), deren Besprechung baldigst erfolgen soll.

Digitized by Google

zur Einkleidung seiner weltbewegenden Ideen geliehen hatte. Zu dem Amte des Geschichtschreibers, zu dem wir ihn nun übergehen sehen, führte ihn theils sein Interesse am Menschlichen, denn, wie ihn schon frühe neugefundene Räder im unbegreiflichen Uhrwerk der menschlichen Seele anzogen, wie ihm das Drama als Darstellung des inneren Lebens in uns theuer war, mußte er auch in der Weltgeschichte die Entwicklung des Menschengeistes mit gespanntem Auge verfolgen; theils die Erkenntniß, daß man auch mit historischen Darstellungen auf die Gemüther einwirken könne. Wie früher Dramatiker, so wurde er jetzt Historiker nicht um der Sache, sondern um der Wirkung willen. So schrieb er den „Abfall der Niederlande", um die erhebenden Vorstellungen, die ihm beim Studium dieses Zeitmoments zugeströmt waren, weiter zu verbreiten, die politisch gesunkene Menschheit zu heben. Endlich ist auch nicht zu verkennen, daß das historische Talent verwandt ist mit dem philosophischen und poetischen. Nachdem Schiller auf diese Weise die Blätter Klios gelesen hatte, erwachte das philosophische Bedürfniß, „den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen."

„Zwei Elemente konstituiren alles Geschehende, die menschliche Freiheit einerseits und eine höhere Nothwendigkeit andererseits, die der Grieche als Schicksal, wir als Vorsehung erkennen. Früher hatte Schiller jene betont, in der zweiten Gruppe seiner Dramen rang er nun nach dem Ausdruck dieses Göttlichen im Gange der Dinge. Auf diesem Wege erkannte er immer mehr den Selbstzweck der Kunst und die Nothwendigkeit, sich zu objektiviren. Ohne Gefahr in frühere Fehler zu verfallen, konnte er endlich in seinem letzten großen Werke zu der Idee seiner Jugend, der Freiheit, zurückkehren und in seinem „Tell" den Altar der Freiheit in Europa besingen. Er stellte hier der entarteten französischen Bewegung sein Ideal eines Staates, den Bund von Natur und Freiheit gegenüber.

Bald nach den „Räubern" hatte er einen zweiten Theil zu diesem Stücke versprochen, wo alle Dissonanzen sich lösen sollten. Nicht „Don Carlos", — wie Hoffmeister meint — **„Wilhelm Tell" ist dieser zweite Theil**, denn während in allen früheren Dichtungen die Ideale des Dichters nicht realisirt werden, siegen sie in **dem** Stücke, das sein Schwanengesang wurde. Und nun konnte er von der Erde scheiden, denn er hatte seinen Kreislauf vollendet und sich, den gebornen Mann der That, den Denker, den Rhetoriker zum Dichter umgewandelt, der endlich um der Kunst selbst willen Künstler war. Daß er sein Ziel erreichen werde, wußte er zwar nicht, aber er ahnte die Uebereinstimmung des Genius in sich mit dem Weltall, glaubte an die innere Stimme, die uns nicht täusche, und warf sich in die ungewisse Bahn mit dem Vertrauen auf die innewohnende Kraft. So gleicht er dem großen von ihm besungenen Kolumbus, der die bedenkliche Wette mit dem unbefahrenen Meere einging, der auch neue Welten entdeckte, und von dem er die herrlichen Worte sagt:

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steuer senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen.
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gotte und folge dem schweigenden Weltmeere;
Wär' sie auch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Die Handschriftenhändler des Mittelalters. Von Albrecht Kirchhoff. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, 1853. Im Selbstverlage des Verfassers. IV u. 189 Seiten. 8.

Die vorliegende Arbeit erschien zuerst im „Börsenblatte für den deutschen Buchhandel" und besonders in einer geringen Zahl von Exemplaren aus demselben abgedruckt, dann auch im „Serapeum." Der Verfasser hat sich seitdem von Neuem mit dem Gegenstande beschäftigt und wir erhalten hier neben den früheren die neueren Erlebnisse seiner Forschungen. Ehe wir zur Angabe des Inhalts der Schrift übergehen, können wir uns es nicht versagen, auszusprechen, wie die Ausdauer und der Fleiß, welche Herr Kirchhoff dem Studium der Geschichte des Buchhandels und Allem was mit derselben in Verbindung steht, unermüdlich widmet, die allgemeinste Anerkennung verdienen, sie um so mehr verdienen, da er die wenigen Mußestunden, die seine bibliopolische Thätigkeit ihm gewährt, zu denselben benutzen muß. Es wäre schon zu beloben sein, wenn er weniger genaue und weniger sorgfältig ausgearbeitete Leistungen veröffentlichte, der Verfasser kann aber als Muster der sorgfältigsten und umsichtigsten Bearbeitung von Stoffen, die bisher fast ganz unbeachtet blieben, oder doch nur eine oberflächliche Beachtung fanden, genannt und empfohlen werden. Wer seine, die Geschichte des Buchhandels betreffenden Beiträge kennt und vertraut mit den Schwierigkeiten ist, die hier zu überwinden waren, wird uns beistimmen.

Nach einer Einleitung, in welcher sich Alles zusammengestellt findet, was sich über den Handschriftenhandel im Mittelalter im Allgemeinen sagen läßt, wird im ersten Abschnitte die Geschichte desselben in Italien vorgetragen, mit Bezug auf die Hauptquelle derselben, die Statuten der Universitäten Bologna und Padua, und ein Verzeichniß der italienischen Handschriftenhändler in Bologna, Verona, Florenz (hier eine ausführliche Notiz über einen der bedeutendsten, Vespasiano), Perugia, Mailand, Padua, Ferrara, Venedig (woselbst Joannes Aurispa als der berühmteste des Mittelalters überhaupt und als angesehener Gelehrter besonders hervorgehoben wird), Rom, Genua, gegeben. In den Beilagen II. und III. ist der Wortlaut der erwähnten statutarischen Bestimmungen der beiden Universitäten abgedruckt. — Gleichfalls mit Hinsicht auf ähnliche Verordnungen der Universitäten Paris und Montpellier wird im zweiten Abschnitt der Handschriftenhandel in Frankreich geschildert, an welche Schilderung sich die Aufzählung der Händler in Paris, Angers, Toulouse, Lille und Troyes schließt. Die Beilagen IV., V. und VI. enthalten die citirten Stellen der Statuten, so wie verschiedene die Handhabung des Bücherwesens in Paris betreffende Documente in extenso; die Beilage VII liefert die Statuten von Montpellier. — Im dritten Abschnitte sind die nicht sehr reichhaltigen Notizen über den Handschriftenhandel in Deutschland

Digitized by Google

(und den Niederlanden), die aber dennoch einige interessante Erscheinungen darbieten, mitgetheilt und die wenigen deutschen Handschriftenhändler in Prag, Cöln, Nördlingen, Augsburg, Ulm, Hagenau (woselbst die Herstellung der Handschriften gleichsam fabrikmäßig betrieben wurde), Heidelberg, Brügge angeführt; in der Beilage VIII. die statutarischen Bestimmungen über die Handschriftenhändler der Wiener Universität. Beilage IX. die Namen der Enlumineurs, die Mitglieder der Libraiers-Gilde zu Brügge waren und einiger Schreiber, die nicht zu derselben gehörten, zu finden. — Ueber den Handschriftenhandel in England giebt der vierte Abschnitt Auskunft; nur 6 Handschriftenhändler in Oxford, einer in Lincoln und 4 in London konnten namhaft gemacht werden. — Was in Betreff Spaniens (fünfter Abschnitt) vom Vorhandensein eines geschäftlichen Verkehres mit Handschriften bekannt ist, beschränkt sich blos auf eine Stelle der Leges Alphonsinae und die Notiz von einem wirklichen Handschriftenhändler in Barcelona.

Daß der Verfasser überall gewissenhaft in kurzen Noten seine Quellen und Hilfsmittel nachgewiesen, bedarf wol kaum erwähnt zu werden. — Großes Interesse wird den Bibliographen die erste Beilage: Bücherpreise (1. Verzeichniß von Preisen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. 2. Bücherschätzung aus Bologna von 1262. 3. Beispiele zu der Bezeichnung Pretium . . . in vielen Handschriften) gewähren.

Das Aeußere des Buches ist geschmackvoll (Druck von C. P. Melzer in Leipzig). F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Die Londoner asiatische Gesellschaft hat jüngst die Kunde von einem zu Koyunjik aufgefundenen Obelisk aus weißem Stein erhalten, der von der Basis bis zur Spitze 9 Fuß 2 Zoll Höhe hat und an seiner Basis 6 Fuß 3 Zoll ins Gevierte mißt, folglich bedeutend größer ist als der von Nimrud im brittischen Museum. Dieser Obelisk ist funfzehn Fuß tief mitten unter einem Erdhügel liegend gefunden worden. Er ist völlig wohl erhalten und unverletzt, nur haben die Basreliefs und Inschriften, die ihn bedecken, leider an mehreren Stellen durch die Nässe gelitten. Es befinden sich 8 Basreliefs auf jeder Seite und jedes Basrelief hat eine Inschrift. Der Obelisk sollte eben an den Obristen Rawlinson geschickt werden, als derselbe schrieb, und er hat seinem Briefe das Schreiben des Herrn beigeschlossen, unter dessen Aufsicht die Ausgrabung beschafft worden ist. Hier ein Auszug aus diesem Schreiben, betreffend die Figuren des besagten Obelisken: „Auf der ersten Seite: 1) Krieger, die einen Thurm belagern; 2) ein König am Ufer eines Flusses in der Nähe eines Thurmes, mit Kriegern, die sonderbare Kappen tragen; 3) ein opfernder König; 4) vierrädrige Wagen, mit zwei Pferden bespannt; ihnen vorauf ein tanzender Mann; 5) ein ähnlicher Wagen, dem Männer mit Geschenken folgen; 6) ein Mann in einem Wagen mit einer Fahne, dem Wagen voran Eunuchen; 7) ein König auf einem Sessel, mit zwei Personen auf Sesseln zur Seite, nebst Dienern und Musikern; 8) sehr verwischt, aber noch ein Theil eines Kastells sichtbar. Zweite Seite: 1) ein König auf dem Marsche in einem gebirgigen Lande; 2) ein König, der ein Kastell belagert; 3) dasselbe Sujet; 4) ein König mit Gefolge; 5) ein Mann, der lose Pferde vor sich hertreibt; 6) Schriftgelehrte, die auf ein verödetes Kastell zugehen; ein König auf seinem Throne und eine kleine Figur auf einem Schemel; 8) ein König, der ein Reh jagt. Dritte Seite: 1) ein König, der eine Festung belagert, die in Feuer zu stehen scheint; 2) ein zweiräderiger Wagen, von zwei Büffelochsen gezogen; 3) Männer, die zu Zweien auf Bänken sitzen; 4) ein Mann, der Pferde treibt; 5) ein Mann, der Büffelochsen treibt; auch einige geheiligte Blumen; 6) ein König, der Flüchtigen nachsetzt; 7) Schaafsheerden und sie hütende Sclaven; aufgeschlagene Zelte; 8) ein König, der auf einen wilden Esel Jagd macht. Vierte Seite: 1) ein König, der ein Kastell belagert; 2) ist verwischt; 3) ein König auf seinem Throne, ein Götzenbild auf einem Schemel sitzend, und Männer, die einen Büffelochsen zur Opferung treiben; 4) Männer, die Geschenke tragen; 5) fünf Figuren, die Könige zu seyn scheinen, aber unter einander verschieden sind; 6) ein zweispänniger Wagen, dem ein anderer Wagen, vom Könige gefahren, vorauf geht; 7) ein König auf dem Marsche; 8) ein König, der Jagd auf einen wilden Stier macht.

Nach der Abschrift eines kleinen Theils der Inschriften, die dem Obristen Rawlinson zu Gesicht gekommen war, ist er der Meinung, der Obelisk könne wohl eine der Arbeiten Assur Akhpal's, des Erbauers des nordwestlichen Palastes zu Nimrud seyn; der Styl und die Sprache gehörten aber vielmehr der Zeit Tiglath Pileser's I. an: entschieden könne er sich nicht eher aussprechen, als bis er den Obelisken selber gesehen habe.

In Californien, auf einem der Berge des Landes Calaveras, existirt, sagt das „Echo of the Pacific", eine Ceder, die der größte Baum der Welt seyn soll. Ein Correspondent des Herald von Sonora, der dies Wunder des Pflanzenreichs gesehn hat, giebt davon folgende Beschreibung: „Unten an der Erde mißt er im Umfange 92 Fuß, vier Fuß höher 88 Fuß, vierzehn Fuß von der Erde 61 Fuß und nimmt dann allmählig mehr und mehr ab. Er ist 285 Fuß hoch, und durchaus nicht unförmlich, wie es die Bäume von ungewöhnlich dickem Stamm meistens zu seyn pflegen, sondern vielmehr auf allen Seiten ein Muster von Symmetrie. Das Alter dieser Riesen-Ceder beläuft sich nach ihren Ringen auf 2520 Jahr. Diesem Könige aller Wälder der Welt soll nun, auf einer Höhe von funfzig Fuß, die Rinde — die an der Basis beinahe vierzehn Zoll dick ist — abgeschält werden, um — mit in der großen Ausstellung zu Newyork zu figuriren. (!)

Die Literary Gazette macht London, und wohl mit Recht, den Vorwurf, daß es, obwohl reicher als Paris, weit weniger als dieses zur Förderung der Literatur und Künste thue, und berichtet dann, zum Beleg dieser Behauptung, daß letztere Stadt in vier bis fünf Jahren 21,000 £ Sterl. im Ankauf von Gemälden für Kirchen und für die Ausschmückung öffentlicher Gebäude ausgegeben habe, ungerechnet beinahe 40,000 £ Sterl., die sie, in einem längeren Zeitraum sich die Verschönerung ihres Stadthauses mit Wand- und sonstigen Malereien durch die ersten Künstler habe kosten lassen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETE

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 63. Sonnabend, den 6. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Minnelieder von J. G. Franke ..... Seite 489
Summarische Uebersicht der vielfältigen Expeditionen, die bis jetzt zur Aufsuchung der verschollenen Expedition von Sir John Franklin unternommen worden sind ..... „ 490
Der wahre Geburtsort Peter Paul Rubens ..... „ 492
Literatur:
Nordische Bilder von Eduard Osenbrüggen ..... „ 492
Anfangsgründe der Physik von Karl Koppe ..... „ 494
Die katholische Kirche, dargestellt in einem Cyclus lyrischer Gesänge, von Chr. Herm. Wiemnbrügge ..... „ 495
Miscellen ..... „ 496

Minnelieder von J. G. Franke.

I.

Was mich im Herzen lieb anspricht,
Gleicht einem Ton — es klinget fort
Und ringet sich empor zu Wort
Und wird im Mund mir zum Gedicht.
Der Rose Duft, der Lerche Lied,
Das Wiesengrün, den Abendstern,
Das Glöd'n, wenn just die Sonne schied
Und manches Andre sing' ich gern;
Jedoch, wie stets mein tiefster Drang
Der reinen Minne nur geweiht,
So auch mein allerschönster Sang
Ertönet Dir, Du holde Maid!

II.

Dürft ich in Deiner Liebe Licht
Mich sonnen und verklären,
Ich wollte dir höchste Lieb',
Der Liebe Treu' bewähren!

III.

Was ist die Klinge ohne Heft,
Der Becher ohne Wein?
Kann schön ein Garten irgendwie
Auch ohne Blumen sein?
Und was ist denn ein Menschenherz* —
Die Frage recht erwägt —
Wenn es im Leben einmal nicht
Voll Liebe freudig schlägt?

IV.

Mein Kind! ich denke oft an Dich
In tiefen Harm versenkt,
Wie Einer, der am Klippenstrand
An seine Heimath denkt.

Ich denk' an Dich und eines steht
Im Herzen mir so klar,
Daß meines Lebens schönster Traum
Der Traum der Liebe war.

Den Busen schwellt die Sehnsucht oft
Nach heimathlicher Ruh:
Doch ach! mein wahres Heimathland
Bist, liebes Mädchen — Du!

Digitized by Google

Summarische Uebersicht
der vielfältigen Expeditionen, die bis jetzt zur Aufsuchung der verschollenen Expedition von Sir John Franklin unternommen worden sind. *)

Früh im Jahre 1845 verließ Sir John Franklin mit seinen Gefährten in den königlichen Schiffen Erebus und Terror das brittische Gestade, um nach der Aufgabe der Admiralität eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer zu versuchen, und, nach dem Wunsche des Präsidenten und des Rathes der königlichen Gesellschaft, eine Reihe Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen. Es sind demnach acht Jahre seit ihrem Abgange verflossen, dennoch überläßt man sich gern der Hoffnung ihrer Wiederkehr. Am 11. Juli 1845 äußert Sir John in einem Briefe von den Walfischinseln an seinen Freund den Obristen Sabine, daß er von jenem Tage ab auf drei Jahr, folglich bis Juli 1848, mit Lebensmitteln und sonstigen Erfordernissen versehen sei, und den folgenden Tag schreibt der Commodore Fitzjames an Herrn Barrow von der Admiralität, „daß sie mit Proviant auf drei Jahre und mit der Dampfmaschine ihre Fahrt fortsetzen würden. Dagegen heißt es in einem Schreiben des Eismeisters Herrn Blenky, an Bord des Terror, an seine Frau: es kann wohl fünf bis sechs, möglicher Weise sieben Jahre währen, ehe wir zurückkehren.“ Am 22. desselben Monats wird aus wieder gemeldet, und zwar durch einen Gewährsmann wie Capitain Penny, daß der Capitain Martin, von der Enterprise, in Melville Bay, im 75° 10' der Br. und 66° W. Länge, folglich an der östlichen Seite der Baffinge-Bay, mit dem Erebus zusammengetroffen sei, und von Sir John gehört habe: „daß sein Proviant auf fünf Jahre ausreiche, und daß er denselben bis auf sieben Jahre bringen könne, indem seine Leute emsig beschäftigt wären, Vögel einzusalzen, deren schon mehrere Fässer voll geschossen seien, während eben zwölf Mann beschäftigt wären, deren noch mehrere zu schießen.“ Endlich sind der Erebus und der Terror noch einmal, am 26. Juli, von dem Capitain des Wallfischjägers Prinz Wallis im 74° 48' N. Br. und 66° 13' W. Länge gesehen worden, wo sie an einem Eisberge vor Anker lagen und darauf warteten, daß sich das Eis in der Mitte öffne, um ihnen die Durchfahrt nach dem Lancastersund zu gestatten.

Nach dem Verlaufe von drei Jahren ohne weitere Nachricht, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit allmählig auf die vermißte Expedition hingelenkt, und die Regierung machte mehrere Versuche, sich mit derselben in Communication zu setzen. Diese Versuche schienen leider nicht am rechten Orte gemacht worden zu sein, und obgleich es der Zeit wohlbekannt war, daß Sir John Franklin vor seiner Abfahrt den Entschluß ausgesprochen hatte, unter gewissen Umständen tief in den Wellington-Canal eindringen zu wollen, ist der Eingang dieses Canals doch erst spät, vielleicht zu spät untersucht worden.

Die Capitains Kellett und Moore, mit den Schiffen Herald und Plover, haben, von dem wackren Herrn Shedden, mit seiner Jacht Nancy Dawson kräftig unterstützt, durch die Behringsstraße den nächsten Theil der amerikanischen Küsten besucht, während die Landexpedition unter Sir John Richardson und Dr. Rae einen andern Theil derselben durchforscht hat. Währenddem haben aber die Barrow-Straßen Schiffe des Sir James Roß nutzlos einen Winter in dem Leopoldshafen gelegen und sind sodann wieder zurückgesegelt. Der arctische Veteran Sir John Roß hat zunächst mit dem Schiffe Felix in der Assistance-Bay überwintert, und ist dann, mit der nun aufgeputzten Adam Beck'schen Fabel, daß die Offiziere und die Mannschaft zweier bewaffneter brittischer Kriegsfahrzeuge von den armen, elenden und harmlosen Eskimos erwartet worden wären, nach England zurückgekehrt. Zunächst sind dann die Capitains Austin Ommanny und Penny auf dem Schauplatz erschienen, und als es ihnen endlich gelungen war, auf die rechte Fährte von unsern verlorenen Landsleuten zu kommen, da sind sie mit ihren sechs Schiffen heimgekehrt, um uns dieses mitzutheilen. Es war ihnen jedoch, als Ueberbringer solcher guten Kunde, der übrige kleine Prinz Albert, durch die unermüdliche Aufopferung der Madame Franklin ausgerüstet, zuvor gekommen.

Die, gemächlich und mit aller möglichen Feierlichkeit einer officiellen Routine begonnene, Aufsuchung hat inzwischen letztlich, und so wie im Handeln entschiedenere Männer berufen worden waren, einen ernsteren Charakter angenommen. Sir Edward Belcher ist Franklin durch den Wellington-Canal gefolgt, Kellett hat sich westlich nach der Melville-Insel gewandt, der wackre Amerikaner, Herr Grinnell, hat, mit dem Ergebniß seines ersten Unternehmens nicht zufriedengestellt, eine zweite Expedition entsandt; der Capitain Kennedy, der sich am Bord des Prinz Albert einen Namen gemacht hat, nun aber das Schiff der Madame Franklin, Isabella befehligt, ist nach der Beringsstraße abgegangen, um die Spur der vermißten Collinson und M'Lure zu verfolgen; Inglefield und Bellot sind endlich mit dem königlichen Dampfschiffe Phönix abgegangen, um sich mit dem Geschwader von Sir Edward Belcher in Gemeinschaft zu setzen und das Resultat von dessen Forschungen heim zu bringen.

Der Phönix kann in November zurück erwartet werden, und wir dürfen dann — wenn überall — auf gute Kunde hoffen; sicher können wir auf irgend eine Nachricht über unsre verschollene Expedition rechnen. Die Isabella, ein Schraubre-Schooner von 140 Tonnen und 16 Pferdekraft, durch Madame Franklin und ihre geographischen Freunde ausgerüstet und ursprünglich zu einer Fahrt durch die Beringsstraße bestimmt — wohin ein Dampfschiff zu senden bislang von der Regierung versäumt worden ist — war wegen Mangel an den nöthigen Fonds durch Madame Franklin der Admiralität zum Dienste in den arctischen Gewässern angestellt worden, diese war aber auf dies Anerbieten nicht eingegangen. Da erbot sich ihre hochherzige Eignerin, sie irgend jemandem zur Verfügung zu stellen, der im Stande sei, den bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln, den sie an Bord hatte, Sir Edward Belcher zuzuführen, ein Anerbieten, auf welches der Commodore Inglefield — der sich zuvor der Admiralität mehrere Male als Freiwilliger zur Aufsuchung von Sir John Franklin angeboten hatte, — unter der Bedingung einging, daß ihm freie Hand gelassen würde, die Richtung einzuschlagen, die ihm die beste zu sein schiene. Er trat sodann, durch die Behörden des Werfts von Woolwich gütig unterstützt, am 6. Juli v. J. die Fahrt zu den arctischen Regionen

*) Mit Bezug auf: „A Summer Search for Sir John Franklin; with a Peep into the Polar Basin. By Commander E. A. Inglefield, R. N. With Short Notices, by Professor Dickie, on the Botany, and by Dr. Sutherland, on the Meteorology and Geology.

Digitized by Google

von der Themse aus an. Nach einigen Abenteuern mit Bären und Eskimos an der grönländischen Küste, und nachdem er die neu entdeckten Strecken durch die Ertheilung von folgenden Namen: Northumberland, Herbert, Milne, Beaufort, Murchison, ꝛc. verewigt hatte, befand er sich bereits am 26. August auf eine halbe Meile Abstand vom Cap Alexander. Aber hier wollen wir ihn selber sprechen lassen:

„Wir standen im Begriff, in das Polarmeer einzulaufen, und da durchkreuzten sich in meinem Gehirn die Gedanken, zu dem Pol zu gelangen, den Weg zur Beringsstraße aufzufinden, vor Allem aber Franklin anzutreffen und ihm Beistand zu leisten. Nur noch wenige Stunden, und wir lagen entweder in sicherem Winterquartier, oder steuerten vorwärts in dem ungefrorenen Polbecken. Ich hatte nun, wie man es sich leicht denken kann, vollauf zu thun, und mein Bleistift wie mein Sextant kamen mir Nachts noch weniger wie des Tags selten aus der Hand. Wir sahen eine Menge Seegräser treiben, an deren Wurzeln verschiedene Arten Asterien und Muscheln hingen, und die Seiten des Alexandercaps waren mit grünen Moosen und Gräsern bedeckt. Dies Vorgebirge ist merkwürdig, und eine kleine Insel, nach Süden, die ich Sutherland-Insel benannte, ist's nicht minder. Das Ufer zwischen dem Alexandercap und dem Cap Robertson hat die eigenthümliche Tafelform, die so merkwürdig im Lancastersund ist; dies Tafelland aber war mit hohen Gletschern besetzt, die durch die Bahn gebrochen Schluchten alljährlich ihren Tribut an Eisbergen liefern. Als ich um das Cap Alexander herumfuhr, da durchzuckte mich das Bewußtsein, das Polarmeer erreicht zu haben; denn ich erblickte das offne Meer, wie es sich über sieben Punkte des Compasses hin erstreckte und anscheinend frei von Eis, aber in Osten und Westen durch zwei deutlich zu erkennende Vorgebirge begränzt war, von welchem wir das Eine, auf dem westlichen Ufer, Prinz Albert nannten, weil es sich glücklicher Weise traf, daß wir dasselbe zuerst am Geburtstage Sr. Königl. Hoheit gewahrten. Unmittelbar im Norden des Alexandercaps, wurde unsre Aufmerksamkeit durch mehrere tafelkoppige Klippen angezogen, die so vollkommen eben und nie Gallerien abgetheilt erschienen, daß sie mich sofort an die Glasseiten unsres großen Ausstellungsgebäudes erinnerten, daher ich ihnen den Namen Krystallpalastklippen beilegte. Merkwürdig verschieden im Ansehn von dem Lande nordwärts des Alexandercaps, war dasjenige des Landes im Süden desselben Caps: dort begegnete dem Blicke nichts als schneebedeckte Berge und Klippen, während eine unsichtbare Kraft im Norden Alles lieblicher gestaltet zu haben schien; hier zeigten sich die Felsen in ihrer natürlichen schwarzen oder rothbraunen Farbe, und der Schnee, welcher das südliche grieginne Ufer mit einem großen weißen Laken bedeckte, hatte dasjenige in dieser höheren Breite nur an einzelnen Stellen getupft. Wir fuhren weiter, weil das Wetter schön war, und lieblich war in der That der Anblick, dessen wir genossen: die Sonne hatte sich eben eine Stunde hinter dem Horizont gesenkt und schoß ihre Strahlen noch weit hinaus in das nördliche Firmament, dem Schnee im westlichen Theil des Landes einen carmoisinfarbenen Anstrich gebend und über die Natur einen Feuerschein verbreitend, der grell mit der schneidenden Kälte contrastirte."

Am Morgen des 27. drehte sich der Wind jedoch nach Norden, und machte, indem er allmählich in einen Sturm ausartete, jedem Weiterkommen in dieser Richtung ein Ende. Bei der Rückfahrt nach der östlichen Küste wurde dann ermittelt, daß dieser Einlauf in das muthmaßliche Polarbassin eine Breite von 36 Meilen hatte. Den schon angegebenen Namen wurden noch folgende: Prinz Wallis, Victor, Prinzessin Marie von Hamilton, Camperdown, Sabine, Caccesi, Wade, Leeds, Belton, ꝛc. hinzugefügt, und der nördlichste Punkt der östlichen Küste nach Friedrich VII von Dänemark benannt, aus Dankbarkeit für die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, die man ehrsten Sr. Majestät Beamten auf Grönland erfahren hatte. Eine Insel im Norden der Krystallpalastklippen wurde Littleton genannt, und eine zweite, fern im Norden, erhielt den Namen Ludwig Napoleon, in Anerkennung mehrerer schmeichelhafter Aufmerksamkeiten, die er dem Commodore Inglefield zur Zeit seines Aufenthalts in Frankreich erwiesen. Nachdem dieser durch eine gute Beobachtung ermittelt hatte, daß seine nördliche Stellung 78° 28′ 21″ N. Breite gewesen, er also mit seinem kleinen Fahrzeuge in dieser Richtung 140 Meilen weiter gekommen war, als je ein Seeman vor ihm, steuerte er nach Süden, und drang, nachdem er große Schwierigkeiten und Gefahren zu bestehen gehabt hatte, bis 84° 10′ W. Länge und 76° 11′ N. Br. in den Jonessund vor, wonach er, am 1. September, sich wieder nach Osten, der Baffins-Bay zu wenden mußte. Er war inzwischen westlich genug gewesen, um sich zu überzeugen, daß das nördliche Ufer des Jonessund plötzlich nach Norden zu abfällt, während sich dessen südliches Ufer weithin in westlicher Richtung ausdehnt und in der Ferne verliert, wodurch denn unsre früheren Karten über diese Region berichtigt werden. Weiter nach Süden steuernd, setzte sich die Isabella, durch den Lancastersund und die Barrowstraße, mit Sir Edward Belcher's Depotschiff North Star, bei der Berchey-Insel in Communication, und der Capitain Pullen nebst seiner Mannschaft waren nicht wenig erstaunt, als sie dieselbe am 7. September um dem Punkt der Erebus und Terror-Bay herum dampfen sahen. Von Capitain Pullen erfuhr man, daß Sir Edward Belcher und der Capitain Kellet vor ungefähr drei Wochen mit ihren Dampfstrudern, Ersterer den Wellington-Canal hinauf, Letzterer nach der Melville-Insel abgegangen waren, und daß der Dr. Macormick sich in einem Boote mit der Untersuchung der Prinz Alfred und Barings-Buchten beschäftigte.

Es war die Absicht des Capitains Pullen, im Frühjahr eine Gemeinschaft mit Sir Edward vermittelst Schlitten zu beschaffen, und es war zwischen ihnen bereits ein Sammelplatz verabredet worden. — Als um Mitternacht der Briefbeutel fertig, und geheizt war, verließ die Isabelle die Bay bei schönem hellen Mondschein; aber schon den andern Tag hatte sie mit widrigem Winde zu kämpfen, und der Rest der Reise ward mit dem vergebenen Streben, auf dem Heimwege an den westlichen Ufern der Davisstraße hinzugleiten, zugebracht. Am 4. November, an demselben Tage, wo sie vor vier Monaten Woolwich verlassen hatte, ging sie zu Stromneß vor Anker, nachdem sie, wie eine hohe Autorität sich ausdrückt, eine der merkwürdigsten Fahrten zurückgelegt hatte, die je gemacht worden sind.

Digitized by Google

Der wahre Geburtsort Peter Paul Rubens'.

Herr R. C. Bakhuizen van den Brink (— beim Reichsarchiv im Haag angestellt und wahrscheinlich Nachfolger des kürzlich verstorbenen hochverdienten Archivars de Jonghe —), der die Geschichtswissenschaft schon mit manchen Urkunden von hohem Interesse bereicherte, hat kürzlich herausgegeben: Het huwelyk van Willem van Oranje met Anna van Saxen, historisch-kritisch onderzocht (durch C. Muquardt in Brüssel, Gent und Leipzig zu erhalten). Forschungen, welche sehr bemerkenswerthe Entdeckungen zur Folge gehabt, setzten den Verfasser in den Stand den Geburtsort Rubens' festzustellen. Der Fürst der belgischen Maler ist nicht zu Antwerpen, wie flämische Schriftsteller im Uebermaaße des Nationalgefühls es zu behaupten versuchten, geboren. Er ist nicht geboren in Köln, wie man gewöhnlich glaubt. Peter Paul Rubens ist geboren, wie der Verfasser beweist, in der kleinen Stadt **Siegen** (Kreisstadt in Preußen, Regierungsbezirk Arensberg, Kreis Siegen, an der Sieg), woselbst sein Vater während der Jahre 1573—1578 sich als Gefangener auf Ehrenwort aufhalten mußte, weil er mit Anna von Sachsen in einem zu verlangten Verhältnisse gelebt hatte, und wohin Rubens' Mutter, um sich mit dem Gatten, dem sie großmüthig verzichen, wieder zu vereinigen.

Die Entdeckung des Herrn Bakhuizen van den Brink wird in der Kunstwelt kein geringes Aufsehen erregen.

(Vgl. L'Indép. belge. vom 16. Juli.) F. L. H.

Nordische Bilder von Eduard Osenbrüggen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1853. VII (VIII) u. 273 Seiten. 8.

Um diese Bilder vom richtigen Standpunkte aus zu beschauen, muß man den Zeichner selbst zum Wegweiser und Erklärer nehmen. Er sagt von ihnen: „Die hier zusammengefaßten Bilder sind in den letzten vier Jahren, einer wechselvollen Zeit meines Lebens, gezeichnet und tragen die Spuren der verschiedenen Zeiteindrücke deutlich genug an sich. Aber dem ersten größten Bilde kann man es nicht ansehen, daß es skizzirt und großentheils ausgeführt wurde an einem Ort, wo das Schicksal zu manchen Menschen eine tragische Sprache redet, von der kein Ton in die Außenwelt dringt — in den Mauern der geheimen Polizei zu St. Petersburg. Es war die Zeit unmittelbar nach der freundlichen nordischen Reise, die jenes Bild zeigt — les extrêmes se touchent. So echtrussisch das Verfahren gegen mich war, dem man es zum Vorwurf machte, daß „meine Ansichten nicht mit dem Geist der russischen Regierung übereinzustimmen schienen", so sehr muß ich es anerkennen, daß der hohe militärische Beamte, von dessen Bestimmung die Gestaltung meiner äußern Lage in jenen Wochen meistentheils abhing, mich mit großer Rücksicht und dem feinen Takt eines gebildeten Mannes behandelte. Wir verstanden uns, so sehr auch unsre Grundsätze aus einander gingen. Die von ihm gewählte Form hatte etwas durchaus Versöhnendes und trug besonders dazu bei, daß ich die ruhige Fassung, die ich nicht verlieren wollte, mir leicht erhielt. Als mir mein Urtheil verkündet wurde, nicht in steifer, gepanzerter Schwerfälligkeit und unter endlosen Erwägungen, sondern mit der leichten französischen Phrase „Monsieur, il faut que vous quittez la Russie", da fühlte ich, daß die Vorsehung mich rasch erlösen wollte aus beengenden Verhältnissen, die ich weder abschütteln, noch länger ertragen konnte. Und als die Segel des Schiffes zu schwellen begannen, das mich zur Heimat zurückführen sollte, da rief ich: Thalatta! Thalatta! — und frei aufathmend begrüßt' ich das Meer, das liebe rettende Meer.

Wegen einiger besonderen Beziehungen füge ich hinzu, daß die Characteristik der Universität Dorpat im Sommer 1852 geschrieben ist. Die aktenmäßige Basis der letzten kleinen Erzählung „die Jungfrau von Treiden" ist enthalten im zweiten Bande von M. von Wolffeldt's Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprocess in Livland, Esthland und Curland.

Diejenigen von den zwölf Bildern, welche bereits in Zeitschriften erschienen sind, haben Beifall gefunden; möchten sie in der veränderten Gestalt und in der Zusammenstellung mit neuen Bildern ein weiteres Interesse gewähren!"

Das erste größere Bild schildert uns eine kurze Wanderung in Finnland; der bedeutende Unterschied zwischen den Finnen und ihren esthnischen Stammesgenossen, der sich entschieden zu Gunsten der ersteren herausstellt, wird an manchen Beispielen anschaulich gemacht. — Von dem Universitätsgebäude in Helsingfors giebt der Verfasser eine nähere Beschreibung. „Das eigentliche Universitätsgebäude liegt dem Senatshause gegenüber an einem großen Platze, dessen dritte Seite die neue Kirche ziert, während an der vierten eine Reihe großer Privathäuser steht. Eine hohe breite Freitreppe von Granitstufen führt in das Universitätsgebäude, dessen innere Pracht unsere schon hoch gespannten Erwartungen übertraf, und besonders war es die Aula, gegen deren Eleganz alle bisher gesehenen heiligen Hallen dieser Art zurücktraten. Die amphitheatralisch gebauten Sitzreihen von schön polirten und gepolsterten Bänken, das zierlich elegante Katheder mit den goldenen Löwen führen unwillkürlich auf den Gedanken, ob nicht das wissenschaftliche Wort und ernste Feierreden in einem weniger üppigen Saale einen sicherern Eindruck auf die Zuhörer machen würden, die wirklich zum Hören und nicht zum Sehen und Besehenwerden gekommen sind. Sehr geschmackvoll ist der Conferenzsaal, in welchem an dem großen rothbetuchten Tische die Professoren ihre Sitzungen und Berathungen halten. Die Auditorien sind hell und geräumig. Für die Zuhörer sind in denselben nur Bänke, keine Tische, also zu Schreibmaschinen werden die Studenten hier nicht gebildet. Eine elegante Ordnung ist in den großen Sälen, in welchen die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität aufgestellt sind." — Ueber die Fennomanie und die Cultur der finnischen Sprache heißt es: „Die Sprache der gebildeten Finnländer ist bekanntlich die schwedische, aber in neuerer Zeit ist eine Fennomanie sehr verbreitet; man schmeichelt sich sogar mit der Hoffnung, die finnische Sprache statt der schwedischen in die höhern Lehranstalten, selbst auf der Universität einzuführen. Ich habe herrliche Menschen mit Begeisterung davon reden hören. Dieses nationale Streben ist gewiß von einer Seite sehr zu loben, denn eine sprachliche Divergenz zwischen den Gebildeten und dem Volk eines Landes kann zu einer furchtbaren Entfremdung führen, aber das trop tard gilt wohl auch hier. Die Geschichte weist Beispiele auf, daß man in der zwölften Stunde vergebens eine Nationalität zu retten

Digitized by Google

suchte. Vielleicht ist für Finnland nur erst die eilfte Stunde gekommen, aber das assimilirende Russenthum wird auch in Finnland siegen, wie es in Liv-, Esth- und Curland gesiegt hat, wo ebenso die Gebildeten und Besitzenden zu dem Volke seit einer Reihe von Jahrhunderten in einem nationalen und sprachlichen Contrast stehen. Von jenem Rettungsversuch in Finnland ist um so weniger Heil zu erwarten, da aus materiellen Rücksichten die Bewohner Finnland's sich der russischen Regierung hinneigen. Es war mir überraschend, in Finnland so wenige Sympathien für Schweden zu finden, obgleich der Verkehr mit Schweden doch bedeutend ist. Bei jener Fennomanie waltet auch wohl der verzeihliche Irrthum ob, daß die einerseits reiche finnische Sprache, in der so herrliche alte Gedichte existiren, den Anforderungen der modernen Wissenschaften genügen könne. Mögen die Finnländer stolz den Doctor Lönnrot den finnischen Homer nennen, und mögen die Helden der Kalewala,*) wie ein begeisterter Franzose sagt, oft wie die Propheten der Bibel reden, und mag der Complex von Gedichten unter dem Namen Kanteletar den poetischen Sinn der Finnländer und die Schönheit ihrer Sprache beurkunden, eine Weiterbildung dieser Sprache zur Sprache der Wissenschaft würde eine allmählige, ruhige Entwickelung unter der Bedingung einer ungestörten, politischen Existenz der Nation sein müssen. Fragen wir, was in neuerer Zeit in finnischer Sprache gedruckt ist, so erhalten wir die Antwort: Erbauungsbücher und landwirthschaftliche Schriften. Ein Mehreres erlaubt auch Rußland nicht. Finnlands bester Dichter, Runeberg, dichtet in schwedischer Sprache, und mit Begeisterung singen und lesen die Finnländer seine Gedichte, und die Klugheit erheischt auch, daß sie festhalten an der schwedischen, also germanischen Bildung, sie kommen sonst in einen Conflict mit sich selbst, den sich Rußland wird zu Nutze machen."

„Die Russificirung der Ostseeprovinzen", ist der zweite Aufsatz überschrieben; es wird darin an einen anderen, 1847 vom Verf. geschriebenen: „Deutschthum und Russenthum in den Ostseeprovinzen Rußlands" erinnert. Das zum Theil tumultarische Ueberfahren der Esthen und Letten zur griechischen („orthodoxen") Kirche spielt hier eine Hauptrolle. — Die folgenden Skizzen sind gleich den eben angeführten durch lebendige Darstellung der Ergebnisse aufmerksamer Selbstbeobachtung eben so belehrend als unterhaltend. Zuerst: die Kirchhofsfeier auf dem Angen'schen Friedhofe, der sich durch seine reizende Lage auszeichnet. Dann: die Herren und Barone in Livland (— die Clique der livländischen Chinesen; die Kraut- oder Pulkojunker, die Krippenreiter —); führt der Verf. hier einige Caricaturen des Ritterthums vor, so ist er doch gerecht genug, einzuräumen, daß Livland auch Edelleute aufzuweisen hat, die edle Männer und nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind, und widmet der Erinnerung an einen der trefflichsten, durch hohe Gesinnung und reiche Bildung hervorragenden derselben, an Carl Axel Ceistee, Freiherrn von Bruiningk, mehrere Seiten. — In dem Aufsatze: „Die Esthen und ihre Poesie", ist namentlich auch der „gelehrten esthnischen Gesellschaft" in Dorpat und ihrer „Verhandlungen" gedacht. „Der Stifter" wird hinzugefügt, „und mehrjähriger Präsident dieser Gesellschaft, die durch seinen Tod ihre Schwungkraft verloren hat, Doctor F. Faehlmann, war selbst aus dem esthnischen Volk hervorgegangen und einer der edelsten, genialsten Männer in Livland. Was er der leidenden Menschheit als großer Arzt, den Armen als aufopfernder Wohlthäter, den für ihn begeisterten Freunden als der echtgemüthliche, humoristischer Genosse war, das wird lange in der Tradition leben in Dorpat und in weiteren Kreisen. Seine Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung der esthnischen Sprache und die alte Poesie der Esthen bekunden eine wunderbare Begabung. In dem ersten Bande der „Verhandlungen" hat er mehrere Sagen der Esthen in einer unübertrefflichen deutschen Nachbildung gegeben: das Entstehen des Embachs, Wannemuine's Sang, das Lesen der Sprachen, Koit und Ämmarik (Morgenroth und Abendroth). Besonders die letztere ist durch die innigste Poesie ausgezeichnet." — Aus den Verhandlungen werden die Sagen von Koit und Ämmarik und die höchst eigenthümliche „Schöpfungsgeschichte", welche man kennen muß, um die alten Sagen der Esthen zu verstehen, mit Faehlmann's Worten mitgetheilt. Die letztere möge auch hier einen Platz finden: „Altvater (wanna Issa, wanna Tuut oder mit dem besonderen Namen Tara) bewohnte seinen hohen Himmel; in seiner Halle prangte die hehre Sonne. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wannemuine (am besten übersetzt: der Aelteste der Andern). Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haar und Bart und ihm die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirn trübten, spielte Wannemuine vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine lieblichen Lieder. Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirn und Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lämmekuno (Heißfinger, Heißnagel), ein munterer Jüngling, voll Laune, immer froh, aufgelegt zu jedem Muthwillen. Andere, wie Wibbonne — der gewaltige Bogenschütze — sind weniger beachtenswerth. Alle aber betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kollewe oder Kalzowe oder Kalzowald (Felsgebirg).

Da trat nun der Alte zu den Helden und sagte: Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen. Betroffen sahen ihn drob die Helden an und antworteten: Was du in deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein. Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Weltschöpfung und legte sich zur Ruhe nieder. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stuhl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und befestigte die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so daß sie selber auf- und niedersteigt. Voll Freude ergriff

*) Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. 1852. Unter Mitwirkung der Literaturgesellschaft zu Helsingfors, des schwedischen Uebersetzers und C. G. Borg's. Dr. Lönnrot sammelte zuerst die unter den Finnen noch lebenden Lieder zu einem zusammenhängenden Epos. Die 2. Originalausgabe erschien 1849 (Original, deutsche und schwedische Uebersetz. durch Carl B. Lorck in Leipzig zu beziehen.) H.

Digitized by Google

Wannemuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde und die Singvögel folgten ihm, und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sprießten Blumen hervor, und wo er auf einem Steine sitzend sang, wuchsen Bäume hervor und die Singvögel setzten sich darauf und begleiteten seinen Gesang. Lämmeküne jubelte in den Wäldern und auf den Höhen herum und Wibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärmen und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er sagte zu den Helden: Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen; eure Sache ist's, sie zu verschönern. Und bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Gethier und werde dann die Menschen schaffen, welche die Welt beherrschen sollen. Den Menschen will ich aber schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich rühmen könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befreunden und euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, das dem Bösen nicht so leicht unterliege. Das Böse mag und kann ich nicht vertilgen, es ist des Guten Mangel und Stachel.

Wannemuine schickt noch jetzt seine Boten zur Erde, damit die Menschen den Gesang nicht vergessen, aber das Herz der Esthen ist zu schwer, um an heiteren Weisen Freude zu finden; höchstens aber glauben sie an die Verheißung: Wannemuine wird selbst einmal wieder kommen, wenn das Auge des Glück's wieder auf diesen Fluren weilen wird!"

Unter den „Zügen aus dem Leben der Esthen" kommen merkwürdige Beiträge zur Geschichte des Glaubens an Hexerei und der Hexenprozesse vor. Die Schilderung des livländischen Waldes wird durch ein Schauergemälde aus dem Jahre 1827 belebt, das vielleicht besser der Vergessenheit anheim gegeben wäre. — Die schicksalslose Stadt (Werro), Bauer und Edelmann, die Düna, die Jungfrau von Treiden, vier kleine Artikel und ein umfassenderer: die Universität Dorpat, füllen den übrigen Raum des Buches. Der zuletzt erwähnte ist wol das neueste Gemälde dieser Hochschule; eine Persönlichkeit, deren Einfluß auf die Universitätsverhältnisse als kein erfreulicher erscheint, ist in sarkastischer Weise charakterisirt; dagegen den Verdiensten des Fürsten Lieven, des Rectors Gustav Evers, des Grafen Sergius Uwarow und F. Parrot's die gebührende Anerkennung gezollt. Von Parrot erzählt der Verfasser: „Unendlich viel verdankt die neue Hochschule dem ersten Rector, dem Professor der Physik, F. Parrot, dem Jugendfreunde Cuvier's und der Gebrüder Pfaff, einem Manne der Kraft, der noch jetzt als emeritirter Academiker in Petersburg lebt und durch den jährlichen Gebrauch des Seebades in Helsingfors sich so zu verjüngen versteht, daß, nachdem er vor mehreren Jahren die goldne Hochzeit mit seiner zweiten Frau gefeiert hatte, nachdem diese nun heimgegangen, er in seinem 86. Lebensjahre zum dritten Male eine jüngere Lebensgefährtin mit ehelichen Banden an sich gefesselt hat. Parrot wußte sich das persönliche Vertrauen des Monarchen in einem hohen Grade zu erwerben, und mit Stolz erzählt man fortwährend in Dorpat, wie dort bei dem ersten Besuch des jungen Kaisers dieser den glücklichen Rector unter den Arm genommen habe und auf dem Domberge mit ihm auf und ab gewandelt sei."

Papier und Druck sind schön. H.

Anfangsgründe der Physik für den Unterricht in den obern Klassen der Gymnasien und Realschulen, sowie zur Selbstbelehrung von Karl Koppe, Professor und Oberlehrer am königl. preuß. Gymnasium zu Soest. Mit 236 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Karte. Vierte verbesserte Auflage. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1853. VII u. 479 SS. Gr. 8.

Wir haben in Nr. 104 des Jahrganges 1850 dieser Zeitschrift, S. 818 u. 819, über die zweite Ausgabe des Lehrbuches berichtet und das Eigenthümliche, die Vorzüge und Reichhaltigkeit desselben hervorgehoben. Wir erwähnten dort, wie bedeutend die Zahl der Lehranstalten, in welche es in einem kurzen Zeitraume eingeführt wurde; daß sich die Zahl derselben noch vermehrt, daß der Beifall, welcher dem Buche allgemein zu Theil ward, sich fortwährend vermehrt, dafür spricht wol am vollgiltigsten der Umstand, daß in kurzer Zeit eine dritte, jetzt eine vierte Auflage Bedürfniß geworden ist.

Die Anordnung und Eintheilung des Stoffes ist unverändert geblieben. Voran geht eine kurze Einleitung; dann wird in der ersten Abtheilung von den mechanischen Erscheinungen, in der zweiten von den chemischen, magnetischen und electrischen Erscheinungen, in der dritten vom Schalle, vom Lichte und der Wärme gehandelt. Der Verfasser hat auch diese Auflage durch Berichtigungen und Ergänzungen verbessert und bereichert; zu den erheblichsten gehören diejenigen, welche die folgenden Paragraphe erfahren haben: Das Trägheitsgesetz und die Schwungkraft; Zusammensetzung der Kräfte, welche auf einen Punkt wirken; Zusammensetzung und Zerlegung paralleler Kräfte; Hebel; physisches Pendel; Anwendung des Mariotte'schen Gesetzes; Diamagnetismus; Versuche über electrische Vertheilung; die Volta'sche Säule oder Batterie; Wirkungen der Volta'schen Säulen; constante Ketten oder Batterien; Einwirkung des electrischen Stromes auf die Magnetnadel; electrische Telegraphie; electrische Uhren; Ampère's Theorie; electrische Induction; electrische Spannungserscheinungen an ungeschlossenen Inductionsspiralen; Schwingungszahlen der Töne; Lippenpfeifen; Geschwindigkeit des Schalles in der Luft; Interferenz der Schallwellen; das Brechungsgesetz, u. a. Der Verf. verdankt einen Theil dieser Verbesserungen den Rathschlägen der Herren Dr. Fischbacher und Professor Wilde. — An manchen Stellen ist, wo es zulässig schien, eine kürzere Fassung angewendet worden. — Die zweite Auflage enthielt 195 Holzschnitte, die vorliegende enthält 236, also auch hier hat eine ansehnliche Vermehrung Statt gefunden.

Wir empfehlen das treffliche Buch Allen, die sich mit der interessanten Wissenschaft, die in demselben gelehrt wird, bekannt machen wollen, bestens.

Das wohlverdiente Lob, welches der äußeren Ausstattung der früheren Auflage ertheilt wurde, gebühret auch der neuesten.

H.

Digitized by Google

Die katholische Kirche dargestellt in einem Cyclus lyrischer Gesänge, von Chr. Herm. Wienenbrügge. Aus den hinterlassenen Papieren nebst einer biographischen Skizze herausgegeben von Dr. F. X. Biunde. Trier, 1853. Verlag von F. A. Gall. XIII (XIV) u. 135 SS. 12.

Der Dichter war 1813, den 16. Januar zu Borken in Westphalen geboren. Er widmete sich in Bonn den philosophischen und philologischen Studien mit unermüdlichem Fleiße und dem glänzendsten Erfolge, sie sagten aber seiner wachsenden ernsten Lebensanschauung im längern Verlaufe nicht mehr zu; damals entwarf er die Grundzüge zu der vorliegenden Dichtung, an welcher er bis zu seinem Ende fortwährend arbeitete. Am 6. März 1841 empfing Wienenbrügge die Priesterweihe und war bis 1845 Kaplan in Merzig, dann wurde er Pfarrer in Wadgassen im Dekanate Saarlouis und 1846 als ordentlicher Lehrer und speciell als Religionslehrer an die damals vereinigte und neu organisirte höhere Bürger- und Provinzial-Gewerbschule zu Trier berufen. Es war dies ein schweres Amt, das sehr nachtheilig auf seine Körperkräfte wirkte. Mit dem Ablaufe des Jahres 1848 bildete sich zu St. Antonius in Trier auf der Grundlage einer älteren Privat-Töchter-Schule eine höhere Stadt-Mädchenschule unter der Leitung des Stadtrathes, und dieser wußte, wie es in der biographischen Skizze heißt, sowol für Ertheilung des Religions-Unterrichts als für die Leitung der Anstalt keine geeignetere Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen, als Wienenbrügge. Doch nur kurze Zeit war es ihm vergönnt auch in dieser neuen Stellung segensreich zu wirken. Er starb an einem Herzschlage am 10. April 1851. „Der unabsehbar lange Leichenzug", sagt Herr Dr. Biunde, „gebildet aus allen Ständen, bekundete das Gefühl des schmerzlichen Verlustes. Sein Testament hatte er am Tage des h. Augustinus 1849, während die Cholera in Trier grassirte, olographisch angefertigt; sehr sinnig sprach es seine Habseligkeiten dem neu gegründeten Mutterhause der barmherzigen Schwestern in Trier zu. Diese Anstalt errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal über seinem Grabe auf dem Friedhofe zu St. Paulin bei Trier." Außer Collektaneen, meist ästhetischer Natur, und Studienheften hinterließ er eine Menge Predigtskizzen und poetische Versuche.

Der Cyklus besteht aus sechs Liedern: Hain; Vorhalle; der erste Tempelraum: Glaube; der zweite: Hoffnung; der dritte: Liebe; Aussicht; Epilogus. Die Dichtung hat theilweise etwas Dramatisches und sind den einzelnen Gesängen mehrere kleinere eingewebt, oder schließen sich an dieselben an, z. B. Lied der getauften Brüder; Jungfräulichkeit. Das Ganze ist der Erguß eines innig frommen Gemüthes; die katholische Kirche, ihre Mysterien und Sakramente werden, nicht ohne Anklänge an die griechische und römische Göttermelt, die aber natürlich ihnen gegenüber in Nichts versinkt, mit einer Begeisterung, die nicht durch Kunst, sondern durch den Glauben hervorgerufen, besungen und gepriesen. — Die einzelnen Dichtungen sind mit einander so eng verbunden, daß sie nur in der Gesammtheit richtig gewürdigt werden können; daran zu erinnern ist Pflicht, um durch die Bruchstücke, die wir folgen lassen, keine falsche Beurtheilung zu veranlassen.

Aus dem fünften Liede: Der dritte Tempelraum. Liebe.

Der Säulengang der hehern Himmelshoffnung,
Worin wir jetzt so licht und frei gewandelt,
Hat nur ein einz'ges Thor in diesen Raum.
Sein Bogen ist von Rosen dicht umranket
Und ruht auf einer weißen Marmorschwelle. —
Wenn je, geliebte Brüder, schüttelt jetzt
Den Staub von euren Füßen;
Wir treten in der Liebe Tempel nun,
Es ist der letzte und der schönste auch.
Doch was ihr seht ist innerstes Geheimniß,
Von dem der Schleier nimmer wird gelüftet. —

Am Liebesmahle, unter seinen Jüngern
Am Abend vor der fürchterlichsten Nacht,
Seht ihr den Heiland sitzen, himmlisch ruhig,
Und göttliche Erhabenheit im Blicke.
An seinem Busen ruht der Liebe Jünger —
O, an der ew'gen Liebe Busen
Da ruht Johannes! —

„Nehmt hin und esset, dieses ist mein Fleisch —
„Nehmt hin und trinket, dieses ist mein Blut —
„Nehmet mich hin in Gottheit und Menschheit
„Zum ewiglichen Angedenken."

Wenn Apollon's und der Musen
Vielstimmiger Gesang und Saitenspiel
Durch den Olymp erschollen,
Saßen schweigend die Götter und horchten
Von den goldnen Sitzen her;
Des Donners Adler schwebte stille lauschend
Auf den ruhenden Wolken —
So sang Hella's hehrste
Lauteste Lyra. —
Wenn die Scharen seliger Engel
Hell umstrahlt von göttlichem Schimmer
Niederkreisen und laut frohlocken:
Halleluja! Halleluja!
Da verstummt auf ihren Lippen
Jedes andre Lied;
Halleluja, Halleluja
Tönt es in ewigen Harmonien! —

Und wenn Jesus Christus
Sich zur himmlischen Speise
Sterblichen Lippen darbeut,
Sollte die menschliche Zunge
Worte und Töne finden
Seiner Verherrlichung werth? —
Schweige du, wie der Adler!
Schweige du, wie der Seraph,
Der am Throne der Gottheit
Sich verhüllend darniedersinkt!
Schweige du nur und fühle,
Schweige du und empfinde,
Was wir Gott über Menschen
So über Worten erhaben ist.

Digitized by Google

Aus dem sechsten Liede: Aussicht.

So steht die Kirche Gottes herrlich da,
Begründet auf dem Felsen ew'ger Wahrheit,
Worauf des Glaubens hehre Säulen ruhen.
In schönster Einheit steht sie heilig da,
Und auf der Leiter ihrer reichen Gnaden,
Hebst über alle Stufen sie die Seelen
Der Gläubigen in's ew'ge Himmelreich.
Die Hoffnung schlinget immer grüne Reben,
Um ihres Baudes feste Felsensäulen.
Sie überschaut mit ihrem höchsten Haupte
Die ganze Reihe folgender Geschlechter,
Und zählt die Theuern schon, die auserwählt
In ihren sichern Arm sich werfen werden.
Die Liebe endlich ist das reiche Herz,
Das seine Wunderkraft durch tausend Pulse
In Alles strömet, was da lebt und athmet,
Und das die Tropfen seines Wonnetrankes
In jede Menschenbrust herniederträufelt,
Die sich ihr auf in Glaub und Hoffnung schließt. —

Aus dem siebenten Liede: Epilogus.

Ahne nur, ahne
Forschende Seele,
Was die Geheimniß!
Sterblichen Augen
Wird nicht das „Siegel"
Völlig gelöset!
Wird nicht der Schleier
Völlig gelüftet!
Aber das Eine,
Brüder, bedenket,
Schreibt es mit goldenen
Ewigen Lettern
Tief in den zarten
Herzensgrund:
Liebe. —

Leuchtende Sonne
Irdischer Nächte,
Eherne Säule
Ewiger Dauer,
Wenn auch in Trümmern
Welt sich begräbt:
Glaube! —

Leben im Tode,
Trost an dem Grabe,
Goldene Kette,
Welche die Erde
Fest an den Himmel
Ewiglich knüpft:
Hoffnung! —

Die äußere Ausstattung ist ansprechend. H.

Miscellen.

Pariser Blätter berichten: Ein Herr Alexander Lecoy aus Neele, im Somme-Departement, hat eine Locomotive für gewöhnliche Wege erfunden, die Alles übertreffen soll, was es in dieser Art bis jetzt gegeben hat. Sie hat zehn Pferdekraft, ist mit vier Rädern versehen, und sehr einfach in ihrem Mechanismus. Sie kann ohne übergroße Heizung über 3 deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegen, und ihr Gewicht ist nicht so groß, um den Fahrstraßen zu schaden. Man hat sie mit zwei angehängten Wagen mehrere Stunden in den Straßen der Plaine von Miromenil fahren lassen, wo sie scharf abhängige Flächen erklommen, sich mit Leichtigkeit gewendet, und vor und rückwärts bewegt hat. Sie sollte nach England eingeschifft werden.

„Minerva. Belletristische Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung" ist der Titel einer Zeitschrift die bei G. E. Vollmann in Cassel, herausgegeben von A. Schmidt, jeden Sonnabend eine Lieferung (einen Bogen hoch-8 stark) erscheint. Neben größeren Erzählungen und Novellen enthält sie Geschichtliches, Ethnographisches, Geographisches u. dgl., Gedichte, Kunstnotizen, Theater-Recensionen und ein gut ausgestattetes Feuilleton. H.

Herr Professor G. Bernard, dessen meisterhafte Uebersetzung von Schillers Lied von der Glocke und einigen anderen kleineren deutschen Gedichten ins Französische s. Z. in diesen Blättern besprochen worden ist, hat seine Mußestunden des vergangenen Winters benutzt, noch einige andere Piecen deutscher Lieblingsdichter in seine Muttersprache zu übertragen, und sie, nebst einem Artikel in Prosa: „Der Tausendkünstler", von A. v. Kotzebue, in einem Bändchen gesammelt, unter dem Titel: „Recueil de Poésies et fugitives D'Essais-traductions en vers libres et méteiques" in Druck gegeben. Daß ihm die Uebersetzung anderer Dichter als der unsers großen Schiller nicht minder gelungen ist, davon möge als kurze Probe die folgende, von Geibel's: Siehst du das Meer? u. s. w. zeugen:

Vois la Mer; à son flux elle est belle, elle impose,
Brillante de clarté!
Mais dans profondeur, où la perle repose,
Règne l'obscurité.
La Mer, c'est moi... Roulant dans une vague altière
Mon esprit agité.
Et mes douces chansons éffleurent de lumière,
Toute l'immensité.
Scintillantes souvent de plaisirs pleins de charmes,
D'un amour enchanteur.
Mais en silence, au fond de mon sein pleins de larmes
Gémit mon tendre coeur.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SCHITTER

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 64. Mittwoch, den 10. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ewiger Wandel von H. Zeise ..... Seite 497
Amaral und die chinesischen Seeräuber ..... „ 498
Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Staacke (Vierter Brief) ..... „ 500
Literatur:
Augsburg und seine frühere Industrie von Theodor Herberger „ 502
Miscellen ..... „ 504

Ewiger Wandel.

Es wird die reichste Quelle
Am Ende doch versiegen,
Es wird die klarste Welle
In Dampf und Dunst verfliegen.

Einst senkt der Baum voll Blüthen
Sein müdes Haupt danieder,
Und nach des Sturmes Wüthen
Erhebt er sich nicht wieder.

Den frischen Strauch voll Rosen,
Die üppig sich erstrecken,
Wird einst des Lenzes Kosen
Nicht fürder mehr erwecken.

Und die jetzt fröhlich wandern
Mit Lied und Scherz im Bunde,
Sie ruhen bald bei Andern
Im kühlen, kühlen Grunde.

Die Du geliebt vor Allen
Wirst Du vielleicht einst hassen,
Und wirst alleine wallen
Vergessen und verlassen.

Und wo Du Haß getragen,
Wirst Du vielleicht einst lieben,
Doch Liebe, Haß und Klagen
Sie müssen auch zerstieben.

Wer kann das Räthsel lösen
Des ewig Wandelbaren?
Des Guten und des Bösen?
Des Dunklen und des Klaren?

Erforsche Du nur nimmer
Des dunklen Räthsels Tiefe,
Dem Sterblichen bleibt's immer
Doch eine Hieroglyphe.

Genieße Du das Leben,
Es wird Dir schnell verfließen,
Weißt Du, wie lang die Reben
Im Wonnemond Dir sprießen?

Weißt Du, wie lang im Walde
Die hell die Vögel schlagen?
Man wird dich bald, ja balde
Zum kühlen Grabe tragen.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Amaral und die chinesischen Seeräuber.

Von dem Schiffscapitain E. Jurien de La Gravière.

(Aus den „Souvenirs d'une Station dans les Mers de l'Indo-Chine.")

Nachdem wir das niederländische Indien und die spanischen Colonien besucht hatten, verlangte uns sehr darnach, nun auch die Küsten des himmlischen Reiches zu sehen. Ehe wir aber nach Macao zurückkehrten, konnten wir nicht umhin, auch Singapore anzulaufen. Dies englische Comptoir ist einer der Punkte von Malacca, die man nothwendiger Weise kennen muß, wenn man sich einen richtigen Begriff von der dreifachen Rolle machen will, welche die europäische Intervention in den Gewässern von Inde-China zu spielen sich das Ansehn giebt.

Am 1. August 1849 von Batavia abgegangen, passirten wir rasch den Canal, der die durch ihre Zinngruben berühmte Insel Banca von den niedrigen und sumpfigen Küsten Sumatra's scheidet. Sieben Tage nach unsrer Abfahrt befanden wir uns auf der Höhe der Insel Bintang, deren scharfer Pic sich in den Wolken verliert. Es wehete ein frischer Wind, der es uns möglich machte, noch vor Sonnenuntergang an dem Felsen von Pedra Branca vorbei zu kommen, der wie ein Gränzgott den Eingang der Meerenge von Singapore bewacht. Wir steuerten, durch den letzten Tagesschimmer geleitet, auf diese Insel zu, die noch hinter dem Horizonte verborgen lag, als es einer langen, mit zwei Ruderern besetzten Pirogue, trotz unsrer raschen Fahrt gelang, in unsere Nähe zu kommen. Wir glaubten einen Augenblick, daß die Pirogue mit Mann und Maus von den hohen Wellen verschlungen worden wäre, die wir um uns her aufwühlten; ehe wir aber noch ein einziges Segel hatten einziehen können, befand sich das gebrechliche schlanke Boot schon im Kielwasser der Bayonnaise, und wir sahen nicht ohne Verwunderung, wie ein Passagier aus ihm an einer unserer Strickwandketten in einem Nu emporklomm und auf's Verdeck der Corvette sprang. Dieser Fremde, dessen brauner Teint, ich weiß nicht wie, in's kupferfarbene und in's goldfarbene spielte, gehörte keiner der Raçen an, die wir seit unsrer Abfahrt aus Frankreich zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Er hatte eine Adlernase und hohe Stirn, und seine Tracht und Haltung waren der Art, wie ich mir häufig die Prinzen in Tausend und eine Nacht gedacht hatte. Es war jedoch kein Prinz, der funfzehn Meilen weit in See gegangen war um die Ankunft einer französischen Corvette zu begrüßen, nein, es war ein gewöhnlicher Comprador, der sich durch dies Entgegenkommen das Monopol unsrer Kundschaft hatte sichern wollen.

Dieser Comprador sah allerdings dem ernsten und doch geschmeidigen Lieferanten wenig ähnlich, den wir zu Macao gehabt hatten. Von der Küste Koromandel gebürtig und ein französischer Unterthan, hätte er mit seinem dicken mousselinenen Turban und seinem langen weißen Gewande sehr gut mit in dem Gefolge von Dupleix oder Tippo-Saib figuriren können. Wir hatten Malayen und Chinesen bis zum Ueberdruß gesehen, doch machte es uns Vergnügen, diesen Typus einer Nation zu betrachten, die vor Zeiten von dem Gipfel des Himalaja herabgekommen ist, und wir fühlten schon im Voraus das Interesse, welches uns unser neuer Anlaufspunkt gewähren würde. Singapore ist in der That kein Malacca, kein China mehr, und doch auch kein Indien. Es ist der gemeinsame Mittelpunkt, in welchem sich die drei großen Völker des äußersten Orients: die Malayen, die Chinesen und die Hindu's zusammen finden, um mit einander bekannt zu werden und sich dereinst vielleicht völlig zu verschmelzen.

Wir konnten vor Mitternacht nicht auf der Rhede vor Anker gehen. Der Tag zeigte uns eine der anmuthigen Landschaften, deren Anblick am Bord der Bayonnaise ein so lebhaftes Entzücken hervorzubringen pflegte, bevor nicht eine dreijährige Campagne uns gelehrt hatte, die Reize einer tropischen Natur mit größerer Gleichgültigkeit zu betrachten. Im Hintergrunde der Bucht, die noch in dem Morgennebel eingehüllt war, gewahrte das Auge nur einen schwarzen Vorhang von Palmbäumen, hinter welchem einige malayische Hütten mit ihrem Laubdache hervorschauten. Der Corvette gegenüber schienen ein Paar Kirchthürme von fast gleicher Größe, den Leuchthürmen ähnlich, die ein kühner Baumeister auf Klippen aufführt, das Dasein einer in Fluthen des Grüns untergegangenen Stadt anzudeuten. Unfern dieser Thürme, und ganz geeignet, den ersten Blick auf sich zu ziehen, trug ein lächelnder Hügel, dessen Abhänge ganz und gar schattig waren, auf seinem Gipfel, gleich einer aus der Sündfluth geborgenen Arche, den Palast mit überragendem Dache und großem kühlen Portal, welchen der Gouverneur bewohnte. Während unsre Augen wechselsweise auf den tausend Einzelheiten dieses merkwürdigen Panorama's hafteten, bezeichnete eine Fahne, die der Flagge ähnlich war, welche vom Hintertheil unsrer Corvette wehte, am Ufer des Gestades und unfern des Malayenquartiers, das Haus des französischen Consuls. Trotz der frühen Morgenstunde eilten wir ans Land. Wir wußten, daß wir an jemandes Thür anklopfen würden, der ein Verbannter wie wir war, und es verlangte uns darnach, eine theilnehmende Hand zu drücken, von Frankreich mit der Liebe sprechen zu hören, die eine lange Abwesenheit stets neu aufzufrischen geeignet ist. Unsere Erwartung sah sich nicht getäuscht. Wir fanden unter dem consularischen Dache zu Singapore, eben so, wie zu Macao und auf Manilla, die herzliche Gastfreundschaft wieder, die, von liebenswürdigen und wohlwollenden Fremden zu empfangen, zuweilen angenehm ist, aber noch angenehmer, wenn man sie seinen Landsleuten verdankt.

Wir hatten nur wenig Tage für Singapore übrig, und es lag uns daran, sie bestens anzuwenden. Nachdem wir in der Eile die verschiedenen Stadtviertel durchlaufen, mehrere Male die Meerarme passirt waren, welche die kaufmännische Stadt mit den gewölbten Magazinen und den schwerfälligen Arcaden von den langen Reihen von Villen und Landhäusern trennen, die sich am entgegengesetzten Ufer ausdehnen; als wir die chinesische Pagode, die malayische Moschee, und den Tempel besucht hatten, welchen die Hindu's dem Cultus des Brahma geweiht haben, da zogen wir weiteren Ausflügen die höchst interessanten Mittheilungen des französischen Consuls und der katholischen Missionaire vor, die stets bereit sind, sich von diesem Vorposten nach den Küsten der malayischen Halbinsel oder nach den Küsten des Königreichs Siam zu begeben. Dank dieser gefälligen Mittheilungen, war es uns möglich, uns, trotz unsers kurzen Aufenthalts, einen ziemlich genauen Begriff von der gegenwärtigen Lage und der Zukunft Singapore's zu machen. Es ist bekannt, wie der ehrsüchtige Patriotismus eines genialen

Digitized by Google

Mannes Großbritannien, fast ohne dessen Vorwissen, noch um eine neue Colonie bereichert hat. Sir Stamford Raffles hatte es nicht ohne tiefes Bedauern ansehen können, wie die Insel Java, von deren agricolischer Entwicklung er eine Ahnung hatte, England im Jahr 1816 wieder entschlüpfte; Gouverneur von Bencolen, auf der Westküste von Sumatra geworden, suchte er für sein Vaterland nach einer Entschädigung für das Opfer, gegen welches er vergebens protestirt hatte. Nach vielem Feerschen richtete er endlich sein Augenmerk auf die kleine Insel Singapore, die damals unangebaut und fast unbewohnt war, die aber den Eingang der Meerengen von Rhio, Dryon und Malacca beherrschte. Zu Anfang des Jahres 1819 erhielt er von dem Sultan von Johore, einem unzufriedenen Vasallen Hollands, die Cession dieses Territoriums, dessen Oberfläche keine 500 Quadratkilometres übertraf und nach dessen Besitz zu gelüsten noch keiner europäischen Macht eingefallen war. Mit dieser, dem Anscheine nach so geringfügigen, Erwerbung rief Raffles eine Stadt in's Leben, die bald eine Rivalin von Manilla und Batavia werden sollte. Von den beiden Pforten des äußersten Orients hielt er diejenige inne, die in keiner fremden Nation Besitz zu lassen dem englischen Handel am meisten gelegen war. Die Sunda-Meerenge setzt nur Europa mit China in Verbindung, die Meerenge von Malacca aber bildet die Hauptstraße von Calcutta oder Bombay nach Canton. Es sind keine volle 500 Lieues, die Singapore von den Küsten Bengalens und denen des himmlischen Reiches trennen. England kann demnach von der Spitze dieses Dreiecks gemächlich die beiden Meere überwachen, die zu beherrschen es sich von seinem Ehrgeize getrieben fühlt. Es ist nur 100 Lieues von den Küsten von Bornea, 180 Lieues von den Ufern von Java entfernt, hat einen neuen Ausweg für die malayischen Producte, und nimmt unmerklich alles das unter seine Flügel, was noch nicht unter die Vormundschaft von Spanien und Holland gekommen ist. Dank einer Lage, wie diese, war der Erfolg des neuen Etablissements nicht einen Augenblick zweifelhaft. Auch hat Raffles vor seinem im Jahre 1817 erfolgten Ableben sehen können, wie die Operationen des von ihm gegründeten Comptoirs eine Wichtigkeit erlangt hatte, wie kein Oeconomist sie zu ahnen gewagt haben würde.

Der Flor Singapore's hat sich bis zu dem Tage, wo den englischen Schiffen durch den Opiumskrieg neue Häfen auf den Küsten des himmlischen Reiches eröffnet worden sind, unausgesetzt gesteigert gehabt, so, daß der Handelsumsatz, dessen Mittelpunkt dies Etablissement geworden war, sich durchschnittlich des Jahres auf mehr als 120 Millionen Franken belief. Seitdem ist der Markt von Singapore stationair geblieben, falls er nicht selbst rückgängig geworden ist; denn der Theehandel hat sich in den chinesischen Häfen concentrirt, und die directen Operationen mit Großbritannien haben kaum einige Millionen überstiegen, Singapore hat jedoch nicht aufgehört der Stapelplatz zu seyn, wo die verschiedenen asiatischen Staaten durch die Vermittelung der englischen Kaufleute ihre Producte austauschen. Auf diesen Markt, der allen Flaggen offen steht, bringen die Pras von Celebes das Wachs und den Tripang von Timor, das Antimonium und das Gold von Bornea, die aus dem Meer von Sulu gefischte Perlmutter und Schildkrötenschaale.

England liefert fast allein die Waaren, welche diese inländischen Barken als Heimladungen mitnehmen. Darum ist Singapore doch keine englische Stadt; sie zählt bei einer Bevölkerung von 60 000 Seelen kaum 400 Europäer. Es ist selbst keine chinesische Stadt, obgleich die Chinesen die Mehrzahl bilden. Es ist ein Pandämonium, wo ein jeder für seine erlaubte oder unerlaubte Industrie auf ein sichres Asyl rechnen darf. Das europäische Stadtviertel, mit seinen freundlichen Häusern, freundlich und sauber wie Taubennester, ist zwischen einem Schlupfwinkel von Seeräubern und einem Dorfe von Opiumsrauchern belegen. Daß die Sicherheit der Colonie durch die Anwesenheit so gefährlicher Gäste nicht öfterer gefährdet wird, hat darin seinen Grund, daß diese das summarische Verfahren der englischen Polizei fürchten, oder auch, weil sie vielleicht diese einzige Zufluchtsstätte für ihren Raub respectiren. Sie treiben ihr Unwesen anderer Orten. Es sind die Küsten von Borneo und der Eingang des Golfs von Siam, wo diese Seeräuber hausen. Aber wehe ihnen, wenn sie mit den brittischen Kreuzern zusammentreffen! Die Hand, die sie bewaffnet hat, nimmt dann keinen Anstand, sie zu züchtigen, und die englischen Zeitungen sprechen mit Stolz von diesen blutigen Siegen, welchen zuvor zu kommen doch wohl menschlicher, wenn nicht noch profitabler gewesen wäre.

Man muß jedoch gestehen, daß die Orangs Laüt*), gleich einer Schaar aufgescheuchter Vögel, davon fliegen würden, wenn die Polizei zu Singapore sich strenger oder plackender bewiese. Was ihnen in dem englischen Etablissement gefällt, und sie, trotz der Bemühungen der Holländer, sie auf Java zurückzuhalten, dahin zurückführt, das ist die wundersame Tüchtigkeit, welche ihnen dieser Freihafen gewährt, ihre Personen und ihre Existenzmittel vor überlästigen Nachforschungen sicher zu stellen. Romulus würde die ewige Stadt nicht bevölkert haben, wenn er von einem jeden seiner neuen Unterthanen ein Moralitätsattest verlangt hätte, und Singapore hat, um zur Größe zu gelangen, dem Beispiele Rom's und der Vereinigten Staaten folgen müssen. In der Nähe besehen, nimmt sich die Freiheit selten schön aus, doch läßt sich nicht verkennen, daß sie Großes zu Stande bringt. Singapore ist das Werk der Politik, die mit einem einzigen Streiche all die Hindernisse hemmen und die Energie der individuellen Kräfte lähmen können. Der Free trade (Freihandel) ist dort das höchste Gesetz, und die Regierung so wie die Gerichtsverwaltung scheinen nur den Anhang davon zu bilden. Welch ein Contrast mit der vollkommenen Ordnung und der Disciplin, die wir auf Java bewundert hatten! Inzwischen hat Sir Stamford Raffles eben so, wie der Graf van der Bosch, wenn auch in einer anderen Weise, zur Umbildung des indischen Archipelagus beigetragen.

Die Chinesen sind in Malacca stets die ersten Bundesgenossen der europäischen Colonisation gewesen. Durch sie ist der Theil Landes urbar gemacht worden, der gegenwärtig auf Singapore angebaut wird. Sie dringen kühn bis mitten in die Urwälder vor, wo der Tiger sich Schritt vor Schritt vor ihnen zurückzieht. Dieser König der asiatischen Wildnisse hat an den Chinesen einen so ausharrenden als verschmitzten Feind. Die Wege, welche er wohl nehmen möchte, sind an vielen Stellen von mit Bambusgeflecht verdeckten Gruben durchschnitten. Unglücklicher Weise sind diese Fallgruben, deren Daseyn durch kein Zeichen angedeutet wird, dem Spaziergänger noch gefährlicher, als die Klauen des Unthiers, dessen Verderben ihre Bestimmung

*) Die malayische Benennung von Seeleuten.

Digitized by Google

ist. Die katholische Mission trauerte noch zur Zeit unsrer Anwesenheit über einen schauerlichen Unfall, dessen Schauplatz die englische Provinz der Insel Pelo-perang gegenüber gewesen war. Ein junger Missionair, den wir zu Hongkong hatten kennen lernen, Herr Thivet, hatte sich, nachdem er in einer Pirogue über den Canal gefahren war, mit einem seiner Freunde an dem Ufer von Batukauan absetzen lassen. Eben im Begriff, in eine Dornenheckenumzäunung zu treten, weicht plötzlich der Boden unter seinen Füßen. Sein Freund eilt herbei, springt aber von Schrecken ergriffen zurück, als er bis zu dem Rande des Abgrunds gekommen ist, der Herrn Thivet verschlungen hat. Es war eine Tigergrube von mehr als zwanzig Fuß Tiefe, in welche der unglückliche Missionair hinabgestürzt war. In der Tiefe dieses Schlundes erblickte ihn sein Freund, durchbohrt von dem zugespitzten Pfahl eines Palmbaums. Es kömmt Hülfe herbei. Man verschafft sich ein Tau, und läßt sich zu dem Verwundeten hinab, ist aber nicht im Stande, ihn von seinem Martyrpfahl zu lösen; dieser muß erst mehrere Zoll über der Erde durchgesägt werden, ehe man den Dulder aus der Grube herausschaffen kann. Darnach war er, mit dem Pfahle im Fleisch, nach Pulopenang gebracht worden, wo er, trotz der fürchterlichsten Schmerzen, stets ruhig und resignirt, das Gebet auf den Lippen, die Hoffnung im Herzen, und dem unverhofften Tode eben so entgegenlächelnd, wie er dem Märtyrertode zugelächelt haben würde, um Mitternacht verschied.

Die Chinesen, die sich mit der mühsamen Arbeit, ein Land urbar zu machen, beschäftigen, kommen fast sämmtlich von Fokien her, einer Provinz, die bekanntlich das kräftigste Volk des himmlischen Reichs enthält. Sie finden in ihrem Streben einen mächtigen Sporn in den liberalen Maaßregeln der ostindischen Compagnie. Der Colonialschatz erhebt in den ersten beiden Jahren keinerlei Steuer von den urbar gemachten Ländereien, und läßt sich auch in den nächsten zwanzig Jahren nur eine unbedeutende Abgabe bezahlen. So ist es möglich geworden, den Anbau von Muscat, Zuckerrohr, Pfeffer rc. auf englischem Gebiete heimisch zu machen. Die ohne Unterlaß erneuerte Einwanderung der Chinesen spielt augenblicklich nur eine untergeordnete Rolle auf den malayischen Inseln, aber es kann nicht fehlen, daß sie dort dereinst eine große Bedeutung erlangen wird. Wenn die Barriere, welche die Bewohner des himmlischen Reiches in den zu enge gewordenen Gränzen bisher zurück gehalten hat, einmal unter dem wiederholten Anlauf von Europa aus zusammenstürzt, dann wird man sehen, wie diese bedrängte Bevölkerung sich, gleich einem Strom, der seine Dämme durchbrochen hat, über den Archipelagus ergießt, wohin ihr der Weg bereits bekannt geworden ist. Man wagt es kaum, die Folgen eines Ereignisses zu ermessen, welches das chinesische Reich aus seiner Apathie aufrüttelte. Es ist ein stehendes Wasser, das seit Jahrhunderten schlummert. Es wäre noch im Stande, an dem Tage, wo es seinen Abfluß nach dem Abendlande nähme, wie zu den Zeiten der Barbaren Alles zu überströmen.

Was die Gesetze des Confucius für China gethan haben, das haben die Vorschriften der Brahminen für Hindustan gethan. Die Hindu's, welche man zu Singapore antrifft, sind fast sämmtlich von der malabarischen Küste her gebürtig. Sie haben ihre eigene Industrie, die ihnen von niemand streitig gemacht wird. Sie sind es, die vor dem Palankin, einem schmalen und langen Fuhrwerke, von einem kleinen persischen Pferde gezogen, herlaufen. Sie führen den Pony, minder schwarz und minder gelenk als sie, galoppirend am Zügel. Auf unsern Plätzen, die kaum Raum für eine Person hatten, einander gegenüber sitzend, dauerten uns die abgemagerten, halbnackten Führer, die gegen jede Strapaze abgehärtet zu seyn schienen. Wenn sie so durch die Straßen von Singapore rannten, und sich ihr braunes Antlitz auf den kalkgeweißten Mauern der Store keepers abspiegelte, hätte man glauben mögen, es seyen chinesische Schattenbilder durch eine Laterna magica hingeworfen. Mit Ausnahme dieser ausgemergelten Läufer, die ganz gut in den Stadienspielen hätten figuriren können, sind es in der Regel nur versteckte Mörder, die Indien Singapore zuschickt. Sie werden an der Stirn mit zwei Zeilen hindustanischer Schrift gezeichnet, in welcher zugleich ihr Verbrechen und ihr Strafurtheil angegeben ist. Diese Unglücklichen werden zu den Wegbauten verwandt, die sich jedoch nicht weiter als zwei bis drei Meilen von der Stadt erstrecken, wo ihnen von bis jetzt undurchdringlichen Wäldern und Gestrüpp ein Ziel gesteckt ist.

Singapore ist mir genau genommen als der traurigste Aufenthalt in ganz Malacca erschienen. Das Klima dort ist nicht ungesund, aber die Hitze unerträglich. Man kann einen Augenblick die Regsamkeit eines Comptoirs bewundern, das sich ohne Unterlaß füllt und leert, so wie das Gemisch der vielen Racen, die erstaunliche Masse aller Typen, aller Farben: man wird es aber bald müde, immer nur Ballen vor Augen zu haben, die ein- oder ausgeladen werden, und sich in der Mitte eines schmutzigen Volkes zu sehen, das in dies nur zu nachsichtige Land die Untugenden der Civilisation und der Barbarei eingeschleppt hat. Der Augenblick unserer Abreise wäre uns demnach schon willkommen gewesen, wenn wir uns zu Singapore nicht von unserm liebenswürdigen Reisegefährten, den jungen Herzog Eduard von Fitz-James hätten trennen müssen, und wenn wir in diesem Lande des Exils nicht einen Franzosen hinterlassen hätten, dessen Andenken unsre Dankbarkeit mit dem von unsern Freunden zu Macao, Shanghai und Manilla in Verbindung bringen mußte. Am Vormittage des 12. August drückten wir zum letzten Male die Hand des Gefährten, den wir verlassen mußten, und sagten dem französischen Consul ein herzliches Lebewohl, wonach die Bayonnaise, deren Segel der südwestliche Monsun anschwellte, die Fahrt nach dem chinesischen Meer antrat, um erst auf der Rhede von Hongkong oder auf der von Macao wieder die Anker auszuwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen

mitgetheilt von Hugo Staack.

Vierter Brief.

Ist Ludwig Uhland der Dichter der Romantik, fußend in der Gegenwart, im Gegensatz zu den Romantikern Tieck, Schlegel, Novalis, Eichendorf u. s. w. Uhland zugleich der Romantiker und Politiker, dessen Poesien durchglüht vom alten romantischen Hauch, dessen Leben und Wirken, dessen politische Lieder aber ganz der Gegenwart und zwar seinem Volke, seinem Vaterlande, der Freiheit

Digitized by Google

angehören. Ist Redwitz der Sänger des strengsten Katholicismus, man könnte sagen des fanatischen und zugleich entschieden freiheitsfeindlich, nach dem neuesten Sprachgebrauch reactionaire; so betreten wir mit

Ferdinand Freiligrath

eine ganz neue Bahn. Freiligrath führt uns in eine bis jetzt für die Poesie unbekannte und ungeahnte Welt. Die Zeit der ewigen Mondscheins-, Thränen-, Frühlings-, Liebes- und Weinlieder ist für ihn dahin. Sein Genie schafft neue Stoffe und führt sie mit seltener Gewandtheit aus, beides macht ihn zu einem bedeutenden Dichter. Erschließt er uns auf der einen Seite die Pracht der tropischen Länder, die unendlichen Sandflächen der Wüste mit ihren Reitern, Kameelen, Löwen und Karavanen mit ihren lieblichen Oasen und kühlenden Palmen, so steht er auf der andern entschieden zu der Freiheit, aber nicht in Uhland'scher Weise noch halbwegs unklar, gewißermaßen verdeckt und zart oder wie Herwegh rein subjectiv; Freiligrath's Muse ist geradezu republikanisch und objectiv. Das Leben, der Kampf, Barricaden, mit Fensterblei geladene Büchsen und die rothe Fahne sind Gegenstände seines Gesanges, wie dies besonders in seinem berühmten Gedicht „die Todten an die Lebenden" hervortritt, wo er sagt:

„O Volk! und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
„Sag' an, liegt es nicht auch den Krieg? Den Krieg heraus-
geschüttelt!
„Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Alles was dich hüttelt,
„Laß' deinen Ruf: „die Republik" die Glocken übertönen,
„Die diesem allerneuesten Johannisschwindel tönen!"

Ferner in den Versen, wo der Grimm des Volkes angewendet wird:

„Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich Euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o glaubt es uns, den
Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehob'nen Armes, weh'nden Haares da steht er wild und prächtig.
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen;
Die rothe Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barricaden,
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne geh'n in Flammen auf, die Fürsten flieh'n zum Meere!
Die Adler flieh'n, die Löwen flieh'n: die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!
O, steht gerüstet! seid bereit! u. s. w.

Auch als Uebersetzer, besonders englischer und französischer Dichter, nimmt Freiligrath einen hohen Platz ein. Möge hier nun zum Schluß sein berühmtestes und seine ganze Poesie charakterisirendes Gedicht folgen:

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über den Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.
Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n am Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Koffer einsam schweift durch die
Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gleich seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht der Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht
gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; eisfend fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Jemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Traube in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauenvolle Fährte.

Jagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen,
Und mit schnefer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Ritters
Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchspringt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Es ist die Absicht dieser Briefe, liebe Emilie, dir nach allen Seiten hin, eine wenigstens oberflächliche Einsicht in die verschiedenen Richtungen der neuern lyrischen Poesie zu verschaffen. Auch die religiöse Poesie hat nun ihre Berechtigung und zwar eine bedeutende, sie ist häufig der alleinige Trost gebeugter Gemüther, schon seit uralten Zeiten, gewesen, besonders aber nimmt die christliche Poesie, unter dieser vornehmlich das alte Kirchenlied, einen hohen Rang ein. „Wir nur den lieben Gott läßt walten,"

Digitized by Google

„Befiehl du deine Wege." „Was Gott thut das ist wohlgethan." „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" u. s. w. sind Gesänge, die stets ein christliches, ein trauerndes Herz trösten und stärken werden; aber auch in poetischer Hinsicht, als Volkslieder können sie als Meisterwerke für alle Zeiten gelten. Die höchste Blüthe hatte das protestantische Kirchenlied im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, wo selbst Luther mit seiner ganzen Kraft, mit dem Feuer seiner Begeisterung, die Leier schlug und das unsterbliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" schuf. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Kirchenlied flach, fade, kalt und unpraktisch, mehr gereimten religiösen Betrachtungen gleichend; erst Gellert, vorzüglich aber Klopstock und Cramer schufen wieder bedeutenderes, obgleich auch diese, besonders Gellert nicht, ja die Einfachheit und Sicherheit der alten Lieder erreichten. Erst der jüngern Zeit scheint dies vorbehalten zu sein, hat sie freilich auch keine Kirchenlieder geliefert, die sich mit den obenangeführten nur im Entferntesten vergleichen können, so hat sie doch wenigstens Lieder geschaffen von ächt christlich religiösem Geiste, Lieder schön, einfach, wahr und poetisch. Vorzügliches haben hierin Novalis, Schenkendorf, Julius Sturm, Albert Knapp besonders

Carl Johann Philipp Spitta

geliefert, aus dessen, zuerst 1836 erschienenen: „Psalter und Harfe, eine Sammlung christlicher Lieder, zur häuslichen Erbauung" ich folgende Lieder hervorhebe: „das Lied der Lieder", „Trost in Jesu Liebe", „Leben und volle Genüge in Jesu", „die Schönheit der Natur", „Sehet die Lilien auf dem Felde", „Abendfeier", „Trost der Nacht", „Andacht", „die Treue im Kleinen," „Bleibet in Jesu", „Abschied", „das Lied vom Sterben", „Am Grabe", „Erheiterung durch Thränen", „Frühlingswunder", „Geduld"; letzteres möge hier vollständig stehen.

Geduld.

Es zieht ein stiller Engel
Durch diesen Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönen Zeit,
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz die tragen,
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den heft'sten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählig wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heißt: ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite,
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
An's große, schöne Ziel.

Augsburg und seine frühere Industrie. Auf Anregung des Augsburger Gewerbe-Vereins bei Gelegenheit der Industrie-Ausstellung des Kreises Schwaben und Neuburg nach den besten Quellen verfaßt von Theodor Herberger, städtischem Archivar. Augsburg, 1852. (F. Busch). Albr. Volkhart'sche Buchdruckerei. 72 Seiten Gr. 8.

Es ist dies freilich nur eine Gelegenheitsschrift, die der Verfasser selbst als das Erzeugniß weniger Tage und in der Eile gedruckt und corrigirt bezeichnet, aber hinsichtlich des Inhalts und der Darstellung dürfen diese kurzen Notizen als Muster in ihrer Art empfohlen und bewahrt werden. Daß dem Verfasser treffliche Hilfsmittel, (P. v. Stetten, Veith, Zapf u. A.) und archivalische Quellen zur Benutzung sich darboten, dies erleichterte allerdings seine Arbeit, aber sein Verdienst, das Wichtigste, was Augsburg durch Künste und Gewerbe zum Ruhme des deutschen Vaterlandes geschaffen, in gedrängter Kürze erzählt zu haben, bleibt deshalb nicht weniger anerkennungswerth; je größer die Masse vorliegender Materialien, desto schwerer ist es, das Rechte, wenn es sich um eine populäre Darstellung handelt, herauszuwählen und das Einzelne zu einem beleherenden Ganzen zusammenzufügen.

Voran geht ein allgemeiner Ueberblick der Geschichte der Stadt und eine allgemeine Bezeichnung des Ganges, welchen die gewerblichen Zustände mit den politischen Ereignissen genommen haben. Es folgt dann, soweit es dem Zwecke des Verfassers entsprach, die Geschichte der einzelnen Gewerbe und Künste in den verschiedenen Epochen, nach den Leistungen derselben geschildert. Wir können den Verfasser hier nicht weiter begleiten; es wird uns ein so reiches Gemälde der großartigsten städtischen Industrie

Digitized by Google

vorgeführt, daß die einzelnen Züge desselben in einer Analyse treu wiederzugeben, unmöglich ist. Wir bitten deshalb, namentlich alle deutsche Gewerbe- und Kunstvereine, denen die kleine Schrift noch nicht bekannt, dieselbe für ihre Lesezimmer und Büchersammlungen zu erwerben. Hat der Verfasser auch zunächst bezweckt, in Augsburgs Bürgerschaft ein Interesse für die bewundernungswürdige Thätigkeit der Ahnen zu erwecken, in Augsburgs regsamer, thätiger Jugend einen Funken jenes edlen Stolzes zu entzünden, der allein Großes schafft; wir glauben, das aufmerksame Lesen der inhaltreichen wenigen Blätter wird auch wackeren Jünglingen anderer Städte Deutschlands ein Sporn sein, das Gewerbe, die Kunst, welchen sie sich gewidmet, mit Liebe und Ausdauer zu pflegen und in dem so überall sich kundgebenden Streben, das Höchste zu erreichen, nicht zu ermüden. Auch ihnen wird der Lohn ihrer Bestrebungen nicht fehlen, der Augsburgs kunstfertigen Handwerksgenossen oft in so reichem Maaße zu Theil ward.

Zur Bestätigung unseres Urtheils über des Herrn Archivar Herberger Schrift, lassen wir hier eine der interessantesten Bruchstücke derselben folgen:

„Daß sogleich nach der Erfindung in Augsburg sowohl Pulver als Linnenpapier fabricirt wurde, unterliegt gar keinem Zweifel; daß aber beide Erfindungen in Augsburg selbst gemacht wurden, dafür haben wir nicht unbedeutende Zeugnisse, wenigstens nicht weniger treffende, als andere Orte. Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die Erfindung des Pulvers der Stadt Augsburg mit aller Bestimmtheit zugesprochen werden könne; wir dürfen aber auch in einer so wichtigen Sache die Zeugnisse nicht übergehen, welche für Augsburg in dieser Frage geltend gemacht werden können. Bekanntlich wird der Freiburger Mönch, Berthold Schwarz, als der Erfinder des Pulvers angegeben. Wir haben aber durchaus kein bestimmtes Zeugniß für die Unfehlbarkeit dieser Annahme, so es fehlen sogar alle gleichzeitigen Aufzeichnungen hierüber und zu allen Zeiten hat man große Zweifel erhoben, die nie gelöst wurden. Man sagte, die Kenntniß des Pulvers sey von den Chinesen durch die Sarazenen nach Europa gebracht und von Byzanz aus verbreitet worden. Nur ein solcher Verbreiter sey Schwarz gewesen, nicht aber der Erfinder. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß wie auf diesem Wege, von Byzanz her, zur Kenntniß einer Art Pulver gelangt sind, welche unserem Schießpulver ähnlich war. Man hat auch noch heute eine ziemlich genaue Kenntniß von dem byzantinischen oder griechischen Feuer, das durch Kampher und andere entzündbare Stoffe erzeugt wurde. Aber jenes Pulver war nicht das heutige deutsche Schießpulver, und wir werden bei der Behauptung bleiben müssen, daß das Pulver, welches wir von Byzanz her kennen lernten, durch Deutsche verbessert worden sey, und zwar so bedeutend verbessert, daß das neue Product als eine Erfindung betrachtet werden konnte. Auf welche Weise Berthold Schwarz zur Kenntniß des byzantinischen Pulvers gekommen seyn soll, ist nirgends bemerkt, und wie schon gesagt, eben so wenig in einer unzweifelhaften historischen Quelle die Nachricht enthalten, daß er bestimmt der Erfinder gewesen sey. Dies drängt uns auf die Beachtung der Augsburger Quellen. Clemens Jäger, einer der eifrigsten historischen Forscher des sechszehnten Jahrhunderts, der erste, welcher nach Dr. Conrad Peutingers Vorgang die Quellen der Geschichte der Stadt Augsburg erforschte, der von dem Magistrate der Stadt bei allen historischen Nachweisungen zuerst um Rath gefragt wurde, und an dessen Zuverlässigkeit nicht im Geringsten zu zweifeln ist, dessen Zeugniß überhaupt durch gar nichts geschwächt wird, als durch den Umstand, daß er erst zwei Hundert Jahre nach Erfindung des Schießpulvers lebte, deshalb aber doch die besten Quellen benutzt haben kann; dieser Clemens Jäger sagt in seiner Chronik der Stadt Augsburg, ein Jude, Namens Typsiles, zu Augsburg habe im Jahr 1353 das Pulver erfunden. Wir vermuthen nun, dieser Typsiles sey, seinem Namen nach, kein Jude, sondern ein Byzantiner gewesen, durch ihn sey die Kenntniß der Fabrikation des chinesischen oder byzantinischen Pulvers nach Augsburg gekommen und hier sey dem Pulver jene Vollkommenheit gegeben worden, die es zu dem Zwecke dienlich machte, zu dem es von jener Zeit an gebraucht wurde. Diese Ansicht wird durch bedeutende Thatsachen unterstützt. Nicht nur die Glaubwürdigkeit, welche wir jetzt den Aufzeichnungen Jägers beimessen, läßt uns die Richtigkeit der Behauptung annehmen, daß in den Mauern der Stadt Augsburg die Erfindung gemacht worden sey, Schießpulver zu bereiten, auch seine Zeitgenossen müssen dasselbe Vertrauen zu ihm gehabt haben, weil mehrere Chronisten nach ihm dieselbe Thatsache berichten. Vor Allem wird aber die Glaubwürdigkeit der Angabe durch die Thatsache unterstützt, daß in Augsburg wenige Jahre nach der Erfindung des Schießpulvers schon mit schweren Geschützen geschossen wurde. Keine andere Stadt wie Augsburg kann mit solcher Bestimmtheit beweisen, daß sie die erste gewesen sey, welche schweres Geschütz gebraucht habe. Schon der bewährte bayrische Geschichtschreiber Aventinus sagt, Augsburg habe anno 1372 in dem Kampfe gegen die bayerischen Herzoge zwanzig metallene, in diesem Jahre gegossene Maschinen gebraucht, um steinerne Kugeln zu schießen. Wenn nun auch diese Angabe in so fern unrichtig ist, als in diesem Jahre mit metallenen Kanonen geschossen worden seyn solle, da metallenes Geschütz erst einige Jahre später in Augsburg vorkommt, so ist doch gewiß, und aus Rechnungen zu erweisen, daß in diesem Jahre auf dem Zuge gegen Landsberg schweres Geschütz, wahrscheinlich hölzerne Kanonen, gebraucht wurden, die mit Pulver geladen wurden, das aus Salpeter bereitet war. Welche Eigenschaften dieses Pulver sonst gehabt habe, ist wohl nicht anzugeben; daß aber die neue Erfindung schon benutzt wurde, darf man aus dem Umstande schließen, daß die Schießkunst in Augsburg sich ungemein rasch ausbildete, daß in den Rechnungen von 1377 schon von großen Büchsen und ein Jahr später schon von einem angestellten „Büchsenmaister" die Rede ist, der einen nicht unbedeutenden Sold empfängt. Das Nähere gehört in die Schilderung der folgenden Perioden. Für jetzt genügt das Angeführte, zu beweisen, daß die Stadt, wenn sie nicht die Urheberin der neuen Erfindung war, dieselbe doch zuerst in großartiger Weise zur Anwendung brachte.

Einen gleichen Antheil, wie an der Erfindung des Schießpulvers, hat die Stadt Augsburg an der Erfindung des Linnenpapiers. Die Kostspieligkeit des Pergaments und die Vergänglichkeit des Baumwollenpapiers machten lange die Auffindung eines Stoffes wünschenswerth, der an Wohlfeilheit und Dauer die beiden bis dahin im Gebrauch gewesenen Stoffe, die Thierhaut und die Baumwolle, übertreffen würde. Flachs und Hanf gaben dieses Mittel an die Hand. Wer es zuerst angr-

Digitized by Google

wendet habe, ist einer noch unergründeten Forschung anheimgestellt. Einmal stritten sich Spanien, Italien und Deutschland um die hohe Ehre dieser Erfindung, ohne welche die Buchdruckerkunst entweder gar nicht erfunden worden wäre, oder eine sehr geringe Verbreitung erfahren hätte, also den hohen Beruf, der ihr zu Theil wurde, gar nicht hätte erfüllen können. — Italien und Spanien hatten am wenigsten das Bedürfniß, an ein Ersatzmittel der Baumwolle zu denken, weil sie leichter in den Besitz derselben kamen als Deutschland. Dieses wurde also durch ein größeres Bedürfniß, durch die Noth, die aller Künste Mutter ist, auf die neue Erfindung gedrängt. Auch gehörte die ausgebreitete Flachscultur, welche in Deutschland einheimisch war, zu den stärkeren Anregungen, die dieses Land vor andern erfahren mußte, und wie in Ostindien der Reichthum an Baumwolle zur Erfindung des Baumwollpapiers gedrängt hatte, so drängte in Deutschland der Flachsbau zur Erfindung des Linnenpapiers. Ueberdies finden wir in Deutschland das erste Product der Erfindung. In keinem andern Lande wurden so früh, wie in diesem, Urkunden auf Linnenpapier gefunden, und dies ist denn doch der sicherste Anhaltspunkt zu dem Beweise, daß auch die Erfindung in Deutschland gemacht worden sey. Alle neuern Forschungen stimmen jetzt diesser Ansicht bei. In welcher Stadt Deutschlands aber zuerst Linnenpapier fabricirt worden sey, darüber sind die Meinungen nicht weniger getheilt, als sie es früher über das Land waren, welchem die Erfindung zugeschrieben werden sollte. Wie Deutschland unter den Ländern das erste ist, das Urkunden auf Linnenpapier besitzt; so ist Augsburg unter den deutschen Städten die erste, welche solche Urkunden aufzuweisen hat. Schon Longolius erklärte in seiner Abhandlung über das erste Linnenpapier, die älteste Urkunde, welche auf ein solches geschrieben worden, sey von Augsburg datirt. Die Stadt besitzt auch heute noch Rechnungen auf Linnenpapier vom Jahre 1320, welche alle nur möglichen Merkmale eines Originals und der ursprünglichen Fertigung tragen. Ebenso eine Urkunde vom Jahre 1330 und sehr viele andere vom Jahre 1360 u. s. w. An andern Orten hat man von so frühen Jahren keine derartigen, so untrüglichen Urkunden aufzuweisen. Man hat wohl Urkunden der Stadt Kaufbeuern von den Jahren 1308 und 1318 angeführt; diese hatten aber keine Wasserzeichen, welche doch allein die untrüglichen Kennzeichen des Linnenpapiers sind und mögen also eher auf Baumwollenpapier geschrieben gewesen seyn. Die Augsburger Rechnungen von 1320 sind also immer die ersten sichern Linnenpapier-Urkunden, weil sie ein deutliches Wasserzeichen haben und zwar eines, das sonst nirgends vorkommt. Zunächst wird dann der Stadt Ravensburg die erste Fabrication des Linnenpapiers zugesprochen, weil das Bürgeraufnahmbuch dieser Stadt, das mit dem Jahre 1324 beginnt, auf Linnenpapier geschrieben ist. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob dieses Buch schon im Jahre 1324 angelegt worden ist, und ob nicht bei einer späteren Anlage, wie dieses bei dergleichen Büchern sehr oft der Fall ist, frühere Aufnahmen nachträglich eingeschrieben worden sind. Jedenfalls ist die Augsburger Urkunde um vier Jahre älter. Und dann wird es doch immer wahrscheinlicher bleiben, daß Augsburg, das um das Jahr 1320 eine so bedeutende Linnen-Fabrication und einen so großen Linnenhandel hatte, daß das Gefäll davon unter die beträchtlichsten Einkünfte gehörte, eine Mang erbaut werden mußte, und Bleicher mit Bleichmeistern angestellt wurden, ehe auf die Fabrication des Linnenpapiers geführt werden konnte, als das zu jener Zeit in dieser Production doch gewiß weniger bedeutende Ravensburg. Der Vorzug, welcher der Stadt Ravensburg zuerkannt werden muß, besteht nur darin, daß es die erste Papiermühle hatte, welche bis jetzt durch urkundliche Aufzeichnungen nachweisbar ist. Dies ist aber erst für das Jahr 1412 der Fall. Daß jedoch bis dahin, nämlich beinahe hundert Jahre später, als die erste Linnenpapier-Urkunde der Stadt Augsburg datirt ist, in keiner andern Stadt als Ravensburg eine Linnenpapier-Fabrication stattgefunden haben sollte, wird Niemand behaupten wollen. Alle Umstände machen es daher immer noch am wahrscheinlichsten, daß zuerst in Augsburg Linnenpapier fabricirt worden sey, und dieses kann für jetzt genügen. Keine Stadt darf sich rühmen, gerechtere Ansprüche auf die Erfindung des Linnenpapiers, wie des Schießpulvers machen zu dürfen, als Augsburg, weil bisher keine andere Stadt gründliche Beweismittel vorgebracht hat, ihr diese beiden Erfindungen streitig zu machen."

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, wie der Verfasser die interessante Erscheinung hervorgehoben, daß in Augsburgs Gewerbsgeschichte so viele erfinderische Köpfe bei dem Handwerk der Tischler gefunden wurden: Erhard Radtolt (später berühmter Buchdrucker), Adolph Daurer, Job. Apfel u. A.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Mehrere Brieftauben, die am 30. v. M. Morgens um 5 Uhr zu Bordeaux aufgeworfen worden waren, sind denselben Tag zu Brüssel eingetroffen. Die erste von ihnen erreichte den Taubenschlag Nachmittags um 5 Uhr 40 Minuten, hatte folglich innerhalb zwölf Stunden eine Strecke von 211 Lieues oder 106 deutsche Meilen zurückgelegt.

In einer vor Kurzem in London gehaltenen Auction über Autographen, kam auch eine Handschrift des Herzogs von Wellington vor, die ein specielles historisches Interesse hat, indem sie ein Verzeichniß der Truppen enthält, die dem Herzoge in der Schlacht von Waterloo zu Gebot gestanden haben. Es waren dies, diesem zufolge: Britten, mit Einschluß der deutschen Legion, 60,000, Holländer 30,000, Hannoveraner 25,000, Braunschweiger 7000, Nassauer 3000, Hanseaten 3000, zusammen 127,000 Mann. Die Zahl der Hannoveraner war ursprünglich nur 24,000 angegeben gewesen, aber von dem Herzoge in 25,000 verändert worden, doch hat er vergessen, auch die Gesammtzahl zu ändern, die darnach 128,000 hätte heißen müssen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 65. Sonnabend, den 13. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Arm und reich von H. Köpert ..... Seite 505
O du liebliche Sommerzeit. — Tiefster Schmerz von H. Zeise „ 505
Amaral und die chinesischen Seeräuber (Fortsetzung) ..... „ 506
Literatur:
Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena .... „ 510
Miscellen ..... „ 512

Arm und reich.

Von H. Köpert in Halle. *)

Wo das Eisfeld sich dehnt so kalt und leer
Wo der Eisfloß donnert in's brausende Meer,
Wo nimmer der Lenz weht mild und warm:
Wie ist da die Erde so arm, so arm!

Wo die Palme grünt bei der Sonne Glühn,
Wo sprossend und rankend die Blumen erblühn,
Wo es singet und hüpfet in jedem Gezweig:
Wie ist da die Erde so reich, so reich!

Wo im kalten Busen das Herz so leer,
Wo nur donnert der Leidenschaft brandender Meer,
Wo kein Liebeshauch weht mild und warm
Wie ist da der Mensch so arm, so arm!

Doch wo zwei Herzen in einer glühn,
Da zauberisch duftige Gärten erblühn,
Wo es sehnet und tönet in jedem Gezweig:
Wie ist doch die Liebe so reich, so reich!

*) Wir werden unsere Leser mit dem jungen Dichter näher bekannt machen. H.

O du liebliche Sommerzeit.

O du liebliche Sommerzeit
Tausendmal sei gesegnet,
Von den Zweigen, den grünenden, weit
Duftender Blüthenschnee regnet.

Käfer summen und Bienen ziehn
Durch die Büsche und Bäume,
Aus dem jubelnden Herzen entfliehn
Alle beengenden Träume.

Schwinge dich auf mit dem Schmetterling
Gemüthlastete Seele,
Daß in des Himmels endlosen Ring
Sie mit dem Licht sich vermähle.

Sieh, wie die Blume auf duftender Au
Farbenreich sich gestaltet!
Sieh, wie der Vogel im dämmernden Blau
Stolz seine Schwingen entfaltet!

Digitized by Google

Fliege empor mit dem Falken und Aar
Ueber die modernden Grüfte,
Strige hinauf in die Wolken klar,
In die reinsten Lüfte.

Bade Dich jauchzend im himmlischen Glanz,
Jubelnde Lieder laß schallen,
Laß dem lockigen Haupt einen Kranz
Duftender Blüthen entwallen.

Bald steht der grünende Baum entlaubt,
Bald wird die Flur sich entfärben,
Traurig senkt dann die Blume das Haupt,
Und sie neigt sich zum Sterben.

Wachsen, blühen und stillvergehn
Ist unser Schicksal hienieden,
Siehst Du den Baum voller Früchte stehn,
Gleiches sei Dir beschieden.

Senke auch Du dereinst so das Haupt,
Wenn Deine Tage verronnen,
Wenn der Baum Deines Lebens entlaubt
In dem Strahle der Sonnen.

Tiefster Schmerz.

O dränge stets in lauten Worten
Aus wunder Brust des Herzens Pein,
Dann schwänge wahrlich aller Orten
Der Gram sein Banner nur allein.

Dann hörtest Du den Wald nicht rauschen,
Du suchtest dort nicht süße Rast,
Du würdest nicht das Lied belauschen
Der Nachtigall auf schwankem Ast.

Dann drängen Die die heißen Klagen
Der Leidenden tief in das Herz,
Du könntest nicht den Jammer tragen,
Dich beugte Deiner Brüder Schmerz.

Wohl Dir, wenn noch in heißen Thränen
Der Schmerz dem Busen sich entringt,
Wenn in der Klage noch ein Sehnen
Aus der geschlossnen Lippe dringt.

Doch wehe! wenn Die keine Zähre
Das schmerzumwölkte Auge näßt,
Und wenn des Grames Centnerschwere
Dein bangend Herz daniederpreßt.

Der Adler mit zerschossnen Schwingen
Flieht der Gefährten Scherz und Lust,
Doch keine Klagetöne dringen
Aus seiner hochgewölbten Brust.

Denn, wen der tiefste Schmerz getroffen,
Der trägt ihn still, stumm und allein,
Der sargt sein Lieben und sein Hoffen
Stets ohne laute Klage ein.

Heinrich Zeise.

Amaral und die chinesischen Seeräuber.

Von dem Schiffscapitain E. Jurien de La Gravière.

(Fortsetzung.)

II.

Ein günstiger und frischer Wind führte uns rasch bis zu den Inseln, welche die Nähe des chinesischen Continents anmelden und die Mündung des Chu-kiang mit einer langen Granitkette verdecken. Am 25. August 1849 liefen wir in den Canal der Lemas ein. Wir wollten uns einige Stunden vor dem Etablissement von Hong-kong aufhalten; um Mitternacht wurden wir aber von einer Windstille befallen, und mußten deshalb, um den Tag abzuwarten, am Eingange der Rhede vor Anker gehen. Gegen 5 Uhr Morgens wurde ich durch die Stimme unsres Lootsen geweckt, der eine höchst lebhafte Zwiesprache mit chinesischen Schiffern zu führen schien, deren Barke eben in einiger Entfernung der Corvette vorbeifuhr. Nur zu bald vernahm ich den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Der Gouverneur von Macao, der wackre Capitain Amaral, den wir seit lange lieb gewonnen hatten, war am Abend des 22. August, wenige Schritte von der Barriere, welche die portugiesische Halbinsel von dem chinesischen Gebiete scheidet, ermordet worden. Noch denselben Abend ging die Bayonnaise vor Macao vor Anker, und da hörte ich aus dem Munde des französischen Gesandten die schrecklichen Details dieses traurigen Ereignisses.

Man hat die Geschicklichkeit nicht vergessen, welche der Capitain Amaral in der Administration einer Colonie entfaltete, die nur durch seine männliche Energie vor dem Untergange und dem Aufgegebenwerden gerettet worden ist. Seit dem Tage, wo er, von Tausenden von Banditen angegriffen, an der Spitze weniger Soldaten einen Ueberrumpelungsversuch, von dem man glaubte, daß die Mandarinen zu Canton ihm nicht fremd gewesen seyen, derbe gezüchtigt hatte, hatte der unerschrockene Gouverneur den chinesischen Behörden gegenüber eine Sprache angenommen, an die seine Vorgänger sie nicht gewöhnt hatten. Amaral wollte die den Portugiesen abgetretene Halbinsel nicht als eine unverdiente Gabe des Pekinger Hofes ansehen. Seinem Dafürhalten nach war Macao ebensowohl wie Hong-kong ein Siegespreis, nicht eines Siegers, der über die Truppen oder die Schiffe des Kaisers, sondern, was noch mehr sagen wollte, durch die Verbündeten China's über dessen Feinde errungen war. Das Gebiet, auf welchem seit länger als zwei hundert Jahren die Fahne Emanuels aufgepflanzt stand, hatte die durch den Kaiser Kang-hi gemachte Schuld abgetragen, und so durfte die portugiesische Colonie, in Folge dieser zu mehreren Malen erneuerten Concessionen, hinführo nur von der Autorität der Königin abhängig seyn. Um das Recht, welches er beanspruchte, un-

Digitized by Google

widersprechlich festzustellen, ließ Amaral die Thür der chinesischen Douane vermauern, und den Delegaten des Hippo, der sich seit zwei Jahren vor Allem damit beschäftigt hatte, aus allen Kräften den Schmuggelhandel zwischen Macao und Canton zu fördern, an die Grenze bringen.

Diese letztere Handlung wurde nun das Signal zu einem völligen Bruche zwischen dem Capitain Amaral und dem Vicekönig des Kuang-tong. Doch war dieses unter all den Maaßregeln, welche dieser energische Mann ergriff, noch nicht diejenige, welche die Gemüther am meisten aufregte. Es ist bekannt, welchen Cultus das chinesische Volk den Gräbern seiner Ahnen weiht: diese Gräber ehren, neben ihnen fromme Opfer niederlegen, darin besteht, mit wenigen Ausnahmen, die gesammte religiöse Praxis des mindest spiritualistischen Volkes der Erde. Amaral hatte nun die Unvorsichtigkeit gehabt, dieses Volksgefühl zu verletzen. Einen Theil des portugiesischen Gebiets hatten die Chinesen sich seit fast einem halben Jahrhundert für ihre Begräbnisse bedient, und dieser Theil wurde durch einen neuen Weg, den der Gouverneur anzulegen befohlen hatte, leicht berührt. Obgleich die Verwandten der Verstorbenen, deren letzte Ruhestätte dergestalt gestört wurde, reichlich entschädigt worden waren, und man ihnen überdem, hinsichtlich der Versetzung der Gebeine ihrer Ahnen, in Allem zu Gunsten gewesen war, wurde die Verletzung dieser Gräber doch gierig zum Vorwand genommen, um daraus eine bestimmte Anklage gegen den Mann zu erheben, den sie in ihrem Groll zu verderben geschworen hatten. Inzwischen verrieth sich die geheime Aufregung des chinesischen Volkes durch kein äußeres Zeichen, bis zu dem Tage, wo die Engländer durch ihre Bravaden und ihre Mäßigung, die einen wie die andere zu verkehrter Zeit angebracht, diesem demüthigen Volke im Monat April 1849 ihren Stolz und den Muth ihres Hasses wiedergegeben hatten; da sah man an den Mauern von Canton Anschläge, die es wagten, auf den Kopf des Gouverneurs Amaral eine Prämie auszubieten. Wenn diese Anschläge nun auch nicht von dem Vicekönig autorisirt worden waren, so beeilte er sich doch nicht damit, sie wegnehmen zu lassen. Der Nachfolger von Ling war den Europäern längst verdächtig, und seinem Anstiften wurde die allgemeine Auswanderung zugeschrieben, die bald unter den Chinesen zu Macao eintrat. Diese Stadt war, wie zu den Zeiten, wo die Mandarinen das Regiment führten, plötzlich wie in den Bann gethan. Amaral nahm sich diesen Abzug aber wenig zu Herzen; er begnügte sich damit, die Güter eines jeden Chinesen zu confisciren, der seine Abwesenheit über eine von ihm gestellte Frist verlängerte. Die Flüchtigen kehrten denn auch noch eher zurück, als ihr indirectes Urlaub abgelaufen war. Nie hat wohl die Energie eines einzelnen Mannes über mehr Hindernisse zu siegen gewußt! Ohne Soldaten, ohne Finanzen, ja selbst ohne einmal die Macht eines festbegründeten Rechts zu haben, wußte Amaral lediglich durch durch die Entschlossenheit seines Charakters für Alles Rath. Diejenigen, die seine Maaßregeln am bittersten tadelten, konnten doch nicht umhin, die intelligente Kraft zu bewundern, mit welcher er sie durchzusetzen wußte.

Ein bedauerlicher Umstand, der sich im Juni 1849 ereignete, trug noch dazu bei, eine Lage, die ehedem schon ernst genug war, noch complicirter zu machen. Um einen seiner Landsleute zu befreien, der seit einigen Stunden in den Gefängnissen Macao's gefangen gehalten wurde, hatte der Capitain einer englischen Fregatte es sich herausgenommen, mit gewaffneter Hand das portugiesische Gebiet zu verletzen und einen wackeren Officier, der in dem Augenblick dieser Invasion eben abwesend war, auf's grausamste und nutzloseste zu kränken. Amaral fühlte diese Demüthigung gar tief, und es war dies das erstemal, wo man ihn niedergeschlagen sah. Er sagte oft zu seinen Freunden: „Nun ist der Zauber gebrochen, der meine Stärke ausmachte; die Chinesen werden mich nicht mehr fürchten." Er wußte, daß in den Maueranschlägen in Canton 5000 Piaster Prämie auf seinen Kopf ausgesetzt waren. Ein chinesischer Diener, den er in seinem Dienste hatte, warnte ihn ohne Unterlaß vor der Gefahr, welcher er sich aussetzte, wenn er ohne Escorte ausginge, und von anderen Leuten wurde ihm mitgetheilt, daß allgemein gesagt würde, es würden ihn Mörder nachschleichen, um ihn an der Barriere zu überfallen. Europäer, die durch einen langen Aufenthalt auf den Küsten des himmlischen Reiches in den chinesischen Sitten und Gebräuchen eingeweiht waren, riethen Amaral eifrig zu, die drohenden Winke nicht in den Wind zu schlagen; er beantwortete das aber nur durch ein geringschätziges Lächeln. Amaral war zu gleichgültig gegen eine jede Gefahr, um sich mit Vorsichtsmaaßregeln zu umgeben, die eine geheime Besorgniß verrathen hätten. Er sah ein, daß die gesammte Bevölkerung ihr Auge auf ihn gerichtet hielt, und daß es um sein Werk gethan sei, wenn er nur einen Augenblick würde geworden zu sein schiene. Deshalb hatte er denn auch nichts in seiner Lebensweise ändern wollen: er ritt jeden Abend, nur von einem einzigen Officier begleitet, und ohne andere Waffen, als ein Paar Pistolen, die er in seinen Sattelholftern stecken hatte. Am 22. August, um die Stunde, wo die Bewohner Macao's in dem Vergnügen eines kurzen Spaziergangs die einzige Zerstreuung suchen, welche ihnen ihre einförmige Existenz gestattet, einige Minuten vor Sonnenuntergang, kehrte Amaral, der bis zu der Barriere geritten gewesen war, mit seinem Adjudanten zu dem inneren Kreise der portugiesischen Stadt zurück. Plötzlich kömmt ihm da ein Trupp Chinesen entgegen, aus dessen Mitte ein Kind tritt, das sich ihm mit einem langen Bambus nähert, an dessen Ende ein Bouquet befestigt zu seyn scheint. In der Meinung, daß dies Kind ihm eine Bittschrift überreichen will, bückt Amaral sich, erhält aber in demselben Augenblick einen heftigen Schlag in's Gesicht. „Maroto! (Bube!)" ruft er aus, und giebt seinem Pferde die Sporen, um dem Frechen nachzusetzen und ihn zu züchtigen. Aber es werfen sich ihm mit einem Male sechs Mann entgegen, während zwei andere seinen Adjudanten angreifen. Die Mörder haben unter ihren Kleidungsstücken die geraden und stumpfen Degen hervorgeholt, deren sich die Chinesen bedienen, und versetzen dem Gouverneur damit mehrere Hiebe auf den linken Arm, den einzigen, den der heldenmüthige Einarm noch hatte. Den Zaum seines Pferdes zwischen den Zähnen, suchte Amaral vergebens, eine seiner Pistolen habhaft zu werden. Von allen Seiten angefallen und schon von Wunden bedeckt, deren inzwischen noch keine tödtlich ist, fällt er endlich zur Erde. Da fallen die Mörder mit verdoppelter Wuth über ihr Opfer her, und reißen ihm mehr den Kopf ab, als sie ihm denselben abschneiden, welcher gräulichen Trophäe sie dann noch die vom Vorgelenke getrennte Hand des Gouverneurs hinzufügen. Darauf ergreifen sie die Flucht, und entkommen querfeldein, ohne daß die chinesischen Soldaten, welche den Grenzposten besetzt hatten, den Versuch, sie aufzuhalten, machen. Während dem war das

Digitized by Google

erschreckte Pferd des Gouverneurs der Stadt zu galoppirt. Die ersten Spaziergänger, die desselben ansichtig werden, denken noch an keinen ernsten Zufall, eilen aber doch vorwärts; da sehen sie denn auch sehr bald den Adjudanten Amarals auf sich zukommen, der gleich bei dem ersten Anlauf aus dem Sattel gehoben, aber glücklicher Weise nur leicht verwundet worden war. Sie brauchten ihn nicht erst zu befragen — seine in Unordnung gebrachte Kleidung, sein verstörter Blick, in welchem sich noch das Entsetzen und der Schrecken abspiegelte, ließen sie Alles errathen. Einige Schritte weiter wurde ihnen die schauerliche Wahrheit durch Amaral's verstümmelten Leichnam bestätigt. Ein Wagen nahm den leblosen Rumpf auf, und brachte ihn zu dem Gouvernementshotel; die Kunde von der Ermordung des Gouverneurs hatte sich aber schon mit Blitzesschnelle durch die Stadt verbreitet. Die Soldaten drängen sich zu den Pforten des Palastes; sie wollen noch ein Mal den Anführer sehen, der ihnen ein Gegenstand von fast abgöttischer Verehrung gewesen war: einige werfen sich über die Leiche des Gouverneurs hin und benetzen sie mit ihren Thränen, andere lassen die Luft von tausend Verwünschungen ertönen. Unter diesen Soldaten mit den sonnverbrannten Gesichtern gewahrte man auch einige männliche Gestalten, die an die schönen Zeiten Portugals erinnerten. Es sind auch, wie zu den Zeiten Alduquerque's, die Veteranen Afrika's und Indien's; sie rufen nur nach einem Chef, um Amaral zu rächen. Auch der französische Gesandte war mit dem Legationssecretair, Herrn Duchesne, auf das erste Gerücht von dem Unglücke, das die Stadt Macao betroffen hatte, herbeigeeilt. Portugal, das ihm tausend Bande zu einem neuen Vaterlande machten, innig ergeben, hatte Herr Forth-Rouen dem loyalen Repräsentanten der Königin Donna Maria das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Hochachtung eingeflößt. Die Soldaten scharen sich um ihn her, wollen nur ihn hören. „Sie waren der Freund des Gouverneurs," rufen sie, „übernehmen Sie den Befehl, stellen Sie sich an unsre Spitze, helfen Sie uns ihn rächen!" Nur mit Mühe gelingt es Herrn Forth-Rouen, sie zu beschwichtigen und seine eigne Aufregung zu beherrschen. Inzwischen hatten sich die sechs Beamten schon versammelt, die fortan das ganze Gewicht der Regierung zu tragen hatten. Diese Rath, in welchem der Bischof den Vorsitz führte, und der aus dem Richter, dem Befehlshaber der Truppen und drei Senatoren bestand, zeigte den Bewohnern von Macao an, daß er, laut der eventuellen Vollmacht, die ihm durch die Befehle der Königin verliehen seyen, die Leitung der Geschäfte übernommen habe. Da wurde man es erst recht inne, was die Colonie an Amaral verloren hatte. Welcher Rath hätte unter so ernsten Umständen auch wohl einen Mann wie diesen ersetzen können! Die Regierungsjunta beeilte sich, den Beistand der in Macao anwesenden fremden Gesandten anzurufen, und schickte auf ihren Rath wegen Beistands nach Hongkong. Zugleich wurde eine energische Note an den Vicekönig des Kuang-kong gerichtet. Der Rath erwähnte indignirt die anreizenden Maueranschläge, welche dem Morde vorangegangen waren, und machte keinen großen Hehl aus dem Verdachte einer Connivenz, die dergleichen Vorwürfe über den Behörden Cantons schweben ließen. Die Junta von Macao verlangte im Namen Ihrer allergetreuesten Majestät, die in der Person ihres Repräsentanten gekränkt worden war, die sofortige Verhaftung der auf chinesisches Gebiet geflüchteten Mörder, und die Auslieferung der sterblichen Ueberreste des Gouverneurs.

Aber der redliche und wohlwollende Liang war nicht mehr der Vicekönig von Canton. Diesem tartarischen Mandarinen war seit Februar 1848 ein chinesischer Beamter, ernsten Wesens, herben Geistes und unbeugsamen Sinnes gefolgt, erbarmungslos gegen die Uebelthäter, aber bei dem chinesischen Volke sehr beliebt, weil er dessen Leidenschaften schmeichelte. Aufgeblasen durch den Erfolg, den er unlängst über den Gouverneur von Hong-kong davon getragen hatte, machte Seu sich nichts aus dem Zorn der Ausländer. Er verachtete sie fast eben so sehr als er sie haßte. Harte und kalte Züge bekundeten an ihm eine sonderbare Mischung von Hinterlist und Entschlossenheit. In der Kraft des Alters — er zählte damals erst 55 Jahre — sah er seinem Ehrgeize eine weite Bahn geöffnet und, konnte er noch nach den ersten Würden des Reiches trachten. Sein Stolz erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er eine glänzende Revanche für den ihm von dem Gouverneur von Macao angethanenen Affront nehmen konnte. Waren die Mörder Amaral's von Seu gedungen worden, oder hatte er mindestens um ihr Vorhaben gewußt? Das war noch durch kein Zeugniß zu ermitteln gewesen. Seu hatte unstreitig die Katastrophe vorhergesehen, die Trauer über Macao verbreitete; das hatten viele andre vor ihm gethan, ja selbst ausgesprochen. Außer allem Zweifel ist's, daß er sich darauf vorbereitet hatte, sie sich zu Nutz zu machen. Es waren Truppencorps nach der Insel Hiang-shan gezogen, in der Nähe der kleinen Stadt Coza Branca ein Lager aufgeschlagen, und ein seit lange aufgegebenes Fort, das den von der chinesischen Barriere durchkreuzten Isthmus beherrsche, insgeheim armirt und mit einer zahlreichen Garnison versehen worden.

Die Antwort, welche Seu auf die Mittheilung der portugiesischen Junta gab, war nicht geeignet, den Verdacht zu heben, den sein zweideutiges Benehmen hatte aufkommen lassen. Der Vicekönig vermied es geflissentlich, irgend ein Bedauern oder Abscheu über das ihm notificirte Attentat auszusprechen. „Der edle Gouverneur war," sagte er, „Zeit seines Lebens grausamen Charakters; wer weiß, ob nicht die Mörder von seinen eigenen Landsleuten gedungen worden sind, um ihre Rache zu kühlen. Ihr äußert Euch gegen mich, daß man Anschläge und Aufrufe an den Mauern von Canton angeschlagen gesehen habe, und daß dieses den chinesischen Behörden hätte zur Kenntniß kommen müssen. Folgt daraus aber, daß der Mord, über den Ihr euch beklagt, das Werk dieser Behörden sein müsse? Zugleich fordert Ihr von mir das Haupt und die Hand des Gouverneurs; aber wo sind sie? Um sie zu finden, müssen doch wohl erst die Mörder entdeckt sein. Eure Forderungen sind folglich ohne allen Grund. — Das Gesetz über den Todschlag ist klar. Vor dem Urtheil und der Sentenz muß aber sorgfältig nach der Wahrheit geforscht werden. Das Leben des Menschen gehört dem Himmel an, und es darf nicht so obenhin darüber verfügt werden."

Während die Behörde von Macao sich in dieser Weise mit dem Vicekönig von Canton in eine Polemik eingelassen hatte, wo der verschmitzte Mandarin durchaus im Vortheil war, waren die portugiesischen Soldaten nicht müssig geblieben. Sie hatten die Barriere besetzt, und drei chinesische Soldaten arretirt, welche von dem Commandanten dieses Tags zuvor geräumten Postens

Digitized by Google

zur Beobachtung zurückgelassen worden waren. Es war dieses ein kostbarer Fang. Die Mörder hatten auf ihrer Flucht nothwendig das Thor dieser Barriere passiren müssen; sie mußten folglich den in Haft genommenen Soldaten bekannt sein, und diese Soldaten mußten ihrerseits wissen, auf wessen Geheiß man den Mördern freien Weg gelassen hatte, der leicht zu sperren gewesen wäre und hätte gesperrt werden sollen. Der Rath zu Macao hieß diese Verhaftung auch gut und ließ die Gefangenen nach der Citadelle abführen.

Die Besitznahme der Barriere durch portugiesische Truppen kam fast einer Kriegserklärung gleich; es waren aber die Chinesen, von welchen unüberlegter Weise die Eröffnung der Feindseligkeiten ausging. Sie feuerten aus dem Fort, welches Seu insgeheim hatte armiren lassen, einige Kanonenkugeln ab, die den Isthmus an mehreren Stellen aufrissen und in einiger Entfernung von dem portugiesischen Posten matt hinstarben. Da erklomm sofort eine Compagnie von 35 Mann, von einem Bataillon der Stadtmiliz unterstützt, im Sturmschritt die Anhöhe, welche die Soldaten Seu's besetzt hielten, drang durch die Schießscharten in das Fort, und schlug die chinesische Armee in die Flucht. Dieser Handstreich, den ein sehr junger Offizier, der Lieutenant Mezquita leitete, wurde mit einer merkwürdigen Energie ausgeführt. Es blieben 75 Chinesen auf dem Platze, während die Portugiesen, die doch geradezu gegen die feindlichen Kanonen hatten anstürmen müssen, kaum einige Verwundete hatten. Amaral's Geist beseelte noch die Soldaten, die er befehligt hatte. Wenn ihr Eifer nicht gezügelt worden wäre, würden sie auf der Stelle auf Caza Branca losgegangen sein; der Rath widersetzte sich dem aber vernünftiger Weise; er wollte eine eclatante Genugthuung für Amaral's Ermordung, hielt es aber einer civilisirten Nation unwürdig, dieselbe zu blutigen Repressalien und nutzlosen Verheerungen auszudehnen.

Der leichte Sieg, den der Lieutenant Mezquita errungen hatte, verbürgte die Sicherheit Macao's jedoch nur zur Hälfte. Die äußeren Feinde waren auf der Flucht, die inneren Feinde aber konnten durch ihre geheimen Umtriebe eine fürchterliche Revanche für den Stoß nehmen, den die kaiserlichen Truppen erlitten hatten. Wenn mitten im Bazar ein Feuer ausbrach; wenn die Tausenden von Soldaten, deren nach allen Seiten des offenen Landes aufgeschlagene Zelte man zählen konnte, eine stürmische Nacht benutzten, um bis unter die Mauern von Macao zu gelangen, wie sollte da eine Garnison, die kaum 300 Mann stark war, dieser doppelten Gefahr die Spitze bieten? Nach dem blutigen Kampfe, der am 25. August stattgefunden hatte, war der Degen zwischen Portugal und dem himmlischen Reiche aus der Scheide. Man mußte zugleich auf offenen Angriff und auf Verrath gefaßt sein. Unter so kritischen Umständen wurde die Intervention der fremden Gesandten, die eigentliche Sauvegarde Macao's angerufen. Zwei englische Kriegsschiffe, die Amazone und die Medea, eine Corvette und eine Brigg der Marine der Vereinigten Staaten, Plymouth und Dolphin, unter dem Befehl des Commodore Geisinger waren zwei Tage nach der Ermordung des Gouverneurs eingetroffen, um dem portugiesischen Etablissement die moralische Unterstützung ihrer Flagge anzubieten. Die Bajonnaise hatte ebenfalls nicht gesäumt, sich dieser Division, die ungefähr zwei Meilen von der Küste vor Anker lag, anzuschließen. Diese Machtentfaltung konnte den Chinesen schon als eine drohende Mahnung erscheinen. Es war derselben aber noch ein bedeutungsvollerer Schritt vorauf gegangen. Während der Gouverneur von Hong-kong an den Vicekönig ein Schreiben richtete, in welchem die von der Diplomatik stets geboterne Rücksicht den Schrei einer gerechten Entrüstung nicht völlig hatte ersticken können, verständigten sich die Repräsentanten Frankreichs, Spaniens und der Vereinigten Staaten dahin, eine Collectivnote nach Canton abzusenden, und so ein nicht minder energisches Zeugniß des Abscheu's zu geben, welchen ihnen das an der Person des Gouverneurs von Macao verübte Attentat einflößte. Durch die leidige Collision getäuscht, welche zwei Monate früher zwischen den Engländern und der portugiesischen Garnison stattgefunden hatte, dabei, wie alle Chinesen, auf die Kriegsgerüchte, welche jede Post aus Europa brachte, eine lächerliche Wichtigkeit legend, und in dem Glauben, daß die Barbaren im Begriff ständen, ihre feuberen Zwiste hervorzusuchen, hatte der Vicekönig sich solcher einstimmigen Mißbilligung nicht versehen. Eine solche Einrüllgkeit warf alle seine Berechnungen über den Haufen, und wenn sie auch seine Gesinnung nicht änderte, nahm er doch eine andere Sprache an. Seu's erste Antworten an die portugiesische Junta, und selbst an den Gouverneur von Hong-kong waren höchst wegwerfend und arrogant gewesen; in denen, die nach Empfang der Collectivnote der Gesandten zu Macao erfolgten, schien sich dagegen ein stiller Wunsch der Versöhnung zu offenbaren. Leider kühlte sich die Sympathie der Verbündeten Portugals aber rasch wieder ab. Zuerst versegelten die englischen Schiffe wieder nach Hong-kong, unter dem Vorgeben, dies Etablissement gegen eingebildete Angriffe, die man zu fürchten sich stellte, zu vertheidigen. Gedrängt, der Stadt Macao die so wirksame Stütze der englischen Flagge wieder zu gewähren, holte Herr Bonham aus den Archiven des Gouvernements von Hong-kong eine Depesche des Lords Aberdeen hervor, welche seinem Vorgänger geboten hatte, sich nicht in die Streitigkeiten zwischen Portugiesen und Chinesen zu mischen. Dieser Befehl der Engländer machte auch den Gesandten der Vereinigten Staaten plötzlich lauer. Er wußte, welche ernste Interessen er zu beschützen hatte, und hatte, um sich in diese delicate Angelegenheit weiter einzulassen, nicht die völlige Freiheit des französischen und des spanischen Gesandten. Er hatte dem ersten Drange der Großmuth nachgeben, von seiner loyalen und theilnehmenden Natur überwunden, auf einen Augenblick die Vorsicht einer Politik vergessen können, die es sich seit lange zum Ruhm gemacht hat, jedem Conflicte endig zuzukerben, durch welchen kein amerikanisches Interesse gefährdet ward; so wie er aber bei den Engländern die Absicht zu gewahren meinte, gefürchtete Rivale bei der chinesischen Regierung zu compromittiren, fielen ihm die Schritte auf's Herz, die er im Wege der Intervention gethan hatte, und er schlug es rund ab, deren weitere zu thun. Für einen jeden, der Gelegenheit gehabt hatte, den ehrenwerthen Charakter des amerikanischen Bevollmächtigten und den ritterlichen Geist des Commodore Geisinger kennen zu lernen, war es klar, daß dies Zurücktreten nur die Folge eines diplomatischen Notenwechsels hatte sein können. Weder der eine noch der andere hätten das portugiesische Etablissement den Ueberfällen von ehrlosem Gesindel bloßgestellt lassen mögen; im Gegentheil würde jeder Angriff von Seeräubern, jeder Volksaufstand die Mannschaften des Plymouth und des Dolphin bereit gefunden haben, ihn ohne alle Schonung abzuschlagen; nach den Ansichten des Gesandten der

Digitized by Google

Vereinigten Staaten gestatteten die strengen Principien des Völkerrechts den auswärtigen Repräsentanten es aber nicht, in dieser Streitfrage thätiger aufzutreten, und sich der Betreibung einer Genugthuung anzuschließen, die, genau genommen nur Portugal anging. Herr Forth-Rouen zeigte sich tief verletzt durch diesen Abfall. Voll Ungeduld, seine gänzliche Hingebung für eine Sache, deren Vertheidigung er gleich am ersten Tage übernommen hatte, in einer noch formelleren und sichtlicheren Weise zu bekunden, glaubte er mich einladen zu müssen, die Bayonnaise in den inneren Hafen von Macao einlaufen zu lassen. Durch diesen Schritt gab er unsere Intervention eine gewissermaßen handgreifliche Form. Er deckte, mindestens moralisch, eine ganze Stadtseite, die Seite, die am zugänglichsten und am verwundbarsten war: er pflanzte so zu sagen die französische Flagge zwischen Macao und dessen Feinden auf.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. Nach den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und bisher ungedruckten Urkunden. Aus dem Englischen des William Forsyth von Julius Seybt. Erster Band. Erste Lieferung. 1853. C. F. Amelang's Verlag in Leipzig (Fr. Volckmar). S. 1—80.

Das kürzlich in Herrn Murray's Verlag erschienene Original, dessen Veröffentlichung durch Umstände verzögert wurde, hat in England bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt; das Athenaeum z. B. hat demselben zwei Artikel in den Nummern 1340 und 1341, vom 2. und 9. Juli, gewidmet, auf welche wir unsere Leser verweisen; sie werden aus den dort mitgetheilten Bruchstücken leicht ersehen, wie richtig die Verlagshandlung zu wählen wußte, indem sie Herrn William Forsyth's Bearbeitung des handschriftlichen Nachlasses von Sir Hudson Lowe, die ihm von Herrn Murray übertragen wurde, sich beeilte, in einer deutschen Uebersetzung vorzulegen. Dieselbe wird aus zwei Bänden, jede von sechs Lieferungen in wöchentlicher Ausgabe, bestehen. Was die Vorrede anbelangt, die nebst der Inhaltsanzeige mit der letzten Lieferung erfolgen soll, so möchten wir im Interesse des Unternehmens rathen, sie einem der nächsten Hefte beizufügen, da sie über das benutzte Material Auskunft giebt und zur richtigen Würdigung des Werkes beitragen dürfte.

Im ersten Capitel, in welchem erzählt wird, wie sich Napoleon der englischen Regierung ergiebt, und in St. Helena landet, ist die geringe Glaubwürdigkeit der früheren Darsteller der Geschichte der Gefangenschaft des Kaisers, O'Meara's, Las Cases', Montholon's und Antomarchi's zu erweisen versucht; eine unterdrückte Stelle aus des Grafen Las Cases Tagebuch lehrt den Geist zur Genüge kennen, in welchem er und die übrigen Begleiter des Gefangenen handeln, und also auch schreiben zu müssen glaubten. Sie lautet: „Es blieb uns nichts übrig, als moralische Waffen; um von denselben den wirksamsten Gebrauch zu machen, war es nothwendig, unser Benehmen, unsere Empfindungen, selbst unsere Entbehrungen in ein System zu bringen; es war nothwendig, damit ein großer Theil der Bevölkerung Europa's eine lebhafte Theilnahme an uns nehme und die Opposition in England nicht verfehle, das Ministerium, wegen seines Betragens gegen uns, anzugreifen." Sein Tagebuch ist voll von Entstellungen der Thatsachen und Verläumdungen. Daß O'Meara's „Stimme von St. Helena" eine ganz unglaubwürdige Stimme sei, wie Herr W. Forsyth sagt, dafür sprechen denn allerdings schon die in dieser Lieferung abgedruckten Briefe desselben an einen Freund. Belobt wird Lamartine's im Ganzen richtige Auffassung des Verhältnisses der Franzosen auf St. Helena zum Gouverneur. — Wer auch mit dem schweren Amte der Obhut hätte betraut werden mögen, wollte er seine Instructionen befolgen, er hätte sich vergeblich angestrengt, die natürliche und leicht erklärliche Abneigung der Gefangenen zu besiegen. „Die volle Wahrheit," heißt es am Schlusse des dritten Capitels sehr treffend, „äußerte Graf Montholon gegen den Oberstlieutenant Jackson, der ihn nach seiner Rückkehr nach Europa auf seinem Schlosse Fremigny bei Arpajon in Frankreich besuchte: „Mein werther Freund, ein Engel vom Himmel hätte uns als Statthalter von St. Helena nicht gefallen können." — Daß sowol in dem ersten, als in den folgenden Capiteln selbst die kleinsten Details nicht unerwähnt bleiben, wollen wir ein für alle Mal bemerken. Aber gerade diese Details setzen Manches in das rechte Licht.

Das zweite Capitel giebt zuerst einige Notizen über St. Helena. Das Klima wird in zwei Briefen (des erwähnten Oberstlieutenants Jackson und des Unterchirurgen Mr. Henry die beide aus mehrjähriger Erfahrung ein Urtheil fällen konnten) als durchaus nicht ungesund geschildert. Die Briars (ein Landhaus, in welchem Napoleon bis zur Uebersiedlung nach Longwood wohnte) Longwood, den sonderbaren Briefwechsel zwischen dem Contre-Admiral Sir George Cockburn und den Grafen Montholon und Bertrand, zuletzt O'Meara sind ferner Gegenstände desselben. — Der Verfasser hat es nicht verschwiegen, daß Sir George Cockburn's in seinen Antworten auf des Grafen Bertrands Briefe und Noten ausgesprochene Zweifel, wer mit dem „Kaiser" auf St. Helena gemeint sei, ihn zum Lächeln zwinge. „Hinsichtlich der Frage des Kaisertitels," sagt er, „ist es meiner Meinung nach schwer, Napoleons Gründe, daß er auf diesen Titel ein Recht habe, zu widerlegen. Allerdings hatte England diesen Titel nicht anerkannt, während Napoleon auf dem Throne von Frankreich saß; aber nur aus dem Grunde, daß es seit einer Zeit, wo er die Kaiserkrone noch nicht auf's Haupt gesetzt, beständig mit ihm Krieg geführt hatte, und daß sich keine Gelegenheit zum Austausch diplomatischer Höflichkeiten fand, wie zwischen befreundeten Mächten. Aber er war nichtsdestoweniger Kaiser von Frankreich durch einen feierlichen Krönungsact, mit dem Beifall und dem Zujauchzen der Nation; und wir können keinen Augenblick zweifeln, daß England, wenn er zu jedem beliebigen Zeitpunkt, von der Uebernahme der Kaiserwürde bis zum Einfall in Spanien, einen Frieden unter billigen Bedingungen angeboten hätte, mit ihm als Kaiser verhandelt haben würde. Dies that auch England wirklich in Chatillon 1814; und wäre Napoleon damals nur sich selbst treu geblieben und hätte er sich nicht durch einen vorübergehenden Erfolg über Blücher, über die Möglichkeit, der Invasion der Heere Europa's zu widerstehen, verblenden lassen, so hätte er mit der vollständigen

Digitized by Google

Zustimmung Englands, vorausgesetzt, daß er mit den alten Grenzen der Monarchie zufrieden war, im Besitz des kaiserlichen Thrones bleiben können.

Es erschien als eine Kleinigkeit, daß England von dem Titel, unter dem er in der Geschichte so gewiß wie Karl der Große oder Augustus bekannt bleiben wird, nichts wissen wollte. Der Grund, daß eine Anerkennung Napoleons als Kaiser einem Aufgeben der Sache der Bourbonen gleichgekommen wäre, kann nichts gelten, denn England hatte vorher den Friedensvertrag von Amiens mit ihm als Defacto-Beherrscher von Frankreich abgeschlossen und hatte kein Recht, diesem Lande einen König oder eine Regierungsform aufzuzwingen. Ein besserer Grund als der fast rein technische, daß England ihn auf der Höhe seiner Macht nicht als Kaiser anerkannt hätte und ihn deshalb nicht nach seinem Sturz anerkennen dürfte, könnte in der Gefahr liegen, daß dadurch Ansprüche lebendig erhalten würden, denen Napoleon ausdrücklich entsagt hatte. Seine Anhänger konnten weniger geneigt sein, die Sache ihres ehemaligen Herrn aufzugeben, so lange er den Kaisertitel beibehielt, und er vor ihrer Seele immer noch als der Kaiser stand, den sämmtliche europäischen Mächte als solchen anerkannt hatten. Aber es wäre keine Schwierigkeit gewesen, ihn Exkaiser zu nennen, was die Geschichte der Vergangenheit und der thatsächliche Bestand der Gegenwart genügend ausgedrückt hätte. Auf diese Weise hätte man seine Gefühle geschont und viel zur Vermeidung der Schwierigkeiten, welche sich auf St. Helena zeigten, beigetragen. Oder das englische Ministerium hätte bereitwillig dem von ihm ausgesprochenen Wunsche nachgeben können, den Namen Baron Duroc oder Obrist Meudon, wie er selbst wiederholt vorgeschlagen, anzunehmen; aber Lord Bathurst wollte nichts davon wissen, als Sir Hudson Lowe ihm diesen Ausweg vorschlug.

Jedenfalls wählte man für ihn den schlechtesten Titel, den man sich denken konnte. Wir können uns nicht wundern, daß der Mann, der in jeder Hauptstadt auf dem Festlande Europa's als Sieger eingezogen war — der Königreiche vertheilt und Nationen Gesetze vorgeschrieben hatte — der weltberühmte Marschälle ernannt und sieben Jahre lang auf dem französischen Throne gesessen hatte, es als eine Beleidigung fühlte, daß man ihn von nun an nur als General Bonaparte kennen wollte. Ein Philosoph hätte allerdings wenig auf den Titel gegeben, nachdem er die Macht und die Wirklichkeit für immer verloren; aber Napoleon Bonaparte war kein Philosoph, er hatte um den höchsten Preis menschlichen Ehrgeizes gespielt und mehr gewonnen, als jemals einem Menschen zu Theil geworden ist. Er war gegen Titel nicht gleichgültig und affectirte nicht, die äußeren Zeichen der Macht zu verachten. „Er bestand," sagt Lamartine in seiner Geschichte der Restauration, „mit einer Affection, welche seine Schmeichler für heroisch halten, welche aber die Geschichte kleinlich nennen wird, weil es eine falsche Auffassung seines Schicksals ist, auf den Titeln Kaiser und Majestät, die England, welches das Kaiserreich nie anerkannt hatte, officiell nicht verpflichtet war, ihm zu geben. Er rief wegen dieses Bruchs der Etiquette Himmel und Erde zu Zeugen auf; er dictirte über diese Kleinigkeit Noten, als ob es sich um die Eroberung oder den Verlust Europa's handelte." Dieser Umstand blieb während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft auf St. Helena eine beständige Ursache der Gereiztheit und des Zankes, und, wie er selbst gesagt hat, die Hälfte des Widerwillens, den er dort fühlte, stammte aus dieser Quelle. Jedenfalls wäre es großmüthiger von England gewesen, in diesem Punkte dem Wunsch gefallener Größe nachzugeben, da eine wirkliche Gefahr nicht zu fürchten war."

S. 50—53 lehren uns den Doctor Barry Edward O'Meara näher kennen. Es ist sein Brief in der Morning Chronicle vom 17. März 1823 mitgetheilt, in welchem er versuchte, die Briefe, die er von Zeit zu Zeit an Sir Hudson Lowe, Sir Thomas Reade und Major Gorrequer, während er bei Napoleon auf St. Helena war, geschrieben, und welche merkwürdig von den in seinem gedruckten Werke enthaltenen Aeußerungen abstechen, zu entschuldigen. Nachdem Herr W. Forsyth dieses Entschuldigungsschreiben richtig charakterisirt hat, erklärt er, daß er die Mittel habe, O'Meara's Wahrhaftigkeit auf eine Weise, die sich selten darbiete, zu prüfen. „Wir besitzen einen authentischen Bericht über seine wirklichen Meinungen und die Thatsachen, deren Zeuge er war, in einer Abschrift des langen und umfangreichen vertraulichen Briefwechsels mit seinem Freunde, Mr. Finlaison, von dem wir noch weiter sprechen werden. Wir sind so in den Stand gesetzt, die Wahrheit der Angaben, die er einige Jahre später veröffentlichte, zu prüfen, und den Zeugen gewissermaßen mit sich selbst zu confrontiren. Aus dieser Prüfung wird hervorgehen, daß er, um seinem Groll gegen Sir Hudson Luft zu machen, eine höchst partheiische, um nicht zu sagen, falsche Darstellung von dem, was er gesehen, veröffentlichte, und daß man sich nicht im Mindesten auf seine Wahrhaftigkeit verlassen kann. Uebrigens war bei den meisten der von ihm aufgezeichneten Unterredungen Major Gorrequer, der militairische Secretair des Gouverneurs, zugegen, und da derselbe während der Unterredungen oder unmittelbar nachher Alles genau aufgezeichnet hat, so können wir ihn als Zeugen anführen und seine Angaben denen O'Meara's in seinem Buche entgegenstellen."

Das dritte Capitel macht die Leser mit Sir Hudson Lowe, bis zur Uebernahme der Statthalterschaft von St. Helena in einer interessanten biographischen Skizze bekannt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen war es, daß der Gouverneur im Jahre 1800 als Major an die Spitze der neuausgehobenen corsischen Jäger gestellt wurde, mit denen er sich in dem ägyptischen Feldzuge auszeichnete.

Der Inhalt des vierten Capitels, dessen Schluß die zweite Lieferung bringen wird, ist: Erste Unterredung Sir Hudson Lowe's mit Bonaparte. Schwierigkeit die französischen Offiziere zur Unterzeichnung der Erklärung zu bewegen. Fernere Unterredungen mit Bonaparte. Briefe O'Meara's an Sir Thomas Reade und Andere. Wir entnehmen diesem Capitel die erste Unterredung. „Ich hatte meine erste Unterredung mit ihm um 4 Uhr Nachmittags; Contre-Admiral Sir George Cockburn begleitete mich nach seinem Hause. General Bertrand empfing uns im Speisezimmer, das als Vorzimmer diente und wies uns gleich darauf in ein inneres Zimmer, wo ich ihn stehend fand, den Hut unter dem Arme; da er mich nicht anredete, sondern allem Anscheine nach wartete, bis ich sprach, so brach ich das Schweigen durch die Worte: „Ich komme, Sir, Ihnen meine Achtung zu bezeigen." „Sie sprechen Französisch, Sir, wie ich höre, aber sie sprechen auch Italienisch. Sie haben früher ein Regiment Corsikaner befehligt." Ich erklärte, daß die Sprache mir gleich sey. „Dann wollen wir Italienisch sprechen," sagte er, und nun begann er eine Unterhaltung in dieser Sprache, die ungefähr eine halbe Stunde

Digitized by Google

dauerte, und in der er etwa Folgendes sagte: Er fragte mich erst, wo ich gedient hätte? wie mir die Corsikaner gefielen? „Sie bedienen sich des Stiletts; sind es nicht schlimme Leute?" und sah mich, eine Antwort erwartend, sehr bedeutsam an. Ich antwortete: „Sie bedienen sich nicht des Stiletts und haben diesen Brauch in unseren Diensten aufgegeben; sie haben sich immer gut benommen. Ich war sehr zufrieden mit ihnen." Er fragte mich dann, ob ich mit ihnen in Egypten gewesen sei? und auf meine bejahende Antwort begann er ein langes Gespräch über dieses Land. „Menou war ein schwacher Mann. Wäre Kleber dort gewesen, so wären sie Alle in Gefangenschaft gerathen." Er ging dann alle unsere Operationen in jenem Lande durch, mit welchen er so gut bekannt zu sein schien, als wäre er selbst dort gewesen, tadelte Abercromby, daß er nicht ehre gelandet sey, oder, wenn dies nicht möglich gewesen, sich nicht nach einem andern Punkte begeben habe; Moore mit seinen 6000 Mann hätte vernichtet werden müssen; sie hätten sich jedoch als gute Generale gezeigt und wegen ihrer Tapferkeit und Kühnheit zu siegen verdient. Er fragte mich, ob ich Hutchinson kenne, und ob es derselbe sey den man in Paris verhaftet habe? Meine Antwort darauf war natürlich verneinend. Seine Frage über diesen Punkt verrieth großes Interesse. Nun fing er wieder von Egypten an. Es sey der wichtigste geographische Punkt in in der Welt und hätte immer dafür gegolten. Er hatte die Linie des Canals über die Landenge von Suez vermessen, er hatte die Kosten auf 10—22 Millionen Livres berechnet; „eine halbe Million Pfund Sterling," setzte er hinzu, um mir von den wahrscheinlichen Kosten einen deutlicheren Begriff zu geben; wenn eine mächtige Colonie dort begründet wäre, so wäre es eine Unmöglichkeit für uns, im Besitz unseres ostindischen Reiches zu bleiben. Dann fing er wieder an, Menou zu tadeln, und schloß mit folgender Bemerkung, die er mit sehr ernstem Tone vorbrachte. „Im Kriege gewinnt stets Der, welcher die wenigsten Fehler begeht." Es kam mir vor, als ob er sich einen großen Irrthum vorwerfe.

Er fragte mich dann noch über Einiges mich selbst betreffende, ob ich nicht verheirathet sei? ob ich mich nicht kurz vor meiner Abreise von England verheirathet habe? wie mir St. Helena gefiele? Ich erwiderte, daß ich noch nicht lange genug hier sey, um mir ein Urtheil darüber zu bilden. „Ach! Sie haben Ihre Frau; Sie befinden sich wohl!" Nach einer kurzen Pause fragte er, wie lange ich gedient habe? „28 Jahre," gab ich zur Antwort. „Dann bin ich ein älterer Soldat als Sie," sagte er. „Von dem die Geschichte in einer ganz anderen Weise sprechen wird," gab ich zur Antwort. Er lächelte, sagte aber nichts. Ich machte nun Anstalt, mich zu beurlauben und bat um Erlaubniß, ihm zwei Offiziere meines Gefolges, Oberstlieutenant Sir Thomas Reade und Major Gorrequer, die in meiner Begleitung gekommen waren, vorzustellen, was er genehmigte. Er sprach wenig mit ihnen, wendete sich aber, als wir gehen wollten, zu mir und sagte: „Sie bringen Ihre Angelegenheiten mit den Katholiken in Ordnung, wie ich sehe; da thun Sie recht. Der Pabst hat Concessionen gemacht, und ist Ihnen entgegen gekommen." Das war der Schluß der Unterredung."

Das Uebersetzer-Talent des Herrn Julius Seybt ist bekannt; die äußere Ausstattung des Werkes, über welches wir noch ferner berichten werden, ist sauber.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

„Novellen-Zeitung. Romane, Novellen, Schilderungen, Feuilleton für schöne Wissenschaften, Kunst und Gesellschaft." Diese belletristische Zeitschrift, Verlag von Otto Spamer in Leipzig, und unter seiner Verantwortlichkeit redigirt, hat in den bisher ausgegebenen Nummern des zweiten Jahrgangs der Neuen Folge, wie früher, auf's Beste für die Unterhaltung ihrer Leser Sorge getragen. Die Nr. 26 enthält aus einem bei dem Verleger erscheinenden, nach H. Spicer's „Sights and Sounds" von Dr. F. W. Rechenberg bearbeitetem Werke: „Die Geheimnisse des Tages", ein merkwürdiges Bruchstück, überschrieben: „Zur Geschichte des Geisterklopfens in alter und neuer Zeit." — Wir erhalten vielleicht Gelegenheit, auf das Werk, welches nach der Inhaltsangabe der 10 Kapitel (17 Bogen) desselben zu urtheilen, nicht verfehlen wird, viele Leser sich zu gewinnen, zurückzukommen.

Wir machen zugleich auf den illustrirten Verlagsbericht von Otto Spamer, der durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen ist und für Alt und Jung recht viel Interessantes darbietet, (z. B.: „Das Buch der Hausfrau," „Das illustrirte goldene Kinderbuch" ꝛc.), aufmerksam. H.

Nach einer jüngst zu Paris veröffentlichten Tabelle der dortigen Brodpreise, im Verlaufe des jetzigen Jahrhunderts, ist das Brod im Jahre 1847 am theuersten gewesen, indem, freilich nur eine kurze Zeit, eines von vier Pfunden 1 Fr. 22 C. galt und der gewöhnliche Preis zwischen 90 und 94 C. wechselte. Ein Brod desselben Gewichts hat im Jahre 1851, drei Monate lang, nur 50 C. gegolten; gegenwärtig kostet es 80 C., und ist, mit Ausnahme von 1846 und 1847, theurer, als es seit zwölf Jahren gewesen ist.

Kürzlich ist in London ein Bibel-Manuscript, die Bouillon-Bibel genannt, in öffentlicher Auction verkauft, und zu 162 Lstrl. zugeschlagen worden. Es hat ursprünglich dem Herzog Johann von Berry zugehört, ist auch mit dessen Signatur versehen. Nachdem ist es in den Besitz des regierenden Herzogs Gottfried von Bouillon gekommen, nach welchem es seitdem benannt worden ist. Späterhin ist es das Eigenthum Sir Gore Ouseley's, des brittischen Gesandten am persischen Hofe geworden. Es ist ein kostbares Manuscript aus der ersten Zeit des funfzehnten Jahrhunderts, in französischer oder normännischer Sprache, fast 1200 Seiten stark in doppelten Colonnen geschrieben, und mit vielen Malereien geschmückt. Gebunden ist es in carmoisinrothem Sammt, mit vergoldeten Spangen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 66. Mittwoch, den 17. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Schwedisches Volkslied. Aus dem Schwedischen von Otto Nordenskjöld ..... Seite 513
Amaral und die chinesischen Seeräuber (Fortsetzung) ..... „ 513

Literatur:

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19., bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs, von F. C. Schlosser ..... „ 516
Niclasens von Wyle zehnte Translation, von Dr. Heinrich Kurz „ 517

Schwedisches Volkslied.

Aus dem Schwedischen.

Auf der Klippe Graus
Steht mein kleines Haus,
In der Wogen wildschäumendem Reich.
Bin vergessen und arm,
Doch stets fröhlich und warm
Steh ich treu wie die stammfeste Eich'.

Ich bin König hier,
Dieser Fels hört mir,
Froh und reich meine Arbeit mich macht.
Gibt die Hoffnung mir Muth,
Zieh ich kostbares Gut
Aus der Wogen tief finsterer Nacht!

Und der Gattin Brust
Ist die stille Lust.
Dahin Abends in Frieden ich zieh.
Bei Gesang und Gebet
Jeder Tag uns vergeht
Und ein Sturm stört im Schlummer uns nie.

Preis dem Felsengrund,
Preis dem tiefen Sund,
Preis auch Ihm, der sie schuf ohne Fehl,
Der uns gab, Ihm zur Ehe,
Eine Erd' und ein Meer
Und den Himmel der sehnenden Seel! —

Otto Nordenskjöld.

Amaral und die chinesischen Seeräuber.

Von dem Schiffscapitain E. Jurien de La Gravière.

(Fortsetzung.)

Schon längst hatten wir Reparaturen vornehmen wollen; wir waren nur durch die Nothwendigkeit eines activen Dienstes daran behindert worden. Die Corvette mußte kielholt und zum Theil neu gekupfert werden. Diese Operation hätte sich vortheilhafter und behäbiger zu Manilla machen lassen, sie war aber allenfalls auch zu Macao auszuführen. Ich nahm sie nun zum Vorwand, um den Intentionen des Herrn Forth-Rouen zu entsprechen, ohne anscheinend die Grenzen einer strikten Neutralität zu sehr zu überschreiten.

Unser Geschütz, Lebensmittel, ꝛc. waren schon in chinesische Nachen überladen und an's Land geschafft worden, und die reichi-

Digitized by Google

teete Corvette wartete nur auf einer günstige Fluth, um über die Barre des Binnenhafens hinweg zu gehn, als uns ein unvorhergesehener Umstand in die Querre kam. Der Südwest-Mussun näherte sich seinem Ende, und die Winde zeigten seit einigen Tagen eine entschiedene Neigung, aus Nordwesten und Norden zu wehen. Es war eine erdrückende Hitze und es kühlte sich selbst des Nachts nicht ab. Unter einem unveränderlich heiteren Himmel athmete man eine ich weiß nicht welche gewitterhafte Luft, die wie ein electrischer Strom über Macao hinzuziehen schien. Alles deutete die Annäherung einer gewaltsamen Krise in der Atmosphäre an. In Schweiß gebadet, und bei einer Temperatur von 33 Grad nach Luft schnappend, versuchte ich es, einige Ordres niederzuschreiben, als unser intelligenter Lieferant in das Gemach trat, wohin ich mich geflüchtet hatte. Ich glaubte auf seiner bedenklichen Stirn eine Art geheimer Ahnung zu lesen, die er noch nicht auszusprechen wagte. „Nun, Aya," sagte ich zu ihm, „was prophezeiht uns diese gräuliche Hitze? Einen Typhon, oder nur ein gewöhnliches Gewitter?" — „Wer weiß," antwortete der vorsichtige Chinese auf Englisch, „vielleicht wirds ein Typhon, vielleicht auch nicht. Sehr heiß ist's in der That!" — Um 3 Uhr Nachmittags war ich wieder an Bord. Das Barometer begann zu fallen. Es wurde Nacht, und das Ansehen des Himmels bestätigte keineswegs dies bedauerliche Prognosticon. Die tausende goldenen Punkte am Firmament hatten nie in einem lauteern und helleren Lichte gestrahlt. Gegen 1 Uhr Morgens aber schien der Wind, der sich langsam nach Nordnordwesten gedreht hatte, ein wenig schärfer zu werden, und einige Stöße, die man für das Echo eines fernen Donnres hätte nehmen können, drangen bis zu uns. Die Bucht von Macao wurde kaum durch den ersten Tagesschimmer erhellt, als plötzlich eine Veränderung der Atmosphäre eintrat. Es erschienen am Himmel dicke und schwarze Stellen, die sich bald vereinigten und über unseren Häuptern einen undurchsichtigen Nebel bildeten. Trotzdem, daß die Sonne nicht durch diesen dichten Schleier zu dringen vermochte, war und blieb die Temperatur erstickend. Die Vorläufer des Sturmes vervielfältigten sich so den ganzen Tag. Erstens waren es die Gewässer, die in einer ungewöhnlichen Weise anschwollen, und in dem Hafen eine Höhe erreichten, wie man es noch nie erlebt hatte; darnach, gegen zwei Uhr Nachmittags, verkündeten schwere Wogen, die aus Osten herangerollten, daß der Orkan bereits auf hoher See wüthete. Diese Wogen erhoben sich plötzlich, ohne daß man ihre Spur am Horizont verfolgen konnte; sie rundeten sich, wie der Rücken einer Furche, und brachen dann plötzlich wieder in sich selbst zusammen. Nach zwei bis drei Minuten sah man sich neue Wogen bilden. Der Wind hatte gleich dem Meere seine Pausen; einigen Augenblicken Stille folgten einige Stöße, die so kurz abbrachen, als wären sie durch eine unsichtbare Hand erstickt worden. Die Steußen und das Gestade von Macao waren mit Wolken von Heuschrecken bedeckt. Bei solchen Zeichen konnten die Chinesen die Annäherung eines Typhon nicht verkennen; auch suchten die kleineren Fahrzeuge eiligst Schutz im inneren Hafen, und die Tankas*) liefern mit ihrer Welt im Kleinen, ihren munteren Schifferinnen, ihrem Schwarm von Kindern und ihren Hausgöttern auf den Strand.

*) Die einem großen Theil der chinesischen Bevölkerung zu steter Wohnung dienenden Flösse.

Wir unsrerseits hatten schon früh Morgens unsre Maaßregeln getroffen, so, daß wir den Sturm mit Ruhe erwarten konnten. Um acht Uhr Abends hatte der Wind, der aus Norden bließ, schon die Heftigkeit des Sturmes erreicht; dennoch fiel das Barometer noch immer. Der Regen und der Schaum der Wogen, die sich am Bug der Corvette brachen, fuhren wie gepeitscht durch unser Takelwerk und vermischten ihr Zischen mit dem Brüllen des Sturmes. Man konnte wegen der dichten Finsterniß und der Heftigkeit des Sturmes kaum einen Schritt auf dem Verdecke thun, und noch weniger sich dort verständlich machen. Glücklicher Weise gab es kein Manöver auszuführen, und wir konnten, unseren Ankertauen vertrauend, den Orkan auswüthen lassen. Um 11 Uhr ging der Wind nordnordöstlich, und der Typhon schien nun seinen Wendepunkt erreicht zu haben. Man unterschied keine einzelnen Stöße mehr: ein ununterbrochenes Sturmgeheul erschütterte die Corvette in allen ihren Fugen. Der Sturm setzte, von Stunde zu Stunde eine andere Richtung nehmend, langsam seinen Kreislauf fort. Zwei Stunden vor Anbruch des Tages hörte das Barometer endlich zu fallen auf.

Es war ein merkwürdiger Anblick, der sich unsern Augen darbot, als ein mattes Tageslicht seinen ersten Schimmer über den Horizont verbreitete. Das Meer rund um uns her war nur noch eine Fläche flüssigen Kothes, dem unsre stolze und graziöse Corvette sich empört entreißen zu wollen schien. So oft sich eine Wage unter ihrem Vordertheile wölbte, und sie nöthigte, ihren Schnabel in die unsaubre Fluth zu tauchen, sah man sie schaudernd wieder aufschnellen und die drei Ankertaue schütteln, die sie fesselten, gleich einem Renner, der sich loszureißen sucht. Glücklicher Weise hatten die Cyklopen, welche diese eisernen Bande auf ihren Ambossen geschmiedet hatten, deren Stärke nach den Prüfungen abgemessen, die sie dereinst bestehen sollten; überdem begann der Sturm sich zu legen. Da eilte dann ein jeder von uns, auf seinem Lager eine Ruhe zu suchen, die ihm die Unruhe der Nacht doppelt nöthig gemacht hatte. Einige Minuten hörte ich noch das Getöse des sich entfernenden Sturmes; allmählig verlor es sich aber, und so fiel ich bald so tief in Schlaf, daß es drei Uhr Nachmittags war, als ich wieder erwachte. Den folgenden Tag liefen wir in den Binnenhafen von Macao ein.

III.

Wir hatten uns kaum auf unserm neuen Posten eingerichtet, als die Ankunft der Bayonnoise unter den Kanonen von Macao sich als ein sehr gelegenes Ereigniß erwies. Die portugiesischen Behörden waren benachrichtigt worden, daß gerade in dieser Nacht ein Aufstand in der Stadt ausbrechen und von den chinesischen Soldaten benutzt werden sollte, um sich eines der äußeren Thore zu bemeistern. Alle Truppen, die nicht in den Forts vertheilt waren, griffen sofort zu den Waffen, vor den Hauptausgängen des Bazars wurden Kanonen aufgefahren, und die Mannschaft der Bayonnoise stellte sich auf dem Kay auf, bereit, sich überall hinzubegeben, wo ihre Hülfe erforderlich sein möchte. Es war indessen nur ein falscher Lärm gewesen, oder die Verschwörer hatten sich auch durch die energische Demonstration abschrecken lassen. Nachdem unsre Seesoldaten einige Stunden, Gewehr beim Fuß, gewartet hatten, kehrten sie verdrießlich, nicht zum

Digitized by Google

Kampf gekommen zu sein, an Bord der Corvette zurück. Der Rath wollte indessen ihren guten Willen nicht unanerkannt lassen, und er stattete mir seinen Dank ab, den ich auf sie überzutragen mich beeilte. Diese Allarmirung war übrigens nicht die letzte, und wir standen mehr als ein Mal auf den Punkt, uns mit den Truppen Sen's zu messen; es stand jedoch geschrieben, daß wir von unsrer langen Station nur friedliche Trophäen heimbringen sollten. Eine Truppenverstärkung, welche das Gouvernement von Goa auf einem der englischen Paketböte, um den Preis von mehreren tausend Piastern, abzusenden sich beeilt hatte, sah sich in der Hoffnung auf Ruhm gleich uns getäuscht. Als diese neuen Verfechter der portugiesischen Sache, mit Tambours und Harnisten voraus, auf der Praya Grande landeten, war die Stunde der Gefahr für Macao bereits überstanden.

Der Vicekönig von Canton war nur noch darauf bedacht, in jeglicher Weise einen leidigen Vorfall in Vergessenheit zu bringen. Dieses sein Sterben verrieth aber den mindest eingenommenen Richtern seine Besorgniß, die moralische Mitschuld an den Tag kommen zu sehen, deren er sich innerlich schuldig fühlte. Am 16. September zeigte er dem Rathe die Entdeckung und Absendung der sterblichen Ueberreste des Gouverneurs nach Macao an so wie die Ergreifung und die Hinrichtung des einen Mörders. Diesen Mörder hatte Sen selber abhören wollen, und nachdem er ihm das Geständniß seines Verbrechens abgezwungen, hatte er, über dasselbe hoch empört, dessen sofortige Hinrichtung befohlen. Der Mandarin von Caza Branca sollte dem edlen Rathe das geschriebene Geständniß und das Haupt des Elenden überbringen, dagegen erwarte er, der Vicekönig, daß der Rath sich beeilen werde die drei chinesischen Soldaten frei zu geben, die seit der Ermordung des Gouverneurs gefangen gehalten würden.

Der Generalgouverneur von Kuang-ton hatte bei diesem Anlaß seine Ermächtigung überschritten; denn er war nicht befugt, ein Todesurtheil zu fällen, ohne das Gutachten der Behörde eingeholt zu haben, deren Ausspruch er nach den Gesetzen des Reiches unterworfen war; er konnte sich jedoch bei dem Credite, in welchem er zu Peking stand, schon über die Folgen einer Regelwidrigkeit beruhigen, die bei dem Tribunal der Riten leicht eine Entschuldigung fand. Was den Nachfolger von Ki-ing mehr beunruhigte, das war der Stoß, den seine Popularität erleiden würde. Als das Volk zu Canton die Hinrichtung eines Mannes erfuhr, den es als einen vom Himmel inspirirten Rächer angesehn hatte, da brach es in ein lautes Rachegeschrei aus. Der Vicekönig wurde bis zu seinem Palaste mit tausenderlei Schimpfwörtern verfolgt; bewaffnete Banden drohten, nach Caza-Branca aufzubrechen, und die Mauern von Canton bedeckten sich mit Anschlägen, in welchen das Schicksal des chinesischen Harmodius beklagt wurde.

„Die an dem Feinde des Volkes genommene Rache," hieß es darin, „hat das Verderben eines Volksfreundes herbeigeführt. Alle, welchen diese Trauerkunde zu Ohren kömmt, weinen und wehklagen. Ihr Herz ist gebrochen. Der Barbar von Macao kannte kein andres Recht als das der Gewalt. Er vergriff sich an unsre Frauen, er schloß unsre Zollstätten, stürzte unsre Tempel um, zertrümmerte unsre Götter, erdrückte die Dörfer mit Abgaben, beraubte uns unsrer Ländereien und Häuser, schändete unsre Gräber, warf die Gebeine unsrer Vorfahren in's Feuer, und war so mit Missethaten beladen, daß die Menschen und die Götter gleich sehr gegen ihn aufgebracht waren. Weder der Himmel noch die Erde mochten ihn mehr dulden. Die dreizehn Dörfer hatten sich an die Mandarinen gewandt, ohne aber durch sie eine Abhülfe zu erlangen. Das Uebel wurde täglich ärger. Was war da zu thun? Das wußte niemand. Da wurden insgeheim herzhafte Männer gewählt; sie legten unter freiem Himmel einen mit ihrem Blute besiegelten Eid ab, daß sie ihr Vorhaben in Ausführung bringen wollten. Sie suchten dazu den ganzen Sommer hindurch eine Gelegenheit, fanden sie aber erst im Herbst. Es war gegen Abend, wo Sen-chi-liang und Ka-fin-tang nebst noch fünf andern Männern aus Tschin-tschu, ihre Waffen unter ihrer Kleidung verborgen haltend, in die Höhle der Tiger eindrangen. Sie tödteten den Gouverneur, schnitten ihm den Kopf und die eine Hand ab, schlugen seine Begleiter in die Flucht, und kehrten zu ihrem Dorfe zurück. Selbst die Kinder waren erfreut.

„Wer hätte es ahnen können, daß unter den Chinesen Pau-tsenu und Chau-ta-schau,*) Geschöpfe mit menschlichen Gesichtern aber thierischen Herzen, schon daran dachten, diese Braven zu verrathen. Sie köderten Sen-chi-liang mit süßen Worten; sie redeten ihm ein, daß er belohnt werden und Ehrentitel erhalten würde. Das bewog ihn, nach Canton zu kommen. Da veranlaßte ihn Pau-tsenu nach seinem District zurückzukehren und dem Magistrate zu Shon-tak das Haupt des Barbaren auszuliefern. So ging dieser wackre Mann in die Falle. Noch denselben Tag wurde er unter starker Bedeckung nach Canton abgeführt. Dort wurde er dreimal an einem Tage in's Verhör genommen und Kraft kaiserlicher Vollmacht enthauptet, damit die Herzen der Barbaren befriedigt würden.

„Ist's möglich, eine Obrigkeit zu achten, die den Unschuldigen mordet? Und doch schweigen die Bewohner der dreizehn Dörfer zu dieser Ungerechtigkeit! Sie vergessen, daß die Sen eine wohlbekannte Familie sind, die aus dem Districte Sin, im Departement Chang, der Provinz Fo-kien angehörig hierher gekommen ist. Sie halten sich die Arme gekreuzt, als ob Alles in Ordnung wäre; doch muß es ihnen schwer fallen, sich in Zaum zu halten.

„Der Generalgouverneur Ki-ing hatte in dem Falle von Huang-chu-ki ein Beispiel gegeben, das man hätte befolgen sollen.**) Wir hätten die Barbaren die List wohl entdecken sollen? Alle Welt sagt von Se. Excellenz Sen, daß er ein geschickter Mann und eben so verdienstlich als mächtig sei; aber die Wahrheit ist, daß er die Fremden fürchtet, als ob's Tiger wären. Die Handlungen der Portugiesen haben einen solchen Haß erweckt, daß es uns nicht möglich ist, ferner mit ihnen unter demselben Himmel zu leben. Wenn wir ihr Benehmen nicht ahndeten, würde kein Unterschied mehr zwischen den Thieren und uns sein. Die Engländer und die Portugiesen sind gegenwärtig einverstanden, uns zu beherrschen; aber wir, das Volk, gehen glückliche Weise mit Energie zu Werke. Was nur noch als ein leichtes Uebel erscheint, würde bald eine unerträgliche Plage werden. Wir haben die Versammlung von Wi-chin nicht vergessen, wo sich die Braven von mehr

*) Der erstere war Director eins der Collegien zu Canton, der andre ein Einwohner des Dorfes Mong-ha, wo auch Sen-chi-liang zu Hause gehörte.

**) Muthmaßlich darin, daß er den wirklichen Mördern andre Verbrecher unterschob, die er aus den Gefängnissen nahm.

Digitized by Google

denn hundert Dörfern eingefunden hatten. Durch sie sind die Fremden unter den Mauern von Canton abgeschlagen worden. Sie waren wenig zahlreich, doch haben sich ihre Anstrengungen nicht machtlos erwiesen. Zu jener Zeit betraten die rebellischen Barbaren, die nicht ferner auf dem Meere weilen mochten, unser Land. Unter den Offizieren der Provinz verstand es Keiner, sie zu besiegen. Sie erschöpften zwecklos die Kräfte und die Einkünfte von sieben Provinzen. Die kaiserliche Armee wurde fortwährend geschlagen. Ihre Munitionen fielen dem Feinde, dem man nicht Stand zu halten wagte, in die Hände. Es mußte der Friede gegen Zahlung von 16 Millionen Taels und die Eröffnung von fünf Häfen erkauft werden.

„Nie war unser Land von solch einer Unehre betroffen worden. Die benachbarten Nationen verachten uns, und die Fremden von allen vier Enden der Welt machen sich über uns lustig. Dürfen wir ohne Erröthen solch einen Affront dulden?

„Sen hätte den alten Helden gleichgestellt werden sollen, welche die Tyrannen tödteten. Es muß bekannt werden, wie ihm gelohnt worden ist, damit die Braven aus seinem Beispiel lernen, klug und vorsichtig zu sein."

Sen's Lage war, wie man sieht, kritisch geworden. Nach seinen Erfolgen vom Monat April mit Ehren überhäuft, konnte er fürchten, die Verlegenheiten mit seinem Kopfe bezahlen zu müssen, welche das abscheuliche Uebermaaß seines Eifers dem himmlischen Reiche zu bereiten drohte. Zu seinem Glücke war der chinesische Gouverneur eben so geschmeidig als starrköpfig, und vermöge dieser seltenen Doppeleigenschaft gelang es ihm, den Zorn des Volkes zu Canton und die gerechte Erbitterung der Landsleute Amaral's zu beschwichtigen. Die Zeit ist noch immer der Chinesen bester Verbündeter gewesen, was zu vergessen Sen sich bei dieser Gelegenheit wohl hüthete.

Die portugiesische Junta hatte nicht geglaubt, sich mit der ihr angebotenen Genugthuung zufrieden geben zu können. Die Aussagen der drei chinesischen Soldaten, die sie in den Gefängnissen zu Macao zurück hielt, mußten, indem sie ihr die Hoffnung gaben, zu der Entdeckung der wirklichen Mörder zu gelangen, sie zu doppelter Vorsicht gegen eine Wiederholung des schmählichen Kunstgriffs veranlassen, womit die Engländer in der Angelegenheit von Hoang-cha-ki zufriedengestellt worden waren. Obschon Sen in dem Sen-chi-liang, dessen Kopf er anbot, einen der Urheber des schändlichen Attentats gropfert hatte, deutete die große Hast, mit der ein so wichtiger Zeuge bei Seite geschafft worden war, abseiten des Vicekönigs nicht den Willen an, durch eine ernste Untersuchung Antwort auf den Verdacht zu geben, den sein seltsames Benehmen einzuflößen geeignet gewesen war. Die chinesische Behörde, das war erwiesen, hatte Kunde von den Proclamationen gehabt, die eine Prämie auf den Kopf des Gouverneurs von Macao ausboten. Statt diesen gehässigen Aufreizungen Einhalt zu thun, hatte sie insgeheim Truppen unter den Mauern von Macao zusammen gezogen, bereit, aus dem Verbrechen Nutzen zu ziehen, wenn dasselbe auch nicht durch sie befohlen worden war. Der Rath war berechtigt und verpflichtet, zu verlangen, daß alle diese Umstände aufgeklärt würden. Er verschob jedoch die Protestation, die er machen wollte, um der Auslieferung des Hauptes und der Hand des Gouverneurs kein Hinderniß in den Weg zu legen; aber der Vicekönig hatte selbst an diese Auslieferung noch eine Bedingung geknüpft. Er verlangte die gleichzeitige Freilassung der drei verhafteten Chinesen, und dies Verlangen, das man sich zu Macao als nicht verstanden gestellt hatte, fand sich impliciter durch die neueren Erklärungen des Mandarinen von Coza-Branca bestätigt. Der Rath antwortete diesem Beamten niederen Ranges nur in der Weise, daß er ihm für den folgenden Tag die Stunde bezeichnete, wo er sich bereit halten würde, die kostbaren Ueberreste zu empfangen, die ihm der Vicekönig zugesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. Von F. C. Schlosser, Geheimenrath und Professor zu Heidelberg. Erster Band: Bis zum Belgrader Frieden. Zweiter Band: Bis auf den Anfang des Kriegs zwischen Frankreich und England 1778. Vierte, verbesserte Auflage; Heidelberg, akadem. Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1853.

„Wer in der neuen Geschichte der Wahrheit zu nahe hinter den Fersen geht, dem kann sie leicht einmal die Zähne ausschlagen. Wer aber zu weit hinter ihr zurückbleibt, verliert sie aus dem Gesicht und geht selbst verloren; wer sich in mittlerer Entfernung hält, von dem weiß ich nicht, ob ich seinen Gang Mäßigung oder niedrige Feigheit nennen soll." — Mit diesen charakteristischen Worten leitete der Nestor deutscher Geschichtsforschung den ersten Band seines vortrefflichen Werkes im Jahre 1836 ein. Nicht nur an sich wahr und treffend gesagt, finden diese Worte Sir Walter Raleighs ihre ganze Anwendbarkeit auf den Schriftsteller, der es wagt, ohne Rücksicht auf Partei und System, auf brausende Meinung oder auf feile Sofisten ruhig und einfach, ernst, treu nur seinem gesunden Urtheile folgend die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Ein solcher Schriftsteller aber ist unser Schlosser.

Geräuschlos sind die drei ersten Bände der neuen Auflage erschienen; kein Tagblatt, keine Zeitschrift that ihrer nur mit einem Worte Erwähnung. Aber ein Werk, welches den Stempel tüchtiger Geistesarbeit und rhrfurchtgebietenden Karakters an der Stirne trägt und dessen mehr als nationale Bedeutung außer allem Zweifel steht, — ein solches Werk, wie das vorliegende bahnt sich ruhig und eigenkräftig seinen Weg zum Herzen des Volkes. So müssen denn auch bereits die ersten Bände dieser Auflage vom Verleger zurückverlangt werden.

Wäre es auch überflüssig, wollte man Schlossers umfangreiches Wissen, seinen kulturhistorischen Instinkt, sein meisterhaftes Entwickeln neuer Zeit und Drakart aus der Auflösung mittelalterlicher Zustände neuerdings rühmen, so ist es sicherlich doch kaum zu billigen, daß die gesammte vaterländische Presse diese neue Ausgabe ganz mit Stillschweigen übergeht. Wir wollen diese Thatsache für uns als Mahnung nehmen, dem greisen Historiker für die auf die Bearbeitung verwendete Mühe und Sorgfalt öffentlich ein Wort des Dankes zu zollen und hiemit den viel-

Digitized by Google

fachen Sympathien unserer Nation einigermaßen Ausdruck zu verleihen.

Die Veränderungen und Verbesserungen, deren man fast auf jeder Seite finden kann, blieben bei den obigen drei Bänden meist nur auf die Form beschränkt. Nicht blos einzelne Ausdrücke, sondern oft ganze Perioden sind in jetzige Fassung klarer, bestimmter, ausführlicher. Wenn auch die und da gemildert und weggestrichen wurde, was „einer schlaffen, unfreien Generation zu frisisch derb" ist, so sind doch dafür wieder andere Stellen beigefügt worden, welche manchen Nagel zum Sarge berechtigten Wesens und Strebens gehörig auf den Kopf treffen.

Glätte und Eleganz der Sprache sucht man bekanntlich bei Schlosser vergebens; er verschmäht sie ja absichtlich und gesteht wiederholt seine „Scheu vor Stumpfheit und Glätte und macht sich aus der Schärfe ein Verdienst." Dagegen hat etwas Erhebendes, ich möchte sagen, Erdauliches die energische Entrüstung und der sittliche Nachdruck, womit er auftritt gegen jene Menschen, welche die Religion durch ihren Wandel verhöhnen, aber durch Polizei wiederherzustellen bemüht sind; — womit er auftritt gegen „jene diplomatische Schule, welche mit der jesuitischen innig verbunden gegenwärtig überall zu triumphiren scheint, weil sie mit einer sehr geschickt durch den Weltlauf gerechtfertigten Sophistik lehrt, daß Treue und Wortholten gemeine bürgerliche Tugenden seien, die sich für höhere Kreise nicht paßten, daß gemeine Moral, daß die strengen Gesetze der Rechtlichkeit bei der Regierung der Staaten verderblich seien".

In Bezug auf die Materie konnten, wie leicht zu begreifen, in obigen Theilen nur wenige Aenderungen vorgenommen werden. Wo neue Aktenstücke sich widersprechen, hielt sich der Verfasser am liebsten an seine frühere Meinung. Mit lebendigster Beziehung auf die Gegenwart zeigt uns die vorliegende Geschichte den Kampf der letzten Jahrhunderte für eine bessere Zukunft und lehrt anschaulich, unter wie vielfachen Rückschlägen und nach welchen Anstrengungen ein jeder Fortschritt sich Bahn bricht. Den Inhalt der 3 Bände nur andeutungsweise aufzuführen, würde leicht die Grenze des gegebenen Raumes überschreiten lassen, wir verweisen deßhalb auf die Ankündigungen dieser Geschichte in öffentlichen Blättern. Im Programm zum ersten Bande sagt der — an Biederkeit und Freisinn seinem berühmten Freunde Schlosser so ähnliche — Verleger: „Zwar gibt der Herr Verfasser in Dedication und Vorrede die Wahrscheinlichkeit auf, daß er bei seinem hohen Alter den Druck des Ganzen noch erleben werde, versichert aber, daß Alles, was der neuen Ausgabe an Veränderungen, Verbesserungen, Zusätzen und Nutzanwendungen für die neueste Zeit einverleibt werden soll, in jedem Falle dem Publikum zu Gute kommen wird.

Es wird denn auch selbst die Fortsetzung des Werkes bis auf die neueste Zeit, wozu ein reiches Material ausgearbeitet bereits vorliegt, besorgen, und der Verleger wird den Druck des Ganzen der neuen Auflage, sowie dieser Fortsetzung möglichst bald zu Stande zu bringen sich bestreben.

Zur leichteren Anschaffung der Bände der neuen vierten Auflage findet ein Subscriptionspreis von Thlr. 2. 12 gGr. oder fl. 4. — per Band statt, einzelne Bände werden nur nach dem Ladenpreise berechnet.

So wird dieses klassische Geschichtswerk, der reine Spiegel der Vergangenheit und Gegenwart, noch in weiteren Kreisen zu Nutz und Frommen Leser und Verehrer finden, nachdem es bereits drei Auflagen erlebt, in's sprachverwandte Englische und Holländische übersetzt, nun nach seiner Vollendung bis auf die neueste Zeit entgegengeht."

Die Aenderungen der späteren Bände werden sich hauptsächlich auf eine ausführlichere Behandlung der Literatur- und Kulturgeschichte der neuesten Zeit, sowie auf einige Verschiedenheiten in der Haltung und Darstellung erstrecken. Diese neue Ausgabe wird indeß keineswegs eine Bearbeitung oder gar ein Auszug des ältern Werkes werden, sondern wird vielmehr der ganze Inhalt in den wesentlichen Punkten wiedergegeben und Geist und Urtheil unberührt bleiben. Schon aus den vollendeten Bänden ergiebt sich, daß das Werk an seinen früheren Vorzügen nichts eingebüßt, an neuen aber gewonnen hat. Ueberall tritt uns der tiefe, wahre, geistvolle Historiker entgegen, der uns erzählt, wie er als Wahrheitsfreund die menschlichen Dinge ansieht. Fern von allem System nimmt er den Menschen, wie er ist, führt uns ihn erst politisch, dann geistig vor, hält ihn aber stets und mit Nachdruck moralisch fest. Trotz seines hohen Alters gewahren wir ihn noch im vollen Besitze seiner Kraft und Geistesfrische.

Durch die eigene, sorgfältige Bearbeitung dieses Werkes hat sich der Verfasser unbestritten einen neuen Denkstein im Herzen der Nation erworben. „Daß er Allen gefallen könne, hat der Verfasser nie geglaubt oder behauptet; er hat sein Publikum, das ist genug." Möchten diese meine Zeilen Einiges dazu beitragen, dieses Publikum zu vermehren! In diesem Wunsche liegt der andere eingeschlossen, daß sich unsere Nation Belehrung und sittliche Kraft schöpfen möge aus der Arbeit dieses kräftigen, originellen Schriftstellers, welcher mit Alex. von Humboldt allein aus der klassischen Epoche unserer Literatur herüberragt in die Gegenwart! —

Heidelberg im Juli 1853. J. G. F.

Niclasens von Wyle zehnte Translation, mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz. Aarau 1853. Druck und Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer. 32 Seiten. 4.

Niclas von Wyle, wahrscheinlich im ersten Viertel des 15. Jahrhundert zu Bremgarten im Aargau geboren, gehört zu den vielen ausgezeichneten Schriftstellern desselben, von denen der Verfasser in der ersten Anmerkung ein Verzeichniß, welches das 12. bis 19. Jahrhundert umfaßt, mitgetheilt hat. Aber nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Staatsmann und höchst wahrscheinlich, wie wir weiter unten sehen werden, auch als Künstler, ragt er hervor. Zuerst war er in Zürich Schulmeister, d. h. Rektor der obern Schulen; in dieser Zeit erwarb er sich die Freundschaft des eben so edlen als unglücklichen Felix Hemmerlin (Malleolus). Im Jahre 1445 kam er nach Nürnberg (vorher hielt er sich in Schwaben, gewiß 1444 in Salmansweiler oder der Umgegend, auf); bis 1447 ist er dort Rathe-

Digitized by Google

schreiber gewesen; von 1450 oder schon 1449 in Eßlingen. Von 1447 bis 1450 fehlen alle Nachrichten über ihn; vermuthlich fallen jedoch mehrere Thatsachen, namentlich seine Verbindung mit fürstlichen Personen, von denen er in den Vorreden und Zuschriften seiner „Translationen" beiläufig spricht, in diesen Zeitraum. Er wurde vom nürnberger Rath zu verschiedenen Sendungen gebraucht und 1465 mit einem Gehalt von 50 Gulden auf Lebenszeit zum Rathsschreiber erwählt, nachdem er, wie es scheint, seine Stelle einige Jahre lang verlassen hatte. In Eßlingen wohnten junge Leute in seinem Hause, denen er Unterricht in der Muttersprache ertheilte und sie in der schriftlichen Darstellung übte. Im Jahre 1469 gerieth er mit dem Rath in Streit, der jedoch durch Graf Eberhard von Wirtemberg's Vermittelung beigelegt wurde; schon 1470 erhielt er eine der höchsten Stellen, die damals einem Gelehrten zu Theil werden konnten: Graf Ulrich von Wirtemberg ernannte ihn zum Kanzler und sandte ihn, um einer Conferenz mit helvetischen Abgeordneten beizuwohnen, nach Zürich. Niclas von Wyle befand sich noch 1478 in seiner Stellung in Stuttgart, woselbst er vermuthlich bis zu seinem Tode, der wol nicht lange nachher erfolgt sein mag, da er damals schon ziemlich alt war, geblieben ist.

In Obigem ist in leichten Umrissen wiedergegeben, worüber Herr Dr. Kurz ausführlich, überall mit Belegen in den Noten, berichtet hat. Wir haben jetzt noch den merkwürdigen Mann als Schriftsteller und Künstler zu schildern.

Durch eine Zuschrift des Aeneas Sylvius, dessen Briefe Niclas gesammelt und herausgegeben, auf welche wir später zurückkommen werden, wurde er ohne Zweifel ermuntert, sich ganz der Literatur zu widmen, zu der er sich schon früher hingezogen fühlte. Der Verfasser hatte sich vorgenommen, über seine deutschen Schriften und die verschiedenen Ausgaben derselben Einiges mitzutheilen, er hat sich jedoch, weil der ihm vergönnte Raum es nicht gestattete, nur auf wenige Bemerkungen beschränken müssen. (Die Sprache Niclasens ist von Herrn Dr. Niemeyer in einem Programm der höheren Stadtschule zu Crefeld von 1852, welches Herrn Dr. Kurz erst nach Vollendung seiner Schrift in die Hände kam und unsere Stadtbibliothek auch nicht besitzt, da leider kein Programmenwechsel zwischen unserem Gymnasium und den preußischen besteht, so tüchtiger Weise behandelt.) Die Ausgaben der „Translationen" des Niclas von Wyle sind alle selten; die erste, ohne Druckort, Drucker und Jahr, (nach Hain: Esslingen, Conrad Fyner) schließt mit den Worten: Geben zu Stutgarten vf dem achtzehenden tage des hornungs Anno domini Millesimo quadringentesimo octauo Indicione undecima, k. Folio. Der Verfasser benutzte die Ausgabe von 1510 in der Augsburgischen Klosterbibliothek (Herr Dr. Niemeyer die von 1536, in welcher Niclasens Sprache durchgreifend verändert ist.) Die hamburgische Stadtbibliothek bewahrt ein sehr gut erhaltenes Exemplar der Ausgabe von 1510; der Titel lautet: „Translatzion oder tütschungen des hochgeachteten Nicolai von wyle: den zyten Statschriber der Stat Esselingen: etlicher bücher Euer fluij: Pogij florentini: Felicis Hemerlin: doctoris. Mit sampt andern schryfften: dere xviij nacheinander vnderschydenlichen mit iren figuren vnd titeln begriffen sint." Am Schlusse: „Flyßiglichen gerendet, vnd getruckt Johannes Bryse: Burger zu Strasburg: zum Thiergarten. Vff Sant Johans enthouptung tage. Anno domini. M.cccccx." Fol. 296 unpag. Seiten. Unter den Holzschnitten befinden sich 5 größere. (Die vollständige Angabe der einzelnen Bestandtheile findet man in F. G. Freytag's Apparatus litterarius, t. 2. S. 1067—1084.)

Die 16. und 19. Schrift sind eigene Arbeiten, mit den Ueberschriften im Register: „In der XVI. schrift vnd die kein translatz ist: wirt funden lob der frawen wie die frawen allzyt übertreffenlich gewesen syent", und: „In der letsten schrift: die auch kein translatz ist: werden funden etlich Vnderweysungen von übersschriften, wie man die gebürlich thun mög. auch wie etlich gewonheiten hierinn syen die billicher mysbruche dann gewanheit genennt wurden, vnd billicher vermitten dann geübet ꝛc." Diese beiden Aufsätze sind in unserem Exemplar mit sauber geschriebenen Randnotizen versehen; der zweite ist besonders Gegenstand eines eifrigen Studiums des frühern Besitzers gewesen, ja es scheint fast, als habe er sich desselben als Leitfaden beim Unterricht bedient.

„Obgleich weitaus der größte und bedeutendste Theil von Niclasens Schriften in Uebersetzungen besteht," heißt es Seite 9, „so liegt sein Verdienst doch nicht bloß in der ausgezeichneten Darstellung. Er hat sich auch dadurch verdient gemacht und auf die Hebung des besseren Geschmacks gewirkt, daß er den zu seiner Zeit allgemeinen beliebten Ritterromanen Schriften entgegen setzte, deren Werth nicht in der Anreihung zahlloser Abenteuer, sondern vielmehr in der geistreichen Darstellung einfacher Geschichten bestand, in welchen das innere Leben des Menschen, ihre Leidenschaften und Bestrebungen in tief psychologischer Weise entwickelt wurden, wie in der Erzählung von „Caricius und Lucretia", des Aeneas Sylvius, oder in der Geschichte von „Guiscardus und Sigismunda" von Boccuccio. Durch diese anziehenden kleinen Romane gewann er die höheren Stände so sehr, daß er von Fürsten und Fürstinnen aufgefordert wurde, noch mehr dergleichen Uebersetzungen zu machen. Nun aber, da er darauf rechnen konnte, gelesen zu werden, wählte er zu seinen Verdeutschungen solche Aufsätze und Abhandlungen, in denen die bedeutendsten Lebensverhältnisse und bürgerlichen Zustände in geistreicher Weise behandelt wurden, wodurch er eine ganz neue und in Deutschland bis dahin zum Theil unbekannte Welt von Gedanken eröffnete, und seine Leser zum Nachdenken reizte, während sie sich bloß von der geistreichen Entwicklung gefesselt wähnten. Dadurch erhalten seine Uebersetzungen eine außerordentliche Wichtigkeit; er suchte durch dieselben zu bewirken, was er durch eigene Schriften nicht ohne Gefahr, oder wenigstens nicht ohne Unannehmlichkeiten jeglicher Art hätte bewirken können. Denn weil es eben nur fremde Schriften waren, die er ihnen als Muster schöner und geistreicher Darstellung empfahl, konnte er ihnen Dinge sagen, die sie von ihm nicht angenommen hätten, oder die ganz wirkungslos geblieben wären." Der Verfasser führt dann als Beispiele an: Die Translationen von Poggio's Bericht über den Proceß und den Tod des Hieronymus von Prag, von Hemmerlin's Gespräch von den Bettelmönchen und der vernünftigen Weise, Almosen zu geben; von dem Schreiben des Aeneas Sylvius an den Herzog Sigmund von Oesterreich über den Werth und Nutzen der klassischen Studien (die zehnte Translation), und eines Abschnittes aus Hemmerlin's nicht genanntem Buche de nobilitate: „von dem Adel," welchen er als ächter Weltmann ausgewählt und bearbeitet hat.

Wir wenden uns jetzt zu einer der interessantesten Partien

Digitized by Google

der einleitenden Bemerkungen, derjenigen, welche dem Künstler Niclas von Wyle gewidmet ist und lassen sie ganz, mit den zum näheren Verständniß unentbehrlichen Anmerkungen abdrucken.

„In der Briefsammlung des Aeneas Sylvius findet sich auch ein Schreiben desselben (es ist der 119. Brief) an Nicolaus von Ulm, Rathschreiber von Eßlingen, aus (Wiener) Neustadt, aber leider ohne Datum[58]). So wenig der Inhalt auf Niclas von Wyle hinzuweisen schien, da ganz vorzüglich des Nicolaus Malertalent gepriesen und seine Darstellungskunst diesem untergeordnet wird, so reizte doch der Umstand, daß Nicolaus von Ulm Rathschreiber von Eßlingen genannt wurde, zu weiterer Nachforschung. Zuerst tauchte die Bemerkung auf, es möge der Name Wyle durch einen Druckfehler in Ulm verändert worden sein; allein alle Ausgaben, die mir zu Gebote standen oder die auf meine Bitten verglichen wurden, hatten sämmtlich die nämliche Lesart; die älteste Ausgabe (von 1472), die hier vorzüglich maßgebend gewesen wäre, war allgemein aufzutreiben. Da jedenfalls fest stand, daß der betreffende Nicolaus, wie er auch sonst geheißen habe, ein Maler von nicht geringem Talent gewesen sein mußte, so suchte ich in den bekannten Werken über die Lehrer der Künstler weiterer Auskunft; zuerst vergeblich in Füßli's Kunstlexikon, dann mit besserem Erfolge in dem neueren von Nagler, welches freilich auch nichts Befriedigendes darbietet. Die betreffende Stelle[59]) lautet also: „Nicolaus, Maler von Ulm, lebte im 15. Jahrhundert. Er war ehemals Stadtschreiber in Eßlingen, später aber scheint er sich ausschließlich der Kunst gewidmet zu haben. Er arbeitete zu Ulm, zu Constanz und anderwärts; seine Bilder aber schienen größtentheils zu Grunde gegangen zu sein. Im Kunstblatte von 1827 Nr. 45 werde Nachricht von ihm gegeben[59a]).“ Der angeführte Aufsatz des Kunstblattes enthält weiter Nichts als die Hinweisung auf den 119. Brief des Aeneas Sylvius, aus welchem geschlossen wird, daß der Empfänger ein vortrefflicher Maler gewesen sein müsse, da sich Aeneas gewiß auch auf die Kunst verstanden habe[60]). Dagegen fand sich in dem nämlichen Jahrgange des Kunstblatts[61]) ein kleiner Aufsatz von B. J. D (ecen), in welchem dieser schon in dem Nicolaus von Ulm unsern Niclas von Wyle erkannte, und seine Behauptung dadurch begründete, daß man in einer Handschrift der Briefe vom J. 1476, welche früher dem Geheimenrath Zapf angehört habe, ganz deutlich und richtig: „Nicolao de Wile“ lese. Daß dieser aber wirklich derjenige ist und sein muß, an welchen Aeneas geschrieben hat, wird dadurch unterstützt, daß er in der That mit Michael von Pfullendorf, welcher die erste Veranlassung zu jenem Schreiben gewesen ist, in näherer Verbindung stand, wie aus einer Stelle seiner deutschen Schriften hervorgeht[62]); ganz schlagend ist aber der Umstand, daß zu jener Zeit, in welcher der Brief geschrieben sein muß[63]), ein Nicolaus von Ulm in Eßlingen nicht vorkommt[64]), und jetzt ist es auch nicht ohne Gewicht, daß in den dortigen Missivenbüchern so manche Zeichnungen des damaligen Rathschreibers sich vorfinden[65]). Ist aber Niclas von Wyle wirklich der Maler, von welchem Aeneas Sylvius mit so großem Lobe spricht (und ich glaube kaum, daß man daran zweifeln kann), so erscheint er in bewundernswürdiger Vielseitigkeit, welche nur dazu auffordern kann, die noch dunkeln Zeiten seines Lebens durch fortgesetzte Forschung aufzuhellen, und insbesondere auch nach seinen Gemälden zu forschen, von denen sich gewiß noch einige erhalten haben werden[66]).“

Aus den nachträglichen Bemerkungen entnehmen wir noch folgendes: „1) Im 22. Bd. von Naglers Künstler-Lexikon findet sich ein Artikel: Niclas von Wyle, der aber die Verwirrung nur noch vermehrt, da dessen Verfasser den ersten Artikel (Nic. von Ulm) offenbar nicht gekannt hat. Nach dem im 22. Bd. wäre Niclas Stadtschreiber in Constanz gewesen und vielleicht der nämliche Maler, von dem sich noch Brulliot (II, 288) ein Gr-

58) Die älteste Ausgabe der Briefe des Aeneas ist o. J. u. O., wahrscheinlich 1472 in Straßburg von Mentelin gedruckt; da in dieser schon Niclas von Wyle als Sammler angegeben ist, so gebührt ihm der nicht geringe Ruhm, die höchst werthvollen und für die Staats- und Kulturgeschichte jener Zeit, namentlich aber Deutschlands, höchst wichtigen Briefe zugänglich gemacht zu haben. Sie wurden später dreimal in Nürnberg (1481, 1486 u. 1496) gedruckt, zuletzt in der Baseler Gesammtausgabe der Schriften des Aeneas (1571). In neuerer Zeit beabsichtigten mehrere Gelehrte, z. B. Ludewig in Halle, Zapf in Augsburg und zuletzt Hebenstreit in München eine neue Ausgabe zu veranstalten, was gewiß sehr wünschenswerth wäre; allein keinem von ihnen gelang es, das Vorhaben auszuführen.

59) Neues allgem. Künstler-Lexicon. Bd. 10 S. 228.

59a) Es hätte doch wenigstens angegeben werden sollen, woher man wisse, daß er in Ulm, Constanz und anderwärts gearbeitet habe, so wie auch die Bilder näher zu bezeichnen gewesen wären, die nicht verloren gegangen sind.

60) Merkwürdig und auffallend ist es, daß der Verfasser des Aufsatzes (K. Wolcherr) immer von einem Johannes von Ulm spricht, während er doch selbst den Namen Nicolaus aus Aeneas Brief anführt. Wahrscheinlich ließ er sich dadurch verleiten, daß allerdings ein Künstler Johannes von Ulm existirt hat, der freilich ein Architekt war. Vergl. Naglers Künstler-Lexikon, Bd. 6 S. 464.

61) Jahrgang 1827 Nr. 100.

62) „Ich wil aber gnediger herr, auch eins hintzu setzen, das ich eins mals von herrn Michels von Pfullendorf, dotzemal keiserlichem Kammerschriber, gehört han.“ (Vorrede zur dreizehten Translation, Bl. g. 4. b.)

63) Als Aeneas ihm schrieb, war er schon Bischof von Siena, das er im J. 1446 wurde, und hielt sich noch beim kaiserlichen Hof auf, den er erst 1452 verließ; es muß das Schreiben aus den Jahren zwischen 1449 und 1452 sein, da Niclas urkundlicher Maßen Stadtschreiber in Eßlingen war.

64) Mittheilung des Herrn Dr. Pfaff vom 5. Febr. d. J.

65) Die in den sogenannten Missivenbüchern dieser Zeit enthaltenen Concepte amtlicher Schreiben sind großen Theils von seiner Hand; auf den leeren Blättern am Ende derselben findet man mancherlei Federproben von ihm, Schnörkel, Zeichnungen, Denksprüche in lateinischer und deutscher Sprache in verschiedenen Schriftarten und öfters seinen Namenszug.

66) Diese Anmerkung enthält den vollständigen Brief des Aeneas Sylvius.

Digitized by Google

mälde (Cimon und Pera) in Salzthalen mit dem Monogramm N W F findet. 2) Außer den oben angeführten Ausgaben der Briefe des Aeneas ist auch die o. D. u. J. verglichen worden; der oft berührte Brief ist zwar auch an Nicl. de Ulm gerichtet; dagegen ist es unzweifelhaft, daß die Zopfische Handschrift (in München, Cod. lat. 12390 fol.) wirklich N. de Wile liest. Merkwürdig ist es, daß andere Handschriften (in Basel und München) den Brief gar nicht enthalten, was jener desto größere Wichtigkeit verleiht, indem sie jedenfalls älter als die Nürnberger Ausgabe und vielleicht auch, als die o. D. u. J. Zwar wird diese von Hain (I, No. 160) und Brunet (I, p. 26) um das Jahr 1472 gesetzt, allein dies ist doch nur Vermuthung, und sie kann leicht um einige Jahre jünger sein. Uebrigens ist die Zopfische Handschrift nicht von Niclasens Hand."

Einem unserer mit der Kunstgeschichte in ausgezeichneter Weise vertrauten Mitbürger verdanken wir die folgende Notiz. „Das Salzthalener Bild, welches im Katalog als auf Leinewand gemalt angegeben ist, dürfte einer viel späteren Kunstepoche angehören, weil man um die Mitte des 15. Jahrhunderts weder in Oel auf Leinwand malte, noch überhaupt diesen Gegenstand (Cimon und Pera) darzustellen pflegte. — Das angeführte Zeichen, das sich auf Kupferstichen befindet, gehört einem Künstler, Namens Nikolaus Wilborn (oder Weilbrunner), wie er sich auf einem derselben bezeichnet hat. Auch diese Blätter sind aus späterer Zeit und tragen die Jahreszahl 1531 bis 1536."

Es steht zu vermuthen, wie der Verfasser nicht unerwähnt gelassen, daß sich noch anderweitige Nachrichten über Niclas von Wyle, namentlich auch über die Jahre seines Lebens, von denen nichts oder Ungenügendes bekannt ist, in den Archiven von Nürnberg, Stuttgart und Karlsruhe auffinden lassen; die besprochene sehr beachtungswerthe Schrift wird hoffentlich Veranlassung zu weiteren Forschungen geben.

Die oben bereits erwähnte zehnte Translation, welche die Seiten 18—32 füllt, hat die Ueberschrift: „Ratet Eneas Silvius hierynne zu lernung der geschrifft, vnd was nutzes daruß kumm, besunder fürsten vnd herren, die land vnd lüt regieren soellen; ouch wie nit gnott sey, das unnyß fürsten die land regierend." Als Probe ein kleines Bruchstück: „Dorump so übe Dich, vnd lyse in den büchern vnd geschrifften der meystern, in die bewerten synt, die ich die vorgenennt han. Die selben böe vnd salg den selbren nach, ist, das du wilt vil vnd mengerley dingen wissend werden, vnd ein fürst syn in dem gantzen vmbkreiß der welt für andern wunderbare vnd loblich. Doch rat ich nit, dz du in dynem leben vnd regiment die gemeynsame des volckes fliehest: wil auch nit, das du einig syest es were dann, so du in tieffe dynere vernunft von andern lüten abgeschieden etwas allein wöltest ein zyt vnd wyle betrachten. Ja rat ich, dz du geüßbar syest vnd gemein allen, vnd dich selbs gebest zesehen, vnd yetz disen, dnnn den anredest, rat haltest, selbs darin gangest vnd zu gesetzten tagen vnd zu beräffungen vnd sammlungen dynes volckes in eygner persone kummest, dich yuen erbietest vnd selbst redest; dann ich weiß nichts fruchtbar vnd gut syn, was die menschen durch geschrifft gelernet haben, das sie das durch pratick übren, tryben vnd beweren. Vnd ich lob aymer die menschen, die sich der geschrifft also gantz geben, dz sie hiedurch alle andre ding verachtent. Als gewesen synt Democritus vnd Diogenes, da allein yene selbs gelept hant. Aber die menschen synt wirdig der höhe alles lobes, die den regimenten gemeines nutzes recht vnd wol dienent, vnd daby die kunst vnd lere der geschrifft ouch nit andereygen lassent noch versument. Als wie findent getan hat Platonem, Aristotilem, Demosthenem, Jullum, Ciceronem, Mäcenatem vnd Augustum. Dyse yetz genemten, was die kunst oder wyßheit, vß der geschrifft ye geschöpft hant, dz haben sie alles geübt vnd mit iren wercken getryben vnd volbracht in diensten gemeynes nutzes. Das selb du auch tun solt, wo du andere aller bester man vnd fürst syn vnd genennet werden wilt. Gyb ein zyt zu lernung der geschrifft vnd ein zyt dem regiment gemeines nutzes. Mach yetz gericht, hab yetz rat, yetz handel werck ritterlichen dingen; besich yetz den nutz dynes hofes vnd hußhablichen dinges: Vnd in dem allem wiest du gewar vnd yuen, wie groß vnd vil die geschrifft hierzu dienet, nütz vnd gut ist. Vnd so du also den nutz dynes raw vnd musse, das ist, dynes studierens, mit dem nutz anderer dynre arbeit zusammen bringst, so tust du mengelichem ein wunderbar hoffnung von dir machen. Also das du allein oder mit wenig andern fürsten in der gantzen welt für einen wunderbaren fürsten gehalten wüest. Vnd nit die schöne dynre gestalt (wir wol die fünpündig ist), noch dyne guldine cleyder, noch die gezierd dynes hares, noch das gebreng dyner pferden vnd rossen tunt dir so vil lobs vnd eren zuführen, als vil tut dir gezierd der geschrifften vnd der lümde der tugenden. Welcher tugenden angesicht so schön ist (als Aristoteles schrybt), das die (wo sie gesehen werden möcht) vil hübscher vnd schöner were, dann der morgenstern Lucifer oder der abendstern, Hesperus genennet."

Den Seite 17 der Einleitung ausgesprochenen Wunsch, „daß das Andenken des Mannes, der als begeisterter Lehrer (dafür bürgt, daß er auch als Rathschreiber sich dem Unterrichte der Jugend widmete), als thätiger Geschäftsmann, als gewandter Staatsmann, als anerkannt tüchtiger Künstler und endlich als musterhafter und einflußreicher Schriftsteller Bewunderung verdient, durch eine zeitgemäße Ausgabe erneuert werde, zumal die früheren, selbst die letzte ungenügende, sehr selten sind", könnte wol Niemand besser als der Verfasser selbst erfüllen und wir bitten ihn, damit nicht zu säumen. Für die Mehrzahl der deutschen Leser wären allerdings einige sachliche und sprachliche Anmerkungen erforderlich, auch dürfte die vortreffliche, reichhaltige Einleitung, in erweiterter Gestalt nicht fehlen.

Die äußere Ausstattung ist sauber.

F. L. Hoffmann.

Druckfehler. In Nr. 64, S. 502, Sp. 2, in der Titelschrift von: Augsburg und seiner früheren Industrie, ist statt F. Bascher F. Butsch zu lesen.

Gedruckt bei A. F. M. Kämpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 67. Sonnabend, den 20. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Im hohen Grase lag ich ausgestreckt, von Theodor ..... Seite 521
Amaral und die chinesischen Seeräuber (Fortsetzung) ..... „ 521

Literatur:

Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampf der Appenzeller von Thomas Bornhauser ..... „ 524

Miscellen ..... „ 528
Concert-Anzeigen ..... „ 528

Im hohen Grase lag ich ausgestreckt.

Im hohen Grase lag ich ausgestreckt
Und schaute sinnend auf des Meeres Spiegel;
Den Geist der Schöpfung wollte ich entdeckt,
Gelöset wissen, dieses Räthsels Siegel.

So starrend auf des Wassers weiten Plan,
Dringt plötzlich mir in's Aug' ein gold'ner Faden,
Der Mond am Horizont stieg himmelan,
Im Wasser sich die Sternlein zitternd baden.

Und mit ihm taucht aus der Fluth empor
Der Sterne Schaar, des Mondes Goldgefieder,
Sie zogen vor die Augen mir den Flor,
Die Hieroglyphenschrift schloß mir die Lider.

Nochmals mit geist'gem Aug' geschaut in's All,
Um zu entziffern diese gold'nen Letteren,
Hört' ich im nahen Hain die Nachtigall
Ein schwärmend Lied durch laue Lüfte schmettern.

Ich wußte nicht mehr, wie mir da geschah. —
Der Nachtigallenschlag, der Sterne Blinken,
Sie führten mich dem Geist der Schöpfung nah,
Und in die Kniee mußt ich betend sinken.

Doch nein. Wärst Du im All ein Stäubchen nur,
Nicht in die Kniee sollst Du betend sinken,
In Dir auch weht der Odem der Natur,
Darfst gerade Hauptes Gottes Wunder trinken.

Theodor.

Amaral und die chinesischen Seeräuber.

Von dem Schiffscapitain E. Jurien de La Gravière.

(Fortsetzung.)

Am 27. September standen die portugiesischen Truppen schon um 5 Uhr Morgens unter den Waffen. Eine aus Gesundheitsbeamten zusammengesetzte Commission erwartete unter einem Zelte, daß ihr die Ueberreste des unglücklichen Gouverneurs vorgelegt werden würden, um deren Identität constatiren zu können. Um 6 Uhr begaben sich die Gesandten Frankreichs und der Ver. Staaten, begleitet von den Officieren des Plymouth, des Dolphin und der Bayonnaise, nach der Barriere; aber auf der Straße von Caza-Branca ließ sich kein Mandarin sehen, und der für die

Digitized by Google

traurige Ceremonie versammelte Zug mußte sich nach zwei Stunden vergeblichen Wartens wieder fortbegeben.

Die Wuth der durch diese neue Beleidigung gereizten Soldaten war so groß, daß man fürchten mußte, sie auf Caza-Branca losgehen zu sehen. Es gelang jedoch, sie im Zaum zu halten. Was den Rath betrifft, so mußte er hoffen, daß diese Täuschung, die sich nur zu leicht hatte voraussehen lassen, die Sympathien der Bundesgenossen, deren Beistand allein seinen Reclamationen Gewicht geben konnte, neu erwecken würde. Die fremden Gesandten hatten sich seit lange vor jedem gemeinsamen Verfahren gehüthet; doch beeilten sie sich alle, ein jeder für sich, dem Vicekönige ihren Abscheu über die sonderbare Idee zu erkennen zu geben, noch über die Reste eines so schändlicher Weise ermordeten Mannes feilschen zu wollen. Der Gouverneur von Hong-kong war, man muß es schon zugeben, nicht der mindest energische, noch der mindest Bestinspirirte in der Ausdrucksweise seines Unwillens. Man wird nicht ohne einiges Interesse das Schreiben lesen, welches er bei dieser Gelegenheit an den Vicekönig von Kuang-tou richtete. Es lautete:

„In der Antwort, die wir Ew. Excellenz unterm 17. des vorigen Monats gegeben hat, und deren Empfang ich Ihnen anzuzeigen die Ehre hatte, benachrichtigten Sie mich, daß Sie einem Beamten den Befehl ertheilt hätten, sich nach Macao zu begeben, um dort die Uebergabe des Hauptes und der Hand des portugiesischen Gouverneurs zu beschaffen.

„Nachdem ich diese Zusicherung erhalten gehabt, hat es mich sehr verwundert, diesen Morgen durch eine Mittheilung des portugiesischen Raths zu Macao zu vernehmen, daß der von Ew. Excellenz abgesandte Beamte sich geweigert hat, das Haupt und die Hand des Gouverneurs eher auszuliefern, als bevor die drei Chinesen frei gegeben worden wären, die von der portugiesischen Behörde in Haft gehalten werden, um in dieser Sache als Zeugen zu dienen.

„Es fällt mir schwer, zu glauben, daß ein Beamter von so hohem Range, als Ew. Excellenz, nachdem Sie sich so weit eingelassen, als Sie es gethan haben, plötzlich in der Aufsammlung von Bedingungen, deren zum erstenmal gedacht wird, einen Vorwand suchen sollte, sein Wort und die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu brechen. Die Zusage in dem Schreiben, das Ew. Excellenz an mich gerichtet hat, ist eine rein freiwillige gewesen. Ich habe sie als Repräsentant meiner Monarchin angenommen, und bin vollkommen im Rechte, ihre getreue Erfüllung zu erwarten.

„Diese Angelegenheit ist keine Angelegenheit gewöhnlichen Schlages. Ew. Excellenz können versichert sein, daß es, damit die Mächte des Abendlandes über diesen Mord, wenn sie ihn erfahren, einen nicht minder großen Abscheu als ihre Repräsentanten zu erkennen geben, nicht erst noch neuer Incidenzen bedarf, um das Gewicht eines solchen Attentats zu verstärken. Es sind diese Umstände, wo alle fremden Nationen nur ein einziges Gefühl haben — Verabscheuung der Schandthat, und Mitleid mit dem, der ihr Opfer geworden ist. Und es würde warlich wünschenswerth sein, daß dies Gefühl nicht noch durch sonderbare Prätensionen, gegen die ich habe protestiren müssen, einen neuen Impuls erhielten. Wenn meinen Worten noch etwas mehr Gewicht zu verleihen im Stande ist, so ist's, bedenken Sie das wohl, die Wichtigkeit, welche Ihre Nation stets in die geheiligten Riten des Begräbnisses gesetzt hat."

Der Vicekönig kehrte sich aber selbst an diese scharfen Protestationen nicht. Er antwortete darauf nicht damit, das Haupt und die Hand des Gouverneurs in Macao abliefern zu lassen, sondern durch die Anzeige, die er dem Rath machte, daß er noch zwei der Mörder entdeckt habe. Diese Verbrecher hätten sich, sagte er, von den Satelliten auf der Ferse verfolgt, in ein Boot geflüchtet gehabt; dort von den Soldaten angegriffen, sei der eine der Verbrecher, durch einen Schuß verwundet, in's Meer gefallen und nicht wieder aufzufinden gewesen, der andere aber wäre in seiner Vertheidigung durch einen Säbelhieb verwundet worden und müsse erst geheilt werden, ehe er vor Gericht gestellt werden könne.

So standen die Sachen Ende November 1849 hinsichtlich der ernsten Debatte, welche durch den Tod Amaral's veranlaßt worden war. Der Vicekönig wagte es nicht, die durch drei fremde Flaggen in Schutz genommenen Portugiesen anzugreifen; er verstand sich aber eben so wenig dazu, ihnen volle Genugthuung zu geben. Der Rath zu Macao wartete, zufrieden, der Krone ihre Rechte reservirt zu haben, in einer zugleich würdigen und festen Haltung die Befehle und die Hülfssendungen ab, um die er in Lissabon angehalten hatte. Von der Unmöglichkeit, von dem Vicekönige zu Canton eine ernste Genugthuung für den Mord des Gouverneurs zu erhalten, überzeugt, hatte er weitere nutzlose Unterhandlungen aufgegeben. Das Haupt und die Hand des unglücklichen Amaral kehrten demnach nach Canton zurück, nachdem sie mehrere Tage im Gerichtshofe zu Caza-Branca zur Schau gestanden hatten, und das Publikum, dessen Aufmerksamkeit bald durch andere Ereignisse in Anspruch genommen wurde, hatte darüber bald die Theilnahme fast vergessen, die es diesem traurigen Zankapfel früher gewidmet gehabt.

IV.

Die Engländer konnten über die Folgen nicht gleichgültig bleiben, welche der durch Amaral's Tod veranlaßte Conflict für ihr eigenes Ansehen in China haben konnte. Es lag ihnen daran, der chinesischen Bevölkerung neuerdings Achtung vor den europäischen Waffen einzuflößen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß die Begebenheiten zu Macao mit einer glänzenden Expedition zusammentrafen, welche die englische Marine gegen die Seeräuber unternahmen, welche die chinesischen Meere unsicher machten.

Die Seeräuberei ist zu allen Zeiten straflos an den Küsten des himmlischen Reiches getrieben worden. Sie hat dort oft einen furchtbaren Umfang gewonnen. Im sechszehnten Jahrhundert machte ein Seeräuberchef den Versuch Luçon zu erobern, und 86 Jahre später nahm ein anderer Piratenhäuptling den Holländern die Insel Formosa ab. Im Jahre 1808 hatte ein in Ungnade gefallener Mandarin 70.000 Mann und 800 Junken unter seinen Befehlen vereinigt. Dem Fortschritt eines Uebels, das unheilbar geworden war, zu begegnen, und der Unzulänglichkeit ihrer militairischen Hülfsmittel abzuhelfen, setzten die chinesischen Behörden ihre Geschicklichkeit darin, einige dieser Bandenchefs für sich zu gewinnen und sie gegen andere aufzuhetzen. Der Handel und die Bewohner des Littorals ließen sich überdem die Plackereien dieser Uebelthäter ruhig gefallen; sie erkauften durch ansehnliche Löse-

Digitized by Google

gelbre eine precaire Sicherheit, und mehr als ein ehrlicher Kaufmann stand in dem Verdacht, den erklärten Feinden des Kaisers jährlich eine Assecuranzprämie zufließen zu lassen. Im Norden von China hatte der Handel von Che-kiang und Lenu-tong es jedoch vortheilhafter gefunden, sich den Schutz einiger portugiesischer Lorchas, nach dem Muster chinesischer Fahrzeuge gebauete Kanonenböte, zu erkaufen. Die Junken vereinigten sich in Convoys, und wurden dann gegen ein unbedeutendes Schutzgeld von einer oder zwei Lorchas escortirt, um sie vorkommenden Falls gegen die Seeräuber zu vertheidigen. Mit dieser Thätigkeit einer Art von portugiesischer Marechausse waren wohl einige Mißbräuche, ja selbst zuweilen bedauerliche Unordnungen verknüpft, doch war sie den Mandarinen lieber, als das Einscheiten englischer Kriegsschiffe. Nur auf den Küsten von Fo-kien, dem unverwüstlichen Schlupfwinkel der Seeräuberei, gelang es den letztern, zur Abhülfe des Unwesens in Anspruch genommen zu werden. Vermittelst Einverständnisse, die sie sich verschafft hatten, wurde es ihnen möglich, eine Menge verdächtiger Fahrzeuge zu nehmen und in den Grund zu bohren; zuletzt erklärte aber die Regierung von Hong-kong, die von der Gültigkeit dieser Kaperbriefe nicht erbaut zu sein schien, zur großen Zufriedenheit der chinesischen Behörden, die Kreuzer der Königin sollten sich hinfort nicht darum bekümmern, was in den Gewässern des himmlischen Reiches vorgiage, so lange die Seeräuber sich nicht an englischen Schiffen vergriffen.

Da athmete die Seeräuberei wieder frisch auf. Ihre zerstreuten Flotten sammelten sich auf's Neue, und eine ziemlich ansehnliche Abtheilung begab sich unter dem Befehl eines gewissen Shap-ng-tsai nach dem Meerbusen von Hai-nan und nach den westlichen Küsten der Provinz Canton. Der Vicekönig Sen bekam bald von den Räubereien dieser Elenden zu hören. Er erfuhr, daß Shap-ng-tsai ein hundert Junken befehligte; daß er eine unumschränkte Gewalt über seine Gefährten ausübte, und sich thätig, geschickt, schonungslos, kurz so benahm, wie ein Piratenchef sich benehmen muß, wenn er Erfolg haben will. Das war grade, was Sen gelegen kam. Er bedurfte eines solchen Mannes, um alle die einzelnen Banden zu Paaren zu treiben, welche die Küsten unsicher machten. Es wurden sofort Unterhandlungen eröffnet, welchenach Shap-ng-tsai einen Rang in der Armee erhalten und mit seiner Flotte in den Dienst der Regierung treten sollte. Unglückliche Weise war aber während dieser Unterhandlungen eine Junke, die mit einer Bemannung Lascars und unter dem Befehl eines englischen Capitains von Singapore abgegangen war, den Seeräubern, welche sie für ein chinesisches Fahrzeug angesehen hatten, in die Hände gefallen. Der Capitain wurde freigelassen, und begab sich nach Hong-kong, wo seine Aussage die Vermuthung erzeugte, daß auch die Brigg Sylph von Calcutta, über die man seit mehreren Monaten ohne Nachricht war, von der Flotte des Shap-ng-tsai genommen sein möchte. Es wurde deshalb sofort das Dampfboot Meden von 320 Pferdekraft nach dem Golf von Hai-nan beordert. Der diesen Dampfer befehligende Officier fand die Piraten in der Bucht von Tien-pak vor, und verbrannte ihnen fünf Junken, er konnte jedoch dem Groß der Flotte, das sich tief in dem Golfe zurückgezogen hatte, nicht beikommen, weil sein Schiff zu tief ging. Es wurde ihm lebhaft zum Vorwurf gemacht, daß er sodann nach Hong-kong zurückgekehrt war, statt lieber ein Fischerboot abzusenden und Succurs zu verlangen.

Die Eigenthümer der Sylph hatten ihrerseits einen kleinen Dampfer, Canton genant, in Miethe genommen, ihn mit funfzig Mann Seesoldaten, die ihnen von der Amazone überlassen worden waren, bemannt, und durchsuchten damit jeden Schlupfwinkel der Küste, in der Hoffnung, den Gegenstand ihres Suchens zu finden. Sie stießen dabei auf eine Gruppe Piraten, denen sie sechs Junken vernichteten, und kehrten endlich nach Hong-kong zurück, ohne über die Sylph etwas erfahren zu haben. Das Erscheinen dieser beiden europäischen Schiffe an der Küste hatte Shap-ng-tsai veranlaßt, die hohe See zu suchen und sich nach dem Golf von Tong-king zurück zu ziehen. Seine Flotte wurde aber von dem Typhon des 13. September überfallen, und mehrere Junken gingen unter, ehe sie in Sicherheit hatten kommen können.

Man hatte diesen unternehmenden Häuptling aus dem Gesicht verloren, als Fischer, die durch eine andere Flotte, der des Chu-a-pu, welche ihre Arsenäle und den Schauplatz ihrer Thaten an der östlichen Küste der Provinz genommen hatte, blockirt gehalten wurden, ein Fahrzeug auch Hong-kong absandten, um dort um Hülfe und Schutz nachzusuchen. Man hatte eben nur die Brigg Columbine zur Hand, die der Admiral sofort abschickte. Sie kam aber, widrigen Windes halber, leider zu spät: die Piraten hatten das Weite gesucht, und konnten, obwohl sechs und dreißig Stunden lang verfolgt, nicht eingeholt werden. Inzwischen war das Dampfboot Canton, das diesmal von amerikanischen Kaufleuten gemiethet worden war, um den in dem letzten Typhon abhanden gekommenen Kitypper Coquette aufzusuchen, durch das Schießen der Columbine herbeigezogen worden und nahm bereitwillig die englische Brigg in's Schlepptau. Als die Junken dann sahen, daß sie dem Kampfe nicht mehr ausweichen konnten, so begannen sie aus ihrem großen Geschütz zu feuern, und da zog der Canton, aus Furcht, daß seine Maschinerie getroffen werden könnte, sich zurück. Die Columbine sah sich demnach abermals ihren eigenen Ressourcen überlassen, und da kam sie, die Verfolgung der Junken, die sich an der Küste gesammelt hatten, fortsetzend, auf einem Schlammgrunde festzusitzen. Der Canton kam ihr noch einmal zu Hülfe, und machte sie wieder flott. Währenddem waren die Junken aber hinter einer Erdspitze unsichtbar geworden und außer dem Bereich der Kanonen der Brigg. Da beschloß der Capitain Hay, sie durch seine Böte angreifen zu lassen. Die Piraten hielten aber gut Stand und die Böte fast eine Stunde lang in Schach. In dem Augenblick, wo die Engländer diejenige der Junken eroberten, die ihnen den meisten Widerstand geleistet hatte, steckten die Chinesen deren Pulverkammer in Brand, und die gewaltige Barke flog krachend in die Luft. Zwei europäische Matrosen wurden getödtet, fünf andere verwundet und ein Midshipman starb wenige Tage nachher an seinen Wunden.

Die Columbine sahe darauf, unter Beistand des Canton, die Küste entlang, und erfuhr von Fischern, die sie deshalb befragte, daß 23 Junken sich in eine tiefe und gekrümmte Bucht, ungefähr 50 Meilen östlich von Hong-kong, geflüchtet hätten. Der Capitain Hay lief dann in diese Bucht ein, und gewahrte auch wirklich, tief in einer Criqur, zu der nur ein schmaler Canal führte, der für jedes andere Schiff als ein Dampfboot unzugänglich war, die Piraten. Er legte sich vor den Eingang dieses Canals, und schickte den Canton nach Hong-kong ab, um dort um Verstärkung

Digitized by Google

anzuhalten. Früh Morgens am andern Tage lag ihm die Fury, ein Dampfboot von 515 Pferdekraft, schon zur Seite. Der Angriffsplan war bald entworfen. Man beschloß, sich in dem schwierigen Paß nicht mit der Columbine zu behelligen, sondern die Fury, deren Geschütz mehr als hinlänglich war der Expedition einen völligen Erfolg zu sichern, allein den Canal hinauf zu schicken. Die mit Paixhans-Kanonen im Kaliber von 68 und 86 Pfund armirte Fury war das prachtvollste Dampfschiff, das die englische Marine der Zeit besaß. Dies mächtige Dampfboot hatte die Piraten bald in den Bereich seines Geschützes. Die Letzteren machten, wie man sagt, den Versuch, sich zu wehren, ihr ohnmächtiges Geschoß erreichte aber nur einen einzigen Mann am Bord der Fury, und brachte selbst diesem nur eine leichte Wunde bei. Dahingegen waren die europäischen Haubitzen von fürchterlicher Wirkung. Es ist mir von Augenzeugen versichert worden, daß die schweren Geschütze des Dampfschiffes, mit einer merkwürdigen Präzision bedient, selten ihr Ziel verfehlten, und daß oft eine eine einzige Haubitzkugel hinreichend war, eine dieser Junken, von welchen die kleinste doch 200 Tonnengehalt hatte, in Brand zu stecken oder in Grund zu bohren. Nach 45 Minuten hatte das Feuern gänzlich aufgehört. Es waren in dem kurzen Gefechte 400 Piraten umgekommen, und die Anhöhen waren mit Flüchtlingen bedeckt, die sich gleich zu Anfang des Treffens in's Meer geworfen hatten und das Innere zu gewinnen suchten. Ihr Anführer, Chei-a-pa, entrann, obwohl schwer verwundet, diesmal auch der Rache der Engländer, die in ihm den Mörder von zwei ihrer Officiere, des Lieutenants Dwyer und des Ingenieur-Capitains Da Costa verfolgten, die im Monat März 1849 auf dem Gebiet von Hong-kong selber ermordet worden waren.

(Schluß folgt.)

Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampf der Appenzeller von Thomas Bornhauser. Frauenfeld. Verlags-Comptoir. (A. Reimmann.) 1853. IV u. 425 Seiten. 8.

Ein episches Gedicht in 83 Kapiteln oder Gesängen, in welchem der Graf Rudolf von Werdenberg zu Reineck zwar der Hauptheld ist, aber neben ihm auch eine Menge anderer Persönlichkeiten z. B. Kuno von Stoffeln, Abt im Kloster zu St. Gallen, Herzog Friedrich von Oesterreich, u. s. w., welche der Geschichte angehören, handelnd auftreten. Der an sich schon interessante historische Stoff hat durch die dichterische Einkleidung noch gewonnen und, dürfen wir von uns auf Andere schließen, so wird man diese Dichtung auch zum zweitenmale gerne lesen. Die Dichterfreiheit hat der Sänger nicht unbenutzt gelassen, Sanct Michael, Mephisto, die Geister der Männer vom Grütli: Werner Stauffacher, Walter Fürst, Arnold von Melchthal, die Geister Tell's und Winkelried's, sowie das Zwergenvolk der Alpen haben ihre Rollen erhalten. Daß die einzelnen Kapitel mit ihrem Inhalt bezeichnenden Ueberschriften versehen sind, überhaupt die einen Ruhepunkt gewährende Eintheilung in Kapitel, ist zweckmäßig. Die Handlung schreitet rasch fort; Episoden kommen zwar vor, aber sie stehen doch alle zum Hauptgegenstande in Beziehung. Die Oertlichkeiten und Naturscenen sind nur geschildert, wo diese Schilderung zur Sache gehörte, und dann in sehr anziehender Weise.

Die geschichtlichen Data, welche von dem Dichter zum Grunde gelegt wurden, können wir kurz, aber genügend, nicht besser als mit den Worten des Geschichtschreibers des Kantons St. Gallen, Ildefons von Arx, darlegen.

„Als die Appenzeller den Herzog Friedrich von Oesterreich, diesen neuen und mächtigen Feind, gegen sich aufstehen sahen, bewarben sie sich bei ihren Freunden allenthalben um Hilfe, und erhielten sie. Die Stadt St. Gallen trat mit ihnen in ein Bündniß; die Schwyzer, und Eidgenossen sandten ihnen, ohne auf den mit Oesterreich bestehenden Frieden zu achten, zahlreiche Hilfstruppen zu. Der Graf Rudolf von Werdenberg-Heiligenberg-Rheinegg gesellte sich ihnen aus Verzweiflung bei; denn nachdem ihm der Herzog Rheinegg abgekauft, und Werdenberg mit Gewalt abgenommen hatte, konnte er, wenn die Appenzeller unterlägen, nichts mehr verlieren, hingegen wenn sie siegen würden, viel gewinnen. Der Herzog übernahm die Aufhebung des Heeres, welches seine Vögte aus dem Thurgau, und Argau fast dreitausend Mann stark zusammengebracht, und auf Arbon geführt hatten, selbst. Sein Vorhaben war, die Stadt St. Gallen, und den hinter derselben gelegenen Theil des Appenzellerlandes mit einem Einfalle zu bedrohen, den Hauptangriff aber im Rheinthale machen zu lassen. Darum theilte er seine Kriegsvölker in zwei Haufen ab; einen führte er selbst von Arbon nach St. Gallen, stellte sich ob dieser Stadt auf dem Hörtlisberg mit selbem auf, und ließ durch abgeschickte Parteien die außer der Stadt gelegenen Häuser, und Güter der Bürger verwüsten; den andern Haufen schickte er durch das Rheinthal nach Altstädten mit dem Befehle, dort in das Land der Appenzeller einzudringen. Dieses schien derselbe vollkommen bewerkstelligen zu wollen; da er frühe Morgens am Fronleichnamstage im J. 1405. die Letzi der Appenzeller anbrach, sie mit tausend zweihundert Mann passirte, und schon den höchsten Rücken des Stoßberges anzuklimmen begann, als auf einmal die Appenzeller eine Menge großer Steine, und runder Hölzer auf sie herabrollen ließen, die vordersten Schaaren mit einem Steinhagel empfingen, hernach auf das in Verwirrung gebrachte, und auf dem nassen und schlüpfrigen Boden kaum zu stehen vermögende Heer einen wüthenden Angriff thaten, und es nach einem kurzen Gefechte in die Flucht schlugen. Diese nahmen die Ueberwundenen den Berg hinab in größter Eile, und in völliger Unordnung, so daß sie sich die Oeffnung, welche sie im Heraufsteigen in die Letzi gemacht hatten, selbst versperrten, darin einander erdrückten, und aufhielten, daß da von den Siegern viele gefangen, oder getödtet wurden. . . . . Da der Herzog die Niederlage der Seinigen erfahren hatte, verließ er die Gegend von St. Gallen, und zog wieder nach Arbon. Die Bürger thaten aber mit den Appenzellern, die bei ihnen in Besatzung lagen, einen Ausfall, und bemmenhigten den Nachzug des Heeres über den Rotmonten durch Kapel bis an den See hinab, eroberten das Panner der Stadt Schaffhausen, und erschlugen fünf und dreißig Mann, darunter der Graf von Thierstein, und die Edlen von Landenberg, Ebersberg, Klingenberg, Hallwil, Randegg, und Wolfurt die berühmtesten Namen waren. Herzog Friedrich über den Ausgang dieses Feldzuges sehr unzufrieden, und noch mehr über seine Edelleute mißvergnügt, daß sie sich geweigert hätten, neben

Digitized by Google

den Bürgern der Städte zu fechten, und von ihm, der ihnen zu helfen gekommen war, noch Sold und Lohn gefordert hatten, verließ dieser Landesgrund, ohne weder Frieden gemacht, noch Anstalten zur Fortsetzung des Krieges getroffen zu haben, und gab so seine Lande und Leute den Appenzellern Preis. Diese ermangelten auch nicht das, was in ihrer Nachbarschaft dem Herzoge, oder dem Adel gehörte, anzufallen. Den ersten Zug widmeten sie der Dankbarkeit, und thaten solchen zum Vortheile des Grafen Rudolfs von Werdenberg, dem sie vorzüglich ihr Kriegsglück zu verdanken hatten. Denn nicht nur lief, und focht er zu Fuß wie der gemeinste Appenzeller, deren Kleidung er anzog („er was by den Appenzellern, und luff och mit Jnen als ein andrer Pur, wen sy wonttent nit, des er ein Wappenrack, oder üß anderes trug" Geschriebene Chronik), sondern er unterhielt auch allenthalben gute Kundschafter, leitete durch seine Kriegserfahrenheit ihre Angriffe, und hatte durch seine Tapferkeit, und den Rath, daß sich alle, um auf dem schlüpfrigen Boden besser stehen und fechten zu können, die Schuhe ausziehen sollten, vieles zu dem Siege auf dem Stoß beigetragen. Diesem Freunde zu lieb, fielen sie bald nach der Abreise des Herzogs in Gesellschaft derer von St. Gallen in das Rheinthal hinab, bestürmten Altstätten, eroberten dem Grafen das Schloß und die Herrschaft Werdenberg wieder," u. s. w.

Es ist von dem Dichter aus vaterländischen Chroniken vielfach geschöpft und die hinzugefügten kleinen Anmerkungen geben hinreichende Aufklärung über Manches, was dem Nicht-Schweizer sonst unverständlich bleiben möchte.

Wir theilen unsern Lesern als Probe der Dichtung zwei vollständige Gesänge mit.

Der Hauptmann der Appenzeller, Löri war im Kampfe bei der Mühle zu Buch, in dem sie siegten, von einem Pfeil durchbohrt; sein Tod erforderte eine neue Wahl, über welche jedoch die Landesväter sich nicht vereinigen konnten: Der Landamman schlägt nun den Grafen Rudolf von Werdenberg, der in der Sennhütte der Rotach eine freundliche Aufnahme gefunden, zum Heerführer vor:

Die Wahl.

Und freundlicher strahlt der Sonne Licht
Herab aus des Himmels Wolke.
Herr Anshelm steht am Schwert und spricht
Von Löris Tod zum Volke.
Doch sie! da blitzt es im Sonnenschein,
Zwei Ritter sprengen queerfeldein.
Was haben die stattlichen Helden
Der Landesgemeinde zu melden?

Deommetenten durchdringt die Luft,
Stolz schmettern die drohenden Klänge.
Ein Ritter hält sein Roß und ruft
Entgegen der staunenden Menge:
Ein Ritter von Sehrn, mich sendet zu euch
Der mächtige Herzog von Oesterreich,
Vernehmet meine Rede,
Ich bring' euch schreckliche Fehde.

Was ihr an Gallus Gotteshaus
Verübt, ihr Bauern, ihr frechen,
Mit Blut und Brand, mit Galgen und Graus
Will's Herzog Friederich rächen.
Das sei durch mich euch offenbart,
Der Herzog hiemit der Ehre verwahrt.
Ihr habet die Drohung vernommen —
Was werd' ich zur Antwort bekommen?

Der Landammann erwiedert keck:
Kehrt Ritter zum Herzog, und saget:
Es habe die Schweeter von Vögelinseck
Der Rost noch nicht zernaget.
Wir sind kein Schilf, das im Winde sich beugt;
Wenn Friederich geen auf die Berge steigt,
So folg' er seinem Verlangen,
Der Bär wird den Adler empfangen.

Auf jauchzte das Volk, das die Bühne umstund,
Da rief ein Senne mit Lachen:
Sag', Junker, dem Herzog, es sei gesund,
Bergreisen im Sommer zu machen.
Die Jünglinge wiesen der Waffen Glanz,
Sie winkten lustig zum Schwertertanz.
Scheu sah das Trompeter und Ritter,
Wild sprengten sie weg von der Sitter.

Rechsteiner aber begann und sprach:
Des Bischofs Bann, ihr Freunde,
Folgt rasch des Herzogs Fehde nach,
Stets reihen sich Feinde an Feinde.
Drum rath' ich, das unser bedrohtes Land
Doch endlich einmal die Friedenshand
Dem Abt von Sankt Gallen reicht
Und sich in Minne vergleicht.

Kaum aber war dem das Wort entfleh'n
Ward wieder zum Sturme das Schweigen:
Verzagt der reiche Senne schon?
Das ist der Rath des Feigen.
Die Köpfe wogten hin und her,
So brandet und brauset und donnert das Meer,
Wenn heulende Winde sich zanken
Und Wellen wie Berge schwanken.

Und Anshelm rief: Wenn prahlender Weis'
Uns neue Feinde sich melden,
So führ' ich dafür in euern Kreis
Als Freund den trefflichsten Helden.
Der Mann ist edel, ist lauter wie Gold,
Er ist dem Volk der Gediege hold.
Ihr dürft nur sehen und wählen,
Der Feldherr wird euch nicht fehlen.

Wer ist's den der Landammann wohl meint?
Dort glänzt er im sonnigen Strahle.
Ein Ritter jetzt auf der Bühn' erscheint,
Vom Haupt bis zum Fuß im Stahle.
Der nimmt von den Locken des Helmes Zier —

Digitized by Google

Es schauen die Hirten voll Neubegier.
Graf Rudolpf! so tönt's in der Runde,
Graf Rudolpf! — von Mund zu Munde.

Ihr kennt, beginnt er, mein Haus und Geschlecht,
Alt ist es und ohne Tadel.
Was scheidet man aber den Herrn und den Knecht?
Was Bauern, Bürger und Adel?
Nie schuf Gott solche Scheidewand —
Es schuf sie die Zeit und der Menschen Hand.
Wer edel denkt und bieder,
Die tapfern Männer sind Brüder.

Dort liegt mein Erb' an der Felsen Wall,
In Rheinthals Rebengelände.
Hin sind sie — die Güter, die Burgen all' —
Durch Oestreichs raubende Hände.
Der Fürsten Herrschsucht kennet kein Maß,
Die freien Männer zermalt ihr Haß.
Denn Oestreich duldet nur Sklaven,
Ob Sennen es seien, ob Grafen.

Jetzt will nach euch voll Raubbegier
Der Adler die Flügel entfalten,
Drum kam ich — Wackere Männer, wie wir,
Sie müssen zusammen halten.
Nehmt, Hirten, mich auf in euern Verein,
Laßt frei und ein Appenzeller mich sein;
Will fechten in euern Schlachten,
O wollet dies Schwert nicht verachten!

Als Rudolpf die Rede vollendet hat,
Verläßt er bescheiden die Bühne.
Und Anshelm ruft mit weisem Rath:
Gegrüßt sei der Graf uns, der kühne!
Willfahret, ihr Männer des Helden Gesuch!
Doch heftig erregt wird der Widerspruch.
Man hört es wie Sturmesfausen
Dumpf donnernd die Glieder durchbrausen.

Ein Fallstrick ist's! ruft Weißhaupt laut
Empor aus des Volkes Wogen,
Oft hat man schon flüchtigen Fremden vertraut,
Und sah sich zum Danke betrogen.
Hersch aber schreit: Er bleib' im Thal!
Fürs Hochland paßt kein Krieger in Stahl,
Wer unsere Schlachten will tanzen,
Muß nicht sich in Eisen verschanzen.

Und siehe! von dunkeln Locken umwallt
Erscheint der Graf auf der Bühne,
Voll Kraft, eine hohe Heldengestalt, —
Er lächelt mit ruhiger Miene.
Weg ist der Helm, und der Rüstung Geschmeid
Vertauscht an ein schmuckes Alpenkleid.
Nur nickt vom Hute nieder
Des Straußes stolzes Gefieder.

Die Männer schauen den Helden an
Und trauen kaum den Blicken,
Und Alles jauchzt, daß er solches gethan,
Man klatscht mit wildem Entzücken.
Wer will ihn zum Bürger? der Landammann ruft.
Einhellig steigen die Händ' in die Luft.
Der Graf ist angenommen.
Willkommen, o Bürger, willkommen!

Von neuem braust der Sturm empor,
Der wenig Minuten geschlafen.
Zum Hauptmann schlägt man den Halden vor,
Doch Halden nennt den Grafen.
Und hundert Stimmen rufen: Nein!
Hersch soll des Hochlands Feldherr sein;
Der Teufer Hersch, der bekannte,
Der manche Burg schon verbrannte.

Man hat, spricht Anshelm, also Drei
Zur Stelle vorgeschlagen;
Ich will, wer euch gefällig sei,
Der Reihe nach nun fragen.
Abwechselnd schimmert der Hände Mehr,
Doch fällt den Vätern der Ausspruch schwer.
Wie sehr sich die Händ' auch ermüden,
Die Wahl bleibt unentschieden.

Das sieht der redliche Halden und spricht
Vom Stuhl zur Landsgemeinde:
Beharret auf meiner Wahl doch nicht,
Bedenket die Menge der Feinde!
Was würd' ich wider Friederich sein?
Selbst Löri wäre dem Gegner zu klein.
Wer hier dem Lande will nützen,
Muß Feldherrngaben besitzen.

Wenn man den Grafen zum Feldherrn hat,
So wird es vielleicht ihm gelingen,
Den Bruderbund mit Sankt Gallen, der Stadt,
Von Neuem zu Stande zu bringen.
Wenn wider uns Oestreich ist und Tirol,
So thäte der Bund mit der Stadt uns wohl.
Der Werdenberger soll leben,
Ihn müßt ihr zum Hauptmann erheben.

Er rufts. Kaum bleibt noch eine Hand
Zurück in der jauchzenden Reihe.
Graf Rudolf kniet und schwört dem Land,
Schwört seinem Banner die Treue.
So kniet das Volk auf der grünen Haid'
Und leistet hinwieder dem Hauptmann den Eid.
Drauf löst sich die Wolke der Mannen
Und fröhlich zieht Jeder von dannen.

Einer der letzten Gesänge ist

Digitized by Google

Der Kampf vor St. Gallen.

Indem um Herzog Friederich
Das Heer sich begann zu zerstreuen,
Schien dort in der Stadt Sankt Gallen sich
Manch Herz des Kampfes zu freuen.
Auf Mauern und Thürmen im Sonnenglanz
Stand blitzend ein herrlicher Männerkranz
Mit Schwert und Speer und Geschossen,
Zum Widerstand entschlossen.

Keck zog durch die Gassen die lustige Schaar
Zum Thor, zum Thurm beim Brühle,
Jungfrauen und Jünglinge, Paar an Paar,
Mit klingendem Saitenspiele.
Auf! zeiget dort unten dem Fürstenkind,
Daß unverzagt die Herzen uns sind
Und froh in Gefahr noch die Geister!
Sprach Schirmer, der Bürgermeister.

Auf sein Gebot die Geige klang,
Trompet' und Horn — gar munter.
Und Klarinett', und die Gassen entlang
Schritt lustig der Zug hinunter.
Die Frohen steigen hinauf zum Thor,
Des Thurmes gewundene Treppen empor.
Dort jodelte hoch auf dem Söller
Franz Schürf, der Appenzeller.

Warum, ihr Ritter, so stumm, so verzagt?
Fehlt etwa der Nervus Rerum?
O kommet, wofern euch ein Walzer behagt. —
Was, Heimweh schon? O Jerum!
Und rings um den Thurm auf luftiger Zinn'
Hoppt lustig der Jüngling, die Tänzerin.
Mag's drunten den Rittern mißfallen; —
Schön ist es doch hier in Sankt Gallen.

So spottet das tanzende Völklein vom Thurm
Des Adels trotzig und bitter,
Bis plötzlich des Aufruhrs tobender Sturm
Hinbraust durch die Reihen der Ritter.
Umsonst ist Friederich's mahnendes Wort,
Sie sprengen die Langgaß aus und fort;
Schaffhausens und Thurgaus Haufen
Allein von der Stelle nicht laufen.

Auf Thürmen und Mauern glaubt man kaum,
Was eigene Augen doch sehen.
Ist's Wahrheit, ihr Bürger? Ist es Traum?
Was scheucht sie hinweg von den Höhen?
Und siehe! da klopft ein Bote an's Thor
Und ruft mit gewaltiger Stimm' empor:
Der Feind ist am Stoße geschlagen!
Graf Rudolf läßt euch das sagen.

Er bittet, wenn etwa der Kampf zu schwer,
Ihr möchtet den Muth nicht verlieren,
Er selbst will einen Theil vom Heer
Euch helfend entgegen führen.
Nur wenig Mannschaft ließ er am Stoß —
Sankt Galler, geduldet zwei Stunden euch bloß,
So seht ihr am Thor da den Grafen
Und seine Krieger, die braven.

Und durch die bevölkerten Gassen macht
Die Botschaft rasch die Runde:
Die Ritter verloren am Stoße die Schlacht!
Tönt's jauchzend von Munde zu Munde.
Jetzt warten wir nicht, bis der Graf erscheint,
Zwar ist sein Rath gar freundlich gemeint;
Allein wir selber vermögen
Dem Herzog das Handwerk zu legen.

Sankt Gallen pflegt, wenn die Ehre reift,
Die Ernte nicht zu verträumen.
Wohlauf! eh' Alles die Flucht ergreift,
Auf! Bürger, wir dürfen nicht säumen.
Da flatteret das Banner stolz empor
Und aus dem weit geöffneten Thor
Bewaffnete Schaaren ziehen,
Die heiß von der Kampflust glühen.

Vom Stadtthor hundert Schritte nur
Steh'n Thiersteins Kriegerhaufen,
Die hergeeilt von den Ufern der Thur,
Vom Rheinfall dort am Laufen.
Die haben eben davon gehört,
Daß drüben ein Theil sich der Ritter empört,
Weil sie von dem Gelde vernommen,
Das Thiersteins Krieger bekommen.

Mag Ritter und Knapp' in's heimische Nest,
Mag Alles, wie Spreu, zerstäuben;
Wir Männer der Thur, wir halten fest,
Wir Männer vom Rheine — wir bleiben.
Da stürmen Sankt Gallens Bürger daher,
Es wegt das Schwert, es zuckt der Speer;
Es wimmelt von fliegenden Pfeilen,
Die Donnerbüchsen — sie heulen.

Schon wälzt sich der Klingenberger im Blut,
Umrast vom Schlachtgetümmel;
Graf Thierstein tummelt mit kühnem Muth
Sich hoch auf dem heerlichen Schimmel.
Da fällt der Hengst, den ein Pfeil durchbohrt,
Er schwingt auf des Knappen Roß sich sofort;
Jetzt wirft ihn ein Streich vom Pferde,
Er stürzt kopfüber zur Erde.

Jost Imthurm kniet mit seinem Panier,
Getroffen vom feindlichen Speere.
O rettet, ruft er, das Banner hier,
O rettet Schaffhausens Ehre!
Gieb, brüllt ein Sankt Galler und reißt am Stab —

Digitized by Google

Nein! — Thor, so hau' ich die Hände die ab.
Fest fällt auf das Banner, sich streckend,
Mit sterbendem Leib es noch deckend.

Auch manchre Sankt Galler ist wund oder todt,
Freund liegt und Feind erschlagen;
Wo weilt doch der Füest in in unserr Noth?
Des Herzogs Krieger sich fragen.
D'rauf weichen die Helden mit langsamem Schritt,
Sie tragen die wunden Genossen mit,
Oft grimmig sich rückwärts wendend
Und schreckliche Streiche versendend.

Wir wünschen daß die abgedruckten Bruchstücke auch außerhalb der Schweiz die Aufmerksamkeit auf die trefflich Dichtung lenken mögen, für deren äußere Ausstattung von der Verlagshandlung bestens gesorgt ist.

Miscellen.

Es liegen wieder vier neue Kataloge des antiquarischen Bücherlagers des Herrn H. W. Schmidt in Halle vor uns, Nr. 66: Juristische und staatswissenschaftliche Werke; Nr. 70: Mineralogie und Geologie, mit Anhang: Bergwissenschaft; Nr. 72: Astronomie, und Nr. 73: 1) Geschichtlich-geographische Werke. Rußland, Polen und slavische Völker, Ungarn, Böhmen und die Türkei betreffend; 2) Diverse geschichtliche und geographische Bücher; allgemeine Biographien; Genealogie; Numismatik u. s. w. 3) Nachtrag, hauptsächlich Slavica; ferner Orientalica. — Das Lager des Herrn Schmidt ist ersichtlich ein sehr reichhaltiges, da es ihm möglich, in kurzen Zwischenräumen zum Theil sehr umfassende und stets Werthvolles, zu einzelner Seltene enthaltende Kataloge desselben auf einander folgen zu lassen. In dem Katal. Nr. 70 ist uns besonders die Sammlung der mineralogischen kleinen Schriften von F. E. Brückmann aufgefallen. Der astronomische Katalog (Nr. 72) bietet viel Ausgezeichnetes dar; Nr. 66 verdient die Beachtung aller Rechtsgelehrten; aus Nr. 73 lassen sich die Lücken mancher öffentlichen Bibliotheken, vielleicht selbst russischer, vortheilhaft ergänzen. H.

Paris verbraucht täglich 69,480,000 Litres Wasser, also circa 69 Litres per Kopf, was wenig mehr als die Hälfte dessen ist, was London seinen Einwohnern spendet, nämlich 112 Litres pro Kopf.

Ueber die außerordentliche Liebhaberei der Spanier am Trinkwasser berichtet die Lady Louisa Tenison u. a. in ihrem neuern Werke „Castilia and Andalusia": Es hat wohl nie eine Nation gegeben, die das Wasser höher in Ehren gehalten hätte, als die Spanier, und das Quantum, das sie davon zu sich nehmen, würde selbst einen Peißnitz in Verwunderung gesetzt haben. Sie haben auch eine Menge Ausdrücke, dessen Qualitäten zu bezeichnen, die einem Fremden völlig unerklärlich sind, da er nicht im Stande ist, die Verschiedenheiten zu entdecken, die Wasser zu Epitheton wie reich und arm, fett und mager berechtigen. Statt des Ausdrucks von „Wechsel der Luft," hört man hier vom „Wechsel des Wassers" sprechen. Das Wasser als Getränk scheint bei den Spaniern derselben Verehrung zu genießen, wie bei den Mauren als Reinigungsmittel, in letzterer Beziehung machen die Andalusier jedoch keinen übermäßigen Gebrauch davon. Die spärliche Versorgung mit Wasser zum äußerlichen Gebrauche ist dem Reisenden selbst auffällig. Er findet, wenn er mit der Diligence reiset, in dem Speisezimmer oder auf dem Wege dahin zwei oder drei Becken mit Wasser vor, für diejenigen, die an den außerordentlichen Luxus, sich die Hände zu waschen, gewöhnt sind. In den kleinern Gasthöfen von Städten, die nicht sehr frequentirt werden, muß man sich zu seiner Reinigung oft mit einem Barbierbecken behelfen, während Trinkwasser leichter und sauberer als in irgend einem andern Lande zu haben ist.

Französische Blätter erzählen: Ein Schenkwirth zu Cleyrac, im Gironde-Departement, hatte vor einiger Zeit ein Gemälde um den Preis von 50 Fr. gekauft; nun hat sich aber nachher gefunden, daß es die Signatur von Otto Vanveen, Rubens Lehrer, trägt. Der Gegenstand des Bildes ist Abigail, die dem David entgegengeht. Dem glücklichen Käufer sind bereits 10,000, selbst 18,000 Fr. geboten worden, er hält aber auf 25,000 Fr.

Als jüngst ein Trunkenbold seine Schlafstätte quer über einer Eisenbahnschiene genommen hatte, zu seinem Glücke aber zeitig genug, um nicht von einem herabdrausenden Zuge zermalmt zu werden, bemerkt und bei Seite geschafft, jedoch als er sich ernüchtert hatte, vor den Polizeichef gebracht worden war, und dieser ihn auffordrete, sich eines dessen Lebens zu befleißigen, antwortete er demselben, daß er sich anheischig mache, sich nie — wieder in der Nähe einer Eisenbahn zu betrinken.

Concert-Anzeigen.

In der nächst-folgenden Woche ist das Collegium Musicum Montages und Donnerstages, und wird das übermorgende mit Wiederholung der Trauer-Music, so bey Se. Magnificentz, Hr. Burgermeister Berreiers seel. Beerdigung aufgeführt worden, damit den Anfang machen.

Es wird hiermit denen Gönnern der Music wissend gemacht, daß auf nächstkommenden Montag, als d. 9. Mart., in dem Kiesecker'schen Orangerie-Hause am großen Neu-Markte, ein neue verfertigtes Passions-Oratorio soll aufgeführt, und der Anfang damit gegen 5 Uhr, Abends, gemacht werden. Die Entrée bezahlet 1 M L. Ein Exemplar von der Poesie kostet 6 ß und sind die Billets zur Entrée, nebst denen Exemplarien, beym hiesigen Direct. Chor. Musi. Telemann, zu bekommen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SERIAL

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 68. Mittwoch, den 24. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Wanderlied von Philipp Kühles ..... Seite 529
Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille nebst der metrischen Uebertragung einer Scene aus seinem Polyeucte " 530
Die Azteken ..... " 531
Amacal und die chinesischen Seeräuber (Schluß) ..... " 532
Literatur:
Schilderungen aus Holland von Walter Tesche ..... " 535
Miscelle ..... " 536

Wanderlied.

Wandersmann zieht in die Weite,
Muntre schwingt er seinen Hut;
Heit'rer Sinn ist sein Geleite,
Jugendkraft sein Reisegut.
Doch noch einmal muß er weilen,
Schauen in das Thal zurück,
Um so schneller dann zu eilen
Fort zu einem schönern Glück.

Aber bald in seiner Seele
Fühlt der Wandrer sich so arm,
Welche Lust er auch sich wähle,
Nimmer wird das Herz ihm warm.
Kann denn wohl in weitrer Ferne
Uns ein wahres Glück erblüh'n,
Wenn die heimathlichen Sterne
Golden unsern Herzen glühn?

Also tritt der muntre Knabe
In das Jünglingsalter ein,
Schaut mit reicher Herzensgabe
Freudig in die Welt hinein.
Und die Welt erschließt die Arme,
Drückt den Jüngling an die Brust,
Daß ihm Leib und Seel' erwarme
Für die Welt und ihre Lust.

Aber ach! der Rausch des Lebens
Schafft kein wahres Erdenglück,
Und der Jüngling sehnt vergebens
In die Kindheit sich zurück.
Blumen blühen, Vöglein singen,
Gar so hell die Sonne scheint,
Kindlein all' so freudig springen,
Nur der Jüngling seufzt und weint.

Ach! ein allgewaltig Sehnen
Läßt ihn nimmer glücklich sein,
Leise flüstern ihm die Thränen:
Armes Herz, bist zu allein!
Wandrer zieht zur Heimath wieder,
Dort erglänzt ihm ja sein Stern;
Jüngling senkt die Augen nieder:
Ach, sein Glück ist allzu fern!

Philipp Kühles.

Digitized by Google

Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille nebst der metrischen Uebertragung einer Scene aus seinem Polyeucte.

Pierre Corneille, gebürtig aus Rouen in der Normandie, gilt mit Recht nicht nur für einen der größten dramatischen Dichter der Franzosen, sondern nimmt in den Reihen der dramatischen Dichter aller Nationen einen der vordersten Plätze ein. Er gehört der Familie jener großen Tragiker an, die ihren Stammbaum zu den alten griechischen Tragödien Aeschylus, Sophokles und Euripides hinaufführt, mit den Spaniern Calderon und Lope de Vega, und dem Engländer Shakespeare fortsetzt, dann sich zu Corneille selbst und seinem Nachfolger Racine wendet, und, die Italiäner Maffei und Alfieri nur als halb ebenbürtig anerkennend, endlich bei den Deutschen Schiller und Goethe anlangt.

Die Dankbarkeit seiner Nation hat Corneille den Großen genannt; er verdient diesen Namen, wenn man die Großartigkeit der Anschauungen berücksichtigt, von denen die besten seiner Tragödien belebt sind; und er unterscheidet sich eben dadurch bedeutend von seinem zärtlicheren, aber schwächeren Nachfolger Racine. Ein oft nur zu sehr in's Extrem gehender Heroismus und ein jede andere Regung der menschlichen Brust von sich abwährender Republikanismus, treten dermaßen in den Vordergrund der Corneille'schen Darstellungen, daß daneben für die milderen Gefühle wenig Raum übrig bleibt. Es ist bekannt, daß diese Strenge der Auffassung keineswegs von vornherein in dem Charakter des Dichters lag, sondern erst durch die Feindseligkeit, welche der Neid der Nebenbuhler sowohl, als die despotische Willkühr oder das politische Mißtrauen eines hochgebietenden Staatsmannes gegen seine dichterischen Bestrebungen hervorrieffen, veranlaßt wurde. Daher zeigt der vor diesen Angriffen geschriebene Cid denn auch noch eine schöne Harmonie der darin dargestellten Regungen und Gefühle, welche in den Horatiern schon verloren ist, und von da ab immer mehr einer einseitigen Gefühlsstärke Platz macht, bis dieselbe in den Stücken der letzten Periode, der Rodogune, Pertharite, dem Othon u. s. w. zu einer Art von stoischem Rigorismus ausartet, wie er vorher, wie nachher, wohl nie auf der Bühne erlebt worden ist. Die Franzosen selbst, im Allgemeinen so enthusiastische Bewunderer der literarischen Werke ihrer Nation, haben daher, trotz jenes Beinamens des Großen, den sie allgemein dem Corneille zuerkannten, nur fünf Tragödien Corneille's als klassische Meisterwerke bezeichnet: den Cid, die Horatier, Cinna und Polyeucte; in allen vorhergehenden, wie in allen nachfolgenden, es sind deren Lustspiele wie Trauerspiele, erkennen sie nur einzelne Acte und Scenen an. Und, um nicht vom Cid zu reden, welcher ja gleich bei seinem Erscheinen, aus feindseliger Absicht, die allerschärfste Kritik erfuhr, sind auch die Mängel der vier folgenden Werke von den französischen Literatoren keineswegs unbemerkt geblieben. Schon Voltaire und Laharpe haben den mangelhaften Plan der Horatier, die Inconsequenz in der Darstellung der Hauptcharaktere des Cinna, das Untragische eines Charakters wie der des Gouverneurs Felix im Polyeucte, genügend dargethan. Ungleichheit ist überhaupt eines der hervorstechendsten Merkmale der Corneille'schen Muse, dicht neben dem Erhabensten findet oft das Platteste seine Stelle. Selbst diese Meisterwerke Corneille's sind daher unfähig, einen ganz reinen und ungetrübten Genuß zu gewähren, und man thut daher wohl, einzelne Partien aus ihnen herauszuheben.

Dieses Verfahren hatte der Unterzeichnete eingeschlagen, als er im Laufe des vorigen Winters, behufs einiger zu haltender öffentlicher Vorträge, die von den französischen Literatoren selbst als die musterhaftesten bezeichneten Scenen aus den ebengenannten vier Tragödien Corneille's in deutsche sechsfüßige Jamben übertrug. Gegenwärtig erlaubt er sich, eine Probe derselben, die Hauptscene aus dem Polyeucte, mitzutheilen. Seine Wahl fiel auf dieses Stück, weil dasselbe, nach dem Cid, von dem gerade vielfach in letzterer Zeit die Rede gewesen, jedenfalls dasjenige der Corneille'schen Stücke ist, dessen Motive uns am Meisten zu interessiren vermögen.

Eine kurze Inhaltsangabe des Stücks wird genügen, um die Leser in das Verständniß dieser Scene einzuführen.

Um die Zeit der heftigsten Christenverfolgung, im dritten Jahrhundert nach Christo, lebte in Armenien ein vornehmer Mann, Namens Polyeuctes (in der französischen Form Polyeucte), Schwiegersohn des römischen Gouverneurs dieser Provinz, Namens Felix, der sich durch die Vermählung seiner Tochter Pauline mit demselben, eine besondere feste Stellung in der Provinz hatte sichern wollen. Nun ist aber auch das Christenthum nach Armenien eingedrungen, und wird, den Anweisungen von Rom gemäß, von dem Gouverneur streng verfolgt. Ein eifriger Proselytenmacher aber, Nearch, hat Gelegenheit gefunden, mit Polyeucte bekannt zu werden, und denselben für die Sache des verfolgten Christenthums zu gewinnen. Nach längerem Widerstreben hat Polyeucte sich sogar der Taufe unterzogen. Mittlerweile ist ein vornehmer und in hoher Gunst beim Kaiser stehender Römer, Severus, angekommen, und hat durch sein Erscheinen dem Gouverneur eine nicht geringe Verlegenheit bereitet, denn er hatte sich früher um die Hand der Pauline beworben, aber, da er damals noch ohne Einfluß war, vor dem reichen und mächtigen Polyeucte zurückstehen müssen. Pauline hatte ihn wirklich geliebt, und auch ihr bereitet dieses Erscheinen daher einen sehr heftigen Seelenkampf, der uns indeß hier weniger angeht. — Um den Severus recht zu ehren, will Felix im Tempel ein besonders feierliches Opfer veranstalten lassen, bei dem natürlich auch Polyeucte zugegen sein soll. Diesen Anlaß beschließt Polyeucte zu nutzen, um seinen neuen Glauben vor aller Welt zu bethätigen, und durch Umwerfung der Götzenbilder die Märtyrerkrone zu gewinnen. Vergebens sucht ihn sein Freund Nearch, der jetzt schon kleinmüthiger, als er selbst ist, davon abzumahnen, Polyeucte besteht auf seinem Vorsatze. Dies ist der Inhalt der nachfolgenden Scene. — Der weitere Verlauf der Begebenheiten ist, daß Polyeucte und Nearch, wie vorauszusehen, auf der That ergriffen werden. Felix sucht seinen Schwiegersohn zu retten, zittert aber zugleich vor dem Berichte, den Sever über diesen Vorfall nach Rom senden wird. Er sowohl, als Pauline dringen auf's Heftigste in denselben, vom Christenthume abzulassen, in welchem Falle Alles vergessen sein solle. Als diese Vorstellungen Nichts fruchten, bedient sich Felix des letzten Mittels, und sucht den Polyeucte durch die Hinrichtung Nearch's zu erschüttern. Als auch dieses nicht hilft, giebt er endlich in einer leidenschaftlichen Aufwallung den Befehl zur Hinrichtung des Schwiegersohnes. Polyeucte geht glaubensmuthig in den Tod. Sein Märtyrerthum ist sogleich von der erstaunlichsten Wirkung.

Digitized by Google

Pauline, die bei demselben gegenwärtig ist, wird davon so ergriffen, daß die Offenbarung des Glaubens über sie kommt und sie sich bald darauf als Christin bekennt.*) Gleich darauf erklärt Felix selbst vor dem Sever, daß auch er zum Christenthum übertrete, und sich ihm zur Verfügung stelle. Sever, von so viel Glaubensmuth ergriffen, versichert seinerseits, daß er von nun an der Beschützer der Christen und ihr eifrigster Vertheidiger beim Kaiser sein werde, und bestätigt Felix im Namen des Kaisers in dem Gouvernement von Armenien.

Man sieht leicht das Unkünstlerische des Schlusses dieser Tragödie, über welchen die wohlgemeinte Absicht nicht täuschen kann. Auch das Detail der Ausführung leidet an mancherlei Längen, Wiederholungen, unnützen Episoden, aber die Hauptcharaktere, und vor allen Dingen der Polyeuctes selbst, sind vortrefflich gezeichnet, und eine hohe, heilige Weihe geht durch diese Tragödie, wie sie sonst bei den Franzosen so selten ist, und nur etwa noch in der Athalie von Racine sich wiederfindet.

(Schluß folgt.)

Die Azteken.**)

(Aus dem „Daily News.")

Herr Stephens erwähnt in seinem Werke über Mittel-Amerika mehrerer Unterredungen, die er mit einem gastfreien Pater zu Santa Cruz del Quiche über die Alterthümer des Landes gehabt hat. Der Pater erzählte ihm, daß er in seinen jüngeren Jahren den äußersten Kamm der Sierra, bis zu einer Höhe von 10.000 bis 12.000 Fuß erklommen gehabt und von ihrem nackten Gipfel aus über eine immense Ebene hin, die sich bis nach Yucatan und dem mexikanischen Meerbusen erstreckte, in weiter Ferne deutlich eine, einen großen Raum einnehmende, ansehnliche Stadt mit weißen, in der Sonne schimmernden Thürmen erblickt habe. Der Pater setzte hinzu, daß unter den Indianern die Sage gieng, daß jene Stadt noch nie von einem Weißen betreten worden sei, und daß ihre Einwohner, welche die Maya-Sprache sprächen, weil sie wüßten, daß eine Race fremder Weißer das ganze Land rund umher erobert habe, einen jeden Weißen umbrächten, der in ihr Gebiet einzudringen versuchte. Sie hätten keine Münze und kein anderes Berechnungsauskunftsmittel, auch keine Pferde, Maulesel, noch sonstige Hausthiere, mit Ausnahme von Hühnern, deren Hähne aber unter der Erde gehalten würden, damit ihr Krähen nicht gehört werde.

Indem Herr Stephens diese Erzählung in seinem Werke commentirt, spricht er sich stark für den Glauben aus, daß diese Sagenstadt in der Wirklichkeit existire, und sagt weiter, er selber sei behindert, die Sache zu untersuchen, es dürfte aber ein Paar jungen Männern von kräftiger Natur, die ein fünf Jahre daran wenden könnten, wohl gelingen, der Welt deren Wunder zu offenbaren.

Vorstehender Paragraph soll nun einen Herrn Huertis aus Baltimore, einen Amerikaner von spanischen Eltern aus Cuba, und einen Herrn Hammond, Civil-Ingenieur aus Canada veranlaßt haben, auf das Unternehmen einzugehen. Auf's Beste ausgerüstet, schifften sie sich zu New-Orleans ein und kamen im Herbst 1848 zu Balize an. Um Weihnachten erreichten sie Copan, wo sich ihnen ein Pater Velasquez, aus San Salvador, anschloß. Sie fanden den heiligen Mann ein wenig wassersüchtig, und nicht so jovialen Sinnes, als er ihnen geschildert worden war, aber er hatte zu ihrem Unternehmen das größte Vertrauen; auch gab er ihnen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Pfarrer zu Gunguretanga mit, worin er denselben aufforderte, ihnen einen Führer zu verschaffen. Dieser Pfarrer zuckte zwar spöttisch die Achseln über das Vorhaben der Fremden, doch verstand er sich am Ende dazu, ihnen ein Paar Indianer mitzugeben, und sie setzten dann entschlossen ihre Reise fort.

Am 19. Mai 1849 passirten sie die Cordilleras im 15° 48' N. Br. und 95° 15' W. Länge, in einer Höhe von 9.500 Fuß, von wo aus sie denn auch die gesuchte Stadt durch ihre Fernröhre erkannten. Ihren Marsch beschleunigend, waren sie am 8. Juli in deren Nähe angekommen, wurden aber sofort von mehreren hundert ihrer Bürger angegriffen. Da sie mit ihrem Gefolge auch 35 Mann stark und überdem wohlbewehrt mit Revolverflinten waren, so feuerten sie auf die Pferde der Angreifenden und schlugen dieselben in die Flucht, doch war einer der ihrigen von einem der Azteken mit dem Speer erstochen und Herr Huertis selber tödtlich verwundet worden. Darauf zogen die Sieger in die Stadt, wo sie keinen weiteren Widerstand fanden, sondern vielmehr gastlich aufgenommen wurden; auch sahen sie bald, daß die Angabe der Patres wegen gänzlichen Mangels von Hausthieren falsch gewesen war, die Azteken hielten vielmehr große Heerden Hornvieh und Pferde, und waren im Genuß jeglicher Art Landesproducte. Die Stadt, Izimaya genannt, bedeckt einen Raum von fast zwölf Quadratmeilen, ist mit Mauern von viezig Fuß Höhe umgeben und mit riesigen Gebäuden in dem alten assyrischen Styl angefüllt. Die Fremden wurden in dem Palaste des Kaisers einquartirt, von welchen versichert wird, daß sie die erste Auswanderung dieses Volkes aus den syrischen Ebenen mitgemacht haben. Ihre eigenthümlichen und stark ausgeprägten Züge finden sich auch in den Sculpturen der Ruinen des mittleren Mexico vielfältig wieder, und weit mehr noch in denen zu Izimaya selber. Durch unverbrüchliche religiöse Gesetze gebunden, nicht anders als in ihrer eigenen Race zu heirathen, sind sie im Verlaufe vieler Jahrhunderte aber auf einige wenige unbedeutende Personen, sehr klein von Statur zusammengeschmolzen. Sie werden jedoch, muthmaßlich als die lebenden Reste eines fast erloschenen alten Geschlechts, von der ganzen izimayanischen Bürgerschaft hoch in Ehren gehalten.

Während des Aufenthalts der Fremden in der aufgefundenen

---

*) Diejenigen, welche die große Rachel in der Rolle der Pauline gesehen haben, werden den unnachahmlichen Blick gen Himmel nicht vergessen, mit welchen dieselbe die Worte: Je vois, je sais, je crois! spricht.

**) Ob die obige Erzählung von einer Art von Wunderstadt ganz oder theilweise begründet, oder nur ersonnen ist um die Schaulust für die in Europa herumzuführenden und für Geld zu zeigenden Fremdlinge noch zu steigern, das müssen wir dahingestellt sein lassen, da selbst die angesehensten Londoner Blätter diesen Punkt nicht aufhellen, obgleich sie alle die Erscheinung der beiden Kinder — die auch die Ehre gehabt haben, der Königin Victoria und ihrem Gemahl vorgestellt zu werden — ausführlich besprochen haben.

Anm. der Red.

Digitized by Google

Stadt war Hammond verstorben, und Huretis hatte sich in eine junge Aztekin verliebt und sie zu überreden gesucht, mit ihm zu entfliehen, dieselbe hatte ihn aber, obwohl er die Thorheit begangen hatte, zum heidnischen Cultus überzugehen, treulos verrathen, und da war er auf dem Altar der Sonne geopfert worden. Velasquez gieng es glücklicher. Durch diesen Vorfall gewarnt, entwarf er mit seinen Kameraden den Plan zur Flucht, zu dessen Theilnehmern auch Vaalpeur, der Wächter über die beiden Kaaaa's Kinder gehörte, die jetzt zu Hanover square in London gezeigt werden. Die Flucht wurde zwar entdeckt, doch schlug Velasquez sich mit 16 Mann der Seinigen durch. Vaalpeur starb jedoch auf der Reise, Velasquez aber gelangte mit den jungen Kaaaa's im nächsten Februar glücklich nach San Salvador. Es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über diese Kinder selber hinzuzusetzen.

Das ältere der beiden Kinder ist ein Knabe und angeblich 19 Jahre alt, das jüngere ein Mädchen von 11 Jahren. Sie sind ungefähr drei Fuß hoch und ziemlich wohlgebaut. Sie haben, ungleich mit jungen Kindern oder Zwergen, einen ungewöhnlich kleinen Kopf. Die Gesichtszüge, besonders die des Knaben, sind sehr auffällig: die Nase und die obere Kinnlade drängen sich stark vor, und die ganze Physionomie hat etwas stark caricirtes Jüdisches. Das Mädchen kömmt dem Mulattentypus ähnlich, und es hat merkwürdiger Weise ein kraueres Haar als der Knabe, dessen Locken schön seidenartig sind. Beide sehen sonderbar verrenkt um den Knöchln aus und haben in ihrer sitzenden Stellung eine auffallende Aehnlichkeit mit den mexikanischen Götzen, wie man sie in dem Werke des Herrn Stephen abgebildet sieht. Es heißt in der That, daß sie auf den aztekischen Altären ausgestellt gewesen wären, um von dem Volke angebetet zu werden. Sie scheinen keine Sprache zu haben und verständigen sich unter einander hauptsächlich durch Zeichen; doch zeigen sie zur Erlernung des Sprechens weit mehr Anlage, als man es bei Kindern von ihrer Größe zu finden pflegt. Ihr Wesen ist sehr kindlich, und das Mädchen scheint am lebhaftesten zu sein. Ein Paar merkwürdigere Exemplare des Menschengeschlechts als diese hat Europa noch nicht gesehen, daher sie schon ihrer selbst wegen die Aufmerksamkeit des Ethnologen verdienen.

Amaral und die chinesischen Seeräuber.

Von dem Schiffscapitain E. Jurien de La Gravière.

(Beschluß)

Der Erfolg dieser Expedition verfehlte nicht, von dem Gouverneur von Hong-kong, der darin die Gelegenheit gefunden zu haben vermeinte, eine moralische Scharte auszuwetzen, die er im Monat April bekommen hatte, ausgebeutet zu werden. Herr Bonham schmeichelte sich, durch diese That der Kraft die Achtung wiedergewonnen zu haben, welche die Chinesen nur der Macht zugestehen. Seine Correspondenz mit dem Vicekönige von Canton trug den Stempel dieses Vertrauens.

„Ich habe," schrieb er ihm, „schon mehrere Male zu Ew. Excellenz von den Seeräubereien sprechen müssen, die an den Küsten von China ausgeübt werden; so lange die Piraten sich aber fern von unserm Etablissement gehalten, und die englischen Schiffe respectirt haben, habe ich nicht einschreiten zu müssen geglaubt; da nun aber vor Kurzem eine Junke, die einem Unterthan Ihrer Brittischen Majestät gehört, in der Nähe von Hai-nan gekapert worden ist, und das Gerücht geht, daß noch ein anderes englisches Schiff, welches seit lange zu Hong-kong erwartet wird, den Seeräubern in die Hände gefallen sei, so habe ich mich veranlaßt gesehen, zur Aufsuchung dieses letzteren ein Kriegsschiff auszusenden. Das von mir ausgesandte Schiff hat am 5. September die Piratenflotte in der Bucht von Tien-pak angetroffen und fünf von ihren Junken zerstört; ein anderes Schiff, das am 8. September zu gleichem Zweck ausgesandt worden, hat deren weitere fünf vernichtet. Diese Piraten gehörten sämmtlich zu der Flotte des Shap-ng-tsai; sie sind uns durch chinesische Böte, die durch sie beunruhigt worden waren, nachgewiesen worden, und die Behörden der Küsten, die sich über unsern Erfolg freuen, haben diese Aussagen bestätigt.

„Es ist klar, daß Ihre maritimen Behörden nicht die Macht haben, diese Missethäter zu vernichten oder zu verspreengen, und da diese Elenden es nun gewagt haben, sich unsrer Insel zu nähern, so bin ich entschlossen, sie überall hin verfolgen zu lassen, wohin sie sich flüchten mögen. Einer ihrer Anführer ist der Chria-pa, der im letzten März es gewagt hat, auf dem Gebiete von Hong-kong selber zwei englische Officiere zu ermorden. Schon zwei Mal habe ich die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz auf diese durch einen Ihrer Landsleute, der sich darnach beeilt hat, die unter meiner Gerichtsbarkeit stehende Insel zu verlassen, begangene Unthat hinzulenken. Dieser Missethäter wird sich sonder Zweifel auf Ihr Gebiet geflüchtet haben, doch ist Ihrerseits bis jetzt noch nichts geschehen, seiner habhaft zu werden. Ich werde nun selber sehen, seine Verhaftung zu bewerkstelligen. Sollten unsererseits aus Mißverständniß bedauerliche Zufälle vorfallen, so wird dies nur Ew. Excellenz zur Last zu legen sein, die sich des Mörders schon hätten bemächtigt haben sollen. Ich weiß wohl, daß solch ein Fang einige Schwierigkeiten haben mag; ich bin jedoch überzeugt, daß Ew. Excellenz, wenn Sie nur die nöthigen Maaßregeln ergreifen wollten, bald im Stande sein würden mir den Mörder zur Untersuchung und Bestrafung zuzuschicken. Es sind nun schon fünf Monate her, seit dieser Mord begangen worden ist, doch ist er mir nicht aus dem Gedächtniß gekommen und wird das auch nicht eher, als bis ich über eine so abscheuliche Unthat Genugthung erhalten habe."

Der Gouverneur von Hong-kong benachrichtigte den Vicekönig am Schlusse dieses Briefes, daß er eine neue Expedition gegen die Piraten ausrüste; daß ihm eine Mitwirkung und Hülfe der chinesischen Behörde lieb sein solle, er aber, wenn ihm solche Mitwirkung wie früher abginge, dennoch bemüht sein würde diese Feinde des Menschengeschlechts bis in ihrem letzten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Der Admiral Collier, der seine Flagge an Bord des Linienschiffs Hastings von 74 Kanonen aufgezogen hatte, unterstützte, trotz seines hohen Alters, die Pläne des Herrn Bonham mit jugendlichem Feuer. In den ersten Tagen des Octobermonats entsandte er die Fury, den Phlegethon und die Brigg Columbine nach dem Golf von Hai-nan, um dort die Ueberreste von Shap-ng-tsai's Flotte aufzusuchen. Er wartete vergebens auf

Digitized by Google

Nachrichten von dieser Expedition; es verstrich ein Tag nach dem andern, und das Brennmaterial der Dampfschiffe mußte längst verbraucht sein, dennoch war keins wieder davon zu Hong-kong erschienen. Das stürmische Wetter, welches seit dem Abgange dieser Fahrzeuge geherrscht hatte, vermehrte noch die allgemeinen Besorgnisse; auch begannen bereits die von den Chinesen absichtlich verbreiteten leidigsten Gerüchte in Canton zu circuliren. Der Admiral Collier, dessen Gesundheitszustand die größte Schonung erforderte, erlag dieser peinlichen Spannung; er wurde am 28. October von einem Schlaganfall getroffen, den er nur wenige Stunden überlebte. Doch traf die Fury am 1. November wieder auf der Rhede von Hong-kong ein. Die Expedition war zwar, weil sie wenig bekannte Pässe hatte passiren müssen, einigermaaßen in Gefahr gewesen, diese Gefahr aber durch den Erfolg, den sie gehabt hatte, reichlich aufgewogen worden. Von den 64 Junken, aus welchen die Flotte des Shap-ng-tsai bestanden hatte, waren 58 verbrannt oder in den Grund gebohrt worden, ohne daß es den englischen Schiffen einen einzigen Verwundeten gekostet. Das Verdienstliche dieser Expedition, die den Officieren, welche sie leiteten, zu großer Ehre gereichte, beruhte lediglich in der Kühnheit und der Ausdauer der Verfolgung. Es war das erste Mal, daß europäische Kriegsschiffe auf diesen Küsten erschienen, von welchen man kaum eine rohe Skizze hatte, die auf eben so unvollständigen als unrichtigen Angaben basirt war.

Die englische Flottille war am 8. October, um sieben Uhr Morgens, unter dem Befehl des Capitains Hay, des Commandanten der Brigg Columbine, und unter der Leitung des Herrn Caldwell, Polizeichef zu Hong-kong, unter Segel gegangen. Kaum außerhalb der Rhede, wurde der Phlegethon, mit dessen Brennmaterial man haushälterisch sein wollte, von der Fury in's Schlepptau genommen. Am 9. October ankerte man unter der Insel Sun-cian, wo Caldwell von einem Fischerboot erfuhr, daß die Seeräuber diese Gewässer seit vierzehn Tagen verlassen und ihren Cours auch Westen genommen hatten. Nach denselben Abend warf die Division, sich hart an den chinesischen Continent haltend, unter dem Schutze einer anderen Insel, der Insel Mung-chow, die Anker aus. Man fand auf diesem Ankerplatze eine Handelsjunke vor, die erst kürzlich von den Piraten geplündert worden war und durch welche man neue Aufschlüsse über die Stärke von Shap-ng-tsai's Geschwader, und die Richtung, welche es genommen hatte, erhielt. Die Mandarinen von Mami und die von Tien-park, die unausgesetzt von diesen Uebelthätern heimgesucht wurden, folglich dabei interessirt waren, über ihre Pläne Kunde zu erhalten, fügten jenen Aufschlüssen noch präzisere Daten hinzu. So erfuhr man durch sie, daß noch ein Häuptling Pu-tow zu Shap-ng-tsai gestoßen war, und daß dieser die Absicht geäußert hatte, sich nach dem Golf von Tong-king zu begeben, um dort die Verfolgung der englischen Kriegsschiffe zu vereiteln. Am 11. October ging man am äußersten nordwestlichen Ende der Insel Now-chow, vor einer ziemlich ansehnlichen Stadt, vor Anker. Es war kaum einen Monat her, wo diese Stadt durch Shap-ng-tsai, nachdem er ihre beiden Forts zerstört und deren Kanonen zur Armirung neuer Junken verwendet hatte, geplündert und brandschatzt worden war. Die Behörden von Now-chow bestärkten den Capitain Hay in seinem Vorhaben, die nördliche Küste der großen Insel Hai-nan aufzusuchen, und forderten ihn auf, durch den Canal, der jene Insel von der chinesischen Küste trennt, in den Golf von Tong-king einzudringen. Dieser Canal, obwohl von Junken befahren, die fast eben so tief gingen als die Fury und die Columbine, war bis dahin jedoch als für europäische Schiffe unzugänglich angesehen worden; man war aber so glücklich, zu Now-chow tüchtige Lootsen zu finden, und diese brachten die englische Division, welcher Herr Caldwell zum Dollmetscher diente, ohne Schwierigkeit durch den gefährlichen Paß. Am 13. October, um 5 Uhr Abends, ging sie an der Küste von Hai-nan, am Eingange des Hafens von Hoi-how, vor Anker. Von Hoi-how bis zu der Stadt Ching-kiang-fu, der Residenz des Gouverneurs von Hai-nan sind nur sechs Meilen. Auf Bitten der Mandarinen zu Hoi-how verstand der Capitain Hay sich dazu, sich mit einem Theil des englischen Staabes zu dem Generalgouverneur zu begeben. Bei dieser Zusammenkunft herrschte ununterbrochen die größte Herzlichkeit, und es wurde beschlossen, daß ein Chinese von hohem Range, der Generalmajor Huang, Inhaber des blauen Knopfes, die Fury besteigen und die Expedition mit acht Kriegsjunken begleiten sollte. Huang hatte sich schon ein Mal mit Shap-ng-tsai gemessen gehabt und war beim Abschlagen eines Angriffs, welchen dieser Pirat gegen die Flotte und den Hafen von Hai-how unternommen hatte, verwundet worden. Seine Anwesenheit am Bord der Fury war dem Capitain Hay von großem Nutzen, und derselbe verdankte der Thätigkeit dieses Bundesgenossen, so wie der Intelligenz des werthvollen Dollmetschers, des Herrn Caldwell, den er von Hong-kong mitgebracht hatte, insbesondere den Erfolg, der am Ende seine lange und ausdauernde Verfolgung krönte.

Als die Expedition die Insel Hai-nan wieder verließ, steuerte sie nordnordwestlich, recognoscirte die Inseln von Gueishew, und drang tiefer in den Golf von Tong-king ein. Sich stets nahe am Lande haltend, umfuhr sie den Golf bis zu der Gruppe von Gu-lu-shna und wagte sich zuletzt keck in den Irrsaal von Inseln, welche diesen Theil der Küste von Cochinchina umgeben. Shap-ng-tsai hatte sein Einlaufen in den Golf von Tong-king sofort durch gräuliche Verheerungen bezeichnet. Die Einwohner der Dorfschaften, die er geplündert hatte, nahmen die Engländer als Befreier auf. Sie erzählten, was sie zu erdulden gehabt hatten; daß ihre Frauen und Kinder in die Sclaverei abgeführt, ihre Häuser geplündert oder zerstört, ihre Felder durch Brand verwüstet worden wären, und breiteten sich Lootsen zu liefern, um die Expedition in dem Labyrinthe zu geleiten, in welchem sie sich hineingewagt hatte. In den Dörfern von Puk-hoi und Suechen, deren Trümmer noch rauchten, war es, wo die genaueste Auskunft gegeben wurde. So gelangten die englischen Schiffe denn zur Mündung des Flusses von Tong-king, und am 20. October, mit Anbruch des Tages, zeigte die Flotte des Shap-ng-tsai über einer langen niedrigen Erdspitze ihren dichten Mastenwald. Diese Flotte war den Fluß neuerdings hinaufgefahren, und hatte den Städten Fa-long und Cho-kenn einen Besuch zugedacht, um sie zu plündern; da Shap-ng-tsai ihre Einwohner aber unter Waffen fand, und ein Corps cochinchinesischer Truppen zu deren Beistand herbeigeeilt war, so hatte er sich entschlossen, sich anderswo nach einer leichteren Beute umzusehen. Es waren bereits 37 Junken unter Segel, die lavirend aus dem Flusse heraus zu

Digitized by Google

kommen suchten. So wie sie aber die englischen Dampfschiffe gewahrten, gingen sie wieder innerhalb der Barre vor Anker.

Shap-ng-tsai hatte, als er den Schauplatz seiner Verwüstungen wechselte, hauptsächlich darauf gerechnet, der Verfolgung der europäischen Schiffe zu entgehen. Es war eben einer seiner ehemaligen Gefährten, Seung-a-ki, zu ihm gekommen, von dem Vicekönig von Canton beauftragt, ihm den Mandarinenknopf anzubieten und seine Flotte für den Dienst des chinesischen Kaisers zu werben. Shap-ng-tsai hatte auf diese Anträge noch nicht eingehen wollen, aus Furcht, daß hinter so verlockenden Anerbietungen Verrath verborgen sein möchte. So wie er von den Rauch der englischen Dampfböte erblickte, zweifelte er nicht mehr, durch den Abgesandten des Vicekönigs geliefert worden zu sein und ließ dem armen Emissair sofort den Kopf abschlagen. Von 7 Uhr Morgens bis Abends suchten die englischen Dampfböte vergebens nach einer Stelle, die ihnen das Einlaufen in den Fluß gestattete. Die cochinchinesischen Mandarinen hatten ihre Truppen an dem Ufer zusammengezogen, und sie versicherten dem Capitain Hay, daß sie die Piraten massacriren würden, sobald sie einen Fuß an's Land setzten. Man sprach diese Mandarinen um Lootsen an; aber diejenigen, die sie lieferten, waren mit dem Ein'auf des Flußes unbekannt: sie versicherten wohl, daß es eine Einfahrt gebe, aber sie konnten nicht nachweisen, wo sie in der weiten Mündung zu finden sei. Es war drei Uhr Nachmittags, als der Phlegethon endlich aus einem auf einem der sumpfigen Punkte der Mündung erbauten Dorfe einen erfahrenen Lootsen erhielt, der, in Ermangelung eines Boots, das englische Dampfschiff schwimmend erreichte. Es wurden ein Paar Fahrzeuge als Baken in den Canal gelegt, und die Fury folgte, mit der Columbine in's Schlepptau, dem Phlegethon im Kielwasser nach. In ihrem Schlupfwinkel aufgefunden, stoben die Piraten auseinander; nur einige Junken hielten Stand, und unter diesen die des Shap-ng-tsai. Dem furchtbaren Feuer der englischen Division, die von dem elenden Geschütz der Junken nicht erreicht werden konnte, waren diese verdrießen Junken bald zerstört. Die Böte der Dampfschiffe setzten denen nach, welche bereits den Fluß aufwärts gegangen waren. Nachdem sie die Piraten gezwungen hatten sie zu verlassen, steckten die Engländer sie in Brand. So wurden 58 Junken verbrannt oder in den Grund gebohrt; nur Sechsen gelang es, unter dem Schutze der Nacht über einen anderen Flußarm die hohe See zu gewinnen. Wie die Gefangenen aussagten, hatte Shap-ng-tsai sich in ein kleines Ruderboot geworfen, nachdem die Junke, auf welcher er sich befunden hatte, in die Luft geflogen war. Man meint, daß es ihm wohl gelungen sein dürfte, eine der Fahrzeuge zu erreichen, die dem allgemeinen Verderben entronnen waren. Die flachen und halb überschwemmten Inseln, womit das Flußbett an der Mündung übersäet ist, waren mit Flüchtlingen bedeckt, welchen die cochinchinesischen Soldaten und die englischen Matrosen aber keinen Pardon gaben. Ueber 1500 Seeräuber kamen an Bord der Junken um oder wurden nach dem Treffen niedergemacht. Außerdem wurden am anderen Tage, durch die Fürsorge des Capitains Hay, noch 1500 Gefangene gemacht und dem Mandarin von Hai-nan zur Verfügung gestellt.

Am 23. October verließ die Fury, mit der Columbine und dem Phlegethon im Schlepptau, den Fluß wieder und steuerte dem Hafen von Hoi-how zu, wo die Division am Abend des 24. vor Anker ging. Am 26. begab sich der Generalmajor Huang, von den Capitainen und anderen Officieren der englischen Schiffe begleitet, inmitten einer immensen Volksmenge, die sich am Strande eingefunden hatte, an's Land und wurde unter dem weittönenden Schall der Gongs im Triumph zu seiner Wohnung geleitet. Dem Capitain Hay leuchtete die Besorgniß, welche sein verlängertes Ausbleiben zu Hong-kong verursachen mußte, zu sehr ein, um die dringenden Anforderungen des chinesischen Generalgouverneurs, noch einige Tage zu Hoi-how zu verweilen, zu berücksichtigen. Er verließ diesen Hafen am 28. October, und ging in der Nähe der Bänke des Junkencanals vor Anker, konnte aber erst am 30. October über diese Untiefen hinweg kommen. Der Wind, welcher die Tage vorher sehr heftig gewesen war, hatte sich seit dem Morgen in etwas gelegt, doch ging das aufgewühlte Meer noch immer sehr hoch. Man mußte sich den Lootsen von Nom-chow anvertrauen, und, mitten in den Brandungen, einen Canal hinabfahren, der an einigen Stellen kaum siebenzehn Fuß Wasser hatte. Es war dies die kritischste Episode der Expedition. Um 4 Uhr Nachmittags endlich hatte man die hohe See erreicht. Am 1. November warfen die Fury und die Columbine, dicht gefolgt von dem Phlegethon ihre Anker auf der Rhede aus, die sie seit dem 8. October verlassen hatten.

Die Kunde von dieser Expedition verbreitete zu Macao fast eben so viel Freude als zu Hong-kong. Man sah darin nicht bloß ein Unterpfand der Sicherheit gegen die neuen Gefahren, die man befürchtet hatte, sondern man schmeichelte sich auch, daß dieser große Erfolg der brittischen Waffen die Europäer wieder zu dem Ansehen verhelfen werde, das sie verloren zu haben schienen. Dem war jedoch nicht also: der alte Sen hatte, um die Entfaltung der Macht, durch welche die Engländer ihn einzuschüchtern versucht hatten, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit anzusehen, seinen Muth weniger aus einer ignoranten Geringschätzung der Gewalt seiner Gegner, als aus der richtigen Erkenntniß der ernsten Interessen, welche sie abhalten mußten davon Gebrauch zu machen, geschöpft. Die Erfolge der Fury und der Columbine konnten demnach auf künftige Complicationen nicht ganz den Einfluß haben, welchen ihnen die öffentliche Meinung bereits zuzuschreiben geneigt war. Herr Bonham wollte sich jedoch das Vergnügen nicht versagen, dem Vicekönige mit einer gewissen Emphase die gewonnenen Resultate mitzutheilen. Derselbe beantwortete dies prahlerische Bulletin aber durch eine Depesche, die noch prahlerischer klang. Er berief sich, mit der außerordentlichen Unverschämtheit, wodurch die chinesische Diplomatie sich insbesondere auszeichnet, den Ruhm, welchen Herr Bonham lediglich der brittischen Marine zuzuerkennen berechtigt zu sein geglaubt hatte, seinerseits für die Flotte und die Armee des himmlischen Reiches in Anspruch zu nehmen. Die Engländer hatten also nur einen steriles Sieg erfochten, oder sie hatten vielmehr nur zum Besten des Vicekönigs gesiegt, dessen Triumphe bald in der officiellen Pekinger Zeitung gefeiert wurden.

Währenddem seufzten die Einwohner von Macao im Stillen nach der Wiederkehr ihrer Sicherheit und der Aufhebung des Belagerungszustandes, und der portugiesische Rath sah am Ende ein, daß er sich schon den Bedingungen Sen's unterwerfen müsse. Er hatte wohl Zeugen in Händen, deren Aussagen den Vicekönig schwer compromittiren haben würden; aber was konnten ihm diese

Digitized by Google

gehäuften Beweise einer Treulosigkeit nutzen, derentwegen Portugal doch nie Rache nehmen konnte? So erklärte denn der Rath am 28. December 1849, daß die in den Gefängnissen zu Macao festgehaltenen drei chinesischen Soldaten als „bei dem Morde des Gouverneurs ernst betheiligt anzusehen seien; daß sie verdächtig wären, um den Anschlag der Mörder gewußt und ihnen die Flucht erleichtert zu haben, daher er sie denn dem Vicekönige ausliefern wolle, damit derselbe ihnen, den Tractaten und den Gesetzen des himmlischen Reiches entsprechend, den Proceß machen lassen möchte.“ Zwei Tage nach der Auslieferung der Soldaten, deren Aussagen er wohl eine kurze Zeit hatte fürchten können, ließ Sen der portugiesischen Junta die heiligen Ueberreste zustellen, welchen er den Erfolg seiner Unterhandlung verdankte.

Als die Kunde von Amaral's Ermordung zu Lissabon bekannt geworden war, hatte sie dort die lebhafteste Aufregung zuwege gebracht. Die portugiesische Regierung ließ es sich sogleich angelegen sein, einen mit ihrem vollen Vertrauen betrauten energischen Officier nach Macao abzusenden und in der Eile eine See-Expedition auszurüsten. Es war vielleicht hinreichend, daß Portugal seine Flagge in dem Golf von Peking zeigte, um die seiner Ehre schuldige Genugthuung zu erlangen. Die von Sen ausgegangene unwürdige Verzögerung, die Ueberreste Amarals auszuliefern, waren mehr als hinlänglich, um zu dem Verlangen seiner Degradirung zu berechtigen. Die Völker, welche ihre Energie in den bürgerlichen Unruhen verwenden, berauben sich aber leider der Mittel, ihrem Namen nach Außen Achtung zu verschaffen. Der Nachfolger von Amaral starb bald nach seiner Ankunft zu Macao. Eine portugiesische Corvette, die in dem Hafen von la Typa ankerte, flog mit all ihrer Mannschaft in die Luft, durch einen Zufall, der nie erkannt worden ist. Sen hielt sich triumphirend über diesen Ruinen, und sahe nach wie vor fort, die Rebellen zu zügeln und der Barbaren zu spotten.

Der Tod des muthigen Mannes, der, von dem rühmendsten Patriotismus beseelt, es versucht hatte eine vor Zeiten so glorreich gewesene Flagge wieder zu Ehren zu bringen, und der als Opfer des Zustandes der Erniedrigung, in welche diese Flagge gerathen war, gefallen ist, ist unstreitig ein sehr betrübendes Ereigniß, doch kann es nicht fehlen, daß dies Ereigniß, dessen Erinnerung zu erneuern ich keinen Anstand genommen habe, über lang oder kurz sehr ernste Folgen hat. England wird sich eines geheimen Vorwurfs nicht haben erwehren können, als es davon Kunde erhalten hat, doch werden ihm zuerst die Früchte davon zufallen. Für uns ist es hinreichend gewesen, drei Jahre in den chinesischen Gewässern zuzubringen, um über die Angelegenheiten des äußersten Ostens eine scharf bezeichnete Bewegung in der Meinung von Europa zu constatiren. Wir haben gesehen, wie an die Stelle von Vorwürfen des Ehrgeizes, die man ohne Unterlaß gegen die englische Politik erhoben hatte, plötzlich Vorwürfe ganz entgegengesetzter Art getreten sind. Wir haben gehört, wie Europäer aller Länder über die Schwäche der brittischen Behörde geseufzt und deren Mäßigung geschmält haben. Es schien, als ob die der ausschließlichen Herrschaft Englands am entgegengesetztesten Interessen gefährdet werden würden, wenn diese Macht einen Schritt zurück thäte; es hat sich aber in China namentlich eine europäische Solidität begründet, die nicht verfehlen kann, den Eindringlingen den Weg zu bahnen. Die, vielleicht berechnete, Weichheit der Behörden zu Hong-kong, die Gewaltthätigkeiten der chinesischen Populace, und die verbrecherische Connivenz der Mandarinen haben diesen Umschlag der öffentlichen Meinung begünstigt. Wenn die Engländer der materiellen Macht die ihnen zu Gebote steht, noch die moralische Macht hinzufügen werden, die ihnen die Zustimmung von Europa gewährt; wenn sie das chinesische Volk, gleich eins der barbarischen Völker behandeln können, gegen welche Alles legitim und erlaubt ist, was wird da aus dem hehren und hinfälligen Reiche werden, das ihre siegreichen Waffen ein erstes Mal verschont haben?

Schilderungen aus Holland. Von Walter Tesche, Verfasser der „Rose von der Pzerwa.“ In zwei Bänden. Erster Band: Idola. Zweiter Band: Der Enten-Piet. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 155 und 154 Seiten. 8.

Diese Schilderungen bilden auch den 6. und 7. Band des „Lese-Zirkel für höhere deutsche Belletristik,“ dessen 5 erste Bände („der große Kurfürst und der Schöppenmeister,“ von Max Ring, und „Philine“, von E. Merx) früher in diesen Blättern angezeigt sind. — Die vorliegenden Erzählungen hat ihr Verfasser richtig als Schilderungen bezeichnet; das Eigenthümliche derselben, welches ihnen einen besonderen Reiz verleiht, sind in beiden die kleinen Genrebilder aus dem holländischen Leben und der holländischen Oertlichkeit. Wir wollen damit jedoch „Idola“ und den „Enten-Piet“ nicht zu den Alltagsgeschichten rechnen; die Mynheers, von denen einer der Vater der schönen Idola sein soll, aber es nicht ist, und daher der früher gehinderten Verbindung des jungen van Geenswaard mit Idola, der Tochter einer abgelebten, intriguanten italienischen Sängerin, Fortiletta Cantalini, die zuletzt erreicht, was sie will, einen Ehemann, der eine ganz andere, nämlich Idola, die Reizende, zu heirathen wähnt, kein Hemmniß weiter entgegensteht, diese gut gezeichneten holländischen Böesen- und Geldmänner contrastiren hinreichend mit den beiden italienischen Sängerinnen (auch Idola entzückt, wie einst die Mutter, die holländischen Ohren durch ihren Gesang, besonders durch die italienische National-Cavatine: „L'idolo mio tu sei“). — Der Enten-Piet (Baas Piet Waterhout) ist in der nach ihm genannten zweiten Geschichte, die sich an die erste anschließt, eigentlich nicht die Hauptperson, obgleich er den Knoten, der schwer zu lösen scheint, in wackrer, freilich etwas egoistischer Weise löst — die Hand Jevrouw Drudje, Tochter des reichen Polderwirths Hendrick Zoeg, ist der Preis — sondern der Sohn vom Zorgenhofe, Beetold, der seine Pflegeschwester, Galinda, die wirklich die Tochter Mynheers van Geenswaard und der Canalini, wovon aber nur drei Personen, unter ihnen der Enten-Piet, Kunde haben, liebt, aber sie nicht heirathen soll, weil der Vater Zorg sie für einen Bastard, und nur gut für den Freirichter Jan von Amsterdam (— den holländischen

Digitized by Google

Scharfrichtern wird in der Geschichte das Privilegium ertheilt, sich um jedes unehelich geborene Mädchen bewerben zu dürfen —) hält. Bertald gewinnt sie dem Meister Jan im Kuchenbacken ab (was es damit für eine Bewandniß, sollen unsre Leser sogleich erfahren), entführt sie und wird Freiknecht, damit er, kraft seines Privilegiums, um die geliebte Galinda werben dürfe. Der Großpapa führt aber die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit, und bevor Bertold sein Meisterstück in kunstgerechter Hinrichtung zu Gouda abgelegt, zum Schlusse, mit Hülfe des Enten-Piets; wir scheiden von zwei glücklichen Ehepaaren: vom Enten-Piet und Frau Drudje, die den Zoegenhof bewirthschaften, und von Bertald und Galinda, die abwechselnd auf dem reichen Eilandshof, der früher Piet's Eigenthum, und in den Palästen van Eernswaard's in Amsterdam leben.

Als Probe der Schilderungen aus dem holländischen Leben, folgt hier der Anfang des Kapitels, welches überschrieben ist:

Ein Kuchenhacken.

In den reinlichen Straßen von Gouda wogte am nächsten Tage eine bunte, geputzte Volksmasse in der Luft des letzten Kirmestages. Die Stadt prangte in festlichem Schmuck; denn die soliden, meist fünf Stock hohen Bürgerhäuser mit ihren spitzigen bunten Giebeln waren sogar von außen gewaschen und blank gescheuert. Aus allen Fenstern schauten geschmückte, rothwangige, lachende Mädchen oder steif geputzte, wohlgenährte Frauen neben ihren Eheherren, die aus langen Gipspfeifen mit ernsthaftem Behagen schmauchten. — Ueber vielen Hausthüren ragten grell gemalte hölzerne Riesen-Arme weit in die Straßen vor; daran hingen die Emblemen der Goudaer Industrie; ungeheure hölzerne Käse, gleich Kürbissen aufgereiht, und noch größere weiße Tabakspfeifen, gekreuzt, wie weiße Lanzen, Alles mit flatternden Bändern und dicken Blumenkränzen bunt behangen. — Zu den zwölftausend wohlhabenden Einwohnern der kleinen aber dicht bevölkerten Stadt hatte sich das tüchtige Landvolk aus allen Polderen und Gauen weitumher eingefunden; man erblickte unter den verschiedenen Trachten sogar viele goldbrokatene hohe Flügelmützen auf den Köpfen breitgewachsener Bauerfrauen aus der Provinz Nordholland, frisch einher stolzirend an der Seite mächtig gebauter Männer, die in ihren schwarzsammetnen Pluderhosen, dreifach über einander gezogenen Westen, Jacken und breiten Schoßröcken, reich mit platten, massiv silbernen Knöpfen besetzt — in behaglichem Kirmes-Genuß schwitzten.

Auf dem Marktplatz drängte sich das Volksgewühl Kopf bei Kopf durcheinander. Seiltänzer schwebten und schwangen sich hoch über dem Getümmel. Charlatane, Zahnbrecher, Marktschreier und Bajazza's schrieen von Gerüsten herab mit Stentorstimmen ihre einladenden Rodomantaden. Eine Doppelreihe hölzerner und Segeltuch-Buden mit Fahnen und großen Aushängeschildern umgaben gleich Zelten den Platz und zogen sich weit in die Hauptstraßen hinab. In diesen Zelten ward gejubelt, gezecht und jauchzend getanzt; mit dieser Tanzmusik vereinigten sich die Töne vieler Leierkasten und das Geschrei und Brüllen wilder Thiere aus den Menagerie Buden. Die Atmosphäre war geschwängert von dem fettigen Speisen- und Bratendunst der Garküche, welche ihr Wesen unter freiem Himmel trieben. Gleiches Lärmen und Getöse schallte aus vielen, bis unter die Dächer gefüllten Häusern, deren Fenster ringsum den Marktplatz mit eleganten Zuschauern, darunter viele prächtige französische Uniformen, besetzt waren. Auch in dem Volksgewühl stolzirten gewandte, kecke Soldaten, die mit ihren gebräunten, mageren Gesichtern, schwarzen Augen und Bärten und mit ihrer südlichen Fröhlichkeit gegen die ernste, dickleibige Genußsucht der Holländer scharf contrastirten. Aber schon hatte hier, wie überall, wo die heitern Franzosen längere Zeit weilten, ihre liebenswürdige Fröhlichkeit das junge Volk angesteckt. Denn die hübschen holländischen Bürgertöchter liebäugelten und tanzten lieber mit den galanten, leichtfüßigen Winzersöhnen aus der Provence, als mit den derben Goudaer Käsemachern und Thonpfeifendrehern. Daher das junge holländische Geschlecht im Jahre 1809, zur Zeit, wo der Meister Jan von Amsterdam um die schöne Galinda Floor ward, schon viel von seiner Gravität abgelegt hatte.

Vor der langen Fronte der schönsten Zeltlinie stand eine Reihe niedriger runder Holzblöcke, gleich Fleischhauerklötzen; jeden derselben umstand ein dicht gedrängter Kreis leidenschaftlicher Wettkämpfer, deren gespannte Aufmerksamkeit auf die Geschicklichkeit der Beilhauer gerichtet war. — Jeder Haublock bildete nämlich einen Kampfplatz für zwei beilgeübte Männer, welche mit kleinen glänzenden Beilen, nicht drohend gegen einander, sondern auf dünne Lebkuchen haarscharf einhauten. Die auf dem Block liegenden braunen Kuchen hatten die Größe und Form von platten Dachziegeln, und die Geschicklichkeit der Kämpfer bestand darin, diese Kuchen im Zickzack mit drei, vier oder mehr Hieben, je nach den verschiedenen Wett-Aufgaben, so durch zu hacken, daß in dem Zickzackschnitt kein Fäserchen des zähen Kuchens mehr zusammen hing. — Die Sieger gewannen entweder das gegen einander gesetzte Geld oder die Preise, welche der Eigenthümer der Kuchenblöcke, nach Verhältniß der Einsätze mehr oder weniger kostbar, bestimmt hatte.

Dieses Kuchenhacken ist ein Lieblingsspiel des Volkes auf den holländischen Kirmessen."

Papier und Druck sind sauber. H.

Miscelle.

Eine Kiste mit Proben schwedischen Porphyrs aus den königlichen Gruben, 15 verschiedene Sorten, mehrere von großer Schönheit, ist in England angekommen und der Gesellschaft des Krystallpalastes übergeben worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 69. Sonnabend, den 27. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Abenteuer unter den Drusen ..... Seite 537
Erinnerungen an Cathélineau ..... „ 539
Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille nebst der metrischen Uebertragung einer Scene aus seinem Polyeucte (Schluß) ..... „ 540
Literatur:
Gedichte von Ignaz V. Zingerle ..... „ 542
Die europäischen Bilderzeitungen ..... „ 543
Miscelle ..... „ 544

Ein Abenteuer unter den Drusen.

Von F. V. H. Pinto.

(Aus dem Athenaeum.)

Die Drusen und deren häufige Angriffe auf die Reisenden sind das Thema der meisten Europäer gewesen, die Syrien oder das Gebirge des Libanon besucht haben; so dürfte denn auch hier eine kurze Skizze eines solchen Angriffs an ihrem Platze sein.

Da die Vorsteher des brittischen Museums so gütig gewesen waren, meinen Urlaub dermaßen zu erweitern, daß ich auch das gelobte Land besuchen konnte, so hatte ich mich zu Marseille an Bord des Mentor, eines Dampfboots der Messagiéres Nationales, eingeschifft und war, nach vorherigem Anlaufen zu Constantinopel und anderen Plätzen der Levante, zu Beiruth gelandet, um in Gesellschaft des Professors Gluckmann aus Dublin, der ebenfalls den Osten sehen wollte, auf meiner Route nach Jerusalem auch Balbec und Damascus zu besuchen. So wie wir uns Syrien näherten, bekamen wir aber viel über die Schwäche der hohen Pforte, über die schlechte Regierung des Landes, und in Folge dessen über die Unsicherheit der Landstraßen zu hören. Wir erfuhren, daß die Drusen sich im Aufstande befänden und über die Truppen des Sultans einen bedeutenden Sieg errungen hätten; auch wurde uns gesagt, daß manche nach Damascus bestimmte Karavane geplündert worden sei, und daß die armen Maulthiertreiber, an jeden Schutz verzweifelnd, sich genöthigt gesehen hätten, ihre Pferde gegen eine übermäßige Ranzion auszulösen. Der Pascha zu Damascus hatte den Beraubten, die sich wegen Abhülfe des Unwesens an ihn gewandt hatten, die tröstliche Antwort gegeben: „Geht, und fangt mir die Drusen ein, bestrafen will ich sie schon."

Als wir uns jedoch zu Beiruth erkundigten, wie es mit der Sicherheit des Weges stände, wurde uns gesagt, daß es damit keine Gefahr habe; so beschlossen wir denn, unsre Reise fortzusetzen, gelangten auch ungefährdet nach Balbec und Damascus. Als wir aber von Damascus weiter, nach Jerusalem reisen wollten, da gewann die Sache ein bedenklicheres Ansehn: man sagte uns, daß diese Straße unsicher sei, daß die Maulthiertreiber deshalb exorbitante Preise verlangten, und sich freie Hand über den Weg, den sie nehmen wollten, vorbehielten. Endlich erhielten wir, nach zweitägigem vergeblichen Unterhandeln mit den Mukris (Fuhrleuten), am 19. December einen erfahrenen Maulthiertreiber, der Kador hieß und nach dessen Meinung der Weg über Saida (das ehemalige Sidon), Tyrus, Nazareth ꝛc. die meiste Sicherheit darbot. Die erste Nacht nach unserm Abgange von Damascus brachten wir in einem Dorfe Namens Aldimas zu. Dasselbe war von den Drusen gebrandschatzt worden, und sein kläglicher Zustand erwies sich in mehreren verlassenen Häusern und in dem halbverhungerten Aussehen

Digitized by Google

seiner Bewohner. „Wir sind zu Grunde gerichtet," jammerten mehrere, die um ein Feuer her saßen; „die Drusen haben uns unser Vieh genommen, und als wir die Behörden um Schutz angefleht haben, da hat man uns türkische Soldaten zugeschickt und diese haben den Rest verzehrt, der uns noch geblieben war."

In der zweiten Nacht schlugen wir unser Zelt zu Alkoran, einem Dorfe unfern Daida, auf. Hier hörten wir wieder von unserm Wirthe Mohammed Alfari, daß die Straße unsicher sei, und daß die Drusen sich in der Nähe hätten sehen lassen. Er setzte noch hinzu, daß sie über das muselmännische Regiment so erbittert wären, daß sie selbst keinen Derwisch unausgeplündert das Gebirge passiren ließen; er führte als Beleg hiervon an, daß erst unlängst ein Mitglied dieser Secte, seines Speeres und seiner sämmtlichen Kleidung beraubt, durch ihr Dorf gekommen sei. „Aber," setzte unser Wirth hinzu, „es sollen der Ungläubigen augenblicklich nur Drei sein, daher sie sich auch nur an kleine Trupps wagen; wenn Sie daher im Stande wären, morgen in hinlänglichter Anzahl zu reisen, so dürften Sie wohl unangefochten bleiben." Das war uns eine böse Kunde, indem die Dorfbewohner es nicht wagten, uns als Escorte zu dienen und an ein Umkehren auch nicht zu denken war. Wir beschlossen also, unser Heil zu versuchen, und brachen am andern Morgen, den 21. December, vier Mann und fünf Pferde stark, auf, um unsern Weg zu verfolgen. Unterwegs gesellten sich uns mehrere Eseltreiber zu, die Saamen, gedörrte Früchte ꝛc. nach Saida transportiren wollten, so daß unser Trupp um 9 Uhr 13 Mann, 5 Pferde und 12 Esel zählte. Im Vertrauen auf die Angabe von der geringen Anzahl der Räuber, begannen wir uns bei der Stärke, die nun unsere Karavane gewonnen hatte, für geborgen zu halten.

Die weiten und düstren Schluchten des Libanon, in welchen wir uns bewegten, erhielten den alten Kador jedoch in Furcht: er dachte nur an die Drusen. Die bösen Gerüchte vom Morgen hatten allerlei bedenkliche Vorstellungen bei ihm erweckt, und er war wegen seiner fünf Pferde sehr in Aengsten. Es mochte ungefähr 10 Uhr sein, als er uns mit den Worten: „Wir befinden uns nun in der Nähe der gefährlichen Pässe; wir müssen uns deshalb zusammenhalten," anredete. Willig entsprachen wir seiner Mahnung. Als wir einige Hundert Schritte weiter gekommen waren, wurden wir auf einer der umliegenden Anhöhen eines verdächtig aussehenden Menschen ansichtig, der, so wie er uns gewahr wurde, Leuten in einiger Entfernung etwas zuzurufen schien und dann plötzlich verschwand. Wir waren kaum noch eine halbe Stunde weiter gezogen und hatten uns einem Passe, Albaaka genannt, wo der Libanon und der Anti-Libanon sich zu begegnen scheinen, genähert, als wir durch ein lautes Geschrei und Schießen erschreckt wurden, und, als wir uns umschauten, oben auf einer der Anhöhen vor uns, auf ungefähr dreihundert Schritte Entfernung, einen Trupp Männer gewahrten, die, den Säbel in der Faust, unter dem wilden arabischen Geschrei: Alaihum, alaihum! Adbahu, adbahu! Shelhu, shelhu! la! la! la! (Drauf, drauf! Mord, Mord! Plünderung, Plünderung! la! la! la!) den rauhen Abhang hernieder und uns entgegenstürmten. In einem Nu sahen wir uns von einer Bande von sechszehn Mann umgeben, alle bis an die Zähne bewaffnet und mit einem dunklen oder rothlederenen Gürtel angethan, der mit Pistolen und anderen Waffen gespickt war, während ihre Fäuste blanke Klingen schwangen, die uns daran erinnerten, daß wir uns unfern von Damascus befanden.

In ihrer Tracht waren diese Wegelagerer des Libanon den anderen Syrien ähnlich. Sie trugen sämmtlich kurze Wämser und rothe Mützen, und die mannigfaltigen Farben des Costüms dieser lebhaften Gruppe bildeten einen merkwürdigen Contrast mit dem kahlen und düsteren Aussehen der umliegenden Anhöhen.

Wir waren unbewaffnet, und da ein Widerstand gegen dies furchtbare Volk in der Regel den Tod zur Folge hat, so blieb uns nichts anderes übrig, als uns den Drusen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wir saßen deshalb ab, holten unsre Pässe hervor, riefen aus, daß wir Engländer wären, und standen, in der Meinung, daß sie in gleicher Weise, wie die spanischen Räuber, verfahren würden, d. h. nach dem Motto: La bolsa o la vida! (Die Börse oder das Leben!) unsers Schicksals gewärtig mit der Börse in der Hand da.

Wir hatten während unsers Aufenthalts zu Damascus gehört, daß die Drusen — die nach Einigen Abkömmlinge der Canaiten sein sollen — große Verehrer von Helden wären, und daß gewisse gefeierte Namen einen entwaffnenden Einfluß auf dies wilde Volk auszuüben vermöchten. Wir machten uns dies zu Nutzen und flochten in unseren Extemporationen vielfältig die Namen der wohlbekannten Laren des Libanon ein, wie Said Bey's — des großen Drusenhäuptlings — und auch des englischen Consuls Wood, der in Syrien der höchsten Achtung genießt und von den Drusen fast abgöttisch verehrt wird, wobei wir zu verstehen gaben, daß die Genannten uns ihres besonderen Schutzes würdigten.

Unser Hülfsmittel war von erwünschter Wirkung, und die in hohen Grade aufgeregte Bande schien für den Augenblick entwaffnet zu sein. Sie machten eine Pause; darnach legten einige von ihnen, als Zeichen der Achtung, ihre Hände kreuzweise über der Brust zusammen, streckten dann ihre Arme über ihren Häuptern empor, und sagten: „Ihr seid Engländer, Christen, und deshalb sicher. Wir thun Euch kein Leides, und wenn Euer Gepäck voll Geld stäke, würden wir es nicht anrühren. Seid unbesorgt, Ihr seid ungefährdet! Aber, tretet bei Seite, denn diesen Muselmännern da wollen wir die Gurgeln abschneiden; sie sind unsre Unterdrücker, und wir wollen uns rächen." Sie hatten nicht sobald ausgesprochen, als sie auch über die Armen herfielen, sie bei den Bärten zaus'ten und mit flachen Säbelhieben regalirten. Ehe wir Zeit gehabt hatten, ein gutes Wort für sie einzulegen, waren sie ihrer sämmtlichen Habe beraubt und bis auf's Hemd geplündert worden. Ihre Kleidungsstücke, ihre Turbans, Pantoffeln, ꝛc. lagen da in einem wirren Haufen aufgeschichtet, und um das Bild des Schreckens vollständig zu machen, sahen wir unsern alten Kador und noch einen andern zu Boden gestreckt unter der scharfen Schneide des furchtbaren Yatagans zittern, während die Drusen, die ihnen gleich Todesengeln zu Häupten standen, ihnen das Wort Masari! Masari! (Geld, Geld!) zuriefen. Die Drusen hatten sich jedoch diesmal vorgenommen, den christlichen Reisenden zur Liebe kein Blut zu vergießen. Es war ihnen — wie wir späterhin erfuhren — die Meldung gemacht worden, daß eine reiche Karavane von Damascus abgehen und ungefähr um diese Zeit dieses Weges ziehen würde; sie hatten deshalb ihre Zahl verdoppelt, und bereits fünf Tage und

Digitized by Google

fünf Nächte auf der Lauer gelegen, um einen so lockenden Fang nicht zu verpassen. Sie wurden nun ihres Irthums inne, und nachdem wir ihnen die Versicherung gegeben hatten, daß diese armen Schelme keine Schätze in ihren Beuteln verborgen hielten, wurden sie freigelassen, mußten aber doch eine kleine Summe erlegen, zu der wir uns freien Stücken, in Anerkennung der uns zu Theil gewordenen guten Behandlung, beisteuerten. Während dieser Verhandlungen, und in einem Augenblicke, wo unser Lager noch in Verwirrung war, hatte einer der Drusen, dem die Beute des Tages wohl nicht als befriedigend erschienen war, und der Geschmack an mein Pferd gefunden hatte, das, wie die anderen, sich selbst überlassen in der Nähe frei umherging, dasselbe bestiegen und wollte davon reiten; der Anführer, Hassan, wurde es aber gewahr, rief den Mann zurück, verwies ihm seine Willkühr und ließ ihn sein Pferd wieder abgeben. Hassan war ein Mann von mittlerem Alter und Wuchs, von sehr dunklem Teint und einer höchst entschlossenen Physionomie. Um sein Haupt gewunden trug er einen rotß und gelb gestreiften Damascus-Shawl, was den natürlichen düstern Ausdruck dieses kühnen Sohnes des Libanon noch steigerte.

Es näherte sich nun der letzte Act dieses Drama's seinem Schlusse. Hassan, das Haupt der Bande, hatte uns sein Wort gegeben, daß uns Allen kein Leid geschehen sollte, und daß er aus Rücksicht für die Engländer diesmal auch des Lebens seiner Feinde, der Muselmänner schonen wolle. Darauf legte der Professor Gluckmann, der stark an die humanisirenden Eigenschaften des Weines glaubt, Hand an unsern Proviantkorb, holte einen irdenen Krug mit Damascus-Wein, der uns von den gastlichen Franziskanern verehrt worden war, daraus hervor, und bot ihn den Drusen mit dem Vorschlag an, daraus auf das Wohl der Engländer und der Drusen zu trinken. Das ließen sie sich gern gefallen, und, fromm wie die Lämmer, sich den Wein gut schmecken. Als sie mit ihren Libationen zu Ende waren, luden sie ihre Gewehre und feuerten dieselben fröhlich, unter dem Ausrufe: Ingliz bono! Ingliz bono, bono! ab, wogegen wir sie unsrerseits auch hoch leben ließen.

Hiernach setzten wir unsre Reise fort, jedoch nicht ohne Besorgniß, in den Einöden, die wir noch zu passiren hatten, noch ein ähnliches Abenteuer, und das wenigre gut abliefe, zu erleben. Im Verlauf unserer Weiterreise wurden wir von einigen Maroniten eingeholt, die bald nach uns desselben Weges gezogen waren. Sie erzählten uns, daß sich, bald nach unserem Aufbruch, unter den Drusen eine hitzige Debatte über die Frage erhoben hätte, ob es nicht in der Ordnung wäre, uns das Geld, was sie von uns angenommen, zurückzugeben. Nach langem Hin- und Herreden seien sie jedoch darüber eins geworden, daß es ihnen keine Schande mache, wenn sie es behielten, da es ihnen ja freiwillig gegeben worden sei.

Gegen fünf Uhr trafen wir zu Alnabatia ein, herzlich froh, den gefährlichen Regionen der Drusen so wohlfeilen Kaufs entronnen zu sein.

Erinnerungen an Cathélineau.

Das Haus, das Jacques Cathélineau sich einst selbst gebaut (er war eigentlich Maurer), das er mit seiner Familie bewohnte, das steht nicht mehr, die Freie der Blauen (Republikaner), die er so oft geschlagen, hat es zerstört; aber die breite, niedrige Mauer, die den Hof umschließt, ist sein Werk, und durch das Thor zog er jeden Sonnabend ein, wenn er mit seinem bescheidenen Fuhrwerk von Saumur kam. Jedes Kind in diesem Theile der Vendée kannte den „Vater Jacques", und auch auf den Edelhöfen stand der „Fuhrmann" lange vor der Erhebung in gutem Ansehen als ein besonders klarer und frommer Mann. Zu dem Thor da war er hereingefahren noch am letzten Sonnabend vor der Erhebung; er avancirte vom Fuhrmann sofort (1793) zum Generalissimus der Königlichen und Katholischen Armee. Wo sein Haus stand, da steht jetzt eine kleine schmucklose Capelle, die der Bischof von Hermapolis (einer der Erzieher des Herrn Grafen Chambord) vor etwa dreißig Jahren geweiht hat; die frommen Priester der Umgegend lesen gern hier Messe. Cathélineau war kein Feldherr, wir überschätzen ihn nicht; aber er war ein kluger, frommer Mann, der von den Priestern, den Edelleuten und den Bauern gleich hochgeschätzt wurde. Seine Ernennung zum Obergeneral beugte allen Streitigkeiten zwischen den gleichberechtigten Edelleuten vor.

Die Royalisten schlugen sich für die Kirche, deren Sache sie nicht trennen konnten von der des Königthums, und die katholische Kirche erzeigte der Erhebung der Vendée gegen die Revolution den ersten wesentlichen Dienst dadurch, daß sie ihr Cathélineau gab. Die stolzesten Edelleute dienten unter dem Fuhrmann von Pinnenmange, ein Lariromille, der Prinz von Talmond commandirte die Cavallerie Cathélineau's. Ueberhaupt ist es wohl interessant, den Einfluß der Kirche auf die Kriegführung der Vendéer zu beobachten, die ganze Organisation dieser Armee war so zu sagen mehr kirchlich als militairisch. Die Vendéer fochten nicht bataillonsweise, sondern kirchspielsweise; die ersten Commandeurs waren die Pfarrer, die Glocken waren lange die einzigen Allarm-Trommeln. Ja, auch als die Organisation militairischer wurde im Fortgang des Kampfes, als Domagne, Baudry von Asson, Royrand, der Genie-Capitain Marigny und andere ausgezeichnete Linien-Offiziere die kühnen Edelleute des Landes unterstützten, blieben die Priester doch bei ihren Kirchspielen und theilten jede Gefahr mit ihren Beichtkindern.

Vor und nach jedem Gefecht war ein kurzer Gottesdienst und noch heute erinnern die Vendée-Priester in ihren körnigen Predigten regelmäßig an die Siege, welche die Königliche und die Katholische Armee erfochten; die Gedächtnißtage fallen meist in die Zeit vom März bis zum Juli. Beim Gottesdienst muß man die Vendéer sehen, ich glaube, eine so allgemeine, innige Andacht, wie bei ihnen, sieht man bei keinem Volksstamme Frankreichs. Aber wenn der Dienst des Altares beendet ist, wenn sich die ernsten Gestalten der Vendéer erheben von ihren Knieen, dann richten sich die dunklen Augen mit so seltsamem Ausdruck auf den Priester, daß man sofort inne wird, nun folge etwas Besonderes. Das Besondere hat aber für den Vendéer keinen Reiz, das weiß sein Priester, den höchsten Reiz für ihn hat das Alte, regelmäßig Wiederkehrende, das Hergebrachte; er lauscht also am liebsten der alljährlich genau am selbigen Tage wiederkehrenden Erzählung seines Priesters von den Großthaten der Königlichen und Katholischen Armee wider die Blauen. Der Einfluß, den die Kirche in jenen Kämpfen auf die Edelleute und Gardeniers übte, war überall sichtbar.

Digitized by Google

Darum hatte der Krieg im Anfang auch keineswegs den furchtbaren, blutigen, mörderischen Charakter, den er später annahm. Im Gegentheil, er wurde von Seiten der Royalisten mit wahrhaft evangelischer Milde geführt. Zehntausend gefangene Republikaner wurden gegen das Versprechen, in einem Jahre nicht wieder gegen die Vendéer zu fechten, auf Fürbitte der Pfarrer entlassen. Der kluge Cathélineau ließ ihnen die Haare abschneiden, um Jeden wieder zu erkennen, der sein Wort bräche und doch die Waffen wieder gegen die Vendée trüge. Da vergiftete der Convent zuerst den Krieg, indem er die entlassenen Gefangenen zwang, ihr Wort zu brechen, und sofort wieder gegen die Royalisten zu marschiren. Die scheußlichen Priestermorde, die Frauenschändungen u. s. w. folgten, und nun erst begann jener gräßliche Krieg der Vernichtung. So lange Cathélineau lebte, schlug man sich, aber man mordete sich nicht und die Königliche und Katholische Armee war Sieger überall. Als Cathélineau seine tapfere Seele in St. Florent ausgehaucht, kam die erste Verwirrung in die Reihen der Royalisten, es waren zu viel Gleichberechtigte für die Oberbefehlshaberstelle da, und die Kirche hatte keinen zweiten Cathélineau. —

In jenen furchtbaren Kriegen ist eigentlich nicht das wunderbar, daß die Royalisten siegten, denn sie siegten fast immer gegen die Uebermacht, sondern daß es überhaupt nur möglich, sie in größerer Anzahl vereinigt auf's Schlachtfeld zu bringen. Nur der Klugheit der Priester gelang es, die Edelleute zu bewegen, für kurze Zeit, oft nur für die Stunden der Schlacht, Einem zu gehorchen. Für die innere Regierung, für die Verwaltung der Vendée, sorgte die Kirche, sie sendete den Bischof von Agra, der an die Spitze der Civil-Regierung trat und sie mit großer Feinheit leitete — einen Feldherrn konnte sie leider nicht senden, denn ein Vendéer mußte es sein, ein Bretagner wenigstens, denn einem solchen allein hätten die Cadaniers gehorcht.

In der kleinen Capelle, die dem heil. Jacob gewidmet ist, hängt der Säbel Cathélineau's, es ist eine schwere Prachtwaffe, die ein junger Oestreichischer Edelmann, Graf Barre, im Auftrage mehrere Gesinnungsgenossen, dem kühnen Fuhrmann selbst überbracht hat. Auch das Messer des Fuhrmanns ist noch vorhanden, und sein Rosenkranz hängt in der Kirche von St. Florent. Am 10. Juli alljährlich — es ist das der Todestag Cathélineau's — wird das ganze Gehöft mit frischen Eichenkränzen geschmückt. Cathélineau liebte die Eichbüsche seiner Heimath so sehr! und ernste Männer und Frauen kommen zusammen aus der ganzen Umgegend, das Andenken des Generalissimus der Königlichen und Katholischen Armee in frommer Weise zu feiern. Verwandte Cathélineau's, die seinen Namen tragen, giebt es nicht mehr.

Sonst ist gerade in Pinnenmange nur wenig noch zu finden aus jener Zeit der christlichen und Königlichen Märtyrer und Helden. Westermann ist mit seinen Höllen-Colonnen darüber hingezogen, „sie brannten die Wälder und Dörfer nieder," sagt Chateaubriand, „aber sie vergossen das Christenblut in solcher Menge, daß der Brand im Strom des Blutes erlosch." Und wie kläglich! Diese alten Grenadiere, die in Mainz capituliet hatten, die sich selbst „Höllen-Colonnen" nannten", die so tapfer Dörfer und Wälder niederbrannten, so muthig Weiber und Kinder schlachten konnten, sie stoben wie Spreu vor dem Winde auseinander, wenn d'Elbée, Larochejacquelin, Stofflet, oder Lescure auf sie fielen, sie flohen über die Loire und fühlten sich selbst nicht in Nantes sicher, und sie waren es auch nicht, denn der kühne Marine-Lieutenant, der Marquis von Charette, stieg aus dem nassen Marais herauf und kanonirte die Stadt. Hätte die katholische Kirche noch einen Cathélineau gehabt, die royalistische Reaction wäre siegreich vor Paris marschirt, wo der Convent vor ihr zitterte. Es hat etwas ungemein Ergreifendes, wenn man liest, wie diese großsprecherische Republik, die zu Paris in Blut schwelgte, Waffenstillstände, ja förmliche Friedensverträge, abschloß mit dem Königlichen Französischen Marine-Lieutenant Herrn von Charette. (N. Pr. Ztg.)

Einige Bemerkungen über den Tragiker Pierre Corneille nebst der metrischen Uebertragung einer Scene aus seinem Polyeucte.

(Beschluß)

Nach diesem kurzen Vorbericht lassen wir die Scene selbst folgen.

Polyeucte. Act II. Scene 5 und 6.

Scene 5.

Polyeucte, Pauline, Nearch, Cleon.

Cleon.

Der Gouverneur entbietet Dich zum Tempel, Here.
Das Opfer ist gewählt, das Volk liegt auf den Knieen,
Und um zu opfern wartet man allein auf dich.

Polyeucte.

Geh' nur, wir folgen gleich. Pauline, wirst Du gehn?

Pauline.

Sever scheut meines Anblick's best'ge Aufregung.
Ich halt ihm Wort, und werde ihn fortan nicht sehn.
Leb' wohl. Wenn Du ihn siehst, gedenke seiner Macht,
Und laß nicht außer Acht, wie groß sein Einfluß ist.

Polyeucte.

Geh', all sein Ansehn flößt mir nicht Besorgniß ein,
Und da ich wohl erkenne seinen hohen Sinn,
Wird zwischen uns nur Streit von Höflichkeiten sein.

Scene 6.

Polyeucte, Nearch.

Nearch.

Wohin gehst Du?

Polyeucte.

Zum Tempel, wohin man mich ruft.

Nearch.

Wir? Theilnehmen am Gebet des Heidenvolks?
Vergißt Du schon, daß Du die Taufe empfangen hast?

Polyeucte.

Du, der sie mir verschafft, gedenkst Du ihrer wohl?

Digitized by Google

Nearch.
Ich haß' die falschen Götter.

Polyeucte.
Ich verabscheu' sie.

Nearch.
Unheilig gilt ihr Dienst mir.

Polyeucte.
Mir verderbenschwer.

Nearch.
So flieh' ihre Altäre.

Polyeucte.
Umwesen will ich sie.
In ihrem Tempel sterben, oder sie zerschmettern.
Komm', mein Nearch, laß vor der Menschen Augen uns,
Dem Götzendienste trotzend, zeigen, wer wir sind;
Das ist des Himmels Wunsch, wir müssen ihn erfüll'n,
Ich hab' es streng' geübt, drum will ich's halten auch.
Ich dank' dem Gotte, den Du kennen mich gelehrt
Für die so schnell entstandene Gelegenheit,
Wo seine Güte, schon bereit zu können mich,
Den Glauben prüfen will, den er mir eben gab.

Nearch.
Zu ungestüm ist dieser Eifer, mäß'ge ihn.

Polyeucte.
Hat denn für Gott man dessen jemals wohl zu viel?

Nearch.
Du findest so den Tod.

Polyeucte.
So such' ich grade ihn.

Nearch.
Und wenn dies Herz erbebt?

Polyeucte.
Gott wird mein Schützer sein.

Nearch.
Er will nicht, daß man blindlings renne in den Tod.

Polyeucte.
Je freiwill'ger er ist, je mehr verdienstvoll auch.

Nearch.
Wozu ihn suchen? Es genügt, zu wachen sein.

Polyeucte.
Man duldet schlecht, wenn man's nur mit Bedauern thut.

Nearch.
In diesem Tempel aber ist der Tod gewiß.

Polyeucte.
Doch von dem Himmel winkt die Siegespalme schon.

Nearch.
Ein heilig Leben ist's allein, das sie erringt.

Polyeucte.
Doch leb' ich, möchten meine Thaten sie mir rauben.
Warum dem Zufall mehr vertrauen, als dem Tod?
Wie sollt' er hart sein, der den Himmel öffnet mir!
Nearch, ich bin nun Christ, und bin es ganz und gar,
Der Gnad', den ich empfing, will sich bethätigen.
Wer flieht, glaubt schwach, und hat nur einen todten Glauben.

Nearch.
Schon' Deines Lebens, Gott selbst lieget viel daran;
Leb', um die Christen zu beschützen dieses Orts.

Polyeucte.
Mehr wird das Beispiel meines Todes stärken sie.

Nearch.
Willst Du denn sterben?

Polyeucte.
Und Du, lebst Du denn so gern?

Nearch.
Ich kann nicht hehlen, daß ich nur mit Müh' folg' Dir,
Ich fürchte zu erliegen unter Folterqual'n.

Polyeucte.
Wer sichern Fußes geht, der fürchtet nicht den Fall;
Gott theilt ihm mit von seiner unbegränzten Kraft,
Wer ihn zu leugnen fürchtet, leugnet ihn schon halb,
Er glaubt, er könn' es thun, und zweifelt schon an sich.

Nearch.
Wer nie Besorgniß hegt, denkt allzugut von sich.

Polyeucte.
Ich bau' auf seine Gnade, nicht auf meine Schwäch'.
Doch da Du mich antreiben solltest, muß ich's Dich!
Warum so kalt?

Nearch.
Gott selber fürchtete den Tod.

Polyeucte.
Und doch bot er sich dar, drum folgen wir ihm nach.
Auf Haufen Götzen richten wir Altäre auf.
Man muß, ich denke Deiner Worte noch sehr wohl,
Ihm zu gefallen, lassen Weib und Gut und Rang,
Freudig für seinen Ruhm vergießen all sein Blut.
Ach! Was hast Du aus der vollkommnen Lieb' gemacht,
Die Du mir wünschtest, und die ich Dir wünsche nun?
Wenn Du nach ihrer denkst, ergreift es Dich da nicht,
Daß, kaum noch Christ, ich deren mehr beweis' als Du?

Nearch.
Du kommst grad' von der Taufe her; was Dich belebt,
Ist ihre Gnade, die in Dir noch ungeschwächt; *)
Da sie noch unversehrt ist, wirkt sie auch stark.
Und Alles scheint möglich ihrem heil'gen Feur.
Doch diese selbe Gnad' in mir herabgedrückt,
Durch tausend Sünden ohne Unterlaß erschöpft.

*) Man bemerke die theologische Doctrin!

Digitized by Google

Wirket zu großen Dingen mit so vieler Schwäch',
Daß ihrer Mattigkeit Alles unmöglich scheint.
Diese schmachvolle Weichheit, diese feige Scheu
Sind Strafen, die nach sich gezogen meine Schuld.
Doch Gott, auf den man unverwandt stets bauen muß,
Stellte zur Stärkung mir Dein edles Beispiel auf.
Komm', theurer Polyeuct, laßt uns vor aller Welt
Dem Götzendienste trotzen, darthun wer wir sind.
O könnt' im Dulden muthig ich voran Dir gehn,
Wie Du in Opferwilligkeit voran mir gingst?

Polyeucte.

An diesem heil'gen Eifer, der des Himmels Werk,
Erkenne ich Nearch, und weih' darob vor Freud'.
Verlier'n wir keine Zeit, das Opfer rauchet schon,
Vertheid'gen laß' des wahren Gottes Sache uns.
Zu Boden werfen jenen drob'nden Donnerkeil,
Den einem Holz gab in die Hand der Aberglaub',
Laß' eine Fackel uns anzünden ihrem Wahn
Mit ihrer holzgeformten Götzenbilder Brand.
Vertrau'n wir muthig diesem heil'gen Ungestüm,
Gott triumphir' durch uns, er walt' das Uebrige!

Nearch.

So soll sein Ruhm erglänzen denn vor Aller Aug'.
Wir woll'n mit Eifer thun, was er von uns verlangt.

M. M.

Gedichte von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck. Wagner'sche Buchhandlung. 1853.

Seit einigen Jahren hat in den abgeschlossenen Gebirgsthälern Tirols ein regeres literarisches Leben begonnen, das in dem liebenswürdigen Dichter Ignaz V. Zingerle einen seiner eifrigsten Vertreter besitzt. Durch Gründung und treffliche Führung des leider kürzlich eingegangenen „Phönix", hatte er, mit Unterstützung gleichgesinnter Freunde, wie des reichbegabten Adolf Pichler u. A., für die tirolische Schriftstellerwelt einen Mittelpunkt geschaffen, von dem aus sie ihre Kräfte prüfen und zu Flügen über die Alpen üben konnte. Wer die zahllosen Schwierigkeiten kennt die sich einem solchen Unternehmen in Oesterreich und insbesondere in Tirol hemmend entgegen stellen, der wird es begreifen daß es bei der besten Leitung zwar nicht durch die Unlust der Mitarbeiter, wohl aber an der Theilnahmlosigkeit der Lesewelt scheitern mußte, obgleich mit dem Phönix die einzige, überwiegende literarische Zeitschrift des Kaiserreiches zu Grabe gegangen ist. Zugleich verloren damit die tiroler Schriftsteller den leichteren Verkehrsweg durch den sie mit der deutschen Lesewelt in anregender Verbindung bleiben konnten, und sie sind nun darauf angewiesen sich durch andere deutsche Zeitschriften einführen zu lassen, oder mit ganzen selbstständigen Werken hervorzutreten.

Den letzteren Weg hat Zingerle schon öfter, und neuerdings wieder durch seine „Gedichte" eingeschlagen, und wir wünschen nur, daß die deutsche Lesewelt ihn mit dem herzlichen „Glück auf" bewillkommen möge, das seine sinnige Muse verdient. Unser Dichter führt zwar nicht mit in der großen Beerküche für empfindsame Seelen, und wird darum auf die Theilnahme eines gewissen Leserkreises verzichten müssen, aber da wo man Empfindung höher schätzt als Empfinderei wird er freundlich empfangen werden. Die vorliegenden Gedichte sind eingetheilt in „Erzählendes, Lyrisches und Epigrammatisches," der Schwerpunkt des Buches jedoch ruht in der ersten Abtheilung, die glänzende Zeugnisse für des Dichters reiche Begabung auf diesem Felde liefert. Die Stoffe sind meist glücklich gewählt und trefflich ausgeführt, und wollen wir unsere Leser nur auf die Sennin S. 17, Künstlerlegende S. 30, Swawilde S. 44, Camoens S. 47 u. s. w. aufmerksam machen. Aus dem gelungenen lieblichen Landschaftsbilde „Bei Meran" setzen wir zur Probe einige Strophen her:

„Spätherbst war; das Rebenblatt, es fällt, der Winde Spiel zu werden,
Von den Wiesen klang so friedlich munt'rer Glockenklang der Heerden,
Auf den Hügeln sang der Winzer und die Abendlüfte lauschten,
Und die Zweige rauschten leise, als ob traut sie Küsse tauschten,

Da schritt ich durch Feigenbäume, durch die dichten Rebenranken,
Einsam war ich, als Begleiter scheiten mit nur die Gedanken,
Und ich dachte, wie so glücklich dieses Thal vor andern Gauen,
Wie hier mild die Lüfte wehen, wie hier tief die Trauben blauen,

Wie die feurige Granate hebet ihre runde Krone,
Wie am Fels der Lorbeer träumet, schwillt die kühlende Melone,
Und die dunklen Wälder drüben, reich an Nüssen und Kastanien,
Angelacht vom klarsten Himmel, wie im üppigreichen Spanien.

Und so sinnend kam ich näher einem rebumrankten Hause,
Das sich an des Schlosses Hügel schmiegte, wie des Siedlers Klause,
Und darüber grau, geborsten, ragten epheustolz Ruinen,
Rings bewacht von Brombeerhecken und vom Abendlicht beschienen.

Und ein Feigenbaum, ein eis'ger, wölbte mit den reichen Aesten,
Mit den dichten, dunkeln Blättern leicht ein Zeltchen wie zu Festen,
Drunter saßen traut im Kreise bei dem karger Abendmale,
Bau'r und Bäuerin, Knaben, Mädchen, wie in ihrem Ahnensaale. ꝛc.

Traut begrüßt und gastlich bewirthet läßt sich der Dichter nieder in den Kreis der ländlichen Familie und der alte Bauer erzählt ihm von den neuen schweren Tagen, von den alten goldnen Zeiten bis der Sterne Flimmern ihn zum Abschied mahnt. — Wer je das reizende Gebirgsthal Meran's durchwanderte, dem ruft dies Gedicht alle lieben Erinnerungsstimmen wach, dem tönt es wie der Gruß seiner Freunde.

In der Abtheilung der Lyrischen treffen wir unseren Dichter in welcheren Stimmungen und wir uns bedünken will streift er hier manchmal fast allzunahe an das Gebiet jener Mode-Dichter, die klangreiche Formen sorgsamer pflegen als kernhafte Gedanken. Lieblich und zart empfunden sind die Minneliedre von denen viele den schönsten der Amaranth an die Seite gestellt werden dürfen. Man sehe z. B. S. 72.

Und schmückt der Frühling Zweig und Ast
Mit hellen Blüthentrauben,
Du freuest dich an ihrem Glast
Und wirst dem Lenze glauben.

Digitized by Google

Und wenn der Liebe Lenz erwacht
Und schenkt dir Blüt' um Blüte,
Du zweifelst an der Liebe Macht
Und an des Himmels Güte?

Die erste Hälfte des Epigrammatischen umfaßt Gartenlieder, die zweite ist Tiroler-Gegenden gewidmet. Den Schluß der Bücher machen Lieder aus dem Märchen Schneewitchen und Vermischte Gedichte. Unter den Letzteren ist ein Zuruf an Ferdinand Freiligrath, den verlorenen Dichter:

Ich kenn' aus Kinderzeiten
Dich, Sänger aus Westphalen,
Sah dich im Kufton reiten
Stolz in des Niles Thalen;
Lauscht' dir in sandger Wüste,
Umringt von Beduinen,
Und an der Nordsee Küste,
Auf schwach begrasten Dünen.

Und als du müd' geworden
Vom Wandern in dem Osten,
Da pochtest du im Norden
An eines Häuschens Pfosten;
Wo still die Rebgelände
Sich sonnen an dem Rheine,
Hobst du empor die Hände
Zu anderm Sonnenscheine

Da wolltest du nicht ferne
Zum Grabe des Propheten,
Im Glanze lieber Sterne
Sah ich dich, Sänger, beten;
Da dachtest nicht an Kriege,
Du sangest tief und innig:
„Da bist der Unrast Wiege,"
Dem Mädchen hold und minnig.

Eh' pflücktest du aus Saaten
Den Mohn und die Crane,
Heut' schwingst auf Barrikaden
Du keck die rothe Fahne,
Gleich nicht dein Lied dem Boene,
Dem klaren, duftanwehten?
Und heut' — gestaut vom Zorne,
Muß wild es übersteigen.

Die Zeit braucht keine Wunden,
Vernacht sind nicht die alten,
Wenn alle erst verbunden,
Wird Treu sich neu gestalten:
Drum singe nicht von Streiten
Das Lied den deutschen Söhnen,
Sie langen auch den Saiten,
Die Liebe wiedertönen.

Druck und Papier sind so hübsch und sauber als es die trefflichen Gedichte verdienen und wir empfehlen dringend den vom Dichter und Verleger reich ausgestatteten Band allen Freunden der Muse.

Franz Holzwarth.

Die europäischen Bilderzeitungen.

Die Illustrated London News, L'Illustration und die Leipziger Illustrirte Zeitung haben alle drei im Jahre 1853 ihren zehnjährigen Geburtstag gefeiert. Die letztgenannte, welche am 1. Juli 1743 zum erstenmale ausgegeben wurde und seitdem ihre Aufgabe, die Zeit und ihre Ereignisse in Wort und Bild zu schildern, die Persönlichkeiten, welche auf die Gegenwart in irgend einer Richtung einwirkten, zur Anschauung zu bringen und im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und der Industrie die bedeutendsten Erscheinungen hervorzuheben, immer redlich zu erfüllen gesucht hat, giebt uns beim Anlaß des zweiten Jahrzehnts einen Prospect Dessen, was wir weiter von ihr zu erwarten und zu hoffen haben, und sagt in der ersten Nummer des 21. Bandes nach einem kurzen Rückblicke auf die verflossenen zehn Jahre:

„Ganz anders vorbereitet, als bei unsern ersten Auslauf, bescheiten wir das zweite Jahrzehnt unseres Bestehens. Wir haben das Alter der Kindheit hinter uns und steuern mit dem vollgeschwellten Segel der Hoffnung dem Alter der vollen Entwickelung zu. Vor uns kam die Illustration nur vereinzelt vor; gegenwärtig ist sie nicht mehr als bloße Zierde, sondern als eine wesentliche Ergänzung des Wortes anerkannt. Kaum daß noch eine unterhaltende Zeitschrift ohne diese Ausstattung zu erscheinen wagt; ja, es sind aus Richtungen, die wir aufzugeben genöthigt waren, ganz neue Zeitschriften entstanden, die mit Begierde gelesen werden. Jeder Tag weiter in der Zeit fördert uns aber um zehn Schritte in der Kunst, und wir dürfen versichern, daß wir völlig im Stande den Ereignissen auf dem Fuße zu folgen, mehr und mehr uns angelegen sein lassen werden, gleichen Schritt mit denselben zu halten. Je mehr sich aber die Welt aufthut, je näher durch Luftschiffe, Dampfwagen und Telegraphen die Länder zusammenrücken, je tiefer unsere Reisenden und selbst unsere Heere in vorhin unzugängliche Länder eindringen, desto reichere Fundgruben eröffnen sich für die Mittheilungen der Illustrirten Zeitung."

„Immer weiter dringen die Plänkler europäischer Gesittung in Afrika vor und der Kaufmann bietet dem Krieger die Hand zur vollständigen Unterjochung. Das geheimnißvolle Aegypten hat seine Geheimnisse an Deutschland verloren und unsere Geleherten lesen seine Annalen, die dem Kinde des Landes verschlossen sind. Ganz Asien ist überzogen von den Sendboten des Christenthums und eine Schranke fällt nach der anderen vor ihrem Muthe und ihrer Beharrlichkeit. Das Reich der Mitte selbst, das nunmehrige, läßt einen Schleier nach dem andern sinken und neue Welten und neue Wunder thun vor den Blicken des erstaunten Abendlandes sich auf. Dem waghalsigen Nordpolfahrer, dem beutegierigen Goldgräber, dem unerschrockenen Boten der christlichen Liebe folgen Schritt für Schritt, um neue Ausbeute für die geliebte Heimath zu gewinnen, die Kunst und die Wissenschaft und in ihrem Gefolge mit Griffel und Feder die Illustrirte Zeitung, keine Zeitung an Reichthum der Mittheilung, an Klarheit der Auffassung und an Ruhe der Darstellung über sich anerkennend."

„Die Geister selbst verlassen ihre stillen Behausungen, um der Illustrirten Zeitung sich dienstbar zu machen und die Falten des Mundes wie die Züge der Hand werden zu Verrätheren von

Digitized by Google

angenehmen Heimlichkeiten. Aber es bedarf kaum des Blickes in die Nachtseiten der Schöpfung, um unsere Spalten zu füllen. Der unaufhaltsame Fortschritt Deutschlands in seiner gewerblichen Selbstständigkeit, die englische Eroberung von Pegu, der amerikanische Besuch in Japan, die russische Ueberziehung der Türkei, die neue Weltausstellung in New York bieten uns für ein ganzes Jahr ein Feld von Darstellungen, die es unseren Lesern so wenig an Unterhaltung wie an Belehrung fehlen lassen werden. Wir können nicht versprechen, die lockenden Reizungen gewöhnlicher Unterhaltungsblätter unseren Lesern zu bieten, wir möchten mehr sein und nachhaltiger geben. Die Illustrirte Zeitung soll nach Jahren noch ein treuer Führer sein in vergangene Tage und soll die Eindrücke festhalten, die in dem flüchtigen Leben nicht haften mögen."

„Ein Hausbuch im eigentlichsten Sinne wollen wir geben; ein Buch, um welches das ganze Haus sich schart, wenn es am Ende der Woche, ein willkommener Bote, eintritt und Jedem bringt, wonach er sich gesehnt hat. Wo der Sinn für eine sinnige Unterhaltung noch nicht erloschen ist, wo ein Hausvater noch auf Gemeinsamkeit hält, wo mit einem Worte die Köpfe und die Herzen noch deutsch und tüchtig sind, da möchten wir am liebsten sein und einem solchen Kreise dürfen wie auch hoffen lieb und werth zu sein."

Jährlich über tausend Abbildungen zieren diese Chronik der Weltbegebenheiten, und wenn die Redaction dieselbe als ein Familienbuch bezeichnet, so können wir sie nicht minder allen öffentlichen Lesezirkeln, Kunst- und Gewerbevereinen, Liedertafeln und anderen ähnlichen Instituten dringendst empfehlen, die gerade in der Illustrirten Zeitung die allseitigsten Anregungen im Gebiete der Wissenschaft, der Gewerbe und der schönen Künste finden werden. Wenn sie sich vor Allen angelegen sein läßt, die Entdeckungen der Wissenschaft zu verbreiten und die Geheimnisse der Forschung zu offenbaren, so sucht sie auch die Leistungen der Künstler zum Gemeingut der Welt zu machen und ihren Lesern in einer nützlichen Lectüre zugleich eine angenehme zu bieten. Architectur, Bildhauerkunst und Malerei werden in ihren Werken gemustert und in den Museen und Ausstellungen mit künstlerischer Liebe verfolgt; Musik und Gesang, diese eigenthümlichen und hinreißende Sprache des Gemüths, werden mit Geschmack gepflegt; Bühnenzustände und dramatische Erscheinungen werden näher beleuchtet und Berichte über Literatur und Bücher schließen das umfassende Gemälde, das sich allwöchentlich vor den Augen des Lesers ausrollt.

* * *

Wir haben Gelegenheit gehabt, die Leipziger illustrirte Zeitung von ihrem Entstehen an bis zur Gegenwart auf ihrem Wege zu begleiten und die Ueberzeugung gewonnen, daß wol wenigen Erzeugnissen der periodischen Presse unseres Vaterlandes eine so allgemeine Theilnahme in den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, bei Jung und Alt, geworden ist. In manchem Lesezimmer wird ihr neben den Blättern, die andern Zwecken gewidmet sind, so oft auch vor denselben, eine nie unterbrochene Aufmerksamkeit geschenkt; frühere Jahrgänge dienen fortwährend zur Unterhaltung in häuslichen und Gesellschaftskreisen. Ihr gediegener Inhalt und der Illustrationen-Reichthum verdient übrigens unbedingt diese Bevorzugung. H.

Miscelle.

Herr Victor Place, der französische Consul zu Mossul, wo er sich, wie bekannt, seit längerer Zeit mit Ausgrabungen beschäftigt, hat unlängst aus Ninive interessante Mittheilungen gemacht. „Dies Land," schreibt er, „ist voll merkwürdiger Reminiscenzen. Vorige Woche hielt die Stadt Mossul drei Fasttage, welchen ein Jubeltag folgte, in Erinnerung der Buße, welche Jonas der Stadt Ninive auferlegt hatte. Da dieses seit undenklichen Zeiten so gehalten worden ist, so findet man darin nichts besonderes, und es war voriges Jahr keinem von meinen hiesigen Bekannten eingefallen, der Sache gegen mich ehre zu erwähnen, als bis sie vorbei war. Dies Jahr hatte ich es mir aber vorgenommen, mit eigenen Augen zu sehen, was da vorginge, und Sie können nun auf die Aussage eines Consuls, der dabei gegenwärtig war, wiedererzählen, daß hier zu Lande eine ganze Stadt alljährlich eins der merkwürdigsten und ältesten Ereignisse feiert, deren die Bibel gedenkt. Noch merkwürdiger ist der Umstand, daß diese Tradition auch von den Muselmännern respectirt wird und sie dieselbe mit den Christen an einem Tage feiern. Der Koran enthält freilich auch ein ganzes Capitel über Jonas, und auf einem künstlichen Erdhügel, Mossul gegenüber, befindet sich eine hoch in Ehren gehaltene Moschee, von der man sagt, daß sie die sterblichen Reste jenes Propheten berge. Diese Verehrung geht so weit, daß es uns nicht erlaubt worden ist, in diesem Erdhügel Nachgrabungen anzustellen, wiewohl wir Beweise haben, daß kostbare assyrische archäologische Alterthümer darin zu finden sein würden. Die Erde aufgraben wollen, die das Grab des Jonas bergen soll, hieße eine Revolution zum Ausbruch bringen. Jeden Freitag, um die Stunde des Gebets, brechen die Einwohner von Mossul zu einer Wallfahrt dahin auf. Man vergleiche diese Thatsache mit der Achtung, die noch immer dem Grabe Daniels zu Suza erwiesen wird, zu welchem Leute jedes Glaubens pilgern, um dort ihr Gebet zu verrichten und das niemand zu schänden wagen dürfte, ohne zu riskiren, daß er auf der Stelle massacrirt würde. Man stößt hier häufig noch auf eine andere Reminiscenz der Bibel. Sie werden sich mit Bezug auf den jungen Tobias wohl des famosen Fisches erinnern, dessen Daseyn einige Zweifel erregt hat, weil man es sich nicht wohl denken konnte, daß ein Fluß einen Fisch hegen sollte, der groß genug wäre, einen Menschen zu erschrecken; doch werden solche Fische, mit einem fruchtbaren Gebiß bewehrt, häufig in dem Tigris gefangen. Wenn ich einmal mehr Muße habe, will ich mit meinen Leuten darauf ausgehen, ein Exemplar der größesten Art zu erbeuten, dessen Haut ich dann dem naturhistorischen Museum zuschicken will. Es ist mir gestern einer gebracht worden; derselbe wog aber nur 300 Pfund, und was die Hauptsache ist, ich hatte ihn nicht selber gefangen. Ich habe ihn unter meine christlichen Arbeiter vertheilt, die an gewissen Tagen keine Fleischspeisen essen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 70. Mittwoch, den 31. August. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Spuk im Walde, von Elegia ..... Seite 545
Die ersten Eindrücke der australischen Victoria ..... „ 546

Literatur:

Südafrikanische Skizzen, von Eduard Kretzschmar ..... „ 549

Miscellen ..... „ 552

Der Spuk im Walde.

Im Schwarzwald, so erzählt die Mähr',
Da geht ein Schemen Nachts umher
Schon seit undenklich langer Zeit;
Er ächzt und stöhnt, man hört es weit.
Er kann nicht Ruh im Grabe finden —
Drückt ihn Bewußtsein schwerer Sünden?
Doch nein — er spricht so sanft, so mild,
Ganz eines Heil'gen Ebenbild!
Und immer eilt' er fort und fort
Um Mitternacht, hin nach demselben Ort.

Vor vielen Hundert Jahren
Zog Ritter Rudolph über Land,
Er trotzte kühn den größesten Gefahren,
Als Tapferster war er bekannt.
Jetzt aber galt's nicht blut'gem Krieg,
Der Minne Preis wollt' er erringen;
Es war schon fein der schöne Sieg,
Nur er konnt' Bertha's stolzes Herz bezwingen.
Es warben viele Ritter schon
Um Bertha's edle Gunst,
Doch Keinem ward der Liebe Lohn —
Es scheiterte ihr Streben, ihre Kunst.
Als Ritter Rudolph sie gesehn,
Ward tief ihr Herz bewegt:
Den, dachte sie, kann ich verstehn,
Für ihn mein Herz nur schlägt. —
Und wonnetrunken, faßt er kaum
Der Liebe hohe Lust;
Es drückt ihn nur ein ros'ger Traum,
Sich selber kaum bewußt.

Und jetzt zog er durch Wald und Thal
Zum holden Mädchen fein;
Geladen war der Gäste Zahl,
Bereitet war das Hochzeitsmahl,
Heut' wollt' der Ritter frei'n.
Und Bertha, einer Knospe gleich,
War bräutlich schon geschmückt;
Von Sehnsucht war die Wange bleich,
Das Auge strahlt' entzückt.
Versammelt war der Gäste Kreis,
Nur Rudolph fehlte noch,
Es ward der Jungfrau ängstlich, heiß:
„O sagt, wo weilt er doch?" —
Und Stunden reihten sich an Stunden,

Digitized by Google

Und Rudolph's Platz blieb offen, leer; —
Man schickte Boten weit umher;
Vom Ritter konnten sie nicht eine Spur erkunden. —
Gebrochen war der Jungfrau Blüthe,
Der Gram verzehrte ihr Gemüthe;
Sie welkte, einer Rose gleich, dahin —
Umdüstert war der sonst so heit're Sinn!
Und ach! Kaum nach der Frist von einem Jahre
Ruht' ihre schöne Hülle auf der Bahre. —

Der tapf're Ritter, wonnetrunken,
In seine Liebe ganz versunken,
Eilt hin im Flug' durch einen Wald;
Da ruft es plötzlich aus dem Dickicht: „Halt!!"
Und er, den Liebesflügel tragen,
Wird rasch von frevler Mörderhand erschlagen! —
Als sie den Körper jedes Schmucks beraubt,
Entstellten sie das edle Haupt,
Dann schleppten sie den Leichnam fort
An jenen schauerlichen Ort,
Wo man den Schemen oft gesehn,
Der Nachts verdammt ist umzugehn.
Es ward die edle Hülle nicht begraben,
Zur Speise diente sie den Raben.

Jüngst zog verirrt, ein Wandersmann
Hin durch des Schwarzwalds Dunkel;
Er sah den Spuck des Schemen an,
Der blitzte wie Kuefunkel
Und schwebt' — doch plötzlich blieb er stehn;
Der muth'ge Wand'rer wagt es, nach zu gehn.
Ein nackter Schädel, morsch und leer,
Am Boden liegend, grinzt daher;
Wohin ringsum der Wand'rer sah,
Da lagen Knochen, fern und nah.
Und stumm, mit flehender Geberde,
Stets deutend auf den Schooß der Erde,
Umschwebt das Todtenhaupt der Schemen,
Als wollt' er es vom Boden nehmen,
Und dringend bittend nickt er dann
Dem fast betäubten Wandersmann.
Dem wird es plötzlich klar und hell,
Entschlossen ist er auf der Stelle;
Er nimmt den Schädel, und geschwind'
Sucht die zerstreuten Knochen er zusammen
Er sieht von Himmelswonn' entflammen
Den Schemen, selig wie nur Engel sind.
Und eine tiefe Grube gräbt
Der Wandersmann, worin er senkt die Knochen,
Und als ein segnend Wort darüber er gesprochen:
Da die Gestalt des Schemen froh erbebt.
Der Pilger deckt mit Erd' die Grube zu
„Jetzt gehe heim Du armer Schemen Du!
„Ja nun
„Magst Du im sel'gem Frieden ruhn!"

Und weiter zog der Wandersmann —
Und von derselben Stunde an
War die Erscheinung aus dem Wald verschwunden,
Der Schemen ward nicht mehr gefunden.

Ziegler.

Die ersten Eindrücke des australischen Victoria.

(Nach einem Schreiben aus Melbourne, im Observer.)

Der erste Ausruf des Reisenden, dem zum ersten Mal die südlichen Ufer Australiens erscheinen, ist der einer getäuschten Erwartung; denn bei der Länge der Reise und der daraus entspringenden Sehnsucht nach Land, legt er diesem sehr natürlich eine Schönheit bei, die es nicht hat, und weit es sich tagelang ehe es sichtbar wird, wenn auch nicht als ein Eden, wo Milch und Honig fließt, doch mindesten als ein schönbewaldetes Land, mit frischem Grün, kühnen Scenerien und weiten Wasserflächen aus. Nun ist es drollig anzuhören, wie die aus allen Welttheilen zusammengeströmten Leute in diesem Stücke, jeder in seiner Weise, befriedigt sein will. So erwartet z. B. der Londoner einen Bushy-park in größerem Maaßstabe, oder die Ansicht von dem Richmond-Hügel oder von dem Windsorparke, das Schloß abgerechnet, während der Walliser oder der Hochländer nach kühnen Klippen und hohen Bergen ausschauen; und doch kann Keiner, weder der Anspruchsvollste noch der Gemäßigste in seinen Ansprüchen, wenn er endlich das Land erblickt, sich des Ausrufs erwehren: „Wie! das da wäre Australien?" Und er hat wohl Recht; denn es giebt vielleicht kein andres Land auf Erden, das diesem ähnlich wäre. Einem jeden, der die Küsten von Amerika, oder auch nur die lieben Ufer von Altengland gesehen hat, erscheint die Küste von Australien — mindestens in der Nähe von Port Philipp — höchst unbedeutend, und man sieht sich bei größerer Annäherung vergebens nach dem „Gehölz" um, wovon man soviel gehört hatte, und wobei derjenige, der mit Canad bekannt ist, sich einen dichten Wald denkt. Hier besteht solches nur aus weit aus einander stehenden Bäumen, und ist, wie alles Australische, sehr verschieden von dem, was man andere Orten findet. Bei einer noch größeren Annäherung, und wo die Gegenstände am Ufer mit bloßen Augen zu sehen waren, hatte man geglaubt, in jeden Menschen einen Wilden und in jedes Thier ein Kängaru zu erblicken, und da wurden wieder viele Ausrufungen getäuschter Erwartung laut, da vom Deck aus gesehen, die Menschen Weiße, die Thiere in ihrer Nähe unromantische Hunde waren. Aber das Land ist schon seit Tagesanbruch sichtbar gewesen, und wir segeln mit einem günstigen Winde zu dem „Vorgebirge" auf, wie es genannt wird, was aber für den, der seine Freude an eine schöne Landschaft hat, neuerdings eine verdrießliche Täuschung ist, indem sich von einem Vorgebirge keine Spur zeigt, sondern man nur eine Erdenge gewahret, so flach als möglich, zwischen welcher hin eine Oeffnung von anderthalb Meilen den Canal zur Fahrt nach Port Philipp bildet. Das Meer zwischen der Erdenge sieht einem Kessel ähnlicher als irgend etwas anderem, und obgleich die Fahrt über diesen Kessel hin in kurzer Zeit zurückzu-

Digitized by Google

legen ist, muß doch zuvor Alles wohl befestigt werden, weil das Rollen und Stürzen hier eben so arg ist, als bei schwerster See; dazu kömmt noch eine Leiste von Felsen zu beiden Seiten, eine reißende Strömung, und die liebliche Aussicht, wenn der Wind sich legt, auf den Strand laufen zu müssen. Unsre Angst wurde noch dadurch vermehrt, daß wir ohne einen Lootsen waren, indem derjenige, auf den wir gerechnet hatten, sich an Bord eines schönen amerikanischen Schiffes befand, das uns vorauf fuhr, und er uns durch ein Boot sagen ließ, wir könnten nichts Besseres thun als diesem folgen. Das erste Segel oben in der Bay wies die Quarantainestation an; es lagen dort zwei Schiffe, Emigrantenschiffe aus Liverpool, vor Anker, an deren Bord wegen Ueberfüllung und verdorbener Luft Krankheiten ausgebrochen waren. Weiterhin sahen wir links den Meerarm, der sich nach Geelong erstreckt, und endlich gingen wir, nach einigen Stunden Segelns, außerhalb des Leuchthauses auf dem Punkte vor Anker, der die Hobsonsbay bildet, wobei der Capitain sich immer möglichst weit vom Ufer entfernt hielt, damit ihm keiner von seinen Leuten desertiren sollte. Unter den Listen, die s. Z. angewandt wurden, um dies zu bewerkstelligen, war die folgende eine der sinnreichsten: mitten in der Nacht ertönte der Ruf: ein Mann über Bord! und da eilten dann mehrere Matrosen, ein Boot ins Meer zu lassen, um angeblich ihren Kameraden zu retten, aber hauptsächlich in der Absicht, ans Land zu rudern und das Weite zu suchen. Mit der Zeit wurden die Capitaine aber klüger und bemannten bei ähnlichen Anlässen ihre Böte nur mit Passagieren und Officieren.

Am andern Morgen kamen Dampfböte von Melbourne herbei, um die Passagiere ans Land zu bringen, wobei sie, um zu zeigen daß die Zeit hier kostbar sei, einen Höllenlärm mit ihrer Signalglocke machten. In größter Hast wurden dann Betten, Kisten und Koffer überladen, und das kleine Dampfboot legte zu gleicher Operation noch bei einem anderen Schiffe an, wonach es uns den Yarra-Yarra hinauf dem lange gesuchten Eldorado zuführte. Viele meiner Mitpassagiere gaben ihren ersten Plan, in Melbourne zu bleiben, in Folge der abschreckenden Schilderungen auf, die ihnen von den Leuten am Lande von diesem Platze gemacht wurden; wir aber ließ ein Schauer erweckendes Schreiben, das die Aufschrift führte: „In königlichem Dienst", und das die Copie einer „General-Ordre" enthielt, keine Wahl, und da das Schiff noch denselben Abend weiter, nach Sydney gehen sollte, so mußte eiligst alles Gepäck beisammengesucht und ein neues Dampfboot erwartet werden, um mich und noch einige Kameraden ans Land zu bringen. Aber es kam kein Dampfboot mehr, nun wir mußten froh sein, für uns und unser Gepäck nach Aufnahme in einem rückkehrenden Leichterfahrzeuge zu finden. Wir nahmen mit peinlichem Gefühle von dem schönen Schiffe Abschied, das uns ein volles Vierteljahr eine comfortable Heimath gewesen war. Wir hatten kaum unser leichtes Fahrzeug bestiegen, als sich vom Lande aus ein heftiger Wind erhob, ein um so bedenklicher Umstand, als die Schiffer stark angetrunken waren. Mir blieb unter den Umständen nichts anderes übrig, als die Führung selbst zu übernehmen. Inzwischen findet auch jedes Uebel sein Ende, und nachdem wir acht Stunden lang unter einer versengenden Sonne in der Bay umhergetrieben waren, und unter dem Spiegel eines der Green'schen Schiffe wegfuhren, was dessen Capitain, da er auch eine Dame in unserem Leichter bemerkte, so gütig, uns sein Boot zur Weiterfahrt nach Williams Town zu geben, wo wir ans Land stiegen und hernach durch ein kleines Dampfboot nach Melbourne befördert wurden.

In gerader Linie würde Melbourne nur zwei Meilen von der Bucht entfernt sein, aber die Krümmungen des Yarra-Yarra dehnen die Entfernung auf 9 Meilen aus. Es ist dieses nur ein kleiner Fluß, aber dabei sehr tief, selbst an seinen Ufern, so, daß Schiffe von 4 bis 500 Tons dicht ans Land legen. Das Wasser ist so süßer als das Wasser der Ottawa in Canada, und auch bei den neuen Ankömmlingen fast von derselben Wirkung, indem es ihnen in der Regel Durchfall erzeugt. Das erste, was einem bei der Ankunft hier auffällt, das ist eine edle steinerne Brücke quer über die Yarra-Yarra, die jeder anderen Stadt, alt oder neu, zur Ehre gereichen würde; es scheint dies aber auch das einzige öffentliche Gebäude zu sein, das einer Beachtung werth ist, denn alle anderen Gebäude in Melbourne sind sehr kleinlich. Die Straßen sind sehr breit, und laufen sämmtlich entweder parallel oder in rechten Winkeln zu einander; und zwischen jeder Straße zieht sich ein Gang hin, der nach dem ursprünglichen Stadtplan die Bestimmung hatte, den Häusern an den größeren Straßen zum hinteren Eingang zu dienen; der Werth des Grundeigenthums ist aber, seit der Entdeckung der Goldgruben, so ungeheuer gestiegen, daß es unmöglich geworden ist, sie jenem Zwecke vorzubehalten; sie sind nun ohne Abzugscanäle und mit Schmutz und Unrath angefüllt, so, daß die Unsauberkeit jedem neuen Ankömmling in Melbourne auffallen muß. Hier scheint Gold sich in der That als ein „schmutziger Gewinn" erwiesen und all seinen Unrath abgesetzt zu haben. Ueber die Lage Melbourne's kann es nur eine Meinung geben, die, daß es eine der schönsten Colonialstädte Englands werden kann, und wie viel zu dem Ende auch noch zu thun ist, muß man doch bei dem Anblick dieser Stadt, so wie sie ist, erstaunen, wenn man bedenkt, daß da, wo sie steht, vor sechszehn Jahren noch eine Wildniß war. Doch ist, wie sonderbar es auch klingt, seit der positiven Goldüberfüllung zu Melbourne kaum etwas Neues unternommen worden. Wenn der Bruder Jonathan hier am Ruder gewesen wäre, so würde er längst einen Canal bis zur Bay gegraben, die großen Sümpfe im Osten der Stadt in Docks verwandelt haben. Daß solches mit der Zeit geschehen wird, bezweifle ich nicht, doch ist zu bedauern, daß es noch nicht geschehen, mindestens damit der Anfang gemacht worden ist; denn augenblicklich liegen die Schiffe zu beiden Seiten weit über die Grenzen des Werfts hinaus, die Bay ist mit Schiffen angefüllt, und die stets anschwellende Handelsfluth, die sich gegen Melbourne heranwälzt, wird bald ein oder das andere Arrangement nöthig machen. Ich soll jedoch nicht über den Platz schreiben, wie er sein sollte, sondern wie er ist, was ein Paar sehr verschiedene Dinge sind. Die Baracken sind aus zwei Eisenden gemacht, und die innere Fütterung hält sie ziemlich temperirt; sie sind übrigens häufig so schlecht als möglich placirt, am Fuße eines sie dominirenden Hügels, am Rande einer Salzwassermarsch.

Der Dienstenlohn ist hier ungeheuer, und die arbeitende Classe ist in der That obenauf. Keinerlei männlicher Domestike ist unter 60 Lstrl. des Jahres zu haben, ja man muß ihm häufig 2 Lstrl. die Woche geben. Weibliche Dienstboten erhalten jährlich 30 bis 45 Lstrl. Alle Handwerke florieren. Gewöhnliche Zimmerleute verdienen täglich 20 bis 30s, die Kunsttischler noch mehr, und

Digitized by Google

ein Kunsttischler versicherte mir, daß ihm seine Arbeit täglich mit 50s bezahlt würde. Kärrner lassen sich die kürzeste Fuhr mit 7s bezahlen, und die gewöhnlichen Straßenpolicisten erhalten des Tags 10s. Der Preis des Landes ist natürlich den Verhältnissen entsprechend gestiegen, und als die Regierung dieser Tage einige Cavelinge am äußeren Saume der Stadt verkaufen ließ, an einer Stelle, die, wie eins der hiesigen Blätter sich äußerte, nie ein Geschäftsplatz werden kann, sondern stets nur Vorstadt bleiben wird, ist ihr der Acker dennoch mit 2000 Guineen bezahlt worden. Die Entfernung von der Bucht beträgt zu Wasser ungefähr 9 Meilen, doch kostet diese kurze Strecke an Transport für Gepäck fast dasselbe, als der für die ganze Reise von England, nämlich 2 Lstl. 5s die Tonne gegen 3 a 4 Lstl. Als unser Gepäck angekommen war, engagirte ich zu dessen Weiterbeförderung einen Kärrner, sah aber bald, trotz seines blauen Kittels und seiner plumpen Stiefel, daß derselbe bei diesem Geschäfte nicht hergekommen war, und erfuhr denn auch, daß er ein Gentleman, eines Predigers Sohn war, der, vor einigen Monaten hieher gekommen, sich vergebens um eine seiner Herkunft und Erziehung entsprechende Stellung bemüht, und sich endlich entschlossen hatte, einen Karren und ein Pferd zu kaufen, womit er sich wöchentlich 10 Lstl. verdient. Dieser Fall überraschte mich anfangs außerordentlich, ich bin seitdem aber schon daran gewöhnt worden, indem ich häufig Leute in grober Tracht und bei schwerer Arbeit antreffe, deren Wesen bald die feinere Herkunft verräth. Von den Goldgräbern begegnet man häufig welchen, die, ganz eigenthümlich ausstaffirt, alles kaufen wollen, was ihnen aufstößt, es mag kosten was es wolle, und die einen jeden, der ihnen begegnet, halb mit Gewalt zwingen, mit ihnen ein Glas Grogh zu trinken. Dieser Tage sah ich Einen, der einen ganzen Trupp Maurerleute und deren Werkmeister auf ein Gläschen einlud, und als sie ihn unentschlossen ansahen, eine ganze Handvoll Sovereigns hervorholte, um ihnen zu zeigen, daß es ihm mit seinem Anerbieten Ernst sei, und er es auch ausführen könne. Ein anderes Mal sah die Musikbande sich in Verlegenheit, weil keine Knaben zur Hand waren ihr die Noten vorzuhalten, ein Dienst, wozu sich die Straßenjugend zu Melbourne willig hergab; es war aber kein Wunder, daß dieselbe diesmal nicht auf ihrem Posten war, indem ein angetrunkener Goldgräber sich den Spaß machte, Händevoll Sovereigns unter sie zu werfen und sie sich darum balgen zu lassen. Diese Leute nehmen sich häufig eine Frau, wenn sie aus den Goldgruben heimkehren, putzen die Neuvermählte auf's auffallendste heraus, und durchziehen mit ihr, in die meisten Schenken einkehrend, die ganze Stadt. Sie bringen all ihr Geld in kurzer Zeit durch, und saufen sich entweder zu Tode, oder kehren wieder zu den Gruben zurück, um ihr Glück auf's Neue zu versuchen. Man muß in diesen Leuten jedoch nicht das Muster der Goldgräber sehen; viele von ihnen, wohl selbst die meisten, sind ordentliche Leute, die es sich sauer werden lassen; auch werden die Verbrechen, die hier leider zu einem allarmirenden Umfang gediehen sind, nicht von den Goldgräbern verübt. Die Pest des Landes, das sind diejenigen, die nicht nach Gold graben. Die Ortsbehörde hat nun die Einführung von Verbrechern aus Vandiemensland verboten; bis dahin hatte jedes Schiff von Launceston oder Hobart Town eine ganze Ladung solchen Gesindels mitgebracht, nun wird aber jeder Passagier von Vandiemensland, der nicht seine Unbescholtenheit nachweisen kann, in Ketten gelegt und zu Arbeiten an der Heerstraße verwandt, und der Capitain eines Schiffes, das einen Passagier dieses Schlages mitbringt, muß außerdem eine Geldbuße von 100 Lstl. zahlen. Es scheint dieses eine harte Maßregel zu sein, doch thut sie wahrhaft Noth, wie es die vorkommenden Gerichtsverhandlungen und die Polizeiberichte nur zu deutlich ergeben.

Um die vielfachen Mordthaten und Anfälle in der Stadt und in deren Nähe einigermaaßen zu behindern, läuft ein jeder, der Nachts mit Feuerwaffen betroffen wird, Gefahr aufgegriffen zu werden; dennoch würde es unklug sein, wenn man sich ohne sie außerhalb der Stadt wagen wollte, auch gehe ich, wenn es finster geworden ist, nie über die Gemeinweide, ohne mein Pistol, den Hahn gespannt und den Finger am Drücker, in der Faust zu haben, weil ich doch lieber auf das Polizeiamt gebracht als „abgestochen", wie man hier sagt, sein will. Es sind übrigens meistentheils Goldgräber, an denen die Mordthaten — und deren kommen Beginnen vor — begangen werden, nachdem sie zuvor „gebiethet" worden sind, d. h., nachdem man die armen Schelme, von denen es bekannt ist, daß sie Gold gewonnen haben, unausgesetzt im Auge behalten hat, bis sie sich an einem abgelegenen Orte befinden, wo ihnen das Garaus gemacht wird. Manche dieser Mordthaten im Gebüsch werden noch mit ausgesuchter Grausamkeit verübt. So war einer der Unglücklichen, die den Buben in die Hände gefallen waren, mit Terpentin bestrichen und dann verbrannt worden. Einen anderen armen Schelm hatten die Bösewichter mit einem Strick um den Hals an einen Baum gebunden, und zwar so, daß er, wenn er sich nicht strangliren wollte, sich unausgesetzt auf den Zehen stehend halten mußte. Der Unglückliche wurde des andern Tages gefunden und aus seiner Martter erlöst. Der Bezirks-Coroner sagte mir dieser Tage, daß er in voriger Woche jeden Tag, zuweilen zwimal des Tages, zur Schau von Mordthaten in Anspruch genommen worden sei, und dieses unabhängig von dem Stadt-Coroner, dessen Amt auch keine Sinecure ist. Es sind meistens Sträflinge aus Vandiemensland, die diese Mordthaten verüben, und die Orts-Behörde ist nur zu loben, wenn sie die strengsten Maaßregeln verfügt, um einem ferneren Zuströmen von Individuen zu wehren, die man vielmehr Pandemaniuner als Vandiemensländer nennen möchte.

Ueber das Klima von Port Philipp zu berichten, ist eine Unmöglichkeit, es müßte denn in einer dogmatopistischen Weise geschehen; denn wer eine Beschreibung des Wetters geben wollte, und darüber mehr als zwei Minuten zubrächte, müßte schon wieder eine andere anfangen, weil es sich währenddem gänzlich verändert haben würde. Wir haben in der That innerhalb vierundzwanzig Stunden eine Probe von fast allen Klimaten der Welt: eine sengende Sonne und daneben einen feuchten, schneidenden Wind; eine halbe Stunde später vielleicht wieder einen Sirocco mit einem Staubwirbel, wie ihn die Wüsten Arabiens nicht ärger erzeugen und möglicher Weise von einem ächten Jamaica-Schauer gefolgt.

Digitized by Google

Südafrikanische Skizzen von Eduard Kretzschmar Med. Dr. Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. VIII und 382 Seiten. 8.

„Es sind nur wenig Schriften über das Capland und seine Bewohner und über die angrenzenden Länder vorhanden," sagt der Verfasser im Vorworte, „und diese Schriften enthalten keineswegs eine so vollständige Belehrung, daß nicht noch Manches beizufügen bliebe, wodurch die Eigenthümlichkeiten jener Länder und Völker in ein besseres Licht gestellt werden könnten. . . . . Sitten und Gebräuche jener buntscheckigen Bevölkerung und die Eigenthümlichkeiten socialer Verhältnisse habe ich dem Leser in einigen treugezeichneten Genrebildern vorgelegt, und meine genaue Bekanntschaft mit Land, Volk und Verhältnissen wird keiner Versicherung bedürfen, wenn ich erwähne, daß ich sieben Jahre am Elephantenstrome im westlichen Lande als Kreisphysicus lebte; mehrere lange Reisen durch die nordwestlichen und nordöstlichen Länder jenseits der colonialen Grenze machte; zwei Jahre auf der Scheidelinie des östlichen und westlichen Landes — in den Sneeuw-(Schnee-)Bergen — wohnte; mehrere Jahre im östlichen Lande verlebte, in der unmittelbaren Nähe des Kafferkrieges, und endlich mich auch längere Zeit in der Kapstadt aufhielt. Diese lange Aufenthalt dürfte als Garantie für die naturgetreue Zeichnung dieser Skizzen anzusehen sein. Auch Ereignisse aus einer früheren Periode der Geschichte der Colonie, sind hier mit vorgeführt worden, deren Kenntniß nöthig ist, um das sociale Wechselverhältniß zwischen Weißen und Schwarzen zu verstehen. . . . . Die Colonisation von Port Natal; die Auswanderung der Boeren; das Treiben der Missionäre; die Entdeckung des großen Binnensees N'Gami und der endlose Kafferkrieg haben in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit europäischer Kosmopoliten mehr als je dem Kaplande zugewandt."

Der Verfasser hat sein Versprechen vollkommen erfüllt und eine Reihe kleiner Gemälde aufgestellt, die man beim ersten Anblick als an Ort und Stelle gezeichnet erkennt. Eine systematische Ordnung ist nicht beobachtet, jedoch in dem „Cursorischen Ueberblick" Alles so zusammengestellt, daß uns das Capland mit seinen Eigenthümlichkeiten auf's klarste anschaulich gemacht wird. Wir gestehen übrigens, daß unsere Sympathie für dasselbe dadurch nicht erweckt ist, wol aber haben uns die, wenn der Verfasser es auch nicht im Vorworte gesagt, ersichtlich aus einer genauen Bekanntschaft mit Land und Sitten hervorgegangenen Schilderungen so viel Belehrung dargeboten, daß wir diesen ersten Abschnitt ganz besonders zur Benutzung bei geographischen Vorträgen empfehlen. Die Zahl der besprochenen Gegenstände ist so groß, daß eine Aufzählung Aller nicht thunlich und nur einige derselben genannt werden können, z. B. Leben und Treiben der Capstadt; Betrügereien gegen Auswanderer (sehr zu beachten!); Scinnen auf dem Cap; das Cap eine Strafcolonie; Weinbau; Fata Morgana.

Der zweite Abschnitt: „Einheimische Arzneien der Colonisten und südlichen Stämme" dürfte weniger allgemeines Interesse finden, wenn gleichwol das Verzeichniß der Heilmittel aus dem Pflanzen- und Thierreiche und die Bemerkungen über den Aussatz von Aerzten nicht zu übersehen sind. Was der Verfasser von dem Giftdoctor, dem Tsanase (Kafferdoctor), den Umtokati (Kafferzauberer) und dem Bulagolu (Bula N'Gatu, Regenmacher) erzählt, wird nicht verfehlen, die Leser zu überraschen und zu unterhalten.

Sehr ausführlich ist im dritten Abschnitt von den „Racen" gesprochen. Der Verfasser zeigt eine genaue Bekanntschaft mit denselben in allen ihren Abstufungen. Die farbige Bevölkerung zählt zahlreiche Vertreter verschiedener Völker, von denen sehr viele aus andern Ländern herübergekommen sind; nachdem man die Malayen, Neger, sogenannten Preizneger, Hottentotten, Mosambicker, Bastarde, Namaqua's, Buschmänner, Geiqua's und Corranna's, Kaffern, Tambookies, Zoolubs und Fingoes kennen gelernt hat, wird man dem Verfasser beistimmen, daß das Kap ein wunderbares Land, wohin fast ein jedes farbiges Volk der Erde ein Probestück gesandt zu haben scheint.

Als Anhänge kann man die folgenden Aufsätze: 1) Missionäre (von den Resultaten ihrer Bemühungen erfahren wir wenig Erfreuliches — die Schlußbemerkung des Verfassers verdient hier eine Stelle: „Endlich möchte man noch fragen, welche Nothwendigkeit für Missionsinstitute in der Colonie existire. Durch die ganze Colonie ist von Seiten der Regierung für den vortrefflichsten Schulunterricht gesorgt, wo Weiße und Schwarze gleichen Zutritt haben und durchaus ohne den mindesten Unterschied der Farbe gleichen Unterricht empfangen, wie man sich in allen Gouvernements-Freischulen überzeugen kann. Erwachsene sind keineswegs von diesen Schulen ausgeschlossen, wären sie geneigt in vorgerücktem Alter noch Elementar-Unterricht zu nehmen. Ueberall ist Religionsunterricht die Hauptsache. Diese Schulen werden durch tüchtige Pädagogen geleitet, mit liberalen Salairen, durchschnittlich 200 Pfd. Sterl. jährlich, woraus erhellt, daß man nicht für gut gehalten, solche wichtige Posten mit inspirirten Schuhflickern oder Schneidern zu besetzen, die das Geschäft eines Religionslehrers ergreifen, weil sie zu jedem anderen entweder zu träge oder zu unbrauchbar sind." 2) Springbock-Jagd. 3) Heuschrecken (beide sind die größten Landplagen —) 4) Das Bosjeman-Commando (— Streifzug gegen die Buschmanns, ein Schreckensgemälde! —) 5) Auswanderung der Boeren (— die Boomplaats-Schlacht am 22. Nov. 1845 —)

Wir fügen unserer Anzeige jetzt einige Bruchstücke hinzu.

„Nahe dem Tafelgebirge befindet sich der schöne botanische Garten, unbezweifelt die größte Zierde der Stadt. Beim ersten Schritt in diesen paradiesischen Ort begreift man, warum ein ähnlicher Garten in ganz Europa nicht sein könne, denn alle jene tropischen Gewächse, deren riesige Dimensionen, seltsame Formen und schimmernde Farbenpracht den Bewohner des Nordens staunen machen, während sie in unsern Gewächshäusern auf engen Raum zusammengedrängt nur zwergartig gedeihen, stehen hier in freier Luft, zerstreut auf sammtenen Rasenplätzen, oder in dichten Gruppen in üppigem Wuchse eines über das andere emporstrebend. Aus dunkelm Laub hängen tiefrothe Blumen hervor wie lange Blutstropfen und weiße Lilien-gleiche Glocken. Und der Schmelz von tausend kleinen Blumen, die aus dem kurzen Rasen hervorschauen, ist so reizend, daß man in einem Feengarten zu wandeln meint, wo schimmerndes Edelgestein anstatt der Blumen gestreut. Zartere Blumen prangen in duftiger Frische in zierlichen Glashäusern, deren bunte Forste die breiten Terrassen der Geranien, der Cactus und niedlicher Zwerggewächse übertragen. Man weiß nicht, wo

Digitized by Google

man in diesem zauberischen Orte sein bewunderndes Auge zuerst hin richten sollt: von allen Gegenden der Erde scheint das Schönste in diesem Garten vereinigt. Hier weht der ungeheure Besen des gigantischen Ginster, daneben der schlanke Gummibaum mit seinen schimmernden blauen Blättern; dort breiten sich die langen Fächer eines Brodbaumes und neben ihm strebt der federgleiche Wipfel einer Dattelpalme hoch in die Luft. Weiterhin sind Gruppen dichten und dunklen Laubes; neben einer gewaltigen Felsreihe mit langen Schlingpflanzen bewachsen, führt ein Weg in eine Pflanzung düsterer Cypressen und Nadelhölzer; denn wie jeder Erdtheil hier seine Repräsentanten hat, so sind auch des hohen Nordens eigenthümlicher Gewächse gepflegt, die trotz des heißen Klima's sehr gut zu gedeihen scheinen. Beim ersten Anblick wird der Botaniker sich sogleich überzeugen, daß der Garten unter Leitung eines talentvollen Mannes steht und Jeder wird zugestehen, daß die Anlagen mit einem Geschmacke, einer Eleganz ausgeführt sind, die manchem europäischen Garten zum Muster dienen möchte. Nur einer störenden Erscheinung wäre zu erwähnen: Alle Bäume haben eine Neigung nach Nordwesten. Ueberall in der Stadt und auf dem großen Paradeplatz, welcher auf drei Seiten mit einer vierfachen Reihe Kirsten bepflanzt ist, wird man dieselbe Bemerkung machen. Dieser schiefe Wuchs wird durch den heftigen Südostwind verursacht."

Die Darstellung der einzelnen Länder und Districte schließt der Verfasser in folgender Weise: „Man sieht aus diesem Umrisse, daß es nicht wohl möglich ist, aus solcher Verschiedenheit des Klimas, des Bodens, der Bewohner, der Sitten und Gebräuche Etwas hervorzuheben, was als allgemein charakteristisch auf die ganze Colonie anwendbar wäre. Daher findet man so viel Widersprechendes und selbst Lächerliches in den Berichten von Reisenden, die nur kurze Zeit im Kaplande weilten, und nach Erfahrungen, die sie auf einem beschränkten Flächenraum zu machen das Glück hatten oder nach fabelhaften Mittheilungen, welche der verschmitzte Boer dem gaffenden Fremdling mit nicht geringer Ergötzlichkeit aufzubinden pflegt, ihre Meinungen bildeten. So finden wir das Capland bald als eine totale Wüste, bald als ein Paradies beschrieben. So faselt der Eine von einem ewigen Frühlinge und einem milden italienischen Himmel; und ein Anderer — und solcher sind nicht Wenige — verlassen das Kapland in Eile wieder, voller Ekel vor Flöhen, Wanzen, stinkenden Hottentotten, nackten Wilden und zahllosen, unvermeidlichen Unannehmlichkeiten in der Lebensweise, von denen ein Europäer sich keinen vorläufigen Begriff machen kann. Ein Dritter, durch Zufall in den feuchtbarsten Theil des Kaplandes geführt, und unbekannt mit den unfruchtbaren Wüsten des Westens, predigt Auswanderung nach einem Lande, das ja so dünne Bevölkerung auf solch ungeheurem Flächenraum hat. Im englischen Parlamente ist wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß das Capland eine große Schafweide sei und nichts mehr, und wenn wir einen nur sehr kleinen Theil dieses Landes ausnehmen, müssen wir zugestehen, daß diese Behauptung der Wahrheit am nächsten kommt. Naturschönheiten hat jedes Land, wie steril es auch sei, und das Kapland hat auch die seinigen nach seiner eigenen Art; aber ob es sich für Auswanderung, für eine größere Bevölkerung als die gegenwärtige eigne, ist eine Frage, die man kaum anders als negativ beantworten kann, wenn man den großen Mangel an Fluß- oder Quellwasser und Regen berücksichtigt, dem man vergeblich durch artesische Brunnen, die man in den Granit bohrte, abzuhelfen gesucht hat. Wie romantisch auch die Bergschlucht, wie prangend in der Farbenpracht der Blumen, die ein flüchtiger Regen aus dem dürren Boden hervorgelockt, auch die Flächen dastehe; wenn kein Wasser sich dort befindet, so kann Niemand dort wohnen, noch anderweitigen Gebrauch davon machen, und verirrzelte schwache Quellchen sind oft viele Meilen weit von einander entfernt. Wohl gleichen die Bauergüter an Umfang kleinen Fürstenthümern, allein der Boer kann von solch großem Besitzthum doch keinen andern Gebrauch machen, als es zur Viehweide zu benutzen; und wenn ein so großer Flächenraum erforderlich ist, um eine Heerde darauf in gehörige Weide erhalten zu können, so begreift man wohl, was für ein Land es sein müsse, welches man, als ein Feld für Auswanderer, so unermüdlich anpaisant. Wir sagt, wir leugnen nicht die Existenz außerordentlicher Naturschönheiten; allein Niemand wandert aus, um solche zu bewundern. Wir empfehlen das Cap vorzüglich dem Geologen und dem Landschaftsmaler."

„Ebenso, wie der Tourist beim Besuche von Heidelberg nicht an dem großen Fasse vorübergehen kann, ohne zu kosten, ebenso stattet jeder Reisende, der das Cap berührt, einen Besuch auf Constantia ab, um den köstlichen Wein gleichen Namens unverfälscht an der Quelle zu trinken, denn meist ist der Constantia, welcher dem Publikum unter solchem verführerischen Namen für einen hohen Preis geboten wird, ein elendes Gebräu, das nie von Constantia-Trauben, sondern höchstens von europäischen Rüben gekltert wurde.

Ungefähr eine deutsche Meile von der Kapstadt liegen drei reizende Landgüter, High Constantia, Great und Little Constantia, auf denen dieser edle Saft gewonnen wird. Weinberge sind nicht zu sehen, sondern Weingärten auf ebenem Grunde, oder nur so viel abschüssig, daß Bewässerung angewandt werden kann, denn nur auf diese Weise wird das Wachsthum der Weinrebe in diesem trockenen heißen Lande gesichert. Eine Beschreibung der hübschen Anlagen und der mannichfaltigen eleganten Gebäude auf diesen Gütern wäre überflüssig: man findet hier, was man auf jedem eleganten Landsitz zu finden gewohnt ist. In den Niederlagen — Keller kann man sie nicht nennen — findet man eine solche Zahl gewaltiger und voller Fässer, daß der Ertrag der Weingärten entweder sehr groß, oder die Consumtion des wahren Constantia sehr gering sein muß. Das Letztere, glauben wir, ist der Fall.

Die Gärten verdienen größere Aufmerksamkeit. Mit sorgfältiger Auswahl des Bodens sind sie, meist alle, auf Abhängen, gegen die Mittagsseite angelegt. Der Boden auf High Constantia ist rother Ocker, reichlich mit Kalk gemengt; der Grund auf Great und Little Constantia ist weißer Sand mit Kalk. Da es uns scheint, daß edle Weine auf Kalkgrund in bestre Qualität gewonnen werden, so behauptet man, daß der Wein von Great und Little Constantia, die von Kalkbergen umschlossen sind, der alleinig echte Constantia sei, obwohl ein tüchtiger Kenner schwerlich einen Unterschied zwischen diesen drei Productionen herausschmecken würde. Der bekannte Frontignac wird auch auf diesen Gütern in vorzüglichster Qualität gewonnen. Man separirt die Sorten der Weinstöcke sorgfältig von einander auf besonderen Grundstücken, weil selbst die allzugroße Nähe verschiedener Weinstöcke die Rein-

Digitized by Google

heit des Gewächses beeinträchtigen und mit der Zeit ein Bastardgewächs erzeugen würde.

Außerordentliche Sorgfalt wird auf das Kelteren verwandt. Jede Beere, die nicht durchaus gut ist, wird mit dem daranhängenden Stängelchen mittelst der Scheere ausgeschnitten. Die Trestern werden sogleich entfernt und nach der ersten Gährung folgt ein stetes Ueberziehn auf andere Fässer. Der Frontignac erfordert dieselbe Mühe, dieselbe delikate Behandlung, und man darf sich dabei nicht wundern, daß selbst an Ort und Stelle eine Flasche Constantia 1—2 preuß. Thlr. kostet, obschon unserer guter Wein in der ganzen Colonie für eine Bagatelle zu haben ist, so daß selbst der Unbemittelste es möglich machen kann, sein täglich Mittagsmahl mit einem Becher Wein zu genießen.

Man muß annehmen, daß die eigenthümliche Qualität des Weins von der Beschaffenheit des Bodens abhängt; aber es ist irrthümlich anzunehmen, daß guter Constantia nirgends als nur auf Constantia gewonnen werden könne. Man behauptete dies zwar, als High Constantia angelegt wurde, allein, obgleich sein Boden auffällig von dem der älteren Güter differirt, hat das Experiment doch ein überaus günstiges Resultat gegeben. Zu zweifeln wir auch nicht, daß auf den Kalkterrassen von Malta und Madeira nicht eben so guter Constantia erzeugt werden könne, als am Kap und wahrscheinlich von gleich vorzüglicher Qualität in gleichen Breitengraden der nördlichen Halbkugel, natürlich in ähnlichen Localitäten. Die Aehnlichkeit edler, südlicher Weine, wie z. B. Malaga, Alicante, Syrakuser, Falerner, des Weines von Schiras, der süßen Weine der galechischen und canarischen Inseln ꝛc. mit dem Constantia scheint unsre Meinung zu bestätigen. Daß Constantia je am Rheinufer gewonnen werden könne, wird Niemand erwarten.

Die Echtheit dieses edlen Weines ist in Europa eine sehr unzuverlässige Sache: eine saure, dünne Flüssigkeit, wobei Wein noch Essig, gemengt mit Zimmetspiritus und Syrup geht wohl oft in die Welt als Constantia. Die Verfälschungen beginnen theilweise bereits am Cap und der Charakter des ächten Constantia hatte dadurch so gelitten, daß eine Ladung wirklich ächten, köstlichen Weines, im Jahre 1838 nach London exportirt, wieder nach dem Kap zurückgenommen wurde, weil die Preise trotz doppelter Fracht und anderer großen Unkosten auf dem Weinplatze noch besser waren, als die in London gebotenen."

„An einem heißen Sommernachmittage erspähte man in einer kleinen Ansiedelung im Westlande eine große Naja (Cobra de Capello). Leute liefen von allen Seiten herzu: der Eine wollte sie niederschießen, der Andere steinigen. Da die Schlange sich an einer langen hohen Mauer befand und sich von allen Seiten eingeengt sah, erhob sie sich, nachdem sie vergeblich gesucht in ein Loch zu schlüpfen, zur Mannshöhe, mit plattem Kopfe und aufgeblasenen Augen, dem Ausdrucke der Wuth. Ungefähr ein Hundert Schritte entfernt kam gerade in diesem Augenblicke ein Neger aus einem Hause, der allgemein als ein Giftdoctor bekannt war. „Apoll," schrieen Alle, „komm', fang' die Copercapelle!" Apoll lächelte und kam näher, während die Schlange wiederholt aufbäumte und nach allen Seiten zischte, unentschlossen, allem Anscheine nach, in welcher Richtung sie hinwegschlüpfen solle. Da schien der Wind, vor dem Apoll sich befand, die Schlange zu treffen und augenblicklich sank sie zusammen und versuchte in unverkennbarer Unruhe sich in den Spalten der Mauer zu verbergen. Je näher Apoll kam, desto angstvoller wandte sich die Schlange, und als Apoll sich endlich über sie beugte, sank sie auf einen Haufen zusammen und wandte und flocht sich mühevoll, während Apoll seine Hand über sie bewegte, als ob er sie magnetisirte. Der oberflächlichste Beobachter konnte bemerken, daß die Schlange sich einem gewissen Einflusse, den sie zu fürchten schien, zu entziehen versuchte. Apoll nahm hierauf den Schlangenknäuel auf und legte ihn auf seinen Kopf. Die Schlange schlüpfte jedoch über Gesicht und Nacken des Negers in großer Hast herunter. Er fing sie von Neuem auf, ergriff sie unter dem Kopfe, öffnete das Gebiß und brach die Giftzähne aus, an deren hohler Wurzel ein lichtsmaragdgrüner, klebriger, großer Tropfen Giftes hing, den er behaglich schlürfte. Außer einigen Bewegungen, die rein convulsivisch schienen, bot die Schlange keinen Widerstand. Er flocht sie dann in einen Zirkel und trug sie hinweg.

Gerade dieser letzte Umstand gab Einigen Veranlassung den Schlangenzauber zu bezweifeln und anzunehmen, daß diese Naja von dem Mozambiker abgerichtet gewesen sei, trotzdem daß er in Gegenwart Aller die Giftzähne der Schlange ausbrach. Der Zufall wollte, daß derselbe Apoll schon am nächsten Tage eine sieben Fuß lange Cobra fing, sie in seinen Busen steckte und sie so nach einem Hofe trug, wo ein Affe an einem langen Bambus gekettet war. Apoll warf die Schlange auf den Affen, der sich unter dem jämmerlichsten Gekreisch seines Erzfeindes zu entledigen suchte; allein die Schlange hatte bereits gebissen und nach funfzehn Minuten war der Affe todt. Apoll hatte die Cobra wieder gefangen und in seinen Busen gesteckt: er zeigte uns mehrmals die unversehrten Giftzähne."

„Der Missionär behauptet, der Boer behandle den Hottentot schlecht. Jeder Colonist aber weiß, vielleicht nicht jeder Philanthrop, daß, wenn der Farbige auf so niedriger Stufe der Intelligenz steht, daß er durch Worte nicht zum Fleiße oder zur Ordnung bewogen werden kann, ein paar tüchtige Hiebe besser sind, als hundert Beweisgründe und das frommste Reden aller Missionäre. Selbst der Hottentot, wenn er freimüthig zu sein beliebt, sagt: „Der Hottentot thut nicht gut, wenn er seinen Baas nicht fühlt; nun und dann ein Hieb und nicht allzuviel Kost und er ist der beste Dienstmann von der Welt." Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Hottentot unter guter Behandlung übermüthig und abgeneigt wird in solchem Dienste länger zu bleiben. „Er will wissen, daß er einen Baas hat." Hat man nun gar Mitleiden mit seiner magern Erscheinung; giebt man ihm ebenso viel Speise als andern menschlichen Creaturen, dann frißt sich der Hottentot in wenig Tagen in einen solchen Paroxysmus von Unabhängigkeit hinein, daß seines Bleibens nicht länger mehr ist, denn für den nächsten Tag sorgt er niemals.

Die farbigen Eingeborenen aller heißen Länder sind träge, und nur Wenige besitzen selbstständige Thatkraft. Zwang und Hunger sind meistens erforderlich, um einen genügenden Eifer hervorzurufen. Der holländische Colonist fühlte mit dem Sambock ein treffliches Argument und nöthigte die Schwarzen ihren Theil zum allgemeinen Besten beizutragen. Der philantropische Engländer

Digitized by Google

fand sie als liebenswürdige Naturmenschen; gab ihnen gleiche Rechte vor dem Gesetze, die weise in Europa, aber unpassend für Afrika waren, und bevölkerte das Land mit Vagabonden. Religiöse Enthusiasten vollendeten, was englische Philanthropie und Gleichheit noch nicht an der Natur der Söhne Hams durchaus verdorben; Missionsanstalten sprangen empor wie Pilze; die arbeitende Klasse verschwand vom Angesichte des Landes und sammelte sich um glatte Apostel in schmutzigen Haufen singender Bärenhäuter, unterhalten durch europäische Collecten.

Wir müssen den Leser bekannt machen mit jenem fruchtbaren Mittel, welches alle Logik und Rhetorik so unendlich übertrifft — mit dem Shambock. Es ist ein dünner Streifen, aus der dicken hornartigen Haut des Rhinoceros geschnitten. Kleinere, dünnere Streifen 1—2 Ellen lang gebrauchen die Boaren als Reitgerten. Mit größeren, daumdicken, circa 8 Ellen langen, bearbeiten sie widerspenstige Zugochsen, oder auch Schwarze, in Ermangelung des mehr delikaten, vorgenannten Corrections-Instrumentes. Selbst die dünnere Gerte ist ein bei Weitem ärgeres Corrections-Instrument, als die Knute und Peitsche, und ihren Gebrauch gegen einen Menschen ahndet das Gesetz mit besonders schwerer Strafe. Gesetze gegen Thierquälerei bestehen jedoch nicht in diesem glücklichen Lande und ein Jeder kann daher mit dem 8 Ellen langen Achter-oss-Shambock ein Thier abkanten oder nach Gefallen in Stücke schlagen: stirbt das Thier, so ist es todt; und heilen seine Wunden, nun, so ist es wieder gesund. Hunderte von Ochsen kann man täglich auf dem Kapstädter Markte sehen, deren Körper mit blutigen Streimen wörtlich besäet ist und Niemand kümmert sich um die Leiden dieser unglücklichen Thiere, denn sie besitzen außer einem leisen Gestöhn keinen Ausdruck des Schmerzes."

„Die Kaffern sind gute Politiker und besitzen eine bessere Kenntniß, als man von fast nackten Wilden erwarten sollte, von Dingen, die sie nie gesehen und die sie nur durch unbestimmte Gerüchte kennen gelernt haben — ein hinlänglicher Beweis, mit welcher Genauigkeit und welchem Scharfsinne sie sich über Alles zu unterrichten pflegen. Ueber die Entfernung Europa's und seiner verschiedenen Länder haben sie nicht die allerschlechtesten Begriffe, und über politische Ereignisse haben sie, der Himmel weiß wie, immer ebenso schnelle Nachrichten als die Colonisten. Es ist ein Factum, daß die französische Revolution, welche Louis Philipp seines Thrones entsetzte, eher in Caffraria bekannt war als in der Colonie. In einer Verhandlung zwischen einigen Häuptlingen und dem Gouverneur drohte der Letztere, in drei Tagen Feuerschiffe (Dampfschiffe) unter sie zu bringen. „Die Abalungo (der Weiße)," erwiderte einer der Häuptlinge ernst und langsam, „ist mächtig, aber kann er Feuerschiffe in die Amatola (Kreuzgebirge) Caffrarias senden? Drei Tage sagt der Incoß Incula (große Häuptling)? Zwei Mal wechselt des Mondes Bart, ehe seine Mutter geschrieben, (zwei Monate müssen verlaufen, ehe er eine Ordre von der Königin von England empfangen wird)." Und in der That war zur Zeit auch nicht ein Dampfschiff in den Häfen der Colonien, so daß des Kaffers Berechnung nur allzu richtig war.

Trotz solcher großen Talente sind die Kaffern immer noch dieselben, die sie von jehre gewesen sind. Nichts haben sie von Civilisation angenommen als das Gewehr an der Stelle des Assagai (Wurfspieß.)"

Miscellen.

Herr Carl B. Lorck in Leipzig, dessen skandinavischer Sortimentskatalog früher gemacht ist, giebt jetzt einen skandinavischen Literaturbericht heraus, welcher die neuen und neuesten Erscheinungen der skandinavischen Presse und Kunstsachen (Karten, Kunstblätter, Musik ꝛc.) zur Kunde bringt, die alle von ihm zu beziehen sind. In den ersten Nummern befinden sich mehrere wichtige Werke, wohin besonders zu rechnen sind: der zweite Band der Antiquités Russes, d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves, éditées par la Société royale des antiquaires du Nord, der Schluß des von Th. W. Erslev verfaßten dänischen Schriftstellerlexikons, Svensk Konversationslexicon, in 4 Bänden (1845—51), welches in 20,000 größeren oder kleineren Artikel aus Schweden, sein Volk, seine Sprache und Literatur ꝛc. behandelt, und mit Recht Bibliotheken, die sich mit schwedischer Literatur nicht reich ausstatten können, empfohlen ist; das erste bis dritte Heft einer neuen, beträchtlich vermehrten und gänzlich umgearbeiteten der Möller'schen dänischen Synonymik, besorgt von F. P. J. Dahl. H.

Ein lithographirtes Foliblatt: Choix de documents et de lettres autographes de la collection de J. A. Stargardt, Libraire à Berlin, 54 Charlottenstr. 1853. bietet den Autographensammlern 44 interessante Piecen dar, von denen wir nur einige namhaft machen wollen, z. B. Brief mit Napoleons Unterschrift als erster Consul, Document mit deutschen Marginalbemerkungen von Friedrich dem Großen, Brief Goethe's an Riemer, eigenh. franz. Brief der Kaiserin Katharina II. an den Feldmarschall Münnich, Brief Theodor Körner's an seinen Vater, eigenh. deutsch. Brief Caspar Procer's, desgleichen Schiller's an Professor Klein, Brief von Wieland, von Christian v. Wolff u. s. w., so wie eigenh. Compositionen von Ch. Bach, Zelter, Rossini, Beethoven. H.

Die Abend-Zeitung hat am Schlusse dieses Jahres ihre siebenunddreißigjährige Laufbahn (in neuer Folge das dritte) beendigt. Einige uns vorliegende neue Nummern enthalten sehr viel Unterhaltendes aus dem Novellengebiete, Briefe eines Norddeutschen aus Wien, eine Analyse von Richard Wagner's „Lohengrin", von dem gerühmt wird, es sei die echteste Vermählung von Poesie und Musik, ein Werk, das wie kein anderes gemahne an den Herzschlag einer neuen, kräftigen, gesunderen Zeit, in Widerspiegelung der alten. Das Feuilleton ist mit Geschmack und Umsicht redigirt; die unvermeidliche Theatercorrespondenz fehlt nicht und das Vermischte bringt die uns wenigstens neue literarische Nachricht, daß Herrn Professor Weber's (in Leipzig) bei Engelmann erschienene „Weltgeschichte" in drei Bänden in's Spanische übersetzt ist! H.

Gedruckt bei A. H. M. Kümmel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 71. Sonnabend, den 3. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reiandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Hagar, Erzählung von Philipp Will ..... Seite 553

Literatur:

Habana. Lyrisch-epische Dichtung von Adolph Böttger..... „ 555

Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht, von G. Thaulow ..... „ 558

Freie Gaben für Geist und Gemüth, von J. F. Jencke..... „ 560

Erinnerungen. Gedichte von Ferd. Schellenberg..... „ 560

Historischer Tugenspiegel, von Karl Berger ..... „ 560

Miscelle..... „ 560

Hagar.

Erzählung von Philipp Will.

Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt ist Nichts; Verführung ist die wahre Gewalt.

Lessing.

Man preist die sogenannte Aufklärung, aber wer bemißt die Opfer, welche ihr täglich fallen? Wer zählt die Unzähligen, von der Tücke des Schicksals Auserlesenen, welche ihre Einführung mit Blut, Freiheit und Tugend erkauften? Es ist der dreißigjährige Krieg, der ihre Fackel weithin schwang. Aber diese Fackel erleuchtete nicht nur mit falschem Scheine, sie vernichtete die deutschen Gauen und den deutschen Sinn.

In einer noch wenig verwüsteten Gegend des damaligen Churfürstenthums Sachsen bewegten sich einst drei bewaffnete Reiter langsam den steilen Abhang eines Berges hinab, indem sie ihre Rosse an den Zügeln führten. Ihre Rüstung verrieth sie als befreundete Schweden. Dem Landmann galt es indessen gleich, ob Freund, ob Feind. Dieser weihte ihn dem Schwerte, jener gab ihn dem martternden Hungertode Preis.

„Siehst Du dort, Lilienmark!" unterbrach der Eine die Stille, „jene Maid, die am Brunnen Wasser holt? Beim Teufel! Eine schmucke Diene. Meinen Bart gäbe ich darum, wenn sie nur auf eine Stunde mein wäre."

„Nicht muthlos, Bruder!" entgegnete der Andere. „Sieh, jetzt steht sie an der Röhre, das Röckchen hoch aufgeschürzt, um ihren Krug zu füllen. Der waldverwachsene Pfad biegt uns sicher. Eil' schnell hinab, und, bevor sie vom Rande des Brunnens niedersteigt, hälst Du sie in deinen Armen."

„Für uns ist nur der Augenblick geschaffen," jubelte der Andere, „drum rasch, ohne Bedenken. Kann ich doch den Feind auf mich zielen sehen, warum sollte ich vor Weiberblicken zittern?" Er übergab Lilienmark sein Pferd und rannte dem Thale zu.

Das Mädchen stieg gerade vom Brunnen, als es den Kriegsmann auf sich zukommen sah. Eine innere Stimme mochte ihm nichts Gutes deuten und mit der Flüchtigkeit eines Rehes suchte es seinem Verfolger zu entrinnen. Nur noch ein kleiner Vorsprung, und es war in dem Hause seines Vaters geretitet. Doch wehe! Fast folgte ihm der Krieger auf dem Fuße. Was sollte jetzt die Jungfrau thun? Sollte sie dem Entmenschten zu Füßen stürzen? Durch Thränen vielleicht den Sinnen der Leidenschaft erst heraufbeschwören, vor welchem sie Schutz suchte? Sollte sie, die Schwache, sich vertheidigen gegen den Starken? Die Verzweiflung flößte ihr Muth und Muth ein. Mit letzter Kraft schleuderte sie den Krug ihrem Verfolger entgegen. Dann floh und floh sie, immerfort,

Digitized by Google

ohne umzuschauen. In ein paar Schritten hatte sie das schimmernde Vaterhaus erreicht.

Unser Reitersmann war etwas verblüfft geworden durch das plötzliche Wasserbad, welches sich in vollen Strömen über ihn ergoß. Der Krug war an seinen Beinen in Scherben gerathen, ohne ihn merklich zu verletzen. Schnell raffte er sich wieder auf, und sah in dem Augenblicke sein Opfer in das Haus gehen. Er wollte nacheilen, allein sechs bis sieben mit Aexten bewaffnete Männer traten ihm aus dem geöffneten Thore entgegen. Da hielt er es für weiser, auch bei Zeiten einen ehrenvollen Rückzug anzutreten. Es war die letzte Hütte eines freundlichen Dörfchens.

Der alte Simeon stand an der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit, an jener Grenze, wo der Geist, abgezogen vom Irdischen, sich mehr und mehr zuwendet dem Göttlichen, dem Anfang und Ende seiner Vereinigung. Simeon hatte Trost gesucht in dem Buche alles Trostes, in dem Buche der Verheißungen von dem großen Messias, der da kommen sollte zu ermuthigen die Muthlosen. Die Silberhaare seines ehrwürdigen Bartes flossen zur Brust herab und berührten die Buchstaben des gottdürstenden Wortes. Jetzt schloß er das heilige Buch, welches ihm die Pfade des gelobten Landes eröffnet hatte. Da stürzt Hagar herein, sein geliebtes Kind, umklammerte seine Kniee, und benetzte sie mit heißen Thränen.

„Hagar, mein Mädchen! komme zu Dir!" rief der geängstete Vater, aber Hagar deutete lautlos gegen das Fenster hin. Ein Blick verrieth Alles. Der alte Simeon sah einen rauhen Kriegsmann mißmuthig seiner Wege ziehen, während ihm seine wackeren Söhne drohend ihre Aexte entgegenhielten. Keiner fehlte dieser braven Jungen. Das war ein süßer Trost in dieser bittern Stunde. „Sei ruhig, mein Kind!" sagte der nach Ruhe ringende Vater, während er belebende Tropfen aus einem Fläschchen, welches er als Arzt stets bei sich führte, auf ihre erbleichten Wangen träufeln ließ, und ihre verwirrten Locken in Ordnung strich: „Bete zu dem Gotte unserer Väter. Er wird uns schützen in dieser schutzlosen Zeit. Geh' jetzt zu Bette. Dir wird Schlummer nöthig sein." Dann rief er Manassen herein. „Manasse, mein Aeltester! Du mirst für uns wachen, während wir uns im Schlafe erquicken." Manasse maß mit bedächtigem Schritte die Räume der kleinen Hausflur, die nächsten Umgebungen vor der Hütte.

In ihrem reinlichen Dachstübchen betete Hagar. Ihre äußeren Umrisse will ich nicht beschreiben, denn ich bin nur ein schlechter Zeichner. Die Züge ihrer Seele mögen sie dem Leser gewinnen. Die Betrachtung von Isaaks Aufopferung tröstete sie gar wundersam, und bald war sie auf das Ruhebett zurückgesunken, von süßem Schlummer umfangen. Der Engel des Gebetes hatte ihr Auge zu Gott emporgehoben. Der Engel des Traumes wollte sie das Göttliche selbst schauen lassen. Ihr war es, als ob sie auf den Berg Moria ginge und ein Opfermesser trüge. Zu ihrer Seite wandelte ein schwarzlockiger Jüngling, schweigend, thränengebadet. Aber der Jüngling ging und kehrte nicht wieder. Es kam ein Greis und begleitete sie. Sein Gewand war dunkel, sein Auge ernst und doch strahlte es, wie ein Messias verheißender Morgenstern. Jetzt waren sie auf dem Berge angelangt, und siehe! der Alte nahm das Opfermesser, und — — — ohne Schmerzensschrei war sie eingegangen in das gelobte Land der Freude. Und Jehova, der Unerschaubare stand vor ihr, umflossen von zahllosen Lichtheeren, und segnete sie mit strahlender Rechten. Und unter ihr waren der Greis von ernstem Angesichte, der Jüngling mit schwarzlockigem Haupte in verschossachter Gestalt, und alle streckten ihre Hände segnend nach ihr aus. Der Himmelssegen küßte ihr Haupt, der Erdensegen durchdrang den Wolkenschemel ihrer Füße. — In diesem Augenblicke zitterte ein Kuß auf ihren Lippen. War es der lebenserweckende Kuß des himmlischen Friedens? Sie erwachte. Simeon stand vor ihr. „Steh' auf, mein geliebtes Kind! Der Tag erwärmt den Busen der Erde, wenn auch nicht die Herzen der Menschen. Siehst Du den Zug von Reitern und Fußknechten den Berg herabkommen?"

Hagar richtete sich empor. Ihr Auge ruhte auf den Bergeshöhen, welche sich vor ihrem Fenster ausbreiteten. Ihre erblaßten Wangen waren eine beredte Antwort.

„Fürchte Dich nicht!" fuhr der Alte fort, „kein Haar auf deinem Haupte soll gekrümmt werden, solange noch unsere Lippen nicht vertrocknet zum Gebete, unser Fäuste nicht erstarrt zum Kampfe für die Tugend." Dann stieg er hinab den Heiltrank zu bereiten für eine Kranke.

Eine Stunde darauf pochte es heftig an die Thüre des Juden. Manasse ging und öffnete. Drei Männer von schreckhaftem Aussehen stürmten herein. „Wo ist die Metze?" schrie der Vorderste. „Heraus mit der Metze!" riefen die Andern. „Beschimpft nicht meine Schwester!" entgegnete Manasse, aber ein kräftig geführter Faustschlag warf den Unvorbereiteten zu Boden, daß ein Blutstrahl seine Kleider bespritzte.

„Was wollt Ihr von meiner Tochter?" fragte Simeon mit festem Tone. „Sie ist eine züchtige Jungfrau, und erzogen in der Ehre Gottes."

Die muthvolle Haltung des schwachen Greises mochte selbst dem Fühllosen Ehrfurcht einflößen. Gemäßigter hub er an, „der Schwede will sie haben."

„Der Schwede?" fragte Simeon zurück. „Ist er doch unser Freund und herübergekommen als Beschützer in ein fremdes Land."

„Nicht als Judenbeschirmer", höhnte der Andre. Er will seinen Lohn für seine schweißvolle Arbeit, und, empfängt er ihn nicht gutwillig, so holt er ihn, wie's bei einem Kriegsmann Brauch, und zündet das Feuer an über unsern Häuptern. Darum, Alter! bedenkt euch kurz! Wir wollen nicht zum Opfer sollen für euer Tochter. Gebt ihr sie nicht heraus bis Sonnenuntergang, so ermorden wir euch und eure Söhne, und überliefern sie dennoch."

Mit diesen Worten entfernten sich die Ruhestörer, aber die Ruhe kehrte nicht zurück mit ihrer Entfernung. Der Alte schloß sich ein und wollte sein Gemüth sammeln, aber mit jedem Gedanken, mit jedem Minutenfluge sammelte er eine glühende Kohle auf sein Haupt. Er eilte zu Hagar. Hagar hatte Alles gehört. Ich will sie nicht mit Judith vergleichen. Judith besaß den Muth ihre Tugend zu opfern. Sie fühlte die Kraft in sich, Alles für die Tugend preiszugeben. Sie sank ihrem Vater an die Brust, aber keine Thräne entweihte diese Kraft. Vor dem Ungewissen hatte sie gezittert, das furchtbar Gewisse stärkte sie.

„Wir müssen dem Feinde erfüllen, auf daß der Feind auch uns erfülle," rief sie Gottbegeistert.

„Fluch über Dich, daß ich solche Schmach vernehmen muß in meinen ergrauten Tagen!"

Digitized by Google

„Die Wange, die er gestreichelt, das Auge, das er geküßt, kennt mein Vater; das Herz, so er gebildet, mißdeutet er?"

„Sprich! Was willst Du?"

„Der Feind hat meinen Leib begehrt. Ihm werde mein Leib! Das Herz ringe sich los, empor in das Land der Verheißungen."

Simeon verhüllte das Haupt. Ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen. Das Kind hatte den Vater beschämt. Bald errang er wieder Fassung. „Aus Dir spricht der Mund dessen, den mit Namen zu nennen mir das Gesetz verbietet. Dir geschehe nach Deinem Worte."

Simeon ging. Hagar verweilte in frommen Betrachtungen. Der Blick haftete nicht mehr am Jedischen. Die Lippen waren geschlossen, damit das Herz sich desto mehr öffne dem inneren Gebete.

Fünf Stunden waren verstrichen, eine Ewigkeit, und doch eine kurze Spanne Zeit für die hartgeprüften, die sich jetzt selbst verlieren sollten, weil sie nichts mehr zu verlieren hatten. Schon umzingte der drohende Pöbel zum zweitenmale das Haus, und kaum waren zwei Gnadenstündchen erwirkt worden. Eine einsam gelegene und in Brand gesteckte Hütte mochte dem Volke ein warnender Vorbote gewesen sein, von dem Schicksale, das seiner harrte. Auch Simeon sah die Rauchsäule zum Himmel emporwirbeln. Ach! das Feuer war verglühte Asche gegen den brennenden Schmerz seiner Brust.

Es gibt Versammlungen, welche ihre Beiwohner begeistern, trotz der voraussichtlich furchtbaren Folgen der beschlossenen That. Auch die höchste Wahrscheinlichkeit steigert sich in muthigen Herzen zur Gewißheit, und selbst die schreckbarste Gewißheit erscheint ein Kleines gegen das, was man durch gemeinsame That zu erkaufen strebt. Die beiden Brutus erkannten die schreckliche Gefahr, in welcher ihr Vaterland schwebte bei Ausführung ihrer kühnen Entschlüsse. Aber die Gefahr des Augenblickes war ihnen ein geringes Opfer gegen das immerwährende Unglück schmachvoller Knechtschaft, deren Schanddenkmal sie stürzen wollten. Die kurze Spanne Leben ihrer selbst und so vieler edeln Mitbürger, was galt sie ihnen gegen die ewige Unterdrückung des Vaterlandes! Ist aber das gewisse Opfer groß, und der Preis, den es erkaufen soll, in den Augen des Opfernden klein, und selbst ein ungewisser, ist für Erfüllung Wortbruch, für die Hingebung des Theuersten schwärzester Undank zu erwarten, welcher Geist muß eine solche Versammlung beseelen, eine Versammlung, in der ein Vater sein eigen Fleisch und Blut für Nichts hinzuschlachten beschließt? Für Nichts mag mancher Leser denken. Und doch war es der einzige Preis ihrer Tugend. Oder sollten er und seine sechs hoffnungsvollen Söhne, die Stütze seines Alters, um gewissen Tod mit dem Doppelfeind ringen, weil sie nicht den Muth hatten, Hagars Schande zu erleben?

Simeon redete mit gebrochener Stimme und gebrochenem Herzen: „Einst sprach Gott der Herr: „Abraham! Nimm deinen Einzigen und opfere ihn mir zum Brandopfer."" Und Abraham stand auf und ging hin mit Isaak auf den Berg Moria. O meine Söhne! Jetzt spricht Gott dasselbe zu mir, nicht mehr durch seinen geheiligten Mund, wie zu den Zeiten der Auserwählten, nein durch die Macht der Verhältnisse. Wollt ihr nun euern alten Vater, der nun noch einen Gang machen möchte, den zum Grabe, diesen schwersten Leidensweg antreten lassen?" Alles schwieg. Der Alte fuhr fort: „Joseph, mein Jüngster! gehe zu mir, und laß' dir die Augen verbinden. Dort in dem Gefäße liegen die Namen meiner sechs Söhne, wie der meine. Den Mörder künde das Loos."

Joseph zog aus dem Gefäße einen Namen. Dann riß er die Binde ab und las: „Manassa". Der also Gerufene schwankte zur Thüre hinaus. Einst hatte ihn bei einem Faustschlage die Kraft verlassen. Jetzt sank ihm der Muth. Bald war er der Schuldlosen genaht. Da lag sie, in Schlummer versunken. Wenn ein kurzer Erdenschlaf die Züge so herrlich malt, daß Hagar Manassen erscheinen mochte, wie ein Bote Jehovas, welche Verklärung mag die Züge im ewigen Todesschlafe beseelen? Manassa wollte das Messer in die Brust der Schlafenden stoßen, aber die Kraft versagte ihm. Nicht vorwärts, nicht rückwärts konnte er schreiten. Sein Auge haftete wie gebannt an der ruhenden Schwester. Da kehrte er den Stahl gegen die eigene Brust. Doch plötzlich fühlte er sich sanft umfaßt. Simeon war es, der Vater. Hagars Lippen entfuhr ein leiser Schrei. Sie war erwacht. Der Greis bot seinem lieben Kinde einen Trank von betäubender Wirkung, aber die muthvolle Tochter schlug ihn aus. Jetzt regte sich auch im Vater noch einmal die längst entschwundene Jugendkraft. Die Füße zitterten nicht. Die Rechte fühlte er erstarkt. Denn die übernatürliche That erheischte übernatürlichen Muth. Mit sicherer Hand führte er den Todesstoß. Das Wort „Vater!" erstarb auf der Zunge der Ermordeten. Ohne Schmerzesschrei war sie heimgegangen in das Land der Freude. Auf der Anhöhe, nahe dem Dorfe, dessen äußerste Hütte Simeons Wohnung bildete, lagerten die beiden uns schon bekannten, schwedischen Hauptleute Stromer und Lilienmark mit ihren Fähnlein, welche einen Streifzug zur Gewinnung von Lebensmitteln auf diese Art zu ihrem Vortheile benutzt hatten. Schon wollte Stromer seinem Freunde Lilienmark Vorwürfe machen, daß ihm seine List doch nicht zur erwünschten Beute verhalfen, als der Wache habende Kriegsmann eine wegen hereinbrechender Dämmerung nicht genau erkennbare Bewegung dem Berge zu meldete. Alles war gespannt. Als sich die undeutliche Erscheinung nahte, sahen die erstaunten Krieger eine verhüllte Bahre, von sechs Männer getragen. Voraus schritt ein Greis am Stabe. Drückte ihn die Last der Jahre? Drückte ihn die Bürde des Schmerzes?

Am Ziele angekommen, wandte sich Simeon zu den beiden Hauptleuten, indem er mit tonloser Stimme sprach: „Wir haben erfüllt." Dann schob er das Tuch von der Bahre; da lag Hagar, eine Leiche. Aber der sanfte Ausdruck ihrer Züge war nicht erstorben.

„So sei auch Euch Wort gehalten," erwiderte Stromer und wischte eine Thräne aus dem Auge.

Habana. Lyrisch-epische Dichtung von Adolph Böttger. Leipzig, Hermann Costenoble. 1853. X und 210 Seiten. 12.

Der Dichter wurde durch die Schilderungen seines Freundes Jegór von Sivers, der aus tropischen Lenzparadiesen zurückkehrend in den deutschen Schnee, ihn besuchte, zu seinen Gesängen begeistert. Es liegt denselben eine Sage von der Gründung der

Digitized by Google

Habana zu Grunde, die ihm mündlich so mitgetheilt wurde: Die Spanier hatten auf Cuba um 1519 die Festung Regla erbaut und wünschten für diesen Hafenplatz zu Anlage einer Stadt das gegenüberliegende Indianerdorf zu gewinnen, das an der Stelle der heutigen Habana sich befand.

Die Indianer ließen sich aber weder durch Bitten noch Drohungen bewegen, den Spaniern diesen Platz abzutreten. Ein Liebesverhältniß des die spanische Besatzung commandirenden Officiers Sanchez de Ribeira mit einer Indianerin brachte indeß auf sehr rasche Weise die Besitzung der Wilden in die Gewalt der Spanier. Das junge Mädchen ward Mutter, und mußte ihrer Fehltritt durch die schmachvollste Behandlung ihrer Verwandten und Landsleute büßen, bis sie, durch diese Folter zur Rache getrieben, die Ihren verrieth und in halbem Wahnsinn Nachts das Dorf in Brand steckte und somit dem im Bunde stehenden Feind die überrumpelten Eingeborenen noch kurzer Gegenwehr in die Hände lieferte. Das Mädchen selbst ging in den Flammen unter, gab aber durch ihre That der aus der Asche des Dorfes emporsteigenden Handelsstadt den Namen: Habana, was in der Sprache der Wilden: „Wahnsinniges Mädchen" bedeutet.

Die Dichtung ist, namentlich in den ersten Gesängen, eine der vorzüglichsten, welche die Neuzeit uns gebracht hat; die Leidenschaft Guara's, die unerschütterliche Vaterlandsliebe des greisen Häuptlings Hatuey, die wüthende Eifersucht Macabo's sind trefflich gezeichnet. Die Schilderung des Schauplatzes des kurzen Liebesglückes Guara's und ihrer Rache beginnt:

Tiefblau liegt das Blau des Himmels
Urber Cuba's mächt'gen Palmen,
Daß im Sonnengold die Stämme
Broncz'nen Säulenschäften gleichen,
Reichgeziert vom Knauf der Früchte.

Spielend schimmern wie Krystalle
In dem Wechselglanz des Lichtes
Die vom leichten, lauen Luftzug
Hin und her bewegten Blätter.

Während in dem grünen Tempel
Leis die Palmenkronen rauschen,
Schwingen sich, wie Edelsteine
Funkelnd an der hohen Wölbung,
Kolibri's und Papageien
Leichten Flugs von Baum zu Baume.

Senkrecht ragt die steile Felswand
Ueber eines kleinen Flusses
Saaftbeschattet klare Fluthen,
Die des Felsens wildzerriss'nen
Vorsprung wogend wiederspiegeln.

Balsamduft'ge Pflanzen halten
Die vom Erdstoß jäh geschlag'nen
Wunden in der scharfen Klippe
Mildversöhnend, dicht umwunden.

Wie Sanchez die Geliebte erwartet, erzählt der Dichter in folgender Weise:

Nacht ist's, ach! so wonnevolle Nacht,
Wie sie nur den seligen Inseln lacht.
Sanft einlullend rauscht das ferne Meer,
Feurig flammt das Kreuz im Sternenheer,
Glanzvoll aus krystall'nem Aetherblau
Spiegelt sich der Mond im Tropfen Thau,
Webt ein Silbernetz am Baum und Strauch,
Wo das Heimchen ziept im Balsamhauch;
Wo so süß des nächt'gen Vogels Lied
Schluchzend lockt aus palmenhohem Ried;
Wollustathmend schwingt sich durch die Luft
Würz'ger Blüthenkelche warmer Duft.
Nacht ist's, ach! so wonnevolle Nacht,
Wie sie nur den seligen Inseln lacht.

Von Bananenblättern überdacht,
Hingestreckt auf Binsenmatten, wacht
Sanchez ruhelos, sein entflammter Sinn
Harrt der schönen Insulanerin.
Was auch hold die Nacht der Tropen beut,
Was gilt dies dem Sehnsuchtsvollen heut?
Denken, Fühlen einst ihm fiederwild
In ein einzig, in ihr liebes Bild.
Zweifel, Ahnung folteren seinen Geist,
Der im steten Wechselaufe kreis't.
Greift zur Mandoline jetzt die Hand,
Schleudert er vor Ungeduld
Bald sie wieder trostlos in den Sand,
Als wär' sie an all' den Qualen schuld.

Wie das Herz ihm raschen Tactes schlägt,
Wenn die Luft die Palmenwipfel regt,
Von dem Lager springt er flugs empor,
Lauscht auf's neu, ob sich getäuscht sein Ohr,
Schreitet auf und ab mit hastigem Schritt,
Und im Hall trügt ihn der eig'ne Tritt.
Dann gelehnt an einen alten Baum
Läßt er den Gedanken freien Raum.

Horch! da rauscht es in den Farren sacht —
Leis erklingt ein Athmen durch die Nacht,
Leichter Schritte rascher Gang
Schallt entlang. —
Jetzt ein lieblich schwellendes Klingen
Zitternder Schellen an Spang' und Ringen
Tönen Musik dem lauschenden Ohr —
Erwartungsvoll blickt Sanchez jetzt empor —
Es naht — es eilt —
Das Buschwerk wird getheilt,
Im Mondlicht wallt
Die bangersehnte liebliche Gestalt.
Sie ist's, sie ist's —

Digitized by Google

Ein Augenblick — und o der süßen Lust!
Guaca fliegt an die geliebte Brust.

Die Scenen, in welchen Guaca ihr von Macabo gemordetes Kind rächt, sind in Gemälden dargestellt, die fast zu grausenhaft gegen die lieblichen Bilder des ersten Gesanges contrastiren und wol wünschen lassen, daß die Farben etwas weniger stark aufgetragen wären. Aber auch hier können wir den kunstfertigen Maler nicht verkennen, z. B. in dem Fluche Guaca's, den sie über Stamm und Land ausspricht:

Die Hütten einst nur ein gewalt'ger Brand;
Die letzte, die des Feuers Macht umwand,
Hyänengierig fraß in toller Hast, —
War des Caziken, Hatuey's Pallast.
Die Mauern schon geborsten und gesprengt,
Des Haine's Palmen von der Glut versengt,
Mit Knistern sprüht der Stämme Rinde Funken, —
In Wüstenei ist all die Pracht versunken.
Auf schroffer Mauer, auf verkohltem Stamme,
Daran in Wirbeln züngelnd rauscht die Flamme,
In wilder, königlicher Hoheit stand
Guaca droben; mit der linken Hand
Die brennende Fackel schwingend, zückt die Rechte
Der Rache Schwert, blutteiefend vom Gefechte.
Wüthend erregt und doch verschmerzend kalt
Steht die in Glut gebadete Gestalt.
Die rothe Lohe schlägt dem kühnen Weib
Ein Purpurkleid um ihren braunen Leib.
Der Wind peitscht ihr entfesselt schwarzes Haar;
Ihr dunkles Auge, schweifend wie ein Aar,
Wetteifert im Vernichten mit der Glut —
Das Auge, das einst kindlich fromm geruht,
Mit Blicken eines Reh's an Sanchez hing,
Wenn er zu süßem Kuß sie lieb umfing!

Triumph der Rache schwellt ihr jetzt die Brust,
Und nieder scheelt sie in dämon'scher Lust:
„Ich fluche dir Stamm, ich fluche dir Land,
Die Erde fluch ich, die Meeresstrand,
Fluch heule du Flamme mir wieder!
Ihr habt mich verstoßen als niedrigste Magd,
Mit Hunden gehetzt, wie das Wild auf der Jagd,
Mir Herz gebrochen und Glieder!
Ihr habt mich ehelos, wahnsinnig genannt —
Der Wahnsinn bricht aus — das Dorf liegt verbrannt —
Ich selber, ich sagt' es euch nieder!

Gift zeuge der Boden, von Zwietracht gebläht;
Voll Wahnsinn geh' auf, was der Wahnsinn gesät,
Wahnsinn jedes Blatt, jede Blüte;
Es schlinge der Fluch sich von Hand zu Hand
Jahrtausende durch über Meer und Land
Und zerrütte Geist und Gemüte!"

Der Epilog lautet:

Welch ein Leben dämmert mit dem Tag
Auf dem blutgedüngten Inselstrande!
Unablässig klingt der Axte Schlag,
Wühlt die Schaufel in dem Ufersande!

Hoch sich thürmend fügt sich Stein an Stein,
Weithin streckt sich wachsend Wall und Mauer,
Eine Stadt blickt stolz in's Meer hinein,
Wo ein Volk versank in Nacht und Trauer.

Habsucht, die das Herz vom Herzen trennt,
Pflanzt das Kreuz auf mordbefleckte Gaue,
Eines Volks Ruin das Fundament,
Blut und Asche Mörtel an dem Baue.

Wohin schwandest du, o heil'ger,
Unentweihter Waldeszauber,
Als so klar das Blau des Himmels
Lag auf Cuba's mächt'gen Palmen,
Auf den rohrgeflochtnen Hütten
Friedumwogter Insulaner?
Balsamduftige Pflanzen hielten
Die vom Erdstoß jäh geschlagnen
Wunden in der schroffen Klippe
Mildversöhnend, dicht umwunden,
Wo am Abhang jenes Felsens
Saß ein sonnig Kind der Insel;
Wo die röthlichen Violen,
Die Linnenblütenketten
Hoch sich durch die Lüfte schlendernd
Keck von einem Stamm zum andern,
Ihre grünen Brücken schlugen,
Bis sie ringelnd als Guirlanden
In die klaren Wellen tauchten.
Alles einst war Fried' und Einklang,
Duft und Licht und heitre Jugend,
Rastlos schuf in üpp'ger Fülle
Die Natur zum Siegesbogen
Sich dies Erdenparadies.

Barschen Hochmuths prunkt der neue Staat,
Aus Plantagen schimmern Pflanzerbauten,
Aber Gift des Fluches düngt die Saat,
Und der Wahnsinn schießt in Blatt und Stauden.

Dicht am Hafen glänzt ein steinern Bild
Eines Mädchens mit dem Schicksal ringend,
Aufgelös't das Haar und flatterndwild,
Wahnumnachtet Schwert und Fackel schwingend.

Weithin starret Habana's Bild in's Land,
Eine Rächerin aus düstern Tagen,
Die Europa's Flaggen steht vom Strand
Ihren Fluch von Land zu Lande tragen:

Digitized by Google

Daß der Wahnsinn, wuchernd im Gemüth,
Zwietracht in die ferusten Reiche schütte,
Neid und Gier nach Reichthum, der hier blüht,
Thron' und Völker wahnsinngleich zerrütte.

Finsterbrütend lehnt Don Sanchez dran,
Reichgeschmückt mit Gold und goldnen Ketten,
Doch auf Brust und Stirne liegt ein Bann,
Den zu lösen nur der Tod kann retten.

Auf den Wällen jubelt der Soldat,
Feuendensalven donnern die Kanonen;
Als ein Zug von Spanien Sanchez naht,
Reichend ihm des Sieges Ehrenkronen:

„Sanchez Heil, des Hafens Commandant!
Jauchzend grüßt dich Stadt und Citadelle, —
Daß ihr Name werde weltbekannt,
Tauf', o Herr, dies schöne Kind der Welle!" —

Wortlos blickt der Feldherr auf den Strand,
Dann, als wär' er mit sich selbst im Grimme,
Legt er rasch auf's Standbild seine Hand
Und entgegnet mit bewegter Stimme:

„La Habana!"

Die Seiten 193—210 füllen Anmerkungen. — Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht. Ein Sendschreiben an J. Barthélemy Saint-Hilaire, Mitglied des Instituts und bis vor Kurzem Prof. der Philosophie am Collége de France, v. G. Thaulow, Prof. an der Universität zu Kiel. Kiel 1852. Akademische Buchhandlung. 71 Seiten. 8.

Eine kleine, aber inhaltsschwere Schrift, welche nicht blos von dem Gelehrten, sondern von jedem Gebildeten gelesen werden sollte. Wir Deutschen sind leider! zu sehr gewöhnt, nur „das Fremde zu lieben, zu achten, zu rühmen," sind „allzugerecht gegen das Ausland und dieser Fehler, mag er auch „ein schöner" sein, ist und bleibt ein Fehler, der uns unendlichen Schaden gethan hat. Bis 1852 den 2. Dec., wo auch dem Blindesten die Schuppen vom Auge fallen mußten, haben Tausende unter uns, selbst unsre Constituirenden, den Blick nach Frankreich und dessen Staatseinrichtungen gerichtet, und statt das Volksthümliche unter uns reformirend herauszubilden, uns den Saul-Harnisch der Franzosen aufzwängen wollen, in welchem wir schwerlich hätten gehen können, obgleich der Däne Baggesen, welcher Frankreich genau kennen gelernt und völlig partheilos urtheilte, schon vor Jahren ausrief: Ich wünsche den Deutschen, um nicht zu verlieren ihr wahres Heil, „das Gegentheil von dem, was Franzosen gedeiht!"

Ohne Selbstgefühl keine Selbstständigkeit! Woher aber soll das Selbstgefühl kommen, wenn man dem Volke unaufhörlich vorspricht, daß in unserm Vaterlande nichts Gutes mehr vorhanden, weder Kraft noch Saft, weder Ehre noch Volksthümlichkeit zu finden sei; und thut als müßten wir Heldenmuth und Staatsklugheit, Erfindungen und Wissenschaften, wie die Form unsrer Kleider, uns von Frankreich und England kommen lassen. Wer sich selbst die Nase abschneidet, schändet, nach einem alten Sprichwort, sein Angesicht, und Tadeln bleibt immer leichter als Besseremachen! Ein ewiges Tadeln aber erbittert und vernichtet das nothwendige Vertrauen zwischen den Regierten und Regierenden. Wie man Kinder durch beständiges Schelten, daß sie Taugenichtse sind, zu Taugenichtsen machen kann, so auch Völker! — Politisch stehen wir Deutschen freilich bei der Mannigfaltigkeit unserer Staatsverhältnisse dem centralisirten Frankreich, wie die Griechen den Römern, gegenüber im Nachtheil und daher läßt sich jener Tadel zum Theil erklären; aber wissenschaftlich, geistig hat diese Mannigfaltigkeit uns und der Welt überwiegenden Vortheil verschafft; nur die National-Eitelkeit der Fremden will, und die schwache Gutmüthigkeit unsrer Landsleute mag das selten aussprechen! Die Philosophie ist seit den Zeiten der Griechen von keinem Volke so vielfach bearbeitet und gefördert worden, als von den Deutschen; kein Volk hat dazu soviel Anlage, als das unsrige, keine neuere Sprache ist so für diese auf das Reich der Ideen eingehende Wissenschaft geeignet, als die reiche deutsche Sprache, welche für alle Nuancen der Gedanken und Empfindungen einen bestimmten Ausdruck hat, und dennoch, — wie fein säuberlich und galant gehen unsere Kritiker mit französischen Schriftstellern um. Unsere Gelehrten kennen und studieren die Werke der französischen Philosophen in ihrer Sprache; aber wie wenige Franzosen beschäftigen sich ernsthaft mit der deutschen Sprache und wie wenige, selbst ihre Philosophen, sind im Stande die philosophischen Werke in derselben zu verstehen. Wie soll es da zu der gerechten Würdigung und Anerkennung der deutschen Ueberlegenheit kommen, seit Kant und Reinhold, Fichte und Fries, Schelling und Hegel, während die Franzosen noch größtentheils bei ihrem Cartesius, die Engländer bei Locke stehen geblieben sind; wie zu der verheißenen „alliance philosophique" zwischen Deutschland und Frankreich und England kommen, welche, wenn sie zur Wirklichkeit gelangte, allerdings von unzuberechnendem Einfluß auf die Bildung der Welt werden könnte.

Es ist daher ein Verdienst des Herrn Prof. Thaulow um Frankreich, wie um Deutschland, daß er, mit deutscher und französischer Philosophie vertraut und durch einen längern Aufenthalt in Frankreich mit den französischen Philosophen und den französischen höheren Bildungsanstalten aus eigner Anschauung bekannt, es wagt (denn es ist immer ein Wagestück, herrschenden Vorurtheilen, namentlich wenn sie aus National-Eitelkeit hervorgehen, mit Ernst entgegen zu treten), offen und grade seine Ansichten und Wahrnehmungen in dieser Beziehung auszusprechen, wobei er, wie sich von deutscher Gerechtigkeit von selbst versteht, dem Lande, dem Volke und seinen Institutionen da vollen Beifall schenkt, wo er irgend dazu Veranlassung findet. Rühmend gedenkt er deshalb der Anstalten für die exacten Wissenschaften, der Klarheit der von französischen Gelehrten gehaltenen Vorträge ꝛc., spricht dagegen seinen Widerwillen gegen die Vernachlässigung der höhern philosophischen

Digitized by Google

Studien, gegen den wissenschaftlichen Leichtsinn, gegen das unaufhörliche Haschen nach Effect und gegen die Verfassung der philosophischen Studien entschieden aus.

„Ich habe," sagt er, „in Paris den stärksten Kampf bestanden, besonders aus zwei Gründen: einmal weil die Kenntniß, die ich mir aus Büchern über Frankreich erworben und durch deutsche Tradition überkommen hatte, die immer noch hohe Meinung, die ich von der politischen Reife Ihres Landes hatte, nun vollends an der Wirklichkeit scheiterten, und zweitens, weil der Nimbus, mit dem die „université de la France" Europa überzogen hatte, mir nicht nur sehr bald verschwand, sondern hinter derselben die colossalsten Ungereimtheiten und die widerstinnigsten Verhältnisse dann entgegentraten." Er schildert nun seine Erfahrungen und Betrachtungen über die Einrichtung der université, der Sorbonne, des Collége de France, seine Unterredungen mit französischen Gelehrten, und das Resultat blieb: die Art und Weise der Heranbildung zur Wissenschaft, wie sie in Frankreich stattfindet, ist in Deutschland durchaus nicht hinreichend bekannt; das beste Mittel, den letzten Respect der deutschen Nation (und, daß wir wenigstens in wissenschaftlicher Hinsicht eine Nation und eine große Nation sind, fügt Ref. hinzu, können uns die Franzosen auch selbst der Teufel nicht abstreiten) vor der sogenannten politischen Freiheit in Frankreich zu vernichten, ist diejenige Institution aufzudecken, durch welche die Jugend in Frankreich zu ihrer fälschlich so hochgepriesenen politischen Freiheit herangezogen wird. Dann zeigt er, wie der bewunderte Schöpfer der université de France, Napoleon, „schlechthin ein Feind der Freiheit und Wissenschaft," allerdings durch „diese Stiftung seine meisterhafte Kenntniß der menschlichen Natur bewiesen, denn sie sei eine glänzende Nivellirung und Knechtung der Geister für die Zwecke eines Despoten, der sein Volk durch das Unterrichtswesen zur Sklaverei habe gewöhnen wollen," und mit Recht wundert er sich, daß selbst gebildete Franzosen das nach 40 Jahren noch nicht einsähen. Eine Nation der Art könne auch kein Gefühl für politische und wissenschaftliche Freiheit in sich tragen. „In den Collèges, der école normale und der université werde unaufhörlich, seit Napoleon, auf Unterdrückung der Freiheit und Selbstständigkeit des Subjects hingearbeitet und der Manie des Gleichförmigen (manie de l'uniforme) die ganze sittliche und wissenschaftliche Selbstständigkeit der Individuen geopfert; Bildung sei aber nicht Abrichtung, sondern etwas Selbstthätiges, was die Leitung und Nachahmung des Würdigen nicht ausschließe; in den französischen Anstalten werde aber ein Gemachtes, Gegebenes an die Spitze gestellt ꝛc. Eben so mißlich stehe es mit der Praxis des Unterrichts und der Erziehung. Jeder Jüngling, in dessen Brust ein Funke persönliches Freiheitsbewußtsein wohnt, würde in der école normale schlechterdings nicht existiren können." Die Franzosen behülfen sich mit Phrasen von liberté, egalité ꝛc. Aber wenn Cousin u. a. sage: l'école normale est l'image de l'université und l'université est l'image de la France, so sei das nur zu wahr; denn la France sei das Bild der Unfreiheit und Uniformität! — Der Ref. zeigt dann die Unvollständigkeit der philosophischen Vorlesungen aus dem Universitäts-Programm von 1844/45 nach: Geschichte der alten, der neuen, der griechischen und lateinischen Philosophie à 2 Stunden, Philosophie ebenfalls nur 2 Stunden wöchentlich: — völlig unzureichend für eine so große Anstalt; er würdigt die bisherigen Bestrebungen Cousins, Penhoëns, Ott's, Willm's, Remusats, Franks, Barthélemy's St. Hilaire, um die Franzosen mit der deutschen Philosophie bekannt zu machen, beweiset ihnen aber aus ihren eignen Urtheilen, wie leicht sie sich diese Arbeit machen, wie unklar ihre Kenntnisse derselben sind; endlich, wie die französische Sprache für die neuere Philosophie nicht ausreiche, und nur die deutsche auch der griechischen bisher allein im Stande gewesen sei, im vollsten Maaße dem spekulativen Gedanken in seiner ganzen Tiefe und Fülle Form zu verleihen, und hofft deshalb nicht viel für die französische Jugend. „Mit unglücklichem Leichtsinn wird dergestalt die deutsche Philosophie über die Gränze gejagt, und der junge Franzose dankt seinem Schöpfer, daß er nicht nöthig hat, seinen Kopf anzustrengen."

Indem Ref. dem Verf. für seine freimüthigen Mittheilungen, die ihm selbst manchen neuen Aufschluß über den Zustand in Frankreich gegeben, seinen freundlichsten Dank abstattet, und lebhaft wünscht, daß dadurch Frankreich und Deutschland zur Selbstwürdigung geführt werde, ohne welche keine entente cordiale möglich ist, erlaubt er sich noch, einige Worte über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und zur Theologie beizufügen. Die betrübende Erscheinung neuerer Zeit, daß das religiöse Bewußtsein vielfach aus dem Geiste und Herzen des Volkes gewichen ist, wird häufig dem Einflusse der Philosophie beigemessen; denn wo man anfange zu fragen, sei des Fragens kein Ende, man suche den Grund vom Grunde, und stelle sich über das, was man zum Objecte seiner Untersuchungen mache; die Christliche Glaubens- und Sittenlehre sei so einfach und klar, die Biblischen Lehren bewahrheiten sich durch sich selbst: es sei also alles Philosophiren in Bezug auf übersinnliche Wahrheiten schädlich oder doch wenigstens unnöthig. Dies ist allerdings wahr, sobald es sich um die Religion als Anweisung zu einem heiligen und seligen Leben handelt, anders aber mit der Theologie als der Wissenschaft vom Grunde, Wesen und Zweck des Glaubens; als solche ist sie von Philosophie bedingt, wenn sie eine Schutzwehr werden soll gegen den Aberglauben wie gegen den Unglauben. Der Theologe bedarf also einer wissenschaftlichen Erkenntniß von dem Grunde des Glaubens, wie will er sonst den Zweifelnden befestigen, den Irrgläubigen belehren; aber der Nichttheologe ersetzt mit den angebornen, religiösen Ideen, mit seinem allgemeinen Wahrheitsgefühle aus und er darf nur in diesem Gefühle nach seinem Glauben handeln, um ein heiliges beseligtes Leben zu führen. Der Theologe wird durch seine Wissenschaft allerdings häufig in Schwanken und Zweifel versetzt, wenn er aber nicht auf halbem Wege stehen bleibt („er kann nicht (S. 70) um die Philosophie herum, er muß durch sie hindurch"), sondern mit redlichem, religiösem Gemüth forscht, und sein Studium nicht mit der Religion in Widerspruch setzt, so wird Kopf und Herz, Philosophie und Theologie, im schönen Einklange kommen und er erkennen, „daß das Christenthum die höchste Vernunft ist." Schwieriger ist dies für die Halbgelehrten oder Halbgebildeten, welche durch Reden oder Schriften oft in ein Labyrinth von Zweifeln gerathen, aus denen sie nicht wieder herauskommen können, weil die Erkenntniß der letzten Gründe ihnen fremd blieben. Darin liegt das Gefährliche und Unsittliche leichtsinniger Reden und Schriften über Religion! „Ein Anknippen an der Schaale der Erkenntniß, sagt schon der alte Baco, führt leicht von der Religion ab, ein Aus-

Digitized by Google

trinken zu ihr zurück!" Darum war der verstorbene Kirchenrath Daub in Heidelberg (den der Verf. vielfach ehrenvoll erwähnt) ein so ausgezeichneter theologischer Lehrer, weil er, „der in seinen Werken die Gränzen der Gründlichkeit und Tiefe (wenn dies möglich wäre) fast überschritt," weil er, der alle philosophische Systeme in sich aufgenommen hatte und für seine Wissenschaft benutzte, überall auf die christliche Lehre zurückwies und, wie schon Rosenkranz erwähnt, Philosophie und Theologie in Harmonie brachte, obgleich er deshalb oft ein Mystiker und Dunkelmann hieß.

Dr. J. C. Kröger.

Freie Gaben für Geist und Gemüth. Zur Erweiterung des Unterstützungsfonds für arme erwachsene Taubstumme. Herausgegeben von J. F. Jencke. Zweiter Jahrgang. 1. Heft. Dresden und Leipzig. 1853. 5 geh.

In diesem ersten Hefte des zweiten Jahrganges macht uns der Herausgeber in einem Vorworte mit dem Fortschreiten und Wirken seiner Anstalt bekannt, und macht eine summarische Angabe über die erfreuliche Verbreitung der Freien Gaben, deren Ertrag einem so edlen Zwecke gewidmet ist. Die Auswahl der einzelnen Aufsätze in den früheren Heften, wie im gegenwärtigen, ist aber auch von der Art, daß die Freien Gaben nicht bloß als Mittel zum guten Zwecke, sondern auch als Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung der Leser zu betrachten sind. Der erste Aufsatz behandelt: Einiges über die Langeweile. Ein Vortrag, gehalten in der Literarischen Gesellschaft zu Magdeburg von Dr. Fülleborn, Chef-Präsident des Ober-Appellationsgerichtes daselbst. Der Verfasser hat einmal auf einem alten Blatte eines französischen Buches folgende Stelle gefunden: Docteur! je m'ennuye; — Mgr! faites du bien! antwortete der Arzt. Von dieser Frage und Antwort ausgehend, entwickelt Dr. F. anziehende und interessante Bemerkungen über die Langeweile. Der zweite Aufsatz ist von Dr. Wilhelm Schäfer, der in demselben das Wesen und Wirken des Aberglaubens geschichtlich erläutert, und in den historischen Notizen reiches Studium über diesen Gegenstand verräth. Eine Erzählung: Schwarten-Fritze von Fr. Lubojatzky erhält erst in dem zweiten Hefte ihre Fortsetzung. H. Gg.

Erinnerungen. Gedichte von Ferd. Schellenberg. Leisnig und Leipzig bei Sassins und Fritzsche. 1853.

Aus dieser Sammlung von Gedichten tritt uns ein jedenfalls durch die sanfte, weiche Hölty'sche Muse angeregtes dichterisches Gemüth entgegen, das Nichts weiß von der Koketterie der schmerzbelasteten Lyriker unsere Tage, sondern sich gesonnt hat an dem Reflex eines wohligen Daseins. Eine Elegie auf den Tod des Joh. Heinr. Voß eröffnet die Sammlung und ist als Preisgedicht bezeichnet. Besonders hervorzuheben in der Sammlung ist ein „Lied zur See", dessen Ton lebhaft an die lebendigen italienischen Barcaroien erinnert, obgleich es deutsches Original ist.

H. Gg.

Historischer Tugendspiegel oder Beispiele des Guten aus der Vorzeit, zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend. Bearbeitet und chronologisch geordnet von Karl Berger. 2. Ausgabe. Leipzig. H. Fritzsche. 1853.

Die Jugend kann nie genug daran gemahnt werden, die Geschichte vergangener Jahrhunderte als seine Bildungselemente zu betrachten. Biographien großer Männer früherer Zeiten sollen ihnen zeigen, wie die goldne Saat der Ernte im Sonnenbrande nur gedeiht. Vorliegende Sammlung, die mit richtiger Berechnung für die Jugend geschrieben ist, enthält in drei Perioden Biographien aus der alten Welt und aus dem Mittelalter. Möge sich die Jugend stärken an den Lebensbeschreibungen eines Bonifacius, Carl des Großen, Heinrich der Vogelsteller u. s. w.

H. Gg.

Miscelle.

In des gelehrten J. Dobrowsky „Literarischen Nachrichten von einer auf Veranlassung der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1792 unternommenen Reise nach Schweden und Rußland" ꝛc. Prag. 1796" liest man Folgendes: Die Hamburger legten zwar ihren alten Haß gegen die Wenden dadurch an Tag, daß sie ihre neuen Bürger nach einer plattdeutschen Eidesformel schwören lassen, daß sie keine Wenden seyen, allein dieser Haß, der nun auch nach Ausrottung aller Wenden in ihrer Nachbarschaft keinen wirklichen Gegenstand mehr hat, gieng nie so weit, daß sie noch kein wendisches oder slawonisches Buch in ihrer öffentlichen Stadtbibliothek hätten leiden wollen. Ueber meine Erwartung fand ich da manche seltene Werke, als die Ostrager und erste Moskauer slaw. Bibelausgabe, einige kleinere Stücke zu Venedig gedruckt, einen Bukwar (d. i. ABCBuch) aus der Druckerey des Michael Sliozka, Lemberg 1068 in 8." Dobrowsky führt dann verschiedene „in das böhmische Fach" gehörende Werke an.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 72. Mittwoch, den 7. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nelandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Analyse der verschiedenen Schriften, welche die chinesischen Rebellen im Verlaufe der gegenwärtigen Revolution veröffentlicht haben ..... Seite 561
Verhandlungen der Londoner königl. literarischen Gesellschaft .. " 562
In Angelegenheit der deutschen Sprache ..... " 563
Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Staacke (Fünfter Brief) ..... " 564
Literatur:
Wanderbilder aus Central-Amerika, von Wilhelm Heine .... " 566
Junge Blätter. Gedichte von H. Köpert ..... " 567
Miscellen ..... " 568

Analyse der verschiedenen Schriften, welche die chinesischen Rebellen im Verlaufe der gegenwärtigen Revolution veröffentlicht haben.

(Aus dem „Herald.")

Das „Buch der himmlischen Gebote" oder das erste Pamphlet enthält mancherlei Mittheilungen, die der oberste Anführer von Gott und Christum erhalten haben will, und worin dem Volke geboten wird wacker zu kämpfen, kein Plünderungsgut zu verheimlichen und sich nicht an den Harems zu vergreifen. Verletzungen gegen das siebente Gebot sollen mit dem Tode geahndet werden. Die verschiedenen Mittheilungen werden so dargestellt, als ob sie binnen drei Jahren und an verschiedenen Orten zwischen Kwangsi und Hunan gemacht worden wären. Der erste Anführer verlangt, daß das Volk ihn „Chu" (Herr) nennen soll, verbittet sich aber die Bezeichnungen „Shang" (hoch) und „Shing" (heilig), weil diese nur Gott gebührten.

Das zweite Pamphlet, der „Calender, ist von Yang, Seau, Fangwei und Shig verfaßt. Das Jahr ist darin in 366 Tagen und 12 Monaten abgetheilt, von welchen Letzteren die ungleichen 31 Tage und die gleichen 30 Tage zählen. Auch sollen keine Tage mehr als glückliche oder unglückliche bezeichnet, sondern sämmtlich als unter Gottes Obhut stehend, folglich als zu jedem Unternehmen günstig angesehen werden. Das Jahr beginnt mit dem 4. Februar unsrer Zeitrechnung und ihre Sabbathe entsprechen das ganze Jahr hindurch unsern Sonntagen.

Die „Offenbarung des himmlischen Vaters, als er zur Erde hernieder stieg," bildet den Inhalt des dritten Pamphlets, welches über die wunderbare Entdeckung einer Verschwörung berichtet, die ein gewisser Chow Seihnang am 29. Tage des zehnten Monats 1851 angezettelt hatte. Es scheint, daß besagter Chow die Absicht gehabt hat, das ganze Lager den Kaiserlichen zu überliefern. Das Haupt des Aufstandes, Hang Sewtsewen, wußte nichts von diesem Anschlag, aber der himmlische Vater (Gott) erschien ihm, und gebot, den Chow Seihnang vorzuforderu und über das Complott in's Verhör zu nehmen. Derselbe legte sich Anfangs auf's Läugnen, bekannte aber, von dem himmlischen Vater scharf zugesetzt, sein Verbrechen und gab auch seine Mitschuldigen an, wonach er nebst Weib und Kind den Tod erlitt. Die Unterhaltung, welche zwischen dem himmlischen Vater und Chow Seihnang in Anlaß des Verhör's statt gefunden haben soll, wird sehr vulgair, wie folgt, beschrieben: „Ersterer frägt den Letzteren, ob er wohl wisse, wer er wäre, worauf derselbe erwiedert: „o ja, Gott, der himmlische Vater." — Gott frägt dann weiter, wer die Sonne sei, und darauf antwortet Chow Seihnang: „die Sonne ist unser königlicher Meister, der wahre Herr aller Länder unter dem Himmel." Eine dritte Frage

Digitized by Google

lautete: „wie weit leuchtet die Sonne?“ worauf der Gefragte antwortete: „sie leuchtet über die ganze Welt.“ Unter dieser Sonne scheint Hong Sewtsewen verstanden zu sein, denn seiner wird an andern Stellen des Buches als „unser königlicher Meister“ und als „himmlischer König“ gedacht.

Die Pamphlete 4, 5 und 6 handeln ausschließlich von der Religion der Rebellen, deren christliche Form außer allem Zweifel ist. Das eine dieser Pamphlete giebt die verfälschte Geschichte ihrer Religion, wovon dasjenige, was dem alten und neuen Testamente entlehnt zu sein scheint, schon publicirt worden ist. Der Verfasser geht dann weiter, und sagt, daß in früheren Zeitaltern sowohl die Chinesen wie die Ausländer einen höchsten Gott angebetet hätten, detaillirt die Haltung der alten Weisen seines Landes, und führt aus den eignen Classikern Stellen zum Belege des Gesagten an. In den letzten 2000 Jahren aber, fähret er fort, hätten die Chinesen sich von dem Bösen verleiten lassen und hätten Geistern und Feen eine Anbetung gezollt, die nur Gott allein gebührt hätte. Ein Kaiser der Han Dynastie, dummer als die übrigen, habe den Buddhismus eingeführt, und unter der Sung Dynastie hätten die Taoisten, statt den alleinigen höchsten Gott anzubeten, sich einen eignen Götzen ausgedacht. Hier ein Auszug aus diesem Original:

„In den letzten 700 Jahren hat das Volk die Kunde von Gott verloren, worauf dieser in seinem Unwillen seinen Sohn (damit ist Hong Sewtsewen, der jetzige erste Anführer gemeint) auf die Welt gesandt hat, zuvörderst, um die Classiker zu studiren, wonach er ihn, im Jahr Sing-yew (1837) wieder zu sich in den Himmel genommen hat, um ihn dann selber in himmlischen Dingen zu unterrichten. Auch hiermit fertig, gab er ihm Bücher und gute Lehren, benebst ein Siegel und Schwert und eine unwiderstehliche Macht. Gott gebot ihm sodann, so wie auch seinem älteren Bruder Jesus, allen höllischen Einfluß auszurotten, und gab ihm einen Engel zu seinem Beistand. Die höllischen Mächte, insbesondere die alte Schlange, der Teufel, sahen dies Vorhaben mit neidischen Augen an, aber Gott erhob seine mächtige Hand über seinen Sohn, (bezieht sich abermals auf Hon Sewtsewen) so daß er die bösen Geister überwältigte. Als dieser dies gethan hatte, da behandelte er sie mit verdienter Strenge, und da verging ihnen trotz ihres Neides all ihr Muth. Nachdem er die Teufel überwunden hatte, stieg er neuerdings (d. h. Hong Sewtsewen) wieder gen Himmel empor und war gnädig und anmuthig, edel und schön, über alle Vergleichung. Die himmlische Schwester (seine Frau) war klug und besonnen, und sie ermahnte den älteren Bruder stets zur Milde und Freundlichkeit. Da der große Gott es mit allen Menschen wohlmeint, so befahl er seinen Sohn (worunter nochmals Hong Sewtsewen verstanden ist) auf's Neue, zur Erde herab zu kommen, und sagte zu ihm, als er ihm diesen Befehl ertheilte, damit er nicht ängstlich zu sein brauchte: „Ich will an Dich sein und die Oberaufsicht über deine Angelegenheiten führen.“ Im Jahr 1848 war er aber doch in großer Gefahr (bezieht sich auf das Complott, von welchem in dem Pamphlete Nr. 3 die Rede ist) und da begab sich Gott, sein Vater, mit Jesus auf die Erde, und ermahnte ihn, seine Prüfung zu bestehen. Seitdem hat Gott ihn befähigt, stets auszuharren, jeden dämonischen Einfluß zu zerstreuen, und seine Gewalt und Macht zu bekunden, auch über die Welt zu richten, und den Gerechten zum Himmel, den Gottlosen in die Hölle zu schicken. Der Himmel ist mit im Spiel, und hat von Allem die oberste Leitung übernommen, so, daß alles Volk der Welt kommen und seine Herrschaft anerkennen mag.“

Die übrigen Pamphlete beziehen sich auf militairische und bürgerliche Disciplin und sind an und für sich weniger merkwürdig.

Verhandlungen der Londoner königl. literarischen Gesellschaft.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung vom 6. Juli verlas Herr Vaux einen Aufsatz Sr. Ehrw. des Herrn Dr. Hincks über einen alterthümlichen Cylinder im britischen Museum, welchemnach er ermittelt hat, daß derselbe weit ältere historische Daten enthält, als irgend ein anderes Document, das bis jetzt veröffentlicht worden ist. Er weis't darin ferner nach, daß ein anderer Cylinder, dessen der Obrist Rawlinson jüngst gedacht hat, dem im Museum sehr ähnlich, jedoch minder interessant ist, weil ihm viel von dem chronologischen Inhalt abzugehen scheine, es sei denn, daß der Obrist Rawlinson denselben übergangen habe. Beide Entzifferer stimmen übrigens darin überein, daß sie beide Cylinder ein und demselben Monarchen, Tigiath-Pileser zuschreiben. Das Datum desjenigen im Museum läßt sich ziemlich genau bestimmen. Der König, der ihn geschrieben hat, ist derselbe, von dem die babylonische Inschrift des Sennacherib sagt, daß er 418 Jahr vor dem ersten Jahre Sennacherids von den Babyloniern besiegt worden sei. Um diese Zeit ist Ninive zerstört und Kalah Sheegath der Sitz der Regierung geworden, auch wurden verschiedene Götzenbilder nach Babylon abgeführt, die Sennacherib nachdem von dort wieder abgeholt hat. Da die Eroberung Babylons durch Sennacherib nun 702 Jahre vor Christum statt gefunden hat, so muß der Fall von Ninive 1120 Jahr vor Christum erfolgt sein, und das Datum des Cylinders mag einige Jahre später sein, etwa 1110 Jahr vor Christum.

Tigiath-Pileser spricht von vier seiner Vorfahren, die alle den Titel „König von Assyrien“ führen, und erwähnt insbesondere eines unter ihnen, des Shemsiyan, des Sohnes Ishmi-Dakan's, ein Name, den Herr Dr. Hincks für zuverlässig hält. Er sagt auch in derselben Cylindereinschrift, daß er einen gewissen Tempel zu Kalah Sheegath wieder erbaut habe, den sein Großvater niedergerissen hatte und der zuerst, 641 Jahre früher, von Shemsiyan aufgeführt worden war. Diese Jahre müssen entweder mit dem Niederreißen des Tempels oder mit dessen Wiederaufbauung geendigt haben: in ersterem Falle hat Shemsiyan 1750, in letzterem Falle 1840 Jahre vor Christum gelebt. Tigiath-Pileser setzt hinzu, daß er auf Tafeln und in Sculpturen seine Eroberungen beschrieben und in dem Tempel aufgehangen habe, und daß er zu derselben Zeit dergleichen Tafeln und Sculpturen von seinem Ahnherrn Shemsiyan vorgefunden und neben seinen eignen im Tempel aufgehangen hätte. Dieselben müssen also wohl in einer der Zeit lesenlichen und der seinigen ähnlichen Schrift geschrieben gewesen sein. Dr. Hincks meint, daß sie wohl noch vorhanden sind, und

Digitized by Google

gefunden werden dürften, wenn der große Erdhügel zu Kalah Shergath ganz durchwühlt worden wäre. Die Genauigkeit des Datums von 641 Jahr gleich dem von 418 Jahren in der bavianschen Inschrift verdient beachtet zu werden: es ist hier augenscheinlich von keiner ungefähren Schätzung die Rede, sonst würde man sich runder Zahlen bedient haben. Sie sind wahrscheinlich irgend einem Kanon der Regierung der Könige entnommen, wovon man Bruchstücke unter den assyrischen Sammlungen im britischen Museum gefunden hat.

Herr Birch verlas Auszüge aus einem eben erhaltenen Schreiben des Obrist Rawlinson, worin derselbe äußert, daß ihm der Name Aegypten in den Inschriften große Schwierigkeiten mache. Es kommen in dieser Beziehung zwei Worte vor: Masari und Musri, und nun frägt es sich, ob sie eine abweichende Bedeutung haben oder nicht. Der Obrist Rawlinson ist der Meinung, daß ersteres der Fall sei, und bemerkt, daß seines Dafürhaltens die einzigen wahrhaften Notizen über Aegypten diejenigen sind, wo Sargon den König von Gaza, damals Aegypten unterthan, schlägt; wo er den Tribut Pharao's von Aegypten erhebt; wo der König von Ashdod nach Aegypten, der Zeit Meroe unterthan, flüchtet; in Sennacherib's Feldzug in Palästina; und in den Titeln von Esarhadon. In allen diesen Fällen ist Musari die richtige Lesart. Wenn dem aber also ist, so müssen alle die anderen Notizen, die man bisher auf Aegypten angewandt hat, irgend einen andern Platz im Norden von Assyrien bedeuten. So müssen in der Beschreibung des Gebäudes von Khorsabad die Worte „nach ägyptischer Weise" in der Wirklichkeit „in der Richtung von Musr" heißen. Und wenn gleich in dem Tribute, welchen Aegypten Sargon gegeben hat, sicherlich auch „Pferde" sind, und der Monarch von „Pferden aus Musr" unter seinen speciellen Trophäen spricht, muß er darunter diese nördliche Region verstanden haben. Die wichtigste Frage bezieht sich indessen auf den durch Musr an Deleboras entrichteten Tribut, auf dem dritten Felde des Obelisken. Die in dem Epigraph verzeichneten Gegenstände sind: Dappelhöckerige Kameele, Ochsen von dem Fluß Jekiya, Elephanten, Pferde, Affen und Paviane. Der Obrist Rawlinson ist, wie er sagt, bis dahin immer der Meinung gewesen, daß Jekiya das Erchaas von Oberägypten sei. Der neue Tigloth-Pileser Cylinder enthält inzwischen eine detaillirte Angabe der Eroberung Musr's durch den assyrischen König, mit einem Verzeichniß von vierzig Ländern, die er im nördlichen Syrien überzogen hat, meistens obscuren Namens, was daher kommen mag, daß sie scythischen Stämmen angehörten. Funfzehn derselben scheinen im Osten des Euphrates, in und nahe dem Taurus belegen gewesen zu sein, der Rest im Westen Euphrates und längs den Ufern des mittelländischen Meeres. Nachdem Tigloth-Pileser diese Länder überzogen hat, greift er die Hittiten an und nimmt Carchemisch, welches damals sichtlich am linken Ufer des Euphrats belegen gewesen ist, wonach er sofort die Expedition gegen Musr verfolgt. Indem er später den Umfang seines Reiches beschreibt, nennt er das mittelländische Meer als dessen westliche und das Untere Zab als dessen östliche Gränze. Hieraus folgert der Obrist Rawlinson nun, daß unter Musr das persische Aemenien verstanden sei. Am Schlusse giebt er als seine Meinung, daß Ninive erst ungefähr 1000 Jahre vor Christum gebaut worden sei, da Nisser oder Kalah Shergath die ursprüngliche Hauptstadt gewesen; daß Babylons zuerst auf dem Minrud Obelisken gedacht und dann bloß als Stadt genannt wird, und daß der Name, welchen er und der Dr. Hincks bisher „Hardaeiyas gelesen habe, nichts weiter als das biblische Shinar sei.

Herr Birch verlas ein interessantes Schreiben von dem Herrn Colnaghi junior, dem Secretair des Herrn Newton, Vice-Consuls Ihrer Majestät auf Mytilene, worin er anzeigt, daß Herr Newton es sich sehr habe angelegen sein lassen, Inschriften auf der Insel Rhodus zusammeln, und daß derselbe, begleitet von dem Herrn Finlay von Athen, eben abgegangen sei, um Cos, Patmos und Scio einen Besuch abzustatten. Zweifelsohne wird ein so geschickter Forscher wie Herr Newton seine Mühen durch manche interessante Dinge gelohnt sehen.

Herr Birch theilte der Gesellschaft auch mehrere merkwürdige Resultate des Besuches mit, welchen Herr Guerin vor Kurzem der Insel Samos abgestattet hat. Es scheint, daß derselbe dort sechs Wochen verweilt hat, und daß es ihm in dieser Zeit möglich geworden ist, die Insel von Grund aus zu durchforschen und auch das Gebirge zu entdecken, von dem Herodotus sagt, daß es durch Eupalinus von Megara durchschnitten worden sei. Herr Guerin hat auch mehrere Ausgrabungen angestellt, und so viel Schutt bei Seite geschafft, daß er über 500 Schritte neben dem ehemaligen Tunnel hat passiren können.

In Angelegenheit der deutschen Sprache.

Einverstanden mit den meisten Vorschlägen eines geehrten Mitarbeiters dieser Blätter *) erlauben wir uns nur über die angedeutete Verwandlung des Pf in F unser Bedenken zu äußern. Es ist zwar nicht zu läugnen daß diese Buchstabenverbindung zu den Härten unserer Muttersprache gehört, aber der Verfasser des beregten Aufsatzes ist sehr im Irrthume, wenn er glaubt, es ließe selten Jemand das P in der Rede hören. Man spricht allerdings in einigen Gegenden Norddeutschlands Fahl, Farrer, Falz, Feffer, im ganzen Süden jedoch und manchen Theilen des Nordens spricht man Pfahl, Pfarrer, Pfalz, Pfeffer mit hörbarem Lippendrucke des P, und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen daß die Schreibweise das Pf durch die Aussprache des größten Theiles von Deutschland ihre Berechtigung finde. In den Volksmundarten, welche die Härte des Pf vermeiden wollten, hat man das F über Bord geworfen, und das P allein beibehalten und spricht demzufolge z. B. in der Pfalz und am untern Main: Pahl, Parrer, Palz, Peffer mit scharfem Drucke des P. Auf gleiche Weise hat die stammverwandte niederdeutsche Sprache das Pf in P verwandelt und man spricht und schreibt darum in Holland: paal, Palts, peper, pad (Pfad), pand (Pfand) pyp (Pfeife) und ähnlich alle deutschen Worte mit Pf. Wenn deshalb das Pf fallen sollte, so würde wohl die Mehrzahl sich für die Beibehaltung der ersten Hälfte erklären und leichter F als P vermissen, da aber nach alten Grundsätzen die Schriftsprache sich nach der Aussprache der meisten Gebildeten richtet, so dürfen muthmaßlich

*) s. Nr. 52 d. J.

Digitized by Google

die beiden befreundeten Buchstaben in ihrer seitherigen Verbindung belassen werden.

Anders verhält es sich mit Ph, dieser in die deutsche Sprache eingeschmuggelten Buchstabenverbindung, für die wir in unserem F hinreichenden und einfachen Ersatz haben. In ganz Deutschland wohl spricht man Adolph, Phantasie, Phiole, Phlegma wie Adolf, Fantasie, Fiole, Flegma und hier wäre also eine Vereinfachung am ehesten gerechtfertigt. Im siebenzehnten Jahrhundert schon haben die sogenannten Zestianer in ihrem „Frygier Aeneas" die Umwandlung des Ph in F einzuführen gesucht, und wenn auch die „Vollständigere und Unverkünstelte deutsche Sprachkunst von Johann Christoph Gottscheden" diese „wunderliche Grillenfängerei" entschieden verworfen, so hat diese Schreibweise doch, trotz immerwährender Bekämpfung, sich langsam Bahn gebrochen und dem deutschen Auge sich mehr und mehr befreundet.

Franz Holzwarth.

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen

mitgetheilt von Hugo Stracke.

(Fünfter Brief.)

Ehe ich zum sechsten und letzten Briefe komme, liebe Emilie, kann ich nicht umhin, obgleich ich so ziemlich die Hauptrepräsentanten der verschiedenen Richtungen in der neueren lyrischen Poesie durchgenommen habe, noch auf zwei Dichter zu kommen, die beide einen bedeutenden Rang in der Literatur einnehmen. Möge der größte dieser beiden zuerst folgen, es ist:

Emanuel Geibel,

Geibel ist der Sohn des kürzlich verstorbenen reformirten Pastor Geibel in Lübeck, daselbst geboren und jetzt Professor der Poetik in München, nachdem er sich kürzlich mit einer Landsmännin, Amanda Trummer, verheirathet. Geibel nimmt jedenfalls unter den deutschen Lyrikern aller Zeiten einen der ersten Plätze ein und ist was Redwitz, als Dichter unter den Katholiken, dasselbe unter den Protestanten, sowohl in politischer, wie in religiöser Hinsicht, freilich völlig soweit gehend nicht. Er überflügelt aber Redwitz, ja fast alle übrigen jetzt lebenden Lyriker in Talent und Genie und hat Sachen von unübertrefflicher Schönheit und Reinheit geschrieben, Gedichte die ewig in der deutschen Literatur glänzen werden, ja die jedem Volke, jeder Sprache als Muster dienen können. Man glaubt die schönsten Klänge der Minnesänger zu hören, es ist als wäre in seiner Person ein Sänger jener romantischen Zeiten dem Grabe entstiegen. Freilich muß man es ihm zum Fehler wiederum anrechnen, daß durch alle seine Lieder durchweg ein süßlicher und weichlicher Ton weht, der ihn besonders zum Lieblinge der Damen gemacht.

Geibel's Hauptwerke sind: „Gedichte", in einigen zwanzig Auflagen erschienen, ferner „Juniuslieder" und „König Roderich, ein Trauerspiel", letzteres ist, wenn auch von poetischer Schönheit, doch ohne Bühnenwerth. Mögen hier aus seinen Gedichten, als charakteristisch für den Dichter, zwei Gedichte folgen:

Rühret nicht daran!

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O, rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr es ist nicht wohlgethan.

Wenn's legend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das kromm zum erstenmale liebt.

O, gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem 's voll rosiger Blüthen steht;
Ihr wißt nicht, welch' ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch' ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duld und wandte sich
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Scheu laut nach Lust in seiner Noth,
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an
Doch keine Thräne heißer Reu'
Macht eine welke Rose blüh'n,
Erweckt ein todtes Herz auf's neu'.

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Thränen perlen ihr vom Angesicht
Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sann und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht' ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb."
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen." —
Sie gingen — sah'n sich — o, der Stolz ist schlimm —
Das Eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Ampellampe rother Glanz —
Erst wird er matt; dann flackert er empor

Digitized by Google

Noch einmal hell und dann verlischt er ganz —
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal sahen sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht was.
Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden,
Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

Gottfried Kinkel.

geboren zu Obercassel bei Bonn 1815. Nimmt Kinkel auch als Poet nicht den hohen Rang ein, den Geibel, so überragt er doch bei weitem diesen durch seine freie, vaterländische Gesinnung. Kinkel's Leben und Schicksale sind bekannt, sie sind so engverbunden mit der Geschichte des deutschen Volkes, daß jeder Gebildete sie kennt. Kinkel gehört zu den Märtyrern des deutschen Volkes, der Freiheit, deren glühender Apostel er ist, sowohl mit der Feder, dem Worte, als dem Schwerdte. Sein Leben ist voller Kraft und Poesie. Kinkel hat außer seinen wissenschaftlichen Werken, „Gedichte", „Otto der Schütz, ein Epos" und „Novellen" von ihm und seiner Frau Johanna Kinkel geschrieben, herausgegeben. Sein am meisten bekanntes Werk ist Otto der Schütz, wodurch er sich besonders einen Namen als Dichter erworben hat, es würde zuviel Raum einnehmen weitläuftiger dasselbe zu zerlegen. Möge statt dessen, eine Probe aus seinen Gedichten folgen, und zwar ein sehr schönes, geschrieben im Gefängniß zu Rastatt, nachdem die Preußen, seine Landsleute, ihn zum Tode verurtheilt, dem er nur, wie genügsam bekannt, mit Mühe entgangen.

Mein Vermächtniß.

(Rastatt, August 1849.)

Das Beste was das Leben giebt,
Das hab' ich nun genossen,
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde.
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Nie gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz —
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reich begränztes Leben —
O Glück und Stolz mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!

Der müden schwielenharten Hand
Ein sanfter Lohn zu werben,
Du vierter Stand, du teurer Stand,
Für dich geb ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zu That entschlossen,
Fall' ich am's nächste Morgenroth
Vom kalten Blei durchschossen

So haltet mich in treuem Sinn,
O Meister und Geselle!
Gedenke mein, du Näherin,
In deiner trüben Zelle:
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umsonst die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerschaar,
Die fremde Garben schneidet!

Ich werde nicht vergessen sein,
Du Jugend wirst mich kennen
Und wirst an meines Geistes Schein
Zum Freiheitsdurst entbrennen.
Manch' Frauenauge weint um mich,
Du Sänger süßer Lieder;
Als Gruß zur Erde neigen sich
Viel Blumen zu mir nieder.

Den letzten Gruß dir über'm Rhein
Du edles Volk der Franken!
Die Völker sollen einig sein
In Herzen und Gedanken.
Steh'n soll, so weit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den auch mein Blut besiegelt.

Einer unserer Landsleute, ein junger Dichter, der Schleswig-Holsteiner Adolf Strodtmann, hat sich durch seine hübsch geschriebene Biographie Kinkel's einen rühmlichen Namen erworben. Mit innigem Gruß, liebe Emilie, Dein alter Freund.

Digitized by Google

Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers von Wilhelm Heine. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Hermann Costenoble. 1853. XVI und 264 Seiten.

Den Verfasser und seine Reiseskizzen können wir nicht besser und angelegentlicher empfehlen, als es von dem competentesten Beurtheiler, Friedrich Gerstäcker, geschehen ist. „Der Leser," beginnt er sein Vorwort; „soll hier zum ersten Mal mit einem jungen Künstler bekannt werden, den nicht nur sein frischer fröhlicher Muth und jene geheimnißvolle, aber doch auch so gewaltige Lust nach einem regen Leben, sondern auch der ernste Zweck, seinen Studien obzuliegen und seine Kenntnisse zu erweitern, in die Welt hineingetrieben, und der selbst in diesem Augenblicke bei unsrem Antipoden herumschwimmt, aber mit der Büchse auf der Schulter und der Palette in der Mappe die Küsten des indischen Archipels durchforscht und die Schätze plündert, die Mutter Natur da draußen ja mit vollen Händen ausgestreut über das wundervolle Land.

Wilhelm Heine, zuerst zum Architekten bestimmt, fand mehr Freude an der freien Malerkunst. Sein Talent hierzu offenbarte sich bald. Von dem König von Sachsen in seinem Plane unterstützt, wandte er sich zuerst nach Paris, dort Decorationsmalerei zu studiren und später seine Kenntnisse der Dresdener Hofbühne zu widmen. Die dort 1849 ausgebrochenen Unruhen warfen aber die Kunst weit in den Hintergrund und von seinem rastlosen Eifer für dieselbe angetrieben, zog der junge Künstler dahin, wohin es Tausende damals schon, wie noch jetzt, in unaufhaltsamer Sehnsucht hinüberdrängte über das Meer, in dem fernen Lande des Westens, Studien zu sammeln, und das auszubilden in der ferne Welt, was er in den Kunst-Sälen von Paris vorbereitet hatte mit emsigem Fleiße.

New York aber genügte ihm auch nicht auf die Länge der Zeit — der Amerikaner ist für die Kunst empfänglich und liebt die Künstler, aber das Land ist noch zu jung, — die Energie seiner Bewohner wird noch zu sehr für das augenblicklich Praktische gefordert, um dem Schönen schon seine vollen Sinne weihen zu können, und wo der Meubleshändler noch die „Bilder" zusammen mit Sopha und Stühle verkauft, wo diese Gemälde auch zu so und so vielen Dutzend bestellt werden, kann natürlich der Künstler nicht Befriedigung finden.

Heine ergreift denn auch mit Freuden eine günstige Gelegenheit, die sich ihm bot, in Begleitung des, schon durch seine früheren archäologischen Forschungen in Nord- und Mittel-Amerika, das letztere Land zu bereisen, um zu Mr. Squier's beabsichtigtem Werke über diese Strecken die Illustrationen zu liefern.

Ueber diese Reise, die Heine aber leider allein beenden mußte, da Mr. Squier durch Verhältnisse gehindert wurde, ihm zu folgen, handelt, mit Ausnahme eines kurzen Künstlerausflugs im Staat New York, dies kleine Bändchen, und der Leser folgt dem jungen lebensfrohen Manne vielleicht auch mit mehr Aufmerksamkeit und Interesse, wenn er erfährt, daß Wilhelm Heine auch selbst in diesem regen Leben nicht den Drang befriedigt fühlte, der ihn weiter und weiter trieb auf der einmal betretenen Bahn, denn er befindet sich in diesem Augenblicke an Bord des amerikanischen Geschwaders, das zu einer Recognoscirungstour des indischen Archipels, vorzüglich aber der japanischen Küsten ausgesandt ist, und wohl nicht wiederkehren wird, ohne ein tüchtiges Stück von der Welt gesehen, ja vielleicht auch ein Stück in der Welt gethan zu haben.

Von dort werden seine Berichte für jetzt in der Allgemeinen Zeitung und dem Ausland erscheinen, seine Stellung an Bord eines der Kriegsschiffe, mit ehrenvollen Aufträgen der amerikanischen Regierung für unterwegs anzustellende Sammlungen, sichert ihm dabei die Gewißheit, den größtmöglichsten Nutzen von solch wilder Fahrt zu ziehen, und wir dürfen hoffen, daß er uns auch manches Schöne von fernen Ländern erzählen wird. Der Einzelne wird doch ja immer nur, möge seine Route liegen so weit sie will, auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt, und dem Leser bleibt es überlassen, sich von den verschiedenen Ansichten und Bildern der draußen Herumstreifenden den Honig zu sammeln und seine Meinung festzustellen.

Heine's Styl ist leicht und ungezwungen, seine Schilderung lebendig und das Herzliche, und Gemüthliche seines ganzen Wesens läßt uns ihn bald liebgewinnen, und so hoffe ich denn, daß Dir, lieber Leser, diese Gabe eine willkommene sein wird, wie es mir selber eine besondere Freude gewährt hat, den jungen, noch gewissermaßen vom Seewasser triefenden Künstler bei Dir einzuführen."

Den kleineren Raum des Buches (S. 1—40) nimmt ein Künstlerausflug durch den Staat New York, den größeren (S. 41—264): Ein Jahr in Central-Amerika (14 Briefe) ein. Es herrscht in der Darstellung anziehende Natürlichkeit, lebendige Frische und heiterer Sinn; neben dem Künstler lernen wir in dem Berichterstatter auch einen Naturforscher und auf das Praktische seinen Blick richtenden Beobachter kennen; wenn daher das Buch angenehm unterhält, so belehrt es zugleich über manche Verhältnisse Central-Amerika's, die oft aus einem falschen Gesichtspunkte beurtheilt werden. Manches Neue und Beachtungswerthe über den mangelhaften Zustand des Bergbaues, das Canalprojekt, den neuesten Revolutionskampf von Nicaragua und dessen schmachvolles Ende, die Auswanderung nach Central-Amerika u. dgl. theilt der Verfasser mit. — Dem vierten Briefe entnehmen wir das folgende Bruchstück über Granada: „Granada ist die bedeutendste Stadt am See gleiches Namens, mit 12—15000 Einwohnern, und unter den jetzigen Umständen wohl überhaupt die wichtigste Stadt dieses Landes zu nennen. Die Zeit ihrer Gründung fällt mit der zweiten Periode der Entdeckung von Amerika zusammen. Ihre Erbauer waren jene kühnen Freibeuter, welche ein seltsames Gemisch von soldatisch roher Ritterlichkeit, gepaart mit blindem Glaubenseifer waren, mit welchen Eigenschaften sie aber doch auch eine gewisse kaufmännische Verschmitztheit verbanden.

Die Häuser, meist nur aus einem Geschosse bestehend, dessen Höhe zwischen 12 und 15 Fuß beträgt, haben durch ihre 6—8 Fuß breiten Thüren und hohen vergitterten Balconfenstern ein festungsähnliches Aussehen. Die innere Einrichtung beschrieb ich Euch bereits früher. Die Haupträume bleiben überall der mit Zierpflanzen geschmückte erste Arcadenhof und die an der Vorderfront liegende Empfangshalle, an welche gewöhnlich das Frauengemach stößt; oft auch befindet sich über letzterem noch ein Balconzimmer,

Digitized by Google

Ein solches ist gegenwärtig meine Wohnung, mit wundervoller Aussicht über den See und die Gebirge. Einen zweiten oder Hinterhof, umgeben die Ställe, die Küche (in der nur auf offenem Herde gekocht wird, Bratöfen, Kochmaschinen, wie in Europa und den Vereinigten Staaten, kennt man hier nicht), welche letztere zugleich dem Geflügel und sonstigem kleinen Gethier, das für jede Mahlzeit frisch geschlachtet wird, zum Aufenthalt dient. In vielen dieser Hinterhöfe befindet sich auch ein Ziehbrunnen, doch wird das Wasser mehrentheils aus dem See geholt, da die Quellen fast alle mineralischer Natur sind.

Sehr belebt ist das Seeufer bei Sonnenaufgang: Frauen und Mädchen erscheinen, mit großen irdenen Gefäßen, ähnlich den antiken Amphoren, nur etwas bauchiger, auf dem Kopf und schöpfen Wasser; Reiter und Fußgänger lustwandeln in der Morgenkühle, fast alle Besucher aber erfrischen sich mit einem Bade. Später räumen sie den Waschwaanen das Feld, sowie den Schiffsleuten, welche die Waaren aus den Booten auf große, zweiräderige, von 4—6 Ochsen gezogene Karren umladen. Dann füllen sich die Straßen mit Indianern der benachbarten Dörfer und Haciendas, welche ihre Produkte zum Kaufe ausbieten. Bei geringer Entfernung tragen sie ihre Last auf dem Kopfe, in großen hölzernen Schüsseln, von denen man auch sagen kann, sie haben ungeheure hölzerne Hüte auf, die sie umgekehrt auch zum Tragen benützen. Kleine nackte Jungen bringen auf Pferden und Maulthieren Ladungen von langen Mais (Zakate) als Futter für die Pferde zu Markt, während die Stadtbewohner theils in ihren Läden den Verkauf betreiben, die Frauen weibliche Arbeiten oder Cigarren verfertigen; noch öfter aber liegen alle in den Hammocks, rauchend und sich schaukelnd, wozu sie von Zeit zu Zeit einen Schluck Teste, ein gar nicht übles Getränk aus Maismehl, Zucker, Cacao und Wasser nehmen. Geraucht wird aber von Mann und Weib, Jung und Alt, und oft schickt ein Vater sein kaum vierjähriges Söhnlein oder Töchterlein in die Küche, um Feuer zu holen, welche dann gravitätisch mit der brennenden Cigarre im Munde und qualmend wie Dampfessen zurückkommen.

Das Costüm der Frauen besteht in einem Unterrock von Mousselin, um die nackten Hüften gebunden und am unteren Saume mit Fittern besetzt; über dem Oberkörper tragen die besseren Classen ein kurzes, weitfaltiges Uebergewand, ähnlich dem griechischen Peplum, die niederen Classen aber den Oberkörper ganz bloß; oft auch, zumal bei Kindern, ist vollkommener Mangel an Kleidung vorhanden, was die Frauen hier anwesender Amerikaner oft veranlaßt, die Augen niederzuschlagen oder mit der Hand zu bedecken. Alle Stände aber schmücken sich die schönen, größtentheils ebenholzschwarzen Haare mit Jasminblüthen und Blumen von lebhaften Farben, was die ausdrucksvollen und oft classisch regelmäßigen Gesichter mit phantastischer Schönheit ziert. Der Gang hat, wahrscheinlich durch die Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, etwas überaus Elastisches, was den ganzen Gestalten einen erhöhten Reiz verleiht.

Mehre schöne Kirchen, in einem seltsamen Gemisch von maurischem Charakter, spanischer Renaissance, oft mit sehr bemerkbarem Anklang von byzantinischem Style erbaut, zeugen von der früheren Macht und dem Reichthume des Clerus (bei Errichtung der Städte ward bekanntlich der zehnte Theil aller Beute auf Kirchen und Klöstern verwandt). Durch die häufigen Revolutionen hat sich denn freilich in dieser und anderer Hinsicht vieles geändert, da die großen Capitalisten entweder auswanderten oder durch bedeutende Contributionen sehr in Anspruch genommen wurden. Wenn auch noch hier und da ein wohlbeleibter, behäbiger Prälat auf seinem Ochsenkarren und von zwei Soldaten begleitet durch die Straßen zieht, so reitet dafür manch armer, abgemagerter Dorf-Cura (Pfarrer), nach dem Beispiele des Heilandes, als wahrhafter Apostel, auf einem armseligen Eselein durch das Land, um mit christlicher Demuth auf irgend einer entfernten Hacienda dem Sterbenden eine geistliche Wegzehrung zu spenden.

An Festtagen, deren es hier, nach dem was ich bis jetzt gesehen, fast so viele als Tage im Jahr zu geben scheint, durchziehen zahlreiche Prozessionen mit Geigen und Flöten die Straßen, wobei an Weihrauch unendliche Wolken verdampfen, und an Schießpulver, knallenden und prasselnden Schwärmern, Raketen, französischen Schlägen, letztere oft zu Dutzenden auf einmal, ein Erkleckliches verpufft wird. Abends wird dann die Prozession mit Hunderten bunter Laternen fortgesetzt, was mit den Gruppen, die allabendlich plaudernd die Räume vor den Hausthüren füllen, und den erleuchteten Balcanen, von denen transparente, mit Blumen geschmückte und umgebene Heiligenbilder schimmern, einen malerischen und poetischen Anblick gewährt. Oefters habe ich, spät am Abend von meinen Excursionen heimkehrend, mein Pferd angehalten, um auf die eigenen schwermüthigen kirchlichen Melodien zu horchen, oder Gruppen mit ihren Liebhabern schäkernder Mädchen zu belauschen."

Papier und Druck sind sauber. H.

Junge Blätter. Gedichte von H. Köpert. Halle, Richard Mühlmann. 1853. VIII und 169 Seiten. 8.

Wir haben unsern Lesern bereits eine der Gedichte dieser Sammlung (in Nr. 65 unserer Blätter) mitgetheilt. Sie ist lyrischen, epischen, epigrammatischen und dramatischen Inhalts. Namentlich unter den lyrischen Gedichten befinden sich einige, die gewiß allgemein ansprechen werden und auch die epischen bieten Belege dar, daß es dem jungen Dichter an Talent, um einst noch Besseres zu leisten, nicht fehlt; wir rechnen dahin das Gedicht:

Der Weltfremdling.

Den Knaben trieb's zu Berge;
Da stand er hoch und stumm.
Tief unten laufen wie Zwerge
Die kleinen Menschen herum.

Hoch von der Felsenfeste
Blickt er in's Land hinein.
Die Kirchen und Paläste
Sind doch erbärmlich klein!

Der Knabe schaut so fröhlich,
Ihm ist so stolz und frei,

Digitized by Google

So himmelsnah, so selig,
Als ob ein Gott er sei.

Er lachte kühn verwegen
Der Menschen Qual und Lust;
Sie war noch nie gezogen
Durch seine junge Brust.

Doch mählich stahl ein Sehnen
In's Herz sich wunderbang.
Nicht ließ sich's übertönen
Durch all der Vöglein Sang.

Hernieder mußt' er steigen
Und zu den Menschen gehn.
Hier hört' er lust'gen Reigen,
Dort ernstes Klaggetön.

Er trat in ihre Schaaren,
Bot ihnen Herz und Hand;
Doch bald mußt' er erfahren,
Daß Keiner ihn verstand.

Die Augen schlug er nieder,
Der Fremdling, und entwich.
Zu Berge zog er wieder
Und weinte bitterlich.

Unter den Epigrammen (die schwächste Partie der Sammlung) erhalten wir „Walhalla älterer deutscher Dichter." Von Martin Opitz heißt es:

Dank dir, der zum Parnaß den Deutschen Bahn gebrochen!
Wir fliegen stolz empor, wo ehmals wir gekrochen.

und von Christian Wernicke:

Recht so! Ueber Bord geworfen all den fremden Putz und Tand,
Und die alte kurze Sitte wieder 'bracht in's deutsche Land!

„Scenen aus Cheirmhild, einem dramatischen Gedichte in fünf Abtheilungen", bilden den dramatischen Abschnitt.

Miscellen.

Unter den von dem englischen Parlamente genehmigten Bills ist auch die, welche die Anlage einer unterirdischen Eisenbahn in London, von dem unteren Ende von Edgware-road bis King's-cross gestattet. Die Kosten dieser Anlage, die eine Länge von nicht völlig drittehalb englischen Meilen haben wird, sind zu 300,000 Lstl. angeschlagen. Auf sehr kurzen Strecken, alle Viertelmeile, soll diese Eisenbahn Stationen haben, und die Fahrpreise sollen so billig gestellt werden, daß die Omnibusse, welche über der Erde, längs dem Neuenwege, in derselben Richtung fahren, mit ihrer unterirdischen Rivalin nicht werden concurriren können. Man soll nämlich für die ganze Route nur 2 Pence in der ersten Classe zahlen. Jeder Waggon wird erleuchtet. Man glaubt, daß die ganze Linie wenig über ein Jahr in Thätigkeit sein wird.

Herr Viennet hat in dem Berichte, welchen er der französischen Akademie über die diesjährige Vertheilung der Montyon-Prämien für edle Handlungen abgestattet, nach folgenden Fall erzählt:

„Etienne Chanouny hatte 15 Jahre lang bei einer reichen Familie zu Montaubun gedient, als eine Tochter ihrer Herrschaft sich verheirathete. Ahnend, daß diese Ehe keine glückliche sein würde, wollte sie ihrer gewesenen Herrschaft Tochter nicht verlassen und trat bei dieser in Dienst. Ihre Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung, indem der junge Ehemann sein eigenes Vermögen und die Mitgift seiner Frau verpraßte und dann Beide in große Noth geriethen. Etiennette hatte ein Stück Land, das ihr gehörte: sie machte es zu Gelde, um damit ihrer Herrin zu helfen; auch ein ihr gemachtes Vermächtniß von 600 Fr. brachte sie ihr zum Opfer. Der junge Mann setzte indessen seine verschwenderische Lebensweise fort, bis er erkrankte und starb, und seine Wittwe nebst einer Tochter ohne eine andere Hülfe als die Anhänglichkeit ihrer Magd hinterließ. Etiennette arbeitete nach für Beide, und schützte sie nicht allein für Mangel, sondern sorgte auch dafür, daß das kleine Mädchen die Schule besuchen konnte. Sie hoffte, daß die Tochter, wenn sie eine gute Erziehung genossen hätte, mit der Zeit der Mutter eine Stütze werden könnte. Aber auch diese Hoffnung wurde vereitelt, indem das junge Mädchen starb, und die Mutter, deren Gesundheit gelitten hatte, nun gänzlich der Etiennette zur Last fiel. Die Letztere war nun 60 Jahre alt geworden, aber ihr Herz war jung geblieben, und sie arbeitete, als ob sie erst 20 Jahre zählte, um nur ihre Madame pflegen zu können. Sie verdang sich in mehreren Häusern als Scheuerfrau, und erwarb so das Nöthige, um ihre Herrin keinen Mangel leiden zu lassen. — Eine dreißigjährige Hingebung wie diese, verdiente es wohl, belohnt zu werden: das ist denn auch die Ansicht der Akademie gewesen, und sie hat diesem edlen Frauenzimmer, die eine gleiche Delicatesse als Großmuth bewiesen hat, eine Prämie von 2000 Fr. zuerkannt.

Berichtigungen.

In Nr. 69 hat unser Herr Setzer, S. 543, Sp. 2, der Leipziger illustrirten Zeitung ein mehr denn hundertjähriges Alter beigelegt (— statt **1843** steht dort 1743 —); wahrscheinlich in der besten Absicht, um zu allen anderen Vorzügen, deren sie sich rühmen darf, auch noch den des ehrwürdigen hohen Alters hinzuzufügen; berichtigen müssen wir jedoch diesen Irrthum, der künftig zu einem argen bibliographischen Mißverständnisse führen könnte.

In dem ersten Gedichte in Nr. 70 d. Bl., Sp. 1, Z. 7 v. u., lese man sieht, statt spricht, und Sp. 2, Z. 19 v. o., dünkt, statt drückt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 73. Sonnabend, den 10. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reimandbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Schneegebirge in Ost-Afrika ..... Seite 569
Jacob Coeur und Carl VII. ..... „ 571
Literatur:
Ein Frühling. Gedichte von Max Moltke ..... „ 574
Alt-christliche Baudenkmale Constantinopels vom V—XII Jahrhundert, von W. Salzenberg ..... „ 575
Miscellen ..... „ 576

Das Schneegebirge in Ost-Afrika.

Von Augustus Petermann.

(Aus dem Athenaeum.)

Es sind nun ungefähr vier Jahre, daß die Nachricht von der Entdeckung eines Schneegebirges in Ost-Afrika nach Europa gekommen ist. Die Entdeckung war an und für sich so merkwürdig, daß die Kunde davon, da sie in einem unwissenschaftlichen Gewande erschien, Anfangs nicht allgemein Glauben fand. Sie bestätigte sich jedoch nachdem durch wiederholte Reisen nach jener Region. Es braucht wohl kaum hinzugesetzt zu werden, daß mit dem in Rede stehenden Gebirge der Kilimanjaro und der Kenia gemeint sind, welche die zu Rabbai Empia stationirten Missionnarien Rebmann und Krapf in der Nähe von Mombas entdeckt haben. Kilimanjaro liegt ungefähr im 2½° S. Br., 37° O. Länge, und circa 160 geographische Meilen westnordwestlich von Mombas. Es ist ein isolirter, weithin sichtbarer Berg, einigermaßen gleich dem Ararat; im Westen ist er wahrscheinlich mit dem Tafellande des inneren Afrika verbunden. Die Missionnarien haben ihn von der östlichen, südlichen und nördlichen Seite gesehen, während der Berg Kenia nur vom Süden aus, in einer Entfernung von sechs Tagereisen oder circa 80 geographischen Meilen gesehen worden ist. Derselbe liegt ungefähr im 1° S. B. und 38½° O. Länge. Ob er ein isolirter Bergkegel ist, wie der Kilimanjaro, oder mit anderen Bergen im Norden in Verbindung steht, ist dem Dr. Krapf unbekannt geblieben.

Die Missionnarien, Pioniere geographischer Entdeckungen, traten ihre Reisen im Jahr 1847 an, und obwohl die Resultate ihrer Arbeiten in geographischem Interesse und Wichtigkeit durch keine andere Entdeckungen neuerer Zeit übertroffen worden sind, haben sie doch, was sehr zu bedauern ist, bis jetzt noch keine wissenschaftlichen Forscher nach jener so viel versprechenden Region hingezogen.

Eine interessante Mittheilung, die ich eben erhalten habe, veranlaßt mich, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Gegenstand zu lenken. Der Capitain J. H. Short, der seit einiger Zeit den Befehl über die verschiedenen Schiffe Sr. Hoheit des Imaums von Muskate geführt hat, hat mich mit einer Beschreibung, aus eigener Erfahrung, von der afrikanischen Küste von Brava, im Norden des Aequators, bis nach der Delagoa-Bay im Süden, die Küsten von Zanzibar, Mozambique und Sofala mit einbegriffen, erfreut. Diese Beschreibung giebt wichtigen Aufschluß über die Hydrographie dieses bedeutenden Ländersteichs, über seine Einwohner, natürlichen Producte, Klima und auch über seine commerciellen Beziehungen. Ich will in Folgendem nur einige Auszüge geben, die einen directen Bezug auf den Gegenstand dieser Zeilen haben.

Gerade unter dem Aequator mündet die Juba oder Jub, ein ansehnlicher Strom, in den Ocean aus. „Der Einlauf dieses

Digitized by Google

Flusses," sagt Capitain Short, „ist der See zu offen und in der Jahreszeit des guten Wetters ohne Gefahr zugänglich. Ich bin diesen Fluß weit hinauf gefahren und habe dort ruhige Einwohner angetroffen, die sich gern auf Handel einließen, besonders mit Bezug auf gedruckte Baumwollwaaren. Das Land ist nicht gar hoch und hat gute Weide. Aber tiefer binnenwärts gewahrte ich nach Norden und Süden weißgekrönte hohe Berge. Dieselben sollen Gruben enthalten. Die Eingebornen sagten mir, daß der Fluß sich tief in's Land hinein erstrecke und sich nach verschiedenen Seiten hin in Nebenarmen verzweige. Ich fuhr ihn in einem kleinen Schooner hinauf, und hatte Raum die Fülle, um mich zu bewegen; auch war das Wasser, das ich gelegentlich sondirte, hinlänglich tief für kleine Schiffe. In einiger Entfernung von dem Einlauf zieht sich ein hartes Riff, das Eisenglimmer ähnlich sieht, quer durch den Fluß, es dürfte sich aber wohl eine Durchfahrt darin finden. Meine Mannschaft bestand aus Eingebornen der Küste von Zanzibar, welche die Strapazen gut bestanden." Der Capitain Short schätzt die Weite, welche er den Fluß hinauf gesegelt ist, auf ungefähr 210 Meilen von der Mündung ab, in der Richtung von W. N. W. nach N. W. Von dem durch ihn erreichten Punkte aus lagen die weißgekrönten Berge südlich mit einem kleinen Strich von Westen und ungefähr 60 Meilen weit entfernt. Es war im November 1849, als er jene Reise machte, und er setzt hinzu: „Ich hätte nie geglaubt, daß es in dieser Weltgegend auch Schnee gäbe: aber die Berge waren weißgetüpfelt und sehr hoch."

Wenn man die Lage des durch Capitain Short gesehenen Gebirges mit der des Berges Kenia vergleicht, so ergiebt sich, daß ersteres ungefähr 150 geogr. Meilen im Norden von letzterem entfernt liegt, und es erscheint mir als eine vernünftige Muthmaßung, daß der Kenia wohl das südliche Ende einer ganzen Reihe von hohen Bergen bilden dürfte, die stets oder auch nur zu gewissen Zeiten mit Schnee bedeckt sind. Da der Capitain Short den Fluß in einem Wintermonate hinaufgefahren ist, so kann es sehr wohl sein, daß das von ihm gesehene Gebirge nur um diese Jahreszeit und nicht das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Mir ist es außer allem Zweifel, daß die von den Missionairen gesehenen Berge, mindestens der Kilimanjaro mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Das Vorhandensein von Schnee in den tropischen Regionen Ost-Afrika's ist allerdings ein Umstand von großem geographischen Interesse, aber wenn dieser Umstand auch nicht existiren sollte, würden jene Regionen dennoch in geographischer und commerzieller Beziehung von großer Bedeutung sein, wie ich es in Folgendem darthun werde. Von dem unbekannten hohen Innern Afrika's ist der Theil unmittelbar im Westen des schneeigten Gebirges, um dem es sich hier handelt, muthmaßlich der interessanteste, weil er die Häupter des Niels und anderer großen Flüsse, das famose Mondgebirge, kurz den Kern der geographischen Phänomen in sich begreift, die seit den Tagen der Erbauer der Pyramiden bis auf den heutigen Tag Fragen von spannendem Interesse gewesen und noch jetzt eben so wenig gelöst worden sind, als zu Ptolemäus Zeiten. Reisende, die von Abyssinien oder Nubien nilaufwärts, vom Tsadsee oder den westlichen Küsten aus haben vordringen wollen, sind auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen. Diese Hindernisse beruhten entweder in der weiten Entfernung, in der Beschaffenheit des Klima's, oder in dem Charakter der Einwohner. Selbst der furchtlose und erfolgreiche Dr. Barth fühlte sich außer Stande, eine Reise in dieser Richtung zu unternehmen: für ihn war die bedeutendste und fast alleinige Schwierigkeit die, über das Gränzgebiet der Heiden hinaus zu gelangen, weil diese einen jeden, der aus den angränzenden muhammedanischen Staaten zu ihnen kömmt, als ihren erklärten Feind ansehen. Nur in einer größeren Anzahl, als worüber er zu gebieten hatte, möchte es möglich gewesen sein, sich den Eingang zu erzwingen.

Die Küste von Zanzibar bietet in der That die zugänglichsten und besten Punkte dar, um zu jener Region zu gelangen. Eine Reise zu dem Berge Kilimanjaro wäre schon allein des höchsten Ehrgeizes eines Forschers werth. Eine dergleichen Reise würde bei der Raschheit der heutigen Beförderungsweise kaum für etwas mehr als eine Lustpartie gelten können, auch übersteigt sie die Mittel von Privatpersonen nicht. Sie würde in zwei Abtheilungen zu scheiden sein: von Southampton via Aden auch Mombas, und von Mombas noch eine Entfernung gleich der von London nach den Gebirgen von Wales. Nach Mombas ist leicht, mit wenig Kosten und in kurzer Zeit, zu gelangen. Kilimanjaro dürfte in acht bis zehn Tagen ohne irgend eine ungewöhnliche Gefahr oder große Anstrengung zu erreichen sein. Wenn Missionaire, mit keiner anderen Waffe als — einen Regenschirm, ihren Weg verschiedentlich zurückgelegt haben, so werden wohlausgerüstete Reisende von Profession ein Gleiches sicherlich doch auch leicht bewerkstelligen können; und wenn man bedenkt, daß, wie Sir Roderick Murchison sich geäußert hat, „die unternehmenden Reisenden, welche zuerst die wahre Lage jener zum Aequator gehörigen Schneegebirge bestimmen würden, mit Fug und Recht als die größten Förderer der geographischen Wissenschaft unserer Tage angesehen werden könnten, so muß man sich wundern, daß diese Reise noch von niemand unternommen worden ist, wenn auch nur um die Lorbeeren zu gewinnen, die hier so leicht und verführerisch geboten werden. Der Charakter der Einwohner scheint im Benehmen gegen die Reisenden weit günstiger als anderer Orten in Afrika zu sein, und was das Klima betrifft, so muß es nach der Erfahrung der Missionaire ganz außerordentlich zuträglich sein. Bei der Annäherung zu dem Kilimanjaro wurden die Missionaire durch die herrliche stärkende Luft an die Schweiz erinnert, und Krapf bemerkt, daß das Klima von Usambara, ein Land in der Nähe des Meeres, wo man darüber aus war nach eine Missionarienstation zu begründen, eben so schön sei als das von Shoa. Der — nun fast sechsjährige — Aufenthalt der Missionarien zu Mombas scheint in der That mit weniger Schwierigkeiten verknüpft gewesen zu sein, als ihre vorherigen Reisen in Abyssinien und Shoa, und als irgend anderer Orten im tropischen Afrika, die jüngst von so vielen Forschern — die Zahl der europäischen Reisenden in Abyssinien hat innerhalb vierzig Jahren sich auf nicht weniger denn 42 belaufen — besucht worden sind. Das immense Feld, welches die Missionarien im Westen von Mombas eröffnet haben, ist gleich sehr der Beachtung des wissenschaftlichen Mannes würdig, der auf geographische Entdeckungen ausgeht, wie des gewöhnlichen Touristen, dem nur nach neuen Abenteuern verlangt, und des Jägers, dem es um Wild zu thun ist, wie dasjenige, welches einen Harris oder Gordon Cumming zu noch viel weiteren Reisen in Süd-Afrika veranlaßt hat. Der Imaum von

Digitized by Google

Muscate, unter dessen Herrschaft die Küsten von Zanzibar stehen, erweist sich den Europäern und insbesondre den Engländern äußerst gütig.

Kurz, eine Krise wie die in Vorschlag gebrachte, würde von höchstem Interesse und Wichtigkeit sein, „es sei" — um mich der Worte des Dr. Beke zu bedienen — „der Lösung eines geographischen Problems halber, welches zu allen Zeiten der Beachtung der Fürsten nicht minder als der Philosophen würdig erkannt worden ist, mit Bezug auf die Eröffnung eines Theils von Afrika, das sich eines Klima's erfreut, welches ganz das Gegentheil der ungesunden Regionen auf der westlichen Küste, und von Millionen unsrer Mitgeschöpfe bewohnt ist, die weit mehr zur Aufnahme der Segnungen einer christlichen Civilisation geeignet scheinen, als die in den meisten anderen Theilen jenes großen Continents.

Jacob Coeur und Carl VII. *)

— Zu der Zeit hatte der König Carl VII. den Engländern b..eits einen Theil seines Königreichs wieder abgenommen; es fehlte ihm aber an deniers parisis oder königlicher Münze, um dieselben auch aus der Normandie heraus zu jagen. Da kam ein Mann de petite génération, d. h. von niederer Herkunft, der zu ihm die einfachen aber schönen Worte sprach: „Sire, was mein ist, das gehört Ihnen." Der König, der für den Augenblick keine Habe noch Gut besaß, sprach ihn darauf um das nöthige Geld zur Führung des Krieges in der Normandie an, auf welches Gesuch ihm von demselben 400,000 Livres bewilligt wurden. Herr Pierre Clement, der in jener Zeit so gut zu Hause ist, belehrt uns aber, daß 400,000 Livres damals denselben Werth hatten, wie heutzutage 16 bis 20 Millionen. Mit jenem Gelde nun wurden Krieger geworben, und diese machten ihre Sachen denn auch so gut, daß die Engländer unterlagen und ihrer nur sehr wenige entkamen.

Wer war es aber, der venu de petit lieu, seinem Könige einen so bedeutenden Vorschuß machen konnte? Auch dieses werden wir durch Herrn Clement erfahren. Der Darleiher hieß Jacob Coeur, und „hatte sieben Schiffe in See, vermittelst deren er „fast den gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Frankreichs be„trieb. Banquier, Kaufmann, Eigenthümer von Silber-, Kupfer- „und Bleigruben, und auch Münzmeister, hatte er in wenig „Jahren ein immenses, colossales Vermögen erworben. Carl VII., „von seinen Zeitgenossen der wohlberiente genannt, hatte „Jacob Coeur kennen lernen, ihn unter dem Titel d'argentier „zu seinem Hausintendanten gemacht, ihm sein Vertrauen ge„schenkt und ihn in seinem Rathe aufgenommen, so wie auch zu „mehreren wichtigen Gesandtschaften verwandt. Was hätte dem „glücklichen Kaufmann wohl noch gefehlt? Besaß er doch „Länderien, Schlösser und Herrschaften in zwei und zwanzig „Sprengeln; daneben hatte er Häuser zu Marseille, Lyon und „Tours, und ließ eins zu Bourges bauen, das nicht seines „Gleichen in ganz Frankreich hatte."

Um die Hofleute bei guter Laune zu erhalten, Kriegsvolk zu werben, und den niedlichen Mädchen zu gefallen, in die sich Carl VII. verliebte, thaten Thaler in Masse Noth. Jacob Coeur verschaffte deren durch seine schöne Industrie: er sammelte ihrer die Menge, wohl selbst mehr, als seiner Ruhe dienlich war. Daß er Herrschaften in so vielen Sprengeln und ein so schönes Haus zu Bourges besaß, hat ihm, wie ich fürchte, großes Unheil gebracht. „Er wollte zu hoch hinaus," sagt ein Chronikenschreiber, „und leistete Frankreich zu glorreiche Dienste." — Er eröffnete zwischen Frankreich und der Levante einen Verkehr, der ersterem noch heutigen Tages Nutzen bringt. Er stellte uns durch seine Commis, Factoren und Waarenmassen in eine Reihe mit den Nationen, die damals im mittelländischen Meere den bedeutendsten und ergiebigsten Handel trieben. An dieser Stelle verbreitet der Autor ein höchst instructives und glänzendes Licht über das Ganze und die Einzelheiten des bereits ansehnlichen Handels, den Europa im 15. Jahrhundert betrieb. Ich kann aber ein so hehres Bild nicht in den engen Rahmen, der mir an Raum zu Gebote steht, bringen, und muß mich auf die Bemerkung beschränken, daß man, was den Handel, die Bank und die Börse betrifft, im Mittelalter viel weiter war, als es heutzutage im Allgemeinen geglaubt wird.

Um sich das Monopol gewisser Industriezweige zu bewahren, griff man inzwischen zu Mitteln, die gegenwärtig nicht wohl anzuwenden sein würden. „Wenn irgend ein Arbeiter oder Künstler," so heißt es in einer venezianischen Verordnung, „seine Kunst nach einem fremden Lande verlegt, so soll ihm die Rückkehr befohlen, und, falls er diesem Befehle nachzukommen Anstand nimmt, ein Emissair ausgesandt werden, um ihn zu tödten. Dies steht wenig im Einklange mit dem freien Austausch, und ich glaube nicht, daß eine Verordnung wie diese selbst von unsern eifrigsten Verfechtern des Privilegiums verlangt werden würde. Hiervon abgesehen aber, welch eine Intelligenz des Handels in der Stadt, welche der Löwe von St. Marcus beschützte! Welch eine Thätigkeit in ihren Arsenalen, welch eine Ueberlegenheit in ihren Fabriken! — Ich kann hier nicht der Versuchung widerstehen, den Autor selber redend einzuführen:

„Zu Venedig war es," sagt Herr Peter Clement, „wo im Jahr 1429 die erste Sammlung der Procedurien der Färberei erschien. Zwei ganze Straßen waren lediglich von Waffenschmieden bewohnt, die, nebst denen zu Mailand, in Europa des höchsten Rufes genossen. Hier wurden die Lanzen, die Panzerhemden, die Degen, die Armbrust, die Helme, die Schilde, kurz die Waffen aller Art verfertigt, welche die Venezianer, zum großen Aergernisse der Christenheit, den Sarazenen lieferten. In andern Stadtvierteln wurde das Wachs geläutert, das, sei's daß die Arbeiter geschickter waren, oder auch, daß das Wasser sich besser dazu eignete, nirgends anders „so weiß beschafft werden konnte und womit die Republik die christliche Welt ver-

---

*) Der vollständige Titel dieses interessanten historischen Werkes, dessen geistreiche Besprechung im Feuilleton des Journal des Debats durch Herrn Fs. Barriere wir in Obigem mittheilen, ist:

„JACQUES COEUR ET CHARLES VII., ou la France au quinzième siècle, étude historique, précédée d'une notice sur la valeur relative des anciennes monnales francaises, et suivie de pièces justificatives et documens la plupart inédits, par M. Pierre Clément, auteur de l'Histoire de la vie et de l'administration de Colbert et du gouvernement de Louis XIV., de 1683 à 1689. 2 vol. in 8. Chez Guillaumin, libraire.

Digitized by Google

sah. Anderer Orten wurden die Gegenstände der Goldschmiedekunst verfertigt, welche durch das Zarte ihrer Arbeit deren Werth verdoppelten, und die von allen Nationen gesucht wurden. Selbst die medizinischen Droguen des Orients erlangten durch die Bearbeitung der venezianischen Apotheker einen zehnfachen Werth. Und darf wohl noch erst der bewundernswürdigen Krystalle Venedigs erwähnt werden, so zierlich in der Form, so durchsichtig in der Farbe; seiner Spiegel, deren Vollkommenheit zu erreichen Frankreich Jahrhunderte gebraucht hat; seiner vergoldeten Lederarten? Was die venezianischen Perlen betrifft, so sind sie, nach Aussage der Reisenden, die courante Münze der nubischen Völkerschaften geblieben."

Diese Details sind, wie man sieht, so wissenschaftlich als interessant, und wenn ich ihnen zwanzig Gegensätze gegenüberstellen wollte, würde Venedig doch immer den Vorzug behalten. Es hatte schon im zwölften Jahrhundert eine Nationalbank, behufs der Vereinfachung finanzieller Operationen. Pisa, dessen Unternehmungen zur See im dreizehnten Jahrhundert in so glänzendem Lichte geleuchtet hatten, zählte im funfzehnten nicht mehr in der industriellen und Handel treibenden Welt, während Florenz in Wollenzeugen und Tuchen selbst Venedig den Rang abgelaufen hatte. Das stets nie rastende, ungestüme, ehrsüchtige Genua trachtete nach dem Monopol des Handels im Orient. Der Kauf und Verkauf von Sclaven bildete noch, zu Genua wie zu Venedig, eine herzlose Quelle bedeutenden Gewinnes. Die genuesischen Kaufleute waren, man beachte es wohl, bereits mit den Seeassecuranzen bekannt und speculirten auch schon, wie es mitten im 19. Jahrhundert geschieht, à la hausse und à la baisse, indem sie Lieferungsverkäufe für einen bestimmten Tag von Waaren abschlossen, die sie nicht besaßen, und dann nur den Preisunterschied deckten. Wenn die genuesische Republik irgend ein großes Unternehmen im Schilde führte, so bildeten sich Gesellschaften, die ihr das dazu erforderliche Geld zu 7 pCt. darliehen. Barcelona, in Spanien, blieb diesen Bewegungen nicht fremd. Die Barceloneser Kaufleute sind wohl in Europa die ersten gewesen, die zur Wahrung ihrer Interessen in verschiedenen ausländischen Häfen Consuln angestellt haben, und sie hatten den, eben jetzt wohl sehr beachtungswerthen, Grundsatz, daß eine Störung des levantinischen Handels sich in jedem andern Handel mehr oder minder bemerkbar mache.

Um einen ersprießlichen Verkehr anzuknüpfen und mit gehöriger Umsicht zu verfahren, begab Jacob Coeur sich trotz der Unbilden, welchen die Christen dort ausgesetzt waren, selber nach dem Orient. Er besuchte Damascus, und veranlaßte den Sultan von Aegypten durch Geschenke, Frankreich und den Franzosen gewogen zu bleiben. Auf sein Anstiften geschah es selbst, daß der Sultan seinerseits Carl VII. Geschenke nebst einem Schreiben zusandte, das eins der merkwürdigsten Monumente jener Zeit ist. Wir wollen hier eine Stelle daraus mittheilen: „Sy schickt Dir durch besagten Gesandten ein Geschenk, nämlich: einen schönen Leopard, drei Porcelanschaalen aus Sinan (China), zwei große zierlich gearbeitete Porcelanschüsseln, ein Waschbecken und ein Eßgestell, beide von zierlich gearbeitetem Porcelan, einen Krug feinen grünen Ingbee, einen Krug Mandelnüsse, einen Krug grünen Pfeffer, Mandeln, und 50 Pfund unsres feinen Bamouguet, so wie endlich einen Centner feinen Zucker. Gott geleite Dich glücklich, Carl, König von Frankreich!"

Nach der Sendung von Mandelnüssen möchte man glauben, daß der Mandelbaum noch nicht in Frankreich bekannt gewesen sei und daß man folglich dessen Einfuhr indirect Jacob Coeur zu verdanken hatte. Was den seinen Bamouguet betrifft, so wird dies wahrscheinlich der berühmte Balsam gewesen sein, den die ägyptischen Sultane vom Eingange der Wüste her bezogen. Genug, Dank dem geschickten Betriebe Jacob Coeurs, nahmen die Häfen des Orients seine Schiffe auf, die, mit Tuch und anderen französischen Waaren beladen, Gewürze, Seidenwaaren und andere kostbare Dinge heimbrachten. Diese Reichthümer verbreiteten sich dann allmählig über ganz Frankreich. Aber welche Schätze wären wohl nöthig gewesen, um diesem die Drangsale eines Krieges vergessen zu machen, wo Franzosen und Engländer, die Armagnacaner wie die Burgunder, die Sieger und die Besiegten gleich sehr das Land verheerten! Eine lange Reihe von Jahren blieben die Bewohner der Städte gewaltsam darin eingeschlossen, unter dem beengenden aber beschirmenden Schutze ihrer Wälle, in dem feuchten und ungesunden Dunste ihrer Straßen. Der Tag, welcher ihnen den Frieden wiedergab, war ihnen ein Tag der Befreiung und des Glückes. Sie zogen dann Haufenweise aus den Städten in's Freie, um frische Luft zu athmen, wonnetrunken den Himmel, des Tages Licht, das Grün, die Gewässer, den Wald und seinen Schatten zu begrüßen. Was die armen Landbewohner betrifft, die seit lange gezwungen gewesen waren, sich tief in die Wälder zu flüchten, sich in Höhlen zu verbergen, so kehrten sie scheu zu den Stätten zurück, wo ihre Dörfer gestanden hatten. Ihre von Thränen genetzten Augen überblickten die Oede des Bodens, und sie gingen mit einer noch zitternden Hand daran, die Trümmer ihrer ärmlichen Wohnungen zu sammeln und sie neu aufzubauen.

Banden Gesindels, die sich Routiers, Ecorcheurs und Retondeurs nannten, ließen ihnen kaum die Mittel dazu. Ha! Macht einer weise bedachten, zu rechter Zeit genommenen und insbesondere mit kräftiger Hand ausgeführten Maaßregel! Der König hatte bereits dem Kriegsvolke verboten, auf dem Lande umherzustreifen, die Bauern zu brandschatzen, das Vieh zu stehlen, das Getreide auf dem Halm zu verbrennen, die Leute auf offener Straße, den Hausbesitzer in seiner Wohnung zu berauben und zu plündern; aber man eludirte die Verordnungen des Königs. Was that er da? Er schuf nach reiflicher Berathung in seinem Rathe, aus Prud'hommes gebildet, die sich auf so etwas verstanden, 15 Compagnien Ordonanzen, jede zu 100 Lanzen fournies, d. h. sechs Berittene pr. Lanze, welche Compagnien vom Staate besoldet, deren Capitaine vom Könige ernannt wurden. Herr Clement äußert sich in dieser Beziehung: „Die Wirkung dieser Maaßregel war gewissermaßen augenblicklich. Binnen vierzehn Tagen, sagen die Chronikenschreiber, waren alle Soldaten, die nicht in jenen Compagnien aufgenommen worden waren, in ihre Heimath zurückgekehrt und die Wege sicherer, als sie es seit einem Jahrhundert gewesen. Zur selbigen Zeit, und von demselben Tage an, erlitt auch die persönliche Wichtigkeit der Kronvasallen eine bedeutende Einbuße. Was man die Ritterschaft nannte, d. h. die Klasse hoher Herren und Barone, die wegen der, übrigens theuer gelohnten, Dienste, die sie der königlichen Gewalt leisteten, allmächtig gewesen waren, hatte bald zu existiren aufgehört."

Digitized by Google

Mit der Sicherheit, und den von Jacob Coeur verständig vertheilten Steuern, konnte wieder an die großen Arbeiten, an die nützlichen Unternehmungen, an Handel und Künste gedacht werden. Carl VII. mußte ein so glückliches Verhältniß mehr wie ein jeder anderer würdigen. Nie war ein König ärger in der Klemme gewesen. Wem ist nicht die Anecdote bekannt, wie La Hire und Saintrailles, bei diesem Fürsten zum Souper eingeladen, lediglich mit einem Hammelschwanz bewirthet wurden. Die Unordnung der Finanzen war auch Veranlassung gewesen, den Gehalt der Gold- und Silbermünzen zu verschlechtern. Als Jacob Coeur zum Director der Münzen zu Bourges und Paris ernannt worden war, half er diesem Mißbrauche auf der Stelle ab. Mehrere andere gute Maaßregeln erleichterten auch den Eingang der Steuern, und Jacob Coeur wurde nun zum Silberkämmerling des Königs ernannt. Ihm wird eine Liste, die das Werk des Herrn Clement vollständig giebt, zugeschrieben, die für ein förmliches Budget der Einnahmen und Ausgaben jener Zeiten gelten kann. Er hatte durch sorgfältige Nachforschungen gefunden, wie es in diesem Documente heißt, daß es in dem Königreiche Frankreich 1,700,000 Glockenthürme gab, und daß, wenn von dieser Summe auch 700,000 für zu Grunde gerichtete Sprengel abgezogen würden, immer noch eine Million nachblieb, die, eins ins andere gerechnet, und wobei die besser gestellten für die schwächeren den Ausfall decken müßten, jährlich mit 20 Livres Tournois besteuert, dem Könige und dem Staate ein Einkommen von eben so vielen Millionen liefern würden.

Hiergegen, und zwar gegen das Document selber, muß ich aber eine Einwendung machen, erstens nämlich die, daß die Schriftsteller jener Zeit die Einkünfte des Königreichs unter König Carl VII. nicht über 2,300,000 Livres berechnen, und zweitens, daß in dem Documente, wo von einer Einnahme von 20 Millionen die Rede ist, die Ausgaben des königlichen Hôtels nur zu 360,000 Fr. angegeben sind. Der wackere Sire hatte aber in seinem Hotel und auch außerhalb desselben Ausgaben, die in ihrer Wiederholung sich höher belaufen mußten. Dies geht schon aus einem Actenstücke hervor, das den emsigen Forschungen des Herrn Clement zu verdanken ist. Ein Auszug aus den Manuscripten der kaiserlichen Bibliothek: die Fonds Bethune, weis't die Verwendung der Unterstützungen oder Schenkungen im Jahre 1454 nach. Wir wollen hierbei nur bemerken — wenn wir die Erklärung späterhin geben werden — daß nach der im Jahr 1450 verstorbenen Agnes Sorel deren Nichte, Mademoiselle de Villequier die Geliebte des Königs geworden war und die Schenkungen also der Familie verblieben. In dem Rechnungsauszuge heißt es:

„An Demoiselle de Villequier, als Beihülfe zur Haltung ihres Haushalts, 2000 Livres. (Eine ähnliche Summe war ihr im Jahre 1451, ein Jahr nach dem Ableben von Agnes Sorel, bewilligt worden.) Jene 2000 Livres hatten denselben Werth, den heutzutage 88,000 haben würden.

„Als ein Geschenk für sie 260 Livres 10 S.

„An Demoiselle Margarethe Salignac, als Geschenk, zur Einrichtung eines Wochenbettesgemaches, 192 Livres 10 S.

„An Jehan, den Bogenschützen, als Hochzeitsgeschenk, 700 Livres.

„An Madame de Montsoreau — ein Name, der zu allen Zeiten im Punkte der Galanterie berühmt gewesen ist — als Geschenk, 300 Livres (12000 Fr. nach heutigem Gelde.)

„An den Astrologen Meister Loys d'Angoult, als Geschenk, 68 Livres 1 S.

„An Colas, den Wahrsager, als Geschenk, 137 Livres 10 S."

Carl VII. setzte viel weniger Werth auf die Zukunft als auf die Gegenwart, wie es aus dem Verhältniß der Schenkungen hervorgeht, die er dem Colas und der Dlle. de Villequier gemacht hat. Und hier ist nur von baaren Thalern die Rede, außer welchen der König den genannten Demoiselle auch noch Emails von Limoges, reiche Kleinodien und vieles schweres Silberzeug zum Geschenk machte. Die damaligen Goldschmiede waren geschickte Künstler und hatten vollauf zu thun. Das Silberzeug bildete einen großen Luxusgegenstand jener Zeit. Hierin zeichnete sich auch Jacob Coeur aus. Unter den werthvollen Gegenständen, die er bei seinen Festen zur Schau stellte und sich dadurch manche Neider erweckte, will man selbst eine kleine Magdalenenstatue aus purem Golde bemerkt haben!

Die Künste begannen aus einem langen Schlummer zu erwachen; der Silberkämmerling des Königs glaubte sie ermuthigen zu müssen, und er begünstigte sehr natürlich vor Allem diejenige, die sich am nützlichsten erweis't, die Baukunst, wie es sein berühmtes Hôtel zu Bourges darthut.

„In einer großen Gallerie im ersten Stock, deren Plafond den Kiel eines umgestürzten Schiffes darstellte, bewunderte man zwei Kamine mit Bildhauerarbeit, von welchen sich insbesondre der eine durch die auf ihm angebrachte Scene bemerkbar machte. Gewöhnliche Bauern auf Eseln, die statt eines Rundschildes einen Kordeckel führten und statt der Steigbügel eine Strickschleife hatten, hielten ein Turnier. Stalljungen und Schweinehirten dienten ihnen als Knappen und Waffenherolde. Einer von ihnen hielt einen Bündel Stöcke, zwei andere bliesen auf ein Bockshorn; einer der Kämpen hielt sein Gesicht halb hinter einer Art von Bischofsmäntelchen verborgen und trug eine Hahnenfeder auf seinem Hute. Es war sonder Zweifel eine Satyre auf die Gebräuche des alten Ritterthums. Der Frondeurgeist der Bildhauer des Mittelalters ließ sich überall die Zügel schießen und verschonte selbst die Priester und die Mönche in den Kirchen nicht."

Die Künste gehen gleich den Musen Hand in Hand. In der Kathedrale zu Bourges hatte Jacob Coeur eine Kapelle aufgeführt, die noch heutigen Tages als ein vollkommenes Muster der Baukunst jener Zeit genannt wird. Sie war mit Fensterscheiben in azurnen, goldnen, hochrothen, grünen und orangenen Farben geschmückt, in Bouquetten, die eine reizende Kunst, welche selbst Edelleute trieben, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, an den Einfaßrosen der großen Kirchen, an den bogenförmigen Fenstern der Kapelle aufhingen. Selbst das Haus von Jacob Coeur hatte mehrere grau in grau gemalte Fenster, von welchen das eine eine Haupigaleere vorstellte. Muthmaßlich verdankte man diese transparenten Schildereien dem berühmten Heinrich Mellin, der für den Sprengel St. Paul zu Paris die, leider zerstörten, Bildnisse von Jacob Coeur und Carl VII. gemalt hatte.

Die Kunst der Glasmalerei hatte sich bis zum Portraitiren erhoben und immense Fortschritte gemacht. „Schon seit Jahrhunderten," sagt Herr Clement, „hatten die Könige unter ihrem

Digitized by Google

Hauspersonale Männer, deren Aufgabe es war, das Sattelzeug, die Rüstungen, so wie das Küchengebäck anzumalen, daneben aber auch der Nachwelt die Züge der Fürsten und ihrer Familie aufzubewahren." Es war schon drollig genug, daß dieselbe Hand, deren Aufgabe es war auf einem Waffenrocke ein Wappen, auf einer Pastete Früchte oder Wildpret zu malen, auch die Monarchen zu portraitiren hatte; aber es gab noch drolligeres! Wenn ein König starb, so wurde, um bei dem Leichenbegängniß zu figuriren, entweder jemand gemiethet, dem man die Kleidung des Verstorbenen anlegte, und der dann die Rolle des Todten so gut spielte, als es ihm gelingen wollte, oder es wurde auch, wie bei dem Leichenbegängnisse Carls VII., ein Gliedermann aus Leder modellirt, der dessen Stelle vertrat. Eine letzte Toilette folgte dem letzten Seufzer, wie ich es noch heutigen Tages in Rom gesehen habe: man putzte den Leichnam auf, schminkte den Tod.

„Der Herzog von Orleans, der durch Johann sonder Furcht zu Paris, unter Carl VI. ermordet ward, hatte," wie uns Herr Clement sagt, „in einem verborgenen Cabinette verschiedene Portraits, welche er seinen Vertrauten zeigte, und die Damen vom Hofe, seine Geliebten, darstellten. Einige Jahre später verzehrte die Feuersbrunst des Schlosses von Vicetre, das dem Herzog von Berry zugehörte, eine Reihe von Originalbildnissen der Kaiser des Morgen- und des Abendlandes und der Könige der dritten Race. Aber die Züge dieser Portraits waren hart, die Farben falsch aufgetragen und unnatürlich: da war kein Leben, keine Seele!" — Das wären also auch nur zum Begräbnisse angemalte Todte gewesen!

Indem man das Werk des Herrn Clement liest, und man sich nur an den Sittenschilderungen zu ergötzen meint, lernt man unmerklich, und wie zum Zeitvertreibe, die Macht der Bevölkerung, die Zusammensetzung der Armeen, die Summe der Einkünfte, die Schätzung der Münzen, den Zustand der Künste, und, um den Künsten nützlich zu sein, den Zustand der Finanzen zu der Zeit, wo Carl VII. herrschte, kennen.

Ein Frühling. Gedichte von Max Moltke. Zweite Auflage. Triest, 1852. Im Vertrieb von Kaulfuß Witwe, Prandel & Comp. in Wien. 2 Hefte: XXIV und 331 Seiten. Gr. 12.

Der Verfasser der Gedichte nennt diese Sammlung derselben eine gesichtete Auswahl-Ausgabe; wir erfahren, daß er sich in einer unfreien und hilflosen Lage befunden, jetzt als Amnestirter sich der Freiheit seiner Person und seines Wirkens wieder erfreue und durch die Wiedervereinigung mit seinem jungen Weibe, von der (dem) er zwei Jahre getrennt gewesen, den Grundstein zu einem neuen Hauswesen gelegt habe und jetzt alle von früherer Zeit ihm obliegende Verbindlichkeiten erfüllen wolle. Mit der Herausgabe des „Frühlings" beginne er. (Dies ist in Triest im October 1851 geschrieben, eine andere Ansprache an die Subscribenten zu Küstrin, Charfreitag 1852.) 236 größere und kleinere Gedichte sind unter den folgenden 14 zum Theil etwas eigenthümlich benannten Rubriken: Natur und Sinne, Herz und Minne, verpflanzte Blumen, Stoffe, Sprüche, Kunst, Stimmungen, Betrachtungen, Lehrstimmen, Wanderleben, Gelegenheits-Dichtungen, Lieder, Sonette, Frühlings-Ende, aneinandergereiht. Unter einer solchen Menge von Poesien muß sich natürlich neben manchem recht Gelungenen auch Mittelgut finden, und eine noch mehr gesichtete Sammlung hätte auf noch ungetheilteren Beifall rechnen können. Doch wollen wir dem Dichter künftig ununterbrochene Freiheit und häusliches Glück wünschen (schon deshalb weil er, wenn auch nur in einfacher Prosa, den Manen einer geliebten Mutter diesen „Liederfrühling seines Lebens" mit so herzlichen Worten widmet) und seine Gabe mit Dank annehmen. Wir haben uns mehrere Gedichte bemerkt, die verdienen, auch in einem größeren Leserkreise bekannt zu werden, müssen uns aber für jetzt auf die Mittheilung von zwei derselben beschränken.

Thränenverlangen.

Ich möchte weinen
Gleich einem Kinde,
Ich möchte weinen,
Bis ich erblinde.

Ein glühend Sehnen
Zehrt mir am Herzen;
O fänd' ich Thränen
Für meine Schmerzen.

Doch will ihr Quell sich
Mir nicht erschließen,
Will sanft und hell sich
Mir nicht ergießen.

Ich möcht' sie borgen
Von zarten Kindern,
Wie Thau am Morgen
Mein Weh zu lindern.

Ich möcht' sie nippen,
Ich möcht' sie saugen
Mit meinen Lippen
Von fremden Augen.

Der Adern Schwellen,
Der Pulse Klopfen
Lechzt nach den hellen
Krystall'nen Tropfen.

Ihr sanften Fluthen,
O rieselt nieder,
Löscht mir die Gluthen
Des Herzens wieder.

Kommt mir zu netzen
Die heißen Wangen,

Digitized by Google

O kommt zu setzen
Mein Glutverlangen.

Kommt aufzurichten
Der Hoffnung Pflanze
In euerem lichten
Und feuchten Glanze!

Siebenbürger Volkslied.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft.

Siebenbürgen, Meeresboden
Einer längst verflossenen Fluth,
Nun ein Meer von Aehrenwogen,
Dessen Ufer, waldumzogen,
An der Brust des Himmels ruht.

Siebenbürgen, Land der Trümmer
Einer Vorzeit, stark und groß,
Deren tausendjähr'ge Spuren
Ruhen noch in deinen Fluren
Ungeschwächtem Ackerschoß.

Siebenbürgen, grüne Wiege
Einer bunten Völkerschaar,
Mit dem Clima aller Zonen,
Mit dem Kranz von Nationen
Um des Vaterlands Altar.

Siebenbürgen, grüner Tempel,
Mit der Berge hohem Chor,
Wo der Andacht Huldigungen
Steigen in so vielen Zungen
Zu dem Einen Gott empor.

Siebenbürgen, Land der Duldung
Jedes Glaubens sich'rer Hort,
Mögst du bis zu ferneren Tagen
Als ein Herd der Freiheit ragen,
Und als Wehe dem freien Wort!

Siebenbürgen, süße Heimat,
Unser theures Vaterland,
Sei gegrüßt in deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band

Unter den Städten, in welchen der Verfasser ziemlich zahlreiche Subscribenten fand, befinden sich Essek und Gratz; Küstrin (Vaterstadt), ist mit der Angabe: Keiner aufgeführt.

Die beiden Hefte sind gut ausgestattet, der Druck ist aber leider von einer Menge von Fehlern entstellt, deren Verzeichniß drei Seiten füllt.

Altchristliche Baudenkmale Constantinopels vom V—XII Jahrhundert. Auf Befehl seiner Majestät des Königs aufgenommen und historisch erläutert von W. Salzenberg. Im Anhange des Silentiarius Paulus Beschreibung der Agia Sophia, metrisch übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. W. Kortüm. Herausgegeben von dem königlichen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. 40 Tafeln in größtem Folio-Format in Kupferstich, Lithographie und prächtigstem Farbendruck. Berlin. Verlag von Ernst & Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung). Text in 4°.

So wird der Titel eines Prachtwerkes lauten, auf dessen bis December d. J. in Aussicht gestelltes Erscheinen wir uns beeilen, aufmerksam zu machen. Dem Prospectus entnehmen wir das Folgende:

„Eine der eigenthümlichsten und bedeutsamsten Gestaltungen früh-christlicher Kunst ist unstreitig jener Baustyl, der zuerst in glänzenden Leistungen eine neue Aera herbeiführen half und die Architektur aus den Banden antikisirender Nachahmung befreite, der Byzantinische. Unter dem langwährenden Regiment prachtliebender Kaiser erwachsen, genährt durch den ehrbegierigen Drang, die ältere Schwesterstadt an der Tiber wo möglich zu überbieten durch den prunkenden Glanz großartiger Bauten, gestaltete sich jener Styl in der ganzen, fast in sich abgeschlossenen Originalität, die schon durch das von ihm zum Prinzip erhobene Wölbungsgesetz der Kuppel im Verein mit einer centralen Behandlung der Grundform ausgesprochen ist.

Längst hat die heutige Kunstforschung die Bedeutung des byzantinischen Styles wissenschaftlich festgestellt. Aber um tiefer und detaillirter in die Eigenthümlichkeiten desselben eindringen zu können, fehlt es an geometrischen Aufnahmen der hervorragenden Denkmäler desselben, und bis jetzt war die Kunstgeschichte betreffs des umfassendsten und wichtigsten Theiles ihrer Disciplin auf den Nothbehelf flüchtiger Reiseskizzen und unzuverlässiger malerischer Abbildungen angewiesen. So lebhaft auch dieser Mangel empfunden wurde, so legten sich doch der Abhülfe desselben vor Allem durch genaue Aufnahme der Sophienkirche zu Constantinopel fast unüberstegliche scheinende Hindernisse in den Weg.

Unter Protektion Sr. Majestät unseres kunstsinnigen Königs ist es endlich dem beharrlichen Eifer deutschen Forschergeistes gelungen, jene Hemmnisse zu beseitigen und nicht allein eine in allen Theilen genaue, sich bis ins kleinste Detail erstreckende, mit reifster Sachkenntniß angestellte Aufnahme

Digitized by Google

jener Mutterkirche byzantinischer Architektur, sondern auch der übrigen in Constantinopel noch erhaltenen christlichen Denkmäler in's Werk zu setzen. Diese Arbeiten bilden den Inhalt gegenwärtiger vom Königlichen Ministerium veranstalteten Herausgabe.

Der in größtem Folio erscheinende Atlas des Werkes umfaßt 39 Tafeln, von denen 27 der Darstellung der Sophienkirche gewidmet sind. Diese werden nicht allein mehrere Grundrisse, Durchschnitte, Ansichten von verschiedenen Seiten, Details sämmtlicher Bautheile enthalten, sondern auch durch die Abbildungen der berühmten, bis jetzt noch niemals ihrem Wesen nach gewürdigten, weil zu unbekannten, Mosaik-Bilder der Kuppeln, des Narthex, der Seitenhallen, des Gynaeceon, des Hauptschiffes, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte byzantinischer Prachtmalerei ergeben.

Außerdem werden die übrigen Tafeln sich mit Darstellung mehrerer anderer christlicher Bauten zu Constantinopel beschäftigen: der Kirche des heil. Johannes, des Sergius und Bacchus, die ein Mittelglied zwischen der Sophienkirche und S. Vitale zu Ravenna zu bilden scheint, der heil. Irene, des heil. Theotokos, des heiligen Pantokrator und des Saalbaues auf dem Hebdomon sammt Cisterne, Wasserthurm und ähnlichen dahin gehörenden. Ueberall wird durch Grundrisse, Durchschnitte, Ansichten und Details die vollständige Erkenntniß der einzelnen Werke vermittelt. Auf der letzten Tafel endlich werden zur Vergleichung mit dem Dargebotenen die klein-asiatischen Kirchen aus Texier's l'Asie mineure zusammengestellt.

Sind schon die Tafeln an sich geeignet einen vollständigen Ueberblick über das gesammte noch vorhandene Material zur Architekturgeschichte jener glänzenden Cäsarenstadt zu gewähren, so wird der Text durch seine Erläuterungen die Anschauung noch unterstützen. Sein erster Theil giebt als Einleitung eine Geschichte der Entwicklung der byzantinischen Baukunst im Orient und besonders in Constantinopel, unter Berücksichtigung des christlichen Cultus, der antiken Kunstvorbilder und der eigenthümlichen Gestaltung byzantinischen Hoflebens und Herrscherthumes. Der zweite Theil ist der eingehenden Beschreibung der noch vorhandenen Baudenkmäler sammt der Geschichte ihrer Entstehung gewidmet. Den dritten wird eine metrische Uebersetzung des Gedichtes ausfüllen, in welchen bekanntlich Paulus Silentiarius die Sophienkirche besingt. Dasselbe hat wegen der darin enthaltenen Beschreibung der alten, jetzt nicht mehr bestehenden Einrichtung des Innern für den christlichen Cultus ein kulturgeschichtliches und kunstwissenschaftliches Interesse."

Was die Ausstattung des Werkes betrifft, so wird von der Verlagshandlung versichert, daß sie dem gediegenen Inhalte völlig ebenbürtig sein solle. Die zahlreichen Stiche werden die geometrischen Zeichnungen und die Abbildungen der äußerst brillanten Ornamente nicht allein mit vollkommenen Stylverständniß, sondern auch mit feinster, elegantester Nadelführung geben. Der Prospectus sagt, die farbigen Platten seien von so hoher Vorzüglichkeit, von so harmonischem Reiz der Behandlung, daß in jeder Beziehung dieses Werk die besten englischen und französischen Erzeugnisse dieser Art nicht allein erreichen, sondern in mancher Hinsicht sogar übertreffen werde, so daß es unter allen vorhandenen Prachtwerken einen der ersten Ehrenplätze einnehmen dürfe.

Das Werk, dessen Text zum bequemeren Studium in Quart-Format gedruckt wird, soll gleich vollständig erscheinen, aber gleichzeitig auch eine Ausgabe von 8 Lieferungen veranstaltet werden.

Miscellen.

Die französische Academie hat für das Jahr 1854 folgende Preisaufgaben gestellt: „Die Acropole zu Athen", Preis eine goldene Medaille im Werthe von 2000 Fr. Eine ähnliche Medaille für die beste Abhandlung über das Leben und die Schriften des Herzogs von St. Simon". Die beiden Montyon-Preise, ein jeder von 3000 Fr., über die Themata: „Die Poesie des Mittelalters", und „die Fortschritte der Wissenschaften in Frankreich vor dem Cid," sind, weil dies Jahr nicht ausgetheilt, zu neuer Bewerbung im nächsten Jahr ausgesetzt. Es sollen ferner zwei Prämien, jede von 3000 Fr., für die besten Abhandlungen über „die Werke und den Genius Livius des Geschichtschreibers", und über das Leben und die Schriften Froissarts" ausgetheilt werden. Vom 1. Januar 1854 an wird die Academie auch ihre jährliche Untersuchung in Betreff des Preises vornehmen, welchen der verstorbene Baron Gobert für das „bestgeschriebene Werk in Verbindung mit der Geschichte Frankreichs" ausgesetzt hat. In diese Untersuchung sollen alle die neuen Werke eingegriffen sein, die seit dem 1. Januar 1853 über die Geschichte Frankreichs erschienen sind.

Zu Elbeuf hat sich kürzlich, wie das dortige Journal erzählt, gegen 9 Uhr Abends eine Wolke kleiner Fliegen niedergelassen, die durch ihre Masse das Gaslicht verfinsterte, indem sämmtliche Lampen davon bedeckt waren, außer den Myriaden, die in den Häusern und Läden umher flogen.

Es ist uns, berichtet das Gloucester Chronicle, eine Skizze des Thurmes der Kirche zum heiligen Grabe gezeigt worden, die ein junger Mann, in dem Laden eines hiesigen Handelsmannes angestellt, im somnambülen Zustande verfertigt hat. Die Zeichnung ist vollkommen richtig, es fehlt selbst der Flaggenstab auf den Zinnen nicht.

Ein hindustanisches Gesetz lautet: „Schlage dein Weib nicht, selbst nicht mit einer Blume, wenn sie auch tausend Mängel hat."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 74. Mittwoch, den 14. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Wanderung im Lenz. Lieder von Heinrich Zeise ..... Seite 577
A. G. Kästner's Urtheil über Veränderung alter Kirchenlieder " 578
Ein Zwergvolk ..... " 580
Literatur:
Der deutsche Redner oder Album classischer Prosa von Dr. Karl Ludwig Kannegießer ..... " 581
Die Disteldinger. Von W. v. Merckel ..... " 582
Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel ..... " 583
Geschichte der Gefangenschaft Napoleon auf St. Helena ꝛc... " 584
Miscellen ..... " 584

Wanderung im Lenz.

Lieder von Heinrich Zeise.

I.

Wanderlust.

Mir ist so leicht und wohl zu Muth,
So wie im Bach dem Fisch,
Durch meine Adern kreis't das Blut
So warm und jugendfrisch.
Und mit den Lerchen singen
Muß ich zur Frühlingszeit,
Daß meine Lieder klingen
Durch Wald und Thäler weit.

Den Vogel sieh auf schwankem Zweig,
Im kühlen Wald das Reh,
Sie sind so glücklich, sind so reich,
Kein Gram drückt sie, kein Weh.
Der Vogel durch die Lüfte
Sich liebejauchzend schwingt,
Und über Felsenklüfte
Das Reh, das scheue, springt.

Aus Deiner Zelle geh' hinaus,
Aus Staub und Moderduft,
Und winde Blumen Dir zum Strauß,
Und trinke Bergesluft.
Die munteren Bäche schäumen,
Sie ziehn und wandern weit,
Warum willst Du verträumen
Die schöne Jugendzeit?

II.

Auf der Bergkuppe.

Vom hohen Felsenthrone
Schau' ich in's tiefe Thal,
Der Fichten grüne Krone
Rauscht lieblichen Choral.
Und vor mir liegt das schöne Land
Im weiten Bogen ausgespannt,
Erhellt vom Sonnenstrahl.

Sieh' dort in ferner Weite
Ein schmuckes Städtchen liegt,

Digitized by Google

Und an des Berges Seite
Scheint's lieblich angeschmiegt.
Dort ist gewiß auch kühler Wein,
Und manches Mädchen hold und fein,
Das rasch im Tanz sich wiegt.

Es senkt die Dämm'rung milde
Sich auf den grünen Hain,
Still wird es im Gefilde,
Die Vögel schlummern ein.
Gott segne dich, du schönes Land,
Auch mich schirmt liebreich seine Hand
Auf schroffem Felsgestein.

III.

Nachtruhe.

Den Ranzen unterm Haupte
Blick' ich in's Lichtrevier,
Der Mantel, der bestaubte,
Er dient als Decke mir.
Aus weiter Himmelsferne
Schaun mir in's Angesicht
Des Himmels gold'ne Sterne,
Wie Kindesaugen licht.

O, wunderbarer Frieden,
O, himmlisch süße Ruh',
Ihr schließt die Augenlidern
Mir still und leise zu.
Nun will ich ruhig schlafen,
Enthoben jedem Schmerz,
Der beste Schlummerhafen
Ist ein zufried'nes Herz.

IV.

Morgenfrühe.

Es zieht der Odem Gottes so frisch durch die Natur,
Ein wunderbares Rauschen verkündet seine Spur,
Es flammt im fernen Osten der erste Sonnenstrahl,
Vergoldend rings die Fichten, die Klippen und das Thal.

Gespenstisch ziehn die Nebel sich um den Felsenrand,
Sie senken sich, sie schweben weit um die Klippenwand,
Das sind die bösen Geister, die Gottes Hand verjagt,
Sobald die Nacht gewichen und stolz der Morgen tagt.

Die Lerche aus den Saaten hebt jubelnd sich empor,
Es schallt von allen Bäumen ein tausendfacher Chor;
Nun muß ich frisch eins singen, ist schwach mein Lied auch nur:
„Wie schön ist Gottes Erde! wie schön bist Du, Natur!"

V.

Eins zu singen.

Es klopft mein Herz so hell und laut,
Noch bin ich froh und jung,
Noch trägt mich zu den Wolken traut
Der Liedre kecker Schwung.
Ich muß den Wald durchstreifen,
Und auf den Bergen schweifen
Im raschen Lauf und jähen Sprung.

Es kreist hoch über mir der Aar
Im lichten Himmelsblau,
Und neben mir rauscht hell und klar
Hinab in's Thal die Au.
Und an der Gräser Spitzen
Seh' ich wie Perlen blitzen
Den demantklaren Morgenthau.

Es hängt voll Blüthen jeder Strauch,
Und athmet milden Duft,
Ich bade mich im Morgenhauch,
Und in der frischen Luft.
O freies, frohes Leben,
Dem ganz sich hinzugeben
Vom Baum ein jeder Sänger ruft.

Du mahnst mich an die Jugendzeit
Vergebens nicht, Natur,
Und mein Gedanke kreist so weit
Im leuchtenden Azur.
Mein Lied soll froh erklingen,
Soll Wald und Thal durchdringen,
Wie Lerchenschlag auf weiter Flur.

(Schluß folgt.)

A. G. Kästner's Urtheil über Veränderung alter Kirchenlieder.

Das alte Sprichwort: „die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen", es findet kaum in irgend einer Beziehung eine so entschiedene Bestätigung, als in dem wechselnden Urtheile über das Kirchenlied. — Vor hundert Jahren waren noch die völlig unveränderten Lieder eines Rist, in denen das Reißen und Beißen der Verdammten in der Hölle besungen wird, und nicht minder manche andre harte und unerbittliche dogmatische Reimereien in ungefochtenem Besitz, ja es wurden noch lateinische Lieder: In dulci iubilo, und: Ecce quomodo moritur iustus („Siehe, wie der Gerechte stirbt", bei Begräbnissen) gesungen. — Bald darauf änderte sich Alles, — mit vollem Rechte, und daß mag jetzt besonders hervorgehoben werden, mit vollem Rechte nahm man neuere Lieder eines Gellert, Klopstock, Cramer, Münter, Liebich und Andrer in die Gesangbücher auf, die den Bombast

Digitized by Google

des siebzehnten Jahrhunderts abgethan hatten, und in einer edlen, correcten Sprache zu ihren Zeitgenossen sprachen. Dabei wurde denn in übermäßigem Eifer manches Mittelmäßige, Prosaische, Rhetorische und in hohem Odenschwung Unverständliche (und zum Theil von denselben Dichtern) in die Gesangbücher hineingebracht, und was das Schlimmste war, die alten Kernlieder eines Luther, Paul Gerhardt und Andrer wurden nicht etwa von dieser oder jener Härte (und die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts besonders von ihrer Weitschweifigkeit) befreiet, sondern zu völligen Schattenbildern gemacht, oft ohne Noth ganz und gar umgedichtet. — Johann Melchior Göze, der 1762, da er sein Pastorat in Hamburg antrat, ein neues Gesangbuch und die Aufnahme der neueren trefflichen Lieder in dasselbe in Vorschlag brachte, starb im Jahre 1786 aus Verdruß über die verunstalteten alten Lieder und erlebte das neue Hamburgische Gesangbuch von 1787, welches ein Nachklang des Berliner von 1780 war, nicht mehr. Wie Claudium über die Verwässerung der alten Lieder urtheilte ist bekannt, aber eben so auch, daß seine Stimme wie die eines Predigers in der Wüste verhallte.

Wir sind gegenwärtig in eine ganz andere Periode gekommen. Nachdem eine gereiftere Würdigung der alten Kirchenlieder seit etwa 25 Jahren sich geltend gemacht hat, will man jetzt kaum irgend eine Aenderung alter, harter und unverständlicher Stellen gestatten, findet in den Worten Luther's: „Wie ein Tod den andern fraß", den Gipfel der Erhabenheit und fragt bei jedem Kirchenliede, ob es nicht mindestens 150 Jahre sei; sollte es aber nicht hundert Jahr alt sein, so hat es auf kirchliche Geltung gar keinen Anspruch.

In unsrer so beschaffenen und, wie wir nicht anders urtheilen können, wiederum in einem ungerechten Extrem befangenen Zeit dürfte es lehrreich sein, an ein Urtheil Kästner's zu erinnern, welches denen, die es zuerst hörten, sehr seltsam und unzeitgemäß vorkommen mochte.

Der Mathematiker und Dichter Kästner in Göttingen war mit dem Verfasser des Kinderfreundes, Christian Felix Weiße in Leipzig, sehr befreundet. Weiße nun nahm damals an einer Arbeit Antheil, welche sein Freund, der reformirte Prediger Zollikofer in Leipzig, unternommen hatte. Es war das einer der ersten Versuche eines neueren Gesangbuches, welches alle Vorzüge und Fehler der späteren Nachfolger an sich trug. Die neueren Dichter waren hier zwar vertreten, aber die alten Lieder waren hier auch durchaus umgedichtet. Das Unternehmen blieb nicht unangefochten, aber Zollikofer und Weiße hatten die unendlich überwiegende Mehrzahl der damals stimmführenden Männer für sich. Dem Zollikofer'schen Gesangbuch folgten unzählige andere ähnliche. Weiße aber erlebte es noch, daß ihm, der alte Lieder geändert hatte, seine eigenen Lieder in Leipzig, wo er wohnte, 1796 zu seinem nicht geringen Verdruß geändert wurden.

In Weiße's, nach seinem Tode erschienener Selbstbiographie nun findet sich ein Brief Kästner's an Weiße, aus dem wir ersehen, daß dieser, als das Zollikofer'sche Gesangbuch (1766) erschienen war, gegen den Strom schwamm, und die willkürlichen Aenderungen der Lieder Luther's mißbilligte. Es heißt da (C. F. Weiße's Selbstbiographie, Leipzig, 1806. S. 125): „Was werden Sie für ein Gesicht machen, wenn Sie lesen, daß der Mathematikus, der Weißianer, der Satirikus, und was Sie sonst alles Unorthodoxe bei dem Namen Kästner denken können, diesmal nicht auf der Seite des Witzes, sondern auf der Wittenberger (diese hatten gegen die Veränderungen der Kirchenlieder sich erklärt) ihrer ist? Ich bin im Ernste der Meinung: 1) man sollte Luther's und andre alte Lieder ungeändert lassen; 2) die Aenderungen, welche die Wittenberger angeführt haben, sind meiner Empfindung nach keine poetische Verbesserungen."

„Quoad 1) haben, juristisch zu reden, die Gemeinen, die sich bisher dieser Lieder bedient haben, ein ius quaesitum darauf, und über seine Lieder hat sich Dr. Luther längst so erklärt, daß er Aenderungen darinnen verbittet. Das könnte man doch so gelten lassen, wie sonst ein Testament eines ehrlichen Mannes. Am allerwenigsten ist es erlaubt, die Lieder so zu ändern, daß eine andere Secte sie mit singen kann. Das heißt die Lieder des preußischen Grenadiers (von Gleim) in usum eines Erzherzogs castriren. Man lasse jede Parthei von ihren Glaubensmeinungen so gut singen, als sie kann. Ist es den Lutheranern gefährlich, das Stabat des Pergolese anzuhören? wovon der Text, mit aller Ehrerbietung für die päpstliche Heiligkeit des Verfassers, unendlich weit unter Luther's Liedern ist. Sind solche Lieder nicht für die Gemeine, so lasse man sie für die Gemeine ungesungen, wie unsere Prediger Luther's Tomos (Bände von Schriften) ungelesen lassen.

Quoad 2) muß ich bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für Dr. Luther habe und ihn in Absicht auf die Eigenschaften des Herzens und des Genies für einen der größten Geister halte. Ich vermuthe also nicht, daß Jemand auch mit einem neumodischen feinen Witze und den besseren Einsichten unsrer Zeiten diesen alten Dichter da glücklich bessern wird, wo sein Herz redet, zumal wenn man in den Prüfungen nicht gewesen, die ihn gebildet haben. So gestehe ich, daß mir die Aenderung der zweiten Zeile in „Erhalt uns Herr" (statt Pabst und Turken hat Zollikofer deinen Feinde) vorkommt wie ein Vers der Aeneis in's Schwarzische*) übersetzt. Ich denke ebenso von den Aenderungen im „Herr Gott dich loben wir." Dieses Lied hat durch und durch in Ausdrückungen und im Gange so was Feierliches, daß Neuerungen darin machen mir soviel ist, als von einem alten Wappen den Helm wegnehmen und statt dessen bordirte Hüte und weiße Federn darauf setzen."

„Sehen Sie wohl, so würde ich geschrieben haben, wenn ich Professor Matheseos in Wittenberg wäre und im Namen des Prorectors auf Anordnung der theologischen Facultät das Programm hätte schreiben sollen. Ich habe über Aenderungen in Kirchenliedern schon, so lange ich hier bin, Betrachtungen angestellt, weil vorlängst ein unpartischer Geist ausgegangen ist, die Theologen der hiesigen Lande zu verführen, daß sie ein Gesangbuch gemacht haben, in dem fast alle alten Lieder verändert und größtentheils durchwässert sind; wodurch meine Andacht beim Gottesdienst sehr gehindert wird. Denn was es für Poeten gewesen sind, die diese Verbesserungen unternommen haben, können sie aus dem Anfange eines neuen christlichen Glaubens sehen:

Ich glaub' an einen Gott allein,
Der alle Dinge groß und klein . . . .

*) Die Uebersetzung des Virgil von Schwarze war damals sehr bekannt.

Digitized by Google

Wie sie der Hirte austreibt! fiel mir hierbei ein und ich sang nicht weiter. Das Lustigste dabei ist, daß manchmal dieser neue Glaube nach Luther's Altem gesungen wird. So gab mir einmal jemand nach einer Tasse Chocolade ein großes Glas Wasser zum Abkühlen."

„Nun, wenn Sie mit meinen Gedanken der alten Kirchenlieder nicht zufrieden sind, so singen Sie mit Caniz:

Er schreit: Mein alter Rock! der wird mir besser stehn!
Gebt ihm den alten Rock und laßt den Narren gehn.

Beim Caniz fällt mir ein, daß es sich Bachta in seinem Maffei zur Sünde anrechnet:

Mich ergötzte Caniz Flöte, die bei Doris Asche klang,
Mehr als Luther's alte Harfe, die der Gottheit Lob besang.

Wir aber hat ohne Absicht auf die Sünde geschieden, wenn Bachta Empfindungen von der Poesie gehabt hätte, so würde ihm schon deswegen Luther größer als Caniz geschienen haben."

„Sehen Sie, so eine Dissertation über die Veränderungen in Luther's Kirchenliedern — wäre das ein Stückchen in der Neuen Bibliothek der Schönen Wissenschaften."

„Ich verharre u. s. w.

Göttingen, den 9. Nov. 1767.

A. G. Kästner."

Also Joh. Melchior Göze, der als lutherischer Zelot berüchtigt (und oft ungerecht beurtheilte) Mann forderte 1762 die Aufnahme der neueren Lieder, heutzutage sind die 100jährigen noch nicht alt genug. Kästner meinte 1767, die Gemeinen hätten auf die Lieder, welche sie bisher gesungen, in ihrer alten Form ein Anrecht (ius quaesitum), heutzutage meint man, den Gemeinen die Lieder der letzten 100 Jahre ohne Weiteres ganz nehmen zu können, damit eine geheimte formula concordiae nach dem Sinne derer zu Stande komme, die uns ein neues siebzehntes Jahrhundert octroiren möchten.

Dr. J. Geffcken.*)

Ein Zwergvolk.

Von Bridges Adams.

(Aus dem „Spectator.")

Vor einigen Jahren machte ich eine Reise durch die Region, die unter dem Namen Despoblado, d. h. unbewohntes Land, bekannt und an der südlichen Gränze von Ober-Peru oder Bolivia, wie es jetzt genannt wird, belegen ist. Es ist ein breites Tafelland, steinigt, sandig und unfruchtbar, von hohen Bergen umgeben, ohne eine andere Vegetation als einiges stachelichtes Gestrüpp. In drei, vier, fünf, sechs, ja sieben Jahr regnet es dort nur ein Mal; dann entspringt dem Boden ein üppiges Gras, und dieses treibt Hirten mit Heerden Schaafen, Lama's und Vicunas (Kamehlschaafe) herbei, die sich eine Art geflochtener Hütten, großen Vogelbauern ähnlich, bauen, in welchen sie weilen, bis das Gras dahin ist, wonach auch sie sammt ihren Heerden wieder verschwinden und der Bezirk von Despoblado, bis auf die Skelette der verlassenen Hütten, neuerdings so nackt und bloß ist, wie der Rücken eines geschorenen Hundes. Das Klima ist im Ganzen Tages glühend heiß, des Nachts schauernd kalt. Die Art des Reisens war: vor Tagesanbruch aufzustehen, mit gedörrtem Mist Feuer anzumachen, um einen Kräutertheer zu bereiten oder Branntewein zu erwärmen, die angebundenen Maulthiere zu satteln, und, wenn aufgebrochen, bis Sonnenaufgang neben ihnen her zu gehen, um warm zu werden. Mittags wurde Halt gemacht, um zu kochen und etwas gedörrtes Fleisch zu genießen. Darnach ging es wieder vorwärts, bis Einbruch der Nacht, wo die Maulthiere wieder festgebunden und das Abendbrod verzehrt wurde. Dann wurde aus den Kleidungsstücken und Satteldecken ein Lager bereitet, auf welchem ich mich mit meinem Führer hinstreckte, der Wärme halber so, daß wir in der Weise der Guanaco's gegenseitig mit den Köpfen und den Beinen zusammen zu liegen kamen.

Eines Morgens bemerkte ich, bei Sonnenaufgang, und nachdem ich schon vier bis fünf Meilen schlaftrunken neben unsern Maulthieren her getrabt war, daß meine Reisetasche sich gelös't hatte und unterwegs verloren worden war; ich sandte deshalb meinen Führer zurück, sie zu suchen, da sie mehreres enthielt, was ich ungern gemißt hätte. Ich nahm diesen Aufenthalt wahr, um noch ein Schläfchen zu machen, und legte mich in einer Binsenhütte nieder. Als ich nach Verlauf einer Stunde wieder erwachte, vernahm ich eine fremdartige Stimme, und als ich mich darnach umsah, stand ein eingeborner Indianer vor mir. Derselbe war gekleidet in ein braunes rundes Wams, trug Hosen von Vicuna-Wolle, schaafwollene Strümpfe, einen Poncho über den Schultern und einen Strohhut auf dem Kopfe. Er maaß keine fünf Fuß, und hatte fast gar keine Muskeln an den Beinen; seine Augen waren schwarz, und weit geschlitzt, die Nase adlerförmig gebogen, die Wangen eingefallen, die Backenknochen vorstehend, die Stirn niedrig und zurücktretend, der Mund weit, das Haar schwarz und dräthig. Vor der Brust trug er ein Bündel Wolle, die er zu Fäden spann. Dabei sog er an einem Cocasblatte, erweicht mit Citronensaft und Kartoffelmehl, wobei ihm der Saft über's Kinn floß. Es war dieses ein Muster des Genus homo dieser Regionen, deren Beschäftigung Spinnen ist und die sich des Hungers durch eine Art von Tabakkauen erwehren. Sie bildeten den rohen Stoff der spanischen Armeen in Ober-Peru, die mit den schwarzen Soldaten kämpften, welche als Liberatoren geschickt worden waren. Die Schwarzen waren Mittags, die Indianer früh Morgens am Besten zum Kampfe aufgelegt, und die revolutionairen Officiere pflegten scherzweise zu erzählen, daß die Neger sehr aufgebracht darüber waren und es schändlich fanden, schon früh Morgens angegriffen zu werden, wo sie vor Kälte die Gewehre nicht halten konnten. Mit der seiner Race eigenthümlichen Neugier fragte mich der Indianer, in einer Mischung von Spanisch und Chichua, woher ich käme, wohin ich ginge und was ich vorhätte. Er fand sich indeß gleich befriedigt, als ich ihm sagte, daß ich aus der

---

*) Wir haben die obige Mittheilung dem August-Hefte der „Protestantischen Monatsblätter für neuere Zeitgeschichte" entlehnt. H.

Digitized by Google

Magellansstraße käme, und mich in dem Nordpolmeere baden wolle, um meinen Rheumatismus los zu werden. Dabei stieg aber der Verdacht in mir auf, daß, wenn ich nicht zur rechten Zeit aufgewacht wäre, mein Maulthier und meine Effekten eben sowohl wie meine Satteltasche Reißaus genommen haben würden; doch erklärte mir mein neuer Freund seine Anwesenheit damit, daß er seit zwei Tagen drei Esel nachsuche, die ihm aus seiner Behausung entlaufen wären.

Inzwischen kehrte mein alter Führer mit der wiedergefundenen Satteltasche zurück, und griff, so wie er des Indianers ansichtig wurde, mit einem halben Dutzend spanischer Ehrentitel, die jener schreiend mit Redreden in der Chichuasprache beantwortete, zum Lasso und würde dem armen Schelm sicher übel mitgespielt haben, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte. Der Indianer machte indessen daß er fortkam, und er war aus dem Gesichte, als wir wieder aufgesessen waren. Mein alter Führer las mir dann aber noch den Text wegen meines zu großen Vertrauens. „Diebe sind sie insgesammt," sagte er, „und was hätten Sie wohl ohne Thier und Sattel anfangen wollen?" Der südliche Maulthiertreiber wird jederzeit der abgesagte Feind des als Viehdieb bekannten Indianers bleiben.

Den andern Tag wurde eins der Leitmaulthiere plötzlich aufsätzig und wollte nicht vom Fleck. Sein scharfes Auge hatte in der Ferne etwas bemerkt, was uns noch unsichtbar war, und als es hierauf Prügel bekam, drehte es sich ohne weiteres herum. „Ein Maulthier ist ein neugieriges Geschöpf," sagte da der alte Führer, „man muß ihm schon seinen Willen lassen." Nach einer halben Stunde sahen nun auch wir sich in der Ferne etwas bewegen, gleich einer Heerde Vicunas, und unser stäteig gewesenes Maulthier mußte seine Neugier wohl befriedigt haben, denn es verstand sich nun auch dazu, mit uns weiter zu ziehen. Als wir dem Haufen, den wir für eine Heerde gehalten, näher kamen, erwies es sich, daß es einige und zwanzig Indianer waren, Einer oder ein Paar einen Esel reitend, die übrigen zu Fuß und mehrere beladene Esel vor sich hertreibend. Was mich in Verwunderung setzte, das war ihr kleiner Wuchs, indem der größte nicht über fünftehalb und der kleinste nicht über viertehalb Fuß maaß. Sie gingen sämmtlich gekleidet wie der Indianer, dessen Bekanntschaft ich Tags vorher gemacht hatte, spannen auch eben so wie er, und mehrere von ihnen kauten Cocos. — „Das sind wohl Kinder?" sagte ich zu meinem alten Knaben. — „Nun, sehen Sie einmal die altfränkischen Gesichter an," erwiderte er darauf, „haben Sie schon je solche Kinderphysionomien gesehen? Es sind Pilger aus der Provinz Chiquitos." — Diese Pilger drängten sich nun um uns her, und boten uns Stückchen Magnetsteine und sonstige Mineralien, auch medizinische Kräuter und einige unbedeutende Wollenartikel zum Kauf an und sprachen nur die Kuichua-Sprache. Das waren also die Zwerge oder „das kleine Volk" aus der Provinz Chiquitos in Ober-Peru, die, gleich Savoyarden, im Süden herum wandern, täglich fünf bis sechs Meilen zurücklegen, und zwei bis drei Jahre aus der Heimath entfernt bleiben, um einige Thaler im Handel zu erwerben. „Wie nähren sie sich denn?" fragte ich. — „Nun, sie kauen an Cocos, bis sie einmal Gelegenheit finden, Fleisch oder Brod umsonst zu bekommen," lautete die Antwort. — „Und wo schlafen sie?" — „Auf ebener Erde: da kriechen sie zusammen, bis sie ein warmes Land erreicht haben, und wenn es Nachts sehr kalt ist, so machen sie sich Bewegung." — „Wie alt sind sie wohl?" — „Die jüngsten keine zwanzig, die ältesten ungefähr dreißig Jahre. Sehen Sie einmal diesen da an — sieht er nicht einem Affen ähnlich?" — Sie verhielten sich zu einem ausgewachsenen und wohlgenährten Engländer ungefähr wie ein shetländischer Pony zu einem flandrischen Pferde. Sie bilden eine gleiche Race wie die Buschmänner, und sind augenscheinlich von demselben Schlage, wie die Azteken, die gegenwärtig in London gezeigt werden. Da ihr gewöhnliches Maaß vier bis vier einen halben Fuß ist, so würden ihre Zwerge unstreitig sehr klein sein. Der Name, „Chiquitos" oder kleine Leute, den die ersten spanischen Entdecker ihrer Provinz gegeben haben, scheint anzudeuten, daß die Menschen dort von Haus aus kleiner Statur gewesen sind, obgleich die mir zu Gesicht gekommenen Exemplare nur durch Armuth und Beschwerden verkümmert zu sein schienen.

Es wäre wohl eine interessante ethnologische Frage und der Untersuchung werth, ob diese Zwerge ein Product der Natur oder der Umstände sind. Die Wüsten-Araber und ihre Pferde sind auch nicht groß, aber sie sind Nachts und Tags einem außerordentlichen Wechsel von Kälte und Hitze ausgesetzt, obgleich ihre trockne Luft sie nicht fleischig werden läßt. Die Walliser Berglente und die schottischen Hochländer sind klein, wie auch ihre Pony's, und in den Alpen giebt es zwergartige Ceetins; doch dürften sie alle besser ausgewachsen und proportionirter werden, wenn in günstigeren Umständen gut genähret. Wie importiren Buschmänner und Azteken als Curiositäten, und bekommen auch wohl noch Chiquitos; es würde aber ein humanes und nützliches Experiment sein, einmal mehrere Familien einzuführen, und zu versuchen, ob nicht eine Verbesserung ihrer Lage in einem günstigeren Klima das Resultat hätte, allmählig ihren Wuchs und ihr Aeußeres zu heben und sie in verschiedenen Zweigen zu nützlichen Arbeitern zu machen.

Der deutsche Redner oder Album classischer Prosa in einer chronologisch geordneten Beispiel- und Mustersammlung deutscher Beredsamkeit aller Zeiten. Zum Gebrauch auf Gymnasien, ferner für Studirende und Staatsbeamte und für Gebildete überhaupt. Vorangehend: die Grundsätze der Rhetorik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Ludwig Kannegießer. 2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, 1854. Verlag von Fr. Hentze. XXIV u. 561 Seiten. Gr. 8.

Von ähnlichen Werken unterscheidet sich das anzuzeigende dadurch, daß in demselben versucht wird die deutsche Beredsamkeit in Beispielen, und mit Rücksicht auf die neueste Zeit auch in Mustern, von Anfang an bis jetzt darzustellen. Der Heraus-

Digitized by Google

geber hat den Stoff in fünf Klassen vertheilt: 1. Geistliche Reden 2. Gerichtliche und Staatsreden. 3. Wissenschaftliche Reden. 4. Gedächtnißreden. 5. Vermischte Reden. Im Ganzen sind 93 Beispiele und Muster geliefert, die letzteren größtentheils von namhaften Schriftstellern und Rednern. Von den aufgenommenen wissenschaftlichen Reden gränzen freilich mehrere sehr nahe an das Gebiet der Abhandlungen, wie vom Herausgeber selbst bemerkt ist, aber sie dürften in einer Sammlung wie die seinige ist, nicht fehlen; unter den vermischten Reden finden sich namentlich ernste und feierliche, heitere und gesellige kürzere Gelegenheitsreden, Begrüßungen, Gegenreden, Trinksprüche.

In dieser zweiten Auflage ist der Inhalt von Seite 1 bis 459 unverändert geblieben, wogegen Nichts einzuwenden, da die Auswahl früher mit Umsicht getroffen; nur hätten einige nicht mehr zeitgemäße Notizen über die Redner, namentlich wenn über ihre politische Wirksamkeit Neueres zu berichten war, wie z. B. bei Sylvester Jordan und Welcker, entweder ergänzt oder beseitigt werden sollen. Ob den geistlichen Musterrednern, deren Arbeiten fast alle leicht zugänglich sind, oder auch in mehreren speciellen Sammlungen für künftige Kanzelredner dargeboten werden, nicht ein zu großer Raum (besonders in dem gleich zu erwähnenden Anhange, S. 460—507) zugestanden ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, weil das Buch nicht ausschließlich zum Gebrauch auf Gymnasien bestimmt ist. — Gegen die Aufnahme einzelner Muster z. B. aus den „Reden im Menschenton" vom Verfasser der Menschenreden (dem nicht genannten wackern Chr. J. Sintenis), die doch, von ihrer Länge abgesehen (S. 170—193), hinsichtlich des Inhaltes und der Form etwas veraltet sind (1779), wären manche Einwendungen zu machen, im Allgemeinen, wie schon angedeutet, ist jedoch die Wahl eine glückliche und zweckmäßige. Die Beispiele aus früherer Zeit sind der Mehrzahl nach Wilhelm Wackernagel's „deutschem Lesebuche" entnommen. — An einer Klasse, den Gedächtnißreden, wollen wir beispielsweise zeigen, welche Redner der Herausgeber zur Nachahmung vorführt. Es sind: J. G. Schlosser; Passelt; Schleiermacher; A. F. Bernhardi; Delbrück; Rosegarten; Goethe; C. T. L. Lucas; Varnhagen v. Ense; Chr. Petersen (in Hamburg); Röhr; und im Anhange: Schelling; D. Jahn; A. Syrow.

Bereichert ist diese zweite Ausgabe mit einem Anhange von Reden, die der ersten bis vierten Klasse angehören, und zwar von Huldrich Zwingli; J. C. Veith (Katholik), 1852; Claus Harm, 1827; A. Tholuck; W. H. Hoßbach; F. Arndt, 1844; C. W. A. Krause, 1845; G. Lisco; dem Könige von Preußen; dem Freiherrn Prokesch-Osten, 1852; A. Böckh, 1844; C. A. Sigm. Schultze, 1845; Schelling, 1845; D. Jahn, 1849; A. Syrow, 1853.

Ferner ist statt der früher in Rücksicht der Anweisung zur Beredsamkeit zu kurz gehaltenen Einleitung ein Abriß über das ganze Gebiet der Redekunst oder Rhetorik (nach Reinbeck, Pillenberg, Falkmann, Heinrich Richter ꝛc.) zum Leitfaden für Schulen und für eigene Belehrung geliefert (in 2 Hauptabschnitten: „Reine Rhetorik. a. Von dem Stoffe. b. Von der Form oder Kunst des Ausdrucks. 2. Angewandte Rhetorik: a. Geschäftsstyl. b. Briefe. c. Geschichtsdarstellung. d. Beschreibung. e. Lehrdarstellung. f. Gespräch. g. Selbstgespräch. h. Rede).

Der Hauptzweck des Werkes ist auf dem Titel angegeben, aber auch als eine unterrichtende und gediegene Lectüre ist es zu empfehlen.

Die Ausstattung ist untadelhaft, der Preis im Verhältniß zu der Bogenzahl (35) billig. H.

Die Disteldinger. Von W. v. Merckel. Leipzig, M. Simion's Verlag. 1853. 12. 44 Seiten.

Ein kleines, aber mit vielem Humor und gut geschriebenes Büchlein! — Die Disteldinger waren sehr glückliche und zufriedene Leute, sie hatten nur einen Kummer, nämlich den, daß bei ihnen gar nichts vorgefallen, was der Rede werth. — Fürst und Fürstin gingen sich systematisch aus dem Wege, wie die beiden Aequinoktien. Der Fürst hatte dem Magistrat, der Rentkammer und der Schützengilde sein Portrait in doppelter Lebensgröße geschenkt „gleichsam zum ewigen Gedächtniß, da sie ihn seitdem kaum mehr leibhaft zu Gesicht bekamen. Aber auch auf dem Portrait war nur die Uniform getroffen, die allein gefallen hatte und übrigens längst abgeschafft war; die Physiognomie hatte der Maler aus der Phantasie ergänzt." Das wichtigste Ereigniß seit langer Zeit war, daß Franz Liszt beinahe ein Concert in Disteldingen gegeben hätte, woselbst er aus Versehen durch kam, aber der Hof-Cantor machte just mit seiner Musikbande seine gewöhnliche Sommer-Razzia in der Umgegend und als ein reitender Bote sie gehalt, war Liszt längst fort: Von Stund an wurde ganz Disteldingen Ein Dilettant, berühmter aber dadurch nicht. „Wenn wenigstens irgendwo in den angrenzenden Staaten (denn im Fürstenthume war's unmöglich) ein Eisenbahnzug sich tot gerannt hätte, oder, wenn eine tüchtige Kartoffel-Epidemie ausgebrochen wäre, damit sie zum Besten der Wittwen und Waisen oder zum Ankauf von Reis und Mais ein Wettsingen von Gesangs-Vereinen, hätten ausschreiben können! Aber nichts da! Wie andern Leuten das Glück, schlug ihnen das Unglück förmlich Schnippchen." Mit Hilfe der fürstlichen Bühnen-Utensilien, (Disteldingen besaß ein allerliebstes Schauspielhaus, es war aber darin zum letzten Male bei der Huldigung, vor einem Drittelsjahrhundert, gespielt), die der Kastellan gelegentlich in Privat-Dienste treten ließ, arrangirte die disteldinger junge Welt ein Liebhabertheatre, als der Schloßhauptmann im dritten Winter aber sah, „daß seine Kunigunde immer nur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, unter die Haube kam, ohne einen Edmund für die Welt selbst zu finden", verkaufte er den Theaterplunder an einen wandernden Director und machte so der Freude ein Ende. — „Der Magistrat," sagt der Verfasser, „war konservativ-liberal, die Stadtverordnetenversammlung liberal-konservativ, die Bürgerschaft moderirt und gutgesinnt; die Geistlichen waren tolerant und die Laien gute Christen; die Polizei bestand aus einem Marktmeister, der die Handelsbuden aufrichtete und vermiethete, aus einem Sergeanten, der dann und wann einem fremden Landstreicher den Weg wies, bei schweren Gewittern das Spritzenhaus aufschloß, bei Glatt-Eis Sand streute, übrigens auf der Bank vor dem Rathhaus Taback rauchte, und aus drei Nachtwächtern, die, wie

Digitized by Google

der Mond, nur bei gutem Wetter sichtbar wurden." Wenn wir dem Erzähler Glauben schenken dürfen, und es ist kein Grund vorhanden, ihn denselben zu verweigern, so konnte es den Dittelbingern gar nicht besser gehen, sie hatten keinen andern Kummer, als daß es ihnen nicht gelingen wollte, zu einiger Celebrität zu gelangen. Da kam das „Schalk- und Schalkejahr 1848" und ihr Wunsch wurde erfüllt. Die Märztage brachten ihnen keine Errungenschaften, also auch keine Reaktion. „Der Fürst hätte sich bei solchen Unterthanen in kein übleres Licht setzen können (und der Kammerdirector wäre der Letzte gewesen, ihm dergleichen zu rathen), als wenn er das ihnen hätte zumuthen wollen, was jetzt auf einmal in allen Nachbarländern die Unterthanen gegen ihre Fürsten durchsetzen wollten, nämlich: regieren zu helfen!" Das Ausschreiben in Betreff der Wahlen zur Paulskirchen-Versammlung schrieb der Bürgermeister lediglich ad acta collectanea; als vom Reichsministerium an den Kammerdirector „ein vertrauliches Schreiben, was man im gemeinen Leben einen freundschaftlichen Wischer zu nennen pflegt," erging, antwortete er: „Wenn die dittelbinger Nation nicht wählen wolle, so könne er sie dazu nicht zwingen und der Fürst sei allerweile auswärts." Dies erregte allgemeine Heiterkeit und veranlaßte einen Fackelzug. „Noch ungeheurer lachten die Dittelbinger aber, als am Ende den Frankfurtern das ganze Reichs-Kartenhäuschen einfiel und die Erfurter nach den Kasten griffen, um ein anderes zu bauen." — — — „Die Arme schlugen sie untereinander, und genossen so recht behaglich die Satisfaction ihrer Consequenz, als fügen sie gleichsam ganz Europa, wer den Vogel abgeschossen habe: die bankerotte Spekulation, oder das verlästerte Spießbürgerthum? Sie hatten nichts daran gesetzt und nichts zugesetzt, weder ihren Schlafrock noch ihr Geld, nicht einmal ihre Treue! Bei ihnen brauchte kein Ministerium zu wechseln, damit ein neues mit Anstand einen andern Cours segeln könnte; bei ihnen war kein Großmaul in Verlegenheit, wie es sich aus der politischen Ketzerei in die Rechtgläubigkeit umhäuten solle; bei ihnen brauchte kein Fuchs mit eingeklemmten Wedel die Trauben sauer zu schelten, und kein Journalist die Feder zu zerbeißen, um zu beweisen, daß das, was für weiß gegolten hatte, eigentlich von Anfang an schwarz gewesen sei." . . . . „Die Dittelbinger," so schließt die ergötzlich-sarkastische „Novelle ohne Anfang und Ende", „wären nicht werth gewesen, berühmt zu werden, wenn sie nicht gefühlt hätten, daß sie's nun wirklich geworden waren. Und — wundersamer Gang der Weltgeschichte! — gerade durch das waren sie's geworden, wovon sie vordem das Wenigste gehalten hatten: durch die Politik; und zwar gerade deshalb, weil sie jetzt erst recht Nichts davon hielten! Bisher hatte sich Niemand um sie bekümmert; jetzt ging aller Welt ein Licht auf, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnten, und was für welche! Schon im vorigen Sommer bekam der Kammer-Director den Besuch eines Ministers einer deutschen Großmacht, welcher incognito sich über die dittelbinger Institutionen informirte, um sie seinen Kammer-Vorlagen über Revision der Verfassung zu Grunde zu legen; und in diesem letzten Sommer wußten sie sich kaum zu lassen vor Touristen aller Grade, die mit konservativer Todes-Verachtung über die Gebirge kletterten, um die deutsche Ur-Luft zu kosten und den deutschen Ur-Charakter zu studiren. Ein Agent des Prinz-Präsidenten notirte sich auf der Durchreise die Personalien der sieben Kammerhusaren, als Ehren-Legion-Candidaten. Ein Engländer bot sogar einem dittelbinger Bauer hundert Pfund Handgeld nebst feiner Station und lebenslängliche Rente, um ihn jenseits des Canals zeigen zu können. Und ein eigens abgeschickter Feuilletonist einer ihrer Beerühmtheit wegen leicht zu errathenden Zeitung, schreibt in diesem Augenblicke noch an Ort und Stelle einen Artikel-Cyclus:

„Dittelbingen, die deutsche Vendée."

Wer die Geschichte der braven Dittelbinger näher kennen lernen will, der nehme das sauber ausgestattete Büchlein selbst zur Hand!

Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkarten-Handel. Erster Jahrgang. 1853. Erster Band. (A. m. d. Tit.: Meßkatalog. Ostern. 1853.) Leipzig: Avenarius und Mendelssohn.

(Nachtrag zu der Anzeige in Nr. 60 dieser Zeitschrift.)

Wir werfen hier, in Beziehung auf unsere Anzeige des „Bibliographischen Jahrbuchs", dem auch in Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" (7. Heft) die vollkommenste Anerkennung zu Theil geworden ist*), noch einen vergleichenden Blick auf die Pflege, welche einige Wissenschaftsfächer in dem Zeitraume, den der Ostern-Meßkatalog d. J. umfaßt, gefunden haben.

Encyklopädie und Sammelwerke: keine volle Seite; Literaturwissenschaft: etwas über eine Seite; Philosophie nur durch 42 Werke vertreten; dagegen Pädagogik (im weitesten Sinne, mit Inbegriff der Lehrbücher rc. und Jugendschriften): über 6 Seiten; Theologie: 8; Rechts- und Staatswissenschaften: etwa 4½ (von den hier angeführten Schriften sind viele dem Rechtswesen einzelner deutschen Staaten gewidmet); Medizin: etwa 3; Naturwissenschaften: fast 3½; Mathematik: über 1½, von welchen der größte Theil Kriegswissenschaft und Militärwesen nebst Pferdekunde umfaßt; Geographie und Geschichte: 1½; allgemeine Sprachkunde und orientalische Philologie: 35 Werke; griechische und römische Philologie: etwa 2 Seiten; neuere Sprachen: fast 2½; schöne Künste, d. h. hier: Kunst-Philosophie und Kritik 16 Werke; Gedichte (fast 2 Seiten); Schauspiele; Musik; Architektur, Malerei, Sculptur, Theater u. A.: 4 Seiten; Unterhaltungsliteratur, nämlich: Zeitschriften; Sammelwerke; Romane, Erzählungen, Almanache: 3; Schriften zu gemeinnütziger Belehrung und Unterhaltung: 2; Handel, Industrie, Oekonomie: etwa 5; vermischte Schriften, von denen nach unserer Ansicht jedoch einige den vorhergehenden Klassen hätten einrangirt werden können: 62 Schriften.

---

*) Die Besprechung schließt mit den Worten: „Ich wüßte zur Zeit nicht, was der Leser mehr und Besseres verlangen und erwarten könnte, und darf daher mit dem Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh. Nr. 89, p. 1060 „das wohlgelungene Buch, dem auf jedem Blatte der Stempel strenger und ernster Arbeit, ausdauernden Fleißes und besten, aber auch erfolgreichen Willens aufgedrückt ist," mit Ueberzeugung auf das Wärmste empfehlen."

Digitized by Google

Die Pädagogen und Theologen haben die größte literarische Thätigkeit entwickelt, unter den letzteren sind auch die katholischen, namentlich auf den Gebieten der historischen und praktischen Theologie so wie der Predigten und Erbauungsschriften sehr regsam gewesen. Katholisch-theologische Zeitschriften finden wir 13, im Verhältniß zu den zahlreichen protestantischen eine kleine Zahl. Die Rubrik: Aeußere und innere Mission (beinahe eine Spalte füllend) enthält größtentheils nur Zeitschriften (3 katholische). Die Jesuiten sind Gegenstand mehrerer Schriften, unter denen die Fortsetzung der Uebersetzung von Jolp-Cretineau's Geschichte derselben, gewesen. — Das Criminalrecht ist sehr schwach vertreten (8 Titel, von denen 2 Journalen angehören); die Medizin hat nach der Theologie die reichste periodische Literatur aufzuweisen. — Biographien (— sie sind in der wissenschaftlichen Uebersicht nach den Namen der Personen geordnet, deren Leben beschrieben —) sind viele vorhanden; die Geographie und Geschichte einzelner Orte, Länder und Völker sind fleißig bearbeitet (in der Uebersicht zweckmäßig alphabetisch zusammengestellt). — Die Technologie und Gewerbekunde erfreut sich einer so großen Menge sehr specieller Zeitschriften, z. B. für Bijouterie- und Goldarbeiter, Groß- und Kleinuhrmacher, Parcellanfabrikanten, Gerberei, Seifensiederei, Stickerei, Mützenfabrikanten, Damenkleidermacher, Klempner, Büchsenmacher, ꝛc. wie sie schwerlich die Literatur irgend einer andern Nation gegenwärtig darbietet. H.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena ꝛc. 1. Band. 2. Lieferung. 1853. C. F. Amelang's Verlag in Leipzig (Fr. Volckmar). Gr. 8.

Ueber die Tendenz dieses Werkes und die erste Lieferung des ersten Bandes ist in Nr. 65 dieser Blätter ausführlicher gesprochen und wird es daher genügen, das Erscheinen dieser zweiten, welche den Schluß des vierten Capitels, das fünfte und sechste und den Anfang des siebenten enthält, kurz anzudeuten. Wir werden noch näher mit den Gefangenen und ihren Hütern bekannt gemacht; Napoleon, ersichtlich leicht zugänglich dem Einfluß seiner Umgebung, lebt in fortdauernder Opposition, in stetem kleinlichen Kampfe mit Sir Hudson Lowe, und O'Meara zeigt sich denn allerdings auch hier in sehr zweideutigem Lichte, welches den Glauben, den man seinen Erzählungen bisher geschenkt, bedeutend schwächt. Es kann übrigens nur im Zustande krankhafter Aufgeregtheit gewesen sein, daß der Kaiser Worte sprach, wie sie ihm von Sir Hudson Lowe beigelegt werden, Worte, deren Unwürdigkeit er nachher selbst anerkannte. — Die Originalbriefe, die zum Theil vollständig der Darstellung eingereiht sind, erhöhen den Werth derselben. H.

Miscellen.

Zu Paris sind drei junge Abyssinier, den angesehensten Familien zu Adel angehörend, angekommen, um in Frankreich Theologie zu studiren, da sie sich dem Priesterstande widmen wollen.

Belgien zählt gegenwärtig 662 philharmonische Gesellschaften, in folgendem Verhältnisse: Ostflandern 143, Hennegau 141, Brabant 94, Westflandern 74, Antwerpen 59, Namur 59, Lüttich 49, Limburg 28, Luxemburg 15. Da die Gesammtzahl der Gemeinden des Königreichs 2524 beträgt, so kömmt eine Gesellschaft auf respective vier Gemeinden.

Ein englischer Arzt auf Cuba, Herr Dr. Tinsley, hat die Entdeckung gemacht, daß das Pockengift, von einem Neger genommen, sich bei der Vaccination der weißen Race erfolglos beweis't.

Nach Beobachtungen des Herrn Gravier, Mitglied der Pariser Academie, hat die Zahl der im August fallenden Sternschnuppen in den letzten Jahren dermaßen abgenommen, daß, falls dies Verhältniß anhalten sollte, es im genannten Monate des Jahres 1860 ganz damit vorbei sein würde. Auch in den Novembermonaten der letzten Jahre, die stets unendlich reicher an Sternschnuppen sind, als die Augustmonate, ist eine Verminderung derselben wahrgenommen worden.

Es hat sich erwiesen, daß die Drähte für electrische Telegraphen, wenn roth angestrichen, weit weniger der Oxydation ausgesetzt sind, als die weißangestrichenen.

In der letzten Sitzung der Valenciennes Gesellschaft zur Förderung der Agricultur und Künste wurde ein vollkommen erhaltener Mammuths-Backenknochenzahn vorgewiesen, der fast 8½ Pfund wiegt und beinahe einen Fuß lang ist. Derselbe ist in dem Thal von Villerspel gefunden worden.

Der Londoner Globe vom 8. d. erzählt: „Vorgestern erschien eine Person von gewöhnlicher Größe, mit einem fast auf die Brust reichenden grauen Barte auf dem Polizeiamte zu Havre, um ihren Paß visiren zu lassen. Als der Beamte darauf nach dem Namen fragte, war er nicht wenig erstaunt, als ihm geantwortet wurde: „Demoiselle Marie Madeleine Lefort, artiste chantante.“ Diese Dame, in männlicher Tracht, ist so eben zu Southampton angekommen.

Berichtigungen.

In Nr. 72 S. 564, Sp. 1, Z. 11 v. o., l. m. statt: Unerläuterte: Neuerläuterte; S. 565, Sp. 1, Z. 10 v. unten, statt: freundesreigen: Feenundesreigen; S. 568, Sp. 2, Z. 24, statt: für Mangel: vor Mangel.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 75. Sonnabend, den 17. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Wanderung im Lenz. Lieder von Heinrich Zeise. (Schluß.). Seite 585
Ein Seitenstück zu der jetzigen Revolution in China..... " 587
Literatur:
Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte für Jedermann. Von Th. Meyer-Merian ..... " 590
Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A..... " 591
Hanne und Luise, oder die Familie der Deportirten. Von Eugen Sue ..... " 592

Miscellen..... " 592

Wanderung im Lenz.

Lieder von Heinrich Zeise.

(Beschluß)

VI.

Zu Thal.

Den Berg hinunter,
Die Klippenwand,
Mit Bächen munter
Ins grüne Land.
Wo schwanke Birken
Auf Rosengrund,
Wo Blumen wirken
Den Teppich bunt.

Wo Eich' und Linde
Sich höher hebt,
Und leis' im Winde
Die Rose bebt;
Wo an der Haide
Das Vögelein singt,
Das bald, ja baide
Sich weiter schwingt.

Wo frische Mädchen,
Und Knaben schlank,
Vom nahen Städtchen
Ziehn mit Gesang.
Wo an die Schenke
Ein Schild gestellt:
„Hier giebt's Getränke
Für blankes Geld!"

Da klingen Geigen
Mit hellem Ton,
Da schlingen Reigen
Die Mädchen schon.
Da schallen Lieder
In bunter Meng',
Und manches Mieder
Wird fast zu eng.

Nur schnell den Kranzen
Gelegt zur Seit',
Mit mir wird tanzen
Die schönste Maid.

Digitized by Google

Nur schnell hinunter
Das Felsgestein,
Und froh und munter
Ins Dorf hinein.

VII.

In der Schenke.

Herr Wirth, gebt mir vom Besten
Schnell eine Kanne Wein,
Er soll den lieben Gästen
Zur Ehr' getrunken sein.

Ich bin ein alter Zecher,
Und weiß es aus dem Grund,
Ihr schenkt in jeden Becher
Doch nur aus einem Spund.

Doch laßt die todten Fässer; —
Eu'r roßig Töchterlein
Kredenze mir, und besser
Dann schmeckt der fade Wein.

Da nahte leicht und lose
Ein Mädchen hold und mild,
Sie war der vollen Rose
Getreues Ebenbild.

Sie nippt' an voller Schaale
Mit ihrem Purpurmund,
Und dann mit einem Male
Leert' ich sie bis zum Grund

Da führte ich zum Tanze
Des Schenken schönes Kind,
Sie schwang im Lichtesglanze
So leicht sich und geschwind.

O, hätte jeder Schenke
Solch eine Tochter zart,
Dann munden die Getränke
Selbst von der schlecht'sten Art.

Ich trank nicht aus dem Becher
Den kühlen Wein zur Stund',
Ich schlürft', ein alter Zecher,
Den Wein von ihrem Mund.

Der Wirth trug das Getränke
Mit Kreide dreifach ein,
Doch weißhaid hat ein Schenke
Solch holdes Töchterlein?

VIII.

Abschied.

Ade, Du süßes Mädchen,
Es muß geschieden sein,
Es winkt noch manches Städtchen
Mich in das Thor hinein.
Du aber wirst umschweben
Mich durch mein Wanderleben,
Mit Deinen Blicken hold und rein.

Die muntern Sänger bleiben
Ja nie an einem Ort,
Selbst schwere Schiffe treiben
Auf raschen Strömen fort.
Wie könnte ich wohl rasten?
Mein Schiff mit schlanken Masten
Lockt mich an seinen hohen Bord.

Ade, es wird bald trocken
Drin schönes Auge sein,
Und Manchen noch wird locken
Deß Glanz zu Dir hinein.
Die werden länger rasten
Nach Tages Müh'n und Lasten,
Doch Keine werden treuer sein.

IX.

Rast im Walde.

Wie hüllt in seinen trauten Schatten
So liebevoll der Wald mich ein,
Dem Wandermüden, Wandermatten
Wird er des Laubes Schutz verleihn.
Ich seh' die muntern Sänger schweifen,
Auf schwanken Aesten sanft gewiegt,
Und wie des Lichtes gold'ner Streifen
Von Baum zu Baume tändelnd fliegt.

O süße Rast, o süße Ruhe,
Wenn eingelullt vom Finkenlied,
Der Wanderer die bestaubten Schuhe
Von seinen müden Füßen zieht.
Und wenn er mit des Baches Welle
Sich die erhitzte Stirne netzt,
Und dann an eine Rasenstelle
Sich in den Schutz der Buchen setzt.

Es blühn um mich die schlanken Halmen,
Mit ihrem zarten Federhaupt,
Sie scheinen wie des Südens Palmen,
Die man der heißen Flur geraubt.
Sie lispeln bei dem Hauch des Windes,
Und scheinen gleichsam wie beseelt,
Wie wenn die Lippe eines Kindes
Ein trautes Mährchen Dir erzählt.

Digitized by Google

O süße Ruhe, süßer Frieden,
Wie mild umspielst Du mir das Haupt,
Vom Kampf der äußern Welt geschieden
Vergiß, was man der Brust geraubt.
Vergiß, was je in trüben Stunden
Mit Wehmuth Dein Gemüth umspann,
Was Du gesucht, hast Du gefunden,
Glückseligkeit im kühlen Tann

X.

Heimkehr.

Aus all dem Glanz und all der Pracht
Muß ich jetzt heimwärts fliehn,
Und wieder in die rauhe Nacht
Des Alltagslebens ziehn.
O herber Gram, o bittres Leid,
Wie sind die frohen Stunden weit!

Wie oft noch werde ich im Traum
Des Berges Kuppen schaun,
Den Kirsenbach, den Blüthenbaum
Auf duftdurchwirkten Au'n.
Und auch des Schenken Töchterlein
Kredenzt im Traum mir Feuerwein.

Und kommt im nächsten Jahr der Mai,
Nehm' ich den Stab zur Hand,
Und schreite wieder froh und frei
Mit Liedern durch das Land.
Wer weiß, wie lang' noch frisch der Muth,
Und froh das Herz, und leicht das Blut.

Ein Seitenstück zu der jetzigen Revolution in China.

(Aus dem Globe, nach Sir John Barrow's Reise nach Cochin-China.)

Der Rebell.

Es war im Jahr 1774, daß in der Hauptstadt des Königs von Cochin-China plötzlich eine Revolution ausbrach. An der Spitze dieser Revolution standen drei Brüder. Der älteste von ihnen, Yin-yac, war ein wohlhabender Kaufmann, der auf ihn folgende, Longniang, General, und der dritte ein Priester. Der König übergab den Befehl in die Hände seiner Generale, welches meist Verschnittene waren. Die Einführung einer Kopfsteuer hatte eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke hervorgebracht, so, daß es sich der Person des Königs bemächtigte und ihn tödtete. Die Stadt Saigong, an der Mündung des großen Cambodja Flusses belegen, die dem enthaupteten Könige treu geblieben war, wurde erobert, ihre Wälle wurden dem Erdboden gleich gemacht, und 20,000 ihrer Einwohner fielen unter dem Schwerdte. Verhöre und Hinrichtungen — gerade wie bei der ersten französischen Revolution — fanden unter dem Vorwande von Verschwörungen gegen die geheiligten Personen der Usurpatoren täglich statt. Diese Usurpatoren unterließen ihrerseits nichts, um sich bei dem Volke beliebt zu machen. Sie gaben prunkende Gastmahle, Feste und Feuerwerke; sie schmeichelten der Armee, und bewogen die Geistlichkeit, dem gedankenlosen großen Haufen es als Tien's (Gottes) Befehl zu verkünden, daß diese sauberen Patrone hinführo ihre Herrscher sein sollten. Bei der Vertheilung des Regiments richtete Yin-yac es schlauer Weise so ein, daß sein Bruder Longniang den Platz zwischen ihm und den Tunkinesen, einer mächtigen Nation, obwohl sie dem Kaiser von China tributpflichtig war, bekam. Longniang war kaum in seiner Hauptstadt Hue-fo eingezogen, als er darauf ausging, mit dem Könige von Tonkin anzubinden. Dieser gute Monarch war kein großer Krieger: er verließ seine Armee gleich nach dem ersten Treffen, und flüchtete nach Pekin, um den Kaiser von China, der eben siegreich aus der Tartarei und von Formosa zurückgekehrt war, um seinen Beistand zu ersuchen. Der Kaiser, der seine Truppen für unüberwindlich hielt, ertheilte darauf dem Vicekönige von Canton den Befehl, mit 100,000 Mann in's Feld zu rücken, um den flüchtigen König wieder auf den Thron zu setzen. Hierauf sandte Longniang, durch seine Spione von den Bewegungen der chinesischen Armee unterrichtet, einzelne Truppenabtheilungen aus, um die auf deren Wege liegenden Städte zu plündern und zu zerstören, so daß dieselbe wegen Mangels an Lebensmitteln sehr bald den Rückmarsch antreten mußte. Die Chinesen sollen, ohne daß es zu einer offenen Feldschlacht gekommen war, durch Hunger, Strapazen und Schwerdt bei 50,000 Mann verloren haben. Mit den Trümmern seiner Armee abziehend, knüpfte der Vicekönig, um nicht sein Ansehen einzubüßen und einer sicheren Ungnade gewärtig zu sein, Unterhandlungen mit dem Usurpator an, der ihm aber keck erklärte, daß er, durch den Willen des Himmels und die Stimme des Volkes auf den Thron von Tonkin berufen, seine Rechte bis auf's äußerste vertheidigen wolle; daß er über 200,000 Mann in Tonkin und über eine gleiche Anzahl Truppen in Cochin-China, alle bereit, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen, zu gebieten habe, und daß er nicht länger Longniang der Emporkömmling sey, sondern, unter dem Namen Kuang-tung, gekrönter König über Tonkin und Cochin-China. Hierauf entsandte der Vicekönig, der sich besser auf die Diplomatik als auf das Kriegshandwerk verstand, einen Courier an den Hof zu Peking, um dem Kaiser Bericht über den beispiellosen Erfolg abzustatten, den seine Expedition gehabt habe, wobei er aber die Tapferkeit des Feindes und die Gerechtigkeit seiner Ansprüche auf eine Krone, welche deren früherer Besitzer habe fahren lassen, herausstrich, und es für wohlgethan erklärte, Kuang-tung zum Erscheinen am Hofe von Peking einzuladen, um dem Kaiser zu huldigen und von demselben als Inhaber des Thrones von Tonkin sanctionirt zu werden, während man den flüchtigen König durch das Mandarinenamt über irgend eine chinesische Provinz schadlos hielte. Der Hof ging auf des Vicekönigs Vorschlag ein. Kuang-tung, der ein sehr vorsichtiger General war, begab sich jedoch nicht selber nach Peking, sondern schickte dem Kaiser von China einen seiner Freunde als vorgeblichen König von Tonkin zu, welchen Freund er nebst seinem ganzen Gefolge aber bald nach ihrer Rückkunft von Peking zu Hue ermorden ließ. Dies begab sich im Jahr 1779.

Digitized by Google

Wer mit dem Charakter der Chinesen und der Beschaffenheit ihrer Regierung bekannt ist, dem wird es nicht befremden, daß der Befehlshaber einer Armee aus einer Entfernung von 2000 (englische) Meilen von der Hauptstadt es wagen durfte, der obersten Behörde einen falschen Bericht einzusenden. Da, wo die Lüge vor Entlarvung sicher ist, wo es für das militairische Verdienst keinen andern Maßstab als den des Erfolgs giebt, und ein jeder Unfall, wenn einmal bekannt geworden, strenge geahndet wird, läßt sich schwerlich Wahrheit von denen erwarten, die ein Unfall betroffen hat. Der heutige Kriegsminister kann eben so wenig auf einen wahrheitsgetreuen Bericht rechnen, als als sein Vorwesser im Jahr 1779.

Der Prätendent.

Beim Ausbruch des Aufstandes in Cochin-China befand sich am Hofe ein französischer Missionair Namens Adran, der sich in seinen verschiedenen Mittheilungen, die in den „Lettres Edifiantes et Curieuses" abgedruckt sind, als apostolischer Vicarius von Cochin-China geriete. Dieser Priester war der königlichen Familie sehr ergeben, weil der König die christliche Colonie in Schutz nahm und selbst seinen Sohn unter die Aufsicht der Missionairen gestellt hatte. Der König fiel den Rebellen in die Hände und erlitt den Tod; es gelang Adran aber, seinen Zögling, den Kronerben, nebst dessen Gemahlin, jungen Sohn und eine seiner Schwestern zu retten. Sie flüchteten sich in einen Wald, weit ab von der Hauptstadt. Sobald der Feind sich zurückgezogen hatte, eilten die Flüchtlinge aber wieder Saigong zu, wo das Volk sich sofort wieder unter die Fahne seines rechtmäßigen Monarchen schaarte und denselben unter dem Namen seines verstorbenen Vaters Caung-shung als König von Cochin-China krönte. Zu jener Zeit lag eben eine kleine Flotte, aus einem französischen und sieben portugiesischen Kauffahrteifahrern nebst mehreren Dschunken und Ruderböten bestehend, in dem Hafen von Saigong. Diese Flotte wurde auf Adran's Rath angekauft, bemannt und ausgerüstet, um damit die Flotte des Usurpators in dem Hafen von Kuin-nong anzugreifen. Der Monsun war diesem Anschlag günstig. Das Geschwader lief in die Bucht ein, wo die feindliche Flotte ruhig vor Anker lag. Auf die erfolgte Allarmirung waren die Truppen jedoch bald wieder eingeschifft. Das Geschick des Tages war zweifelhaft, bis das französische Schiff, das Wunder gethan hatte, auf den Grund gerieth, wonach die Befehlshaber der sieben portugiesischen Schiffe sofort die Flucht ergriffen und zu Macao einliefen. Der junge König legte die größte Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit an den Tag, doch mußte er, durch die Ueberzahl bewältigt, seine Rettung in einem hastigen Rückzuge suchen. Durch diesen Angriff war ein ansehnlicher Theil von Yin-yac's Flotte untauglich gemacht oder zerstört worden; es wurde aber eine große Armee ausgelandt, um andern Versuchen Caung-shung's, der, nachdem er die Ueberreste seiner Familie und einige wenige Anhänger gesammelt, sich auf dem Flusse Saigong eingeschifft hatte und wohlbehalten auf einer im Golf von Siam belegenen unbewohnten kleinen Insel Namens Pelo Wai angekommen war, zu begegnen. Dort stießen zwölfhundert Krieger zu Caung-shung. Der Usurpator schickte eine Expedition gegen ihn aus, Caung-shung hielt es aber für gerathener, sich nach Siam einzuschiffen, sich in den Schutz des dortigen Königs zu begeben, und ihm seine kleine Armee zum Kriege gegen die Birmanen anzubieten, in welchem jener bis dahin stets den Kürzeren gezogen hatte. Der König nahm sein Anerbieten an. Caung-shung, der in dem Unterrichte des französischen Missionairs auch mit der europäischen Tactik bekannt geworden war, trieb die Birmanen bald so in die Enge, daß sie um Frieden bitten und sich den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen mußten. Inzwischen hatte der König von Siam sich sterblich in Caung-shung's schöne Schwester verliebt, und verlangte von ihm, daß er sie ihm zur Concubine geben sollte, eine Zumuthung, die derselbe mit Verachtung zurückwies. Dies verdroß den Könige, und er complottirte nun in Gemeinschaft mit seinen eifersüchtigen Generalen gegen das Leben des jungen Prinzen. Hiervon unterrichtet, schlug dieser sich mit dem Schwerdte in der Faust durch bis zu dem nächsten Hafen, bemächtigte sich der dort liegenden Schiffe, und fuhr mit ihnen wieder geradezu nach Pulo-Wai ab, welche Insel er dann mit den Kanonen und sonstigen Waffen armirte, die er an Bord der genommenen Schiffe gefunden hatte.

Der Missionair.

Adran, von der südlichen Provinz von Cochin-China zurückgekehrt, wohin er gegangen war um sich von der Denkweise des Volkes zu überzeugen, entwarf darauf den Plan, Ludwig XVI., den König von Frankreich, um Beistand anzusprechen, und nachdem er sich mit dem Könige Caung-shung, von dem ihm der Sohn zur Erziehung anvertraut worden war, hierüber verständigt hatte, schiffte er sich mit seinem Zögling nach Pondicherry ein, von wo er die Fahrt nach Frankreich fortsetzte und im Jahre 1787 zu Paris eintraf. Der Vorschlag des Missionairs fand dermaßen Beifall, daß binnen wenig Monaten ein Tractat zwischen Ludwig XVI. und dem Könige von Cochin-China zum Abschluß kam, der zu Versailles Namens des Ersteren durch die Grafen von Vergennes und Montmorin, und Namens des Letzteren durch den jungen Prinzen unterzeichnet wurde. Die Hauptartikel dieses außerordentlichen Tractats verfügten: Adran wurde zum Bischof von Cochin-China ernannt und daneben zum außerordentlichen und bevollmächtigten Gesandten an jenem Hofe. — Den Befehl über die einzuschiffenden Truppen — deren Verfügung übrigens ebenfalls dem neuen Bischof anheimgestellt wurde — sollte Herr Custin oder Herr von Treme bekommen. Der Bischof hätte es gern gesehen, daß Conway, der Gouverneur von Pondicherry, den Befehl über die Expedition bekommen hätte, Ludwig XVI. schien aber einen starken Widerwillen gegen diesen Officier gefaßt zu haben und ihn für charakterlos, stolz, hochfahrend und unruhig zu halten. „Mein Herr Adran," sagte er zu dem Bischof, „Sie lassen sich für Conway einnehmen; aber glauben Sie mir, er würde ihnen vielen Verdruß machen und wahrscheinlich den Zweck der Expedition vereiteln. Daß ich ihn zum Generalgouverneur in Indien gemacht habe, das ist nur deßhalb geschehen, um es zu verhindern daß er nicht hier Intriguen anspinnen und Wirrwarr verursachen sollte; denn ich weiß recht gut, daß sein Bruder, er und Dillon keinen Augenblick ruhig bleiben können. Er mag ein guter Soldat sein und ist auf Pondicherry auch wohl auf seinem Platze, ich möchte ihn aber nicht an die Spitze einer Armee stellen. Ihretwegen soll er indessen das rothe Band und Generallieutenantsrang bekommen."

Digitized by Google

Als die Sachen in Paris so weit zum Abschluß gebracht worden waren, schiffte der Bischof sich, den Tractat in der Tasche, als Gesandter Ludwigs XVI. bei dem Könige von Cochin-China mit dem jungen Pinzen unter seiner Obhut an Bord der Fregatte Medusa nach Pondicherry ein. Er lief auf seiner Fahrt Isle de France an, wo eben ein Schiff von fünfzig Kanonen, sieben Fregatten, und mehrere Transportschiffe lagen. An Truppen fand er dort und auf Bourbon 5000 Mann disponibel vor. Die Schiffe erhielten die Weisung, sich seefertig zu machen, und die Truppen, zum Einschiffen bereit zu sein, sobald ein Avisboot von Pondicherry eintreffen würde. Der Bischof kam im Jahr 1789 zu Pondicherry an. Gleich nach seiner Ankunft hatte er allen Honoratioren und vornehmen Damen seinen Besuch abgestattet, mit Ausnahme einer Frau von Vienne, eine Versäumniß, auf die er mit dem Bemerken, sie nachzuholen, aufmerksam gemacht wurde. Der geistliche Gesandte war aber hoch empört über die Zumuthung, der Maitresse des Gouverneurs — das war die genannte Dame, und überdem die angetraute Frau des Adjudanten des Gouverneurs — einen Besuch abstatten zu sollen; er äußerte sich statt dessen in den strengsten Ausdrücken über die anstößige Lebensweise des Gouverneurs, was diesem Alles haarklein wieder übertragen ward. Die Frau von Vienne, die den General Conway unumschränkt beherrschte, machte sich ihrerseits über das demselben verliehene rothe Band und den ihm ertheilten höheren Rang lustig: sie nannte ihn einen Soldaten in der Armee des Papstes, unter dem Befehl eines Bischofs. Sie vermochte ihn denn auch, dem Fertigwerden der Expedition einen Verzug von einiger Zeit zu bereiten. Zu dem Ende entsandte er einen Schnellsegler nach Mauritius, mit der Weisung, die Ausrüstungen einzustellen, bis weitere Befehle vom Versailler Hofe eingelaufen wären. Da nun währenddem in Frankreich die Revolution ausbrach, so war es mit dem ganzen Unternehmen vorbei.

Es würde schwer halten, anzugeben, welche Folgen ein Tractat, wie der in Rede stehende ohne dies Ereigniß für unsre (die englische) Besitzungen in Indien und den Handel der ostindischen Compagnie mit China gehabt haben würde; aber soviel ist klar, daß er die Vernichtung von Beiden bezweckte.

Die ungelegen kommenden Umstände, welche der Expedition ein Ende gemacht hatten, hinderten jedoch den Bischof nicht, seinen ursprünglichen Plan weiter zu verfolgen. Er hatte mehrere Officiere mit aus Frankreich gebracht, die in den neuen Colonien Anstellungen hatten haben sollen. Er schiffte sich mit einigen derselben und mit dem jungen Prinzen an Bord eines Kauffahrteischiffes nach dem Cap St. Tagues ein. Dort erfuhren sie, daß der König Caung-shung sich hatte bewegen lassen, neuerdings eine Landung in seinem eigentlichen Reiche zu versuchen; daß er ohne Unterbrechung bis Saigong vorgedrungen war, und daß er einen besonders günstigen Augenblick für seine Landung gewählt hatte, indem die beiden rebellischen Brüder sich in ihren respectiven Hauptstädten eingeschlossen hielten, weil einer von dem anderen angegriffen zu werden erwartete. Der Bischof und der junge Prinz trafen im Jahr 1790 zu Saigong wieder bei dem Könige ein. Im Jahr 1791 verstarb der Rebellenkönig Kuang-tun zu Hire, mit Hinterlassung eines Sohnes von ungefähr 12 Jahren. Der Bischof machte darauf aufmerksam, daß es höchst zweckmäßig sein würde, unmittelbar einen Angriff auf die Flotte Yin-pac's im Hafen von Kuinnong zu unternehmen. Der König Caung-shung hatte aber nur wenig Schiffe, während die Flotte des Usurpators sehr zahlreich war. Das Geschwader des Gesteren wurde nun unter den Befehl von zwei französischen Officieren gestellt. Der Herr von Argos, einer von ihnen, richtete eine gräuliche Verheerung unter den cochin-chinesischen Dschunken an, und verbrannte und versenkte Alles, was ihm in den Wurf kam; jedoch gerieth sein Schiff, als er seine Erfolge zu hitzig verfolgte, auf den Grund. Als der König diesen Zufall bemerkt hatte, soll er gesagt haben: „Der hat sein Werk vollbracht; ich möchte nicht, daß er auch meins zu vollführen hätte!" Der Rebell Yin-pac überlebte die Vernichtung seiner Flotte nicht: er starb im Jahr 1793. Sein grausamer, tückischer und rachesüchtiger Sohn folgte ihm. Caung-shung griff seine Hauptstadt im Jahr 1796 an; der junge Usurpator hatte eine Armee von 100,000 Mann, an Zahl der des Königs überlegen, zusammengebracht, doch schlug dieser dieselbe völlig in die Flucht und nahm Kuin-nong in Besitz. Im Jahr 1800 verstarb der Bischof Adran, und Caun-shung, der ihn bis zur Anbetung verehrte, legte ihm das Epitheton: „illustrer Meister," das außerdem nur dem Confucius gegeben wird, bei. Als Zeichen seiner großen Verehrung befahl er weiter, daß die Leiche, die nach dem Ritus der römischen Kirche zur Erde bestattet worden war, wieder aufgegraben, und, trotz aller Vorstellungen der französischen Missionarien, die an einem so unheiligen Verfahren ein großes Aergerniß nahmen, mit all dem Leichenpomp und den Ceremonien, welche die cochin-chinesische Religion vorschreibt, auf's Neue beerdigt werden mußte. Um dem Andenken dieses Missionairs Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß erwähnt werden, daß der Charakter Caung-shung's, die Wiedererlangung seines Königreichs, seine Kriegserfolge, die Verbesserungen in seinem Lande, der rasche Fortschritt in Künsten, Manufacturen und Wissenschaft größtentheils den Talenten, der Unterweisung und der getreuen Anhänglichkeit dieses Priesters zuzuschreiben sind. Der Bischof Adran hat in dem zwischen Ludwig XVI. und dem Könige von Cochin-China abgeschlossenen Tractate den sprechenden Beweis geliefert, daß, wie groß auch seine Anhänglichkeit an den fremden König gewesen ist, er gleichzeitig keineswegs das Interesse seines eigenen unbeachtet gelassen hat. Frankreich beabsichtigte augenscheinlich, als es sein Augenmerk auf diesen Küstentheil gerichtet, — man ersieht das aus dem Gesammtinhalte des mehrerwähnten Tractats — eine Seemacht zu bauen und zu rüsten, die einst die brittischen Territorialbesitzungen im Osten bedrohen sollten; nun ist noch keineswegs ausgemacht, daß solch ein Versuch nicht erneuert werden sollte, und daß das katholische Frankreich nicht vollführte, was das monarchische Frankreich nur beabsichtigt hatte.

Der Nachkomme Ming's.

Caung-shung war nicht allein ein glücklicher General, ein tüchtiger Admiral, sondern auch ein Staatsmann, ein Gesetzgeber und ein edeldenkender Mann. Während seiner stürmischen Regierung hat er eine Salpeter-, Pech- und Harz-Manufactur begründet, Heerstraßen angelegt, den Zuckerbau und die Cultur der Seidenraupe gefördert; er hat ferner Luntenschlösser fabricirt, eine Eisenerzgrube eröffnet, und Schmelzöfen in Gang gebracht; er hat seine Armee auf europäischen Fuß organisirt, ein System

Digitized by Google

der Tactik in seine eigene Sprache übersetzt, 300 große Kanonenböte, 5 Lugger und eine Fregatte nach europäischem Muster gebaut, und seegebräuchliche Tactik und Signale eingeführt. Ein Engländer hat gesehen, wie im Jahre 1800 eine Flotte von 1200 Segeln unter dem unmittelbaren Befehl des Fürsten die Anker lichtete, und in drei besonderen Divisionen in höchster Ordnung den Fluß hinunter fuhr, sich dann in geschlossener und in offener Ordnung in Schlachtlinie aufstellte, und eine Menge Manöver nach Signalen ausführte. Caung-shung hat auch einen Codex erlassen, durch welchen mehrere Folterarten abgeschafft, eine Menge schwerer Strafen gemildert worden sind. Er hat die Eltern gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schicken; er hat die Schifffahrt durch Seezeichen und Boyen beschützt; er hat Missionen in die Gebirgsdistricte im Westen seines Königreiches, von den Laos und Miotsen, barbarischen Nationen bewohnt, gesandt, um sie zu civilisiren und für eine gute Regierung empfänglich zu machen. Diese Gebirgsbewohner sind es, welche die Chinesen verächtlich als ein geschwänztes Volk bezeichnen, obgleich sie allen Wahrscheinlichkeit nach gerade die ächten Abkömmlinge der Originalreinwohner dieses lange civilisirten Reiches sind.

Caung-shung's Benehmen gegen Fremde war leutselig und beendlassend. Er gestand offen seine große Verehrung für die Lehren des Christenthums, und duldete sowohl diese als jede andere Religion in seinem Reiche. Er beobachtete aufs gewissenhafteste die Maximen einer kindlichen Pietät, so wie Confucius es vorgeschrieben hat. Er war mit den ausgezeichnetsten chinesischen Autoren wohlbekannt und hatte sich eine nicht unbedeutende Kenntniß der europäischen Künste und Wissenschaften erworben. Er hielt eine regelmäßige Lebensweise inne. Um sechs Uhr Morgens erhob er sich von seinem Lager und nahm ein kaltes Bad; um sieben Uhr gab er den Mandarinen Audienz, ließ sich alle eingelaufenen Briefe vorlesen und durch die verschiedenen Secretaire was er zu bemerken für gut fand darauf notiren. Darnach begab er sich in das Arsenal, und ließ sich in seiner Barke im Hafen herum rudern, um die Kriegsschiffe, die Gießerei und das Geschützdepartement zu inspiciren. Gegen zwölf Uhr nahm er sein Frühstück, d. h. ein wenig gekochten Reis und gedörrte Fische. Um zwei Uhr zog er sich zurück, um bis fünf Uhr zu schlafen, wonach er dem Publikum Audienz gab. Um Mitternacht hielt er seine Hauptmahlzeit, die hauptsächlich aus Fisch, Reis, Vegetabilien und Früchten bestand, nebst Thee, leichtem Gebäck und einer sehr kleinen Portion animalischer Speise. Gleich einem ächten Chinesen, was er zu sein sich rühmte, und aus der kaiserlichen Familie Ming herstammend, speis'te er stets allein und durfte weder seine Gemahlin noch irgend einer aus seiner Familie mit ihm an einem Tische sitzen. Aus einem gleichen Princip des Stolzes wollte er einigen englischen Herren im Jahr 1799 es nicht erlauben, ihm in seinem Palaste aufzuwarten, weil, wie er sagte, der zerrüttete Zustand des Landes es nicht gestattete, die nöthigen Verrichtungen zu treffen, um so ausgezeichneter Fremde ihrer und seiner selbst würdig zu empfangen. Er war den Engländern übrigens wohlgewogen, doch schätzte er die Franzosen ungleich höher.

Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte für Jedermann. Von Th. Meyer-Merian. Berlin 1853. Verlag von Julius Springer, Basel, in der Schweighauser-schen Sortimentsbuchhandlung. (VI und) 265 Seiten. 8.

Der Verfasser hat diese Erzählung geschrieben im Jahre 1847, als der Beschluß der Tagsatzung zu gewaltsamer der kampfgerüsteten Sonderbundes Alles heftig aufregte und überall viel von Krieg und Kriegsrüstung gesprochen wurde. Er war nicht nur durch seine militärische Dienstpflicht näher betheiligt, sondern hatte auch noch besondere Grund, aus seinem engsten Kreise auf den Monat October, die muthmaßliche Zeit des Feldzuges mit Gespanntheit hinzublicken. „Sobald nur innerlich Alles abgemacht und zurecht gelegt war," heißt es im Vorworte, „wurde dem Andrange von Außen die Schöpfung der nachstehenden Erzählung als ein wirksames Mittel entgegen zu setzen versucht. Demnach ruht denn auch dieselbe auf zwei Grundpfeilern: hier auf dem warmen Gefühle eigenen Friedens und häuslichen Genügens, dort auf der Ueberzeugung, daß in aller Veränderung und Umgestaltung äußerer Verhältnisse, politischer wie gesellschaftlicher, nimmer die letzte Befriedigung, das wahre Heil liegen." Wie hier schon angedeutet, ist die Tendenz der Erzählung, zu zeigen, daß das Streben über den Standpunkt hinaus, den Jemand in der Gesellschaft einnimmt, nicht zum Glück und zur Zufriedenheit, sondern auf Abwege führt, von denen auf den rechten Weg, der dann doch zuletzt, wenn Vernunft und bessere Einsicht obsiegen, das Ziel der Wünsche wird, oft nur mit Demüthigungen erkauft werden muß, die Dem, der auf der begonnenen Laufbahn treu und unbeirrt verharret, unbekannt bleiben. — Der Sohn einer Wittwe kommt zu seinem Pathen, einem Tischler, in die Lehre; er wird Gesell und geht auf die Wanderschaft. Das wäre nun Alles in der Ordnung, aber Christian träumt von höheren Dingen, er glaubt sich berufen, reich und vornehm zu werden, und ist entschlossen, dem Schreinerhandwerk den Abschied zu geben. Bei einem Meister arbeitend, der den großen Herrn spielt, freilich dafür auch am Ende an den Bettelstab kommt, wächst sein Hochmuth, und verdrängt bald das Heimweh, von dem er augenblicklich sich ergriffen fühlt. Er läßt sich in communistische Verbindungen ein, kommt aber bald zur Erkenntniß, daß es damit Nichts sei, und der Wortführer und Verführer, ein gelehrter Doctor, eigentlich nur auf die Gütergemeinschaft mit seinen Jüngern spekulire, um aus ihren Taschen seinen Körper zu pflegen und mit eleganter Kleidung zu schmücken. Christian ist ein schwankendes Rohr; hat er sich von einer Klippe durch kühnen, entschlossenen Sprung gerettet, so geräth er auf eine andere. Der Zufall macht ihn mit einer Beamtenfamilie bekannt, die ihre nicht mehr junge Tochter gerne an den Mann bringen will und Christian für eine gute Partie hält, weil er schwach genug, sich in Verhältnissen darzustellen, die nicht die seinigen sind. Christian wird vornehm; er läßt das Handwerk Handwerk sein, vom Hause einen Theil seines kleinen Vermögens kommen, unter erdichteter Verwendung desselben, spielt eine lächerliche Figur in dem Familien- und Gesellschaftskreise des Herrn Molle und bildet sich ein, von dem Fräulein Aurore geliebt zu werden und sie zu lieben, das Bild einer theuren Jugendfreundin in seiner Erinnerung zurückdrängend.

Digitized by Google

Mitten in seiner Glorie, nachdem Aurore so gut es gehen wollte, ihm einige Politur beigebracht und die Hoffnung einer Verbindung mit ihr nicht frei lag, führet der Zufall, oder richtiger Christians guter Stern, einen alten Kameraden aus der communistischen Periode, einen Geeber herbei, der Christian in Gegenwart der Familie Moite als Vertrauten begrüßt und da er fremd gegen ihn thut, zu spotten anfängt, und um Entschuldigung bittet, „wenn er den Herrn in so feiner Gesellschaft belästige, es dünke ihn, der ehemalige Schreinergeselle sei hier mit einem Male vornehm geworden. Ihm sei's nicht so gut gegangen, aber Christian solle sich darum gleichwohl an ihn erinnern, und daß sie gute Freunde gewesen und mit einander das Heil der Menschheit und das neue Evangelium zusammengegerbt und gescheinert hätten. Fast scheint er aber seinem Grundsatze von Gleichheit und Gütergemeinschaft untreu geworden zu sein, seitdem er die Hobelbank mit dem Scherwenzen und Courtoisieren bei den Weibsleuten und Vornehmen vertauscht! Vater, Mutter und Tochter entfernten sich entrüstet und Christian gerieth in Verzweiflung. Aber man leakte wieder ein; der Beamte glaubte in Christian einen brauchbaren Communistenaufspürer gefunden zu haben und stellte ihm zur Bedingung seiner Einwilligung in die Heirath mit Fräulein Aurore, ihm als solcher zu dienen; Christian lehnte es ab: „Thorheiten hab' er bisher genug begangen und Fehler auch, Gott möge ihm die verzeihen! doch eine Niederträchtigkeit noch nicht, Spionendienst aber wäre eine!" Die Tochter lernte er dann auch in ihrer ganzen Herzlosigkeit und Selbstsucht kennen. Die Rückkehr in die Heimath war bald beschlossen und jetzt sein einziger Gedanke, sein einziges Ziel. Im Anfang that die Reise ihm gut, aber übertriebene Anstrengung, Unregelmäßigkeit in seiner Lebensweise, die stürmern Gemüthsbewegungen lassen ihn, seinem Geburtsorte nahe, kraftlos hinsinken. Schwerkrank erwacht er in der Kammer, worin er als Knabe geschlafen; er erkennt seine Mutter und die Marcili, die Freundin des Knaben, die Geliebte und fast versprochene Braut des Jünglings. Daß Christian ein neuer Mensch geworden, wieder gesund, daß er der glückliche Gatte Marcili's wird, ist wohl kaum nöthig hinzuzufügen. Die Erzählung ist freilich dem Handwerkerleben, aus welchem einzelne Scenen gut geschildert sind, entnommen, aber wie auch auf dem Titel schon angedeutet, für jeden Stand belehrend und warnend. Etwas kürzer gehalten würde sie noch wirksamer geworden sein; junge Leute, denen die Lectüre von Christian's Wanderleben und Heimkehr besonders nützlich werden kann, lieben einen raschen Gang der Geschichte; so willkommen auch manchem anderen Leser die harmlose Ruhe und friedliche Beschaulichkeit sein mag, von welchen sie allerdings etwas zu breite Spuren trägt, wie der Verfasser selbst vermuthet.

Druck und Papier sind sauber.

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. Zweite Ausgabe. Hamburg. Meißner & Schirges 1853. 153 Seiten. 8.

Dieses Werk kann als eine Ergänzung aller geschichtlichen Darstellungen der französischen Revolution bis zum Consulate betrachtet werden und ist zugleich ein interessanter Beitrag zur Geschichte der französischen dramatischen Poesie und Bühne. Der Verfasser macht uns, freilich oft nur andeutend, bekannt mit den Tragödien und Comödien, von denen in den Jahren 1789—1799 von Zeit zu Zeit das bewegte Frankreich überschwemmt wurde; sie waren fast alle Erzeugnisse des Augenblicks, der Parteileidenschaft ohne innern Gehalt und dramatischen Werth. Hin und wieder sind einige Bruchstücke abgedruckt, theils um das Machwerk zu charactreisiren, theils um zu zeigen, welchen Aeußerungen der Poeten das Publikum Beifall und Mißfallen zuwandte, die beide in echt revolutionairer Weise gespendet wurden; es war ganz an der Tagesordnung, daß die Partemänner vor der Bühne mitspielten. Zur Entschädigung agirten dann manche dramatische Künstler als Revolutionshelden blutigen Andenkens; andere dagegen brachten durch Wahl der aufgeführten Stücke u. s. w. ihre entweder royalistische oder doch contrerevolutionaire Gesinnung zur Geltung. Eine Theatercensur ward geübt, die ängstlicher und strenger war als die Hofcensur während des alten Regiments. Die Zahl der Theater, deren Errichtung auf Verlangen frei gegeben wurde, wuchs täglich; die alten Benennungen der vorhandenen mußten neuen weichen.

Herrn Toubin's Darstellung zerfällt in 2 Abtheilungen: von 1789—1792 und von 1792—1799; die erste, welche den meisten Stoff darbot, ist die umfassendere. Am Schlusse sind die Mittheilungen noch einmal kurz zusammengefaßt. Unleugbar spielte das Theater eine wichtige politische Rolle: es ging mit dem öffentlichen Geiste Hand in Hand. Aber der literarische Werth der Productionen war, wie schon erwähnt, sehr gering; und er konnte nicht bedeutender sein. „Athemlos", sagt der Verfasser S. 145, „ohne Rast und Barmherzigkeit, beim Wiederhall der Kanonen des August's und der Sturmglocke des September's, von der Föderation des 10. August's bis zum Feste des höchsten Wesens, von den Mauern Lille's bis zu den Wällen von Mainz, vom Schlachtfelde Jemappe's bis zum Schlachtfelde von Fleurus hingerissen, mitten unter dem Fall der Throne und der Köpfe, unter einem von Blitzen durchzuckten, von ungewohntem Lichte schimmernden Himmel konnte der Dichter wohl in das Geheul der Emeuten und in das Brüllen des Donners einige Strophen blitzähnlicher Poesie, einige fieberhafte Dante-Lieder fließen lassen, aber mehr von ihm verlangen, hieße das Unmögliche fordern." Fremre: „Die Tragödie hatte während der ganzen Revolution nur ein Süjet und nur eine Form. Nehmen wir alle von 1789 bis 1797 dargestellten Stücke, so ist es viel, wenn wir unter denselben fünf oder sechs finden, welche nicht dramatisirte Philippiken oder ein in Dialoge gesetztes Sturmgeläute Marat's sind. Dagegen giebt es unzählige tyrannische Tragödien in diesem Zeitraum: Charles IX., Henry VIII., Barneveldt, Guillaume Tell, Jean-Sans-Terre, Epicharis, la Conjuration de Pison, Brutus, Virginie, etc. etc. Jeden Abend opferte Melpomene fünf oder sechs gekrönte Häupter. Es war ein immerwährender 21. Januar." ..... Die Comödie befand sich dem Anscheine nach, in besserer Lage; aber wo sind ihre Werke? sie beschränken sich auf zwei geistreiche Possen: le Réveil d'Epiménide (von Flins: Epimenides, Präsident der Kammer unter Louis XIV., ist während der Sitzung eingeschlafen, als er erwacht, sind grade 100 Jahre verflossen, man schreibt Anno 1790) und die Suspects, denen man noch einige aristophanische Stücke von geringem Werthe in diesem Fache hinzufügen könnte. Absichtlich

Digitized by Google

lasse ich alle als komisch bezeichneten Werke hinweg, die ohne Geist, ohne Styl, im Patois der Klubbs zur Gebauung Fréron's oder Hébert's geschrieben worden sind. Charakter-Lustspiele existirten gar nicht, das einzige vielleicht mögliche ward von Fabre d'Eglantine versucht, der dabei seine Alexandriner verdarb."

Der Verfasser mußte in seiner Geschichte natürlich hin und wieder auf die pariser Theaterzustände vor der Revolution und im Beginn derselben zurück kommen. So erzählt er z. B. „Im Jahr 1790 galten die Privilegien der Opéra noch so allgemein, daß die Direction dieses Instituts dem Theater français und den Italiens das Recht, Ballete zu geben, für baares, schönes Geld verkaufen konnte. Seit langer Zeit durften nämlich die Italiens nur dann Stücke ohne Musik geben, wenn die Rolle des Arlequin beibehalten wurde; endlich erlaubte man ihnen aber alle Arten dramatischer Werke, selbst solche in Versen, die Tragödie allein ausgenommen. Die Schauspieler durften verwundet werden und ohnmächtig dahinsinken, aber es war ihnen durch die Gentilhommes de la chambre ausdrücklich untersagt sich umzubringen, oder töten zu lassen. Das Theater de Monsieur durfte nur italienische Opern oder italienische Uebersetzungen bringen; man umging indeß dies Reglement, indem man Originalstücke als Uebersetzungen gab. Das war, wie man sieht, ein wahrhaftes Feudalitätsverhältniß, eine Hierarchie mit Vasallen und Unterthanen. Die drei großen Theatre, als Vasallen der Opéra, waren ihrerseits wieder Oberlehnsherren der kleinen Theater, über die sie das Recht der Dictatur, Censur und der Ausmerzung ganzer Redeten ausübten. Die kleinen Directoren waren genöthigt alle Arten von Ausflüchten zu ersinnen, um den tausend auf ihnen lastenden Beschränkungen zu entgehen. Wenn es im Audinot und Nicolet einen Pont-neuf (Gassenhaure) zu singen gab, so spielte die Violine die Melodie und der Schauspieler sprach den Text dazu; im Beaujolais aber wurde hinter der Scene gesungen und der Schauspieler machte die entsprechenden Gesten."

Der Uebersetzung sind mehrere Anmerkungen, die zum Theil Touchard-Lafosse entnommen, hinzugefügt.

Die äußere Ausstattung ist sauber. H.

Hanne und Luise, oder die Familie der Deportirten. Von Eugen Sue. 2 Bändchen. Basel. 1853. Schabel'sche Buchhandlung. XII, 84, 112 Seiten. 12.

Herr Eugen Sue hat, laut dem Vorworte, durch den Ertrag dieser zwei Erzählungen, die jedoch in einem gewissen Zusammenhange stehen, das Loos seiner in der Verbannung lebenden Landsleute etwas erleichtern wollen. Deßhalb hat er sich denn auch der größten Mäßigung befleißigen müssen, um keine Hemmnisse des Verkaufes herbeizuführen. Der Zweck ist anerkennungswerth, aber die Erzählungen, die dem Verfasser gewiß sehr leicht aus der Feder geflossen, sind keine bedeutende Kunstschöpfungen, und, mag es sein daß ihm noch eine Menge von unwiderleglichen Thatsachen zu Gebote standen, die, wenn der Zweck seiner Arbeit sie zu benutzen nicht verboten, die vollständige Wirklichkeit des Erzählten würden dargethan haben, es kommen in denselben Scenen vor, die in einem der Schreckens-Melodrame ihren passenden Platz finden würden. Die erste Erzählung ist fast ganz dialogisirt; die zweite großentheils in Briefform. Nicht ohne Theilnahme wird man übrigens beide lesen und in ihnen die oft ausgesprochene Wahrheit bestätigt finden, daß die Strafe der Deportation oben so schwer, ja sehr häufig noch schwerer die zurückbleibenden Angehörigen des Deportirten trifft, als ihn selbst. Louise, die Gattin des Kassier eines der ersten Handlungshäuser von Orleans, Edmund Morand, deren Briefe in der nach ihr benannten Erzählung mitgetheilt werden, ist dafür ein sprechender Beweis.

Die Uebersetzung ist mit Fleiß gearbeitet, jedoch auffallend, daß in der ersten Erzählung einige Familiennamen z. B deutsch (Birnbaum) gegeben sind. — Die äußere Ausstattung ist untadelhaft.

Miscellen.

Der Plan, ein allgemeines Serpacto von einem Penny einzuführen, von dem bereits seit sechs Jahren die Rede gewesen ist, beginnt sowohl in Großbritannien als in den Ver. Staaten mehr und mehr Anklang zu finden, und auch Elihu Burrit, der wackere Philantrop, verwendet sich dafür mit wärmsten Interesse. Derselbe hat einen Prospectus drucken lassen und auch uns ein Exemplar davon mitgetheilt, worin er die Ausführbarkeit einer solchen Maaßregel ohne irgend eine Beeinträchtigung der Postrevenüen beinahe mathematisch nachweis't und zugleich auf die unberechbare Wohlthat aufmerksam macht, welche sie für die Tausende von Auswanderern haben muß. Damit würde denn auch den crassen Anomalien im See-Postwesen abgeholfen werden, deren wir bereits vor fast einem Jahr in Nr. 82 d. Bl. vom 13. October unter der Rubrik Miscellen gedacht haben.

Auf Befehl des Marineministers, berichtet der Pariser Moniteur, hat die zu Brest angekommene Dampfcorvette Newton ein zweites Sortiment Argana-Saamens von Mogador mitgebracht. Die Argana, im Innern von Marocco zu Hause, ist ein Baum, dessen Frucht, nachdem sie eine Menge Oel geliefert, ein vortreffliches Futter für das Hornvieh abgiebt und als Dünger außerordentliche Dienste leistet. Der Stamm der Argana, die nicht über 15 Fuß Höhe erreicht und 9 Fuß im Umfang hat, besteht zuweilen aus einem Stück, zuweilen aber auch aus einer Menge mit einander verwachsener Zweige. Die Acclimatisirung dieses Baumes ist bereits auf dem sandigen und steinigten Boden des südlichen Frankreichs mit einigem Erfolg versucht worden. Die erste Sendung der Argana in Pflanzen und Saamen ist gegen Ende des vorigen Jahres in Frankreich angekommen und unter die Jardins des Plantes zu Paris, Perpignan, Montpellier ꝛc., so wie auch unter einigen Privat-Baumzüchtern vertheilt worden. Der Marineminister ist bereit, einem jeden, der Versuche mit der Anpflanzung der genannten Baumart machen will, aus der jüngsten Sendung Saamen mitzutheilen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 76. Mittwoch, den 21. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rotandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Neue antiquarische Kunde aus Magna Graecia ..... Seite 593
Die Russen in China ..... „ 595
Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen, mitgetheilt von Hugo Stracke (sechster und letzter Brief) ..... „ 595
Literatur:
Additamenta ad Georgii Augusti Pritzelii Thesaurum literaturae botanicae collegit et composuit Ernestus Amandus Zuchold ..... „ 597
Die Wunder des Himmels ꝛc. Von J. J. v. Litteow .... „ 597
Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau ..... „ 599
Miscellen ..... „ 600

Neue antiquarische Kunde aus Magna Graecia.

(Aus dem Athenaeum.)

Durch unsere neapolitanischen Correspondenten sind uns folgende Mittheilungen gemacht worden:

Unter anderen Gegenständen, die zu Canosa entdeckt und dem Museum übergeben worden sind, befinden sich auch drei schöne Vasen, von welchen die erste den Tod des Patroclus oder vielmehr ihm zu Ehren veranstaltete Opferungen darstellt. Die zweite zeigt Europa, wie sie sich dem Stier nähert, um ihn zu besteigen, und die dritte, wiewohl die darauf angebrachten Sujets nur unerheblich sind, ist äußerst schön in der Zeichnung. Das archäologische Bulletin von Rom ist bisher das einzige Blatt gewesen, das diese Entdeckung erwähnt hat, und wir erwarten nun ausführlicheres über die drei Vasen durch die Academia Ercolanese.

In dem alten Taeromenium sind höchst wichtige sicilianische Silbermünzen und Medaillen, nach Einigen zu Tausenden, nach Anderen zu Hunderten gefunden worden. Viele davon haben der Herzog von Leynes und der berühmte neapolitanische Numismatiker Ricein angekauft. Letzterer hat eben auch aus der Provinz Contado di Molise einige samnitische Münzen bekommen, wie man deren nie zuvor gesehen hat. Der Herzog hat außer den Medaillen auch einen bronzenen Kopf, von nicht großer Bedeutung, wie mir gesagt worden ist, um den enormen Preis von 4000 Fr. gekauft und manche der Münzen ebenfalls übermäßig theuer bezahlt. Unter diesen will ich nur eines goldenen Metapontum, einer großen Medaille aus Capua und einer aus Atella erwähnen. Sehr aufgefallen ist's, daß er mehrere schöne bronzene Urnen, Vasen und Teren cottas von ungewöhnlicher Seltenheit und Schönheit, so wie seltene Arbeiten in Gold unbeachtet gelassen hat. Von Cumae wird in dieser Saison wohl nichts mehr zu erwarten sein, ich höre jedoch, daß in den letzten Tagen der Ausgrabung eine prächtige Vase gefunden worden ist, die auf 18000 Ducati geschätzt wird. Ich habe keine genaueren Angaben, und kann deshalb nur die bare Thatsache berichten.

Ich habe mir ein Pamphlet verschafft, welches Rosarola über die Skelette mit wächsernen Häupten, die zu Cumae gefunden worden sind, herausgegeben hat, und das einen gedrängten Abriß des Gegenstandes giebt, über welchen er der Ercolanser Academie, wo derselbe verlesen worden ist, eine Abhandlung von sechs Bogen mitgetheilt hat. Unter andern Sachen, die in dem Grabmale gefunden worden sind, führt er mehrere kleine Glasgefäße, ein bronzenes Dintenfaß, ein kleines hölzernes Kästchen an, von welchem nur noch ein Theil, auf welchem sich ein S eingeschnitten befindet, übrig ist. Es hat ein bronzenes Schloß, und drinnen lagen einige Stücke vergoldeter Terra cotta, zwei Ditizza crini — Instrumente zum Schreiben von Frauenhaar — und ein

Digitized by Google

Spiegel, ein Beweis, daß eins der Skelette ein weibliches gewesen ist. Letztlich ist auch eine Münze aus dem Zeitalter des Diocletian gefunden worden. Quaranta ist der Meinung, daß die Köpfe den Leibern vor der Beerdigung aufgesetzt sein müssen, der Decenz bei dem öffentlichen Begräbnisse halber und aus Rücksicht für die Gefühle der Angehörigen und Freunde der Todten. Was die Beseitigung der wirklichen Häupter betrifft, so stellt er darüber mehrere Muthmaßungen an, ohne zu einem bestimmten Schlusse zu kommen. Nur über einen Punkt ist er völlig im Klaren, der, daß es keine Häupter von christlichen Märtyrern gewesen sind, weil in den ersten Zeiten der Kirche das Begräbniß eines Christen in einem heidnischen Grabe nicht gestattet worden sein würde; weil den Christen selber solche Restauration gleichgültig waren, da ihre Gedanken sich mehr dem Unsichtbaren und dem Ewigen zuwandte, und wegen der verschiedenen Artikel, die man in dem Grabe gefunden hat. Seine Ansichten zu unterstützen, bekundet Quaranta eine große Gelehrsamkeit und giebt eine Menge Citate von griechischen und lateinischen Autoren.

Es sind nun Monate her, seit ich mich gegen Sie darüber äußerte, daß die Regierung die Ausgrabungen von Herculanum wieder vorgenommen habe. Es ist in der That zu bewundern, daß diese Ausgrabungen, nach der Entdeckung solcher Wunder, als sie jetzt das Museo Borbonico bereichern, so lange ausgesetzt worden sind, und gleiche Verwunderung muß es erregen, daß dieselben, nachdem man wieder daran gegangen ist, in einem so kärglichen, so erbärmlichen Maaßstabe betrieben werden. Die eine Hälfte von Herculanum ist wie unter der neueren Stadt Resina begraben, folglich als, mindestens für jetzt, für die Welt verloren zu betrachten, und die andere Hälfte liegt unter Weinbergen. Was bisher bloßgelegt ist, ist nur ein kleiner Theil, nur ein Winkel dieser letzteren zugänglichen Hälfte. Ehe ich von dem spreche, was dies Jahr geschehen ist, will ich einen flüchtigen Ueberblick von dem verflossenen Jahre geben.

Es ist sowohl in England als in Neapel bekannt, daß alle Meisterwerke der Kunst und des Alterthums, die eine so glückliche Revolution in dem Geschmacke von ganz Europa hervorgebracht und auf häusliche Zierrathen und selbst Utensilien einen so großen Einfluß gehabt haben, während des vorigen Jahrhunderts in Herculanum gefunden worden sind. Die Revolution von 1848—49 war ein Todesstreich für alles, was auf Sachen des Geschmackes oder der feinen Künste Bezug hatte, und so wurden denn auch die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji eingestellt. Was an werthvollen Sachen darin gefunden und in dem Museo Borbonico deponirt worden war, das wurde für Nationaleigenthum erklärt, ja es soll selbst von deren Veräußerung die Rede gewesen sein. Gegenwärtig ist Alles wieder unter die Administration des königlichen Hauses gekommen, und die Erneuerung der Arbeiten in Herculanum und Pompeji ist davon die erste Folge gewesen.

Die, unter der Leitung des Chevaliers Bonucci im Januar d. J. begonnenen, neuen Ausgrabungen haben bereits einen Theil des alten Arsenals, in der Nähe des zu den Zeiten von Augustus und Titus so berühmten Hafens von Herculanum, an's Licht gebracht. Ehedem hat das Meer die Wälle bespült; jetzt ist es eine volle halbe Meile zurückgewichen, so daß die bloße Nennung eines Hafens von Herculanum schon ein Lächeln des Unglaubens bei einem Jeden hervorzubringen im Stande ist, dem die Veränderungen, welche mit der Küste des mittelländischen Meeres vorgegangen, unbekannt sind. Als ich diesen Fleck diese Tage besuchte, betrat ich eine Reihe von kleinen Gemächern mit Küchen daneben, die eben aufgegraben waren und augenscheinlich Seeleuten zur Wohnung gedient hatten. Der Eingang führte über ein Dach, das mit der jetzigen Bodenfläche gleich liegt, und als wir einige Stufen links abwärts stiegen, fanden wir vier oder fünf andere Stufen vor, an deren Grunde muthmaßlich ein Keller war, über dessen Dach wir eingetreten waren. Hier hatte sich aber soviel salzenes Drängwasser gefunden, daß man die Arbeiten vor der Hand hatte einstellen müssen; so mußten wir uns denn auf die Besichtigung der kleinen Gemächer beschränken, deren ich bereits erwähnt habe. Ihr Dach ist gewölbt und sehr hoch, während die Scheidewände sehr niedrig sind, ein Beweis, daß hier eine große Halle oder Räumlichkeit in Eile oder kunstlos aufgeführt worden ist, um nur eine Menge Leute unterzubringen. In dem ersten kleinen Raume, welches eine Küche war, befinden sich noch die Feuertöpfe und Roste ganz von derselben Form, wie man sie noch jetzt durch ganz Magna Graecia sieht. Unter dem Herde lagen Topfscherben, wie wenn eine nachlässige Köchin sie vor einer Stunde dahin geworfen hätte, um sie nur bei Seite zu schaffen; aber es mochten wohl die Gebeine dieser armen Person sein, die mit Asche und Küchengeräth vermischt gefunden wurden. Von den vorgefundenen Fragmenten konnte nur wenig geborgen werden, weil sie durch die Zeit beinahe völlig verzehrt und mit der Asche eine compacte Masse geworden waren. Das einzige, was ich noch erkennen konnte, das waren einzelne Rippen und Schädelknochen. Doch haben eben diese Fragmente, insbesondere in Verbindung mit der Geschichte, ein hohes melancholisches Interesse. Von Plinius dem älteren, der zur Zeit des Ausbruchs des Vesuvs, im Jahr 79, Admiral der römischen Flotte im mittelländischen Meere war, wird berichtet, daß er in einer Liburnica von Misenum abgegangen sei, um einige „Classiari" zu bergen. Sein Neffe sagt aber in einem Schreiben an Tacitus, daß wegen des Wüthens des Vulkans alle Bemühungen seines Onkels fruchtlos geblieben wären, und daß derselbe sich genöthigt gesehn habe nach Stabia (jetzt Castellamare) umzukehren, wo er als Opfer seiner Liebe für die Naturkunde starb.

Aus der Küche, bei der ich so lange verweilt habe, gelangten wir durch ein kleines Gemach zu einer anderen Küche. Auf dem Herde lagen Stücke Heizkohlen, und die Roste waren wie erst eben vom Rauch geschwärzt. Unter und neben dem Herde war eine Vertiefung, um schmutziges Wasser aufzunehmen, und die Oeffnung zu dessen Ablauf war ausgerissen. Auf diese Küche folgten wieder ein Paar kleine Gemächer; weiter konnten wir aber nicht kommen, weil hier Alles verschüttet war; man war indessen beschäftigt, auch hier aufzuräumen, und ich hoffe in einem späteren Schreiben über die in dieser Richtung gemachten neuen Entdeckungen berichten zu können. Ausschmückungen scheinen diese Gemächer fast gar nicht gehabt zu haben; das einzige, was mir davon zu Gesichte gekommen ist, das waren schwache Spuren von perpendicularen gemalten Linien an der Wand eines Eingangs. Ich darf aber nicht zu erwähnen vergessen, daß hier einige silberne

Digitized by Google

und kupferne Münzen aus den Zeiten Augustus und Titus, sowie auch eine kupferne Münze mit punischer Schrift gefunden worden sind. Letztere rührt sonder Zweifel aus dem Handel her, der zwischen dieser Küste Italiens und der gegenüberliegenden afrikanischen carthaginiensischen Küste geführt ward.

Die Russen in China.

(Aus dem Chronicle.)

Am 14. Juni 1728 ist zwischen dem außerordentlichen russischen Gesandten Grafen Wladislawitsch und den chinesischen Ministern ein Friedenstractat geschlossen worden, dessen fünfter Artikel folgendermaßen lautet: „Den Russen soll hinführo zu Peking der Kuon oder Hof, den sie gegenwärtig bewohnen, zur Verfügung bleiben. Dem Wunsche des russischen Gesandten entsprechend, soll unter Beistand der chinesischen Regierung eine Kirche erbaut werden. Der Priester, der augenblicklich dort weilt, und drei andere, die noch erwartet werden, sollen in dem vorbedachten Kuon wohnen. Diese drei Priester sollen bei derselben Kirche angestellt werden und ein gleiches Einkommen genießen. Den Russen soll es gestattet sein, ihren Gott nach den Vorschriften ihrer Religion anzubeten. In diesem Hause sollen auch vier junge Studenten und zwei von etwas reiferem Alter aufgenommen werden, die mit der russischen und lateinischen Sprache bekannt sind, und die der Gesandte in Peking zurück zu lassen wünscht, damit sie die Sprache des Landes lernen. Sie sollen auf Kosten des Kaisers unterhalten werden, und es ihnen frei stehen, zu ihrem Lande zurückzukehren, sobald sie ihre Studien beendigt haben."

Diesem Tractate gemäß ist seitdem fortwährend eine russische Mission von sechs geistlichen und vier weltlichen Mitgliedern zu Peking unterhalten worden. Die ersteren fungiren abwechselnd in dem Kloster von Candiewas und in der Himmelfahrtskirche, die in demselben Stadtviertel belegen ist und ursprünglich von den Russen bewohnt wurde, welche die chinesische Regierung im Jahr 1685, nach der Zerstörung von Albozin, einer russischen Festung, die an den Ufern des Amur erbaut worden war, hatte herüberbringen lassen. Die weltlichen Russen sind junge Leute, deren Obliegenheit es ist, sich mit der Mandschu- und der chinesischen Sprache bekannt zu machen und sich eine genaue Kunde von China zu erwerben. Sie wohnen sämmtlich in dem Kuon, einem großen Gebäude, von welchem der Theil, der unter dem Namen Gesandtenhof bekannt ist, von der chinesischen Regierung, der andere aber, auf dem das Kloster steht, von Rußland in baulichem Stande erhalten wird. Das regelmäßige Verbleiben der Mission zu Peking ist auf zehn Jahr festgesetzt, wonach sie durch eine andere abgelös't wird; die Correspondenz des russischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Namen des dirigirenden Senats mit dem Tribunal zu Peking ist aber zu manchen Zögerungen unterworfen, daß der Aufenthalt der Missionarien gewöhnlich länger währt.

An Bord der russischen Fregatte Pallas, die gegenwärtig in den chinesischen Gewässern kreuzt, befinden sich ein Paar Herren, die beide zehn Jahre im Kuon zu Peking verlebt haben und nun der Mandschu- wie der chinesischen Sprache völlig mächtig sind. — Es ist kürzlich gesagt worden, es sollte den Kaiserlichen eine russische Landmacht zur Hülfe gegen die Insurgenten zugesandt werden; das ist aber höchst unwahrscheinlich. Die Entfernung von Petersburg nach Peking beträgt zu Lande bei 6000 (englische) Meilen; auch hat die Gesandtschaft Tinkowsky's zu der Reise von Petersburg nach Kiachta, der Gränzstadt, sechs Monate, und von dort bis Peking fast drei Monate gebraucht.

Briefe eines alten Mannes an ein junges Mädchen

mitgetheilt von Hugo Stracke.

(Sechster und letzter Brief.)

Ich habe versucht, liebe Emilie, in den fünf vorhergehenden Briefen, in klarer und verständlicher Weise, Dich in die neuere lyrische Poesie einzuführen und habe daher in kurzen Beispielen und Erläuterungen Die die Hauptvertreter, der einzelnen Richtungen dieser Poesie, vorgeführt. Wie ich schon in einem der ersten Briefe erwähnte, sah ich mich genöthigt, Dichter, wie z. B. Heine, zu überschlagen, da ich immer die Persönlichkeit, an der diese Briefe gerichtet waren, vor Augen hatte. Der Zweck dieser Briefe wird hoffentlich erfüllt sein, sie werden Dich bei der Auswahl Deiner Lectüre leiten, sie werden Deine Aufmerksamkeit erregt, Deinen Geschmack geläutert und Deine Kenntnisse bereichert haben und Die hoffentlich noch manche angenehme Stunde verschaffen. Den Namen, der von mir Dir vorgeführten Dichter, füge ich noch einige kurz hinzu, Dichternamen, die sich, mehr oder weniger, den obigen anschließen oder mit einzelnen derselben eine Bahn beschreiten. Es sind die Namen der schon häufig genannten und bekannten Dichter: Rückert, Arndt, Grün, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Eduard Mörike, Alexander Kaufmann, Max Waldau, Otto Roquette, R. Reinik, Alfred Meißner, Wolfgang Müller, Köpisch, u. s. w.

Laß uns jetzt noch auf einige Augenblicke abseits von der großen Heerstraße deutscher Poesie treten und zwar flüchtig eine Gegend durcheilen, welche noch ziemlich unbedaut und unbekannt ist, die aber für Dich und mich ein besonderes Interesse hat. Wie bei allen Kämpfen in der Geschichte, so auch beim Schleswig-Holsteinischen, ruhte die Feder während desselben, das Schwert hatte ihre Stelle eingenommen und schrieb mit andern Buchstaben und anderer Dinte eine andere Schrift. Vor'm Kampfe rührten sich Dichter und Schriftsteller, um das Volk auf demselben vorzubereiten, ermuthigen und anzuspornen, die wenigsten der ersteren waren aber geborene Schleswig-Holsteiner. Mit dem Jahre 1850 war der heldenmüthige Streit beendet, der, wenn auch im höchsten Grade ruhmvoll, doch nicht, den Umständen nach, siegreich. Die heimgekehrten Söhne des Landes vertauschten das Schwert mit dem Pflug oder dem Hammer und erzählten den Jüngeren und den Aelteren vom Erlebten, vom Kampfe für des Vaterlandes

Digitized by Google

Freiheit und Recht. Auch die Poesie, die Tochter der Schönheit und des Friedens, schlug jetzt, mehr denn je, ihre Wohnstätte in Schleswig-Holstein auf und suchte, wenn auch nicht die Wunden vergessen zu machen, doch den Schmerz desselben zu lindern. Schleswig-Holstein stellte aus seiner Jugend und seinen Vertheidigern ein zahlreiches Contingent zum deutschen Dichterparnaß. Die Namen Rist, Gerstenberg, Biernatzky, Hebbel, Wolf, Gaedtdausen, Harro-Harring sind in Deutschland, vielleicht noch weiter bekannt, sie gehören aber, wenn auch noch theilweise hinüberragend in die jetzige Zeit, doch einer älteren Periode an. Nach 1848 hat sich diese Zahl bedeutend vermehrt, freilich stoßen wir hier auf viele Namen, die sich erst eine Stellung in der Literatur erwerben sollen. Ich nenne vor allen: Karl Heinrich, Theodor Storm, Heinrich Zeise und Claus Groth. Karl Heinrich bekannt durch sein liebliches Idyll „Anna", Theodor Storm durch seine kürzlich erschienenen zweten „Gedichte", Heinrich Zeise ebenfalls durch seine „Gedichte", die kräftig und markig, noch mehr aber durch seine gelungenen Uebersetzungen aus dem Dänischen, bekannt. Sowohl Karl Heinrich's Idyll, wie Storm's und Zeise's Gedichte sind bei Karl Schröder in Kiel erschienen. Einen berühmten Namen hat sich bereits Claus Groth durch sein: „Quickborn", Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart nebst Glossar, erworben, erschienen ist dasselbe binnen Jahresfrist schon in zweiter Auflage bei Perthes-Besser und Mauke, Hamburg 1853. Uebrigens ein echter Schatz tief empfundener, volksthümlicher Poesie. Nach diesen Dichtern folgen zunächst: Willatzen aus Hadersleben, dessen Gedichte unter dem Titel „Uferblumen" kürzlich in Bremen erschienen. Willatzen gehört der Geibel-Redwitz'schen Richtung an, das Beste von ihm sind seine „Alte Bilder aus Schleswig-Holstein", von denen hier eins folgen möge.

Schloß Huborg.

Bei Flensburg das Schloß in der Neujahrsnacht
Alljährlich erstehet in alter Pracht.

Die Zinnen, die Thürme erheben sich schnell,
Des Rittersaal's Fenster schimmern so hell.

Und drinnen wird es lebendig und wach,
Ertönet vom Kirchthurm der zwölfte Schlag.

Dann öffnen die goldnen Thore sich weit,
Und es fliehen die mächtigen Schatten beiseit;

Denn mit Fackeln bewegt sich ein Zug um's Schloß
Zu Wagen, zu Fuße und hoch zu Roß.

Es ziehen heraus mit Kron' und mit Stern
Viel prächtige Ritter, gefürstete Herrn.

Das sind die alten Herrschen des Land's,
Umwallet von Purpur und Heldenglanz.

Jedoch zur selbigen Stunde der Nacht
Verschwindet der Zug und des Schlosses Pracht.

O, Schleswig-Holstein, so herrlich einst,
Was wendest das Antlitz Du weg und weinst?

Getrost! Dir erblüht eine neue Zeit,
Dann siehst Du die alte Herrlichkeit.

Adolf Stradtmann, ein bedeutendes Talent, von dem „Gedichte" und „Kinkels Leben". Sophie Dethleffs, eine klare, gesunde Frauennatur, wie sie dies in ihren Gedichten, erschienen bei Pouly in Heide bekundet, namentlich in dem unübertrefflichen Gedicht: „de Fahrt na de Isenbahn". Ferner Adolf Nagel und Theodor Gülich, Sohn des geächteten Patrioten und Demokraten, die 1849 eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Zeitgedichte" herausgaben, wozu nur Schleswig-Holsteinische Poeten beisteuerten und in denen sich Begeisterung für Freiheit und Vaterland, in zum Theil ausgezeichneten Liedern kundgiebt. Die Schleswig-Holsteinischen Poeten sind zuerst unter eine Fahne versammelt durch Hugo Staacke und Ernst Gaeders, in dem von ihnen begründeten Musenalmanach für 1851 und 1852. Die bekanntesten und besten Mitarbeiter dieser Almanache sind: Bernhard Luttermerk, Willatzen, Heinrich Zeise, Karl Heinrich, Adolf Nagel, Friedrich Lescow, Julius Thomsen, Theodor Storm.

Diesen Dichtern füge ich noch einige andere hinzu, die größtentheils dem späten Mannesalter angehören und theils durch einzelne Gedichte, theils durch gesammelte, entweder vor 1848 oder nach diesem Jahre herausgegeben, bekannt geworden. Sie bilden gewissermaßen eine Gruppe für sich.

Dr. Neubert, als Arzt verstorben in Appenrade, Verfasser des bekannten Liedes: „Sie sollen es nicht haben, das heil'ge Land der Schlei". Dr. J. C. Körner, ein hochbegabtes Talent, vor'm Kriege Arzt in Itzehoe, woselbst, wenn ich nicht irre, 1846 eine kleine Gedichtsammlung von ihm erschien, während des Krieges Militairarzt und jetzt in Dithmarschen wiederum practischer Arzt. Otto Koch, ebenfalls ein bedeutendes Talent, Verfasser unzähliger größerer und kleinerer Gedichte. Bercau, Advocat in Husum, und dessen Gedichte, lange vor 1848 in Husum erschienen, unter denen viele von großer Zartheit und Eleganz. Franz Bockel, ein poetischer Vielschreiber à la Hans Sachs, der die Gedichte wie aus dem Aermel schüttelt, daher auch viele fade, andere wiederum aber voller Witz, Geist und Humor. Schmaeje, Herausgeber eines 1846 erschienenen Pestalozziniums. Wagener, Lehrer in Lundea, ebenfalls Herausgeber eines Albums für 1847. Carl Baurmeister, bekannt als Democrat und Volksmann, der von der Statthalterschaft, traurigen und jämmerlichen Andenkens, lange eingekerkert, nach seiner Haft eine Sammlung, im Kerker geschriebener, Gedichte, Erzählungen, Aufsätze unter dem Titel „Kerkerbuch von Carl Baurmeister", herausgegeben. Besonders der prosaische Theil ist vorzüglich, aber auch unter den Gedichten findet sich manches gute und originelle. Endlich Theodor Sievers, der ganz kürzlich einen „Poetischen Hausfreund, Spenden der Muse für die Stunden der Freude und des Leides im Kreise der

Digitized by Google

Familie" und „Ernst und Laune, Scherz und Gedichte zum Vortrag am Polterabend, verfaßt.

Diesen vorangegangenen Namen, folgt nun eine unendliche Schaar fast gänzlich unbekannter Größen, als da sind: Friedrich Bitterling, B. F. Griem, Johanna Lracow, N. J. Nissen, A. Reher, F. Borchmann, F. F. Busch, L. Nagel, Gümpel, Theodor Schultze, J. Stiemer, Paul Treder, u. s. w. u. s. w.

Schließen wir hiermit diese kurze Uebersicht der neuesten schönen Literatur Schleswig-Holsteins. Es war, von vorn herein, nicht meine Absicht, diese, im Entfalten begriffenen Dichter und Dichterlinge, weitläufig zu zergliedern, nur aufmerksam auf dieselben wollte ich Dich, Emilie, durch eine rasche Aufführung derselben, machen. Möchte es mir bald vergönnt sein darauf zurückzukommen.

So blühe denn weiter lieblicher Blume der Poesie, blühe weiter im Norden und zeige der Welt: daß dieses Land deutsch ist und deutsch bleiben will in Sitte und Sprache, in Gesang und Glaube, in Freude und Noth trotz Trübsal und Pein, die es erduldet.

Aber auch meinen Brief muß ich schließen, Emilie, muß von Dir Abschied nehmen, Du Gute, vielleicht bietet sich bald wieder eine Gelegenheit dar, wo wir in ähnlicher Weise brieflich verkehren können. So lebe denn recht, recht wohl meine kleine, liebe Freundin, halte Dein Versprechen im kommenden Frühling, zur wonnigen, sonnigen Maienzeit, mit Deiner Mutter uns zu besuchen, da wollen wir so recht herzlich weiter plaudern und Du wirst Deinem Freund alles erzählen, was Du gelesen, was Du erlebt und erfahren, seit unserm letzten Beisammensein. Wir machen dann allesammt Fahrten in's Grüne oder schaukeln uns auf den Wellen des See's im lustigen Kahn und Abend's lagern wir unter der alten Linde vor der Thür. Ich erzähle Euch dann wieder Mährchen, wie früher, da Ihr noch Kinder waret. Und ehe wir ruhen, nach des Tages Mühen, singt uns die gute Marie noch mit ihrer lieben, sanften Stimme das alte treue Lied:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe meine Augen zu,
Vater laß' das Auge Dein
Ueber meinem Haupte sein."

Komm', komm', Herz, daß ich Dich noch einmal sehe vor'm Heimgehen, um Deinem Vater von seiner Tochter zu erzählen!

Additamenta ad Georgii Augusti Pritzelii Thesaurum literaturae botanicae collegit et composuit Ernestus Amandus Zuchold. Halis 1853. Typis expressum Ploetzianis. 59 Seiten. 8.

Pritzel's Thesaurus literaturae botanicae zeichnet sich durch seine Vollständigkeit und sorgfältige Bearbeitung vor ähnlichen bibliographischen Werken vortheilhaft aus, und es ist daher der Fleiß, mit welchem Herr Zuchold 497 denselben ergänzende Titel von botanischen größeren und kleineren Schriften, die größtentheils von 1847 erschienen sind, hinzugefügt hat, um so mehr anzuerkennen. Die reiche Dissertationen-Sammlung, welche Herr Wrigel in Leipzig besitzt, bot ihm vorzüglich das Material zu diesen Ergänzungen, die allen Besitzern des Thesaurus gewiß sehr willkommen sein werden; auch O. A. Roorbach's Bibliotheca americana (1849) und deren Supplement (1850) lieferten ihm manche Beiträge. (Die neue, sehr vervollständigte und berichtigte Ausgabe dieses verdienstlichen Werkes würde ihm wahrscheinlich noch mehrere dargeboten haben.) Die Zahl aus andern Quellen oder eigener Ansicht ihm bekannt gewordener Schriften ist gleichfalls nicht unbedeutend. Einzelne besondere gedruckte Abhandlungen aus dem Actis novis physico-med. acad. caes. Leop.-Carol. sind nicht unbeachtet geblieben. Die Anordnung ist alphabetisch; die Titel sind, soweit es möglich war, ausführlich gegeben.

Die Additamenta ꝛc. sind ein Separatabdruck aus dem „Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereines in Halle."

H.

Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. v. Littrow. Vierte Auflage. Nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft bearbeitet von Carl v. Littrow, Director der kaiserl. königl. Sternwarte zu Wien. Fünfte Lieferung, Bogen 35 bis 44, mit 16 Holzschnitten. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. Gr. 8. S. 545—688.

J. J. von Littrow's Atlas des gestirnten Himmels für Freunde der Astronomie. Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Karl von Littrow. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1854. Gr. 8.

In der fünften Lieferung des trefflichen v. Littrow'schen Werkes, welches mit der sechsten vollendet sein wird, ist zuerst der Schluß des 2. Kapitels der 3. Abtheilung: Allgemeine Schwere geliefert. Dann sind behandelt im 3. Kapitel: die Massen und Dichtigkeiten der Himmelskörper; im 4.: die elliptische Bewegung derselben; im 5.: die Störungen der Planeten überhaupt; im 6. und 7.: die periodischen und die säculären Störungen; das 8. Kapitel ist der Entdeckung des Planeten Neptun gewidmet; Gegenstand des 9. sind Gestalt und Atmosphären der Planeten; des 10.: Ebbe und Fluth des Meeres und der Atmosphäre der Erde; des 11.: Anderer merkwürdiger Folgen der Störungen der Planeten. Die beiden letzten Kapitel, das 12. und 13., beschäftigen sich mit dem Ursprung und mit der Dauer des Weltsystems. Es sind diese Schlußkapitel der 3. Abtheilung von großem Interesse und enthalten in ge-

Digitized by Google

drängter Zusammenstellung: das 12.: bisher aufgestellte Cosmogonien. Hypothesen von Leibnitz, Whiston u. A. (Der Verfasser sagt darüber: „Leibnitz stellte (Protogea, Götting. 1749) die Ansicht auf, daß alle Planeten und Kometen, die Erde nicht ausgenommen, in der Vorzeit eben so viele wahre Sonnen gewesen seien, die aber, nachdem sie älter geworden waren, ihre frühere jugendliche Kraft und mit ihr auch ihr selbständiges Licht verloren haben. Woher aber jene Sonnen kamen und warum die noch scheinende Sonne nicht auch älter und schwächer geworden ist, fand er nicht für gut, uns zu erklären, wie denn überhaupt seine ganze Kosmogenie nur eine der vielen hingeworfenen Ideen war, mit welchen der große Mann sich in den Stunden zu vergnügen pflegte, in welchen er das Feld der sichern Geometrie verließ, um auf dem etwas weicheren Moorboden der Phantasie auszuruhen. Whiston im Gegentheile machte diese Spekulationen zu dem eigentlichen Gegenstande seines Lebens, und brütete darüber mit einer Vorliebe und mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Er hatte sich in die Kometen verliebt und wußte auch aus ihnen Alles, seine eigenen Thorheiten nicht ausgenommen, mit der bündigsten Schärfe abzuleiten. Nach seiner Meinung war die Erde anfangs selbst ein Komet, aber ohne Axendrehung, daher auch ohne Bewohner, ein todter Klotz, der sich indeß doch um die Sonne bewegte. Nach vielen Millionen von Jahren stieß er zufällig mit einem andern Kometen zusammen, wodurch er anfing, sich um seine Axe zu drehen. Der Wechsel des Tages und der Nacht, der dadurch auf der Erde entstand, lockte Pflanzen und Thiere auf ihre Oberfläche hervor. Jahrtausende durch dauerte auf derselben eine paradiesische Zeit, die unser Gelehrter mit nicht minder lebhaften Farben schildert, als die darauf folgende Periode einer allgemeinen Verdrehniß, die endlich so sehr überhand genommen hatte, daß es eines neuen Kometen bedurfte, um das ganze verruchte Geschlecht in seinem Wasser zu ersäufen. Seitdem geht es, wie wir alle wissen — und da es, wie ebenfalls bekannt, bereits stark Berg ab geht, so steht in Kurzem ein vierter und letzter Komet zu erwarten, der aber nach Whiston weder so flüssig wie der zweite, noch auch so wässerig wie der dritte, sondern der vielmehr ganz feuriger Natur sein und die arme Erde mit Allem, was in und auf ihr ist, zu Staub und Asche verbrennen wird. Bemerken wir noch zur Ehre unseres Geschlechts, daß das Werk Whiston's (Astronomical principles and a new theory of the earth, Cambridge 1708), in welchem er uns diese Dinge zum Besten giebt, bei seiner Erscheinung als eines der höchsten Producte des menschlichen Scharfsinnes bewundert und von Klein und Groß mit einer Begierde gelesen wurde, deren sich wohl nicht leicht ein anderer Roman bisher zu erfreuen das Glück gehabt hat.") Buffon's Hypothese. Franklin's Hypothese. Besondere Eigenschaften des Planetensystems. Laplace's Hypothese. Rücksicht auf die Kometen bei derselben. Bemerkungen über diese Hypothese (die mit allen ihren Hauptmomenten schon 1755 von Kant aufgestellt wurde). Das 13. Kapitel umfaßt: die Art von Störungen, die in diesem Kapitel betrachtet werden. Vorzügliche Rücksicht auf drei Elemente der Planetenbahnen; Berichtigung dieser Betrachtung. Merkwürdige hieher gehörige Gleichungen. Folgerungen aus dem Vorhergehenden. Andere Gründe für die Stabilität des Sonnensystems. Bewegung der Himmelskörper im widerstehenden Mittel. Nothwendige Beschränkung der durch die vorhergehenden Betrachtungen erhaltenen Resultate. Dieser Paragraph endigt mit den Worten: „Ueberall, wo wir in dem Weltraume Entstehen, Wachsthum und Zunahme bemerken, da muß auch Abnahme und Tod sein, und wo immer im Wechsel der Dinge Fortgang ist, da ist auch Untergang: scheinbarer Untergang wenigstens, Abwechslung von Gestalten und Formen. Alles, was Körper, das heißt, was sterblich ist, eilt seiner Auflösung entgegen, und kann von keiner Kraft davon zurückgehalten werden. Und wie auf den Gipfeln unserer Berge, und in den Abgründen der Erde die Versteinerungen und Ueberreste der Pflanzen und Thiere einer längst verschwundenen Vorwelt zerstreut liegen, so werden auch vielleicht dereinst die morschen Trümmer des großen, himmlischen Baues über uns, in dem Weltenraume zerstreut werden. Diese Sonne, diese Sterne werden erlöschen, und von ihnen wird dort oben, wie von den Denkmälern der Vorzeit hier unten keine Spur mehr sein. Auch diese Blumen werden verblühen und abfallen, wie welke Blätter, mit denen die Winde spielen, und dieselbe Welle, die sie so lange getragen hat, wird sie dereinst auch herabziehen in die Tiefe des Weltmeers, in den Abgrund der ewigen Nacht. Nur Einer, den kein Name nennt, Einer nur wird bleiben, hoch über dem Ocean der Welten, der zu den Füßen seines Throns rauscht, dessen Wogen immer wechselnd vor ihm auf und nieder ziehen, während Er allein unwandelbar und ewig ist."

Die Seiten 669—688 dieser Lieferung enthalten den Anfang des Vierten Theils. Beobachtende Astronomie oder Beschreibung und Gebrauch der astronomischen Instrumente, mit den Abbildungen derselben.

Littrow's Himmels-Atlas, erscheint hier in sehr zweckmäßig verändertem Format, demjenigen der „Wunder des Himmels." Das Vorwort beginnt mit einer Erinnerung an das Verdienst, welches diesem Atlas gebühre, zuerst eine Zeichnungsweise eingeführt zu haben, bei welcher das Bild des Himmels, das sie geben soll, nicht weiter wie in allen älteren Karten durch Nebendinge oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird; ferner an die ihm eigenthümliche Bequemlichkeit, durch den die Karten Blatt für Blatt begleitenden Text gleichsam an Ort und Stelle den Beschauer des Himmels auf das Wissenswertheste aufmerksam zu machen. Wie nun in der vorliegenden neuen Ausgabe, ungeachtet des kleineren Maußstabes, beide Vortheile bewahrt und noch gesteigert sind, wird in der Vorrede ausführlich dargethan und lehrt die Vergleichung mit der früheren. Vor wie nach sind alle Zeichnungen von Gestalten, die sich auf die Namen der Sternbilder beziehen, nur in schwachen Umrissen angedeutet, besondere Benennungen einzelner Sterne und Sterngruppen in die Anmerkungen verwiesen, die als Bezeichnung der Sterne dienenden Buchstaben mit kleiner Schrift ausgeführt, die Namen der Sternbilder an die inneren Grenzen derselben deutlich aber nicht zu sehr hervortretend gesetzt, von den in der Astronomie gebräuchlichen Eintheilungen des Himmels bloß die auf den Aequator sich beziehenden Kreise der geraden Aufsteigung und Abweichung angezeigt, endlich von den Sternen sechster Größe, welche nur ein gutes Auge zu unterscheiden vermag, nur wenige und bloß dort aufgenommen, wo ihre Anführung zur Orientirung nothwendig schien. — Die erläuternden Bemerkungen sind auf die betreffenden Blätter selbst gesetzt, die bemerklichsten Nebelflecke

Digitized by Google

und Sterngruppen in die Karten aufgenommen, die größeren, veränderlichen Sterne kenntlich gemacht, die Bezeichnung der Sterne durch Buchstaben nach Argelander's entscheidender Sichtung, so wie die Stellung der Sterne, wo diese fehlerhaft, verbessert, und vor allem ist der Versuch gemacht, die Größen der Sterne nicht mehr durch conventionelle sondern durch solche Zeichen anzugeben, die in nahe gleichen gegenseitigen Abstufungen der Wahrnehmbarkeit wie die bezeichneten Sterne stehen. — Der Lauf der Milchstraßen und die Karten des südlichen Himmels sind nach Sir J. Herschel's großer Arbeit am Kap verbessert u. s. w. Es wird ferner bemerkt: Da das Gradnetz nachgerade anfing, auf den Specialkarten von der Wirklichkeit zu sehr abzuweichen, so sei demselben diejenige Lage gegeben, die es im Jahre 1850 hatte, so daß man es nun wieder einige Decennien unverändert gelten lassen könne. „Auf dieselbe Epoche," heißt es ferner, „bezog ich, wie sich von selbst versteht, die in den Bemerkungen angegebenen Positionen, mit Ausnahme der neu entstandenen Sterne, deren Stellungen für die Zeit ihres Sichtbarwerdens angegeben sind. Gern hätte ich auch die in mancher Beziehung unvollkommene Projektionswelse in eine angemessenere umgewandelt, aber ich hätte bei den vielen Umgestaltungen, die ich ohnedies an dem Werke vorgenommen, dann kaum mehr das Recht gehabt, vorliegender Ausgabe den Namen des ursprünglichen Verfassers voran zu setzen."

Von den 19 Blättern des Atlas, enthalten Bl. 1—14 die nördliche und südliche Hemisphäre und die Sternbilder; auf den übrigen, 15—19, sind 54 Figuren, die in dem Texte ihre Erläuterung finden, welcher aus einer Einleitung (Erkennung der Gestirne durch Alignement; Beschreibung und näherer Gebrauch der Sternkarten; Sternzeit; Bogen und Zeit; Aufsuchung eines Gestirnes durch Rectascension und Declination; Namen einzelner Sterne) und einem Auszuge der 2. Abtheilung vierter Auflage des J. J. v. Littrow'schen Werkes: „Die Wunder des Himmels," für die Citationen im Atlas, besteht. Ist derselbe zunächst allerdings als eine den Besitzern „der Wunder des Himmels" unentbehrliche Ergänzung zu betrachten, so kann er durch den hinzugefügten Text auch auf Selbstständigkeit vollkommenen Anspruch machen.

Die Blätter sind ungemein sauber und sorgfältig ausgeführt und die ganze äußere Ausstattung geschmackvoll. H.

Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau. Zweiter Band. Arnim bis Auersperg. Mit des Grafen von Auersperg (A. Grün's) Bildniß. (A. m. d. Titel: Populäre Geschichte der lyrischen und epischen National-Literatur der Deutschen während des Zeitraums von 1624 bis 1850. In Biographieen, Kritiken, Proben und Kommentar. Mit Bildnissen. Zweiter Band.) Berlin. Verlag von Th. Grieben. 1853. XVI u. 375 Seiten. 12.

Vgl. Nr. 22 dieser Zeitschrift, S. 174. 175.

Dieser Band enthält den Schluß der Reihenfolge der deutschen epischen und lyrischen Dichter, deren Namen dem Buchstaben A angehören, nämlich Ludwig Achim von Arnim (geb. d. 26. Jan. 1781, gest. d. 21. Januar 1831), Johann Georg Daniel Arnold, den Verf. des in den verschiedenen elsassischen Mundarten abgefaßten Lustspiels: „der Pfingstmontag" und anderer Dichtungen, geb. d. 18. Febr. 1780, gest. d. 18. Febr. 1829, Marie Therese von Artner, geb. d. 29. Apr. 1772, gest. d. 25. Nov. 1829, Martin Heinrich Aevelius, Saul Ascher (pseud. Theodiskus), geb. d. 8. Febr. 1767, gest. d. 8. Dec. 1822, Christoph Karl Julius Aschenfeldt, geb. d. 5. März 1792, Rosa Maria Assing, geb. d. 28. Mai 1783, gest. d. 22. Jan. 1840, Berthold Auerbach, geb. den 28. Febr. 1812, Anton Alexander Maria Graf von Auersperg, geb. d. 11. Apr. 1806. Es sind also nur 9 Dichter und Dichterinnen, deren mehr oder weniger ausführliche Biographie und Proben ihrer Dichtungen geliefert werden; die des Grafen v. Auersperg füllen die Seiten 185—340. Das versprochene erläuternde Nachwort ist einem späteren Bande vorbehalten geblieben; dagegen ist ein „Bibliographischer Anhang", S. 341—375, hinzugefügt, d. h. ein Verzeichniß, in welches nur die Namen solcher Verfasser aufgenommen sind, deren poetische Erzeugnisse, ob dieselben nun den Namen „Gedichte" verdienen oder nicht, in selbstständigen Sammlungen erschienen sind; die mit einem Sterne bezeichneten Werke waren dem Herausgeber nicht zur Hand, zum Theil weder neu noch antiquarisch zu beschaffen, daher sie, so weit möglich, in den Nachtragsbänden besprochen werden sollen. Es sind 81 Verfasser mit biographischen und bibliographischen Notizen verzeichnet, von einigen jedoch nur die pseudonymen Namen mit Hinweisung auf ihre wirklichen, unter welchen sie später vorkommen werden; von den Gedichten einer kleinen Anzahl derselben sind Bruchstücke abgedruckt. (Die hamburgische Stadtbibliothek besitzt die Werke mehrerer der mit einem Sterne bezeichneten älteren Dichter.)

In der Vorrede ist das Unternehmen gegen eine ungünstige Recension im „Deutschen Museum" vertheidigt, namentlich auch gegen den Vorwurf des Nachdrucks; er könne, heißt es, unmöglich eine Anthologie treffen, die nach einem so umfassenden wissenschaftlichen Plane angelegt, zu so ernsten Volksbildungszwecken veranstaltet und so ausdrücklich selbst von der Gesetzgebung geschützt sei; eine Anthologie, deren erste fünf Bände allein die Anschaffung, Durchlesung und geistige Verarbeitung von mehr als fünfhundert poetischen Werken erforderte, ja die auf jeder Seite Spuren der geistigen Thätigkeit des Herausgebers trüge, und deren günstigster Absatz dem Verleger muthmaßlich kaum die Herstellungskosten wieder einbrächte, den Herausgeber aber nicht zur Hälfte für die aufgewandte Mühe und Zeit entschädige! — So weit das Unternehmen nach dem veröffentlichten Plane und den beiden vorliegenden Bänden beurtheilt werden kann, muß man dem Herausgeber beistimmen; eine Beschränkung der Mittheilungen aus so allgemein bekannten und leicht zugänglichen Werken, wie z. B. die Gedichte von Anastasius Grün sind, möchte jedoch zu empfehlen sein. — Dem biographischen Theil und auch dem bibliographischen, natürlich innerhalb der gebotenen Grenzen, wünschen wir die bisherige Aufmerksamkeit stets zugewandt zu sehen; das Werk wird dadurch nach seiner Vollendung einen eigenthümlichen Werth erhalten, da häufig Vorreden ꝛc. von Gedichtsammlungen, namentlich älteren, die nicht Jedem zur Verfügung stehen, den Stoff dazu geboten haben und bieten werden. Die augenmörderische typographische Ausstattung

Digitized by Google

des Buches, die der Berichterstatter des „Deutschen Museums“ zu finden geglaubt hat, beruht wahrscheinlich auf einer optischen Täuschung; Letteren und Druck sind so scharf und klar, daß man den Wunsch nicht unterdrücken kann, ihnen in ähnlicher Güte in manchem Großoctavbande zu begegnen.

Zum Drucke vorbereitet sind der 3., 4. und 5. Band, welche die Dichter und Dichterinnen mit dem Anfangsbuchstaben B bringen sollen; sie werden jedoch nicht ehre unter die Presse befördert werden, als bis die Sortiments-Buchhandlungen ihren Fortsetzungsbedarf angegeben und dadurch dem Verleger einen Maßstab für die Stärke der Auflage geliefert haben. H.

Miscellen.

Wir vernehmen mit großem Vergnügen, berichtet das Chronicle, daß unter dem Patronate des Prinzen Albert eine Gesellschaft zur Erforschung der Ruinen von Assyrien und Babylon gebildet worden ist, die es sich vor Allem zum Zweck gesetzt hat, die Erläuterung der heiligen Schrift zu fördern. Wie sehr die biblische Geschichte durch die seitherigen Entdeckungen erhellt worden ist, das darf denen, die das jüngste Werk des Herrn Layard gelesen haben, wohl nicht erst gesagt werden; doch ist mit Grund anzunehmen, daß jene Entdeckungen in keinem Verhältniß zu den Schätzen an Kenntniß stehen, die noch in den Erdhügeln von Assyrien und Babylonien begraben liegen.

Mit dem Christenthum der chinesischen Rebellen scheint es nicht weit her zu sein, indem dieselben mit den Christen, die ihnen bisher in die Hände gefallen sind, sehr grausam verfahren. So berichtet Herr Marescu, seitherigen apostolischer Administrator zu Nankin, in einem langen Schreiben aus Shang-Hai vom 8. Juni an das Univers: daß von 600 Christen zu Nankin, Yang-Tchen und Tsan-Kiang, die ihren Glauben nicht hatten verläugnen wollen, 50 erschlagen oder lebendig verbrannt worden sind, und daß die übrigen meistens sämmtlich all das Ihrige verloren haben und gefangengehalten werden.

Das englische Unterhaus ist in der letzten Sitzung 160 Mal versammelt gewesen. Es hat 1193 Stunden 14 Minuten gesessen und davon 133½ Stunde nach Mitternacht. Durchschnittlich hat jede Sitzung eine Dauer von 7 Stunden, 27 Minuten und 37 Secunden gehabt. So berichtet der Globe.

Der Herzog von Montpensier hat sich das einfache Haus angekauft, welches seiner Zeit Fernando Cortez zu Castilleja de la Cuesta, in der Nähe von Sevilla, bewohnt hat. Der Prinz will, um der Nachwelt ein Denkmal spanischen Nationalruhms zu überliefern, das Haus ausbessern lassen, ohne aber irgend eine Veränderung mit seiner Form vorzunehmen, so, daß es ganz so bleibt, wie der illustre Spanier es bewohnt hat.

Was einem Ausländer in dem gesellschaftlichen Leben in China am meisten auffällt, heißt es in dem Outlines of China, das ist die Eintheilung des Volks in Clans, fast eben so wie bei den Hochschottten. Es giebt zusammen ungefähr 454 Clans, deren jeder seine specielle Benennung hat; da nun jeder Chinese in einen anderen Clan hinein heirathen muß, so erhält er dadurch zwei Nebenbezeichnungen. Diese Einrichtung hat ihre ausgemachten Nachtheile, sie ist andererseits aber auch eine wohlthätige Barriere gegen Uebergriffe einer willkürlichen Regierung, indem sich zu deren Abwehr häufig mehrere Clans mit einander verbinden. — Frühe Heirathen sind durch ganz China Sitte, ja es werden häufig schon Kinder in der Wiege mit einander verlobt. Eine Neuvermählte bekömmt nichts mit als eine Aussteuer, und die Frauen werden von Kindheit an sehr streng gehalten. Von einigen Schriftstellern wird selbst versichert, daß weibliche Kinder häufig gleich nach ihrer Geburt getödtet werden. Trotz dem wird die von Confucius gebotene kindliche Liebe sehr allgemein geübt und es kommen im häuslichen Leben viele Züge practischer Moralität vor.

Die englischen Gemüse-Liebhaber (Vegetarians) haben am 28. v. M. ihre sechste jährliche Zusammenkunft gehalten und mit einem Schmaus gefeiert, dem 300 Gäste beiwohnten. Die Mitglieder dieses Vereins — er zählt deren gegenwärtig 800 — enthalten sich sämmtlich, einige seit wenigen Monaten, andere seit fünf und vierzig Jahren jeder Fleischspeisen, und ein achtzig bis neunzig von ihnen haben sich Zeitlebens des Genusses von Fleisch, Fischen und Geflügel enthalten.

Pariser Blättern zufolge wird nächsten Monat in der französischen Hauptstadt ein in Bordeaux erbautes Dampfboot erwartet, das bei 600 Tonnen Tüchtigkeit nur 6 Fuß tief geht und nach dem gewöhnlichen Wasserstand der Seine diese Fahrt des Jahres an 260 Tagen machen kann.

Berichtigungen.

In Nr. 75, S. 587, Sp. 1, in dem Gedichte „Heimkehr“ l. m. im zweiten Verse, Zeile 3, statt Riesenbach: **Wiesenbach**; S. 590, Sp. 2. Z. 6 v. oben fehlt zwischen: gewaltsamer und der das Wort: **Auflösung**; S. 592, Sp. 1, in dem Titel von Eugen Sue's Hanne und Luise ist der Name der Verlags-Buchhandlung in Basel zu lesen: **Schabelitz'sche Buchhandlung**; S. 592, Sp. 2, Z. 15 u. 16 muß es heißen: Familiennamen z. B. Poirier deutsch (Birnbaum) gegeben sind.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 77. Sonnabend, den 24. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Verwehte Blätter. — Gasele. Von W. Strücker..... Seite 601
König Joseph..... „ 602

Literatur:

Neapel und Sicilien im Jahre 1850. Von Adolph Helfferich „ 605
Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. Herausgegeben von Otto Müller..... „ 607

Statistische Uebersicht des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Griechenland im Jahre 1853..... „ 607

Verwehte Blätter an Marie.

1.

Ja! Im Lieben sind wie Kinder!
Daß es nimmer anders sei!
Nur die Kinder lieben innig,
Nur die Kinder lieben treu.

Hat die Zeit uns hingerissen
In des Lebens Sturmgebraus,
Ach! dann löscht in unserem Herzen
Auch der Liebe Funke aus.

2.

O! wenn Du fliegen könntest,
Du Alpenrose, Du holde,
Du überwögest Rubine,
Wärst nicht zu schätzen mit Golde.

Ja! wenn Du fliegen könntest,
Dann wäre geholfen uns Beiden.
Ich sendete Dich als Boten;
Wir wären wir da zu beneiden.

Du flögest an Ihren Busen,
Erzähltest vom Blumenleben,
Von Lenzesfreude und Wonne
Und meiner Liebe daneben.

3.

Wohl weiß ich, ich bin zu gering' für Dich,
Nicht meinetwillen sollst Du mich lieben;
Doch Deine Liebe verdiene ich:
Weil ich Dich liebe, d'rum sollst Du mich lieben.

Glühwürmchen ist ja so unscheinbar,
Und dennoch das Auge so gern es sieht;
Es bietet nicht glänzende Farben dar,
Man sieht es und liebt es nur, weil es glüht.

Digitized by Google

4.

Wenn ich einmal alt bin und matt,
Und fällt mir vom Lebensbaum Blatt um Blatt,
Dann ist Herr Mißmuth sicher nicht weit,
Lenkt meinen Blick auf alte Zeit.
Herr Mißmuth schildert mir auf ein Haar,
Wie damals ich so närrisch war,
Die Nächte durchschwärmt, die Sterne begrüßt,
Das Bächlein besang, das doch nur fließt,
Die Mühle zu treiben, und immerfort
Vom Schönen und Guten geführt das Wort.
Ich schüttle das Haupt: Wie recht hast Du!
Und nicke dem alten Gesellen zu. —

Da fängt Herr Mißmuth von Dir an:
Wie ich damals so blöde gethan,
Wie ich täglich und nächtlich dachte Dein,
Und ruft: Welche Thorheit, verliebt zu sein!
Da regt sich tief in meinem Innern
Ein altes Ahnen, ein süß Erinnern,
Und unverwischt von der Jahre Lauf
Strigt mir Dein liebes Bildniß auf,
So himmlisch milde, so wonnig klar,
Wie's oft vor mir gestanden war.

Herr Mißmuth sieht's — da stockt ihm schier
Das Wort, er läuft und sucht die Thür',
Und's Herz mir laute Mahnung giebt:
Ein Thor, hätt'st Du sie nicht geliebt.

Gasele.

Dich nur preisend sing' ich immer, meine Rose,
Die Du strahlst im Morgenschimmer, meine Rose.
Steht ein ganzes Heer von Rosen in dem Thale;
Nur die Alpenrose freut den Klimmer, meine Rose.
Rosen blüh'n am Ufersande; nur die ferne
Wasserrose lockt den Schwimmer, meine Rose.
Willst Du ewig mich Dir fesseln, o so öff'ne
Deiner Knospe Schooß mir immer, meine Rose.

Schönes Mädchen, nicht so fröhlich bleibt Dein Herzchen länger Dir.
Als ich in das Aug' Dir blickte, war das Herz nicht enger Dir?
Rosenknospe, bald eröffnet eilig sich Dein Purpurschooß,
Denn es naht der Wind, der schnelle, als ein kühner Dränger Dir.
Uebre Blumen flatterst Du nicht länger, bunter Schmetterling,
Denn es naht mit grünem Netze leise schon der Fänger Dir.
Pocht das Herz Dir lauter, Mädchen? Wisse, was es so bewegt:
Sieh', es naht mit treuer Liebe flehend sich der Sänger Dir.

Innsbruck. W. Strücker.

König Joseph.

(Mit Bezug auf den ersten Theil der „Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph, par M. Du Casse, aide de camp de S. A. J. le prince Jérôme Napoleon," von Paul Merruau.)

In allen Classen der Gesellschaft giebt es Menschen, welche durch Umstände von den Wegen abgelenkt werden, die sie gewählt haben würden, wenn sie eine freie Wahl gehabt hätten. Ihr Loos ist kein glückliches. Sie haben einen unausgesetzten Kampf zu bestehen, und all ihr Thun kostet ihnen stets erneuerte Anstrengungen. Wie groß auch ihre Willensmacht sein mag, vollführen sie dasjenige, was ihrem Hange entgegen ist, selten so gut, als dasjenige, was sie aus Instinct gethan haben würden. Mit Gehaltenheit des Charakters, Geradheit des Geistes, und einer mittleren Dosis Fähigkeit gelingt es jedoch fast immer, sich in den meisten Lagen ehrenvoll zu behaupten. Es versteht sich von selber, daß je bescheidener diese Lagen sind, es je weniger schwer fällt, sie zu eigenem oder zu anderer Nutzen zu behaupten, selbst dann, wenn sie mit unseren natürlichen Anlagen contrastiren.

Wenn sich aber eins der seltenen und wunderbaren Ereignisse, wie die Revolutionen sie gebären, zuträgt, und einen Menschen aus der Verborgenheit, die ihm lieb ist, herausreißt, um ihn mit einem einzigen mächtigen Flügelschlage auf den Gipfel der menschlichen Größe, in die glänzendste Lage zu versetzen, da muß derselbe mehr als Gehaltenheit des Charakters, als Geradheit des Geistes und eine mittelmäßige Capacität haben, er bedarf einer wahrhaften Superiorität, um sich der ihm auferlegten Pflichten gehörig zu entledigen. Zur selbigen Zeit, wo er ein Kritik des großen Haufens, der das Verdienst nicht zu würdigen weiß, erträgt, legt er Beweise von Fähigkeiten ab, die um so eminenter sind, als ihm die Nothwendigkeit, sie zu entwickeln, zuwider war.

So ist die Lage des Königs Joseph, des älteren Bruders des Kaisers Napoleon gewesen. Seine Liebhabereien waren friedlicher Art. Er war ein Freund der Künste und der Literatur. Die Loyalität seines Charakters nahm leicht Anstoß an den Schlichen der Politik. Ein aufrichtiger Patriot, voll Sinnes für den französischen Ruhm, hätte er gern in der Vertraulichkeit des Familienlebens die Triumphe unserer Waffen gefeiert. Er besaß überdem keinen Egoismus. Er war zu jeglicher Aufopferung für das Wohl des Vaterlandes bereit; aber er hätte am liebsten alle Pflichten eines guten Bürgers in einer gewöhnlichen Sphäre erfüllt. Die aurea mediocritas war in seiner Liebhaberei für Literatur und Philosophie begründet. Das Geschick ließ ihn einen höheren Schauplatz betreten: erst Gesandter, dann des Kaisers Lieutenant, endlich König nahm er nie ein Amt, eine Würde anders als aus Aufopferung, aus Pflicht an, und um den politischen Plänen seines Bruders zu dienen.

Beweise dieser Selbstverläugnung giebts in Menge in seiner Correspondenz; wir wollen deren einige anführen:

In einem Briefe aus dem Lager von Boulogne, vom 14. Mai 1804, an seine Gemahlin, äußerte er u. A.: „Die Natur hat mich ohne Ehrgeiz geschaffen: mich zur Annahme der Größe verstehen, ist für mich eine große Tugend."

Digitized by Google

Als man ihn an die Spitze der cisalpinischen Republik stellen wollte, schrieb er an Murat: „Das Glück ist eine relative Sache, die ein jeder da findet, wo er sie zu finden vermeint, falls er nicht durch den Besitz enttäuscht wird. Ich meinestheils habe dasselbe so viel als möglich in meinem Privatleben, in den milden Zuneigungen meiner Familie und in den ruhigen Beschäftigungen des Landlebens gefunden." Einen anderen Beweis dieser Gesinnung findet man in seiner Correspondenz mit dem Bischofe von Nizza. „Welches auch meine Liebhabereien, meine Meinungen sein mögen," schreibt er, „muß doch bei mir Alles dem Gefühl der Pflicht und der Nothwendigkeit weichen. Ich werde thun, was nur in meinen Kräften steht, um nicht einer so großen Erhebung völlig unwürdig zu erscheinen; was ich aber nicht von der Zeit lernen werde, das ist die rechte Würdigung der Größe. Der geringe Werth, den ich stets darauf gelegt habe, wird mich jedoch wenigstens abhalten, mich davon blenden zu lassen."

Dies war keine falsche Philosophie: sie war nicht allein durch's Studium gewonnen, sondern von dem Herzen eingegeben und bekundete sich nicht bloß in Worten, sondern auch in Thaten. Nichts beweis't dies besser als Joseph's Benehmen im Jahr 1803, als Napoleon, im Begriff eine Landung in England zu unternehmen, den Plan faßte, Joseph während seiner Abwesenheit die Leitung der Staatsangelegenheiten zu übertragen. Er wollte ihn zuvörderst an die Spitze des Senats stellen, und hatte ihm als Einleitung zu den hohen Functionen, die er ihm nachher zugedacht, den Platz eines Kanzlers bestimmt. Er stieß da aber auf einen entschiedenen Widerstand. Joseph schlug hartnäckig diese Würde, die nur ihm selber von Nutzen gewesen wäre, aus, zeigte sich dagegen willfährig, jedes andere Amt zu übernehmen, das ihm sein Bruder im Interesse seiner Macht und seiner Politik übertragen möchte.

Er schrieb in dieser Beziehung zwei Briefe an Napoleon, die der Geschichte würdig und hier an ihrem rechten Platze sind. Sie lauteten:

„Schon vor länger als sechs Monaten haben sich einige Senatoren gegen mich geäußert, daß sie mich für den Platz als Kanzler des Senats im Auge hätten; es sind aber auch schon über sechs Monate, daß ich mich entschieden gegen sie erklärt habe, daß ich denselben bestimmt nicht annehmen würde. Ich habe meinem Bruder, dessen Liebe zu mir sich nie verleugnet hat, die Gründe auseinander gesetzt, warum mir dieser Platz als Kanzler nicht genehm sei; daß derselbe, durch die Pflichten, die er mir auferlegte, Pflichten, die mit meiner Weise und meinem Charakter in Gegensatz stehen, mein ganzes Glück zerstören würde; daß es mir in meinem Alter schwer fallen würde, ohne Kampf jeden Augenblick ein anderer zu sein; daß der Nutzen, den ich würde leisten können, des mir auferlegten Opfers nicht werth wäre. . . . Ich erfahre so eben, daß noch immer die Rede von mir ist, und bitte deshalb den ersten Consul, ja fordre von der Freundschaft eines seiner selbst wegen zärtlich geliebten Bruders, nicht darauf zu bestehen, mir ein Amt zu geben, das für mich eine Kette sein würde, die mir nicht anlegen zu lassen mein Verstand mir heißt. Dem Gouvernement ist wenig daran gelegen, ob dieser Platz durch mich oder jemand anders bekleidet wird, es handelt sich dabei aber um das Lebensglück eines Mannes, der nicht ehrsüchtig ist."

Der erste Consul war jedoch nicht der Mann, der sich durch einen gewöhnlichen Widerstand in seinen Plänen beirren ließ. Er konnte das Gefallen an Zurückgezogenheit nicht wohl begreifen und schätzen, das überdem, wie man gestehen muß, bei jedem andern Bürger besser angebracht gewesen wäre, als bei seinem Bruder. Sein großer und legitimer Ehrgeiz machte ihm die ernstesten Pflichten leicht; er war der Lohn ihrer Erfüllung. Auch stand er nicht an, Joseph Opfer aufzuerlegen, bei welchen er voraussetzte, daß sie ihre Compensation hätten. Er schickte ihm den Herrn von Talleyrand, oder den Bürger Talleyrand, wie es damals noch hieß, zu. Das Resultat dieses Besuchs ergiebt sich aus dem zweiten der Schreiben Josephs, deren wir vorhin gedacht haben. Es lautet:

„Der Bürger Talleyrand geht von mir fort. Er hat meine Lage sehr verschlimmert, indem er mir gesagt, daß Sie stark darauf drängen, daß ich eine Stelle annehmen sollte, die ich nicht haben zu wollen öffentlich erklärt habe. Das, was Sie verlangen, muß etwas Unmögliches sein, weil ich es nicht thue! Die Gewogenheit, die Sie mir bezeigen, macht mich wahrhaft unglücklich, doch findet sie mich unerschütterlich . . .

„Sie machen mir den Vorwurf, Ihr und des Staates Interesse meinen Gewohnheiten und der Gemäßigkeit meines Charakters aufzuopfern; doch verpflichte ich mich hiermit, die gefährlichsten Posten zu bekleiden, die Sie mir anzuvertrauen belieben werden, falls das Unglück Frankreichs es verlangte, daß Sie den Continent verließen. Ich würde alles sein, was Sie wollten: Mitglied der Regierung, designirter Nachfolger — ich würde vor nichts zurückschreuen, wiewohl mich nach nichts verlangt. Ich hoffe durch meine Entschlossenheit und meine Integrität mindestens Ihrer würdig zu sein."

Späterhin wurde Joseph König von Neapel, darnach König von Spanien, und während des Feldzugs von 1814 war er es, dem der Kaiser die Generallieutenantschaft des Reiches anvertraute.

Man richtet die Frage an sich, was den Kaiser bewegen haben kann, so hartnäckig darauf zu bestehen, seinen Bruder dem Frieden des häuslichen Heerdes zu entreißen. Man ist so weit gegangen, in dem, was ein Ergebniß der überlegtesten politischen Berechnungen war, gewissermaßen ein Opfer, das der Kaiser den Familiengefühlen gebracht, ja fast eine Schwäche seinerseits zu sehen.

Zuförderst war die Erhebung der Prinzen des Reiches eine dem Gründer der Dynastie auferlegte Nothwendigkeit. In allen monarchischen Regierungen, die auf Erblichkeit begründet sind, ist die Familie des Staatsoberhauptes durch die Gewalt der Dinge über die Familien der anderen Bürger gestellt. Sie enthält in ihrem Schoße das Hauptelement der Regierung: die Autorität, welche eins ihrer Mitglieder ausübt, die aber, nach der festgesetzten Ordnung, unter vorhergesehenen Umständen auf ein anderes übergehen kann. Es ist dieses eine ganz specielle Lage, und man kann bei dem schlichtesten Verstande nicht die Familie des Monarchen mit irgend einer anderen des Staates verwechseln. Diese Erwägung macht es erklärlich, warum Joseph Bonaparte, als französischer Prinz, nothwendiger Weise der Obscurität entzogen werden mußte, die ihm so lieb war. Aber wenn ein Prinz auch im Besitz desjenigen ist, was gemeinhin eine große Lage genannt wird, groß durch Reichthum, Rang und Beziehungen, kann es doch geschehen, daß er zu keiner activen Function berufen wird. Das kommt in den europäischen Mo-

Digitized by Google

narchien täglich vor; das ist namentlich zur Zeit Ludwigs XIV., dem Sohne dieses Königs, dem muthmaßlichen Thronerben, der Zeit seiner ganzen, vor dem Leben seines Vaters beendigten, Laufbahn in einer, übrigens nicht verdienten, Art von Ungnade bei Seite gehalten worden ist, passiet.

Der Kaiser Napoleon hat sich im Gegentheil nicht darauf beschränkt, Joseph zu dem Range zu erheben, zu welchem ihn nicht seine Geburt, wohl aber seine Verwandtschaft berief; er hat mehr gethan, er hat ihm sprechende Beweise seines Vertrauens und seiner Achtung gegeben, indem er ihm selbst in den Tagen der Gefahr die schwierigsten Posten angewiesen hat. Seine Wahl wurde durch Motive bestimmt, die seiner und des großen Geistes würdig waren, der sich sicherlich nicht in dem Grade hätte blenden lassen, den Staat aus brüderlicher Liebe zu compromittiren.

Joseph war Napoleon ganz und gar ergeben. Die beiden Brüder waren seit ihrer ersten Jugend durch eine lebendige Freundschaft verbunden gewesen. Der künftige Kaiser hatte den Charakter und das Verdienst seines älteren Bruders in den vertraulichsten Besprechungen würdigen gelernt. Von da ab betrachteten sie die Dinge und die Menschen fast aus einem und demselben Gesichtspunkte. Während der inneren Kämpfe, deren Schauplatz Corsica war, gingen sie stets mit einander den Weg, welchen eine ihnen gemeinsame Geradheit des Geistes sie wählen ließ. Sie sahen die Ereignisse Frankreichs aus gleichem Gesichtspunkte an, und Joseph zeigte in der Leitung der Familienangelegenheiten, die ihm seinem Alter nach zugefallen war, die Rechtschaffenheit und Loyalität, die sich nachdem in seinen diplomatischen Handlungen bekundet haben. Der Kaiser kannte seinen Bruder sehr wohl, und eben dieserhalb setzte er ein so großes Vertrauen in ihn. Ueberdem hatte Napoleon nie einen enthusiastischeren und aufrichtigeren Bewunderer als Joseph, und keinen Agenten von unbedingterem Gehorsam. Joseph vollführte die Befehle seines Bruders aus Ueberzeugung. Er wußte, daß er etwas nützliches gethan, wenn er das Geheiß Napoleons wohl begriffen und buchstäblich ausgerichtet hatte. Der Kaiser würde sich in dem Haufen seiner Diener vergebens nach einer Gefügigkeit umgesehen haben, die zugleich aufgeklärter und absoluter gewesen wäre.

Man versichert, es habe an dem Hofe Josephs, als er König von Spanien geworden war, eine Menge Tadler der Politik und des Characters des Kaisers gegeben, und Napoleons Bruder habe ihren Kritiken mindestens durch die Finger gesehen. Da die Memoiren des Königs Joseph acht Bände bilden werden, und der erste Band, der einzige, welcher bis jetzt erschienen ist, in der Zeit der Schlacht von Austerlitz endigt, so haben wir die Correspondenz des Königs von Spanien mit seinem mächtigen Bruder nicht vor Augen. Wir sind aber fest überzeugt, daß aus dem Tone dieser Correspondenz und trotz deren officieller Haltung die wahren Gesinnungen leicht zu erkennen sein werden, die Joseph in Spanien beseelten. Wahrscheinlich wird sich die Gelegenheit darbieten, die kurze Periode der Regierung dieses Fürsten aus diesem Gesichtspunkte zu studiren.

Der Kaiser Napoleon würde, man kann dessen versichert sein, seinem Bruder nicht so hohe Bestimmungen vorbehalten haben, wenn er ihn nicht für tüchtig gehalten hätte, ihren Glanz mit Ehren zu behaupten. Wir wollen die beiden Regierungen Josephs zu Neapel und in Spanien, die in der jetzigen Veröffentlichung nicht mitbegriffen sind, einstweilen übergehen. Diese Episoden der Geschichte des Kaiserreichs, hauptsächlich die zweite, haben stets ein besonderes Studium, eine besondere Beurtheilung verdient. Wir wollen uns darauf beschränken, nur an einige der Dienste zu erinnern, welche Joseph vor diesen denkwürdigen Epochen dem Staate erwiesen hat.

Während des Zeitabschnittes dieser Geschichte, die sich bis Ende 1805 erstreckt, ist Joseph mit der Unterhandlung von drei wichtigen Tractaten beauftragt gewesen: denen von Luneville und Amiens und dem Concordate. Wir wollen uns nur mit dem Tractate von Amiens beschäftigen. Dieser Friede mit England wurde in Frankreich sehr lebhaft gewünscht: es war, als ob man dort den schlimmen Ausgang unseres Kampfes mit den Engländern, die von ganz Europa unterstützt wurden, geahnt hätte. Die Freude, welche man über diesen Frieden hatte, kam den großen Resultaten gleich, die man sich davon versprach. Daß er von Dauer sei, das hing nicht von dem Unterhändler ab. Während der drei Monate, welche Josephs Conferenzen mit dem Lord Cornwallis dauerten, hörte er nicht auf eine Offenheit, ein Verlangen nach Versöhnung, eine Klarheit der Ansichten und des Geistes zu bekunden, wodurch der Abschluß des Tractats beschleunigt wurde, wie auch Napoleon es in einem Schreiben vom 21. März 1802 es anerkannt hat. Es ist gesagt worden, er hätte nur den Ruhm gehabt, Uebereinkünfte zu unterzeichnen, die bereits abgeschlossen gewesen wären; der französische Gesandte zu London, Herr Otto, sei der eigentliche Friedensvermittler gewesen, und es habe dem Herrn von Talleyrand verdrossen, daß man nicht ihm die Ehre überlassen habe, seinen Namen unter den Tractat zu setzen.

Aber weder der französische Gesandte noch der Herr von Talleyrand haben etwas der Art in ihrer Correspondenz mit dem Unterhändler von Amiens merken lassen.

Am 14. März 1802 schrieb Herr von Talleyrand ein Billet an Joseph Bonaparte, worin folgende Stelle vorkömmt: „Ich sehe, daß Sie am 26. glorreich ans Ziel Ihrer glänzenden und nützlichen Arbeiten gekommen sein und das schwierigste und schönste Werk unserer denkwürdigen Epoche vollbracht haben werden. Adieu! ich liebe und umarme Sie."

Was den französischen Gesandten zu London betrifft, so erhob sich sein Enthusiasmus bis zur Lyrik. Er schrieb:

„Ich hatte geglaubt, daß nichts mehr die Extase zu steigern vermöchte, die ich empfand, als ich das Ende Ihrer Arbeiten sah; Sie haben mich aber vom Gegentheil überzeugt: die sehr schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die Sie mir erwiesen haben, mir diese erfreuliche Kunde mitzutheilen, hat deren Werth noch erhöht. Ich habe darin nicht allein einen sehr ehrenvollen Beweis Ihrer Gesinnungen für mich erkannt, sondern auch noch die Freude gehabt, dem englischen Ministerium und dem Prinzen von Wallis zuerst ein Ereigniß zu verkünden, über das sie hocherfreut sind. Ich werde diesen schönen Augenblick nie aus dem Gedächtniß verlieren, und demjenigen eine ewige Dankbarkeit bewahren, der ihn mir verschafft hat."

„Die freundlichen Gesinnungen, welche Ihnen die Loyalität des Lord Cornwallis eingeflößt hat, sind gegenseitige. Die Offenheit Ihres Characters und Ihr Benehmen gegen den

Digitized by Google

englischen Bevollmächtigten haben viel dazu beigetragen, den Friedensabschluß zu beschleunigen."

Diese Zeitabschnitt im Leben Josephs ist wahrscheinlich der glücklichste gewesen. Er sah sich durch seinen Bruder bei einem öffentlichen Werke verwandt, das seinem Geschmacke am meisten zusagte. Möglich, daß die Ruhe des Privatlebens demselben noch mehr entsprochen hätte; aber außerhalb dieser Sphäre gab Joseph, obwohl mit einem, besonders im spanischen Kriege hundertmal erprobten, Muthe begabt, den diplomatischen Verrichtungen vor allen andeeen den Vorzug, und sie sprachen ihn um so mehr an, als es dabei unsrerseits auf einen ehrlich gemeinten Frieden abgesehen war.

Es war ihm jedoch vom Schicksal vorbehalten, fast immer nur bedrohte Posten in Zeiten der Krisis und des Kampfes zu bekleiden. Als Gesandter in Rom verließ er diese Stadt in Folge des Todes eines Wirthes und Freundes, des Generals Duphot, der in einer Volks-Emeute gegen Frankreich ermordet ward. Späterhin, während des Feldzugs von 1805 und der Abwesenheit des Kaisers, war er mit der Leitung der Angelegenheiten betraut. Der Kaiser hinterließ ihn im Kampfe mit einem förmlichen panischen Schrecken, der beinahe die französische Bank zum Sturz gebracht hätte, und den nur der Sieg von Austerlitz hatte beseitigen können. Napoleon war unstreitig der Ansicht, daß sein Bruder sein Vertrauen gerechtfertigt hatte, weil er, nachdem er ihn zweimal zum Könige gemacht, ihn noch während des Feldzugs von 1814 wählte, um seine Stelle zu vertreten.

Unter den Briefen, welche der Kaiser im Jahre 1805 an seinen Bruder gerichtet, ist einer zu merkwürdig, als daß wir der Versuchung, ihn mitzutheilen, widerstehen könnten, obwohl er gewissermassen außerhalb unsrer Besprechung liegt. Derselbe hatte auf den Jubel Bezug, welchen gewisse Leute über die vorzeitige Kunde vom Abschluß des Friedens geäußert hatten. Napoleon sprach sich inmitten des Triumphes seines Genie's und unsrer Waffen zu Austerlitz mit einer merkwürdigen Indignation und Verachtung über die unbesonnenen Lobredner des Friedens um jeden Preis aus. Er sagte:

„Mein Bruder, ich habe Ihr Schreiben vom 7. December erhalten. Ich bin nicht gewohnt, meine Politik nach den in Paris umlaufenden Gerüchten zu regeln, und sehe es ungern, daß Sie denselben eine so große Wichtigkeit beilegen. Mein Volk hat sich unter allen Umständen wohl dabei befunden, mir zu vertrauen, und die Frage ist gegenwärtig zu complicirt, als daß ein Pariser Bürger sie kennen könnte . . . . Ich werde Frieden schließen, sobald ich es dem Interesse meines Volkes angemessen finde, und das Geträtsch einiger Intriganten wird das nicht um eine Stunde beschleunigen noch verzögern. Mein Volk wird stets einstimmig sein, wenn es weiß, daß ich zufrieden bin, weil es einsehen wird, daß dies das Zeichen ist, daß sich sein Interesse gewahrt befindet . . . Ich überlasse nichts dem Ungefähr; was ich sage, das thue ich auch immer, oder ich strebe. Sie werden sehen, daß der Friede, wie vortheilhaft ich ihn auch werde abschließen können, dennoch von denselben Leuten, die so sehr danach verlangen, für unvortheilhaft gehalten werden wird, weil es Dummköpfe und Ignoranten sind, die nichts davon zu verstehen im Stande sind."

Wir haben gesagt, daß der erste Band der Denkwürdigkeiten des Königs Joseph mit dem Jahre 1805 endigt; die übrigen Bände werden bald folgen, und es läßt sich nach dem Inhalt desjenigen, welchen der Herr Du Casse augenblicklich dem Publikum darbringt, voraussehen, daß sie ebenfalls die interessantesten Documente geben werden. Es ist dies eine Huldigung, die dem Andenken eines Mannes dargebracht wird, der ein guter König und ein vortrefflicher Bürger war, und der in den höchsten Stellungen stets die Gesinnungen einer wahrhaften und gesunden Philosophie bekundet hat.

Neapel und Sicilien im Jahre 1850. Von Adolph Helfferich. Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1853. (A. m. d. Titel: Briefe aus Italien. III) VIII u. 160 Seiten. 8.

Der Verfasser sagt im Vorworte, es sei nicht seine Absicht gewesen, einen dritten Band seiner „Briefe aus Italien" erscheinen zu lassen; da er jedoch von mehreren Seiten angegangen, das Ganze zu einem Abschluß zu bringen, habe er aus seinen früheren Mittheilungen in der „Allg. Zeitung" eine zweckmäßige Auswahl getroffen. Eindrücke und Schilderungen habe er ganz so wiedergegeben, wie er sie an Ort und Stelle niedergeschrieben; auch an dem trüben Lichte, in welchem ihm damals die deutschen Zustände erschienen, absichtlich nichts geändert.

Herr Helfferich und sein Herr Verleger haben Dank verdient, daß sie die Berichte, die bei ihrem ersten Erscheinen in der „Allg. Zeit." mit Theilnahme gelesen wurden, dem Schicksale mancher in der genannten Zeitung enthaltenen gediegenen Arbeiten: vergessen zu werden, entrissen haben. Die eigene Anschauung der sicilianischen und neapolitanischen Zustände nach dem kurz vorhergegangenen Ereignissen befähigt den Verfasser uns ein lebendiges Bild derselben vorzuführen. Manche, im Lande selbst jetzt schon seltene Quellen sind von ihm benutzt und hat er es nicht versäumt, das Urtheil und die Ansichten seiner Reisebegleiter und anderer Personen aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu hören und in seinen Briefen zu veröffentlichen. Daß die Einkleidung der Mittheilungen Nichts zu wünschen übrig läßt, bedarf Lesern, die des Verfassers vorhergehende Leistungen kennen, gegenüber, wol keiner Versicherung.

Im ersten Abschnitt ist der 15. Mai 1848 in Neapel und der Aufstand in Calabrien in ihren Ursachen und Wirkungen gewürdigt und dargestellt. Bei den sich zum Theil geradezu widersprechenden Beurtheilungen dieser beiden für die neueste Revolutionsgeschichte Neapels hochwichtigen Ereignisse wäre eine solche richtige Würdigung und Darstellung nicht möglich gewesen, hätte die Regierung nicht die Documenti storici riguardanti l'insurrezione Calabra preceduti dalla Storia degli avvenimenti di Napoli del 15. Maggio zur öffentlichen Kunde gebracht. Der Aufsatz gewinnt dadurch noch an Interesse, daß die, nach der Unterdrückung der revolutionairen Bewegungen sich äussernden Folgen, namentlich die von den Häuptern der Mißvergnügten, die nicht geflohen oder gefangen gesetzt waren, gebildete Gesellschaft: Grande Società della Unità Italiana, berücksichtigt sind.

Digitized by Google

Der zweite Abschnitt: Aus Sicilien besteht aus vier Briefen, die sich großentheils mit der Schilderung der politischen Verhältnisse beschäftigen, aber auch manche treffliche Gemälde von Naturschönheiten darbieten, wie z. B.

„Welch' eigen Abstand gegen die sammetweiche Lage der Stadt (Syrakus) bildete die in den Felsen des alten Syrakus versteckte Idylle! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als die Gartenanlagen auf Isola bella und nichts Romantischeres als die Villa Casale in den Latomien von Syrakus. Wo man auf den ersten Blick bloß rohe Steinmassen gewahr wird, liegt eine paradisische Welt von Blättern, Blüthen und Früchten verborgen. Der Klostergarten der Kapuziner ist weltbekannt, und doch gestehe ich, daß die Villa Casale, ihrer prachtvollen Vegetation wegen einen tieferen Eindruck auf mich machte. Beim Eintritt durch das Felsenthor wurden wir von dem süßklagenden Gesang einer Nachtigal begrüßt, der Granatbaum hatte seine ersten Blüthenknospen geöffnet, von allen Seiten lachte uns der üppigste Rasenflor entgegen, und an den bis zu 50 Fuß tief senkrecht ausgehauenen Felswänden rankte der Ephru in unglaublicher Fülle seine saftigen Blätter empor. Neben den riesenhaften Trümmern der durch Erdbeben herabgestürzten Deckengewölbe glühete die Goldorange, und durch kleine Ritzen des unverwüstlichen Mauerwerks hatten Feigenbäumchen sich Bahn gebrochen, die, Dank der unerschöpflichen Zeugungkraft dieses Bodens und dieses Himmels, zu kolossalen Stämmen herangewachsen waren. Ein solcher Hesperidengarten gewährt eine um so vollere und reinere Befriedigung wegen des Contrastes, der zwischen seiner Localität und den meisten andern Denkmalen des griechischen und römischen Alterthums besteht. In der Regel findet der Reisende die Ueberbleibsel der alten Baukunst in traurigen Einsamkeit daliegen, falls ihm nicht das Schlimmere begegnet, daß der Schmutz unwürdiger Enkel jeden Genuß verkümmert. In der Villa Casale findet gerade das Gegentheil statt: wo ehedem der ursprünglichen Bestimmung dieser das Leben, nicht den Tod in ihren Schooß aufnehmenden Katakomben gemäß der Seufzer des unglücklichen Staatsgefangenen an den nackten Felswänden verhallte, grünt und blüht jetzt ein ewiger Frühling, den eine Kalypso sich nicht schöner wünschen konnte, um den klugen Odysseus auf immer an sich zu fesseln. In den großen Steinbrüchen freilich, denen das Ohr des Dionysius zu besonderer Zierde dient, ist dieß anders: dort werden Stricke gereeht und Salpeter bereitet, wobei die ganze Nothdurft eines verkümmerten Daseins grell genug an Auge und Ohr schlägt. Im Vorübergehen pflückte ich einige bescheidene Blumen von dem Grabe des edlen Sängers August von Platen im Garten Landolina."

Ueber ein vielbesprochenes kunstgeschichtliches Problem stellte der Reisende auf der Höhe von Taormina die folgenden Betrachtungen an: „Schon durch Ziza und Kuba in Palermo, wie durch einige Ueberreste maurischer Baukunst in Alcamo, am bestimmtesten jedoch durch zwei Gebäude arabischen Styls in Taormina wurde ich in der Vermuthung bestärkt, daß das, was man gothische Baukunst nennt, als eine Weiterbildung der maurisch-arabischen Architektur angesehen werden muß, welche letztere ihrerseits ebenso nur als eine eigenthümliche Modification und Stylisirung der römischen gelten kann. Mein Freund Cavallaro in Palermo, der gerade beim Ausbruch der sicilianischen Revolution in Göttingen, fern von dem Geräusch der Waffen, seine Muße dem Verkehr mit deutscher Wissenschaft und den Trägern derselben widmete, wird es mir wohl verzeihen, wenn ich seine Ansicht über den Ursprung der gothischen Baukunst nicht theile. In einer zuerst durch die Annalen der Göttinger Akademie veröffentlichten Abhandlung über die verschiedenen Perioden der Baukunst sprach Cavallaro sich dahin aus, daß der gothische Styl am Rhein entstanden sei, und sich von der „Pfaffengasse" in die umliegenden Ländergebiete, verbreitet habe. Ich habe umgekehrt in Sicilien die Ueberzeugung gewonnen, daß der Spitzbogen, wie ihn die Araber bei ihren Fenstern und Thüren anwandten, und die Normannen in Sicilien sich aneigneten, theils durch die fortwährende Verbindung der Normannen mit ihrer Heimath, theils aus Spanien und zum Theil aus Südfrankreich zuerst in die mittlern und nördlichen Provinzen des Frankenlandes verpflanzt, und nach und nach zu der herrschenden Grundanschauung der christlichen Baukunst in allen ihren Formen und Verhältnissen erhoben wurde. Der Gründlichkeit des deutschen Geistes war es vorbehalten, das, was zuerst mehr accidentell aufgetreten war, principiell zu fassen und bis in die einzelnsten Details durchzuführen. Wer dies einen ganz neuen Styl nennen will, mag es thun; nur darüber sollte man sich verständigen, daß von dem mathematisch regelmäßigen Kreisausschnitt des arabischen Styls zu den frei und kühn geschwungenen Linien der gothischen Baukunst noch immer kein eigentlicher Sprung ist, und der Deutsche sich weder zu schämen noch zu grämen hat, wenn einmal feststeht, daß er die mathematischen Maßverhältnisse des Mohammedaners als Vorbild nahm, um die christliche Idee in die erhabenste Form zu fassen, welche die Kunst zu schaffen vermag."

Im dritten Abschnitt ist in fünf, im Juni und Juli 1850 in Neapel, Orvieto, Ferrara, Mailand und Innsbruck geschriebenen Briefen die Rückkehr erzählt: In dem aus Orvieto datirten Briefe, spricht der Verfasser sich aus über den Eindruck, den sein letzter Aufenthalt in Rom auf ihn gemacht hat. Er wohnte der Frohnleichnamsoctave bei. „Der Zug", heißt es, „selbst war weniger bedeutend als in andern Städten, z. B. in Marseille, und namentlich ließen die Gegenstände, die in Prozession einhergetragen wurden, Vieles zu wünschen übrig; allein man gewahrte wieder eine versammelte Gemeinde auf dem ungeheuren Platze, und Gläubige genug, die dem Erscheinen des Kirchenfürsten mit Freude und Rührung entgegen sahen. Da war es denn ein schimmer Umstand, daß ein leichter Gewitterregen den Zug anhielt, als der Papst unter seinem Baldachin nur bis in die Mitte des Schiffes der Kirche gelangt war. Der Umzug, der den Petersplatz zu umschreiben pflegt, brach ab zum großen Verdruß der Außenstehenden, so gewaltig und herrlich sich auch der Regenbogen ausnahm, der gerade über den Obelisken ausgespannt war. Dies war es übrigens nicht, was mich schmerzte — etwas weit wehmüthigern Eindruck machte es, daß der Papst dicht von Officieren umgeben und kaum auf drei Schritte Entfernung zu erkennen war. Eigentlich gesehen habe ich ihn nicht, so oft ich auch den Platz wechselte, um ihn recht nahe zu kommen. Sollte diese militärische Umstellung üblicher Herkommen sein, oder nahmen die Officiere ihren Fürsten in die Mitte, um ihn vor der Kugel eines Meuchelmörders zu schützen? Ich weiß es nicht, vermuthe aber Letzteres. Wäre dem wirklich so, könnte ich diesen armen seelengütigen Kirchenfürsten beklagen, dem nunmehr dasselbe bittre Loos beschieden wäre, wie ehedem dem Bürgerkönig Ludwig Philipp — das Loos

Digitized by Google

sich nicht mehr frei vor seinem Volke zeigen zu können. Was wiegen im Vergleich zu einer solchen Pein all die Localitätsadressen die Tag um Tag auf den Stufen des päpstlichen Thrones niedergelegt werden! Wir wollen hoffen, daß die Ungezogenheit der Mazzinisten sich damit begnügt, dem Herrn Spithöver einen Mordschlag unter die Thüre zu legen, weil er die Portraits berühmter österreichischer Generale vor seinen Schaufenstern hängen hatte, und in die strengkatholische Buchhandlung auf dem Corso eine Handgranate zu werfen, während die dort Anwesenden im Begriffe standen eine Abendvesper des Marienmonats zu feiern. Die durchgreifenden Maaßregeln und nützlichen Reformen, die man sich allgemein von der Rückkehr des Papstes versprach, blieben, nach dem Verfasser, theils hängen an der eifersüchtigen Feindschaft zwischen Antonelli und Lambruschini, zum Theil an der Geschäftsunkenntniß des Beamtenpersonals. „Wie sollten auch," fügt er hinzu, „die jungen Leute etwas lernen, da die Universitäten im Kirchenstaate fortwährend geschlossen sind, und das Archiginnasio della Sapienza nach wie vor als Waarenmagazin benutzt wird!"

Druck und Papier sind sehr sauber. D.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. Unter Mitwirkung von Ludwig Bechstein, Heinrich König, Hermann Kurz, Theodor Mügge, Otto Müller, Robert Prutz, Leopold Schefer, Georg Schirges, Levin Schücking u. a. m. Herausgegeben von Otto Müller. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn & Comp. 1854. Gr. 8.

Es ist in der Ankündigung dieses neuen Unternehmens sehr wahr bemerkt, daß die ungemein billigen Preise, für welche die Uebersetzungen französischer und englischer Romane verkauft werden können, ihre Verfasser schnell dem größeren Lesepublikum bekannt machen und ihre weiteste Verbreitung befördern, während deutsche Original-Romane, und dies Schicksal trifft in der Regel gerade die besseren, wegen der hohen Preise nur einem beschränkten Kreise zugänglich bleiben und eine deutsche populaire belletristische Literatur fehlt. Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß es in neuester Zeit versucht worden ist, diesem Mangel abzuhelfen, aber Deutschlands namhafteste und talentvollste Schriftsteller, wenigstens die Mehrzahl derselben, zur Mitwirkung in der erwähnten Beziehung zu vereinigen, gelang bisher nicht. Friedrich List, der geistvolle Nationalökonome, hat schon vor Jahren diese Idee zur Ausführung empfohlen; wohlfeile Bücherpreise der Erzeugnisse der schönen Nationalliteratur sollten den minder Bemittelten Gelegenheit zur Anschaffung derselben bieten, zugleich aber auch den deutschen Schriftstellern durch die größere Verbreitung ihrer Geistesprodukte eine günstigere materielle Lage sichern, als dies bisher meistens der Fall war. Die Verlagshandlung in Verbindung mit den auf dem mitgetheilten Titel genannten Schriftstellern beabsichtigt jetzt in möglichst ununterbrochener Reihenfolge die neuesten Romanendichtungen derselben zu veröffentlichen und es ist vorauszusetzen, daß auch andere beliebte Autoren auf diesem Gebiete sich ihnen anschließen, jüngere begabte Männer sich angeregt finden werden, durch die „Deutsche Bibliothek" sich mit gediegenen Produktionen bei dem Publikum einzuführen. —

Die „Deutsche Bibliothek" erscheint in Lieferungen*) von drei Bogen, deren Inhalt dem von sechs Bogen gewöhnlichen splendiden Roman-Formate gleich kommt, aber kaum ein Viertel so viel wie seither kostet. Es sollen in der Regel binnen 14 Tagen drei Lieferungen ausgegeben werden. Die erste enthält den Anfang von

Afraja.
Roman von Theodor Mügge.

Die Geschichte spielt im hohen Norden und beginnt mit einer vortrefflichen Charakteristik des Schauplatzes. Die Personen, die wir auf den vorliegenden Blättern (48 Seiten) kennen lernen, sind keine gewöhnliche Romanfiguren; die Handlung beginnt in anziehender Weise und macht uns auf die weitere Entwickelung begierig, über welche künftig zu berichten sein wird.

Druck und Papier sind sauber.

Statistische Uebersicht des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Griechenland im Jahre 1853.

(Nach officiellen Angaben der Regierung.)

Anstalten.	Lehrer	Schüler.	Aufwand Seiten der Regierung.
Kapitel I.			
a. Otto-Universität	39	590 [1])	147,250 Dr.
b. 7 Gymnasien	43	1077 [2])	156,868 „
c. 79 Hellenische Schulen	133	3872	223,320 „
d. 7 Gemeinde- und Privatschulen	25	511	
Kapitel II.			
a. 302 Gemeindeschulen [3])	312	32370	97,500 „
b. 36 Privatschulen	54	1494	
Kapitel IIII.			
c. 1 Schullehrerseminar	7	60	
1 geistliches Seminar [4])	4	30	

*) Mit der zweiten, dritten und vierten Lieferung von Mügge's „Afraja", erhalten wir so eben, nachdem unsere Anzeige schon zum Abdrucke abgeliefert, von der Verlags-Handlung die Notiz, daß außer der Ausgabe in Heften, noch zwei andere erscheinen, nämlich eine in Monatslieferungen von 15 Bogen, eine zweite in Bänden, beide gleichfalls nach Verhältniß zu mäßigem Preise.

Digitized by Google

Anstalten.	Lehrer	Schüler.	Aufwand Seiten der Regierung.
Kapitel IV. Anstalten f. d. weibliche Geschlecht			
a. die sogenannte Arsakische Lehranstalt d. pädagogischen Gesellschaft [5]) mit	13	Schülerinnen 464	
b. 31 Gemeindeschulen	40	4380	
c. 17 Privatanstalten	25	1479	
Kapitel V. die Sternwarte [6])			1,560 „
Kapitel VI. die Bibliothek [7])			13,440 „
Kapitel VII. der botanische Garten			3,920 „
Kapitel VIII. Zöglinge, welche die Regierung auf ihre Kosten unterhält:			
a. in Frankreich und Deutschland	4		6,960 „
b. a. d. Otto-Universität	10		5,400 „
c. auf den Gymnasien u. den Hellenischen Schulen	41		14,760 „
d. auf dem Schullehrerseminar	30		9,000 „
e. auf der Arsakischen Lehranstalt	30		18,000 „
f. auf dem geistlichen Seminar	6		3,600 „
			701,578 Dr.

Kap. IX. Von den Zinsen der verschiedenen, in der griechischen Bank niedergelegten Vermächtnisse werden Zöglinge in Frankreich und Deutschland, Rußland u. s. w. erhalten, und zwar: a) zur Vollendung der medicinischen Studien 9, b) in den schönen Künsten 6, c) in der Philologie 3, d) in der Jurisprudenz 1, e) in den mathematischen und physischen Wissenschaften 1, f) in der Theologie 6, g) zum Besuche verschiedener weibl. Erziehungsanstalten Europa's 1, mit Aufwand dafür 25,668 Dr.; h) auf der Universität, den Gymnasien und Schulen Griechenlands 34, mit Aufwand dafür 12,460 Dr., i) von dem Vermächtnisse des Griechen Belios: 1) in Deutschland zur Vollendung der philologischen Studien 1, mit Aufwand dafür 1,800 Dr., 2) auf der Universität, den Gymnasien und Schulen Griechenlands 9, mit Aufwand dafür 5,040 Dr.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich ein Bestand: A) an wissenschaftlichen Anstalten von 486, B) an Lehrern an diesen Anstalten 695, C) an Studirenden und Schülern 46,327, D) an Zöglingen: a. in Griechenland 160, b. im Auslande 32; und die dafür verwendeten jährlichen Summen betragen: E) Seiten der griechischen Regierung 701,578 Dr., F) von Vermächtnissen u. s. w. 44,968 Dr. *)

---

[1]) Davon sind 281 Studenten aus dem Königreich Griechenland, 309 aus dem Auslande.

[2]) Davon gehören 847 dem Königreich Griechenland, 230 dem Auslande an.

[3]) Diese 302 Gemeindeschulen befinden sich in 281 Gemeinden. Die Regierung unterstützt in einer jeden Eine, die übrigen werden nur von den Gemeinden unterhalten, und betragen die sämmtlichen Kosten, welche die Gemeinden für diese Schulen aufwenden, außer obigen 97,500 Dr., annoch 170,880 Dr.

[4]) Diese geistliche Anstalt wird aus dem Vermögen der verstorbenen beiden Brüder Marthos und Georg Risaris erhalten, welches dieselben zu deren Errichtung und Unterhalt bestimmt haben. Nach ihrem Testamente werden in dieser Anstalt zwanzig Zöglinge, die sich dem geistlichen Berufe widmen wollen, erhalten und unterrichtet, von denen 10 aus dem Vaterlande der Stifter, dem Bezirke Zagori in Epirus, 10 aber aus dem freien Griechenland sind, und dazu kommen noch andere 10, 6 von Seiten der Regierung und 4, welche zur Zeit aus Klöstern sind.

[5]) Die Errichtung und Erhaltung dieser Gesellschaft ist das Werk wohlthätiger Gesinnungen einer Anzahl von Griechen und Philhellenen, dagegen ist das für die Anstalt selbst vor Kurzem errichtete prächtige Gebäude durch das dazu bestimmte Geschenk des Griechen Arsakis (an 300,000 Dr.) hergestellt worden. Die Regierung erhält daselbst 30, die Gesellschaft aber 20 Zöglinge.

[6]) Die Sternwarte ist auf Kosten des Griechen Sina in Wien gebaut und mit den nöthigen astronomischen Werkzeugen ausgestattet worden. Außer der Besoldung der an ihr angestellten beiden Professoren, die unter den Ausgaben für die Universität mit inbegriffen sind, verwendet die Regierung für die täglichen Bedürfnisse der Anstalt 1560 Dr.

[7]) Die Bibliothek, die gegenwärtig aus fast 70,000 Bänden besteht, verdankt ihre schnelle Bereicherung den werthvollen Geschenken verschiedener Regierungen und Einzelner in und außer Griechenland. Für die Erhaltung und für die Besoldung der dabei Angestellten verwendet die griechische Regierung gegenwärtig jährlich 13,440 Dr.

*) Wir verdanken die obigen interessanten Notizen der freundlichen Theilnahme, welche Herr Justizrath Dr. Kind in Leipzig den Hamb. Lit. u. Krit. Blättern schenkt. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 78. Mittwoch, den 28. September. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Lieder an Elise ..... Seite 609
Der Aufstand in China seit seinem Ursprunge bis zu der Einnahme von Nankin ..... „ 610
Die geflügelten Stiere zu Ninive ..... „ 611

Miscellen ..... „ 612

Lieder an Elise.

Von J. G. Franke.

I. Die Weihe.

Wer an Elisen's weicher Brust
In treuer Liebe ruht,
Den sprech' ich aller Sünden los,
Der ist vom Herzen gut.

Dem soll der Himmel offen steh'n
In ihrem Angesicht,
Aus dem, wie milder Sternenglanz,
Der Glanz der Seele bricht.

Es ström' aus meiner Priesterhand
Der Segen auf sein Haupt;
Und wie geschrieben: „Selig wird,
Wer Dichterworten glaubt."

II. Demuth.

Du ahnest nicht, wie stolz ich bin;
Es thronet Gott in meiner Brust,
Nach hehren Dingen steht mein Sinn,
In meinen Adern glüht die Lust.

Was Du gesehen, ist nur Schein,
Der glänzend nicht vor Augen liegt;
Nicht ewig wird verborgen sein,
Was kühn in meinem Geist sich wiegt.

In Demuth beug' ich nur vor Dir
Den stolzen Sinn, vieledle Maid;
Aus Deines Wesens holder Zier
Quillt alle meine Seligkeit.

III. Lebewohl.

Wenn diese kleinen Lieder
Einst offen vor Dir liegen,
Dann mag ein hold Erröthen
Dein Antlitz überfliegen.

Was liebend ich gelitten,
Wirst Du verzeichnet lesen,
Mit stiller Lust erkennen,
Wie gut ich Dir gewesen.

Digitized by Google

Vielleicht mit einer Thräne
Im Auge wirst Du klagen,
Daß ich so still die Liebe
In meiner Brust getragen.

O laß dann mein gedenkend
Dein Auge hier verweilen
Und lies, geliebtes Mädchen,
Lebwohl in diesen Zeilen!

Der Aufstand in China seit seinem Ursprunge bis zu der Einnahme von Nankin.

Von den Herren Callery und Ivan.*)

Es circulirt in China eine Prophezeihung, derzufolge die jetzige Dynastie zu Anfang des acht und vierzigsten Jahres dieses Cyclus gestürzt werden würde, und dies verhängnißvolle Jahr beginnt mit nächstem 1. Februar. Der Prätendent hat für diesen Zeitpunkt seinen feierlichen Einzug in Peking angekündigt, und nach dem bisher Geschehenen wäre es nicht zu verwundern, wenn die Prophezeihung in Erfüllung ginge.

In der Verborgenheit der geheimen Gesellschaften ausgeheckt, — denn China hat auch seinen Carbonarismus, der sich von jenseits der Halbinsel Malacca bis zu den Inseln Oceaniens erstreckt — vereinigt der jetzige Aufstand alle die Elemente, die ihn zu einem außerordentlichen Ereignisse machen. Die Einweihung der Häupter erinnert an die schaurigen Mysterien der gallischen und indischen Religionen. Zwei Häupter begeben sich an einen einsamen Ort am Ufer des Meeres. Dort öffnet der älteste dem jüngeren die Adern der Hand, und fängt das den Wunden entfließende Blut in einem Gefäße auf. Darnach überreicht er das Messer seinem Gefährten, der ihm dann denselben Dienst erweist. Nach dieser Operation wird zu dem Blute der beiden Freunde ein gewisses Quantum Wasser gethan und das Ganze in einen der metallnen Becher gegossen, welcher sich die Chinesen bei den Heirathsceremonien bedienen. Dann trinken die beiden Häupter diese blutige Mischung einer um den andern bis auf den letzten Tropfen aus. Von da ab fließt gleiches Blut in ihren Adern; sie sind wie ein Paar junge Eheleute durch ein unauflösliches Band mit einander verbunden, und müssen für eine und dieselbe Sache mit einander leben und sterben.

Derselbe Fanatismus beseelt die durch diese Häupter in Bewegung gesetzten Massen. Wenn man bedenkt, daß die Insurgenten gegenwärtig fast die Hälfte des Reichs in ihrer Gewalt haben, und daß die dazu gehörige Provinz Nankin allein mehr Einwohner als ganz Frankreich zählt, nämlich 38 Millionen, so wird man einsehen, in welch schrecklicher Gefahr sich die tartarische Krone befindet.

Der Kaiser Hien-fung, der gegenwärtig regiert, hat im Jahre 1850 den Thron bestiegen. Am 26. Februar dieses Jahres ist sein Vater, Tao-Kuang, „der höchste Kaiser, auf dem Drachen reitend zu den ätherischen Regionen abgegangen. Am Morgen hat Se. Himmlische Majestät die kaiserliche Würde ihrem vierten Sohne übertragen und Abends die Reise zu dem Aufenthalt der Götter angetreten." In dieser Weise theilte das geistliche Ministerium den Völkern die Kunde von der Thronbesteigung des neuen Monarchen mit. Eine ähnliche Apotheose dürfte Letzterem wohl nicht vorbehalten sein.

Es scheint, daß die Freude, womit der neue Kaiser begrüßt wurde, ihm nicht ahnen ließ, mit welchen Hindernissen er nachdem zu kämpfen haben würde. Die alte chinesische Partei schmeichelte sich mit dem Gedanken, ihn zu beherrschen, ihm Haß gegen die Barbaren (Europäer) einzuflößen, und abermals die Fremdeböte zurück zu treiben, welche die neuere Civilisation in den Fluß von Canton hatte einlaufen lassen. Diese Partei schien in der That die Oberhand bekommen zu haben: Hien-fung setzte alle die hohen Beamten ab, die in den Verdacht standen, es mit den Europäern gut zu meinen, und umgab sich mit ihren erbittertsten Feinden.

Wenn wir diesen Punkt besonders hervorheben, so geschieht das deshalb, weil er ein neues Licht auf einen der moralischen Charaktere des Aufstandes wirft, der nicht der mindest wichtige ist. Die erste Kunde von dem Aufruhr des Kuang-si war gleichzeitig mit dem Siege der reactionairen Partei!

Die materielle Organisation der chinesischen Insurgenten ist nicht allein durch die unermeßlichen Hülfsmittel furchtbar, zu welchen sie zu rathen gewußt haben, sie bekundet auch einen wohldurchdachten politischen Plan. Die Leiter der Bewegung haben eingesehen, daß dies immense chinesische Reich, um den tausend Ursachen der Auflösung zu widerstehen, die darauf hinauslaufen, die so verschiedenen und so entfernten Länder zu theilen, sich föderalisiren müsse. Dieser Gedanke findet sich in der Organisation der aufrührerischen Armee im voraus vollständig verwirklicht. Tien-Te, der Prätendent, der trotz seiner großen Jugend ein höchst merkwürdiger Mann zu sein scheint, hat die oberste Gewalt; aber er ist von vier Lehnskönigen umgeben, die sich Könige des Nordens, des Südens, des Ostens und des Westens nennen. Diese tüchtigen Männer halten sich nicht dabei auf, in den Provinzen, die sie inne haben, die Unterwerfung zu organisiren; sie haben nur einen Zweck im Auge, den, sich Peking's zu bemeistern. Sie wissen, daß wenn sie einmal im Besitz von Peking sind, ihnen der Rest des Reiches gewiß ist. Dort angekommen, werden sie zur Theilung schreiten.

Ueber den Gang der Begebenheiten erschrocken, ist der Kaiser Hien-fung wie vom Schwindel befallen. So lange der Aufstand einen isolirten Charakter hatte, hat die kaiserliche Regierung nur strenge Maßregeln angewandt gehabt, seit derselbe sich aber bis zu einem siegreichen Bürgerkriege ausgedehnt hat, greift Hien-fung zu den schrecklichsten Mitteln.

Die Wuth der Mandarinen scheint in dem Maaße zu steigen, wie die Empörung um sich greift. Im Jahre 1851 haben zu Canton über 700 Hinrichtungen stattgefunden. Die von 53 dieser

---

*) Die Herausgeber dieses kürzlich zu Paris in einem Bande sehr zeitgemäß erschienenen Werkes haben beide im Gefolge der französischen Legationen eine lange Zeit in China gelebt, und so Gelegenheit gehabt, sich an Ort und Stelle werthvolle Documente zu verschaffen, die man anderswo vergeblich suchen würde.

Digitized by Google

Unglücklichen, aus dem Kuang-si, wird von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert:

„..... Die Verurtheilten kamen an. Es waren ihrer 53, jeder in einem Korbe eingeschlossen, die Hände auf den Rücken gebunden, die Beine gefesselt, und an dem Halse ein Brettchen befestigt, auf welchem ihr Urtheil geschrieben stand. Es werden Ihnen in den chinesischen Straßen häufig Kulis begegnet sein, die zu Zweien ein der Länge nach ausgestrecktes Schwein in einer Bambushürde tragen; wohl, denken Sie sich nun statt dieses ausreinen Thieres ein menschliches Geschöpf, und Sie haben einen Begriff von der Weise, wie die 53 Unglücklichen transportirt wurden. Auch wurden diese Käfige, wenn niedergesetzt, gerade so geöffnet und geleert, wie man es mit einem Schweine im Hofe des Schlachters thut.

„Mehrere der Bedauernswürdigen waren noch sehr junge Leute, einige keine sechszehn Jahre alt, während andre ergrautes Haar hatten. Kaum waren sie pelemele aus ihren Käfichen auf die Erde gewoefen worden, als sie knieen mußten. Die meisten waren aber durch die Leiden, die sie bereits erduldet hatten, so erschöpft, daß sie sich in der gezwungenen Stellung nicht erhalten konnten und vorüber in den Schmutz fielen. Es trat dann einer von den Henkersknechten herbei, um sie wieder aufzurichten und sie in einer knieenden Stellung zu halten. Als sie sämmtlich in dieser Weise neben einander rangirt worden waren, nahmen drei Nachrichter, das Richtschwert in der Faust, hinter ihnen Platz. Ein solches Schwert ist ungefähr zwei Fuß lang und der Rücken der Klinge zwei Zoll dick; es ist eine schwere Waffe, in der Form eines chinesischen Rasiermessers, mit einem ordinairen hölzernen Griff.

„Darauf wurde der Mandarine in den Kreis gelassen, der den Zug geschlossen hatte. Es war ein Weißknopf, und er hielt ein Brettchen in der Hand, auf welchem verzeichnet stand, in welcher Ordnung die Hinrichtung erfolgen sollte. Gleich nach seinem Erscheinen wurde das grausige Werk begonnen. Henkersknechte in einem langen schwarzen Gewande, und mit einem Geflecht von Eisendraht auf dem Kopfe, ergriffen die Delinquenten von Hinten, und ließen sie, indem sie ihnen mit den Armen unter den Achselhöhlen durchfuhren, eine Art von Schaukelbewegung machen, die sie den Hals weit auszustrecken zwang. Der Scharfrichter, der vor den Opfern stand, hieb dann mit seinem Schwerte, das er mit beiden Händen gefaßt hielt, den Kopf mit einem Hiebe vom Rumpfe herunter. Er verrichtete sein Amt mit einer solchen Geschicklichkeit, daß er nie einen Fehlhieb that. So wie das Haupt an dem Boden kollerte, stieß einer der Henkersknechte den Rumpf des Enthaupteten, der sonst in seiner knieenden Stellung geblieben sein würde, mit dem Fuße um. Nach drei oder vier Enthauptungen wechselte der Nachrichter sein Schwert, weil das gebrauchte stumpf geworden war. Die Hinrichtungen aller 53 Delinquenten dauerte nur wenige Minuten."

Bekanntlich ist es bei uns Sitte, daß ein Verurtheilter, ehe er zur Richtstätte geführt wird, wenn er noch was genießen will, das Gewünschte erhält. Dieser Brauch wird auch in China beobachtet, und wir würden desselben nicht erwähnt haben, wenn es sich dabei nur um eine Analogie handelte; es scheint uns aber wohl der Mühe werth zu sein, den Grund zu diesem Brauche anzugeben. In China wartet man nicht erst darauf, daß der Delinquent zu essen verlangt, sondern läßt ihn, er habe Appetit oder nicht, eine kräftige Pastete, mit Eingemachtem oder mit Hackfleisch gefüllt, verzehren. Es geschieht dieses, wie man sagt, um zu verhindern, daß die Hinrichtung nicht zu heftig sei, und daß die durch eine lange Entbehrung ausgehungerte Seele nicht hinterher denjenigen peinige, dessen Amt es ist, sie von ihrer sterblichen Hülle zu trennen. Mehr Rücksicht auf Geist und Materie läßt sich nicht wohl nehmen!

Aber wenn die Regierung Hien-fung's all den Bübereien und Verrätherei, von welchen sie umgeben ist, durch Hinrichtungen zu wehren sucht, hat sie immer noch mit einem Feind zu kämpfen, dem der Tod nichts anhaben kann. Die Finanzen des himmlischen Reiches sind sehr zerrüttet. Nach officiellen, von der Regierung veröffentlichten, Actenstücken belaufen sich die Kriegskosten eines einzigen Jahres auf 75 Millionen Francs. Diese Kosten vermehren sich nun noch in dem Verhältniß, wie der Aufstand weiter um sich greift, und man weiß nicht wie es anzustellen ist, sich das nöthige Geld zu verschaffen. Unlängst hat ein Mandarine den, wie es scheint angenommenen, Vorschlag gemacht, aus dem Handel mit Opium, der Drogue, derentheilen man mit den Engländern in Krieg gerathen war, ein Monopol zu machen. Man sieht, daß die Zeit verschollen ist, wo der Kaiser den Finanzmann mit dem Tode gestraft haben würde, der es gewagt hätte, ihm solch ein Aushülfsmittel vorzuschlagen.

Das Werk der Herren Collery und Yoan giebt auch dem officiellen Pekinger Moniteur ein Verzeichniß der von der kaiserlichen Regierung ersonnenen finanziellen Hülfsquellen. Dies Document ist das merkwürdigste Amalgama von äußersten Mitteln, zu welchen eine Regierung greifen kann, die in den letzten Zügen liegt. Dies herrliche Project ist mit dem rothen Pinsel gezeichnet und durch Beamte genehmigt worden, welche die Insignien der rothen Kugel und der doppelläufigen Pfauenfeder führen. Alles hat darin seinen Preis, die Ehrenämter wie der Tod und die Schande. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie sind ermächtigt, Aemter anzukaufen, und auch die Pfauenfeder, diese höchste Ehrenauszeichnung, ist für Geld zu haben. Alle Beamte, von dem ab, der seiner Kugel durch Degradation verlustig gegangen ist, bis zu demjenigen, dessen Urtheil auf Verbannung oder körperliche Züchtigung lautet, können sich von ihren verwirkten Strafen frei kaufen.

Die geflügelten Stiere zu Ninive.

(Aus dem „Atlas.")

In einer der letzten Versammlungen der Londoner königlich asiatischen Gesellschaft ist von dem Secretair derselben ein Aufsatz des Herrn E. C. Ravenshow über die geflügelten Stiere, Löwen und andre symbolische Figuren aus Ninive verlesen worden. Die neulängst in der neuen Halle des brittischen Museums aufgestellten geheimnißvollen Figuren aus Ninive haben viele Neugier wegen ihrer Bedeutung erge gemacht. Eine flüchtige Ansicht ist übrigens genügend, den Beschauer zu überzeugen, daß sie nicht bloß als architectonische

Digitized by Google

Zierrathen gedient haben, sondern daß sie die Symbole gewisser Mysterien und Ceremonien der Urreligion von Assyrien gewesen sind. Das Zeitalter dieser Sculpture liegt so fern und die sie betreffenden Traditionen sind so dunkel, daß das Forschen nach ihrer Bedeutung schwer hält, und die Schlüsse, zu welchen man kömmt, unbefriedigend sind; doch bleibt es wünschenswerth, daß irgend ein Versuch gemacht wird, in das Geheimniß einzudringen, das sie umgiebt, und die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf solche Forschung hinzuleiten.

Die hauptmythologischen Figuren sind: der geflügelte Stier und der geflügelte Löwe, beide mit menschlichem Antlitz; der geflügelte Mensch mit einem Fichtenzapfen in der einen und einem viereckigen Korbe oder sonstigem Gefäße in der anderen Hand, und ein Mensch mit dem Kopfe und den Flügeln eines Adlers oder Habichts. Der Verfasser stellt hinsichtlich ihrer die Hypothese auf, daß sie, was auch schon von dem Herrn Layard gemuthmaßt worden ist, die Originale von Ezechiels, Cherubims, so wie der apocalyptischen Thiere des heiligen Johannes repräsentiren, und, ein wenig modificirt, späterhin als die Symbole der vier Evangelisten adoptirt worden sind und noch heutigen Tages benutzt werden. Er nimmt ferner an, daß sie ursprünglich von den Magiern und Chaldäern als astronomische Symbole der Aequinoctial- und Solstitiumspunkte gebraucht worden sind; daß sie in der That die vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter vorstellen, vielleicht auch die vier Winde, oder die vier Elemente. Zur Unterstützung und Erläuterung seiner Ansichten, beruft er sich noch auf die die Cherubims betreffenden Stellen des alten Testaments und anderer Schriften, worin nicht gesagt wird, daß dieselben körperlose Kinder seien, und kömmt dann zu dem Schlusse, daß das Antlitz eines Cherubs in der Wirklichkeit das Gesicht eines Stiers gewesen wäre. In der ersten Periode der christlichen Kirche seien diese geflügelten Thiere, sagt er, als die Sinnbilder der vier Evangelisten angenommen worden. Der geflügelte Löwe wurde dem St. Marcus als Sinnbild der Stärke, der geflügelte Stier dem St. Lucas als Sinnbild der Opferung, der Adler und Krieg dem St. Johannes als Sinnbild der Beschauung, und der geflügelte Mensch mit einem Beche und einer Axt dem St. Matthias als Sinnbild der Macht beigelegt.

Die Verwendung dieser Figuren als astronomische Symbole bildet den weiteren Gegenstand der Untersuchung des Verfassers, und ergiebt, daß die colossalen Stiere die Symbole der Sonne in Taurus, oder das Frühlingsaequinoctium; der geflügelte Mensch Mitra oder Seeosh, der Hüther des herbstlichen Aequinoctiums; der geflügelte Mensch-Löwe und der adlerköpfige Mensch die Symbole der Solstitien, die vier Cherubims gewesen sind, welche die Thore des Himmels bewachten und den Thierkreis trugen. Was die anderen mythologischen Figuren betreffe, fährt der Verfasser fort, so habe der Mann mit der Ziege im Arm wahrscheinlich die Constellation des Steinbocks, und der neulich entdeckte Fischgott die der Pisces vorgestellt. Sehr wahrscheinlich werde eine weitere Forschung den Beweis liefern, daß all die Götternamen der zu Ninive gefundenen Inschriften die Namen von Constellationen, Sternen oder Planeten gewesen seien, die als die Schutzregel von Nationen, Königen oder einzelnen Individuen erkoren worden waren. Der mystische Baum, der sich auf den Sculpturen so bemerkbar mache, habe sicher irgend eine astronomische Bedeutung gehabt. Die Zahl seiner Rosetten oder Blätter sei sehr verschieden, gehe aber doch nie über dreißig hinaus, und der geflügelte Kreis, oder der neue Mond und einige Sterne seien in der Regel über ihn angebracht. Darnach scheine es denn wahrscheinlich zu sein, daß diese Bäume Orreoyes (Vorrichtungen zur Darstellung der Bewegungen der Himmelskörper) waren, die den Monat, den Tag oder die Jahreszeit nachwiesen, welche die geflügelten Figuren oder Priester, die mit ihnen in Verbindung abgebildet sind, zu feiern hatten. Die geflügelten Kreise oder Augen, welche häufig über dem heiligen Baume angebracht sind, und die den Hauptgegenstand der Verehrung auszumachen scheinen, sind den geflügelten Globen auf den ägyptischen Tempeln so ähnlich, daß es schwer fällt, nicht an die Identität ihres Ursprungs zu glauben. Anfangs sind sie muthmaßlich nur ein bildliches Zeichen der Zeit gewesen, späterhin aber als Symbole des Ormuz, des thätigen Schöpfers und der Quelle alles Guten angesehen worden.

Speculationen wie die vorstehenden mögen wohl mehr sonderbar als nützlich erscheinen; doch kann es nicht uninteressant sein, den Ideen nachzuforschen, welche die Menschen vor 3000 Jahren, als die Erde verhältnißmäßig noch jung war, gehabt haben; zu erfahren, welches die Traditionen Asiens in Betreff des Ursprungs und der Bestimmung des Menschen gewesen sind, und wie man damals über den Schöpfer und Regierer des Weltalls gedacht hat.

Miscellen.

Herr Jobert de Lamballe hat in einer der letzten Sitzungen der Pariser Academie der Wissenschaften einen Aufsatz vorgelesen, in welchem er über die gelungenen Versuche bei Thieren, die durch übermäßige Anwendung des Chloroform getödtet zu sein schienen, dieselben durch Electricität wieder ins Leben zurückzurufen, Bericht erstattete.

Vermöge der Einrichtung von Schnellzügen auf allen Eisenbahnen, werden die Entfernungen zwischen den europäischen Hauptstädten gegenwärtig in folgendem Zeitmaaß zurückgelegt: von Paris nach Berlin, über Brüssel und Cöln, 43 Stunden; von London nach Berlin 42 St.; von Berlin nach Wien 31 St.; von Berlin nach Petersburg 137 St.; von London nach München 62 St.; von London nach Wien, über Paris, Straßburg, München und Salzburg, 119 St. Vermittelst der Dampfböte auf der Donau wird die Tour von Wien nach Constantinopel jetzt in 6 bis 8 Tagen zurückgelegt.

In der Kapelle dei Bardi in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Toskana sind mehrere werthvolle Malereien Giotto's aufgefunden worden, die theils übertüncht oder hinter ein Paar Ehrendenkmale verborgen waren. Sie stellen Heiligenbilder, einen St. Franciscus in einem gräßlichen Gewölbe, und sechs große Compositionen mit Scenen aus dem Leben dieses Heiligen dar.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Neunundzwanzigster Jahrgang. October, November, December.

Hamburg, 1853.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

October, November, December.

Nr. 79. S. 613: Die Türken der Jetztzeit. — Georg, der König der Ualan-Insel. — Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I., von Theodor Herberger. — Bulletin du Bibliophile Belge. — Pablo y Virginia. Paul und Virginie. Von Bernardin de Saint-Pierre. — H. C. Andersen Sämmtliche Werke.

„ 80. S. 621: Klärchen und Senni, von Philipp Scherl. — Die betende Mutter, von Philipp Will. — Georg, der König der Ualan-Insel. (Schluß.) — Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. — Miscellen.

„ 81. S. 629: Trost, von Hugo Goering. — Einige Bemerkungen über das Charakteristische des poetischen Standpunktes und über die Götter Griechenlands. — Die japanesische Expedition. — Der Telegraph zu Lande und zur See. — System des christlichen Lebens oder das christliche Leben nach seiner Bejahung, Verneinung und Wiederherstellung wissenschaftlich dargestellt. Von Dr. W. Böhmer. — Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, herausgegeben von S. Sar. — Zur Geschichte thüringischer und sächsischer Klöster von Dr. L. F. Hesse. — Eine neue zoologische Zeitschrift. — Miscelle.

„ 82. S. 637: Briefe aus dem Orient. — Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied von Richard von Meerheim. — Miscelle.

„ 83. S. 645: Zur Warnung. — An Elise, von J. G. F. — Ist Tien-Te eine lebende Person oder nur eine Mythe. — Statistisches über das japanesische Reich. — Aufgefundenes, eigenhändig geschriebenes Geständniß des Mörders Wilhelm's von Oranien. — Giacopone's da Todi Stabat Mater dolorosa und Stabat Mater speciosa. — Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen, in St. Louis im Staate Missouri. — Neue Sternkarte für Schulen und zum Selbstunterricht von Dr. J. C. Wöckel. — Miscellen.

Nr. 84. S. 653: Frühlingssehnen. — Die blonde Jüdin. — Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode. — Aus dem Leben Giacopone's da Todi, Dichters des Stabat Mater dolorosa und des Stabat Mater speciosa. — Matthias Alexander Castréns Reisen im Norden. — Wilhelm von Meckel.

„ 85. S. 661: Das Balkangebirge. — Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode. (Beschluß.) — Nachtrag zu der Notiz in No. 83 d. Bl. über das entdeckte handschriftliche Geständniß des Mörders Gérard. — Matthias Alexander Castréns Reisen im Norden. (Beschluß.) — Miscelle.

„ 86. S. 669: Der Dichter. — Das Verhüllende, von Elegia. — Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen. — Die amerikanisch-japanesische Expedition. — Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. — Neue illustrirte Zeitung. — Groß-Borne. Idyllen-Novelle von Ernst Fritze. — Die Schleswig-Holsteinische Literatur. — Miscellen.

„ 87. S. 677: Aus meiner Liedermappe. Von J. G. F. — Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen. (Beschluß.) — Die griechische Handelsmarine. — Afraja. Roman von Theodor Mügge. — Kaiser Ludwig der Bayer und die treue Stadt Augsburg. — Das russische Reich seit dem Wiener Congreß.

„ 88. S. 685: Die beiden Gräber, von Elegia. — Briefe aus dem Orient. — Deutsche Annalen von Karl Biedermann. — Kriemhildens Rache, Trauerspiel von Reinald Reimar. Und: „Scenen aus Gheiemhild" in „Junge Blätter." Gedichte von H. Köpert.

„ 89. S. 693: Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türken geführt hat. — Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Von Emma Niendorf. — Gedichte von Adolf Pichler.

Digitized by Google

Nr. 90. S. 701: Die Spielhäuser zu Paris. — Anna von Sachsen, Johann Rubens und seine edle Gattin Maria. — Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme. — H. C. Andersen Sämmtliche Werke. — Gedichte von Adolf Pichler. (Fortsetzung.) — Miscellen.

„ 91. S. 709: Die Spielhäuser zu Paris. (Schluß.) — Das Geisterleben der Chinesen, Japaner und Indier von Dr. A. Wuttke. — Deutscher Liederhort. Herausgegeben von Ludwig Erk. — Miscellen.

„ 92. S. 717: Meeressturm. Von H. Zeise. — Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. — Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland. — Handbuch deutscher Bibliotheken. Herausgegeben von Dr. Jul. Petzholdt. — Miscelle.

„ 93. S. 725: Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. — Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland. (Fortsetzung.) — Gedichte von Adolf Pichler. (Schluß.) — Norton's Literary Register and Book Buyer's Almanac for 1853. — Miscelle.

„ 94. S. 733: Ein Schreiben des Capitains R. M'Clure. — Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland. (Schluß.) — Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. — Afrasa. Roman von Theodor Mügge. — Miscellen.

„ 95. S. 741: Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel IV. — Partheiung im byzantinischen Reiche. — Transatlantische Federzeichnungen. Von Eduard Pelz. — Merlin's Feiertage. Von Robert Waldmüller. — Christus-Sagen. Dichtungen gesammelt und herausgegeben von F. Brunold.

„ 96. S. 749: Die Perle. — Die bei Cornete, neun Stunden von Rom entfernt liegenden Gräbre. — Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel V. — Fürst Mentschikow in Beresow. — Bibliotheca Americana. — Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von A. Schloenbach. Volks-Kalender für 1854. Herausgegeben von Karl Steffens. — Miscellen.

„ 97. S. 757: Einer Frau. Von H. Zeise. — Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel VI. — Einige Notizen über die russischen Armeen. — Karl Barthel. — Die Schweiz nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus. — H. C. Andersen Sämmtliche Werke.

Nr. 98. S. 765: Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel VII. Eine historische Berichtigung in Betreff Bothwell's. — Deutsche Synonymik von Eberhard, Maaß und J. G. Gruber. — Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. — Marianne, oder: Schicksale eines jungen Mädchens. — Miscellen.

„ 99. S. 773: Die Trias-Gesellschaft in China. — Briefe aus dem Orient IV. Theodor Parker's Zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Uebersetzt von Dr. Johann Ziethen. — Neues Buch der Reisen. Von H. Kletke. — Miscellen.

„ 100. S. 781: Gedichte von Hugo Staacke. — Weitere Details über die Entdeckung der arctischen Nordwest-Durchfahrt. — Die Trias-Gesellschaft in China. (Fortsetzung.) — Briefsteller für die weibliche Jugend. Von C. E. Hartmann. — Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Volksspiegel zu Lust und Lehre für Leser aller Stände. — Miscellen.

„ 101. S. 789: Die Trias-Gesellschaft in China. (Beschluß.) — Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. — Weltgegenden. — Aus allen Zonen. Erzählungen für die reifere Jugend von Julius Hoffmann. — Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz.

„ 102. S. 797: Briefe aus dem Orient. — Die Expedition nach Mittel-Afrika. — Hamburgische Geschichten und Sagen, von Dr. Otto Beneke. — Jugendschriften von Franz Hoffmann, Julius Hoffmann und Richard Baron. — J. C. Andersen's Sämmtliche Werke. — Aus der Jugendzeit. Gedichte von Adolf Wilhelm Wolff. — Vom Sinai, Olymp und Tabor. Von Joseph Bayer. — Kleine Schauspiele und Sprüchwörter für Kinder von J. W. — Miscellen.

„ 103. S. 805: Weihnachtslied eines Zeitungsschreibers, von Herm. Grieben. — Briefe aus dem Orient. (VI.) — Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. (Schluß.) — Dramaturgische Studien. Von Dr. Ludwig Eckardt.

„ 104. S. 813: Ju's Radetzky-Album. — Eine Partbie auf dem Eise. — Briefe aus dem Orient. (VII.) — Am Strin. Ein Skizzenbuch vom Traunsee von Alfred Meißner. — Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel. — Novellen von Abraham Emanuel Fröhlich. — Aus den Familien-Papieren derer von H... — Miscellen.

„ 105. S. 821: Briefe aus dem Orient. (VIII.) — Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Von J. G. Kohl.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 79. Sonnabend, den 1. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Türken der Jetztzeit ..... Seite 613
Georg, der König der Ualan-Insel ..... „ 614

Literatur:

Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I., von Theodor Herberger ..... „ 617
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 619
Pablo y Virginia. Paul und Virginie. Von Bernardin de Saint-Pierre ..... „ 620
H. C. Andersen Sämmtliche Werke ..... „ 620

Die Türken der Jetztzeit.

(Aus dem Chronicle.)

Wiewohl Constantinopel von England aus innerhalb zwölf Tagen zu erreichen ist, von mehreren tausend Europäern bewohnt und von vielen Reisenden besucht wird, giebt es außer den Chinesen wohl kein Volk, über welches irrigere Ansichten verbreitet sind, als über die Türken. Wenn auch nicht die gebildeteren Classen, bringt doch die Masse der Europäer mit dem Namen Türke stets die Vorstellung von Turbanen, krummen Säbeln, Harems, Serails und östlicher Herrlichkeit in Verbindung. Aber die Zeit des beturbanten Türken ist da gewesen. Der heutige Osmanli trägt Röcke, Westen und Hosen; die rothe Kappe oder das Feß ist das einzige, was ihn von dem Europäer unterscheidet. Unter den niedern Classen wird die morgenländische Kleidung noch beibehalten, und auch die Geistlichkeit hat sich bislang nicht von dem kleidsamen orientalischen Gewande und Turban trennen wollen. Im Innern des Landes, d. h. in Asien, kleidet der Türke sich und lebt auch noch ganz wie vor Zeiten. Sehr verkehrt sind die Vorstellungen, die man sich im Allgemeinen von der Lebensweise und den Gewohnheiten der vornehmen Türken macht. Man meint z. B., daß jeder Pascha ein hundert Frauen oder doch Kebsweiber in seinem Harem habe. Dem ist aber bei weitem nicht so. Die Frau eines Paschas oder eines andern reichen Türken hält sich eine zahlreiche weibliche Dienerschaft, und da jede Frau ihre besondern Gemächer und einen eignen Haushalt hat, so treiben wenige Türken den Luxus so weit, sich mehr als eine höchstens zwei Frauen zuzulegen. Die Vielweiberei ist vorhanden, aber keineswegs in dem Uebermaaße, wie es vielfältig gedacht wird.

Die Lebensweise der türkischen Regierungsbeamten höchster Classe (der Paschas) ist äußerst üppig und ihre Besoldung auch sehr groß. In dem Palaste eines Paschas wimmelt es von Dienern, und es giebt welche, die deren zu hunderten haben. Das Innere des Serails ist jedoch in der Regel sehr einfach und hat statt aller Möbel einen mit Matten belegten Fußboden und eine lange Ottomanne. Pfeifen mit Ambramundstücken und mit Edelsteinen ausgelegt sind etwas gewöhnliches, und sie bilden schon allein einen sehr kostspieligen Artikel in der häuslichen Einrichtung der vornehmen Türken.

Es ist mir von einer Dame, die mehrere Jahre im Orient gelebt und mit vielen vornehmen Türkinnen auf einem vertrauten Fuße gestanden hat, versichert worden, daß die Frauen in manchen türkischen Haushaltungen das Regiment führen und daß selbst an dem Bosphorus mancher Ehemann unter dem Pantoffel stehe. Es ist auch eine bekannte Thatsache, daß die Damen des Harems einen bedeutenden politischen Einfluß haben,

Digitized by Google

und es sollen längst viele tausend russische Rubel den Weg dahin gefunden haben.

Die Mutter des verstorbenen Sultans ist eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften gewesen; dasselbe läßt sich von der Schwiegertochter Mehemet-Ali's sagen. Das Leben der türkischen Frauen ist nicht so langweilig, als man es sich wohl vorstellt; denn wenn sie nur hinter ihrem Yashmack (Schleier) verborgen sind, können sie unbehindert die aufgeputzten Bazare und die belebten Straßen von Stambul, die europäischen Stadtviertel nicht ausgeschlossen, durchstreifen. Auch statten sie einander wochenlang gegenseitige Besuche ab. Ein hervorragender Zug im Character der Türken ist ihre Kaltblütigkeit. Selbst in dem jetzigen kritischen Augenblicke wird ein in Amt und Ansehn stehender Türke von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges, von dem Vorrücken der Russen und von ähnlichen wichtigen Dingen mit einer wahrhaft stoischen Ruhe und Gleichgültigkeit sprechen, und mit dem Ausruf: Allah Kerim! Gott ist gnädig! und dem Nachsatze: Es wird sich finden! schließen.

Die Türken sind unstreitig ein stolzes Volk, und umgeben, wie es zu Constantinopel der Fall ist, von servilen Griechen, speichelleckerischen Juden, geschmeidigen Armeniern und einer heterogenen Bevölkerung von zweideutiger Färbung, sehen sie auf diese nur nach Geld trachtende Umgebung mit einem an Verachtung gränzenden Gefühl herab, unabgesehen der religiösen Verschiedenheit, die jedem allgemeinen Verkehr im Wege steht. Es ist eine bekannte Sache, daß die Hunde in Constantinopel in völliger Unabhängigkeit leben. Sie werden in den türkischen Stadtvierteln bestens behandelt und gut gefüttert. Diese Hunde aber hegen, eben so wie der türkische Pöbel, einen tödtlichen Haß gegen unsre schornsteingeformten Hüte, und wo es zwischen Europäern und ihnen zum Raufen kommt, da fallen die Hüte gewöhnlich als erstes Opfer. Freundliche Behandlung der Thiere ist ein hervorragender Characterzug der Türken, und es ist eine Lust zu sehen, wie milde hier Pferde und Maulthiere behandelt werden, im schroffen Gegensatz zu manchen andern Ländern, wie z. B. Italien, wo man mit den Thieren umgeht, als ob sie aus Holz und nicht aus Fleisch und Blut geschaffen wären.

Die Griechen haben zu Constantinopel das Monopol des Handels. Türkische Rhedereien giebt's da nicht, während die Schiffe der hellenischen Insulaner den Ertrag der Getreideländer an der Donau so wie von Odessa nach allen Plätzen in Europa verfahren. Die griechischen Firmen haben das commercielle Interesse des Ostens in Händen, und ihre Stimme giebt an der Böse so wie in allen großen kaufmännischen Transactionen zu Constantinopel den Ausschlag. Die Armenier haben das Finanzfach übernommen, und die immensen Reichthümer, welche diese geschmeidigen Söhne des Ostens gesammelt haben, zeugen von ihrer Geschicklichkeit.

Die Türkei besitzt große Schätze in Gold- und Silbergruben und sonstigen Metallen, doch sind diese Gruben stets nachlässig ausgebeutet worden, oder auch völlig unbenutzt geblieben. Das Land längs der Küste des schwarzen Meeres bis nach Schumla ist sehr kornreich. Wenn hier zu Lande brittisches Capital in Betrieb gesetzt, Straßen angelegt, und dem Gewerbfleiße ein kräftiger Impuls gegeben würde, so würden sich die Ressourcen des Reiches binnen wenig Jahre bedeutend heben. In den letztverflossenen Jahren ist übrigens schon ein Großes mit der Einführung einer regelmäßigen Dampfboot-Communication längs des Bosphorus geschehen. Eine projectirte Eisenbahn nach Belgrad hat wegen der augenblicklichen politischen Krisis ausgesetzt werden müssen, doch ist sie darum noch nicht aufgegeben.

Georg, der König der Ualan-Insel.

(Aus den „Souvenirs d'une Station dans les mers de l'Indo-Chine, par Mr. E. Jurien de la Gravière, capitaine de vaisseau.“

Seit dem Herrn Duperrey, im Jahre 1824, und dem Capitain Lütke von der russischen Marine, im Jahre 1827, war die Insel Ualan, wie ich glaube, von keinem Kriegsschiffe besucht worden, es hatte mindestens keins in dem Hafen Chabrol vor Anker gelegen; aber die Schiffe, die auf den Pottfischfang ausgehen, säumten nicht, die durch den Herrn Duperrey entdeckten Häfen zu benutzen. Sie finden dort Holz und Wasser vor, das einzige, womit die Wallfischjäger, die mit Lebensmitteln stets reichlich versorgt sind, häufig zu kurz kommen, und daneben, was für gewöhnliche Handelsschiffe von großem Werthe ist, eine sanfte, harmlose Bevölkerung. Herr Duperrey hatte in den Händen dieser Insulaner keinerlei Art von Waffen gesehen. Durch eine große Fläche Meeres von den übrigen Inseln getrennt, deren Daseyn ihnen selbst unbekannt war, hatten die Bewohner von Ualan sich nie einer fremden Invasion zu erwehren gehabt, und ihre Pirogen gingen nicht über das Felsenriff hinaus. Wenn sie sich einzeln mit der Schifffahrt beschäftigten, so liefen sie dabei keine Gefahr und legten keine Vermessenheit an den Tag, auch hatten sie, sich weit in die See hinein zu wagen, keine Veranlassung. Der Brodfruchtbaum und der Cocusnußbaum, deren die Insel in Menge hat, reichten für ihren Unterhalt aus, und dazu konnten sie noch mit wenig Mühe Yamswurzeln, Taro, Bananen und Zuckerrohr bauen.

Das gesellschaftliche Regime dieser Bevölkerung, die zwei bis drei tausend Seelen zählte, war wenig von dem verschieden, welches Cook und Laperouse auf den andern Inseln Oceaniens wahrgenommen hatten. Ein Herrscher, einige Häuptlinge, und das zu arbeiten und zum Gehorsam gewöhnte Volk, das bildet die Organisation, die auf allen Gruppen Polynesiens gefunden wird. Auf der kleinen Insel Lele verschanzt, wo er mitten unter einer gefügigen Aristocratie lebte, übte der alte Monarch, den die Officiere der Coquille dort besucht hatten, eine tyrannische Gewalt über die Einwohner und Häuptlinge von Ualan aus. Es trat dann eine Spaltung zwischen den beiden Parteien des Königreichs ein: die Kanaks von Ualan überfielen die Insel Lele, und einer ihrer Häuptlinge, der Pepin von Hristal dieser Revolution, wurde in die Stelle des alten Monarchen, den die Sieger ins Gebirge verbannten, mit der höchsten Gewalt bekleidet. Zu der Zeit, wo die Bayonnaise in dem Hafen Chabrol vor Anker ging, hatte dieser glückliche Soldat, unter dem Spitznamen König Georg, der ihm von den Wallfischfängern von Sydnei beigelegt worden war, den Thron noch inne. Der Anblick eines Schiffes war den Unterthanen des Königs Georg nichts Neues, doch mußte ihnen ein Bau wie der der Bayonnaise schon auffallen. Auch standen die Kanaks von

Digitized by Google

Ualan, als das Gewölk von Segeln von ihren Masten wie durch einen Zauber verschwunden, ihr Anker ausgeworfen war und sie plötzlich wie festgebannt vor der Insel Lele lag, einen Augenblick im Bedenken, ob es nicht rathsam sei, in ihre Waldungen zu flüchten; doch waren unsre Manöver der Art, daß sie in nichts in ihren Befürchtungen bestärkt wurden. Die Bayonnaise schaukelte sich nachlässig vor ihren Ankern, gleich einem in der Sonne schlummernden riesigen Löwen. Da beruhigten die Kanaks sich denn auch bald. Ehe die Sonne noch hinter den hohen Bergen der Bucht verschwunden war, fand sich der Stab der Corvette unbewaffnet mitten unter den Polynesiern ein, die am Ufer kauerten, und die neue Welt reichte, nach dem anmuthigen Bilde des englischen Dichters, dem alten Europa vertrauensvoll ihre braune Hand:

„The new world stretch'd its dusk hand to the old."

Der König Georg war in dem Augenblick unsrer Ankunft abwesend. Zwei amerikanische Wallfischjäger, die in dem Hafen von la Coquille vor Anker gegangen waren, hatten den Herrscher von Ualan zu diesem Theile seines Gebiets gezogen. Es wurde aber ein Bote zu ihm abgesandt, um ihn zu benachrichtigen, daß unter den Mauern seiner Hauptstadt ein Kriegsschiff vor Anker gegangen sei, mächtiger als eine ganze Flotte von Wallfischjägern. Den andern Tag war der König Georg zurück in Lele. Wir ließen ihm wissen, daß es uns Vergnügen machen würde ihn an Bord der Corvette zu sehen. Unsere Einladung konnte nicht verfehlen seine Neugier zu reizen, doch stand der vorsichtige Monarch in Bedenken, ob er seine königliche Person den Gefahren aussetzen sollte, die ihn ein uns eben nicht sehr schmeichelhaftes Mißtrauen fürchten ließ. Andererseits wagte er es nicht, unsre Empfindlichkeit durch eine Weigerung zu verletzen, und so schickte er sich denn zu dem ernsten Schritte mit der Ergebung eines Curtius an, der im Begriff steht sich in den Abgrund zu stürzen. Ehe die Königin der Ualan Inseln ihren Gemahl aus dem Palaste entließ, wollte sie mindestens keine Vorsicht versäumen, die ihr ihre Zärtlichkeit eingab. Sie hatte eine Matrone kommen lassen, die sich darauf verstand, das Unglück zu beschwören, und nachdem dieselbe Sr. Majestät feierlich mit ihrer fleischlosen Hand über den Hals und die Schultern gestrichen hatte, schritt der König festeren Schrittes dem ihn erwartenden Nachen zu.

Der hohe Gast fand uns insgesammt auf dem Verdecke der Corvette bereit, ihn zu empfangen. Man kann sich schwerlich einen Begriff von dem Eindrucke und dem Erstaunen machen, den der militairische Aufzug, womit wir diesen Wildenhäuptling überraschten, auf ihn hervorbrachte. Er legte einen seiner Finger an den Mund, wie jemand, der nicht im Stande ist, seinem Entzücken Sprache zu verleihen; darnach gab sich die Mannichfaltigkeit seiner Gefühle mehrere Minuten lang lediglich durch ein langsam modulirtes, gezogenes und dumpfes Murmeln kund. Ein Schiff wie dieses war so ganz anders als alle die Schiffe, die er bis dahin gesehen hatte! Als er zu der Batterie hinab stieg, schien seine Verwunderung sich noch zu verdoppeln. Die lange Reihe von Kanonen, die ungeheuren Kugeln, die um den Geschützen her aufgeschichtet lagen, die Menge Säbel, Gewehre und Enterbeile, die an den Wänden hingen, brachten ihm eine furchtbare Idee von unsrer Macht bei. Er hatte inzwischen seine Sprache wieder bekommen. Dank seinem häufigen Verkehr mit den Wallfischjägern, konnte er sich eben so geläufig im Englischen verständlich machen, als ein Krämer in der China-street. Er legte mir also seine Hand mit einer ergriffenen Miene auf die Schulter, und die ersten Worte, die aus seinem Munde kamen waren, wie ich glaube, vielmehr eine Schmeichelei als eine Naivität. Die Wilden sind in diesem Stücke nicht so wild, wie man wohl glaubt, und der König Georg dachte wahrscheinlich, daß man nie besorgen darf, im Loben des Guten zu viel zu thun. Er sagte zu mir: „Commodore, you are like god!" (Commodore, Ihr gleicht Gott!) Darnach setzte er, seine Hand bis zum Boden senkend und dabei laut auflachend, hinzu: „Das die Wallfischjäger! und," hier richtete er sich hoch empor, „das Ihr!"

Dieser polinesische Monarch hatte sich, ehe er an Bord der Bayonnaise gegangen war, gehörig herausgeputzt. Er hatte dem Maro, der seine Lenden umgürtete, noch ein blaugestreiftes Hemd hinzugefügt, das seine breiten Schultern bedeckte, ohne seine herkulischen Formen legend zu verstecken. Sein hoher Wuchs und seine stark markirten Muskeln deuteten auf eine Stärke, die noch nicht durch das Alter geschwächt worden war. Der König Georg mochte damals zwischen 45 und 50 Jahr alt sein. In seinem Gesichte, das von einer intelligenten Häßlichkeit war, sprach vor allem eine ängstliche Sanftmuth aus. Inzwischen ließen sich in den sinnlichen Falten seiner Lippen, in dem rasch zu entzündenden Blitze seiner schwarzen Augapfel doch all die rohen Leidenschaften des Wilden erkennen. Das Feuerwasser hätte dies Lamm zu einem Tiger umwandeln können. Der König Georg vertauschte bald seine Ueberraschung mit einer größeren Vertraulichkeit, und sprach mich als eine erste Gunst um eine Flasche Branntwein an. Ich gab sie ihm, begleitete dies Geschenk aber mit einem langen Sermon über die unheilvollen Wirkungen der geistigen Getränke. Der König Georg schien mich recht zerknirschten Herzens anzuhören, und sagte, als ich mit meiner Haranguirung am Ende war: „Ja, Ihr habt vollkommen Recht, brandy very bad for the chiefs (der Branntwein dient den Häuptlingen durchaus nicht), ich werde die Flasche ganz allein trinken." Ich hatte alle Ursachen, wegen des anderen Tages besorgt zu sein, da ich an dem verzückten Gesichte des Monarchen sah, daß er Wort halten würde.

Rum und Taback sind die einzigen Artikel, die auf dem polynesischen Markte begehrt sind. Wir hatten zu gutem Glücke aber noch andre Dinge, womit wir uns gegen unsern Wirth liberal erweisen konnten. Ein jeder von uns beeilte sich, ihm sein Geschenk zu überreichen, und bald sah der König Georg sich im Besitz einer vollständigen Garderobe. Naiv, wie einer der Riesen Pulci's oder Ariosto's, ließ er sich ankleiden. Er hockte ohne ein Wort zu sagen ein langes gestreiftes Wamms auf, das seinen Leib wie eine Zwangsjacke einzwängte, während eine Atlasbinde seinen Hals wie ein Halseisen zusammenschnürte. Bei jedem neuen Stücke, womit ihn auszustaffiren uns in den Sinn kam, beschaute er sich wohlgefällig in einem Spiegel, vor den wir ihn hingestellt hatten. Eine geblümte Weste und ein weiter Indiennen-Pantalon vervollständigten seinen Schmuck, aber es war nicht möglich, eine Fußbekleidung für ihn zu finden. Der König Georg war wenig mehr bekleidet als die Lilien, von welchen die heilige Schrift spricht, an Bord der Corvette gekommen, und er kehrte nun seiner Meinung nach prächtiger geschmückt als Salomo in all seiner Herrlichkeit nach

Digitized by Google

seinen Staaten zurück. Seine Unterthanen theilten auch seine Illusion. Als er, am Strande ausgesetzt, langsamen und majestätischen Schrittes auf seinen Palast zuging, erscholl auf seinem Wege ein ununterbrochenes Enthusiasmusgeheul. Die Königin, die ihm entgegengegangen war, blieb ganz verdutzt stehen, und schlug, einen Finger in den Mund gesteckt, ihre Augen zum Himmel empor, die Kinder aber warfen sich ihr schreiend an den Hals: Der Dreimaster eines unsrer Aspiranten, der sich auf dem Haupte des Königs Georg wiegte, hatte diese schüchternen Astyanaxe erschreckt.

Als der Monarch von Ualan, von so vielen Gemüthsbewegungen angegriffen, sich auf die Matte hingeworfen hatte, welche den feuchten Boden seines Palastes bedeckte, da überhäufte ihn die Königin, die ihre Neugier nicht länger bemeistern konnte, mit Fragen. Was hatte er gesehen? was war ihm gesagt worden? welche Ursachen hatten diese mächtigen Fremden zu der Küste ihrer Insel geführt? Vergebenes Drängen! dem Könige Georg war abermals die Sprache ausgegangen. Er begann wieder ein Gemurmel, das dem fernen Tosen der Brandung am Gestade glich. Was er gesehn hatte, ließ sich wahrscheinlich in der polynesischen Sprache gar nicht beschreiben, und er labte sich so innerlich noch an der Erinnerung. Das hieß nun die Geduld seiner königlichen Hälfte stark auf die Probe stellen; aber die Sanftmuth der polynesischen Frauen verläugnet sich nie. Die Königin setzte sich also schweigend ihrem Gemahl gegenüber, und betrachtete ihn mit der stummen Wonne einer unterwürfigen Frau. Nach einer Viertelstunde Wartens schien ihr Herr und Gebieter aus dem Reich der Geister wiederzukehren. Er erzählte mit langsamer und leiser Stimme die Wunder, welche seine Augen geschaut hatten. — Das Verdeck war voller Menschen gewesen, und als er in den Raum hinuntergestiegen, hatte er auch noch Menschen vorgefunden. Das ganze Dorf Leie würde in diesem Schiffe Platz finden. Ein jeder der Häuptlinge hatte da sein eignes Haus, und es waren dort an einem Tage mehr Reichthümer vor ihm entfaltet worden, als ihm die Wallfischjäger all sein Lebtage gezeigt hatten.

Man kann sich's denken, welch einen Eindruck diese emphatischen Schilderungen auf die Einbildungskraft der Königin hervorbringen mußten. Ihr Gemahl mußte sich dazu verstehn, auch sie den folgenden Tag an Bord der Corvette zu bringen. Sie erschien dort mit einem Gefolge von Frauen der vornehmsten Häuptlinge. Gekleidet wie der König Tags vorher in einem gestreiften Hemde, das die blauen Zeichnungen ihrer Tätowirung nur halb verbarg, die Beine gänzlich bloß, und meistens mit einer ziemlich geschwärzten irdenen Pfeife, die in dem linken Ohrläppchen stak, geschmückt, trugen diese Damen noch, wie zu der Zeit, wie die Officiere der Coquille sie gesehen hatten, das aus den Fasern des Bananenbaumes gewebene und zart mit den himmlischen Farben bunt gefärbte enganschließende Maro. Sie waren sämmtlich von fast lilliputanischer Größe. Die Königin, mit der es schon auf die Neige gieng, hatte so ein Ansehn wie die Fee Urgand, und erinnerte mit ihrem kleinen runzelichten Gesichte an die guten Alten, welche ein mitleidiger Ritter vor Zeiten hinter sich aufs Pferd nahm, und die, indem sie durch einen Schlag ihrer Zauberruthe mitten in der Nacht eine Strohhütte zu einem Palaste umschufen, sich selber in blendende Nymphen verwandelten. Es lag in der That etwas eigenthümlich Besonderes in der sanften und verwunderten Physionomie, und vor allem in der melodischen und klagenden Stimme dieser merkwürdigen Kreatur. Es war eine völlig verwelkte Blume, die aber vordem sonder Zweifel ihren Parfum gehabt hatte. Ohne die garstige Pfeife, die sie im Ohrzipfel hängen hatte, hätte ich sie gern mit den Rosen verglichen, die ein Botaniker in sein Herbarium verwahrt, oder die ein vergeßlicher Liebhaber in sein Portefeuille hat vertrocknen lassen. Leider war die kleine Königin auch gewaltig schiefbeinig. Diese Verunstaltung schien übrigens den meisten Hofdamen eigen zu seyn. Die Frauen Ualan's, die in bescheidener Lage geboren worden sind, sind mit dieser Unzier nicht behaftet, aber die vornehmen Damen, die Prinzessinnen, die den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen auf den Matten sitzen, können, wenn sie einmal gehen wollen, sich kaum auf ihren abgemagerten Beinen erhalten. Es war ein peinliches Gefühl, die armen Frauen auf dem Verdeck einher schwanken zu sehen; da wären mir die kleinen Füße der chinesischen Damen noch lieber gewesen.

Wenn man den Blick auf die Prinzessinnen fallen ließ, welche die Königin begleiteten, so mußte man sich wundern, mit dem polynesischen Typus Physionomien gepaart zu sehen, die fast europäisch waren. Das Gesicht dieser Frauen hatte bizarrer Weise bei regelmäßigeren Umrissen, als es für gewöhnlich in Oceanien gefunden wird, eine, ich weiß nicht welche, kränkliche Zartheit, die auf ein vorzeitiges Verblühen deutete. Es war die Blässe der Wasserlilie, die hinsterbende Helle einer erlöschenden Lampe, das krankhafte Aussehn eines vergehenden Geschlechts. Der König Georg hatte mir traurige Mittheilungen über den Gesundheitszustand seiner Insel gemacht, und der Anblick eines Dorfes voll Aussätziger, das Tags vorher von uns besucht worden war, hatte diese gräulichen Andeutungen nur zu sehr bestätigt. Glücklich sind die Insulaner, deren Ufer durch ein brüllendes Felsenriff vertheidigt werden! Dann kann ihnen die Civilisation mindestens die Wundenmale nicht zutragen, womit sie die Bevölkerung von Ualan gezeichnet hat.

Die Gefühle der Königin waren nicht minder lebhaft als die ihres Gemahls. Es gab nicht einen Winkel der Corvette, der ihrer Besichtigung entgangen wäre. Sie ging, Alles erspähend, bald rechts bald links, und war über den Anblick, der auf den derben Kopf des Königs Georg einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte, auch ihrerseits vor Bewunderung ganz außer sich. Ihre Gefährtinnen folgten ihr, auf jedem Schritte ein verwundertes Geheul erhebend, was sie einzeln durch ein jubelndes Gelächter unterbrachen. Die Königin suchte ihr Entzücken nicht zu verhehlen. Sie schien außerdem von der umgänglichsten Laune zu seyn, und man hatte seine Lust an ihrem muntern Geplauder. „Ich halte große Stücke auf die Wallfischjäger," sagte sie: „sie bringen mir immer irgend ein Geschenk mit; sie machen mir Complimente, und nennen mich good belly queen (die gute dickbäuchige Königin). Dem Könige geben sie Thran, Rum und Taback. Wenn wir in mehreren Monaten kein Schiff zu sehn bekommen, so sind wir alle, der König und das Volk, mißvergnügt." Ich bot dem königlichen Paar eine bescheidene Collation an. Die Prinzessinnen hielten sich während derselben an der Cajütenthür gekauert, und die Königin warf ihnen lachend Brocken von dem Festmahle zu; aber plötzlich schien sich die Stirn des Königs zu verfinstern, und die Königin rückte mit Lebhaftigkeit ihren Stuhl vom Tische. Mein Diener trug eben einen gewaltigen Bal auf, den einer unserer Bootsleute des

Digitized by Google

Morgens, als er am Strande spazieren gegangen, mit einem Stecke getödtet hatte. „Was ist Euch?" fragte ich den König Georg. Er zeigte mit dem Finger auf das neue Gericht, das mein Diener eben vor mir hingesetzt hatte. Da fiel mir ein, daß es sich hier wohl um einen polynesischen Aberglauben handeln könnte; ich entschuldigte mich also aufs Beste, und suchte den König zu bedeuten, daß wenn wir eine der Gottheiten der Insel erschlagen haben sollten, dieses aus Unkunde und nicht in böslicher Absicht geschehen sey. Der König zuckte bei dieser Ausrede die Achsel, wie ein Feiergeist, den man beleidigt." Man muß von diesem Fisch da nicht essen, man bekömmt den Ausschlag darnach," sagte er sodann. Die Königin war offenherziger; sie gestand, daß man nicht davon essen müßte, weil er Tabu sey. Was war der Grund dieses Verbots, das auf den Südsee-Inseln bekanntlich immer einen religiösen Character annimmt und dessen Uebertretung unfehlbar mit dem Tode bestraft wird? Ich hatte einige Mühe, die gewünschte Erklärung zu erhalten. Endlich glaubte ich so viel zu verstehen, daß die Einwohner nach einem Orkan, der die Insel verheerte, die Brodfruchtbäume zerbrochen, die Anpflanzungen des Taro zu Grunde gerichtet hatte, ein ganzes Jahr von Meeraalen hatten leben müssen, die sie zur Zeit der Ebbe in den Höhlungen der Madreporenbänke fingen. Um sich diese kostbaren Hülfsquellen nun zu bewahren, hatte man seit jener Zeit die Meeraale unter den Schutz des öffentlichen Aberglaubens gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser **Maximilian I.** Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der literarisch-artistischen Bestrebungen Peutingers und des Kaisers. Nach bisher unbenützten archivalischen Quellen bearbeitet von Theodor Herberger, Archivar der Stadt Augsburg. Augsburg 1851. In Commission bei F. Butsch (vormals W. Birett). 44 Seiten. 4.

Diese Schrift ist zu bedeutsam, um hier, obgleich sie schon vor zwei Jahren erschienen, nicht in unseren Blättern auch jetzt noch zu gedenken. Wie der Titel es andeutet, gewährt sie ein mehrfaches Interesse: sie ist ein aus den Dorumenten des augsburger Stadt-Archivs geschöpfter wichtiger Beitrag zur Geschichte zweier durch gemeinsame Bestrebungen vereinten großen Männer, des augsburger Bürgers und Gelehrten Conrad Peutinger, und des Wissenschaft und Kunst fördernden und pflegenden Kaisers Maximilian I.; aber sie ist auch zugleich ein werthvoller Beitrag zur Kunstgeschichte Augsburgs und zur Zeit- und Culturgeschichte überhaupt. Fast jede Zeile ist urkundlich mit den Briefworten der in ihrem Verhältnisse zu einander Geschilderten belegt; diese Belege sind vom Verfasser aufgefunden, neu und bisher unbenutzt.

Conrad Pirkheimer wird uns S. 3—22 geschildert, wie er im Dienste der Stadt und Maximilians, der seine Sprachkunde und Beredsamkeit oft benutzte und ihm manche schwierige, auch Geld-Geschäfte, auftrug, vielfach thätig ist, stets bei demselben für Augsburg Bestes wirkend. Durch seine Klugheit wußte er beiden zugleich nützlich zu sein. — Maximilian wollte ein Bürger von Augsburg sein und heißen; er besaß dort ein Haus, und kaufte das Schloß Wellenburg: „Als Maximilian im Jahre 1504 nach Augsburg kam, stand Peutinger mit ihm schon in so vertrautem Verkehren, daß er es wagen durfte, sein noch nicht vierjähriges Töchterlein Juliane die lateinische Begrüßungsrede (— sie ist in der Ausgabe der Romanae vetustatis fragmenta, in Augusta Vindelicorum et ejus Dioecesi von 1505 abgedruckt —) halten zu lassen, während der königliche Secretär Hölzl das Kind immer nur seine „Poetin Lulilann" nannte, um sie zu necken, weil sie ihren Namen noch nicht recht aussprechen konnte." Er verlangte für die Stadt drei große Freiheiten: die Freiheit de non appellando, die Freiheit, daß auch die kaiserlichen Diener der Stadt bürgerliche Lasten tragen sollen, und die Freiheit, daß jene, welche das Bürgerrecht aufgaben, in Jahresfrist ihre liegenden Güter verkaufen und drei Nachsteuern bezahlen mußten (1506). — „Als im Jahre 1512 die Republik Venedig eine Botschaft an Maximilian sandte, um den geschlossenen Waffenstillstand in einen Friedensvertrag zu ändern, gab der Kaiser, welcher die Botschaft selbst nicht vor sich lassen wollte, seinem Rathe Peutinger den Befehl, nach Landshut zu reisen, um dort bei dem Herzog Wilhelm den venetianischen Gesandten Franciscus Capello zu hören, und dann über diese Verrichtung Bericht zu erstatten." —

In Bezug auf Künste und Wissenschaften unterhielt Peutinger mit Maximilian einen gleich engen Verkehr (S. 22—41). „Maximilian fand an Peutinger einen kunstsinnigen Gelehrten, Peutinger an Maximilian einen großmüthigen Gönner der Kunst und der Wissenschaft, und sie beide theilten den Ruhm, die Kunst und die Wissenschaft in Augsburg, und durch dieses in Deutschland gefördert zu haben." Der Verfasser stellt nun viel Spezielles und Interessantes, wie es sich sonst nirgends findet, über die Kunstarbeiten für des Kaisers Grabmal zusammen, von dem es erwiesen, daß es unter Peutingers Leitung in Augsburg begonnen und großentheils gefertigt wurde; die kleinen Bildnisse, welche noch jetzt das Grabmal in Innsbruck zieren, gehören unzweifelhaft zu den in Augsburg gegossenen. —

Peutinger besorgte den Druck von Maximilians Büchern; er beschäftigte dabei den kaiserlichen Buchdrucker Erhard Oeglin, den deutschen Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Lettern, der auch Schriftgießer war, den Buchdrucker Schönsperger; die Zeichnungen lieferte Hans Burkmaier (der Vater) und Hans Scheyfelin; sie wurden geschnitten von mehreren Formschneidern, theils Deutschen, theils Niederländern, welche Peutinger nach Augsburg zog und an deren Spitze als leitender Meister Jos Dirnecker (oft Jost de Negker genannt) aus Antwerpen stand. Die mit diesen Holzschnitten gezierten Werke sind der „Weißkunig", der „Freydal" (welcher nach Hrn. Herbergers Meinung nur das von Dr. Sebastian Brand 1513 in Augsburg bei dem jüngern Schönsperger herausgegebene Gedicht „Freidank" sein kann), der „Teurdank." (Wie es gekommen, daß die berühmte erste Ausgabe des „Teurdank" in Nürnberg gedruckt sei, darüber vgl. man S. 31. 32.) Von den 135 großen Holzschnitten des großen „Triumphwagens" des Kaisers Maximilian hat Burkmaier ohne Zweifel die meisten Blätter gezeichnet, obgleich Dürer davon auch einen großen Antheil,

Digitized by Google

besonders an den Triumphpforten hatte. Auch mehrere Bilder für das „Geschlecht des Kaisers“ oder die Genealogieen, verfertigte Burkmaier. Das Gebetbuch Maximilians, dessen nähere Beschreibung Nr. 47 unserer Zeitschrift enthält, ist in Augsburg gedruckt und artistisch ausgestattet. — „Eine andere Art künstlicher Arbeit hatte auch Peutinger für Maximilian zu besorgen; aber es ist nicht zu ermitteln, wie dieselbe näher benannt und bezeichnet werden könnte. Der kaiserliche Hofmaler Knoder wurde mit der Ausführung beauftragt. Alle darauf bezügliche Stellen in Peutingers Briefen sind völlig unerklärlich. Er spricht immer nur von den „zotenden Mendln“, welche von Knoder dargestellt werden sollen, „vom Kunig Karlein bis auf den Pawrn.“ Es ließe sich denken, daß es eine Art Kartenspiel gewesen sein möchte, welches von Knoder gezeichnet werden sollte; dagegen spricht aber doch wohl der Umstand, daß Peutinger zur Angabe der Gegenstände vom Kaiser zu eigenen Studien über die „zotenden Mendln“ aufgefordert wurde! Aus eben diesem Grunde und weil ein kaiserlicher Hofmaler mit der Ausführung beauftragt war, muß es jedenfalls eine bedeutende Arbeit gewesen sein.“ In der Anmerkung heißt es noch: „Sollten am Ende gar die sogenannten „östreichischen Heiligen“ darunter zu verstehen sein, welche in Holz geschnitten wurden? Ein Brief, welchen Dr. Brand von seinen Studien über die Heiligen aus des Kaisers Geschlecht, am 17. Dezember 1517 an Billinger schrieb, fällt gerade in diese Zeit und Peutinger schrieb mit eigener Hand auf die Rückseite den Betreff: „Mendl“.*)

Von der Theilnahme Maximilians an Peutingers historischen Studien, und der Würdigung seiner Gelehrsamkeit finden sich zwar die ersten Nachrichten in Documenten von 1505 und 1506; aber die ersten Anfänge ihrer wissenschaftlichen Verbindung gehören gewiß einer früheren Zeit an. (Wahrscheinlich kam Peutinger überhaupt zuerst im Jahre 1491 mit dem römischen Könige in nähere Berührung, vgl. S. 4.) Maximilian sandte ihm Münzen und Inschriften aus dem Umfange seines Reiches; drei Monate lang brachte Peutinger 1506 im Schlosse zu Wien zu, um mit Maximilian's gelehrten Räthen die Briefe des Hauses Oesterreich zu besichtigen und „samt Andern einen Auszug davon zu machen.“ (Nebenbei wurde er damals auch zu dringenderen Diensten in sein Gefolge nach Ungarn gezogen.) Er schrieb im Auftrage des Kaisers das „Kaiserbuch“, welches aber nie erschienen und in einem vollendeten Manuscript nicht auf uns gekommen ist; nur einzelne Fragmente werden in der augsburger Stadtbibliothek aufbewahrt, welche demselben anzugehören scheinen. Alle Hilfsmittel dazu erhielt er von Maximilian*) Der Reichthum der Peutingerschen Sammlungen, vorzüglich seiner Bibliothek, wird gerühmt; aus derselben wurden die ersten Ausgaben von Geschichtswerken, die bis dahin ungedruckt waren, veranstaltet. — „Peutingers Geschichtskunde wurde von Maximilian auch oft auf eine sehr sonderbare Weise in Anspruch genommen. So verlangte der Kaiser einmal von ihm die Namen von hundert geschichtlich berühmten Frauen, um nach diesen seine „Metzen“, nämlich die Kanonen, zu taufen.“ Auch eine Art Censoramt übte Peutinger bisweilen z. B. bei der Herausgabe der Arbeiten des Abtes Teithemius von Sponheim.

Als Nachtrag ist S. 42—44 eine kurze Nachricht von Peutingers fernerem Wirken bis zu seinem Tode (— am 28. Dezember 1547; der Kaiser war am 12. Januar 1519 zu Wels gestorben —) gegeben. Im Jahre 1534 erhielt er seinen Abschied aus den Diensten der Stadt. Er war ein Freund der Reformation, scheute aber die politischen Folgen ihrer nothwendigen Kämpfe und konnte deshalb dem Rathe, der sich zur freien selbstständigen Aenderung in Religionssachen berufen fühlte, nicht beistimmen.

Ein nach Christoph Amberger's Gemälde von Georg Wiedenbauer lithographirtes Bildniß des Mannes, „der,“ nach Beatus Rhenanus, „nicht nur der Stadt Augsburg, sondern auch ganz Schwabens unsterbliche Zierde ist,“ erhalten wir zugleich mit der sauber gedruckten Schrift.

F. L. Hoffmann.

---

*) Das „Deutsche Kunstblatt. Herausgegeben von Friedrich Eggers. 3. Jahrg. Leipz. 1852“ enthält S. 231—234: „Die von Kaiser Maximilian I. veranlaßten Holzschnittwerke und die damalige Ausübung des Farmschnitts betreffend. Von Sotzmann.“ Es wird hier bemerkt, daß in einer Quittung, welche das „Kunstblatt“ Nr. 9, S. 77 brachte, der Maler sich Hans Knoderer nennt. In Beziehung auf die zotenden Mendln ist die Vermuthung geäußert, daß darunter wilde Männer oder Waldmenschen, die häufig als Schildhalter u. s. w. erscheinen, und unter den in Peutingers Briefe auch gedachten muetern der zotenden Mendl die Weiber derselben verstanden werden könnten. Das beabsichtigte Werk sei vielleicht ein Tanz der Waldmenschen gewesen, in welchem an die Stelle des Todes in der Reihe der Stände der wilde Mann und statt des Kontrastes zwischen Leben und Tod, der Kontrast zwischen dem Naturzustande und den verschrobenen Verhältnissen der Civilisation hätte versinnlicht werden sollen. — Am Schlusse werden Bemerkungen, welche von Schuchard in Nr. 52 des „Kunstblattes“ von 1851 an einige Mittheilungen aus Herbergers Schrift über die eigenhändigen Farmschnitte der Maler geknüpft, von Sotzmann widerlegt.

In der Note 114 ist eine kleine seltene Schrift angeführt, die, wie Herr Archivar Herbreger glaubt, und auch nach Geldasts Urtheil, Peutingers Werk ist. Die hamburgische Stadtbibliothek besitzt zwei Exemplare derselben; es sind jedoch verschiedene Abdrücke, wie schon die roth und schwarz gedruckten Titel zeigen: Chronica Von vil Namhafftigen geschichten die geschehen seynd sind man zalt nach Christ geburt (Chrisgeburt) neijn hundert und dreij iae in Ungern Behem Österreich Steürmarckt (Steurmaeckt) Bayern Swaben Franken Wälsch (Wölsch) vnnd Teütsch landen biß auf (auff) das M. CCCCC. XV. Bei dem einen Exemplar ist die Signatur von Bl. 2 richtig A ij, bei dem andern falsch B ij. Auch im Satze des Textes sind mehrere Abweichungen, aber Lettern und Ziffern, so auch das große verzierte D zu Anfang sind dieselben. Dem zweiten sind Marginalien bis 1423 und hinten Ereignisse von 1524, 25, 53, 54 hinzugeschrieben. „Gedruckt zu Augspurg“ befindet sich weder auf dem Titel noch am Schlusse. — Viele Artikel, so gleich die ersten sieben, enthalten auf Augsburg (namentlich dortige Bauten und Feuersbrünste) sich Beziehendes, z. B. 1430 Do man zalt tausent vierhundert vnd dreyssig iae ist gepaut worden der thurn Lüg ins land. Vnd des selbigen iars was Burgermaister zu Augspurg mit namen Vögelin. Auch des selbigen iars fieng man mit den bichsen (bischsen) an zu schiessen zu Augspurg.

Digitized by Google

Bulletin du Bibliophile Belge, publié par F. Heussner, sous la direction de M. Sterckx. 2e Série. Tome I. 1er Cahier. Bruxelles, F. Heussner, librairie ancienne et moderne. 1853. Seite 1—48. Gr. 8.

Bei der Anzeige des letzten Heftes des neuesten Bandes des Bulletin wurde bereits bemerkt, daß diese Zeitschrift künftig, unter veränderter Direction, in Monatsheften erscheinen würde. Das vorliegende erste Heft der neuen Reihenfolge ist demnach von Umfang geringer als seine Vorgänger, aber der Inhalt ist, wie früher, sehr interessant und für Abwechslung durch kürzere Aufsätze und Notizen gesorgt.

Die erste Abtheilung: Histoire des livres et des auteurs besteht aus den folgenden Arbeiten: 1) Bibliothèque poétique, facétieuse et érotique, Nachweise einiger dahin gehörigen, zum Theil seltenen Bücher, unterzeichnet B. 2) Eine Kritik des auch in diesen Blättern (Nr. 55 dieses Jahrg.) besprochenen Werkes von Hrn. Namur, Histoire et bibliographie analytique de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, von Hrn. A. Sterckx, in welcher das Verdienstliche der Leistung anerkannt, jedoch gewünscht wird, daß statt der alphabetischen Ordnung nach den Namen der Verfasser der Abhandlungen eine systematische möchte gewählt sein. Am Schlusse der Recension wird auf vor längerer Zeit erschienene bibliographische Werke des Verfassers hingedeutet, die denn allerdings, namentlich die Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique (1838), Vieles zu wünschen übrig lassen. 3) Mélanges biobibliographiques tirés d'une collection d'autographes. Zuerst ein Brief von (dem Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig) Eleazar Mauvillon (gest. 1779), vom 12. Jan. 1765, an einen Buchhändler, ein von ihm ausgearbeitetes Dictionnaire raisonné français et allemand, welche er sehr rühmt, betreffend. Dann ein Brief des berühmten belgischen Buchdruckers Christoph Plantin an Janus Dousa, ein schönes Denkmal der Bescheidenheit des großen Künstlers, nach dem Facsimile in Hrn. H. Lempertz in Köln „Bilder-Heften zur Geschichte des Buchhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe" (vgl. Nr. 20 unserer Zeitschrift v. d. J.). — 4) A propos d'Almanachs sind Bemerkungen über das Datum des Festes der Verkündigung Mariä (25. März, auf welchen in diesem Jahre, wie 1785, der Charfreitag fiel) und die Feier desselben, von Hrn. E. Gachet, überschrieben. 5) Singularités typographiques. — Une souscription figurée, von dem fleißigen Mitarbeiter des Bulletin, Hrn. G. Brunet. Aehnliche figurirte Schlußschriften (— hier in Kreuzesform —) haben wir übrigens auch schon angetroffen. 6) Vignettes des bibliothèques des amateurs belges. Der unvergeßliche Begründer des Bulletin, Baron von Kriffenberg, hat im ersten Bande über die vorne in die Bücher eingeklebten Bibliothek-Vignetten belgischer Bibliophilen einige Nachweise gegeben, welche hier von Herrn A. Sterckx fortgesetzt und ergänzt werden, begleitet von beachtungswerthen Notizen über mehrere der Bibliophilen. (Ein eifriger und kenntnißreicher Sammler solcher Bibliothek-Vignetten überhaupt, besonders älterer, ist der in Braunschweig lebende Hr. Baron von Berlepsch. Auch eine bedeutende Sammlung von Buchdruckerzeichen besitzt derselbe.) 7) Impressions douaisiennes portées sur les catalogues de foire de l'Allemagne aux XVIe et XVIIe siècles, vom Unterzeichneten, welcher in den freundlichen einleitenden Worten übrigens mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben verwechselt ist. Eine nach den Jahren geordnete Angabe der Zahl der in Douai erschienenen, in den Meßkatalogen verzeichneten Bücher von 1565—1663, nach Hrn. Dr. Schwetschke's Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. 8) Ein interessanter Bericht des Hrn. Brunet über einen neuen Katalog (Paris, 1853, 8., 420 Seiten) der bekannten ausgezeichneten Bibliothek des Herrn A. A. Renouard, die von Paris nach der alten Abtei von Saint-Valery-sur-Somme gebracht ist; der Besitzer, dessen Catalogue de la bibliothèque d'une amateur (1819, 4 Bände) ein Meisterstück in seiner Art ist, hat fast das neunzigste Jahr erreicht. Der geistreiche Charles Nodier schrieb im Feuilleton des Journal des Débats über den erwähnten früheren Katalog: „Je ne connais pas de livre qui ressemble mieux à un ouvrage d'imagination, et cependant l'imagination n'est pour rien dans ce catalogue. Lucullus avait formé une volière où se trouvaient rassemblés et vivants presque tous les oiseaux du monde connu; mais, à quelque prix que ce fût, il n'avait pu se procurer le phénix. Chez M. Renouard, on compte des phénix par douzaines." Der neue Katalog enthält neben einigen der älteren bibliographischen Schätze einen reichen Vorrath anderer, die Hr. Brunet mit vieler Sorgfalt hervorgehoben und bemerkbar gemacht hat. Hr. Renouard besitzt z. B. 214 Pergamentdrucke!, einen Sophokles (1503) und Aristophanes (1557) mit zahlreichen Noten von Racine, eine Menge von Handzeichnungen Moreau's, Brenet's, Marillier's, Desève's, Boucher's, Eisen's und anderer Künstler zu französischen Klassikern ꝛc. Der Artikel schließt mit den Worten: „Charles Nodier parle d'un amateur qui ne pouvait lire des catalogues de livres sans éprouver des accès de fièvre; nous conseillons très-sérieusement aux bibliophiles soigneux de leur santé de ne pas jeter les yeux sur le répertoire des beaulx livres de la librairye de Sainct-Valery."

In der zweiten Abtheilung: Variétés, werden verschiedene kleine Notizen mitgetheilt, z. B. über den in Luxemburg verstorbenen Professor Clomes, der seine bedeutende und werthvolle Bibliothek der Stadt vermacht hat u. s. w.; über den durch seine stereotypirten Ausgaben bekannten Louis Etienne Herhan, u. dgl.

Eine dritte Abtheilung: Bulletin des ventes, bringt Anzeigen von französischen und belgischen Auctions-Bücherkatalogen.

Die vierte Abtheilung: Revue bibliographique ist Analysen und Kritiken neuer Bücher gewidmet; sie sind zum Theil ausführlicher, als sie bis jetzt im Bulletin angetroffen wurden und beschränken sich nicht blos auf bibliographische und literargeschichtliche Werke; unter andern ist nämlich auch Niebuhr's „Grundzüge für eine Verfassung Niederlands" und der merkwürdigen Schrift: Solutio de circuli quadratura problematis cum suis sequelis de vera inclinatione et iptici et magno astronomica periodo, auctor atque repertor R.-J.-J. O'Donnelli. Bruxellae, Perichon, 1853, 8., gedacht, und eines nicht weniger eigenthümlichen Products der belgischen Pressen: Introduction à l'étude de la science de la méthode, par L. Bara, docteur en droit. Bruxelles, Decq, 1853, 18. — Im Messager des sciences historiques,

Digitized by Google

des arts et de la bibliographie en Belgique, année 1853, 1re livraison, befindet sich ein gehaltvoller Artikel von Hrn. Van der Meersch über Hrn. Van Isegbem's Biographie de Thierry Maertens, welche wir in Nr. 50 dieser Blätter der Aufmerksamkeit deutscher Bibliographen empfohlen haben.

F. L. Hoffmann.

Pablo y Virginia. Paul und Virginie. Von Bernardin de Saint-Pierre. Mit grammatischen Hinweisungen auf Gomez und Ollendorff-Funck, einem Verzeichniß der unregelmäßigen Verbal-Formen und einem vollständigen Wörterbuche. Von M. W. Brasch, Lehrer der neueren Sprachen und Handelswissenschaften. (A. m. d. Tit.: Pablo y Virginia por Barnardin de Saint-Pierre. Traducido al Castellano por D. J. M. Aléa. Corregido y emendado por M. W. Brasch.) Hamburg. Meißner & Schirges. 1853. VIII und 220 Seiten. 8.

Der Herausgeber hatte bei der Veröffentlichung dieses Buches besonders solche Freunde der spanischen Sprache vor Augen, denen es an Gelegenheit fehlt, bei jedem Schritte einen Lehrer zu Rathe zu ziehen; das Lesen desselben bedingt nur die Kenntniß der regelmäßigen Sprachformen. Hin und wieder sind kurze Erklärungen hinzugefügt und ist auf die, auf dem Titel genannten, meistverbreitetsten Grammatiken hingewiesen worden. Die dem Anfänger schwer aufzufindenden Formen der wirklich oder scheinbar unregelmäßigen Verben sind mit liegender Schrift gedruckt, um ihn auf das vor dem Wörterbuche befindliche Verzeichniß zu verweisen. Die Orthographie anlangend, ist der Herausgeber, wie er bemerkt, aus Gründen bewogen worden, sich nicht ängstlich an die ohnehin noch nicht überall angenommenen neuesten Bestimmungen der spanischen Akademie zu binden. Das Wörterbuch füllt die Seiten 143—220, ist also vollständig genug. Wenn der Herausgeber Paul et Virginie in der Uebersetzung Aléa's als Lese- und Uebungsbuch wählte, so war dies allerdings eine gute Wahl. Theils ist der Inhalt Manchem aus dem Original oder aus Uebersetzungen bekannt, wodurch das Verständniß erleichtert wird, theils fesselt das kleine Meisterstück die Aufmerksamkeit des Lesers. Alle für das jugendliche Alter nicht passende Ausdrücke, versichert der Herausgeber, umgangen zu haben (— darauf soll wol das „Corregido y emendado" sich beziehen —), damit das Buch auch Schulbuch werden könne.

Einige kleine Notizen über Bernardin de Saint Pierre's Werk sind vielleicht sowol für Diejenigen, welche die vorliegende Uebersetzung benutzen wollen, als auch für unsere Leser nicht ohne Interesse.

Der Verfasser hatte Paul et Virginie bereits seit vier Jahren vollendet, als er sich 1787 entschloß, den Roman zu veröffentlichen. Eine Vorlesung desselben in Gegenwart von Marmontel, Saint-Lambert, La Harpe, Delille, Suard, Buffon, Thomas, Necker u. A. fand keinen Beifall; Saint-Pierre war nahe daran ihn zu verbrennen. Dem berühmten Maler Vernet verdanken wir die Erhaltung von Paul et Virginie; die Bewunderung, die er dem Werke zollte, ermuthigte den Verfasser, dasselbe drucken zu lassen. Der Erfolg war glänzend. Während Eines Jahres erschienen über fünfzig Nachdrücke und eine lange Reihe neuer Auflagen, von denen mehrere artistisch reich ausgestattete Uebersetzungen in's Englische, Italienische, Spanische, Portugiesische und Neugriechische (von Nic. S. Piccolo, Paris, bei F. Didot, 1824) folgte. H.

H. C. Andersen **Sämmtliche Werke.** Vom Verfasser besorgte Ausgabe. 1. 2. Band. (Auch mit den Titeln: Gesammelte Märchen und Historien nebst Bilderbuch ohne Bilder, und: Der Improvisator. Roman.) Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1853. VI, 422, VI, 302 Seiten. 8.

Diese deutsche Original-Ausgabe des Verfassers erscheint vollständig in 8 Bänden (zusammen von etwa 170 Druckbogen); sie wird alle seine bisjetzt in 38 Bändchen erschienenen Werke enthalten, und zwar zu dem sehr billigen Subscriptionspreise von 5 Thalern 10 Ngr.; doch ist die Subscription für das Ganze bindend; welches spätestens bis Ende Octobers dieses Jahres von der Verlagshandlung vollständig geliefert werden soll. Die äußere Ausstattung ist sauber; mußten allerdings kleinere Lettern und ökonomischer Druck gewählt werden, so ist doch Beides von besonderer Güte, die Lettern sind scharf, der Druck ist untadelhaft und das Papier weiß und stark.

Andersen's Dichtungen haben den Vorzug vor vielen andern, daß sie auch bei wiederholter Lesung stets großen und neuen Genuß gewähren und eignen sich daher ganz vorzugsweise, von mehreren andern Gründen, die zu ihrer Empfehlung gereichen, abgesehen, für eine Familien- und Haus-Bibliothek. Durch die jetzt dargebotene billige und doch ansprechend ausgestattete Ausgabe derselben, wird es nun auch minder Wohlhabenden möglich, dieselben eigenthümlich zu erwerben. Den Besitzern der sogenannten Schiller-Ausgaben deutscher und ausländischer Klassiker wird die Bemerkung nicht unangenehm sein, daß die Lorck'sche Ausgabe sich beim Einbinden bequem an dieselben anreihen läßt.

Es wird hier kein näheres Eingehen auf den Inhalt der beiden vorliegenden Bände erwartet werden. Die „Märchen und Historien" (die „Historien haben wir in Nr. 104 des Jahrganges 1852 dieser Zeitschrift besprochen), das „Bilderbuch ohne Bilder" und der „Improvisator" gehören bekanntlich zu den gelungensten und beliebtesten Productionen des dänischen Dichters. Von den sechs noch zu erwartenden Bänden wird der dritte: „Nur ein Geiger" bringen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 80. Mittwoch, den 5. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Klärchen und Senni, von Philipp Scherl ..... Seite 621
Die betende Mutter, von Philipp Will..... „ 621
Georg, der König der Ualan-Insel. (Schluß.) ..... „ 622

Literatur:

Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus ..... „ 625

Miscellen..... „ 628

Klärchen und Senni.

Schön Klärchen hat die Kissen dem Vater weich gelegt,
Besorgt ist Heerd und Tenne und Flur und Haus gefegt;
Jetzt putzt sie Schürz und Mieder, ein Veilchen steckt sie drauf:
So zwischen Mond und Sonne geht auch die Liebe auf.
Am Rain auf Moos und Halmen ruht Senni still und froh,
Schön Klärchen kommt und küßt ihn, das war wohl immer so.
Sie flüstern und sie plaudern, ihr rathet leicht wovon!
Erst laut, wie hüpfende Wellen, dann leis, wie Bienenton.

Die Blumen, ihr zu Füßen, die recken sich empor,
Und halten lang den Odem und spitzen scharf das Ohr,
Die Blumen, Kinder der Liebe, verstehn das süße Glück —
In Klärchens Wiege banden einst all' ihr Pathenstück:

Das Immergrün die Jugend, Violen ihren Sammt,
Die Tulpe milden Schimmer, wie Gold auf Marmor flammt,
Die Lilie ihren Atlas, das Veilchen seinen Stern,
Die Rose ihren Purpur — wer trüg' den Schmuck nicht gern?

Die Stirn auf Senni's Schulter, die Hand in Senni's Hand —
So mag die Hoffnung lehnen an stolzer Felsenwand.
Der Falter schließt die Flügel, das Bienchen kehrt zum Stocke,
Verstummt ist Huf und Egge, die Drossel und die Glocke.
Ein Röschen sprang vorüber, die Rüde weckt sie kaum —
O süßer Brand der Lippen, o zarter Feentraum!
Im Rosenblatt genistet, singt Nachtigall ihr Amen,
Jetzt giebt der letzte Purpur dem Bildniß gold'nen Rahmen.

Philipp Scherl.

Die betende Mutter.

Was betest Du, o Mutterherz!
Für Deines Kindes reine Seele,
Daß sie dem Licht sich dort vermähle,
Wo keines Schmerzes Thräne rinnt?

Dein Kind ist frei, Dich brennt der Schmerz.
Des Trostes Kelch für Deine Wehen
Reicht Dir ein Engel aus den Höhen,
Und — seh! der Engel ist Dein Kind.

Philipp Will.

Digitized by Google

Georg, der König der Ualan-Insel.

(Beschluß)

Die Sonne war im Begriff zu verschwinden, als der König Georg sich endlich entschloß, die Corvette zu verlassen. Seit länger als einer Stunde hatte er eine Zerstreuung gefunden, die ganz nach seinem Geschmacke zu seyn schien. Eine Nähnadel und einen Seilerspinnlappen in Händen, war er ganz ehrbar beschäftigt an einem Segel zu nähen, das unsre Leute in der Batterie ausbesserten. — Ich versprach ihm, daß ich ihm einen Gegenbesuch machen wollte, und noch denselben Abend, um die Stunde, wo das Volk von Ualan auf seinen Fersen hockend gierig seine Popoie*) verschlingt, ließ ich mich am Eingange des Dorfes ans Land setzen. Der erste Insulaner, der mir begegnete, beeilte sich, mich zum Könige zu geleiten. Eine sehr niedrige Thür zwang mich, mich bis zur Erde zu bücken, um zu einem geräumigen Hofe zu gelangen, den eine Binsenpallisade umgab. Ich hatte schon bemerkt, daß kein Bewohner der Insel, und wenn er auch Häuptlingsrang hatte, es wagte, sich vor dem Herrscher von Ualan aufrecht zu halten. Die Kanaks, welche dieser König zutraulich anrief, näherten sich ihm nie anders als kriechend. Eine so strenge Etikette war mir als das Maaß der orientalischen Unterwürfigkeit erschienen; indessen hatte die Haltung der Unterthanen des Königs Georg, wie das mit den meisten Gebräuchen der Fall ist, die den Reisenden auf den ersten Blick in Verwunderung setzen oder woran er Anstoß nimmt, ihren Ursprung in den Bedürfnissen einer Civilisation, die noch unvollständig ist. Dieser geheimnißvolle Ursprung wurde mir durch die Pferde zu der königlichen Behausung offenbar. Die polynesischen Despoten hatten in der Umzäunung ihrer Residenz deshalb so niedrige Eingänge anbringen lassen und ihren Unterthanen eine so genirende Haltung zugemuthet, um sich vor einem plötzlichen Anlauf des Verraths sicher zu stellen. Sie wollten nicht, daß ein Feind mit erhobenem Haupte und den Arm zum schlagen bereit zu ihnen kommen konnte. Da sie keine andere Waffe als die Keule zu befürchten hatten, so glaubten sie von niemandem etwas zu befürchten zu haben, der sich ihnen gegenüber demüthig gebückt hielte. Wer sich vor der königlichen Majestät aufrecht erhielt, es wagte, sich mit seinem Monarchen au niveau oder wohl gar höher zu stellen, galt, weil gefährlich, für einen Verbrecher.

Eine grobe Matte bedeckte den Boden des Hofes, auf dem ich mich eingeführt hatte. Dem Eingange gegenüber erhob sich die Behausung des Königs Georg. Beim Anblick dieses ovalen Gebäudes, das lediglich aus Binsen und geflechtenen Gräsern angefertigt war, hätte man es für einen riesigen Birnenkorb halten mögen. Dieser ländliche Palast war dennoch ein Meisterstück der Industrie und der Geduld. Von allen Indianerhütten war er unstreitig der zierlichste und sinnreichste, den ich noch gesehen hatte. Was die Ausmöblirung betraf, so war dieselbe, das muß ich sagen, höchst einfach. Zwei hölzerne Bänke, eine ziemlich feine Matte, und ein Koffer, auf welchem eine mit Thran gefüllte Lampe stand, das war Alles, was der Nacktheit der königlichen Wohnung abhalf. Es war ein prachtvoller Abend; der Mond stieg langsam am Himmel auf. Der König Georg und die Königin kauerten in der einen Ecke ihrer Matte; ich setzte mich zu ihnen, wir zündeten unsere Cigarren an und ließen dann der Unterhaltung freien Lauf. Das Englisch des Königs Georg war leider nicht immer zu verstehen, und die Sprache der Königin war ein schwer zu entzifferndes Gezwitscher. Ich würde diesemnach die Insel Ualan sehr unbefriedigt über die Punkte, worüber ich gerne Auskunft gehabt hätte, verlassen haben, wenn der König nicht den geschrutten Einfall gehabt hätte, ein Paar an seinem Hofe angestellte Sprachenkundige holen zu lassen, die uns nicht allein als Dollmetscher dienten, sondern auch bald einen regen Antheil an der Unterhaltung nahmen.

Der König Georg übte — es ist Zeit ihm diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen — die Gastfreiheit gleich einem Medicis. Sein Hof stand allen Fremden offen, die das Schicksal auf seine Insel führte. Es ereignete sich oft, daß ein Schiff von Sydney oder den Vereinigten Staaten, wenn eines Theils seiner Mannschaft durch Desertion beraubt, sich auf verschiedenen Punkten Oceaniens neu recrutirte. Nach beendigtem Fischfang setzten diese Schiffe dann aber die Indianer, deren Dienste sie nicht weiter bedurften, undankbarer Weise auf der ersten Insel, die ihnen aufstieß, aus. Der König Georg nahm diese armen Schelme jedoch willig auf, und Dank den ansehnlichen Einkünften seiner Civilliste, durften seine Gäste, wie zahlreich sie auch sein mochten, nie fürchten an Popoie Mangel zu leiden. Die zu Ualan ausgesetzten Insulaner waren Leute, die die Welt gesehen hatten. Ihre Erfahrung kam der etwas unklaren Kunde, die der König Georg über alles das sich erworben hatte, was über die Gränzen seiner Staaten hinausging, häufig zu Hülfe. Der mißtrauische Despot sah außerdem in ihnen ein Mittel, einige intrigante Häuptlinge, in welchen er gehrime Competenten erkannt hatte, von den Geschäften zu entfernen. Er hatte deshalb die meisten hohen Kronämter in ihre Hände gelegt. Ein Indianer aus Rotumag, schwarz von Farbe und welligten Haares, war Hafencapitain von Chabrol geworden. In seiner abenteuerlichen Laufbahn bis zu den Küsten von Amerika verschlagen, hatte Tom in der peruanischen Cavallerie gedient und sprach sowohl spanisch als englisch. Ein anderer Ausländer gehörte auf einer der Sandwich-Inseln zu Hause. Ein Dritter, Antonio, war von einer Tonga-Insel gebürtig. Er war von einem amerikanischen Schiffe nach einer unergiebigen Reise auf der Insel Pleasant ausgesetzt worden. Diese Insel, die von einem fast unübersteiglichen Felsenriff umschlossen ist, liegt gleich einer einzelnen Klippe mitten im stillen Weltmeere. Nur wenige Schiffe wagen es, sich ihr zu nähern. Ein englischer Sträfling, der langer Bill, führte dort nach dem Rechte der Macht und der Gewalt das Regiment. Nachdem er einen französischen Deserteur vergiftet, der eine geraume Zeit sein Rival gewesen war und ihn in Zügel gehalten hatte, war er dahin gelangt, über die Eingebornen eine unumschränkte Gewalt auszuüben. Antonio machte sich die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, zu Nutzen, um diesem wilden Despotismus zu entrinnen: ein Wallfischjäger nahm ihn um den Preis von fünf Schweinen auf und setzte ihn zu Ualan wieder aus. Dieser arme Schelm, der von einer Insel zur andern geworfen worden war, sprach

*) Dies Gericht, das gewöhnlich auf einem Bananenblatte aufgetragen wird, ist nichts weiter als die mit der Cocusnuß durchgeknetete Frucht des Brodbaumes. Man backt aus dieser Mischung einen gewaltigen Kuchen, in dessen Mitte ein jeder Gast nach der Reihe mit den Fingern hinein langt.

Digitized by Google

wundersam geläufig englisch, und ich verdanke ihm die meisten Auskünfte, die ich mir in meinen Conferenzen mit dem Könige Georg habe sammeln können.

Die Gewalt ist nicht absolut erblich auf der Insel Ualan. Beim Tode des Monarchen versammeln sich sämmtliche Häuptlinge in dem Gemeindehause, da, wo die großen Piregen aufgehängt sind, und dürfen dasselbe nicht eher wieder verlassen, als bis der neue König gewählt worden ist. Die beiden Candidaten der Thronfolge waren im Jahre 1850 der Bruder des Königs Georg, Canker, und sein ältester Sohn Cäsar. Es war uns nicht möglich, den umsichtigsten Monarchen Polynesiens dahin zu vermögen, daß er sich erklärte, wen er von Beiden wohl am liebsten zum Nachfolger haben möchte.

Die Attribute des Königthums beschränken sich in diesem kleinen Reiche nicht auf eitle Attribute. Der König ist alleiniger Gebieter über Grund und Boden von Ualan und Lele, auch gehört ihm das Monopol des Handels zu. Sobald sich ein Wallfischjäger im Osten oder Westen der Insel einstellt, ist der König Georg immer der erste, der zu ihm an Bord geht. Er bietet dann Früchte, Taro und Yamswurzeln an, wogegen er sich Taback und Rum ausbedingt. Von Letzterem eignet er sich stets den Löwenantheil zu. Trotz dem nennen seine Unterthanen, gerührt durch seine Freigebigkeit, ihn einen vortrefflichen König, einen geschickten Politiker, mit einem Worte, und wie die Königin sich ausdrückt, einen Mann, der weit in die Zukunft sieht a good look out. Was den Grund und Boden betrifft, so vertheilt der König Georg ihn unter die verschiedenen Häuptlinge. Er behält sich davon seinen besonderen Theil vor, und bezieht außerdem von den übrigen einen Zehnten. Die niedere Classe bebaut die Domainen der Aristocratie, und ihre Fueros scheinen sich auf die Berechtigung, nicht Hungers sterben zu dürfen, zu beschränken. Genauerer Art sind die Privilegien der Häuptlinge: sobald sie ihren Zehnten bezahlt haben, sind sie dem Souverain zu nichts weiterem verpflichtet. Letzterer kann an ihre Ergebung appelliren und ihnen die Nothwendigkeit freiwilliger Gaben klar machen; meistens muß er sich jedoch an seine Casbah halten, wenn seine Civilliste nicht ausreicht. Dieser große Koffer, das Geschenk eines Wallfischjägers und den ich gleich beim Eintritt in das Gemach des Königs Georg wahrgenommen hatte, bewahrt die geheimen Ressourcen, die ihn immer aushelfen. Er enthält gestreifte Hemden, Tabackspakete, zwei oder drei Handvoll Dollars, mit welchen der König Georg indeß nichts anzufangen weiß, und unter diesen Gegenständen von geringem Werthe die in Ehren gehaltenen Fischangeln von Perlmutter, die noch heutzutage als die einzige coureante Münze der Insel gelten. Diese Angeln werden von europäischen Schiffen, die sich dieselben billig auf den Inseln Marshall und Gilbert verschaffen, nach Ualan gebracht. Sie sind aus zwei Stücken Perlmutter gebildet, das eine breit und flach, das andere rund und spitz, beide durch Cocuszwirn zusammen gehalten. Der König hat allmählig eine Menge dieser Angeln gesammelt, und sie fallen dem Cäsar als Erbtheil zu, falls Canker die Krone usurpiren sollte.

Worüber ich vor Allem gern im Klaren sein wollte, das waren die religiösen Begriffe des Königs Georg und seiner Unterthanen. Nach Antonio's Behauptung sollten die Eingebornen von Ualan nur einigen plumpen Aberglauben statt aller Religion haben. „Wenn es stark wehet, und sich am Himmel ein dickes Gewölk sammelt, habe ich gesehen," sagte er, „daß sie zu Gewehren oder Steinen greifen, um die Geister der Verstorbenen, die sie für losgelassen halten, in die Flucht zu schlagen. Was die Gottheit, die sie anbeten, betrifft, so habe ich nie dahinter kommen können, es müßte denn der Meeraal sein, das einzige auf der Welt, das dies Volk hier zu verehren scheint." Die Einwohner von Ualan hätten sonach keine Ahnung von einem höheren Wesen, keine, wenn auch nur plumpe, Vorstellung von einer Gottheit? Es wurde mir schwer, das zu glauben. Aber man mache einmal den Versuch, mit dem Könige Georg über einen Gott zu sprechen, dem allmächtigen Schöpfer dieser Welt, der weißen Menschen und der Kanaks, und er wird mit Lächeln darauf antworten: gesehen habe ich ihn nie, aber von den amerikanischen Wallfischjägern ist mir schon dergleichen erzählt worden. Was die Königin betrifft, die macht weniger Umstände, und antwortet darauf keck, das sei Alles Narrenkram — all humbog. Darin sind sich übrigens beide Gatten einig, daß ein Mensch, wenn gestorben, und, mit schweren Steinen zugedeckt, beerdigt, nichts mehr zu erwarten und zu verlangen habe. Wenn man zu dem Könige Georg sagt: „König Georg, was wird aus Euch, wenn Ihr gestorben seid?" so wird er antworten: „man legt mich in ein Loch!" und dabei wird er bleiben, man mag seine Frage einkleiden, wie man will. Ich verbürge mich, daß der König Georg nie eine Ahnung von der Unsterblichkeit der Seele gehabt hat. Es mag dieserhalb ein mehr oder minderer Aberglauben unter seinen Unterthanen obwalten, seine brutale Philosophie theilt ihn sicher nicht. Wenn der König Georg sich gutmüthig und friedfertig beweist, und allgemein für einen good belly man gilt, so hat das nicht darin seinen Grund, daß er in einer anderen Welt für sein Benehmen auf dieser Erde einen Lohn erwartet. Seine politischen Tugenden sind nur die Frucht eines glücklichen Naturells und insbesondere einer außerordentlichen Umsicht. Die Weißen respectiren, und mit den Schiffen in Frieden leben, die Taback, perlmutterne Fischangeln und vor Allem den köstlichen Rum nach Ualan bringen, das sind die großen Moralprincipien, von welchen ihn bis jetzt nichts abwendig zu machen im Stande gewesen ist.

Die skeptische Gleichgültigkeit des Königs Georg schien auf seine Unterthanen übergegangen zu sein. Nichts auf der Insel, bei der wir angelegt hatten, deutete auf das Vorhandensein eines religiösen Cultus. Das Volk auf Ualan glaubte nur, wie es von Antonio behauptet worden war, an Gespenster und hatte nur Verehrung für Aale. Die von den polynesischen Racen so sehr in Ehren gehaltenen Legenden, die überall anderswo in Tänzen und in Volksgesängen bewahrten Nationaltraditionen schienen hier spurlos und unbedauert verloren gegangen zu sein. Hundert Lieues von Ualan, auf einem andern Punkt des Archipelagus der Carolinen, auf der Insel Punipet, findet man einige Erinnerungen von einer Urgeschichte wieder vor, welche den Völkern der beiden Inseln, die augenscheinlich eines und desselben Ursprungs sind, hat gemeinsam sein müssen. Die Traditionen Punipet's gehen bis zu der fabelhaften Zeit zurück, wo ein Riesengeschlecht die polynesischen Inseln bewohnte. Dasselbe war eine regsame Race, eine unermüdliche Familie von Arbeitern. Die Einen beschäftigten sich damit, die Gebirge auszuhauen, die Anderen gruben krumme Canäle und Häfen, umgaben Punipet mit einem weiten Korallengürtel, oder warfen spielend mit den schweren Basaltblöcken herum. Aus dieser Epoche schreiben sich

Digitized by Google

die Denkmäler her, deren Trümmer vielleicht eines Tages von einer üppigen Vegetation begraben werden, die aber augenblicklich noch den erstaunten Seefahrern die Arbeiten der Azteken und der Aegypter ins Gedächtniß zurückrufen. Eine ganze Stadt, ohne Kalk, aus fünfeckigten Prismen erbaut, bedeckt mit ihren Trümmern den Boden, wo die gegenwärtige Generation ihre Gräber angelegt hat. Diese Ruinen sind das unzerstörbare Werk der Riesen. Die Indianer von Punipet nähern sich ihnen nie anders als mit Schaudern. Sie erzählen, daß die Baumeister, welche diese soliden Mauern aufgeführt, sich Schlachten geliefert hätten, und nur darauf bedacht gewesen wären, einander zu tödten, als sie keine Steine mehr gehabt hätten, um sie auf einander zu häufen. Nur drei wären am Leben geblieben, ein Vater mit zwei Söhnen. Da seien die Kinder daran gegangen, einen bis in den Himmel reichenden spitzen Berg aufzuthürmen, der Vater aber habe seine Muße dazu verwendet, die Insel in zwei Theile zu theilen: zuerst habe er den Canal gegraben, der gegenwärtig den Hafen von Metalelim bildet, wobei ihm die beiden Felsen, welche den Paß scheiden, dienten, seine großen Füße darauf zu stellen. Als er mit seinen Arbeiten bis zu dem Hintergrunde der Bai gekommen war, wollte er seinen Canal mitten durch das Gebirge führen, das seine Söhne mühsam aufgebaut hatten. Ein jeder wollte nun sein eigenes Werk behaupten, und da kam es zu einem unnatürlichen Kampfe, in welchem das Geschlecht der Riesen unterging. In diesem Augenblicke landeten funfzig Menschen, die eine Pirogue aus fernen Ländern herbrachte, auf dem Gestade von Metalelim. Sie betrachteten schauernd die riesigen Arbeiten ihrer Vorgänger, und errichteten ihre Strohhütte am Ufer des Meeres. Von ihnen sind hernach die fünf Stämme von Punipet ausgegangen.

So erhalten sich, einige Lieues von Ualan, die Sagen zweier verschiedener Einwanderungen. Die erstere hat die Denkmäler errichtet, welche Cook und Laperouse auf der Osterninsel wahrgenommen haben, die von Anson und den Officieren der Uranie auf den Marianen bewundert worden sind, und die man zu Punipet wiederfindet, an einander völlig fremden Orten in Oceanien, selbst auf der vergessenen Insel, die von uns besucht worden war. — Jenem industriösen Geschlechte sind neue Colonisten gefolgt, die von ihren Vorgängern nur die ersten Rudimente der Civilisation gekannt zu haben scheinen. Jene würden, nach ihren Werken zu urtheilen, die Künste und Bedürfnisse eines weit mehr ausgebildeten gesellschaftlichen Lebens begründet haben.

Was die Officiere der Danaïde während ihres Aufenthalts auf der Insel von den religiösen Begriffen der Bewohner von Punipet zu bemerken Gelegenheit gehabt hatten, das deutete ein sanftes und friedliches Volk an. Da ist von keinen Menschenopfern, von keinen blutigen Verstümmelungen die Rede, wodurch so viele andere Völkerschaften Oceaniens sich der Gottheit wohlgefällig zu machen meinen. Jeder Einwohner scheint sich seine Schutzgottheit gewählt zu haben. Dem Einen ist das eine Taube, dem Andern, wie den Ualanern, ein Meeraal. Diesen Göttern ihrer Wahl erweisen sie eine unverbrüchliche Achtung. Ein jeder Indianer, der sich eines sacrilegischen Mordes schuldig macht, muß, wenn solcher auch unwillkürlich begangen wäre, vor seinem Stamme flüchten. Ein so einfacher Cultus erheischt weder Tempel noch Priester. Die Stämme zu Punipet haben jedoch Männer, die sich darauf verstehen, einen Blick in die Zukunft zu thun und sich mit den Geistern zu unterhalten. Die geheimnißvolle Macht, die ihnen beigemessen wird, giebt diesen Thaumaturgen ein Ansehen und eine Gewalt, die kaum der der Häuptlinge nachsteht. Bei allen wichtigen Ceremonien werden sie stets eine Rolle zu spielen berufen. Ihnen wird bei den Festen ein besonderer Platz aufbewahrt, und der erste Becher Kawa ist der ihre. Ihr Wissen kömmt hauptsächlich beim Kuriren von Krankheiten in Betracht. Wenn man in dem Studium des Volksaberglaubens die Wiege der auf dem Erdball zerstreuten Nationen suchen will, so wird man nicht ohne einiges Befremden in dem medizinischen Verfahren dieser polynesischen Zauberer die Prozeduren der chinesischen Bonzen und die der mongolischen Magier wieder erkennen. Sobald ein Indianer über Unwohlsein klagt, rufen seine Angehörigen den großen Arzt des Stammes zu seiner Hülfe herbei; hat es mit dem Uebel wenig auf sich, so verordnet der Arzt irgend einen Aufguß, wenn es aber bedenklicher Art ist, so müssen übernatürliche Mittel angewandt werden. Auf der Insel Punipet giebt es geheiligte Anhöhen, in deren Nähe sich nie ein Indianer wagt, und nach diesen Anhöhen hat sich die Seele des Kranken geflüchtet. Sie muß nun gezwungen werden, zu dem Körper, den sie verlassen hat, zurückzukehren und ihn aufs Neue zu beleben. Aber da darf kein Augenblick gesäumt werden, denn sonst wird die vagabondirende Seele von riesigen Flügeln, die zusehends größer und größer werden, gen Himmel getragen. Der Arzt macht sich also auf den Weg, und wagt es, die Anhöhe zu ersteigen. Gelingt es ihm nun, die Seele, die er sucht, zu erhaschen, so sperrt er sie in eine Cocusnuß und gießt sie mit deren Milch dem Kranken über den Kopf aus. Aber vielmals, ach! hat die Seele schon die Erde verlassen, ist fort; der Arzt hat es gesehen, wie sie mit ihren schwarzen Häutchen die Luft durchschnitten hat. Wohin? Das ist eine Frage, die zu beantworten schwer hält. Die Eingebornen sagen: „sie ist weit, weit von hier gegangen, an einen Ort, wo sie von den ihr vorangegangenen Seelen erwartet wird. Diese müssen gebeten werden, den Verstorbenen, den man beweint, gut zu empfangen, und es müssen ihnen dessen Tugenden, Güte und Tapferkeit auseinander gesetzt werden, damit sie sich der Ankunft des neuen Gefährten, den ihnen die Erde sendet, erfreuen. Zu dem Ende müssen die Vasallen, die Freunde, die Verwandten des Abgeschiedenen sich häufig an seinem Grabe versammeln, um sein Lob zu feiern und lange Trauerhymnen für ihn anzustimmen." Wer glaubt nicht in diesen naiven Reden die alten Kinder der asiatischen Steppen, die ehrlichen und leichtgläubigen Mongolen zu erkennen, unter deren Zelten unsere beiden heldenmüthigen Missionnaire, die Patres Huc und Gabet so lange geweilt haben?

Ich hatte ein Vorgefühl von dem Interesse gehabt, das die mystische Theodicea der Carolinen enthalten würde; aber es war nicht der König Georg, der meine Neugier in diesem Stücke befriedigen konnte. Wir verständigten uns besser, wenn wir uns über die ackerbaulichen Ressourcen seiner Insel unterhielten. Der König Georg war mit Recht stolz auf die wunderbare Fruchtbarkeit seiner Staaten, und wie wenn er mich hierüber hätte blenden wollen, hörte er nicht auf sie zu rühmen. Nach seinem zweiten Besuche an Bord der Corvette hatte er alle Häuptlinge nach dem Gemeindehause berufen, ihnen von dem Glanze der Bayonnaise erzählt, und dabei zu verstehen gegeben,

Digitized by Google

daß es wohl in der Ordnung wäre, daß sie ihren Gebieter in Stand setzten, die Aufnahme und die Geschenke zu vergelten, die ihm von diesen furchtbaren Fremden zu Theil geworden seien. Bald stellten sich denn in der That auch eine Menge Piroggen ein, die mit Tacos, Früchten vom Brodbaum, Yamswurzeln, Zuckerrohr und Cocusnüssen beladen waren und das Verdeck der Corvette mit diesen Geschenken des Königs Georg überschütteten. Ich wollte dawider protestiren, und dem zu großmüthigen Fürsten begreiflich machen, daß er durch eine so außerordentliche Freigebigkeit Gefahr liefe, seine Insel in Hungersnoth zu versetzen. Er lächelte über meine Besorgnisse, und zählte an den Fingern zehn Arten Wurzeln her, die nöthigenfalls die Früchte des Brod- und des Cocusnußbaums ersetzen könnten. Das Zuckerrohr war das einzige auf der Insel, womit es knapp war, und die einzige Bodenfrucht, die dem Tabu unterworfen zu sein schien. Alle diese Reichthümer habe ich für Jahre, wo der Ocean Verheerungen anrichten möchte, noch mit neuen Hülfsmitteln zu vermehren gesucht: ich habe dem Könige einen Korb Kartoffeln, zwei oder drei Säcke Bergreis und ein Fäßchen Canton Schminckbohnen überlassen. Aber ich zweifle, trotz aller mir gemachten Versprechungen, gar sehr, daß die genannten Artikel der Erde anvertraut worden sind; denn es fällt den Eingebornen von Ualan nie ein, an die Zukunft zu denken: sie theilen die Sorglosigkeit der Kinder und überlassen sich nur zu willig der Lauheit, welches das entnervende Klima der Tropen einflößt. Das Aufsuchen eines neuen Genusses ist in ihren Augen der Mühe nicht werth, um welche solche erworben werden muß. Die Thiere, welche ihnen die Wallfischjäger zu verschiedenen Zeiten mitgebracht haben, sind längst wieder in Freiheit gesetzt worden: die Schweine laufen im Gehölze umher und die Hühner haben sich verwildert. Nebst den prächtigen Tauben mit der opalfarbenen und rubinrothen Brust, welche die Wälder der Insel füllen, gewährten uns diese Hühner eine zugleich ergiebige und leichte Jagd. Die wilden Hühner auf Ualan stehen im Geschmack und im Duft den Fasanen in Europa nicht im Geringsten nach.

Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Erster Theil. Die ebene Schweiz. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1853. (VI u.) 246 Seiten. 8.

Ueber die Schweiz und einzelne Theile derselben ist so viel und in der verschiedensten Form geschrieben, daß Neues kaum zu erwarten, eine neue Art der Darstellung aufzufinden zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Herr Buddeus überrascht uns in doppelter Hinsicht. Er hat aus Standpunkten, die seine Vorgänger nicht kannten oder vernachlässigten, der Schweizer Grund und Boden, ihr Treiben und Thun beobachtet, welche ihm Ansichten und Auffassungen gewährten und möglich machten, die nicht zu den längst bekannten zu zählen sind und manche Zustände des Landes in neuem Lichte erscheinen lassen. Auf bisher weniger beachtete großartige Landschaftsörtlichkeiten, Gebirgsformationen, Naturerscheinungen u. dgl. ist überall die Aufmerksamkeit gelenkt und, wer auch die ebene Schweiz schon wiederholt besuchte, wird im Verfasser einen Führer finden, der ihm den Weg zu Ungesehenem oder Uebersehenem zeigt. Was das Menschenleben in der Schweiz, dem zweiten, auf dem Titelblatte genannten Hauptgegenstand des Buches, anlangt, so ist es hinreichend nur den Abschnitt: In St.-Gallen zu lesen, um das Eigenthümliche der Mittheilungen zu erkennen. Ob der Verfasser stets das Rechte getroffen, darüber zu entscheiden steht uns freilich nicht zu. — Die Darstellungsart weicht von derjenigen gewöhnlicher Touristen-Bilder und Briefe, geographisch-statistischer Gemälde und Wegweiser durch die Schweiz bedeutend ab; sie nähert sich dem Stile, welcher bei Vorlesungen für „gebildete Zuhörer" vorzuherrschen pflegt oder doch vorherrschen sollte; lebendige Schilderungen der Gegenwart wechseln ab mit Rückblicken in die Vergangenheit, so daß wir hin und wieder ein interessantes Stück Schweizergeschichte erhalten, mit, jedoch zweckmäßig begrenzten Erörterungen staatlicher, sittlicher, religiöser, industriöser Verhältnisse, Alles in gewählter Sprache.

Die neun Abschnitte, in welche das Ganze zerfällt, sind überschrieben: Am anderen Ufer. — Ein Blick ins Thurgau. — Nach St.-Gallen. — In St.-Gallen. — Die appenzeller Landsgemeinde. — Appenzell-Innerrhoden. — Am Sentis. — Das Toggenburg und Einsiedeln. — Stadt und Land Zürich.

Dem Abschnitte: In St.-Gallen entlehnen wir einige Bruchstücke. Nachdem die Stadt an ihren stillen Tagen (Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag) geschildert ist, heißt es:

„Entschlief man an einem dieser Tage in einer wenig anregenden Mittelstadt, so wird man am Mittwoch und Sonnabend Morgen vom aufbrausenden Lärmen eines volkreichen Handelsplatzes erweckt. Am frühesten klingeln durch die noch schlafesdunkelnen Gassen kleine Ziegenheerden, welche dem Kranken mit ihrer Milch Hülfe bringen sollen. Ihnen zunächst folgen die Seeländerinnen mit den Blaufelchen, Trischen und andern Fischen des Bodensees, welche sie stöhnenden Lautes langgedehnt ausrufen. Ungefähr gleichzeitig klappen auch die eiligen Schritte der eigentlichen Verkäufer von Victualien durch die Straßen, deren Häuser allmälig am Morgenleben theilzunehmen beginnen. Jetzt gehen schon die Verkäuferinnen bunt durcheinander, einzelne Wagen rollen dazwischen und bald bilden sie eine fortlaufende Reihe in den vier Hauptstraßen. Bald ist allerwärts ein Drängen und Treiben, daß man sich nur mit Mühe hindurchwinden kann, allerwärts versperren Wagenburgen die Passage, und man hat Zeit genug zu der Bemerkung, daß diese von äußerst wenig zweispännigen, von Leiter- und Lastwagen fast gar nicht zusammengebaut sind. — Unterdessen hinter uns neues Gescheer und Gedräng! Eine der gigantischen Eilposten schiebt sich ungeduldig durch die Menge, macht immer fruchtlose Versuche zum gewohnten Trabe und muß später im Freien versuchen, die verlorenen Minuten mit verdoppelter Eile einzuholen. — Aber wo blieb der eigentliche Wochenmarkt, dessen Verkäufer doch in Schaaren herangezogen? Man sieht nur sporadische Andeutungen davon — hier einen Geflügelhändler, dort eine Reihe Gemüsehökerinnen? Er ist vortrefflich in den weiten Räumen des sogenannten „Schmalzhauses" zwischen Post und Abteihof, also außerhalb des Hauptstraßenkreuzes untergebracht, am Markte blieben nur einzelne Theile; die Metzger verkaufen beim Schlachthof. Wäre aber keine solche Vertheilung des Lebensmittelmarktes eingerichtet, so hätte der Markttag absolut keinen Platz in der Stadt. Denn das Gedränge von halbbäuerlich gekleideten Männern, unter denen

Digitized by Google

kaum jemals eine ausgesprochene Nationaltracht auftaucht, gilt nicht dem Speise- und Wirthschaftsbedürfniß der Stadt. Einen derartigen Marktverkehr hervorzurufen, wäre die Einwohnerzahl zu gering. Unter jenen halbbäuerlich Gekleideten befinden sich dagegen nicht wenige, welche an einem einzigen Tage für mehre tausend Gulden umsetzen. Es sind fast lauter Fabrikanten.

Häufig ganz abseit von Ortschaften, Flecken und Straßen, dagegen immer an einem Wasser, baute die Mehrzahl derselben ihre Werkstätten. Gewöhnlich mußten sie den Weg erst fahrbar erweitern, um nur die Rohstoffe dorthin zu bringen. Dann kamen an jedem Morgen aus noch einsameren Weilern und Hütten Arbeiter, um das Gewebe zu produciren. Gerade so wie es aus ihren Händen kommt, ladet es der Fabrikant auf den langen offenen Kasten, welchen sein Wägelchen anstatt eines Bediententritts hinter dem Chaisensitze hinausstreckt. Damit fährt er nach St.-Gallen und weckt die Stadt aus ihrem Halbschlummer des vorhergehenden Tage. Indem sich die geschlossenen Jalusien und Fensterladen der obern Stockwerke aufthun, blicken die Häuser mit hellen Augen lebenslustig in die Welt. Der Fabrikant hat dort seine Waaren niedergelegt und tritt ganz einfach auf die Gasse, um Käufer zu erwarten. Ist er schon renommirt, so wird er vom Kaufmann ebendort gesucht. Meistens mit baarem Gelde oder einfachen Anweisungen macht sich der Handel ab und beide Theile beginnen wieder auf der Gasse weitere Geschäfte. Der Fabrikant muß überdies an den Markttagen auch für mancherlei Wirthschaftsbedürfnisse sorgen. Und er trifft den Holzlieferanten, den Maschinenfabrikanten, welche er während der übrigen Wochentage in der halben Ostschweiz umsonst suchen könnte, ebenfalls zu St.-Gallen auf der Gasse. In getragenen und gefahrenen Ballen sammelt sich unterdessen das Fabrikat im Hause des Kaufmanns, von wo es nicht etwa jetzt schon in den Welthandel tritt, sondern erst wieder in den St.-Galler Manufacturen vertheilt wird. Zur Bleiche wandert das eine Stück, in die Appreturfabrik jenes; der Ballen Shawls muß erst noch mit Franzen umgeben werden, jener mit Kleidern zertheilt, in Cartons gepackt u. s. w. Unterdessen arbeitet aber schon der Kistler eifrig an den hölzernen Reisekleidern der Prachtstoffe, der Schlosser an den Eisenbändern, welche vorsorglich für den weiten Weg nach dem Orient oder Amerika darüber gelegt werden, und der Fuhrmann fragt vorläufig im Comptoir nach der Größe und Abgangszeit der nächsten Sendung.

Diese Gänge sind überall dieselben — kann man freilich sagen. Im Wesentlichen ja, nicht aber in der Weise. Anderwärts sieht man schon gar nicht die einzelnen kleinen Quellen und Bäche so unmittelbar in der Stadt zum großen Handelsstrome zusammenfließen; der Kaufmann kauft anderwärts meistens schon im Hause des kleinen Fabrikanten, und dieser bringt die Waare nicht in gleicher Weise zum Handverkauf herangefahren. Sie kommen überdies fix und fertig an, oft schon für die Weitersendung verpackt, während hier die ungebleichten Gewebe, die herrlichsten Weißstickereien auf verkuittertem und gelblichem Grunde, die salopp zusammengewickelten gefärbten Stoffe sich gar nicht wie neu und werthvoll ausnehmen. Hand- und Maschinenproducte mischen sich ungeregelt durcheinander, Hand- und Maschinenarbeit ist noch übrig, um die Fabrikate in die Welt treten zu lassen. Fast einzig die in Mustern gewobenen und gleichzeitig mit Farben bedruckten Stoffe, vorzugsweise die abgepaßten Kleider, werden auch vom kleinern Fabrikanten vollkommen fertig zum St.-Galler Markte gebracht. Denn gerade in diesen nur auf die augenblickliche Mode berechneten Dingen bestimmt nicht das Grundgewebe, sondern Farben- und Zeichnungszusammenstellung, dieser oder jener kleine Vortheil in der Appretur, irgend ein neues Verhältniß zwischen Druck und Façonnirung den momentanen Werth des Products. Die gierige Concurrenz würde aber augenblicklich den Gang mancher kleinen Geheimnisse der Herstellung erkennen und nachahmen, wenn die Waare nicht vollendet und mit allen Blendwerken der Zurichtung auftäte. Immerhin bilden jedoch diese Artikel, trotz ihrer Massenhaftigkeit, nur den kleinsten Theil der großen Mengen von Baumwollenwaaren und Stickereien, welche an jedem Markttage, d. i. einhundert und viermal im Jahre, durch St.-Gallen fluthen. Und was außerdem bestellt an andern Tagen in die Stadt kommt, sich also in seiner Ankunft und seinem Abgange der Oeffentlichkeit mehr entzieht, ist dabei gar nicht in Betracht genommen, obgleich es natürlich noch massenhafter ist, als was sich auf den Wochenmärkten ausbietet. — Nun begreift man freilich, warum St.-Gallens Straßenleben während der übrigen Wochentage kaum existirte. Die Menschen haben alle Hände vollauf mit den Nacharbeiten beschäftigt, um die zuströmenden Waaren für den Weltmarkt zu vollenden. Auch die Menge von Firmen gewisser Gewerbe (z. B. der Buchbinder, Tischler, Posamentirer, Färber ꝛc.), deren Existenzmöglichkeit außerdem mit dem Stadtbedürfniß in kein Verhältniß zu bringen wäre, ist nicht mehr räthselhaft.

Schon um Mittag sinken die hochgehenden Fluthen der Wochenmärkte. Vom Lebensmittelmarkte ist meistens keine Spur mehr und viele der kleinen Fabrikantenwagen rollen aus der Stadt. Allerdings beginnt Nachmittags eine neue Marktbewegung der Fabrikanten. Aber die jetzt dort verkehrenden Einkäufer sind ganz andern Aussehens, als die vom Vormittag. Der jüdische Gesichtstypus prävalirt unter ihnen. Sie handeln nicht um große Posten und sind nicht allzuschwierig in der Wahl. Liegengebliebene Stücke, etwas veraltete Stoffe sind ihnen genehm; selbst Fehlerhaftes verschmähen sie nicht. Wohlfeilheit ist ihre erste, ja fast ausschließliche Bedingung. Meistens sind sie nicht in St.-Gallen, selten sogar in der Schweiz ansässig. Sie kommen vielmehr aus Baiern, Würtemberg und Vorarlberg und vertreiben dort auch die hier erhandelte Waare im Einzelnen. Ihnen folgen endlich die Nachkäufer, welche Reste, Probestücken, kleine Stickereien, vergilbte Kleider, verdorbene oder altmodische Shawls u. dergl. fast um nichts erwerben, ausbessern, wieder scheinbar machen ꝛc. und dann meistens unter der Hand hausirend anbringen. — Indessen ist selbst damit der Markt noch nicht vollkommen geschlossen. Vielmehr sieht man gegen die vierte Nachmittagsstunde in der Nähe des Gasthauses zum Rößli abermals eine lebhafte, fast ausschließlich aus Fabrikanten bestehende Versammlung, lauernd von einzelnen Waarenmäklern umkreist. Hier findet der Abschluß des Geschäftstages statt. Es ist gewissermaßen eine Waarenbörse, wo sich überblicken läßt, in welchen Fabriken, zu welchen Preisen, von welchen Häusern, nach welchen Märkten die hauptsächlichsten Käufe und Bestellungen gemacht worden; und daraus läßt sich wohl auch weiter berechnen, welche Waarensorten in nächster Zeit den Vorzug haben werden. Die Wirkungen dieser Besprechungen empfindet oft schon einer der folgenden Markttage, so flüchtig und wenig regelrecht sie auch zu Stande gekommen zu sein scheinen, so wenig sich

Digitized by Google

auch irgend ein Beschluß oder eine bestimmte Verabredung der Versammelten herausstellt. — Gleich nachher schließen sich endlich die Fenster der obern Etagen, der Menschenverkehr ist auf den Straßen verschwunden und die letzten Fabrikantenwagen eilen davon. Noch während ihr Gerassel verklingt, wirft aber St.-Galler Reinlichkeit den Marktagsschmutz mit allen möglichen Geräthen aus den Häusern. Dann ist die Stadt noch schweigsamer, als sonst."

An der Stelle, wo der prachtvollen Wiedergeburt der baufälligen Stadtpfarrkirche St.-Lorenz, im würdigsten Spitzbogenstil nach Müller's genialem Entwurfe, und der endlichen Herabsenkung der kiechlichen Glocken gedacht, erzählt er: „Schon war der Tag bestimmt, an welchem zum letztenmale die mit den Erinnerungen der Groß- und Urgroßväter verschmolzene, ins frische Leben der aufwachsenden Jugend eingeflochtene Melodie ertönen sollte — eine Stunde lang, als eigenes Sterbegeläute. Da wollte es der Zufall, daß alle Glocken vorher noch einmal wild durcheinander gellen mußten, erschreckend, betäubend, zur Rettung und Hülfe; denn eine Fabrik, dicht an der Stadt, wurde in rasender Eile von den Flammen verschlungen. Dann haben sie wirklich nur noch ihr Grablied gesungen und an einem prachtvollen Maitage wurden sie von der Höhe herabgesenkt. Spähend stand die Stadt vor den geöffneten Gerüsten. Leichtsinnig rasch stiegen die kleinen Glocken in den mächtigen Seilwerken am Vormittag nieder und bald standen sie unten. Dem Nachmittag blieb das schwere Werk vorbehalten, die fünfunddreißig Centner schwere „Männerglocke" und endlich die allergrößte aus ihrer Höhe zur Erde zu fördern. Noch erweiterte man die Oeffnungen im Gerüst, um für ihren Umfang Raum zu schaffen; schwindlichen Anblickes liefen die Arbeiter auf den schmalen Balken hin und wider, schienen im Handthieren mit schweren Hebeln des eigenen Gleichgewichts nicht mehr mächtig und noch in dem Augenblicke gefährdet, als sie endlich die langsam, feierlich abschwebende Glocke durch die zu enge Oeffnung gezwängt hatten. — Während man unten die Jahreszahl 1472 aus ihrer Umschrift entzifferte, war oben die größte Glocke aus dem erweiterten Schallloch getreten — der letzte Bewohner des zerstörungsreifen Hauses. Wieder mußten die Oeffnungen der obern Gerüstetagen erweitert werden. Es geschah in drängender Eile, während langsam, langsam die furchtbare Erzmasse von zweiundfunfzig Centnern gleich einem stummen Verhängniß herabschwebte. Bald stürzen die durchhauenen Balken unter den Axthieben; Geschrei nach oben und unten, Klettern an freien Leitern und schwankenden Stangen, die Arbeiter rittlings auf den vorragenden Balkenenden, um dem Ungeheuer die vortheilhafteste Richtung zu geben. Glücklich, wenn auch mit fast übermenschlichen Anstrengungen war sie bis zur halben Höhe des Thurms abwärts gefördert. Da lag an einer Etage nur noch ein einziger Balken, der letzte Halt des Gerüstes, und dumpfdröhnend senkte sich die Glocke darauf. Sie saß fest. Sie zu bewegen keine Möglichkeit. Nichts blieb übrig, als den Balken zwar nicht durch-, doch einzuhauen, damit sie daran hingleite. Wer wagt es? — Mit angehaltenem Athem standen unten die Menschenmassen, rathlos oben die Arbeiter, scheu zurücktretend vor solchem Stücke. Wer wagt es? — Vorgeneigt schwebte die Glocke halb, halb stand sie auf. Die Seilwerke zitterten vor Dehnung; rutschte die Erzmasse jetzt, so zerrissen sie wie Spinnfäden. — Peinliche Minuten, noch peinlichere durch das Todtenschweigen in der Höhe wie in der Tiefe. — Da richtete sie sich langsam wieder auf und hob sich langsam etwa mannshoch auf dem zurückgelegten Wege. Und gerade unter ihre tiefschwarze Wölbung trat auf den einzig übrig gebliebenen Balken ein einzelner Mann mit blankem Beile. Schauerlich klappten die Schläge, mit denen er unter sich einhieb, während das grauenhafte Dach sein Haupt umschattete.... Plötzlich ein schrillender Krach, ein furchtbarer Schlag, Entsetzensschrei der Menschenmassen; in dichtgeballte Staubwolken beicht prasselnd unzählbares Gebälk; Schutt, Steine fliegen nach; oben die Taue der Flaschenzüge schleudern umher wie leichte Bindfäden im Wirbelwind; die Glocke ist verschwunden. — Sie war herabgestürzt und oben lehnte, grauweiß wie die Thurmwand, die Arme ausgestreckt, halb in die Kniee gebrochen, der tollkühne Zimmermann — noch in Todesgefahr, wenn er jetzt das Gleichgewicht verlor, aber doch lebend, nicht hinabgerissen, nicht zermalmt von der stürzenden Glocke.... Wird er sich retten? Wen hat sie unten erschlagen? — Diese Gedanken durchzuckten in jachen Blitzen die Massen. Nach dem Thurme und den Opfern der Glocke stürzten die Einen, nach der Höhe starrten die Andern, mit jedem Pulsschlag den furchtbaren Sturz jenes der Hülfe unnahbaren, über dem Glockensturz von den Baugenossen vergessenen Mannes erwartend. Eine entsetzliche Qual — und sie dauerte Minuten lang. Denn es dauerte Minuten, bis Jenem das Bewußtsein und Leben zurückkam und er endlich, endlich hinüberschritt nach dem sichern Gerüstbau. Unten aber lag die Glocke mit der einen Hälfte tief eingeschlagen in den Erdboden, ausgebrochen, wo sie auf ihrer Vorgängerin gestürzt war, fast überdeckt von Balkenstücken und Schutt. Auf der emporragenden Seite des Randes aber las man die im Augenblicke bedeutsamste Hälfte der Inschrift:

Tu dignare — nos salvare
O et alpha — tu nos salva."

Der Schluß des Abschnittes: Appenzell-Innerrhoden lautet:

„Unwillkürlich steigt das Auge von den Glocken in den Rissen und Schründen bis zum tausendfach eingesägten Sigistenkamm empor. Unwillkürlich gestaltet der Gedanke den weiteren Gang der Zerstörung und Erzeugung, der Erstickung und Belebung. Immer weiter reißen die Klüfte auseinander, immer tiefer steigen die Schluchten von ihren Kämmen herab, immer höher drängt das Grün auf den Trümmern der Selbstvernichtung des Felsens, auf seinen alten Vorsprüngen, auf neugebildeten Anlehnen empor.... Und was endlich? — Nicht mehr eine schroffe, lange Felsenmauer mit einzelnen Anlagerungen wird sich da drüben hinziehen, sondern eine Reihe von Gipfeln, vielleicht eben so grotesk gestaltet wie die Kuppeln der Churfirsten, weit herauf von der Vegetation überklommen und an den nackten Abstürzen fortarbeitend im Werke der eigenen Verflachung. — Jahrtausende zählen freilich im Gange solcher Umgestaltungen kaum mehr, als Jahrzehende der kurzen Zeitspanne, die wir selbstgenügsam Weltgeschichte nennen, weil sie Eigenthum unsers Wissens oder unserer Ueberlieferung ist. Aber ist nun der rollende Stein zu unsern Füßen, hier das grünliche Erdklümpchen, da der einsame Grasbüschel, drüben der winzige Föhrenkeim im Schutze des Felsblocks noch ein so kleinlich Ding und unwerth der Beachtung? War es nicht dies heimliche Leben, welches die heutige Gestaltung der Oberfläche des ganzen Alpenzuges erschuf, nachdem einmal dessen Kernfesten durch die plutonischen und neptunischen Kräfte des Erdinnern emporgetrieben waren? Werden nicht diese rollenden Steine, leise sickernde Wasser, langsam

Digitized by Google

keimende Pflanzen, mälig verwitternde Felsen nach abermals Jahrtausenden das ganze Gebirgsland der Schweiz in ein Höhenland umgewandelt haben? Wird es dann noch ewige Firnen und Gletscher geben?"

Aus dem Abschnitte: das Toggenburg und Einsiedeln Folgendes:

„So lang die schweizer Industrieethätigkeit in eine unverhältnißmäßige Menge kleiner Ortschaften vertheilt bleibt, wird sie auch vor einer gefährlichen Ausdehnung des Pauperismus und des Proletariats geschützt bleiben, deren Anfänge freilich mit ihren Begleiterinnen, Prostitution und Siechthum, in Bern, Basel, Zürich u. s. w. schon nicht mehr vollkommen fremd sind. Wie indessen die Verhältnisse sich gemacht haben, liegt selbst in dem immer allgemeinern Zudrange der erwerbenden Klassen zur Fabrikthätigkeit noch keine nahe Gefahr. Dem Felde, dem Weinstocke, dem Walde, der Wiese, der Alp- und Sennwirthschaft fehlen noch nirgends die nothwendigen Hände, soweit auch die Industrie selbst in Thäler hinaufgestiegen ist, welche ihrer Natur nach recht eigentlich auf Viehzucht und Landwirthschaft gewiesen scheinen. Sollte jedoch wirklich der Fall eintreten, daß Viehzucht und Landwirthschaft hie und da der arbeitenden Hände entbehren, so stellt sich der Gewinn von jener Arbeit wiederum so hoch, daß er gewiß sehr rasch die geringer bezahlten, weil im Ueberfluß vorhandenen Fabrikarbeiter auf die Berge, zu den Heerden an den Pflug und den Rebstock zurückführt. Denn man darf ja nicht vergessen, daß es sich hier eben nur um ein Zurückführen handelt, während die französische, englische und deutsche Fabrikbevölkerung meistens von Kindheit auf kein anderes Geschäft als die Fabrikthätigkeit kennt. Ueberdies herrscht nirgends in der Schweiz auch nur eine locale Uebervölkerung und fast alle Fabrikthätigkeit ist der Art, daß wenigstens für jetzt noch keine Gefahr der Ueberflüssigmachung der Menschenarbeit durch Maschinenkräfte zu befahren steht. Sicherlich hat darum auch die gegenwärtige Auswanderungslust nirgends weniger zwingende Ursachen als in der Schweiz. Vollends erscheint sie unter den heutigen politischen Verhältnissen und Zuständen in der That als Uebermuth oder Ueberspannung, sowie unter den heutigen Constellationen des materiellen Lebens, sehr engbegrenzte Kreise ausgenommen, als Schwindelei oder sinnverwirrte Ueberschätzung der Erwerbsmöglichkeit jenseits des Weltmeers. Mit vollstem Rechte eifern darum die Organe aller Parteien gegen den neuerwachten Zug; mit vollstem Rechte mahnen sie von der Verblendung ab, welche einzelne Beispiele unter fremden Himmelsstrichen reichgewordener Schweizer für sich anführt, als ob die Ausnahme eine Regel begründe. Man mag es also den schweizer Gemeinden schwerlich verargen, wenn sie sich gegen die Wiederaufnahme enttäuscht Zurückgekehrter oft mit einer an Härte streifenden Energie verwahren. — Wohlthuend berührt es dagegen, im Vorübergehen bald auf dieses stattliche Haus, bald auf jene ausgedehnte Anlage aufmerksam gemacht zu werden, wo ein aus fernem Land zurückgekehrter Schweizer die wohlerworbenen Schätze im heimischen Kanton nicht faul ruhend und egoistisch verzehrt, sondern meistens zu des ganzen Umkreises Nutzen in Umlauf bringt, oft ohne daß er davon neuen Gewinn erhoffen dürfte. Die sentimentalen Heimwehgeschichten spielen keine Rolle mehr; unser Zeitalter ist dafür zu prosaisch und praktisch geworden. Aber das Heimathgefühl lebt dennoch in voller Stärke. Man braucht z. B. nur die Subscriptionslisten für gemeinnützige Zwecke zu durchmustern, man braucht irgend einem nationalen Feste beizuwohnen, man braucht blos die Ehrengaben eines Freischießens anzublicken — überall finden wir Namen und Männer, die auch im fremden Lande der Heimat liebend gedachten, Spenden, Grüße sendeten oder selbst herbeikamen, um wieder die Jugendfreunde zu begrüßen, die Freuden der Heimat zu theilen, ihre eigene Heimkehr vorzubereiten."

Die typographische Ausstattung ist einfach-schön.

H.

Miscellen.

In einer Leipziger Bücher-Auction (10. October 1853), welche in Hrn. T. O. Weigel's Auctions-Lokale gehalten wird, kommt auch die Bibliothek des Herrn Dr. Eduard Marin Oettinger, der sich in den letzten Jahren vorzugsweise mit der Bibliographie beschäftigt hat (— er gab z. B. heraus: Archives historiques, 17,000 Titel von historischen Werken enthaltend, eine Bibliothek des Schachspiels, eine Iconographia Mariana, eine Bibliographie biographique, 26,000 Titel biographischer Werke umfassend —) zum Verkaufe. Sie besteht vorzüglich aus biographischen Wörterbüchern und Sammelwerken, einzelnen Bibliographien, bibliographischen und literarhistorischen Schriften, werthvollen Katalogen u. s. w.; mehrere mit handschriftlichen Zusätzen des Besitzers, z. B. die Archiv. histor. mit 8000. Hin und wieder sind im Katalog kleine Notizen und Urtheile den Büchertiteln hinzugefügt. — Sehr werthvolle Bestandtheile des Auctions-Kataloges sind die Bibliotheken des Geh. Medicinal-Rathes Dr. Francke in Dresden und des Buchhändlers Joh. Amb. Barth in Leipzig (Medizin, Naturwissenschaften, Kunst und Kunstgeschichte). Kunstfreunde mögen es nicht versäumen den Seiten 107—126 (Gallerie-, Pracht- und Kupferwerke, Werke über bildende Kunst, Archäologie, Architektur 2c.) ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Im Nachtrage (— letzte Seite —) ist eine Autographensammlung von 100 größtentheils längeren und interessanten Briefen neuerer Schriftsteller und Künstler, als: Saphir, Glasbrenner, Kritsch, Charl. Birch-Pfeiffer, Boeckh, R. Vogl, Herloßsohn, Donow, Holbein, Jerrman, Fr. Wallner 2c. 2c. aufgeführt.

H.

Laut Angabe des Newyorker Herald ist auf einer der dortigen Werften ein Dampfschiff in Bau und wird im nächsten Februar fertig werden, das nach seiner verbesserten Einrichtung — worauf die Herren William Norris, Civil-Ingenieur, und John W. Griffiths, Schiffsbaumeister, sich in den Vereinigten Staaten von Amerika, in England und in Frankreich ein Patent haben geben lassen — die Fahrt zwischen Newyork und England zu allen Jahreszeiten innerhalb sechs Tagen zurücklegen, und daneben den Passagieren bei minderer Lebensgefahr mehr Annehmlichkeiten gewähren soll, als irgend ein anderes Dampfboot.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

SCHIEFER

№ 81. Sonnabend, den 8. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Trost, von Hugo Goering ..... Seite 629
Einige Bemerkungen über das Charakteristische des poetischen Standpunktes und über die Götter Griechenlands ..... „ 629
Die japanesische Expedition ..... „ 632
Der Telegraph zu Lande und zur See ..... „ 632
Literatur:
System des christlichen Lebens oder das christliche Leben nach seiner Bejahung, Verneinung und Wiederherstellung wissenschaftlich dargestellt. Von Dr. W. Böhmer ..... „ 632
Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, herausgegeben von S. Sax ..... „ 634
Zur Geschichte thüringischer und sächsischer Klöster von Dr. L. F. Hesse ..... „ 635
Eine neue zoologische Zeitschrift ..... „ 636

Miscelle ..... „ 636

Trost.

Ob auch jetzt, von Gram umfangen,
Sich Dein Herz gebrochen wähnt,
Ob auch von den bleichen Wangen
Manchmal eine Perle thränt,
Ob auch Nacht Dein Aug' umdüstert,
Nirgends glänzt ein Hoffnungslicht —
Sei nur still! ein Tag kehrt wieder,
Der die lange Nacht durchbricht.

Laß es dämmern, laß es dunkeln,
Trage still des Lebens Noth;
Droben, wo die Sterne funkeln,
Wohnt für uns ein treuer Gott;
Droben wohnt ein Gott der Lieb,
Droben wohnt ein Gott der Kraft,
Der aus Leid und Kümmernissen
Freud' und Frohsinn wieder schafft.

Nur vor Menschen keine Klagen!
Keiner fühlt so tief wie Du.
Alles mußt Du einsam tragen
In des Herzens stiller Teub'.
Aber dann, wenn gar zu heftig
Schmerz Dir durch die Seele zieht,
Dann giebt Trost Dir Gott, der Vater,
Frieden oft ein frommes Lied.

Hugo Goering.

Einige Bemerkungen über das Charakteristische des poetischen Standpunktes und über die Götter Griechenlands.

Die kleinen philosophischen Abhandlungen, welche gewöhnlich den Schluß einer Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke bilden, werden heutzutage in der Regel wenig mehr gelesen, obgleich dieselben sehr wichtige und interessante Fragen behandeln, und reich an trefflichen Belehrungen sind. Unter diesen befindet sich eine, welche den Titel führt: „Ueber das Vergnügen an tragischen Gegenständen", und deren Einleitung namentlich bemerkenswerth ist, weil sie die Frage nach dem Zwecke der Poesie aufwirft, und sich einer damals allgemein verbreiteten Ansicht, die auch jetzt noch nicht ganz beseitigt sein dürfte, daß nämlich das Moralischgute der letzte Endzweck der Dichtung sei, entgegenstellt. Schiller setzt auseinander

Digitized by Google

ander, wie man in der Absicht, den Künsten einen recht hohen Endzweck zu geben, sie ihrem wahren entfremdet habe, als welcher nicht das Moralischgute, sondern das Vergnügen angesehen werden müsse. Die geringfügige Meinung, welche man vom Vergnügen hatte, konnte allein zu diesem Irrthume Veranlassung geben. Hätte man dasselbe nicht mit dem Sinnenrausche verwechselt, sondern bedacht, daß das, was wirklich diesen Namen verdient, nichts Anderes sein kann, als das freie Spiel unserer geistigen Kräfte, so würde man eingesehen haben, daß dieser Endzweck niemals ein niederer genannt werden kann, und gleichsam den Künsten zur Beschimpfung gereichen könnte. Das Vergnügen, so aufgefaßt, wird auch ganz gewiß nicht als Gegner des Moralischguten angesehen werden können, da es vielmehr ohne dasselbe gar nicht zu bestehen im Stande ist. Wie wäre ein freies Spiel der geistigen Kräfte denkbar, das nicht in dem Wahren und Guten seinen eigentlichen Ausgangs- und Durchgangspunkt fände! So hat denn das Gebiet der Kunst vielfache Berührungspunkte mit dem des Moralischguten, aber die beiderseitigen Gränzen bleiben dennoch getrennt, und fallen nicht in einander. Ein poetisches Kunstwerk wird demnach nie in Haltung und Durchführung eines Gedankens mit einer wissenschaftlichen Abhandlung, einer akademischen Rede, einer Predigt zusammenfallen können, und, wenn es diesen Namen verdienen soll, sich noch durch ganz andere Kennzeichen von den oben genannten Gattungen der Darstellung unterscheiden müssen, als etwa durch Reim und Versmaaß und einige poetische Bilder und Figuren.

Ist das Vergnügen, das freie Spiel der geistigen Kräfte der Endzweck der Poesie, so würde jede strenge Hinbeziehung auf einen anderen Zweck, jedes an sie gestellte Verlangen, diesem zu dienen und sich seinen Erfordernissen anzubequemen, jenem ursprünglichen Endzwecke durchaus hinderlich sein müssen. Dabei würde es ganz gleichgültig sein, wie achtungswerth und bedeutungsvoll im Uebrigen dieser Zweck sein möchte, ob er ein wissenschaftlicher, ein moralischer, ein religiöser oder politischer wäre. Man hat daher immer mit Recht behauptet, daß alle solche Gedichte, die den Zweck einer systematischen Belehrung verfolgen, keine Gedichte sind, und daß die Meisterwerke der sogenannten didaktischen Poesie der Ruin aller Poesie sind. Man möchte Aehnliches fast auch von den sogenannten moralischen und selbst von den religiösen, ganz gewiß aber von den politischen Gedichten sagen. In allen diesen ist der eigentliche Zweck der Poesie verkannt, und ein ungehöriger ihr untergeschoben, mag derselbe sich nun Belehrung, moralische oder religiöse Erbauung nennen. Zwei Distichen Schiller's sind es wiederum, die dies mit großer Bestimmtheit und Klarheit aussprechen; sie finden sich in seinen gesammelten Gedichten und heißen das eine: „Der moralische Dichter", das andere „Der erhabene Stoff", (welches derselbe sei, ist leicht zu errathen.)

„Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht," lautet das erste, „ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's, zu Die!"

Und das andere:

„Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?"

So ist also der poetische Endzweck ein eigenthümlicher, weder mit dem moralischen noch irgend einem anderen identischer, und es entstände nun die Frage, wie sich derselbe in der Behandlung eines Stoffes äußert. Verfolgen wir immer jenes Wort „Vergnügen", das uns Schiller dargeboten hat, und es wird uns nicht schwer werden, das Charakteristische seiner Erscheinungsweise zu finden. Ist Vergnügen das freie Spiel der geistigen Kräfte, so ist demselben Nichts hinderlicher, als eine im Gange der ganzen Darstellung mit Consequenz durchgeführte Absichtlichkeit,*) eine erschöpfende alle Seiten des Gegenstandes nacheinander vorführende Entwicklung, die nach dem Für das Wider mit derselben Umständlichkeit, und Gewissenhaftigkeit behandelt, und nicht eher ruht, bis der Stoff so oft gewendet und hin und her gekehrt ist, daß er gar keiner Bewegung mehr fähig ist. Wie möchte bei einem solchen Verfahren wohl ein freies Spiel der geistigen Kräfte bestehen? — Eine andere Eigenthümlichkeit des dichterischen Verfahrens zeigt sich uns in dem bekannten Ausspruche, den Horaz vom Dichter thut ... et quae desperat tractata nitescere posse relinquit.**) Der Dichter hebt die glänzenden Seiten seines Stoffes hervor; Alles, was sich in schöner Gestaltung und Färbung aus dem reichen Füllhorn der Phantasie ausschmücken läßt; auch der parties honteuses seines Stoffes zu gedenken, dazu fühlt er keinen Beruf in sich. Wer will also vom Dichter wohl die volle Wahrheit über irgend eine wichtige und inhaltreiche Frage verlangen, wer darf mit Recht erwarten, dieselbe in einem poetischen Kunstwerke zu finden? Und wer hat gar das Recht, über ein solches Kunstwerk zu zürnen, wenn er bemerkt, daß in demselben ein Gegenstand nur von der einen, der glänzenden Seite dargestellt, seine Nacht und Schattenseite nicht aufgedeckt worden ist?

So kann es also nicht in der Absicht des Dichters liegen, eine erschöpfende Behandlung eines Gegenstandes zu geben, und sich selbst im Stadium der Schöpfung seines Kunstwerkes alle die seiner Ansicht entgegenstehenden Bedenken vorzuhalten. Ja, das wäre recht eigentlich der Tod aller Poesie, und der Dichter, der im Stande wäre, zur selben Zeit auch der Advokat der Gegenpartei zu werden, möchte daraus eben für sich selbst den Schluß ziehen können, daß er sich schon nicht mehr im Stadium der dichterischen Begeisterung befinde. Diese dichterische Begeisterung endlich, sehr verschieden von der lebhaften Erregung, welche auch den Forscher der Wahrheit erfüllen muß, wenn er eine bedeutsame Frage mit Erfolg behandeln will, ist ein anderer und letzter Grund, weshalb vom Poeten keine allseitige Behandlung seines Gegenstandes zu erwarten ist. Man hat diese Begeisterung selbst poetische Raserei genannt, und damit gewiß nicht zu viel gesagt. Wie soll aber ein solcher Zustand geeignet sein, die Wahrheit in ihrem vollen Lichte zu erblicken, wie derjenige, vor dessen Blicken hundert bunte Gestalten auf- und abschweben, zur selben Zeit im Stande sein, sein spähendes Auge nach allen Seiten umher zu senden, und in die innersten Gemächer der Wahrheit einzudringen! Die ganze Bedeutung eines poetischen Kunstwerkes liegt vielmehr darin, daß es der einseitige, aber energische, schwungreiche Ausdruck einer momentanen Stimmung ist, die durch den Zauber der

*) „Man merkt die Absicht," sagt Goethe, „und man wird verstimmt."

**) „Was zum Glanze der Darstellung nicht beiträgt, das läßt er zurück."

Digitized by Google

Poesie fixirt und zu einem dauernden Monument für alle Zeiten wird. In diesem Sinne hat Goethe gesagt, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse, erzeugt in einer im Gemüthe des Dichters augenblicklich vorwaltenden Stimmung und der stärkste, kraftvollste Ausdruck derselben.

Gehen wir mit diesen Ansichten an die Beurtheilung eines Gedichtes, so werden wir nicht so leicht in den Fehler Derer verfallen, die, weil sie in demselben etwas ganz Anderes suchen, als wozu sie seiner Natur nach berechtigt sind, mit heftigen Angriffen auf die Tendenz desselben hervortreten, und noch viel weniger werden wir dazu kommen, aus einem einzelnen Gedichte einen Schluß auf Gesinnungen und Ansichten des Dichters im Allgemeinen, ja wohl gar, — denn soweit ist man in der That gegangen, — des sittlichen Menschen zu ziehen. Dennoch ist dies gar häufig geschehen, und auch unser Schiller ist von solchen Angriffen nicht frei geblieben. „Die Götter Griechenlands" sind eines derjenigen Gedichte, die ihm am meisten Feindseligkeiten zugezogen haben, und vor allen ist der Angriff Stolbergs bekannt geworden, der in diesem Gedichte eine Verhöhnung des Christenthums erblicken wollte, und in maaßloser Weise gegen Schiller auftrat. Hätte Stolberg einfach bedacht, daß jede Sache aus sich heraus beurtheilt werden muß, daß der poetische Standpunkt ein anderer ist, als der moralische, oder der religiöse, — er würde sich damit eine Schrift erspart haben, die ihm keine Ehre macht. Schiller war viel zu sehr Dichter, um in einem Gedichte eine Polemik führen zu wollen, und diejenigen Stellen seines Gedichtes, die man etwa in dieser Weise auslegen könnte, sind wohl eher aus dem, gleichfalls dichterischen, Bedürfnisse, seine Schilderungen durch den Contrast zu heben, entstanden. Schiller war in der Periode, in welcher er die Götter Griechenlands schrieb, nicht vorzugsweise von christlichen Ideen durchdrungen, aber er war eben so wenig damals, wie je in seinem Leben, ein Feind des Christenthums. Weiß man ja sogar aus den über ihn veröffentlichten Lebensnotizen, daß Schiller auf der Karlsakademie den Wunsch hegte, sich dem Studium der Theologie widmen zu können, und wenn man auch aus dieser Neigung eines funfzehnjährigen Jünglings nicht allzuviel schließen darf, so beweis't dieselbe doch jedenfalls, daß er in seiner Jugend keine Feindseligkeit gegen das Christenthum hegte, und wir finden keine Andeutungen in seinem späteren Leben, die darauf führen könnte, daß hinterher eine solche in ihm entstanden sei; vielmehr geben Dichtungen, wie die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart einen herrlichen Beweis davon, wie tief und innig Schiller die Grundideen des Christenthums aufgefaßt hatte.

Es ist also wohl nicht anzunehmen, daß Schiller mit seinen Göttern Griechenlands eine Feindseligkeit gegen das Christenthum beabsichtigte, eben so wenig aber wollte er mit denselben wohl den Rationalismus seiner Zeit, und zwar weder bewußt noch unbewußt, bekämpfen, wie neuerdings in einer Geleghenheitsschrift behauptet worden ist. Es giebt von diesem Gedichte eine ältere und eine neuere Recension, welche sich dadurch bedeutend von einander unterscheiden, daß die erstere eine Reihe von Versen hat, welche in der letzteren fehlen. Es sind gerade diejenigen, in denen am Ehesten eine polemische Absicht gefunden werden könnte. Indem Schiller dieselben späterhin strich, gab er aufs deutlichste kund, daß er eine solche Absicht nicht gehabt habe, und in diesen Versen im Feuer der Composition zu weit geführt worden sei. Daß in diesen Zeilen hauptsächlich gegen Ansichten des Rationalismus jener Tage polemisirt wird, ist wohl nicht zu leugnen; es fragt sich nur, aus welchem Gesichtspunkte dies geschieht. Nach allem Vorhergehenden wird es aber wohl kaum zu bezweifeln sein, daß Schiller die rationalistischen Ansichten seiner Zeit nicht sowohl als unreligiös, denn vielmehr als unpoetisch bekämpfte; und wenn man trotzdem daran noch zweifeln wollte, so dürfte es genügen, einen Blick auf die stehen gebliebenen Verse zu thun, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. In diesen werden nämlich nicht nur religiöse, sondern auch wissenschaftliche Vorstellungen seiner und unserer Zeit mit den entsprechenden Vorstellungen der griechischen Götterlehre contrastirt, und zwar solche Vorstellungen, von denen man gewiß nicht wird behaupten wollen, daß Schiller an ihrer Wahrheit und Richtigkeit Zweifel gehegt habe.

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät."

Glaubte Schiller etwa, daß die Sonne beseelt, zweifelte er daran, daß sie ein Feuerball sei?

Unbewußt der Freuden die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes der sie lenket,
— — — — — — — — —

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere —
Die entgötterte Natur.

Zweifelte Schiller an der Unbewußtheit der Natur, und an dem Gesetze der Gravitation, als dem Hauptgesetze der Körperwelt? — Wenn man ihn zur selben Zeit, wo er sein Gedicht schrieb, so gefragt hätte, er würde wahrscheinlich geantwortet haben: „Als wissenschaftlich gebildeter Mensch bin ich von diesen Ansichten überzeugt, als Poeten aber haben sie für mich keine Wahrheit." — Schiller giebt uns übrigens selbst gleich am Eingange seiner Dichtung den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung derselben in den folgenden vier Zeilen:

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was sie empfinden wird, empfand.

Die Ansichten, sagt er damit, die ich in meiner Dichtung mit denen des Griechenthums zusammenstelle, sind Wahrheit, die ich auch als solche anerkenne, aber Wahrheit ohne Poesie, eine Wahrheit, welche die Phantasie leer ausgehen läßt. Dasselbe sagt auch die letzte Zeile: „Was sie empfinden wird," also auch sie empfunden hat, „empfand", d. h. in der Phantasie des Dichters, er stellte es empfindend vor, wenn es auch empfindungslos war.

Digitized by Google

Schiller täuscht sich also auch nicht im Entferntesten darüber, daß die Schilderungen, die er in seinen Göttern Griechenlands entworfen hat, nicht eine ecole, sondern nur eine dichterische Wahrheit enthalten. Aber es kommt ihm auch einzig darauf an, diese letztere recht anschaulich und lebendig hervortreten zu lassen; seine ganze Darstellung hat einzig den Zweck, einen glänzenden Beweis davon zu geben, daß die griechische Götterlehre poetischer ist, als die Gotteslehre irgend einer monotheistischen Religion, und darin wird ihm jeder Kenner der ersteren, ja jeder Mensch, der auch nur etwas dichterisches Gefühl besitzt, nachdem er dieses Gedicht gelesen hat, unbedingt beistimmen müssen.

M. M—ss.

Die japanesische Expedition.

(Aus dem „Herald".)

Ein Schreiben aus Shanghae, vom 9. Juli, giebt Folgendes als neueste Kunde von Luchu:

„Es freut uns, zu vernehmen, daß bereits Aussicht vorhanden ist, den civilisirten Nationen den Zutritt zu den Luchu-Inseln zu eröffnen. Wir haben auf Privatwegen in Erfahrung gebracht, daß, während die Flotte der Ver. Staaten sich in der Nähe von Napican (Napakiang?) befand, die Susquehanna und Saratoga einen Kreuzzug in östlicher Richtung unternahmen und mehrere schöne Inseln anliefen, wo sie Lebensmittel austheilten. Auch legten sie bei einer Insel Namens Banion an, wo sie zu ihrem Erstaunen Europäer, Schotten, Irländer, Engländer und Spanier vorfanden, die von Wallfischjägern fortgegangen sind und sich dort niedergelassen haben. Es waren auch ungefähr 11 Frauen unter ihnen. Der Gouverneur dieser Insel ist ein Schotte. Er sieht die Insel, auf welcher er bereits ungefähr 20 Jahre lebt, als sein Eigenthum an. Er hat eine Familie von mehreren Kindern, von welchen eins, einige Tage vor der Ankunft der Susquehanna, bei dem Versuche, die Barre zu passiren, ertrunken war.

„Der Commodore hat (wie schon früher berichtet worden ist) ein Stück Land von circa 10 Morgen für 50 Dollars angekauft. Dasselbe ist an einer der besten Stellen des Hafens belegen und für ein Gouvernements-Kohlen-Depot bestimmt. Die Insel ist gebirgig, der Hafen vortrefflich, indem er am Ankerplatze achtzehn bis zwanzig Klafter Wasser hat. An Schaalthieren, namentlich Hummer giebt's Ueberfluß; auch Krebse sind reichlich vorhanden, und wilde Ziegen giebt's in Menge. Pflaumen, Bananen und Paradiesfeigen und andere Fruchtarten sind reichlich vorhanden und delicat. Man kann sich schon zu diesem Funde gratuliren, da damit den civilisirten Nationen ein Anhaltpunkt in dieser Gegend, beinahe eine terra incognita, geboten ist, und wir hoffen, daß dem bald noch wichtigere Vortheile folgen werden. Aus dem Vorstehenden ergiebt sich zugleich, wie wenig früher zu der Erforschung der Ufer dieser interessanten Inseln geschehen ist.

Der Telegraph zu Lande und zur See.

(Aus dem „Atlas.")

Die Fortschritte des Telegraphen dürften in Folge seiner unterseeischen Ausdehnung nun bald den Umfang des Eisenbahnsystems übertreffen.

Die unterseeischen Linien, die augenblicklich in einer täglichen Thätigkeit sind, erstrecken sich zwischen Dover und Calais 20 Meilen, zwischen Dover und Ostende 70 Meilen, zwischen Orfordness und der Küste von Suffolk und Holland 115 Meilen, zwischen Donaghadee und Portpatrick und dem großen und dem kleinen Bilt 255 Meilen. Durch den electrischen Telegraphen des mittelländischen Meeres, über dessen Anlage bereits Contracte abgeschlossen worden sind, wird England mit Frankreich, Piemont, Corsica, Sardinien, Algerien und Aegypten, Europa mit Afrika, Ostindien mit Australien in Verbindung gesetzt werden. Auch dieses wird unter den Auspicien des englischen Unternehmungsgeistes, mit der Concurrenz und der Unterstützung der verschiedenen fremden Regierungen vollführt. Die großen Mittel, welche dergestalt der Civilisation und dem Handel werden zu Gebote gestellt werden, übersteigen jede Berechnung und machen Einem fast schwindeln. Von der Küste von Afrika nach Bombay fortgesetzt, soll das electrische Glied des Telegraphen mit der Kette von 3000 Meilen, an welcher jetzt in Indien gearbeitet wird, und von dort nach Australien, in Verbindung gebracht werden. Für die Anlage der Communication mit Indien, Vandiemensland, und dem ganzen Innern von Neusüdwallis hatte sich die sogenannte australische Telegraphen-Compagnie gebildet gehabt, dieselbe scheint aber von den Amerikanern übernommen worden zu sein. Mehr in Englands Nähe ist unlängst die Niederlegung von Telegraphendrähten zwischen Cork, Dublin, Belfast und Killarney beschafft worden. Ein Gleiches ist vor Kurzem von Curnhill bis zu den Londoner Docks geschehen, und die Drähte sollen weiter bis ans Ende von Schottland fortgeführt werden.

System des christlichen Lebens oder das christliche Leben nach seiner Bejahung, Verneinung und Wiederherstellung wissenschaftlich dargestellt. Von Dr. W. Böhmer, Prof. der evang. Gottesgelahrtheit und Consistorialrath zu Breslau. S. XVI. 438. Breslau, bei Korn, 1853.

Der christliche Glaube ist des christlichen Lebens fruchtbarer Boden, fester Grund und reinste Quelle, und das christliche Leben des christlichen Glaubens nothwendige Folge, natürliche Frucht und sicherster Beweis; die christliche Kirche aber ist die Trägerin und Vermittlerin für beide, sich gegenseitig durchdringende Elemente. Wo der christliche Glaube nicht zum christlichen Leben führt, da ist er todt und wo das Leben nicht auf christlichen Glauben beruht, da ist es Schein und Flimmer, kein ächtes, christliches Leben, sondern ein blos rechtliches, vor der Welt ehrbares, äußeres Wohlverhalten, bedingt durch Nerveneinflüsse, Temperament, günstige

Digitized by Google

Lebensverhältnisse, wie es auch der blos sinnliche, heidnische Mensch in vereinzelten Fällen beweisen kann und zu beweisen pflegt. Die christliche Tugend aber ist die Heiligung des gesammten Menschen in Sinn und Wandel, im Glück und Unglück, in der Einsamkeit wie in der Gesellschaft, in der Jugend wie im Alter, im Leben wie beim Sterben: das beständige, fortwährende Bestreben, Gottes Willen in allen Stücken gewissenhaft zu erfüllen: das Leben in Gott. — Dies christliche Leben will der, durch eine lange Lehrerthätigkeit und vielfache theologisch-schriftstellerische Wirksamkeit ausgezeichnete Verfasser wissenschaftlich behandeln und in ein System bringen, und nennt sein Werk daher nicht christliche Ethik, oder Sittenlehre, oder Moral, sondern System des christlichen Lebens, andeutend, daß es sich hier nicht blos um Sittenvorschriften handelt, sondern daß die Lebensbestimmungen ethischer Art zum Wesen des Christenthums gehören, aus demselben hervorgehen und mit demselben in der genauesten Beziehung stehen; dabei er auch zum Motto den Spruch der Jerusalemischen Kirchenversammlung: Christus sei Führer! gewählt hat. — Der Verf. zeigt, streng wissenschaftlich und im innigen Zusammenhange, was der Mensch sein soll (Bejahung) und was er, vom christlichen Glauben entfernt, ist (Verneinung) und wie er wieder zur Heiligung und Seligkeit, zum christlichen Leben gelangen kann (Wiederherstellung). Dabei geht er kritisch zu Werke, indem er die irrthümlichen Ansichten mit Entschiedenheit bekämpft, nicht blos die Wahrheit, sondern auch die ihr anklebenden irrthümlichen Meinungen darstellt, und glaubt damit im Rechte zu sein, ohne daß er „einer blos verneinenden, lediglich verständigen und zugleich gottesläugnerischen Kritik das Wort reden mag." Denn eine Kritik, heißt es, „die bei ihrer verneinenden Richtung nicht eine conservative Seite hat (das gilt im Politischen wie im Theologischen) ist von dem lebendigen Bewußtsein der Wahrheit entblößt und ein solches Entblößtsein gereicht ihr keineswegs zur Ehre."

Es ist und kann nicht der Zweck dieser Blätter noch die Aufgabe des Ref. sein, ein Buch von dieser wissenschaftlichen Bedeutung und von solchem Umfange ausführlich zu beurtheilen, oder eine Kritik der Kritiken zu geben, wenn er auch, z. B. als Schüler Daubs und Freund Rothe's dazu besondere Neigung verspüre. Es wird genügen, durch eine zusammenhängende Darstellung des Inhalts auf diese Schrift aufmerksam zu machen und sie der Beachtung der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt zu empfehlen, wobei wir die letzteren nur darauf hinweisen wollen, daß das Buch nicht blos gelesen, sondern studirt werden muß, und daß sie, wo ihnen eine Ansicht befremdend oder unrichtig erscheint, es nicht (wie es häufig zu geschehen pflegt) gleich weglegen, sondern den Zusammenhang mit andern Wahrheiten sich deutlich machen mögen, was freilich nur bei wiederholtem Durchlesen und Durchdenken möglich ist. Das fordert nicht allein die Wissenschaftlichkeit, sondern auch die Gerechtigkeit selbst bei entgegengesetzten Ansichten; auch sie müssen gehört, beachtet, gewürdigt werden, wenn man zur Wahrheit kommen und zur Festigkeit in seinen Ueberzeugungen gelangen will. Das Gewöhnliche, „das kann nicht sein, das ist Unsinn, Rückschritt" ꝛc., macht dem Wahrheitssinn und der Gerechtigkeit des Sprechers keine Ehre, sondern zeugt von Dünkel, Oberflächlichkeit und Geistesträgheit!

Im ersten Theile handelt der Verf. von der Bejahung des christlichen Lebens (Vollziehung). Das christliche Leben hat seine Ursachlichkeit in dem heil. Gottesgeiste, welcher zugleich ein Geist Jesu Christi ist und in dem freien Willen des endlichen Menschengeistes, wie die Seligkeit, die von dem letztern, als einem christlich Lebenden empfunden wird, sein Ergebniß ist. Das christliche Leben wird daher bejahet, wenn eine solche freie Bewegung des Menschenwillens statt findet, die, indem er ohne Sünde, heilig, religiös und fromm ist, eine Beziehung zu Christo hat, d. h. eine innerliche Gemeinschaft zwischen dem Willen des Menschen und Christo. Der Wille kann nicht zu Christo in Beziehung treten, wenn nicht die Vernunft zum Glauben an Christus, als den Sohn und Gesandten Gottes durch den Gottesgeist gelangt ist. Das christliche Leben, indem es Freiheit von der Sünde, Religiosität, Beziehung zu Christo ist, ist ein vernünftiges, weil das christliche Leben den unleugbaren Bedürfnissen des menschlichen Willens entspricht und insofern wahrhaft menschlich ist. Durch ein Leben, welches nicht christlich ist, wird jenem Bedürfnisse gar nicht oder unvollständig genügt. Dieser Vorzug der Vernünftigkeit würde dem christlichen Leben nur dann fehlen, wenn es das Bedürfniß des Willens nicht befriedigte, z. B. in den Gestaltungen des Mönchthums oder den widerchristlichen Schriften der Neuzeit: die Wissenschaft darf sie nicht mit dem rein christlichen Leben vermischen. Wo aber das christliche Leben im Glauben an Christum mittelst der Kirche die Bestimmtheit des Willens geworden ist, da erzeugt es die Seligkeit, welche als übersinnliches Wohlsein die Bestimmtheit des Gefühles bildet. Jac. 1, 25. Röm. 5, 21.

Der zweite Theil redet von der Verneinung des christlichen Lebens. Daß diese Verneinung thatsächlich werden mußte, wird durch Hinweisung auf die Sündlosigkeit Jesu widerlegt. Sie wird hervorgebracht durch den Fürsten dieser Welt, wie durch den verderbten freien Willen des Menschen, indem beide Mächte mit einander in Beziehung stehen, so daß der inwohnende Hang zur Sünde kraft seiner gottentfremdeten Selbstsucht die Herrschaft über den Willen gewinnt, sei es in Form der Sinnlichkeit oder in nichtsinnlichen Formen, bis zur Vollbringung des Bösen, wodurch nothwendig das entgegengesetzte Streben des Willens, dessen Zielpunkt die Ausübung des Guten ist, schwächer wird. Die Verneinung des christlichen Lebens besteht demnach in derjenigen sinnlichen und unheiligen Selbstbewegung des menschlichen Willens im Dasein, bei welcher die Gemeinschaft des Willens mit Gott und Christo zu Grunde geht; wo dagegen die Selbstbewegung des Willens sich von der Sünde fern hält, da ist die Heiligung und mit dieser der Durchgangspunkt zu der beseligenden Gemeinschaft des Willens mit Gott und Christo gegeben. Weil aber in beider Hinsicht dazu das Bewußtsein des göttlichen Willens, das Gottesgesetz erforderlich ist, so erörtert der Verf. dieses Gottesgesetz zuerst an sich, nicht als Naturgesetz, nicht als Vernunftgesetz (die allerdings auch von Gott sind, und mit jenem in keinem Widerspruch stehen und stehen dürfen), selbst nicht als alttestamentisches Gesetz, sondern als Inbegriff der Lebensvorschriften, welche ihren letzten Grund in dem heiligen Geist haben, der Jesum und durch seine Vermittelung die Apostel beseelte. (Matth. 3, 16. Ap. G. 2, 4. 1 Cor. 7, 40) und welche von Jesu und den Aposteln ausgesprochen sind. Das Verhältniß, in welches das Gottesgesetz zu Anderen tritt, wenn es sich um Erkenntniß der Sünde und der Unheiligkeit handelt, ist das Gewissen des Menschen, der Verf. nennt es, das aus sich des Gottesgesetzes. Er definirt dasselbe anderen Theologen

Digitized by Google

gegenübre nicht als ein Trieb, eine Bestimmtheit des menschlichen Willens, selbst nicht als religiöser Trieb, sondern wie die deutsche Benennung andeute, als ein gewisses Bewußtsein, d. h. eine Bestimmtheit der Erkenntnißkraft, das Bewußtsein des Sittlichen und als Anlage dem Menschen angeboren, insofern der Menschengeist Erkenntnißkraft ist; das werde bewiesen durch seine Unvertilgbarkeit selbst bei dem bösesten Menschen. Das Gewissen, fügt der Verf. dann hinzu, sei zwar an sich ein gewisses Bewußtsein von dem Ethischen, allein da die Erkenntnißkraft nicht blos endlich, und der Möglichkeit des Zweifelns und Irrens um so mehr unterworfen ist, als sie durch innere Einflüsse des verderbten Willens auf die Vernunft verdunkelt werden kann, so sei auch die Möglichkeit gegeben, daß das Gewissen zweifelt und irrt, mithin seine Unträglichkeit einbüßt. Das Gottesgesetz im Evangelio habe nun im Verhältnisse zu dem Gewissen des einzelnen Menschen die Aufgabe, das letztre, wenn es im Zustande der Untrüglichkeit und sein Inhaber für die Einwirkungen des Gesetzes empfänglich ist, in diesem Zustande zu erhalten, damit das Gesetz die Untrüglichkeit zu einer christlichen gestalte; dagegen, wenn sich das Gewissen in dem Zustande des Zweifelns und Irrens in ethischer Beziehung befindet, es, bei vorausgesetzter freier Empfänglichkeit seines Besitzers für die Einflüsse des Gewissens dermaßen von diesem Zustande zu befreien, daß das Gewissen zu einem gewissen Wissen wird, nicht von dem ethischen Leben überhaupt, sondern von dem ethischen Leben, dessen fruchtbares Gepräge ein eigenthümlich christliches ist. Die Sünde ist demnach, (als Verneinung des christlichen Lebens), die durch den freien Willen des Menschen, wie er bereits durch den angebornen Hang verderbt ist, vollzogene Ueberschreitung des im Evangelio ausgeprägten Gottesgesetzes, welches dem Menschen mehr oder weniger zum Bewußtsein gekommen ist; mit dem sündlichen Sein steht das unheilige im nothwendigen Zusammenhang. Das Ergebniß der Verneinung des christlichen Lebens ist die Unseligkeit; die Sünde hat für den Sünder sowohl Schuld, Schuldgefühl und Scheu vor Gott, als Strafe zur Folge. Das Gefühl, dieses Elend, eine Folge der Sünde, der unchristlichen Haltung, welches wir als innerliches und von außen durch die Gerechtigkeit Gottes hinzugetretenes gedacht wird, kann, z. B. durch irdische Genüsse zurückgedrängt werden, bricht aber, zumal in unbewachten Augenblicken, so gewaltig wieder hervor, daß er jede selige Empfindung aus der Menschen Brust verscheucht; und nur Ein Mittel: Wiederherstellung des christlichen Lebens, giebt es, diese Strafe des christlichen Lebens zu tilgen.

Damit kommt nun der Verf. zu dem dritten ausführlicheren Theile seines Werkes. Nachdem er die Möglichkeit dieser Wiederherstellung, der Erlösung von jener schimpflichen Abhängigkeit („aus welcher er sich vermahne zu befreien, daß er das christliche Leben in sich wiederherstellt, allein nicht die Selbstkraft hat") gezeigt und ihren Ursprung im glücklichen Zusammenwirken des heil. Geistes und des freien Willen des Menschen gesetzt hat, spricht er von den Mitteln, durch welche diese Wiederherstellung errichtet wird, und theilt sie in solche, die in die Augen fallen: Natur, Persönlichkeit, Familie, Staat (der demnach ein christlicher sein muß), Kirche, Wort Gottes, Gottesdienst, Zucht der Kirche; und solche, die nicht in die Augen fallen: Nachdenken, Wachsamkeit, Gebet, und kommt sodann auf die Wiederherstellung des christlichen Lebens nach ihrem Wesen: die gottwohlgefällige Traurigkeit, der Vorsatz, die Erneuerung, die Ausprägung im Sein, und geht dann zu den einzelnen Pflichten über. Zuerst werden die unmittelbaren Pflichten gegen Gott abgehandelt, welche der Wille, als ein verborgener (Liebe, Andacht, Hoffnung, Zufriedenheit mit Gott), und als ein zur äußeren Erscheinung kommender, hat: Anrufung bei Aussagen (Eid), Märtyrerthum, Gottesdienst im engeren Sinn; dann die mittelbaren Pflichten in Bezug auf endliche Persönlichkeiten: Liebe zu den Nebenmenschen in Bezug auf Besitzthum, guten Ruf ꝛc., wobei von Aufklärung, Verdlung und Beseligung die Rede ist. — Die mittelbaren Pflichten gegen Gott in Ansehung der Nebenmenschen, so weit sie sich im gewissen Gemeinwesen bewegen: Familie, Ehe, Staat, Kirche ꝛc. Endlich ist die Rede von diesen mittelbaren Pflichten, in wie fern sie von dem Christen in Ansehung seiner selbst vollbracht werden: die Selbstliebe in Beziehung auf Gemüth, Vernunft, Leib und das äußere Leben: Beruf ꝛc., und auf unpersönliche Dinge. Das Ergebniß dieser Wiederherstellung des christlichen Lebens: die Wiederherstellung der Seligkeit und die Beantwortung der Frage: Bedarf die unirte Sonderkirche einen neue Bekenntnisse bilden den Schluß dieses wissenschaftlichen Werkes, welches auch darum besondere Beachtung verdient, weil die Hauptfragen der Zeit: der christliche Staat, die Kirche, die Ehe, der Eid, das Verhältniß der Obern und Untergebenen in Staat und Kirche ꝛc., wie die Lehre von der Sünde, dem Prinzip des Bösen, dem heil. Geist, dem Gewissen und dem Gesetze ꝛc. hier vom kirchlichen Standpunkt auf eben so freimüthige und ernste, als scharfsinnige und gründliche Weise erörtert werden.

De. J. C. Kröger.

Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, herausgegeben von S. Sax, redigirt von G. Wöhrn. Zweiter Jahrgang, 1853. 1—6. Heft. Stuttgart. Verlag der literarisch-artistischen Anstalt (S. Sax). Gr. 4.

Jede der monatlich erscheinenden Lieferungen enthält zwei Stahlstiche (Genrebilder, Portraits, Städtansichten und Landschaften darstellend) und die letzte eines jeden Quartals eine dritte artistische Extra-Beilage (Lithographie, Kupferradirung oder Holzschnitt). Jeder Jahres-Abonnent empfängt mit der zwölften Lieferung als Prämie ein neues werthvolles Genrebild in Stahlstich, 1 Fuß hoch, 1½ Fuß breit. (Der Gegenstand des diesjährigen ist: „Die rothe und weiße Rose", nach einem Gemälde von D. Rustige, welches sich im Privatbesitze Se. Maj. des Königs von Württemberg befindet.) Die zwei Druckbogen Text der einzelnen Hefte bringen Novellen, historische Skizzen, Gedichte und Aufsätze humoristischen und ernsten Inhalts.

Zu erwähnen ist noch, daß auf die Lösung der Charaden oder Rebus werthvolle Preise aus allen Handels- und Gewerbefächern gesetzt sind.

Betrachten wir jetzt die vorliegenden sechs Hefte etwas näher. Der Druck ist vorzüglich und die Stahlstiche sind unbedingt den gelungensten und besten beizuzählen. Wir können es uns nicht versagen, die letzteren einzeln namhaft zu machen, um zugleich zu zeigen, wie von dem Herausgeber für zweckmäßige Abwechselung

Digitized by Google

bestens gesorgt ist. Van Dyck's Bildniß (nach einem Oelbilde desselben); der Taugenichts; der Traum der heiligen drei Könige; die Schwestern; die Hand der Jezerte; Schloß Biberich; Sukkurs (gemalt von Philippoteaux); die Pilger in der Wüste (gemalt von Sulke); Judith (gemalt von Riedel); die Flucht (gemalt von Kaselowsky); Faust und Gretchen; Bingen. (Als Zugaben zwei Lithographien: Belesenheit, und ein hübsches Vexierblatt für Damen.) Was den Text anbelangt, so hat W. O. von Horn geliefert: Verschiedene Wege, ein Stücklein aus der guten alten Zeit; L. Seeger: Ebenholz (Negerposse); A. v. Cloßmann: Der Philosoph und die Aeaberin, Humoreske; Theodor Drobisch: Der Triumph der Mimik; Dr. Lunkenbein: Die Brüder, eine Parabel; und: Der Millionär ein Bettler; Theodor Mundt: Residenzgeschichten; Eduard Möricke: Die Hand der Jezerte; J. A. Pflanz: Die Tyroler Fiaker, ein Stückchen Alpenleben; Max Rosenhahn: Aus einem Musikantenleben. Unter den übrigen prosaischen und poetischen Arbeiten haben uns besonders die im sechsten Hefte begonnenen Bilder zur See, aus dem Tagebuche eines Auswanderers angesprochen. (Die Umschlagblätter nennen noch eine bedeutende Anzahl achtbarer deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, z. B. Hackländer, Lewald, Louise Mühlbach, Louise Pichler u. A.)

Die schönen artistischen Bestandtheile der Zeitschrift können auch als werthvolle Bereicherungen eines Albums und zum Zimmerschmuck verwendet werden; ihr Inhalt bietet eine belehrende und unterhaltende Lectüre, und wir laden unsere Leser ein, die Hefte in den resp. Buchhandlungen selbst anzusehen, und sind gewiß, daß sie uns nicht beschuldigen werden, dem Unternehmen unverdientes Lob gespendet zu haben. H.

Zur Geschichte thüringischer und sächsischer Klöster aus Nicolaus von Sygben und der Probst Sifridus aus der Reinhardsbrunner Chronik

von Dr. L. F. Hesse. Besonders abgedruckt aus dem neunten Bande der „Neuen Mittheilungen" des Thüringisch-Sächsischen Geschichts- und Alterthumsvereins. Halle. 1853. Druck von Otto Hendel. 48 Seiten. 8.

Der um die deutsche Geschichtsforschung überhaupt, namentlich um die thüringische sehr verdiente Verfasser, Herr Archivar und Bibliothekar Dr. Hesse in Rudolstadt, dem der Unterzeichnete hier zum ersten Male, wenn auch spät, Gelegenheit findet, öffentlich seinen Dank zu sagen, für die freundliche Bereitwilligkeit und den thätigen Antheil, mit welchen er eine Jugendarbeit desselben*) zum Druck beförderte, hat in den zwei vorliegenden Beiträgen zu der auf dem Titel genannten Vereins-Schrift neue Belege seiner unermüdlichen gelehrten Thätigkeit dargebotn.

Als Anhang der ihm zur Herausgabe übergebenen Abhandlung des vor mehreren Jahren verstorbenen königl. hannoverischen Landdrosten ꝛc. Dietrich August Adolph von Wersebe, „über die Vertheilung Thüringens zwischen den Sachsen und Franken," lieferte der Verfasser in dem zweiten Hefte seiner „Beiträge zur teutschen Geschichte des Mittelalters (Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1836, gr. 8.)" eine „Nahrenlese zu der Geschichte teutscher Klöster und Burgen aus Zeitbüchern und Urkunden," in welche er zuerst die Nachrichten der Thüringischen Chronik Nikols von Sygben über Paulinzelle und Ichtershausen aufnahm und zugleich von den Lebensumständen ihres Verfassers handelte. Diese Nahrenlese ist jetzt durch neue, 17 andere geistliche Stiftungen Thüringens und benachbarter Länder betreffende Auszüge fortgesetzt; sie sind mit kurzen Bemerkungen (S. 1—6) eingeleitet, welche den Leser in den Stand setzen sollen, die Erzählungen des Chronisten nach ihrem wahren Gehalte zu beurtheilen. Es bedarf wol kaum hinzugefügt zu werden, daß diese Bemerkungen eben so interessant als belehrend sind. Die 17 Stiftungen sind: Celle bei Nora; Peterskloster zu Erfurt; Kloster Georgenthal; Kloster Gosek; Kloster Homburg; Kloster zu Jena; Kloster zu Ilm; Kloster zu Kelbra; Kloster zu Oberweimar; Kloster zu Oldisleben; Kloster zu Orlamünde; Pegau; Reinhausen; Reinhardsbrunn; Reinsdorf; Kloster zu Salfeld; Volkoldesrode; (7—37). (In dem Abdrucke ist vom Herausgeber der „Neuen Mittheilungen," Dr. J. Zacher, dem Schreiber der Handschrift seine barbarische Orthographie, Wortbildung und Wortfügung im Wesentlichen belassen, aber die Abkürzungen sind aufgelös't, die nöthigen Lesezeichen hinzugefügt, der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben ist geregelt und offenbare Fehler sind verbessert u. s. w.) An zwei Stellen hat Nicolaus von Sygben auf Legenden Bezug genommen, die in dem Liber Miraculorum des Caesarius von Heisterbach, über dessen neueste Ausgabe (Köln, Hebrels) in diesen Blättern berichtet ist, erzählt werden; der Herausgeber hat sie in den Noten mitgetheilt.

Es folgt dann (S. 39—48) aus der durch Reinhardsbrunner Mönche verfaßten Thüringischen Chronik in der königlichen Bibliothek zu Hannover, als Probe der in derselben herrschenden Denk- und Schreibart, die Schilderung der letzten Lebensjahre des Probstes des Walpurgisklosters bei Arnstadt, Siegfried. Es ist bei dieser Auswahl zugleich berücksichtigt, die Blicke der Gelehrten Belgiens, welche sich mit Fortsetzung der Acta Sanctorum beschäftigen, auf die Biographie des wegen der Strenge und Heiligkeit seines Wandels von den Zeitgenossen hochgefeierten Mannes hinzulenken, wenn sie in ihren Sammlungen entweder fehlen, oder in veränderter Gestalt vorkommen sollte. Herr Dr. Hesse bemerkt in der Einleitung, daß er, Schmidt, J. Dan. Gruber, Wedekind ꝛc., welche die erwähnte Chronik als Hauptquelle der späteren thüringischen Zeitbücher ansehen, folgend, davon in seiner Abhandlung „über das Kevrenburgische Gemälde" (s. „Neue Zeitschrift für die Geschichte germanischer Völker, herausgegeben von Rosenkranz, 1. B. 1. H. Halle, 1832," S. 24), ein günstiges, auf genaue Kenntniß ihres Inhalts gegründetes Urtheil gefällt habe; ob die Reinhardsbrunner Chronik, für deren Dasein in der großherz. Bibliothek zu Weimar er sich

---

*) Günther von Schwarzburg, erwählter römischer König, dargestellt von Friedrich Lorenz Hoffmann. Rudolstadt, 1819, im Verlage der Hof-Buch- und Kunst-Handlung (A. m. d. Tit.: Taschenbuch der Geschichte und Topographie Thüringens gewidmet, herausgegeben von Dr. Ludwig Friedrich Hesse. Zweites Bändchen. Mit drei Kupfern [Günthers Brustbild nach einem Oelgemälde auf dem Schlosse zu Rudolstadt; sein Denkmal in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt am Main, nach einer Zeichnung von Jos. Peroux, mit der Inschrift; vier Siegel Günthers]. Gr. 12.

Digitized by Google

bis jetzt nur blos auf das Zeugniß in dem Thesaurus epistolicus Gesnerianus T. II, S. 277. 279. 283. 343. 346. berufen könne, mit der in Hannover befindlichen übereinstimme, werde sich erst in Zukunft, nach sorgfältiger Prüfung entscheiden lassen.

Eine neue zoologische Zeitschrift.

Im Verlage des Herrn C. Muquardt (Brüssel, Gent und Leipzig) wird erscheinen:

Journal de Zoologie, destiné à servir d'organe aux jardins zoologiques et aux savants, pour la publication de leurs observations de Zoologie appliquée et pure; rédigé par le baron J. W. de Muller, membre de l'académie impériale C. L. des naturalistes, etc., directeur du jardin royal de zoologie et d'horticulture de Bruxelles (partie zoologique).

Als Mitarbeiter sind genannt die Herrn Ch. L. Prinz Bonaparte, Cabanis, Flourens, Geoffroy St.-Hilaire, Guerin-Meneville, Lichtenstein, Linden, Mitchell, Pucheron, Schlegel, de Selys Longchamps, Baron Temminck, Yvan. — Jeden Monat wird ein Heft von etwa 60 bis 70 Seiten, gr. 8., mit Illustrationen und schwarzen und colorirten Tafeln (18 Frcs jährlich für Belgien, 24 Frcs für das Ausland) ausgegeben werden.

Die Zeitschrift soll aus vier Abtheilungen bestehen. In der ersten wird sie unter der Ueberschrift: Mémoires originaux, Original-Abhandlungen, die sich vorzugsweise auf die Wirbelthiere, als diejenige Thierklasse, deren Studium durch die zoologischen Gärten (— Belgien hat deren drei —) am meisten begünstigt wird, beziehen. Deshalb sollen aber die übrigen Zweige der Thierkunde nicht vernachlässigt werden, so oft interessante Entdeckungen Stoff zur Beschäftigung mit denselben darbieten. Die Aufsätze sollen so abwechselnd wie möglich sein, und die Auswahl der Gegenstände mit Umsicht getroffen werden. Man wird denjenigen Beobachtungen, die sich mit dem psychologischen Leben der Thiere und ihrem Verhalten in der Gefangenschaft beschäftigen, besondere Aufmerksamkeit schenken. In dieser Abtheilung findet dann auch die Besprechung der ökonomischen Benutzung, der Krankheiten der Thiere und der Mittel gegen dieselben, ihre Stelle.

Die zweite Abtheilung: Bulletins et Relations ist eine Hauptaufgabe der Zeitschrift zu lösen bestimmt. Als Organ der zoologischen Gärten wird sie das Publikum ununterbrochen von Dem in Kenntniß setzen, was dieselben Neues und Interessantes darbieten. Die Beschreibungen der zoologischen Gärten und ihrer bedeutendsten Anlagen und Gebäude sollen durch lithographirte Tafeln oder in den Text gedruckte Holzschnitte erläutert werden. Architekten werden in den Planen und deren Beschreibungen Gelegenheit erhalten, sich mit Dem was bereits in diesem Zweige ihrer Kunst geleistet wurde und mit den täglichen Fortschritten bekannt zu machen.

Die dritte Abtheilung: Feuilletons, bringt anziehende Zeichnungen aus dem Menschenleben, insofern es mit dem Thierleben in Berührung steht, biographische Skizzen berühmter Naturforscher und Reisenden, interessante oder merkwürdige Anekdoten, außerordentliche Erscheinungen fremder Thiere, Reiseberichte, Auszüge aus neuen oder wenig bekannten Werken, und wird somit in reichhaltiger Mischung für Belehrung und Unterhaltung sorgen.

Wenn der Raum es gestattet, ist die vierte Abtheilung: Nouvelles et Annonces, bestimmt, Gesuche, Anzeigen, Verkaufs-Ankündigungen von Thieren, Sammlungen, Eiern, Büchern u. dgl. aufzunehmen.

Aus dem französischen Prospectus, dem das Mitgetheilte entnommen, ersieht man, daß, wenn allerdings der Hauptzweck des Unternehmens die Pflege und Beförderung der Wissenschaft, ist dennoch auch durch die zoologische Zeitschrift die Belehrung eines weiteren Kreises erreicht werden, und sie selbst den Frauen einen ihnen sonst unzugänglichen Schatz von Kenntnissen öffnen soll.

Die Namen des Herrn Herausgebers und seiner Mitarbeiter, denen wol bald sich noch mehrere, auch deutsche Zoologen anschließen dürften, bürgen für den gediegenen Inhalt, die vielen in typographischer und artistischer Hinsicht hervorragenden Veröffentlichungen des Verlegers für die würdige und glänzende Ausstattung dieser neuen Zeitschrift. F. L. Hoffmann.

Miscelle.

Unter den vor Kurzem in Constantinopel angeschlagenen Placaten lautete eins, wie folgt: „O muselmännisches Volk, wir sind die Nachkommen einer glorreichen Nation! Wir haben, ohne Civilisation und Ordnung (als Barbaren) Jahrhunderte lang über zerstreute Stämme geherrscht. Die Franken sagen, wir seien nun civilisirt — aber warum will man uns denn unter die Füße treten? Haben England, oder Frankreich, oder Oesterreich uns je Hülfe geleistet, so, daß wir uns auf ihre Mitwirkung verlassen könnten? Während der letzten Revolution haben sie unsere Flotten verbrannt. Söhne der Gläubigen, wir waren ein erobernades Geschlecht, ehe wir etwas von England noch von Frankreich wußten. Wir sind mitten in Europa eingedrungen gewesen, und haben Betsch (Wien) belagert gehabt, und das ganze südliche Rußland hat einst zu unseren Provinzen gehört. Wo ist Georgien, wo Griechenland, wo Algier? Wir sind weggeschmolzen gleich Schnee, aber wir haben gekämpft und unsere Annalen sind unbefleckt. Unsere Führer haben uns noch einmal aufgerufen, unsre Rechte zu verfechten, und wir sind gleich Schafen, die man zur Schlachtbank führt, in die Lager von Schumla geschickt worden. Wir haben unser Heimath verlassen, während unser Getraide noch in Garben steht. Werden die Engländer uns entschädigen, oder die Franzosen uns beschützen? Nein! wir haben kein Vertrauen zu ihnen: sie halten es mit unserem Erzfeinde. Sie haben uns betrogen, ehe es zum Anfang gekommen ist; was wird erst nach dem Anfange geschehen! O Muselmänner, laßt uns alle mit Dämon's Schwerdt umgürten und tief aus dem Becher der Bestimmung schlürfen! Wir wollen ausziehen, um Ruhm in dieser Welt, oder die ewige Glückseligkeit in der künftigen zu erwerben. Möge der große Allmächtige uns dazu Gedeihen geben; in Ihn setzen wir unsere Hoffnung! Amen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 82. Mittwoch, den 12. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Roland sbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Briefe aus dem Orient ..... Seite 637
Literatur:
Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied von Richard von Meerheim ..... „ 640
Miscelle ..... „ 644

Briefe aus dem Orient.

Von Louis Enault.

(Aus dem „Constitutionnel.")

Malta, den 26. August.

Ich bin schon berechtigt, meinen ersten Brief unter obiger Ueberschrift zu geben, weil Malta in der That als unter dem Oriente begriffen angesehen werden kann. Man muß ein Land nicht bloß nach seinen Längengraden beurtheilen, und Malta scheint seiner üppigen Natur nach viel mehr durch eine vulkanische Erschütterung des Erdballes von dem afrikanischen Continente, als von der italienischen Halbinsel losgerissen zu sein. Die Vegetation ist orientalisch: so auf den in Terrassen abgestuften Promenaden, als in den Gärten, die der Friede in Gärten umschafft, indem er Rosensträuße in die Mündungen der Kanonen wirft und zwischen den Schießscharten die bestreuenden Jasminblumen des Caps erblühen läßt. Was dem Europäer des Nordens sofort auffällt, das ist der üppige Flor von dornigten Cactus, von hundertjährigen Aloen, und von indischen Feigenbäumen, die unsern Klimaten fremd sind, inmitten von Granatbäumen, mit ihrer rothen Blüte, und der zugleich Frucht und Blüte tragenden Orangenbäume. Malta ist eine Oase lebendigen Grüns inmitten der blauen Fluthen des mittelländischen Meeres, eine Vorhut, ja gewissermaßen ein Vorposten Afrika's und Asien's.

Alle Paketböte des mittelländischen Meeres legen in Malta an, bei der Ausfahrt als Haltplatz, und bei der Rückkunft, um Quarantaine zu halten. Möglich, daß Ihnen dieser Brief nur durch Eilig gezogen zugeht.

Man läuft dort ohne Umstände ein. In dem England unterworfenen Lande herrschte freie Practika und eine für den Ausländer tolerante Polizei. Das Paketboot legt nicht ans Land; man wird durch ein Boot vom Hafen aus abgeholt und an den Kayen gelandet. Dies Boot hat seine eigenthümliche Physionomie. Wer irgend ein Liebhaber von einer örtlichen Färbung ist, dem werden sich sofort seine tückische Ausstaffirung, seine breiten horizontalen roth und grünen Streifen, und sein gekrümmter Schnabel, wie man es noch auf alten Bildern bei den Galeeren und den griechischen dreieckigen Fahrzeugen sieht, bemerklich machen.

Man landet in dem Unterhafen.

Dort drängen sich alle Nationen, mischen sich alle Typen, und durchkreuzen sich alle Idiome. Der Engländer pfeift, der Italiener singt, der Afrikaner würgt an seinen Guttularlauten, der Spanier läßt seine Selbstlauter ertönen, die Polikaeen scandiren ihr Neugriechisch, die Franzosen windbeuteln in ihrer Sprache von Oc, und die cosmopolitischen Malteser reden nach einer universellen Grammaire, deren Syntax gefügig ist, und nach einem encyclopädischen Dictionaire, in welchem alle Worte das Bürgerrecht haben. Die Matrosen, und insbesondere die Schiffsjungen, sind Polyglotten, und wo das Wort zweifelhaft ist, da hilft eine ausdrucksvolle Pantomine nach. Die Gebehrdung macht das Wort klar, und so kömmt man stets zu dem Verständniß des Preises einer Melone oder eines Goldfisches. Die Mönche, im härenen Gewande, gehen barfüßig

Digitized by Google

und mit einem Stricke um den Hüften, durch die Menge, die ihnen Platz macht, und sammeln für ihr Kloster einen reichlich gespendeten freiwilligen Zehnten. Aber wir wollen uns sputen, denn die Anlanfszeit ist nur kurz und zwei Tage sind bald verstrichen.

Vor uns, auf einer Anhöhe, und in einer für die Perspektive höchst wünschenswerthen Entfernung, eben weit genug, um das Ganze übersehen zu können, und wieder nahe genug, um die Einzelheiten zu erkennen, erhebt sich das majestätische Valetta, eine Schöpfung des Großmeisters, der ihm seinen Namen gegeben hat. Die weißen Mauern seiner weiten Außenwerke werfen im Sonnenschein einen das Auge blendenden Schimmer zurück. Diese Mauern erstrecken sich, in Zinnen ausgezackt, in Bastionen ausgebaucht, in Terrassen abgestuft, und zu Esplanaden erweitert, soweit, als der Blick sie nur verfolgen kann. Hie und da, oben auf den Mauern, wiegt ein riesiger Schilf, in einer einzigen Jahreszeit aufgeschossen, sein spitziges Blatt und seine zierlichen Schatten, und drängen sich Schlingpflanzen aus jeder Spalte, oder klammern sich mit ihren Gäbelchen an jedem Vorsprung, an jeder Ecke an. Es ist, als ob eine Escadron leichter Truppen zur Erstürmung der Citadelle ausgesandt worden wäre.

Man passirt den Graben über eine Zugbrücke, und kömmt dann nicht zu einer Straße, sondern zu Füßen einer Treppe.

Diese Treppe führt zu einem Platze, wo man von einer Meute hungriger Ciceronen angefallen wird, die einander den Ankömmling streitig zu machen und dessen Wahl dadurch zu bestimmen suchen, daß sie gegenseitig mit der größten Leidenschaftlichkeit ihre Untugenden aufdecken. Wenn man aber einmal gewählt hat, so wird die Wahl respectirt. Dann geht ein jeder Führer mit seiner Beute las, und wer hat leer ausgehen müssen, der streckt sich aufs Neue, gelaunt wie ein hungriger Tiger, im Schatten aus, in Erwartung eines besseren Looses, einer glücklicheren Gelegenheit. Diese Lazaronis mit ihren nackten Beinen haben oft recht schöne Köpfe, insbesondere die jüngeren. Der Ausdruck ist mehr intelligent als ehrlich: es ist eine Mischung von Hinterlist und Kühnheit. Ein Bildhauer würde diese bronzenen Füße, durch kein Fußzeug entstellt; diese trocknen und nervigten Beine, und die Ungebundenheit des ganzen Körpers, die Geschmeidigkeit und Stärke verräth, bewundern. Man bemerkt dergleichen im Fluge: auf Reisen lernt man schnell schauen!

Englische Soldaten sehen uns, das Gewehr im Arm oder einen Stock in der Hand, vorübergehen, ohne von uns Notiz zu nehmen. Wir begeben uns zuvörderst nach der St. Johannes-Kathedrale der Ritter mit ihren riesigen Pforten. Eine lose immense Gardine, wie in den meisten Städten des Südens, dient dem Schiffe als Schleier und scheidet dasselbe vom Portal. Es ist eben der St. Ludwig gefeiert worden, und des Benzoe's duftender Dunst erfüllt die Luft. Die Gardine aus hochrothem Damast, fängt die Strahlen auf, während sie dem Luftzuge freien Durchgang gewährt.

Es ist ein großes und edles Gebäude, diese St. Johannes-Kathedrale der Ritter, und ich wüßte keine Stätte, die reicher an Erinnerungen von Heroismus und Ruhm wäre. Das Aeußere ist einfach, und es spricht sich darin das Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus; die innere Ausschmückung aber ist glänzend. Die Mosaiken des Pflasters, die in dem Glanze strahlen, dessen Geheimniß die italienischen Meister mit in's Grab genommen haben, zeigen die Ritter in ihrem großen Costüm, und das Gewölbe, von dem kühnen Pinsel des Calabresen gemalt, erzählt in verklärenden Bildern die ganze Lebensgeschichte St. Johannes, des Schutzheiligen des Ordens. Zwischen den Säulen verherrlichen Teppiche, die sich dort aufgehängt befinden, die verschiedenen Episoden des Evangeliums; hinter dem Altar zeigt uns eine monumentale Gruppe, ich weiß nicht, welchem Meißel sie zu verdanken ist, wie der Vorläufer von Jesus Christus diesem die Taufe giebt, während eines der schönsten Caravaggio's sich die Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers und die Rache Herodes zum Süjet gewählt hat. Der Altar ist sehr elegant: es befindet sich nach byzantinischer Weise isolirt mitten im Chor, und ist mit dem blauen Stein bekleidet, den man Lapis Lazuli nennt und dessen Frische und milden Glanz auch die begabtesten Pallette noch nicht erreicht haben.

Zu beiden Seiten des Schiffes befinden sich die den acht Zungen oder Nationen, aus welchen der Orden bestand, geweihten Kapelle. Diese Zungen oder Nationen waren: Provencer, Auvergnaten, Franzosen, Italiener, Aeragonier, Deutsche, Baiern und Castilianer. Die Leichen der Großmeister sind in den Capellen ihrer Nation beigesetzt. In der mit goldenen Lilien verzierten französischen Capelle sieht man das Grabmal eines Vignacour und eines Rohan. Das des Großmeisters von Ile-Adam befindet sich unter dem Altar selber: man hat gewollt, daß er im Herzen der Kirche ruhen sollte. Zur Seite des Altars zeigt man die Stadtschlüssel von Rhodus. Es wäre wohl besser, wenn man das nicht thäte; aber die Malteserritter haben sich der Erinnerung an das schöne Rhodus, das sie sodald wieder verloren haben, nie entschlagen können. Sie hatten die Glocken aus ihrer dortigen Capelle mitgenommen, und deren feierliches und melancholisches Geläute hat sie stets an eine alte Scharte, an eine neue Pflicht erinnern müssen. Jene Wunde blutete fortwährend, weil sie nicht gerächt worden war: die Ehre vernacht nie. Was meines Bedünkens einen viel weniger malerischen und moralischen Effect macht, das ist der protestantische Thron der Königin Victoria, der seine Herrscherschaft in einem katholischen Tempel zur Schau stellt.

Eben so sehr, wie das populaire Malta seinen orientalischen Typhus bewahret, eben so sehr macht das officielle Malta seine Prätension auf den englischen Charakter reinen Geblüts geltend. Das Erste, was einem auf dem Palastplatze in die Augen fällt, das ist ein Denkmal, was England seinem eigenen Ruhm gesetzt hat. Es führt die Inschrift: „Magnae et invictae Britanniae. Mit dem invictae ist es wohl so was! Die Esplanade, von den Rittern angelegt, von ihnen mit Bäumen bepflanzt, mit ihren Arcaden geschmückt, wird nun Garten der Königin genannt, wie zu Windsor oder zu Balmoral.

Ein englischer Gouverneur bewohnt das Schloß des Großmeisters, doch ist dieser Palast dem Fremden stets zugänglich. Man weilt in seinen kostbaren Sälen, studirt mit Muße die Gemälde seiner langen Gallerien, besteigt den zum Observatorium eingerichteten Rohansthurm; man hat den Zutritt zu dem Thronsaal, so wie zum Rathssaal, der mit den schönsten Teppichen unserer Gobelins geschmückt ist, und zu dem Artillerie-

Digitized by Google

aal, reich an Trophäen und prächtigen Waffen, die Wände mit den Panzern und den Helmen der Ritter behangen.

In der Bibliothek bekömmt man mehrere phönizische Medaillen zu sehen: eine darunter stellt eine verschleierte Frau, mit einem aufgekrempten Diadem, einem Dreifuß ohne Feuer, mit drei Kronen darüber, dar. Auch einige Erinnerungen an die griechische Kunst werden gezeigt, u. a. eine Marmorstatue des Herkules, mit einem Pappelkranze, einer Keule, und über die Schultern geworfen die Haut des nemeischen Löwen. Ein sculpirter Altar zeigt das sicilianische Sinnbild: die traditionellen drei Beine, das Symbol der drei Caps, mit einem Medusenhaupte darüber. Sicilien hat seinen Feinden Schreck einjagen wollen!

Man gelangt auf einem ausgeartetem Curriculum — gegenwärtig nur noch ein auf Rädern ruhender viereckigter Kasten — ziemlich schnell zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten. Bald werden die Straßen aber leer, wenn die heiße Tageszeit eintritt, und man überläßt sich in seinem Zimmer dem Genusse der Siesta. Man legt sich schlafen, oder man schaut auch hinter den heruntergelassenen Vorhängen zum Horizont empor, und sieht einige weiße Segel gleich Seemöven vorüberziehen.

Die Stadt Valetta ist von Città-Vecchia, ehedem die Hauptstadt der Insel und noch jetzt deren geistlicher Hauptort, zwei bis drei Lieues entfernt. Wenn man von einer dieser Städte zur andern gegangen ist, so hat man den größten und besten Theil der Insel Malta gesehen. So brachte mich denn eines Morgens eine mit zwei Beberpferden, schieferfarbig und mit einer seidenweichen langen Mähne, bespannte Kolesche schnell durch die zwei oder drei concentrischen Umwallungen, welche die Stadt vertheidigen.

Wir machten beim letzten Thore, in dem britischen Garten Halt, wo die englische Geduld lange Gänge, ohne Symmetrie, gleich einer Musterkarte, von allen heimischen Bäumen, von dem Pfeffer- und dem Baumwollenstrauche ab bis zu dem Seedbaum und dem indischen Feigenbaum angelegt hat. Hie und da erinnern einige blasse Blumen des Nordens an das Vaterland und die theuren Abwesenden. Ich habe da eine Convolvula gesehen, die ihre leichten Lianen um den Stamm eines Palmbaums schlang; ihre blauen Glöckchen, auf deren zartes Gewebe die Sonne brannte, fielen zwischen den Palmzweigen mit einer unbeschreiblichen schmachtenden Anmuth herniedder. Dieser Garten bildet die Lieblingspromenade der sentimentalen Schönen.

Ich befand mich bald auf offenem Felde. Nichts ist im Stande französischen Augen einen Begriff von der gränzenlosen Dürre zu geben, die dort herrscht. Man bekömmt Duest beim bloßen Anblick dieser gespaltenen und dampfenden Erde. Ich habe da eine arme Thränenweide gesehen, vergessen am Ufer eines versiegten Baches, die ihre langen Zweige bis zur Erde herniederhängen ließ, um dort ein Bischen Feuchtigkeit zu suchen. Seit acht Monaten ist nicht ein Tropfen Regen gefallen. Man trifft jedoch hie und da eine Oasis Vegetation an und eine Insel Grüne, und dann ist die Vegetation so üppig, das Grün so kräftig und saftreich, wie man es unter unserer bleichen Sonne nicht sieht. Die guten Landleute helfen sich in folgender Weise: sie zerstampfen ihren leichten und beröckligen Boden zu Staub, und vermengen diesen dann mit der leichten und schwefelhaltigen Erde Siciliens, was ein Gemisch von beispielloser Fruchtbarkeit ergiebt. Oft erblickt man zwischen den beiden Städten irgend eine große Casada oder Schloß, das mit seinen breiten Façaden nach den vier Cardinalpunkten ausschaut, mit einer Unzahl von Fenstern, die, je nach der Tageszeit, vor der Sonne geschlossen, vor dem Abendwinde geöffnet werden. Zuweilen gewahrt man auch eine Heerde Ziegen, so feinhaarig, als ob sie in Thibet zu Hause gehörten, die aufgerichtet nach etwas Quekengras schnobern, welches die Sonne zwischen ein Paar Felsen vergessen hat, oder die großen und schönen Esel aus Gozzo, in dem Schatten der berberischen Feigenbäume hingestreckt. In den ziemlich spärlichen Villas an der staubigten Landstraße sind alle Fenster dicht geschlossen, und nur die Blumen, welche stets den Balcon schmücken, verrathen die Gegenwart und den Geschmack der Frauen.

Nachdem man eine Stunde lang Melonenfelder und Anpflanzungen von Baumwollsträuchern, in Trümmern liegende große Aquadukte, und Umzäunungsmauern von getrockneten Steinen, ohne Mörtel übereinanderegeschichtet, passirt ist, gelangt man nach Medina-Vecchia, wie der Landmann sich ausdrückt, der eben sowohl arabisch als italienisch spricht. Die dortigen führen einen zuvörderst nach der Kathedrale von St. Petrus und St. Paul, und geben sich Mühe, einem Bewunderung für ziemlich werthlose Gemälde abzuzwingen. Inzwischen besitzt diese Kirche doch einen Schatz in dem Bildnisse der heiligen Jungfrau, von dem Evangelisten St. Lucas. Die christliche Kunst hat kein älteres noch ehrwürdigeres Denkmal aufzuweisen. Dies Gemälde hat aber eine so schlechte Beleuchtung, daß es sehr schwer hält, seine Züge in den Einzelnheiten zu erkennen und Vergleichungen zwischen dieser ächten Abbildung und den Idealisirungen des funfzehnten Jahrhunderts und der Renaissance anzustellen. Es würde merkwürdig seyn, wenn man diesem St. Lucas einen Raphael an die Seite stellte. Uebrigens ist die Kathedrale reich an Erinnerungen aus der byzantinischen Schule, und wir haben, eines St. Paulus nicht zu gedenken, der mit edlen Metallen und Edelsteinen jeder Art bedeckt ist, mehrere Heilige in Verzückung in ihren Rahmen von Goldgrund gesehen. Wir würden indessen gern mehrere dieser Gemälde für ein kleines von Sasso-Ferrato hingegeben haben. Es ist eine heilige Jungfrau, halb unter dem Schatten ihres Schleiers verborgen, um deren rosigen Mund ein Lächeln unnennbarer Seligkeit spielt und deren schönen Hände zu dem inbrünstigen Gebete einer Heiligen gefaltet sind. So müssen die Gebete beschaffen seyn, von welchen gesagt wird, daß sie Gott angenehm sind. Ein Christusbild von Elfenbein, das aus Rhodus herübergebracht ist, dürr von Leib, die Arme fleischlos, das mit Dornen gekrönte Haupt schmerzhaft und ausdrucksvoll, und eine silberne Glorie ausstrahlend, liefert den Beweis, was der Glaube vermag, der sich in den Künsten versucht, und die Frömmigkeit, der es noch an Geschmack fehlt. Diese Kathedrale ist von großem Umfang und erscheint dabei leer. Sie hat wenig Zierrathen, doch haben wir an mehr als einer Stelle Bekleidungen von grangeadertem Alabaster aus den Gruben von Golfo bemerkt, so wie ziemlich blauen Lapis, und eine Composition, welche die Leute des Landes Smalto nennen und dessen blaue Tinten in ziemlich lebhaften Nüancirungen spielen. Diese Composition schmückt das Grabmal des jetzigen Bischofs von Malta, der sich noch immer Erzbischof von Rhodus titulirt. Wer möchte wohl die Pietät der Erinnerungen tadeln?

Digitized by Google

Dieser würdige Prälat hat sich bei seinen Lebzeiten sein Grab selbst bereiten wollen. Das ist die sicherste Weise, es nach seinem Geschmacke zu bekommen. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seine Sachen wohl gemacht hat, und er muß sich sehr glücklich fühlen, so oft er an dem eleganten Stein vorüber geht, der ihn dereinst zu seinem ewigen Schlummer aufnehmen soll.

Nachdem ich die Kathedrale verlassen, bin ich in eine ganz kleine Kirche gegangen; doch habe ich darin mehr Bilder angetroffen, als in zwanzig französischen Kathedralen, und habe unter ihnen, auf einem Tabernakel, einen jungen Heiligen, schön wie ein weibliches Wesen, bewundert. Die Malerei war weich und lieblich und hatte eine Morbidezza und Suavität wie die Pastelbilder Latours. Unter den blonden Augenliedern sprühten Flammen hervor; der Augapfel erleuchtete das Gesicht und das Gesicht erleuchtete das Gemälde. Die aristokratisch zarten Hände offenbarten mir den heiligen Ludwig von Gonzaga, Fürsten der Erde und des Himmels.

Während ich dieses Gemälde bewunderte, näherte sich mir, jedoch in einer ehrerbietigen Ferne, ein schömmelnder Sacristan, und sagte zu mir, unter Vorweisung eines Bundes Schlüssel: „Excellenza, wollen Sie die wundervolle Grotte sehen?

— Wo jetzt Wunder geschehen?

„Ja, Excellenza.

— Nun meinetwegen.

Wir stiegen dann auf einem ziemlich jähen Abhange an zwanzig Stufen hinab und kommen zu einer mitten aus dem Felsen heraus gehauenen Höhle.

Diese Grotte hat dem heiligen Paulus zum Asyl gedient, als er einst an dem Felsen des heidnischen Malta Schiffbruch gelitten hatte. Man sieht daselbst eine Marmorstatue von einem maltesischen Bildhauer, der den großen und hohen Ausdruck dieses Heiligen, der auch ein Mann von Geist war, wohlbegriffen und gut wiedergegeben hat.

Ich wartete nun auf das Wunder, und da es sich noch immer nicht zeigte, so fragte ich darnach.

„Eccolo, signor!" (Da ist's!) sagte darauf der Sacristan. . . . „Sie sehen doch diese Grotte?

— Nun ja.

„Wohl; nun gehen Sie vorwärts.

— Ist geschehen.

„Wie viele Schritte haben Sie gemacht?

— Zwei und zwanzig.

„Va bene! Noch einen Schritt mehr, so würden es drei und zwanzig seyn.

— Das gebe ich zu; aber das ist kein Wunder, das ist ein Rechenexempel.

„No, signor, e un miracolo . . . denn nach Verlauf eines Monats wird der Stein von selber herauswachsen und die Höhle nur noch eine Tiefe von 22 Fuß haben.

Ich machte eine Bewegung, in welcher ich einen höflichen Zweifel aussprach.

„E vero, Signor!" sagte da ein zweiter Sacristan, den ich nicht hatte eintreten sehen! . . . E vero!"

Was war da zu machen? Zwei gegen Einen!

Ich schwieg. Da sagte mein erster Führer, indem er mir mit Anstand ein kleines Stück des Felsensteins überreichte:

„Nehmen Sie, und sollten Sie einmal an Kolik leiden, so thun Sie dies Steinchen — es schmilzt nicht — in ein Glas Wasser, trinken es aus, und Sie sind genesen.

Als ich meinem Cicerone sein Douceur oder buona mana gegeben hatte, sagte er:

„Wir haben noch eine andere Grotte . . .

— Auch von St. Paulus, sagte ich.

„Nein, erwiederte er lachend, von Calypso . . . von der trostlosen Calypso.

Es hätte ein Boot genommen werden müssen, um nach der Insel Ogygia, jetzt von den Italienern Gozzo genannt, zu fahren. Das Meer ging ein wenig hoch, und seit dem Telemach ist Eucharis nicht mehr so interessant, ich kehrte also nach Valetta zurück.

Es war eine erdrückende Hitze; meine Pferde warfen alle Augenblicke ihre langen Mähnen über die Augen, und mein Kutscher schwitzte noch mehr als ich. Wir kehrten deßhalb, um die heißesten Stunden des mezzo giorno vorübergehen zu lassen, bei dem Civil-Gouverneur Sir William Reid, dem vormaligen Präsidenten der großen Ausstellung, dessen gastliches Haus sich jedem Fremden öffnet, ein. Mein Fuhrwerk fand unter einem immensen Portale Platz, und ich streckte mich unter einer riesigen Linde nieder, deren Laub Tausende von Baumgrillen baegdie der Sonne einen Lobgesang in scharfen Noten sangen.

Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied von Richard von Meerheim. Dresden. Arnoldische Buchhandlung (Verlagskonto). 1853. VIII u. 162 Seiten. 8.

Der Verfasser hat durch diese Dichtung die Erinnerung an den Heldenmuth der sächsischen Reiterbrigade in der Schlacht von Moszaisk am 7. September 1812, über welche Napoleon geäußert, daß sie die schönste, aber schrecklichste seiner Schlachten gewesen sei, erneuert. Sie ist „den Veteranen einer glorreichen Zeit" gewidmet. Auch dem Vater (— Oberst von Meerheim, 1812 Lieutenant und Regimentsadjutant von Zastrow-Kürassieren, in der Schlacht zur Seite des Generals Thielmann —) ist damit ein Tribut kindlicher Liebe dargebracht, dem Vater, der „nächst der Liebe zum Vaterlande der Seele die Begeisterung, dem Gedichte das eigenthümliche Lebensmark gegeben."

Die Dichtung besteht aus zwei Gesängen, denen eine Canzone vorangeht, eine Vision, in welcher „das lichte Roß der Sachsen, dem Heldengrab des Wittekind entwachsen," den Dichter an ein anderes, des Vaters treuen Schlachtgenoß, mahnt:

„Ihn trug zu Sachsens Ruhm sein Hufgestampf
Wohlauf zu der Redutte Feuerfahnen —
Und mich als Kind auf Friedensbahnen.
Zu seinem Bug vom Vater aufgeschwungen,
So lauscht' ich heiß der Kunde wildem Weh,
Wie's ihn geführt durch Nordens Eis und Schnee;
Wie klang's wie Schildesschlag der Nibelungen.
Schon da fühlt' ich die Brust im Stolz sich dehnen,
Zu Flügeln wuchsen mir die weißen Mähnen.

So sprießt das Lied mir mit dem Herzen auf.
Und als ich jetzt, vom Flug des Ruhms umschwebt,

Digitized by Google

Hinabstieg zu der Kindheit grünem Garten,
Da grüßt auch wiehernd mich in stolzem Lauf
Des Vaters Schlachtroß licht und neubelebt.
Wol schaut' es stolz, als träum' es von Standarten,
Von der Redutte Feuerscharten;
Doch schien sein Blick mich vorwurfsvoll zu fragen:
Vergaß dein Geist Gesang und Heldenflug? —
„Nein," rief ich, „Roß, nun bin ich stark; dein Bug
Soll mich empor zu Ruhmeshöhen tragen!"
So flog ich hin zu Moskwa's Schlachtenschutte
Und grub dies Lied aus Trümmern der Redutte."

Der erste Gesang ist überschrieben: „Semenoffskoje;" der Stoff desselben: Heer und Feldherr. Bivuak der Sachsen. Aufbruch Latour-Maubourg's. Utitza und Borodino. Attacke der Sachsen auf Semenoffskoje. Der Sachsen Noth. — Im zweiten Gesange: Die große Redutte, ist geschildert: Vorkampf. Reitersturm der Sachsen auf die große Redutte (die Rajefski-Schanze, die Redoute von Semenoffskoje, die Bragations-Schanze von russischen Schriftstellern genannt). Die sächsischen Dragoner (Prinz-Albrecht-Chevauxlegers). Fall und Sieg. Der Feldherr (Napoleon nach der Schlacht). Nacht im Bivuak.

Der Dichter hat sich, wie schon aus der Inhaltsangabe der beiden Gesänge ersichtlich, so wenig als möglich vom historischen Grund und Boden entfernt, sich die Aufgabe gestellt, die Krieges- und Schlachten-Wirklichkeit in dichterischer Einkleidung seinen Lesern zu vergegenwärtigen, ein

„. . . . Lied des wilden Schwerterkampfes
Im Eisenklang und Tact des Hufgestampfes

zu singen. Es bedarf keiner weitern Ausführung um zu zeigen, daß ihm hier nicht geringe, zu besiegende und zu beseitigende Schwierigkeiten und Hemmnisse entgegentraten. Friedrich der Große hat zwar selbst die Kunst des Krieges in einem der gelungensten seiner dichterischen Erzeugnisse zu lehren versucht, aber in einer Sprache, die sich seinen Gedanken willig anschmiegte und das Lehrgedicht als ein harmonisches Ganzes erscheinen läßt. In den „Sachsen an der Moskwa" war es, sollte das Gedicht nicht sein bestimmtes Colorit verlieren, schwer zu vermeiden, Wörter zu gebrauchen, Phrasen einzuflechten, die der erzählenden Prosa, ja den Heeresberichten angehören; der Dichtung haben diese fremdartigen Elemente aber nur wenig geschadet und ihr nichts von ihrem eigenthümlichen Werthe genommen. Sie ist ein kräftiger, kühner, lauter Schlachtengesang, der uns mitten in den Kampf versetzt, uns die blutigen Scenen der Operationen Napoleons in lebenden Bildern vorführt, der Operationen, die Danilewsky (Geschichte des vaterländischen Krieges im Jahre 1812) treffend einem Stromlauf vergleicht, bei welchem die eherne Brust und die Standhaftigkeit der Russen die Festung war: hartnäckiger, grimmiger Kampf und erneuerter Angriff, erneuerter Kampf und erneuertes Zurückschlagen!

Hat zunächst der Verfasser in vielen Momenten seiner Schilderung Gelegenheit gefunden, seinen tapfern Landsleuten überhaupt und einzelnen hervorragenden von ihnen ein Denkmal aufzurichten, erblicken wir diese heldenmüthigen sächsischen Reiterschaaren häufig im Vorgrunde, so ist dagegen auch nicht selten dem Heere der Franzosen und seiner Führer ein Ruhmeskranz geflochten, selbst früher dahingeschiedene Tapfere sind nicht vergessen worden, z. B.

„Dort steht es auch in Waffen, das stolze Regiment,
Das sein den bravsten Helden von Frankreichs Braven nennt;
Es ehrt ihn noch im Tode: Latour d'Auvergne war hier
Im Regiment Sechsundvierzig der erste Grenadier.

Und als nun im Verlesen ruft der Sergeant-Major:
„Latour d'Auvergne!" da schreitet ein hoher Krieger vor.
Er trägt in silberner Kapsel an Gurt des Bandeliers
Das Herz von Frankreichs Ruhme — des ersten Grenadiers.

Des Braven Stimme zittert und ruft: „Er ist nicht hier!"
„„Wo ist er?"" schallt die Frage. — „Der erste Grenadier,"
Antwortet's, „ist geblieben im Feld für Ruhm und Ehr'!"
Dann tritt zurück der Grenadier und schultert das Gewehr."

Der Kaiser der Franzosen war, selbst nach dem Zeugnisse französischer Geschichtschreiber, in der Schlacht bei Borodino kaum wieder zu erkennen, seine in solchen entscheidenden Augenblicken gewöhnliche ruhige Thätigkeit war in Abspannung umgewandelt und die sich in seiner Nähe befanden, staunten. „Fast den ganzen Tag" sagt Ségur, „sah man Napoleon neben der Redutte von Schewardino sitzen, oder mit langsamen Schritten hin und her gehen, weit außerhalb des Bereichs der Schlacht, die er, seitdem sie über die Höhen hinaus war, kaum noch mehr sehen konnte. Wenn sie wieder näher rückte, zeigte er keine Besorgniß, keine Ungeduld: nur wenn ihm, wie es oft geschah, der Tod seiner besten Generale gemeldet wurde, gab er durch einige Geberden eine traurige Resignation zu erkennen." Daher konnte der Dichter ihm denn auch keine sehr glänzende Rolle zutheilen, wollte er der Geschichte treu bleiben, aber des Kaisers Bild dennoch hervortreten zu lassen, hat er sich bemüht. Mit beredtem Munde hören wir ihn seine Braven loben; z. B.

„Doch jetzt, Vicenza, reitet hinauf die Trümmerflur,
Am Parapet des Ruhmes begrüßt den Degen Maubourg,
Umschließt im wärmsten Danke die ritterbürtigen Sachsen,
Sie, die dem Heldenmarke des Horst und Hengst entwachsen!

Dem Stürmer Borodino's am rothgestauten Fluß,
Dem Beauharnais, entbietet des Vaters Liebeskuß."
Er spricht's — da streift ein Dunkel die siegesstolze Miene,
Als geuß' ein milder Schatten im Flüstern: „Josephine!"

Sieh, dort aus starrem Blute, von Russenleid umgeben,
Sucht sich mit letzten Kräften ein Krieger zu erheben.
Der Brave ist's, der gestern die böse Kunde gebracht
Von Marmont's Unterliegen in der Salamancaschlacht.

Madrid's Verlust — die Botschaft vom Sprengen der Arcyplen,
Wol tönt sie schlimm am Thore von Moskau's Thermopylen.
Doch schlimm war auch die Antwort: „Geht, Obrest Fabvier,
Daß Euch mein Blick nicht eher als reich an Siegen seh'!" —

Hier grüßt er ihn im Siege — er sank, um zu beweisen,
Daß auch Hispaniens Kämpen bewahrt ein treues Eisen.
„Vergieb in mir, o Kaiser, des Marschalls Mißgeschick,
Daß ihn mein Geist begrüße mit Deinem Gnadenblick!""

Digitized by Google

Da drückt bewegt der Kaiser dem Sterbenden die Hand
Und spricht, die Brust ihm schmückend mit eig'nem rothen Band:
„Mit solchen Seelen stürm' ich mehr als die halbe Erde!"
Und reitet langsam weiter auf seinem falben Pferde.

„Soldaten," spricht er drüben zum siebenten Regiment,
„Den Bravsten Eurer Braven mir, Eurem Kaiser, nennt!"
„„Es haben,"" spricht der Oberst, „„sich Alle brav geschlagen.""
„Was, — habt Ihr nicht von einem Themistokles zu sagen?"

„„Wohl, — giebt es einen Bravsten,"" so raunt es durch die Glieder,
„„Ist's unser Leutnant Moncey; dort liegt er wund daniedee!""
„Moncey, mein kleiner Page — wohl — dieser blanke Stern
Ehr' ihn und Euch und bring' ihm den Dankgruß seines Herrn."

Aus dem zweiten Gesange (II. Reitersturm der Sachsen auf die große Redutte) hier ein Bruchstück:

„Schon fliegen die Ordonnanzen und rufen vom Sattelsitz
Herab des Kaisers Befehle — zum Jüngling wird Mandourg,
Vom Donnerklang seines Commandos nachhallt die gepanzerte Flur.

„Auf, Thielmann!" rollt es weiter, „herbei mit Deinen Sachsen!"
Hei! wie die Nordlands-Recken da hoch im Sattel wachsen.
Es strammen sich stählern die Muskeln, Staub wirbelt im Hufschlag der Pferde
Und eine feurige Stuemnacht erhebt sich vom Grunde der Erde.

Voran das Corps der Garde im Lichtglanz reifender Garben,
Dann Zastrow's Eisenreiter in nächtigen Panzers Farben.
Malachowski's Hornische schließen den blanken Gletscherwall,
Darein Kartätschen rollen der Bergfluth Geplätscherfall.

Vom Dreitakt des hämmernden Trabes erhebt sich Galopp — und Carrière:
Da grüßt schon der Fuß der Redutte im Knattern der Feuergewehre;
Es lauert im Hüttenlager Verderben aus grünen Bezieken;
Gleich Igeln ein Wald Bajonette entraget dem Schirmdach der Birken.

Doch schirmt ein Eisenpanzer wol mehr denn jener von Reisig,
D'rum mähen die langen Schwerter die Reihen der Jäger gar fleißig;
Und als der Igel letzter die Boesten eingezogen —
Die Reiter im gellenden Hussah hinauf zum Krater flogen.

Von droben, als brenne die Erde, antwortet ein Läuten und Stürmen,
Als heul' aus allen Weltenden Geläut' von Glockenthürmen.
Und: „Feuer!" ruft Preobazenski — Und: „Feuer!" heult Yermolew.
Im Sturmklang seiner Batt'rieen verendet Kutaisow.

Hernieder grüßen die Schlünde mit prasselndem Eisenschutte.
In röthlich schwarze Wolken vergräbt sich die Redutte.
Ringsum wird Nacht vom Wirbeln der Staub- und Pulvernebel,
Kaum noch erkennt der Reiter in eigener Faust den Säbel.

Wol sinkt so mancher Brave rücklings vom Sattelsitze,
Was schiert's? — die besten Renner d'rauf! an der Vord'ren Spitze!
Die besten Renner? — kein Zweifel — das sind die Adjutanten.
Halloh! schon fliegen zur Wette die zwei im Herzen Verwandten.

„Wohlauf! in's Grab oder Brautbett!" so ruft, der Heimath gedenkend,
Der Eine, den dampfenden Schimmel hinauf an's Flammenthor lenkend.
Da stürmt vorüber der And're im wetterleuchtenden Hinblitz:
Am Parapete der Erste, das ist der feurige Minckwitz.

Nach sausen die wilden Schwadronen gleich prasselnden Schloßengewittern
Im Weitsprung über den Graben — und unter den Rossen erzitteren
Des Walles zerwühlte Bastionen; — doch oben auf weiter Brüstung
Flammt siegend im Kranze der Raute die sächsische Reiterrüstung."

Aus IV. Fall und Sieg entnehmen wir das Folgende:

„Da kommt auf triefendem Rosse der Braven Bravster herbei;
Das ist der Donaustürmer, der tapf're Marschall Ney:
„Habt Ihr gestürmt das Bollwerk, so mögt Ihr's auch erhalten.
Auf, Thielmann, Sachsen-Recke, mit Deinen Schwertgewalten!"

Der wack're Sachsenfeldherr schaut ernst ihm in's Gesicht,
Ob unbarmherziger Wille ihm aus den Zügen spricht.
Sein Blick, ein Falk, der trauernd am öden Neste streift,
Die letzten Blutgetrümmer der Seinen überschweift.

Da wird vom Weh der Heimath der Degen übermannt:
Der Gräber mehr noch öffnen dem armen Vateland?!
Er sieht der Sachsen Thränen, höret seines Königs Klage:
Kehrt heim von Sachsens Ruhme nichts als die Heldensage?

Ernst auf die Trümmer weisend, die seinen Huf umthürmen,
Entschlossen spricht er: „Marschall, die Todten können nicht stürmen!"
Doch zornig reißt der Franke vom Sattel das Pistol:
„„Herr, 's ist Befehl des Kaisers, was Euch sein Marschall befohl!""*)

*) Geschichtlich nach der im Anhange abgedruckten Skizze der Schlacht und übereinstimmenden Berichten von Mitkämpfern. In der Skizze heißt es: „Nur 9—10 Sachsen, worunter Minckwitz und Senfft, vermochten sich in der Schanze zu halten, ebenso ein kleiner Theil der Reiterei auf dem Plateau. Die französischen Carabiniers hielten uns wahrscheinlich wegen der schwarzen Cüraffe und weißen Colette für ein dem ähnlich ge-

Digitized by Google

Da sprengt die weich're Schale der stramme Soldatenkern.
„Wohl", spricht er rasch, „so meldet dem kaiserlichen Herrn,
Daß seine Sachsenreiter bereit zum Sterben waren —
Mein König hoch! — Trompeter, laßt schmettern die Fanfaren!" —

Noch einmal in müden Armen das rothe Schwert sich zückt,
Zum letzten Mal aufmunternd der Sporn die Weichen drückt.
Mit Nacht beginnend reiten die Panzer Zastrow's vor,
Mit Licht zu enden, schließt sich daran die Garde du Corps.

Langsam, wie Lavaströme sich durch die Dünen wälzen,
Die halberstarrten Schlacken sich mit dem Meer verschmelzen,
Die menschenleeren Stätten aus ihrer Windung tauchen,
Und graugewölkte Dünste aus ihren Spalten rauchen:

So zieh'n dahin die Braven, die Stirne wund gedrückt
Vom Helm, den tief in's Antlitz des Feindes Hieb geückt.
Das Auge mondlich trübe strahlt bleiches Dämmerlicht;
Nur leis noch blüht im Herzen die feische Zuversicht."

Mußte der Verfasser von seinem Standpunkte aus natürlich das gegenkämpfende Heer als das feindliche betrachten, so ist deshalb dem todtverachtenden Muthe, der unerschütterlichen Ausdauer desselben und seiner Feldherren, sowie der besonnenen Kriegsleitung, der persönlichen Tapferkeit der Letzteren, überall anerkennende Würdigung geworden und manche treffliche Stelle des Gedichtes verdankt ihr das Dasein. So im ersten Gesange (I. Heer und Feldherr):

„Gestürmt sind die Redane, das letzte Blut entfloß
Den brechenden Heldenherzen der Garden von Woronzoff,
Und rückwärts eilt die Trümmer Bagration's Todesruf;
Er wirft den Schutt des Bollwerks dem Franken vor den Huf.

Bagration todt! dem Helden zu blankem Ehrenbette
Verkreuzen die Grenadiere die rothen Bajonette;
So zieh'n sie stillen Marsches, im Aug' die Schmerzensthräne,
Mit ihrer Fürstenleiche hinauf die Bergeslehne.

Nun ruht er oben im Schutte von Semenoffskoje,
Den qualmenden Aschenhaufen durchheult der Russen Weh.
Doch aus dem Grab des Helden sprießt, hell wie Himmelsbläue,
Wol eine edle Blume, das ist die Frauentreue.

Dort, wo die Brust des Fürsten sich hob zum letzten Mal,
Baut ein Asyl des Schmerzes sein treues Eh'gemahl.

Hier weint ein schönes Auge die Thräne stiller Wehmuth,
Rings Oede nur als Zeugin der feit'nen Frauendemuth.*)

Doch nicht als einziges Opfer sank er vom Frankenschwert,
Nachfolgt manch' edler Degen, nicht mind'rer Ruhmes werth.
Es dienen die warmen Geschütze statt düst'rer Leichenwagen,
Geborstene Laffetten die wunden Kämpen tragen.

St. Priest, der Feuerfunken am lauernden Kanon,
Prinz Mecklenburg, der Sprosse von deutschem Fürstenthron,
Die Braven Jwelitsch und Sievers, Gortschakow und Kantakuzin
Auf ihres Fürsten Fährte im Schmerzgefolge zieh'n."

Ferner:

„Es ziert den Stuhl des Feldherrn (Kutusoff) im Stahl des Bajonetts
Der Jugendstolz der Newa, die Blüthe des Parketts.
Doch wie am Horst des Coesen der Ernst des Tages schwebt —
Von keckem Uebermuthe ist Gorki's Wall belebt.

Heut' sproßt im Blutgefilde des Reiches Heldenkern,
Als stahlgehärtete Degen hier wachen Löwenstern,
Der Sproß vom Neckarstrande, des Czaren Batt'rieenlenker,
Benningsen und Zagewski mit freier Stirn der Denker.

Und als in sechszig Donner die Salve Sorbier's kracht,
Wol fühlt auch Newa's Blüthe sich heiß von Muth entfacht.
Doch klingt ihr Morgengrüßen in keckeren Reveillen:
Aufsteigen die Schaumraketten der perlenden Bouteillen.

Ob jenes Jugendfeuers der Greis blickt hoffnungsvoll,
Leis winkt er dem Vertrauten, dem schlauen Oberst Toll:
„Die Gluth soll den Darius da drüben feurig betten —
Wo nicht, so mag den Scythen ein zweiter Poschaeski retten."

Dann ruft er, hoch den Becher: „So stoßt mit diesem Glas an!
Hoch lebe des Reiches Rettung in Schutze der Mutter von Kasan."
Und da nun lauten Jubels das Herz zum Herzen sank,
Jetzt ruft auch er die Schwerter von seinen Feldherr'n blank."

Im zweiten Gesange (IV. Fall und Sieg), wo der russischen Garde à cheval erwähnt wird:

„Das sind die Blumen Nordlands, des Czaren Ehrenwacht,
Nun tritt in volle Blüthe der Riesenbaum der Schlacht.
Der Vorzeit Heldengeister in seinen Wipfeln lauschen,
Wie heiß die Schwerterlieder von Zweig zu Zweige rauschen.

---

kleidetes russisches Kürassierregiment und hieben auf unsern rechten Flügel ein. — Erst unten am Fuße der Redutte vermochten wir, unter größter Erschöpfung uns etwas zu setzen. Dessenungeachtet befahl Maeschall Ney dem General Thielmann, nochmals zu stürmen. Auf die Entgegnung des Generals, daß dies kaum möglich sei, drohte ihm Ney mit der Pistole. Nun links abmarschirt, d. h. Zastrow voran, von der Garde du Corps gefolgt. Wie Trümmer erstiegen im Schritt nochmals unter Kanonenhagel die von russischer Infanterie und Cavallerie garnirte Höhe. Gegenseitiges Stutzen anfangs. Die feindlichen Quarrés standen fest; endlich jedoch wurden die Körper geworfen. Zudem stürmte französisch-italienische Infanterie unter Prinz Eugen in der linken Flanke herauf. Das Plateau war und blieb unser."

*) Danilewsky berichtet a. a. O. Aehnliches von einer anderen russischen Dame. „Selten," heißt es dort, „findet man ein Beispiel dessen, was sich mit den Teutschkows ereignete. Drei leibliche Brüder, die es zum Generalrange gebracht und viele Kriege unverletzt durchgemacht hatten, endigten fast zu gleicher Zeit ihre Laufbahn: einer wurde verwundet bei Smolensk gefangen genommen; zwei fielen bei Borodino. Die Mutter erblindete vom Weinen und die junge Gattin des einen der gefallenen Brüder errichtete auf der Wahlstatt von Borodino ein Kloster und entfernte sich dorthin von der Welt." H.

Digitized by Google

Alteußlands erste Sterne voran im Sturme leuchten,
Selbst will den Feldherrnsegen Barclai im Blute feuchten.
Ihm folgen Korff, Paskiewitsch, der eiserne Ostermann,
Ob solchen Heldenvorteads wol Muth die Brust gewann.

Im Gleichtritt folgt das Fußvolk, dumpf hallt der Trommel Ton,
Der Mund schweigt — bis dem Auge des Bollwerks Scharten droh'n.
Doch nun — wie sich Gewitter antworten fern und nah —
Lesbricht der Donner plötzlich vom russischen Hurrah!"

Das Talent des Dichters bekundet besonders auch das letzte Gemälde: VI. Nacht im Bivuak. Die Schlußverse lauten:

„Ja, aus dem Tode ringt sich das Leben ewig jung,
Dem Schooße dunkler Schatten entsteigt die Dämmerung.
So naht auch jetzt ein Lichtgruß in strahlendem Gewand:
Das ist der grüßende Engel von Ruhm und Vaterland.

Er naht im Glanz der Lilie, er naht im Liebesweh'n.
Lichtblüthen warmen Segens auf seinen Pfaden steh'n.
Der Träumer schaut ihn lächelnd sich ihm zur Stirne neigen
Und fühlt sich kühl umschattet von blüh'nden Lorbeerzweigen.

Wie wundermilde tönet des Engels Friedensgruß,
Warm, wie vom Tag der Maien der erste Blüthenkuß;
Rein, wie der Athem Gottes hinfließt der Redestrom,
Tönt wie Versöhnungsläuten herab vom Himmelsdom:

„Ich bring' Euch Heldenschwerter vom rothen Moskwastrand
Den Kranz errung'ner Ehren, den Kuß vom Vaterland.
Es schließt Euch, todt und lebend, dankbar an seine Brust,
Von nun an und auf ewig sich stolzen Ruhms bewußt.

Ihr sollt als Ehrensäulen in alle Nachwelt ragen,
Das Lied der deutschen Harfe soll Euch im Herzen tragen.
Die graue Heldensage blickt stolz zu Euch hinauf,
Mit Euer That beschwingt sich des Enkels Siegeslauf!"

Das Wort verklang, wie Läuten von Glocken über'm See;
Doch der da kam, ein Tröster, gesandt dem heißen Weh',
Der Engel schwand im Lichte, das fern am Horizonte
Mit seinem ersten Strahle das stille Land besonnte."

Im Vorworte zum Anhange (S. 137—162), der eine beachtungswerthe Zugabe zu dem Gedichte ist, bemerkt Herr Oberlieutenant von Meerheim, daß über die specielle Betheiligung der Sachsen an der Schlacht von Borodino, Moszaisk oder an der Moskwa nur wenige genaue und sichere Nachrichten vorhanden, und die gedruckten Quellenwerke — jedenfalls das Werk: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813" ausgenommen — entweder zu allgemein gehalten oder undeutlich, ja selbst verworren seien. Besonders dienlich war ihm ein Aufsatz diese Schlacht betreffend, mit ausführlicher Gewähnung der Sachsen, in der „Oesterreichischen Militair-Zeitschrift" Jahrg. 1824, 11. Heft, sowie ein anderer in der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" Jahrg. 1830, 5. Heft. Ein treues, lebendiges Bild von den Heldenthaten der sächsischen Reiterei an der Moskwa zu entwerfen, wurde ihm jedoch nur durch die schriftlichen oder mündlichen Mittheilungen von Veteranen und Augenzeugen jener Periode möglich. — An der Spitze der dann folgenden Erläuterungen steht eine flüchtige Skizze der Schlacht mit alleiniger Berücksichtigung der sächsischen Reiterbrigade, welche kurz nach der Katastrophe von einem Veteranen und Mitkämpfer in die Brieftasche gezeichnet wurde und über die Detailbewegungen einen sonst nirgends zu findenden Aufschluß giebt. Wir haben bereits ein Fragment derselben abdrucken lassen und fügen jetzt noch den Schluß hinzu: „Die beiden Kürassierregimenter waren aus Sachsen marschirt ein jedes mit über 30 Offizieren, 628 Mann und 605 Dienstpferden. Die ganze Brigade zählte 70 Offiziere, 1426 Mann, 1368 Pferde. — Am Morgen der Schlacht war das Zastrow-Regiment 400, das der Garde du Corps 450 Mann stark. Kurz nach der Schlacht Abends standen von jedem nur einige 50 in Reih und Glied." — Hieran schließen sich Nachrichten über die Schicksale der sächsischen Reiterregimenter aus den Rapporten des Obersten Lessing an den Generalmajor von Langenau, datirt Marienwerder den 28. December 1812: 1. Verzeichniß der gegenwärtigen und absenten Offiziere der Regimenter Zastrow-Kürassiere, Garde du Corps und Prinz-Albrecht-Chevauxlegers. 2. Anzeigen von den vorhandenen Mannschaften und Pferden. (Reg. Zaste. 2 Mann ohne Pferde; Reg. Garde du Corps: 3 Mann und ein Pferd; Reg. Pr.-Albr.-Chevauxleg.: 8 Mann und 4 Pferde; ein Fahnjunker und ein Dragoner im Lazareth von Neuenburg zurückgeblieben.) 3. Regiment Prinz-Johann-Chevauxlegers. (Bestand desselben. — Die leichten sächsischen Reiter befanden sich am Morgen des 7. Septembers am linken Ufer der Kalotscha und setzten erst später über.) 4. Auszug aus dem Begleitungsrapport und der Marschordre für die sächsische Reiterei. — Die besonderen Bemerkungen zum Gedichte füllen die Seiten 154—162; sie enthalten manche interessante Notiz.

Die äußere Ausstattung (Druck der königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne) ist vortrüglich. H.

Miscelle.

In der Sitzung des britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft, am 23. v. M., wies Herr W. Newmarch u. a. nach, „daß das Quantum des bis Ende v. J. in Californien und Australien gewonnenen Goldes mindestens 10 pCt. all des Goldes ausmacht, das zu Anfang des Jahres 1848 oder unmittelbar vor dem ersten Erscheinen der californischen Ausbeute existirte. Die jährliche Production an Gold aus allen Quellen, welche im Jahr 1848 auf das Gesammtquantum dieses in Europa und Amerika vorhandenen edlen Metalles 2 pCt. gleich kam, war im Jahr 1852 auf 7 pCt. gestiegen. Das Ganze oder beinahe das Ganze des neuen Goldertrags ist in Amerika als Münze absorbirt worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 83. Sonnabend, den 15. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Zur Warnung, — An Elise, von J. G. F. ..... Seite 645
Ist Tien-Te eine lebende Person oder nur eine Mythe ..... „ 646
Statistisches über das japanesische Reich ..... „ 648
Aufgefundenes, eigenhändig geschriebenes Geständniß des Mörders Wilhelm's von Oranien ..... „ 648
Giacapone's da Todi Stabat Mater dolorosa und Stabat Mater speciosa ..... „ 649
Literatur:
Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen, in St. Louis im Staate Missouri ..... „ 650
Neue Sternkarte für Schulen und zum Selbstunterricht von Dr. J. C. Wöckel ..... „ 651

Miscellen ..... „ 652

Zur Warnung.

Bedächtig wäge, Freund! das Wort,
Bevor Du sprichst, dem Pfeile gleich,
Den Du der Sehne anvertraust;
Gewandten Schützen selbst versagt
Das Ziel zuweilen, wie Du weißt.

Geflügelt ist das Wort, es eilt
Auf tausend Zungen feurig hin,
Wie ein zerstörend Element.
So hat schon Deine Rede wie
Die Gluth getrieben ins Gesicht
Und eine Wucht aufs Herz gewälzt,
Die Tag und Nacht mich quälend drückt.

Des Weibes Schmuck und Herrlichkeit
Ist — reiner Ruf, des Namens Glanz;
Zerstörst Du ihn, so streifest Du
Zugleich den zarten, schönsten Hauch
Von ihrer Würde feerlend ab.

Vermesse Keiner sich in offner Red'
Zu trüben je Elisen's Glanz;
Da jedes Wort, das sie berührt,
In mir gerechten Zorn entfacht;
Den Handschuh werf' ich vor ihn hin,
Zu blut'ger Sühne zwingt er mich.

Wenn Du sie je erwähnst, mein Freund!
Erwäge wohl dann jedes Wort;
Denn meine Achtung ist ihr Schutz. —

An Elise.

Wenn Dir des Glückes Blume blüht,
Dann laß sie glänzend sich entfalten;
Wenn einst Dein Herz in Liebe glüht,
O laß es nimmermehr erkalten!

Wenn strahlend auch Dein Stern sich zeigt,
Bedenke wohl: sein Licht kann sterben.
Schau, wie um Dich die Natter schleicht
Und giftig strebt, Dich zu verderben.

Digitized by Google

Verleumdung! — Schon ist sie erwacht
Und schwirrt um Deine lichten Wangen;
Ich warne Dich als Freund: Hab' Acht!
Ich fühl' um Dich ein tiefes Bangen.

Nicht Jeder ärndtet seine Saat,
Gar manches Unkraut wächst dazwischen;
Drum, wenn das Glück Dir freundlich naht,
Dann halt es fest. — Leb' wohl inzwischen!

J. G. F.

Ist Tien-Te eine lebende Person oder nur eine Mythe?

Ueber diese Frage giebt einer der Mitarbeiter des Londoner Athenaeum folgende Auskunft, unter der Versicherung, sie gegen jedermänniglich verfechten zu können:

Die Angaben, die ich in Betreff des chinesischen Aufstandes und des Herrn Tien-Te gelesen habe, haben mir vielen Spaß gemacht, und es wundert mich auch durchaus nicht, daß Ihrem kritischen Auge die Widersprüche nicht entgangen sind, welche in den Berichten über diese wichtige aber wenig verstandene Bewegung in China vorkommen.

Herr Tien-Te, alias Herr Himmlische Tugend, alias Herr Himmel und Erde, wie Sie sagen, soll einmal nur 23 Jahr alt seyn, und dabei ein dreißig Frauen haben, während er nach einer anderen Angabe der Vater eines anderen himmlischen Puteons ist, der noch bereits seine vierzig Jahre zählt. Herr Oxenford ist der Meinung, daß er nur ein Spielzeug in den Händen einer anderen Person, Namens Tanpung, auch Tchun Ping genannt, desselben respectabeln Herrn mittleren Alters sey, der auch der obigen Lesart in seinen Suhn verwandelt worden wäre. Den Herren Callery und Yvan zufolge ist ihr Held noch am Leben, während Herr Meadows ihn für todt hält. Ich meinestheils glaube, nach dem mir von einem gewissen vorsichtigen Diplomaten lächerlichen Andenkens gegebenen Beispiele, weder das eine noch das andere, sondern nehme trotz all der ausführlichen, interessanten, und — accurat Auskünfte, die in unseren Blättern, ja selbst in den auf chinesischem Grund und Boden erscheinenden, enthalten sind, mir die Behauptung heraus, daß Tien-Te eine bloße Mythe, nichts weiter ist. Zum Beleg dieser Ansicht erlaube ich mir, Sie mit folgenden Bemerkungen über die geheimen Gesellschaften der Chinesen zu behelligen, die, wenn sie auch meine Annahme nicht absolut unterstützen, und nachweisen sollten, daß „die Himmlische Tugend," mindestens in China, nichts weiter als ein Name sey, doch augenblicklich, wo die chinesischen Angelegenheiten ein Thema der Besprechung zu werden beginnen und unsere Unwissenheit über dieselben täglich sichtlich wird, rechtzeitig seyn dürften.

Das Vorhandenseyn geheimer Gesellschaften durch ganz China haben viele Schriftsteller erwähnt; es kommen in ihren Angaben Widersprüche vor, dieselben finden aber ihre Erklärung in der Sache selber: die Gesellschaften sind an und für sich geheime, und da die Chinesen über alle Maaßen auf Mystificationen und Listen erpicht sind, — in diesem Falle mit vollem Grund — so hat dieses die Folge, daß selbst wohlunterrichtete Europäer sich stets in die rathlosesten und absurdesten Labyrinthe versetzt sehen.

Jene geheimen Gesellschaften haben in China seit 1674 unterdrückt bestanden, und man hat seit lange gewußt, daß der Sturz der Mantschu-Dynastie einen ihrer Hauptzwecke bildete. „Fan Tsing fuh Ming" — d. h. die Tsing-Dynastie stürzen und die Ming-Dynastie herstellen — ist, sagt ein Berichterstatter in der China Mail vom letzten 7. Juli, ihre Losung seit fast 200 Jahren gewesen.

Diese Gesellschaften existiren überall, wo es nur Chinesen giebt, und die Principien und Zwecke, die sie vorgeben, sind fast identisch mit denen der Freimaurer. Sie führen an den verschiedenen, ja selbst an denselben Orten verschiedene Benennungen, und schon dieser Umstand allein hat die Verwirrung wesentlich vergrößert. Zu Singapore werden diese Gesellschaften laut Angabe eines gewissen Abdullah, Lehrers der Munschi- und malay'schen Sprache, in dem Journal des indischen Archipelagus vom September 1852, „Tun Tun Hoey" genannt, die richtige Benennung ist aber diejenige, welche der Dr. Milne, der Chef des chinesischen Collegiums zu Malacca in dem ersten Bande der Quartausgabe der königlich asiatischen Gesellschaft zu London, Pagina 240 angegeben hat, (und der auch der Dr. Morrison, Verfasser des chinesischen Dictionnaires, beipflichtet) nämlich: „T'hin te Hwuy." T'hin heißt Himmel, Te Erde, und Hwuy ein Verein von Menschen. Dr. Milne hat das in „Himmlisch-irdische Gesellschaft übersetzt, wörtlich würde es „Himmel- und Erde-Verbindung" heißen.

In Earl's „Eastern Seas," im Jahre 1837 durch den Druck veröffentlicht, finde ich Pagina 369 folgende Stelle in Betreff dieser Gesellschaften: „Um der Verfolgung auszuweichen, hält jeder Chinese es für nothwendig, bei seiner Ankunft Mitglied einer dieser Gesellschaften zu werden, die in China alle auf einen und denselben Zweck hinauslaufen, den, die jetzige Dynastie zu stürzen, während sie zu Singapore dem nationalen Gelüste für Plünderung förderlich sind, indem ein Mitglied stets ein anderes vor Entdeckung zu schützen suchen wird. Die verschiedenen Secten hassen einander übrigens von Grund der Seele, daher die friedlichen Einwohner weniger ihren Angriffen bloßgestellt sind, als wenn sie eine einige Körperschaft bildeten."

Im Jahre 1841 verbündeten die verschiedenen Zweige dieser Gesellschaften zu Singapore, die zuweilen sehr ernste Zwiste unter einander haben, sich jedoch nun angelegentlichst zur Unterstützung der britischen Operationen gegen China, und boten Alles auf, die Engländer mit Provinzl und sonstigen Bedürfnissen zu versorgen. Sie haben sich durin so ausgezeichnet, daß dem Gouverneur, Herrn Bonham (jetzt Sir George) eine öffentliche Danksagung für die Raschheit zu Theil wurde, mit welcher er für die Anschaffung der Bedürfnisse der Flotte Sorge getragen hatte. Die Chinesen hatten in der That auf die sofortige Verwirklichung ihrer lange gehegten Hoffnungen, oder, wie sie offen bekannten, des Umsturzes der Mantschu-Dynastie und der Wiederherstellung der Ming'schen gerechnet.

Um das Jahr 1848 hatte die T'hin-Te Verbindung ungeheure Fortschritte gemacht; es waren ihr sämmtliche reiche chinesischen Kaufleute zu Singapore, die sich bis dahin davon frei gehalten hatten, beigetreten. Ihr Führer war ein höchst tüchtiger Mann,

Digitized by Google

Namens Seah Eu Chin, der ein sehr hohes Examen als Literat in China durchgemacht hatte, und der eine solche administrative Befähigung besaß, daß es ihm gelang, die Differenzen unter den verschiedenen Zweigen der Verbindung zu beseitigen und Alle unter einen Hut zu bringen.

Seiner Zeit, im Jahre 1851, lief aus China die Kunde ein, daß die Hauptverbindung des T'hin Te Hwuy dort in dem südlichen Theile jenes Reiches eine revolutionaire Bewegung begonnen hätte, eine Neuigkeit, die unter den Chinesen der benachbarten Länder eine große Aufregung zuwege brachte. Zu Singapore überfielen sie die Meierei der wenigen christlichen Convertiten, die in der Nähe des französischen Missionarien-Instituts zu Bukit Timah lebten, und zerstörten sie von Grund aus. Es hatten Truppen auf die Beine gebracht werden müssen, doch wurde die Sache, ehe es zum Aeußersten kam, durch die Vermittelung von Seah Eu Chin, der Tact genug besaß, es so zu leiten, daß er als ein Freund beider Parteien erschien, geschlichtet: die Verbindung ersetzte den angerichteten Schaden. Der Versuch zu einer Revolution in Siam wurde durch die Behörden unterdrückt. Zu Borneo unternahmen sie einen Angriff auf die Holländer und die wenigen Chinesen, die unter deren Schutz lebten. Die Letzteren wurden getödtet oder vertrieben, und wer von ihnen entkam, der fand eine Zufluchtsstätte zu Sarawak. Die Holländer wurden mehrere Male geschlagen. Dies waren bloß Aufwallungen, durch die Operationen der brittischen Regierung gegen China erregt; auch wurden sie baldmöglichst von den Leitern der Verbindung, denen sehr daran lag sich Freunde unter den Ausländern zu sichern, unterdrückt.

Ich habe nie von irgend einer geheimen Verbindung unter den Chinesen gehört, die nicht ein Sproß derjenigen T'hin Te Hway's gewesen wäre, und glaube auch nicht, daß es deren überall giebt. Eben so wenig glaube ich, trotz des authentischen Bildnisses, welches die Herren Callery und Yvan von dem Hauptführer geben, daß je eine Persönlichkeit unter dem Namen Tien-Te, T'hin Te, oder Ton Te existirt hat. T'hin Te ist ein sehr gewöhnlicher Ausdruck unter den Eingebornen, die wohl mit der geheimen Verbindung bekannt sind, ihr aber nicht angehören, gerade so, wie die in den Urwäldern Amerika's verkehrenden Abenteurer von einem „Richter Lynch" sprechen. „T'hin Te wird sich einstellen und Euch zurecht setzen," ist eine gewöhnliche Redensart der Malaien gegen die Chinesen, wenn diese sich unnütz machen.

Eine zweite Benennung derselben Verbindung lautet: „San Ho Hwuy," d. h. Drei in Eins, eine Anspielung auf die drei Bestandtheile: Himmel, Erde, Mensch. Daher „die Dreieinigkeits-Gesellschaft," eine Benennung, deren sich Gützlaff in seinem Aufsatze im Journal of the Royal Asiatic Society des Jahres 1846 — den ein jeder lesen sollte, dem es um Wahrheit der Sache zu thun ist — bedient hat.

Die Mitglieder der Verbindung haben keine Religion, außer einer Art von Verehrung der Vorfahren; ich zweifle jedoch nicht, daß die Anführer ihren Institutionen wohl die protestantische Form des Christenthums aufpfropfen würden, wenn das ohne Beeinträchtigung ihres eignen Einflusses, auf den sie äußerst eifersüchtig sind, thunlich wäre. So viel ist sicher, daß ihre Eifersucht auf die römisch-katholischen Christen so groß ist, daß sie dieselben ausrotten werden, wenn es in ihrer Macht steht. Diese Eifersucht entspringt daraus, daß der Einfluß, welchen die Priester über die Gemüther ihrer Convertiten erlangt haben, denjenigen übersteigt, den selbst die Höchsten unter den Anführern der Verbindung je erreichen. Dies Gefühl hat sich unlängst durch die Vernichtung der Bilder und Gemälde in den römisch-katholischen Kapellen abseiten der „Rebellen" oder „Patrioten" kund gegeben.

In einem langen und interessanten Schreiben, mit Foeschen unterzeichnet, das in dem China Mail vom letzten 30. Juni erschienen ist, wird des Herrn Tien Te als „vermißt" gedacht und der Führer der Revolution „Hung Siu-tsiuen" genannt. Aber in der, eine Woche später datirten Ueberland-Ausgabe desselben Blattes befindet sich, unter der Ueberschrift: „Neues über die Rebellen," folgende Uebersetzung eines interessanten Schreibens, das der Dr. C. Taylor, ein amerikanischer ärztlicher Missionair, der von dem Aussteller des Schreibens auf dessen Wege nach Nanking zu Chinkiang gastlich aufgenommen und bewirthet worden war, erhalten haben soll:

„Lo, der fünfte Anordner der Truppen, welche dem Palaste der himmlischen Dynastie von T'hanping beigegeben sind, die von dem Himmel den Befehl, das Reich zu regieren, erhalten hat, theilt seinen englischen Brüdern folgende Kunde mit: Am ersten Tage des fünften Monds (5. Juni) hat ein unser ehrenwerthen Nation angehöriger Bruder, Carl Taylor genannt, eine Anzahl Bücher hieher gebracht, die gebührendermaaßen angenommen worden sind. Wir sehen, daß das obengenannte Individuum ein Anbeter Gottes (Shang-te) ist, und erkennen ihn deshalb als einen Bruder. Die Bücher, welche derselbe uns mitgetheilt hat, stimmen auch im Wesentlichen mit den unsrigen überein, so daß es scheint, daß wir Beide dieselbe Bahn wandeln. Früher aber, wenn du ein Schiff unser ehrenwerthen Nation zu uns kam, (der Hermes) da folgte ihm stets eine Flotte von ruchlosen Tartarenschiffen. In Betracht, daß eure ehrenwerthe Nation wegen seiner Wahrheitsliebe und Treue berühmt ist, wollen wir, eure jüngeren Brüder, dem Verdachte keinen Raum geben. Gegenwärtig spricht sich der Himmel und die Menschen für unsre Pläne aus, und ist gerade die rechte Zeit, die Chinesen wieder aufzurichten und der tartarischen Heerschaft ein Ende zu machen. Wir nehmen an, meine Herren, daß Ihr mit den Zeichen der Zeit wohlbekannt seyd, und wir uns über diesen Gegenstand nicht erst weitläufig zu erörtern brauchen; da wir aber unserseits keinen commerciellen Verkehr unterfangen, so machen wir bloß darauf aufmerksam, daß, da die beiden Parteien gegenwärtig mit einander im Kriege sind, der Verkehr hin und her mit Schwierigkeiten verknüpft ist, daher wir dem jetzigen Stande der Dinge nach zu urtheilen, der Meinung sind, daß es besser seyn dürfte, noch einige Monate zu warten, bis wir die Tartaren gänzlich vernichtet haben werden, und wo die Unterthanen eurer ehrenwerthen Nation kommen und gehen können, ohne durch die Streiche der falschen Tartaren beirrt zu werden. Würdet Ihr das nicht auch für zuträglicher halten? Wir benutzen die Gelegenheit, Euch diese Mittheilung zu Eurer intelligenten Ansicht zuzusenden, und hoffen, daß Ihr jeglichen Segens genießen mögt. Wir übersenden Euch auch eine Anzahl unsrer eignen Bücher, die Ihr gefälligst unter Euch in Umlauf setzen wollt."

Da haben wir abermals einen Herrn „T'han-ping" oder

Digitized by Google

Tonpang, als Rivel des Heren „Hung Siu-tsuen," und von dem vermißten (quaere mythischen?) Tien-Te ist keine Rede.

Das obige Schreiben, ob authentisch oder nicht, enthält doch einen sehr verständigen Rath, den, uns jeder Einmischung zu enthalten und die Mandscho und die Mings ihre Sache unter sich abmachen zu lassen. Aber wenn wir uns auch nicht directe betheiligen, dürfte doch kein Grund vorhanden seyn, der uns abhielte uns nach dem Stande der Dinge umzusehen, und geschähe es auch nur deshalb, weil eine so große Veränderung in der Regierung jenes großen Landes, auch auf unseren dortigen Handel mehr oder minder einwirken muß.

Statistisches über das japanesische Reich.

(Aus den San Francisco Times.)

Das gesammte Reich besteht aus 66 Provinzen. Die Insel Niphon zählt deren 50, Kew-shu 9, Schofe 5, Yeze 1 und Sadho 1. Die Stadt Jedo ist in der Provinz Mu-so-she belegen. Die Karte weist 808 Inseln nach, die vier bedeutendsten mit eingerechnet, und einige derselben sind reich an Mineralerzeugnissen. Die Insel Sa-dho hat reiche Goldgruben; dieselben werden aber nur durch Missethäter und für Rechnung der Regierung ausgebeutet. Diese Missethäter leben bei ihren Arbeiten selten länger als drei Jahre, und manche unter ihnen bekommen das Tageslicht nie wieder zu sehen. Sie arbeiten sich in der Weise von Eisenbahn-Tunneln längs den Erzadern unter den Bergen hindurch. Auf der Ostseite von Kew-shu giebt es Ueberfluß an Kohlen, und um diese zu verschiffen, ist ein guter Hafen in der Nähe. Das Volk brennt meistens Holzkohlen; es darf des Gases halber keine Steinkohlen benutzen, daher die Gruben auch nur wenig ausgebeutet werden.

Auf der Insel Ho-say-jo-she-ma werden des Kaisers sämmtliche Kleidungsstücke verfertigt. Er schickt jährlich fünf Mal ein Schiff aus, um für ihn eine reiche Ladung nach Jedo abzuholen. Einige seiner Dschunken sind mit Goldplatten auf den Seiten und rundum der Schiffsbekleidung geschmückt.

Das merkwürdigste Gebirge befindet sich zu Fu-y-san, in der Provinz Su-rung-gu; es hat eine Höhe von zehn Meilen und ist neun bis zehn Monate im Jahre mit Schnee bedeckt. Im Juni und Juli wird es von vielen Leuten aus Jedo und anderen Theilen des Landes besucht. Das Volk hat eine Menge Gesänge zu seinem und seiner Traditionen Belobung. Es wird für heilig gehalten, und es ist keinem Frauenzimmer erlaubt, dasselbe zu besteigen.

Der jetzige Kaiser ist ungefähr 21 Jahre alt; sein Titel ist Thie-Kaw, was so viel heißt als Himmel hienieden. Sein Palast befindet sich zu Jedo, und ist von einer starken Mauer und vor dieser von einem mit Wasser gefüllten tiefen Graben umgeben. Sein Arsenal liegt dicht an seinem Palaste, auf einem Erdhügel, und er zieht sich in Kriegszeiten dahin zurück. Er ist von einer starken Leibwache umgeben, und wenn er einmal ausreitet, was sehr selten geschieht, hat er ein zehn bis zwölf seiner Minister um sich, die mit ihm in völlig gleicher Uniform gekleidet sind, so daß er nicht von ihnen zu unterscheiden ist. Wenn er die Stadt passirt, muß alles Volk niederknieen und das Gesicht unterwärts halten. Ein Gleiches ist es den sämmtlichen Ministern und öffentlichen Beamten gegenüber zu thun verpflichtet.

Die Hauptwaffe in Japan ist ein breites und sehr scharfes Schwerdt. Man nimmt an, daß derjenige, der ein solches Schwerdt gehörig zu handhaben weiß, ein zehn zu gleicher Zeit abgeschossene Pfeile abzuwehren im Stande ist, und eine Flintenkugel mitten durchhauen kann, wenn er nur den Schützen sieht, der dieselbe auf ihn abfeuert. Ihre Gewehre, mit Luntenschlössern, handhaben sie in folgender Weise: sie setzen den Kolben an die linke Schulter und unterstützen den Lauf mit der linken Hand, während sie sich der rechten Hand zum Abfeuern bedienen.

Das Volk darf keine Feuerwaffen im Hause halten.

Aufgefundenes, eigenhändig geschriebenes Geständniß des Mörders Wilhelm's von Oranien.

Das Archiv des Königreichs Belgien wurde vor Kurzem mit einem Actenstücke bereichert, das zugleich eins der merkwürdigsten und seltensten Autographe und eine geschichtliche Urkunde von hohem Werthe ist: mit dem Geständnisse Balthasar Gérard's, des Mörders Wilhelm's des Schweigsamen, Prinzen von Oranien, welches er sofort nach seiner Verhaftung, am 10. Juli 1584, abgelegt.

Dieses Document, von Anfang bis zu Ende von dem Mörder geschrieben, mit seiner Unterschrift in folgender Weise: Balt. Gerard, nebst Handzug, füllt zwei Seiten und eine halbe des Formats, welches wir gegenwärtig Pro patria nennen. Die erste Seite hat 62 Zeilen, die zweite 56, die dritte 21. Die Buchstaben sind mit fester Hand und sauber geschrieben und man bemerkt kaum zwei oder drei durchstrichene Stellen. Der Mörder berichtet hier ausführlich über den vor mehr denn sechs Jahren von ihm entworfenen Plan, den Prinzen von Oranien zu tödten („tuer et occire") und über Alles, was für die sichere Ausführung desselben geschehen.

Das Bekenntniß Balthasar Gérard's, welches nie einer öffentlichen Registratur angehört hat, war neuerdings in die Hände des Buchhändlers Jacob im Haag gekommen; von ihm hat Herr Gachard, der Director des Archivs, es erworben.

Es wird seinen Platz in dem großen belgischen Urkundendepot neben der dort angelegten schönen Sammlung von Briefen Wilhelms des Schweigsamen, erhalten. *)

Die obige Notiz ist der Indépendance belge vom 19. Sept., in welche Zeitung sie aus dem belgischen Moniteur übergegangen, entnommen. Hoffentlich wird der um das belgische Urkundenwesen und die belgische Geschichte hochverdiente Herr Gachard uns das

*) Die Indépendance belge vom 26./27. Sept. bemerkt aus dem Moniteur, daß holländische und belgische Zeitschriften Zweifel dagegen ausgesprochen, daß die Urkunde eine autographische sei; sie sei, meinen sie, trotz der Unterschrift, nur eine gleichzeitige Copie des Originals. — In der Sitzung der Akademie am 3. October stattete Herr Gachard einen Bericht über dieses Document ab, auf welchen wir zurückkommen werden. H.

Digitized by Google

interessante Actenstück bald in einem Abdruck mittheilen. — Für einige unserer Leser fügen wir zur Erläuterung noch Folgendes hinzu: „Wilhelm von Nassau wurde im Prinsen-Hof zu Delft mit einer kleinen Pistole („petit mousqueton") von B. Gérard getödtet. Als der Prinz sich verwundet fühlte, rief er aus: „Gott, habe Mitleid mit meiner Seele und diesem armen Volke!" Er sank dann in die Arme seines Stallmeisters und antwortete auf die Frage seiner Schwester, der Gräfin von Schwarzenberg, „ob er seine Seele Gott übergeben?" blos: „Ja"! Der Gründer der Republik der Vereinigten Provinzen starb, wie er gelebt, treu seinem Wahlspruche: Saevis tranquillus in undis (Ruhig inmitten der tobenden Wellen). Der Mörder wurde auf dem Markt zu Delft geviertheilt. („Es ist erwiesen, daß die von Spanien Gérard versprochene Belohnung, nach der verruchten That Denjenigen, auf welche seine Ansprüche übergegangen, ertheilt wurde; man findet nämlich in der Liste der Rechnungskammer [zu Brüssel] ein vom 4. März 1589 datirtes Diplom, durch welches die Erhebung Balthasar Gérard's, seiner Brüder und Schwestern in den Adelstand beurkundet wird. Vander Vynckt Hist. des troubles, t. III). — Das spanische Cabinet hatte sich Wilhelm's von Nassau, in der Ueberzeugung, daß er allein die Unterwerfung der Niederlande verzögere, um jeden Preis entledigen wollen. Aber es irrte: dadurch, daß man das Haupt der Revolution mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, vermehrte man nothwendig den Haß des Volkes gegen Spanien, seine Begeisterung für die politische und religiöse Freiheit, und verlängerte den Kampf. Die holländische Republik überlebte demnach Wilhelm den Schweigsamen, weil keine Annäherung zwischen dem katholischen Spanien und dem calvinistischen Holland mehr möglich, weil es schwer war, ein Land zu erobern, das von allen Seiten von Meerbusen und großen Flüssen geschützt wird, weil sich Staatsmänner fanden, die befähigt, des Prinzen von Oranien ruhmvolles Unternehmen fortzusetzen u. s. w." Aus: Histoire de Belgique par Théodore Juste. 3e édition, entiérement refondue et considérablement augmentée. Dessins de M. H. Hendrickx. Bruxelles. Société pour l'emancipation intelectuelle. Alexandre Jamar éditeur. 2 Bände. 4. (Ueber diese durch gediegenen Inhalt und reiche, geschmackvolle äußere Ausstattung ausgezeichnete Werk soll gelegentlich Näheres mitgetheilt werden; vorläufig empfehlen wir es angelegentlichst allen Freunden der Geschichte.)

F. L. Hoffmann.

Giacopone's da Todi Stabat Mater dolorosa und Stabat Mater speciosa.

Die ganze Liturgie der katholischen Kirche besitzt nichts Rührenderes, als das Stabat mater, diese Klage der Trauer, deren eintönige Weise, gleich Thränen herabgleiten, die so sanft ist, daß man wohl in ihr einen göttlichen, durch die Engel gemilderten Schmerz erkennt, in ihrem Volkslatein so weich, daß die Frauen und Kinder sie, halb durch die Worte und halb durch das Herz verstehen. (Man findet das Stabat Mater noch einer alten deutschen, aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammenden Uebersetzung, nebst sechs verschiedenen schönen älteren Singweisen aus Deutschland und Italien, abgedruckt in dem nicht genug zu empfehlenden Buche: Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern [Paderborn, Schöningh. 1850, Quer 4] S. 169 fg.) Dieses unvergleichliche fromme Werk würde für den Ruhm Giacopone's ausreichen; aber er hat gleichzeitig mit diesem allbekannten Stabat Mater des Calvarienberges, auch noch ein Stabat Mater der Krippe gedichtet, in welchem die heilige Jungfrau, beseligt durch die Mutterfreude erscheint. Er hat dieses letzte, im nämlichen Versmaße und in den nämlichen Reimen wie jenes geschrieben, so daß man einen Augenblick zweifeln könnte, welcher Gesang der frühere sei, der Gesang der Trauer oder der der Freude. Die Nachwelt hat aber zwischen diesen beiden sich so ähnlichen Perlen unterschieden, und indem sie jene voll Liebe aufgenommen und bewahrt hat, ist diese fast vergessen und wenig bekannt geworden.

Das Mitgetheilte ist dem kürzlich in Münster, Theissing'sche Buchhandlung, erschienenen Werke: „Italiens Franciskaner-Dichter im dreizehnten Jahrhunderte, von A. F. Ozanam, Professor der Literatur zu Paris. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius" entnommen. Das bisher wol nur handschriftlich vorhandene Stabat Mater speciosa ist lateinisch und in der schönen Uebersetzung des Hrn. Cardinals von Diepenbrock (aus dessen: Geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten den Freunden heiliger Poesie dargeboten. 2. verm. Aufl. Salzbach 1852) S. 210—215 abgedruckt. Es beginnt so:

Stabat mater speciosa
Juxta foenum gaudiosa
Dum jacebat parvulus.

Cujus animam gaudentem
Laetabundam ac ferventem
Pertransivit jubilus.

O quam laeta et beata
Fuit illa immaculata
Mater unigeniti!

u. s. w.

In einer Anmerkung heißt es: „Möge dieses freudige Gegenstück zu dem schmerzlichen, von Pergolese so herrlich gesetzten Gesange, dem, wie unser deutscher Uebersetzer so wohl bemerkt hat, die letzte Feile noch abgeht, recht bald einen gleich befähigten, tief fühlenden, die schönen Worte in begleitende Töne umsetzenden Künstler finden!"

Dem Dichter, Jacopo de' Benedetti aus Todi, dessen Geburtsjahr unbekannt ist und von dem man nur weiß, daß er 1298 seit zwanzig Jahren Franciskaner gewesen, (gest. 1306) und seinen Dichtungen ist der vierte Abschnitt des Werkes, S. 154—274, gewidmet.

D.

Digitized by Google

Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen, in St. Louis im Staat Missouri. Band I. Das Mississippi-Thal im Allgemeinen. Band I., Heft 2. (A. m. d. Titel: Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben. Zweite Lieferung. Mit 1 Karte.) Kiel, Akademische Buchhandlung. 1853. VIII und S. 159 bis 426, nebst einer Seite Berichtigungen. Gr. 8.

In dem ersten, früher in unserer Zeitschrift besprochenen, Hefte schilderte der Verfasser, nach einer kurzen, aber inhaltreichen Einleitung, das Land, in dem gegenwärtig anzuzeigenden lehrt er uns das Volk kennen. Die Hälfte dieses zweiten Heftes (S. 159—297) füllt eine Uebersicht der Geschichte des Mississippi-Thales, welche aus den besten und zuverlässigsten amerikanischen Quellen geschöpft und in vier Zeitabschnitte getheilt ist: 1) die Entdeckung des Mississippi-Thals und die ersten Ansiedelungen; 2) vom Pariser Frieden bis zur anerkannten Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, von 1763 bis 1783; 3) vom Revolutionskriege bis zur Vereinigung des ganzen Mississippi-Thals mit den Vereinigten Staaten, von 1784—1804; 4) von der Erwerbung Louisiana's bis auf die Gegenwart, von 1804 bis 1852. Wir erinnern uns nicht, irgendwo eine so befriedigende Darstellung dieser Partie der nordamerikanischen Geschichte, in welcher die wichtigsten eigenthümlichen Momente mit der nöthigen Ausführlichkeit hervorgehoben sind, und das Allgemeinere in zweckmäßiger Andeutung berührt ist, gelesen zu haben. —

Von S. 297—341 sind die Indianer vormals und jetzt (physische Eigenthümlichkeit; zwölf Hauptstämme und ihre Unterabtheilungen; Gesammtzahl; Sprache; Schriftsprache der Cherokees; Familien-Leben; Staats- und Kriegswesen; Religion; Bekehrungsversuche; Alterthümer; Ursprung der Indianer; ihre jetzige Lage) geschildert. „Ueber den Ursprung und die Abstammung der Indianer", sagt der Verf., „sind viele Muthmaßungen aufgestellt. Früher war unter den Gelehrten der alten Welt die Meinung vorherrschend (de Guignes, Hoen, Scherer), daß wenigstens die civilisirteren Stämme in Amerika von Asien aus eingewandert seien. Selbst Alexander von Humboldt stellte früher*) die Vermuthung auf, daß die Tolteken und Azteken ein Theil der Hiongnoux (Hunnen) seien, welcher im nördlichen Sibirien verloren gegangen ist. Aber diese Ansicht hat er später**) selbst verworfen, vorzüglich weil die Indianer keine andere Getreideart kannten, als Mais und weil sie keine Milch genossen, während die mongolische Race mehrere europäische Kornarten hatte und ein Hirtenvolk war. Einige Amerikaner haben sogar die verlorenen Stämme Israels in den Indianern wiederfinden wollen. Die neuere vergleichende Sprachforschung hat es außer Zweifel gesetzt, daß kein amerikanischer Stamm von Asiaten oder Europäern abstammt, denn die indianischen Wort-Wurzeln bieten unbedeutende, rein zufällige Aehnlichkeiten mit den Sprachen der alten Welt dar, der Bau der Sprache aber ist völlig verschieden. Bei den vielen Wanderungen der amerikanischen Stämme ist es dagegen sehr wahrscheinlich, daß die Vorfahren der gegenwärtigen indianischen Bewohner des Mississippi-Thals mit den civilisirteren Eingebornen Amerikas, namentlich mit den Tolteken und Azteken Mexicos vielfache Berührungen gehabt haben, und daß Theile jener Völker vielleicht vom Mississippi dorthin, oder umgekehrt von dort nach dem Mississippi gezogen sind. Dafür sprechen die Ueberreste größerer Bauwerke ganz in der Nähe des Stromgebiets des Mississippi, wie die von Gran Quivira in Neu-Mexico in der Nähe des Pecosflusses, dafür sprechen die den mexicanischen Teocalli so ähnlichen Mounds und manche darin gefundene Alterthümer, und endlich die Reste einer Hieroglyphenschrift, welche sich bei den Pawnees gefunden haben."

Der gegenwärtige Zustand der Bevölkerung ist veranschaulicht in Beziehung auf Volkszahl, Stammesverschiedenheit, Lebensweise, kirchliche Spaltungen, höhere Schulanstalten, Ackerbau, Manufactur und Fabrikation, Handel und Verkehr, Verwaltung der General-Regierung und Bundes-Justiz-Verfassung. —

Die Gesammt-Bevölkerung aller Racen betrug nach den berichtigten Censuslisten von 1850: 8.966.757 Köpfe oder in runder Summe 9 Millionen Einwohner. (— Sie ist ungefähr 37½ pCt. der ganzen Bevölkerung der Union, — nach dem Census von 1850 ergab sich die Gesammtzahl von 23.191.074 Weißen und Negern im ganzen Gebiete der Ver. Staaten. —) Die Zunahme ist gegenwärtig auf 4½ pCt. jährlich anzuschlagen; man kann daher die Bevölkerung im Anfange des Jahres 1853 (ausschließlich der Indianer) auf mindestens 9.480.000 schätzen. —

Es erscheinen im Mississippi-Thal ungefähr 1040 Zeitungen, von welchen etwa 800 wöchentliche, die vorzugsweise auf die Landbevölkerung berechnet sind; sie bilden beinahe den einzigen Lesestoff von vielleicht $\frac{19}{100}$ aller Lesenden; „die große Mehrzahl", bemerkt der Verfasser, „wird sehr mäßig redigirt, hat aber doch namentlich auf die Wahlen einen sehr großen Einfluß. Während in Deutschland die meisten Zeitungs-Redacteure ganz vorzugsweise das gebildete Publikum vor Augen haben, verfallen dieselben hier häufig in den umgekehrten Fehler und schmiegen sich gar zu sehr dem Geschmack und der Fassungskraft der Ungebildeten an. Indessen überreichen die Zeitungen durch Mittheilungen politischer Verhandlungen ꝛc. doch immer eine große Masse belehrenden und bildenden Stoffes."

Aus dem sehr ausführlichen Abschnitt: Handel und Verkehr entlehnen wir Folgendes: „Die electro-magnetischen Telegraphen bilden eine der wichtigsten Werkzeuge für den Handel und den Verkehr. Sie verbinden alle irgend bedeutenden Städte der Union von Boston und New York bis nach St. Joseph oben am Missouri und von Chicago bis nach Balize an der Mündung des Mississippi. Diese ausgedehnte Telegraphen-Verbindung — meistens nach dem Morse'schen und O'Reilly'schen Systeme eingerichtet — hat eine Länge von gegen 20.000 Meilen und ist für den Handelsstand und die Producenten des Mississippi-Thals von unberechenbarem Nutzen. Vor der Dampfschifffahrt hingen z. B. die Preise der Baumwolle in England großentheils von der Richtung des Windes ab. War Ostwind vorherrschend, der die Ankunft der Baumwollenschiffe in Liverpool verzögerte, so gingen

*) Z. B. im Essai sur la Nouvelle Espagne, englische Uebersetzung von S. Black. Vol. I. p. 134 seq.

**) Tableau de la Nature I. p. 53.

Digitized by Google

die Preise in die Höhe. Schnellsegelnde Packetschiffe brachten die Nachricht vom Ausbleiben der Schiffe eiligst nach Amerika und wer sie zuerst bekam, der machte sein Glück; er kaufte und die Preise schlugen rückwirkend auch in Amerika auf. Diese Art Speculationshandel vernichteten neben der Dampfschifffahrt die Telegraphen. Was man in New-York weiß, daß weiß man jetzt auch zu gleicher Zeit in New-Orleans; die Kaufleute im Süden und Westen können gegenwärtig ihre Beziehungen schneller von England und Frankreich machen, als früher von New-York, Boston oder Philadelphia. Statt daß sie früher große Waarenvorräthe halten mußten, beziehen sie jetzt häufig und mehr direct. Während z. B. in St. Louis vor 10 Jahren noch Niemand an directen Import dachte, beträgt derselbe hier jetzt schon für 1,200,000 Dollars und wird mit jedem Jahre zunehmen. Die ganze Verschiffung vom Mississippi nach New-York, um von dort weiter nach Europa versandt zu werden, und umgekehrt von Europa nach New-York, um von dort nach New-Orleans und den Mississippi hinauf geschickt zu werden, — ein Weg, der jetzt noch die Regel bildet — muß und wird in wenigen Jahren aufhören. Es wird sich dann eine neue natürliche Grenzlinie zwischen dem Handels-Rayon der atlantischen und der Mississippi-Emporeien feststellen. — Die Preise für telegraphische Depeschen sind mäßig; man zahlt z. B. für eine einfache Depesche vom Mississippi bis nach New-York $1\frac{1}{4}$ Dollar, für kleinere Entfernungen von etwa 300 Meilen 25 Cents."

In dem letzten Abschnitt: Die Verwaltung der General-Regierung, finden wir über das Postwesen der Vereinigten Staaten eine interessante Mittheilung. Sie lautet: „Das Postwesen der Vereinigten Staaten steht unter einem General-Postmeister, welcher Mitglied des Cabinets ist und wie die übrigen Minister 6000 Dollars Gehalt hat. Der Umfang dieses Verwaltungszweigs hat ungeheuer zugenommen. Die Zahl der Postämter war am 1. Nov. 1852: 21,191, von welchen ungefähr 8,200 im Mississippi-Thal sind, und die ganze Länge der inländischen Postrouten betrug 214,284 Meilen. Auf diesen beliefen sich die im letzten Jahre zurückgelegten Transportmeilen auf 58,985,728, welche der Verwaltung 3,939,971 Dollars Kosten verursachten. Der Transport auf Eisenbahnen kostete dem Generalpostamt durchschnittlich $11\frac{1}{2}$ Cents pr. Meile, der auf Dampfböten 8 Cts., der in Postkutschen $5\frac{1}{2}$ Cts. und der auf andere (nicht specificirte) Weise veranstaltete $4\frac{8}{10}$ Cts., alle Beförderungsarten durchschnittlich gerechnet kostete die Meile $6\frac{7}{10}$ Cts. Die Post-Beförderung nach dem Auslande befaßte im Ganzen nur 652 406 Meilen, kostete aber 1852: 1,896,250 Doll., also durchschnittlich gegen 3 Dollars per Meile. Dagegen brachte er an Postgeld nur c. 400,000 Dollars wieder ein, so daß die Regierung darauf sehr bedeutend zusetzt. Die Gesammtkosten der Postverwaltung betrugen im letzten Jahre 7,108 460 Doll., die Gesammt-Einnahme 6,823 982 Doll., so daß dieser Administrationszweig ein Deficit von 284,478 Dollars brachte. Dieses Deficit ist hauptsächlich der starken Herabsetzung des Portos zuzuschreiben, welches gegenwärtig im Lande für einen einfachen Brief auf 3000 Meilen nur 3 Cts., wenn frankirt, und 5 Cts., wenn unfrankirt beträgt und nach Europa auf 20 (nach England und nach Bremen) oder 30 Cts. (nach der Postconvention mit Preußen) festgestellt ist. Es wird indeß nicht bezweifelt, daß sich die Einnahmen bald wieder heben und mindestens die Ausgaben vollkommen decken werden. Uebrigens betrachtet man auch in diesem freien Staate das Postwesen natürlich nicht vorzugsweise aus dem fiscalischen Gesichtspunkte und ist vollkommen zufrieden, wenn einigermaßen die Kosten gedeckt werden. Die Vergütung, welche die Postmeister, die sämmtlich vom Präsidenten angestellt werden, für ihre Amtsverrichtungen erhalten, ist nach einem Procentsatz von der Porto-Einnahme bestimmt; dieser ist jedoch nach dem Umfange des Geschäfts sehr verschieden normirt. Im Jahre 1850—51 betrug die Einnahme von 36 Postmeistern über 2000 Dollars, von 179 zwischen 1000 und 2000 Doll., von 337 zwischen 500 und 1000 Doll., von 6 537 zwischen 500 und 100 Doll., von 7,365 zwischen 100 und 25 Dollars und von 8,369 25 Dollars oder noch weniger. Doch werfen die kleinen Land-Postämter mancherlei Neben-Einnahmen ab und sind deshalb immer gesucht."

Die beigegebene Karte stellt einen Theil des Felsengebirges mit dem Süd-Paß und den Parks, so wie den großen Salz-See und dessen Umgebungen dar.

Wir empfehlen Herrn Olshausen's Werk wiederholt Allen, die sich eine genaue Kunde von dem Mississippi-Thale zu erwerben wünschen.

Hoffmann.

Neue Sternkarte für Schulen und zum Selbstunterricht von Dr. J. C. Wöckel, Professor der Mathematik am Königl. Gymnasium zu Nürnberg. In zwei Blättern. Nürnberg, Verlag von J. C. Lotzbeck.

Das vorliegende, in einer geschmackvoll ausgestatteten Mappe befindliche Werk besteht aus 2 großen Blättern und einem Hefte erklärenden Textes (10 Seiten, 8.), welches uns auf eine neue, sinnreiche Art die Anwendung der Karten verdeutlicht. Es dürfte besonders hiedurch Lehrern ein Mittel dargeboten sein, ihren Schülern, ohne Himmelsglobus, Anleitung zu geben, die ihnen sichtbaren Sterne benennen zu können. Die sauber und correct ausgeführte Sternkarte kann auf eine leichte Weise von jedem Buchbinder mit der andern Karte in Verbindung gebracht werden und bildet dann zwei Scheiben, wovon die untere, drehbare (Sternkarte), Grad-, Monats-, und Datumeintheilung, die obere, Stunden- und Minutenring, Meridian ꝛc. enthält. Dreht man nun die untere Scheibe so, daß der am Rande bezeichnete, beliebige Tag, mit der Stundenzeit auf der oberen Karte correspondirt, so wird es leicht werden, die unter unserem Horizonte befindlichen Sterne zu benennen. — Um die Karte nicht zu sehr mit Schrift zu belasten, sind die einzelnen Namen vieler Sterne nicht angegeben, dafür ist aber ihre andere Bezeichnung durch Buchstaben beigefügt, wodurch es leicht ist, jenen Mangel durch einen auf den letzten Textseiten gelieferten Nachtrag zu beseitigen.

Wir glauben Herrn Prof. Wöckel's Sternkarte mit Recht zur Benutzung für den doppelten, auf dem Titel angegebenen Zweck, empfehlen zu können.

Digitized by Google

Miscellen.

Gutes Beispiel zur Nachahmung für junge Eheleute, aus Lappland. Hr. Castrén bemerkt in seinen „Reisen im Norden", über die ich nächstens berichten werde, das religiöse Gemüth des Berglappen zeige sich auch in einer unendlichen Liebe zu seiner Frau, seinen Kindern und Dienstboten. Ein Berglappe erzählte ihm, daß er während seiner dreißigjährigen Ehe kein böses Wort mit seiner Gattin gewechselt, sie nie anders als mit dem Namen „Loddadsham" (linluiseni, mein Vögelein) angeredet habe. Er habe den Berglappen beobachtet, wenn er des Abends von seinen Rennthieren oder einer Reise zurückgekehrt und Frau und Kinder aus warmem, vollem Herzen liebkoste. H.

Die religiöse Handlung der Eidesleistung soll oft bei den Samojeden stattfinden, die dem Heidenthum ergeben sind. Ist ein solcher Samojede bestohlen worden und hat irgend eine bestimmte Person in Verdacht, so fordert er diese zur Eidesleistung auf. Er schafft alsdann einen Hahe (Hausgott, Fetisch) von Stein, Holz, Erde oder Schnee herbei, führt seinen Widersacher an das Bild, schlachtet einen Hund, zerstört das Bild und redet den Verdächtigen folgendermaßen an: „Wenn Du den Diebstahl begangen hast, dann mußt Du umkommen wie dieser Hund." Die Eidesleistung soll bei den Samojeden so gefürchtet sein, daß der wirkliche Verbrecher fast nie so weit geht, sondern lieber sein Verbrechen eingesteht. Anstatt des Hahe braucht man bei der Eidesleistung auch die Schnauze eines Bären, die man alsdann in mehrere Stücke zerschneidet. Einen Eid, unter dieser letztgenannten Ceremonie geschworen, betrachtet man als besonders kräftig, denn nach den Vorstellungen der Samojeden ist gerade der Bär ein mächtiger Gott, weit mächtiger als der Hahe. Die Samojeden sagen selbst, daß die Eidesleistung am häufigsten bei Diebstählen vorkommt, doch soll sie noch auf andere Veranlassung bewerkstelligt werden können, und was die nicht bekehrten Samojeden betrifft, so haben sie das Recht, vor den russischen Richterstühlen ihren Eid nach ihrer eignen Sitte zu schwören. — Auch bei den Ostjaken sind ähnliche Eidesceremonien im Gebrauch. Ist ein Verbrechen im Geheimen gegen einen Ostjaken verübt worden, und hat dieser Jemand deshalb im Verdacht, so kann er diesen zum Eid fordern. Bei ihnen gilt gleichfalls der Eid, welcher bei der Schnauze des Bären geschworen wird, als der kräftigste. Wie bei den Samojeden zerschneidet der Angeklagte mit einem Messer die Bärenschnauze und sagt dabei: „Möge der Bär mich auffressen wenn mein Eid ein falscher ist." Die Ostjaken schwören bei dem Feuer, bei dem Wasser, und auch bei ihren Göttern in gleicher Weise wie die Samojeden. Zeugen werden nie eidlich vernommen, sondern man glaubt ihnen unbedingt auf ihr Wort, und nur wahnsinnige Personen sind als Zeugen ungültig. Kinder können Zeugniß ablegen gegen ihre Aeltern, Geschwister gegen Geschwister, der Gatte gegen die Gattin und umgekehrt ꝛc. Es zeugt dies von einem strengen Rechtsgefühl und gegenseitigem Vertrauen. (Aus Castréns Reisen im Norden.) H.

Ein Herr Crawford hat dem N. B. Advertiser zufolge die Berechnung gemacht, daß auf dem gesammten Erdball das ungeheure Quantum von 2 Millionen Tons Taback gewonnen wird. Die Bedeutendheit dieses Quantums wird dem Leser noch anschaulicher werden, wenn wir daneben bemerken, daß die ganze Masse von Waizen, welche Großbritannien verbraucht, auf den Kopf ein Quarter gerechnet, und in runder Summe 20 Millionen Quarter, nur vier und ein Drittel Millionen Tons wiegt, so daß der Taback, welcher jährlich zur Befriedigung dieses einzigen narcotischen Gelüstes producirt wird, eben so viel in Gewicht austrägt, als was 10 Millionen Engländer an Waizen consumiren. Und rechnet man denselben nur doppelt so hoch als den Waizen, d. h. 2 Pence und einen kleinen Bruch, so hat er einen größern Werth, als all der Waizen, der in Großbritannien verzehrt wird.

Ein Arzt zu Savannah, in den Vereinigten Staaten, hat jüngst einem auswärtigen Collegen folgenden Bericht über einen Todesfall durch übermäßiges Fettwerden abgestattet: „Wir haben, achtzehn Meilen von hier, einen jungen Mann gehabt, der ein förmliches Naturwunder war. In seinem 22sten Jahre wog er 565 ℔. Er wurde bei Kleinem stärker und stärker, so daß er ein Gewicht von etwas über 600 ℔ erreichte; doch konnte er sich ziemlich frei bewegen und stand seiner Plantage gut vor. Vor etwa vier Wochen aber nahm seine Corpulenz ungewöhnlich rasch zu, erst 1½ und zuletzt 2 ℔ des Tages. Nun ist er in der vorigen Woche in seinem Sessel stehend plötzlich gestorben, wie ich vermuthe, an einer übermäßigen Fettanhäufung um das Herz herum. Drei Tage vor seinem Tode wog er 643 ℔, und wäre er an seinem Todestage gewogen, hätte man ihn sicherlich noch über 660 ℔ befunden.

Zu Cheltenham hat sich unter den Auspicien des Adels und der Gutsherren eine Gesellschaft gebildet, die einen Krystallpalast Behufs einer beabsichtigten großen Schaustellung von Blumen, Ackerbaugeräthschaften und allem, was zur Blumenzucht gehört, aufführen lassen will. Die erste Ausstellung soll bereits im nächsten Sommer statt finden.

Der Newyorker Herald berichtete kürzlich u. a.: „Es ist uns gestern eine eigenthümliche Blume aus Venezuela gezeigt worden, die den Namen Schwanblume führt. Wenn in voller Blüthe hat sie die Form eines ruhenden Schwans oder auch die eines Schwans mit ausgebreiteten Flügeln. Das Innere dieser Blume ist außerordentlich schön. Venezuela, das man mit Recht den Garten von Südamerika nennen kann, producirt auch eine Blume, die Taubenblume genannt wird. Dieselbe ist gleich einem Vogelneste geformt und ihre Blätter gestalten sich in der Mitte gleich einer ruhenden Taube.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 84. Mittwoch, den 19. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Frühlingssehnen, — Die blonde Jüdin ..... Seite 653
Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode. „ 654
Aus dem Leben Giacopone's da Todi, des Dichters des Stabat Mater dolorosa und des Stabat Mater speciosa „ 656
Literatur:
Matthias Alexander Castréns Reisen im Norden ..... „ 658
Wilhelm von Merckel ..... „ 660

Frühlingssehnen. *)

Wenn nach trüben Wintertagen
Sich der Himmel lächelnd blaut,
Nachtigallen wieder schlagen
Mit dem wundersamen Laut,
Wenn die Schwalben wiederkehren,
Wenn die Bäume licht erblüh'n —
Fühlst du da im eignen Herzen
Nicht ein seltsam Frühlingsglüh'n?

Denn ein Hauch so mild, so linde,
Wehet durch die ganze Welt;
Schmelzt die harte Eiseskrinde,
Die die Erd' in Fesseln hält;
Und der Wald treibt grüne Knospen,
Frisch erblüh'n die Blümelein,
Und die bunten Schmetterlinge
Baden sich im Sonnenschein.

Und dies Auferstehungswehen,
Diesen linden Gotteshauch,
Fühlst du mild aus Himmelshöhen
In der tiefsten Seele auch;
Denn ihr Eis thaut auf in Thränen,
Welke Blumen blüh'n auf's Neu', —
Bunte Falter schweben drüber,
Seel'ge Träume, licht und frei. —

Warum ist dein Herz zu Thränen
Denn so wundersam bewegt,
Woher kommt dies Glüh'n, dies Sehnen,
Das sich wogend drinnen regt?
Ist's das neue Frühlingsleben,
Ist's der frische Frühlingssaft, —
Der sich draußen, mächtig regend,
Auch im Herzen treibt und schafft?

O! so schau' in's sonnig warme
Lenzeswirken denn hinaus:
Sehnend streckt die Blüthenarme
Jeder Baum zum Himmel aus.
Alle kleinen Vöglein singen
Himmelan ihr helles Lied,
Himmelan schaut jede Blume,
Die im stillen Thale blüht!

*) Es ist ja eine Pflicht der Zeitschriften und Tagesblätter, junge aufkeimende Talente zu ermuntern und an's Tageslicht zu befördern; so erlauben Sie mir denn, Herr Redacteur, einen jungen Dichter, wenn auch vorläufig noch ungenannt, dem Publicum vorzuführen.

Ergebenst Hugo Stancke.

Digitized by Google

In der Erde liegt ein Sehnen
Nach dem blauen Himmelsdom,
Darum weint sie reine Thränen
Hellen Thau's so still und fromm;
Und dein Herz, in das des Himmels
Auferstehungsodem zieht, —
Fühlt's nicht auch, daß es dem Himmel
Sehnsuchtsvoll entgegenblüht?

Sieh' die Vöglein heimwärts eilen,
In das lichte Frühlingsland;
Keine Blüthe will mehr weilen, —
Sie hat weit sich ausgespannt; —
So auch wogt das Herz dir stärker,
Wenn der Lenz die Erde grüßt,
Denn es sehnt sich nach dem Himmel,
Dort wo seine Heimath ist!

Die blonde Jüdin.

Blau ist deiner Augen Strahl,
D'rüber hoch die dunklen Bogen,
Wie ein friedlich, heit'res Thal
Von Gewitter überzogen.

Ja, in dir der Süden brennt,
Doch gepaart mit Nordens Milde,
Orient und Occident
Sind vereint in deinem Bilde.

Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode.

Von J. Doran.

(Aus dem „Gentleman's Magazine.")

Die Bezeichnung „byzantinische Cäsaren" ist nicht auf alle die Cäsaren anwendbar, die in Byzanz geherrscht haben. Als Constantin das kaiserliche Panier in der östlichen Stadt aufpflanzte, da machte seine Stimme sich noch in schallenden Echos an den Ufern der Tiber vernehmbar. Italien erkannte in den Lieutenants und Exarchen der künftigen Kaiser den Schatten seiner entfernten souveränen Herren. Als dieser Gehorsam aber aufhörte, und die Italiener auf das Geheiß des Vaticans die würde gewordene Unterthanentreue, welche sie bis dahin den schwachen und rasch auf einander folgenden Gebietern, die sich auf den Thron zu Constantinopel erhoben und von ihm herunter fielen, geleistet hatten, für immer aufkündigten, da hörten die Cäsaren auf, römisch zu seyn und wurden ausschließlich byzantinisch. Der erste auf der Liste war der asiatische Conon, der unrühmlich als Leo der Isaurier bekannt geworden ist.

Conon's Vater war ein wohlhabender Viehmäster in Armenien, der, weil er von den Sarazenen ausgeplündert worden war, mit Weib und Kind nach Mesembria in Thrazien auswanderte. Der Knabe soll Europa mit einem Vorgefühl seiner künftigen Größe betreten haben. Er hatte sich in den Tagen des Mißgeschickes seines Hauses als Hausirer genähret. Eines Tages hatte er den Esel, der seinen Waarenvorrath trug, sich selbst überlassen und sich in den Abendschatten der St. Theodors-Kapelle gesetzt, um seinen Gewinnst nachzuzählen und aus seinem Querersack ein frugales Mahl zu halten. In diesem Augenblick nahmen ihn ein Paar verschmitzte jüdische Wahrsager auf's Korn, um ihn zu täuschen. Sie erzählten dem verwunderten Knaben, daß der Himmel ihn für den byzantinischen Thron bestimmt habe, und derselbe dagegen nur das feierliche Gelübde von ihm verlange, daß er den Götzendienst in der Kirche zerstören und dem Bilderdienst ein Ende machen wolle. Conon hatte zu viel Lebensart und war auch zu überglücklich, um die Ueberbringer einer so erfreulichen Botschaft zu fragen, was die Juden denn für ein Interesse in der Säuberung der Kirche haben könnten. Er versprach Alles, was von ihm verlangt wurde. Späterhin leistete sein Vater, der wieder reich geworden war, Justinian II. eine solche Unterstützung zur Wiedergewinnung seines Thrones, wie sie ein Kaiser an der Spitze einer hungrigen Armee in fünf Hundert wohl gemästeten Schaafen finden konnte. Als diese Gabe durch Conon's Erhebung zum Range eines Spatharios belohnt worden war, und der Cäsar dem muthigen jungen Offizier darnach den Befehl über die anatolischen Legionen übertrug, da mag der gewesene Hausirer wohl gleich Macbeth ein wonniges Vorgefühl seines dereinstigen Glückes gehabt haben.

Die gefährliche Größe fand sich ein, und wurde wohl erworben. Ungefähr ein halbes Dutzend Kaiser hatten im Verlaufe einer Stiege von Jahren dieselbe kaiserliche Höhe nur erklommen, um wieder blutig von ihr herabgestürzt zu werden. Anarchie herrschte in der Hauptstadt, Schrecken in den Provinzen, die Sarazenen standen an den Gränzen, und Noth war überall. Der Prophet hatte erklärt, der ersten Armee, welche die Stadt der Cäsaren nehmen würde, würden ihre Sünden vergeben werden. Die Söhne des Islam waren auf ihrem furchtbaren Marsche, sich den Lohn zu erwerben; Conon, der nachherige Leo, rückte ihnen aber im Zenith ihres Erfolges entgegen, schlug sie zu Amorium, in seinem eignen Armenien, und zog, nachdem er durch einige List und eine große Kühnheit einen Sieg gewonnen hatte, in Constantinopel ein, wo er den armen Schattenkaiser Theodosius III. in ein Kloster sperrte, und, sich durch das goldne Thor in die Kathedrale von St. Sophia begebend, durch den Patriarchen als „Imperator et Rex" gekrönt ward.

Dies geschah am Tage Mariä Verkündigung des Jahres 717, und von diesem Tage ab wurden die prunksüchtigen und stets unzufriedenen Constantinopolitaner es inne, das Leo, der Dritte dieses Namens, der Storchkönig der byzantinischen Frösche war. Sie hatten jedoch mehr Ursache, zufrieden zu sein, als die Frösche der Fabel. Seine glänzende Vertheidigung der Hauptstadt gegen die wiederholten Angriffe des Kalifen Moslemah erwarb ihm auch in der That die Bewunderung seiner Unterthanen, bis sie, an die Segnungen des Friedens gewöhnt, es

Digitized by Google

vergaßen, wie diese Segnungen erworben worden waren. Da sie über sonst nichts Klage zu führen wußten, so warfen sie eine theologische Frage auf, und zankten mit all der Bitterkeit, die, wie das Sprichwort sagt, in dem bittersten Hasse, dem odium theologicum beruht.

Die jüdische Kirche haßte in ihren Läuterungsübergängen jegliche Förderung der Andacht in der Gestalt von Bildern. Die erste christliche Kirche war in diesem Stück nach eignet. Da aber auch Heiden zu ihr übergingen, sah man den heidnischen vorgefaßten Meinungen jedoch durch die Finger, und nur zu oft vertauschten die Heiden, indem sie das Christenthum annahmen, nur ein gemaltes Idol mit einem andern. Der Götzendienst der Araber war es gerade, der Mahomed in der Blüte seiner Jugend und Aufrichtigkeit empörte, und als dieselben Araber darnach vermocht worden waren, statt vieler Götter den einen wahren Gott zu verehren, da erschien ihnen nichts abscheulicher als die Christen, die nicht allein den Mahomed verleugneten, sondern sich auch durch den Bilderdienst an der Gottheit versündigten. Ein solcher Dienst wurde unter gewissen erläuternden Motificationen von ehrlich gesinnten Männern sowohl in Rom als zu Constantinopel für rrthodox gehalten. Aber Ehrlichkeit ist nicht gerade Weisheit, und Leo, der als Asiate gegen die Bilder eingenommen war, und der sich der Vorwürfe schämte, welche die ungläubigen Sarazenen gegen sein Volk erhoben, schlug demnach den Weg zur Reform ein, welcher ihm und der isaurischen Dynastie den bedeutungsvollen Beinamen von Ikonoklasten oder Bilderstürmern erwarb. Einige meiner Leser, die zu Wien in der St. Stephanskirche gewesen sind, werden das Bildniß des Erlösers, eben innerhalb der Mauern derselben, gesehen und es bemerkt haben, wie dasselbe durch die Küsse all derjenigen, die auf dem Wege zu dem Altar daran vorbei gekommen sind, beinah verlöscht worden ist. Eine gleiche Sitte herrschte in der griechischen Kirche, und Leo begann damit, die sämmtlichen Bilder höher hängen zu lassen, so, daß niemand sie, um sie zu küssen, erreichen konnte. Das erregte nun unter den Orthodoxen einen allgemeinen Unwillen, und als nachdem, bei einer anderen Gelegenheit, ein Beamter eine Leiter hinaufstieg, um eine metallne Figur zu zertrümmern, welcher eine überreichende Verehrung gezollt wurde, da stürzten die constantinopolitanischen Weiber ihn von seiner Höhe herunter und trampelten ihn unter ihren orthodoxen Füßen zu Tode. Das Decret des Kaisers, daß seine sämmtlichen männlichen Unterthanen in einem Register verzeichnet werden sollten, erregte kaum einen so allgemeinen Unwillen. Leo nahm davon jedoch keine Notiz, und appellirte, gestützt auf seine Armee und seine großen finanziellen und administrativen Reformen, getrost nach Rom, wo er aber statt des gehofften Beifalls nur Tadel fand. Gregorius II. schrieb ihm verletzende Briefe, und machte in einem derselben die bedeutungsvolle Anspielung, daß der Diener, welcher den verfolgungssüchtigen Constans erschlagen hätte, durch die Kirche Roms unter den Heiligen aufgenommen werden sei. Leo antwortete darauf durch ein Edict, wodurch er die Vernichtung aller bildlichen Darstellungen der Gottheit und der Heiligen befahl. Gregorius vergalt dies seinerseits hierauf wieder damit, daß er Leo's Statue in Rom zu Boden werfen ließ und eine orthodoxe See-Expedition einsegnete, die mit einem neuen Kaiser (Kosmos), Kriegsbedarf, und Verwünschungen der Bilderstürmer nach Constantinopel unter Segel ging. Diese Expedition mißlang jedoch, und Kosmas wurde gefangen genommen und enthauptet. Hierauf inhibirte der Papst die Einsendung der kaiserlichen Steuern aus Italien nach Constantinopel, und da kam es zu einem so blutigen Kampfe zwischen den italienischen Aufrührern und den kaiserlichen Graechen, daß der Po von Blut geröthet wurde und die Anwohner dieses Flusses sechs Jahre lang nicht von seinen Fischen essen wollten. Leo blieb bei seinem Verfahren trotz der Niederlage, die er erlitt, wogegen Gregorius ihn in einem allgemeinen Anathema gegen sämmtliche Bilderstürmer in den Bann that, und ihn durch den Ausspruch: „homicidos non esse qui excommunicatos turcidant.“ den Dolchen orthodoxer Mörder bloßstellte. — Gregorius III. war eben so energisch wie sein Vorgänger. Er machte — der letzte der Päpste, die dies thaten — Leo das Compliment, ihn um die Sanction seiner Wahl anzusprechen, doch erklärte er Rom als dem Kaiser nicht ferner unterthan, und verlieh der ehemaligen Hauptstadt der Welt eine politische Unabhängigkeit. Diese Erklärung erwiderte Leo damit, daß er seine sämmtlichen Domainen in Italien, wo seine Autorität für den Augenblick noch bestand, mit dem unabhängigen Patriarchat vereinigte, das er in Constantinopel gegründet hatte. So hat dieser famose Zank denn die Folge gehabt, daß der Einfluß der östlichen Kaiser in Italien und die Autorität der Päpste über die ausgedehnten Domainen des Osten aufhörten. Dies ereignete sich im Jahr 733. Acht Jahr darnach starb Leo, dem allgemein Milde des Charakters in Verbindung mit kräftiger Entschlossenheit, Weisheit der Verwaltung, und eine ungewöhnliche Lauterkeit als Mensch, nach dem Maaßstabe der zu jener Zeit bestehenden Moralität, nachgerühmt wurde. Die orthodoxen Feinde des starkgeistigen Leo haben ihm den zufälligen Brand einer Bibliothek von 33,000 Bänden zur Last gelegt, so auch, daß er eine Stiege Professoren der Universität habe in die Flammen werfen lassen. Dieses ist indeß eine reine Erfindung, die aber dennoch Glauben findet, daher Leo denn dieserhalb und wegen anderer, ebenfalls unbegründeter, Anschuldigungen von einigen seiner frommen Zeitgenossen und deren Nachkommenschaft verflucht worden ist.

Leo hatte in seinen jüngeren Jahren Irene, die Tochter des Khans der Khazaeren geheirathet, und aus dieser Ehe entsprang Constantin V., dem man wegen eines Ereignisses bei seiner durch den Patriarchen von Constantinopel vereichteten Taufe den nicht eben beneidenswerthen Beinamen Copronymus gegeben hat. Es mag dies wohl ein von seinen Feinden ausgesonnenes Histörchen sein; denn Helvetius erzählt uns, daß die Orthodoxen ihm diesen Ekelnamen beigelegt hätten, weil sein ketzerischer bilderstürmender Vater ihn statt mit Wasser, mit einem Gemisch habe taufen lassen, dessen Befleckung dem Kaisertitel der Constantine ewig ankleben werde. Wahrscheinlich ist die eine Sage so wahr wie die andere.

Der der Usurpation von Constantins Schwager, Artavasdos, ertheilte päpstliche Segen erwies sich erfolglos. Nach einem zweijährigen Kampfe wurde der orthodoxe Rebell von dem bilderstürmenden Kaiser gefangen genommen, eingekerkert und geblendet. Noch strenger verfuhr der Letztere gegen die geistlichen Verbündeten des Ersteren. Er ließ sie verkehrt auf Esseln reitend zur Richtstatt führen und enthaupten. Bei andern vorkommenden Fällen des Verrathes wurden den Verräthern die

Digitized by Google

Hände und Füße abgelöst und ihr Körper sodann von Aerzten bei lebendigem Leibe secirt. Constantin soll diesem Gräuel mit Wohlgefallen zugesehen haben. Er war jedoch nicht durchgängig unmenschlich: er gründete Colonien für Christen, die sich vor den Sarazenen zu ihm flüchteten; er ließ einen sichern Sieg fahren, um die Mannschaften seiner Flotte zu retten, die in dem Euxinus mit einem Sturm zu kämpfen hatten, und bezahlte einst ein schweres Lösegeld an die slavischen Piraten, um zwei bis drei Tausend seiner Unterthanen loszukaufen, die außerdem ihre Sclavenketten bis an ihr Grab hätten tragen müssen. Seine Regierung ist noch dadurch merkwürdig, daß sie die erste gewesen, während welcher ein Austausch von Gefangenen zwischen den Muselmännern und den Christen statt gefunden hat. Es war eine Regierung, in welcher das Gold reichlich, Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden, der Kaiser unermüdlich, und das Volk so glücklich war, als ein Volk nur sein konnte, das sich nur vor dem Bilderdienst zu hüthen hatte. In diesem Stücke war Constantin eben so unerbittlich wie sein Vater, und der Rath zu Constantinopel erklärte im Jahr 754 nicht allein den Bilderdienst für verflucht, sondern auch die Kunst verpönt, die solche Bilder schuf. Gibbon ist der Meinung, daß ein großer Theil der Prälaten, die diesen Ausspruch, über welchen man sich erst nach einer sechsmonatlichen Sitzung verständigte, unterschrieben, dieses nur aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers gethan hätten, ein Zorn, der, wie ich nebenbei bemerke, in der Regel auch alle diejenigen traf, die sich ungünstig über die zu jener Zeit bestehende Vereinigung der Kirche und des Staates äußerten. Der Kaiser ließ eben so wenig mit den seinigen contrastirende Ansichten gelten, als der Papst selber; doch nein, ich thue ihm da zu nahe, denn ich sehe in des Herrn Finlay jüngst herausgegebener „Geschichte des byzantinischen Reiches", daß Constantin manche Bilder verehrende Ketzer duldsam behandelte, wenn sie außerdem nur ruhige und harmlose Unterthanen waren, unfähig, seinen politischen und geistlichen Plänen etwas in den Weg zu legen. Er erlaubte auch seiner Schwester Aethusa, die heterodoxen Nonnen in Schutz zu nehmen; und die Stiftung des ersten Waiseninstituts zu Constantinopel durch jene Fürstin, hat auch nicht ohne kaiserliche Einwilligung geschehen können. Er redete der Erziehung das Wort, und gab darin das Beispiel durch die Erziehung seiner eigenen unglücklichen Nachkommenschaft. Ich sage unglücklich, weil unter seinen fünf Söhnen vier, die in aufrührerische Bewegungen gegen nachherige Inhaber des Thrones verwickelt waren, das erste Mal Verzeihung erhielten, nach einem zweiten Vergehen in's Kloster geschickt wurden, zum dritten Mal das Augenlicht und die Zunge einbüßten, und letztlich, als sie alle vier plötzlich vor der Sophienkirche erschienen, und das Volk für sich um Beistand aufriefen, in entfernten Kerkern eingeschlossen wurden, wo sie vergessen gestorben sind. Die constantinopolitanischen Patriarchen waren im Allgemeinen gelehrte Männer, einige unter ihnen fanden aber daneben eben so viel Vergnügen am Blutvergießen, als an ihren Büchern.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben Giacopone's da Todi, des Dichters des Stabat mater dolorosa und des Stabat mater speciosa, bis zu seiner Aufnahme in den Orden der Minderbrüder (Minoriten oder Franciscaner).

(Vergl. No. 83.)

Am Eingange Umbriens erhebt sich auf einem Hügel, der den Zusammenfluß der Naja mit der Tiber beherrscht, die alte Stadt Todi, mit ihrem Dome, ihrem viereckigen Marktplatze und ihrer dreifachen Ummauerung, die innerste in kyklopischen Felsblöcken, die mittlere von römischem Bau, und die äußere, auch die volkreichen Vorstädte umfassende, aus dem Mittelalter stammend. Zur Zeit der Errichtung dieser letzten zählte die Gemeinde Todi unter ihren Fahnen ein Heer von 30,000 Fußgängern und 10 000 Reutern, und besaß in der ihr unterwürfigen Umgegend vierzehn Burgen. Noch vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beging in dieser mächtigen, aber wie alle Freistaaten Italiens von Leidenschaften bewegten Stadt, das adelige Geschlecht der Benedetti das Tauffest eines Jakob (Jacopo) genannten Knaben. Er selbst hat in einem seiner Gedichte die Sorgfalt geschildert, mit der seine Kindheit bewacht wurde, wie seine Mutter allnächtlich erwachend, die Lampe anzündete, und sich voll liebevoller Bangigkeit über die Wiege beugte, in welcher der Neugeborne weinte. In einem späteren erzählt er uns, wie sein ernster und strenger Vater, wenn der widerspänstige Knabe zauderte zur Schule zu gehen, und vor Begierde weinend, lieber mit seinen Altersgenossen auf der Gasse spielen wollte, die Ruthe ergriffen und in Bewegung gesetzt habe. Dennoch durcheilte Jakob rasch die drei Stufen des weltlichen Unterrichts, aus denen derselbe, ganz wie zur Römerzeit, noch bestand, die Grammatik, die Rhetorik und die Jurisprudenz. Das Studium der Gesetze führte den Jüngling wahrscheinlich nach Bologna und ich meine die Sitten dieser berühmten Hochschule zu erkennen, wenn Jakob die Verschwendung in seiner Jugend, seinen Dünkel auf schöne Kleider und Freigebigkeit, sowie die Feste und Belustigungen schildert, für welche alles Gold Syriens nicht ausreichen würde. Dann folgten Streitigkeiten, die Schmach, wenn die Rache ausblieb, sowie, wenn diese wirklich genommen war, die Furcht vor Wiedervergeltungen. Dies waren aber ganz die Gewohnheiten jener unruhigen Studirenden Bologna's, die stets bewaffnet, den städtischen Richtern trotzten, deren Häscher prügelten, und ihre ausgelassene Prachtliebe soweit trieben, daß wiederholte Verbote von Schmausereien und Turnieren zur Feier der Prüfungen, vonnöthen waren.

Als aber Jakob edee Jacopo de'Benedetti, zum Doctor erhoben, dem Gebrauche gemäß, im rothen Mantel, zu Pferde, in feierlichem Zuge, den die vier Universitäts-Trompeter eröffneten, durch die Straßen Bologna's ritt, beschäftigten ihn ernstere Gedanken, und seine neue Würde setzte ihn, wie er berichtet, bald in den Stand die Lücke wieder zu füllen, die er in dem Geldkasten des Vaters gemacht hatte. Zu jener Zeit kam nichts dem Ansehen der Doctoren beider Rechte gleich; die Fürsten wählten aus ihnen ihre Kanzler, und die Gemeinden ihre Stadthauptmänner (Podestà). Auch erschien bei den Italienern des dreizehnten Jahrhunderts, die gewinn- und proceßsüchtig wie die alten Römer waren, ein Rechtsgelehrter von einigem Rufe,

Digitized by Google

niemals auf dem großen Platze einer Stadt, ohne ein zahlreiches Gefolge seiner Clienten. Jakob strebte nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt mehr nach Gewinn als nach Ehre, und zeigte mehr Geschick als Gewissenhaftigkeit, indem er jenen suchte; so daß er, da ihm in den Pandekten wie im Codex Justinian's der durch alle noch so krummen Irrgänge führende Faden bekannt war, indem er die Angelegenheiten seiner Mitbürger besorgte, bald auch die seinigen völlig wiederhergestellt hatte. Allen diesen Glücksfällen glaubte er die Krone aufgesetzt zu haben, als er sich unter sämmtlichen Jungfrauen Todi's, eine vollendet schöne, mit Reichthum, Geburt und Tugend ausgestattete, erwählt und heimgeführt hatte. Hier aber traf ihn einer jener furchtbaren Schläge, die den Menschen zwingen sich zu erinnern, daß es noch einen Gott giebt.

Die Stadt feierte nämlich an einem Tage des Jahres 1268 ihre öffentlichen Spiele. *) Auch die junge Gemahlin unseres Rechtsgelehrten war unter den Eingeladenen, sie saß auf dem für Edelfrauen bestimmten Gerüste, um sich am Feste zu erfreuen und eine seiner schönsten Zierden abzugeben. Da brach dasselbe plötzlich zusammen, und ihr Gemahl stürzte beim Getöse der brechenden Balken und des aus ihnen herausdringenden Schreies herbei, unter den Opfern seine Frau erkennend. Er trug sie ächzend von dannen und wollte sie von ihrer Kleidung befreien, sie aber sträubte sich gegen diese seine Bemühungen bis er sie nach Erreichung eines einsamen Ortes endlich entkleiden konnte. Da entdeckte er unter ihren reichen Gewändern eine härene, als Kasteiung getragene Kutte, und im selben Augenblick gab die Sterbende ihren Geist auf.

Diese plötzliche Todesfall, diese Bußübung bei einer in allen Verfeinerungen des Reichthums erzogenen Frau, und endlich die Gewißheit der einzige Strafbare bei den Vergehen zu sein, die durch jenes härene Gewand gebüßt werden sollten, trafen den Rechtsgelehrten von Todi wie ein Blitzstrahl. Es verbreitete sich das Gerücht, der übermäßige Schmerz habe diesen großen Geist gestört. Er hatte nach einigen Tagen lautloser Erstarrung, all seine Habe verkauft, um sie unter die Armen auszutheilen, und man fand ihn in den Kirchen wie auf den Gassen, in Lumpen gehüllt und von Kindern verfolgt, die ihn Jacopone oder Giacopone (Jakob den Wahnwitzigen) nannten. Man erzählt sogar, daß er, zur Hochzeit seiner Nichte eingeladen, auf dieser ganz mit Federn bedeckt erschienen sei, vielleicht um der flüchtigen Vergänglichkeit der Vergnügungen zu spotten, die er durch seine Anwesenheit störte. Als seine Verwandten ihm wegen dieser Verirrung Vorwürfe machten, soll er geantwortet haben: „Mein Bruder meint unsern Namen durch seine Pracht zu verherrlichen; ich versuche dies durch meine Narrheit." Wirklich war auch dieser Thor dazu bestimmt, das reiche aber ungekannte Geschlecht der Benedetti unsterblich zu machen. Er verhüllte die ersten Ausbrüche heldenmüthiger Buße unter die Irrsale der Verzweiflung. Der Gedanke an den Tod ließ ihm keine Ruhe und suchte den Frieden in der heiligen Schrift, die er von einem Ende zum andern durchlas. Aus ihr lernte er durch freiwillige Armuth die Genüsse seiner ersten Lebenszeit verbüßen, und statt des Beifalls, den er allzusehr geliebt hatte, Demüthigungen, Verachtung und Kinderspott zu suchen. Aus ihr lernte er, das Unrecht einer, nur allzuoft der Ungerechtigkeit der Menschen geliehenen Beredsamkeit dadurch wieder gut zu machen, daß er sie prophetengleich, durch Zeichen die noch mächtiger als alle seine Reden waren, lehrte und warnte. Gleichwie Jeremias auf den Plätzen Jerusalems mit gefesselten Händen und den Nacken unter das Joch gebeugt erschienen war, als Vorbild der bevorstehenden Gefangenschaft, ebenso zeigte sich Giacopone halbnackt, auf Händen und Füßen kriechend, gesattelt und gezäumt wie ein Lastthier; die Umstehenden aber entfernten sich nachdenklich, indem sie sahen, wohin ein so glanzvolles und beneidetes Loos geführt hatte. Ein andermal bat ihn einer seiner Verwandten, vom Markte kommend, wo er ein Paar Hühner gekauft hatte, sie in seine Wohnung zu tragen. Giacopone aber ging zur Kirche des heiligen Fortunat, in welcher jener seine Familiengruft hatte, und setzte die Hühner unter deren Steinplatten. Einige Stunden später kam der Andere zornig zu Giacopone, daß er beim Nachhausekommen seine Hühner nicht gefunden; dieser aber erwiderte: „Habt ihr mich nicht gebeten, sie in eure Wohnung zu tragen? Welch andere Wohnung habt ihr denn, als die in der ihr ewig sein werdet? David hat gesagt, ihre Gräber werden ihre Häuser für die Ewigkeit werden."

Solche Bibelstellen waren im Mittelalter an ihrem rechten Orte in Italiens Städten, wo ein heißblütiges, einfaches Volk sein Leben großentheils auf den öffentlichen Plätzen zubrachte, und es war der Predigt wohl gestattet, sich Freiheiten zu erlauben, zu denen das Beispiel der Heiligen berechtigte. Oftmals wendete sich Giacopone, wenn seine Narrenstreiche das Volk herbeigelockt hatten, an dasselbe um ihm zu predigen, und griff, vermöge des ihm zugestandenen Rechtes alles, was er wolle zu sagen, schonungslos die Laster der Mitbürger an. Und dennoch hatte dieser Volksredner damals noch keine Mission; er hatte sich nur dem dritten Orden des heiligen Franciscus *) angeschlossen, dieser Landwehr für die Gläubigen aus dem Laienstande, die ohne aus der Welt zu treten, dennoch unter den Gelübden der Armuth und der Keuschheit leben wollten. Unstreitig war es damals, daß Giacopone, von den Rücksichten auf die Welt befreit, und noch nicht durch die Ordensgebote gebunden, sich eifrigst in das Studium der Gottesgelehrsamkeit, in die Dunkelheiten der Mystik, und in Fragen vertiefte, deren Verwegenheit er späterhin einsah. Nach Ablauf eines Jahr-

*) Dies ist die erste zuverlässige Jahreszahl, die wir in Giacopone's Leben finden. Ueber das Jahr seiner Geburt giebt es keine öffentliche Urkunde, keine geschichtliche Angabe, als nur, daß er 1298 seit zwanzig Jahren Franciscaner gewesen ist, was er zehn Jahre nach dem Tode seiner Frau wurde.

In Clemens Brentano's gesammelten Schriften, und zwar in dessen noch nicht in seinem Werthe erkannten Geistlichen Rosenkranze (III, 468), finde ich 1256 als das Geburtsjahr Giacopone's genannt, aber ohne Angabe der Quelle und gewiß unrichtig, weil er dann 1268 erst zwölf Jahre alt, und mithin nicht vermählt sein konnte.

*) So wie die Minderbrüder den Ersten, und die von der heiligen Clara unter Anleitung des heil. Franciscus gestifteten Clarissinnen den Zweiten Orden des heil. Franciscus bilden, so besteht der Dritte Orden (Tertiarii) vom heil. Franz selbst (Fratres und Sorores de poenitentia genannt) für jedes der beiden Geschlechter, seit 1221.

Digitized by Google

zehends begriff er die ganze Gefahr eines Lebensganges, der allzu nachsichtig gegen die Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes und die Zuchtlosigkeit seines Geistes war. Da klopfte er 1278 an die Klosterpforte und begehrte unter die Minderbrüder aufgenommen zu werden. Wohl zauderten diese anfangs, den Geisteskranken aufzunehmen und vertrösteten ihn von einem Tage zum andern, bis er ihnen endlich seine Seelengesundheit darthat, indem er ihnen zwei seiner kleineren Gedichte brachte, das eine in gereimtem Latein, das andere in italienischen Versen. Das erste dieser beiden Gedichte ist die bekannte schöne Sequenz von der Verachtung der Welt (de Contemptu mundi):

Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?
Tam cito labitur ejus potentia,
Quam vasa figuli, quae sunt fragilia.
u. s. w. *)

. . . . . Nachdem die Franciscaner jene wundervollen Verse gelesen hatten, standen sie nicht länger an, Giacopone ihre Thüre zu öffnen, und erkannten, seine Thorheit gleiche der des heiligen Franciscus selbst, als man ihm beim Anbeginn seiner Buße mit Steinwürfen durch die Straßen von Assisi verfolgt sah, oder ihn auf den Felsen in Thränen gebadet fand, weil er des Todes Christi gedachte.

Matthias Alexander Castrén's Reisen im Norden. Enthaltend: Reise in Lappland im Jahre 1838. — Reise in dem russischen Karelien im Jahre 1839. — Reise in Lappland, in dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1841—1844. Aus dem Schwedischen übersetzt von Henrik Helms. Mit einer Karte von dem nördlichen Rußland. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1853. X und 356 Seiten. 8.

Von dem Verfasser, dem Uebersetzer der Kalewala, des National-Epos der Finnen ins Schwedische, schon lange vorbereitete Untersuchungen der Sprache, Religion, Sitten, Lebensweise und übrigen ethnographischen Zustände des finnischen Volkes und anderer mit ihm verwandten Stämme, veranlaßten die Reisen, über welche in dem vorliegenden Werke berichtet wird. Sie waren alle mit Beschwerden, ja Lebensgefahren verknüpft, mit denen selbst weit entfernteren Ländern ihren Forschungseifer widmende Reisende oft weniger zu kämpfen hatten, und Herr Castrén kann als ermunterndes Beispiel der unerschütterlichsten Ausdauer, des durch Nichts gehemmten Strebens, wenn es sich um die Erreichung eines wissenschaftlichen Zweckes handelt, dienen. Linguistische Studien beschäftigten ihn unter den ungünstigsten Verhältnissen; seine Syrjänische Sprachlehre verfaßte er z. B. in dem Keller einer Samojeden-Hütte im Dorfe Kulwa, häufig gestört von Ratten und Mäusen! Konnte natürlich in den Reiseberichten von den Ergebnissen dieser Beschäftigung mit der lappländischen, samojedischen, syrjänischen ꝛc. Sprache (namentlich in ihrer Beziehung zu der finnischen) nur andeutend gesprochen werden und mußte ihre nähere Darlegung und Ausführung anderen gelehrten Arbeiten vorbehalten bleiben, so bieten sie dennoch dem Sprachforscher manches sehr Beachtungswerthes dar. Den übrigen Lesern aber können wir die drei Reisen als eine Lectüre empfehlen, die ihnen eine neue Welt eröffnet und sie Blicke in das Leben von Völkerstämmen thun läßt, die zwar zum Theil auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stehen, darum aber kein geringeres Interesse gewähren. Man befürchte nicht, schon oft Gelesenes in anderer Form erzählt, wiederzufinden; Herr Castrén theilt uns nur mit, was er, bisweilen längere Zeit unter diesen Völkern verweilend, selbst sah und nicht ohne Mühe und mit seltener Geduld von ihnen erforschte über ihre religiösen und Familien-Verhältnisse, die Art, wie sie ihr Leben fristen u. dgl. Seine Darstellung ist ansprechend, unterhaltend und häufig von Humor durchweht; Gegenstände, die sonst wol flüchtig behandelt und kurz abgefertigt werden, sind in anziehender Weise ausführlich besprochen, z. B. der Götzendienst und das Zauberwesen, so wie einzelne Sagen der Lappen, Samojeden, Ostjaken. Wir können den Reisenden auf seinen Wanderungen, die eine Menge Einzelheiten in lebensfrischen Bildern zur Kunde bringen, nicht begleiten und müssen uns damit begnügen, in einem kurzen Itinerarium zu zeigen, welche Gegenden und Oerter er auf denselben berührte. I. Sommer-Reise in Lappland, 1838: Von Tornea nach Kyrö in Enare-Lappmarken; vom Dorfe Kyrö nach Utsjoki; Rückreise von dort nach Kemi, S. 3—84. II. Reise in dem russischen Karelien im Sommer 1839 S. 87—107. III. Reise in Lappland, dem nördlichen Rußland und Sibirien; vom November 1841 bis März 1844: Von Kemi nach Enare; von dort nach der Stadt Kola; von dort nach Archangel; Reise auf dem Weißen Meer nach dem tersskischen Lappmarken; von Archangel nach Mesen; von dort nach Pustoserski; Aufenthalt in Pustoserski und Reise von dort nach Ischemsk und Kolwa; von dort nach Obdorsk in Sibirien; Aufenthalt in Obdorsk S. 111—356 (davon füllt S. 332—356 ein Umriß der communalen und religiösen Zustände, Sitten und Lebensweise der obdorskischen Ostjaken).

Jetzt einige Bruchstücke zum Abdruck hinzugeben, wird uns schwer, da wir einen ansehnlichen Vorrath für denselben geeigneter Stellen bezeichnet haben. Wir wählen die folgenden.

„Während des Aufenthalts in Enare hatte ich Gelegenheit, die tiefe ausdauernde Andacht zu bewundern, mit welcher die Lappen ihren Gottesdienst begehen. Fast volle vierundzwanzig Stunden beschäftigten sie sich beinahe ununterbrochen mit Andachts-

*) Herr Dr. Julius, aus dessen trefflicher, bereits in unsern Blättern gedachten deutschen Bearbeitung des Werkes: Les Poètes Franciscains en Italie au treizième siècle. Avec un choix des Petites Fleurs de Saint François traduite de l'Italien, Paris 1852, von A. F. Ozanam, wir das abgedruckte Bruchstück, jedoch mit Weglassung einiger Anmerkungen, entlehnt haben, läßt hier neben dem lateinischen Texte des Gedichtes eine deutsche Uebersetzung desselben von Herrn Dr. Lebrecht Deeves folgen. (Ozanam, der leider vor Kurzem verstorben, ist auch Verfasser der Werke: Dante et la Philosophie Catholique au treizième siècle. Nouv. édit. corr. et augm., suivie de recherches nouvelles sur les sources poétiques de la Divine Comédie, Paris 1847; Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de le l'Italie, depuis le VII. siècle jusqu'au XIIIe avec des recherches sur moyen-age italien, Paris, 2 Bände, und: Des Ecoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares, avec une Notice des manuscrits recueillis dans les bibliothèques d'Italie, Paris 1850.) H.

Digitized by Google

übungen, theils in der Kirche, theils in ihren eigenen kleinen Hütten. Einige unter ihnen waren in dem Grade belesen, daß sie das neue Testament fast auswendig wußten, und während des Gottesdienstes machte ich die Beobachtung, daß beim Absingen der Psalmen kein einziger Lappe, wol aber manches Finne des Gesangbuchs bedurfte. Es ist in der That eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Enare-Lappen sich eine so gründliche Kenntniß der Religion haben erwerben können, namentlich weil sie in einer langen Reihe von Jahren ohne Seelsorger geblieben sind. Und es ist nicht gar lange her, daß die Lappen zum ersten Male in eine innigere Beziehung zum Christenthum traten. Zwar dürften sie schon in den katholischen Zeiten getauft worden sein, allein die ältesten Kirchen in Lappmarken wurden erst unter der Regierung Karls IX. und auf eigene Kosten dieses Königs, ungefähr im Jahre 1600, erbaut. Indessen bedauerte man gerade von nun an die schwache Religionskenntniß der Lappen, und Nils Fellmann versichert in einem Bericht vom Jahre 1751 an das Domkapitel zu Åbo, daß sie „bis auf die Zeiten der Königin Christina als irrfahrende Schaafe in heidnischer Finsterniß gewandelt, Zauberei und Aberglauben zugethan, steinerne und hölzerne Götzen geehrt und angefleht, und daß sie, was ein Greuel gewesen, diesen Götzen ihre eigenen Kinder geopfert hätten."

Seit jener Zeit ist so zu sagen selbst die Erinnerung an das Heidenthum verschwunden. Ihre früheren Götter: Aija (Finn. Äijä, Ukko), Akka (Finn. Akka, Ämmä), Tuona (Finn. Tuoni) u. s. w. kennen sie jetzt kaum dem Namen nach. Allgemeiner gekannt sind die steinernen und hölzernen Götzen oder Seidas, welche die Lappen in allen Zeiten als Penaten verehrt haben. Von den hölzernen Seidas habe ich erzählen hören, daß sie der menschlichen Gestalt nachgebildet waren, ungefähr in derselben Weise, wie dies noch heutigen Tages bei den Ostjaken, Wogulen und anderen entfernteren Zweigen des finnischen Stammes der Fall ist. Idole solcher Gestalt will man vor nicht langer Zeit in der Gemeinde Teivola, im Kirchspiele Kemi, aufgefunden haben, woselbst man ihnen den Namen Molekit beigelegt hat. Diese Benennung ist wahrscheinlich von christlichen Priestern gebildet, die dadurch haben andeuten wollen, daß man den Seidas, gleich dem Molach, Menschenopfer dargebracht — eine Angabe, deren Richtigkeit man jedoch bezweifeln dürfte. In Betreff der sogenannten Stein-Seidas besagt die Tradition, daß sie größtentheils aus rohen, durch ihre Größe oder äußere Form ungewöhnlichen Steinen bestanden haben. In den Gegenden von Lappmarken, die von Finnen bewohnt sind, hört man zuweilen dergleichen Steine Kenttakiwet benennen, aus den finnischen Worten Kenttä, d. h. Lagerstätte, und Kiwi (Plural Kiwet), d. h. Stein, und gerade diese Benennung, sowie auch andere Gründe deuten darauf hin, daß die Seidas die Penaten der Lappen gewesen. Allein um auf ihre Form zurückzukommen, so hat es auch unter den Stein-Seidas solche gegeben, die von Menschenhänden gebildet waren, und zwar durch eine Menge aufeinandergehäufter Steine, von welchen einige den Kopf, andere die Schultern und die Brust u. s. w. vorgestellt haben.

Einen Seida dieser Art hatte ich Gelegenheit auf einer kleinen Insel, einem sogenannten Holm, in dem Enare-See auf unserer Reise von der Kirche nach dem Dorfe Kyrö zu sehen. Die Lappen hatten großes Entsetzen vor diesem Götzen, deuteten mit Abscheu auf die finsteren Flecken, die Spuren von Fett und Blut, womit der Seida in alten Zeiten, wie man sagte, beschmiert worden sei, und es schien, als glaubten sie überhaupt, ein böser Geist wohne noch immer dem steinernen Bilde inne. Aus Furcht, daß dieser innewohnende Geist uns mit einem Unwetter heimsuchen möchte, bestand ein lappischer Katechet unserer Begleitung darauf, daß wir unverzüglich diesen Ort des Greuels verlassen sollten, und kaum befanden wir uns wieder auf dem See, als er dem wahren Gott zu Ehren weitenlange Bußpsalmen und Gebete anstimmte. Das befürchtete Unwetter blieb in der That aus."

„Eine reiche Quelle der Erzählungen unseres gesprächigen Führers bei die häßliche Schlange dar, auf die man in Sodankylä fast bei jedem zweiten Schritte stößt, während man sie im eigentlichen Lappland gar nicht erblickt. Es scheint fast, als könne dieses Thier den Somb-o-Berg nicht überschreiten, und als träfe man es deshalb in solcher Menge am südlichen Fuße desselben an. Ebenso erzählt man am Flusse Kemi von der Natter, daß dieselbe in unglaublicher Menge in der nächsten Umgebung des Taiwalkoski angetroffen wird, weil dieser Wasserfall ein unbesiegbares Hinderniß für ihr weiteres Vordringen ist. Wie dem auch sein mag, soviel ist wenigstens gewiß, daß die Schlange sehr zahlreich in der Gegend von Sodankylä angetroffen wird und einen stehenden Gegenstand der Erzählungen des gemeinen Mannes bildet. Die Summe dieser Erzählungen dürfte folgende sein. Sowie die Menschen, so leben auch die Schlangen in ordentlichen Staaten mit eigenen Gesetzen und Institutionen. In jedem solchen staatlichen Verbande trifft man einen Häuptling und andere unter ihm stehende Beamte an. Einmal jährlich versammeln die Schlangen jeden Verbandes sich zu einer gerichtlichen Sitzung und constituiren sich als Ting (Käväjät) an gewissen dazu auserwählten Orten. Bei dieser Gelegenheit hat jeder Unterthan das Recht, einen Anklag bei dem Häuptling geltend zu machen. Der Schlangenhäuptling spricht Recht nicht allein über die Schlangen, sondern seine Macht dehnt sich auch außerhalb des Schlangenverbandes aus. Unter andern verhängt er bestimmte Strafen, sowol über Menschen, wie über andere Individuen, die irgend jemand seiner Unterthanen getödtet oder in anderer Weise verletzt haben möchten.

Es ist bemerkenswerth, daß ich ungefähr dieselben Vorstellungen von den Schlangen bei mehren in Sibirien wohnenden, mit den Finnen verwandten Volksstämmen angetroffen habe. Es scheint sogar, als walte bei diesen Stämmen eine Art Cultus der Schlangen ob. Soviel ist gewiß, daß ihre Schamanen im höchsten Grade die Schlangen verehren und an deren Macht glauben, sowie sie im Zusammenhang hiermit an ihren Zaubertrachten ineinandergeschlungene Schlangen tragen. Die finnischen Schamanen tragen, soviel ich weiß, keine solche Symbole, aber man findet doch auch bei ihnen verschiedene Zaubergeräthschaften, die auf den Glauben an die übernatürliche Macht der Schlangen hindeuten. Von diesen Geräthschaften mögen unter andern folgende genannt sein:

1) Der Gerichtsstein der Schlangen (Käärmehen käräjäkiwi), den man im Herbst, wenn die Schlangen ihre gerichtlichen Sitzungen aufgehoben haben, auf den Felsen findet. Diesen Stein halten die Schamanen für einen sehr guten Beistand in Gerichtssachen.

2) Der Darm der Schlange (Käärmehen suoli) wird mit dem Futter und dem Getränk der Pferde vermischt, damit das Thier sich gut und kräftig halte.

Digitized by Google

3) Die Gurgel der Schlange (Käärmehen suunahko). Durch diese töpfelt der Schamane denjenigen Personen Wasser in den Mund, die an Halskrankheiten leiden.

4) Der Zahn der Schlange (Käärmehen hammas). Diesen legt der Schamane auf die kranken Körpertheile und spricht dabei seine Beschwörungsformel aus.

5) Ein Grashalm, welchen die Schlange, wenn sie schwimmt, immer im Munde halten muß, um nicht unterzusinken. Diesem Halm legt man die Eigenschaft bei, er könne das härteste Eisen zerschneiden. Auch glaubt man sich mit diesem Grashalm in Gerichtssachen vertheidigen zu können."

„Auf meiner Reise durch Karelien hielt ich mich einige Tage in einem von griechisch-katholischen Finnen bewohnten Dorfe, Namens Sutkuman, auf. Es war mir gesagt worden, es sollten dort zwei ausgezeichnete Sänger wohnen, und ich wollte mir wo möglich ihre Lieder aneignen. Das Unglück wollte indessen, daß ich sie nicht unterauf, indem sofort nach meiner Ankunft nicht allein sie, sondern auch mehre andere Einwohner des Dorfes deshalb die Flucht ergriffen hatten, weil sie befürchteten, ich sei ein Steuer-Einnehmer. Außer diesen Sängern befand sich zwar im Dorfe ein altes Weib, die, wie man sagte, gleichfalls in der Kunst bewandert sei, zugleich aber im Rufe eines heftigen und boshaften Charakters stand. Mir hätte sie beinahe eine ganz handgreifliche Probe dieser ihrer letztgenannten Eigenschaften gegeben, denn kaum hatte ich die Bitte an sie gerichtet, sie möchte mir einige ihrer Lieder lehren, als sie den Kehrbesen ergriff und die deutliche Absicht zeigte, mich aus dem Zimmer zu jagen; sie kam jedoch bald wieder zur Besinnung und begnügte sich nun, mir folgende Erzählung von dem Knaben und Mannalainen mitzutheilen. „Es war einmal ein Knabe", begann die Alte, „der hatte sich in den Kopf gesetzt, er wolle ein großer, berühmter Sänger werden. In dieser Absicht ging er lange Zeit bei den kundigsten Meistern in die Lehre, aber von allen erhielt er das übereinstimmende Zeugniß, er könne die edle Kunst nicht erlernen. Hierüber wurde er nun sehr betrübt, grübelte Tag und Nacht und ging mit sich selbst zu Rathe, was er wol thun solle, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Allein wie sehr er auch sann und grübelte, es wurde doch kein besserer Sänger aus ihm. Einmal geschah es, als er in traurigen Gedanken versenkt saß, daß eine unbekannte Person gar plötzlich vor ihn hintrat. Es war Mannalainen, der da kam und ihn über den Grund seines Kummers befragte. Nachdem der Knabe alles gebeichtet, ergriff Mannalainen seine Hand und zog ihn mit sich fort, weit in eine entlegene Wildniß. Als sie hier den düstersten, unheimlichsten Ort erreicht hatten, verschwand Mannalainen ebenso plötzlich, wie er gekommen, und überließ den Knaben seinem Geschick. Als dieser sich nunmehr einsam und verlassen inmitten der tiefen Wildniß sah, erwachte der rechte Kummer in seinem Herzen und machte sich Luft in Liedern — in den herrlichsten Liedern, die jemals ein Sterblicher gedichtet." Diese Erzählung suchte nun die Alte auf mich zu beziehen und rieth mir, die Sagen und Lieder nicht in Karelien, sondern in meiner eigenen Brust zu suchen. Indessen ließ sie sich doch endlich bewegen, mir dieses und jenes Lied vorzusingen. Ihre Lieder gehörten der sogenannten Häävieret (Hochzeitslieder) an und waren in ihrer Art ganz ausgezeichnet, aber ich hielt es doch nicht der Mühe werth, sie aufzuzeichnen, weil sie größtentheils mit bereits früher gedruckten Liedern übereinstimmten. Ueberhaupt lag es eigentlich nicht in dem Plan meiner Reise, Lieder von lyrischem Inhalte aufzuzeichnen."

(Schluß folgt.)

Wilhelm von Merckel.

Merckel ist eine echte Poetenseele; er ist ein Schlesier, das sagt Alles. Alle Poeten von dort sind dichterische Naturen und liebenswürdige Menschen, aber der große Dichter soll noch kommen. Man muß ihnen gut sein; man steht vor ihren Sachen wie vor Landschaften und Genrebildern, Alles heimelt Einem an, aber der Historienmaler, der uns im Innersten faßt, wie ein Gallait, wenn er uns die abgeschlagenen Häupter Horn's und Egmont's vor das Auge führt — ein solcher Maler fehlt noch unter ihnen. Auch Wilhelm von Merckel (mit Ausnahme einzelner Parteigedichte, die ihn bekannt machten und doch nur angethan sind, uns ein falsches, selbst verzerrtes Bild von dem Manne zu geben) ist Einer aus dieser Gemüthlichkeitsschule und erreicht da sein Höchstes, wo er sich an das Kleinste macht und nach Weise eines echten Humoristen aus einem halben Nichts seinen Faden spinnt. Was von ihm in allerhand Sammlungen übergegangen, ist wenig geeignet, ihn in seinem eigensten Wesen, am wenigsten in seiner Bedeutsamkeit erkennen zu lassen. Das Beste, was wir von ihm kennen, ist eine humoristische Erzählung in spanischen Trochäen, unter dem Titel: „Ein Urlaub." *) Es erschien kurz vor dem Ausbruch der Februarrevolution und wurde mit Größerem begraben. Die Welle liebte es damals, über alles Mögliche zur Tagesordnung über zu gehen, natürlich auch über harmlose Gedichte. Wem in diesen Tagen — und deren düsteren Viele sein — das innige Verlangen nach einem frischen erquickenden Trunk beschleicht, dem empfehlen wir jene muntere Trochäen mit vollster Ueberzeugung. Zu dem Humor, der die neuerdings erschienenen „Dissteldinger" **) so vortheilhaft auszeichnet, gesellt sich bei jener Erzählung noch die dichterische Weise, und es war uns beim Lesen derselben immer, als athmeten wir den würzigen Duft des Heu's und jener schlesischen Felder ein, die uns darin mit soviel Wahrheit und Liebenswürdigkeit beschrieben werden. ***)

H.

*) Herausgegeben zum Besten der Nothleidenden in Oberschlesien. Berlin, Simion, 1848. 53 Seiten. 16.

**) Leipzig, Simion, 1853. M. vgl. u. Bl. v. d. Jahr Nr. 74.

***) Aus dem 4. Hefte des 1. Bandes der „Deutschen Annalen."

Berichtigung. In Nr. 82 d. Bl. haben sich außer mehren leichteren Druckfehlern, was die Leser, da Krankheit die Veranlassung davon gewesen, gütigst entschuldigen wollen, auch die folgenden zwei bedeutenderen eingeschlichen: S. 638. Sp. 2. Z. 16 v. u. Typhus statt Typus, und S. 639, Sp. 2, Z. 21 v. o. fehlt das Wort Ciceronе.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

SUETER

№ 85. Sonnabend, den 22. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Balkangebirge ..... Seite 661
Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode. (Beschluß.) ..... „ 663
Nachtrag zu der Notiz in No. 83 d. Bl. über das entdeckte handschriftliche Geständniß des Mörders Gérard ..... „ 666
Literatur:
Matthias Alexander Castréns Reisen im Norden (Beschluß) .. „ 666
Miscelle ..... „ 652

Das Balkangebirge.

(Aus dem Athenaeum.)

Ueber dieses, unter den jetzigen Verhältnissen ganz besonders interessante, Terrain wurde in der Sitzung der geographischen und ethnographischen Section „der brittischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" vom 27. v. M. ein Aufsatz des Herrn Generallieutenants Jochmus verlesen. Derselbe giebt darin eine genaue Beschreibung von vielen Defileen und Päßen des edlen Balkangebirges, — des Hämus des Alterthums, gegenwärtig auf Türkisch Emineh Dagh genannt, und 6000 Fuß über dem Meeresspiegel belegen, — insbesondere des Theils, der sich von Burgos, am schwarzen Meere, bis nach Tirnova, der Hauptstadt Bulgariens, erstreckt; so wie des Theils längs der Küste jenes Meeres bis Varna, den ehemaligen Odessus, und von dort über das vormalige tribellanische Gebiet bis Silistria (Dorostorum), auf dem rechten Donauufer.

Der General hat sich in den Stand gesetzt, Nachweisungen über mehrere Theile des Balkans zu geben, über welche man bisher in Ungewißheit verkehrte, oder die auch gänzlich unbekannt waren, und an mehreren Stellen die große österreichische Stabs-Mappe zu corrigiren. Er hat in der That dargethan, daß es zwischen dem Paß von Kezanlik und dem Cap Emineh nicht weniger als dreizehn passirbare Defileen giebt, ungerechnet eine Menge Querwege, und nicht bloß fünf, wie Herr v. Hammer aufgezählt hat. Bei dieser Gelegenheit macht der Herr Verfasser noch auf den außerordentlichen Umstand aufmerksam, daß der General Diebitsch eben so wie Darius den Balkan auf Wegen passirt ist, die jenem gelehrtesten Historiker des Türkischen Reiches unbekannt geblieben sind.

Der General Jochmus hat auch mehrere Oertlichkeiten des Alterthums ermittelt, wo Darius mit seiner Armee Halt gemacht gehabt. Zu Bunarbissar, in der Nähe des kleinen Balkans, suchte er vergebens nach der antiken Inschrift in „nägelgleichen" Buchstaben, deren Herodot (Melp. C. 91) erwähnt, und die ihm Abdallah Aga, der sie fast acht Jahre hindurch, die er dort als Derwisch gelebt, täglich im Tekeh gesehen haben wollte, als altperisch oder assyrisch (Eski Sourioni) beschrieb. Er scheint dagegen glücklicher in der Auffindung der kleinen Ströme des Tearus in der Nähe von letzterer Stadt gewesen zu seyn, die durch v. Hammer unrichtigerweise Teara Sugi genannt worden. Er hat die Identität des alterthümlichen Flusses Artiscus, nach Herodot, mit dem heutigen Tele, in der Nähe der neueren bulgarischen Colonie Dewiet Agateh, in dem ehemaligen Gebiete der Odryssäe ermittelt.

Es ist einer der Hauptzwecke des Herrn Verfassers gewesen, die Marschroute und die Operationen des Darius in diesem Lande zu ermitteln, und da hat er denn gefunden: daß derselbe den Bosphorus über eine Schiffbrücke passirt ist, welche die beiden

Digitized by Google

Continente an der Stelle verband, wo jetzt die beiden Kastelle von Asien und Europa stehen, (m. s. Gibbon, und Herodot Melp. C. 87) daß er dann successive an den Quellen des Teerus (Bunnehissar) und an den Ufern des Tele oder Artiscus (zu Dewlet Agatch) campirte, hierauf die Richtung von Burgas und Achioly verfolgte, die Seestädte unterwarf, und dann den Balkan durch die von Mestvria bis Jowan Derwisch mit dem Meere parallel laufenden Defileen passirte, sich von Süden nach Norden und auf derselben Straße bewegend, die auch von den Generalen Roth und Rüdiger und von dem Marschall Diebitsch selber gewählt worden war, als dieser, im Jahr 1829, seine Bewegung von Norden nach Süden ausführte. Die Russen überschritten auch, im Jahr 1828, wie Darius ungefähr 2300 Jahre vor ihnen, die Donau an der Stelle, „wo sie sich in mehrere Arme zu theilen beginnt, (Melp. C. 89) d. h. in der Nähe des heutigen Issatscha."

Der General Jochmus giebt auch die Straße des großen Balkans — das eigentliche Hämusgebirge — an, welche, nach der Beschaffenheit des Landes, Alexander der Große auf seinem Marsche von Amphipolis nach der Donau eingehalten haben wird, und ist der Meinung, daß die Schlacht, welche derselbe nach Arrianus (Buch 1. Cap. 1) den Thrazieern geliefert hat, entweder zu Bogazdere, oder am Eingange des benachbarten Thales Charambere, am Fuße einer der wildesten Schluchten des Balkans, stattgefunden haben muß. Der Anblick dieser Defileen, die Steilheit des Gebirges in der Gegend dieses Aufgangs zu dem Balkan, und die Entfernung von Amphipolis haben den Verfasser zu jener Folgerung bewogen. In Betreff der Stätte der Schlacht, welche ungefähr im Jahr 336 vor Christo zwischen Alexander und den Triballianern geliefert worden, ist der General der Meinung, daß, da der Paravadi fast parallel mit dem Hämus und der Donau läuft, und die Entfernung sowohl von Varna als von genanntem Flusse bis Silistria auf 24 Stunden oder drei Tagemärsche geschätzt wird, es außer Zweifel steht, daß der Paravadi der Lyginos sey, von dem es bei Arrianus heißt: „distat it ab Istro, si quis Aemum versus proficiscatur, itinere triduii." Der genannte Historiker sagt nicht, daß der Lyginos in die Ister oder die Donau einmünde, wie ihn solches die große österreichische Mappe und andere Autoritäten zu Dschibra Palanka, zwischen Nicopolis und Widin, einigen Inseln gegenüber thun lassen. Dieser Nebenumstand mit den Inseln an der Mündung des Dschibra Palanka-Flusses, wird höchst wahrscheinlich die Veranlassung des Irrthums gewesen seyn, indem Arrianus einer Insel des Lyginos erwähnt. Der General Jochmus hält sich nach einer Untersuchung des an die beiden See'n von Devno, im Westen von Varna, gränzenden Bezirks überzeugt, daß die Landzunge zwischen diesen See'n, ein wenig westwärts Beyuk Aladin's, das Terrain des Treffens Alexanders gewesen ist, indem dieselbe durch die beiden Hauptausflüsse des Paravadi oder Lyginos, welcher beide See'n durchschneidet, zu einer Insel gebildet wird.

Der Verfasser hat auch die gesammte Marschroute Alexanders von Macedonien bis an die Donau verzeichnet. Ihm zufolge hat derselbe, als er von Amphipolis (Emboli) aufgebrochen war, Philippi (die Ruinen von Filibe) und den Berg Orbelus links liegen lassen, ist über den Nesus (Carasu) gegangen, und dann, nach zehn Tagen, über die Heerstraße des heutigen Feres-hik, Dimotika, Kirklissia und Arcos bis zu dem Fuße des Hämusgebirge gelangt. Dort hat er, zu Bagazdere oder Charambere, das Treffen mit den Thrazieern bestanden, dann diese Defileen forcirt, und ist auf der Hauptstraße nach Paravadi, an den Lyginos, den Hämus (Balkan) passirt. Von Paravadi ist Alexander die jetzige Heerstraße direct nach Silistria eingeschlagen, hat aber, sobald er in Erfahrung gebracht, daß das Hauptcorps der Triballianer sich nach der Insel des Flusses (Lyginos) retirirte, von wo er Tags zuvor abmarschirt war, eine rückgängige Bewegung gemacht, um den Feind aufzusuchen, den er sodann auch auf dem Terrain zwischen den beiden Seen von Devno angetroffen und geschlagen hat. Von dort ist er darauf innerhalb dreier Tage (zu Silistria) an der Donau angekommen, hat diesen mächtigen Fluß überschritten, und die Getaer *) geschlagen, wonach er über die Donau zurückgegangen ist, und seine Expedition gegen die Agrianer und Päonier unternommen hat. (Arrian. Exped. lib. 1. cap. 1 — 5.)

Es ist, fährt der Verfasser fort, noch zu bemerken, daß während die Getaer, die zur Zeit der Expedition des Darius gegen die Scythen (Herod. Buch IV) im Süden der Donau lebten, von Alexander bereits am linken oder nördlichen Ufer, in den fruchtbaren Ebenen der Wallachei gefunden wurden, die Triballianer dagegen das ehemalige Gebiet der Getaer, so weit südöstlich als Varna im Besitz hatten. Man sieht daraus, daß Alexander auf seinem Marsche nach Silistria den Kamschik zu Kopreikoi und den Lyginos zu Paravadi an denselben Punkten passirt ist, welche der Marschall Dibitsch bei seinen anderseitigen Operationen von Silistria aus nach den Defileen des Balkan, nach der Schlacht von Kulerdscha und der Einnahme von Silistria gewählt hatte. Zu Kopreikoi angekommen, wendete die russische Armee sich ostwärts, und forcirte die Pässe des Hämus, die schon Darius gewählt hatte, weil es, eben so wie vor Zeiten bei den Persern, in dem Plan der Russen lag, zuvörderst, und vor der Fortsetzung ihrer Operationen, die „Seestädte" zu besetzen. Darius von Süden nach Norden, Marschall Dibitsch von Norden nach Süden. Die Natur hat unter den schwierigen Pässen des Hämus den besten so deutlich bezeichnet, daß in dem Abstand von vielen Jahrhunderten drei große Feldherren sich für eine und dieselbe Operationslinie entschieden haben.

Als der General Jochmus auf der Rückreise von der Landzunge zwischen den oberen und unteren Devno-See'n nach Varna begriffen war, wurde ihm von seinem Führer das Terrain im Norden des Dorfes Jenishekoi als der Schauplatz der großen Schlacht vom 10. November 1444 unserer Zeitrechnung bezeichnet. Es wurden ihm ein Paar Erdhügel gezeigt, welche die Benennung Sandshak Tepe und Murad Tepe führen. Sie bilden ungefähr den Mittelpunkt der Linie, welche die 40,000 Mann starke Armee des Sultans Murad eingenommen haben muß. Das letztere Tepe wird nach der Meinung des Generals die Stätte gewesen sein, wo der Sultan die Lanze mit dem daran befestigten Traktate, damit dieser seiner unwilligen Armee zu Gesicht käme, aufpflanzen ließ und neben welcher das Haupt des Königs Wladislaws zur Schau gestellt war. Der andere Erdhügel, das

*) Dem Barbie du Bocage zufolge in der Nähe eines Ortes Silistria gegenüber, wo jetzt das Dorf Kernitzel steht.

Digitized by Google

Sandshak Tepe, bezeichnet die Stelle, wo nach türkischem Kriegsgebrauch die große kaiserliche Standarte aufgepflanzt gewesen ist. Die Angabe des Terrains in Hellert's französischer Uebersetzung von von Hammer's „Geschichte des ottomanischen Reiches" erweist sich als durchaus falsch und giebt auch eine sehr uncorrecte Vorstellung von „der Schlacht von Varna". Ueber diese große Schlacht liefert der General selber ausführliche Details, und beschreibt zugleich die jetzige Befestigung von Varna. Er erwähnt auch des Angriffs der Russen im Jahr 1828, und giebt eine Menge, besonders diesen Augenblick sehr werthvoller, Bemerkungen aus einem militairischen Gesichtspunkte über die Hauptstellungen, Städte und Station in diesem Theile des türkischen Reichs, so wie über die Straßen und die natürliche Beschaffenheit des Balkans, ꝛc. Dem Ganzen war noch eine Charte des großen Balkan, von Varna nach Burgas am schwarzen Meere, die Namen in türkischer Schrift; eine Skizze des Terrains in der Nähe von Varna im Jahr 1847, mit seinen See's, Schlachtfeldern, Tumuli's, ꝛc., und eine andere Skizze über die Märsche des Darius und Alexander's an die Donau, so wie über den Balkan-Uebergang des Marschalls Diebitsch beigegeben.

Die byzantinischen Cäsaren aus der bilderstürmischen Periode.

(Beschluß)

Eine große Veränderung zwiefältiger Ansicht und Ergebnisse ging während der Regierung Constantins mit Europa vor. Seine Hauptstadt und seine Provinzen wurden im Jahr 747 durch die Pest entvölkert. Eine slavonische Colonisation von hehrem Umfange ersetzte die Verluste in den Landbaudistricten, und damit verloren sich die alten hellenischen Benennungen, die dem Ohre so lieblich klingen. Die andere Veränderung trat durch die Schenkung ein, die Pepin mit dem Exarchrate von Ravenna an Rom machte, ohne daß er dazu berechtigt war. Das Resultat der Schenkung war die Uebertragung einer scheinbaren Huldigung abseiten Italiens von dem Osten auf Carl den Großen im Westen. Die Halbinsel bildete nicht länger einen Theil des alten römischen Reiches, doch war dies ein Ereigniß, dem das Volk mit größter Gleichgültigkeit zusah.

Die fünfthalbjährige Regierung des harmlosen Sohnes und Nachfolgers Constantins Copronymus, Leo IV., bedarf weiter keiner Bemerkung, als daß der junge schwächliche Kaiser auf seinem Krankenlager allmählig abstarb, während seine furchtbare Gemahlin Irene mit großem Nachdruck gegen die Verschwörer wider ihren kranken Gemahl einschritt, und sich nach Leo's Tode, im Jahr 780, als Regentin für ihren Sohn Constantin VI., der eben 10 Jahre alt war, die kaiserliche Krone aufsetzte. Herr Finlay erwähnt des Gerüchts nicht, daß Leo's Tod durch Gift herbeigeführt worden sei, das ihm Irene gereicht habe. Auch deuchtet er es nur als eine Sage, daß Irene die Ruhe ihres bilderstürmischen Gatten dadurch gestört haben soll, daß sie Bilder unter ihren Kissen verborgen hielt. Sie war inzwischen schon eine Frau, die wohl geeignet war, ihren Gemahl in solcher Weise ein wenig zu plagen. Derselbe Autor will auch von der Sage nichts wissen, derzufolge Leo sterben mußte, weil er eine der Kronen aus der St. Sophien-Kirche geraubt hatte. Leo soll dies der köstlichen Steine halber gethan haben, die diese Krone schmückten, und unter diesen Steinen sollen die Karfunkeln die glänzendsten gewesen seyn.

Irene hatte sich als Athenienserin besonders durch ihr leutseliges Wesen bemerkbar gemacht; sie hatte aber nicht sobald das Scepter ergriffen, als sie dasselbe auf den Köpfen ihrer Feinde und selbst ihrer Freunde, ja sogar auf den kaiserlichen Schädel ihres eigenen Sohnes, wenn er sich ihr widersetzte, gleich einer Streitaxt handhabte. Sie war eine Verehrerin der Bilder, und ließ alle diejenigen geißeln, blenden, ja selbst tödten, die sich ihre Liebe für die Idole offen widersetzten; auch berief sie zur Lösung der Frage das nie zu vergessende Concilium, setzte den ikonoklastischen Patriarchen Paul ab, und gab demselben zum Staunen der ganzen Christenheit einen Laien Namens Tarasios zum Nachfolger, der merkwürdiger Weise sein neues Amt verrichtete, als ob er darin groß geworden wäre. Es währte drei bis vier Jahre, ehe die Präliminarien des Conciliums — das zweite zu Nicäa, indem es nicht mit Sicherheit zu Constantinopel gehalten werden konnte — zu Stande kamen, während dasselbe sodann in kaum einer gleichen Anzahl Wochen ein halbes Hundert bedeutender Beschlüsse faßte, unter welchen der wichtigste besagte, daß die Verehrung von Bildern, selbst in Stickereien auf geheiligten Zierrathen, eine orthodoxe Sache sei. Dabei ließ dies denkwürdige Concilium, dessen kurzer Sitzung fast 400 Bischöfe beiwohnten, es noch nicht bewenden: es weihete, ehe es aus einander ging, noch alle die vorherigen Patriarchen, die bilderstürmerisch gesinnt gewesen waren, einer ewigen Verdammniß. Rom war hoch erfreut, und der Papst genehmigte die Beschlüsse mit großer Willfährigkeit: als Irene darnach sich aber minder bereit zur Herausgabe des werthvollen Kirchengutes zeigte, als sie es zum Wechseln der Meinungen ihres Volkes gewesen war, da verweigerte er jenen Beschlüssen die officielle Bestätigung.

Irene beschloß nachdem, ihren Sohn, sehr gegen seinen Willen, mit einer Paphlagonerin Namens Maria zu vermählen. Rotrud, die älteste Tochter Carls des Großen, war Constantin VI. verlobt gewesen, die heerische Mutter übernahm aber die Verantwortlichkeit dieses Wortbruchs. Die armenischen Truppen empörten sich zu Constantins Gunsten, er verstand es aber nicht, sich diesen Umstand zu Nutz zu machen, noch seine Popularität zu erhalten. Inzwischen erklärte er sich von der ihm aufgezwungenen Maria für geschieden, und sperrte sie in ein Kloster ein, um eine Ehrendame seiner Mutter, Namens Theodora, in die er sich verliebt hatte, zu ehelichen, fand aber Schwierigkeiten, für diese Ehe die erforderliche gesetzliche Anerkennung zu finden. Letztlich wurde er geblendet, angeblich von der eignen Mutter, die dann ihren heißen Wunsch, allein und ohne Verantwortung zu herrschen, erfüllt sah.

Die Zügel der Regierung wurden der griechischen Irene indessen durch ihren „ersten Lord des Schatzamtes" Nicephorus, ein Seleucier von Geburt und von Abkunft Araber dessen Geblüts, wieder entrissen. Da Nicephorus ein Ikonoklast war, so hob er zuvörderst alle die kirchlichen Beschlüsse und Excommunicationen

Digitized by Google

wieder auf, welche die Gegenpartei erlassen hatte. Seine Geschicklichkeit als Finanzmann bekundete er u. a. dadurch, daß er auch die Geistlichkeit der sogenannten Heerdesteuer unterzog, von welcher sie bis dahin befreit gewesen war, und wofür ihn dieselbe gern in den Bann gethan hätte, wenn sie das hätte wagen mögen. Seine Regierung zeichnete sich noch dadurch aus, daß während derselben niemand wegen Verraths an seiner Person am Leben gestraft wurde. Wenn solch ein Deliquent liegende Gründe hatte, so wurden sie confiscirt und er eingekerkert; wenn derselbe aber ohne Vermögen war, wurde er für verrückt erklärt, und ebenfalls durch Gefangenschaft unschädlich gemacht. Nicephorus Durst nach Geld war groß, und sein Trachten, sich nicht davon zu trennen, wo möglich noch größer. Seine Weigerung, den Tribut zu entrichten, welchen Irene an die Sarazenen bezahlt hatte, zog ihm einen verheerenden Krieg zu, der damit endete, daß er sich den schmählichsten Bedingungen unterwerfen, und an Harun jährlich 30,000 Goldstücke nebst Medaillen für sich und seine Söhne zahlen mußte, Letzteres als Zeichen, daß auch die kaiserlichen Cäsaren für ihre Person dem illustren Kaliphen tributpflichtig seien.

Dies Opfer hätte dem Kaiser fast das Herz gebrochen, und er machte den Versuch, sich demselben zu entziehen; dies hatte aber nur die Folge, daß er in gleicher Weise noch stärker bluten mußte, wofür er sich durch seine Siege über die Slavonier nur dürftig entschädigt sah. Er suchte sodann den Ausfall dadurch zu decken, daß er die Abgaben von den Klöstern und dem Landeigenthum erhöhte: doch schlug ihm auch dies Experiment fehl. Je säumiger die Gilder in seinem Schatze eingingen, je wilder wurde seine Stimmung, und der Verlust einer ansehnlichen Summe, die den Sarazenen durch eine Nachlässigkeit seines Lieblingsgenerals Leo des Armeniers in die Hände gefallen war, setzte ihn dermaßen in Wuth, daß er denselben auf offnem Markte auspeitschen ließ, eine Bestrafung, die der persönlichen Respectabilität desjenigen, der sie erlitten hatte, jedoch keinen Abbruch that.

Nicephorus wurde endlich, an der bulgarischen Gränze, in der Mitte seiner flüchtigen Armeen erschlagen. Der König Crume ließ sich aus seinem Schädel einen Trinkbecher machen, und seine Unterthanen weigerten sich, seinen Sohn Stavrakios anzuerkennen, obgleich derselbe sich ihnen damit zu empfehlen geglaubt hatte, daß er geschworen, in Allem das Gegentheil von dem thun zu wollen, was sein Vater gethan gehabt: sie huldigten, im Jahr 812, dem unbedeutenden Michael Rhangabe.

Michael Rhangabe hatte eine Tochter Nicephorus, die schöne und weise Procopia, zur Gemahlin; doch zeugt es nicht eben von großer Weisheit, daß sie es zugab, daß ihr Gatte sich die Kaiserwürde durch die der Geistlichkeit gegebene Zusage erwarb, Alles zurückzunehmen, was von dem toleranten Nicephorus angeordnet worden war. Es wurde ihr auch übel ausgelegt, daß sie an der Fronte der Armee erschien, und dort mit männlichem Nachdruck Befehle austheilte; doch war die Stimmung gegen ihren Gemahl, der sich unter ihren Mantel barg, ein Sclave der Mönche war, und die geistlichen Synoden willkürlich schalten und walten ließ, noch ungleich feindlicher. Wir wollen der Geistlichkeit jedoch auch kein Unrecht thun, und hier erwähnen, daß Theodor Studita, der Stolz der Kirche jener Zeit, es war, der dem Kaiser die Schande ersparte, dem Könige Crume die christlichen Bulgaren zu verhandeln, die in seinem Reiche eine Zuflucht gesucht hatten. Ja, wenn dieser Abt sich dem nicht widersetzt hätte, so würde jener schwächliche Monarch sicherlich alle diejenigen in den Tod geschickt haben, die in seinem Reiche ihre Rettung gesucht hatten. Der einzige militairische Triumph, den derselbe während seiner einjährigen Herrschaft errungen hat, ist der zweifelhafte gewesen, welchen er über die bulgarische Armee beanspruchte, als dieselbe sich einer Epidemie halber vor ihm zurückzog, von welcher er sagte, daß sie die Frucht seiner Gebete zu dem verstorbenen Patriarchen Tarasios, der kurz vorher heilig gesprochen worden war, gewesen sei. Die Bulgaren hatten sich aber bald wieder von ihrem nur leichten Uebel erholt, und gaben ihm dann so kräftige Beweise ihrer Genesung, daß er sich gezwungen sah, seine Autorität auf seinen General Leo den Armenier zu übertragen, und sich selber in ein Kloster zurückzuziehen, wo er noch 32 Jahre vegetirte, und sehen mußte, daß seine Söhne seine Gefangenschaft theilten.

Leo der Armenier regierte von 813 bis 820. Es war ihm die Wahl zwischen einem Diadem oder dem Tode gelassen worden, und indem er sich für das erstere entschied, schob er sein gewaltsames Ende nur auf einige Zeit hinaus. Der ikonoklastische Zwiespalt wüthete während seiner Regierung ärger als je. Alle Decrete, die gegen den Bilderdienst erlassen wurden, wurden von der Geistlichkeit mißachtet, und sie ließ ihre gemalten Schätze von einem Kloster zum andern wandern, selbst wenn auf solchen Ungehorsam gegen den kaiserlichen Willen Todesstrafe stand. Leo hätte die streitigen Parteien gern versöhnt gesehen, aber sein Vorschlag, daß die beiderseitigen Führer der Kirche sich dieserhalb zu einer Besprechung vereinigen sollten, wurde von der einen wie von der andern Partei mit Unwillen verworfen, weil beide darin eine Verleugnung dessen sahen, daß sie bereits nach dem göttlichen Willen handelten. Das eifrige Bestreben des Kaisers, es mit keiner der beiden Parteien zu verderben, erwarb ihm die Bezeichnung eines „Chamäleons". In der Hoffnung auf ein günstiges Resultat, berief er ein Concilium, ernannte er einen neuen Patriarchen, Theodotus Milostno, einen Laien, erklärte er den Bilderdienst für verabscheuungswürdig, und excommunicirte er neuerdings all die früheren antiikonoklastischen Patriarchen, die von den vorherigen Concilien von den wider sie ausgesprochenen älteren Bannflüchen entbunden worden waren. Dies war die einzige nationale Frage, an welcher sich die Kirche oder das Volk betheiligte. Um die Moral war es so wenig den Verehrern des Bilderdienstes als deren Gegnern zu thun, und die Lösung eines jeglichen Streites war Verrath und Tod.

Dies war denn auch die Lösung, die das Ende der Regierung und des Lebens von Leo herbeiführte. Er hatte aus religiösem Sinn die Bestrafung seines Generals Michael, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, aufgeschoben, weil er dessen Hinrichtung nicht an dem heiligen Weihnachtsfeste vollziehen lassen wollte. Die Verbündeten Michael's fürchteten aber, daß sie durch diese Verzögerung selber verrathen werden könnten, und beschlossen deßhalb, ihrer eignen Sicherheit wegen den Kaiser zu morden. Dieser machte eben so gern den Vorsänger in den Chören, als er seine Truppen anführte. So war er denn an einem kalten, düstern Weihnachtsmorgen mit seinen Kaplanen, alle in Pelz verbrämten Mänteln und Kappen eingehüllt, beschäftigt, im Wechselchor zu singen. Er hatte eben den Gesang: „Sie verachteten Alles, aus Liebe zu ihrem Gott",

Digitized by Google

angestimmt, als die Mörder, „mit blutigen Händen, und der heiligen Schrift auf den Lippen" herbeistürmten. Leo vertheidigte sich mit einem Kruzifix, aber der Arm, der diese Waffe schwang, wurde ihm mit einem Hiebe vom Leibe gehauen, und als er dann um sein Leben bat, bekam er zur Antwort, daß dies eine Stunde der Rache und nicht der Gnade sei. Sein Leichnam war noch warm, als Michael aus seinem Gefängnisse geholt, von seinen Fesseln befreit, und zum Kaiser ausgerufen ward. Die nachgelassene Familie Leo's wurde herkömmlicher Weise in ein Kloster getrieben.

So fiel das Reich abermals einem Asiaten zu. Michael der Stammelnde war ein Phrygier, und seine Feinde nannten ihn einen Reitknecht und Ketzer obenein. Die Hauptereignisse seiner Regierung bildeten der dreijährige Bürgerkrieg, welchen er gegen Thomas führte, und wobei der merkwürdige Umstand statt fand, daß die großen Flotten in dem Besitze beider streitenden Parteien waren, und Kreta so wie Sicilien, hauptsächlich und wie gewöhnlich durch den Verrath der christlichen Befehlshaber, den Sarazenen in die Hände fielen. Der Phrygier Michael, der griechisch sprach wie Georg I. englisch, triumphirte über alle seine Feinde, die kirchlichen ausgenommen. Wenn irgend einer der bilderstürmischen Kaiser das Recht auf seiner Seite hatte, so war dieses sicherlich Michael der Stammelnde; denn der Bilderdienst hatte während seiner Regierung so überhand genommen, daß Eltern bei Taufen die Bilder mit Schleieren bedeckten und sie darnach bei ihren Kindern zu Pathen nahmen. Andre vermengten, wenn sie das Abendmahl genossen, den Wein mit ein wenig Farbe, die sie von einem Heiligenbilde abgeschabt hatten. Michael starb im Jahr 829 eines natürlichen Todes, und es folgte ihm sein hübscher und auch wohlerzogener Sohn Theophilus, der sich im Jahr 836 als einen Halbgott betrachtete, weil er die Kaliphenstadt Zapetra zerstört hatte; die Sarazenen vergalten ihm das jedoch zu seinem bittersten Herzeleid mit der Zerstörung seiner Lieblingsstadt Amorium. Man hatte ihm den eben nicht passenden Beinamen „der Unglückliche" gegeben. Er wurde auch „der Gerechte" genannt; doch geht aus den Anecdoten, die man zum Belege dieser Benennung anführte, hervor, daß er nur aus Laune gerecht und zu Zeiten sehr grausam war. Seine vertrautesten Officiere ließ er in kochendem Pech sieden, wenn er sich von ihnen beleidigt glaubte, oder sie auch im Hippodrom lebendig verbrennen. Er war ein großer Freund von Musik, und fand ein kindisches Gefallen an Spielwerk und Schmuck. Da er selber kahlköpfig war, so mußten alle seine Unterthanen auf seinen Befehl und bei Strafe der Bastonnade ihr Kopfhaar kurz geschoren tragen. Mit derselben Strafe wurden auch seine Generale, ja selbst seine Schwiegersöhne belegt, wenn er Grund zu haben meinte, ihre Treue in Zweifel zu ziehen. Er war ein entschiedener Ikonoklast, doch machte es ihm Vergnügen, sich über die Nationalcontroverse mit den Mönchen in einen Disput einzulassen, bei welchem er dann eben so in Eifer gerieth, wie Gil Blas, als dieser eben Logik zu lernen begonnen hatte. Er hat die meisten Bauten von allen byzantinischen Kaisern ausgeführt, aber auch den Schatz durch unnütze glänzende Gebäude vergeudet, statt denselben zur Vertheidigung seiner Besitzungen zu verwenden. Eigenthümlich war die Art und Weise, in welcher er sich eine Gemahlin erkor. Nachdem er zu dem Ende eine Schaar edler Jungfrauen in den Gemächern seiner Mutter versammelt hatte, näherte er sich zuerst der majestätischen Eikasia, mit der Aeußerung, „daß die Frauen an vielem Uebel schuld wären". Die stolze Jungfrau entgegnete darauf dem ungalanten Freier, „die Frauen seien auch die Quelle manches Guten." Der kaiserliche Corlebs kehrte sich darauf von ihr ab, und da sein Auge dann zufällig auf die sittsame Theodora fiel, so überreichte er ihr einen goldenen Apfel, den er in Händen hielt, zum Zeichen, daß er sie zur Gemahlin erkiesen habe, und um Ruhe und Frieden am häuslichen Heerde zu sichern, schickte er seine Schwiegermutter in ein Kloster, ein Aufenthalt, der auch Eikasien angewiesen wurde, die sich darnach mit dem Lesen der Homilien und dem Dichten von Gesängen beschäftigte. Freundschaft für die Verwandten, die er durch seine Vermählung erworben hatte, hegte er nicht. Als er sterbenskrank darnieder lag, befahl er nicht allein die Enthauptung seines Schwagers Theophobos, sondern ließ sich sogar dessen blutiges Haupt vor's Bett bringen. Er stierte die Züge seines vormaligen Kameraden und Verwandten an, und murmelte leise die Worte: „Du bist nicht mehr, Theophobos, mit mir, Theophilus, ist's auch vorbei." So wie er ausgesprochen hatte, verschied er, mit Hinterlassung eines zerrütteten Reiches an seinen unmündigen Sohn, der nachdem unter der Bezeichnung „Michael der Trunkenbold", nur zu bekannt geworden ist, und 5 bis 6 Millionen im Schatze, zur Linderung der Betrübniß der anti-ikonoklastischen kaiserlichen Wittwe und Regentin Theodora.

Diese Dame hat sich den Ruhm erworben, der Kirche die Berechtigung, die Bilder zu verehren, für immer zurückgegeben zu haben. Als Einleitung dazu, hat sie den geschickten Patriarchen, Johannes der Grammatiker, geißeln und ihm die Augen ausstechen lassen, auf die Beschuldigung, daß er in letzter Weise mit einem Heiligenbilde verfahren sei. Ihre Millionen verwandte Theodora dazu, ihre übrigen Gegner umzustimmen und aus dem Bilderdienste einen Glaubensartikel zu machen.

Michael der Trunkenbold würde, eben so wie Constantin VI., ohne seine Mutter ein besser Mensch und Herrscher gewesen sein. Er besaß Fähigkeiten, aber Theodora sorgte dafür, daß er sie nicht zur Anwendung bringen konnte. Es war ihm nichts zu heilig, um damit seinen Spott zu treiben, und nur zu oft sahen sich die Augen und die Ohren des nur zu gleichgültigen Volkes der Hauptstadt verletzt, wenn der Kaiser trunken an der Spitze seiner Zechgenossen, alle in geistlicher Kleidung und mit einem falschen Patriarchen, „Gryllos das Schwein", in ihrer Mitte, unter Absingung obscöner Lieder nach geistlichen Melodieen durch die Straßen zogen. Das Volk nahm jedoch selbst daran keinen Anstoß, daß der Kaiser und seine schuldigen Kumpane in einem Gemisch von Essig und Senf das Sacrament austheilten, oder daß er die Statue der heiligen Jungfrau auf's Theater bringen ließ, um dort die Siegeskronen auszutheilen. Dem zum Patriarchen ernannten Laien wurde es mehr als Sünde angerechnet, daß er in den Erdbeben vielmehr natürliche Ursachen, als ein Zeichen göttlichen Zornes sah, als dem Michael, daß er den Papst selber in den Bann gethan, mit Basil an der Ermordung seines Onkels Bardas Theil genommen, oder die Leiber von Constantin Copronymus und Johannes des Grammatikers aus ihren Gräbern gerissen hatte, um sie unter ekelhaften Ceremonien auf dem Hippodrom verbrennen zu lassen. Der Kaiser ließ aus dem grünmarmornen Sarcophage Constantins eine Balustrade in seiner eignen Privatkapelle machen, während Basil die Ermordung des Bardas durch die Erbauung einer Kirche zu sühnen

Digitized by Google

vermeinte. Endlich erschlug Letzterer auch den Neffen von jenem, den Kaiser Michael, der voll Weins, ihm wenig Widerstand leistete, und bekleidete sich selber mit dem Purpurmantel.

Nachtrag zu der Notiz in Nr. 83 dieser Blätter über das entdeckte handschriftliche Geständniß des Mörders Gérard.

In der Sitzung der Classe des lettres der königlichen Akademie am 3. Octobre erörterte Herr Gachard mit der vollkommensten Unpartheilichkeit die Gründe für und gegen die Aechtheit des Documents. Er gab zu, daß eine bestimmte Entscheidung hier nicht möglich sei, gedachte der vorgebrachten Einwürfe, bemerkte aber, daß sie nur Vermuthungen, denen man andere Vermuthungen entgegenstellen könne; die Wahrheit lasse sich nicht erweisen, weil eben so wenig als in den Archiven Brüssel's und des Haag's, in Slamancas irgend ein Autograph Balthasar Gérard's vorhanden; man wisse zwar, daß er an den Prinzen von Parma geschrieben, um ihn von seinem Mordplan in Kenntniß zu setzen, dieser Brief sei aber nicht aufgefunden worden. Da eine Vergleichung unthunlich, so sei man, um die bezweifelte Authenticität der Handschrift zu ergründen, einzig und allein auf die gewöhnlichen, aus der Art des Papiers, der Schrift und der Orthographie gezogenen Schlußfolgerungen der Diplomatik hingewiesen. Das Papier sei aus einer holländischen Fabrik, die Schrift die französische des 16. Jahrhunderts; man könne zwei verschiedene Dinten, die zweite bleichere als die erste, unterscheiden; Herr Gachard erinnerte jedoch daran, daß man häufig im Anfange von Schriften die Dinte sehr dick, im Verfolg verdünnt erblicke; er bestritt die Behauptungen hinsichtlich der Rechtschreibung gewisser Wörter nicht; der Name Mansfeld sei Mansfellet geschrieben; prendre und entendre: prendere und entendere; statt disner (diner) stände bisweilen disver, welche Verwechslung des n mit dem v übrigens wol für einen Schreibfehler des Copisten gehalten werden müsse. Auf den Einwurf, daß es ehemals Sitte gewesen, die Unterschrift unter Originaldocumenten nachzuahmen, entgegnete Herr Gachard, ohne die Richtigkeit der Sache und der beigebrachten Beispiele von Briefen Heinrich des IV. in dem Archive des Königreichs zu leugnen, daraus wäre nicht zu schließen, daß alle unterzeichnete Actenstücke unacht seien. Er behielt sich, bis neue Forschungen oder irgend ein glücklicher Zufall entscheidende Beweise für oder gegen die Aechtheit geliefert hätten, seine Meinung bevor, glaube übrigens, wenn das Geständniß, da das Original verschwunden, auch nur eine gleichzeitige Abschrift sei, was nicht zu bezweifeln, man nichts desto weniger Ursache habe, dem Archive zur Erwerbung eines Documents, von welchem die Geschichtschreiber nur ungenaue Auszüge mitgetheilt, Glück zu wünschen.

Das Geständniß Balthasar Gérard's wird im Bulletin der Akademie, begleitet von, der Classe des lettres von Hrn. Gachard zur Begutachtung vorgelegten paläographischen Bemerkungen vollständig veröffentlicht, und auf den Vorschlag des Herrn Polain ein Facsimile der letzten Zeilen und der Unterschrift hinzugefügt werden, um den Archivaren ein Hilfsmittel zu Vergleichungen, welche zur Entdeckung eines, für die Lösung der Frage geeigneten Documents führen können, darzubieten. H.

Matthias Alexander Castrén's Reisen im Norden.

Enthaltend: Reise in Lappland im Jahre 1838. — Reise in dem russischen Karelien im Jahre 1839. — Reise in Lappland, in dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1841—1844. Aus dem Schwedischen übersetzt von Henrik Helms. Mit einer Karte von dem nördlichen Rußland. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1853. X und 356 Seiten. 8.

(Beschluß)

Charakter der russischen Lappen. „Der lappische Charakter bleibt sich überall ziemlich gleich; er kann mit einem Bache verglichen werden, dessen Wellen so langsam dahinfließen, daß man kaum ihre Bewegung bemerkt. Tritt irgend ein größeres Hinderniß dem Bache den Weg, so birgt er sich hübsch auf die Seite, erreicht aber doch endlich das Ziel. So ist auch der Charakter des Lappen: still, friedlich, nachgebend. Friede ist sein Wahlspruch; auf Friede bezieht sich seine erste Frage, Friede ist sein Abschiedsgruß, Friede sein Alles. Den Frieden liebt er wie die Mutter das Kind, das sie an ihrer Brust genährt hat. Eine Sage erzählt, daß Alles im lappischen Lande höchst nackt, häßlich und armselig aussehe; fügt aber hinzu, daß tief in seinem Schooße sich das reinste Gold verberge. Einen schönern Schatz als das friedvolle Gemüth des Lappen kann man sich kaum denken. Der meisten Genüsse des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend versenkt, ward ihm das beneidenswerthe Loos zu Theil, mit unerschütterlicher Gemüthsruhe alle Widerwärtigkeiten ertragen zu können. Er fordert nur als Bedingung für sein Wohlsein: keine Störung im Genusse seiner wenigen Güter, keinen Eingriff in seine alten Sitten und Gebräuche, keinen Unfrieden. Die ungünstige Natur treibt ihn oft zur Arbeit und Rührigkeit, allein sonst überläßt er sich gar gern einem gemächlichen, oder, laut seiner eigenen Terminologie, friedlichen Leben. Er liebt nicht die weitaussehenden Pläne, die klugen Berechnungen oder überhaupt irgend eine nach außen gerichtete Thätigkeit; am liebsten lebt er versenkt in stillen Betrachtungen über religiöse oder andere Gegenstände, die innerhalb seiner kleinen Welt zu finden sind. — Es dürfte schon aus dieser kurzen Schilderung den Anschein gewinnen, als wenn der finnische Typus sich auch in dem lappischen Charakter abspiegelte. Der Lappe wie der Finne besitzen im Grunde dasselbe gemüthliche, friedsame, verträgliche Wesen. Auch der Finne weicht gern aus, solange es nur einer Kleinigkeit gilt, handelt es sich aber nach seiner Ansicht um eine wichtige Angelegenheit — alsdann ist er ein Held. In derselben Weise läßt der Lappe sich mitunter zu sehr hartnäckigen Anstrengungen hinreißen, verliert aber dann leicht die Geistesruhe, die seinem männlichern Bruder, dem Finnen abgeht. Die nach innen gewendete Geistesthätigkeit, die ruhige Meditation haben sie Beide gemein, aber sie sind doch bei dem Lappen so zu sagen etwas

Digitized by Google

zwerghaft. Tief in ihrem verschlossenen Charakter verbirgt sich bei Beiden ein gewisser Grad von Schlauheit, von Boeßhaftigkeit oder Mißtrauen — Charakterzüge, die doch in einem weit höheren Grade dem Lappen als dem Finnen angehören. Ferner haben auch die Lappen einen derben Anstrich von der traurigen Gemüthsstimmung, welche die Finnen und den finnischen Stamm überhaupt charakterisirt; allein die tiefe Melancholie, die schonungslos an ihrem eigenen Mark zehrt und „finnischer Heroismus" genannt worden ist, dürfte außerhalb des Charakters des Lappen liegen. Gewöhnlich teilt der traurige Sinn des Lappen im Gewande eines äußern Drucks auf, und es scheint überhaupt, als sei der Lappe der schwächere Bruder des Finnen, als habe er mehr vom Charakter der Mutter als von dem des Vaters erhalten. — Wir wir hier in Kürze den lappischen Volkscharakter zu schildern versucht haben, so offenbart er sich auch bei den russischen Lappen an vielen entlegenen Ortschaften; aber in den Dörfern, die an der großen Murmanischen Landstraße liegen, sind die Lappen bereits weit von ihrer ursprünglichen Gestalt abgewichen. Der innere frohe Sinn ist einer äußeren, gedankenlosen Heiterkeit gewichen; die stille Lebensbetrachtung hat nothgedrungen in praktische Klugheit übergehen müssen; an die Stelle des ruhigen Lebens ist eine übertriebene Rührigkeit getreten. Bei ihnen sucht man vergeblich das weiche Gemüth und das herzliche Wohlwollen, die den andern Lappen so vortheilhaft auszeichnen. Der Handelsgeist und die enge Berührung mit Russen und Karelen haben sie aus ihrem natürlichen Zustande der Unschuld herausgerissen. Auch durch die Mischung mit russischen Karelen, namentlich aber durch den russischen Charakter hat die Ursprünglichkeit der Lappen gelitten; diese letztere hat tiefe Spuren hinterlassen. In einem Kreise von Russen erkennt man zwar immer den stillen, friedfertigen Lappen; aber, verglichen mit andern Lappen, ist er bereits ein Russe. Es scheint, als spräche er die russische Sprache mit derselben Leichtigkeit wie seine Muttersprache, und in Ermangelung eigener Lieder liebt er es manchmal, seinen Gefühlen durch ein russisches Lied Luft zu geben. Des Sonntags, und selbst an dem kältesten Wintertage, besteht sein Vergnügen im Ballspiel und andern von den Russen entlehnten Zerstreuungen. Selbst im häuslichen Leben der Lappen begegnet man fortwährend russischen Sitten und Gebräuchen, um von der russischen Tracht gar nicht zu sprechen. Was vorhin von ihrer Fröhlichkeit, Beweglichkeit, ihrem Handelsgeist u. s. w. gesagt worden ist — Alles ist eine Folge russischen Einflusses. Man kann sich hier nicht gegen die Bemerkung wehren, daß die russischen Lappen früher oder später vollständig mit der russischen Nation verschmelzen werden, um so mehr weil sie keine eigene Schriftsprache besitzen. Die geringe Zahl der russischen Lappen dient als fernere Stütze einer solchen Ansicht. Nach den Angaben, die ich von dem Isprawnik in Kola erhalten habe, besteht die ganze lappische Bevölkerung Rußlands aus 1844 Seelen."

„Die lappländische Natur, die uns auf der ganzen Reise von Kola aus wenig Bemerkenswerthes dargeboten hatte, begann jetzt wieder sich von ihrer kolossalen Seite zu zeigen. Man darf in Lappland, und zwar weder im Sommer noch im Winter, das Naturschöne in einem reichen Wechsel der Gegenstände und einer strengen Umgränzung des vorliegenden Gemäldes suchen, wie ich das Angenehme, das Hübsche, was man gewöhnlich schön nennt, definiren möchte. In Lappland ist das Schöne, wenn es überhaupt nicht aus diesem Lande verbannt ist, in dem schroffen Gegensatz des Anmuthigen, in dem ewigen Einerlei zu suchen. Wir befinden uns jetzt auf dem See Imandra; vor uns liegen seine unzähligen Buchten, bei denen das Auge vergeblich nach irgend einer andern Begränzung als dem dunkelblauen Horizonte sucht; zur Linken erheben sich die finstern, urbelhaften Umrisse des Riesenfelsens Umptek. So einförmig und chaotisch nun auch dieser Anblick ist, so wirkt er doch mit wunderbarer Gewalt auf das menschliche Gemüth. Trotz alles Philosophirens ist und bleibt der Mensch doch so, daß er die Hand des Schöpfers deutlicher in dem Großen und Kolossalen erkennt, wenn auch die Form darin nicht so sorgfältig ausgeprägt ist, als in dem Kleinen und Zwerghaften, wenn dieses auch eine noch so große Formvollendung zur Schau trägt. Aber sollte Jemand glauben, daß eine Natur wie die lappländische, todt und von drückender Wirkung auf das Gemüth sein müsse, so mag man nur nicht vergessen, daß der Wind über die weitgedehnten Buchten spielt, daß der Donner auf den himmelhohen Felsengipfeln ertönt — und man wird kein Leben vermissen. Derjenige aber, dem ein solches Leben nicht zusagt, mag hier in einer schönen Winternacht erfahren, wenn der Himmel in Sternenpracht und Nordlichtern flammt. So weit das Auge reicht, bemerkt man an jedem Punkt der unermeßlichen Schneedecke eine eigenthümliche unbedeutende Bewegung, ein feines Zittern, das so bezaubernd ist, daß unser Wesen bei dem Beschauen desselben dahinzuschmelzen droht. Richtet man wiederum den Blick auf die Felsengipfel, so findet man diese von einem flockenden Schein umhüllt, der sich dem Auge darstellt, als erhebe er sich aus dem Felsen selbst, wie die Flammen aus dem Krater eines feuerspeienden Berges. Dieser Schein verbreitet sich über den ganzen Himmel, flackert einige Zeit und verschwindet, um sich nach einer Weile wiederum auf dieselbe Weise zu erheben, und — zu verschwinden. Mit einem Worte: Man findet Naturschönheiten in Lappland wie in Italien, wenn man nur sein Gemüth ganz unsprüchelos dem Eindruck derselben hingiebt, und es nicht nach vorher von der Reflexion aufgestellten Theorien meistert."

„Wir trafen in Kola kurz vor der sogenannten Maslinitza (Butterwoche) ein, in Rußland eine Woche des Jubels und der Freude, mit welcher man die langen, traurigen Fastenzeit entgegengeht. Ohne aber die gebräuchlichen Aufwartungsceremonien zu beobachten, wurden wir doch überall eingeladen und mit Herzlichkeit aufgenommen. Während der ganzen Woche verstrich kein Tag, an dem wir nicht aufgefordert wurden, an den festlichen Freuden der Stadt Theil zu nehmen. Hier hätte der Naturhistoriker die schönste Gelegenheit zum Studium der Ichthyologie des Eismeeres in den unzähligen Folianten schwellender Fischkuchen gehabt, und zugleich seine Aufmerksamkeit auf die lappländische Flora richten können, welche in einer Menge reichfaebiger Nalifka-Flaschen zusammengepreßt war. Selbst der Alterthumsforscher würde hier zahlreiche Gegenstände seiner Wißbegierde gefunden haben, nicht allein an einer Menge veralteter Sitten und Gebräuche, sondern auch an verschiedenen kostbaren Seltenheiten, die sich von einer Generation auf die andere vererbt hatten. Mir gewährte es am meisten Vergnügen, die russischen Nationaltrachten, namentlich diejenigen, welche die Bürgersfrauen und ihre holden Töchter schmückten, näher zu beschauen. Was hier am mei-

Digitized by Google

sten in die Augen fiel, war eine Jacke (Schubejka) von rothem Tuch oder Sammet, mit reichen Goldstickereien und glänzenden Perlen verziert. Die Jacke war sehr weit, ohne Aermel und ging bis an die Hüften. Nicht weniger strahlend war der Kopfputz der Mädchen, von welchem auch die Rede in finnischen Liedern ist, wo er mit einer „aufrechtstehenden (vielmehr hinten überhängenden) Wolkenspitze" verglichen wird. Schade, daß die finnische Muse nicht auch den Einfall gehabt hat, diese Kostbarkeit zu taxiren; wahrscheinlich hätte sie dieselbe nicht für ein „braunes Fuchsfell" hingegeben; denn das Kleidungsstück kostet noch in unserer perlenreichen Zeit 3 — 500 Rubel. Das Kleid selbst ist eine breite, steife Rüstung; die Farbe ist aber verschieden, indem die Damen, die von andern Ortschaften hieher gezogen sind, die Farben ihrer Heimat beibehalten haben. Ein Paar weiße, lose Aermel gehören noch zur Vervollständigung des Hauptsächlichen des Anzugs; sie sind jedoch von einer unförmlichen Weite und fast parallel mit den Ohren in die Höhe gezogen, und sie verleihen selbst den schönsten Mädchen einen Ausdruck von Verdrießlichkeit und Starrsinn. Als ich zum ersten Male einen Aufzug von jungen siebenzehnjährigen Mädchen in solcher Weise angekleidet, gravitätisch einherschreiten und bei jedem Schritte auf den Zehspitzen sich erheben und ernst vor sich niederblicken sah, glaubte ich ein Lustspiel zu sehen, welches jungfräulichen, auf den Schätzen der Väter beruhenden Stolz vorstellte. Zum Lobe der Mädchen von Kola sei es hier jedoch bemerkt, daß diese theatralische Repräsentation nicht mit vollem Ernste ausgeführt wurde; denn als die Blicke der strengen Mütter sich gegen Abend von den lieben Töchtern ab auf die nach lieberm Theetassen lenkten, schwangen sich die vorher so verdrießlich aussehenden Mädchen fröhlich und ausgelassen in burtigen Mazurkas.

Doch, wenn Du diese Töchter des Gebirges in ihrem wahren Elemente schauen willst, so folge mir auf einer Promenade nach dem „Lappischen Berge", wo man sich bei einem Spiele amüsirt, welches bei uns „auf dem Eise rutschen", heißt. Welcher Zug von Damen und Herrn, die paarweise den steilen Berg in kleinen Rennthierschlitten hinabeilen! Jedes Antlitz strahlt von der innigsten Freude. Der Knabe freut sich der blitzschnellen Fahrt; der Jüngling empfindet die stolze Freude, der schützende Ritter seines Mädchens zu sein; aber welche Art der Freude läßt wol die Wange des Mädchens erröthen? Oder ist es vielleicht die bittere Kälte, die diese Rosen malt? Dies ist gewiß der natürlichste Grund, denn wir haben jetzt 26° R., und die Mädchen sind in dünne seidene Schubriken gehüllt, in leichte Kattunkleider mit rothen Schürzen. Um den Kopf tragen sie nur eine einfache Binde; die Hände sind durch schwarze sammetne Handschuhe geschützt. Betrachten wir den Zug etwas näher. Sieh! da kommt mitten unter der fröhlichen Menge ein Junker, dessen Rennthierschlitten (Abkia) mit einem Hunde bespannt ist. So amüsant die Fahrt auch dem kleinen Herrn ist, so unangenehm ist sie für den Hund, der gar oft einen unsanften Stoß von der Spitze des Kreis bekommt. In einem Anfall von Verdrießlichkeit spielt der Hund seinem Herrn den argen Streich, mitten auf dem Berge stehen zu bleiben und dem übermüthigen Tyrannen es anheimzustellen, wie er sich nun gegen die andern herannahenden Schlitten wehren könne. Auch wir überlassen ihn seinem Geschick, in der Hoffnung, daß er sich ohne unsere Fürsorge aus der Noth helfen werde, denn dort kommt pfeilschnell ein nicht bespannter Schlitten heran, der unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. In demselben sitzt ein Jüngling mit seinem Mädchen. Stolz und sicher lenkt er den Schlitten über jede gefährliche Stelle, aber das Mädchen zittert vor Angst. Bei der wilden Fahrt hat sich die Haarbinde aufgelöst und die Locken flattern frei im Winde. Sie wendet ihren lachenden Blick auf den Geliebten. Heroisch umschlingt er sie mit seinem Arme, verliert aber doch durch diese Bewegung das Gleichgewicht und der poetische Exceß endigt, zu nicht geringer Belustigung der Umstehenden, in der Weise, daß das Paar seiner Gefühle im dem nächsten Schneehaufen abkühlt. Jetzt kommt eine muthige Amazone, die selbst ihr Fahrzeug lenkt, und glücklich den ganzen Berg hinabfährt. Sie wird mit einem donnernden Hurrah belohnt. Aber sieh', hier schießt ein Schlitten voll zerlumpter Straßenjungen in die Schaar der glänzenden Damen und Herren hinein: die Knaben schreien, lärmen, klingeln mit Glocken und Schellen; der Berg hallt wieder von Lachsalven.

Wir haben schon zu lange dieses Lustspiel betrachtet, um nicht endlich ein gewisses Aufsehen zu erregen. Die Volksschaar beginnen, sich um uns herum zu gruppiren, und das Vergnügen ist nicht mehr so lebhaft. Von allen Seiten erschallt es: „Belieben Ew. Wohlgeboren herabzufahren?" „Mein Kreis ist gut!" — „meiner ist besser" — „meiner" — „meiner" u. s. w. Wir ziehen uns so weit als möglich zurück."

Die typographische Ausstattung ist einfach-schön; die lithographirte Karte von dem nördlichsten Rußland dient vorzüglich zur Erläuterung der späteren Reise. F. L. Hoffmann.

Miscelle.

Ein kürzlich nach Southampton zurückgekehrter Engländer, Herr Nicholson, hat die Reise um die Welt in sechs und einen halben Monat zurückgelegt. Er hatte England mit einem Auswandererschiffe verlassen, das ihn nach Moreton-Bay in Australien brachte. Von dort hat er sich nach Valparaiso begeben, von wo er mit einem Dampfboote nach Panama gegangen ist, dessen Isthmus überschritten hat, und endlich vermittelst der Dampfböte von Panama nach den Antillen und von St. Thomas nach Southampton wieder an dem Punkte eingetroffen ist, von dem er ausgegangen war. Herr Nicholson hat demnach, vermittelst zwei Segelschiffen und drei Dampfböten, eine Reise, die bis dahin dritthalb Jahr erforderte, in wenig mehr als einem halben Jahr abgemacht; und wenn erst alle die Dampfböte in Fahrt sein werden, die auf dieser Route verwendet werden sollen, dann wird man die Reise um die Welt in drei Monaten ausführen können.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 86. Mittwoch, den 26. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Roland&sbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Dichter, — Das Verhüllende, von Elegia ..... Seite 669
Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen ..... „ 670
Die amerikanisch-japanesische Expedition ..... „ 672
Literatur:
Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte ..... „ 674
Neue illustrirte Zeitung ..... „ 675
Groß-Borne. Idyllen-Novelle von Ernst Fritze ..... „ 676
Die Schleswig-Holsteinische Literatur ..... „ 676
Miscellen ..... „ 676

Der Dichter.

Der Dichter ist glücklich wohl überall;
Ihm füllet die Brust mit Entzücken
Des Liedes melodisch bezaubernder Schall,
Was könnte wohl mehr ihn beglücken?
Und weiht er der Liebe sein sinniges Lied:
Er stets in die Herzen als Sieger zieht.

Und tönet der Gottheit sein kühner Gesang,
Durchrauscht Anbetung die Saiten,
Und läßt er dem Schöpfer zum kindlichen Dank
Der Leyer Accorde entgleiten:
Dann hebt sich des Höres entfesselte Brust,
Er wird sich geahnter Empfindung bewußt.

Und tönt nun trüber und dumpf der Accord,
Und kann sich der Ton nicht erheben,
Fällt Leid nur des Sängers still klagendes Wort,
Und hüllt sich in Nacht ihm das Leben:
Da trifft er wohl rings sympathetischen Schmerz,
Berührend im Einklang manch blutendes Herz.

Und wenn nun durch lachende Freude erregt,
Die Lieder gar fröhlich ertönen;
Da werden die glücklichen Herzen bewegt,
Die harmlos der Heiterkeit fröhnen;
Ja so trifft des Sängers melodischer Schall,
Verwandte Gefühle stets überall.

Das Verhüllende.

Wolken, Wolken ziehn vorüber —
Immer trüber
Wird des Himmels Angesicht;
Kaum ein Licht
Freundlich durch das Dunkel bricht.

Sonne, Sonne, dich bedecken
Zum Erschrecken
Dünst' und Nebel rings umher;
Ach wie schwer
Kämpft dein Strahl — er kann nicht mehr.

Sollt'st du wahrlich unterliegen?
Nicht besiegen
Dieses schweren Druckes Hast?
Wär' erschlafft
Deiner Gluthen mächt'ger Kraft?

Digitized by Google

Nein — du wirst mit starkem Hebel
Alle Nebel,
Die sich dunkelnd um dich reih'n,
Bald zerstreu'n;
Leuchtend mit dem hellsten Schein.

Wolken — ihr seid Wahngestalten,
Die umfalten
Hier der Wahrheit Göttersohn —;
Seinem Thron
Scheint der Himmlische entfloh'n.

Scheint! — Denn gleich der Sonne Klarheit
Bricht die Wahrheit
Siegend, kerffend einst hervor;
Nur ein Flor
Deckt ihres Reiches Thor.

Elegia.

Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen.

Herr Berry hat in dem Pariser Constitutionnel folgenden sehr interessanten Auszug aus Depeschen mitgetheilt, welche die englische Admiralität jüngst durch den Capitain Inglefield, vom Phönix, von Herrn M'Clure, Sir Edward Belcher und Capitain Kellett erhalten und veröffentlicht hat.

Vom Bord Ihrer Majestät Dampf-Schaluppe Phönix,
auf der Höhe von Thurso, den 4. October.

„Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen zur weiteren Mittheilung an die Lords Commissaires der Admiralität meine Ankunft aus den arctischen Regionen anzuzeigen. Ich überbringe die wichtige Kunde, daß der Investigator wohlauf, und die Nordwest-Durchfahrt entdeckt worden ist. Leider hat man, weder auf dieser Route noch auf der, welche das Geschwader von Sir Edward Belcher eingehalten hat, die geringste Spur von dem eigentlichen Gegenstande der Expedition (Auffindung Sir John Franklin's) gefunden . . . .

„Da das Tagebuch des Capitain M'Clure sehr lang ist, so will ich suchen, Sie mit dem wesentlichen Inhalte desselben bekannt zu machen, damit Ihre Herrlichkeiten sofort die wichtigsten Umstände der Entdeckungen des Investigators erfahren. Ehe ich aber damit beginne, halte ich es für meine Pflicht, Ihren Herrlichkeiten die Resultate der Expedition mitzutheilen, die ich zu befehlen die Ehre hatte. Ich bin den Vorschriften Ihrer Herrlichkeiten buchstäblich, und, wie ich hoffe, zu Deren völliger Zufriedenheit gefolgt. Es ist dieses nicht ohne große Schwierigkeit und einer bedeutenden Gefahr für das Heil des Phönix, so wie endlich ohne den totalen Verlust des Breadalbane, ein Verlust, bei dem doch niemand umgekommen ist, abgegangen.

„Keine menschliche Macht wäre im Stande gewesen, dies unglückliche Ereigniß, das am Vormittage des 21. August an der Insel Beechey statt gefunden hat, abzuwenden. Mein eignes Schiff, das den Breadalbane im Schlepptau führte, ist nur mit genauer Noth einem ähnlichen Schicksal entgangen. Es hat einen schweren Stoß erhalten, der das Hintertheil mehrere Fuß hoch aufgehoben und das Verdeck gebogen hat, indem er das Steuerruder und die Schraube vernichtete."

Der Capitain Inglefield giebt sodann einen raschen Ueberblick der Hauptereignisse, welche die Expedition des Phönix seit seiner Ankunft zu Disco bezeichnet haben. In diesem Theile seines Berichts erwähnt er eines Ereignisses, dessen Kunde in Frankreich die schmerzlichste Sensation gemacht hat, nämlich das des Todes unsers jungen und wackren Landsmannes, des Lieutenants Bellot. Der Capitain Inglefield schrieb am 20. August, in einem Augenblicke, wo er selber in äußerster Gefahr schwebte:

„Ich habe durch ein officielles Schreiben des Capitains Pullen die traurige Nachricht von dem Tode des Herrn Bellot erhalten. Er war durch den Capitain Pullen ausgesandt worden, um an Sir Edward Belcher Depeschen zu überbringen. Das unglückliche Ereigniß hat sich an dem Vormittage des Orkans zugetragen. Herr Bellot befand sich mit zwei Mann auf treibendem Eise, und da ist er durch einen heftigen Windstoß in eine tiefe Eisspalte geworfen worden und ertrunken.

„Die anderen beiden Männer sind wie durch ein Wunder gerettet worden, und es ist ihnen, nachdem sie dreißig Stunden ohne Nahrung zugebracht, gelungen, wieder zu ihren Kameraden zu gelangen, durch die sie Proviant erhalten haben und dann mit den Depeschen an Bord des Schiffes zurückgekehrt sind. Inzwischen werden drei dieser Leute dienstuntauglich bleiben.

Man hat alle die näheren Umstände von Bellot's Tode durch die an Bord des North-Star geschriebene Depesche des Capitains Pullen erfahren. Am letzten 12. August hatte sich der Lieutenant Bellot erboten, Depeschen an Sir Edward Belcher zu überbringen. Der Capitain hatte demselben keine Befehle ertheilt: er rechnete, schreibt er, auf dessen große Erfahrung, und hatte ihm nur folgende Notiz behändigt:

„Ich bin wegen Ihres Erfolges in dieser Sendung, zu welcher Sie sich so braver Weise erboten haben, außer Sorgen. Das Eis im Wellington-Canal ist noch stark, und ich glaube nicht, daß es noch in diesem Monate aufbrechen wird. Jedenfalls nähern Sie sich beim geringsten Zeichen eines solchen Ereignisses dem Lande, und gehen Sie, ganz nach Ihrem Ermessen, vorwärts oder kehren Sie zurück. Ihnen Gottes Beistand und den besten Erfolg wünschend, verbleibe ich, mein lieber Herr,
Ihr ergebenster Pullen."

Bellot machte sich sogleich mit dem Hochbootsmann des North-Star und drei Matrosen auf den Weg. Ihre erste Tagereise war ohne Unfall verstrichen und sie hatten drei Meilen vom Cap Junis campirt. Leider brach den zweiten Tag ein furchtbarer Orkan los, und das Eis begann zu krachen und zu bersten. Der Eisgang, den der Capitain Pullen erst nach einem Monat gefürchtet hatte, trat plötzlich ein. Die Seeleute hatten eine Spalte von vier Fuß Breite überspringen, und näherten sich dem Wellingtons-Canal. Herr Bellot machte darauf zwei Mal den Versuch, zu einem Cap, dem Grinnel-Cap, wie er sagte, zu gelangen, wurde aber stets durch einen scharfen Südwind wieder mitten auf's Eis zurückgeworfen. Dem Hochbootsmann und einem Matrosen, Madden, war es gelungen, vermittelst eines Federharzbootes das Land zu erreichen; da rief Madden

Digitized by Google

plötzlich: „das Eis kömmt in's Treiben, das Eis kömmt in's Treiben!" Und fast in demselben Augenblicke wurden Bellot und die beiden Matrosen William Johnson und David Hook auf einer ungeheuren Eisscholle, auf welcher sie beschäftigt waren, sich mit ihren Messern ein Asyl auszuhöhlen, von der Strömung fortgerissen. Die schlichte Beschreibung, welche die Seeleute von den letzten Augenblicken Bellots und seinem Verschwinden gegeben haben, ist schon der Anführung werth:

„Herr Bellot," so erzählt Johnson in seiner Aussage, „unterhielt sich eine halbe Stunde lang mit uns über die Gefahren unserer Lage. Ich sagte zu ihm, daß ich keine Furcht hätte, und daß die amerikanische Expedition sich in diesen Gewässern befinden müßte. Er erwiederte darauf: „Ich weiß das, und wenn Gott uns beschiemt, wird uns kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden." Am Dienstag, den 18. August, band Herr Bellot seine Bücher fest, und sagte, er wolle einmal sehen, wie es mit dem Eise stände. Er hatte sich kaum vier Minuten entfernt, als ich die Runde auf dem kleinen Eisberge machte, unter welchem wir Schutz gesucht hatten; aber ich sah ihn nicht, und als ich zu unserm Asyl zurückkehrte, erblickte ich seinen Rohrstock auf der entgegengesetzten Seite in einer offnen Stelle von ungefähr fünf Klaftern Breite. Das Eis war gänzlich gebrochen. Da rief ich Herrn Bellot bei Namen, erhielt aber keine Antwort. Ich machte noch einmal die Runde von unserer Scholle, sah aber nichts von ihm. Ich glaube, daß er, wie er aus unserem geschützten Orte herausgetreten, von einem Windstoß gefaßt und in das offne Wasser geworfen worden ist. Da ich keine Hoffnung mehr hatte, Herrn Bellot wieder zu sehen, sagte ich zu Hook: „ich habe keine Furcht, ich weiß, daß der Herr uns stets in Schutz nehmen wird."

Und Johnson fügt noch die folgenden Worte, die den Charakter unsers Landsmanns schildern, hinzu: „Als wir mit den Eisschollen rasch vom Ufer abtrieben, da sagte der Lieutenant zu uns, was ihm vor Allem lieb sei, das wäre, daß er sich nicht am Lande befände, indem ihm seine Pflicht geböte, sich der äußersten Gefahr auszusetzen, und daß er lieber auf seinem Posten umkommen, als an Bord in Sicherheit sein wolle."

Es giebt kräftig gestählte Gemüther, für welche die Gefahren einen besonderen Reiz haben. Bellot fand eine besondere Lust in diesen Fahrten, bei welchen man jeden Augenblick mit dem Tode Abrechnung halten muß. Erst 27 Jahre alt — er ist am 18 März 1826 zu Paris geboren — war er schon ein gewiegter Seemann. Mit seinem funfzehnten Jahr in die Marineschule zu Brest gegeben, verließ Joseph Rene Bellot dieselbe nach einem glänzenden Examen, um seinen ersten Ausflug an Bord des Berceau, unter den Befehlen des Capitains Romain Desfosses zu machen. In einem heißen Handgemenge auf Madagascar wurde er von einem malayischen Officier verwundet, als er eben eine Kanone vernagelte. Zu Boden geworfen, und außer Stande, sich weiter als auf den Knieen empor zu richten, behielt Bellot doch so viel Geistesgegenwart, seinen Gegner vor den Kopf zu schießen. Diese glänzende That brachte ihm das Kreuz der Ehrenlegion ein. Er zählte kaum 18 Jahre. Während derselben Campagne war er so glücklich gewesen, mit eigner Lebensgefahr den Schiffszimmermann zu retten, der über Bord gefallen war. Nach Verlauf von vier Jahren genoß Bellot, nach Rochefort zurückgekehrt, wo seine Familie seit langer Zeit lebte, wieder einige Monate Ruhe. Darnach ging er an Bord der Triomphante, welche der Capitain Sochet befehligte, wieder nach dem Platastrom ab. Endlich machte er, am 6. Mai 1851, die Expedition mit, die zur Aufsuchung Sir John Franklin's ausgesandt wurde. Er hatte den Prinz Albert, unter dem Capitain Kennedy bestiegen. Seine jugendliche Erfahrung und seine verwegene Bravour hatten ihm die Achtung und die Zuneigung seiner Vorgesetzten erworben. Er wurde während der Expedition zum Lieutenant ernannt, und neunzehn Monate darnach, nach seiner Rückkunft in England, wollte Lady Franklin ihm die Brigg Isabella ganz als Eigenthum geben, um noch einmal ein Aufsuchen von Sir John zu unternehmen. Das Weitere ist bekannt. Eine so kurze und wohl ausgefüllte Laufbahn ist schon geeignet, das Andenken Bellot's zu ehren. Paris, von wo er gebürtig, und dessen Berühmtheiten einer zu werden er berufen war, wird ihm vielleicht eine Erinnerung widmen; in England ist bereits von Seeleuten eine Subscription eröffnet worden, um diesem jungen Manne an einer von seiner Regierung zu bestimmenden Stelle ein bescheidenes Denkmal zu setzen.

Inmitten ihrer Trostlosigkeit, ist Bellot's Familie so gefällig gewesen, uns ein Bruchstück aus seinem Reise-Journal mitzutheilen. Man wird nicht ohne eine rührende Theilnahme die letzten Blätter lesen, die er von der Insel Disco, auf der Küste von Grönland, im Monat July an seinen Vater gerichtet hatte.

Den 6. Juli.

„Die Temperatur beginnt die Nähe der Eisregionen zu verkünden: ein sehr dicker Nebel hat unser gesammtes Tauwerk mit einer Schichte Feuchtigkeit überzogen, die sich in Glatteis verwandelt und bei jedem Manöver, das gemacht werden muß, als ein prasselnder Regen auf's Verdeck fällt. Gegen 10 Uhr Morgens gewahrten wir in einem lichten Flecken eine gelbliche Masse, die wir Anfangs für eine mit Erde bedeckte Eisscholle hielten; das Geräusch unsers Kielwassers hatte aber währenddem eine weiße Bärin, deren zwei Jungen nicht fern von ihr auf dem Eise spielten, auf die Beine gebracht. Es wurde von uns ein Boot ausgesandt, um Letztere anzugreifen; die Bärin hatte aber, nachdem sie sich auf ihren Hinterbeinen aufgerichtet, unsere Absicht erkannt, und brachte ihre Kleinen inmitten der losen Schollen, wohin ihr das Boot nicht folgen konnte, in Sicherheit. Die Bären, welche wir heute angetroffen haben, waren von dem stehenden Eise nicht gar weit entfernt, es kömmt aber wohl vor, daß diese Thiere im Schlaf weit in die See hinein treiben, und dann wartet ihrer ein sichrer Tod, wenn sie nicht schwimmend das Land oder ein nahes Eisfeld erreichen können.

„Wir befinden uns der Insel Disco gegenüber: es ist dieses der letzte Punkt von Grönland, wo Sir John Franklin sich aufgehalten hat, um Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen. Die Straße, die er eingeschlagen haben mag, nachdem er Disco verlassen hat, und worüber man in Ungewißheit ist, bildet den Gegenstand unserer Commentare; mir ist aber außer dem Interesse, das sich ganz besonders an die Befehle knüpft, die er von der Admiralität über die einzuhaltende Richtung bekommen hat, ein gewisser Theil seiner Instructionen, als den Geist unserer Zeit bezeichnend, ganz besonders aufgefallen. Es ist dem Capitain Franklin gebeten worden, jegliche Feindseligkeit, selbst gegen solche Nationen, welchen seine Regierung

Digitized by Google

während seiner Abwesenheit den Krieg erklärt haben sollte, zu vermeiden, um der Expedition ihren wissenschaftlichen Charakter, der überdem ihr selber ein Geleitsbrief ist, zu erhalten. Die Entdeckungsschiffe sind in der That heutigen Tages in den Augen aller civilisirten Nationen den gewöhnlichen Kriegsgesetzen nicht unterworfen, wiewohl die Kauffahrteischiffe sich einer solchen Begünstigung nicht erfreuen; doch kann ich mich des Stolzes nicht erwehren, indem ich darauf hindeute, daß es Frankreich gewesen ist, welches die Beispiele der Achtung der Wissenschaft zuerst gegeben hat. Als, nach dem Tode von Cook, die Schiffe Resolution und Discovery nach England zurückkehrten, da war der Unabhängigkeitskrieg der Ver. Staaten ausgebrochen, und es hätte sich ereignen können, daß die Früchte dieser langen und beschwerlichen Expedition (1776—1780) die Zufälle eines Kampfes nicht überlebt hätten. Aber der Capitain Gore wurde bald seiner Besorgnisse enthoben. Eins unserer Schiffe war in Indien genommen worden, und die englischen Officiere sahen mit Bewunderung, daß ein die Wissenschaft und die Schiffahrt beschützender König seinem Geschwader-Befehlshaber den Befehl ertheilte, die Schiffe des Capitains Cook zu respectiren und ihnen selbst Beistand zu leisten.

Den 8. Juli.

„Wir stehen mit zwei Wallfischjägern in Verkehr, dem Pacific von Aberdeen und der Jane von Boneß. Das eine hat bereits 7 und das andere 3 Wallfische gefangen: noch drei oder vier mehr, so haben sie volle Ladung. Was für uns aber noch interessanter ist, das ist der Umstand, daß die amerikanische Expedition sich unfern von hier im Eise befindet, und daß in der Nähe des Caps sichtliche Spuren von Franklins Anwesenheit gefunden worden sind. Man hat dort drei Gräber entdeckt, von welchen das eine das Datum von 1846 führt. Die, voriges Jahr, nach einer schlecht aufgefaßten Aussage der Eskimos, in Umlauf gebrachte Fabel, Franklin sei mit seiner Mannschaft im Jahr 1845 von den Eingebornen der Baffinsbay ermordet worden, findet sich demnach in ihrer Richtigkeit wieder, und es ist schon viel, endlich auf der Schwelle des Terrains zu sein, welches er passirt ist. Diese Kunde hat uns in eine fieberhafte Ungeduld versetzt, und wir verfolgen unsre Route nach Norden.

Den 9. Juli.

„Wir versprechen uns viel von den Landeeisen, die wir während des Winters Behufs unserer Mission machen werden, deßhalb haben wir heute zu Uppernavick angelegt, um uns Schlitten und Eskimo-Hunde zu verschaffen. Mit dem Gedanken, irgendwo anzulaufen, mit dem man sich in dem letzten Monate des Aufenthalts in See geschmeichelt hatte, war ziemlich natürlich die Vorstellung von gewissen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens verknüpft, und da fanden sich denn unter uns Mehrere einigermaßen unangenehm enttäuscht, als sie durch das Fernrohr nichts weiter als einen Mastbaum, von dem eine Flagge wehte, und einige wenige Häuschen erblickten, die, wie unser Lootse erklärte, das ganze dänische Etablissement von Uppernavick ausmachten. Wir beschafften unsre Landung am Strande inmitten von Eisschollen und ein zwanzig ziemlich unsauberen Individuen von mehr oder minderem schmierigen Ansehen und in Häuten gekleidet. Ein Mann, der Gouverneur, wie man uns sagte, kam auf uns zu, und winkte uns, ihm zu folgen. Ich hatte geglaubt, daß einige deutsche Worte, die ich für diese Gelegenheit in voraus eingeübt hatte, uns wohl zu Statten kommen würden; zu gutem Glücke hatte aber der Herr Gouverneur in seinem häufigen Verkehr mit den Wallfischjägern einige Brocken Englisch gelernt, was uns aus aller Verlegenheit zog. Zu Lively auf der Insel Disco geboren, hat er nie sein Land verlassen, und lebt glücklich inmitten der Beschäftigungen, an die er seit seiner Kindheit gewöhnt gewesen ist. Die dänischen Niederlassungen auf der Westküste von Grönland sind in mehrere Districte abgetheilt, und es befindet sich zu Disco ein General-Inspector, ein Offizier der königlichen Marine. Die übrigen Punkte werden von subalternen Agenten administrirt, deren Amt es ist, den Thran und das Pelzwerk einzusammeln, welches von den Eingebornen gebracht wird. Die Wallfischjäger legen ihnen inzwischen die etwas hochtrabende Benennung Gouverneur bei.

Uppernavick ist die nördlichst gelegene Colonie in der Baffinsbay. Das europäische Personal besteht aus dem Gouverneur, einem Geistlichen, lutherischer Confession, und etwa zehn Arbeitern oder Matrosen; der Rest der Bevölkerung beläuft sich auf etwa 60, geborne Eskimos oder das Resultat der Kreuzung beider Racen. Drei hölzerne Häuser für den Gouverneur und den Geistlichen, eine Kapelle, eine Schule, und einige, ebenfalls hölzerne, Magazine bilden die obere Stadt, das aristocratische Viertel. Die übrigen Beamten und weißen Matrosen, die meistens mit Eskimofrauen verheirathet sind, bewohnen Hütten von Kleiderlehm, die sich im Aeußern von denen der Eingebornen dadurch unterscheiden, daß sie Thüren und Fenster haben. Was ich bis dahin gesehen hatte, trug mehr oder minder den Stempel einer Art von Civilisation; mir lag aber mehr daran, die Bekanntschaft des Quartiers zu machen, das von den eigentlichen Eskimo's bewohnt wurde. So ließ ich denn meine Gefährten, welchen der Anblick dieser fremden Völkerschaften nicht mehr neu war, zurück, und schlug den Weg zum Ufer des Meeres ein.

(Schluß folgt.)

Die amerikanisch-japanesische Expedition.

(Aus dem „China-Mail".)

Das Geschwader unter dem Befehl des nordamerikanischen Commodore Perry, bestehend aus den Dampffregatten Susquehanna und Mississipi, und den Kriegs-Corvetten Plymouth und Saratoga, ist am 2. Juli von der Rhede von Napakiang, auf den Inseln Lu-Tschu unter Segel gegangen. Es ist am 8. Morgens um das Cap Idzu, im Süden des Einlaufs der Bucht von Jeddo belegen, herumgefahren und hat Nachmittags, in der Nähe der Stadt Urago, über eine Meile über den Platz hinaus, wo frühere die Schiffe Morrison und Columbus geankert hatten, die Anker ausgeworfen. Die Erscheinung von Dampfböten — die ersten Fahrzeuge dieser Art, die man in den Gewässern von Japan gesehen, und die mehrere Schiffe mit eingezogenen Segeln mit einer Geschwindigkeit von neun bis zehn Knoten die Stunde hinter sich drein zogen — scheint unter den Japanesen große Sensation gemacht zu haben. Die Handelsdschunken, welche die Bay anfüllten, gingen ihnen bedächtig aus dem Wege.

Digitized by Google

In dem Augenblick, wo die Dampfböte im Begriff waren, vor Anker zu gehen, wurden von einer ungefähr eine englische Meile entfernten Batterie ein Paar Raketen oder Haubitzschüsse abgefeuert, jedoch vielmehr als ein Signal, denn als ein Act der Feindseligkeit. Darnach haben sich sofort einige Böte der Regierung den fremden Schiffen genähert, und es sich angelegen sein lassen, die in solchen Fällen gewöhnliche Aufforderung, sich zu entfernen, an deren Bord abzugeben. Dieselbe wurde aber nicht angenommen, und man bedeutete dem stellvertretenden Gouverneur von Uraga, der allein an Bord zugelassen wurde, daß, wenn die japanesischen Behörden, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegten, den Versuch machen sollten, einen Kreis mit ihren Barken um die Schiffe her zu bilden, dies die ernstesten Folgen haben könnte. Es hatten währenddem schon einige dieser Barken begonnen, um die Susquehanna herum zu kreuzen; so wie sie aber aus einigen kriegerischen Vorbereitungen sahen, daß der Commodore die Sache ernst nahm, haben sie sich schnell entfernt. Seitdem, und so lange die Schiffe dort gelegen haben, ist kein japanesisches Boot mehr zu ihnen gekommen, außer wenn es einen Beamten Behufs von Unterhandlungen zu überbringen hatte.

Am andern Tage, Vormittags, fand sich der Gouverneur von Uraga, Yezaimon genannt, nebst einem Edelmann dritter Classe ein, und baten, nachdem sie sich nach dem Zweck des Besuchs erkundigt hatten, sich die nöthige Frist aus, um einen Expressen nach Jeddo zu schicken und dort Instructionen über ihr Verhalten einzuholen. Während der drei Tage, die bis zum Eintreffen der Antwort verstreichen, machte der Mississipi eine Rundfahrt von zehn Meilen in der Bay und fand überall eine gehörige Wassertiefe.

Dienstags, den 12. Juli, traf die Antwort von Jeddo ein, des Inhalts, daß der Kaiser einen Beamten von höchstem Range beordert habe, sich nach Uraga zu begeben und das Schreiben des Präsidenten der Ver. Staaten in Empfang zu nehmen. Nachdem der Commodore Perry sich hinlänglich überzeugt hatte, daß die Mission directe von der kaiserlichen Regierung ausgegangen war, wurde die Uebereinkunft getroffen, daß die Zusammenkunft am 14. des Morgens statt finden sollte. Man will wissen, es sei dem Commodore zuerst nach seiner Ankunft angedeutet worden, daß Nagasaki, der den Holländern geöffnete Hafen, der passliche Ort zu Unterhandlungen mit der japanesischen Regierung sei, daß er darauf aber erwiedert habe, daß die Weisung, sich dort hinzubegeben, als eine seiner Regierung zugefügte Beleidigung angesehen werden würde.

Die Japanesen haben die, ungefähr drei Meilen im Süden von Uraga belegene, kleine Stadt Gori-Hama zum Ort der Zusammenkunft gewählt. Am 14. des Morgens nahmen die Susquehanna und der Mississipi, ihre Batterien dem Lande zugekehrt, Position vor der Stadt. Der Gouverneur, der stellvertretende Gouverneur und der Befehlshaber der Militairmacht haben dann den Commodore am Landungsplatze in Empfang genommen. Die Japanesen hatten drei Häuser aufgeführt, von welchen das eine für die Zusammenkunft eingerichtet war, und die beiden andern dem Anschein nach die Bestimmung hatten, die Prinzen aufzunehmen, die zum Empfang des Schreibens von Jeddo herübergekommen waren. Die Anzahl der Schiffsmannschaften und Officiere, die befehligt worden waren den Commodore Perry zu begleiten, belief sich auf ungefähr 400, während die von den Japanesen aufgestellte Macht auf 5 bis 7000 Mann geschätzt ward. Die Linie, die sie einnahmen, dehnte sich um die Bucht herum ungefähr eine Meile weit aus, und bot mit ihren vielen scharlachnen Fähnchen ein so neues als prachtvolles Schauspiel dar.

Der Commodore wurde unter dem Wehen der amerikanischen Flagge, und indem die Militairmusik die Nationalarie: „Hail Columbia" spielte, bis zum Empfangshause escortirt. Dort empfing ihn der erste Rath des Kaisers, Prinz Idzu, begleitet von dem Prinzen von Iwami. Der Brief des Präsidenten und die Beglaubigungsschreiben des Commodore Perry wurden in officieller Weise übergeben und die beiden Prinzen stellten darüber einen Empfangschein aus. Damit hatte die Zusammenkunft ein Ende, indem die beiden Prinzen nicht berechtigt waren, sich in Unterhandlungen einzulassen. Der Commodore erklärte inzwischen, daß er, um der japanesischen Regierung die nöthige Zeit, sich zu berathen, zu lassen, binnen drei oder vier Tagen abgehen und nach einigen Monaten wieder kommen würde, um sich Antwort zu holen. Es ist dieses das einzige Mal gewesen, wo der Commodore Perry directe mit einem japanesischen Beamten verkehrt hat. Den Gouverneur von Uraga hat er, weil nicht mit ihm von gleichem Range, nicht empfangen wollen, und alle die Unterhandlungen vor und nach der Zusammenkunft sind durch die Stabsofficiere des Geschwaders und den Capitain Buchanan, Befehlshaber der Susquehanna geführt worden.

Der Gouverneur und der stellvertretende Gouverneur von Uraga, begleitet von ihren Dollmetschern und ihrem Gefolge, sind nach der Zusammenkunft eingeladen worden, die Susquehanna in Augenschein zu nehmen, wobei sie denn auch zum ersten Mal eine in Thätigkeit gesetzte Dampfmaschine zu sehen bekamen. Die Unterhaltung wurde in holländischer Sprache geführt. Den folgenden Tag fuhr der Commodore Perry mit dem Mississipi noch zwei Meilen weiter aufwärts, und ist so zwanzig Meilen über die Gränze der vorherigen Erforschungsexpedition hinausgegangen. Man sah, von dem Verdecke des Dampfboots aus, sieben bis acht Meilen im Norden, eine Menge Schiffe, und aus der Anzahl der ab- und zugehenden Dschunken ergab sich augenscheinlich, daß sich hier die Rhede der Hauptstadt gegenüber befand. Die Offiziere der Susquehanna und des Mississipi sprechen mit Bewunderung von der Schönheit der Gestade, von der reichen Cultur, und von der üppigen Vegetation, die sie überall wahrgenommen haben. Die Eingeborenen, mit welchen sie in Berührung gekommen sind, bewiesen sich äußerst umgänglich. Von dem Gouverneur von Uraga sagen dieselben Offiziere, daß er als ein Muster guter Erziehung und anständigen Benehmens hätte können aufgestellt werden.

Am Tage vor der Abfahrt des Geschwaders, kam der Gouverneur an Bord der Susquehanna, und brachte eine Menge Geschenke mit, die aus Lackarbeiten und anderen Erzeugnissen japanesischer Fabrikation bestanden. Es wurde ihm eine Auswahl von passenden Dingen als Gegengeschenk offerirt, und obwohl er erklärte, daß deren Annahme nach den japanesischen Gesetzen nicht erlaubt sei, mußte er sich doch dazu verstehn, wenn er nicht die Zurückgabe der seinigen riskiren wollte. Er ließ hernach noch eine Quantität Geflügel an's Schiff bringen, wogegen ihm eine Kiste mit einer Auswahl von amerikanischen Gartensämereien verehrt ward. Die Annahme der Geschenke am vorherigen Tage

Digitized by Google

wie zu seiner großen Freude von seinen Vorgesetzten gutgeheißen worden. Trotz solcher mehrfachen Concessionen, welche die Japanesen den Forderungen des Commodore Perry zu machen genöthigt waren, sollen sie sich in ihrem Verkehr sehr herzlich und freundschaftlich benommen und beim Abschiede ein wahrhaftes Bedauern an den Tag gelegt haben.

Das Geschwader ist am 17. aus der Bay von Jeddo unter Segel gegangen, und, nachdem es am 21. und 22. schaef geweht hatte, am 25. Juli bei den Inseln 'Lu-Tschu angekommen. Die beiden Dampffregatten sind am 7. August Abends wieder zu Hong-Kong eingetroffen.

Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Zur Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart. Herausgegeben von Dr. H. Gelzer, Prof. in Berlin. 1853. Juli und September-Heft

In dem Vorworte zu diesem zweiten Bande der Protestantischen Monatsblätter erklärt der Herausgeber, daß es sein und seiner Mitarbeiter Zweck sei, ein universelles Organ des evangelischen Protestantismus ins Leben zu rufen, welches in Bezug auf seinen Gehalt „den evangelischen Protestantismus in seiner umfassendsten Bedeutung zugleich als ein religiöses, als ein sittliches und als ein Cultur-Princip aufzufassen und durchzuführen suche"; durch seine Form sich in gemeinfaßlicher Sprache an das religiöse Bewußtsein aller Gebildeten wende, und so für eine immermehr heranzubildende „Gemeinde der Mündigen" bestimmt sey, ein Laien-Organ in ächt evangelischem und protestantischem Sinne. Der evangelische Protestantismus habe seine Bestimmung noch nicht gelöset, die Gegenwart sei aber eine bedeutungsvolle Periode dieser Bestimmung, darum aber dürfen nicht blos beschränkte Fanatiker oder kalte, schwächliche Aufklärer, oder Männer der engbegränzten theologischen Schule oder schroff abgeschlossene kirchenpolitische Partei-Organe zur Nation sprechen. Dann zeigt er, was erreicht werde: eine steigende Theilnahme, und verspricht mit allen Kräften den Kreis der Mitarbeiter auszudehnen und die Ideen und Ueberzeugungen muthig zu vertheidigen, welche uns vor dem Zurücksinken in die erniedrigendste materialistische Barbarei bewahre, in eine Barbarei, die schon jetzt in unzähligen Symptomen auf fast allen Gebieten des geistigen, religiösen und sittlichen Lebens sich ankündige. Es gelte einen heiligen Kampf, aber um des Friedens willen.

Prof. Dr. Ullmann behandelt das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", in gewohnter scharfsinniger, klarer Weise. Nachdem er den thatsächlichen Zusammenhang, in welchem der Satz von den Aposteln ausgesprochen, erörtert, zeigt er, wem gegenüber sie den Satz geltend gemacht: das Synedrium habe sich auf einen bloßen Machtspruch gestützt, auf eine ganz verschiedene Grundlage gestanden. Die Apostel hätten den Grundsatz, daß das innerste Verhältniß des Menschen zu Gott als ein persönliches, auf dem Gewissen beruhendes, nicht Gegenstand des Verbietens und Gebietens sei, also den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Obrigkeit gegenüber als Apostel behauptet, als Organ dessen, den sie als den Sohn Gottes und Fürsten des Lebens erkannt, von dem sie den bestimmten Befehl, Buße und Vergebung zu predigen und in Jerusalem anzufangen, erhalten hatten, und zwar ohne den leisesten Trotz, ihre Person willig dem Gebiete zur Verfügung stellend, und mit Freudigkeit die über sie verhängte Strafe leidend; endlich komme es bei der Anwendung jenes Satzes darauf an, daß es wirklich Gott sei, den wir mehr gehorchen, und nicht die eigene oder eines Menschen Vorstellung. — Darauf beurtheilt nun der Verfasser den Conflict in welchen die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz sich gegen die Regierungen gestellt haben und beweiset, daß die Anwendung jenes Grundsatzes, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, in jeder Hinsicht hier unzulässig sei. — In dem „Worte über den Hirtenbrief des Bischofs Arnoldi" wird diesem die Untergrabung der christlichen sittlichen Ehe nachgewiesen und der mannhafte, ächt evangelische Armeebefehl des Königs von Preußen ihn gegenüber gestellt.

Der Aufsatz des berühmten Chemikers Dr. Schönlein: „über den Endzweck der Naturforschung und ihre materialistischen Verirrungen", weiset die Verkehrtheit der Naturforschung unserer Zeit nach, die in ihrer oberflächlichen Behandlung von Gott entfremde, in ihrer tieferen Beziehung das religiöse Bewußtsein fördere, obgleich sie nicht Quelle der religiösen Ideen sein könne. Verwandt damit sind die zwei Fragen in Hinsicht auf einen „Stein des Anstoßes unserer Gebildeten" und die Antwort des Prof. Schenkel in Heidelberg auf zwei Fragen, die Wunder in der Natur betreffend. — Die historischen Briefe an einen Sorglosen machen auf die Verluste aufmerksam, welche der Protestantismus in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland durch blutige Verfolgungen erlitten. — Die Worte des Hofpredigers Hoffmann in Berlin über römische und evangelische Missionen widerlegen die Behauptung, daß man umsonst nach einem protestantischen Blutzeuge frage und die Prahlereien der „historischen politischen Münchner Blätter" mit der großen Zahl katholischer Märtyrer.

Die ideale Einwirkung des Christenthums auf den Staat behandelt Dr. Böhmer als eine läuternde, erhellende und fortbildende; der Staat, welcher von der christlichen Religion geläutert, erhellt und fortgebildet wird, verdient das Ehrenprädicat eines christlichen. Männer der Gegenwart verwerfen den christlichen Staat und empfehlen dagegen den Humanitäts-Staat allein mit Unrecht. „Ueber die Kirche in ihrer Wechselwirkung mit den Nationalitäten" spricht auf eine anziehende und ideenreiche Weise Dr. J. P. Lange, indem er geschichtlich nachweiset, daß keine Nation sich rühmen kann in materieller Hinsicht etwas hinzugethan zu haben und hinzuthun zu können zu dem unendlichen Reichthum des Lebens Christi, des christlichen Princips und auch des Schatzes der innern Kirche, denn auch die begabteste habe keine Tiefe über die Tiefe, kein Feuer über das Feuer, keine Festigkeit über die Festigkeit der Kirche hinaus, vielmehr bedarf jede in ihrer Begabung der Erlösung und ihre Naturgabe kann auch in ihrer Heiligung nur zum Organ werden, welches die Gabe der Gnade und des Geistes Christi in eine Gnadengabe verwandelt; aber jede Nation wird mit ihrem Eintritt in die Kirche mit ihrer Gabe für diese zu einer neuen und besondern Anregung. Das geschah besonders durch den germanischen Geist, der sich in seinen reinen Grundformen, dem skandinavischen, deutschen, angelsächsischen, schweizerischen

Digitized by Google

und holländischen Germanien aber auch als Lebenselement mit dem germanischen Blute in den meisten romanischen Nationen findet und selbst das größte der slavischen Völker, das russische, groß gemacht habe. Man sagt zwar, der deutsche Geist sei zu identisch, unpraktisch, um sich zu staatsmännischer Größe zu erheben; indessen hat der germanische Waräger Rurik den Grund gelegt zu dem russischen Staate und besonders durch germanische Geistesmittel hat er sich erhalten bis er übermächtig geworden ist. Das größte Königreich Italiens, Neapel, ist eine normännisch-germanische Stiftung. Ein germanisches Haus herrscht in dem britischen Königreich über die größte Monarchie, der germanische Geist in Nord-Amerika über die größte Republik der Erde. Und dieser Geist ist in seiner allgemeinen Stellung zur Kirche nicht römisch-katholisch, ist nie römisch-katholisch gewesen und wird nie römisch-katholisch werden! Er ist seinem innern Wesen nach protestantisch. Keine Nation aber darf vergessen, daß sie nur eine von den Stämmen des geistlichen Volkes Gottes ist und der Ergänzung durch alle übrigen Stämme bedarf; mit ihrem eignen alten Menschen soll die Nationalkirche keine Geduld haben.

Interessant sind auch die „Reise-Eindrücke eines holländischen Protestanten in Belgien und Rheinpreußen" von de Groot, Prof. in Groningen. Er stellt dem äußeren Prunk und der inneren Leere der katholischen Kirche, die äußere Einfachheit und innere Kraft der protestantischen Kirche entgegen, und giebt die Ursachen an, warum die reinere Kirche die unreinere noch nicht überwältigt hat. — Außer diesen finden sich noch andere Aufsätze in diesem Hefte, welche mit der Hauptintendenz in nächster oder naher Verbindung stehen, z. B. die protestantischen kirchlichen Hülfsvereine in der Schweiz von Hagenbach in Basel, die religiösen Zustände in Frankreich; Köstlers Urtheil über Veränderungen alter Kirchenlieder von Dr. Geffcken — ob alt oder neu, darauf kommt es eigentlich gar nicht an, aber auf Lieder welche glaubenskräftig, kirchlich, begeisterungsvoll sind; darum unsere alten Kernlieder als Grundlage jedes Gesangbuches, jedoch ohne ihre Mängel und Härten in der Form, und ohne Ausschließung der neuen, wenn sie wirkliche Kern- und Kraftlieder sind. Schließlich erwähnen wir noch den Aufsatz: über die neueren Bearbeitungen der deutschen Literatur und Geschichte von Dr. Wackernagel und die ultramontanen Lebensbilder, und glauben damit den inneren Reichthum und die äußere Mannigfaltigkeit dargelegt zu haben, wodurch sich auch diese Hefte der Monatsschrift jedem Gebildeten, dem ein religiöses, kirchliches Interesse nicht mangelt, selbst am besten empfiehlt.

Dr. J. C. Kröger.

Neue illustrirte Zeitung. Neunter Band. Nr. 1—26. Verlag und verantwortliche Redaction der Expedition der Illustrirten Zeitung (Fr. Schäffer) in Stuttgart. — Druck der k. Hofdruckerei zu Guttenberg. — Holzstich aus der xylographischen Anstalt von Mauch. Folio.

Man soll sich nicht scheuen, seine Unwissenheit zu gestehen; daher nimmt auch der Berichterstatter keinen Anstand zu gestehen, daß er bisher diese, gegenwärtig schon zum neunten Bande gediehene Neue Stuttgarter illustrirte Zeitung nur dem Titel nach gekannt, und wenn sie ihm auf den Büchertischen zur Ansicht gekommen, ihr nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die ihm mitgetheilten vorliegenden 26 Nummern veranlaßten ihn jedoch nähere Bekanntschaft mit derselben zu machen, und er beeilt sich es öffentlich auszusprechen, daß ihm diese eine sehr erfreuliche gewesen ist.

Bei der Anzeige einer illustrirten Zeitschrift kann man, ohne Gefahr der Beschuldigung, über die Schale den Kern und das Innere zu vernachlässigen, mit den Illustrationen beginnen. Wir fühlten uns jedoch von dem gediegenen und die reichste Abwechslung darbietenden Inhalt so angezogen, daß wir zuerst seiner, dann der artistischen Ausschmückung gedenken müssen.

Neben mehreren größeren Aufsätzen, z. B.: Die Ungarinnen, Kriegs-Novelle von Karl Wöldner; Aus Litthauen, von Max Rosenheyn; die höhere Thierwelt des Uferenthales, ein Gemälde aus der schweizerischen Fauna von F. v. Tschudi; das Leben der Seidenraupe; der Lumpen-Peter, Erzählung von Hedwich Henrich; Artaléz, Erzählung aus dem Languedoc, von Clärs v. Glümer; Streifzug eines Schweizers durch Bayern, von J. C. Möricofer; eine Künstlertragödie in drei Sitzungen, unterz. Dr. Lic.; Unter die Grimsel, Reisenovellette von August Hitzschold, u. s. w. bringen die Blätter einen ansehnlichen Vorrath kürzerer biographischer, naturwissenschaftlicher, geographisch-topographischer und scherzhafter Artikel; Gedichte; Buntes; Bücherschau; Räthsel, u. s. w. Namentlich sind die Personen, deren Biographien und Bildnisse geliefert werden, zweckmäßig und aus der Gegenwart gewählt: Thomas Carlyle; Eugenie von Montijo; Adolf Schoder; Mrs. Harriet Beecher-Stowe; Auber; der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich; Oersted; Carl Grunert; Hensel und Fanny Hensel, geb. Mendelssohn-Bartholdy; der Herzog von Brabant; Gustav zu Putlitz; Tieck; Commodore C. Perry; John James Audubon (der berühmte amerikanische Ornithologe, dessen Leben und Wirken im Jahrgange 1851 der illustrir. Zeitschr. dargestellt ist und über den sich interessante Notizen in Hrn. Vincent Nolte's, bei Perthes-Besser- und Mauke erschienenen Lebenserinnerungen: „Funfzig Jahre aus beiden Hemisphären" befinden); der Jesuitengeneral Peter Roothaan; Santa Anna. — In Nr. 13 ist ein Preis-Rebus aufgegeben, dessen richtige Lösung mit einem Jahresabonnement auf das „Kunst und Unterhaltungsblatt", ꝛc. belohnt wurde.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Illustrationen, die so zahlreich (— an 200 —) sind, daß sie keinen geringen Raum in Anspruch nehmen! Natürlich sind sie theilweise Erläuterungen des Textes und namentlich unter diesen treffen wie recht gelungene Arbeiten an; theilweise haben sie, vorzüglich die komischen und Caricaturbilder Veranlassung zu den sie begleitenden Textesworten gegeben. Als Beispiel führen wir an: Thiergruppe; die Kiensburg in Schlesien; russische Fuhrwerke; zum Lumpen-Peter; zur Geschichte der ersten Menschen, Negermythe; chinesischer Stier; Kampf zweier Geier um eine Kriechente; zur Künstlertragödie; Beiträge zur Tischverrücktheit unserer Tage; 20 Bartstudien, höchst ergötzlich, besonders: Stolz will ich den Spanier seh'n! Selbstbewußte Genialität. — Ein Urwald. — In Rußland gewesen. — Ein rauher Krieger in Civil. — Unrasirt — Rasirt; Urform des Bartes.

Digitized by Google

Der ungemein billige Preis (2 Rthl. 20 Sgr. der Jahrgang) erleichtert die sehr zu empfehlende Erwerbung. H.

Groß-Borne. Idyllen-Novelle von Ernst Fritze. (A. m. d. Tit.: Lese-Zirkel für höhere deutsche Belletristik. Achter Band.) Breslau. Verlag von Johann Urban Kern. 1853. 217 Seiten. 8.

Bei der Anzeige dieses achten Bandes des „Lese-Zirkels für höhere deutsche Belletristik", veranlaßt uns gleich der Titel seines Bestandtheils zu einigen Betrachtungen; der Name: Idyllen-Novelle mußte uns auffallen; eine Idylle, die ein inneres Leben, ein Gefühlsleben schildert, soll uns im Gewande einer Novelle geboten werden, in der leichten Erzählungsart, die selten idyllische Gedanken aufkeimen läßt. Die Darstellung selbst ist auch nicht eigentlich im Novellenstile gehalten und sollte die nähere Bezeichnung „Novelle" auf dem Titelblatte wol nur andeuten, daß die „Idylle" nicht in gebundener Redeform abgefaßt sei.

Ehe wir zu dem Buche selbst übergehen, müssen wir noch bemerken, das ein Werk, welches den Namen „Idylle" führt, nicht in die Kathegorie der gewöhnlichen belletristischen Lectüre zu stellen ist. Wir möchten es höher stellen, des geistigen Aufschwunges wegen, der dem Schriftsteller eigen sein muß, um sich daran zu wagen; aber auch der Leser, um es richtig beurtheilen und genießen zu können, darf nicht in seiner alltäglichen Stimmung zu einem solchen Buche greifen, sondern muß sich auf einer der, des Idyllen-Dichters parallelen Geisteshöhe befinden.

„Groß-Borne" bietet uns zwei Charaktere, zwei Geschwisterkinder, die interessant, scharf und dennoch naturgemäß durchgeführt sind. Diese Gestalten schlängeln sich hindurch durch die romantische Expesition, ohne dem idyllischen Gewebe zu schaden, ohne von ihrer Individualität zu verlieren. Wahrhaft schön ist eine Scene mit einer kleinen Pflanze geschildert, die durch ihre Einwirkung auf die Heldin, deren Sinn beschäftigt und von hoher Bedeutung für ihr ganzes Leben wird. Eine andere Episode, in welcher ein Spaziergang zur nächtlichen Stunde im Walde erzählt ist, zeugt von dem reichen dichterischen Gefühl des Verfassers; die Scene ist ungemein reizend und natürlich beschrieben. C.

Die Schleswig-Holsteinische Literatur. Verzeichniss der seit Erlass des „Offenen Briefes" 1846 bis Ende 1852 erschienenen die Herzogthümer und ihren jüngst geführten Krieg betreffenden oder mitberührenden Bücher, Karten u. s. w. von H. F. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn 1853 (IV und) 40 Seiten. Gr. 8.

Bibliographische Arbeiten, wie die vorliegende, sind schätzbare Gaben, die namentlich bei künftiger Beschäftigung mit dem Gegenstande erst ihren Werth und ihren Nutzen bewähren. Sie scheinen leicht herzustellen, in der That jedoch, wenn möglichste Vollständigkeit erreicht werden soll, geht es damit nicht so rasch wie man glaubt. — Das Verzeichniß ist zur bequemen Uebersicht in folgender Weise geordnet: A. Bücher rc. 1. Das Land, seine Bewohner und deren Nationalität und Sprache, — Ansichten von Gegenden, Orten rc. 2. Geschichte. — Staats- und Erbrecht. — Politik. 3. Actenstücke (Adressen). — Verhandlungen der Landesvertreter. 4. Der Krieg und die Armee (1848—51). — Schlachten-Bilder. — Waffenstillstand. — Abzuschließender Friede. 5. Gesetzgebung und Verwaltung. — Zollverhältnisse. — Statistik. 6. Belletristik (Gedichte). — Jugendschriften. — Curiosa. 7. Portraits (Auswahl). 8. Vermischtes. B. Karten und Pläne. — Die Bücher jeder Abtheilung sind alphabetisch geordnet.

Unsere Commerz-Bibliothek besitzt noch eine kleine Anzahl in dem Verzeichnisse nicht aufgeführter Schriften, von denen einige übrigens wol überall nicht oder wenigstens nicht in den deutschen Buchhandel gekommen sind. Ihre Aufzählung würde hier jedoch nicht am geeigneten Orte sein. H.

Miscellen.

In der neuen Ausgabe von Herrn Roorbach's Bibliotheca Americana, deren Inhalt und Einrichtung nächstens besprochen werden soll, sind die folgenden, im amerikanischen Buchhandel von 1820—1852 erschienenen Uebersetzungen von Werken Goethe's, Schiller's und Zschokke's verzeichnet:

1. Goethe. — Autobiography, by Park Godwin. Conservations, transl. by S. M. Fuller. Egmont. Essays on Art, transl. by A. Hayward. Goetz v. Berlichingen. Iphigenia in Tauris, transl. by G. J. Adler. Memoirs. Sorrows of Werther. Wilhelm Meister's Apprenticeship and Travels, 2 Vols. Goethe and Schiller, Correspondence. — Select minor poems.

2. Schiller. — Aesthetic Prose Letters and Essays, transl. by J. Weiss. Homage of the Arts, transl. by C. T. Brooks. History of the Revolt of the Netherlands. History of the Thirty Year's War. Maid of Orleans. Wallenstein's Camp., transl. by George Moir. William Tell. Life and Poems, by E. Bulwer Lytton. Life, by T. Carlyle.

3. Zschokke. — Galley Slave Goldmaker's Village. Hours of Meditation and Reflection. Hortensia. Incidents of Social Life. Journal of a Poor Vicar. The Creole. The Prime Minister. Tales, by Pa k Godwin. Veronika. H.

Man berechnet, daß Frankreich 2 Millionen Hectaren oder 800,000 Acker Landes auf den Weinbau verwendet. Der Durchschnittsertrag hievon beläuft sich auf 40 Millionen Hectolitres Wein, im Werthe von circa 500 Millionen Franken. Ungefähr 2 Millionen Hectolitres werden ausgeführt, was an Transportkosten zur See, per Eisenbahnen, Canälen und auf gewöhnlichen Wegen einen Umsatz von mindestens 30 Millionen jährlich zuwege bringt. Die Octroi-Gefälle für die Gemeinden betragen ungefähr 80 Millionen, und die Abgaben an den Staat bringen dem Schatze jährlich gegen 120 Millionen ein.

Gedruckt bei A. J. M. Kümmel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 87. Sonnabend, den 29. October. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Aus meiner Liedermappe. Von J. G. F. ..... Seite 677
Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen (Beschluß).... „ 678
Die griechische Handelsmarine ..... „ 682
Literatur:
Afraya. Roman von Theodor Mügge..... „ 682
Kaiser Ludwig der Bayer und die treue Stadt Augsburg.... „ 683
Das russische Reich seit dem Wiener Congreß ..... „ 683

Aus meiner Liedermappe.

I. Vorwort.

O wehte doch in diesen Zeilen
Der Geist, der mich zur Laute trieb —
Zu tausend Herzen würde eilen,
Was ich begeistert niederschrieb!

Was lang in voller Brust gegohren,
Was ich im Leben klar geschaut,
Das lebt im Liede neugeboren
Und davon soll es zeugen laut.

Die Schrift behauptet: Was tiefsinnen
Gekeimt und sproßt aus Herzensgrund,
Das weiß auch Herzen zu gewinnen
Und findet stets beredten Mund.

So möge denn mein Gruß im Liede
Zum Volke tönen mit Vertrau'n;
Empfangt den Gruß, den ich Euch biete,
Ihr deutsche Männer, deutsche Frau'n!

II. Zur Selbsterkenntniß.

Ob einsam ich des Weges,
Ob im Gewühl' ich geh':
Mein Innerstes durchzittert
Ein unnennbares Weh.

Es ist ein Gluthverlangen
Nach Wahrheit unbedingt,
Ein Suchen nach mir selber,
Das rastlos wiederklingt.

Noch hor' ich jener Stunde,
Die mich zu Thaten lenkt,
Die Klarheit mir und Liebe
Und Frieden dem Herzen schenkt.

III. Sehnsucht.

Auf dem Berge steht ein Mädchen,
Schaut hinab ins grüne Thal;
In der Ferne den Geliebten
Grüßet sie vieltausendmal.

Digitized by Google

Sinnend schweift ihr schönes Auge
Ueber die Gefilde weit;
Ob's auch keine Thräne netzet,
Tief im Herzen sitzt das Leid.

Trotz der Sehnsucht und des Leides
Strahlt ihr Blick auch freudiglicht;
Denn aus der Erinn'rung blühen
Seligkeitsvergißmeinnicht!

IV. Die Weihe.

Wer an Elisens weicher Brust
In treuer Liebe ruht,
Den sprech' ich aller Sünden los,
Der ist vom Herzen gut.

Dem soll der Himmel offen stehn
In ihrem Angesicht,
Aus dem, wie milder Sternenglanz
Der Glanz der Seele bricht.

Es strömt' aus meiner Priesterhand
Der Segen auf sein Haupt!
Geschrieben steht: Beseligt wird,
Wer Dichterworten glaubt!

V. An Elise.

Du ahnest nicht, wie stolz ich bin:
Es thront ein Gott in meiner Brust,
Nach hehren Dingen steht mein Sinn,
In meinen Adern glüht die Lust.

Was Du gesehen, ist nur Schein,
Der glänzend nicht vor Augen liegt;
Nicht ewig wird verborgen sein,
Was kühn in meinem Geist sich wiegt.

In Demuth beug ich nur vor Dir
Den stolzen Sinn, vielgeliebte Maid;
Aus Deines Wesens holder Zier
Quillt meine ganze Seligkeit.

VI. Zum Abschied.

Wenn diese kleinen Lieder
Einst offen vor Dir liegen,
Dann mag ein hold Erröthen
Dein Antlitz überfliegen.

Was liebend ich gelitten,
Wirst Du verzeichnet lesen,
Mit Schmerzensglast erkennen,
Wie gut ich Dir gewesen.

Vielleicht mit einer Thräne
Im Auge wirst Du klagen,
Daß ich so still die Liebe
In meiner Brust getragen.

O laß dann, meingedenkend,
Dein Auge hier verweilen
Und lies, geliebtes Mädchen,
Lebwohl! in diesen Zeilen!

J. G. F.

Die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den englischen Capitain M'Clure, nebst neueren Nachrichten über die nach dem Polarmeer ausgesandten Expeditionen.

(Beschluß)

Die Gegenwart von ein Hundert Hunden, mit spitzen Ohren, langem Haar und einer buschigten Ruthe, zeigte mir die Nähe der Wohnungen der Eskimos an; ich würde mich aber sicherlich nicht unter sie gewagt haben, wenn ich nicht einen Führer bei mir gehabt hätte, der diese wildaussehenden Thiere durch seine barsche Sprache und insbesondere durch seine Peitsche in einer respectvollen Entfernung hielt. Feige und boshaft, gleich dem Wolfe, mit dem sie eine entschiedene Abkunftsähnlichkeit haben, sind diese Hunde den Eskimos, die sie vor ihre Schlitten spannen und weite Strecken auf dem Eise mit ihnen zurücklegen, doch unentbehrlich. Das Rennthier, obwohl sehr häufig auf Grönland, kann dort jedoch nicht, wie in Lappland, zum Hausthier gemacht werden, wegen der Schwierigkeit, während des Winters die erforderliche vegetabilische Nahrung herbei zu schaffen, während der Hund sich gleich seinem Herrn von dem Fleische des Seehundes und anderer Thiere nähret, die in der Regel das ganze Jahr hindurch zu haben sind. Er bekömmt überdem nur dann sein Futter, wenn er in Thätigkeit gesetzt wird, daher die Eskimos ihre häutene Pirogen oder Kähne hoch an Pfählen aufhängen, um dieselben vor der Gefräßigkeit ihrer Hunde zu schützen.

Ich bat meinen Begleiter, mir den Zutritt zu einer der Hütten auszuwirken, nachdem ich gesehen hatte, daß sie alle einander ähnlich waren und wie kleine Hügel aussahen, gegen scharfe Winde durch Schmutzhaufen gesichert, die sich nicht wohl näher bezeichnen lassen. Als mir die erbetene Erlaubniß gegeben worden war, machte ich mehrere Male die Runde um einen dieser Hügelchen, ohne den Eingang dazu zu finden. Währenddem wurde mir von Innen heraus „Tchaimo, tchaimo!" d. h. guten Tag, guten Tag! zugerufen, aber ich mußte erst durch meinen Führer darauf aufmerksam gemacht

Digitized by Google

werden, daß eine zwei Fuß hohe Oeffnung, die ich für einen Hundestall gehalten hatte, die Thüre vorstellte.

Bei dem lauwarmen und übelriechenden Dunst, der mir entgegenschlug, fühlte ich mich in meinem Entschlusse wankend gemacht; doch gelangte ich in's Innere, nachdem ich auf Händen und Füßen kriechend mich durch den schmalen Eingang, eine Art Abzugscanal mit feuchten Wänden, der Boden kothig von verschüttetem Thran, sechs Fuß weit durchgewunden hatte. Ich hatte geglaubt, durch die vielen Beschreibungen, die ich über diese elenden Hütten gelesen hatte, auf Alles vorbereitet zu sein, doch hatte ich mir das Schauspiel, welches sich meinen Blicken darbot, und das ich nie vergessen werde, nicht denken können. Eine steinerne Einhägung, mit einer Schichte Erde belegt, bildet den Hauptbestand dieser Thierställe. Zu beiden Seiten der als Thüre dienenden Oeffnung befindet sich ein aus Wallfischrippen gebildetes Gitterwerk, und ausgespannte Riemen, mit Häuten belegt, vertreten die Stelle von Betten und Tischen. In der Mitte und am Boden lag ein aufgeschnittener Seehund, der seines Fettes oder Thranes schon beraubt worden war, über dessen blutigem Fleische sich aber in Thran gewälzte kleine Rangen hergemacht hatten, die beim Anblick eines Fremden schreiend davon liefen. In einem Winkel saß eine alte Frau mit losem ergrauten Haar, beschäftigt, Häute zusammen zu nähen, wobei sie mit Händen und Füßen handthierte. Die so abstoßende Magerkeit der rußschwarzen Racen ließ ihre krankhaften und durch den steten Gebrauch eines künstlichen Lichtes gerötheten Augen nur noch mehr zu Gesicht kommen; es war, als ob man eine Macbeth'sche Hexe vor sich sähe. Neben ihr lag ihr Sohn, der Herr vom Hause hingestreckt, der sich bald aufrichtete, um mich zu empfangen. Im Hintergrunde stillte eine fast nackte junge Frau ihr nacktes Kind, das sie mit der einen Hand hielt, während sie mit der anderen hastig nach ihren aus Häuten bestehenden Kleidungsstücken griff. Harpune, Fischlanzen und aufgerollte Häute hingen an den Wänden oder waren schräge inmitten von Rudern jeglicher Art aufgestellt; zwei mit Thran gefüllte Lampen hatten den Doppelzweck, die Wohnung zu erleuchten und zu erwärmen, während sie auch zur Bereitung der Speisen dienten. Da der Eingang, durch welchen ich meinen Einzug gehalten hatte, sich fast unten am Boden befand, so stieg die warme Luft zu der oberen Region der Hütte hinauf, ohne sich zu erneuern. Eine Oeffnung, mit einem aus den Därmen des Seehundes bereiteten dünnen Pergament überzogen, ließ durch ihre Durchsichtigkeit eine äußere Welt ahnen; da aber keine Oeffnung vorhanden war, durch welche die dumpfe Atmosphäre hätte entweichen können, so war mir, als ob ich ersticken sollte, indem zu gleicher Zeit die Augen, die Kehle und die Geruchsorgane affirirt wurden.

„Da ich inzwischen, gleich dem Taucher, der sich auf ein schweres Stück Arbeit vorbereitet, meine Neugier befriedigen wollte, so suchte ich, das möglichst bald zu bewerkstelligen und indem ich den Athem an mich hielt und meinen Ekel unterdrückte. Als mir zum Zeichen der Bewillkommnung, eine thranigte Hand dargeboten wurde, da beeilte ich mich, ein Taschentuch hervorzuholen, das ich als ein Geschenk darreichte, um dem wohlwollenden Händedruck auszuweichen, der mich bedrohte. Durch einige unbedeutende Geschenke habe ich mir diese armen Leute, die sich über meinen Widerwillen unstreitig sehr gewundert haben würden, wenn ihnen derselbe bekannt gewesen wäre, bald zu Freunden gemacht. Inzwischen beeilte ich mich, gleich nach befriedigter Neugier wieder in's Freie zu kommen, wobei ich die Frage an mich stellte, wie es nur möglich sei, daß menschliche Wesen in solch einer Lage leben könnten. Und doch leben sie nicht allein und pflanzen sich inmitten von Umständen fort, die sämmtlich darauf hinauslaufen, bei ihnen die thierische Seite des Lebens zu entwickeln, sondern sie haben, eben so wie wir, moralische Genüsse, Zuneigungen oder Abneigungen; sie kennen, eben so wie wir, glückliche oder widerwärtige Momente des Lebens; sie sind endlich, eben so wie wir, nach dem Bilde des Schöpfers geschaffen, und haben eine, vielleicht wirre Vorstellung von einer höchsten Gerechtigkeit, die, am jüngsten Tage, einen jeden nach seinen Werken behandeln wird. Wenn sie sich die Belohnung des Guten in der Austheilung gewisser, mehr oder minder sinnlicher Genüsse denken, so beweist das nur den geringen Grad von moralischer Entwickelung, zu dem sie gelangt sind; sie tragen jedoch schon durch den Glauben an ein künftiges Leben mindestens den Keim einer physischen und moralischen Besserung in sich, der allen Zweigen der großen menschlichen Familie gegeben ist.

Außerhalb der Hütten befinden sich die Schlitten und die Pirogen, die beide in dem Leben dieser Eskimos eine bedeutende Rolle spielen. Mit den ersteren suchen sie das Jagdterrain, die Oerte auf, von welchen sie wissen, daß es dort reichlich Moos und Flechten giebt, und mit den letzteren verfolgen sie den Seehund mitten im Eise. Die Jagd muß diesmal gut ausgefallen sein, denn ich sehe mehrere Schläuche mit röthlichem Inhalt aufgehängt, und höre, daß es die Eingeweide und Gedärme der Rennthiere sind, die man dergestalt mehrere Tage beizen läßt. Auch der Fischfang scheint sich belohnt zu haben, denn mehrere Fässer, um welchen her sich die Hunde beißen, um dieselben nach Außen zu belecken, zeugten von der Wohlhabenheit meines Freundes, des Eskimos. Es sind dieses seine Vorräthe von Seehunds- und Wallfischfleisch, und diese Vorsorglichkeit, die bei den sich selbst überlassenen Stämmen etwas Unerhörtes ist, ist keine der geringsten Eigenschaften, die diese sich durch den Umgang mit Europäern erworben haben. Alle Reisende beklagen in der That die verderbliche Sorglosigkeit der Bedauernswürdigen, die sie veranlaßt, die Früchte eines Fischfangs oder einer ergiebigen Jagd möglichst schnell zu verschlingen, und so die Zufälle der Zukunft dem materiellen Genusse des Augenblicks aufzuopfern. Deshalb sind denn die Eskimos, wenn sich die Eisschollen an allen Orten hoch aufthürmen, oder die Jagd schwierig wird, häufig gezwungen, mehrere Tage nach einander zu fasten, ja es werden zuweilen ganze Stämme durch Hungersnoth decimirt. Unter anderen jüngst eingesammelten und mir bekannten Fällen, hörte ich gestern von Herrn Kennedy, daß er auf der Küste von Labrador einen Greis angetroffen, der seine Frau und seine beiden Kinder, die auch Hungers gestorben waren, hatte verzehren müssen. Er war der einzige Ueberlebende von seinem Stamme, auch quälte er sich unablässig mit düstren Gedanken, und wenn man, aus Mitleid mit seinem Unglück, ihm Geschenke machte und mit Lebensmitteln versah, so brachte die Erinnerung an diejenigen, mit welchen er dieselben nicht mehr theilen konnte, seinen Gram zum Ausbruch und preßte ihm Thränen aus. Ihr armen Verwaheloßten der Natur, welch ein Fluch lastet denn auf euren Häuptern und verfolgt Euch von einer Generation zur andern?!

Digitized by Google

„In dem Augenblicke, wo ich mein Tagebuch in's Reine schreibe, entsinne ich mir, wie viel weniger intelligent und glücklich die Eskimos, welche wir späterhin in der Ponds-Bay angetroffen haben, als die von Uppernavick waren. Es freut mich deßhalb sehr, der Empfindelei entgegen treten zu können, welche so häufig die Wilden der verschiedenen Welttheile als Völkerschaften dargestellt hat, die von Natur gut wären, und die mit der Civilisation nur neue Untugenden hätten kennen lernen. Hier läßt sich mindestens der reelle Fortschritt nicht in Abrede stellen, den das Etablissement der mährischen Brüder im Labrador, die Dänen auf Grönland, und die Engländer in der Hudsonsbay zuwege gebracht haben. Das Kreuz, welches sich über der bescheidenen Kapelle dieser muthigen Colonisten erhebt, ist hier mindestens kein eitles Symbol; es hat überall, gleichzeitig mit der Hoffnung auf Erlösung, Licht und Leben verbreitet. Warum sträubt man sich denn so hartnäckig, in dieser Mischung oder dieser Absorbirung der niederen Racen durch die caukasische Race eine Maaßregel der Vorsehung zu sehen?"

Aber es wird Zeit, zu dem Bericht des Capitains Inglefield und den Details zurückzukehren, welche er der Admiralität über die Expeditionen so wie über die Entdeckungen des Investigators mittheilt:

„Und nun, mein Herr, bitte ich um die Erlaubniß, in summarischer Weise über die von den Forschungsgeschwadern gesammelten Thatbestände, zuvörderst aber über alles das zu berichten, was Sir Edward Belcher betrifft. Ueber seine Expedition weiß ich nur wenig zu sagen, außer daß er an einem Orte, im 76° 52' nördlicher Breite und im 97° westlicher Länge, in der Nähe der Oertlichkeit, welche gegenwärtig auf den Seecharten vom Wellington-Canal als das Cap Sir John Franklin's bezeichnet wird, überwintert hat, dem er den Namen Northumberland-Paß beigelegt. Ich habe durch den Capitain Pullen erfahren, daß auch nicht die kleinste Spur von der Expedition Sir John Franklin's gefunden worden ist, und daß Sir Edward Belcher die Absicht hatte, baldmöglichst nach der Insel Beechey zurückzukehren. Sie werden übrigens durch die Depeschen von Sir Edward eine ausführlichere Auskunft erhalten.

„Der Capitain Kellett hat den Winter auf den Inseln Dealy und Melville zugebracht. Er ist in Gefahr gewesen, sein Schiff in derselben Nacht zu verlieren, wo er von der Insel Beechey abgegangen war. Das Schiff war auf dem Cap Coldbourn gestrandet, und die anstürmenden Eisschollen hatten ihm sechszig Fuß von seiner Kielbekleidung abgerissen.

„Eure Herrlichkeiten werden sich erinnern, daß der Investigator zum letztenmal am 6. August 1850 gesehen worden war, wie er unter Leesegel nordöstlich steuerte. Er ist dann unter großen Schwierigkeiten um das Cap Barrow herumgefahren.

„In dem Fluße Colville, im 150° östlich, wurde der Investigator einige Tage aufgehalten. Ein schweres Wetter, dichter Nebel und widrige Winde waren hier jedoch eher vortheilhaft als nachtheilig, indem dadurch das Eis bei Seite gehalten wurde. Man erlangte mit der Nothwendigkeit, längs einer äußerst gekrümmten Küste zwischen der Eismasse durchzuloviren, die Mittel, den drohenden Gefahren auszuweichen. Am 26. August hatte man die Mündung des Mackenzie erreicht. Um diese Zeit dehnte sich die Eismasse ungefähr 90 Meilen weit aus. Am 30. kam der Investigator beim Cap Bathurst an.

„Da das Meer, als man sich beim Cap Parry befand, nach Norden offen war, so beschloß der Capitain M'Clure, bis zum Banks-Lande vorzudringen, und da wurde, als man noch ungefähr sechszig Meilen von diesem Cap entfernt war, eine unbekannte Küste entdeckt, die man Barings-Insel benannte. Zwischen dieser Insel und einer Küste durchfahrend, die Prinz Albert's-Land genannt worden ist, ist man zum 73ten Breitengrade gelangt, wo man aber vor Eis nicht weiter kommen konnte. Die Witterung hatte sich plötzlich verändert, und das Schiff hatte die Aussicht, den Winter inmitten der gesammten Eismasse, die es von allen Seiten umgab, zubringen zu müssen. Es gelang ihm jedoch, sich südlicher zu wenden, wonach man sodann im 72° 40' nördlicher Breite und 127° 30' östlicher Länge überwinterte.

„Die Sommer-Excursionen haben nicht das Resultat gegeben, welches der Hauptzweck der Expedition war, doch sind durch sie viele benachbarte Küsten entdeckt worden.

„Am 14 Juli 1851 brach das Eis auf und wurde der Investigator wieder frei. Man bemühte sich, nordwärts nach der Küste der Melville-Insel vorzudringen, stieß aber im 75° 35' nördlicher Breite und 115° östlicher Länge auf eine undurchdringliche Eismasse. Es war dieses die Durchfahrt, die der Capitain M'Clure durch die gemachten Herbstexcursionen als die nordwestliche erkannt hatte. Da wurde denn der Versuch gemacht, die südliche Küste der Barings-Insel zu tourniren, und nach Westen vorzudringen. Unter großer Gefahr für das Schiff gelang es, den 74° 6' nördlicher Breite und 170° 12' östlicher Länge zu erreichen. Hier wurde das Schiff, am 24. September 1851, auf's Neue wieder vom Eise eingeschlossen und ist seitdem nie wieder frei gekommen.

„Sein Bericht ist in dem Jahre nach dem Besuche M'Clintock's, zur Zeit der Expedition des Capitains Austien, im Winterhafen hinterlegt worden.

„Im Tagebuche des Capitains M'Clure wird zweier merkwürdiger Entdeckungen erwähnt: einer Menge kleiner vulkanischer Berge und eines versteinerten Waldes. Herr M'Clure erzählt auch, daß er in seinem Verkehr mit den Eingebornen nur ein einziges Mal unter Zeichen einer feindseligen Gesinnung empfangen worden ist. Als man beim Cap Warren, in der Nähe vom Mackenzie, an's Land gehen wollte, traten den Ankömmlingen ein Paar Eingeborne unter drohenden Gebehrden entgegen. Nachdem es unter vieler Mühe gelungen war, sie zu beschwichtigen, da erfuhr man von ihnen, daß der gesammte Stamm, mit Ausnahme des Häuptlings und seines kranken Sohnes beim Anblick des Schiffes die Flucht ergriffen hatte.

„Um dies Benehmen zu erklären, führten die Eingebornen an, sie hätten gefürchtet, daß das Schiff gekommen sei, um den Tod eines Weißen zu rächen, den sie vor einigen Jahren umgebracht hätten. Sie erzählten weiter, unter dem Beistande eines Dollmetschers, daß schon Weiße in einem Boote in ihr Land gekommen seien, sich dort eine Wohnung errichtet und eine Zeitlang daselbst zugebracht hätten. Zuletzt wäre einer der Europäer von den Eingebornen erschlagen worden, wonach die übrigen sich entfernt hätten, man wisse nicht wohin. Die Stätte, wo die Eingebornen ihr Opfer eingescharrt hatten, wurde von ihnen nachgewiesen. Ein dichter Nebel verhinderte den Capitain M'Clure, zu seinem Leidwesen aber, diese Oertlichkeit genauer zu untersuchen. Muthmaßlich werden Europäer, welche über

Digitized by Google

den Mackenzie zurück zu kehren den Versuch gemacht hatten, hier campirt haben.

„Ich habe Ewr. Herrlichkeiten nun nur noch zu berichten, daß der Capitain M'Clure eben sein Schiff hatte verlassen wollen, als zu gutem Glücke ein Officier vom Resolute bei ihm eintraf und der Capitain Kellett ihm seinen Wundarzt zuschickte, um den Gesundheitszustand seiner Mannschaft zu überwachen. Unter derselben waren nicht zwanzig Männer, die sich bewegen lassen wollten, noch einen Winter in den Polar-Regionen zuzubringen, auch äußerte der Capitain Kellett gegen Herrn M'Clure den Wunsch, daß er den Investigator verlassen möchte . . . . .

„Ich schließe diesen Bericht, indem ich Ewr. Herrlichkeiten noch die gefährliche Lage melde, in welcher sich der North-Star während des Winters befunden hat. Im vorigen Jahre, bald nach meiner Abfahrt in meiner Yacht Isabella von der Beechey-Insel, hat ein Windstoß, der auch mich in den Meerengen erfaßte, den North-Star auf den Strand geworfen, wo er bis zum Frühjahr liegen geblieben ist. Da haben wir ihn mit vielen Schwierigkeiten wieder flott gemacht.

„In Hinsicht auf die Naturgeschichte, können wir unsere Museen mit einer wichtigen Sammlung Mineralien bereichern. Bei tausend Exemplare sind auf den verschiedenen Theilen der Küsten von Grönland gesammelt worden. Auch Blumen, Pflanzen und Wurzeln bringen wir mit. Alle Crustaceen und andere Thiere, die wir bei unsern beschränkten Mitteln haben auftreiben können, sind durch die Naturforscher der Expedition bereitet worden.

„Es ist auch mit großer Sorgfalt ein meteorologisches Tagebuch geführt worden, so wie ein Verzeichniß der Ebbe- und Fluthzeiten, auch hat man eine Menge Beobachtungen über die Richtung, Inclination und die Stärke der Magnetnadel angestellt. Diesen verschiedenen Aufgaben hatten sich Herr Stanton und der unglückliche Bellot unterzogen, welch Letzteren Talent für diesen Theil der Wissenschaft sich durch die Menge von Documenten bekundet, die er hinterlassen hat. . . . ."

Die Depeschen der Capitains M'Clure und Kellett vervollständigen den Bericht des Herrn Inglefield. Der Capitain Kellett der den Herald befehligt, ist in den Polar-Regionen angekommen, als der Investigator sich eben in dem Eismeere umher tummelte. Er war über die unübersteiglichen Gefahren erschrecken, welchen sich Herr M'Clure und seine braven Seeleute aussetzten, und hatte, vermöge der Berechtigung, die ihm sein höherer Grad gab, den Capitain des Investigators zurückrufen wollen. Herr M'Clure antwortete aber darauf ganz einfach, daß er auf seine eigne Gefahr weiter gehen wolle. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß es gerade demselben Capitain Kellett verstattet gewesen ist, in den letzten Tagen des Februars 1852 dem Investigator von der anderen Seite des Pols zu Hülfe zu kommen. Der Capitain M'Clure hatte nicht einen einzigen Mann von seinen Leuten verloren, sie waren aber alle dem Verhungern nahe. Seit dem October 1851 waren sie auf ⅔ ihrer Brodration und auf ½ ℔ Fleisch des Tages reducirt worden, und dieses in einem Klima, wo, wie es in einer der Depeschen heißt, jeder Seemann ganz gewöhnlich 4 ℔ Ochsenfleisch hätte verzehren können.

Herr M'Clure selber hat in einer vom 10. April 1853 datirten Depesche die Resultate seiner Expedition folgendermaßen angegeben:

„Welches auch das Ende dieser langen, jedoch nicht unnützen Fahrt sein mag, hoffe ich, daß Sie die Güte haben werden, dem Admiralitätsrathe die Versicherung zu geben, daß ich in all mein Thun von Dem habe leiten lassen, was ich als meine Pflicht angesehen habe, indem ich das Ziel der Expedition bis an's Ende verfolgte; und wenn es mir gleich nicht gelungen ist, über das Schicksal unserer Landsleute Aufschluß zu erhalten, hoffe ich doch daß die geleisteten Dienste: das Bahnen einer weiten Strecke Weges; die Entdeckung einer großen Landesstrecke, zum Theil von einem bis dahin unbekannt gebliebenen schlichten Urvolke bewohnt, und vor Allem die genaue Kunde von der Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in das stille Meer, an welcher seit Jahrhunderten das ganze maritime Europa in dem Grade gescheitert ist, daß man ihr Dasein für eine Fabel gehalten hat — interessant und wichtig genug werden gehalten werden, um bei Ihren Herrlichkeiten eine günstige Anerkennung zu finden.

Seit der Bekanntwerdung der Depesche des Herrn M'Clure hat man in England fast alle Hoffnung aufgegeben, noch eine Spur von Sir John Franklin aufzufinden. Als derselbe sein letztes Winterlager verlassen hatte, hat all sein Tichten und Trachten darauf gerichtet sein müssen, die Instructionen der Admiralität zu vollführen. Man scheint in England die Ueberzeugung zu haben, daß ein Offizier, der einen so hohen Begriff von seiner Pflicht hatte, seiner Aufgabe nur vor Hindernissen entsagen konnte, die als unüberwindlich erschienen, und daß er in diesem Falle auf der Insel Beechey oder anderswo eine Kunde über die Richtung hinterlassen haben würde, die er einzuhalten zweckmäßig gefunden hätte. Da der Capitain M'Clure zwischen der Behringsstraße und dem Punkte, von wo aus er seine Depeschen geschrieben, kein Zeichen gefunden hat, woraus er hätte erkennen oder selbst nur ahnen können, was aus dem Erebus und dem Terror geworden ist, so hält es schwer, nicht zu glauben, daß Sir John Franklin und die muthigen Seeleute, die unter seinem Befehl standen, den Tod in den Tiefen des Eismeeres werden gefunden haben.

Inmitten der endlosen Gefahren dieses furchtbaren Eismeeres hat Herr M'Clure so zu sagen mit einer bewundernswürdigen Kaltblütigkeit Position genommen. „Der Platz ist vortrefflich," schreibt er an die Admiralität, und setzt dann hinzu: „Es ist meine Absicht, in dieser Saison, wenn es mir möglich „ist, nach England zurückzukehren und Melville so wie den „Leopoldshafen anzulaufen; sollten Sie aber nichts mehr von „mir zu hören bekommen, so werden wir wahrscheinlich in das „Polareis oder westwärts der Insel Melville fortgerissen worden „sein. In dem einen wie in dem anderen Falle würde jeder „Versuch, uns helfen zu wollen, das Unglück nur vergrößern, „denn jedes Schiff, das sich in diese Regionen hinein wagt, „wird unvermeidlich zermalmt. Ein Depôt von Lebensmitteln, „oder ein Schiff in einem Zufluchtshafen, das ist das Beste, was „in diesem Falle für die Ueberlebenden geschehen kann."

Man muß in der That den überlegten Muth bewundern, der sich in voraus auf die Eventualität eines bösen Ausgangs gefaßt macht. Als Herr Clure seine Depesche geschrieben, da hatte er schon einen Theil der Gefahren bestanden, vor welchen mehrere Seefahrer, die vor ihm die Nordwest-Passage gesucht hatten, zurückgeschreckt waren. In dem vorigen Jahrhundert sah ein Capitain Wood sich durch Eisfelder aufgehalten, die

Digitized by Google

eine Art von Continent bildeten. Ein anderer Seemann, der Capitain Souter, wurde durch Eisschollen, die sich gelöst hatten und die ihm den Rückweg versperrt haben würden, wenn er länger geblieben wäre, zurückgescheucht. Die von uns angeführten Zeilen des Herrn M'Clure liefern den Beweis, daß er nicht daran denkt, zurückzugehen, sondern daß er vorwärts will. Er hat im voraus angegeben, in welcher Weise man ihm im Fall des Mißlingens zu Hülfe kommen soll, und ist nur darauf bedacht, seinem Lande nutzlose Expeditionen und Opfer zu ersparen.

Die griechische Handelsmarine.

(Mitgetheilt von Herrn Justizrath Dr. Kind in Leipzig.)

In der seit einiger Zeit in Athen erscheinenden gehaltreichen und besonders wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Zeitschrift *Ἡ νέα Πανδώρα*, (die neue Pandora) 1853, April, befand sich ein vielfach interessanter Aufsatz über die griechische Handelsmarine, dessen Verfasser dabei im Wesentlichen die Mittheilungen des Marineministeriums benutzt hat. Wir heben aus diesem Aufsatze den hauptsächlichsten Inhalt in Folgendem aus. Vom Jahre 1838—50 hatte die griechische Handelsmarine einen bedeutenden Aufschwung genommen; dagegen war 1851 eine Verminderung um 9000 Tonnen und 1852 eine anderweitige Abnahme des Bestandes der Handelsmarine Griechenlands eingetreten. Zu den allgemeinen Ursachen dieser zunehmenden Verminderung waren besondere hinzugetreten, nämlich theils die Stürme des vorausgegangenen Winters, theils die unbegreifliche Verordnung der französischen Regierung, die den Assecuranzgesellschaften untersagte, die auf griechischen Schiffen befindlichen Waaren zu versichern. Dagegen war die griechische Regierung bemüht gewesen, nach Kräften dem griechischen Handel zur See aufzuhelfen, und es war zu diesem Zwecke namentlich eine Vorschußbank zu mäßigem Zinsfuße errichtet worden. Die Verminderung der Schiffahrt hatte natürlich auch auf den Stand der Schiffswerfte nachtheilig eingewirkt; während früher auf dem Werfte der Insel Syra jährlich Millionen Drachmen verausgabt worden waren, waren dort im Jahre 1852 nur 49 Schiffe zu 3675 Tonnen gebaut und aus 575,000 Drachmen verausgabt worden. Zu Anfange des gegenwärtigen Jahres waren andere 25 Schiffe im Bau begriffen. Die Hafenverwaltung zerfällt in Griechenland in vier Abtheilungen, und die griechischen Schiffe selbst werden nach zwei Classen unterschieden, von denen die erste die Schiffe zu 30 Tonnen und weniger, die zweite dagegen diejenigen Schiffe begreift, welche mehr Tonnen enthalten. Ende 1851 hatte die griechische Handelsmarine 4327 Schiffe zu 257,093 Tonnen und mit 27,566 Matrosen*) gezählt, dagegen Ende 1852 aus 4230 Schiffe zu 247,751 Tonnen und mit 27,372 Matrosen, folglich an Schiffen 97, an Tonnenzahl 9342 und an Matrosen 194 weniger als 1851. In einer dem angezogenen Aufsatze beigefügten, sehr genauen Tabelle über den Zustand der griechischen Handelsmarine werden aufgeführt: Hydra mit 553 Schiffen, Piräeus mit 365, Spetzia mit 497, Poros mit 178, Nauplia mit 69, Koron mit 366, Syra mit 568, Mykonos mit 55, Andros mit 107, Santorin mit 200, Milos mit 83, Skiathos mit 106, Chalkis mit 163, Skopelos mit 114, Amaliopolis mit 78, Kame mit 84, Missolonghi mit 132, Patras mit 108, Galaxidi mit 288, Pylos mit 48, Kalamata mit 61, Kyllene mit 7; zusammen 4230 Schiffe.

Wir entnehmen der angeführten Zeitschrift noch Folgendes zur Vervollständigung des Mitgetheilten und zugleich zu weiteren fruchtbaren Vergleichungen, die sich von selbst daran knüpfen und die um so wichtiger sind, da die Schiffahrt nebst dem Handel und der Kultur der Wissenschaften als die vornehmsten Kundgebungen des Lebens, des Fortschrittes und der geistigen und materiellen Entwickelung des griechischen Volkes unserer Tage gelten müssen, und da in gewisser Hinsicht wieder die Schiffahrt die erste Stelle hierbei einnimmt. Als die beiden Zeitpunkte, von denen es sich bei dieser Vergleichung handelt, sind das Jahr 1821, in welchem die griechische Revolution ausbrach, und das Jahr 1852 angenommen, und aus einem jedem ist für nachfolgende Hafen- und Seestädte und für die Inseln, insofern sie 1821 schon bestanden und Schiffe besaßen, die Zahl der Tonnen der Schiffe einer jeden Stadt und Insel angegeben:

	1821	1852	
Hydra	27492	19177	Tonnen.
Piräeus	—	11745	„
Spetzia	15797	38699	„
Poros	500	2604	„
Nauplia	—	1542	„
Koron	—	5777	„
Syra	870	83501	„
Mykonos	2200	3436	„
Andros	2100	7980	„
Santorin	5000	14755	„
Milos	140	2203	„
Skyathos	1000	5499	„
Chalkis	500	3447	„
Skopelos	—	6231	„
Amaliopolis	—	4847	„
Kame	500	2568	„
Missolonghi	350	1486	„
Patras	3600	2926	„
Galaxidi	1400	28950	„
Pylos	—	293	„
Kalamata	—	449	„
Kyllene	—	86	„
	61449	247661	Tonnen.

*) Früher hatten die Matrosen der griechischen Handelsmarine die Zahl von 30,000 erreicht.

Afraya. Roman von Theodor Mügge.

Wir haben die zweite bis vierte Lieferung dieses Romans, mit welchem die im Verlage von Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt a. M. erscheinende, in Nr. 77 d. Blätter besprochene „Deutsche Bibliothek" eröffnet ist, mit steigender Theilnahme

Digitized by Google

griffen und machen auf denselben, als eine der vorzüglichsten Leistungen des Verfassers unsere Leser und Leserinnen aufmerksam. Treue Schilderung des nordischen Lebens und Treibens vor etwa 100 Jahren, nordische Naturscenen, gelungene Zeichnung der Charaktere, frische, lebendige Darstellung, dies Alles findet sich hier in der anziehendsten Weise vereinigt. Hoffentlich können wir bald über die Fortsetzung und Vollendung des Romans (der eigentlich mehr als Roman, ein großes umfassendes Sittengemälde, ist) berichten.

Kaiser Ludwig der Bayer und die treue Stadt Augsburg. Mit einer Auswahl der wichtigsten, noch ungedruckten Urkunden. Mitgetheilt von Theodor Herberger, Archivar der Stadt Augsburg. (Augsburg, F. Butsch. 45 Seiten. 4.)

„Die Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayers", heißt es im Beginn der Mittheilung, „waren für die freie Reichsstadt Augsburg Zeiten großer Erhebung und Bereicherung. Die Geschichte der Stadt in jenen Tagen ist eine vielfach erfreuliche und denkwürdige. Nichts tritt aber aus derselben so bestimmt hervor, als die unerschütterliche Treue, mit welcher die Stadt an dem Kaiser hing. In all den stürmischen Gefahren, die ihm drohten, leistete sie ihm Beistand und unermüdet war sie thätig, ihm die Opfer zu bringen, die einen großen Antheil an dem Siege hatten, welcher diesen edle Kaiser über seine Gegner endlich zu erringen wußte. Der Lohn dieser Treue war eine unverbrüchliche Liebe und die Erkenntlichkeit, mit welcher der Kaiser bis an sein Lebensende für die Stadt erfüllt blieb. Als ein kleines Ehrendenkmal für jene aufopfernde Treue und diese erkenntliche Liebe möge die Mittheilung der nachfolgenden Urkunden betrachtet werden, in denen das Zeugniß für diese großen Tugenden niedergelegt ist." —

Es folgt dann bis Seite 10 eine kurze Geschichte Augsburgs, in so fern sie dessen Verhältniß zum Kaiser Ludwig betrifft, als Einleitung. Der Verfasser hat in den Noten die zum Beleg dienenden Stellen aus Geschichtswerken und eine große Anzahl von Urkunden citirt. Mehrere der letzteren sind enthalten in Johann Elias Leopold Herworts, des inneren Raths und Steuermeisters: „Sammlung der wichtigsten Urkunden der Reichsstadt Augsburg, und die darin gelegenen Stifter und Klöster betreffend", 9 Bände in Folio, zu welchen der thätige Paul von Stetten der Jüngere 8 Bände Nachträge lieferte. Für die ganze Sammlung sind vortreffliche Register angelegt, und zu den ältesten Urkunden, bis zum Jahre 1330, hat Herwart einen Commentar geliefert, der von großen historischen, juristischen und sprachlichen Kenntnissen zeugt. (Note 6.)

Wenn Augsburg in den Kämpfen, die Ludwig der Bayer zu bestehen hatte, ihm, urkundlich bestätigte oder doch wahrscheinliche Hilfe, namentlich auch mit bedeutenden Geldsummen leistete und, während andere Städte zu dem Herzog Leopold von Oesterreich hielten, ihm die treueste Anhänglichkeit bewies, so empfing die Stadt dafür von ihm auch manche Privilegien, z. B. daß ihre Bürger mit keiner Klage vor fremde Gerichte gezogen werden dürften, auch nicht in Betreff der Güter, die in fremden Gebieten lagen; daß sie vom Reiche nie veräußert werden durften; daß die Bürger gleich Reichsministerialen mit dem Adel zu Gerichte sitzen und Recht sprechen konnten u. dgl. Er förderte und sicherte den Handel und Verkehr, wo er gefährdet war. — Oft hielt er sich in Augsburg auf; dem Magister Ulrich Hofmayer von Augsburg, der viele Jahre hindurch einer seiner obersten Rathgeber, sein Kanzler, Geheimschreiber und Protonotar, betraute er mit den wichtigsten Sendungen, so z. B. nach Avignon an den Papst Johann XXII., und an die Päpste Benedict XII. und Clemens VI. Zur Belohnung für seine Dienste wies ihm der Kaiser bisweilen die Reichssteuer der Stadt an.

Die Zahl der gelieferten Urkunden (27. October 1303 — 22. Oct. 1347), von denen einige eine allgemeinere Bedeutung haben (die drei Landfrieden, 4. Oct. 1330, 5. Dec. 1331, 10. Juni 1333), beträgt 46. (S. 11 — 45.) Es sind solche, die bisher entweder gar nicht, oder sehr fehlerhaft gedruckt waren; diejenigen, welche von geringerem Interesse und nicht von Ludwig dem Bayer selbst gegeben sind, sondern nur auf ihn oder sein Verhältniß zur Stadt Bezug haben, werden in Regestenform mitgetheilt (10, 11, 12, 14, 17, 18, 23, 31, 33, 53). Die Urkunden sind entweder nach den Originalen im Augsburger Archive, oder nach den Copien der oben erwähnten Herwart'schen Sammlung abgedruckt.

Herrn Archivar Herberger's Schrift ist ein schätzbarer Beitrag zu den größeren deutschen Urkundensammlungen, zur Geschichte des Kaisers Ludwig und der Stadt Augsburg; möge seine amtliche Stellung, die er zu wissenschaftlichen Leistungen so fleißig und umsichtig zu benutzen sich angelegen sein läßt, ihm noch oft Veranlassung geben, uns mit ähnlichen Mittheilungen zu erfreuen.

H.

Das Russische Reich seit dem Wiener Congreß. Aus dem Französischen des Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait Kaiser Nikolaus I. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck. 1853. VIII und 251 Seiten. 8.

„Merkwürdig genug ist das russische Volk und seine Regierung fast immer falsch beurtheilt worden. Bald hat man ihren Charakter, ihre Tendenzen, ihre Kräfte und ihre Actionsmittel über alles Maaß heruntergesetzt; bald hat man sie über alle Wirklichkeit übertrieben und an die Stelle der Verläumdung ist Schmeichelei getreten. Es wird Zeit, daß die Wahrheit an's Licht kommt, und wir wollen ihr gewissenhaft nachforschen, indem wir uns auf die Bewegung der historischen Thatsachen und der politischen Ideen in Rußland seit 1815 beschränken, wie schon der Titel des Werkes angiebt."

Mit diesen Worten beginnt Herr Graf de Beaumont-Vassy sein Buch, welches uns in deutscher Uebersetzung als 28. Band der von Hrn. Prof. Bülau herausgegebenen „Historischen Handbibliothek" dargeboten wird. Er hat mit demselben den Standpunkt bezeichnet, von welchem aus er die neuere und neueste Geschichte des russischen Kaiserreichs geschrieben, und denselben nie

Digitized by Google

verlassen. Die Darstellung ist in 24 Kapitel getheilt; sie beginnt mit einer Schilderung der moralischen und materiellen Lage Rußlands im Jahre 1815 und schließt mit einem allgemeinen Ueberblick und einer statistischen Skizze desselben in der Gegenwart. Als Noten und Belegstücke sind hinzugefügt: Hauptartikel des Vertrags von Turkmantschai zwischen Rußland und Persien (22. Febr. 1828); Hauptbestimmungen des Friedensvertrags von Adelanopel zwischen Rußland und der osmanischen Pforte (2. Sept. 1829); Vertrag von Unkior-Skelessi zwischen Rußland und der osmanischen Pforte (26. Juni [8. Juli] 1833); Bestimmungen über Freikaufungen von Bauern; die Militaircolonien (nach Lyall); Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen Rußland und der osmanischen Pforte, vom 18. (30.) April 1846, giltig bis zum Jahre 1856; Vertrag von Balta-Liman zwischen der Pforte und Rußland (vom 19. April [1. Mai] 1849); Flächenraum und Bevölkerung Rußlands nach den neuesten amtlichen Angaben; die Landmacht Rußlands; der öffentliche Unterricht (nach von Keusenstern); Tschin oder Civil- und Militairrangordnung. Lesern, denen größere, die Actenstücke enthaltende Werke nicht zur Verfügung stehen, dürften einige derselben, augenblicklich sehr beachtenswerthe, ein nicht geringes Interesse gewähren.

Der Verfasser läßt manche Ereignisse in einem günstigen Lichte erscheinen, die von deutschen und französischen Schriftstellern anders aufgefaßt sind; auch seine Charakterschilderungen hochstehender Persönlichkeiten werden nicht überall Beifall finden, obgleich wir sie für richtig und treu halten; wie namentlich die folgende Bemerkung: „Wir kennen keinen historischen Charakter, der das Gemüth mehr ansprich als Kaiser Alexander. Menschenfreund aus angeborenem Trieb und in der besten Bedeutung des Wortes, streng religiös und selbst durch sein schwärmerisches Gemüth zum Mysticismus geneigt, fragt man sich, ob er in einem Zeitpunkt hätte geboren werden können, welcher der Entwicklung seiner großen und dem Frieden günstigen Eigenschaften günstiger hätte sein können, oder ob ihn die Vorsehung aufgespart hatte, damit er nach der langen Verwirrung blutiger Revolutionen und Kriege zur bestimmten Stunde eine jener versöhnenden Rollen spiele, welche von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte vorkommen. — Man kann sagen, daß sein ganzes Leben ein Kampf zwischen seinen serstnnigen Neigungen und den Schwierigkeiten seiner Regierung, ein Kampf zwischen seinem Herzen und seiner Politik war."

An der Stelle, wo des plötzlichen Todes des Großfürsten Michael erwähnt wird, heißt es: „Der Kaiser betrauerte den Hingang seines Bruders aufs Tiefste. Der Großfürst Michael, ein Mann von aufopferndem Charakter und von warmem Herzen, hatte in vielfachen Verhältnissen dem Kaiser die nützlichsten Dienste geleistet, und seine kostbaren Eigenschaften, die sich unter einer rauhen Schale verbargen, kannte und würdigte die Armee. Der Czaar verlor in ihm den Vertrauten seiner geheimsten Gedanken und den rechten Arm seines souverainen Willens. Ein sehr scharfer und heller Geist, ein praktischer Verstand, der das Rechte auf den ersten Blick erkannte, ein ungemeines Wohlwollen gegen die ihm vorgestellten Fremden waren die Eigenschaften, welche beim Großfürsten Michael zuerst auffielen, und konnten selbst den Verlust eines Mannes beklagen machen, der auf der socialen Stufenleiter viel tiefer gestellt gewesen wäre."

Vom Kaiser Nikolaus sagt der Verfasser: „Wie sein Bruder Alexandre ist der Kaiser Nikolaus aufrichtig religiös; er glaubt an die Mission, welche ihm die Vorsehung zugetheilt hat und schöpft aus dieser innigen Ueberzeugung eine unendliche Kraft."

Vom Fürsten Trubetzkoi wird (7. Kap.) erzählt: „Was den Fürsten Trubetzkoi betrifft, so unterließ nicht nur dieser kenntlose Dictator einer unmöglichen Republik, das ihm übertragene Commando zu übernehmen, sondern er flüchtete auch, von einer unglaublichen Feigheit erfüllt, nach dem großen Generalstab, um daselbst den Eid der Treue zu leisten; hier bekam er bei dem Widerhall des Feuerns auf dem Admiralitätsplatze Nervenzufälle und zeigte die allerkläglichste Haltung. Noch später flüchtete er sich erst zu seiner Schwiegermutter, der Gräfin Laval und dann zu seinem Schwager, dem österreichischen Gesandten, Grafen von Lebzeltern, während er in seiner Wohnung alle auf die Verschwörung bezüglichen Papiere zurückließ. Diese Papiere, die noch in derselben Nacht mit Beschlag belegt wurden, lieferten die unwiderleglichsten Beweise gegen Alle, welche in näheren oder entfernteren Beziehungen zu der verhängnißvollen Verschwörung gestanden hatten. Mehrere Schriftsteller haben die schmerzliche Sühne des politischen Benehmens des Fürsten in sehr lebhaften Farben geschildert, und ihre Leser vorzüglich durch die wirklich rührende Episode der wahrhaft bewundernswürdigen Hingebung seiner jungen Frau zu bewegen gesucht, welche das Familienleben, Luxus und Reichthum aufgab, um ihren Gatten in die Einsamkeit einer Eiswüste zu folgen. Wir werden uns wohl hüten, die Rührung abschwächen zu wollen, welche eine so schöne und edle Handlung, ein in jeder Hinsicht so achtungswerthes Benehmen hervorbringen muß. Wir haben im Namen der Geschichte nur noch ein einziges Wort hinzuzufügen, nämlich, daß der Fürst Trubetzkoi, einer der strafbarsten Anstifter des Aufstandes von 1825, von allen Verschwörern derjenige war, welcher während der Unternehmung den wenigsten Muth, und in der Niederlage die wenigste Würde zeigte. Nachdem er sich im letzten Augenblick durch das Aufgeben der Sache, der er verbrecherischer Weise seinen Degen geweiht, zu retten versucht hatte und vor dem Kaiser erschien, um diesem Rechenschaft abzulegen, leugnete er zuerst, und als man ihm schriftliche Beweise seiner Theilnahme an dem Complot vorlegte, das ihm zum Dictator machen sollte, bat er um sein Leben. „Es sei Ihnen geschenkt," gab der Kaiser zur Antwort, „wenn Sie den Muth in sich fühlen, ein Leben ohne Ehre zu ertragen. Setzen Sie sich, und schreiben Sie an die Fürstin: „Ich befinde mich wohl und werde mit dem Leben davon kommen." Trubetzkoi schrieb, was ihm vorgesagt wurde. Die aufopfernde Hingebung seiner edlen Gemahlin hat den schwachen Verschwörer mit einer schützenden Glocke umgeben."

Das 20. bis 23. Kapitel (S. 164—201) sind besonders der Schilderung des Feldzugs der russischen Armee in Ungarn gewidmet. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, großer Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 88. Mittwoch, den 2. November. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die beiden Gräber, von Elegia ..... Seite 685
Reise aus dem Orient ..... „ 686
Literatur:
Deutsche Annalen von Karl Biedermann ..... „ 691
Kriemhildens Rache, Trauerspiel von Reinald Reimar. Und: „Scenen aus Chriemhild" in „Junge Blätter", Gedichte von H. Köpert ..... „ 692

Die beiden Gräber.

Die Sonne scheint so milde
Auf eines Bettlers Grab;
Am Grabe ließ er fallen
Den nackten Bettlerstab.

Ohn' jegliches Gepränge
Senkt man ihn in die Gruft;
Auf's Grab die Schaufelschläge
Nur tönnen durch die Luft.

Von Ferne hört man schallen
Geläute, dumpf und schwer,
Es wogt heran die Menge —
Den Wellen gleich im Meer.

Der König wird begraben
Mit königlicher Pracht,
Er legt die Krone nieder
Am Rand der Grabesnacht.

Und Hymnen laut erschallen
Bei der Posaune Klang,
Des Priesters Rede tönet
Von Trauer, Lob und Dank.

Doch welche Harmonien
Ergreifen jetzt mein Herz?!
Das sind nicht ird'sche Klänge, —
Die heben himmelwärts.

Der Engel Jubellieder
Sind es — ertönend weit,
Begrüßend froh und freundlich
Den Wanderer der Zeit.

Er, der den Lauf vollendet
In Ehren, mit Geduld,
Die Himmlischen empfangen
Mit Liebe ihn und Huld.

O sage, wem gegolten
Der Gruß im höhern Licht?
War's König oder Bettler?
O sprich! — „Ich weiß es nicht." —

Elegia.

Digitized by Google

Briefe aus dem Orient.

Von Louis Enault.

(M. s. Nr. 82. d. Bl.)

II.

Malta, den 28. August.

Die electrische Schnelligkeit des Telegraphen thut der Correspondenz von Reisenden, die, mitten in den Kanzleien, auf die Gunst von Ebbe und Fluth und die Bereitschaft eines Dampfers warten, den größten Schaden. Es geht mit allen Briefen wie mit alten Monden, die, wenn man den Türken glauben darf, zu nichts mehr Nutz sind. Genau genommen geht's im gewöhnlichen Leben eben so her. Die Briefe treffen nie so ein, wie sie abgehen: es fehlt ihnen nur zu oft an einem der Hauptverdienste, die man in dieser Welt haben kann: Wirklichkeit und Rechtzeitigkeit. Es ist die ewige orientalische Frage mit ihren wechselnden Kreisläufen, welche mir diese trübsinnigen Reflexionen über das Eitle der Correspondenzen einflößt. Ich glaube z. B., daß diese Zeilen einiges Interesse für diejenigen, welche mich lesen, haben würden, wenn sie dieselben bereits morgen erhielten.

Das englische Paketboot verläßt so eben die Rhede von Valetta. Es kömmt von Constantinopel, und das Schweigen der Offiziere so wie das Plaudern der Mannschaft haben gleich sehr dazu beigetragen, dies schläfrige Volk, das sein Leben in der Sonne verträumt, ein wenig aufzurütteln. Man hört augenblicklich, ganz wie zu der Ritterzeit, im Hafen, in den Straßen, an der Thürschwelle, innerhalb der Laden tausendfältig die Worte: „Il Turco, il Grand Signore" wieder. Es ist von Reibungen auf dem Littorale von Kleinasien die Rede, von Collisionen, in welche die Muselmänner mit den Christen gerathen sind.

Man ist über alle Maßen aufgeregt, und übertreibt seine Besorgnisse selbst mit all der Emphase einer italienischen Rhetorik. Wenn man den Neuigkeitsjägern, die sich im Hafen umherreiben, und an die man sich jetzt sehr drängt, glauben darf, so ist der Islam im Aufschäumen begriffen. Die alte Partei, welche Mahamud bis jetzt im Zaum gehalten hat, erhebt sich trotz seines angestrengten Bemühens und predigt den Kreuzzug Zuhörern, die nur zu sehr auf ihre Stimme hören. Man will selbst die Fahne des Propheten, in deren Falten der Krieg enthalten ist, in der klaren Luft von Constantinopel von der Kuppel der Sophienkirche haben flattern sehen.

Solche Reden führt man jetzt zu Malta, und die Rente würde um 25 Centimen pr. baar, die Lionar und Straßburger Eisenbahn um 50 Franken pr. Ende des Monats fallen, wenn es unter den Arcadrn von Valetta eine Börse gäbe. Bis sich meine Depesche aber in Ihren Händen befindet, wird die Ruhe in diesen gleichzeitig feurigen und beweglichen Köpfen hergestellt sein, unsere Diplomaten werden die Protocolle mit Honigseim vergoldet haben, und Sie sagen vielleicht, diese Mittheilungen in die Dublietten des Papierkorbes werfend, daß Sie mich ausgesandt haben, zu sehen, wie die Orientalen ihre Narghile stopfen, aber nicht, wie sie die vier Artikel des adrianopolischen Tractats erklären.

Ich will also zu meinen minder ernsten Thematen zurückkehren und Sie auf der castilischen Promenade herumführen.

Dieselbe repräsentirt zugleich die elysäischen Felder und den Grater Boulevard von Valetta, in dem Größenverhältniß des Place Royale. Man ist sicher, dort diejenigen anzutreffen, die man sucht. Diese Promenade besteht zugleich aus Bausteinen und aus Anpflanzungen; man tritt aus dem Grünen in einen gewaneten Bogengang; da wird abwechselnd geschaert und getüncht. Das lichte Gestein sticht stark von dem Laube ab, und in den drei Höfen und den blauen Horizonten des mittelländischen Meeres hat man eine unaufhörlich wechselnde Perspective vor Augen.

Dort kreuzen sich alle Racen, begegnen sich alle Interessen, mißt sich jeder Stolz, reibt sich jede Eitelkeit, concentriren sich alle Leidenschaften.

Daß die Frauen den schönsten Schmuck der castilischen Promenade bilden, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Die blondesten, weißesten, rosigsten Engländerinnen der drei Königreiche, gekleidet in den Stoffen ihrer Indien, gewobene Luft, die ihre zarten Formen vielmehr liebkost als sie verhüllt, schweben wie ein Traum vorüber. Neben ihnen gleiten mehr, als sie gehen, gleichzeitig schmachtend und feurig, geschmeidig und gemessen, sich verbergend und sich vordrängend, herausfordernd und verschämt die sich wellenförmig bewegenden Malteserinnen einher. Die Malteserinnen haben, gleich allen Orientalinnen eine ausdrucksvolle Physionomie, und in ihrem Blicke eine, ich weiß nicht welche Flamme schwarzen Blitzes, durch die man geblendet wird. Sie haben weder die correcten Züge, noch die harmonischen Formen, welche die classische Schönheit ausmachen; es sind keine griechische Statuen, aber es sind echte weibliche Figuren. Die weiten Gewänder lassen nicht sofort die Formen erkennen: man errät sie vielmehr als man sie sieht. Den Besuchern der Opernbälle ist es übrigens bekannt, daß der Domino nichts verbirgt. Die Grazie und die Originalität dieser Tailetten beruht in der Mantille. Die Mantille der Malteserinnen, Faldetta genannt, hat weder den Reichthum noch die Phantasie der spanischen Mantille: es ist ganz einfach ein Stück schwarzen Taffts. Ich habe bemerkt, daß sie von fast allen Frauen in die Quere getragen wird, wobei die aus dem Volke den freien Zipfel mit den Zähnen, die vornehmen Damen denselben aber mit der rechten Hand fest halten. Alle ordnen und arrangiren die Mantille in tausenderlei Weise, rücken sie plötzlich bis zur Stirn hinauf, oder lassen sie eben so plötzlich bis unters Kinn fallen, so nach Willkür den Glanz ihres Blickes und die Anmuth ihres Lächelns verbergend oder sehen lassend. Die Mantille hat dieselbe Beredsamkeit wie der Fächer, aber sie spricht nicht für alle Welt.

Es ist der Mühe werth, die Engländer überall zu studiren, wo man sie antrifft. Der englisch-sächsische Geist, der sich über die ganze Welt hin verbreitet hat, geht unter allen Breitengraden tapfer den Kampf mit der Natur ein. Er möchte gern die ganze Welt nach dem Muster von Regent's Circus umbauen, und die Campagna nach einer Mustermeierei des Devonshire modeln. Man muß inzwischen schon gestehen, daß die Engländer in ihrem Streben eben so viele Intelligenz als Energie an den Tag legen. Um sich dessen zu überzeugen, braucht man sich nur die Insel Malta und die Stadt Valetta ein paar Stunden anzusehen. Sie haben die eine und die andere nach den Bequemlichkeiten und den

Digitized by Google

Annehmlichkeiten der englischen Lebensweise zugestutzt, und ihnen dennoch die pikante Originalität ihrer orientalischen Physionomie gelassen. Die hohen Häuser überragen noch immer die engen Straßen, um über den Vorübergehenden ein wenig Schatten auszugießen, aber an die Stelle der muselmännischen Faulheit ist eine Regsamkeit getreten, die aller Sonnenhitze Trotz bietet; man traut selbst den großen Steinplatten die constantinopolitanische oder alexandrinische Unsauberkeit nicht mehr zu; auch werden dieselben jeden Morgen eben so sorgfältig gereinigt, wie das Trottoir zu Piccadilly. Der Braun ist sammt dem Lazarone verschwunden: man kann des Abends, beim Nachhausegehen seine Börse verlieren, und wird sie den andern Morgen nach dem Erwachen wiederfinden. Die Häuser sind, obwohl comfortable gemacht, doch bequem geblieben. Nichts gleicht der verständigen Einrichtung dieser Häuser, welche die Sonne zurückhalten und dem Luftzuge freien Durchgang lassen. Malta genießt dieser Wohlthaten, ohne sie dankbar anzuerkennen. Die Engländer sind in gewissem Grade gut, aber sie wissen ihrer Güte keine Anmuth zu geben, und ihre sehr wahrhafte Philantropie hat eben so wenig auf Malta als anderer Orten das doch so köstliche Geheimniß, sich lieben zu lassen, gefunden. Ich glaube, daß das angerecht ist; aber es ist einmal so. Man nimmt von ihnen nur ihr Gold an. Sie spenden dasselbe ohne Unterlaß mit einer stets vollen und stets geöffneten Hand. Man rechnet, daß die Flotte, die augenblicklich auf der Rhede von Brßka vor ihren Ankern schlummert, jeden Winter fast drei Millionen verausgabt. Die Matrosen, die jeden Abend ihre Löhnung erhalten, verjubeln die Nächte in den Kneipen des Hafens und kehren mit leeren Händen an Bord zurück: ihre Schillinge haben sie am Lande gelassen.

„Wer wäre Euch lieber, die Engländer oder die Franzosen?“ fragte ich einen Insulaner.

— Die Malteser, antwortete er mir.

Die Malteser können sich in der That, gleich all den Familien, die mit der stolzen und wilden Race der Araber verwandt sind, nie über den Verlust ihrer Unabhängigkeit zugeben. Doch sind diese weitläuftigen Vettern Ismaels trotz ihres Ursprungs sehr eifrige Katholiken. Sie haben dem heiligen Paulus eine Erinnerung bewahrt, die bis zur Anbetung geht. Jeder Fleck der Insel, der an eine Episode seines Weilens erinnert, hat Statuen und Kapellen dieses Apostels.

Die Aristocratie, die neu ist, zählt in ihrer Mitte einige Barone, eine ziemliche Anzahl Grafen, und mehrere Marquis. Sie hält sich stolz in ihren vier Pfählen, fern vom Geräusch und von den Engländern, ökonomisch und erfinderisch, aber ihrer Würde bewußt. Sie dünkt selten ihre Güter, wie das achtzehnte Jahrhundert sich hoffährtig ausdrückte. Für sie ist die Welt seit der Schlacht von Lepanto nicht einen Schritt weiter gerückt.

Ich soupirte gestern bei einem alten Baron, der mir ein Wort mit einem Engländer hat wechseln wollen. Auch ließ er sich durch kein Bitten bewegen, mich zu einer Mühle von brittischer Erfindung zu begleiten, die mit gutem Rechte für ein Weltwunder gilt. Mein Baron glaubt nicht daran; aber er will auch weder glauben noch sehen.

Ich bin weniger von Vorurtheilen eingenommen, als er.

Diese Mühle ist in der That eine der industriellen Merkwürdigkeiten des Landes. Man bekömmt das Getreide, das im Erdgeschosse in Körnern aufgeschüttet wird, im vierten Stocke als gebacknes Brod zurück. Den größten Theil der Arbeit verrichtet die endlose, die sogenannte archimedische Schraube. Sie erfaßt das Korn in ihren weiten Schraubenlinien und zermalt es in ihrem fruchtbaren Umschwunge; sie bruteit das Mehl und theilt es nach seinen verschiedenen Qualitäten ab, wonach aus Wasserbehältern an der Decke so viel Wasser auf das Mehl niederträufelt, als nöthig ist, um es anzufeuchten. Ein anderer Apparat knetet den Teig und theilt ihn ab, worauf ihn der Backofen aufnimmt und ihn sehr bald als delicate kleine Brödchen mit goldgelber Kruste zurückgiebt.

Dem Volke kömmt diese schöne Erfindung, deren Handhabung sich theuer berechnet, wenig zu Gute. Es ist besser, sich sein Brod selber backen und dessen genug haben! Dieses ist leider nicht der Fall mit den sämmtlichen Bewohnern von Malta. Hundert tausend Menschen auf einem Felsen, dabei kein Landbau und kein Handel, wie da leben? Man lebt durch die Engländer, oder man lebt nicht. Es giebt da einige Fischer, einige Lootsen und eine Menge Bettler. Die abgezehrte Truppe der Letzteren liegt hingestreckt unter den Fenstern der Paläste, und springt auf, wenn man sich ihr nähert, um wie aus einer Kehle la carita! la carita! zu rufen. Einige unter ihnen haben eine feine Haltung, und einen Instinkt des Gebärdenspiels, der sie den größten Künstlern gleich macht. Ich bin von einer alten Aeadeln angesprochen worden, die, ihre Hand über das blinde Haupt ihres Sohnes haltend, eine Stellung behauptete, die eines Raphael'schen Pinsels würdig gewesen wäre . . . . Die kräftigen Maltesser bleiben inzwischen selten daheim auf ihrer Insel, die, zwischen drei Welttheilen gestellt, die Küsten von Europa, von Afrika und Asien bevölkern.

Das Leben auf Malta verstreicht auf den Promenaden, auf den Balkons und in den Gärten. Der Promenaden habe ich bereits gedacht. Die Gärten sind reizend, und gewähren eine köstliche Frische. Die Garten San Antonio und Boschetto sind die beiden schönsten. Letzterer umgiebt eine Grotte von Felsen, die es wohl würdig wäre einen Trupp Nymphen zu beherbergen. Eine ergiebige Quelle ergießt sich sprudelnd in marmorne Becken, und verbreitet sich dann weiter unter dichten Lauben von Granatbäumen, Cactus, Aloe'n und immerblühenden Orangenbäumen. Der andere Garten, der durch große gerade Allee'n, in französischer Weise, symetrisch abgetheilt ist, fesselt zwischen seinen großen Steinplatten einen feinen und dünnen Wasserfaden, der sich in einen Schlammgrund verliert, wo alle Stämme der Wasserflora prunken. Da summen, und wiegen sich auf ihren gezerrten Flügeln, die schlankleibigen Libellen, die goldnen Bienen, und all die glänzenden und unbekannten Insecten, geflügelte Topase, lebendige Smaragden, Saphire und Rubinen, die um einen her schwirren.

In diesen reservirten Gehägen, wo eine auserlesene Cultur alle Ressourcen eines künstlerischen Bodens und einer tropischen Wärme vereint, erreicht das Laub die dunkelste Färbung des Grüns, während die Blumen in einem unerhörten Glanze strahlen. Ich habe riesige Lorbeerrosen gesehen, groß und dicht belaubt wie die Apfelbäume in der Normandie, und Fuchsia's, womit man einen Morgen Landes hätte bedecken können. Was die Blumen betrifft, so haben sie nicht Ihresgleichen in der Mannichfaltigkeit ihrer Töne, in der Intensität ihrer Farben, oder in der harmo-

Digitized by Google

nischen Lieblichkeit ihrer Nüancirungen. Stoffe, die zweimal durch die Farben des tyrus'schen Purpurs gezogen wurden, müßten vor den Cactus erbleichen, deren zarte Blüte durch ihre Dornen vertheidigt wird.

Leider hat nicht jedes Haus einen Garten, an einem Balcon aber fehlts keinem dieser Häuser.

Der Balcon ist's, der der Stadt Valetta seinen Stempel, seine Physiognomie, seine Anmuth aufdrückt. Dieser Balcon ist nicht bloß ein Vorsprung des Kamineßes, der einige Schritte längs der Façade hinläuft; es ist ein äußerer luftiger Salon, der mit den Hauptgemächern des ersten Stocks correspondirt und dessen Architectur alle Bedingungen der Eleganz und Leichtigkeit eines Phantasiebaues in sich vereint. Sein Gestein ist völlig bunt von Sculpturen und Arabesken. Zarte kleine Säulen scheiden die zahlreichen Fenster von einander, die durch Jalousien von abstechenden Farben geschiemt sind.

Dieser Balcon ist der bewohnteste Theil des Hauses. Der Luftzug, der zwischen den Jalousieen und Vorhängen durchstreicht, unterhält dort während des Tages eine erträgliche Temperatur. Des Abends genießt man dort einer köstlichen Kühlung. In den engen Straßen schauen diese Balcons einander an, und die Fenster schwatzen und plaudern unter sich gleich vertrauten Nachbarinnen. In den Häusern am Strande dient der Balcon als Observatorium und läßt dem träumerischen Auge den unbegränzten Horizont des schönen mittelländischen Meeres sehen, dessen wechselnde Fluthen bald in Windstille, bald in Sturm verkehren.

Zuweilen bekömmt alle diese Poesie noch einen neuen Reiz durch eine Serenade.

Die Serenade ist übrigens nicht heimisch auf Malta, und die Engländer haben wenig Troubadourisches an sich.

„Musik muß man nicht treiben," mein Sohn, sagte Lord Chesterfield." . . . . „Will man deren haben, so kaufe man sie; man hat sie so besser, und es ist schicklicher!" (more decent!)

Die maltesischen Romeos belagern also ihren Julien keine Ständchen unter deren Fenstern, von Zeit zu Zeit giebt aber eine Truppe ambulanter Italiener, die vor der Saison zu Alexandrien oder Smyrna einen Abstecher nach dieser Insel gemacht hat, im Sommer ihre Talente zum Besten und verkauft den schönen Unbeschäftigten einige Lieder und vielleicht eine Stunde der Illusionen. Welche Träume kann die Einbildung auf die vier Noten eines musikalischen Themas pfropfen!

Ich habe eines Abends einem dieser Concerte im Freien in der Vorstadt der Stadt beigewohnt. Die Bande, wie man sich ausdrückt, bestand aus zwei Violinspielern, einem Harfenisten, einem Waldhornisten und einem Flötenbläser. Nach der unumgänglichen Piece von Don Pasquale:

„Dustende Nacht, ꝛc."

die mittelmäßig executirt wurd, wurde eilligst die für den Tanz componirte Tarantella und Sicilienne von hinreißendem Rhythmus hervorgeholt. Die discreten Jalousien wurden nicht zurückgeschoben, aber zwischen einer rostigten Gardine hervor verlängerte sich eine jugendliche kleine Hand, und ließ zu den Füßen der Künstler einen Regen von Schillingen und von Sixpencestücken herniederträufeln.

Die Hand verschwand, die Truppe ging weiter, und ich, ich kehrte durch eine lange und schweigsame Straße, deren hohe Häuser, schön wie Paläste, noch immer das geschichtliche Wappen, das bestimmte Kreuz und die stolze Devise der Ritter tragen, zu meinem Fenster heim.

III.

Alexandria, den 10. September.

Man betritt Aegypten nicht, wie man will.

Alexandria wird durch Pässe vertheidigt, die für den Fremden unzugänglich sind. Der Vicekönig hat nicht gestattet, die Gefahr und die Straßen durch die üblichen Baken und Signale bezeichnen zu lassen.

Man kann ohne seine Erlaubniß nicht zu ihm gelangen: in Kriegszeiten würden die Klippen der Rhede seine erste Vertheidigung bilden.

Wir hatten Malta schon seit drei Tagen verlassen, und unsere Matrosen versprachen uns, daß wir noch in der Nacht vor Alexandria ankommen würden. Wir hatten deßhalb beschlossen, diese Nacht auf dem Verdeck zuzubringen. Weniger konnten wir zur Erinnerung an die Königin Cleopatra nicht wohl thun!

Um 2 Uhr kamen wir Angesichts des Hafens an. Der kleine Leuchtthurm, der die Stelle des siebenten Weltwunders, welches vordem auf der kleinen Insel Pharos aufgerichtet gewesen, eingenommen hat, erleuchtete das Meer mit seinem röthlich und etwas trüben Schein. Eine Lieue vor uns schlummerte Alexandria im Schutze seiner weißen Mauern. Der Mond ließ dessen dünnen Halbmond auf dem zarten und lichten Blau eines wolkenlosen Himmels hervortreten. Man erblickte undeutlich, und in einer Art von Halbschatten, den Dom der Kuppeln und die Spitzen der Minarette. Um den Hafen her funkelte über den Fluthen und im Bereich des Mundes der weiße Kreis von Palästen und neuen Häusern. Zwei Stunden verstrichen über diese Anschauung; dann begann der Himmel allmählig zu erbleichen, die Feuer des Pharos erloschen, und ein rosigter Streifen, der sich nach Osten ausdehnte, bezeichnete die äußerste Linie des Horizonts. Ein auf dem Admiralschiff abgefeuerter Kanonenschuß zeigte an, daß der Hafen dem Verkehr eröffnet sei. Es wurde die französische Flagge aufgezogen, welcher Gruß in derselben Weise vom Fort aus erwiedert ward. Darauf legte ein leichtes Kaik bei uns an und versah uns mit einem ägyptischen Lootsen. — Wir sollten das Königreich der Pharaone betreten — die örtliche Färbung ist scharf bezeichnend!

Unser Lootse ist ein großer und kräftiger Gesell von etwa vierzig Jahren, breit von Stirn, die Nase dick und platt, die Lippen aufgeworfen, das Auge tief unter regnuten Brauen hervorschauend, der Teint wie florentinische Bronze. Die Tracht ist nicht minder characteristisch: weiße Jacke, rothes Turban, Gürtel von Gold und Silber, weite braune Beinkleider, deren weite Falten an den Knieen endigen, nackte Beine, und gelbledernes Fußzeug. Dieser Lootse eilt leichtfüßig auf's obere Verdeck und zeigt dem Manne am Steuer durch eine graziöse Handbewegung an, wie er manövriren muß.

Schon laufen wir im Hafen ein. Wir brechen uns mitten durch laufend Schiffe Bahn. Hie und dort haben einige Schiffe, die abgesondert und unbeweglich inmitten dieser Masse und dieser Regsamkeit liegen, die gelbe Pestflagge aufgezogen, die

Digitized by Google

sie von der Welt scheidet. Hundert Schritte von uns führt das Admiralschiff, das von seinem Hintertheile die Standarte des Sterns und des Halbmondes wehen läßt, seine Morgenmanöver aus.

Auf den Pfiff des Hochbootsmanns schwingen sich die Matrosen, in weißen Jacken, in die Masten empor und horsten gleich einer Flucht Seemöven auf den Raa'n. Ein mastenloser Ponton mitten im Bassin bringt einem im Geiste auf die Idee und das Bild eines riesigen Raben, dem die Flügel abgeschnitten worden. Auf diesem Ponton, so wie auch in den Kasernen und am Bord des Admiralschiffs, werden die Exercitien unter der Begleitung einer Art von Tambourin und einer Pickelflöte, die unseren Ohren wie eine Bärenmusik klingt, dem türkischen Ohre aber zuzusagen scheint, ausgeführt.

Aber der Alexander ist schon auf seiner Rhede angekommen. Es wird das Anker ausgeworfen. Hundert Barken, die von den Kayen abgestoßen sind, kommen zu uns heran, und Kerle von allen Nüancen, von allen Farben, von allen Zungen streiten sich um die Ehre, uns an's Land zu bringen. Sie sind halb nackend. Wie bewundern ihren Wuchs, ihren kräftigen Gliederbau, und sie zeigen eine große Geschicklichkeit in der Leitung ihrer langen Barken ohne Segel.

Inzwischen wehrt der Kavasse eines Consuls, der einen krummen Säbel an der Seite trägt, die Ueberlästigen mit einem Regimentsjambouestocke ab, den er sehr kräftig handhabt. Wer dabei Eins abgekriegt hat, zieht sich zufrieden zurück: man hört mindestens keine Klage.

Unter diesen Vorbereitungen zum Landen verstreicht die Zeit. Es ist 6 Uhr. In einer katholischen Kirche wird das Angelus geläutet, und von einer andern hört man zur Messe läuten, wie in einem französischen Dorfe. Alexandrien ist das Land einer allgemeinen Duldung. Neben der Kirche steht das Minaret, dessen Thurm nicht die lustige Leichtigkeit der Moschee'n zu Constantinopel hat; doch ragt seine weiße Spitze über die ganze Stadt hinaus. Aber es ist die Stunde des Gebets der Muselmänner. Der alte Muezzin steigt zu seinem steinernen Balcon hinauf. Man hat zu diesem Amte einen Blinden gewählt, damit sein indiscreter Blick nicht auf die entschleierten schönen Gläubigen falle, welche oben auf ihren Häusern die frische Luft einathmen.

Dies erste Gebet, das Ssobah-nawazy heißt, kann von 7 Uhr Morgens bis Mittags verrichtet werden. Mittags wird ein zweites gehalten; dann ein drittes, wenn die Sonne drei Viertheile ihres Laufes vollendet hat; ein viertes, wenn es, wie das arabische Sprichwort lautet, nicht mehr hell genug ist, um einen weißen Faden von einem schwarzen zu unterscheiden. Die Zeit des letzten Gebets fällt auf die Nacht.

Die Muselmänner auf dem Boote erfüllen unter unsern Augen alle die Ceremonien ihrer Riten. Sie wenden sich zuerst der Seite zu, wo Mecka liegt, dann erheben sie beide Hände, stecken den Daumen in's Ohr, und sagen das einleitende Gebet, den Tekbir her. Hierauf fahren sie mit beiden Händen unter den Gürtel, neigen ihr Haupt vorüber, so daß dasselbe und der Körper eine horizontale Stellung bekommen, dann berührt die Nasenspitze die Erde. Endlich knieen sich die Muselmänner auf ihren Fersen, die Hände längs den Lenden ausgestreckt, in einer Art von verzückter Selbstbetrachtung verloren, auf welche unsere Matrosen nicht mehr achten. Junge Leute könnten sich vielleicht zum Lachen versucht fühlen, aber ein aufrichtiger Glaube weiß sich stets Achtung zu verschaffen.

Inzwischen macht sich alle Welt auf und davon, und das Verdeck, das vor kaum einer Stunde so belebt gewesen, ist fast verödet.

Man sieht eine Stadt nie besser, als wenn man nicht darin ist. Ich habe mir eine der Strickwände zum Beobachtungsposten erkoren. Von da aus erkenne ich die Umgebung oder die Spur der drei Städte. Hier der Palast des Vicekönigs mit seiner Säulenhalle; weiterhin die Gärten des Harems. Hinter uns dehnt sich endlos das Gestade, ein Gestade von Goldsand aus, und am Horizonte gewahrt man auf allen Seiten Windmühlen, ganz so wie am Eingange eines Dorfes der Bauer oder der Normandie.

Der Hafen hat nicht mehr das schöne Dunkelblau, das sich wie ein azurnes Tafeltuch von Alexandrien bis nach Marseille ausbreitet. Hier hat die Woge eine grasgrüne, reflectlose Färbung, dabei aber eine Klarheit, daß man hundert Fuß tief das Meergras, die Felsen, die Korallen und die beutelustigen Haifische sehen kann.

Ich steige endlich herab. Ein Ulad, so eine Art von Groom oder Reitknecht, dessen ganze Bekleidung aus einem blauen Ueberwurf oder Kittel besteht, bietet mir seine Dienste und seinen schwarzen Esel an. Ich acceptire sein Anerbieten, und vertraue mein Gepäck der Obhuth Gottes an. Aber ein Hotelbursche bemächtigt sich desselben, indem er mir seine Karte in die Hand steckt. Mein Esel setzt sich in Galopp, und der nebenher laufende Ulad feuert ihn noch mit Hand und Mund an. Dieser Ulad ist ein junger Araber, der ziemlich geläufig schlecht italienisch spricht. Er meint, er müsse mir seine Meinung über die Lage des Landes mittheilen, und sagt zu mehreren Malen: „La guerra, la guerra cortar la tester agli Rumi," das heißt: Krieg, Krieg! den Christen die Kehle abschneiden! Es versteht sich, daß augenblicklich unter der Benennung Christen nur die Russen gemeint sind. Die Kampfesluft ist bei den Muselmännern so feurig als je erwacht. Krieg ist das allgemeine Geschrei, und auch die Bootsleute begrüßten uns mit dem Ausruf: la guerra! als sie sich um den Alexander her schaarten. Die ägyptische Flotte liegt noch immer in den Dardanellen, hier ist nur das Admiralschiff zurückgeblieben. Der Vicekönig hat es nicht abgehen lassen wollen, wie man sagt, aus der Besorgniß, daß es dem Sultan beunruhigen gefallen haben würde, um sich nicht wieder davon trennen zu können.

Man bekömmt drei Städte statt einer zu sehen, wenn man Alexandrien besucht: die Stadt der Franken oder Europäer, die Stadt der Muselmänner, und das alte Alexandrien. Hier heißen alle Europäer Frangi, Franken. Auch sagt man uns nicht, aus welchem Königreiche wir kommen, sondern aus welcher Provinz. Unsre Kaiserreiche, Königreiche und Republiken bilden nur ein großes Ganzes unter dem Namen Frangistan. Nur die Russen sind von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen und werden von den Türken als Rajahs bezeichnet.

Das fränkische Alexandrien ist ein wahrhaft europäisches Stadtviertel, das sich um einen großen Platz her gruppirt, auf welchem sich die großen Hotels und geräumigen Häuser der Consuln, die letzteren mit ihren Flaggen geschmückt, erheben. Alle

Digitized by Google

Typen Afrika's, Europa's und Asien's drängen sich in diesem hohen Entrepôt von drei Welten. Des Morgens wird dort italienisch, die Geschäftssprache, gesprochen; Abends französisch, was die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs und der eleganten Vergnügungen ist. Schauspielertruppen, die sich auf unbegränzten Urlaub hier aufhalten, geben auf einem ziemlich besuchten kleinen Theater die Vaudevillen des Börsenplatzes und des Panorama-Durchganges. Gestern spielte man la Corde sensible, und auf morgen ist uns Edgar et sa Bonne nebst der Pastorale Jobin et Nanette, welche zu Zeiten in Tour d'Auvergne ergötzt, verheißen. . . . Man kann nicht weit genug herkommen, um solche Meisterwerke zu sehen!

Die türkische Stadt ist ganz anderen Charakters. Die hohen Häuser neigen sich über die schmalen Straßen hin. Mucharabis, schmale Balcons, hängen auf jeder Seite, und ihr sauber sculpirtes enges Gitterwerk gestattet den Frauen, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Sie können so dem Gesetze eine Genüge thun, und dabei ihre Neugier befriedigen: die Koketterie käme bei diesem System zu kurz, aber sie ist auch nicht orientalisch: es ist eine französische Tugend. Hinter den Häusern dehnen sich große Gärten aus. Diese Gärten vereinigen alle Culturen in sich: Palmbäume, die mich die Treue der Nachbildung des Gartens Mabille haben erkennen lassen, wiegen dort anmuthig ihre langen Zweige über benguinischen Rosen, die viermal des Jahres blühen. Üppige Geranien vermählen sich dort mit den dornigten Aloë. Abends machen herrenlose und ausgehungerte Hunde in den Straßen Jagd auf christliche oder muselmännische Waden, die Thüren werden verriegelt, die Fenster geschlossen, und das Leben zieht sich in das Innere des Harems zurück.

Die dritte Stadt Alexandria, das eigentliche Alexandrien ist jetzt völlig verödet. Diese glänzende Hauptstadt der ersten antiken Renaissance, diese Stadt, die 500,000 Einwohner zählte, ist gegenwärtig nicht einmal mehr in ihren Ruinen majestätisch. Die Araber, die Kophten, die Fellahs und die Türken verschleppen täglich die Quadersteine ihrer Paläste, die Bildhauerwerke und die Säulen ihrer Tempel. Der Sand bedeckt das Übrige. Wenn man dort Abends spazieren geht, scheucht man aus jedem Gesträuche einen kreischenden Schakal auf. Morgens ist die Scene lieblicher: Ibis, weißer als der Schnee, paltigiren einem zutraulich über dem Kopfe, und rosenfarbige Flamingos beschreiben um einem her wechselnde Kurven. Das Schauspiel wechselt, wenn man etwas weiter in's Land geht und die Dörfer der Fellahs besucht.

Die Fellahs, oder die das Land anbauenden Kophten, sind die Abkömmlinge der alten Aegypter, die Herren des Nils, die Gründer des Theben's mit den hundert Thoren, die Könige von Memphis, die Eigenthümer Alexandriens.

Nichts vermag einen Begriff von dem Elend zu geben, in dem sie gegenwärtig verfallen sind. Die Türken haben ihnen den Fuß im Nacken gesetzt, und sie werden sich sobald nicht wieder aufrichten können.

Auf hundert Schritte Entfernung von einem Dorfe, hat man noch keine Ahnung von dessen Dasein. Die Häuser sind keine Häuser, sondern nur gegrabene Thierhöhlen. Buschwerk, mit Lehm beworfen, der beim Trocknen Risse bekömmt, bildet die Bedachung dieser Hütten. Das Innere weist kaum eine Spur von Meubels auf. Ein Bündel Schilf dient als Stuhl und als Bett; zwei an einander gerückte Steine bilden den Herd. Vor dem Loche, das diesen Wohnungen zum Eingange dient, vegetiren ganze Schaaren von Kindern, die sich, schmuck und leidend, und von dem Ungeziefer, das die Armuth gebiert, verzehrt, im Sande umherwälzen. Ich hatte, als ich die Hebriden besucht, geglaubt, die niedrigste Stufe des menschlichen Elends gesehn zu haben; aber ich war noch nicht bei den Fellahs gewesen. In den Hebriden bewahren die schönen Kinder mindestens den Schatz des lauteren Blutes, und die Blüte der Schönheit, die aus dem jungen Gesichte hervorleuchtet: die Mütter finden sich getröstet, wenn ihnen solch ein sonstiges Gesicht zulächelt. Für den Fellah aber giebt es keinen Trost, und Mahomed selber würde nicht den Muth haben, zu ihm zu sagen: ergieb Dich in dein Schicksal!

Neben einem dieser Dörfer habe ich einen kleinen muselmännischen Kirchhof bemerkt, der ein ziemlich trübseliges Ansehn hatte, dem es aber doch nicht an Charakter fehlte. An den beiden Enden solch eines Sandgrabes ohne Rasen hat man ein Paar Steine aufgepflanzt, ohne eine Inschrift; aber auf dem zu Häupten ist ein Turban ausgehauen, der der Ewigkeit den Rang und die Ehren des Todten in diesem kurzen Leben andeutet. Mitten aus dem Grabe erhebt sich ein Aloestamm, um den bösen Blick abzuwehren und dem Todten einen Schlummer ohne Träume zu sichern.

Ganz in der Nähe dieses kleinen Kirchhofs hat mein Ulex mir die Kleopatranadeln gezeigt. Die zarten Hände dieser schönen Königin haben den Namenszug des Antonius nie mit den sechzig Fuß langen Stecknadeln von rosenfarbigen Granit brodirt! Die eine dieser beiden Nadeln ist umgefallen; man hat sie den Engländern geschenkt, die es aber bislang noch nicht anzustellen gewußt haben, sie fortzuschaffen.

Abbas Pascha hat Alexandrien verlassen.

Die Generalconsuln, die im Orient die eigentlichen Diplomaten vorstellen, sind ihm nach Cairo gefolgt, daher es mit der Polizei hierselbst ziemlich schlecht bestellt ist. Ein jeder verschafft sich Recht, wie er kann. Es ist dieses das Recht des Stärkeren. Dieser Tage ist der englische Consul von der Polizei behelligt worden. Er wollte, ich weiß nicht was, dem sich drei Agenten widersetzten. Er hatte beim Ausgehen einen englischen Diener bei sich, und da ist es, zur Belustigung aller Anwesenden, auf dem Orientplatze zu einer förmlichen Boxerei gekommen, in welcher die englischen Fäuste die Oberhand behielten. Die Agenten, von welchen einer drei Zähne eingebüßt hatte, unterlagen, und zwei von ihnen wurden unter Pfeifen und Zischen gebunden nach einem Posten abgeführt. Das Boxen und andere ähnliche Künste haben einem Diplomaten — im Orient, stets noch Bahn gebrochen!

Man wird es mir Dank wissen, daß ich der Pompejussäule, so genannt, weil sie für Alexandrien zurecht gemacht und zu Ehren des Diocletian aufgerichtet worden ist, bevor derselbe sein Gemüse baute, unerwähnt lasse.

Man kann nicht Alles sagen!

Digitized by Google

Deutsche Annalen zu Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit. Verantwortlicher Redacteur: Karl Biedermann. Erster Band. Viertes Heft. (Schluß.) Leipzig, 1853. Avenarius & Mendelssohn. S. 353—464 und 6 Seiten alphabetisches Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes. Gr. 8.

Die bisher erschienenen Hefte der „Deutschen Annalen" haben uns so mannigfachen Genuß gewährt, daß wir mit Bedauern unsere Inhaltsangabe des vorliegenden mit der Anzeige der Redaction und Verlagshandlung eröffnen, ihnen entgegentretende Schwierigkeiten und Hemmnisse, die gegenwärtig eine genügende Lösung der Aufgabe, welche die Zeitschrift sich gestellt hatte, beinahe unmöglich machten, hätten sie zu dem Entschlusse veranlaßt, dieselbe mit diesem Hefte zu schließen, bessern Zeiten eine Fortsetzung des Unternehmens vorbehaltend.

Außer der politischen und commerciellen Uebersicht (S. 441—458) und den vermischten Mittheilungen (— Societät: über Sparkassen ꝛc. nach den „Papers for the People" aus dem „Magazin f. d. Literatur des Auslandes," S. 459—463; Volkswirthschaftliches S. 464 —) bringt das vierte Heft: Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848, S. 353—377; andeutende Bemerkungen über Dasjenige, was unsere Zeit nach allen Seiten hin charakterisirt, den Realismus, ausführliche über denselben in der Kunst und Literatur. „Der Realismus," heißt es S. 359, „ist die Wiederspiegelung alles wirklichen Lebens, aller wahren Kräfte und Interessen im Elemente der Kunst; er ist, wenn man uns diese scherzhafte Wendung verzeiht, eine „Interessenvertretung" auf seine Art. Er umfängt das ganze reiche Leben, das Größte wie das Kleinste: den Columbus, der der Welt eine neue zum Geschenk machte, und das Wasserthierchen, dessen Weltall der Tropfen ist; den höchsten Gedanken, die tiefste Empfindung zieht er in sein Bereich, und die Grübeleien eines Goethe wie Lust und Leid eines Gretchen sind sein Stoff. Denn Alles das ist wirklich. Der Realismus will nicht die bloße Sinnenwelt und nichts als diese; er will am allerwenigsten das blos Handgreifliche, aber er will das Wahre. Er schließt nichts aus als die Lüge, das Forcirte, das Nebelhafte, das Abgestorbene — vier Dinge, mit denen wir glauben eine ganze Literaturepoche bezeichnet zu haben. Der Realismus wünscht nicht „todt geschossen zu werden", wie Heine in einem seiner berühmtesten Liedchen; er wünscht nicht wie Freiligrath „gelehnt an eines Hengstes Bug" zu stehen; er beschwört nicht wie Lenau „den Blitz, ihn zu erschlagen"; er nennt den Gram nie und nimmer wie Karl Beck „den rothen Korsaren im stillen Meere der Thränen"; er hält nichts von Redwitz'schen „Harfensteinen" und belächelt jenen unerreichten Freiheitssänger aus der Herwegh'schen Schule, der „sich blind zu sein wünschte, um nicht die Knechtschaft dieser Welt tagtäglich mit Augen sehen zu müssen". Der Realismus hält auch nichts von Dem, was unserem Interesse völlig fremd geworden ist. Der ganze La Motte-Fouqué ist ihm mit Haut und Haaren noch nicht das kleinste Uhland'sche Frühlingsliedchen werth, und ein deutscher Kernspruch ist ihm lieber als alle Weisheit des Hariri. Ob König Thor den Hammer schwingt oder nicht, ist ihm gleichgültig, und Sesostris und Rhampsinit, ja selbst die „Kraniche des Ibykus" mit der Schilderung griechischen Bühnenwesens, oder die „Braut von Korinth" mit ihrem wunderbar verzwickten Problema, sind nichts weniger als angethan, dem Realismus seine heiterste Miene abzugewinnen. Noch einmal: er läßt die Todten oder wenigstens das Todte ruhen; er durchstöbert keine Rumpelkammern und verehrt Antiquitäten nie und nimmer, wenn sie nichts Anderes sind als eben — alt. Er liebt das Leben je frischer je besser, aber freilich weiß er auch, daß unter den Trümmern halbvergessener Jahrhunderte manche unsterbliche Blume blüht." Er werden dann die Dichter Freiligrath, Oskar von Redwitz, C. F. Scherenberg, Otto Roquette, Wilhelm von Merckel (m. s. Nr. 84 uns. Bl.), Bernhard von Lepel, Paul Heyse, Bodenstedt, Theodor Storm und ihre Dichtungen besprochen. 2. Die Ergebnisse der letzten Kammersession in Preußen S. 377—388. 3. Die Zuziehung von Gerichtsschöffen in Polizeistrafsachen im Königreich Hannover S. 389—398. 4. Gegenwärtige Stellung des deutschen Elements in Rußland S. 398—411. Der Verfasser dieses Aufsatzes, der sich dem im zweiten Hefte: Geschichte des deutschen Elements in Rußland unmittelbar anschließt, schildert die Stellung und Geltung des deutschen Elements in Rußland mit ersichtlicher Sachkunde, indem er die verschiedenen Berufsarten, in denen dasselbe dort auftritt, einzeln durchmustert; das Ergebniß des hier thatsächlich Zusammengestellten ist, daß von Siegen des deutschen Elementes in Rußland sehr wenig die Rede sein darf. Wenn wirklich zu einer Zeit, z. B. unter Katharina II. wie unter Alexander I. dasselbe gewisse Siege erfochten, meint der Verfasser, so habe es wenigstens sicherlich nicht verstanden, dieselben festzuhalten oder gar weiter auszubreiten. 5. Vaterländische Geschichtsschreibung S. 411—419, in Veranlassung der Werke von Adam Pfaff, Duller, Venedey, Jos. Scherr. „Alle freien d. h. an der Entwickelung ihres Gemeinwesens mehr oder wenig selbstthätig theilnehmenden Völker haben eine nationale Geschichtsschreibung, während es an einer solchen den Völkern fehlt, die man von jener Theilnahm fern in Unmündigkeit und Unkenntniß ihrer eigensten Lebensangelegenheit erhielt. Der lebhaft erwachte Sinn für die vaterländische Geschichte ist daher ohne Zweifel Folge und Symptom einer wenigstens in dem Gemüth und dem Willen des Volks vorhandenen, wenn auch augenblicklich der äußern Bethätigung ermangelnden Betheiligung an den eigenen nationalen Angelegenheiten. Der nachwirkende Einfluß des Jahres 1848 ist hier unverkennbar." Es wird dann hervorgehoben, daß bei uns nicht wie in Frankreich und England Staatsmänner die Geschichte des eigenen Volkes schreiben; es sei jedoch schon ehrenwerth, wenn mit solchen Gegnern der Kampf gewagt und nicht unrühmlich bestanden werde. Eine große Schwierigkeit für die Behandlung der deutschen Geschichte liege, wie weiter nachgewiesen wird, in dieser Geschichte selbst; die Franzosen und Engländer hätten in ihrer Geschichte einen Punkt, wo ihr ganzer politischer und nationaler Bildungsproceß gleichsam von Neuem ansetze, von wo aus er mit einer gewissen Stetigkeit und innern Folgerichtigkeit, wenigstens den allgemeinen Grundverhältnissen nach, bis an die unmittelbare Gegenwart sich fort entwickele: die großen englischen Freiheitskämpfe des 17. Jahrhunderts und die französische Revolution von 1789; uns fehle ein ähnlicher Ausgangs- oder Angelpunkt, man könne die Reformation zwar als einen solchen betrachten, aber,

Digitized by Google

abgesehen von ihrem überwiegenden religiösen und kirchlichen Charakter habe sie in unsern politischen Zuständen keineswegs einen so scharfen Einschnitt zuwege gebracht wie die Begründung eines wahrhaft constitutionellen Regierungssystems in England oder die Vernichtung der alten Feudalmonarchie in Frankreich. Wenn in den drei Werken von Pfaff, Duller und Venedey die Leser so lange in den Vorhallen deutscher Geschichte aufgehalten werden, daß sie schon halb ermüdet bei der eigentlichen Hauptsache anlangen, so wird dessen als eines aus der ächt deutschen Gründlichkeit und Umständlichkeit entspringender Uebelstandes gedacht, das Verdienstliche der Leistungen, namentlich der Pfaff'schen, übrigens anerkannt und mit Recht die größere Rücksichtnahme auf das culturgeschichtliche Moment, welche in ähnlichen Werken häufig vermißt wird, gerühmt. Scherr's Geschichtswerk widmet sich bekanntlich ausschließlich der Darstellung des innern Volkslebens in Cultur und Sitte, Kunst, Wissenschaft und Religion, materiellem Verkehr, gesellschaftlichen Gebräuchen u. s. w. 6. Kirchliche Uebersicht S. 419 bis 432. (S. 420 bei Gewähnung der definitiven Auflösung der freien Gemeinde zu Hamburg ist unten statt Kampe: Weigelt zu lesen.) 7. Die fünfte allgemeine deutsche Lehrerversammlung zu Soltungen S. 433 bis 441. Herr Theodor Hoffmann aus Hamburg war einer der Vicepräsidenten. Die von ihm gestellten Anträge zu Gunsten der Kindergärten gingen fast einstimmig durch. Unter andern referirte Herr Pösche aus Keilhau über die weiblichen Fortbildungsschulen, die wesentlich nur für den einfachen Beruf des Weibes vorbereiten müßten u. s. w. Sehr bedeutsame Belege für das Ausgesprochene brachten Diesterweg aus Berlin und Theodor Hoffmann aus Hamburg bei.

Der erste Band der „Deutschen Annalen" bleibt nun freilich ein Torso, der jedoch verdient aufbewahrt zu werden und mehrere der sehr gediegenen Aufsätze desselben haben einen bleibenden Werth. H.

Kriemhildens Rache. Trauerspiel von Reinald Reimar. Hamburg. Meißner & Schirges. 1853. 129 Seiten 12. Und: „Scenen aus Chriemhild", (59 Seiten) in **Junge Blätter**, Gedichte von H. Köpert, Halle, Richard Mühlmann 1853.

In einer der niedlichsten Ausstattungen, mit zierlichem Drucke auf milchweißem Papier, wird uns hier von der zuerst genannten thätigen und umsichtigen Verlagshandlung eine dramatische Arbeit geboten, die durch die Wahl ihres Stoffes allerdings geeignet ist, Interesse hervorzurufen. Dieselbe behandelt die interessanteste und am meisten die Elemente des Dramas in sich tragende Partie des Nibelungenliedes, jener deutschen Ilias, wie dasselbe mit Recht genannt worden. Die uns von derther wohl bekannten Gestalten eines Burgondenkönigs Günther und seiner Brüder Gernot und Giselher, eines Siegfried von Niederlanden, einer Kriemhild und Brunhild, eines Hagen und Volker, eines Etzel, des Hunnenkönigs, eines Rüdiger zu Bechlarn und eines Dietrich von Berne treten in diesem Trauerspiele auf. — Insofern nun die dramatische Poesie, und besonders die tragische, am Angemessensten einen schon bekannten und dichterisch bearbeiteten Stoff verherrlicht, — wie dies auch von allen großen dramatischen Dichtern von Aeschylus und Sophokles an geschehen ist — hat auch der Herr Verfasser dieses Trauerspieles richtig gewählt. Eine andere Frage ist aber, ob einmal gerade dieser Stoff sich vorzugsweise zu einer dramatischen Bearbeitung eignete, und dann es genügen konnte, die Erzählungen des Epos in Dialogen umgesetzt zu haben, um der so umgeformten Dichtung den Namen „Trauerspiel" zu geben. Viel mehr ist aber in der That in dem Trauerspiele des Herrn Reinald Reimar — wohl ein Pseudonyme — nicht geschehen, die eine oder die andere Scene ausgenommen, in der einige selbstständige Dichterkraft hervortritt. Viele dieser Scenen enthalten aber durchaus nur Episches, und lassen — ein Hauptfehler in der Dramatik — die Situation an ihrem Schlusse gerade so, wie bei ihrem Beginnen. Der erste Theil, Kriemhildens und Brunhildens Streit am Hofe der Burgonden, und der zweite Theil, Kriemhilde als Gemahlin des Königs Etzel, hängen nur äußerst lose zusammen, bei Weitem loser als im altdeutschen Epos, wo vermittelnde Beschreibungen zwischen beiden geschoben sind. Eben so wenig ist die Handlung eine dramatische zu nennen, denn zu einer solchen gehören unumgänglich Gegensätze und Conflicte. Kriemhildens Handlung ist, wie auch der Titel sagt, einfach eine That der Rache, der weder von Außen, noch, was dramatisch gerade die Hauptsache wäre, in ihrem eigenen Innern große Hindernisse entgegenstehen, Kriemhilde ist daher kein dramatischer Charakter, und noch viel weniger sind es die andern Personen.

Nach dem Allen vermögen wir daher nicht, das Werk des Herrn Reinald Reimar als „Trauerspiel" anzuerkennen, wohl aber gestehen wir demselben gern den Namen eines dramatischen Gedichtes zu, das sich überdieß auch durch eine gewählte Sprache und einen größtentheils harmonischen Versbau empfiehlt, und gewiß mit Interesse gelesen werden wird.

Gleichzeitig geben uns in der Gedichtsammlung eines andern Autors, — H. Köpert — „Junge Blätter" genannt, „Scenen aus Chriemhild, einem dramatischen Gedichte in fünf Abtheilungen" zu, und es ist jedenfalls interessant, die Leistungen zweier jugendlicher Dichter mit einander zu vergleichen. Herr Köpert hat indeß nur einzelne Scenen bearbeitet, und sich damit das Allerschwerste, die dramatische Zusammenfügung, für gelegenere Zeiten verspart. Seine Bearbeitung ist, namentlich in den Monologen, in der Schillerschen Manier, untermischt mit einzelnen Goethischen Reminiscenzen; in einigen Scenen auch wieder nur einfache Dialogisirung des Epos. Daß Beides nicht besonders gut zusammen paßt, liegt auf der Hand. Der Verfasser hat offenbar viel poetisches Gefühl, das sich indeß im Gebiete der Lyrik vielleicht mit größerem Erfolge versuchen könnte, als im Dramatischen. M. M.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 89. Sonnabend, den 5. November. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Nolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Künpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkey geführt hat. Seite 693

Literatur:

Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Von Emma Niendorf ..... „ 696

Gedichte von Adolf Pichler ..... „ 700

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkey geführt hat.

Von Saint-Ange.

Wir entlehnen diese so sehr zeitgemäße und auch für den Nichtmilitair sehr belehrende Beschreibung der Vorläufer des jetzigen Krieges zwischen den genannten Mächten dem Journal des Debats, das sich in der Regel durch werthvolle Aufsätze auszeichnet.

I.

Der Schauplatz des Krieges. — Die Donau. — Die Festungen

Die Uferländer der Donau haben seit fast einem Jahrhundert das traurige Vorrecht, in den Conflicten zwischen dem russischen Reiche und dem ottomanischen der Kriegsschauplatz zu sein. Augenblicklich sind die Moldau und die Wallachei neuerdings durch russische Armeen besetzt, und Bulgarien ist von einer Invasion bedroht.

Von einem Augenblick zum andern kann der Krieg dort abermals ausbrechen, es wird deßhalb interessant, die Orte kennen zu lernen, wo es wieder zu ernsten Auftritten kommen kann, und die Hauptvorfälle der letzteren Kriege aufzuzeichnen, um die künftigen Eventualitäten desjenigen, der im Anzuge zu sein scheint, und der, wenn einmal begonnen, wahrscheinlich auf beiden Seiten, insbesondere von den Türken, mit großer Erbitterung geführt werden wird, zu würdigen.

Wir wollen damit beginnen, den Lauf und das Thal der Donau zu beschreiben, denn dorten müssen nothwendiger Weise die ersten Schlachten geliefert werden. Es ist dieses eine Linie von großer Wichtigkeit für beide kriegführende Theile, sowohl wegen der vielen Festungen, womit sie besetzt ist, als wegen der Leichtigkeit der Wassertransporte. Die Donau ist bekanntlich der größte Fluß in Europa. Aus den würtembergischen Gebiegen entsprungen, durchschneidet er Bayern, Oesterreich und Ungarn. Zu Belgrad angekommen, scheidet er Servien von den österreichischen Staaten; darnach fließt er, von Orschova ab, über türkisches Gebiet und bildet die Scheidung zwischen Bulgarien und der Wallachei.

Die Donaulinie von Orschova bis zum schwarzen Meer ist über 200 Lieues lang. Achtzehn Festungen oder befestigte Posten, bestimmt, den Uebergang des Flusses zu vertheidigen, erheben sich auf dem rechten, dem türkischen Ufer; es sind dieses: Orschova, Berza-Palanka, Florentino, Widdin, Arjul, Lom, Zibeu-Palanka, Rahova, oder Decava, Nicopolis, Sistova, Rustschuk, Turtukai, Silistria, Rassova, Hirschova, Matschinn, Isatschi und Tultscha. Wir wollen uns hier auf diese bloße Namensangabe beschränken, unter dem Vorbehalt, späterhin, bei der Beschreibung der Feldzüge, umständlichere Details über einen jeden dieser Plätze zu geben, so wie über die Rolle, die sie in Kriegszeiten und bei den Belagerungen spielten, die sie gegen die Russen bestanden haben. Es wird für den Augenblick genügen, wenn wir sagen, daß

Digitized by Google

Widdin, Rustschuck, Silistria, Matschinn, Isatschi und Tultscha die wichtigsten Plätze sind, nicht als die größten Festungen, sondern weil sie die Donaumündungen beobachten.

Vor dem Tractate von 1839 besaßen die Türken an dem unteren und dem linken Donauufer Ismail in Bessarabien und Brahilow in der Moldau, ein Paar Plätze, welche die Russen in den früheren Kriegen lange aufgehalten haben, und deren Eroberungen ihnen jedesmal immense Verluste verursachten. Sie hatten an demselben Ufer auch den kleinen festen Platz Giurgewo, in der Wallachei, welcher der großen Festung Rustschuk zum Brückenkopf diente. Gegenwärtig, wo sie auf dem linken Ufer nicht mehr Fuß fassen, muß ihre natürliche Tactik darin bestehen, sich beobachtend zu verhalten, und wachsam die Bewegungen der Russen zu erspähen, um ihnen den Uebergang streitig machen zu können, wenn sie zeitig den vom Feinde dazu gewählten Punkt erfahren haben. Wenn die Russen bei früheren Gelegenheiten die Donau passirt sind, haben sie fast nur mit Naturhindernissen zu kämpfen gehabt, weil die Türken nie stark genug waren, um ihnen beim Debouchiren entgegen zu treten. Damit dürfte es künftig anders sein, da der Uebergang eines so breiten Flusses eine der wahrlichsten Operationen des Krieges ist, wenn der Gegner sich einstellt, und entschlossen ist, demselben auf's kräftigste zu wehren.

Es findet ein immenser und sehr thätiger Handelstransport auf diesem großen Wasserlaufe statt, der Wien und das übrige Deutschland mit allen Häfen des schwarzen Meeres in Verbindung setzt. In Kriegszeiten lassen die Russen dort Flotillen hinkommen, die aus Kanonierschaluppen und Fahrzeugen bestehen, die zu dem Ende ausdrücklich zu Sebastopol gebaut werden und Stücke von schwerem Kaliber tragen. Die Türken haben auch Flottillen von großen armirten Barken, die sie in den Häfen des Flusses, unter den Kanonen ihrer Festungen bergen, um diese zu verproviantiren, ihnen Verstärkungen zu bringen, oder auch bei einer Belagerung zur Vertheidigung mitzuwirken.

II.

Der Lauf des Flusses zwischen der Wallachei und Bulgarien vertheilt sich naturgemäß in drei Regionen: die Donau, von Orschova bis nach Widdin; die mittlere Donau, von Widdin nach Rustschuck und Silistria; endlich die untere Donau, von letzterer Stadt bis in's Meer. Bevor der Lauf des Flusses Orschova erreicht, wird er in einer engen Schlucht, deren Ufer sehr steil sind, eingezwängt. Die Schnelligkeit der Strömung beträgt anderthalb Lieues in der Stunde; die Böte können nicht anders, als gezogen, gegen sie anfahren, und es gelingt selbst einem Dampfboote selten, dies zu bewerkstelligen. Ungeheure Felsen zeigen sich an der Oberfläche des Wassers, und überall erblickt man Steudel und Klippen. Der Weg, der einerseits Servien und die Bulgarei, und andererseits Ungarn mit der Wallachei in Verbindung setzt, ist auf beiden Ufern ein Felsen ausgehauen. Der am bulgarischen Ufer ist treppenweise von dem Kaiser Trajan erbaut worden, wie es eine Inschrift bezeugt, die noch jetzt auf dem Felsen vorhanden ist. Am Ausgange dieses Defile's wird der Fluß ruhiger und breitet sich wieder mehr aus. Er bildet da, wo sich die Festung Orschova erhebt, eine Insel. Es ist dieses ein rechtwinkeliges oder längliches Viereck, versehen mit Sägebatterien und vier Bastionen, die ein General Tosco, Venetianer in türkischem Dienst, im siebenzehnten Jahrhundert angelegt hat. Wir müssen bemerken, daß es zwei Städte desselben Namens giebt, die einander gegenüber liegen, nämlich Alt-Orschova, eine österreichische Stadt an der äußersten Gränze des Banats, und Orschova-Nova, die türkische Stadt. Fünf Lieues unterhalb, dem wallachischen Flecken Tschernetz gegenüber, sieht man die Ruinen der großen Trajansbrücke, deren noch vorhandene Pfeiler und fünf Bogen Kühnheit und Festigkeit bekunden. Das Maaß zwischen den Brückenmauern an beiden Ufern genommen, ergiebt 1030 Metres oder eine Viertellieue, was zu dem von dem Senator und Historiker Dion Cassius, der im dritten Jahrhundert, unter der Regierung Alexanders Severus, geschrieben hat, angegebenem Maaße und zu den zwanzig Bogen stimmt.

Weiterhin finden sich noch Stromschnellen und Arten von Cataracten vor, welche die Schiffahrt aufwärts erschweren, ohne sie jedoch irgendwo zu unterbrechen. Die erste wichtige Festung, die wir antreffen, ist Widdin, mit einer Bevölkerung von 20,000 Einwohnern. Sie hat die Gestalt eines Halbzirkels, von welchem die Donau den Durchmesser bildet. Es ist ein irregulaires, längliches Fünfeck, mit einer Einschließung, die von fünf Sägebatterien flankirt und von fünf Bastionen, die ziemlich gut angelegt sind, contraflankirt wird. Sie ist nie in den Händen der Russen gewesen, die übrigens auch nie mit einer großen Macht der oberen Donau zu operirt haben.

Nikopoli, eine Handelsstadt, ist im Jahr 1811 durch die Russen ruinirt und gänzlich zerstört worden. Sie hatte damals 20,000 Einwohner. Sie hat sich seitdem wieder ein wenig herausgemacht und zählt nun 10 bis 12,000 Einwohner. Die Türken besaßen vordem die kleine Stadt Turno, mit einem Brückenkopf, auf dem wallachischen Ufer. Es ist dieses ein wichtiger Uebergangspunkt, den die Türken wohl zu hüthen haben. Auch ist die Umwallung von Nikopoli wieder hergestellt, und Omer Pascha läßt dort augenblicklich neue Werke anlegen. Vor Nikopoli ist es gewesen, wo der Sultan Bajazet I., mit dem Beinamen der Blitz, zu einer Zeit, wo die Türken noch nicht im Besitz von Constantinopel waren, im Jahr 1396 einen großen Sieg über die durch Sigismund, König von Ungarn und Bruder des deutschen Kaisers, befehligte christliche Armee erkämpfte. Wir finden hier eine glorreiche und blutige Erinnerung an unsere französische Ritterschaft des vierzehnten Jahrhunderts, eine Erinnerung, die uns noch heutigen Tages zu interessiren würdig ist.

Die gesammte Christenheit hatte Sigismund Succurs zugesandt. Ein tausend französische Ritter, die nebst ihren Bogenschützen ein Corps von 6000 Mann bildeten, waren hin zur Donau geeilt. Mit der glänzenden und verwegenen Tapferkeit, die sie auszeichnete, stürmten sie auf die Elite der Janitscharen ein, die sich zum ersten Male von den Christen in die Flucht getrieben sahen. Zur selbigen Zeit hatten die Türken aber an einem anderen Punkte des Schlachtfeldes die Oberhand über Sigismund gewonnen.

Unsere Ritter, die sich durch die Verfolgung der Janitscharen hatten fortreißen lassen, sahen sich bald von der türkischen Armee eingeschlossen. Sie vertheidigten sich eine lange Zeit mit einer verzweifelten Energie; 4000 türkische Leichen bildeten gewissermaßen einen Wall um sie her. Aber trotz all ihrer

Digitized by Google

Tapferkeit mußten sie sich zuletzt ergeben. Es war die Elite des französischen Adels. Unter ihnen befanden sich Fürsten und hohe Würdenträger der Krone, u. a. der Graf von Nevers, ein Sohn des Herzogs von Burgund; der Connetable von Artois, der Graf von Eu; der Marschall von Boucicault, der Admiral von Vienne; Jacob von Bourbon, Graf von La Marche, die Grafen von Vrezé, von Bar, und La Tremouille. Auf Befehl des Sultans nahmen die Türken ihnen einem nach dem andern ihre schweren Rüstungen ab, und schnitten Allen, bis auf die Grafen von Nevers und de La Marche, so wie den Marschall von Boucicault, von welchen sie sich ein reiches Lösegeld versprachen, die Köpfe ab. Die Christen wurden sechs Jahre später, durch den furchtbaren Tamerlan, in der Schlacht von Ancyre (Angora) in Kleinasien an Bajazet gerächt. Dort wurde der grausame Sultan überwunden, gefangen genommen, und in einen eisernen Käfig gesperrt, wo er damit endigte, daß er sich den Kopf an dessen Gitter einstieß.

III.

Das rechte Ufer der Donau ist im Allgemeinen höher als das andere, was ein Vortheil der Stellung der Türken ist; es giebt aber Stellen, wo dies Thal sich erweitert, und wo der Lauf des Flusses weiter von den Höhen entfernt ist. Dort steht dem Uebergange kein Hinderniß in der Natur des Terrains entgegen; aber an allen jenen Stellen erheben sich Festungen, meistens von nur mittelmäßiger Beschaffenheit, jedoch mindestens hinreichend, um einen ersten Widerstand zu leisten und einem Truppencorps zum Stützpunkte oder Pivot zu dienen, das die Bestimmung hat, dem Uebergange zu wehren, oder im Rücken des Feindes zu manövriren, wenn der Uebergang durch überlegene Kräfte bewerkstelligt worden ist. Auf einem Punkte dieser Art, finden wir, wenn wir die Donau weiter abwärts gehen, die Stadt Sistova, mit einer Bevölkerung von 10,000 Einwohnern und einer von Thürmen flankirten Umwallung. Auch diese Stadt, die vordem eine doppelt so große Bevölkerung zählte, ist im Jahre 1811 von den Russen von Grund aus zerstört worden. Weiter hinunter war es auch Rußschuck, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, zur selbigen Zeit eben so ergangen. Diese Stadt ist aber wieder aufgebaut, sorgfältig mit Festungswerken neueren Systems versehen und mit mehreren Außenwerken vermehrt worden, woran es ihr früher gefehlt hatte. Es ist dieses eine der stärksten Festungen an der Donaulinie. Sie hat Giurgewo verloren, wodurch sie sich am linken Ufer gedeckt sah, es ist ihr aber eine Insel geblieben, auf welcher neue Festungswerke angelegt worden sind.

Turtukai oder Turtcakan, dem gegenüber, am jenseitigen Ufer, das wallachische Dorf Oitenitza liegt, ist ein Uebergangspunkt, dessen sich die Russen schon mehrere Male bemächtigt gehabt haben, und vor welchem sie auch diesen Augenblick in bedeutender Anzahl in Cantonnirung liegen. Diese Stadt von 5000 Seelen hat ihre Umwallung, (Palanka) wie alle anderen kleinen türkischen Städte, die sämmtlich mit Ringmauern und Thürmen versehen sind. Turtukai ist von großer militairischer Wichtigkeit; denn das Terrain stellt der Anlegung einer Schiffbrücke kein Hinderniß entgegen, und diese Stadt bildet die Tete einer Straße, die Schumla zu über Rasgrad in's Innere von Bulgarien führt. Man versichert, daß Omer Pascha Turtukai durch europäische Ingenieure, deren es gegenwärtig in der türkischen Armee in ziemlicher Menge giebt, sorgfältig befestigen läßt.

Silistria ist einer der besten festen Plätze an der Donau. Trotz seiner, gegenwärtig verbesserten, Unvollkommenheiten ist es den Russen im Jahr 1829 sehr schwer gefallen, sich seiner zu bemächtigen. Der General Diebitsch wagte es nicht, obwohl er schon Varna in seiner Gewalt hatte, eher auf Adrianopel loszugehen, als bis er auch Silistria genommen, ein Umstand, der den Nutzen der festen Plätze an der Donaulinie für die Türken beweist. Durch sie sind die Russen stets ein zwölf bis vierzehn Monate in Schach gehalten worden.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß die Festungen noch nie eine Armee daran verhindert haben, einen Fluß zu überschreiten. Man ist trotz einer Reihe von Festungen weit bedeutenderen Schlages, als die der Donau, noch jedesmal über den Rhein gegangen, wenn es sein mußte. In allen ihren Kriegen ist es den Russen leicht geworden, die Donau zu überschreiten. Die Türken haben sich dem allerdings nie mit einer gehörigen Macht entgegen gestellt; aber wenn sie das auch wollten, kann der Feind schon die Gelegenheit finden, den Uebergang durch Ueberrumpelung auszuführen und die Festungen zu umgehen. Bei einem kriegerischen Volke, wie die Türken, wo jeder Einwohner Waffen führt, läßt sich indessen nicht wohl in's Innere des Landes dringen, wenn man Festungen im Rücken und eine Armee vor sich hat: deßhalb sahen sich die Russen im Jahr 1828 gezwungen, erst an die Belagerung von drei Festungen zu gehen, bevor sie ihre Operationen weiter ausdehnten.

Aber wir wollen zu der unteren Donau zurückkehren. Ihre Breite nimmt zu, ihre Geschwindigkeit ab, doch beträgt die Letztere noch immer eine Lieue die Stunde. Einige Lieues von Silistria macht der Fluß, der bis dahin von Westen nach Osten geflossen ist, eine starke Biegung und setzt seinen Lauf bis zur Höhe von Galatz nordwärts fort, wo er sich neuerdings nach Osten wendet und sich dann in das schwarze Meer ergießt. Die Gegend, welche sich dann zwischen der Donau und dem Meere eingeschlossen befindet, und deren Breite zwischen zwölf und zwanzig Lieues wechselt, wird von den Türken Tartaria-Debrutscha genannt, und ist von dem Paschalik von Silistria abhängig. Von diesem Platze ab kommen wir zuvörderst zu dem Flecken Rassova, wo die Moräste am linken Ufer, durch die Gewässer der Beitscha gebildet, jeden Versuch des Ueberganges unmöglich machen. Hier ist's, wo die Donau dem Meere am nächsten kömmt. Die Entfernung von Rassova bis nach dem Hafen Kustendsche, einer befestigten Stadt, beträgt nur zwölf Lieues. Dieser Isthmus war vor Zeiten den Einbrüchen der Dacier durch den vallum Trajani, eine Mauer verschlossen, die besagter Kaiser hatte aufbauen lassen und zu welcher der Zugang noch durch einen sehr tiefen Graben versperrt wurde, der noch heutigen Tages nicht ganz verschüttet ist.

Es scheint gegenwärtig eine erwiesene Sache zu sein, daß die Donau vordem, statt sich zwischen Rassova und Galatz nach Norden zu wenden, von Westen nach Osten geflossen ist, um auf der Rhede von Kustendschie zu debouchiren, und daß sie durch überhand genommene Versandungen eine andere Richtung hat nehmen müssen.

Weiterhin begegnen wir der kleinen Festung Hirsova, unter deren Geschütz sich dort in Friedenszeiten eine Schiffbrücke geschlagen befindet. Von diesem Punkt ab bis zu den Donau-

Digitized by Google

mündungen und darüber hinaus, gewahrt man eine große niedrige und sumpfige Ebene, mit See'n übersäet, deren größter der Rassein (ehedem Halmyris) ist. Das Land scheint am Horizonte mit den großen Ebenen von Bessarabien, im Norden der Donau, und ebenfalls flach und von Morästen durchschnitten, zusammen zu fließen. Einige schlecht unterhaltene Chaussee'n dienen zur Verbindung der Flecken und Dörfer. Das Land ist übrigens fruchtbar: es giebt reiche Ernten und nähret viele Heerden Büffel, die zur Arbeit und zum Transport verwendet werden.

Die Forts Matschinn, Isatchi und Tultscha, in der Nähe der Donaumündungen, sind vielmehr Observationsposten, als eigentliche feste Plätze. Sie dienen dazu, das jenseitige Ufer zu überwachen, die türkischen Flottillen zu beschützen, und nöthigenfalls die russischen Fahrzeuge zu beschießen. Die Vertheidigung dieses Theils der Donau war vordem durch zwei große Festungen am linken Ufer, Ismail und Brahilow, gesichert. Matschinn gegenüber, in der Wallachei, erhebt sich die Feste Brahilow, die den Türken im Jahr 1829 durch den Tractat von Adrianopel genommen worden ist, und Tultscha gegenüber die von Ismail, die ein gleiches Schicksal gehabt hat. In allen früheren Kriegen hatten diese Plätze die Invasionen stets eine lange Zeit aufgehalten, und Belagerungen bestanden, die sich durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung und die schweren Verluste der Russen bemerklich machten. Suwaroff verlor im Jahr 1790 bei der Erstürmung von Ismail 15000 Mann, und in der Festung selber wurde darnach eine Bevölkerung von 35000 Seelen jeglichen Geschlechts niedergemetzelt. Abends schrieb er von diesem Leichenhügel aus an Catharina II., in Form einer Depesche, folgendes Madrigal: „Meine Monarchin, Ismail liegt zu Ihren Füßen." Suwaroff war zugleich ein rauher Krieger und ein Höfling entschiedenster Art.

Unterhalb Tultscha bildet die Donau ein Delta, wie es alle großen Flüsse in der Nähe ihrer Ausmündungen thun, und ergießt sich durch die drei Hauptmündungen Kilia, Sulina, (Sunne Boghazi) und St. Georg (Erdrilis Boghazi) in das schwarze Meer. Der Arm von Sulina ist der einzige, der zu allen Zeiten für die großen Fahrzeuge schiffbar bleibt. Er gehört Rußland zu, und so ist diese Macht in dem Besitz des Schlüssels des Handels und der Schiffahrt der größten Flußstraße in Europa.

IV.

Für heute wollen wir mit einer Betrachtung schließen, die sich auf die gegenwärtigen Umstände bezieht. Eine Menge Leute scheinen mit jedem Morgen die Kunde von dem Donauübergange durch die Russen, ja selbst durch die Türken zu erwarten. Die ganze Donaustrecke ist aber zur Zeit des Winters gar nicht zu passiren. Ein Gleiches wird auch dies Jahr im Herbst der Fall sein, wenn die Jahreszeit da unten eben so regnicht sein sollte, wie im Mittelpunkte von Europa. Das Terrain ist ein angeschwemmter weicher Boden, den der Regen leicht auflöst. Da die Wege und Heerstraßen nicht unterhalten werden, so bilden sie nur eine Masse flüssigen Schlammes oder tiefer Schlaglöcher. Dann kann eine Armee wegen des ungeheuren Vorspanns ihrer Artillerie und des Fuhrwerks jeder Art, dessen sie bedarf, sich nicht mehr im Lande bewegen. Dann ist es nur der irregulairen Cavallerie der Türken und den Kosacken der Russen möglich, das Feld zu behaupten. In den früheren Campagnen haben die Russen sich stets in die wallachischen Cantonnirungen zurückgezogen, selbst ihre begonnenen Belagerungen unterbrochen, und sich darauf beschränkt, am linken türkischen Ufer kosackische Streifpatrouillen und Garnisonen in ihren Brückenköpfen oder in den Plätzen, deren sie sich hatten bemächtigen können, zu hinterlassen.

Die Donau zeigt, ehe sie sich theilt, um ihr Delta zu bilden, eine Breite von zwei bis drei Kilometres, mit kleinen Inseln übersäet. Wir haben dem noch hinzuzufügen, daß sie fast jedes Jahr gefriert. Die Wallachei und Bulgarien haben, obwohl mit der Provence und Toscana unter einer Breite belegen, äußerst strenge Winter, weil sie nicht vor dem eisigen Nordostwind geschützt sind, der ihnen directe aus den hohen Steppen Rußlands und von den Plateau's Hochasiens zugeführt wird. Die Donau wird unter sechs Wintern fünfe mit Eis belegt; der Frost dauert von December bis März, und beim Aufthauen ist das Land weniger zu passiren als je. Wenn also der Krieg einmal durchaus zum Ausbruch kommen soll; so darf man den Beginn der Feindseligkeiten nicht vor dem Frühling kommenden Jahres entgegen sehen.

Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Von Emma Niendorf.

„Poesie ist tiefes Schmerzen." Justinus Kerner.

Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig. 1853. IV u. 327 Seiten 8.

Die Verfasserin hatte während der Periode, in welcher Lenau von Zeit zu Zeit bei den schwäbischen Freunden, die, man kann es sich nicht verhehlen, mit ihm eine wahre Abgötterei, von davon die Quelle allerdings des Dichters Talent und Liebenswürdigkeit gewesen sein mag, trieben, verweilte, „Alles von ihm verzeichnet, jeden Moment, die fliegenden Wolkenschatten wie den Lichtstrahl." „Nur ein Stückchen Leben von ihm," heißt es ferner, „eine Skizze, zugleich Material für seinen künftigen Biographen . . . . . Die Hand zögerte, die Perlen hinauszustreuen in die Fluth. Aber gehörten sie nicht doch den Vielen, in deren Gemüth der Dichter lebt? Tausende von der Nord- und Ostsee bis zur Adria, von den Vogesen bis an die Karpathen: Ein Solcher eint Deutschland zum Ganzen, zu Einem Pulsschlage! Man möchte sagen, der Eine Mann war das Herz, die Melodie von Deutschland. So kommt Keiner wieder, der so geliebt wird und beweint. Weil er einen Zauber hatte, der von ihm in seine Poesien ausströmte über sein Volk; einen Zauber, der sich in Lenau's Persönlichkeit zur größten Macht zusammendrängte, und namentlich auf Bildnissen nicht verleugnete." Wenn man dem „herrlichen Dichter und Menschen," wie Gustav Schwab ihn Kerners bezeichnete, auch die unbedingteste Anerkennung zollt, kann man sich doch versucht fühlen diese Worte, so schön sie sind, einiger Ueberschwänglichkeit zu zeihen: um gerecht zu sein, müssen wir aber bemerken, daß in den Auszügen aus dem Tagebuche auch die schwachen, die Schatten-Seiten des Gefeierten an's Licht treten und nicht verhüllt, wenn gleichwol entschuldigt werden. Wer einst Lenau uns

Digitized by Google

in allen seinen Beziehungen treu schildern will, dem muß eine so reichhaltige Sammlung von Zügen, selbst den kleinsten, aus seinem psychischen und physischen Leben höchst willkommen und nützlich sein; aber ob Manches nicht besser ungedruckt geblieben wäre, wollen wir der Verfasserin selbst zur Entscheidung anheim geben; sie hat übrigens, was ausdrücklich zu bemerken, mit, hochgebildeten Frauen nie fehlendem Tact, Taufnamen von einigen Personen, die wenigen der Oeffentlichkeit angehören, oder wo ein Wunsch von Hinterbliebenen entgegentrat, verwandelt; in andern Fällen, wo Aeußerungen und Thatsachen verletzen könnten, allgemein bekannte Namen verschwiegen, und auch sonst, wie sie versichert, manche bedeutsame Mittheilung, für den Moment wenigstens, unterdrückt. — Nehmen wir also das interessante Buch, wie es ist, dankbar entgegen.

Neben Lenau tritt eine zweite, in allen deutschen Gauen bekannte bedeutsame Persönlichkeit in den Erinnerungsnotizen der Verfasserin hervor, Justinus Kerner, von dem sie uns viel Anziehendes erzählt, für die große Zahl der Freunde des Verehrungswürdigen gewiß eine erfreuende Lectüre. — Ein geistiges und gesellschaftliches Zusammenleben, wie das des Lenau'schen Freundeskreises bietet natürlich belebte Unterhaltungen, Ereignisse aller Art, die nicht dem spießbürgerlichen Leben angehören, Anecdoten, das, die in der anmuthigen, der Verfasserin in so hohem Grade eigenen Darstellungsweise belehrend und unterhaltend, ja oft recht characteristisch und pikant sind.

Was über die verhängnißschwere Zeit, welche die Freunde die ersten Spuren des gestörten Geistes ihres Lieblings entdecken ließ, was über den späteren, sich immer mehr in beklagenswerther Gestalt entwickelnden Wahnsinnszustand desselben berichtet wird, würde schon dann, wenn es sich von einem Alltagsmenschen handelte, die erschütterndste Wirkung zu üben nicht verfehlen. — Den reichbegabten Dichter plötzlich des geistigen Lebens beraubt, sich seiner nur in wenigen lichten Augenblicken bewußt zu sehen, ihn von allen düstern, schaurigen Bildern seiner Poesie, gleich Gespenstern umrauscht, sagen zu hören: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht!" Das erfüllt mit einem Grauen, ruft eine Seelenqual wach, die den Lesern leider nicht erspart werden konnte. Und den leichtsinnigsten unter ihnen muß es wol ernst stimmen und ihn sich in seiner ganzen Kleinheit, seiner ganzen Schwäche erkennen lassen, wenn er erwägt, was S. 320 bei Erwähnung des Asyls für Geisteskranke in Döbling zu lesen ist: „Und wer wird sagen dürfen, daß sich ihm nicht auch einmal ein solch Asyl aufthue? Wessen Brust ist so lautre und ohne Wellenschlag? — Ist nicht Wahnsinn was wir Alle kennen und haben? Der trübe Schaum, der aufspritzt von all unserer Lebensfluth? Alle hegen wir ein Heimathrecht auf dieses Haus: der böse Zauber, der Fluch! Unser Lieben und Hassen, Hoffen, Fürchten, Träumen, dies alles rieseig gewachsen und gediehen: das ist ja dieses Ungeheuer von Wahnsinn! Es nistet und lauert in jedem Herzen und Gehirne, schwirrt drohend mit lichtscheuen Fledermausflügeln. Von allem was uns peinigt sind die Jammervollen gestachelt, zerhetzt, zerfoltert. Es sind die Märtyrer unserer Täuschungen, unserer Leiden, unserer Lust." — Psychologen und Aerzte, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, werden in den letzten Partien des Buches der Frau von Suckow Stoff zu vielartigen Betrachtungen finden.

Bezeichnet sind die einzelnen Abschnitte einfach nach Ort und Jahr: Dresden, 1850; Stuttgart, 1840, 41, 42, 43, 44, 53; Serach (beim Grafen Alexander von Württemberg, dem viel zu früh, noch vor Lenau Dahingeschiedenen), 1840, 44; München, 1841; Weinsberg (bei Justinus Kerner), 1842; Baden, 1844; Winnenthal (Wohnort von Lenau's Schwager, Schurz), 1844, 45, 46; Wien, 1847; Weidling, 1851; Döbling, 1851.

Den Seite 74 — 103 abgedruckten Briefen Lenau's ist Folgendes vorangeschickt: „Bald nach der Gesellschaft im Dekanatshause (bei Gustav Schwab) Anfangs Juli (1842), reiste ich zur Villeggiatur nach Weinsberg. Es ist mir vergönnt die dortigen Tage mit einer im Original mir vertrauten Brieffolge von Niembsch an Justinus Kerner einzuleiten, welche bis auf diesen Zeitpunkt reicht, und in schnell hingeworfenen Zügen den zuerst durch Gustav Schwab (August 1831) geknüpften Freundschaftsbund zwischen beiden Dichtern zeichnet. Nie kann man genug Lenau selbst hören. Nach eine Epistel aus Amerika, aber an die Stuttgarter Gastfreunde, reiht sich geeigneten Ortes ein. Die meisten dieser Briefe trugen Lenau's Siegel: eine kleine Lyra, ohne sonstigen Schmuck, von besonders edlem und einfachem Umrisse. Andere, gemeinschaftlich mit Graf Alexander geschriebene, waren mit dessen wohlbekannter Sphinx verschlossen, die mich jetzt traurig fragend anblickt." Man wird diese Briefe mit vieler Theilnahme lesen und sie bilden unleugbar einen wesentlichen Bestandtheil des Werkes; wir wollen deshalb auch der Verfasserin keinen Vorwurf aus der Nichtachtung von Lenau's Wunsche machen, von dem sie uns S. 232 selbst Kunde giebt: „Er hat seinen, indem er seine Todesbestimmungen machte, seine Freunde möchten alle Briefe von ihm verbrennen, ja nichts drucken lassen; er sei kein Gelehrter und kein Prosaist gewesen, er wünsche nicht, daß die Nachwelt etwas anderes von ihm erhalte, als seine Gedichte." Es mag Niembsch damit auch wol nicht so ganz Ernst gewesen sein und die Briefe enthalten Nichts, was unsere Liebe für den Dichter verringern und beeinträchtigen könnte, ja sie enthalten beachtenswerthe Stellen, wie die in dem amerikanischen Briefe: „Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch hin in die Wüste, und hier ist in meinem Herzen noch etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht, daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage."

Wir lassen jetzt einige selbstständige Bruchstücke folgen.

Zuerst eins aus Lenau's Schwagers Mittheilungen: „Zwei Jahre studirte unser Freund das Recht, dann wieder zwei andere Jahre Medicin. Er beabsichtigte sich dem letzteren Fache zu widmen, wurde aber verhindert die Prüfung zu machen, und zum Nachholen hatte er später nicht Lust; dann kam die Neigung für Poesie dazu. Er wollte sich auch zum Doctor der Philosophie bestimmen, allein darüber starb — 1830 — seine Großmutter väterlicherseits; seine Mutter war 1829, der Großvater 1822 verschieden. Diese Großeltern erreichten hohes Alter: in den 80 Jahren er, sie in den 70. Er, in der Akademie zu

Digitized by Google

Neustadt erzogen, zum Kürassierlieutenant befördert, machte noch die Türkenkriege, darauf 1792 die Feldzüge nach Frankreich mit; zeichnete sich bei Valenciennes aus, wurde aber durch Ungerechtigkeit seines Obersten oder Oberstlieutenants mit dem wohlverdienten Theresienorden übergangen, und sowohl wegen dieser Kränkung, als wegen seiner durch den Krieg zerrütteten Gesundheit veranlaßt, den activen Dienst zu verlassen; erhielt eine Anstellung „bei der Montur", kam da und dorthin, stieg bis zum Obersten und starb zuletzt als solcher in Brünn. Er war klein und gewaltig fett; die Frau größer, aber auch sehr dick. Sie hatte ein kluges, schönes Gesicht, und erschien voll Anstand. Man fand sie der Kaiserin Maria Theresia ähnlich. Sie war eine Baronesse Kellersberg und ihre Familie stammte aus Steiermark und Tyrol. Die ihres Mannes aus Schlesien; gebürtig aus Strehlen, legte er sich den Namen Strehlenau bei. Er hätte, versichert man, nicht um den Adel, sondern nur um Erneuerung und Erhebung in den Freiherrenstand bitten sollen, denn der Sage nach schrieben sie sich Niembsch von Lilienthal und Rasenau. Die Grafen Niembsch in Oestreich sind ihnen nicht verwandt.

Lenau's Vater starb schon mit 29 Jahren, als der Dichter noch ein kleiner Knabe, war Officier, in der Folge als Kameralist angestellt; die Mutter eines Rathsherrn Tochter aus Ofen, der großen Reichthum, viele der vortrefflichsten Weinberge besaß. Seine Frau jedoch — Lenau's Großmutter — heirathete nach dem Ableben des Gatten noch einmal, und dann zum drittenmal, zog die Sprößlinge der zweiten Ehe vor und bereicherte sie auf Kosten der ersten Kinder. „Das Unglück von Niembsch war, daß er keinen Vater hatte," äußerte S., „und daß seine Mutter, wie geistreich sie auch immerhin, zu liebevoll, zu schwach sich gegen ihn erwies. Von ihr hat er das Genie. Er soll ihr nach gleichen. Sie zog ihn allen ihren Kindern vor. „Liebes Nik, wie Du willst!" hieß es immer." —

Mit 19 Jahren, als ihm S. zum erstenmal begegnete, der mit seiner Frau damals bekannt wurde, welche ein Jahr mehr zählte, hatte unser Freund noch keinen Beruf zum Dichter empfunden, obschon wohl ein Paar Verse gemacht. Damals war Klopstock der Liebling des wackeren Schurz; jenen und Hölty lasen sie zusammen, und an Letzteren, bemerkte der Schwager, erkennt man in Lenau's erster Ausgabe noch Erinnerungen in den Formen. Später, mit 24 Jahren, da sang er schon mehr. Eines seiner ersten Gedichte aus dieser Zeit, war auch in der Wiener Modezeitung erschien und schnell viel Beifall gewann, war die Werbung. Er dichtete es in Schenbach (?), wo Beide den Vater von S. besucht hatten. Lenau's Mutter erlebte seinen Ruhm nicht mehr. Der allegorische Traum „Glauben. Wissen. Handeln." freute sie noch sehr, als er ihr diese Dichtung vorlas. In seinem 28. Jahre kam er hierher, um seine Poesien bei Cotta drucken zu lassen, wozu Schwab verhalf. Auch darüber, wie Niembsch so ganz, durch und durch, Oesterreicher sei, wie er da wurzle, in diesem Heimathboden, da nur glücklich sein könne, sprach sich sein Schwager aus."

Eine Anekdote aus Justinus Kerner's ärztlicher Praxis: „Auf der Straße nach Eberstadt, grade halbweg, begegnete unser Freund einmal eine kranke Bäuerin von da, die nach Weinsberg herein wollte, ihn um Hülfe zu bitten. Der Zustand erheischt Eile. Die Patientin kann eben so wenig auf die Rückkehr des Doktors warten, als dieser wieder umwenden, da er auch zu einem Leidenden nach jener Ortschaft wandert; oder die Person mitnehmen, indem diese ja doch von Neuem den Weg in die Apotheke nach Weinsberg machen müßte. Kerner ruft einen eben vorbeigehenden Gerichtsassessor (Beisitzer, auch ein Landmann) von Weinsberg, zu sich her und bittet ihn um einen Bleistift und ein Endchen Papier. Der hat aber nur ein Stückchen weißer Kreide bei sich. Nun soll er seinen Rücken dem Doktor leihen, welcher das nöthige Recept darauf schreibt, und unten auf die Lederhosen noch groß sein „Justinus Kerner." Das Weib hütet nur immer mit dem Blicke ihren Begleiter, voll Angst die Heilschrift möge sich verwischen. Als sie in der Apotheke anlangen, bietet das ambulante Recept breit den Rücken hin. Der Pharmaceut lacht und behauptet, so schön wie dieses habe der Doktor noch keines geschrieben. Natürlich, weil er sich mühte die Buchstaben nur recht deutlich zu machen. Schade, daß der Authographon ausgekapft ward!"

Lenau über den Geigenbau: „Zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz. Die Violindecke, von der das Meiste abhängt, ist von Tannen. Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister Manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte: Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre — die Kreise — am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne. Je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Divinieren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch auch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man eine Geige spielt, vielleicht hundert Jahre, so erhält sie dadurch erst ihre eigenste, höchste Vollendung. Man hat solche alte Violinen geöffnet und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus sich heraus gespielt hat. Alles Fremde, alles was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus. Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt. Deshalb muß Einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn sie unrecht gespielt wird, dann ist sie hin." —

„Die Menschen," bemerkte Jemand, „sollten sich diese Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen." — „Ja", sagte Niembsch mit Begeisterung, „was sich nicht schwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!" —

„Man fand also", wiederholte er, „auf der inneren Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Diese Partikel stößt die Geige aus, die nicht in das harmonische System

Digitized by Google

ihrer Schwingungen gehören: Es sind unreine Fasern, die herausreißen. Man hat, sahe er fort, durch Ausfeuern der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Kessel stand. „Was machen Sie denn da?" — „Ich koche Geigen." — Der Kessel war voll Violinen. . . . . „Mein alter Lehrer," setzte Niembsch hinzu, „der ist mir leider diesen Sommer gestorben — in Wien, er hieß Groß — der war zu lieb! er brachte einen so religiösen Sinn hinein. Wir spielten eine Sonate zusammen, wo das hohe Gis vorkommt, was so schwer zu greifen ist. Unter dem, der das nicht trifft" — pflegte er zu sagen — „da sollte sich gleich ein Abgrund öffnen, ihn zu verschlingen." —

Ueber den Dichter Joseph Stoll: „Joseph Stoll — so erzählte Justinus — war der Sohn des berühmten Arztes Joseph Stoll, der ein neues System erfand. Er hinterließ dem Sohne Vermögen. Dieser hatte Philosophie studirt, sich aber für kein Brotstudium entschieden. Er ging nach Berlin und studirte dort noch bei Fichte. Von da nach England, wo sein Vermögen sehr schmolz — er legte es nie auf Zinsen. Dann nach Weimar, wo er einige Zeit lebte mit Göthe, Schiller und Falk; von ihnen ermuntert Manches schrieb, namentlich dramatische Spiele. Darauf begab er sich nach Wien, wo er ganz dürftig leben mußte. Dort fand ihn Kerner und erkannte seine Gutmüthigkeit, seinen Witz, sein klassisches Genie. Sie wanderten mit einander umher. Der junge Mediziner zahlte ihm oft das Essen, schämte sich aber doch nicht selten im Prater, daß Stoll so verwahrlost aussah. Dieser hatte ganz zerrissene Schuhe, daß die Zehen herausguckten. Zuweilen, wenn es Kerner doch zu arg wurde, nahm er den Freund in ein Durchgangshaus, wie man es zu Wien heißt, zog seine Brieftasche vor und deckte — die Löcher mit englischem Pflaster zu. Er machte Stoll auch mit Varnhagen bekannt. Viele Feindschaften erweckte es Ersterem, daß er sich nicht an den Feldzügen betheiligte.

Als nun Napoleon kam, und mit ihm Corvisart, welcher die Werke des alten Stoll übersetzt hatte, fragte derselbe gleich nach dem Hinterbliebenen, und interessirte sich sehr für ihn. Später machte Stoll zu Marie Louisens Vermählung ein herrliches Gedicht, das schönste, welches je an Napoleon gerichtet ward. Ein ganz besonderes Versmaß, und Stoll that sich viel darauf zu gut, denn er war doch auch eitel. Bonaparte gab ihm Versprechungen. Dies alles aber diente nur dazu, als die Franzosen wieder weg waren, dem Dichter noch mehr Haß zu erwerben. Er schrieb an Kerner, der sich jetzt in Ludwigsburg aufhielt, und beschwor ihn, einen Verleger zu verschaffen, für seine, Stolls, gesammelte poetischen Werke. Der Freund bat dieselben Cotta an, welcher sich jedoch nicht darauf einließ. Aber da fand sich doch ein anderer Verleger — der von den Reiseschatten, die in einem Jahre mit Stolls Gedichten erschienen, Braun in Heidelberg — welcher dem Dichter 700 fl. gab. Dieser kam nun nach Ludwigsburg, aber in solchem Zustande, daß als Stoll sich rasiren ließ, Kerner sich vor dem Barbier schämte, so zerfetzt war des Poeten Hemd. Sie schafften ihm Wäsche an. Jetzt zog er mit dem Geide nach Paris, um dort Napoleons Verheißungen zu realisiren. Es ging Stoll auch ganz gut, der Kaiser setzte ihm einen Jahrgehalt aus; der wandernde Dichter kam vergnügt durch Ludwigsburg. Aber es zog ihn doch nach Wien. Während er noch in Stuttgart verweilte, fuhr Justinus zu ihm hinein, fand Wangenheim bei ihm und Schelling, den Philosophen, welcher große Freude an dem Wiener hatte.

Bei Napoleons Sturz indessen hörten natürlich alle Zuflüsse auf. Stoll gerieth in's Elend und starb darin,*) nahe an dreißig Jahren. Sein Leichenbegängniß zahlte die Frau von Wilhelm Schlegel. Uhland machte auf Stoll das schöne Gedicht an einen verhungerten Dichter. Uhland befand sich gerade in Paris, als Stoll hinreiste und von Kerner an den Freund adressirt ward. Der zweite Theil von Stoll's Werk gelangte nicht zum Drucke. Joseph hatte es verstreut und verloren, der Verleger konnte es nicht bekommen. Auch in Wien dichtete Stoll dramatische Spiele: z. B. „der Sacher und der Pacher"; vortrefflich, das Sprichwort ganz klassisch durchgeführt, jedoch nie gedruckt, gänzlich verloren gegangen. Sein „Scherz und Ernst" hingegen ward auf allen Bühnen mit Beifall gegeben. Jenes erste, 1811 erschienene Bändchen †), fand keinen Absatz.

Aus dieser Sammlung las uns Kerner ein Stillleben vor, „des Müllers Wiederkehr", mit Zeilen endend, welche Niembsch als Refrain aufgriff, der uns fast durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Verbrochnes ganz zu leimen."

Hierauf eine Scene „Amors Bild," und Stellen aus einem Spiele: „die Schnecken." Ein Traum in der Brautnacht. Ueberall sieht der Ehemann Hörner, wohin er blickt, bei den Käsern, beim Teufel u. s. f. Ganze Schaaren von Schnecken, Geister betrogener Ehemänner, stehen gespenstisch vor ihm auf, große, weiße Schnecken. „Keiner hat die Schnecken noch so schön beschrieben", meinte Kerner, „es ist voll Phantasie und Humor, und würde sich gut zu Randzeichnungen eignen." — Großartig stellte sich uns das Napoleongedicht dar — so mußte man einen Kaiser dichten. Und es ist doch nicht unwahr; der Dichter, welcher gerade in seine Sonne hineinschaute, den machte sie wohl blenden."

Zum Beschlusse noch einige Worte, welche Frau von Suckow am 2. October 1844 in ihr Tagebuch schrieb: „Was ist die stolze Höhe ohne Glauben? Was hilft da alle sanftige Weihe der Poesie? In Geduld und Treue überwindet das einfach kindliche Gemüth weit besser, als dieser kühne, mit aller Kunst gewiegte, mit aller Philosophie genährte Geist. Und sonderbar! auf dieser Pulspitze fließt das Extreme in einander: hier hört auch aller Trost auf, alles, was treffen, rühren möchte, vor dieser Intelligenz, die sich alles selbst sagen könnte, nichts von Andern nehmen will, alles verschmäht, was man ihr bieten dürfte. Man fühlt sich da vor der verfeinsten Bildung völlig aufgehoben, nichts wie vor der rohsten Ungeistigkeit. Man ist am Ende; kein Wort bleibt mehr zu sagen. Niembsch hat eine versteinende Kraft. Er kann in seiner Starrheit alles zu Felsen, zur Wüste machen; und dann auch plötzlich wieder grün — er ist ein schrecklicher Zauberer. Wie tragisch bei ihm, wie bei einem andern unserer Freunde!

---

*) Am 22. Januar 1815.

†) „Poetische Schriften. 1. Theil. Karlsruhe, Braun, 1811." — Mit Leo von Seckendorf gab Jos. (Ludw.) Stoll 1808 in Wien (Gerold) heraus: „Prometheus, eine Zeitschrift, der höhern Bildung der Menschen gewidmet." 2 Bände. „Scherz und Ernst" erschien, Berlin 1804; „Amors Bild", Wien 1808; „Schnecken-Comödie", Wien 18...

Digitized by Google

gerade als er sich mit dem Geschicke versöhnen wollte, den Irrthümern, den Wagnissen Abschied geben, rächte sich alles an ihm....“
Druck und Papier sind sauber. F. L. H.

Gedichte von Adolf Pichler. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1853. (VI u.) 160 Seiten. 12.

Der Dichter, der unsere Zeitschrift mit so manchen schönen Gaben beschenkte, z. B. Lieder der Liebe — Der Deserteur u. a., ist unsern Lesern wohlbekannt und wir wissen, wie anerkennend sie aufgenommen sind, namentlich die letzte Mittheilung: der Deserteur (— nebst den trefflichen Liedern der Liebe, von denen früher ein Separatabdruck erschienen, in die Sammlung aufgenommen —). Die vorliegende Auswahl seiner Gedichte — wir schreiben absichtlich Auswahl, denn es ist leicht zu erkennen, daß eine solche mit einer Strenge und Selbstverläugnung, die nicht allen Dichtern eigen, getroffen ist — enthält Lyrisches und Erzählendes. Was diesen Gedichten einen eigenthümlichen, hohen Reiz verleiht, das ist der edle, männliche tiefgefühlte Schmerz, nicht zu verwechseln mit dem erkünstelten Weltschmerz geistig und körperlich kraftloser Dichterlinge, das überall waltende ege Leben in und mit der Natur, der großartigen Natur des herrlichen Tirolerlandes, es ist der Ausdruck rein menschlicher Ideen, wie tägliche Anschauungen in diesem seinen Tirol sie in dem Dichter erwecken, in Form der Legende, wenn man will, christianisirender Dichtung, die nur ein Kurzsichtiger aus dem jetzt in Rede stehenden Pietismus ableiten könnte.

Diese wenigen Worte mögen genügen, um eine kleine Reihe von Gedichten, die wir aus der, auch durch Abwechslung der gewählten Stoffe und technische Vollendung sich empfehlenden und ausgezeichneten Sammlung, jetzt mittheilen wollen.

Das Nest des Tiroleradlers.

Auf Felsen steht ein Adlernest
Mit markgenährter Brut,
Der Herrgott schirmt's mit Händen fest,
Beaucht drüber Sturmeswuth.

Als Wächter hat er rings bestellt
Die Gletscher um das Haus,
Denn schauen ruhig in die Welt
Die jungen Adler aus.

Die alten Aare rothbeschwingt,
Sie schweben hoch im Blau,
Sie seh'n wie thalwärts niederdringt
Der hell'gen Quellen Thau.

Sie seh'n den Lech, sie schau'n den Inn
Mit Augen hell und klar,
Doch flüchtig im Flug zum Etschstrom hin
Das edle Adlerpaar.

Das ist des Landes Silberfluß
Von Rebengrün umlaubt,
Dort hebt Tirol zum Wolkenkuß
Das thurmgekrönte Haupt.

Tief tauchen sie die Schnabel ein,
Sie kühlen ihre Brust,
Dann auf! empor im Morgenschein
Wie Helden siegbewußt.

Der Gemsbock hüpft von Wand zu Wand,
Sie schaun's mit raschem Blick,
Und schlagen ihm weit ausgespannt
Die Fänge in's Genick.

Die Jungen schrei'n im Adlernest,
Sie fliegen ein und aus,
Das macht, der Herrgott schirmet fest
Der Adler Felsenhaus.

Der alte Thurm.

Wie Träume zieh'n die Wolken
Des Abends still vorbei,
Und auf des Thurmes Zinne
Legt seinen Kranz der Mai.

Einst wallte von der Spitze
Das Banner weiß und grün,
Es blickten durch die Scharten
Tirolerschützen kühn.

Mit grellem Pfiffe flogen
Die Kugeln hin und her,
Und mancher sank am Hügel
Um aufzusteh'n nie mehr.

Wie ist es anders worden!
Die Biene baut ihr Haus,
Es ziehen durch die Lucken
Die Tauben ein und aus.

Die Mauerblüthen fliegen
Empor zum Mauerrand,
Du blickst aus dunkeln Augen
So froh auf Flur und Land.

Und singst mit leiser Stimme
Ein Lied im Abendstrahl:
Wie goldne Träume gleiten
Die Wolken über's Thal.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 90. Mittwoch, den 9. November. 1853

SOCIETE

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Spielhäuser zu Paris ..... Seite 701
Anna von Sachsen, Johann Rubens und seine edle Gattin Maria ..... „ 704
Literatur:
Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos in 42 coloirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme ..... „ 706
H. C. Andersen Sämmtliche Werke ..... „ 706
Gedichte von Adolf Pichler (Fortsetzung) ..... „ 707
Miscellen ..... „ 708

Die Spielhäuser zu Paris.

(Aus „Mémoires d'un bourgeois de Paris, par M. le docteur L. Veron.")

Marmontel hat Memoiren für seine Kinder geschrieben. Er hat es nicht gescheut, ihnen seine Jugendsünden zu bekennen, und sie mit den vielen Klippen bekannt zu machen, an welchen eine Vernunft und eine Weisheit von zwanzig Jahren Schiffbruch leiden kann.

Bis auf die Vaterschaft und das Talent des Style und des Geistes, werde ich hier gleich Marmontel zum Besten Alles sagen, auf welcher mit Gefahren übersäeten Bahn meine Jugend sich einen Augenblick befunden hat, und durch welche Zufälligkeiten ich im Jahr 1818 aus einem Leben ernster Studien zu den täglichen Emotionen von Trente et Quarante übergegangen bin. Drei Monate lang bin ich ein Spieler von Profession gewesen.

Aus dieser schimpflichen Lebensweise habe ich mindestens rechtliche und nützliche Lehren gewonnen, und Gelegenheit gehabt, die verkwürdige Menschenklasse der Spieler von Profession von Grund aus kennen zu lernen, die, jede Minute aus der Verzweiflung zur Freude übergehend, stets damit endigen, die Beute fahren zu lassen, um den Schatten zu erhaschen, eine zahlreiche Menschenclasse mit exceptionnellen Sitten, und deren practisches Leben, deren sämmtliche Thorheiten und Anreizungen, wie ich glaube, noch von keinem Moralisten beschrieben worden ist.

Sobald ich alle die Bände gesehen hatte, aus welchen die erste Bibliothek eines Studenten besteht, sah ich ein, daß man sich ganz dem Studium hingeben müsse; daß ein ruhiges, nüchternes fast von jeglicher Zerstreuung freies Leben die nöthige Bedingung sei, um gut zu lernen, gut zu behalten. Ich sah ein, daß man zeitig aufstehen, den zu sehr aufregenden Mahlzeiten aus dem Wege gehen, und allabendlich zu seinem Dachstüben hinauf steigen müsse, um dort in keiner anderen Gesellschaft als der seiner Bücher zu sein.

Das Studium der Anatomie und das der Pathologie bieten nichts Erheiterndes dar. Ich half mir auf zweierlei Weise, jede Verlockung zu Zerstreuungen und Vergnügungen zu bekämpfen.

Ehe ich Abends meine medizinischen Bücher zur Hand nahm, gestattete ich mir, mindestens auf eine Stunde, das Lesen einer unserer großen Schriftsteller. So habe ich die Autoren des siebenzehnten Jahrhunderts: Pascal, Racine, St. Simon, Bossuet, Corneille, Moliere; dann die des achtzehnten Jahrhunderts: Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Abbé Prevost, Bernard de St. Pierre, und noch viele andere gelesen und wieder gelesen. Dies die erste Weise!

Die zweite Weise bestand darin, daß ich nie einen Sou in der Tasche hatte. Die Geldnoth hat manchen großen Mann geschaffen!

Am 1. eines jeden Monats erhielt ich zwanzig Franken von meinen Eltern, und dann wurde flott gelebt. Meine 20 Fr. über-

Digitized by Google

lebten den Tag nicht: ich speiste mit einigen Freunden bei einem Restaurateur zu Mittag, hernach ging ich in's Theater, und mitunter beendigte ich den Abend im Café du Roi, das damals an der Ecke der Richelieu- und der St. Honoré-Straße lag. Dort traf man mit einigen Journalisten, einigen Vaudevillisten und einigen geistreichen Leuten zusammen: den Brüdern Dartois, Dittmer, Cave, Duvergier de Hauranne, dem Verfasser oder Mitverfasser von drei Vaudevilles; Ferdinand Langle, Rochefort, Rousseau, den berühmten Freund des Herrn Romieu, und so vielen anderen, die heimgegangen sind.

Einmal war ich an dem Ersten eines Monats reicher, als gewöhnlich. Ich hatte ein sehr vollständiges Skelett für 25 Fr. verkauft. An diesem Tage konnte ich zwei Freunde zu einem Mittagsmahle einladen. Rousseau war einer meiner Gäste.

Rousseau ermangelte nicht, mir diese Artigkeit erwiedern zu wollen. Der Tag wurde festgesetzt, und das Café du Roi zum Rendezvous um 6 Uhr bestimmt. Wir waren unserer Drei: Rousseau, ich, und ein junger Eleve der Arzneikunde, der während der Julitage, in Folge von Strapazen in der brennenden Sonnengluth, an der galloppirenden Schwindsucht gestorben ist.

Wir hatten uns präcise zum Stelldichein eingefunden; aber unser Amphitrion sah mißmüthig, verlegen aus, und entschloß sich zuletzt, zu uns zu sagen: „Ich habe Euch zum Essen eingeladen, aber, meine Börse ist leer."

Unter so beschaffenen Umständen sprach sich nun der junge Mediziner folgendermaßen aus: „Aller Wahrscheinlichkeit nach," sagte er, indem er das Wort an mich richtete, „sind wir im Punkt des Geldes nicht besser daran als Rousseau; (und darin hatte er Recht) wohl, da bleibt nur ein Ausweg: ich will mir vom Comptoir ein zwanzig Franken borgen." — Ich hatte keinen großen Glauben an seinen Credit, doch kam er, uns ein Goldstück entgegen haltend zurück. Da brachen wir denn auf, um ein Mittagsmahl einzunehmen.

Auf dem Wege dahin mußten wir den Garten des Palais Royal passiren. „Wie wäre es, wenn wir dahinauf stiegen," proponirte einer von uns, unter dem Applaus der anderen," und von unserm Capital die Hälfte, nur 10 Franken, riskirten?" Rousseau übernahm dies Geschäft, und kehrte nach wenigen Minuten zurück: das Geld war verloren!

Unsere Lage hatte sich verschlimmert. Da begegneten wir, auf dies Begegnen neue Hoffnungen bauend, dem großen G***, einem charmanten jungen Mann, den Sohn eines Grammatikers, dem es nicht an Geist noch an einem einnehmenden Wesen fehlte. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden sein mag. Es wurde ihm Alles erzählt; aber er konnte unserm noch übrigen Capitale auch nur 3 Franken und 50 Centimen hinzufügen, und bedeutete uns noch obendrein durch Zeichen, daß auch seine Uhrtasche — verwaist war.

Wir hatten unsern neuen Aemothegefährten sehr bald überredet, sein Capital zu dem unsrigen zu schlagen, und mit dem Ganzen, 13 Fr. 50 C., sein Heil im Roulette zu versuchen.

Unser Abgesandter kehrte nicht zurück; es war bereits 7 Uhr passirt, und es drehte sich um die Frage: werden wir zu Essen bekommen oder nicht? Da wurde unser Freund wieder sichtbar, und zwar mit sechzig Franken baar Geld! Darauf ging's zu Vefour, wo gar köhlich getafelt ward.

Wir waren jedoch aus einem, ich weiß nicht welchen, Hintergedanken, übereingekommen, bei unserer Mahlzeit die möglichste Oeconomie zu beobachten.

Einen Augenblick war nach unserm klausnerischen Mahl die Rede davon, in's Theatre-Français zu gehen. Es wurde dort die Fille d'honneur gespielt, und die ersten Vorstellungen dieses fünfactigen Lustspiels in Versen machten stets ein volles Haus. Die Demoiselle Mars spielte die Rolle der Fille d'honneur mit vielem Eclat und großem Talent. Aber es war 8½ Uhr, und wir glaubten keinen Platz mehr zu finden; was blieb uns da anderes übrig, als — nach einem Spielhause, nach Nr. 129 zurückzukehren.

Unser Freund G*** erhielt den Auftrag, den ganzen Rest unserer gemeinsamen Casse, 35 Fr., zu verspielen, und im Fall des Gewinnstes wollten wir theilen.

Es waren nur wenige Augenblicke verstrichen, als unser Freund G*** 800 Fr. im Roulette gewonnen hatte, so, daß ein jeder von uns 200 Fr. erhielt. G*** und Rousseau spielten mit ihrem Antheil keck weiter, und sahen sich in kurzer Zeit jeder im Besitze von 1500 bis 2000 Franken.

Rousseau war im Café du Roi und im Café des Variétés sehr verschuldet; wir zogen ihn so zu sagen aus dem Spielhause Nr. 129 halb mit Gewalt weg, und er machte sich dann durch tüchtige Abzahlungen einen neuen Credit. Am Morgen tief in Schulden und ohne einen Heller in der Tasche, war er Abends reich und angesehen.

Dergleichen Wunder fassen tief, und machen, daß man leicht den Kopf verliert. Den andern Tag kehrte ich, so wie ich das Hospital verlassen hatte, schon Mittags nach Nr. 129 zurück, um an dem grünen Tische Platz zu nehmen und die Hundert und einige Franken zu riskiren, die mir aus der Theilung vom vorherigen Tage übrig geblieben waren. Ich gewann ein zehn Stück Louisdor — es war ein Traum! Den nächsten Tag, Mittags, nahm ich denselben Platz wieder ein, den ich Tages zuvor inne gehabt hatte: ich war nämlich so vorsichtig gewesen, ihn mir im voraus zu bestellen.

Fast drei Monate lang gewann ich so täglich mindestens ein Hundert Franken und zwischendurch ansehnlichere Summen. Meinen Dienst als Interne setzte ich dabei fort, mit meinen Büchern befaßte ich mich aber wenig, indem ich ein sogenanntes flottes Leben führte, die Restaurationen und die Theater fleißig besuchte, da ich zum erstenmal reichlich Geld in meiner Börse, und, für einen Studenten, bedeutende Summen in meinem Secretair liegen hatte.

Die Banckhalter und die Croupiers lobten meine Haltung beim Spiel. Eines Tages wurde ich um die Zeit des Mittagsmahls in den Galerien des Palais Royal von einem Pointeur, einem Spieler von Profession, den ich indessen nie gesehen hatte, angehalten. „Mein Herr," sagte er zu mir, „ich verlange nichts von Ihnen, aber ich habe sie heute Morgen spielen sehen — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Hand gebe: es ist nicht möglich, glücklicher und verständiger zu spielen!"

Ich mußte mich mitten im Gewinn zu bezähmen, hatte darüber aber das Leid, an manchem Tage nur eine Viertelstunde zu spielen. Wie lange wähnte mir dann der übrige Theil des Tages! Der Spielgewinnst entzündet in dem Herzen alle Arten von Untugenden; vor allem verthiert nichts mehr den Geist, erlöscht

Digitized by Google

nichts mehr in demselben die Lust zur Arbeit, zum Studium; nichts flößt eine tiefere Geringschätzung jeglicher Geschäftsangelegenheit, eine tiefere Nichtachtung jeder Pflicht ein, als die Reichthümer eines Augenblicks, die Fortuna ausleiht, um sich den Spaß zu machen, sie uns wieder zu entreißen. Ich spreche hier nur von dem Spieler, der glücklich spielt; was soll ich von dem sagen, der im Verlust ist?

In der müßigen, fieberischen und ungeduldigen Trunkenheit anhaltenden Gewinnes, wurde es mir mit jedem Tage schwerer, mich mit einem mäßigen Gewinnst zu begnügen. „Wenn ich höhere Einsätze gemacht hätte," sagte ich zum öfteren bei mir selbst, „da hätte ich nun viel bedeutendere Summen gewonnen."

Ich hatte es mit mir selber ausgemacht, als erste Mise nie über zehn Louisdor einzusetzen, und damit gewann ich zwei bis drei Tage hindurch täglich 1500 bis 2000 Franken. Darnach achte ich es mir zum Gesetz, mit dem ersten Einsatz nicht über 500 Fr. hinauszugehen: auch hiermit hatte ich zwei Tage lang den entschiedensten Erfolg.

Obwohl ich drei Monate lang wie ein Millionnair, d. h. ein großmüthiger Millionnair gelebt hatte, zählte meine Casse — ich hielt mir eine solche — nach 9 bis 10 000 Fr. Ueberschuß, theils in Gold, theils in Zetteln. Da traf ich die neue Abrede mit mir selber, daß mein erster Einsatz nicht höher als von tausend Franken sein sollte.

Mit dem ersten Tausendfrankenzettel, den ich auflegte, machte ich gleich Paroli, und gewann abermals . . . . . Aber bald entschieden sich die pikantesten Coups von zwei und eins, neun und vierzig (ich spielte nie anderes als Trente et Un) auf dem grünen Teppiche gegen mich.

Ich ging zu Hause, um neue Massen zu holen. Ich wiederholte das ein, zwei Mal; da ich an diesem Tage aber mehrere Freunde zu einem Mittagsmahle, das bestellt war, eingeladen hatte, ließ ich in meiner Casse nur einige Louisdor zurück, fest überzeugt, daß ich mit Muth und tüchtigen Einsätzen schon wieder des Glückes Herr werden würde.

Aber von einem Kampfe war da nicht einmal die Rede; ich verlor Schlag auf Schlag! An diesem Tage machte ich die Runde durch alle Spielhäuser von Paris. Zuerst besuchte ich die Häuser des Palais Royal, Paphos, dann das des Tempels, das in der Dauphinenstraße, das Roulette in der Straße Marivaux, Frascati. Um 6 Uhr hatte ich kaum noch so viel übrig, um das Mittagsmahl für meine Freunde und mich zu bezahlen.

Am Morgen im Besitz von 9 bis 10.000 Franken und einer Menge Luftschlösser, hatte ich Abends keinen Sou und meine Illusionen waren auch verflogen. Bei einem fröhlichen Mahle sagte ich nun meinem Spielglücke Valet, und am andern Morgen erwachte ich leichten Herzens und Geistes, fast glücklich, zu meinem früheren Leben der Arbeit und des Studiums zurückzukehren und mit dem aufgeregten und leidenschaftlichen Leben eines Spielers von Profession abzuschließen.

Ich hatte aber, als ich meine Bücher wieder zur Hand nahm, mit einigen Zerstreuungen zu kämpfen. Der Spieler kam wieder zum Vorschein. Ich machte mir bittre Vorwürfe darüber, die Haltung verloren zu haben und meinem Gelde nachgelaufen zu sein. Ich gab dem Glücke nicht mehr die Schuld, sondern mir selber, und war bald der Meinung, daß es mir auf's Neue lächeln könne. Ich fand Gelegenheit, zum ersten Mal in meinem Leben, mir tausend Thaler zu borgen, und diese tausend Thaler verlor ich, trotz aller meiner Schwüre, trotz der Erfahrung, die ich Tags vorher gemacht hatte, an einem einzigen Tage. Dahin kann der Verkauf eines Skeletts und ein Freunden zu gebendes Mittagsmahl führen!

Glücklicher Weise brachten die so derben Prüfungen mich wieder zur Vernunft, und ich erschrak vor den Gefahren, die ich gelaufen war.

Während dieser drei Monate regellosen Lebens bin ich wenigstens Zeuge all der Thorheiten eines Spielers gewesen. Ich habe in diesen Spielhäusern Handwerker, Familienhäupter, junge Leute, Greise, Militairpersonen, Literaten, einige Aerzte und mehr als einen öffentlichen Beamten angetroffen. Jedes Haus hatte seine Stammgäste; wie waren vor der Bank einander alle gleich, und der ruinirte Spieler war mit seiner in Unordnung gerathenen Kleidung und seiner leidenden, abgemagerten Physionomie vielleicht der am meisten geachtete.

Unter dem Ministerium von 1840 bot Herr Thiers, damaliger Conseilspräsident, der mir verpflichtet war, mir eine Anstellung an. Ich äußerte, daß mir ein Platz als Requetemeister conveniren würde. „Was? Sie Requetemeister!" erwiederte er darauf; „daß ist unmöglich!" Es wollte den strengen Sitten des Staatsraths nicht einleuchten, daß man einen früheren Director der Oper zu einem Requetemeister machen könnte, und Herr Thiers nannte mir da unter anderen Namen den eines Staatsraths, dessen Kenntnisse und Tugend die größten Rücksichten und die tiefste Achtung geboten. — Ich begnügte mich, zu lächeln, und überließ Herrn Thiers seinen Illusionen.

Dieser tugendhafte ehemalige Staatsrath, dessen Namen ich verschweigen werde, war, wie ich, einer der emsigsten Besucher der Nr. 129 gewesen. Ich hatte selbst in einer der Spielsitzungen beinahe ein Hühnchen mit ihm zu pflücken gehabt. — Ich hatte nämlich 20 Franken auf Roth gesetzt; die Farbe gewann; als ich aber meine 40 Franken einstreichen wollte, waren sie verschwunden.

Als die Spielsitzung aus war, redete mich einer der Spieler an, und sagte: „Hier, mein Herr, sind die vierzig Franken, die Sie vorhin reclamirt haben: ich habe sie aus Versehen zu mir genommen." Wohl, dieser zerstreute Spieler, das war der tugendhafte Staatsrath des Herrn Thiers!

Die Spieler sind zutraulich, und plaudern gern, aber nur gegen und mit andern Spielern. Sie theilen ihre Freuden, ihre Fehler, ihren Kummer, ihre Systeme im Glück oder Unglück mit, doch verläßt ihre Unterhaltung nie das Terrain des Spiels. Man hat in diesen Spielhäusern immer eine Menge Freunde, von welchen man aber weder den Namen, noch die Wohnung, das Gewerbe, die Vergangenheit oder die jetzige Stellung kennt. Auf offner Straße wird nie ein Spieler den andern grüßen.

Das aufwartende Personal wurde Messieurs de la Chambre genannt. In allen Häusern, selbst im Frascati und im Fremdenzirkel mußte jeder Eintretende seinen Hut abgeben. Man erhielt überall eine Nummer, außer im Frascati und im Zirkel: hier wurde man sammt seinem Hute erkannt. Einige Fremde von

Digitized by Google

hoher Distinction erschienen mit dem Hute in der Hand in den Salons: dies war eine Toleranz der Ehrenbezeugung.

Die Messieurs de la Chambre in sämmtlichen Häusern reichten gratis Bier und Zuckerwasser herum. Im Frascati konnte man alle Arten von Erfrischungen haben, und im Fremdenzirkel dinirte oder soupirte man auf persönliche Einladung.

In den Häusern zweiten Ranges liehen die Messieurs de la Chambre auf Unterpfand Gelder. Zu Frascati und im Zirkel streckten die Messieurs de la Chambre bekannten Spielern, ohne sich einen Schein darüber ausstellen zu lassen, bedeutende Summen vor, Darlehen, wofür sich die Spieler hernach nach Willkür erkenntlich bewiesen.

In No. 113, im Biribi, brauchte der erste Einsatz nur 10 Sous zu sein; im Roulette wurde nicht unter 2 Fr., im Trente et Un nicht unter 5 Fr. angenommen. In No. 154 gab es einen Tisch, wo nur in Gold gespielt ward. Zu Frascati wurde außer Roulette und Trente et Quarante auch Creps gespielt. Im Zirkel spielte man nur Trente et Un und Creps. In dem Hause in der Straße Marivaux gab's nur ein Roulette. In jedwedem Spiele durfte zur Zeit der Restauration der erste Einsatz oder das höchste Paroli nicht 12,000 Fr. übersteigen. Zur Kaiserzeit war der erste Einsatz unbeschränkt.

Jedes Haus hatte einen Chef de partie, Bankhalter des Roulette, des Trente et Un, des Craps oder Creps und endlich Croupiers, welche, den Rechen in der Hand, die Einsätze und die Auszahlungen zu überwachen hatten. Jeder Chef de partie hatte einen Gehalt von 6 bis 12000 Franken; die Bankhalter bekamen mindestens 6000 Fr., einige 7000 Fr.; die Croupiers wurden geringer besoldet. Einige von diesen waren zu Grunde gerichtete ehemalige Spieler, die einem zuweilen unterm Tische ein hundert Sous oder zehn Fr. mit der Bitte zustecken, dieselben für ihre Rechnung zu setzen. Einer dieser Croupiers war gleichzeitig Concierge der Sorbonne.

Alle Spielhäuser zu Paris wurden Mittags geöffnet und Mitternachts geschlossen. Frascati allein blieb auch einen Theil der Nacht offen, je nach der Anzahl der Spielenden oder der Bedeutsamkeit der Einsätze. Die letzten beiden Tailles wurden vorher angezeigt.

Allein im Fremdenzirkel begann das Spiel an denen Tagen erst um 8 und an den andern Tagen erst um 10 Uhr. Im Frascati und im Zirkel wurden von Zeit zu Zeit Bälle nebst Soupers gegeben. Unter der Kaiserzeit blieb die No. 9 auch die ganze Nacht offen. Die Schönen der Galleries des Palais-Royal hatten hier Zutritt und es wurde getanzt. Unter der Restauration durften in No. 9 keine Bälle mehr gegeben werden und das Spiel mußte um Mitternacht aufhören.

(Schluß folgt.)

Anna von Sachsen, Johann Rubens und seine edle Gattin Maria.

In Nr. 63 dieser Zeitschrift ist des Werkes des Herrn R. C. Bakhuizen van den Brink: Het huwelijk van Willem van Oranje met Anna van Saxen, historisch-kritisch onderzocht. Amsterdam 1853, VIII u. 168 SS. gr. 8, und der darin enthaltenen Entdeckung des wahren Geburtsortes Peter Paul Rubens, kurz gedacht. — Da uns das Werk selbst noch nicht zur Verfügung steht, so entnehmen wir einer Besprechung desselben im Bulletin du bibliophile belge, 2e série, tome I, S. 124—128, die folgende ausführliche Mittheilung über das Verhältniß zwischen Johann Rubens und der Prinzessin Anna, so wie über das edelmüthige Benehmen seiner Gattin, mit Hinzufügung einiger kleinen erläuternden Notizen. (Beiläufig bemerken wir, daß die Schrift des Herrn B. v. d. B. eigentlich eine polemische und gegen ein unter dem nämlichen Titel 1851 erschienenes Werk des Herrn Vander Horst, in welchem versucht wird einen Zusammenhang zwischen der Heirath des Prinzen mit Anna von Sachsen und der Einführung des Protestantismus in den Niederlanden darzuthun, gerichtet ist.)

Anna von Sachsen, die Gemahlin Wilhelm's von Oranien [1]) führte einen tadelhaften Lebenswandel; die authentischen Beweise dafür finden sich in dem Werke des Herrn G. Groen van Prinsterer [2]). Lange kannte man den Namen nicht, Hr. G. v. P. deutet ihn nur durch die Anfangsbuchstaben J..... R..... an; Böttiger [3]) nennt ihn Johann Rubrus [4]). Hr. B. v. d. B. glaubt, daß es jetzt an der Zeit sei, den wahren Namen des Schuldigen, der kein anderer als Johann Rubens, der Vater des unsterblichen Malers Peter Paul Rubens, bekannt zu machen.

Rubens war im Jahre 1568, der Ketzerei beschuldigt, nach Köln geflüchtet, woselbst sich die Prinzessin Anna und ihr Ge-

---

[1]) Ihre Aeltern waren der Herzog, später Kurfürst Moritz von Sachsen und Agnes, Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, die sie frühzeitig verlor. Geboren wurde sie am 23. April 1544, vermählt am 25. August 1561 zu Leipzig. Anna von Sachsen war Wilhelm's von Oranien zweite Gemahlin; die erste Anne d'Egmont; die dritte Charlotte de Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, und die vierte, Louise de Coligny, aus dem Hause Châtillon, die nicht wie belgische Geschichtschreiber, auch Baron de Reiffenberg in seiner Histoire des Pays Bas, angegeben, die Witwe (sondern die Tochter) des Admirals de Coligny (Witwe des Marquis de Téligny) war. Vgl. die Note des Berichterstatters, Hrn. Ch. Ruelens, im Bulletin a. a. O. S. 125. Anna starb, von Wilhelm getrennt, am 18. December 1577 zu Dresden.

[2]) Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil, publié, avec autorisation de S. M. le Roi. Première série. Tome III. 1567—1572. Av. des facsimiles. Leide. S. et A. Luchtmanns 1836, gr. 8.; S. XLIV—LI und S. 386—399, die Briefe Nr. 348—351 und das Fragment eines Briefes von Anna an ihren Gemahl S. 519, welches auch auf der ersten Tafel im Facsimile gegeben ist. Der 1, 2, 3, 5 Band des Werkes enthalten gleichfalls Vieles über Anna von Sachsen. M. vgl. die Table des matières et des lettres etc. p. J. T. Bodel-Nijenhuis. 1847, unter dem Worte Anne de Saxe. (Das Werk des Hr. G. v. P. befindet sich in der hamburgischen Stadtbibliothek.)

[3]) „Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen. Von Dr. K. W. Böttiger in Erlangen", in von Raumer's „Historischem Taschenbuche, 7. Jahrg. Leipzig 1836", S. 79—174. Unter den dort nachgewiesenen gedruckten Quellen ist besonders Dr. Ch. F. Weiße's „neues Museum für die sächs. Gesch. III. 1.," S. 107—208. zu beachten.

Digitized by Google

schäftsführer, der Advocat beim großen Gerichtshofe zu Mecheln Johann Bets besonders. Bets machte verschiedene Reisen, um die Aufhebung des Sequesters der Güter des Prinzen von Oranien, auf welche die Revenuen des Heirathsgutes der Prinzessin versichert waren, auszuwirken. Während dieser Abwesenheit ihres Agenten scheint Anna von Sachsen sich oft mit Rubens, der gleichfalls Advocat, beerben, seine Rechtskenntnisse für sehr bedeutend gehalten, ihn zur Tafel eingeladen und in seiner Begleitung ihre Reisen nach Hessen, Frankfurt, u. s. w. unternommen zu haben. Bald wurde er ihr Verführer. Doch diese Bezeichnung ist nicht ganz genau: Rubens erklärt in seinem Geständnisse sehr naiv: „Um zu bestimmen wer der erste war, ist es nöthig vorauszusetzen, daß ich es nir gewagt haben würde, mich zu nahren, hätte ich fürchten müssen, zurückgewiesen zu werden." Der Fehltritt blieb nicht lange geheim; Anna's Schwangerschaft verrieth ihn vermuthlich. Unter den unglücklichsten Umständen, verlassen von ihren Verwandten, wurde sie Ende August's 1571, vor der Zeit, von einer schwächlichen Frucht dieser gesetzwidrigen Liebe entbunden. Wilhelm und die Seinigen verweigerten, ungeachtet Anna's Einwendungen, die Anerkennung des Kindes.

Rubens war schon vor diesem Ereignisse für sein Vergehen bestraft worden. Die Prinzessin hatte sich gegen Ende des Jahres 1571 in Siegen niedergelassen und dort die Besuche ihres Liebhabers empfangen. Während einer in ihrem Interesse 1571 unternommenen Reise wurde er auf Befehl des Grafen von Nassau und des Prinzen auf dem Wege verhaftet und nach Dillenburg in's Gefängniß geführt. Hier gestand Rubens Alles und bat um Gnade.

Aber die deutschen Gesetze waren im Punkte des Ehebruchs unerschütterlich; das Todesurtheil des Unglücklichen wurde abgefaßt. Er konnte sich nur den Tod durch das Schwert als Gnade erbitten.

Die Mitglieder des Hauses Nassau hatten allerdings große Furcht der Sache eine nutzlose Oeffentlichkeit zu geben; dennoch hing des Verbrechers Leben nur davon ab, daß ihr Zorn nicht neue Nahrung erhielt. Aber eine zweite Vorsehung wachte über den Verurtheilten: seine unglückliche Gattin, die edle Maria Pepeling.

Ihre Lage war in der That bemitleidenswerth. Seit drei Wochen hatte sie keine Nachricht von ihrem Manne. Plötzlich empfing sie die traurige Kunde von seiner Verhaftung, und zwar in demselben Augenblicke als sie, die arme betrogene Frau, vielleicht bald Witwe, ihr eigenes Mißgeschick vernahm. Sie schrieb an ihren Gatten zwei Briefe voll Aeußerungen zärtlicher Zuneigung und großmüthiger Verzeihung [5]) (Hr. B. v. d. B. hat sie unter den Belegen abdrucken lassen.) Bittschrift über Bittschrift richtete sie an Johann von Nassau, begab sich zu ihm nach Dillenburg, ward gut aufgenommen, aber kehrte nur mit schwacher Hoffnung auf eine günstige Wendung des Schicksals ihres Mannes zurück, ja es wurde ihr nicht einmal gestattet ihn zu sehen. Bald darauf erschien sie abermals in Dillenburg, mit den inständigsten Bitten um Gnade für Rubens flehend; jede weiteren Schritte wurden ihr jedoch verboten, denn sie fügte ihren Bitten die Drohung, ein Geheimniß, das so schwer auf dem Herzen des Grafen lastete, zu veröffentlichen, hinzu. (Hr. B. v. d. B. bemerkt, daß alle ihre damals geschriebenen Briefe noch vorhanden.)

Fast hätte jedoch der hochfahrende Sinn Anna's alle Anstrengungen der armen Frau unnütz gemacht: Sie leugnete stolz ihr Vergehen [6]) und beschuldigte den Prinzen und den Grafen Johann, die ganze Geschichte aus Rache gegen sie erdichtet und Rubens zum Opfer ihres Unmuthes erkoren zu haben. Einen Augenblick scheint Maria Rubens auf diese Intrigue eingegangen zu sein. Aber was hätte sie nicht gethan, um ihren Gatten zu retten?

Endlich gelang es ihr durch neue Bittschriften und das Anerbieten einer Bürgschaft von 6000 Thalern, Rubens aus dem Gefängnisse zu befreien. Zu Anfang des Jahres 1573 erhielt sie die Erlaubniß ihn zu sehen und sich mit ihm nach einem sichern Orte in Nassau zu begeben. Sofort siedelte Maria von Köln nach Siegen über, wo die Eheleute sich häuslich niederließen.

Hr. B. v. d. B. trägt kein Bedenken, die Meinung auszusprechen, daß Peter Paul Rubens die erste Frucht dieser ehelichen Versöhnung gewesen und in Siegen geboren sei. (Er hat in den Registern dieser Stadt Nachforschungen anstellen lassen; sie beginnen aber erst mit dem Jahre 1621.) Johann Rubens hatte sich gegen den Prinzen von Oranien eidlich verpflichtet, Siegen nicht zu verlassen; er befand sich demnach noch 1577 dort, und zwischen den Jahren 1574 und 1577 wurde der große Maler geboren; 1574 nach Johann Brandt; 1577 nach Philipp Rubens, Peter Paul's Neffen. Obgleich nun diese beiden Biographen behaupten, daß er zu Köln das Licht der Welt erblickte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß seine Mutter

---

[4]) Böttiger a. a. O., S. 156 „. . . . . vertrauticher Umgang mit einem gewissen Johann Rubrus, einer Person von geringem Herkommen aus Antwerpen." Hr. G. v. P., der diese Stelle anführt, hat dem Namen ein Fragezeichen beigefügt. — In dem Fragment eines Schreibens der Prinzessin an den Grafen Johann vom 10. Juni 1571 erwähnt sie eines „is genandt Jan fillus Jans alias R... . . . . die . . . ist verzogen zu Cecellen mitt seinem weib und Kindern und gantzer haushaltung". Archives a. a. O. S. 387.

[5]) Hr. G. v. P. hat S. 393 nur einen kleinen Brief Maria's mitgetheilt, welcher damit schließt, daß sie gerne vergessen wolle, „op condittie nochtans dat ghy my sult lief hebben, alsoo ghy pleecht, ende en begeere gheen andere satisfactie van U dan die selfde liefde wederomme; want als ick die hebbe, alle de reste sal my wel volghen." Diese wenigen Worte lehren uns die wackere Frau genügend kennen. Vor vielen Frauen gebührt Maria Rubens der Name: „schöne Seele", „Krone der Frauen".

[6]) In Nr. 348 der eben angeführten, von Hr. G. v. P. veröffentlichten Briefe (an den Prinzen von Oranien, vom 21. März 1571), S. 387—391, läugnet Anna Alles und vertheidigt ihre Unschuld mit salbungsvollen, frommen Worten; dagegen in dem folgenden Briefe, Nr. 349, (vom 25. März 1571) S. 391. 392, welcher an J. . . R. . . gerichtet und in einem ähnlichen Stile geschrieben ist, heißt es: „Ich habe aus Eurem schreiben mit großen Freuden verstanden, das ich daraus sehe die große genadt so Euch Gott thut dise große schwäre sünde, so wir mit einander begangen so wel zu erkennen, und Euch das bennehen mit Gottes wertt so wel thröst und es dem Allmechtigen aufgebet, wie Ehr es mit Euch schickt zum thodt oder leben."

Digitized by Google

Siegen verließ und nach Köln ging, um dort ihre Verbindung abzuwarten.

Im Anfang des Jahres 1578 schloß Johann Rubens mit dem Grafen Johann von Nassau eine Uebereinkunft, vermittelst welcher der letztere ihm vergönnte seinen Wohnort außerhalb Siegen's, jedoch nicht in den Niederlanden und allen Besitzungen des Prinzen zu nehmen. Rubens wählte Köln und scheint hier zur katholischen Religion zurückgekehrt zu sein. Er starb in dieser Stadt 1587. Seine Frau begab sich dann mit ihren Kindern nach ihrem Geburtsorte Antwerpen.

Der Genealog [7]), Herr A. Fahne, der in seinem Schlosse Roland bei Düsseldorf eine reichhaltige Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen aufgestellt, hat kürzlich eine ausführliche Beschreibung derselben unter dem Titel: „Schloß Roland, seine Bilder-Gallerie und Kunstschätze" [8]) herausgegeben. Er versichert unter seinen Schätzen das Original des von ihrem Sohne P. P. Rubens gemalten Bildnisses der Maria Pepeling zu besitzen; die Pinakothek in München hat nur eine Skizze. Eine der dem Werke des Hrn. B. v. d. B. beigegebenen Lithographien ist eine Copie des Bildnisses. F. L. H.

Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von **Traugott Bromme**. Sechste Lieferung, enthält Tafel 28. 32. 34. 38. 39. 41. sammt Text und die revid. Taf. 6. Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann.

Die Tafeln dieser vorletzten Lieferung (— die siebente [Schluß-] Lieferung wird noch in diesem Jahre erscheinen —) sind von ganz besonderem Interesse und trefflich ausgeführt. Sie stellen dar: Taf. 28: Afrika in physikalischer Beziehung. Taf. 32: Geographische Verbreitung der vorzüglichsten Säugethiere auf der Erde. — Jagdgebiete der Pelzthiere und Schauplatz des Robben- und Wallfischfanges in der nördl. Hemisphäre. Taf. 34: Ethnographische Karte der Erde, zur Uebersicht der geographischen Verbreitung der Menschenrassen. — Ethnographische Karte von Europa. — (Eintheilung der Menschen in Rassen, Völkerstämme und Zweige.) Taf. 38: Erdansichten der Alten: Nach Eratosthenes, 200 J. v. Chr. und Strabo, 20 J. n. Chr. — nach Homer, ca. 900 J. v. Chr. — nach Herodot, ca. 440 J. v. Chr. — nach Hecataeus, ca. 500 J. v. Chr. Taf. 39: Die Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen, als Hauptmomente der erweiterten physischen Weltanschauung. Baktrisch-indisches Gränz-Gebiet zu Alexander's indischem Feldzug; in doppeltem Maaßstabe. Taf. 41: Die Erde, soweit solche den Alten bekannt. Nebst Angabe der vorzüglichsten Handelsstraßen. Die nach Alex. v. Humboldt's Angabe revidirte 6. Tafel: Hebung der Erdrinde. Vergleichende Darstellung der bedeutendsten Höhen der Erde, in ihrer geographischen Breitenlage und Erhebung über die Meeresfläche in Pariser Fuß. 1. Allgemeine Uebersicht, 2. Höhen von Europa. 3. Profil von Afrika. 4. Profil von Asien.

Der Text besteht aus der Fortsetzung des in der fünften Lieferung begonnenen Abschnittes: Geologische Erdkarte u. s. w. Dann sind folgende Gegenstände behandelt: Die vulkanischen Erscheinungen der Erdoberfläche und die Erdbeben. (Atlas Taf. 12.) Der Erdmagnetismus und die elektro-magnetischen Strömungen des Erdkörpers (Atlas, Taf. 13 und 14). Vom Tropfbarflüssigen oder dem Wasser. Hydrologie und Hydrographie (Allgemeines zu Atlas, Taf. 15 — 18.) Die Bewegungen des Meeres. — Wellen der See. — Ebbe und Fluth. — Isorachme oder Linien gleicher Fluthzeit. (Atlas, Taf. 15.) Wie in den vorhergehenden Lieferungen sind auch hier die Belehrungen über die behandelten Stoffe in klarer und ansprechender Darstellungsweise gegeben. H.

H. C. Andersen **Sämmtliche Werke.** Vom Verfasser besorgte Ausgabe. Dritter und vierter Band. (A. m. den Titeln: Nur ein Geiger, Roman, und: Eines Dichters Bazar.) Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck 1853. 262, VII und 317 Seiten. 8.

Der dritte und vierte Band der Cabinets-Ausgabe von Andersen's Werken (Original-Ausgabe des Verfassers, was wohl zu beachten!) folgt, wie man sieht, rasch den zwei ersten Bänden; es ist in der Anzeige derselben in vens. Bl. diese neue Ausgabe nach allen ihren Vorzügen gewürdigt und die Zweckmäßigkeit derselben angedeutet. Einen Schriftsteller wie Andersen, der mehr denn ein Anderer der Gegenwart, ein deutscher Lieblingsschriftsteller geworden, durch eine saubere, correcte, und dennoch so ungemein billige Ausgabe seiner Schriften, auch den weniger Bemittelten zuzuführen, ein solches Unternehmen verdient Dank und lebhafte Theilnahme. — Auf Reisen giebt es wol keinen bessern Begleiter als Andersen, aber die große Bändezahl der früheren Ausgabe hielt oft davon ab sie mitzunehmen; die wenigen, bequem beizulegenden Bände dieser neuen sind auch für diesen Zweck ganz besonders gut geeignet.

„Eines Dichters Bazar (der dritte Band) enthält freilich nur Skizzen, aber es ist höchst interessant, des Dichters oft eigenthümliche Auffassungsweise der gesehenen Gegenstände kennen zu lernen. Augenblicklich wird besonders der Theil seiner Reiseerinnerungen, welcher sich auf die Dardanellen, Konstantinopel, Serbien u. s. w. (203 — 296) beziehen, eine belehrende und angenehme Unterhaltung gewähren. — Welch einen Rei-

---

[7]) Hr. Fahne ist Verfasser einer „Geschichte der Kölnischen, Jülischen und Bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln und Urkunden. Wappenbuch und Stammfolge. Köln, J. M. Heberle, 1848—53." 2 Bände, F., mit etwa 1500 Wappen in Holzschnitt, 200 lithogr. Siegeln und dem Bildnisse des Verfassers.

[8]) Mit Kupfern, Lithographien, Holzschnitten und Facsimiles der Künstler. Köln, 1853. Gr. 4.

Digitized by Google

Andersen's „Nur ein Geiger" bei seinem ersten Erscheinen auf Jung und Alt übte, ist uns allen noch in lebendiger Erinnerung und die Jahre, die seitdem verflossen, haben diesen Eindruck durchaus nicht geschwächt.

Wir werden bald im Stande sein auch das Erscheinen der vier noch rückständigen Bände, die alle übrigen Schriften der größeren Ausgabe umfassen, anzuzeigen. H.

Gedichte von Adolf Pichler. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1853. (VI u.) 160 Seiten. 12.

(Fortsetzung.)

Vermittlung.

Es trägt der Berg in seinen Adern
Das Gold und manchen Edelstein
Ummauert mit den Felsenquadern,
Und schließet streng den Reichthum ein.

Nur wer die Worte weiß zu lenken
Nach hohem Zauberspruch gefeit,
Dem müssen sich die Schranken senken,
Dem öffnen sich die Thore weit.

Wie Gold und Edelsteine blühen
Die Alpenblumen wundersam,
Sie locken zwar, doch schirmend ziehen
Die Wände steil den Felsendamm.

Nur wer es wagt hinauf zu klimmen
Wenn in der Morgensonne Glanz
Die Feuerkanten röthlich glimmen,
Erwirbt den vollsten schönsten Kranz.

Willst du zum höchsten Ziel dich heben,
Wag dich hinab zum tiefsten Schacht,
Was schön und kräftig schmückt das Leben,
Entstammt der Göttermutter Nacht.

Doch wie aus dunkler Schlucht die Quelle
Mit lauterer Fluth sich Pfade bricht,
So dringe kühn empor zur Helle,
Was du errungen, birg es nicht.

Es mag sich Blumengleich entfalten
Der rauhe Kern in Formen klar,
Und tausend herrliche Gestalten
Verkünden dann, was ewig wahr!

Schmetterling und Blume.

In weiter Scheune liegt das Korn geborgen,
Es sind die Fässer voll von jungem Moste,
Der Senner denkt der Heerde ohne Sorgen
Und ruht gesichert vor dem herben Froste.

Verlassen steht auf hoher Felsenscharte
Nur eine Blume blickend in die Weite,
Als ob sie hoffend auf den Frühling warte,
Der sie verloren aus dem Festgeleite.

Du blühst umsonst! — Verhauche deine Düfte
Als Todesgruß in's öde Nebelgrauen,
Wenn durch die Wälder sausen kalte Lüfte,
Wer sollte deinen Farbenglanz noch schauen!

Doch steh! da kommt ein Schmetterling geflogen,
Kaum mag er noch die bunte Schwinge regen,
Er ist um seinen Lenz wie du betrogen,
Der Sturm wird bald ins gleiche Grab euch legen!

Doch euer Loos, wem darf es traurig scheinen,
Daß ihr euch einzig und allein gefunden?
Weil euch das Leben nicht vermocht zu einen,
So hat der Tod auf ewig euch verbunden.

Der Wildschütz.

Der Purpur bleicht am Gletscher,
Der stille Abend graut,
Von steiler Felsenkuppe
Der Wildschütz sinnend schaut.

Sein Antlitz scharf gefuchtet,
Die Wangen braun gebrannt,
Er schraubt am Flintensteine,
Es steht der Hahn gespannt.

Da schwebt im tiefen Himmel
Der Aar die Schwingen weit
Und daß es widergellet
Er an die Wände scheert.

Der Schütze auf dem Felsen
Ruht in des Adlers Nest,
Ha glaube fast, der Schütze
Hat selbst kein eigen Nest!

Der Adler schlägt die Schwingen,
Die Fänge spannt er aus,
Als wollt er zornig stürmen
Sein altes Felsenhaus.

Digitized by Google

Da fähret aus seinen Träumen
Der finstre Schütz empor,
Er zielt mit festem Arme
Und weithin kracht das Rohr.

Die breite Schwing' gebrochen
Das Herz zum Tode wund,
Fällt röchelnd aus den Lüften
Der Adler auf den Grund.

Es faßt der Schütz die Schwinge,
Noch flammt des Adlers Blick, —
Macht an die Sonne denken,
Die ihm nie kehrt zurück.

Der Jäger wurde trüber,
Er lehnt sein Rohr zur Wand:
„Daß in dein Herz Geselle!
Den Weg die Kugel fand!

Oft hab ich dich geschauet
Den Flug in stolzer Ruh,
Hab mich daran geweidet,
Frei war ich ja wie du!

Bei Gott! fast möcht ich weinen,
Daß ich gezielt so scharf,
Mein scharfes Blei den Freien
So schnöd vom Himmel warf!"

Und eine Thrän' zerdrücket
Im Aug' der Schütze wild,
Sah er vielleicht im Adler
Des eignen Lebens Bild?

Er senket in die Klüfte
Des Adlers Leich' hinab,
Wol sind nur Alpenfelsen
Des Adlers würdig Grab.

Dann klimmt der Schütze traurig
Hinauf, die Wand hinauf,
Und Nacht und trübe Nebel
Umhüllen seinen Lauf.

Christabend.

Christabend spät, die Stube warm,
Als wäre Brod zu backen,
Der Senner schlingt den starken Arm
Der Dirne um den Nacken.

Sanft lächelnd lehnt sie sich an ihn;
Aus seligem Gemüthe,
Weil Schnee bedeckt der Alpe Grün,
Sproßt ihnen Blüth' um Blüthe.

Ein Rosenstock geht duftend auf
Mit Knospen dornelosen,
Er blickt mit leichtem Scherz hinauf
Und pflücket küssend Rosen.

Dann sagt er froh: Wann grünt der Klee,
Daß wir zur Alpe treiben?
Und wie er's sagt, so treibt den Schnee
Der Sturmwind an die Scheiben.

Sie denket still der Maienzeit,
Wo alle Vögel singen;
Mit einemmal hehr und geweiht
Die Weihnachtglocken klingen.

Und wie es tönt und wie sie da
Voll Inbrunst betend schweigen,
Singt über ihnen Gloria
Der Engel heller Reigen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Dickens Household Words geben folgende Beschreibung von dem jetztregierenden Sultan: „Er hat ein äußerst freundliches Aeußeres, ist circa 30 Jahre alt und von einem dunklen Teint. Er geht europäisch gekleidet, doch scheint sein Schneider kein besonderer Meister im Zuschnitt zu sein. Sein grasgrüner blauer Frackrock ist an den Aufschlägen und am Kragen mit Diamanten besetzt. Auf dem Haupte trägt er ein einfaches Feß oder rothe Kappe, die jetzt das einzige Unterscheidungszeichen zwischen dem Türken und dem Ungläubigen ist. Im Verhältniß seiner Macht umgiebt er sich mit wenig Pomp und Aufwand. Auf seinen Wasserfahrten wird er nur von zwei Kaïken begleitet, und wenn er nach seinem Palaste zu Pferde zurückkehrt, wie er das zuweilen thut, so besteht sein Gefolge nur aus einem Dutzend Reiter. All der Glanz und Luxus des Ostens scheint sich gegenwärtig auf Pfeifenröhren concentrirt zu haben, und es giebt deren, zu deren Ankauf Güter verpfändet worden sind.

Die für die verschiedenen Zweige der brittischen königlichen Familie bewilligten Appanagen haben sich dem Globe zufolge voriges Jahr auf 152,353 Lstl. belaufen.

Berichtigung. In Nr. 87, S. 682, Sp. 2, unten ist die Ueberschrift statt Afraya: Afenja zu lesen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOBELT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 91. Sonnabend, den 12. November. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Spielhäuser zu Paris. (Schluß.) ..... Seite 709

Literatur:

Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier von Dr. A. Wuttke ..... „ 714

Deutscher Liederhort. Herausgegeben von Ludwig Erk..... „ 715

Miscellen ..... „ 716

Die Spielhäuser.

(Beschluß)

Die Leidenschaft des Spiels ist eine der großen Schwächen des menschlichen Herzens, und alle großen Leidenschaften stimmen zur Einsamkeit. — Der Spieler lebt anderer Orten als im Spielhause gern sich selber, mit seinen Glückträumen wie mit seiner Verzweiflung, gleich dem Liebhaber mit seiner glücklichen oder verrathenen Liebe; gleich dem Trunkenbolde mit seinen phantastischen Träumen, seiner Tollheit, seiner Verthierung; gleich dem Geizhalse mit seinem Schatze, seinen Betrachtungen und seinen Aengsten.

Jeder Spieler hat in den Spielhäusern drei verschiedene Perioden durchzumachen.

Der unerfahrene Spieler, der Anfänger spielt mit Vertrauen, mit Kühnheit und mit jugendlicher Verwegenheit.

Nach einigen harten Prüfungen spielt er nur noch mit den Berechnungen des reiferen Alters; er eignet sich Systeme an; er natirt sich die endlosen Launen des Zufalls, sucht dessen Gänge zu studiren und ihnen nachzugehen. Der Eine hat Vertrauen zum Pareli, ein Anderer zum tiers und le tout, ein Dritter zur montante und zur descendante, und wieder ein anderer berechnet die Points, die kommen müssen, nach denen, die schon da gewesen sind. Ich habe gesehen wie Spieler sich Raths aus einem Spielkarten holten, das sie unterm Tisch hielten, und wie andere von einer Partie zur andern schnell auf einem Stück Papier ihre Berechnung machten, wo sie ihren Einsatz machen sollten. Im Roulette hatte man die sonderbarsten Gründe, um diese oder jene Nummer oder Farbe zu wählen, und es gab Leute, die nur die nächsten Nummern des Cylinders besetzten.

Der abgenutzte, ruinirte, bei allen Berechnungen zu Schaden gekommene Spieler, der Spieler, der Alles versucht, Alles bestanden hat, spielt nur noch mit Mißtrauen und dem nervösen Zittern des Alters. Ich habe deren gesehen, die sich die Ohren zuhielten, um nicht den Ausspruch des Schicksals zu hören: es machte ihnen weniger Kummer, die Entscheidung des Schicksals auf der Tafel zu sehen. Ein alter verzweifelter Spieler begnügt sich zum öftern, dem Spiel eines Anfängers oder glücklichen Spielers zu folgen; er geht selbst wohl so weit, diesem den Vorschlag zu machen, ihre Masse zusammen zu thun.

Der Spieler von Profession sucht sich einzureden, daß die Wahrscheinlichkeiten des Gewinnstes Gewißheiten sind.

Ein Spieler giebt nie zu, daß er verliere: er sagt nur, daß er vom rechten Wege abgekommen sey.

Ein Spieler, der wieder in Gewinnst gekommen ist, sagt: ich bin wieder auf rechtem Wege.

Ein Spieler, der schon einige Sätze verloren hat, sagt: ich bin engagirt.

Ein Spieler, der jemand bewegen möchte, das Geld zu einem Satze herzugeben, macht demselben gewöhnlich den Vorschlag, daß er ihn mit seinen practischen Studien und seinen unfehlbaren Berechnungen der menschlichen Wahrscheinlichkeiten bekannt machen will. Der Spieler, der durch seine Spielweise alle eingesetzten Gelder verloren hat, sagt nicht, daß er verloren habe, sondern, daß er gesprengt worden sey.

Digitized by Google

Der Spieler kann das Wort Verlieren nicht aussprechen noch aussprechen hören: es ist ihm ein Gräuel.

Der Spieler von Profession hält sich nicht für den Sclaven einer Untugend, einer Leidenschaft, nein: er calculirt und speculirt nur.

Der Spieler, der verloren hat, empfindet nicht den Aerger des Neides, wenn er andere gewinnen sieht, und der glückliche Spieler hat im Herzen Schätze des Mitleids mit dem, welcher verliert.

Der Verlust treibt den Spieler zu den sonderbarsten, den bedauerlichsten und den ernstesten Extremitäten.

Ich traf häufig in No. 129 einen in Jahren vorgerückten bepuderten Litteraten an, der, wenn er glücklich gespielt hatte, zuweilen seine Freude dadurch an den Tag legte, daß er lateinisch sprach. Es war ein armer Teufel, dem der kleinste Verlust ins Fleisch schnitt. Er klopfte mich eines Tages auf die Schulter, führte mich in einen Vorsaal, und sagte dann zu mir: „Sehen Sie hier diesen Persius und diesen Juvenal; geben Sie mir vierzig Sous dafür." Ich wollte ihm für diese beiden lateinischen Dichter doch nicht weniger als 5 Franken geben. Er war darüber hoch erfreut; doch kam er nach einer Viertelstunde abermals zu mir, langte in seine Tasche, und sagte, indem er ein Paar schwarzseidene Strümpfe daraus hervorholte: „Da, geben Sie mir dafür, was Sie wollen!" Ich hatte mich wohl dazu verstanden, seine Bibliothek zu schmälern, doch konnte es mir nicht convenieren, mich mit dem Trödel aus seiner Garderobe herauszustaffieren.

Ich hatte eines Tages im Trente et Quarante vierzig Louisdor auf Schwarz gesetzt, und ließ sie stehen, um sie zu verdoppeln; da trat ein alter Kunde des Hauses zu mir heran, und sagte: „Wenn Sie gewinnen wollen, so versprechen Sie mir, mir zehn Franken abzugeben, damit ich dafür eine Bandage für ein Gebrechen kaufen kann, an dem ich leide." Ich gewann, und da eilte er, um seine Bandage im Roulette zu verspielen.

Ich habe im Leben manchen Kummer zu studiren, zu trösten gehabt, doch habe ich dessen wenige so tief einschneidend gesehen, als den des Spielers, der verliert, als den des Spielers, der verloren hat. Es giebt indessen unglückliche Spieler, die ihr Geschick ohne einen Klagelaut ertragen. Ich habe gesehen, daß ein Engländer, der dicht neben mir saß, so nahe, daß wir uns mit den Ellbogen berührten, im Trente et Un 100,000 Fr. verlor, ohne daß er den Mund verzog, oder in einer andern Weise seine Ungeduld, seinen Aerger kund gab. Als er seinen letzten Fünfhundertfrankenzettel verspielt hatte, da begann er, einzelne Goldstücke zu setzen; und als auch das letzte Zwanzigfrankenstück fort war, da spielte er mit Silber, Anfangs in Zehnfrankenstücken, zuletzt in Stücken von vierzig Sous.

Andere Spieler hingegen schimpfen auf die Glücksgöttin und den Bankhalter, ja zerbrechen in ihrer Wuth wohl selber einem Croupier den Rechen.

Ein Rechnungsführer, der an der Bank mit anvertrauten Geldern spielt, und derjenige, der darauf rechnet, im Spiel seine zerrütteten Vermögensumstände herzustellen, können, wenn ihnen das Glück entgegen ist, wohl Selbstmörder werden, der Spieler von Profession aber lebt gern lange. Die Glücksgöttin spendet ihre Gunst auch häufig in Augenblicken wieder, wo man sich dessen am wenigsten versehen hatte; ihre Launen sind grenzenlos, und sie hat oft ihren Spaß daran, den letzten Thaler des Spielers die Veranlassung zum größten Gewinn werden zu lassen.

Es sind mir oft Familienhäupter gezeigt worden, die, um nicht mehr zu spielen, sich freiwillig aus Paris, fern von allen Spielhäusern exilirt hatten, die aber dennoch alle zwei oder drei Monate eine Reise unternahmen, um sich einmal wieder am Roulette oder Trente et Un zu ergötzen. Sie bleiben in der Regel nur einige Stunden in Paris, die nöthige Zeit, um ihre Börsen zu leeren; zuweilen werden sie jedoch durch ansehnliche Gewinnste zu längerem Verbleiben gefördert. Die Pointeurs sprachen zu meiner Zeit mit Stolz und Freude von einem jungen Provinzialen, der, im Begriff, sich zu verheirathen, mit 1500 Fr. nach Paris gekommen war, um die nöthigen Hochzeitsgeschenke einzukaufen, und der nach acht Tagen seine Rückreise nicht allein mit seinen Hochzeitsgeschenken, sondern mit 90,000 Fr., die er im Spiel gewonnen hatte, antrat. Auch wurde ein Caffewirth zu Straßburg namhaft gemacht, der sich in derselben Weise innerhalb vier Wochen 200,000 Fr. erabert hatte. Aber es wurde nur der Glücklichen gedacht; das Verzeichniß der Ruinirten wäre zu lang gewesen.

Jedes Spielhaus hatte seine Celebritäten. So sah man häufig in Nr. 129 einen Roulettspieler, dem man den Beinamen Massena gegeben hatte. Derselbe spielte nie länger, als eine Viertelstunde, und in dieser Viertelstunde verlor er entweder 2 bis 3000 Fr., oder er gewann deren auch 12 bis 15,000.

Es ist nicht mehr als Recht, zu sagen, daß der Spieler in den öffentlichen Spielhäusern keine Benachtheiligung irgend einer Art zu befürchten hatte, vielmehr war es die Bank, die wohl einmal doppelt bezahlen mußte und durch mehr oder minder sinnreich angelegte Spitzbübereien zu Schaden kam.

Eines Abends traten in Frascati ein Paar junge Leute ein, von welchen der eine 50 Louisdor in Doppellouisdors auf Roth und der andere eine gleiche Summe und in derselben Münzsorte auf Schwarz setzte. Roth gewann, und es wurden dem Inhaber des Einsatzes auf Roth die gewonnenen fünfzig Louisdor ausgezahlt. Der Spieler strich seinen Einsatz nebst dem Gewinn hastig ein. Als der Banquier nun den gewonnenen Einsatz auf Schwarz einziehen wollte, sah er auf den ersten Blick, daß das keine Doppellouisdors, sondern nur gut vergoldete Vierzig-Sousstücke waren. Der Gewinner hatte sich aus dem Staube gemacht, und der Andere wurde arretirt. Dieser war aber um keine Ausrede verlegen; er sagte: „ich habe gar nicht gesagt, daß ich fünfzig Louisdor gesetzt hätte, und mein Geld ist keine falsche Münze: ich verliere selbst hundert Franken! Es war Euer Sache, erst genauer zuzusehen, ehe Ihr meinem Vis-à-vis bezahltet." Die Sache wurde nicht weiter betrieben, und die Bank war um 900 Fr. geprellt; doch war diese Lection schon ihre 900 Fr. werth.

Ein berühmter General hatte einen Coup ausgedacht, der nach ihm benannt worden ist. Er setzte eines Tages, zur Kaiserzeit, in dem Fremdenzirkel in rouge ou noir eine zu beiden Seiten versiegelte Rolle, die ganz das Ansehn einer Rolle von 1000 Fr. in Gulden hatte. Als sein Satz verloren war, zog er die Rolle zurück, und reichte statt ihrer einen Tausendfrankenzettel hin. Dies wiederholte sich ein Paar Mal; als er dann aber gewonnen hatte, und der Banquier ihm seinerseits tausend Franken auskehren wollte, sagte er zu ihm: „Ei, bitte, mein Einsatz ist

Digitized by Google

höre." Darauf wurde die Rolle geöffnet, und da ergab es sich, daß sie außer einigen Goldstücken 15 oder 20 Tausendfranken-Billets enthielt.

Der General erhielt sein Geld; aber man merkte sich die Lehre, und es durfte fortan nur mit offen dargelegten Valuten und nicht über die bestimmten Summen gespielt werden.

Während der hundert Tage wurde der Bank ein Streich gespielt, der noch jetzt nach seinem Erfinder benannt wird. Einer der Complicen hatte ein Stück Geld fallen lassen, und indem er that, als ob er darnach suchte, ließ er unter den Tisch eine Höllenmaschine gleiten. In dem dazu ausersehenen Augenblicke machte ein zweiter Complice dasselbe Manöver, um die Höllenmaschine anzuzünden. Die Urheber dieses Streiches waren die einzigen, die, als die Maschine losplatzte, ihre Fassung behielten: sie bemächtigten sich inmitten der durch den Schreck veranlaßten allgemeinen Unordnung des auf dem Tische zur Schau liegenden Geldes und der Bankbillette der Bank mit den Worten: „Laßt uns die Casse retten!" Seit diesem Handstreich legte die Bank ihre Valuten nicht mehr zur Schau auf den Tisch, sondern hielt sie in kupfernen Kästen verwahrt, doch auch so noch sichtlich genug, um das Auge des Spielers zu verlocken.

Alle Spieler von Profession sind noch immer untröstlich über das Schließen der Spielhäuser. Kürzlich wurde in meinem Beisein einem jungen, wohlerzogenen und eleganten Manne, der während seines Spielerlebens die Gallerie durch sein verwegenes Spiel und die großen Gewinnste, die er machte, in Erstaunen gesetzt hatte, eine Heirathspartie vorgeschlagen. „Ihre Mitgift," sagte man zu ihm, „beläuft sich auf 200,000 Franken." — „Ach!" erwiederte er darauf seufzend, „diese Ehe würde nur dann möglich seyn, wenn die Spielhäuser wieder geöffnet würden."

Im Jahre 1849 habe ich auf einer Rheinreise alle die Spielhäuser in Deutschland besucht. Ich habe dort einen großen Theil des Personals von 1818 wiedergefunden: Bankhalter, Croupiers, Messieurs de la Chambre und vor Allem die alten Spieler. Die Leidenschaft des Spiels stellt fast eben so, wie der Geiz, das menschliche Herz außerhalb des anderweitigen Misere des Lebens: der Spieler und der Geizige nähren sich von Chimären. Ihre Lust ist die einzige, die keine Uebersättigung befürchtet; ihre Leidenschaft ist, weil ohne Beimischung, um so lebhafter.

Indem Byron den Geizigen geschildert, hat er auch zugleich ein Bild des Spielers gegeben:

„Ihm gehören die Länder; ihm bringen die Schiffe die balsamischen Erzeugnisse Ceylons, Indiens oder China's. Die Landstraßen erbeben unter dem Getraide, womit seine ländlichen Wagen beladen sind; der Weinstock bereitet ihm die Traube, die sich röthet wie gleich den Lippen Auroras. Selbst seine Keller würden Wohnungen abgeben, die der Könige würdig wären. Aber der Geizige herrscht, alle sinnlichen Gefühle verachtend, über Alles durch den Gedanken." — — Dasselbe thut der Spieler durch die Hoffnung.

Zur Ehre des Rechts und der Moral sey's aber gesagt, daß die dauernden Freuden des Geizigen nur ihm allein Entbehrungen und Qualen kostet, Entbehrungen und Qualen, die ihm solches nicht einmal sind. Die so vergänglichen Freuden des Spielers können Familien zu Grunde richten und um ihre Ehre bringen, und ein Herz, das mit edlicher Gesinnung geboren worden, über den sanftesten Abhang zu den tiefsten Berechnungen der Unredlichkeit und des Verbrechens führen.

Während ich das Spiel frequentirte, war ich häufig der Nachbar von einem jungen Mann von guter Familie, von sehr angenehmer Gesichtsbildung und wohlerzogen. Er spielte ein Spiel, womit er eine lange Zeit Glück hatte: la montante und la descendante. Als ich vor Kurzem eine Frau antraf, die ihm befreundet gewesen war, erkundigte ich mich bei ihr nach meinem vormaligen Kameraden im Spiel. Sie erblaßte, und die Thränen traten ihr in die Augen; dann rannte sie mir ins Ohr: „Er ist wegen Fälschung in London gehängt worden!"

Vor 1789 waren die öffentlichen Spiele erlaubt.

Am 21. Messidor des Jahres VII wurden die Spielhäuser durch das Centralbureau des Cantons von Paris als unmoralisch verboten.

Zur Zeit des Consulats gab Fouché einem gewissen Perrin, der bald den Namen Spiel-Perrin erhielt, ohne die Concurrenz einer Versteigerung, die Erlaubniß, spielen zu lassen; er forderte ihn vor Allem auf, einen Fremdenzirkel einzurichten.

Diese Erlaubniß war jedoch nicht gratis. Ich habe Benazet, der unter der Restauration Spielpächter war, sagen hören, daß Perrin jeden Morgen Fouché 50 Louisd'or hintrug, worüber er keine Quittung bekam. Auch ließ Fouché von Zeit zu Zeit Anweisungen der Polizei von 10 bis 12,000 Fr. auf Perrin's Spielcasse ausstellen.

Der Fremdenzirkel, damals in dem ehemaligen Hotel Aguado, in der Straße Grange-Batelière belegen, zählte drei Präsidenten, wovon ein jeder jährlich ein Traitement von 150,000 Fr. bezog. Es waren dieses die Herren Marquis de Tilly-Blaru, Graf Esprit de Castellane, und der Marquis de Livry. In dem Fremdenzirkel wurde nur Trente et Un und Creps gespielt. Die Einsätze waren beschränkt. Es wurde dort jeden Abend soupirt, und zu diesen Souperes wurden die Frauen nach der Mode, die Violinen der Oper mit zugezogen. Dreimal in der Woche wurde auch zu Mittag gespeist. Der Fürst Talleyrand und sein Freund Montrond spielten hier sehr hohes Spiel.

Auch Maskenbälle, die man Bals Livry nannte, wurden ziemlich viel im Fremdenzirkel gegeben. Diese Bälle machten unter dem Directorium und dem Consulate Furore. Es wurden dazu die Baronin Hamelin, Mad. Tallien und alle anderen ausgezeichneten Frauen der Gesellschaft eingeladen. Unter dem Consulate und in den ersten Tagen des Kaiserreichs kam auch Napoleon, mit Duroc Arm in Arm und beide maskirt, mehrere Male auf einige Augenblicke dahin.

Die Präsidenten des Fremdenzirkels erlaubten es Perrin nur selten, sich dort sehen zu lassen.

Wenn ich in diesen Stücken all den Zeitgenossen des Directoriums und des Consulats Gnaden schenken darf, so ist nichts im Stande einen Begriff von der Lust, dem Glanze und der Trunkenheit dieser Zeit der Wiedergeburt zu geben.

Der erste Consul hatte einmal die Absicht, die Spielhäuser schließen zu lassen, Fouché erklärte ihm aber, daß sie ihm sehr nützlich wären und ihm die besten Ressourcen für die Polizei lieferten; da blieben sie unangetastet.

Digitized by Google

Ein gewisser Bernard folgte Perrin, und diesem folgten wieder Chalabre, Boursault und Benazet.

Man darf aber den Spielpächter Chalabre nicht mit der edlen Familie der Marquis dieses Namens nicht verwechseln. Ersterer war der Sohn eines gewissen Chalabre, dem Ludwig XVI. den Titel eines Obristen bewilligt hatte, um vor der Königin den Bankhalter im Pharao machen zu können. Die Königin spielte fast allabendlich Pharao in den Tuilerien, zu Versailles und insbesondre zu Trianon.

Das Spiel wurde späterhin im Wege der Versteigerung in Pacht gegeben. Die vier Pächter, die einander unter der Restauration und unter der Juli-Monarchie folgten, waren: die Herren Bernard, Chalabre, Boursault und Benazet.

Chalabre war ganz und gar ein Mann des alten Regime. Ich habe einmal im Zirkel mit ihm gespeiset: er ging gepudert und hatte die feinsten Manieren.

Boursault hingegen, dessen merkwürdige und glänzende Wohnung ich mehrere Male besucht habe, war ein Mann der Jetztzeit. Von scharfbetonter Physionomie, leidenschaftlich, aufbrausend, und stets bereit in einem Donnerton zu sprechen, hatte es ihm schon geliegen müssen, sich während der Revolution in mehr als einem Club Gehör, vielleicht selbst Applaus zu verschaffen. Er war in tragischen Rollen aufgetreten, und hatte selbst ein Trauerspiel geschrieben. In einer vertraulichen oder geschäftlichen Unterredung und ohne irgend eine Veranlassung, begann er zuweilen einem Verse von Voltaire oder von ihm selber vorzudeclamiren.

Unter dem Directorium, unter dem Kaiserreiche und selbst unter der Restauration angelte er nach einem jeden Geschäfte, wobei viel Geld zu verdienen war. Nach seinem Dafürhalten wurde jede Entrepelse durch die Größe des Gewinnstes gehoben und moralisch gemacht, und so war er der Pächter der Straßen- und Privatentreinigung von Paris wie von den Spielhäusern.

Boursault's Wohnung war prächtig und intelligent luxuriös eingerichtet. In seiner Gallerie befanden sich einige gute Gemälde; vor Allem hatte er aber in seinen Gewächsen die reichsten Treibereien der seltensten Blumen, und dieses zu einer Zeit, wo die Horticultur ein exceptioneller Luxus und fern von all den Fortschritten war, die täglich vorkommen.

In Boursault's Treibhäusern war es, wo, in den letzten Jahren der Kaiserzeit, durch Vermittelung der Baronin Hamelin eine Zusammenkunft zwischen dem Herzog von Rovigo und Chateaubriand stattfand. Diese Zusammenkunft führte jedoch zu keiner Annäherung.

Montrond hatte stets einen beißenden Witz gegen das Dickthun oder die Insolenz der Reichgewordenen und der Parvenus. Er hatte Boursault ein Sobriquet angehängt, über welches ganz Paris sich vor Lachen anschütten wollte. Dies Sobriquet erinnerte zugleich an den Ursprung von Boursault's Reichthum und an den Luxus seltener Blumen, mit deren köstlichen Wohlgerüchen er sich brüstete — Montrond hatte ihn Prinz Merdiflore getauft.

Mit dem letzten Spielpächter, Herrn Benazet, der vor einigen Jahren gestorben ist, war ich sehr bekannt. Er war vordem Sachwalter in Bordeaux gewesen, und ein geistreicher, unternehmender Mann, zugleich gefällig und großmüthig, und der Mäcen von mehreren Literaten.

Zur Zeit der Julirevolution wurde Herr Benazet zum Commandanten von einer der Legionen der Nationalgarde des Weichbildes gewählt, und Casimir Perier ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Harel, vordem Auditeur im Staatsrathe, Präfect während der Hundert Tage, ehemaliger politischer Verbannter, dann Director der Oper und des Theaters von Porte Saint-Martin, endlich in der letzten Zeit seines Lebens Laureatus der französischen Akademie wegen eines Lobgedichts auf Voltaire, war sehr befreundet mit Benazet und verdankte demselben mehr als einen Dienst. Eines Abends, wo man sich im Foyer der Oper um Benazet hergeschaart hatte, und dieser aus einer goldenen Dose eine Prise nahm, unterbrach Harel die Conversation plötzlich mit dem Ausrufe „Meine Herren, der Benazet macht sich doch, recht wie ein reicher Mann sich machen kann!" Im vertraulichen Leben und scherzweise wurde Benazet von seinen Vertrauten der Kaiser genannt, und bei der Controlle des Theatre-Français redete man ihn gewöhnlich „mein Prinz" an.

Die Zahl der in Pacht gegebenen Spiel-Etablissements belief sich auf 10.

Unter den letzten beiden Spielpächtern enthielt der Pachtcontract folgende Dispositionen:

Der Pächter mußte in monatlichen Raten jährlich 5,550,000 Fr. zahlen. Von dieser, der Stadt zufallenden Summe, nahm der Minister des Innern, und unter der Restauration der Minister des königlichen Hauses, ebenfalls in monatlichen Raten, die jährliche Summe von 1,660,000 Fr. zur Unterstützung der Theater, der Musik- und Declamations-Conservatorium und des Instituts der Quinze-Vingts vorweg.

Der Minister des Innern ließ sich auch noch weitere Summen für politische Flüchtlinge, für Unglücksfälle in den Departements und für allerlei andere Extravorkommnisse zahlen.

Die Regie-Kosten der Administration der Spielhäuser war in dem Kostenanschlag auf 2,400,000 Fr. festgesetzt. Der Spielpächter nahm von der Brutto-Einnahme 100,000 Fr. als Interessen vorweg. Er mußte in der That, theils auf den Spieltischen, theils in der Casse stets eine Summe von 1,291,000 Fr. disponibel haben. Auch war er zu einer in der Consignationscasse hinterlegten Bürgschaftssumme von 500,000 Fr. verpflichtet.

Das Ergebniß des Spiels per Tag und per Tisch wurde in Gegenwart von Controlleurs der Stadt zu Protocoll genommen, um den Brutto-Ertrag zu constatiren.

Art. 9 des Kostenanschlags erkannte der Stadt nach Abzug aller Administrationskosten, Interessen und der derselben bewilligten Summe von 5,550,000 Fr., von dem Nettogewinnst, wenn ein solcher vorhanden war, einen halben Antheil zu, wenn der jährliche Brutto-Ertrag nicht neun Millionen überstieg, und drei Viertel Antheil von der Summe, die nach über diese neun Millionen hinausging. Alles was darüber war fiel dem Pächter zu.

Die Pariser Spielhäuser sind am 31. December 1837 durch eine Abstimmung der Deputirtenkammer geschlossen worden.

Folgendes ist ein genaues Verzeichniß des Brutto-Ertrags der Spielhäuser, d. h. der Summen, die seit 1819 bis 1837 verloren worden sind:

Digitized by Google

Jahr.	Summe.
1819	7,682,533 Fr. 42 C.
1820	7,801,752 „ 27 „
1821	8,724,504 „ 27 „
1822	8,651,396 „ 76 „
1823	7,408,814 „ 73 „
1824	8,222,339 „ 82 „
1825	9,008,628 „ 51 „
1826	7,346,411 „ 33 „
1827	7,213,264 „ 23 „
1828	7,387,545 „ 94 „
1829	7,080,139 „ 62 „
1830	6,403,029 „ 94 „
1831	6,055,100 „ — „
1832	6,055,100 „ — „
1833	6,138,479 „ 14 „
1834	6,546,319 „ 50 „
1835	6,630,383 „ 71 „
1836	6,115,792 „ 47 „
1837	6,811,838 „ 35 „
Gesammtsumme ..	137,313,403 Fr. 81 C.

Ein großer Theil dieser verlorenen Summen ist von den Fremden beigesteuert worden.

Wir machen hier darauf aufmerksam, daß der Vortheil der Spielpächter insbesondere durch die 2,400,000 Fr. gesichert war, die ihnen als Regiekosten vergütet wurden, indem diese sich bei weitem nicht so hoch beliefen.

Die Spielleidenschaft hatte unter dem Kais erreiche und unter der Restauration eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Zeit neben den öffentlichen Spielhäusern noch die Bouillotte-Häuser, gesäheliche Succursalen der autorisirten und polizeilich überwachten Spielhöhlen, florieten.

Diese Bouillotte-Häuser etablieten sich unter der Firma von Tables d'Hôte. Aber gleich nach Tische wurden die Spieltische angerichtet. Es wurde hier hauptsächlich Ecarté gespielt.

Nach den Hundert Tagen wimmelten diese Gesellschaften niedrigeren Schlages von Commandanten und von Obristen- und Generalswittwen, deren Männer in der Schlacht von Waterloo gefallen waren, auch fehlte es nicht an femmes à parties und an Gaunern von Profession.

Jedes Bouillotte-Haus hatte seinen Commandanten.

Man begegnete dort dem ehrwürdigen Commandanten, mit weißem Haar, und dem Commandanten mit Schnauzbart und stets zum Duell bereit.

Der ehrwürdige Commandant machte den Schiedsrichter, wenn Irrthümer oder zweifelhafte Fälle vorfielen. Wohlwollend und väterlich, beschwichtigte und versöhnte er die Streitenden und alle diejenigen, welche sich durch Geldverlust gereizt fanden, Lärm zu machen.

Der ehrwürdige Commandant genoß dagegen allerlei Vorrechte: er spielte auf Parole; er war der Freund und der Rathgeber der furchtsamen Frauen. Nur selten, und bei sehr sicheren Gelegenheiten, mißbrauchte er das in ihn gesetzte Vertrauen. Die neuen Ankömmlinge schätzten sich fast glücklich, wenn sie von ihm angezapft wurden. Er dupte diejenigen, die, indem sie für ihn setzten, einige Goldstücke verloren, und entschädigte sie für ihren Verlust durch Familiaritäten und Kameradschaft.

Der Commandant mit dem gewichsten Schnauzbarte, der unfehlbare Secundant bei allen Duellen, erzählte gern von seinen Feldzügen. Man hatte einen besondern Respect vor den Commandanten, die sich damit breit machten, wie sie dem Brande von Moskau und den Eisschollen der Beresina entronnen waren.

Der Commandant mit gewichstem Schnauzbarte trug sein Kleid zugeknöpft. Er sprach in kurzen Sätzen. Man fand es ganz in der Ordnung, daß er die seine Serviette zusammenlegte, die seine Mahlzeit bezahlte, und zwischen seinem Caffe eine Menge Schnapsgläser leerte.

Niemand zog es in Zweifel, daß ihm während der Hundert Tage das Kreuz zugedacht gewesen war.

Alle glücklichen Liebhaber machten ihn zu ihrem Vertrauten, und eröffneten ihm einen Credit, der bei einer abgebrochenen Liaison nur damit endigte, um selbst und dann bei einer erneuerten Liaison zu einem höheren Belaufe erneuert zu werden.

Die Wittwen von zu Waterloo getödteten Obristen oder Generalen waren in mittleren Jahren; sie suchten aber dasjenige, was ihnen an Jugend und Schönheit abging, durch eine rührende Schilderung ihrer Lage zu ergänzen. Es wurden ihnen häufig Spitznamen, wie Wittwe der großen Armee, Wittwe der Beresina beigelegt; inzwischen gelangte eine oder die andere compromittirte Frau eben durch solch einen Spitznamen auch wohl zu Ruf und Reichthum.

Eins der berühmtesten Bouillotte-Häuser zur Kaiserzeit und unter der Restauration wurde von einer Madame M*** S*** gehalten.

Diese Madame M*** S*** war die ältere Schwester einer berühmten Schauspielerin. Sie war in allen Stücken noch schöner als ihre Schwester, aber sie hatte das Unglück, in den bösen Tagen der einen und untheilbaren französischen Republik in einer Sache von Assignatenfälschung compromittirt zu sein; doch erwies es sich, daß sie unschuldig war, und so wurde sie freigesprochen.

Madame M*** S*** hielt ein Winter- und ein Sommer-Bouillotte-Haus. Ein fleißiger Kunde von ihr war der Schauspieler Gavaudan. Sie duzte alle Welt und ließ sich von jedermann duzen. Wie zur Zeit des Chevaliers de Grammont und zur Zeit der Desgrieux, wurden Betrügereien im Spiel niemandem zur Unehre angerechnet. Sie zog jedoch von dergleichen Manövern, die ihr bekannt waren, keinen Nutzen, ja sie hielt wohl einen oder den andern warnend vom Abgrunde zurück.

Die Bouillotte- und Barcarot-Häuser florieren noch heutigen Tages. Roulette, Trente et Un, Creps wird nicht mehr gespielt, aber man kann sein Geld in allen Restaurationen, in allen Clubs im Whist auf Parole und einzeln selbst im Barcarat anbringen.

In den autorisirten öffentlichen Spielhäusern verlor man seinen Einsatz bei einem Refait von 31, oder im Roulette, wenn die einfache oder die doppelte Null herauskam: dies war eine Art von Steuer, welcher der Spieler unterworfen war; aber man konnte dagegen nicht auf Parole spielen.

Manche Spieler, die tief in Spielschulden steckten, reisten, ohne an deren Abzahlung zu denken, ins Ausland. Es ereignet

Digitized by Google

sich auch wohl, daß eine Familienmutter den Gläubiger ihres Sohnes zu sich bescheidet, um die Spielschulden des Letzteren zu bezahlen, wobei sie den Ersteren aber für die Thorheiten des Letzteren verantwortlich machen zu wollen scheint.

Ich höre häufig sagen, daß man die heimlichen Spielhöhlen weniger zu fürchten haben würde, wenn die autorisirten Spielhäuser wieder geöffnet würden. Die heimlichen Spielhöhlen waren vordem aber eben so zahlreich, obgleich die Stadt es sich große Summen kosten ließ, dies zu verhindern. Eine eigne Polizei, um die nichtautorisirten Spielhäuser auszukundschaften, war unablässig auf den Beinen.

Ein einziges oder mehrere autorisirte Spielhäuser wiedereröffnen, hieße das Fieber für Hazardspiele auf's Neue anfeuern; wissentlich neue Spieler in's Leben rufen, neues Familienunglück bereiten, Anlaß zu neuen Selbstmorden geben.

Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier von Dr. Adolf Wuttke. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp. 1853.

Diese Schrift ist eigentlich der zweite Theil eines größeren Werkes des Hrn. Dr. Wuttke, welches die Ueberschrift führt: Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. Inzwischen kann sie auch vermöge ihres Sonderinhaltes als ein für sich seiendes Ganzes betrachtet werden. Das Verständniß der Schrift ist keineswegs bedingt durch den Stoff, welcher in dem ersten Theile der Dr. Wuttke'schen Geschichte des Heidenthums u. s. w. niedergelegt ist. Eine öffentliche Sonderanzeige der Schrift dürfte um so mehr gerechtfertigt sein, als namentlich die Chinesen vermöge ihrer dermaligen staatlichen Verhältnisse und die Indier durch ihre religiöse und philosophische Richtung die Aufmerksamkeit der unmittelbaren Gegenwart in Anspruch nehmen. — Mit der Form der Darstellung, die sich in der Schrift zu Tage legt, kann ein streng logisches Denken nicht recht einverstanden sein. Der Verf. unterscheidet wenn auch nicht in dem Geistesleben der Japaner, welches er mit verhältnißmäß wenigen Worten S. 217—S. 229 beschreibt, doch in dem Geistesleben der Chinesen, welches er S. 5—S. 217 ausführlich, und in dem der Indier, das er S. 230—S. 597 höchst ausführlich bespricht, das religiöse Leben und das wissenschaftliche, die Arbeit und die Kunst, das sittliche Leben und den Staat von der Geschichte. Das Unstatthafte dieser Unterscheidung erhellt daraus, daß das religiöse und das wissenschaftliche Leben, die Arbeit und die Kunst, das sittliche Leben und der Staat sonst in dem Buche als geschichtliche Erscheinungen auftreten. Wie sie denn auch ihrer eigentlichen Natur, d. h. ihrem Wesen nach, geschichtlicher Art sind. Inzwischen ist der Forschungsgeist, von welchem das Buch Kunde gibt, desto zufriedenstellender. Bei dem Geistesleben der Japaner benutzt der Verf. als Quellen diejenigen schriftstellerischen Erzeugnisse, die von Gelehrten, welche nicht aus Japan stammen, angefertigt sind. Dieses Verfahren des Verf. war nothwendig, weil ureigne „heilige Urkunden", S. 218, diesem Volke fehlen. Was dagegen das Geistesleben der Chinesen und der Indier anlangt, die bekanntlich im Besitze von dergleichen Urkunden sind, so geht er nicht blos auf solche Schriften ein, worin Fremde dieses Geistesleben besprechen, sondern auch auf die heiligen Urkunden beider Völker selbst. Wohl darf die Kritik gegen manche Bestimmungen, die Dr. Wuttke bei seiner Quellenforschung macht, gegründeten Einspruch erheben. So gegen die Bestimmung S. 209, daß „Chinas Geschichte versteinert" sei. Das Falsche der Bestimmung wird aus der beziehungsweisen Bewegung klar, welche sich in der Geschichte China's zeigt. Diese Bewegung ist geistiger Art; wo aber Geist ist, da darf nicht bloße Versteinerung gesetzt werden. Zwar bemerkt der Verfasser S. 209: „was in der chinesischen Geschichte als eine Bewegung erscheint, ist fast alles von außen", d. h. laut dem Folgenden: durch feindliche Völker, „bewirkt". Und es liegt etwas Wahres in dieser Bemerkung. Indessen beurkundet das, wenngleich von außen in der chinesischen Geschichte bewirkte Erscheinen der Bewegung unstreitig das Sein der Bewegung in derselben. Ist aber diese Geschichte wegen dieses Seins keine versteinerte: so hat sie auch eine Entwickelung, welche ihr von Dr. Wuttke S. 209 abgesprochen wird. Und wenn derselbe die chinesische Geschichte in drei Perioden zerfallen läßt, in die Periode „der ideellen Herausbildung des chinesischen Bewußtseins, die der realen Gestaltung in des Reiches Macht und Leben, — und die des Verfalls" S. 210, so erhärten diese Perioden vermöge ihrer Beschaffenheit die Wirklichkeit der Entwickelung, die der chinesischen Geschichte eignet. Anlangend Chinas geschichtliche Personen, so sind sie nach der Meinung des geehrten Verf. „Statuen", S. 417. Doch das Unrichtige dieser Meinung erhellt schon daraus, wenn man den Kong-fu-tse und Tschu-hi, die besonders zu diesen Personen gehören, in das Auge faßt. Von jenem bemerkt Dr. Wuttke selbst S. 6, daß er in wirrer Zeit die Erinnerung früherer Herrlichkeit und den Sinn für Gesetz und Ordnung weckend, gesammelt, geordnet, gereinigt und erweitert habe des Volkes alte Ueberlieferungen und Geistesblüthen, daß er in den King nicht seinen, sondern des Volksgeistes Errungenschaften eine bleibende Gestalt von unantastbaren Ansehn, für alle Zeiten gegeben, und so der geistige Mittelpunkt für Chinas Leben geworden" sei. Tschu-hi aber schrieb, wie Dr. Wuttke S. 9 berichtet, „Commentare über sämmtliche King, bekämpfte eifrig eingeschlichene Irrlehren, besonders auch der Buddhaisten, und bearbeitete fast alle Theile der Wissenschaft". Wären Kong-fu-tse und Tschu-hi Statuen gewesen, so würden sie so Bedeutendes nicht geleistet haben. Indessen muß die Kritik trotz der Einsprüche, welche sie gegen einzelne Bestimmungen unsers Verfassers machen darf, anerkennen, daß derselbe von dem Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier ein im Allgemeinen treues Bild liefert. Zur Treue desselben tragen sogar falsche Bestimmungen vermöge des wahren Elementes bei, welches mit dem Falschen dieser Bestimmungen in engem Zusammenhange steht. Wenn der Verf. S. 416 z. B. behauptet: „die Geschichte ist bei den Indiern rein innerlich," so haftet an dieser unrichtigen, weil maaßlosen, Behauptung das Richtige, daß die Geschichte bei jenem durch Bildung ausgezeichneten Volke eine vorwiegend innerliche Richtung hat. Es zeigt sich in derselben mehr Geist als Leib. Das vorliegende Buch hat bei aller Fülle des geschichtlichen Stoffes eine wissenschaftliche Haltung, wie denn der Verf. offenbar ein Mann des Gedankens ist. Die wissenschaftliche Haltung ist nicht eine solche, die dem Christenthume irgend welchen Einhalt thäte

Digitized by Google

vgl. was S. 577 über den Christen im Gegensatze zu dem Buddhaisten gesagt wird. Um so höher verdient sie geschätzt zu werden. — Laut dem Vorworte ist die Herausgabe des Buches dem Verf. durch die huldvolle Unterstützung Sr. Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ermöglicht worden. Es wäre gewiß sehr erfreulich, wenn auch die Fortsetzung des größeren Werkes, dessen zweiter Theil von diesem Buche gebildet wird, durch dieselbe „huldvolle Unterstützung" ermöglicht würde. Diejenige Literatur, welche die Geschichte des Heidenthums betrifft, dürfte durch jene Fortsetzung eine Bereicherung erfahren.

Wilh. Böhmer in Breslau.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichern deutschen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin, 1853. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. Erste Lieferung. S. 1—64. Großes Lexiconformat.

Unter dem obigen Titel soll in drei Bänden, jeder zu 6 bis 8 Lieferungen, eine umfassende Sammlung der deutschen Volkslieder seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts erscheinen. Es ist dabei auf das Volkslied im strengeren Sinne des Wortes abgesehen, während die Volkslieder von namhaften Dichtern und Componisten einem Ergänzungsbande vorbehalten bleiben. Wir erfahren aus dem Prospectus, daß der Verfasser für den ältern Theil seines Werkes alte Handschriften, seltene Drucke und unter diesen besonders sogenannte fliegende Blätter in großer Zahl, namentlich auch aus den reichen Schätzen der von Mensebach'schen Bibliothek, benutzt hat. Für die neueren Lieder und Lesarten bildete die Grundlage die lebende mündliche Tradition aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Dies ergab denn natürlich, vereint mit den bekannten Hilfsmitteln, oft eine große Fülle von Lesarten, so daß dem Verfasser bei einzelnen Liedern nicht selten 10 bis 20 und mehr Recensionen zu Gebote standen, aus denen er die eigenthümlichsten und poetisch werthvollsten auswählte.

Als den Hauptheil seiner Arbeit sieht aber der Verfasser den musikalischen an; denn ohne seine Melodie bleibt allerdings das Volkslied, welches in einen unzertrennlichen Zusammenhange mit derselben steht, stets nur ein Bruchstück. Je weniger hiebei auf gründlichen Vorarbeiten gefußt werden konnte, desto mehr bemühte der Verfasser sich einen festen Grund für die Zukunft auf diesem Gebiete zu legen. Auf die Nachweisung des Zusammenhanges des älteren Volksliedes mit dem Kirchenliede ist besondere Rücksicht genommen.

Am Schlusse jeden Bandes sollen zu den einzelnen Liedern die erforderlichen historischen, ethnographischen und literarischen Notizen, die Angaben über Alter, Heimath und Quelle der Lieder, folgen.

Die Sammlung ist die Frucht einer fast fünfundzwanzigjährigen unermüdlichen Forschung und die Bearbeitung und Herausgabe derselben verdient in jeder Beziehung die ihr, wie wir vernehmen, zugewendete königliche Protection.

Der Verfasser erfreute sich, was im Prospectus dankbar anerkannt wird, des freundlichen Beistandes zweier in dem Fache der Volksliedersliteratur und der ältern Musik bewährten Männer, Hoffmann's von Fallersleben und des Professors und Custos der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek zu Berlin, Dr. Dehn.

Die vorliegende erste Lieferung enthält 20, oder, wenn die hinzugefügten abweichenden Volks-Auffassungen derselben mitgezählt werden, 44 Lieder, mit verschiedenen Melodien. Wir beschränken uns darauf die 20 zu nennen: Die Lind im Thale. (Vielfach mündlich; durch ganz Deutschland verbreitet.) Die Stiefmutter. (Mündl., aus der Gegend von Bückeburg.) Die Macht der Thränen. (Mündl. aus Biegnitz bei Glegau.) Von der schönen Bernauerin. (Mündl., aus Regensburg.) Durli und Bebeli. (Schweizerisch. 1781: 2 Mel.) Das Schloß in Oesterreich. (Vielf. mündl., aus verschied. Gegend.) Die Kindesmörderin. (Vielf. mündl., aus dem Brandenburgischen.) Der Herr und sein Schildknecht. (Münd., aus der Gegend v. Hainau in Schles.) Die schwarzbraune Hexe. (Mündl., aus der Umgegend v. Berlin: 4 Mel.) Der Glücksjäger. (Mündl., aus der Gegend v. Köln u. Bonn.) Falsche Liebe. (Vielf. mündl., durch ganz Deutschland verbreitet: 2 Mel.) Die gefangenen Reiter. (Vielf. mündl. durch ganz Deutschl. verbreitet.) Der unerbittliche Hauptmann. (Gleichfalls 2 Mel.) Herr von Falkenstein (Die Mel. münd., aus der Gegend von Detmold.) Graf Friedrich. (Mehrf. mündl., aus der Gegend von Breslau, Liegnitz und Heinau.) Die schöne Hannale. (Gleichfalls 3 Mel.) Der Wassermann. (Mündl., aus Wittstock [und der Gegend von Wilsnack].) Die Nonne. (Mündl., durch ganz Deutschland verbreitet. 2 Lesarten.) Die Hungersnoth. (Mündl., aus Waltdorf bei Neiße.) Das hungernde Kind. (Mündl., aus der Gegend von Halle und Eisleben.) — Bei vielen der Lieder sind die verschiedenen Lesarten, welche, sowie die Variationen des Textes, reichen Stoff zu interessanten Vergleichungen geben, am Schlusse bemerkt. Die Quellen sind genannt.

Das Wesentlichste der Sammlung sind natürlich, wie schon oben angedeutet, die Melodien; wenn sie demnach allerdings als das Verdienstlichste, das Eigenthümlichste der Arbeit betrachtet und gewürdigt werden müssen, so ist gleichfalls die umsichtige Zusammenstellung der Lieder selbst eine Leistung, die von allen Freunden der deutschen Volkspoesie gewiß als eine höchst erfreuliche begrüßt werden wird.

Wir können es uns nicht versagen unserer Anzeige noch Einiges aus der Mittheilung eines Sachverständigen, des talentvollen und verdienten Gesanglehrers der Gelehrten-Schule und der Realschule des hamburgischen Johanneums, Herrn J. F. Klapproth, anzuschließen:

„Durch die Herausgabe des Werkes „Deutscher Liederhort" ist endlich mein heißer Wunsch, in Besitz der älteren und neueren deutschen Volksmelodien zu sein — erfüllt.

Wir selbst standen die Schätze und Mittel nicht zu Gebote, in den Besitz derselben zu gelangen, um so mehr freut es mich, daß ein älterer, würdigerer und erfahrenerer College sich mit der unendlich schweren Arbeit, sie zusammenzustellen, befaßt.

Was den musikalischen Werth desselben betrifft, so verbürgt der Name des Herausgebers das Gewicht desselben: Ludwig Erk, der sich das Volkslied im eigentlichsten Sinne des Wortes

Digitized by Google

zur Lebensaufgabe gemacht hat, der im Besitze der reichsten Quellen ist, um sie aus denselben zu sammeln. Die günstigste Recension ist die, daß sämmtliche Lieder aus dem Munde des Volkes geschöpft sind; es sind Volkslieder. (Bin ich doch so glücklich gewesen, auf meinen alljährlichen kleinen Ferienreisen selbst einige des vorliegenden Heftes vom Volke singen zu hören!)" —

Indem wir den im Prospectus ausgesprochenen Wunsch: „Möge nun dies Werk, welches mit begeisterter Liebe unternommen wurde, auch vom gesammten deutschen Volke mit Liebe begrüßt werden, möge der köstliche Schatz deutschen Sinnes und deutscher Treue, der in ihm ruht, ihm Eingang verschaffen bei allen Denen, in deren Herzen die Liebe zu ihrem Lande und Volke erglüht!" ganz zu dem unseigen machen, gedenken wir noch anerkennend der würdigen und geschmackvollen Ausstattung des „Deutschen Liederhortes", des trefflichen Druckes (von Gustav Schade in Berlin) auf dem feinsten satinirten Velinpapier und des verhältnißmäßig billigen Preises (10 Sgr. jede Lieferung.).

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Die Gesammtzahl der in Großbritannien und Irland mit dem Pence-Stempel versehenen Blätter beträgt ungefähr 80 Millionen, wovon 65½ auf England, 7½ auf Schottland und 6½ auf Irland kommen. Der englische Antheil ist wieder zu theilen auf 47½ Millionen für Londoner und 18 Millionen für Provinzialblätter. London allein versendet wöchentlich 700,000 Blätter oder beinahe 40 Millionen jährlich.

Dem Postwesen zu Melbourne, in Australien, stand vor sechszehn Jahren noch ein einziger Mann vor, dem ein Hinterstübchen als Büreau diente. Im Juni 1851 verwandte dasselbe Postamt bereits 14 Personen in seinem Dienste, deren Zahl sich bis Juni d. J. auf 63 gesteigert hat. Im Jahr 1851 beförderte die Melbourner Post 230,000 Briefe und 207,000 Zeitungen, im Jahr 1852 war deren Anzahl auf 890,000 Briefe und 639,000 Zeitungen gestiegen, und in den ersten sechs Monaten dieses Jahres belief sich ihre Anzahl schon auf 897,000 Briefe und 638,000 Zeitungen. Die Einnahme des Postamts hatte in dem ersten halben Jahr von 1851 ungefähr 3200 Lstrl. betragen: in dem diesjährigen ersten halben Jahr betrug sie bereits über 10,000 Lstrl.

Herr Rowland Hill hat die Berechnung gemacht, daß der englische Staat bei der Versendung der Zeitungen jährlich 30,000 Lstrl. einbüßt, bei der von Briefen über eine Million Lsterling profitirt.

Ein englisches Blatt, die Morning Post, erzählt: „Ein Einwohner zu Lucca hatte jüngst das Mißgeschick, ein wenig Wasser aus dem Fenster seiner Wohnung zu gießen, als eben der Großherzog unter demselben vorüberging und folglich bespritzt wurde. Der Mann eilte nun, auf den Tod erschrocken, hinaus auf die Straße, und warf sich vor dem Großherzog auf die Knie, um ihn um Verzeihung zu bitten. „Thut nichts, thut nichts!" antwortete ihm sein Monarch, „nur ist's ein Glück, daß dies keinen Engländer getroffen hat, außerdem würde ich mich, ehe noch eine halbe Stunde verstreichen wäre, in eine diplomatische Correspondenz verwickelt gesehen haben."

XZ Innsbruck, den 4. November 1853. Wir erfreuen uns gegenwärtig fortwährend des schönsten Wetters, es weht Südwind bald schwächer bald stärker und die Gebirge sind an der Sonnenseite bis auf den höchsten Scheitel von Schnee frei. Zwar sind die Bäume beinahe entlaubt und die Vögel fortgezogen, aus den Gebüschen winkt jedoch noch manche Blume des Sommers, neben Thymian und Steinnelken stehen blaue Glocken, in den Gärten ließ der Reif noch die Verbenen übrig. Von jenseits des Brenners vernimmt man ähnliches: zu Botzen sank die Temperatur bis jetzt nicht unter + 8° R. Das Obst ist überall eingebracht, einige Wirthe, z. B. Absam, Hall, Volders verwenden bereits die schlechteren Sorten zur Erzeugung von Most, ein Getränke, welches bisher in Nordtirol beinahe unbekannt war. Obwohl das gewonnene Produkt jede Probe aushält und dem theuren und mittelmäßigen Bier in jedem Sinne vorzuziehen ist, scheint das Landvolk demselben noch keinen Geschmack abzugewinnen, und sich lieber an den verderblichen Branntwein zu halten.

Seit zwei Jahren ist die Zahl der Studierenden wieder im Zunehmen begriffen; dieses Resultat weisen wenigstens die Kataloge des hiesigen Gymnasiums nach. Hier wurden mit Beginn des laufenden Semesters 74 für die erste Klasse allein eingeschrieben. Die Zahl der Studenten an der Hochschule erreicht nicht ganz 200, davon entfallen bei 180 auf die juridische Fakultät mit 7 Professoren und 2 Dozenten, und 13 auf die philosophische Fakultät mit 11 Professoren. Doch hört auch eine ziemliche Anzahl Juristen philosophische Fächer.

Für unsere Eisenbahn ist neuerdings ein Zuzug von Arbeitern angekommen, es begannen daher die Erdaufwürfe am Saggan unweit des Zeughauses, während gleichzeitig in den Steinbrüchen von Innsbruck und Kramsach das nöthige Material zu Bögen und Mauern gewonnen wird. Neue Karavanen von Arbeitern werden erwartet; es herrscht überall Thätigkeit und rühriges Leben.

Vor einigen Tagen hatten wir auch eine Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte, die manches Interessante bot. Am wichtigsten war die nordtirolische Seide, welche im Garten des Baron Steenbach zu Mühlau gewonnen wurde, weil sie ein einträglicher Kulturzweig zu werden verspricht. Vor allem lockten jedoch die herrlichen Früchte aus Südtirol, unter denen sich ein Apfel von 1 ℔ 9½ Loth Schwere befand.

Sonst wenig Neues. Die Wittingsche Buchhandlung hat den 2. Band von dem Werke Schneidawinds über den Feldzug der Oesterreicher 1848 und 1849 in Italien ausgegeben. Das Werk ist sehr conservativ, als Compilation von gedruckten und einigen ungedruckten Quellen für den Historiker jedoch nicht ganz werthlos.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 92. Mittwoch, den 16. November. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reisandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Meeressturm. Von H. Zeise ..... Seite 717
Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat .. „ 717
Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland ..... „ 721
Literatur:
Handbuch deutscher Bibliotheken. Herausgegeben von Dr. Jul. Petzholdt ..... „ 723
Miscelle ..... „ 724

Meeressturm.

Laut heult der Sturm; — er peitscht das Meer
Mit seinen steifen Ruthen,
Und seine Wolkenwerk gewitterschwer
In langverhaltnen Schlägen her,
Der Himmel steht in Gluthen.
Der Blitze wunderbare Pracht,
Des Himmels goldne Schlangen,
Erhellen eines die schwarze Nacht,
Die endlos uns umfangen.

Das Schiff tanzt auf empörter Fluth,
Laut krachen alle Planken,
Es ist der Sturm ein Reiter gut,
Er drückt den Sporn im Uebermuth
Dem Roß tief in die Flanken.

Und wie das Roß auch ängstlich stöhnt,
Und wie es ächz't und jammert,
Er hält's, indeß sein Lied ertönt,
Mit Eisenfaust umklammert.

Und so auch Du im Stormesdrang,
Halt fest mit Eisenhänden,
Wenn Dir des Schicksals harter Zwang,
Auf Deines Lebens Wogengang,
Das Beste will entwenden.
Und wenn das Höchste Du gethan,
Fühlst Du das Herz erweitert,
Wenn auch auf Deiner Lebensbahn
Dir jede Hoffnung scheitert.

Heinrich Zeise.

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Von Saint-Ange.

Artikel II. (M. s. Nr. 89 d. Bl.)

Die Donaufürstenthümer. — Der Pruth und der Dniester.

Wir haben in unserm ersten Artikel den Lauf der Donau in der Türkey beschrieben und summarische Details über die Festungen längs dieses Flusses gegeben; nun wollen wir die ihm benachbarten Provinzen, die stets zum Kriegsschauplatz gedient haben, in Augenschein nehmen. Da haben wir zuerst die

Digitized by Google

Moldau-Wallachey, als den Sammelplatz und die Cantonirungsstätte der russischen Armeen, dann die Bulgarey, wo der wirkliche Krieg beginnt, sobald die Russen die Donau überschritten haben.

Die Moldau hat ihren Namen von dem kleinen Flusse Moldava, der in den Districten von Sutschava und Niamz fließt und zu Romani in den Seretl, dem größten Flusse der Provinz, ausmündet. Gegenwärtig ist die Moldau zwischen den Karpathen oder dem Kropakschen Gebirge und dem Pruth eingeengt, vordem hat sie sich aber jenseits dieses Flusses bis zum Dniestee (dem Tyras) ausgedehnt und damals den ganzen oberen Theil des heutigen Bessarabiens in sich begriffen. Ein Drittheil der Moldau ist im Jahr 1812 nebst ganz Bessarabien unter die russische Herrschaft gekommen.

Als die Türken noch im Besitz der, durch die Festungen Choczim oder Khotim, Bender und Ackerman gedeckten Dniesterlinie waren, da konnten sie die Moldau vertheidigen und hatten eine gute Rückzugslinie auf den Pruth und auf die Donaumündungen. Damals waren sie den Russen furchtbar. An den Ufern des Pruth ist es gewesen, wo sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Czar Peter den Großen zu capituliren zwangen. Peter hatte die Stadt Azof erobert, den ersten Hafen, welchen die Russen an den Gewässern des schwarzen Meeres in Besitz bekommen haben. Hernach von Carl XII. bis in's Herz seiner Staaten, über den Boristhenes (dem Dniepr) hinaus, angegriffen, hatte er diesen verwegenen Krieger im Jahr 1709 zu Pultava geschlagen, und derselbe sah sich, wie allbekannt, gezwungen, bei den Türken zu Bender eine Zuflucht zu suchen. Stolz auf seine Erfolge, und in dem Glauben, mit seiner vortrefflichen Armee Alles unternehmen zu können, ging der Czar sodann, im Jahr 1711, über den Dniestee und den Pruth und bemächtigte sich Jassis, der Hauptstadt der Moldau. Der Großvezir, Baltadschi-Pascha hatte sich inzwischen beeilt, die türkische Armee an der untern Donau zu sammeln. Er überschritt diesen Fluß unterhalb seiner Vereinigung mit dem Pruth, und befand sich also auf dem linken Ufer dieses Flusses, während der Czar ihn auf dem rechten Ufer erwartete. Indem Baltadschi durch dies geschickte Manöver dem Czar jede Verbindung mit Rußland abgeschnitten hatte, fing er all dessen Convoys, Verstärkungen und Kriegs- oder Mundvorräthe auf. Peter hatte auf den Fürsten der Moldau, Demetrius Cantemir gerechnet gehabt, der auch die Provinz gegen die Türken zu insurgiren begonnen hatte, aber bald geschlagen und zur Flucht nach Polen gezwungen worden war, um sein Haupt in Sicherheit zu bringen.

Peter war bis nach Husch, einer kleinen moldauischen Stadt mit einem Bisthum, funfzehn Lieues im Süden von Jassi und eine halbe Lieue vom Pruth vorgedrungen; aber der Großvezir war, wie wir gesehen haben, längs des entgegengesetzten Ufers marschirt, hatte dann plötzlich den Fluß überschritten, und sich zwischen die Russen und die Stadt Jassi, wo dieselben ihre Feldzugsmagazine hatten, geworfen.

Die russische Armee bestand aus 50,000 Mann sehr kriegserfahrenen und sehr wohldisciplinirten Kriegern. Aber die Türken zählten 120,000 Mann, welchen sich noch 50,000 Tartaren der Krimm und der Steppen des schwarzen Meeres angeschlossen hatten. Der Czar wollte es auf einen Kampf ankommen lassen, doch verzweifelte er daran, die feindliche Armee durchbrechen zu können, nachdem eine vorgenommene Recognoscirung ergeben hatte, daß dieselbe auf allen Punkten schlagfertig und in Uebermacht bereit stand. An die Sümpfe des Pruth gedrängt, und ohne alle Mittel, eine Schiffbrücke zu schlagen, war ihm jeder Rückzug abgeschnitten. Seit mehreren Tagen fehlte es den Russen an Lebensmitteln und an Fourage; die Truppen waren niedergeschlagen, und Peter, von Sorgen übermannt, hielt sich in seinem Zelte eingeschlossen, und hatte verboten, irgend jemand zu ihm zu lassen. Catharina, die ihn im Kriege begleitete, zog ihn aus der Schlinge. Peter wollte seine Würde als Czar retten, und so übernahm sie es, mit dem Vezier zu unterhandeln. Sie opferte alle ihre Kostbarkeiten, alles Gold, allen Schmuck, den sie im Besitz hatte, auf. Baltadschi verlangte außerdem die Räumung all der Posten, welche die Russen in der Nähe des schwarzen Meeres inne hatten; die Herausgabe der durch Peter in demselben Jahre genommenen Festung Azof, und die Schleifung der Stadt Tagarey, die er unlängst an der Küste gegründet hatte. Carl XII, der aus Bender in das Lager der Türken geeilt war, um sich an der Demüthigung und dem Unglücke seines Feindes zu weiden, mischte sich mit einer solchen Hochfahrenheit und einem so förmlich wüthigen Eigensinn in die Unterhandlungen, daß der Großvezier dessen überdrüßig ward. Darauf kam der Tractat denn Dank der Geschicklichkeit der Czarin zu Stande, und die russische Armee konnte sich unbehindert auf ihr Gebiet zurückziehn.

Jene Episode bildet unstreitig einen merkwürdigen Contrast mit dem jetzigen Zustande der Türkey, doch würde man sich irren, wenn man glaubte, daß derselben nichts mehr von ihrer ehemaligen Energie geblieben sei. Der Sporn des Fanatismus hat die Türken vordem siegreich gemacht und ist die Triebfeder ihrer erstaunlichen Eroberungen gewesen; derselbe Fanatismus schreint gegenwärtig zur Vertheidigung ihres Heerdes in gleicher Energie zu erwachen, und man sieht davon schon die Beweise in dem Eifer, womit sie sich nach Krieg sehnen.

Seitdem die Russen Herren der Dniesterlinie und Bessarabiens geworden sind, und seit sie sich die Tartaren des schwarzen Meeres unterworfen und dieselben unter dem Namen von Kosacken in ihren Dienst genommen haben, können die Türken die Moldau-Wallachey nicht mehr vertheidigen. Es ist ein offnes Land, ohne Festungen und natürliche Hindernisse. Nichts erleichtert dort den Widerstand. Die Flüsse, die sämmtlich der karpatischen Gebirgskette entspringen, fließen von Nordwesten nach Südosten, um sich in die Donau zu werfen: der Feind kann ihrem Laufe durch die Thäler nicht anders folgen, als indem er sämmtliche Stellungen umgeht, und es giebt da keine Gebirgskette noch einen bedeutenden quer laufenden Fluß, den man als Stützpunkt benutzen könnte, um eine Invasion aufzuhalten. Die Hälfte des Landes bildet nur eine gewaltige Ebene, die sich mit denen von Rußland verbindet. Die Moldau endlich wird im Rücken genommen, wenn der Feind den Pruth zu Reni, in der Nähe seiner Mündung und Galatz gegenüber überschreiten will. Er befindet sich alsdann am Eingange der Wallachey selber, ein Land, das noch weniger zu vertheidigen ist als die Moldau. So ist den Türken, seitdem sie die Linien des Dniester und des Pruth verloren haben, nur noch die Donaulinie und die des Balkan geblieben. Ein einziger Fluß in der Wallachey, die Jablonitza, läuft überzwerch, und die Türken hätten, wenn es ihre Absicht gewesen wäre die Annäherung zu Bucharest zu

Digitized by Google

vertheidigen, eine Stellung zu Slobodzeia, einer kleinen Stadt an der Heerstraße zwischen Bucharest und Jassi nehmen können. Dort dehnen sich aber unermeßliche Ebenen aus, wo die europäische Tactik und Strategie nothwendiger Weise im Vortheil sein würden. Die ottomanische Armee ist nicht genug auf's Manövriren eingeübt, um der russischen Armee in offner Ebene eine Schlacht zu liefern. Fokschani, im Norden, hinter dem Seretl, würde schon eine bessere Position sein, wenn es auf der Linie dieses großen Flusses eine Festung gäbe.

Bucharest, die Hauptstadt der Wallachey, eine Stadt, die gegenwärtig mehr als 90,000 Einwohner zählt, ist der Schlüssel der beiden Donauprovinzen: alle Straßen aus dem Innern laufen dort zusammen, und sie bietet große Ressourcen dar, um einer Armee als Depôt zu dienen, die ihre Magazinen zu benutzen weiß, ohne sie zu vergeuden. An der Dombritza, der Ausmündung des Ardschitsch belegen, der sich zu Turtukai in die Donau ergießt, und in der Annäherung zu ihr durch andre beduseige Flüsse gedeckt, bietet Bucharest noch immer eine gute militairische Position dar, obwohl es keine befestigte Stadt mehr ist. Sie ist der Mittelpunkt der russischen Cantonnirungen, und es dürfte den Türken schwer fallen, sie daraus zu vertreiben. Wenn die heutige Invasion nicht so plötzlich und so unerwartet erfolgt wäre und die türkische Armee sich, wie gegenwärtig, vereint gefunden hätte, würde sich dieselbe eine Zeitlang zu Bucharest haben halten können, da sie eine sichere Rückzugslinie auf Rustschuck, eine der drei Hauptfestungen der Donau gehabt hätte.

Seit der neueren Kriegserklärung legen die in europäischen Blättern veröffentlichten Correspondenzen aus der Türkey Omer Pascha die Absicht unter, nach Ablauf der der russischen Armee zur Räumung der Fürstenthümer gestellten funfzehntägigen Frist, die am 25. October abläuft, die Donau zu überschreiten. Die Ausführung dieses Planes abseiten des ottomanischen Generals würde dem Anschein nach weder unmöglich noch außerordentlich verwegen sein. Wir haben seit unserm vorigen Artikel in Erfahrung gebracht, daß das jetzige Jahr, weit entfernt, zu allen Jahreszeiten regnicht gewesen zu sein, wie im westlichen Europa, in der Gegend der Donau äußerst dürre gewesen ist und daß diese Dürre noch augenblicklich anhält. Das Dampfboot, das gewöhnlich zwischen Wien und der Türkey fährt, hat des niedrigen Wassers der Donau wegen seine Fahrten abkürzen müssen, so, daß die Reisenden die Tour nach Pest in Ungarn, wo die Schiffahrt wieder möglich war, zu Lande machen mußten. So ist denn in diesem Herbste, wenn die Dürre ferner fortbesteht, von keinen Ueberschwemmungen noch das Gedreich aufweichendem Regen die Rede, und die Armeen sind durch nichts behindert, überall mit ihrem Geschütz und Fuhrwerk zu manövriren. Wir wollen nun beiläufig sehen, welche Möglichkeiten in diesem Falle vorkommen könnten.

Die Russen sind nicht stark genug, um unter günstigen Auspicien die Donau überschreiten und einen thätigen Feldzug eröffnen zu können. Sie haben in den Fürstenthümern erst 70 bis 80,000 Mann, eine unzulängliche Macht, um den Uebergang über die Donau und den über den Balkan zu unternehmen, während sie die Festungen im Rücken behalten. Eben so wenig können sie in einer so weit vorgerückten Jahreszeit sich auf lange Belagerungen einlassen, die während des Winters unterbrochen werden müßten.

Die ottomanische Armee hingegen, die, mit den sämmtlichen Festungen die Schlüssel der Donau in Händen, und demzufolge für ihre beiden Linien des Flusses und des Balkans, die wohl befestigt sind, nichts zu befürchten hat, kann die untere oder die obere Donau überschreiten, und in der Wallachey den Russen in der einen oder andern Flanke, eine gute Stellung nehmen und sie in Schach halten, wenn sie es sich angelegen sein läßt, sich in ihrer Stellung zu befestigen und sich den Rückzug auf die Donau, von welcher sie sich überdem nicht über zwei bis drei Tagemärsche entfernen muß, offen zu halten.

Die Correspondenzen sind durchgängig der Meinung, daß es Omer Pascha's Absicht sei, die obere türkische Donau zu Widdin, eine Festung, zu überschreiten und Krajova, die Hauptstadt der kleinen Wallachey zu besetzen, bis wohin die Russen noch nicht vorgedrungen sein sollen. Es wäre dann in der rechten Flanke der russischen Armee, und durch die Olta (Aluta auf den Charten) einen ansehnlichen Fluß, der von Norden nach Süden fließt und zu Nikopoli in die Donau ausmündet, gedeckt. In dieser Weise würde nun Omer Pascha in der Wallachey festen Fuß fassen, ohne etwas auf's Spiel zu setzen, nur müßte er sorgfältig einer großen geordneten Schlacht ausweichen. Wir wollen nun aber das Feld der Hypothesen verlassen, um auf unsern Gegenstand zurück zu kommen.

Obwohl unter der Herrschaft der Pforte geblieben, finden die beiden Donauprovinzen in administrativer und militairischer Beziehung sich von derselben getrennt. Wir haben uns zu erinnern, daß laut bestehenden Tractaten Rußland so wie die Pforte berechtigt sind, jedes ein Truppencorps von 30,000 Mann in die Fürstenthümer einrücken zu lassen, jedoch nur in dem Fall von inneren Unruhen, wie es sich im Jahr 1848 ereignete. Die jetzige Besetzung des Landes durch eine russische Armee ist demnach eine offenbare Verletzung der Tractaten. Bei allen früheren Tractaten hat die russische Regierung die Rechte der ottomanischen Souverainität successive geschwächt. Gegenwärtig legen ihr die englischen Blätter die Absicht unter, die Donauprovinzen zu veranlassen, daß sie sich unabhängig erklären und sich unter den alleinigen Schutz von Rußland stellen. Wenn die Russen dann in Waffen an den Ufern der Donau campirten, würde niemand etwas dagegen einwenden können, wenn sie sich auf die Tractaten und die Rechte beriefen, die ihnen augenblicklich noch einen überlästigen Zwang anthun, und die Moldauer und Wallachen könnten ihnen dann leicht ein Hülfscorps von 30,000 Mann stellen.

Wenn gleich man aber die entschlossene Haltung der Türken und den religiösen Patriotismus bewundert, der sie veranlaßt, den übertriebenen Forderungen eines mächtigen Feindes Trotz zu bieten, muß man doch Rußland wegen der großen Verbesserungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die seine Herrschaft in den Ländern zuwege gebracht hat, welche wir vom Dniester bis zur Donau durchgegangen sind. Im vorigen Jahrhundert lebten die Bewohner dieser Regionen, so wie die der Küsten des schwarzen Meeres und des Azof'schen Golfs oder Meeres noch gleich den alten Barbaren, ihren Vorfahren, ohne Handel, ohne Verkehr mit der civilisirten Welt, und die Schiffe fanden bei ihnen nur öde oder von Räubern bewohnte Ufer. Unter den verschiedenen tartarischen Horden herrschte ein immerwährender Krieg; der Landmann und der Handelsmann ge-

Digitized by Google

nossen keinerlei Sicherheit, ja die türkischen Pascha's und deren Soldaten selber lebten nur von Raub und Erpressungen.

Diese nämlichen Länder genießen gegenwärtig, unter dem organisirenden Despotismus der russischen Regierung, einer vollständigen Sicherheit und eines sich fortwährend hebenden Wohlstandes. Die älteren Städte sind durch die Civilisation umgewandelt worden; es sind eine Menge neueeer Städte entstanden, die sich schon sehr in Flor befinden, und an den ungastlichen Küsten giebt es neu angelegte Häfen. Unter den von den Russen gegründeten Städten beaucht man nur Taganrog zu nennen, der Stapelplatz eines immensen Getraidehandels; Sebastopol, das große See-Arsenal; Cherson, das ehemalige Panticapea, wo Mithridates gestorben ist, und vor Allem Odessa, das binnen wenig Jahren einen Platz unter den ersten Handelsstädten von Europa eingenommen hat.

Die Moldau-Wallachey hat auch viel durch den langen Aufenthalt gewonnen, den die Russen dort von 1828 bis 1835 gemacht haben. Sie verdankt ihre ersten Fortschritte der vortrefflichen Verwaltung des Generals Kisselef, der zu jener Zeit der große Organisator des Landes war. Ehedem wurden die Hospodaren durch die ottomanische Pforte aus den großen griechischen Familien gewählt, deeen Paläste das Stadtviertel des Fanar zu Constantinopel einnehmen, und die sich diese Würde durch große Summen erkauften, welche unter die Minister vertheilt wurden. Sie hielten sich ihrerseits durch ein zügelloses System von Erpressung schadlos, das sie an den Einwohnern ausübten. Das Aufgeben des Landbaues, Verarmung und Entvölkerung waren die natürliche Folge eines solchen Regiments. Gegenwärtig wird der Hospodar einer jeden Provinz durch die großen Grundeigenthümer oder Bojaren gewählt; seine Wahl ist der Genehmigung der Pforte unterworfen, zu der er sich persönlich nach Constantinopel begeben muß, um die Investitur zu erhalten. Der jährliche Tribut beträgt nur noch 300,000 Fr., statt 2 Millionen, wie früher. Die Civiladministration, die der Justiz, und die Erhebung der Steuern sind geregelt worden, und diese heilsamen Reformen, so wie ein zwanzigjähriger Frieden, haben diesem feuchtbaren Lande eine gewisse Bewegung der Regeneration und des Gedeihens gegeben, die durch den gegenwärtigen Krieg leider unterbrochen werden wird.

In Hinsicht der Sprache bietet die Moldau-Wallachey ein ethnographisches Phänomen dar, das merkwürdig genug ist. Sie ist ein Platt-Latein, das sich in einem Lande erhalten hat, welches so oft von verschiedenen barbarischen Nationen durchzogen oder erobert worden und noch jetzt von Völkern umgeben ist, die alle slavische Dialecte speechen. Man muß demnach in der Bevölkerung der Donaufürstenthümer die Nachkommen der Legionen des Trajans, des Eroberers dieses, ehemals Dacien genannten Landes erkennen. Schon zu Augustus Zeiten hatten die Dacier sich furchtbar gemacht. Nachdem sie ihre kriegerischen Stämme an der Donau (dem Ister der Römer) gesammelt, brachen sie plötzlich in Moesien und Macedonien ein, wie es sich aus dem folgenden Verse Virgils ergiebt:

„Aut conjurato descendens Dacus ab Istro."

Trajan vertheilte, nachdem er die Dacier überwunden hatte, einen Theil der Ländereien des Landes an Legionen, die sich dort niederließen. Was noch von dem dacischen Volke übrig geblieben war, verschmolz sich letztlich mit den Römern. Die Einwohner wurden späterhin durch den Kaiser Caracalla für römische Bürger erklärt, auch nennen sie sich noch heutigen Tages Rumani.

Es wundert uns, aus den Correspondenzen von der Donau zu vernehmen, daß die russischen Truppen, die gegenwärtig in der Moldau und der Wallachey campiren, in einem Lande Mangel an Lebensmitteln leiden, das doch so reich an Getraide und an Vieh ist. Dieser Umstand würde sich nur aus der mangelhaften Organisation der Militairadministration der Russen, aus den Unterschleifen ihrer Angestellten, oder aus dem Unverstande der Regierung, die Lieferungen nur durch Anweisungen, statt mit baarem Gelde, wie sie es versprochen hatte, zu bezahlen, erklären lassen.

Man setzt hinzu, daß, als die Einwohner durch den Hospodar bei dem russischen Obergeneral um die Bezahlung ihrer Anweisungen hätten nachsuchen lassen, dieser statt aller Antwort die Bezahlung der Kosten der russischen Occupation im Jahr 1848, zur Zeit der revolutionnairen Unruhen, verlangt habe.

Ein solches System kann nicht verfehlen, Theurung und Seltenheit der Subsistenzmittel herbeizuführen. Niemand will sich mehr zu Lieferungen verstehen, die Ernten werden versteckt, das Vieh wird fortgeführt. Da haben die Russen dann zu dem Gewaltmittel gezwungener Requisitionen gegriffen. Man setzt hinzu, daß die in den Dorfschaften cantonnirenden Soldaten die sämmtlichen Lebensmittel der unglücklichen Landleute aufzehrten und sie zur Verzweiflung brächten. Dabei wird die Bevölkerung nun, das Gute vergessend, welches die Russen früher dem Lande erwiesen haben, es sich erinnern, wie die Türken im Jahr 1849, als sie in Anlaß der Unruhen eine Zeitlang Bucharest und die untere Wallachey besetzt hielten, alle Lieferungen baar bezahlten, die beste Mannszucht hielten, und sich die Gemüther durch ihr verständiges Benehmen und ihre Mäßigung gewannen. Eben diesen Augenblick sagen alle Correspondenzen einstimmig, daß die türkische Armee inmitten der christlichen Bevölkerungen der Bulgarey dieselbe Mannszucht beobachtet, sich jeder Plackerey enthält, und daß die Soldaten so wie die ottomanische Administration alle ihnen gemachten Lieferungen jeglicher Art baar bezahlen.

Zur selbigen Zeit sahen die Donaufürstenthümer dagegen neuerdings die Leiden und die unerhörten Drangsale über sich hereinbrechen, die sie in den Jahren 1828 und 1829 zu erdulden gehabt haben, Leiden, die sich nach begonnenem Kriege nur noch vergrößern werden. Der Krieg wurde nicht auf ihrem Gebiete geführt, aber das Land litt erschrecklich durch die Cantonnirungen, die Truppendurchmärsche, und die mit einer erbarmungslosen Härte durchgeführten immerwährenden Requisitionen.

Einer unseeee Confeatres, (Saint Marc Girardin) der im Jahr 1836, zu einer Zeit, wo die Erinnerung an die bestandenen Leiden noch allen Gemüthern gegenwärtig war, die Donauprovinzen bereiste, hat davon eine erschütternde Schilderung gemacht. Die Drangsale der Moldau und der Wallachey während des Krieges von 1828 und 1829 übersteigen, sagt er, jegliche Beschreibung. Nie hat es eine erschrecklichere Vernichtung lebender Geschöpfe gegeben; nie haben die Unordnung und die Nachlässigkeit so viele Plagen geschaffen. Indessen sind diese Uebel doch mehr dem Unvermeidlichen des Krieges, als dem Willen der russischen Regierung zur Last zu legen. Aber der Ungestüm des Krieges und die alte muscovitische Brutalität, die

Digitized by Google

in den Salons unsichtbar ist, im Bivouac aber wieder zum Vorschein kömmt, haben die Oberhand über die wohlwollenden Absichten des Kaisers Nikolaus gehabt. Für die Existenz der russischen Armee jenseits der Donau mußte gesorgt werden, und dieses war die alleinige Aufgabe der Gouverneure der Fürstenthümer.

Sie erfüllten sie mit Häte, setzt derselbe Autor hinzu, und ließen es weder an Strenge noch an Verhöhnung fehlen. Als einem der russischen Generale die Meldung gemacht wurde, die Bojaren hätten keine Stiere mehr zum Vorspann, soll er geantwortet haben: „Nun, so spanne man die Bojaren vor!" Die Bojaren wurden nicht vorgespannt, aber doch die Bauern, Christen, eine der menschlichen Natur und der Religion, deren Beschützer die Russen doch sein wollten, zugefügte genauere Kränkung. Dieser Mangel an Ochsen giebt den Beweis, wie in dem Lande gehaust sein müßte, das wegen seines vielen Viehes und seiner großen Centen berühmt ist, und das im Stande hätte sein müssen, zehnmal stärkere Armeen als die russische war zu nähren. Aber die Unordnung verschlingt mehr, als zwanzig Armeen. Unermeßliche Heerden, gewaltsam zusammengetrieben, und durch die Strapazen des Marsches so wie durch Mangel an Fourage erschöpft, fielen auf den Heerstraßen vor in den Dörfern tot daniedre und verpesteten die Luft mit ihren Kadavern.

Es wäre traurig, zu denken, daß alle diese Verheerungen sich noch einmal zum Verderben dieser schönen und unglücklichen Länder wiederholen sollten. Wir wollen zur Ehre der russischen Nation glauben, daß dem nicht so sein wird.

Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte: „Oberon"*) von Wieland.

Amicus Plato, sed magis amica veritas.
Wir verehren als Freund den Plato,
Mehr als Freundin aber die Wahrheit.

Ein Päschen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Hainthau und Düfte;
Zwar du teippelst mir genung,
Doch gehts nicht in die Lüfte.
Goethe's Faust (Walpurgisnachts-Traum.)

Un petit couple.

Dans les brouillards et la rosée
Tu t'elances ..... à petits pas,
Ta demarche sage et posée
Nous plait mais ne s'élève pas.
(Songe d'une nuit de Sabbat.)

Peut-être le Petit-Couple s'adresse-t-il à Wieland. Au moins ce qu'il dit parait convenir merveilleusement à l'Oberon de ce poëte, imitateur un peu lourd du divin Arioste.

Fauste, Tragédie de Goëthe. Nouvelle traduction complète, en prose et en vers par Gérard. — Paris, 1828.*)

On doit des égards aux vivans, on ne doit aux morts que la verité.
Voltaire.

Obwohl unter den Dichtungen Wieland's eigentlich das Hauptwerk, bietet Oberon bei gründlicher Prüfung und Beurtheilung, in der Ausdrucksweise, in den sinnbildlichen Anspielungen und Gleichnissen (Allegorien und Metaphern) auffallend viele Mängel, Nachlässigkeiten und wunderliche Eigenheiten dar. Diese sind mehrentheils von der Art, daß sie mit den Anforderungen an ästhetischen Sinn, so wie an einen geläuterten Geschmack ganz unverträglich erscheinen. Gewiß hätte Wieland, wenn er bei dem Niederschreiben seiner Stanzen weniger flüchtig, als es nach nothwendiger Annahme geschehen sein muß, zu Werke gegangen wäre,

*) Richtiger wäre wohl der Titel: Huon von Guyenne, denn dieser ist der Held des Gedichtes; Oberon (Auberon, der Elfenkönig) dagegen nur Maschinengott.

*) Wie Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe während der Jahre 1823—32, Thl. 2, S. 170 erwähnt, lobte Goethe die Uebersetzung Gérard's und äußerte dabei: „Im Deutschen mag ich den Faust nicht „mehr lesen, aber in dieser französischen Uebersetzung wirkt alles durchaus „wieder frisch, neu und geistreich." Dieser Ausspruch muß befremden, wenn man bei dem Lesen jener Uebersetzung, fast auf jeder Seite, mehr oder minder starken und oft sehr lächerlichen Verstößen gegen den Sinn der Urschrift begegnet. Es möge genügen, zum Beleg des eben Bemerkten, folgende drei Stellen aus der Uebersetzung hier mitzutheilen.

Die in dem ersten Theile (Faust's Studierzimmer) sich befindende Verszeile:

Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht;

lautet in dem Französischen: Voici une liqueur que je dois boire pieusement.

Ein seltsames Quidproquo durch Verwechselung des Beiwortes eilig mit heilig.

„In der Walpurgisnacht" (nuit du sabbat):

Alles Alles scheint zu drehen,
Fels und Bäume die Gesichtre
Schneiden .....

Dis-moi donc si nous restons,
Ou bien si nous avançons:
Là, de perfides brouchages,
Egratignent nos visages .... (statt: font des grimaces).

Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.

Nous sommes bien prudens, et cependant le creuset est toujours aussi plein. Durch den Dorf-Namen Tegel in Verlegenheit gerathen, hat der Uebersetzer aus dieser nicht anders sich zu befreien gewußt, als daß er bon gré mal gré, wahrscheinlich einen Druckfehler vermuthend, aus Tegel einen Tiegel, und zwar, mit Beseitigung des allzu prosaischen Küchentiegels, einen Schmelztiegel schuf, mittelst dessen er den Gedanken des Originals in baaren Unsinn verwandelte. Beinahe ganz ähnlich lautet die Stelle in der von dem Baron Blaze de Bury in dem Jahre 1842 gelieferten Uebertragung des Faust: „Et cependant il-y-a toujours de l'obscur au fond du creuset."

Digitized by Google

der so häufig vorkommenden, verunzierenden Auswüchse*) inne werden müssen, und in diesem Falle würde derselbe es wahrscheinlich nicht unterlassen haben, überall, wo es erforderlich war, das Werk unter die Feile zu nehmen, um ihm ein vollendeteres Gepräge zu geben.

Das vorstehend ausgesprochene Urtheil wird seine Rechtfertigung in den nachfolgenden Anführungen finden, bei denen wir uns übrigens auf die Hervorhebung der geringsten Zahl der Mängel beschränkt haben, von denen das Werk wimmelt.

In der, so viel uns bekannt, alleinigen französischen Uebersetzung**), welche von diesem Gedichte in Versen vorhanden ist, sind einige Stellen in Wortfluß und Diction zu verbessern gesucht worden, wie die aus dieser Uebersetzung hier gelegentlich vorkommenden Mittheilungen solches ergeben werden.

Erster Gesang.

1. Stanze.

Wieland behandelt die Musen sehr rücksichtslos, indem er sein Gedicht mit dem gebieterischen Zurufe an dieselben beginnt:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen. . . . . .

da dieses Geschäft für die zarten Hände der Musen in keiner Weise geeignet erscheint. Der französische Uebersetzer hat sehr wohl die hierin liegende Mißachtung des schönen Geschlechtes gefühlt und daher — nach dem Grundsatze: égard aux dames — erklärt, sich dem Geschäfte des Satteln in eigener Person unterziehen zu wollen:

Muses! je veux seller votre Hippogriffe encor. . . .

Homer fordert nur die Muse (eres Heldengedichtes) auf, zu singen, während Wieland ohne weitere Umstände sämmtliche neun Musen zu der Ausführung seines Vorhabens in Anspruch nimmt. Nach den Worten „Noch einmal" zu urtheilen, müssen übrigens die Musen bereits früher sich dazu verstanden haben, den Hippogryphen für Wieland zu satteln. Dem sei indessen wie ihm wolle, so bleibt ein gesatteltes Musenroß immer eine archäologische Seltenheit; in allen uns vorgekommenen Abbildungen desselben haben wir solches zwar geflügelt, aber nie gesattelt erblickt. Hesiod ist der Erste, welcher von dem Wunderrosse der alten Fabelwelt erzählt; aber, so wenig dieser, als Pindar, Ovid Apollodor und Hygin, führen das Musenroß gesattelt vor. Auch Schiller in seiner launig parodolischen Dichtung „Pegasus im Joche", läßt den Jüngling, den die bezeichneten Attribute leicht erkennbar machen, sich auf den Rücken des gemißhandelten Pegasus schwingen, jedoch ohne zuvor einen Sattel aufzulegen. — So hat denn Wieland gleich in der ersten sinnbildlichen Verzierung seines Gedichtes einen argen Fehlgriff gethan.

*) Außer einzelnen Worten und Verszeilen gehören zu jenen Auswüchsen namentlich: die, alles Zartgefühl verletzende, Episode von Gangolf und Rosette (Ges. 6, St. 36—97), und die, bis zum Uebermaß der Natürlichkeit gehende, Schilderung, wie Amanda eines Knäbleins genas (Ges. 8, St. 72, 74 und 76); endlich die Erwähnung des combatischen Geschlechtes — eigentlich lucus a non lucendo (Ges. 5, St. 33).

**) Der Titel derselben lautet: Oberon, poëme en douze chants par Mr. Wieland, écrit en allemand et traduit en françois, par Mr. le comte de Borch, membre de plusieurs académies. Basle et Leizic, 1798.

63. Stanze.

Doch Karl (so fährt der Ritter fort
Dem Mann [?] vom Felsen zu erzählen).

Die eingeschaltete Erinnerung ist bei der so sehr weit ausgesponnenen Erzählung wirklich dringend nöthig. Der Vorwurf aber, welcher in der 29. Stanze V. 1 und 2 des ersten Gesanges dem Huon gemacht wird, trifft unseren Dichter selbst; denn nicht der kleinste Fehler desselben ist die langweilende und ermüdende Umständlichkeit in seinen Schilderungen, in denen er den Leser auch nicht mit dem Geringsten und Alltäglichsten verschont. Es bestätigt die sinnlosere Geschwätzigkeit, in welche Wieland so häufig verfällt, den Ausspruch Voltaire's:

Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.
Das Langweilens Geheimniß ist: alles zu sagen.

Zweiter Gesang.

23. Stanze.

Einst kam an unsern Hof ein tiefstudierter Mann,
Der schwur uns hoch, es wäre gar nichts d(')ran. . . . . .

nämlich an Geistern, oder vielmehr an der Sage: daß die Abgeschiedenen den Lebenden als Geister erscheinen können.

Er schimpfte weidlich los auf alle Geistersehre;
Auch hieß ihn der Caplan nur einen Manichäer.

Die Manichäer waren eine philosophische Glaubensgenossenschaft (Secte), von dem persischen Weltweisen Manes in dem dritten christlichen Jahrhundert gestiftet. Sie nahmen zwei Grundwesen an, ein gutes, das Licht, und ein böses, die Finsterniß; ihre strenge Moral gebot eine Ertödtung aller sinnlichen Triebe. Anna Komnena, die Verfasserin der Denkwürdigkeiten aus dem Leben ihres Vaters, des griechischen Kaisers Alexius Komnenus, erwähnt der Manichäer. — Es bleibt nun zweifelhaft, was Wieland hier mit den Manichäern eigentlich hat sagen wollen, da es gar nicht erwiesen ist, daß dieselben die Geister leugneten. — Der Gegensatz (die Antithese) „ein tiefstudierter Mann" und „schwur hoch", zeigt, wenn derselbe absichtlich gewählt worden, von großem Ungeschmack; wenn solcher aber dem Zufalle beizumessen sein sollte, von auffallendem Mangel an Sinn für reine Diction und für Numerus.

Dritter Gesang.

5. Stanze.

. . . . . Der Riese Angulaffer;
Ein arger Christenfeind, ein wahrer Wüthrich,
Auf schöne Frauen, wie ein Kaffer.

Es ist uns nicht bekannt, ob dieser Angulaffer, gleich Polyphem und Goliath, zu dem Riesenadel gehört oder nur gemeinen Standes ist. Wahrscheinlich hat Wieland denselben in den Fabliaux*) irgendwo entdeckt. — Kaffers ist der Name der Be-

*) Französische, mährchenhafte Dichtungen des Mittelalters. Aus diesen hat Wieland den Stoff zu dem Oberon und den meisten seiner kleinen poetischen Erzählungen: wie z. B. Pervonte, des Maulthiers Zaum, die Wasserkufe u. m. a. entnommen.

Digitized by Google

wohner von Süd-Afrika, zwischen Mosambique und dem Lande der Hottentotten bis an die Westküsten. Kaffre heißt eigentlich Ungläubiger, und dieser Name wurde ihnen von den Arabern gegeben, als diese die Ostküsten von Afrika in Besitz nahmen, und die Ueberwohner derselben, die Kaffern, dadurch vertrieben. — Offenbar steht der Name Kaffer in dieser Stanze nur als Nothbehelf, des Reimes wegen; denn der Persönlichkeit nach hätte dazu eben so gut ein Aschantee von der Goldküste Guinea, oder ein Eskimo von der Baffins-Bai in Nordamerika dienen können. Die Redeform: „auf schöne Frauen ꝛc.", die in der französischen Uebersetzung lautet:

Faisant chasse au beau sexe en impudique Caffre,

ist wahrhaft platt.

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch deutscher Bibliotheken.

Herausgegeben von Dr. Julius Petzholdt,

Bibliothekar II. KK. HH. der Prinzen Johann und Albert HH. zu Sachsen, Secretair der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden, Mitglied des Königl. Philolog. Seminars und der griechischen Gesellschaft zu Leipzig, Ehrencorrespondent der Kaiserl. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg.

Mit 7 lithographirten Tafeln. Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1853. XII und 443 Seiten. 8.

Bereits im Jahre 1844 erfüllte der Verfasser den Wunsch mancher Bibliothekare, Gelehrten, Buchhändler und anderer mit öffentlichen Bibliotheken in Verbindung stehenden Personen, ein Buch zu besitzen, welches ihnen Auskunft über Bestand und Verhältnisse derselben darböte, durch die Herausgabe seines „Adreßbuches deutscher Bibliotheken", dessen zweite Auflage 1845, die dritte 1848 erschien.

Anstatt einer vierten erhalten wir jetzt von ihm ein „Handbuch deutscher Bibliotheken", eine bei Weitem ausführlichere und umfassendere Arbeit. Der Unterzeichnete ist im Stande Zeugniß abzulegen von dem unermüdlichen Fleiße und der Ausdauer, mit welchen die erwähnten früheren Leistungen, und, in einem noch weit höheren Grade, die hier zu besprechende, entworfen und vollendet wurden; er kennt genau die Hindernisse, die dem Unternehmen gerade von dorther entgegentraten, wo man sie kaum hätte erwarten sollen, Hindernisse, die es dem Verfasser unmöglich machten, seinen mit Umsicht und Sachkenntniß wohlbedächtig skizzirten Plan in jeder Beziehung vollständig zur Ausführung zu bringen. Er hat sich darüber selbst zur Genüge in dem Vorworte ausgesprochen, aber auch nicht unterlassen, freundlichen Entgegenkommens zur Förderung des begonnenen mühevollen Werkes dankbar zu gedenken. Ehrenwerthe Namen sind dort genannt; aber leider ist ihre Zahl verhältnißmäßig nur klein.

Hat der Verfasser dennoch ein Buch geliefert, wie wir es bisher nicht besaßen, wie schwerlich ein Anderer, unter den angedeuteten hemmenden Umständen, es hätte liefern können, so halten wir es für unsere erste Pflicht, ihm dafür den aufrichtigsten Dank zu sagen, für die zweite aber, unsere Bitte mit der seinigen zu vereinigen, daß Jeder, der zur Berichtigung und Vervollständigung seines Handbuches Etwas beizutragen befähigt ist — und wer wäre dies wol mehr als die Herren Bibliothekare? — sich dazu bereitwillig zeigen möge. Bei einem Werke, wie das vorliegende, ist ein Ergänzungsheft, in welches spätere Mittheilungen aufgenommen, eine für die Besitzer leicht zu erwerbende und ihnen willkommene Zugabe.

Den anspruchslos-kurzabgefaßten Titel haben wir dahin zu erläutern, daß die Grenzen des Handbuches sich erstrecken auf öffentliche, Corporations- und einige größere, der öffentlichen Benutzung mehr oder weniger zugängliche Privat-Bibliotheken in den gesammten deutschen Bundesstaaten (mit Einschluß der ganzen preußischen und österreichischen Monarchie und mit alleiniger Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs), sowie in der Schweiz.

Soweit die zur Verfügung stehenden Unterlagen es gestatteten, ist hinsichtlich der vorzüglicheren Bibliotheken über folgende Gegenstände Auskunft gegeben: 1) Den jetzt und, wo dies einer möglichen Verwechslung wegen zu erwähnen nöthig schiene, vorher gebräuchlichen offiziellen Namen der Bibliothek; den Ort ihrer Aufstellung in der früheren und gegenwärtigen Zeit. 2) Die Namen und Titel der ständigen Vorsteher und oberen Beamten der Bibliothek; die Zahl und Function der nur auf Zeit gewählten Bibliothekare und aller sonstigen Unterbeamten derselben. 3) Die Zeit der Gründung der Bibliothek, die Veranlassung dazu und den Namen des Stifters. 4) Die Vermehrung der Bibliothek durch größere Büchercomplexe, besonders ganze Sammlungen; die Zeit ihrer Einverleibung; größere Geldlegate; sonstige denkwürdige Ereignisse, namentlich größere Verluste der Bibliothek. 5) Den Umfang und Bestand der Bibliothek; die Zahl der Bände von Hand- und Druckschriften, sowie der sonst noch bei der Bibliothek vorhandenen Sammlungen von Münzen, Kupferstichen, Karten u. s. w. ihre vorzüglicheren Bestandtheile. 6) Den Plan der Aufstellung der Bibliothek; den Bestand der Kataloge: wissenschaftlicher, alphabetischer und Standkatalog. 7) Die Geldmittel zur Vermehrung, sowie zur Befriedigung der übrigen Bedürfnisse der Bibliothek. 8) Das Regulativ der Bibliothek: den Kreis der zur Benutzung

---

Zwei sehr launige Anspielungen auf die Schriften Wieland's enthält das Athenäum der Gebrüder Schlegel, 3. Bds., 2 St., Jahrgang 1800. Wir lassen die bezüglichen Stellen hier folgen.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Persie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderen Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres Verdächtige und dem Anscheine nach dem Horatio, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird Jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hierdurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

— — —

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedeutende Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.

Digitized by Google

der Bibliothek sowohl innerhalb, als zum Leihen von Büchern auch außerhalb des Lokales zulässigen Personen, die Bedingungen der Benutzung, die Oeffnungszeit und Ferien der Bibliothek; ihre Revision. 9) Die jährliche Durchschnittszahl der Leser und verliehenen Bücher der Bibliothek. 10) Das Verzeichniß der sämmtlichen selbstständig erschienenen, die Bibliothek betreffenden gedruckten Schriften, Kataloge u. s. w. nebst Nachweis der im Intelligenzblatte des „Serapeums" abgedruckten Bibliothekstatuten und Regulative.

Die Quellen, aus denen der Verfasser seine Mittheilungen entnommen hat, sind, außer den von ihm seit Jahren schon angelegten Sammlungen, theils gedruckte, theils handschriftliche, die ihm von Seiten einiger Bibliotheken und Bibliothekskundigen auf Anlaß seiner öffentlichen Bitte und Aufforderung eingesendet wurden. Diejenigen Bibliotheken, über welche keine handschriftliche Mittheilungen erfolgten, sind durch ein im Texte vorgesetztes Sternchen vor den übrigen, über welche ihm solche Mittheilungen, deren Zahl immer noch ansehnlich genug, vorgelegen haben, ausgezeichnet.

Die Ordnung, in welcher über die einzelnen Bibliotheken berichtet wird, ist die dem Zwecke des Handbuches durchaus entsprechende, alphabetische, nach den Namen der Städte u. s. w.; wo mehrere Bibliotheken an einem Orte, findet gleichfalls wiederum die alphabetische Reihenfolge statt.

Einige Nachträge und Berichtigungen sind S. 434—443 geliefert; der größte Artikel derselben handelt von der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Széchényi'schen Landesbibliothek des Nationalmuseums und der Universitätsbibliothek zu Pesth.

Einzelnes hervorzuheben und zu erörtern würde hier am unrechten Orte sein, wir wollen jedoch den Reichthum einiger Städte an Bibliotheken und demnach auch des Handbuches an Nachrichten über dieselben durch Zahlen kurz nachweisen: Bamberg, 10; Berlin, 43; Breslau, 15; Cassel, 11; Dresden, 29; Halle, 10; Hamburg, 27; Hannover, 11; Leipzig, 24; Prag, 18; Wien, 53. — Ueber die bedeutenderen Bibliotheken hat der Verfasser alles Wissenswerthe, was seine Quellen ihm boten, in der genügendsten Ausführlichkeit zusammengestellt, wie folgende Beispiele zeigen werden: Augsburg. Vereinigte königl. Kreis- und Stadtbibliothek, S. 11—15. Bamberg. Königl. Bibl., S. 17—22. Berlin. Königl. Bibl., S. 30—41. *Dresden. Königl. öffentl. Bibl., S. 96—104. Erlangen. Universitätsbibl., S. 118—123. St. Gallen. *Stifts- oder katholische Kantonsbibl., S. 133—138. Giessen. *Universitätsbibl., S. 140—144. (Der Artikel über die Göttinger Universitätsbib. ist leider auch mit einem Sternchen versehen und nimmt nur etwas über eine Seite ein.) Gotha. Herzogl. öffentl. Bibl., S. 151—154. Halle. *Universitätsbib., S. 167—171. Hamburg. Commerzbibl., S. 172—174. Stadtbibl., S. 179—189. Karlsruhe. *Großherzogl. Hofbibl., S. 205—207. Kiel. *Universitätsbibl., S. 208—211. Königsberg. Königl. und Universitätsbibl., S. 213—218. Lausanne. Kantonalbibl., S. 221—225. Leipzig. Stadtbibl., S. 228—232. *Universitätsbibl., S. 233—237. Lübeck. *Oeffentl. oder Stadtbibl., S. 243—248. München. Königl. Hof- u. Staatsbibl., S. 266—273. Nürnberg. *Stadtbibl., S. 280—283. Oldenburg. Großherzogl. öffentl. Bibl., S. 284—287. Prag. K. K. Universitätsbibl., S. 303—309. Rostock. *Universitätsbibl., S. 318—322. Stralsund. *Rathsbibl., S. 332—335. Stuttgart. Königl. öffentl. Bibl., S. 335—340. Tübingen. Universitätsbibl., S. 348—353. Ulm. *Stadtbibl., S. 353—362 (hier ist die Urkunde von 1465 über Verwaltung und Benutzung der Neidhart'schen Bibl. vollständig abgedruckt). Weimar. *Großherzogl. Bibl., S. 363—366. Wernigerode. Gräflich Stolberg'sche Bibl., S. 366—368. Wien. *Kaiserl. öffentl. Bibl. (k. k. Hofbibl.), S. 376—389. *K. k. Universitätsbibl., S. 394—396. Wolfenbüttel. *Herzogl. Bibl., S. 399—406. Würzburg. Königl. Universitätsbibl., S. 408—412. Zittau. *Oeffentl. Stadtbibl., S. 416—419. Zürich. *Stadtbibl., S. 422—431.

Die am Schlusse der einzelnen Artikel hinzugefügte, bis auf die neueste Zeit sich erstreckende Angabe der betreffenden Schriften ist ein nicht unwesentlicher Bestandtheil des Handbuches; wenigstens bei Nachforschungen über frühere Bibliotheks-Verhältnisse kann die Kunde derselben oft gute Dienste leisten.

Sehr zu bedauern ist es, daß nicht noch allgemeiner und bereitwilliger, als es geschehen, dem Verfasser dazu die Hand geboten wurde, mit Bestimmtheit das gegenwärtige Verwaltungspersonal der Bibliotheken und die Summe der Dotation der Letzteren überall namhaft machen zu können. Auch die Höhe der Gehalte der Beamten der größeren Bibliotheken kennen zu lernen wäre nicht uninteressant; — einige Curiosa würden dabei allerdings zur Veröffentlichung gelangen.

Grundrisse sind geliefert von der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München (2 Bll., 1. u. 2. Stock), der Stadtbibl. zu Hamburg, der k. k. Universitätsbibl. zu Prag, der königl. öffentl. Bibl. zu Dresden, der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel (2 Bll. Aufriß und Grundriß).

Das Buch ist Ihr. Königl. Hoheiten dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen und dem Prinzen Albert, Herzog zu Sachsen, zugeeignet.

Die typographische Einrichtung, Druck und Papier verdienen lobende Erwähnung. F. L. Hoffmann.

Miscelle.

Wie außerordentlich schnell es sich gegenwärtig reist, davon hat sich jüngst ein Herr aus Brighton überzeugt. Derselbe war nämlich Montags Morgens von Wien abgegangen, und befand sich schon Mittwochs Abends zu Hause. Er hatte, mit der Zwischenzeit eines einzigen Tages, und ohne Strapazen, eine Strecke von fast 1000 (englische) Meilen zurückgelegt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

GALLERY

№ 93. Sonnabend, den 19. November. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat .. Seite 725
Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland. (Fortsetzung.) ..... „ 728
Literatur:
Gedichte von Adolf Pichler. (Schluß.) ..... „ 730
Norton's Literary Register and Book Buyer's Almanac for 1853 ..... „ 731
Miscelle ..... „ 732

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Artikel III.

Die Bulgarey. — Schumla. — Varna. — Sophia. — Die Balkane. — Das Kamtschik.

Wir kommen nun mitten auf den Schauplatz der letzten Feldzüge, der auch wieder derjenige des Krieges sein wird, welchen die Türkey jüngst erklärt hat. Hier werden uns die früheren Campagnen Daten und Muthmaßungen über die möglichen Ereignisse, die sich bereiten, an die Hand gegeben.

Wir wollen zuvörderst bemerken, daß die Bulgarey (das Moesia der Römer) zwischen der Donau und dem Balkan belegen ist, im Westen an Serbien und im Osten an das schwarze Meer gränzt. Alle Festungen, die wir in der Region der Donau aufgezählt haben, gehören der Provinz der Bulgarey an. In der oberen Bulgarey, dem westlichen Theil derselben Provinz, liegt die wichtige Stadt Sophia, die verkehrter Weise auf allen Charten als in Serbien enclavirt bezeichnet ist.

Die Bulgaren sind Slaven, die vor Zeiten von den Ufern der Wolga, einen Fluß hergekommen sind, dem sie ihren Namen gegeben zu haben scheinen und wo noch jetzt eine Stadt vorhanden ist, die Bolgari heißt. In der Wallachey, wo man einen vom Lateinischen herstammenden Dialect spricht, sind die Russen, was die Sprache betrifft, eben so daran, als ob sie in Italien wären. Die Russen und die Bulgaren hingegen verstehen einander leicht, indem der slavische Dialect sich von der russischen Sprache wenig mehr als durch die Aussprache unterschreidet. Ueberdem bekennen sich beide Völker zu der sogenannten morgenländisch orthodoxen griechischen Religion, und haben dieselben lithurgischen Bücher, halb im griechischen, halb im lateinischen Alphabet geschrieben, die den Russen im neunten Jahrhundert vom heiligen Cyrillus, aus Thessalonich, der den Beinamen Apostel der Slaven führt, gegeben worden sind.

In dem Arrondissement von Doborutscha, welches den großen Winkel einnimmt, den die untere Donau bildet, giebt es einen District, der von Tartaren bewohnt wird, welche ehemalige Türken aus Asien zu sein scheinen, und einen andern, wo ägyptische Araber leben. Die Tartaren sind, von den Russen verjagt, von den Ufern des Dniester hierher gekommen; die Araber sind Gefangene, die der Sultan Mahmud in seinem Kriege mit Mehemet-Ali gemacht hat. Der Sultan hatte sie zwischen Babo-Dagh und dem Hafen von Kustendschi cantonniren, und ihnen alles Nöthige, um Ackerbau zu treiben, liefern lassen. Sie befinden sich dabei ganz gut.

Die Bevölkerung der Bulgarey wird auf anderthalb Millionen Einwohner geschätzt, von welchen zwei Drittheile Christen sind. Man sieht fast keine Muselmänner als in den Städten und den großen Flecken. Der ackerbauliche Ertrag der Provinz wird auf 64 Millionen Franken, und der der

Digitized by Google

industriellen Production auf 10 Millionen, zusammen 74 Millionen, geschätzt, wovon die Pforte an Gefällen verschiedener Art 15 Millionen bezieht. Der Karatsch oder das Kopfgeld der Rajahs (d. h. der nicht Muselmänner) beträgt 7 Fr. 50 C. für die Grundeigenthümer, und 3 Fr. 50 C. für alle die anderen Individuen im Alter von 20 Jahren. Die Frauenzimmer sind von der Kopfsteuer ausgenommen.

Augenblicklich sind die Abgaben durch außerordentliche Besteuerungen und Frohndienste, die der ernste Krieg nöthig macht, in welchen sich das türkische Reich verwickelt sieht, erhöht. Man hört täglich von den großen Opfern, welche die Muselmänner aus ihrem persönlichen Vermögen darbringen, um zu dem Unterhalt der europäischen und der asiatischen Armeen beizusteuern. Es war schon natürlich, daß auch die Christen, als Unterthanen des Reiches, zu den außerordentlichen Lasten herbeigezogen wurden, um so mehr, da sie von dem Militairdienste frei sind.

Der Bulgare ist arbeitsam, öconomisch und sehr religiös. Die Geradheit seines Charakters kontrastirt sehr mit der Hinterlist des Griechen. Die Bulgarey, die, wie schon gesagt, zu zwei Drittheilen aus Christen besteht, soll stets minder unterdrückt und bedrängt gewesen sein als die andern Provinzen. Man versichert selber, daß sie die einzige sei, wo es den Christen erlaubt ist, mit ihren Kirchenglocken zu läuten. Da diese Gegend stets der Kriegsschauplatz ist, so haben die Türken eingesehen, daß es in ihrem eignen Interesse liegt, die Animosität der Einwohner nicht gegen sich aufzureizen. Auch haben die Bulgaren der Stadt, bei den Belagerungen in den letzten Kriegen, der türkischen Garnison stets Hülfscombattanten geliefert.

Wenn die Türken mit den christlichen Bewohnern der Bulgarey glimpflich umgehen, so wird diese Mäßigung jedoch meistens nur in dem Theil dieser Provinz geübt, der sich von Nikopoli und von Tirnova bis zum schwarzen Meer erstreckt. Die gleichen Rücksichten werden nicht in den oberen Bulgarien genommen, welches die Paschaliks von Widdin und Sophia in sich begreift. So trieben die Türken ihre Plackereien und Räubereien im Jahr 1841 so arg, daß die unglücklichen Bulgaren, zur Verzweiflung getrieben, gegen die Unterdrücker aufstanden. Sonderbarer Weise wurde für diese Verdoppelung der Plackereien abseiten der Türken das neue System der Steuererhebung zum Vorwand genommen, welches der Sultan Mahmud durch seinen berühmten Hatticherif von Gülhane in der Absicht eingeführt hatte, die Christen vor den Erpressungen der Pascha's zu beschirmen. Das neue Finanzsystem setzte Einnehmer ein, die von der Regierung selber abhängig waren und die Steuern für deren Rechnungen erheben sollten. Die verschiedenen Arten von Abgaben, welchen die Rajahs unterworfen sind, wurden in einer einzigen Zahl zusammen gezogen, eine Vereinfachung, die jeden Mißbrauch verhüten zu müssen schien. Die Türken wollten aber gleichzeitig ihrer Habgier fröhnen, und an den neuen Einrichtungen Rache nehmen, die ihnen der Zeit verhaßt waren. Den bulgarischen Landleuten, die fast alle nichts Geschriebenes lesen können, wurden falsche, unvollständige oder antidatirte Quitungen gegeben, in Folge dessen sie ihre Steuern zwei bis drei Mal bezahlen mußten, und wenn sie kein Geld mehr hatten, wurden ihnen Arnauten, die mehr Räuber als Soldaten sind, als Executionstruppen eingelegt, die dann die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten verübten. Endlich brach ein Aufstand aus. Die Bulgaren hatten auf den Beistand der Serbier, ihrer Nachbarn, gerechnet; dieser Beistand blieb aber aus, während das den Arnauten Preis gegebene Land mehrere Monate lang durch Plünderungen und Morden heimgesucht ward. Endlich zog die Pforte auf die Vorstellungen der europäischen Gesandten die Albaneser aus dem Lande zurück, und ließ dagegen regelmäßige Truppen einrücken, wonach denn endlich die Ruhe in der oberen Bulgarey hergestellt ward.

Seit die Reformen des Sultans Mahmud mehr Willfährigkeit abseiten seiner türkischen Unterthanen gefunden haben, und insbesondere seit dem Tanzimat (Organisations-Charte) seines Sohnes des Sultans Abdul Medschid, hat sich der gesellschaftliche Zustand der Bulgaren ein wenig gebessert, ist die Unterweisung mehr in Aufnahme gekommen, sind von reichen Christen Schulen gegründet worden, und hat sich der Landbau wie auch der Handel gehoben. Aber, es muß schon gesagt werden, die Wohlthaten des Tanzimats scheinen nur precair und ohne Garantie zu sein; sie werden häufig eludirt oder selbst verletzt, indem die alten türkischen Grundsätze noch immer in den Sitten fortleben. Zwei Parteien, die der Reform, und die Anhänger der lautren Koranlehre, liegen mit einander in einem ewigen Hader; auch dürften Reschid und dessen Freunde nur gestürzt werden, und die alte türkische Partei wieder zur Gewalt gelangen, so würde das Tanzimat nur noch eine illusorische Verheißung sein.

Die vornehmsten Städte in der Bulgarey sind Widdin, Rustschuck und Silistria, bekanntlich an der Donau belegen; dann Schumla, eine stark befestigte Stadt mit einem großen verschanzten Lager; Varna, eine Festung und Hafen am schwarzen Meer; Tirnova, die ehemalige Hauptstadt der bulgarischen Könige, und Sophia, der Hauptort eines großen Pascholiks.

Die Gebirge des Emineh-Dag (der Hämus der Alten) werden im Allgemeinen Balkan genannt, was so viel als Barriere heißt. Die Kette läuft von Westen nach Osten von den Defileen Serbiens bis zum schwarzen Meer. Ihre größte Höhe beträgt auf dem Bujuk-Balkan oder großen Balkan, zwischen Tirnova und der Ebene von Philippopolis, 2200 Metres. Die Kette hat drei Tagemärsche in der Breite; sie wird außer vielen Nebenwegen von sechs Hauptstraßen durchschnitten, die in der schönen Jahreszeit, vermittelst einiger Sappeur-Arbeiten an schlimmen Stellen, von einer Armee sammt ihrem Geschütz passirt werden können; die Schwierigkeiten werden aber sehr bedeutend, wenn die Schluchten und die Defileen durch eine gehörige Macht vertheidigt werden.

Im Jahr 1829 hatte der General Diebitsch, der vor Schumla im Lager stand, Gelegenheit gefunden, den Großvezir, der sich in jener Stadt aufhielt, hinter's Licht zu führen: er hatte Nachts sein Lager aufgebrochen, so einen vollen Marsch Vorsprung gewonnen, und den Uebergang über den Balkan, den er nicht besetzt fand, wie wir das weiterhin erklären werden, durch Ueberrumpelung bewerkstelligt. Bis dahin hatte diese Barriere die russischen Armeen noch stets zurückgehalten gehabt. Wenn sie inskünftige vertheidigt werden wird, so dürften ihre Anstrengungen daran scheitern, oder ihnen doch mindestens ungeheure Verluste zuziehen.

Die, an der großen Heerstraße von Silistria nach Constantinopel belegene, Stadt Schumla deckt die Wege des Balkans gegen die Unternehmungen eines Feindes, der von Silistria

Digitized by Google

oder von der unteren Donau herkömmt. Schumla zählt 30,000 Einwohner; es ist zugleich ein großer Waffenplatz und ein mächtiges verschanztes Lager. Das Terrain, das es auf einem jähen Vorsprunge des Balkans einnimmt, ist so ausgedehnt, daß der Platz selber weder blockirt noch beschossen werden kann, und dabei so abgebrochen, daß selbst eine Belagerung mit Hindernissen verknüpft ist, an welchen leicht alle Regeln der Kunst zu Schanden werden. Die Russen haben sich zweimal, im Jahr 1811 und im Jahr 1828, die Schädel daran eingerannt. Wir werden gehörigen Orts eine umständliche Beschreibung dieses außerordentlichen Platzes geben, zu welchem die Annäherung noch kürzlich durch neue Werke, die sehr geschickt angelegt sein sollen, erschwert worden ist.

Zwei Lieues hinterwärts Schumla fließt, mitten durch's Gebirge bis zum schwarzen Meer, der Kamtschik (Panisos), dessen Bett ein tiefes Ravin, einen sehr abschüssigen natürlichen Graben bildet, den man zu Kopriklu, auf der Heerstraße von Schumla nach Constantinopel bei Pravodi passirt. Im Jahr 1829 war der Kamtschik mit Redouten gespickt worden, aber der Großvezir hatte es versäumt, dieselben mit Truppen zu besetzen, in dem Glauben, daß es damit bis zu der ersten Bewegung der unter seinen Augen campirenden russischen Armee Zeit habe. Aber der General Diebitsch wußte, wie wir es schon gesagt haben, unbemerkt und rasch aufzubrechen, und erreichte vermittelst eines Nachtmarsches den vertheidigungslos gelassenen Kamtschik. Es ist jetzt die Sache der heutigen Pascha's, sich die Versehen ihrer Vorgänger zur Warnung dienen zu lassen, und aus den strategischen Lehren, welche ihnen die russischen Generale gegeben haben, Nutzen zu ziehen.

Der wichtigste Waffenplatz in der Region des Balkan ist nächst Schumla Varna, welches auch der beste türkische Hafen am schwarzen Meer, 20 Lieues im Osten von Schumla, ist. Sein Besitz macht es möglich, das Gebirge über die, jedoch ziemlich schwierige, Stoße zu passiren, die sich längs dem schwarzen Meere, in der Richtung von Burgas hinzieht, doch muß sich die Armee von Schumla ruhig verhalten. Diese Festungswerke von Varna bestehen auf der Landseite aus zwölf Bastionenfronten und drei vorgeschobenen Lünetten. Diese Befestigung ist ziemlich unvollkommen, und die Courtinen sind nicht gehörig gedeckt. Trotz dem hat der Platz in den Jahren 1828 und 1829 eine sehr lange Belagerung, zu welcher sich der Kaiser Nikolaus in Person eingefunden hatte, bestanden, und capitulirte endlich nur in Folge der Empörung eines Theiles seiner Besatzung gegen den Kapudan-Pascha, dem Gouverneur der Festung. Die Befestigungen von Varna sind sorgfältig hergestellt und auf Befehl des Seraskiers Omer Pascha noch mit neuen Werken versehen worden.

Pravodi, zwischen Schumla und Varna, 10 Lieues von jedem dieser beiden Plätze belegen, ist nur eine kleine Stadt von 4000 Einwohnern, mit einer mittelalterlichen Umwallung. Der Feldzug von 1829 hat jedoch ihre Wichtigkeit als strategischen Punkt offenbart. Pravodi ist der Schlüssel einer Straße, die über den Balkan nach Aidos und von dort über Faki nach Adrianopel führt. Auch hatten die Russen diese kleine Stadt im Jahr 1829 durch gute Campagne-Werke und mit schwerem Geschütz armirte Redouten befestigt. Vermöge dessen diente Pravodi, die Belagerung von Varna gegen die Unternehmungen der Armee von Schumla zu decken. Da sah der Großvezir die militairische Wichtigkeit von Pravodi ein, und er zog von Schumla aus, die Russen daraus zu vertreiben, wurde aber zu Kulefitscha geschlagen. Pravodi ist neuerdings befestigt, und in den Stand gesetzt worden, eine lange Belagerung auszuhalten.

Während die Donau mit ihren Festungen die erste Vertheidigungslinie der Türkei bildet, bildet der Balkan die zweite Linie. Schumla, Pravodi und Varna schließen die Zugänge zu dem Balkan zur Rechten dieser zweiten Linie bis an's Meer. Tirnova, das auf's Neue befestigt worden ist, deckt diese selbige Linie im Centrum gegen eine Macht, die von Rustschuk oder Sistova anrücken möchte. Das Terrain auf dieser Seite würde einer Armee noch dadurch sehr große Schwierigkeiten bereiten, weil es der höchste Punkt des Gebirges ist, und sie besonders große Mühe haben würde, ihre Subsistenzmittel durch gute Communicationen zu sichern. Doch würden die Russen sich schon genöthigt sehen, in dieser Richtung zu operiren, wenn die Flotten der beiden westlichen Mächte ihnen, wie es heißt, die Expeditionen zur See verlegen sollten. Es würde ihnen in diesem Falle nicht mehr möglich sein, ihre Pointe wieder auf Adrianopel zu nehmen; denn das Gelingen dieses nicht minder waglichen als geschickt ausgeführten Manövers im Jahr 1829, war lediglich dem Umstande zu verdanken, daß sie Herren des Meeres waren und sich über den Golf von Burgas verproviantiren konnten.

Am äußersten linken Ende der Balkanlinie liegt Sophia, (Ulpia Sardica) eine Stadt von 35,000 Seelen, Hauptort eines großen Paschaliks in der Nähe der serbischen Gränze. Sie hatte vordem nur eine von Thürmen flankirte Umwallung nebst dem Schlosse des Pascha's, das die Stelle einer Citadelle vertrat. Wie man versichert, ist diese alte Umwallung ausgebessert und durch Werke befestigt worden, die nach den Principien der neueren Kunst ausgeführt sind. Sophia liegt an der großen Heerstraße von Wien über Ungarn nach Constantinopel, eine Straße, auf welcher man Belgrad, Semendria, Nissa, Sophia, Tatar-, Bazardschik, Philippopolis und Adrianopel findet. Die Lage von Sophia giebt dieser großen Stadt, wie man sehen wird, eine hervorragende militairische Wichtigkeit. Es ist ein Waffenplatz, der das Land in einem sehr weiten Rayon beherrscht. Sophia liegt auf einem großen und fruchtbaren Plateau, unfern der Quellen des Isker (Eseos), der im Westen von Nikopolis in die Donau fällt, und derjenigen der Maritza (Hebros), die im Süden des Balkans in der Ebene von Adrianopel fließt und sich im Golf von Enos in das ägäische Meer (den Archipelagus) ergießt.

In einer kurzen Entfernung von Sophia, auf der Straße von Adrianopel, findet man das Defile der Trajans-Pforten, das zu Tatar-Bazardschik ausmündet, ein Durchgang, welchen dieser Kaiser in einer sehr engen Felsenschlucht bahnen ließ, um Thrazien mit Ober-Mersien, dem heutigen Serbien, in Verbindung zu bringen. Oben auf dem Gipfel des Defile's sieht man die Trümmer eines Triumphbogens, die Ammianus Marcellinus beschrieben hat und der das Eingangsthor bildete.

Im Osten der Ebene von Sophia macht die Kette des Balkans, die sich bis dahin von Westen nach Osten gezogen hat, eine Biegung nach Süden, und löset so in dieser Richtung einen großen Nebenarm, den Berg Rhodope (Despoto-Dagh) ab. Wenn man also das Defile passirt ist, so befindet man sich hinter der Linie, von welcher wir vorhin gesprochen haben:

Digitized by Google

der nördliche Balkan ist umgangen, man steigt in die von der Maritza benetzten großen Ebene hinab, und es giebt nun weiter kein Hinderniß bis nach Adrianopel. Man begreift, daß ein Platz wie Sophia, der die Zugänge zu solch einem Durchweg deckt, die volle Aufmerksamkeit der ottomanischen Generale erheischt.

Sophia hat in den Kriegen der Türkey mit Oesterreich als Sammelpunkt der türkischen Armee und als Reserveplatz stets eine Rolle gespielt. Aber es ist nicht bloß mit Bezug auf diese letztere Macht, daß es gegenwärtig ein Interesse gewähret. Die Russen haben seither auf der unteren und der mittleren Donau, und zuletzt auf der Seeküste operiet. Könnten sie nicht gegenwärtig ihre Operationsbasis der Mündung der Aluta, ein Fluß der Wallachey, der sich zu Nikopoli in die Donau ergießt, zu nehmen, sich von dieser Stadt nach dem Isker wenden, um längs demselben auf Sophia zurück zu gehen, oder auch, ebenfalls von Nikopoli aus, den Osma hinaufrücken, und den Balkan überschreiten, indem sie Loftcha, Teajan und Kniodschritza passirten, um zu Tatar-Bazardschik in die Ebene von Maritza hinabzusteigen? In ersterem Falle würden sie durch das zu Sophia postirte Armeecorps aufgehalten werden; in dem zweiten würde dies Corps nebst dem gesammten türkischen Aufstande des Landes eine Stellung an den tenjanischen Pforten nehmen, um hernach die Gelegenheit wahrzunehmen, wo es mit Vortheil kämpfen könnte, und dann wäre es nicht denkbar, daß eine Armee geneigt sein könnte, den Marsch auf Adrianopel fortzusetzen, während sie einen zahlreichen Feind im Rücken behielte, der ihr selbst den Rückzug durch die Schluchten des Balkans versperren könnte. Zum ersten Mal waren die Türken, überdem vor 22 Jahren nicht wie gegenwärtig organisiet, durch die bloße Besitznahme von Adrianopel plötzlich muthlos geworden. Die Erneuerung desselben Versuches dürfte gegenwärtig gefährlich sein.

Unsre Untersuchung des Kriegsschauplatzes ist hiemit beendigt; jetzt können wir zur Schilderung der letzten beiden Kriege übergehen, die auf diesem Terrain durchgefochten sind.

Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte: „Oberon" von Wieland.

(Fortsetzung.)

Vierter Gesang.

23. Stanze.

Als . . . . . .
Ein gräßliches Geschrei in ihre Ohren brüllet.

Schreien oder Geschrei ist kein Brüllen, widersinnig aber ein Geschrei das brüllt oder gebrüllt wird. In der Uebersetzung aber heißt es:

Quand un effrayant cri redonde à leur oreille.

54. Stanze.

Man sagt, er habe stracks, sobald er heimgekommen,
Sich hingelegt und Bezoar genommen.

Bezoar ist der allgemeine Name solcher Körper, die man für Gegengifte ansieht. Weshalb nun Babekan, nachdem ihm die Bekämpfung des Löwen mißlungen ist, Bezoar nimmt, da doch nirgends einer stattgehabten Vergiftung desselben erwähnt wird, und ihm ein niederschlagendes Mittel, z. B. Cermes Tartari, weit zuträglicher sein mußte, bleibt — weil die Todten schweigen — räthselhaft.

Wir finden den Uebersetzer mit unserer Ansicht übereinstimmend, daß in diesem Falle Bezoar nicht das geeignete Mittel sein konnte; er hat keine besondere Arzenei genannt, sondern die beiden Verse so gegeben:

Et l'on dit qu'on le vit, nitôt en revenant,
Se faire mettre au lit et prendre médecine.

Fünfter Gesang.

23. Stanze.

So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn- und Fliedern
Und Lilienduft auf seine Augen nieder.

Das kühne Ueberschreiten aus dem ersten Verse in den zweiten wird noch merkwürdiger durch das stattgefundene Einschieben des Bindewortes „und" so wie der drei Sylben „Lilien" zwischen die beiden Haupttheile des zusammengesetzten Wortes „Fliederduft". — Da der Duft nur dem Geruche, nicht aber dem Gesichte wahrnehmbar wird, so konnte hier, wo von Blumen die Rede ist, nur die Bezeichnung Duft, nicht aber Dunst (Nebel) gebraucht werden; ganz widersinnig aber ist es, von einem aus Flieder- und Lilienduften entstandenen nebelgleichen Dunste zu sprechen, wie dies Wieland gethan hat. Der Mohn ist wohl nur des Sylbenmaßes wegen hier als dunstend oder duftend mit aufgeführt worden, da derselbe in der Wirklichkeit geruchlos ist. — Dem Uebersetzer scheint jenes Verwirren der Begriffe der Wörter Nebel, Dunst und Duft, welches Wieland sich erlaubte, eingeleuchtet zu haben; er läßt eine leichte Wolke, eine mit Ambra angefüllte dünne Luft, die einen süßen Lilien- und Fliederduft verbreitet, niederfallen:

Tombe un nuage fin, un air subtil, ambré,
Qui de lis, de lilas la douce odeur exhale.

Den Mohn hat der Uebersetzer, als überflüssig — comme de raison — beseitigt.

Auf das erwähnte kühne Ueberschreiten aus dem einen Verse in den andern, so wie auf ähnliche Freiheiten, denen man in diesem Gedichte begegnet, findet übrigens die nachfolgende Stelle aus der Poetik des Aristoteles Anwendung: „Es ist keine Kunst Verse zu „machen, sagt schon Euklides, wenn man so wie Ihr, sich die Frei„heit nimmt, zu dehnen und zu ändern, wie und wie viel man will."

Sechster Gesang.

20. Stanze.

Erlaubt sogar dem furchtsam kühnen Blick,
Sich Bienen gleich, in Hals und Busen einzusaugen.

Furchtsam und kühn bieten eine seltsame Gegenstellung (Antithese, contradictio in adjecto) dar. Der letzte Vers erinnert an Rousseau's: baiser âcre, in seiner „Neuen Heloise", den Bei-

Digitized by Google

taire so fein verspottet hat. — Die Uebersetzung der letzten vier Verszeilen in der 20. Stanze ist gelungen zu nennen:

Et quand ce lin jaloux qui son beau sein recouvre,
A tous yeux par hasard vient à se déplacer,
Son oeil ardent voyant le beau champ qu'il découvre,
Comme abeille voudrait à l'instant le sucer.

39. Stanze.

Von allen ereiunddreißig Stücken,
Womit ein schönes Weib, sagt man, versehen ist.

In einem französischen Werke des sechszehnten Jahrhunderts mit dem Titel: De la louange et beauté des Dames, findet sich ein Sonett, welches beginnt:

Celle, qui veut paroir *) de belles la plus belle,
Ces dix fois trois beautez: trois longs, **) trois courts, trois blancs,
Trois rouges, et trois noirs, trois petits, et trois grands,
Trois ètroits, et trois gros, trois menus soient en elle;

und endigt:

Levres, doigts et cheveux menus, telle fut Hélène.

Dieses Sonett wird auch in einem anderen seltenen Werke: Les neuf matin-es du Seigneur de Cholière (Paris. 1556) angetroffen. — Franciscus Corniger, von dem etwas Weiteres nicht bekannt ist, daher auch anzunehmen bleibt, daß der Familienname, seiner spöttischen Bedeutung wegen, ein erdichteter ist, lieferte eine freie lateinische Uebersetzung jenes Sonetts; der Anfang derselben lautet:

Triginta haec habeat quae vult formosa vocari
Femina: sic Helenam fama fuisse refert.....

und nachdem jeder einzelne Reiz geschildert worden, heißt es an dem Schlusse:

Cum nulli aut rari sunt haec, formosa vocari
Nulla puella potest, rara puella potest.

Dreißig Reize bedarf's, der Schönheit Ruf zu erlangen,
Helena nannte man schön, und so sei jegliches Mädchen.
. . . . . .
Selten aber, ja nie, sind vereint die Reize zu finden,
Selten also, ja nie, ist schön ein Mädchen zu nennen.

Giovanni Nevizano, ein italienischer Rechtsgelehrter, aus Asti in Piemont gebürtig, nahm in sein seltsames Werk: Sylvae nuptialis libri sex ***) (Alles was auf das Heirathen Bezug hat, in sechs Büchern dargestellt) jene, bis dahin ungedruckten, lateinischen Verse mit auf, wodurch dieselben erhalten wurden. Nevizano hat in seiner Schrift die Gründe wider und für das Heirathen abgehandelt und solche mit Stellen aus der Bibel, so wie aus einer Menge geistlicher und weltlicher Schriften belegt. —

Es ist wahrscheinlich, daß Wieland bei dem Dichten der 39. Stanze des sechsten Gesanges die angeführten lateinischen Verse im Sinne hatte; da aber das Wort dreißig zu dem Baue des gedachten Verses sich nicht eignete, solches in die drei und dreißig verwandelte. Vielleicht war ihm auch das Glück zu Theil geworden, die hinzugefügten (leider aber von ihm nicht näher bezeichneten), außergewöhnlichen drei Reize selbst einmal irgendwo zu entdecken, oder sie wurden ihm von einem Vertrauten mitgetheilt, den Venus im Vereine mit Amor ganz besonders begünstigte. —

In einer unter dem Titel: Le fort inexpugnable de l'honneur du sexe feminin (die unüberwindliche Feste der Ehre des weiblichen Geschlechtes) in dem Jahre 1574 von François Billon *) in Paris herausgegebenen Schrift, wird übrigens mitgetheilt, daß die Frauen in Piemont, wegen des Unglimpfes, den sie durch Nevizano's Werk sich zugefügt glaubten, und, wie zu vermuthen steht, aus Besorgniß, daß den Männern durch die darin gegen das Heirathen aufgestellten Gründe, die Ehe verleidet werden möchte, die Sache sehr ernsthaft nahmen, und sich an Nevizano furchtbar rächten. Er ward von ihnen überall verfolgt, geschlagen, mit Steinen geworfen und endlich genöthigt, das Land zu verlassen. Späterhin erhielt er zwar die Erlaubniß zur Rückkehr; zuvor wurde ihm jedoch eine Geldstrafe auferlegt und er mußte sodann knieend Abbitte thun, wobei er vor der Stirn einen Zettel trug, auf dem die zwei folgenden lateinischen Verse standen:

Rusticus est vere, qui turpia dicit de muliere:
Nam scimus vere, quod omnes sumus de muliere.

Roh ist wahrlich zu nennen, wer Frauen verunglimpft;
Du, wie bekannt, doch Alle von Frauen wie stammen.

„Ueber diese Verse", fügt Billon hinzu, „darf man nicht lachen; denn, obgleich der Verfasser derselben kein Gelehrter war,

---

*) Paraitre.

**) Die betreffenden Beiwörter müßten, da sie auf das Hauptwort beautés sich beziehen, eigentlich mit der weiblichen Endung versehen sein; dann würden aber blanches und grandes keinen Reim abgegeben haben, deshalb sind dieselben, vermöge der Dichterfreiheit, mit der männlichen Endung gebraucht worden.

***) Das Werk erschien in dem Jahre 1572 zu Leyden. Die sehr zierlich ausgeführte Vignette des Titelblattes stellt einen Scorpion dar, der einen Schmetterling erhascht; darunter steht: Natura. — Die Schlußzeilen des letzten Blattes lauten: Joan. Nevizanus legum doct. civis Astensis. Ad laudem dei, (?) et sub correctione cujuslibet melius sentientis. (Joh. Nevizano, der Rechte Doctor, Bürger zu Asti, hat dieses zu dem Lobe Gottes verfaßt, und stellt Jedem, der das Abgehandelte besser zu beurtheilen vermag, die Berichtigung anheim.)

*) Billon war in Paris geboren und begleitete den Cardinal du Bellay-Langey in der Eigenschaft eines Secretairs nach Rom. Dort verfaßte er das gedachte Werk, welches damals großes Aufsehen erregte. Er widmete dasselbe den Prinzessinnen von Frankreich, und in dem Jahre 1564 erschien davon eine neue Ausgabe unter dem Titel: „La defense et forteresse invincible de l'honneur et vertu des dames."

Jöcher's Gelehrten-Lexikon enthält in dieser Hinsicht die nachstehende Mittheilung: „Franciscus de Billon, ein Secretarius bei Wilhelmo du „Bellay in der Mitte des sechszehnten Säculi, von Paris bürtig, schrieb: „Le fort inexpugnable du sexe feminin, worinnen er eine Vergleichung „zwischen den alten Propheten und den Secretarien der Könige von Frank„reich anstellt." (?)

Digitized by Google

so verfocht er doch eine edle Sache, und er verdient deshalb alle Achtung. Revizzano aber konnte nicht einmal eine Frau finden, die ihm das Stroh in seinem Bette zurechte legte (qui luy dressat la paille de son lict), denn auch selbst die älteste wollte sich dazu nicht verstehen. So empfing der werthe Herr Johannes den Lohn dafür, daß er die Damen gelästert hatte."

Siebenter Gesang.

15. Stanze.

Er sieht's, und länger hält die Menschheit es nicht aus.

Menschheit bezeichnet die menschliche Natur nach ihrer Eigenthümlichkeit (Humanität) in dem Gegensatze der Thierheit, und auch das menschliche Geschlecht oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit. Da nun der vorerwähnte Vers sich auf Hunn's erregte Sinnlichkeit, auf sein Verlangen, seine Begierde bezieht, so ist dort das Wort Menschheit ganz unrichtig gebraucht; denn es soll gesagt werden, daß Hunn seine Gluth nicht länger zu beherrschen vermag:

..... ne peut plus captiver son ardeur —

wie es in der Uebersetzung heißt.

Seinem wahren Begriffe entspricht das Wort Menschheit dagegen in den nachstehenden Versen, die aus einer der kleinen poetischen Erzählungen Wieland's entnommen worden sind:

Regiert, darin stimmt Alles überein,
Regiert muß einmal nun die liebe Menschheit sein,
Das ist gewiß; allein von Wem
Aus welchem Recht? in diesen beiden
Problemen sehen wir die Welt sich stets entzwei'n.

Die Richtigkeit dieses Ausspruches findet auch in den jetzigen sozialen und politischen Verhältnissen eines großen Theiles der europäischen Staaten seine volle Bestätigung.

88. Stanze.

Schon ist der Bäume Schmuck der späten(')n Jahreszeit Raub,
Schon klappert zwischen dürrem Laub
Der rauhe Wind.....

Der Wind an sich klappert nicht; wohl aber setzt er Gegenstände in Bewegung, welche klappern; zu diesen gehört jedoch nicht das dürre Laub. Dieses säuselt oder rauscht in dem Winde. — So sagt bei Goethe Faust zu seinem Famulus Wagner:

..... Eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Adolf Pichler. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1853. (VI u.) 160 Seiten. 12.

(Beschluß. S. Nr. 90 d. Bl.)

Der Sakristan.

(1809.)

I.

Die Abendglocken sind verklungen,
Am Thore steht der Sakristan,
Noch einmal blickt er auf die Gasse
Und steckt den schweren Schlüssel an.

Es geh'n vorbei zwei fremde Krieger,
Der eine zeigt auf's Gotteshaus:
„Wir holen morgen zu Kanonen
Aus diesem Schacht Metall heraus!

Die ehrnen Bilder haben lange
Bewacht des alten Kaisers Grab;*)
So ziemt es sich, wir lösen morgen
Sie von der Ehrenwache ab!"

Sie sind im Dunkel längst entschwunden,
Verhallt ist ihrer Stimme Klang,
Da schließt der Sakristan die Pforte
Und schreitet durch den Säulengang.

II.

Am Hochaltare sinkt er nieder
Und betet lang und heiß zu Gott,
Er spannt die Arme glaubensinnig:
„O wende du von uns den Spott!"

Er dachte an die alten Wunder,
Wie Gott ein treu bewährter Hort,
Die Seinen schirmend, Feindesrotten
Zu Boden mäht mit Einem Wort.

So sann er lang, bis auf die Arme
Das Haupt ihm sank von Sorgen schwer,
Die ehrnen Heldenbilder standen
Als stumme Wächter um ihn her.

---

*) Ueber das Grabmal des Kaisers Maximilian I. in Innsbruck und die ehrnen Bilder, welche dasselbe zieren, von denen die kleineren unzweifelhaft in Augsburg unter Conrad Peutinger's Leitung gegossen wurden, so wie über die Kunstarbeiten für dasselbe überhaupt, hat Herr Archivar Herberger in der (in Nr. 79 uns. Bl. besprochenen) Schrift: „Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. (Augsb., F. Butsch)" interessante specielle Nachrichten geliefert. H.

Digitized by Google

III.

Es rauscht wie ferner Ungewitter,
Es braust wie nahes Schlachtgeschrei,
Wie Blitze zuckt es durch die Fenster
Und krachend bieß das Thor entzwei.

Des Feindes Rotte stürmt die Halle,
Wo groß und still die Bilder steh'n,
Als wollte sie mit Eisenhebeln
Die Quadern aus den Fugen dreh'n.

Schon rütteln sie des Grabes Gitter, —
Da flammt die Lampe hell und klar,
Wie Säulenschäfte riesenmächtig
Erhebt sich rasch der Wächter Schaar.

Sie ordnen sich in engen Reihen
Rudolf voran und Bouillon,
Es dröhnen ihre ehrnen Glieder,
Gleich Schatten flieht der Feind davon.

Drauf ist es wieder still geworden,
Am Grabe glänzt der Lampe Schein,
Und durch die Bogenfenster leuchten
Des Himmels Sterne mild herein.

IV.

Da tost es wieder durch die Gassen,
Schnell ist der Sakristan erwacht,
Das Morgenlicht stiehlt durch die Scheiben,
Und draußen ruft es: Aufgemacht!!

Er schließet zaghaft auf die Pforte,
Es drängt heran die bunte Schaar,
Er staunt, sie fassen seine Hände:
„Was? Schützen hier! — ist's Traum, ist's wahr!"

Da lachen alle ihm entgegen,
Ein Unterländer schwingt den Hut:
„Es flohen Nachts Franzos und Baier,
Habt ihr's verschlafen? — ihr schlaft gut!

Wir Schützen feiern das Tedeum
Am Grabe von Maximilian,
Laßt feierlich die Glocken klingen
Und zündet alle Kerzen an!"

Legende IV.

Ein Mann lag blutig ausgestreckt
Am Weg, von keinem Kleid bedeckt:
Es traf im stillen Waldesthal
Den Wanderer des Räubers Stahl.

Ein Priester war vorbeigekommen,
Hat eben nicht Notiz genommen;
Vorüber ging auch ein Levit,
Doch leider nicht ein Samarit.
Nur einer konnt ihm helfen noch:
Der Vater in dem Himmel hoch,
Dem hatte betend jetzt mit Leben
Und Sterben sich der Mann ergeben.
Den Reisestecken in der Hand,
Vom Morgenthau feucht das Gewand,
Schritt jetzt Marias Sohn daher.
Der Kranke seufzte bang und schwer.
Als der Erlöser ihn gesehen,
Blieb er bei ihm voll Mitleid stehen,
Er fing nicht an zu fuschen, fragen,
Warum und wie sich's zugetragen!
Den Finger legt er in die Wunden,
Sie schlossen sich; wen Gott verbunden,
Wem Gott zu Hilf und Rettung eilt,
Der ist vom besten Arzt geheilt!
Der Fremdling auf die Knier sank,
Dem Herrn zu künden seinen Dank,
Daß er geholfen in der Noth.
Da warden Christi Wangen roth,
Als wär ihm unverdiente Ehr
Begegnet, sprach er mild und hehr:
„Dort auf zum Vater mußt du schauen,
Des Vaters Hilfe mußt du trauen.
Sein ist die Heilung, sein die Stärke,
Die sich gezeigt in diesem Werke!"
Da schritt er fort, sah nach zurück
Zum fremden Mann mit Segensblick.
Der kniete betend in dem Staube,
Lebendig ward in ihm der Glaube,
Er rief, der Herr war ferne schon:
„Ja diese ist des Menschen Sohn!"

Der Wagner'schen Buchhandlung und Buchdruckerei in Innsbruck sind wir es schuldig, der einfach-geschmackvollen Ausstattung des Buches, namentlich des mustrehaften Druckes, noch besonders zu gedenken. H.

Norton's Literary Register and Book Buyer's Almanac for 1853. New York: Charles B. Norton, 71 Chambers Street. London: Sampson Low, Son & Co. 1853. Ohne den Kalender 132 SS. 8.

Dieser von dem ungemein thätigen und kenntnißreichen Buchhändler Herrn Norton in New York herausgegebene literarische Almanach muß Allen, die sich für das wissenschaftliche Leben der Vereinigten Staaten Nordamerikas und ihre Literatur interessiren, eine erfreuliche Erscheinung sein; für den Bibliothekar und Buchhändler ist es ein nützliches Hilfsbuch.

Digitized by Google

Unsere Zeitschrift kann nun freilich nicht in eine nähere Erörterung des Inhaltes eingehen, oder auch die einfache Angabe desselben wird den Nutzen, welchen der Almanach zu gewähren geeignet ist, schon hinreichend darthun.

Die Seiten 1—34 enthalten: American Libraries. Second series. Hier werden kurzgefaßte, jedoch sehr genau und alles Bemerkungswerthe hervorhebende Notizen über die Bibliotheken des Harvard College in Cambridge, Massachusetts; des Yale College in New Haven, Connecticut, der Brown University in Providence, Rhode Island, der Worcester (Massachusetts) Antiquarian society, über die New York State Library und die Redwood Library in Newport, Rhode Island, geliefert, nebst Abbildungen der Gebäude, in welchen sie aufbewahrt werden. Wie wichtig solche aus den Quellen geschöpfte Nachrichten für die Bibliothekenkunde sind, bedarf kaum erwähnt zu werden. — Daran schließt sich Seite 34—44 eine List of Libraries in the United States, bei welcher der vortreffliche Bericht des Herrn Professor Jewett über öffentliche Bibliotheken, den die Smithsonian Institution bekannt gemacht hat, zum Grunde liegt, mit mehreren Zusätzen und Berichtigungen. Die Zahl dieser Bibliotheken ist sehr groß und fortwährend werden neue begründet. In der Liste sind Ort, Stiftungsjahr, Name, Bibliothekar, Bändezahl, angegeben. Die bändereichsten sind, in Cambridge die Bibliothek des Harward College, 92,000 Bände, in Philadelphia, die der Library Company and Loganian, 60,000, in New York, die Astor Library, (erst 1839 begründet), 60,000, in New Haven, die des Yale College, 53,000, in Boston die des Boston Athenaeum, 50,000, in Spring Arbor, Michigan, die Township Libraries, 43,426, in New York City, die Bibliothek der Mercantile Association, 35,100, in New York, der New York Society, 35,000, in Providence, der Brown University, 32,600. Von 10,000 bis über 20,000 Bänden besitzt eine ansehnliche Zahl von Bibliotheken. Seite 44—51 folgt ein interessanter Artikel: The Smithsonian Institution, what it has done, and what it is doing. Man findet hier z. B. ein Verzeichniß der Bestandtheile des ersten bis vierten Bandes der „Smithsonian Contributions to Knowledge" u. s. w.

Seite 52—85 sind die im Jahre 1852 in den Ver. Staaten erschienenen Werke in alphabetischer Ordnung aufgeführt, mit den Preisen und Verlegern, deren Namen mit Nachweisung des Ortes, wo sich ihr Geschäft befindet, in einem besonderen Verzeichnisse vorangehen. Den Schluß des Almanachs, Seite 86—96, bildet eine Aufzählung der bedeutendsten in Großbritannien 1852 erschienenen Bücher, mit Ausnahme derjenigen, die in den Ver. Staaten wieder abgedruckt wurden.

Der übrige Raum ist Anzeigen gewidmet, unter denen besonders die Aufmerksamkeit der Bibliothekare und Bibliographen die folgende verdient: The Librarian's Manual. This valuable work, now in preparation, will be published by Charles B. Norton, and will comprise Library Economy; or, a new and complete manual for the organization, arrangement preservation and administration of Libraries. By R. A. Guild, A. M., Librarian of Brown University. Es wird auch eine Uebersetzung der Schrift Ebert's: „Die Bildung des Bibliothekars" beigefügt werden, und das Werk aus einem Octavbande von ungefähr 500 Seiten, mit Abbildungen der vorzüglichsten amerikanischen und europäischen Bibliotheken bestehen. — Ein anderes wichtiges Werk ist: The industrial resources, &c. of the Southern and Western States: embracing a view of their commerce, agriculture, manufactures, internal improvements &c. &c. By J. D. B. De Bow, A. M., Professor of the Political Economy in the University of Louisiana, Editor of Bow's Review &c., 3 Bände, 8. — Den Besitzern englischer und amerikanischer Reviews, Magazines und anderer periodischen Schriften nennen wir noch: A general Index to Periodical Literature. By W. F. Poole, A. B., Librarian of the Boston Mercantile Library Association. Ein Octavband von etwa 600 Seiten.

Ueber Norton's Literary Gazette and Published Circular, diese für Buchhändler, Bibliothekare und Gelehrte überhaupt bestimmte inhaltreiche und elegant ausgestattete Zeitschrift, die sich in Deutschland bereits manche Freunde erworben hat, sind einige sehr günstige Urtheile amerikanischer Blätter mitgetheilt.

F. L. Hoffmann.

Miscelle.

In einer Sitzung des berlinischen Vereins zur Förderung der Wissenschaften in dessen diesjähriger Zusammenkunft, wurde von Herrn T. L. Lynch eine Notiz über das muthmaßliche Grab Ezechiel's gegeben: „Nachdem Herr Lynch, am 4. Mai 1848 zu Kiffell angekommen, den traditionellen Begräbnißplatz des vorbenannten Propheten zu besuchen beabsichtigte, gelangte er nach einem Marsche von einigen Meilen zu einem Fort, das er betrat und sein Anliegen kund gab. Der Chef der Einwohner des Städtchens, deren Anzahl geringe war, gab ihm dann das Geleite nach besagtem Platze. Beide betraten, nachdem sie einen geräumigen Hof passirt waren, eine von zwei Reihen pilasterförmiger Säulen getragene große Halle, an deren äußerstem Ende in einer Blende sich ein Gehäuse in der Gestalt eines riesigen Opferguckers befand, das eine Abschrift der fünf Bücher Moses enthielt. Das Ganze dieses werthvollen Manuscripts war auf einer einzigen Rolle geschrieben, die, zur besseren Handhabung, wenn aus einem Futteral genommen, in ein anderes eingelassen ward. — Von dieser Halle aus der Südseite zu, befand sich ein kleines dunkles Gemach, welches den Leichnam selber — den wahrhaften Leichnam Ezechiel's —, eingeschlossen in einem hölzernen Sarge, der mit englischem Zitz, aber keineswegs von der feinsten Sorte noch im neuesten Geschmack, überzogen war, enthält. Ueber dem Sarge erhebt sich ein spiralförmiger Dom, der inwendig sehr schön vergoldet und emaillirt ist, und durch eine Menge von kleinen, über dem Sarcophage hängenden, stets brennend unterhaltenen Lampen erleuchtet wird. Um diese Halle her befand sich außer mehreren dunklen kleinen Gemächern, Behufs Privatandachten, noch ein zweites geheimnißvolles Gemach, von einer einzigen Lampe erhellt, mit drei Gräbern, wie man sagt, die der angesehensten Juden, welche um Ezechiel waren.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 94. Mittwoch, den 23. November. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Schreiben des Capitains R. M'Clure ..... Seite 733
Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte „Oberon" von Wieland. (Schluß.) ..... „ 735
Literatur:
Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena ..... „ 737
Afraja. Roman von Theodor Mügge ..... „ 740
Miscellen ..... „ 740

Ein Schreiben des Capitains R. M'Clure

Das folgende Schreiben des durch die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt berühmt gewordenen Seemanns ist an dessen Schwester, Mistreß Wright zu Dublin, gerichtet und durch ein dortiges Blatt veröffentlicht worden.

Von Ihro Maj. Schiff Investigator, aus der Mercy-Bucht, im Polarmeer, den 10. April.

Eine Communication pr. Post aus dieser Region des Erdballs dürfte wohl ohne Beispiel sein, dennoch hege ich die Hoffnung, daß dieselbe am Orte ihrer Bestimmung ankommen und die Veranlassung sein wird, für den Augenblick jegliche Besorgniß wegen unserer Sicherheit zu beseitigen. Ich hatte Dir, im August 1850, mit meinen Depeschen vom Cap Bathurst, über den Mackenziefluß, einen Brief zugesandt. Ein in Fellen gekleideter Häuptling des Stammes, der sich mit Fischfang beschäftigte, war mein Bote, und ich hoffe, daß er seine Aufgabe getreu ausgerichtet haben wird. Seit jener Zeit sind wir, wie ich es nennen möchte, die Insassen eines lebendigen Grabes gewesen, denn es ist uns mit Ausnahme einiger Eingeborenen, die wir im Sommer 1851 ungefähr eine Stunde lang auf dem Prinz Alberts Lande gesehen haben und durch welche wir einige interessante Auskunft erhielten, nicht ein fremdes Antlitz zu Gesicht gekommen. Es wird unnöthig sein, mich weitläuftig über unser Treiben auf dieser höchst sorgenvollen, schwierigen und sehr gefährlichen Reise auszulassen, indem die Admiralität aller Wahrscheinlichkeit nach meine Depeschen veröffentlicht, und Du durch dieselben Alles erfahren, und gesehen haben wirst, daß sie sehr trocknen Inhalts sind; ich will deßhalb nur kurz erwähnen, daß es uns gelungen ist, die langgesuchte Nordwest-Durchfahrt, welche das seefahrende Europa die letzten vier hundert Jahre geneckt hat, zu entdecken und damit dem Namen und dem Ruhme von Alt-England einen neuen Lorbeer, der Regierung unsrer theuern kleinen Königin ein denkwürdiges Ereigniß hinzuzufügen. Wir haben eine sehr große Insel umschifft, deren äußerstes nördliches Ende die Klippen von Banks-Land sind, getrennt von dem festen Lande von Amerika, (wofür und nicht für eine Insel ich dieses halte), welcher Theil von mir Prinz Alberts-Land benannt worden ist, da wir es mit Victoria- und Wolleston-Land durch die Prinz Wallis-Straße in Gemeinschaft gebracht haben, durch welche, am 26. October 1850, die wichtige Endeckung der Durchfahrt, vermittelst der Verbindung der Gewässer dieser Straße mit denen der Barrow'schen, ermittelt worden ist. Es geschah dieses durch eine mit einem Schlitten ausgesandte Streifpartie, bestehend aus sechs Mann, einen Offizier und mich selber. Es war wegen der vorgerückten Jahreszeit bitterlich kalt, insbesondere deßhalb, weil das Eis, auf welchem wir schlafen mußten, nicht hinlänglich mit Schnee bedeckt war, um uns trocken zu erhalten, was, während der gewöhnlichen Zeit, wo man, im Frühjahr, in diesen Regionen Ausflüge macht, stets der Fall ist, wie wir dies gegenwärtig häufig erfahren. Dann ist's warm und gemüthlich unter den Zelten! Unsere Expedition war nur kurz, was uns sehr zu Statten kam; sie währte zehn Tage, und wir legten währenddem

Digitized by Google

180 Meilen auf dem Eise zurück. Mir wäre es am Ende dieses außerdem interessanten Ausfluges fast schlecht ergangen. Ich hatte den letzten Tag den Schlitten verlassen, um etwas eher als die anderen an Bord des Schiffes zu kommen, und dafür zu sorgen, daß sie bei ihrem Eintreffen einige Erquickungen vorfänden. Wir hatten ungefähr 15 Meilen zu marschiren. Bald nach meiner Trennung von meinen Gefährten erhob sich ein dichter Nebel; doch ging Alles gut, so lange es Tag blieb und ich meinen Compaß sehen konnte. Aber um 5 Uhr brach die Nacht herein; da war ich denn bald von dem rechten Weg ab und zwischen über einander geschobenes Eis, roh und uneben wie eines Steinmetzen Lager, gerathen, dessen Lücken mit Schnee angefüllt waren und wozwischen ich auf die Gefahr, Arm und Beine, ja selbst den Hals zu brechen, herumstolperte und taumelte, und endlich Halt machen mußte, indem ich, da ich seit einem schmalen Frühstück um 7 Uhr Morgens nichts genossen hatte, auch sehr erschöpft war. Ich bereitete mir sodann ein comfortables Schneebett unter der Windseite eines großen Eisblockes, begrub meine Füße knietief darin, um die Zehen vor Frostbeulen zu bewahren, und war bald eingeschlummert; doch wurde ich um Mitternacht durch ein leuchtendes Meteor wach, das am Himmel flammte, worauf ich mich von meinem Lager erhob, und in der schönen sternhellen Nacht, der noch ein glänzendes Nordlicht zu Hülfe kam, meinen Weg in der Richtung des Schiffes, und in der Hoffnung, dessen Bord zu erreichen, fortsetzte. Da ich jedoch meine sämmtliche Munition verschossen hatte, so konnte ich die Aufmerksamkeit der Insassen des Schiffes nicht auf meine Nähe lenken, und mußte, um eine lange Geschichte kurz zu machen, bis Tagesanbruch umher wandern, wo ich denn noch die liebliche Entdeckung machte, daß ich bei vier Meilen über das Schiff hinausgegangen war. Auf meinem Wege dahin bemerkte ich mehrere frische Fußstapfen von Bären, doch erreichte ich um 7½ Uhr mein Ziel, dessen ich herzlich froh war, indem das Thermometer 15 Grad unter Null stand und ich seit fünf und zwanzig Stunden nichts genossen hatte. Für diesen und manchen anderen Beweis der Gnade, die uns Allen auf dieser höchst gefährlichen Reise so sichtlich zu Theil geworden, haben wir der wohlthätigen Vorsehung aus tiefster Seele zu danken, deren schützender Finger allein unsre Schritte in einem Meere zu leiten vermochte, in dessen mit Eis bedeckter Oberfläche keines Menschen Macht noch Geist das Schiff nur einen Schritt weiter zu bringen vermocht hätte. Wenn man diese mächtigen Werke der Natur betrachtet, da bedarf es in der That nur eines Augenblickes Nachdenken, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß derselbe Arm, der die erste Arche hielt, als sie auf den Gewässern einer überfluthetten Welt schwamm, auch diese unsere Arche von brittischen Eichen geleitet hat, und daß ihre Insassen wohlbehalten heimkehren werden, um, ein weiteres Wunder göttlicher Gnade, die Segnungen ihres Geburtslandes zu genießen. Ich rufe oft mit Menochs Weib aus: „Wenn Gott unsern Tod gewollt hätte, würde er uns nicht so viele Gnade erwiesen haben!

Da wir im Jahr 1850 keinen Hafen auffinden konnten, überwinterten wir mitten in dem Eisfelde, was ein gefährliches Dings ist, wie wir es im Terror erlebt haben; doch nahmen wir keinen Schaden. Im April 1851 wurden mehrere Recognoscirungs-Expeditionen nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, es wurde jedoch über den armen Franklin nichts ermittelt. Daich indessen von einer der zurückkehrenden Expeditionen, die nach Wollaston-Land gewesen war, hörte, daß ein Trupp Eingeborner gesehen worden sei, von welchen man aber keine Auskunft hatte erhalten können, weil man sich nur durch Zeichen mit ihnen zu verständigen vermochte, so machte ich mich sogleich mit einem Dollmetscher, einem mährischen Bruder, der zu der Mission von Labrador gehört, zu ihnen auf den Weg, und da die Entfernung nur 70 Meilen betrug, hatten wir sie auch bald eingeholt. Es war ein sehr intelligenter und interessanter Stamm; aber sie hatten große Angst vor uns, und als wir ihnen näher kamen, bedeuteten sie uns durch Zeichen, Halt zu machen, und riefen häufig aus: „Ach, wie sind wir erschrocken!" Diese Leute verlassen nie ihr in dem höchsten Norden belegenes Land. Sie sagten aus, daß es längs der Küste viele Eskimos gäbe, und daß die entferntesten nach Süden mit dem Volke Handel trieben, welches in einem gegenüberliegenden großen Lande wohne, d. h. am nördlichen Ufer von Amerika. Ist es nun nicht eine Schande, daß die Hudsonsbay-Gesellschaft nichts von diesem Volke weiß, und daß ihr Gnadenbrief also nur ein todter Buchstabe bleibt, während er ihnen doch unter der Bedingung ertheilt worden ist, die Heiden zu civilisiren? Aber es scheint nur zu evident zu sein, daß ihnen der „Pelzhandel" die Hauptsache, alles Uebrige nur Nebensache ist. Aber das sollte nicht ferner geduldet werden! Intelligente Missionnarien aus Grönland oder Labrador, von ihren eignen Landsleuten, würden dies harmlose und schlichte Volk, das sich noch in seinem Urstande befindet und nicht durch den Verkehr mit der civilisirten Welt verderbt ist, bald dahin bringen, die Wahrheit des Evangeliums, für welches es schon so halb vorbereitet ist, zu erkennen. Ich hoffe, daß der Umstand, daß wir in diese Gegend gekommen sind, den Anstoß dazu geben wird, daß die Hudsonsbay-Gesellschaft der Nothwendigkeit, dies schlichte Volk zu Christen zu machen, einige Aufmerksamkeit schenkt.

Das Eis brach im Juli auf, wir konnten jedoch wegen des eingetretenen scharfen Nordostwindes nicht in die Barrow-Straße einlaufen, und so beschloß ich im August die Fahrt durch das Polarmeer zu versuchen, wonach wir im Westen der Melville-Insel in die erwähnte Straße kamen, auf welcher Fahrt wir mit vielen Gefahren zu kämpfen hatten; doch sind wir am 24. September wohlbehalten hier angekommen, dann aber in einem dichten Schneesturm auf die Mud-Bank gerathen, wo wir seitdem, jedoch nicht hoch obenauf, liegen geblieben sind. Auf der Westküste der Insel, ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel und einer kleinen Insel, gewahrten wir eine Reihe von Hügeln, aus Bäumen in jeglichem Zustande bestehend, versteinert, und auch in Stücken, die brennen würden, so wie eine große Bivalve, so groß wie eine Auster, aber von der Gattung der Kammmuschel und ein vollkommenes Fossil. Ich sehe hierin einen weiteren Beweis, falls ein solcher noch Noth thäte, von einer stattgefundenen allgemeinen Sündfluth; denn solche Holzarten und solche Schaalthiere gehören sicherlich nicht in diese Regionen, wo die Zwergweide, deren Stamm ungefähr die Dicke eines Pfeifenstiels hat und von deren Blättern sich das Rothwild nährt, das größte Baumgewächs ist. Rothwild giebt's hier in Menge, und wir haben dessen bei 120 Stück erlegt. Diese zufällige Beihülfe an vortrefflichem frischen Fleische, wozu wir während der Sommerzeit noch eine große Anzahl Haasen, Schneehühner und anderes Geflügel geschossen haben, hat uns

Digitized by Google

bei vollkommener Gesundheit erhalten. Im April 1852 begab ich mich nach der Melville-Insel, ein Marsch von circa 150 Meilen, in der Hoffnung, ein Schiff von der Expedition des Capitains Austin, oder doch irgend einigen Proviant und Anderes vorzufinden, sah mich aber bitter getäuscht. Das Einzige, was ich vorfand, das waren einige auf einem großen Block Sandstein im Winterhafen geschriebene Zeilen von meinem Freunde M'Clintock zu Dublin. So machte es sich denn, wunderbar genug, daß zwei Irländer, von welchen der eine die Tour um die Welt von Osten, der andre sie von Westen gemacht hatte, eine Notiz von ihrer Anwesenheit auf demselben Stein hinterließen.

Da der Sommer von 1852 nur eine etwas mildere Fortsetzung des Winters gewesen ist, so hat sich auch das Eis nicht gelöst und wir sitzen nach wie vor darin fest. Es wird demnach nothwendig, daß wir dies Jahr die halbe Mannschaft fortschicken, einige mit den Wallfischjägern in der Baffingsbay, die andern über den Mackenziefluß, um ein weiteres Jahr in diesem Lande der Oede durchzumachen und doch mit unserm Proviant auszureichen. Ich hoffe daß diese Maaßregel, die ich bloß auf eigne Verantwortlichkeit genommen habe, sowohl um zu sehen, ob ich das Schiff nicht retten kann, als auch wohl aus der verzeiblichen Eitelkeit, dasselbe als eine Trophäe nach England zurück zu bringen, von der Admiralität gutgeheißen werden wird. Wenn wir dies Jahr nicht los kommen, so werden wir das Schiff nächsten April verlassen müssen. Ich werde mich dann directe nach Port Leopold begeben, wo sich gute Vorräthe befinden, so wie ein Boot, das uns zu den Wallfischjägern oder zu den dänischen Etablissements bringen kann, falls uns nicht ein Kriegsfahrzeug zugesandt werden sollte. In letzterem Falle wird muthmaßlich mein Freund Clintock ausersehen werden, dasselbe zu befehligen, und Du kannst ihm einige Zeilen für mich mitgeben.

Die Gesundheit unsrer Leute hat sich im Allgemeinen vortrefflich erhalten, obgleich dies ein böser Winter für uns Alle gewesen und das Thermometer 65° unter Null gefallen ist, eine Temperatur, wie wir sie vorhin nie erlebt haben und jener der vorherigen zwei Jahre, wo der niedrigste Thermometerstand 52° unter Null war, sehr unähnlich. Dennoch haben wir nur fünf erhebliche Scorbutfälle gehabt, und die davon Befallenen schreiten rasch in der Besserung vor, so daß, wen die Ausscheidenden abgehen, ich nur noch einen Kranken auf der Liste zu haben hoffe. Auch haben wir keinen einzigen Mann, weder durch Krankheit noch Unfall verloren, ein Umstand der bei einer so zahlreichen Mannschaft wohl in jedem Welttheile ohne Beispiel ist. Warum eine solche Segnung jemandem zu Theil geworden, der dessen so wenig würdig ist wie der Schreiber des Gegenwärtigen, bringt mich oft zum Nachdenken, und da sehe ich ein: „daß Er Gnade wiederfahren läßt, wem er gnädig sein will", und erinnere mich auch der folgenden Worte des weisen Königs: „Vertraue dem Herrn von ganzem Herzen, und verlasse Dich nicht auf Deinen eignen Verstand. Auf all Deinen Wegen schaue auf Ihn, und er wird Deine Schritte leiten."

Aus der Ueberschrift von Gegenwärtigem kannst Du erkennen, daß es geschrieben worden ist, ehe ich noch daran dachte irgend eine Mittheilung aus England zu bekommen, oder daß ich Aussicht hatte, je mein Vaterland wiederzusehen. Nun hat eine wunderbare und Alles beherrschende Vorsehung es gefügt, daß eine Streifpartei von dem Schiffe unsers Landsmannes, des Capitains Kellet, nach dieser Bucht (Mercy) entsandt worden ist. Der Offizier, Lieutenant Pim, trat unter uns wie eine Erscheinung. Da er seinem Schlitten eine Strecke vorausgegangen war, so kam er, für Einen unsrer eignen Leute gehalten, unbemerkt bis dicht an das Schiff. Als sich der Irrthum aufklärte, da machte das eine Sensation unter meinen Leuten, die ich Dir gar nicht beschreiben kann: aus tiefer Niedergeschlagenheit gingen Alle zum höchsten Jubel der unbegränztesten Freude über. Nun sehen wir uns, Gott sei Dank! für gerettet an. Den andern Tag, am 7. April, machte ich mich über die Straßen auf, unsern Erretter meinen Besuch abzustatten, und ich brauche es Deinem warmen Herzen wohl nicht erst zu sagen, daß der Empfang, der mir dort zu Theil wurde, mich reichlich für alle erlittene Entbehrungen und Drangsale entschädigte. Ich bin noch diesen Augenblick an Bord der Resolute, und werde erst binnen acht Tagen nach der Mercy-Bucht zurückkehren.

Dein Dich liebender Bruder Robert M'Cluer.

Beleuchtung einiger Stellen in dem epischen Gedichte: „Oberon" von Wieland.

(Beschluß)

Achter Gesang.

15. Stanze.

..... Von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heil(')re Seele offen,
Nur offen der Natur, und reingestimmt zu ihr.

Warum nicht auch eine Seele, die von Schmerz betroffen worden ist, dem Wahren noch soll offen (geöffnet) sein können, ist nicht wohl abzusehen. — Statt: offen der Natur (richtig ausgedrückt: empfänglich für die Natur), müßte es heißen: für das Natürliche, in dem Gegensatze des Gekünstelten. — Reingestimmt zu etwas, ist undeutsch; man kann nur sagen: gestimmt für etwas. Uebrigens bieten diese Verse jene Art von Wortgewirre dar, die Wieland besonders eigen und geläufig ist, und die hier durch das zwecklose, nur zur Ausfüllung des Versmaßes dienende, Nebenwort: noch, eine besondere Verstärkung erhält.

Die Uebersetzung jener Verse ist tant bien que mal ausgefallen:

..... Libre de tout crainte,
Insensible aux douleurs, et sans aucun désir,
Son âme du vrai seul connait la douce étreinte,
Au sein de la nature il trouve le plaisir.

80. Stanze.

..... den unverlierbaren Schatz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann .....

Ein Schatz der unverlierbar ist, also nicht verloren gehen kann, braucht nicht mit Golde gekauft zu werden; Wieland hat aber sagen wollen, der Schatz dürfe nicht verloren gehen, weil er von dem bezeichneten hohen Werthe sei. — Aureng-Zeb — eigentlich: Aureng-Zeib, d. i. Zierde des Thrones — mongolischer

Digitized by Google

Herrscher über Hindostan, regierte von 1659 ab. Das Glück war Aureng-Zeb in allen Kriegen günstig und er brachte die Macht der Mongolen auf den höchsten Gipfel. — Das Gold selbst kauft übrigens nicht, sondern ist nur ein Mittel zum Kaufen. — Solche Verstöße gegen den richtigen Ausdruck seiner Gedanken sind aber für Wieland Kleinigkeiten.

Die Uebersetzung sagt:

En compensation du plus riche trésor,
. . . . . .
Que même d'Aureng-Zeb ne payerait point l'or.

Neunter Gesang.

14. Stanze.

Und schwört so weit der Himmel blaut. . . . . .

Das soll heißen: so weit der Himmel blau ist; denn blauen bezeichnet blau färben. Dieser ganze Vers ist übrigens nichts weiter als ein Wortschwall.

Und da kein Warten hilft, beginnt er übrelaut
Den großen Schwur des Basquenvolks zu fluchen.

Einen Schwur fluchen, ist undeutsch; dabei besagen fluchen und schwören in der von Wieland gebrauchten Bedeutung eigentlich ein und dasselbe. Der große Schwur des Basquenvolks *) lautet: saudin! (verdammt!).

Der Uebersetzer hat sich eine bedeutende Veränderung jener drei Verse erlaubt:

Voyant ses soins perdus, il jure en son langage
Joignant à son serment un gros basque juron.

Zehnter Gesang.

10. Stanze.

. . . . . Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Mattschlagend Herz, und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. . . . . .

Wir wollen den seltsamen unsichtbaren Regen von Schlummerdüften, als zum Gesammt-Geisterspuke der Dichtung gehörend, unangefochten lassen; der äußere Sinn aber gehört gewiß zu den Vielen, wovon Wieland wahrscheinlich selbst keine Rechenschaft hätte geben können. — Einschlafen ist ein Zustandswort (Verbum neutrum) und kann also nicht anstatt des thätigen Zeitwortes einschläfern gebraucht werden; richtig ausgedrückt: machte der unsichtbare Regen die schöne Dulderin einschlafen, oder er schläferte sie ein.

. . . . . Une pluie invisible
L'arosant, (?) vient calmer et conforter le coeur
De la belle souffrante: un sommeil doux, prospère
S'epand sur tous ses sens. . . . . .

*) Die Basken (Basquen), Bewohner der Baskoñas, baskischen Provinzen Spaniens, sind noch der Sprache und den Sitten der Vorfahren getreu geblieben, haben sich aber auch über die spanische Provinz Navarra und über die vormalige Gascogne verbreitet. Sie genossen in Spanien mehre Vorrechte.

Eilfter Gesang.

2. Stanze.

Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust
Färbt wieder seine Wang' und stiehlt aus seinen Blicken.

Ein Röthen der Wangen durch Sehnsucht möchte eine Seltenheit sein, da Blässe der Wangen eher Folge der Sehnsucht ist. Wie aber das schöne Roth der Wangen auch aus den Augen strahlen soll oder aus den Blicken, bleibt eine Frage, die Wieland selbst schwerlich hätte beantworten können.

3. Stanze.

. . . . . Sobald der Abendwind erwacht,
Fragt Huon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo seine Holde weilet.

Das Wort Abendwind ist doppelsinnig, indem darunter sowohl ein zur Abendzeit, als auch ein aus der Abendgegend (Westen) wehender Wind verstanden werden kann.

Man fragt nicht Etwas oder Jemand, sondern bei Etwas oder bei Jemandem an. — Huon erscheint sehr thöricht, daß er bei den Schatten anfragt oder dieselben befragt, denn sie können und werden ihm keine Auskunft geben; warum er dieses aber thut, sobald der Abendwind erwacht, bleibt dunkel, da sich hierfür kein Grund auffinden läßt und die Anfrage eben so gut während des Tages und selbst in dem Falle, daß es ganz windstill war, an die vorhandenen Schatten gerichtet werden konnte. — Das Umstandswort schon, zu Anfange des letzten Verses, ist lediglich als Lückenbüßer zur Ausfüllung des Versmaßes zu betrachten, da es nur störend auf den Sinn der übrigen Worte einwirkt und folglich entbehrt werden kann. — Die Worte: den die Liebe munter macht (nach denen zu schließen Huon ohne Liebe träge, und bis zum Abende, wo ihn die Liebe, wahrscheinlich durch den Einfluß des dann erwachenden [?] — sich erhebenden — Windes, aufregte, schläfrig war), sind in der Uebersetzung bestimmter so ausgedrückt:

. . . . . à qui l'amour n'offre de trève.

8. und 9. Stanze.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als diesen Leib . . . . . .
Es war in jedem Theil (') was je die Phantasie
Der Alkameenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht (') und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Brust und Atalantens Knie
Und Leda's Arm und Erigonens Lippen.

In den Worten, welche den vierten, fünften und sechsten Vers bilden, tritt der Mangel einer bestimmten und klaren Ausdrucksweise wieder auffallend hervor; denn wir finden in diesen Versen die Phantasie als denkend bezeichnet, während dieselbe doch das Denken selbst, im Vereine mit der Einbildungskraft, ist, und den genannten Personen angehörend, sich in deren Handeln und Schaffen erst offenbart. Der Sinn der gedachten Verse soll eigentlich sein: Es war in jedem Theile (enthalten), was jemals aus der Einbildungskraft und Erfindungsgabe eines Alkamenes und Lysippos,

Digitized by Google

und derjenigen Künstler, welche ihnen gleichgestellt werden können, hervorging und von denselben in ihren Bildern (Werken) zur Anschauung gebracht wurde.

Ueber das Unzureichende oder vielmehr Nichtssagende der Schilderung der plastischen Schönheit, welche die beiden letzten Verse enthalten (von der regelwidrigen Zusammenstellung der Einzahl wae und der Mehrzahl Lippen ganz abgesehen), hat Jean Paul (Friedrich Richter) sich ausführlich und treffend in seiner Vorschule der Aesthetik, zweite Auflage, 1813, § 79, S. 620—24, geäußert.

31. Stanze.

Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit
Vertreiben kann und will . . . . . .

Die vielen einsylbigen Wörter in dem ersten Verse scheinen wie zum absichtlichen Mißlaute zusammengestellt worden zu sein. Als Alliteration (spielende Wiederholung der nämlichen Buchstaben oder Sylben, wie z. B. er floh und fluchte noch im Fliehen) hat dieser Vers auch keinen Werth; denn jede Alliteration erhält nur durch Abwechselung der Selbstlaute einiges Wohlgefällige für das Ohr, wie z. B. der Buchstabenreim bei A. W. v. Schlegel: „Wo Liebe lebt und lobt, ist lieb das Leben"; ferner bei Ennius und Cicero: „amicus certus, in re incerta cernitur."

Zwölfter Gesang.

87. Stanze.

Es war ein Sohn des Doolin von Maganz.

Das Leben und die Thaten des Helden Doolin von Mainz hat Alxinger in einem sehr langweiligen Epos gleiches Namens besungen. — Statt Maganz müßte es Moguntz heißen, abgeleitet von Moguntiacum, der lateinischen Benennung von Mainz; in dem Falle aber, daß der Name nach dem Französischen: Mayence gebildet wäre, so müßte derselbe Majanß geschrieben worden sein.

88. Stanze.

Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an.

Eine übermäßig kühne, wahrhaft orientalisch hyperbolische Metapher, wahrscheinlich ein Versuch, dem Ariosto gleichzukommen, der in seinem Heldengedichte „der rasende Roland" die Splitter von den Lanzen der kämpfenden Ritter bis zu der Sonne hinaufsliegen läßt, von wo sie verbrannt wieder herabfallen.

— — —

Wirklich gelungen, oder wenigstens frei von bedeutenden Fehlern und Nachlässigkeiten in der Diction zu nennen, sind, unseres Erachtens, in dem ganzen Gedichte nur die folgenden Stanzen: die 1. des 1. Ges.; die 22. des 4. Ges.; die 17. des 7 Ges.; die 51. und 52. des 8. Ges.; die 1. und 2. des 11. Ges. —

Bei Allem was Wieland schrieb, hat derselbe mehr oder minder gegen die nachstehenden beiden Regeln gefehlt:

Est brevitate opus, ut currat sententia neu se
Impediat verbis lassas onerantibus aures.
(Horat. Sat. I. 10 v. 9—10.)

Kürze bedarf's, daß rasch der Gedank' hinlauf', unbelästigt
Von unnützem Gepäcke das Ohr abmüdender Worte.
(Voß).

Effugiendum est ab omni verborum, ut ita dicam, vilitate, et sumendae voces a plebe submotae, ut fiat,
Odi profanum vulgus, et arceo.*)
(Petronii Satyricon. Cap. 118.)

Man muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, jedes gemein und niedrig lautende Wort vermeiden und nur Bezeichnungen wählen, die über der Redeweise des großen Haufens stehen, darauf deutet der Ausspruch:

Ich hasse dich, unheil'ges Volk! entweich'!

Uebrigens hätte das Gedicht in den neueren Ausgaben**) wohl mit erläuternden Anmerkungen versehen werden können, deren dasselbe zum Verständnisse vieler Stellen bedarf, in denen Ausdrücke und Namen vorkommen, die nicht jedem Leser bekannt und geläufig sein dürften. Wir wollen von solchen nur die folgenden anführen: 1. Ges. 22. St. Alquif; 1. Ges. 69. St. Lanzelot; 2. Ges. 46. St. Langon; 3. Ges. 56. St. Mara; 4. Ges. 15. St. Gaden; 4. Ges. 20. St. Merlin; 6. Ges. 35. St. Kalander; Basra; 6. Ges. 46. St. Stufenjahr; 7. Ges. 8. St. Angelstern; 8. Ges. 16. St. der Stein der Narren; 9. Ges. 3. St. Pinke; Massiliens Port; 10. Ges. 41. St. Horeb; 11. Ges. 47. St. Lazuli; 12. Ges. 6. St. Asmodi; u. s. w.

Berlin. R—n.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. Aus den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und anderen officiellen bisher ungedruckten Urkunden. Nach dem Englischen des William Forsyth von Julius Seybt. Erster Band. Leipzig, 1854. C. F. Amelangs Verlag. Gr. 8. VI und 395 Seiten.

Die erste bis dritte Lieferung dieses ersten Bandes sind in unserer Zeitschrift besprochen und wir haben jetzt über die vierte und fünfte, mit welchen der erste Band geschlossen ist, zu berichten.

Ein Werk, wie das vorliegende, welches als Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Kaisers Napoleon von nicht geringer Bedeutung ist, erhält nur dadurch historischen Werth, wenn die Quellen desselben zur Kunde gebracht und somit der Kritik die Würdigung und Beurtheilung ihrer Glaubwürdigkeit ermöglicht wird. In einem Vorworte sind jetzt die von uns früher gewünschten nöthigen Nachweise in genügender Weise gegeben. „Der literarische Nachlaß des Sir Hudson Lowe" heißt es dort, „bestehend aus Documenten, Briefen, Tagebüchern und sonstigen Scripturen über den Zeitraum, wo er während Napoleons Gefangenschaft Gouverneur auf St. Helena war, wurde dem Herrn William Forsyth, der in England als einer der bedeutendsten Juristen bekannt ist, mit dem Auftrage übergeben, diese wichtigen Quellenschriften zu sichten und zu ordnen, um eine der bedeutungs-

*) Horat. Od. III. I. v. 1.

**) Z. B. in derjenigen von 1839 (Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung).

Digitized by Google

vollsten Epochen der Geschichte, welche bis jetzt durch Leidenschaft, Mißverständnisse und Partheiwesen sehr entstellt war, im richtigen Lichte historischer Wahrheit darzustellen.

Als fernere Quellen zur Lösung dieser Aufgabe wurden dem Herausgeber die Original-Depeschen von Lord Bathurst (der während jenes Zeitraumes Staatssecretair der Colonien war) zur Benutzung überlassen, so wie demselben auch von anderen Seiten durch Briefe aus jener Zeit und sonstige Mittheilungen bereitwillig die Hand geboten wurde. Besonders war Herr Oberstlieutenant Jackson, der zu den wenigen Ueberlebenden gehört, die bei den Begebenheiten auf St. Helena irgend eine Berufspflicht zu erfüllen hatten, sehr bemüht, durch wichtige Mittheilungen den Herrn Forsyth bei seinem Unternehmen wesentlich zu unterstützen.

Hudson Lowe selbst hat mit ängstlicher Sorgfalt und Genauigkeit 30 Foliobände gesammelt. Geht auch diese Sammlung zum Theil in's Kleinliche über, so mag man dies darauf schieben, daß der Gegenstand selbst für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit und Verantwortlichkeit war. Nicht allein daß es eines täglichen, officiellen, ausführlichen Berichts über die Begebenheiten und die kleinsten Dinge eines jeden Tages während der 5 Jahre, daß er Napoleon zu bewachen hatte, bedurfte, so erheischten die unausgesetzten Verhandlungen, Mittheilungen und Unterredungen mit Napoleon oder seinem Gefolge einen noch größern Zeitaufwand und Anhäufung des christlichen Materials. Darum sagt Lowe mit Recht in dem Berichte, welchen er seinem Nachlasse beigefügt hat, daß wohl nie unter irgend einer öffentlichen Administration die Masse der Urkunden so groß und so vollständig gewesen sei, als die während der Verwaltung seines Postens auf St. Helena gesammelten.

Der Abdruck des gesammten ungeheuren Materials hätte wenigstens 8—9 starke Bände gefüllt, auch wäre dann das Interesse selbst, durch die Menge unbedeutender Details, welche die Aufmerksamkeit der Leser irre leiten und die Geduld ermüden, erstickt worden! Darum hat der Verfasser in vielen Fällen eine Auswahl oder Abkürzung für unumgänglich nöthig erachtet, aber er erklärt zugleich, daß nicht ein Factum oder eine Aeußerung übersprungen sei, mochte sie von der einen oder andern Seite ausgehen, welche irgend ein, wenn noch so geringes Licht auf die Hauptfrage selbst werfen könnte! Aus dem Grunde, und weil er sich der großen Verantwortlichkeit, welcher er entgegengehe, bewußt sei, es auch dieser Schrift nicht an tadelnden und selbst feindseligen Kritiken fehlen werde, so sei es zur Feststellung des Thatbestandes seine Pflicht gewesen, Manches aufzunehmen, was einen geringern Grad von Interesse beanspruchte. Aus demselben Grunde einer gründlichen Beweisführung sind in extenso die wichtigsten Dokumente, welche den vorhergehenden Text bewahrheiten, als Beilagen dem zweiten Theil dieses Werkes angedruckt. Es hat somit, wie Herr Forsyth sagt, derselbe die massenhaften Quellenschriften als die Grundlage einer fortlaufenden Geschichtserzählung benutzt, und jene als Bausteine betrachtet, um daraus ein festes, historisches Gebäude aufzuführen.

Weiterhin sagt derselbe, daß er sich das Versprechen gegeben, nach dem Ausdruck der englischen Gerichtshöfe „wohl und getreulich die Streitfrage beider Partheien durch Zeugniß und Beweis zum Schluß zu bringen." Er trage das Bewußtsein in sich, diese große Arbeit mit der größten Unpartheilichkeit und Wahrheit ausgeführt zu haben, und unterwerfe sie der strengsten historischen Kritik. Er hoffe damit viele der bisherigen irrigen Meinungen berichtigt und das Publikum in den Stand gesetzt zu haben, sich ein richtiges Bild über eine Epoche der Geschichte zu bilden, über welche die bisherigen Quellen sehr getrübt waren!

Von diesem Bewußtsein, um der Wahrheit die Ehre zu geben, tief durchdrungen, sagt derselbe über O'Meara Folgendes:

„Wenn meine Sprache über denselben häufig sehr streng erscheint, so prüfe der Leser, bevor er urtheilt, und frage sich am Schlusse — ob er solches nicht verdiene? Ich gehöre zu Denen, welche meinen, daß ein Uebermaß solcher Entstellung und Verläumdung, wie es O'Meara in die Welt sandte, sich nicht eignet, um seine Vergehungen im sanften Tone freundlicher Zurechtweisung darzulegen. Furchtlos, ernst und wahr muß über ihn gerichtet werden, denn solche Schriftsteller sind die Pest der Literatur. Sie verderben den Strom der Historie, indem sie deren Quellen vergiften, und ist die weitere Wirkung solcher Bücher, daß sie spätere Autoren irre leiten und daß die ernste Geschichte zu einer Sammlung von Mährchen wird."

„Was Napoleon selbst betrifft," fährt Forsyth fort, „so kann ich trotz der Sympathie und Bewunderung, welche ich für ihn fühle, mich doch den sprechenden Beweisen gegenüber, welche diese Documente liefern, nicht verblenden lassen, um die Wahrheit zu verschweigen oder zu umhüllen! Er war im Unglück fern von jener Seelenstärke, ohne welche es keine bedeutende menschliche Größe giebt. Er verwendete die Thätigkeit seines gewaltigen Talents zu dem unwürdigen Zwecke, unausgesetzt den Gouverneur zu reizen und zu beleidigen und durch dieses Bestreben auch von der andern Seite ebenfalls mit Gewalt Bitterkeit und Beleidigungen hervorzurufen — diese aber dann ohne Erwähnung des Vorhergegangenen — laut als Verbrechen darzustellen.

Bei dem besten Willen, die Wage im Gleichgewicht zu halten, hat nicht das Gewicht des Vorurtheils, sondern das der Thatsachen eine der Wagschalen zum Sinken gebracht."

Die dritte und vierte Lieferung (Seite 241—395) enthalten den Schluß des 10. Capitels, dann das 11. bis 17. Kapitel. — Die Streitigkeiten zwischen dem Statthalter und Napoleon, der mündlich selbst und schriftlich durch Graf Bertrand seinen Unwillen und seine Unzufriedenheit ausspricht, dauern fort; Sir Hudson Lowe beharrt in strenger Pflichterfüllung, zeigt dabei aber eine bewunderungswürdige Geduld und giebt bei sich darbietenden Gelegenheiten den Gefangenen Beweise der Aufmerksamkeit, die aber in der Regel ohne Dank entgegengenommen, oft gänzlich gemißdeutet werden. O'Meara erscheint im letzten Capitel in einem eigenthümlichen Lichte, er erklärt, Napoleon das Versprechen gegeben zu haben, über die Gespräche mit ihm keine Anzeige zu machen, wenn sie sich nicht auf Plane zur Flucht bezögen, und dennoch stattete er dem Statthalter Bericht ab und schrieb an seinen Freund auf der Admiralität, Mr. Finlaison, damit dieser die Briefe dem Minister mittheile. — Interessant sind die Notizen, die sich im 11. Capitel über die Napoleon gesandte Haarlocke seines Sohnes, und im 14. über die Büste desselben befinden, von welcher es nicht ganz klar, wie sie entstanden ist, die von den Herren Beaggini in London gekauft, um sie nach St. Helena zu schicken, und zu diesem Zwecke einem Kanonier Rethweck oder Radowitsch auf dem Schiffe Boring, geführt von Capitain Lamb

Digitized by Google

anvertraut wurde. (In Beziehung auf die Napoleon von Herrn Welle, der im Gefolge des Baron Stürmer, dem Commissair des Kaisers von Oesterreich als reisender Botaniker nach St. Helena kam, übergebene Haarlocke des Königs von Rom, sagt der Verfasser: „Es ist gewiß einer der rührendsten Züge seiner Gefangenschaft, daß ihn das Schicksal auf ewig von dem Sohne trennen mußte, auf den er so stolze und hochfliegende Hoffnungen setzte; aber es ist merkwürdig, wie selten er von dieser Sache sprach. Wir brauchen jedoch nicht vorauszusetzen, daß Mangel an Gefühl die Ursache gewesen wäre. Er muß mehr empfunden haben, als er jemals geäußert hat; aber die natürliche Verschlossenheit seines Charakters hielt ihn ab, Gefühle zu verrathen, die nicht von einer dieselben unmittelbar erweckenden Ursache herrührten.“ — Im 13. und 14. Capitel werden auch die Schriften des Dr. Warden „Briefe vom Linienschiff Northumberland und St. Helena u. s. w.“ und des von Longwood nach Europa zurückgeschickten Bedienten und Schneiders Santini „Eine Appellation an das englische Volk wegen der Behandlung, welche Napoleon Bonaparte auf der Insel St. Helena zu erdulden hat, von Santini, Portier des Geheimzimmers des Kaisers“ besprochen; zu der letzteren hat sich Oberst Macerani, ein Officier, der unter Murat gedient hatte, in seiner Selbstbiographie als Verfasser bekannt. Die Brochure erschien bei Ridgway und erregte ein solches Interesse, daß sieben Auflagen in weniger als 14 Tagen vergriffen wurden. Macerani stellte dem Lord Holland und Anderen den Santini vor, und der Lord machte im Oberhause, wie bekannt, den Antrag auf Vorlegung sämmtlicher Berichte, Correspondenz und Papiere, welche über diese Sache Licht verbreiten könnten. Napoleon selbst gestand, es sei „ein lächerliches Machwerk, sehr übertrieben, voller Dummheiten und einiger Lügen.“

Lord Bathurst bekundet in seinen Depeschen einen offenen und edlen Charakter; so meint er z. B., man könne wol einige Rücksicht auf die Launenhaftigkeit nehmen, welche Krankheit, Kummer und Enttäuschung selbst bei besser geschulten und glücklicher gestimmten Gemüthern hervorzubringen geeignet seien.

Ueber den Statthalter heißt es S. 368: „Sir Hudson Lowe hatte jedenfalls ein sehr sorgenvolles Amt. Es ist kaum möglich, die Schwierigkeit seiner Stellung zu übertreiben. Die genaue Grenze zwischen Beschränkung und Begünstigung einzuhalten — seine Pflicht als Statthalter und für Napoleons Sicherheit verantwortlicher Hüter mit dem Wunsche zu versöhnen, ihm den lästigen Zwang der Gefangenschaft zu erleichtern, erforderte eine Vereinigung von Festigkeit und Sanftmuth, Güte und Takt, und einen Grad von Discretion, wie man nur selten findet. Und dennoch verlangten es die Verhaltungsbefehle der englischen Regierung mit Recht von ihm. Während sie auf dem fortiter in re bestand, sollte Sir Hudson Lowe auch nicht das suaviter in modo vergessen, obgleich jedes versöhnliche Entgegenkommen von seiner Seite verachtungsvoll und beleidigend zurückgewiesen wurde.“

Es mußte natürlich Manches, was in O'Meara's „Stimme von St. Helena“ bereits veröffentlicht ist, in dem Werke des Hrn. Forsyth's wiederholt werden, aber es geschieht dies häufig mit Hinzufügung weggelassener oder anders als in den Briefen an den Statthalter abgefaßter Stellen, so wie mit Angabe des wahren Sachverhalts. Das 17. Capitel handelt von der Zusammenkunft O'Mearas mit Sir Hudson Lowe, in welcher er in Gegenwart des Majors Gorrequer das oben erwähnte Geständniß machte; in seinem Buche ist er auf die hier mitgetheilten Einzelnheiten der Unterredung, wie leicht begreiflich, gar nicht eingegangen. „Der Statthalter“, berichtet der Verfasser, „forderte den Major Gorrequer auf, die von O'Meara gebrauchten Ausdrücke niederzuschreiben, und sie lauteten wie folgt:

„Mr. O'Meara sagte, er hätte Napoleon Bonaparte sein Wort verpfändet, von den Gesprächen, die sie mit einander hätten, Niemandem etwas zu sagen, außer wenn sie sich auf Napoleon Bonaparte's Flucht beziehen sollten. Dies war im Mai v. J. geschehen.“

Er zeigte dann O'Meara, was er niedergeschrieben hatte, und derselbe las es, und sagte, es sei richtig und er wolle es eigenhändig niederschreiben, wenn es verlangt würde. Der Statthalter sagte dann: „Was, Sir! Sie haben sich auf diese Weise verpflichtet, ohne mich zu Rathe zu ziehen, sogar ohne es für angemessen zu finden, mir ehre als jetzt etwas davon zu sagen, und Sie schämen sich nicht, es einzugestehen?“ O'Meara gab zur Antwort: „Ich bitte um Verzeihung, Sie, ich habe es Ihnen gesagt.“ Dies leugnete der Statthalter auf der Stelle und O'Meara beharrte nicht bei seiner Behauptung.

Sir Hudson Lowe fragte dann: „Wenn Sie Ihr Wort verpfändeten, nichts von dem, was in Ihren Unterhaltungen mit Napoleon Bonaparte vorkam zu verrathen, außer wenn es sich auf seine Flucht bezog, wie kamen Sie dazu, mir alle die Mittheilungen über diese Gespräche zu machen, die sich nicht auf seine Flucht bezogen?“ Er gab zur Antwort: „Weil Sie mich danach fragten, und ich der Meinung war, die Mittheilungen könnten der Regierung interessant sein; aber obgleich ich Ihnen Manches gesagt habe, habe ich Ihnen nicht Alles gesagt; außerdem glaubte ich in einigen Punkten ohne Bedenken von dem Versprechen abgehen zu dürfen.“

Der Statthalter sagte: „Eine Person, welche ein solches Versprechen gegeben, sei nicht geeignet, länger in einer derartigen Stellung zu bleiben;“ und sagte ihm, nachdem er ihn mit Wärme auf das Unpassende seines Benehmens, das er unehrenhaft und unaufrichtig gegen die Regierung und gegen sich nannte, aufmerksam gemacht, daß er nicht wünschte, ihn länger hier im Hause zu sehen, und forderte ihn auf, es zu verlassen. Man wird jedoch im Allgemeinen der Meinung sein, daß O'Meara mehr wegen der systematischen Verletzung des einmal gegebenen Versprechens, als deshalb zu tadeln ist, daß er es überhaupt gegeben. Das Versprechen konnte ein Irrthum sein; der Bruch desselben war die überlegte Verletzung einer feierlichen Verpflichtung.“ Es werden dann aus einem langen Briefe des Arztes an den Statthalter, dessen in der „Stimme aus St. Helena“ nirgends gedacht wird, einige Bruchstücke mitgetheilt, z. B.: „Derjenige, welcher unter der verlockenden Hülle eines Arztes sich in das Vertrauen seines Patienten einschleicht und die häufigen Gelegenheiten, in der Nähe seiner Person zu sein, welche ihm seine Stellung nothwendigerweise giebt, dazu benutzt, unter dem Vorwand, seine Leiden zu heilen oder zu lindern, und unter dem Schutz des Vertrauens, das seit undenklichen Zeiten Kranke Heilkundigen geschenkt haben, seinen Patienten Enthüllungen abzulocken, um sie später zu verrathen, verdient mit vollem Rechte mit dem Namen Mouton gebrandmarkt zu werden.“ Der Verfasser begleitet diese Aeußerung mit folgender

Digitized by Google

Bemerkung: „Gegen dieses Verdammungsurtheil über den Arzt, der das ihm geschenkte Vertrauen verletzt, läßt sich kein Einwand erheben, und O'Meara soll nach seinem eigenen Ausspruch beurtheilt werden. Wir müssen über die Frechheit eines Mannes staunen, der so etwas schreiben konnte, nachdem er während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes auf St. Helena mit voller Ueberlegung nicht blos das seiner eigenen Meinung nach stillschweigend bestehende Uebereinkommen zwischen dem Arzt und seinem Patienten, sondern auch sein Napoleon gegebenes ausdrückliches Versprechen fortwährend gebrochen hat. Weit entfernt davon, „Gespräche mit seinem Patienten zu vergessen, so wie er das Zimmer verlassen", pflegte er nach seinem Zimmer zu eilen, und in seinem Tagebuche alles Vorgefallene aufzuzeichnen. Außerdem stand er später nicht an, der Welt die Aeußerungen Napoleons mitzutheilen, die er nur dadurch erfahren hatte, daß er in seiner Eigenschaft als Arzt bei ihm Zutritt gefunden. Und von Zeit zu Zeit schickte er Berichte über die vertraulichsten Unterhaltungen mit dem Verbannten an seinen Freund auf der Admiralität, damit sie dieser den Ministern mittheilte. So zeigt es sich auf das Klarste, daß er entweder das angebliche Versprechen nicht gegeben, oder es in einemfort und mit Ueberlegung gebrochen hatte."

Afraja. Roman von Theodor Mügge. (Auch mit dem Titel: Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. Unter Mitwirkung von L. Bechstein, H. Koenig, H. Kurz, H. Marggraff, T. Mügge, Wolfg. Müller, O. Müller, R. Prutz, L. Schefer, G. Schirges, L. Schücking, L. Storch, E. Willkomm u. a. m., herausgegeben von Otto Müller. I. Afraja. Roman von Theodor Mügge. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn & Cie. 1854. 553 Seiten. 8.

Wir können, nachdem wir jetzt den ganzen vollendeten Roman kennen, nur unser früheres Urtheil bestätigen; Stoff und Einkleidung sind in jeder Beziehung anziehend und gelungen. Erhalten wir in der Müller'schen Sammlung mehrere solche gediegene Productionen, woran bei der Sorgfalt, welche die Verlagshandlung ihrem Unternehmen widmet, bei der ansehnlichen Zahl namhafter deutscher Schriftsteller die sie zur Theilnahme an demselben gewonnen, durchaus nicht zu zweifeln ist, so läßt sich in kurzer Zeit mit geringen Kosten eine kleine Bibliothek deutscher classischer Originalromane von bleibendem Werthe bilden.

Es wäre dem Verfasser unmöglich gewesen den Schauplatz seiner Erzählung uns in so ansprechender Weise und mit so lebhaften Farben zu vergegenwärtigen; wenn er sich früher nicht mit dem Norden genau bekannt gemacht hätte (Skizzen aus dem Norden). Diese Kenntniß hat ihn dann auch befähigt Oertlichkeiten und Naturscenen bis in kleine Einzelnheiten hin treu zu schildern, den Charakter und die Sitten der verachteten Lappen und der sie hassenden und verfolgenden finnmärkischen Kaufleute oder richtiger Fischhändler, obgleich der Zeitpunkt, in welchen die Geschichte versetzt wird, ein längst vergangener ist, in den Grundzügen der Wirklichkeit entsprechend zu zeichnen. Ob dem Roman, in so weit es sich um die Schicksale des Haupthelden, des dänischen Edelmanns Johann Marsteand, der mit einem Königsbrief, welcher zur Landerwerbung berechtigte, in die unwirthbaren Gegenden kommt, handelt, irgend ein älteres dänisches Vorbild zum Grunde liegt oder nicht, kann dem Leser gleichgültig sein. Dieser Marsteand sowol als die übrigen handelnden Personen, der reiche Handrismann Helgestad, der boshafte geschworene Schreiber des Amtmanns Paul Priersen, der als Zauberer gefürchtete Lappen-Häuptling Afroja, Helgestad's Sohn Björnoene und Tochter Ilda, der alte Kaufmann und Rathsherr in Bergen und seine Tochter, der Missionair Klaus Horarmann, besonders auch Gula, Afraja's einziges Kind, sind vortreffliche Charakterbilder. Die Lösung des Knotens, Marsteand's Rettung aus den Händen des alten Helgestad, der ihn recht systematisch in's Verderben geführt, diese Rettung durch den alten Afraja, der im Besitze großer Schätze ist, hat allerdings viel Wunderbares, man vergesse jedoch nicht, daß der Verfasser kein biographisch-geschichtliches Werk, sondern einen Roman schreiben wollte; ist dieser zugleich, wie wir ihn früher bezeichnet haben, ein Sittengemälde geworden, so hat er dadurch nur an Bedeutsamkeit gewonnen. — Proben aus einem Buche, dessen Erwerbung leicht und wünschenswerth ist, geben wir nicht, auch könnten wir als solche nur einzelne Naturschilderungen u. dgl. wählen, da die Erzählung im Zusammenhange gelesen werden muß.

Leihbibliotheken mögen nur sofort sich mit mehreren Exemplaren der Romans versehen, er wird bald ein Lieblingsbuch ihrer Theilnehmer werden.

Druck (von August Osterrieth in Frankfurt a. M.) und Papier sind sauber.

Miscellen.

Das älteste Schiff der französischen Flotte, Ocean, ist gegenwärtig 63 Jahre alt. Es ist im November 1790 vom Stapel gelassen und im Jahr 1836 von Grund aus ausgebessert worden.

Dem jüngsten Athenaeum zufolge wird an der projectirten Erforschungsexpedition nach der Tschuddo rasch gearbeitet und Herr Macgregor Laird hat sich anheischig gemacht, die rechtzeitige Bereitschaft des erforderlichen Fluß-Dampfsboots zu beschaffen.

Vermöge verbesserter Vorkehrungen im Betrieb der englisch-französischen unterseeischen Telegraphenlinie, ist es nun ermöglicht, Depeschen aus London in Paris in Zeit von einer Viertelstunde zu erhalten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 95. Sonnabend, den 26. November. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel IV. ..... Seite 741
Parteiung im byzantinischen Reiche ..... „ 744
Literatur:
Transatlantische Federzeichnungen. Von Eduard Pelz ..... „ 746
Merlin's Feiertage. Von Robert Waldmüller ..... „ 747
Christus-Sagen. Dichtungen gesammelt und herausgegeben von F. Brunold ..... „ 748

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Artikel IV.

Der Krieg von 1810. — Dessen Ursachen. — Angriff des russischen Generals Michelson. — Die englische Flotte vor Constantinopel. — Gesandtschaft des Generals Sebastiani.

Unsere drei ersten Artikel waren, aus dem militairischen Gesichtspunkte, den Ländern gewidmet, die der Schauplatz der letzten Feldzüge gewesen. Dieselben Regionen werden vielleicht abermals nach allen Seiten hin von den Armeen durchzogen. Wir wollen nun zu der Beschreibung der Operationen der beiden Kriege von 1810 und 1828 schreiten. Die Ereignisse von damals werden uns, wie wir uns bereits geäußert haben, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten des jetzigen Krieges vorhersehen lassen, und uns vor Allem behülflich seyn, ihn nach Maaßgabe der vorkommenden Umstände zu beurtheilen.

Der Krieg von 1810 hat in der Wirklichkeit schon 1807 begonnen. Er wurde während des ganzen Jahres 1808 durch die Vermittelung des Kaisers Napoleon unterbrochen, hernach sehr lau wieder begonnen, in den Jahren 1809 und 1810 aber durch den General Kaminski mit vieler Energie fortgeführt, und im Jahr 1811 durch den Marschall Kutusoff, letztlich durch den Admiral Titschakoff beendigt.

Der, im Jahr 1792, nach den Siegen Suworoffs zu Jassi abgeschlossene, Friede hatte der Türkei definitiv alle ihre Provinzen im Norden des schwarzen Meeres, von der Krimm bis zum Dniester genommen. Rußland erwarb überdem ein ausgedehnteres Schutzrecht über die Moldau und die Wallachey, ein Recht, das sich von dem im Jahr 1774 von dem Marschall Romanzof zu Kainardschi, in der Nähe von Silistria, abgeschlossenen Tractate herschreibt. Wie man unlängst gesehen hat, hat Rußland sich zur Befürwortung seiner jetzigen Prätensionen auf diesen selbigen Tractat von Kainardschi berufen.

Nach dem Tractate von Jassi sollten die von der ottomanischen Pforte auf drei Jahre gewählten Hospodare hinführo sieben Jahre im Amte bleiben. Es war Rußland späterhin gelungen, ein Paar Fanarioten ernennen zu lassen, die seinem Interesse und seinen Plänen ganz und gar ergeben waren: die Fürsten Ypsilanti und Morusi. Diese Hospodare benahmen sich vielmehr als russische Agenten, denn als von der Pforte eingesetzte Großwürdenträger. Die geheimen Gesinnungen des Ersteren lassen sich beurtheilen, wenn man sich erinnert, wie späterhin, im Jahr 1821, sein Sohn Alexander die Moldau an der Spitze der Hetäristen in Aufstand zu bringen suchte. Die Absetzung dieser beiden Hospodare ward dann die Veranlassung des Krieges.

Digitized by Google

Die türkischen Minister hatten ihrem Treiben durch die Finger gesehen, weil dieselben ihre gewohnte Habgier durch reiche Geschenke befriedigten. Inzwischen hatte Frankreich damals einen tüchtigen und vigilanten Gesandten in der Person des Generals Sebastiani, des Adjudanten des Kaisers, zu Constantinopel, dessen Gesandtschaft berühmt geblieben ist. Voll Geist und Thätigkeit, keck oder geschmeidig, wie die Umstände es erforderten, und befähigt, einer schwach gewordenen Regierung Kraft und Entschlossenheit einzuflößen, war er ein würdiger Repräsentant des französischen Reiches, das sich damals auf dem Gipfel seiner Macht befand.

Der General Sebastiani, der gegen das Ende von 1806 angekommen war, war angewiesen, jegliche günstige Gelegenheit zu benutzen, um die Pforte in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln. Frankreich war damals mit letzterer Macht im Kriege. Nach der Schlacht von Austerlitz, im Jahr 1805, hatte der Kaiser Alexander sich an dem zu Preßburg zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Frieden nicht betheiligen wollen, und setzte den Krieg in den Jahren 1806 und 1807 als Verbündeter von Preußen fort. Es lag folglich im Interesse Frankreichs, vermittelst der Türkei eine Diversion zu bewerkstelligen, um den Kaiser zur Theilung seiner Macht zu nöthigen.

Von den Umtrieben der Hospodare genau unterrichtet, arbeitete der französische Gesandte sofort dahin, ihre Absetzung herbeizuführen. Der Sultan Selim war seit lange mit ihnen unzufrieden, und seine Minister, die dergleichen Veränderungen wegen der bedeutenden Remuneration, die für sie mit einer neuen Investitur verbunden war, gerne sahen, beeilten sich, den Sultan die Zurückberufung der Fürsten Ypsilanti und Morusius unterzeichnen zu lassen.

Aber Herr Italinski, der russische Gesandte, beklagte sich, von dem englischen Gesandten, Herrn Arbuthnot, unterstützt, sehr lebhaft über diesen Ausspruch; er nannte ihn eine handgreifliche Verletzung des Tractats von Jassi, weil die sieben Jahre der Hospodarwürde der beiden Fürsten noch nicht abgelaufen waren, und verlangte ihre sofortige Wiedereinsetzung. Der Langsamkeiten und der ausweichenden Antworten des Divans überdrüssig, erklärten die beiden Gesandten endlich, daß sie sich einschiffen würden, wenn man ihnen keine Satisfaction gäbe. Erschrocken über die Drohung, mit ein Paar Großmächten Krieg zu bekommen, nahmen die Minister nun ihren ersten Entschluß zurück, und Selim mußte seufzend die Wiedereinsetzung der seiner Souveränität feindlichen beiden Hospodare unterzeichnen. Dieses ereignete sich im Monat October 1806.

Trotz dieser, von einer kleinmüthigen Regierung gegebenen, Genugthuung erfährt man plötzlich in Constantinopel, daß der russische General Michelson den Dniester überschritten hat, daß er die türkischen Festungen Khotym, Bender und Ismail in Bessarabien blockiren läßt, und bald, daß auch Jassi, die Hauptstadt der Moldau, in seinem Besitz ist und er von dort eine Notiz über die Eröffnung des Feldzugs publicirt.

Die Pforte war auf keinen Krieg vorbereitet. Mustapha Bairactar, der Pascha von Rustschuk, zog in der Eile ein kleines Armee-Corps zusammen, und brach damit nach dem Serett, an der Gränze der Wallachey auf. Aber zu Fokschani geschlagen, fiel er auf Bucharest zurück, was er auch wieder bald räumen mußte, um sich nach der Festung Giurgewo zurückzuziehen, welche damals die von Rustschuk deckte. Der General Michelson war also Herr der drei türkischen Provinzen, die sich damals zwischen dem Dniester und der Donau erstreckten.

Diese Invasion war ohne vorgängige Kriegserklärung geschehen. Herr Italinski, der darüber von seiner Regierung keine vorläufige Mittheilung erhalten hatte, war in großer Verlegenheit, was er auf die gerechten Vorwürfe der türkischen Minister antworten sollte. Das Volk war wüthend auf die Russen, und Herr Italinski schwebte in der größten Gefahr. Der General Sebastiani beeilte sich, seinem Rivalen Beistand zu leisten, und der Sultan Selim, der zu großmüthigen Charakters war, um den Gesandten nach früherem Brauch in die sieben Thürme setzen zu lassen, ließ ihn Nachts heimlich einschiffen.

Herr Arbuthnot, der angewiesen war, den Herrn Italinski in allen Stücken zu unterstützen, drohte der Pforte mit einem Bruche mit England, wenn die Türkei sich nicht zu Gunsten Rußlands und Englands gegen Frankreich erklärte. Aber die glänzenden Siege Napoleons über Oesterreich und Preußen gaben dem General Sebastiani ein großes Uebergewicht über den Sultan und seine Minister. Da der englische Gesandte nun wohl einsah, daß die Partie diplomatisch verloren war, so wollte er, den letzten Instructionen seiner Regierung gemäß, die Hülfe der Waffen anrufen. Er verließ insgeheim Constantinopel, um sich an Bord der englischen Flotte des mittelländischen Meeres zu begeben, die ihre Station zu Tenedos, auf der Rhede von Besika hatte.

Nun begiebt sich eine Episode, die von großem historischen Interesse ist und die wir hier mittheilen wollen.

Am 20. Februar erzwang der Admiral Duckworth mit einer Flotte von 14 Kriegsschiffen, worunter 8 von der Linie, den Durchgang durch die Dardanellen bei einem günstigen Südwinde. Die Türken waren seit mehreren Tagen darauf gefaßt gewesen, aber schlecht vorbereitet, einen solchen Angriff abzuhalten. Sie hatten Truppen in die Forts gelegt, und unter der Leitung französischer Officiere, die zu der Gesandtschaft gehörten, einige neue Batterien aufgeworfen. Aber die Trägheit und die Feigheit des Kapudan-Pascha, der sich gleich bei den ersten Kanonenschüssen nach Gallipoli flüchtete, verdarben Alles. Die englischen Schiffe kamen eins hinter dem andern angefahren, auf beide Ufer des Canals feuernd und die Batterien demolirend. Das Feuern der Türken wurde nur an einigen Punkten lebhaft unterhalten; auf anderen waren die Kanoniere noch nicht einmal auf ihrem Posten. Die, am Punkte von Nagara, dem Schlüssel des Innern der Meerenge, im Bau begriffenen Batterien waren noch nicht fertig. Dort lag, ohne Ordnung und ohne zur Vertheidigung des Canals mitzuwirken, ein türkisches Geschwader von acht Schiffen: 1 Linienschiff, 5 Fregatten und 2 Beiggs. Dies Geschwader wurde in Brand gesteckt und versenkt.

Der ferne Widerhall des Kanonendonnerns und die Nachrichten, die aus der Meerenge einliefen, erfüllten die Gemüther zu Constantinopel mit Besorgniß und Unwillen. Bald setzte die Erscheinung dieser Flotte, der, wie man sah, mehrere Bombengaleeren folgten, das Serail in Angsten. Die Bostandschis, die Eunuchen, die Frauen, kurz die gesammte kleinmüthige Bevölkerung war von einem panischen Schrecken befallen, als ob ihr die Bomben und die Kugeln schon über den Köpfen prasselten. Der Sultan selber war über das Geschrei und das Lamentiren in seinem Palaste eingeschüchtert worden.

Digitized by Google

Die englische Flotte fuhr in einiger Entfernung längs der südlichen und der östlichen Seite der Stadt hin; sie war jedoch bald gezwungen, um nicht durch die starke Strömung des Bosphorus auf die Spitze des Serails getrieben zu werden, bei den Fürsteninseln, zwei Lieues von Constantinopel, in einer drohenden Stellung vor Anker zu gehen.

Von diesem Ankerplatze aus schickte der englische Admiral und Gesandte der ottomannischen Pforte ein Ultimatum ganz außerordentlicher Art zu, in welchem im Wesentlichen folgende Forderungen aufgestellt waren: 1) daß die ottomannische Pforte mit Rußland und England gemeinschaftliche Sache machen und Frankreich den Krieg erklären solle; 2) daß der französische Gesandte sofort weggewiesen würde; 3) daß die Pforte an Rußland die drei Provinzen Bessarabien, die Moldau und die Wallachey abtreten müßte; 4) daß die türkische Flotte bis zum allgemeinen Frieden England übergeben würde, und endlich 5) daß die Forts und Schlösser der Dardanellen als erstes Unterpfand für die Erfüllung der übrigen Bedingungen eine englische Garnison aufzunehmen hätten.

Die türkische Regierung befand sich der Zeit in einem bedauerlichen Zustande des Verfalls, aus welchem sie nachdem durch den Sultan Mahmud wieder herausgerissen worden ist. Durch das Gefühl ihrer Unmacht demoralisirt, waren die Minister Selims so wie auch die Mitglieder des Divans bei dem Empfang dieser, durch die furchtbare Macht, die ihre Augen am Horizont erblickten, bereit, die Drohung mit der Wirkung zu vereinigen, unterstützten harten Aufforderung bestürzt. Sie nahmen keine Maaßregel zur Vertheidigung ihrer Hauptstadt, und ihre ganze Hoffnung beschränkte sich darauf, einige Milderung der ihnen auferlegten Bedingungen zu erlangen. Sie hatten den General Sebastiani bereits in officiöser Weise zur Abreise aufgefordert, um so den Forderungen des Feindes eine erste Satisfaction zu geben. Der General antwortete auf diese Aufforderung jedoch mit einer Festigkeit, die des Repräsentanten eines großen Reiches würdig war, indem er erklärte, es würde ihn keine Gefahr bewegen, seinen Posten zu verlassen, und er würde nicht anders als auf einen von dem Sultan selber unterzeichneten Firman abreisen, welchen Firman er dann dem Kaiser Napoleon, seinem Herrn, überbringen würde, damit er sähe, was von der Freundschaft Selims zu halten sey.

Der Schrecken der Vezire und der Großen hatte sich inzwischen den Einwohnern der Stadt und ihrer großen Vorstädte nicht mitgetheilt. Die Gefahr rief vielmehr den Muth und den kriegerischen Fanatismus der Osmanlis wieder wach. Die russische Invasion ohne vorgängige Kriegserklärung, der englische Angriff mitten im Frieden, und die Zerstörung des türkischen Geschwaders zu Navarin hatten die nationale Aufregung aufs Höchste gesteigert. Diese Stimmung wurde nun von dem französischen Gesandten aufs eifrigste benutzt, dem Divan wieder Muth einzuflößen und die kriegerischen Entschlüsse der Bevölkerung zu unterstützen.

Von dem Sultan empfangen, entwickelte der General Sebastiani einen Vertheidigungsplan, der im Herzen dieses Fürsten die Kühnheit und die Standhaftigkeit seiner Vorfahren neu belebte. Das Serail soll in einen Kriegsplatz umgewandelt werden, der Harem wird von den Frauen, die einen andern Palast beziehen, geräumt; die französischen Officiere haben überall Zutritt, und die Teppiche dieser geheimnißvollen Stätten werden zum erstenmal von europäischen Stiefeln betreten. In den alten Mauern Constantins werden Schießscharten angebracht, auf den Terrassen der an's Meer gränzenden Gärten Batterien aufgeführt; die berühmte Spitze, welche den Einlauf des güldnen Horns (der Hafen von Constantinopel) beherrscht, wird aufs furchtbarste armirt, und alle Punkte der Küste, wie das Ufer Top-Hane und die große Kanonierkaserne strotzen von Batterieen. Es werden in größter Eile neue Schanzen aufgeworfen und mit Geschütz vom stärksten Kaliber, durch Menschenhände herbeigezogen, besetzt, während in andern Batterieen Mörser aufgepflanzt werden, aus welchen die schwersten Bomben geworfen werden können. Das große Arsenal zu Constantinopel, das immer sehr reich an Kriegsmaterial gewesen, lieferte ohne Schwierigkeit das Nöthige zu diesen vielfachen Rüstungen. Die gesammte männliche Bevölkerung von Constantinopel legte unter der Leitung der französischen Officiere, welche der Gesandtschaft beigegeben waren, eifrig Hand an, und die gesammte türkische Miliz, die Kanoniere, die Seeleute, die Nizams und die Janitscharen führten mit derselben Willfährigkeit alles das aus, was ihnen von diesen Officieren geheißen ward. Der Eingang zum Hafen wurde durch eine zwiefache Reihe von fest mit einander verbundenen Kanonieeschaluppen gesperrt, und vor dem Palaste von Beschik-Tasch, am Einlauf des Bosphorus, wurden acht Linienschiffe fest vor Anker gelegt.

Mit dem Gesandten und den Personen seines Gefolges hatten sich 200 Franzosen jeglichen Gewerbes, die sich zu Constantinopel befanden, vereinigt, worunter mehrere Militaire und einige Matrosen. Der spanische Gesandte, der Marquis von Almenara, hatte alle seine Landsleute den Franzosen beigesellt. Die Mitwirkung dieser Europäer und die practischen Kenntnisse mehrerer unter ihnen war für die Leitung der Arbeiten von großem Nutzen und spornte den Eifer der Türken lebhaft an.

Die Gesandtschaft des Generals Sebastiani bestand aus sehr ausgezeichneten Officieren, von welchen mehrere eine höchst glänzende Carriere gemacht haben, als: der Ingenieur-Obrist Horo, der Artillerie-Obrist Foy, der Ingenieur-Obrist Boutin, der späterhin, im Jahr 1812, auf Napoleons Befehl insgeheim die Pläne der Stadt und der Festungswerke von Algier aufgenommen hat, welche Pläne im Juli 1830 zu der unter Carls X. Regierung ausgeführten Eroberung benutzt wurden; der Obrist Jacheneau von St. Denis, damals Director der Befestigungswerke im Dienste der ottomannischen Regierung, und der auch eine neuere Geschichte der Türkei verfaßt hat; die Herren Gustav de Caigny und de Lasenure, Adjudanten des Gesandten; die Capitains und Ordonnanz-Officiere Sacres, Leclerc, de Courtaillont, Gerard und de Fleurange. Wir haben diesem Verzeichnisse noch die Gesandtschaftssecretaire Herren de Lablanche und de Latour Maubourg hinzuzufügen; ferner den Grafen von Pontecoulant, der sich als Reisender zu Constantinopel befand, den Herrn Mechain, französischen Vice-Consul, und die Gebrüder Franchini, Drogomannen der Gesandtschaft, die, obwohl keine Militairs, sich sämmtlich unsern Officieren anschlossen, um die Türken zu leiten und an den Arbeiten wie an den Gefahren Theil zu nehmen. Wir dürfen bei diesem Verzeichnisse auch die spanischen Officiere nicht vergessen, die Herren Endiriz, Carnerero, Perez und Belino, deren Talente und Muth ebenfalls die alte Ehre ihrer Nation würdig behaupteten.

Digitized by Google

Der General Sebastiani übte bei dieser Gelegenheit einige Tage lang zu Constantinopel eine Art höchster Autorität aus, die ihm das einstimmige Vertrauen der Türken zu seinem Character und seiner Fähigkeit übertragen hatte.

Parteiung im byzantinischen Reiche.

Das byzantinische Reich ward bald nach seiner Absonderung vom abendländischen durch kirchliche Parteiung über Dogmen auf's heftigste bewegt. Daß dergleichen dogmatischer Streitpunkte außerhalb des Gebiets der Kirchenlehre und des Cults auch eine staatliche Bedeutung und die kirchlichen Antagonismen eine politische Färbung bekamen, hatte seinen Vorgang schon in Constantins d. Gr. Einmischung in die Beschlüsse des Concils von Nikäa gehabt und die nachfolgende kirchliche Parteiung in Arianer und Orthodoxe war nicht unabhängig von Erklärungen und Acten der Throngewalt für und wider geblieben. Wenn nun diese kirchlichen Differenzen eben durch solche Theilnahme des Hofes an ihnen eine politische Zumischung annahmen und die Staatsverwaltung eine vorzugsweise kirchlich bedingte war, so hielt doch die streitgerüstete dogmatische Polemik sich fern von eigentlich politischen Fragen und Principien; bedeutsam außer den Abwandlungen der Hofgunst für die eine oder andere Partei ist nur die Verzweigung des Gegensatzes der häretischen Nestorianer und Monophysiten zu den Interessen der östlichen Reichsfeinde. Darum mag unsere Aufgabe alle jene Wirren, nebst den spätern der Bilderdiener und Bilderstürmer, der Paulicianer ꝛc. als einen ihr in die Hauptsache fremden Stoff ohne Beeinträchtigung ihres Panorama bei Seite lassen. Nicht anders steht sie gern ab von der Zeichnung der charakterlosen und die widerwärtigen Zerwürfnisse der Imperatorenzeit wieder vergegenwärtigenden Thronhändel im byzantinischen Reiche, wobei entweder Hofumtriebe, Ränke der Weiber und Eunuchen oder feile Söldner, nicht selten Miethlinge aus der barbarischen Nachbarschaft die Hauptrolle spielen, das Volk aber unbetheiligt ist. Dagegen bietet die Geschichte der ersten Jahrhunderte des byzantinischen Reichs eine der seltsamsten Parteigestaltungen in den Factionen der Rennbahn dar und deren Darstellung mag genügen, uns mit jenem monströsen Reiche abzufinden.

Das Wort Faction zur Bezeichnung von Genossenschaften der Wagenlenker des römischen Circus mag leicht so alt als die Sache selbst sein, also bis in hohes Alterthum des römischen Staats hinaufreichen. Mit der Zunahme des leidenschaftlichen Wahlgefallens der Römer an den circensischen Spielen bekamen jene Factionen in dem Lustkalender Roms steigende Wichtigkeit, gemeinheitliche Organisation und was für die Folgezeit höchst bedeutsam wurde, äußere Abzeichen durch Farben. Diese sind das Prototyp der farbigen Parteisymbolik geworden. In den Anfängen der Imperatorenzeit waren der Farben und darnach benannten Factionen vier, weiß, roth, grün, blau. In Rom selbst hielt sich das Factionswesen dieser Art auf untergeordneter Stufe; doch wird angeführt, daß der eine oder andere der Imperatoren sich für eine fremde Farbe, von denen die grüne und blaue vorherrschend wurden, erklärt habe. So wandte Caligula der grünen Faction besondere Gunst zu, Nero und Vitellius der blauen, Domitianus fügte eine gold- und eine purpurfarbige hinzu; doch kamen diese ab mit seinem Tode und späterhin wurde auch die weiße und rothe mit der blauen und grünen verschmolzen. Die Factionen kamen unter den Imperatoren Verus, Commodus, Caracalla, Elagabalus, zu höherem Ansehen und Selbstgefühl, da jene öffentlich für die eine oder andere Partei und Farbe nahmen. Bedeutung politischer Parteien bekamen die Factionen aber erst seit ihrer Verpflanzung nach Constantinopel. In Rom fochten Rennbahnlust und Factionswesen mit der Verlegung des Kaiserthrons nach Ravenna; indessen noch in ostgothischer Zeit war eine schwache Spur davon übrig. In Constantinopel dagegen, wo die Anlegung einer Rennbahn schon unter Severus begonnen und von Constantin d. Gr. vollendet worden war und die Schau- und Festlust der Bevölkerung sehr bald sich in gleichem oder selbst noch höherem Maaße als in Rom kundgab, bildete kraft eines wunderbaren Getriebes die Parteisucht sich dergestalt aus, daß Partenahme für eine der beiden Factionen Hof- und Staatsangelegenheit wurde, die Factionen selbst aber sich bei staatlichen Fragen eifrigst betheiligten. Das Volk der Hauptstadt und in der berufensten aller Lustsätten des Reichs, Antiochia am Orontes, ergriff dieses Parteiwesen um so gieriger, je willkommner ein solches Substrat bei gänzlicher Nullität politischer Gesinnung war; die Rennbahnlust wurde das Seminar, woraus eine politische Afterparteiung mit aller Geilheit des Unkrauts hervorsprießte. Daß diese aber auch eine kirchliche Zumischung bekam, konnte um so weniger ausbleiben, da die Factionen sich berufen fühlten, zu Allem und Jedem ihre Stimme zu geben. Die Factionen, durch alle Städte des Reichs, wo es Rennbahnen gab, zahlreich und durch Anhang von Weibern verstärkt, vollzog Hadderlust, nirgends aber mehr als zu Constantinopel zu hoher Anmaßlichkeit und dünkelvoller Leidenschaftlichkeit emporgewachsen, wandten schon in der Zeit der ersten Kaiser nach Ausgange des Theodosischen Hauses sich feindselig gegen einander. Von einem blutigen Ausbruche der Gährung, der unter Kaiser Anastasius 501 zu Constantinopel stattfand, hat sich, ohne nähere Angabe der Veranlassung, eine Ueberlieferung erhalten, daß eines Tages die grüne Faction in der Rennbahn plötzlich die blaue mit bewaffneter Hand überfiel und daß über dreitausend Menschen um's Leben kamen. Ein anderes Mal, als mehrere Grüne wegen Steinwurfs im Kerker lagen, richteten die Grünen während der Rennspiele an Anastasius das Gesuch, er möge ihre Genossen freilassen. Dieser schlug es ab und ließ Wache anrücken; die Grünen wurden handgemein mit diesen, drangen vor bis zum Thronsitze im Circus und warfen Steine nach dem Kaiser. Darauf in die Enge getrieben warfen sie Feuer in die Gebäude um die Rennbahn; ein großer Theil derselben ward eingeäschert, nach vielem Blutvergießen rist ward der Aufstand unterdrückt und die Schuldigen bestraft. Nicht lange nachher folgte ein neuer Tumult; die Factionen wollten einen andern Kaiser; doch Anastasius, ohne Diadem auf dem Kaiserstuhl in der Rennbahn erscheinend und bittweise sich an die Menge wendend, vermochte den Aufruhr zu beschwichtigen. Auch in Antiochia kam es zu einem wilden Tumulte der Grünen. Daraus läßt sich muthmaßen, daß auch bei dem forchtbaren Aufstande gegen den milden, schwachen und den orthodoxen Zeloten abgeneigten Anastasius im J. 514, wo der Feldherr Vitalianus, dem Namen nach Anführer der Orthodoxen,

Digitized by Google

mit mehr als sechszigtausend Mann gegen die Hauptstadt anzog, jene Factionen nicht außer Spiel gewesen seien.

Höher noch stieg der Uebermuth der Parteien unter Anastasius' Nachfolger Justinus, am höchsten unter Justinianus. Bisher hatten die Grünen einiges Uebergewicht über die Blauen gehabt; Justinus und Justinianus begünstigten die Blauen. Des Letztern Gemahlin Theodora, Tochter eines Bärenwärters der grünen Faction konnte dieser nicht vergeben, daß sie ihre und ihrer Mutter und Schwestern Bitte um Unterstützung abgewiesen hatte. Beide Parteien benahmen sich gleich frevellustigen Raufbolden. Zu dem Parteizeichen der Farbe gesellten sich jetzt auch cenommistische Tracht; nach persischer Sitte ließen die Blauen den Bart lang wachsen, nach der Massageten Weise scharen sie das Vorderhaupt und ließen das Haar vom Hinterhaupt herabhangen; das nannten sie hunnische Mode. Ihre Kleidung war schmuckvoll; sie wußten sie auf unrechtmäßige Weise sich zu verschaffen. Die Aermel schlossen dicht an dem Handgelenk, nach den Schultern zu waren sie im Uebermaaß bauschig; das sollte bei Erhebung der Arme ihre Kraft anschaulich machen. Mäntel, Beinkleider und Schuhe trugen und benannten sie hunnisch. Nachts gingen sie mit offenen Waffen einher, bei Tage hatten sie zweischneidige Dolche unter dem Gewande. Mit Einbruch der Nacht rotteten sie sich zusammen und übten Straßenraub. Die ihnen zu Gunsten kommende Strafslosigkeit mehrte die Frevellust, sie ließen sich bestechen und brachten durch falsches Zeugniß Grüne in's Verderben. Selbst offenbaren Mord scheuten sie nicht; es ward bei ihnen eine Sache des Ruhms und des Beweises von Stärke, einen Wehrlosen mit Einem Schlage zu tödten. Die Richter waren eingeschüchtert, die Weisungen der Blauen galt für todtbringend. Gläubiger wurden gezwungen, ihre Schuldverschreibungen herauszugeben; Weibern wurde Gewalt angethan, Knechte wider Willen ihrer Herrn in Freiheit gesetzt. Als nun Justinianus von seinem Oheim Justinus zum Mitregenten angenommen worden war, erließ er zwar Verbote des Mords, Steinwurfs und des übrigen Parteiunfugs und befahl, man solle bei den Circensen sich anständig benehmen, doch auf der leidenschaftlichen Theodora erklärte Gunst vertrauend, fuhren die Blauen fort, sich über die Grünen zu überheben und die Strafgewalt hörte nicht auf, patriotisch zu verfahren. Der Präfect der Leibwache, Johannes von Kappadokien, der Kammerherr Kalopodius und auch der als Rechtskundiger hochgerühmte Quästor Tribonianus galten den Grünen für Bedrücker. Doch durch eine seltsame Fügung geschah es, daß beide Parteien auf kurze Zeit sich einigten und dies führte zu dem berufenen Aufstande Nika, der den Thron Justinianus' erschütterte.

Es war im fünften Jahre seiner Regierung, 532, als bei den Spielen in der Rennbahn die Grünen eine Anklage gegen Kalopodius erhoben, wobei sie zugleich dem Kaiser Heil und lange Regierung anwünschten. Justinianus ließ durch einen öffentlichen Ausrufer (Mandator) einen Zweispruch mit der Faction eröffnen. Der Mandator übernahm die Vertheidigung des Kalopodius, welche er allgemach mit Schimpfwörtern — Juden, Manichäer, Samaeiter — und Strafdrohungen würzte. Auch die Erwiederung der Grünen steigerte sich zu heftigen Vorwürfen, daß ungerechte Hinrichtungen (Grüner) vollzogen würden und als auch die Blauen sich in den Wortwechsel einmischten, verließen die Grünen voll Grimm die Rennbahn. Nun aber begab sich's, daß um eben die Zeit die Hinrichtung von sieben Meuterern beider Factionen stattfand, bei den letzten Beiden der Strang riß und umstehende Mönche sie in ihr Kloster retteten. Dies brachte die Factionen zu temporärer Einung; sie umlagerten den Palast und zündeten mehrere Gebäude an. Justinianus machte den Aufständischen das Zugeständniß, Johannes von Kappadokien und Tribonianus zu entlassen; aber die Wildheit des Aufruhrs dauerte mehrere Tage lang, die Flammen verbreiteten sich über einen großen Theil der Hauptstadt. Die von Justinian ausgesandten Soldaten wurden zurückgeschlagen. Darauf begab der Kaiser, ein Evangelienbuch in der Hand, sich nach seinem Sitze in der Rennbahn; das Volk strömte herbei, Justinian gab ihm eidliche Versicherung völliger Amnestie, er selbst habe Schuld. Ein Theil der Menge rief ihm Heil zu, Andere schmähten ihn. Ohne das Volk beruhigt zu haben, kehrte er zurück in den Palast. Hier befand sich Hypatius, ein Neffe des Anastasius; dieser gab wohlgemeinten Rath: Justinianus aber faßte Argwohn und gebot ihm den Palast zu verlassen. Als die empörte Menge seiner ansichtig wurde, rief sie ihn zum Kaiser aus, schmückte ihn mit den kaiserlichen Insignien, die sie aus ihrem Gewahrsam herbeiholten und mit einer goldenen Halskette; drittehalb hundert gebarnischte Jünglinge der Grünen schaarten sich um ihn. Hypatius wehrte vergebens den Andrang ab; endlich ergab er sich darein und faßte Hoffnung, der Thron könne ihm zu Theil werden. Justinianus und seine Räthe hatten den Muth verloren und schon war Anstalt zur Urberfahrt nach Asien getroffen worden, als Theodora entschlossen und beredt erklärte, man dürfe nicht weichen. Sie schloß ihre Rede mit den Worten, der Thron sei ein schönes Begräbniß. Nun wurde List und Gewalt zugleich gerufen. Narses, Kammerherr und Oberst der Leibwache, verließ mit einem Gefolge insgeheim den Palast, suchte Zugang zu einigen Blauen und gewann diese durch Geldspenden. Der Parteigeist fand sich wieder; die Blauen erhoben Siegesrufe für Justinian und Theodora; die Grünen begannen Steine auf die Blauen zu werfen. Indessen hatte sich die Rennbahn mit dichtgedrängter Menge angefüllt. Nun brachen plötzlich Narses, Belisar ꝛc. mit Soldaten von verschiedenen Seiten in die Rennbahn, nahmen das Volk in die Mitte und führten die Soldaten zu einem Gemetzel, wo Blaue und Grüne, Bürger und Fremde, Aufrührer und Zuschauer ohne Unterschied niedergemacht wurden. Der Tag kostete fünfunddreißigtausend Menschen das Leben. Hypatius wurde Tags darauf hingerichtet; von denen, die sich für ihn erklärt hatten, die Vornehmsten, welche in Kirchen und Klöster geflüchtet waren, geächtet und ihre Güter confiscirt. Der Stadtpräfect bekam Befehl, von den Blauen insbesondere die zu bestrafen, welche sich den Grünen angeschlossen hatten. Die Parteiung ruhte auf mehrere Jahre. Justinianus aber verkündete seinen Sieg nach allen Städten des Reichs. Der Aufstand bekam seinen Namen Nika von dem gegenseitigen Zuruf der Empörer. Justinianus erlebte noch zwei Male wilden Ausbruch der Parteiwuth. Als im November des Jahrs 554 die Spiele der Rennbahn begannen, stürzten, ehe noch der Kaiser erschienen war, die Grünen los auf die Blauen. Davon unterrichtet, eilte Justinian herbei, nahm seinen Sitz in der Rennbahn ein und sandte den Obersten der Leibwächter, Marianus', ab, die Streitenden auseinanderzubringen. Das vermochte dieser nicht; Blaue und Grüne erhitzten sich nur noch mehr, es gab Todte und Verwundete; am folgenden Tage zogen die Grünen umher, die Häuser der

Digitized by Google

Blauen zu plündern. Der Kaiser ließ nun Grüne aufgreifen und hinrichten; beide Parteien suchten Zuflucht in Kirchen; Weiber und Kinder der Grünen flehten den Kaiser an, er möge den Grünen vergeben; sie wurden mit Prügeln fortgetrieben; erst um das Weihnachtsfest legte sich des Kaisers Zorn. Dennoch war damit das Unwesen nicht zu Ende; im J. 555 brachen die Grünen noch einmal los, als ein neuer Stadtpräfect eingesetzt worden war; sie empfingen diesen mit Schmähungen und Steinwürfen; sofort ward es Parteistreit und dieser dauerte den Tag über fort, bis Justinians Neffe Justinus seiner mächtig wurde. Eben dieser vermochte bald nach seiner Thronbesteigung den bösen Dämon der Hadersucht zu bannen. Als im J. 561 bei den Rennspielen die Parteien gegen einander agitirten, sandte er zu beiden, den Blauen ließ er sagen: der Kaiser Justinianus ist bei euch todt; den Grünen: der Kaiser Justinianus lebt bei euch. Seitdem war es ruhig und wenn schon die Factionen mit ihren Farben noch in späterer Zeit sich erhielten und in des Kaisers Phokas' Zeit die Grünen einen Streit über den Vorrang mit den Blauen anhoben, so hatten sie doch aufgehört den Charakter politischer Parteiung zu tragen. Sie dazu zu steigern hatte die unweise Bevorzugung der Blauen in Justins und Justinians Zeit wesentlich beigetragen; mit dem Aufhören der Gunst und Ungunst von Seiten des Throns schwächten die Gegensätze der Factionen mindestens in der Hauptstadt sich von selbst ab. In Aegypten und in asiatischen Städten dagegen gab es noch in der Zeit des Phokas blutige Kämpfe zwischen Grünen und Blauen. *)

Transatlantische Federzeichnungen. Von Eduard Pelz. Erster Band.

Freue der Tadler dich eher als der Schmeichler,
und ärger denn Feinde fliehe diese.
Pythagoras.

Mit einem Plane von New-York. Rudolstadt, G. Froebel's Commissions-Verlag. 1853. VIII (X) u. 344 Seiten. 8.

Mit diesem Titel hat der wohlbekannte Verfasser eine Sammlung von Aufsätzen, die früher in Zeitschriften abgedruckt wurden, versehen. Sie sind in zwei Abtheilungen geschieden; die erste bringt mit kritischer Beleuchtung wiedergegebene Auffassungen, ohne besondere Rücksichtnahme auf bestimmte Form; die zweite Spiegelbilder des aufgefaßten Lebens in seiner nackten Wirklichkeit, welche gestatteten, auch die vergnügliche Einkleidungsweise wirken zu lassen. Wir erhalten demnach zuerst: Ein Blick auf die Vergangenheit New-Yorks; Geschichtliches, nach einer Skizze von E. Porter Belden mit Benutzung anderer literarischer Hilfsmittel. Kurz, aber belehrend; vorzüglich interessant ist die Schilderung der Zustände während der holländischen Herrschaft (— Neu-Niederland, Neu-Amsterdam —) bis 1664 und dann wieder seit Juli 1673, ein Jahr lang. — Panorama von New-York, wie es sich darstellt von einem Fort auf Governors-Eiland (das 3200' von der Südspitze Mannahata's entfernt liegt und dessen starke Befestigungen zum Schutze des Hafens von New-York errichtet sind), gesehen, welches durch einen verdeckten Gang mit Castle William in Verbindung steht, einer runden Steinbatterie, die dreifache Kanonenlagen hat und von deren Plattform man eine ganz ausgezeichnet panoramische Uebersicht von New-York und dessen Umgebungen genießt. Der Verfasser hat statistische, architectonische und andere Bemerkungen eingeflochten, z. B. „Mitten im East-River sehen wir eine lange Inselzunge dem Orte Ravenswood gerade gegenüber, abgelagert gewiß zum Theil von den Fluthen, aber vorher vielleicht emporgetrieben von inneren Erdgluthen. Es ist dies „Blackwells-Island", worauf sich die Strafanstalt des Distrikts (County) von New-York befindet; eine wahre partie honteuse, von der im jüngsten Berichte des Gefängniß Vereins gesagt wird, daß sie zu den schlechtestverwalteten Anstalten der Christenheit gezählt werden müsse. Wir würden hieran nicht zu zweifeln wagen, selbst wenn dahinter, zwischen der kleinen und großen Höllenstraße (hell gate und little hell gate) Wards-Island wegfiele mit seinem Krankenhospitale für Einwanderer, dessen derzeitiger Zustand mit den Einrichtungen am Blackwells-Island an Erbärmlichkeit harmonirt. Umsonst suchen wir in den englisch abgefaßten Beschreibungen von New-York nach Angaben über beide Inseln und deren Anstalten; sie sind nicht mit einem Worte erwähnt! Ginge es nur an: keine Abbildung oder Karte nähme Notiz von ihnen. Die Presse ist herabgewürdigte, prostituirte Magd des herrschenden Theils der Bevölkerung; sie darf es daher nicht wagen, den tiefen sittlichen Gesellschaftsverfall zu behandeln, welcher sich bei diesen Inselangelegenheiten zu sehr herausstellt, um beschönigt werden zu können. Die Presse in Amerika gleicht im Allgemeinen sehr einem gefallenen Frauenzimmer, das noch den Anstrich der Ehrenhaftigkeit zur Schau trägt gegen Solche, die es nicht näher kennen.

Beide genannte Inseln sind in dem, was auf ihnen steht, entsetzlich tiefschwarze Schmutzflecken auf dem Gewande der Freiheit des Landes. Wäre die Presse, was sie nicht, so müßte sie mit Donner und Blitz hier wirken; mit Blitz, um die Scheußlichkeiten grell zu belechten, und mit Donner, um die metallisirten Herzen womöglich zu erschüttern! — Da dem nun aber leider nicht also ist, fühlen wir uns lebhaft gedrungen, wenigstens hinüber in die alte geliebte Heimat zu rufen: „Schauet hieher, um zu erkennen, wo eigentlich der Hauptsitz von großen Volks- und Staatskrankheiten zu suchen sei! Hier herrscht nach dem, was als allgemeines Gesetz gilt, keine Ungleichheit vor dem Gesetz, kein monarchischer Druck; keine Censur ꝛc., die allein drüben Schuld sein sollen, daß Vieles faul ist und Servilismus der Masse sich zeigt. Der eigene Mangel an Tüchtigkeit bei einer allzu großen Mehrheit bringt das vorhandene Ueble als natürliche Folge herbei, oder hindert doch allein die Besserung!" Die Blackwells- und Wards-Inseln legen klar an den Tag, daß selbst die herrlichsten freiheitlichen Institutionen eines Landes nur Prachtgefäßen gleichen, welche nicht im Stande sind, sofort ein verdorbenes Gebräu in edlen Wein umzuwandeln; ja es scheint

*) Bruchstück (mit Hinweglassung der Citate und Noten) aus: „Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Von Dr. W. Wachsmuth. Erster Band: Die politischen Parteiungen des Alterthums. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. (M. Bruhn). 1853." Ein Bericht über dieses interessante und belehrende Werk wird nächstens erfolgen. H.

Digitized by Google

noch sehr dahin zu stehen, ob dergleichen Formen unter solchen Umständen überhaupt als vollkommen zweckmäßig anzuerkennen seien. Nur Eines ist anzuerkennen: Hier haben die Menschen nicht die lächerliche Ausrede, daß alles Ueble ihnen von Minderheiten aufgezwungen werde; denn es darf die Mehrheit nur irgend Etwas wollen, so steht dem Vollbringen nichts im Wege! Daß man hier wie über dem Ocean nicht in sich gehen mag, daran liegt der Hauptsitz wo nicht alles, so doch des meisten Uebels." — Die malerische Seite des Panorama's betreffend heißt es: „Zunächst bietet der fast immer heitere Himmel mit seinem herrlichen Blau und sonstigen Farbenspiel, Stoff in Fülle zur Bewunderung dar, worauf die großartigen Wassermassen mit dem beständigen Schiffsgewühl an die Reihe kommen; den Beschluß machen dann die saftig-grünen Landeinfassungen so wie die weit ausgedehnten Gebäudemassen. Das schöne, großartige Ganze liefert aber durchweg ein angenehmes Bild friedfertigen Charakters. Die Gefühle werden durch nichts in unangenehme Aufregung versetzt. Alles Unheimliche, Finstere, Feindselige und Gewaltthätige scheint völlig verbannt zu sein, bis auf ernsten Anstalten gegen gewaltthätigen Angriff. Das Gigantische, Phantastische und Abenteuerliche fehlt hier gänzlich, welches anderswo vielleicht himmelanstrebende Bergmassen, schroffe Klüfte, Abgründe und dergleichen darbieten; für dergleichen ist die hiesige Gegend — ich möchte fast sagen — zu demokratisch; das Romantische geht ihr völlig ab; sie darf aber mit vollem Rechte als Ideal in ihrer Weise angesehen werden!" — Den größten Raum der ersten Abtheilung und des Buches überhaupt nimmt eine Analyse und Kritik des jüngsten Jahresberichtes der Einwanderungs-Commissaire von New-York (Commissioners of Emigration) ein. Die einzelnen Abschnitte desselben sind in deutscher Uebersetzung vorangeschickt, an jeden schließt sich der betreffende Commentar, welcher namentlich ausführlich zum dritten Abschnitte, der die Etablissements auf Wards-Eiland zum Gegenstande hat, geliefert wird. Aus eigener Sachkenntniß und nach glaubwürdigen Zeugnissen Anderer werden hier Uebelstände gerügt, deren Vorhandensein man in das Reich der Unmöglichkeiten zu verweisen kein Bedenken tragen würde, wenn die Enthüllung und Darstellung derselben nicht überall mit Belegen von Thatsachen in den kleinsten Einzelnheiten, von Zahlen, ja gerichtlichen Aussagen, begleitet und beglaubigt wären. Verwalter deutscher Wohlthätigkeitsanstalten, besonders Hospitäler, werden über Das, was sie aus New-York durch Herrn Pels erfahren, zu schauderndem Erstaunen sich gezwungen sehen! Z. B. die Art und Weise, in welcher Kranke aus der Stadt New-York durch die Commission zusammengebracht und nach Wards-Eiland ins Hospital geschafft werden, die der Verfasser behauptet genau kennen gelernt zu haben, ist folgende: „Auf Anmeldung eines Kranken, der nicht selbst mehr gehen kann, erscheint niemals sehr schnell ein nothdürftig verdeckter Bretterkarren, auf dessen Boden kaum ein wenig Stroh gebreitet liegt. Ist eben keine andere Beihülfe da, so erfaßt der Fuhrmann den Kranken ohngefähr gleich einem Mehlsack, wirft ihn in den Karren, gibt demselben allenfalls noch eine Direktion durch einen derben Stoß und macht die Klappe zu, die das Herausfallen behindert. Sodann geht es im vollen Trabe oder Galopp auf dem erbärmlichen Straßenpflaster dahin, so daß man den Kranken im Karren hoch aufsteigen sehen kann, von den mörderischen Stößen. Vor dem Locale der Commissäre im Stadthause (City Hall) angelangt, wird der Kranke — falls derselbe noch am Leben ist — in einen andern Wagen umgeladen, welcher in Bereitschaft steht, bis sich eine Anzahl Kranker zusammengefunden haben, die endlich — ohne alle Rücksicht auf ihre Uebel und deren Ansteckbarkeit — in Gemeinschaft bis zur Ueberfahrtsstelle nach Wards-Eiland gekarrt werden. Diese verschiedenartige Fahrerei kostete nun dem Einwanderungsfonds im Jahre 1851 die Summe von 9515 Dollars 55 Cents, oder, da man nicht eigentlich weiß, was in Wirklichkeit von der Commission geschieht, so muß gesagt werden: es kam so viel dafür in Ansatz! —" Weitere ähnliche Details möge man in dem Commentar des Herrn Pels selbst aufsuchen! —

Wir wenden uns jetzt zur zweiten Abtheilung, der Seite des Buches, die man die humoristische nennen könnte, wenn nicht auch hier uns Manches mitgetheilt würde, was doch eigentlich nur theilweise zum Lachen stimmt; so das erste Bild des deutschen politischen Flüchtlings, der vom Verfasser Ludwig Röhrle genannt wird und im Jahre 1848 nach Amerika einwanderte, schon während der Ueberfahrt keine ehrenvolle Rolle spielte, hernach aus dem „rothen", „entschiedenen" Demokraten ein Aristokratenanhänger ward, sich eben so rasch aus einem Deutschthümler in einen Deutschverächter umwandelte, als Kellner und Lustigmacher in einem Klubbloccale fungirte, eine Putzmacherin heirathete, die von einem alten zärtlichen Herrn eine Verschreibung von 5000 Dollars besaß, sie verließ, das Geld bald als Theilnehmer eines Fabrikunternehmens im fernen Westen einbüßte, als Schminkehändler, dann als Leiermann mit einem Affen umherzog und durch seine Beredsamkeit, das Erbtheil seiner Demokraten-Laufbahn, es zuletzt zum Prediger bei irgend einer Methodisten-Gemeinde brachte! — Ungemein charakteristisch und reich an kleinen Zügen, die uns einen tiefen Blick in das amerikanische, zunächst New-Yorker Leben thun lassen, ist die Schilderung einer Conditorei (ice creamery) New-York's. Auf diese Federzeichnung bezieht sich der folgende Aufsatz: Über eine Probe amerikanischer Kritik. Der letzte Aufsatz macht uns mit den drei Hauptheiligen der Vereinigten Staaten Nordamerika's (St. Custom, St. Fashion und St. Show) bekannt.

Die äußere Ausstattung ist befriedigend. H.

Merlin's Feiertage. Von Robert Waldmüller. Hamburg. Meißner & Schirges. 1853. 150 Seiten. 8.

Waldmüller's Dichtungen: „Unterm Schindeldach" „Dichters Nachtquartiere" und „Irrfahrten" sind überall freundlich aufgenommen und haben ihm einen Platz neben gefeierten Dichtern der Gegenwart gesichert. „Merlin's Feiertage" geben ihm neue Ansprüche auf einen solchen Ehrenplatz.

Merlin führt sich bei seinen Zuhörern in folgender Weise ein:

In dem grünen Walde wohn' ich und mein Name ist Merlin,
Bin ein freier Minnesänger, leb' in Klang und Melodien;
Bin ein Wanderer, wie kein Andrer, bin in aller Welt bekannt,
Hab' mich weidlich umgesehen, in den Städten, auf dem Land;

Digitized by Google

Hab' bald hier bald dort gerastet, wir sich eben Obdach bot.
Hab' gezecht und auch gefastet. War zu Gast bei Pracht und Noth;
Hab' gemustert gern und lange Menschenang' und Menschenherz;
Hab' gejubelt mit der Freude, hab' getrauert mit dem Schmerz;
Habe Glück und Lust genossen, hab' gelitten Gram und Leid;
Berge manche offne Wunde unterm bunten Sängerkleid;
Aber nur in düstern Stunden schimmert durch und wird zum Wort,
Was ich sorgsam sonst verwahre am verborgnen, stillen Ort,
Was ich nicht im Munde führe, wie ein hergebracht Gebet,
Was ich mit der Freude Farben übertünch', so lang es geht.

Seine Erlebnisse und Empfindungen an den Feiertagen: Weihnacht-Abend, Walpurgis, Heilige drei Könige, Pfingsten, Johannis-Tag, Silvester (1848), Ostern, Marien-Tag, erzählt und enthüllt Merlin dann, tief-gemüthlich, lebensfrisch- und treu; die leicht hingezeichneten Skizzen erscheinen, je aufmerksamer und häufiger man sie anschaut, in stets anspruchsvollerer Gestalt. „Merlin's Feiertage" erhöhen den Eindruck, den diese heiligen Tage auf uns, ach! warum müssen wir beschränkend hinzufügen, wenigstens in der Jugend, üben. Ja, wenn wir alt und lebensmüde werden, dann schwindet immer mehr und mehr ihr Reiz dahin. Danken wir dem Dichter, wenn er sie uns wieder in die Erinnerung zurückruft mit den herrlichen Worten, die er als Motto (aus dem Abschnitt: „Pfingsten") gewählt:

„Goldne Sonn- und Feiertage, beide Fix- und Wandrl-Sterne
Die der Menschheit ihr gefolgt aus der Vorzeit grauer Ferne,
Die ihr in der Alltagswüste, d'rin das Jahr betäubt versinket,
Grünenden Oasen gleichet und dem Wandrer freundlich winket,
Die ihr helle Augen machet, Lust aus Leid, und Freud' aus Klage,
Wie ihr gut seid, wie ihr lieb seid, goldne Sonn- und Feiertage!

Vom Ursprung und der Bedeutsamkeit der Feiertage im kirchlichen Sinne singt Merlin freilich nicht, aber nicht unwürdig begeht sie, wer an jedem derselben die betreffende Dichtung sich so recht zu eigen und verständlich macht.

Die Verlagshandlung hat für eine ungemein geschmackvolle Ausstattung des Buches gesorgt (Druck und Papier der Drckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin).

Christus-Sagen. Dichtungen gesammelt und herausgegeben von F. Brunold. Erfurt. Druck und Verlag von Friedrich Bartholomäus. IV u. 108 Seiten. 12. M. Titelkupfer: Jesus segnet das Brod.

In diesem, sehr elegant ausgestattetem und sauber gedruckten Büchlein sind 34 theils größere, theils kleinere Christus-Sagen und Legenden zusammengestellt. Die Dichter und Dichterinnen derselben sind Spitta, Christ. Otto, Vincenz von Zuccalmaglio, Eduard Boas, Georg Hermes, J. Chr. Otto, E. Freund, Langbein, Fr. Rückert, Goethe, Helmine von Chezy, F. Bäßler, J. Mosen, L. Giesebrecht, Smets, Schenck, Wetzel, Louise v. Plönnies, F. Castelli, K. Simrock, J. Kreuser. Drei Dichtungen, „der Stamm des Kreuzes", „Joseph von Arimathia", und „Petri Kreuzigung" hat der Herausgeber selbst verfaßt.

Die poetische Behandlung und Einkleidung der Christus-Sagen (von denen mehrere jedoch wol nur Erzeugnisse der Phantasie der Dichter und in ältern Legendensammlungen vergeblich gesucht werden möchten) haben manche Schwierigkeiten, die jedoch in einzelnen Gedichten glücklich überwunden sind. Daß hin und wieder von verschiedenen Dichtern ein gleichartiger Stoff gewählt wurde, war kaum zu vermeiden; die Vergleichung der jedoch nur geringen Anzahl von Dichtungen in der Brunold'schen Sammlung, von welchen dieses gilt, ist übrigens nicht uninteressant. — Da wir die etwa noch nicht veröffentlichten von den bereits gedruckten nicht mit Bestimmtheit unterscheiden können, aber glauben voraussetzen zu dürfen, daß die Beiträge des Herausgebers zu den ersteren gehören, theilen wir einen derselben hier mit:

Joseph von Arimathia.

Die Sage geht: Daß vor den Rath den Joseph man geführet.
„Wer hat Dich aus des Kerkers Nacht, gird Gott die Ehr'! geführt?"

„„Es sprach zu mir heut Jesu Christ: Du legtest mich in's Grab,
Drum öffne ich den Kerker Dir, lös' Deine Fesseln ab.""

„Du bist sein Jünger? sprich!" „„Ich bin's! Wollt ihr es auch nicht sein?""

Die Menge tobt: Schließt ihn auf's neu in seinen Kerker ein!

Doch Annas winkt, und Kaïphas spricht ernst: Geht still hinaus!
Es blieb der Rath für sich allein. Und still ward es im Haus.

Schru, bangend, flüstert Kaïphas: Geh', Joseph! Du bist frei —
Und schlügen wir in Fesseln Dich — Du würdest dennoch frei.

Du nahmst ihn von des Kreuzes Stamm, d'rum ward der Kerker Dir;
Doch Jesus brach des Kerkers Nacht, ein Heiland ward er Dir.

Und schlügen wir sie all' an's Kreuz, die seines Namens sind —
Es hülfe nichts, denn Jesu Wort doch siegreich Raum gewinnt.

Was wir gethan, es mußt' geschehn! doch fühl', doch ahn' ich's schon —
Es starb den Tod am Kreuzesstamm der Heiland — Gottes Sohn.

Still ist's im Rath — ein Jeder senkt zerknirscht sein Angesicht.
Die Lippe bebt: Geh Herr, mein Gott, mit mir nicht ins Gericht.

(In einer zweiten Ausgabe werdinnen die Christus-Legenden Adolf Pichler's, die in seinen, in Nr. 89 dies. Bll. angezeigten Gedichten, Innsbr. 1853, enthalten sind, einen Platz.)

Der Aufmerksamkeit aller Freunde christlicher Poesie ist diese Sagen-Sammlung, die auch zu Festgeschenken sehr gut verwendet werden kann, zu empfehlen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 96. Mittwoch, den 30. November. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Perle ..... Seite 749
Die bei Corneto, neun Stunden von Rom entfernt liegenden Gräber ..... „ 749
Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel V. ..... „ 751
Fürst Mentschikow in Beresow ..... „ 753
Literatur:
Bibliotheca Americana ..... „ 754
Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von A. Schloenbach „ 755
Volks-Kalender für 1854. Herausgegeben von Karl Steffens „ 756
Miscellen ..... „ 756

Die Perle.

Schon oft ward die Perle, die echte, gepriesen,
Erhoben ihr Glanz und ihr tiefer Gehalt,
Ihr bleibender Werth uns oft kräftig bewiesen,
Noch täglich ihr tönendes Lob uns erschallt.
Doch mich kann mit Freuden ihr Glanz nicht entzücken,
Nie wird ihr Besitz mich im Innern beglücken.
So will ich auch ihres Ruhms mich begeben,
Gefeiert wie sie, kann mein Lob sie nicht heben.

Die Perle, die meine, sie strahlet voll Segen,
Sie glänzet im Schloß — in der Hütte so rein,
Erquickt das Herz uns, wie Felder der Regen,
Es nennet der König, der Bettler sie sein;
Sie ist uns ein Kleinod vom Himmel verliehen,
Erleichtert und würzet die irdischen Mühen,
Nicht braucht es des Tauchers sie kühn zu erjagen,
Es wollte das Schicksal sie keinem versagen.

Sie stammt aus der Seele tiefinnerstem Grunde,
Bald zeugt sie die Freude, bald zeugt sie den Schmerz;
Sie wird oft ein Balsam der blutenden Wunde,
Hell glänzet sie, schlägt uns im Glücke das Herz;
Der Wehmuth gesellt sie sich freundlich und leise,
Ist Tröstung den Pilgern der irdischen Reise;
Und wenn uns die Andacht, die heil'ge, beseelet;
Uns selten die Perle, die glänzende, fehlet.

Nur welchem erstorben der Seele Empfinden —
Erstarret das Herz durch der Sünde Gewalt:
Dem mußte die Perle, die zarte, entschwinden,
Für sie ist der Boden zu steinigt, zu kalt —
Sie hat nur Gedeihen auf sanfterem Grunde,
Steht nur mit der Wonne — der Wehmuth im Bunde.
D'rum treu mag ein Jeder die Perle bewahren,
Sie wird ihn erquicken in Lust und Gefahren.

Elegio.

Die bei Corneto, neun Stunden von Rom entfernt liegenden Gräber

würden schon zur Zeit des Königs Tarquinius Alterthümer gewesen sein, wenn man sie damals gekannt hätte. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß sie erst zur Zeit des Verfalls des Reichs

Digitized by Google

geplündert, darauf vergessen und erst im Jahre 1814 durch einen Zufall wieder entdeckt sind.

Die Leute des Fürsten von Canino pflügten in der Nähe von Canino. Dieser Ort, ein hübscher, großer Flecken, fünf bis sechs Stunden weit von Corneto und vom Meere, bei dem Flüßchen Fiona, fast in der Mitte des alten Etruriens, gelegen, gehört zu den Besitzungen des Fürsten und hat ihm seinen Titel gegeben. Einer der den Pflug ziehenden Stiere fiel in ein 12 bis 15 Fuß tiefes Loch. Man entdeckte, daß er sich in einem ziemlich geräumigen Keller befand, dessen Wände mit den glänzendsten Farben bedeckt waren. Die Landleute schlossen aus der Frische der Farben auf einen neuern Ursprung, und da sie wußten, daß seit Menschengedenken auf ihrem Felde Niemand außer ihnen gearbeitet hatte, so hielten sie irgend einen Zauberer für den Erbauer dieses unterirdischen Palastes. Sie fanden acht bis zehn Vasen von einer schönen Orange-Farbe mit schwarzen Bildnissen von Menschen und Pferden. Trotz ihres Aberglaubens verkannten sie den Werth ihres Fundes nicht, sie brachten diesen nach Rom und verlangten, da Bescheidenheit nicht gerade im Charakter der Italiener, von dem ersten besten Alterthümerhändler 380 Thaler dafür. Nicht wenig erstaunten sie, als ihnen diese Summe ohne Handeln gezahlt wurde. Sie waren zu glücklich, um schweigen zu können, und erzählten, in ihrer Heimath zurückgekehrt, welcher Schatz ihnen zugefallen war. Der Fürst von Canino, als Eigenthümer des Bodens, verklagte sie aber auf Entschädigung.

Wir wissen nicht, ob der Fürst den Prozeß gewann, gewiß ist aber, daß er sofort nachgraben ließ und Vasen fand, die er für 200,000 Thlr. verkaufte. Die meisten Entdeckungen wurden am Ufer der Fiona gemacht; viel Vasen und Bronzen fand man besonders in einem künstlichen Hügel, Cucumella genannt, und in einem zwischen diesem und der Fiona gelegenen Raume. Im Jahre 1835 suchte man in der alten Stadt Vulci selbst und fand unter anderen kostbaren Gegenständen eine prächtige Bronze-Statue, welche der König von Baiern gekauft hat. Jene 200,000 Thlr. zahlten England und Deutschland dem Fürsten von Canino; Frankreich gab den Beitrag von 5000 Fr.

Der König von Baiern, der für mehr als 50,000 Thlr. Vasen aus Corneto und Canino kaufen ließ, hat die in ersterem Orte geöffneten sechs Gräber in Begleitung des berühmten Ritters Manzi, welcher sehr gründliche Abhandlungen über diese Gräber geschrieben hat, und des gelehrten Herrn Acolti in Corneto selbst in Augenschein genommen. Da der Zutritt der Luft den Farben der innern Wände der Gräber sehr bald den Glanz benimmt, so ließ der König den Maler Ruspi aus Rom kommen, welcher in seinem Auftrage treue Copieen von den vier Seiten und dem Plafond jedes der Gräber nahm. Zwei und zwanzig dieser Gemälde sind in dem Museum zu München ausgestellt, sie vereinigten Farbenglanz mit der erhabensten Ausführung. Die Art und Weise, wie die Toesen ausgeführt sind, erinnert an die gepriesensten Gemälde des Pantheon. Dagegen haben merkwürdigerweise die Hände eine kaum menschliche Gestalt.

Wir hatten vor drei Jahren Gelegenheit, Herrn Ruspi an andern Copieen dieser merkwürdigen Gemälde arbeiten zu sehen: sie stellen größtentheils Leichenfeierlichkeiten und Kämpfe dar. Wir haben uns überzeugt, daß der gewissenhafte Maler in Zeichnung und Farben den Originalen völlig treu blieb. So wollte er selbst die Hände nicht ändern, welche ganz und gar die Form von Ranunkel-Wurzeln haben. Seit dieser Zeit sollen sich die Farben dieser Fresken wesentlich verändert haben. Ein Wolfshund, welcher sich auf einem der Gemälde, das eine Leichenfeierlichkeit darstellte, am Fuße eines Tisches befand, ist ganz verschwunden.

Ein Herr Dasato Bucci, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Alterthümern, gab einen Tuchhandel auf, um ein Geschäft mit Vasen zu gründen. Er kaufte von den betreffenden Eigenthümern das Recht, auf bedeutenden Landstrecken Nachgrabungen anzustellen. Da die Etrurischen Grabmäler kleine sorgfältig mit 3 bis 4 Fuß hoher Erde bedeckte Keller sind, ist auf der Oberfläche keine Spur von ihnen sichtbar. Deshalb ließ Bucci der ganzen Landfläche entlang schmale 6 Fuß tiefe Gräben anlegen. Wenn von hundert Grabmälern, auf welche er stieß, nur eins nicht schon früher geplündert war, so ist die Speculation sehr lohnend. Man wendet Arbeiter aus Aquila, im Königreiche Neapel, an, welche täglich etwa 10 Sgr. erhalten, sie sind von erprobter Treue und liefern Cameen, Münzen, Medaillen, die man in großer Menge in diesem einstigen Vaterlande der Civilisation, das jetzt anbebauet, fast wüst, daliegt, findet, an den Unternehmer aus. Diese Arbeiter erkennen schon bei dem ersten Grabenstiche das Terrain, welches seit 800 bis 1000 Jahren nicht geöffnet ist. Es scheint, das gegen das Jahr 800 oder 1000 die Grabmäler bei Corneto von zwei Arten Neugierigen geöffnet sind: die einen suchten edle Metalle und kümmerten sich nicht um die Vasen, oder zerschlugen sie, um sich wegen getäuschter Hoffnung an ihnen zu rächen, den andern kam es auf Vasen an.

Noch einige Worte über die Grabmäler selbst, in denen man die gemalten und schwarzen Vasen findet. Ein Etruskisches Grabmal ist ein kleines, 12 bis 15 Fuß langes, 8 bis 10 Fuß breites und 8 Fuß hohes Zimmer, die Wände sind in der Regel mit Freskenbilder geziert, welche sehr gut erhalten und im Augenblick der Eröffnung vom glänzendsten Colorit sind. Die Grabmäler sind sämmtlich mit einige Fuß hoher Erde bedeckt und größtentheils in dem Nenfro, einen sehr weichen Stein, gehauen. In den Nischen, welche sich, in den Felsen gehölt oder gemauert eingo an den Wänden wie Abtheilungen eines Schrankes befinden, liegen in niedrigen Särgen von Nenfro die Leichname. Zuweilen findet man statt der Skelette — die Reste verbrannter Knochen. Es scheint, daß man nach Beendigung des Grabmales das Loch, in dem es erbaut war, mit Erde ausfüllte, da, wie schon bemerkt, von Außen Nichts das Vorhandensein des Grabmals andeutet. Der obere Theil ist gewöhnlich nur durch 3 bis 4 Fuß Erde bedeckt, um aber an die sehr kleine Thüre zu gelangen, muß man 12, ja 15 Fuß unter die Erdfläche hinabsteigen.

Uebrigens giebt es auch Grabmäler, welche sich durch einen Hügel von 15 bis 20 Fuß bemerkbar machen. Diese sind aber nach unserer Meinung aus einer anderen Zeit und von einem anderen Volke, als die Grabmäler bei Corneto. Denn die Römer suchten ihre Grabmäler sichtbar zu machen; die Etrusker, sie zu verbergen. Den Römern war das Grabmal Sache eines weltlichen Ruhms, den Etrusken war es die Erfüllung eines Ritus, den ihre Religion ihnen vorschrieb. Die Römer errichteten ihre Grabmäler an den öffentlichen Kunststraßen, ihre Grabmäler waren sowohl durch ihre Lage als durch ihre Construction möglichst sichtbar, und sie trugen eine Inschrift, welche die lobens-

Digitized by Google

werthen oder ruhmvollen Thaten des Beigesetzten enthielt. Wahrscheinlich gestatteten die Etruskischen Priester diese weltlichen und eitlen Gebräuche nicht, ihnen war Gehorsam gegen die Götter der einzige Ruhm.

Dafür, daß den Römern die Vasen in den Etruskischen Grabmälern nicht bekannt waren und sie aus einer frühern Zeit, sich herschreiben, spricht auch der gewichtige Umstand, das Plinius, dieser gewissenhafte Schriftsteller, obwohl er, wie jeder Römer, sehr eifersüchtig auf die Blüthe Griechenlands war und sein Vaterland wo er kann hervorhebt, in seinen Naturgeschichten weder die herrlichen Gemälde, noch die Vasen erwähnt, welche neun Stunden von Rom sich befanden. Wenn endlich Cicero erzählt, daß Cäsar's Veteranen in den bei Capua ihnen verliehenen Ländereien alte Vasen gefunden haben, so deuten doch die wenigen Worte, welche dieser Schriftsteller darüber spricht, nicht darauf hin, daß diese Vasen mit den hier beschriebenen identisch sind.

(N. Pr. Ztg.)

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Artikel V.

Rückzug der englischen Flotte. — Versuch der Engländer gegen Aegypten. — Die ottomannische Armee nöthigt die Russen, die Wallachey zu räumen. — Der von dem General Sebastiani in Vorschlag gebrachte Feldzugsplan. — Waffenstillstand.

Die englische Flotte war, wie wir es in unserm vorigen Artikel berichtet haben, bei den Fürsten-Inseln, zwei Lieues von Constantinopel, das sich von einem sehr nahen Bombardement bedroht sah, vor Anker gegangen. Wir wollen nun in der Kürze die Lage der türkischen Hauptstadt Angesichts einer so dringenden Gefahr beleuchten. Aus der Art geschlagene Vezire und Paschas, ein ängstlicher und unentschlossener Divan, stets bereit den ersten Demonstrationen der Gewalt zu weichen, ein Sultan von erhabenem Charakter, aber von Eunuchen und kleinmüthigen Beamten umgeben, so stand es um den ottomannischen Hof. Aber das türkische Volk erhob ein Kriegsgeschrei, welcher kriegerische Geist von dem General Sebastiani und den Officieren seiner Gesandtschaft angefeuert und geleitet wurde. Batterieen wurden mit einer Raschheit aufgeführt und armirt, wie man das bei den Orientalen selten findet. Gleich in der ersten Nacht haben diese Arbeiten ein imponirendes Ansehn gewonnen, und den andern Tag werden sie mit einer noch größern Thätigkeit fortgesetzt. Der Sultan ist bei den neuen Anlagen gegenwärtig, durchstreift zu Fuß die sich erhebenden Werke, und spendet den Arbeitern Lob und Belohnungen. Am zweiten Tage waren 600 Feuerschlünde in den Batterieen aufgefahren, standen 40,000 Türken unter Waffen, waren Brander in Bereitschaft, um gegen die Flotte losgelassen zu werden, und unerschrockene Muselmänner wollten dieselben, ihr Leben zum Opfer bringend, unter die feindlichen Schiffe führen.

Der Admiral Duckworth und der englische Gesandte, Herr Arbuthnot richteten eine zweite Aufforderung, noch gebietender und drohender als die erstere, an den Divan, in welcher wiederholt die Entfernung des französischen Gesandten, die Abtretung der Provinzen jenseits der Donau an Rußland, die Herausgabe der ottomannischen Flotte an England und die Uebergabe der Dardanellenschlösser verlangt wurde. Zur selbigen Zeit schickte die Flotte sich an, die Anker zu lichten, um jenen erdichteten Forderungen Nachdruck zu geben. Aber die verstrichenen acht und vierzig Stunden waren hinreichend gewesen, Constantinopel in einen furchtbaren Vertheidigungsstand zu versetzen. Eine Fregatte der Vorhut, die durch die starke Strömung des Bosphorus in den Bereich der türkischen Batterieen gerathen war, wurde von denselben lebhaft beschossen. Der Admiral mußte schon die Schwierigkeiten einsehen, die mit einem ernstgemeinten Angriff verknüpft waren. Die Flotte konnte nur in einem 6000 Fuß breiten Raum manövriren, im Mittelpunkte des Bereichs der asiatischen und europäischen Batterieen, in welchem Raume, mit Inbegriff der Constantinopel gegenüberliegenden Stadt Scutari, das Feuer von sechs verschiedenen Punkten zusammentraf. Außerdem daß die Schiffe unter großem Nachtheil dies Feuer zu bestehen hatten, konnten sie noch durch glühende Kugeln, Bomben und Brander in Brand gesteckt werden. Sie liefen endlich noch Gefahr, durch die Strömung des Bosphorus an die Mauern von Constantinopel selbst getrieben zu werden, wenn es ihnen an Wind fehlte. Gegenwärtig möchte die Operation vermöge der Dampffregatten und der Schraubenschiffe eher auszuführen seyn, damals war sie aber mit den größten Gefahren verknüpft. Es fehlte dem englischen Admiral überdem an der für ein so großes Unternehmen erforderlichen Stärke, und was die Hauptsache war, er hatte keine Landungstruppen, um seine Demonstration zur See zu unterstützen.

Der Admiral und der Gesandte, welchen die Schwäche und die Trägheit der ottomannischen Großwürdenträger, damals durch Verweichlichung, Luxus und Habgier verdorben, wohlbekannt war, hatten sich geschmeichelt, daß die bloße Erscheinung einer Flotte, welche die gebieterischen Forderungen unterstützte, hinreichend seyn würde, den Divan ohne weiteres zur Capitulation zu bewegen; die drohenden Demonstrationen wurden jedoch durch den alten nationalen Stolz und die Entschlossenheit des türkischen Volkes, so wie durch die Energie des französischen Gesandten vereitelt. Die Expedition war fehlgeschlagen. Am 20. Februar 1807 hatte die englische Flotte den Eingang der Dardanellen forcirt, und am 3. März entfernte sie sich wieder von Constantinopel. Zwölf Tage waren über das Unterhandeln verloren gegangen, das die türkischen Minister mit der Temporisationshinterlist und der Geschicklichkeit in dilatorischen Mitteln, welche ihre Diplomatik auszeichnet, in die Länge gezogen hatten. Diese zwölf Tage waren von den Ingenieurs in der Meerenge wohlbenutzt worden. Zahlreiche türkische Arbeiter waren bei den verschiedenen Anlagen verwandt worden; in den Forts und den Batterieen war Alles in Bereitschaft; die Kanoniere standen auf ihren Posten, die Flotte mit brennender Lunte erwartend.

Durch nördlichen Wind und die Strömung begünstigt, waren die englischen Schiffe mit vollen Segeln und rasch den Canal hinunter gefahren; aber ihre Rückfahrt war schwieriger. Die, im voraus gerichteten und rührig bedienten, Kanonen hauf'ten gar arg

Digitized by Google

in dem Takelwerk und auf den Bredcken der Schiffe. Eigenthümliche Geschütze von ungeheurem Kaliber warfen Granitkugeln, die 800 ℔ wogen. Einige Schiffe, die von diesen furchtbaren Wurfgeschossen getroffen wurden, wurden aufs fürchterlichste zugerichtet. Die Wände wurden von Seite zu Seite durchschlagen, die Masten wie Strohhalme zerknickt, und das durchwühlte und demolirte Verdeck zerstob in mörderischen Splittern. Eine einzige dieser Riesenkugeln hatte 60 Mann kampfunfähig gemacht. Zwei Corvetten wurden in den Grund gebohrt, und eine Fregatte, die von einer der ungeheuren Kugeln dicht über dem Wasser getroffen worden war, war nahe daran, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Die Flotte hatte bei ihrer ersten Durchfahrt 180 Mann verloren, die Rückfahrt kostete ihr 600 Mann und zwei Schiffe.

Die Engländer haben den Ruhm gehabt, zuerst die berühmte Meerenge des Hellespont unter dem Feuer ihrer sämmtlichen Batterieen zu passiren. Ihr Versuch hat für die Folge den Beweis geliefert, daß dies vordem so gefürchtete große maritime Defilé nicht unüberwindlich ist. Man bekömmt dort allerdings eine Menge Kanonenschüsse; aber ist das nicht auch in einer Seeschlacht der Fall, und ist's nicht eine bekannte Sache, daß ein Linienschiff hunderte von Kanonenschüssen bekommen kann, ohne gänzlich ehrdelos zu werden? Der Bosphorus ist vielleicht nicht schwieriger zu passiren als der Hellespont. Der Canal ist freilich enger, und die Batterieen kreuzen sich in einem näheren Raume; andererseits ist die Strömung hier aber weit schneller, und eine russische Flotte würde bei gutem nördlichen Winde diesen Canal mit Pfeilesgeschwindigkeit hinunterfahren und zugleich das Feuer der Batterieen beantworten können. Es würden dabei einige Fahrzeuge verloren gehen, das ist aber, wie schon gesagt, bei allen Gefechten zu erwarten. Wenn man eine Schlacht liefert, da kömmt Alles darauf an, daß man seinen Zweck erreicht.

Mißvergnügt über ihren Nichterfolg zu Constantinopel, wollte die englische Regierung ihre Revanche nehmen, aber auf einem andern Punkte. Sie ersah sich dazu Aegypten aus. Es wurde zu Malta, unter dem Befehl des Generals Fraser, ein Armeecorps eingeschifft, das die Geschichtschreiber Mehemet-Ali's zu 15 000, die Engländer aber nur auf 6000 Mann angeben. Der Zweck der Expedition war, sich mit den Mamelucken zu verbinden, um die Türken aus Aegypten zu verjagen, das dann definitiv England verblieben seyn würde. Die französische Expedition hatte den Wetteifer dieser Macht erge gemacht und zugleich die Wichtigkeit dieses zwischen Europa und Indien belegenen Landes offenbart. Die Anhänger der Mamelucken öffneten den Engländern die Thore von Alexandrien, wonach diese in Unterägypten vorrückten. In Betreff dieser Episode bleiben uns nur wenige Worte zu sagen. Der Eroberungsversuch fiel durchaus unglücklich aus, war auch vielleicht schlecht geführt worden. Mehemet-Ali, der berühmt zu werden begann, zog an der Spitze seiner 20,000 Türken und Albanesen ins Feld, verstand es, die Mamelucken einzeln zu schlagen, und bedrängte die englischen Truppen darnach dermaßen, daß sie sich zu capituliren gezwungen sahen.

Wir haben, als mit unserm Gegenstande in Verbindung stehend, ein Paar Episoden berühren müssen, die, den Leuten der neueren Generation wenig bekannt, und von denen, die sie in ihrer Jugend mit erlebt haben, fast vergessen sind. Nun wollen wir wieder zu unseren Beschreibungen des Krieges übergehen.

Man hat gesehen, wie der russische General Michelson unversehens in das ottomannische Gebiet eingefallen und ohne Kriegserklärung bis an die Donau vorgedrungen war. Darnach werden diplomatische Noten zwischen dem Cabinette von Petersburg und der hohen Pforte gewechselt, die ohne Resultat blieben. Der, der russischen Politik ganz ergebene, preußische General Valentini spricht sich über diesen Gegenstand in einer vor zwanzig Jahren erschienenen Schrift mit einer merkwürdigen Naivität folgendermaßen aus: „Rußland kam im Jahr 1807 verständiger Weise dem Kriege, womit es abseiten der Türken bedroht war, dadurch zuvor, daß es eine Armee in die Donauprovinzen einrücken ließ, während es sein Vorhaben durch friedliche Erklärungen verdeckte."

Die Kriegslust der Türken und der religiöse Fanatismus, der ihr erster Antrieb und ihr alleiniger Patriotismus ist, waren über den doppelten Angriff der Russen und der Engländer mit Energie erwacht. Sich diesen Eifer zu Nutzen machend, befahl der Sultan Selim dem Großvezier, die Armee an der Donau zu verstärken und die zu Adrianopel versammelte Reserve-Armee nach Schumla zu verlegen. Der Sandschak-scherif (die Standarte des Propheten) wurde mit großem Pomp entfaltet und der Armee zugesandt. Um diese Zeit standen die Ottomannen im Begriff, das gesammte feindlich überzogene Gebiet wieder zu erobern, und die Russen über den Dniester zurück zu werfen. Man konnte hoffen, wenn nicht andere politische Umstände eintraten, daß der Kaiser Napoleon, der damals Herr von Dalmatien war, welches an die türkische Provinz Bosnien gränzt, eines Tages der ottomannischen Pforte ein Hülfscorps von 40 000 Mann zukommen ließ, falls dieselbe durch eine ausdauernde Energie und durch eine bessere Organisirung ihrer Truppen ihren Rang als eine große Macht wieder einzunehmen verstand.

Der General Michelson schickte sich an, die Donau zu überschreiten. Aber der General Sebastiani hatte dem Divan einen wohlbedachten Plan vorgelegt und ihn zu dessen Annahme vermocht, der die russische Armee sehr in Verlegenheit setzen und sie zur Räumung der Wallachey veranlassen mußte. Die zu Schumla vereinigte ottomannische Armee sollte sich nach der Dobrutscha begeben, die Donau auf dem Wege nach Galatz passiren, und eine gute Stellung am linken Ufer des Seretti einnehmen. Mustapha Bairactar, der Pascha von Rustschuk, sollte die Russen in der Fronte, nach der Seite von Bucharest angreifen; gleichzeitig sollten dieselben sich in ihrer rechten Flanke durch den Pascha von Widdin bedroht sehen, indem derselbe sich nach Krajova in der kleinen Wallachey wendete, um sodann längs der Alata aufwärts zu rücken, diesen Fluß zu überschreiten, und den Feind über die obere Wallachey zu umgehen. Der berühmte Pasvan-Oglu, ein Renegat, und, wie man sagt, ein vormaliger preußischer Deserteur, seit zehn Jahren gegen die Pforte im Aufstand, war der Zeit Pascha von Widdin. Bei dieser Gelegenheit beeilte er sich jedoch, getreu zur Vertheidigung der Türkei mitzuwirken.

Der General Michelson konnte inzwischen gleich bei den ersten Bewegungen der Türken errathen, was sie im Schilde führten. Die Biegung, welche die Donau, wie wir es schon in unserm ersten Artikel erwähnt haben, zu Rassova und Tschernadova macht, stellte die Russen in der That der Gefahr bloß, im Rücken genommen zu werden, wenn sie sich nicht beeilten die Wallachey zu verlassen. Michelson räumte also die Stadt Bucharest, und zog

Digitized by Google

sich auf Fokschan zurück, damit ihm die Türken nicht den Vorsprung nach dem Serett abgewännen. Eine seiner Divisionen ward durch sie in der Nähe von Jemaïl an der unteren Donau geschlagen.

Bei den jetzigen Verhältnissen haben wir keine hinlänglich verläßliche Daten über die Stärke des Generals Gortschakoff und die von Omer Pascha, um die Möglichkeiten des Erfolgs abzuwägen, welche ein ähnlicher Plan der ottomannischen Armee, der man unlängst ein gleiches Project zuschrieb, und die dasselbe, den letzteren Nachrichten nach, theilweise ausführen zu wollen schien, diesen Augenblick darbieten könnte.

Zu der Zeit, wo der General Michelson, im Jahr 1807, die Donauprovinzen besetzt hielt, hatte er kaum 60.000 Mann. Damals setzte Napoleon, nachdem er die Schlacht von Jena gewonnen und ganz Preußen im Sturmschritt erobert hatte, seinen siegreichen Marsch mitten durch Polen fort und gewann über die russischen Armeen die blutigen Schlachten von Eylau und Friedland. Genöthigt, seine ganze Macht herbei zu rufen, konnte der Kaiser Alexander nun der Armee der Moldau keine Verstärkung zuschicken.

Der den Türken von den französischen Gesandten dictirte Plan war im vollen Gelingen, und die Wallachey bereits von den Russen geräumt, als die Empörung der Janitscharen zu Constantinopel und die Absetzung des Sultans Selim die ottomannische Armee in Wirrwarr brachten und ihren Eifer lähmten. Der Großvezir und die Paschas, welchen nur ihr eigenes Interesse am Herzen lag, waren bei dieser großen politischen Erschütterung nur darauf bedacht, ihren Kopf und ihre Schätze zu retten, und die Janitscharen zu Adrianopel hielten dort die für die Donau bestimmten Truppensendungen zurück. Da gerieth dann die offensive Bewegung der Armee sofort ins Stocken

Ueber die Lage der Dinge unterrichtet, machte der General Michelson nun rasch eine rückgängige Bewegung und setzte sich neuerdings in Bucharest fest. Da er kurz darnach aus den Garnisonen des südlichen Rußlands 15 bis 20.000 Mann zugesandt erhalten hatte, so fühlte er sich auch stark genug, die Donau zu überschreiten. Der zu Tilsit mit Frankreich abgeschlossene Friede erlaubte es Rußland sodann, die Stärke seiner Armee in der Wallachey zu verdoppeln, und mit Nachdruck bei den der ottomannischen Macht ungünstigsten Umständen zu verfahren.

Napoleon hatte indessen in dem, nach seiner Zusammenkunft mit Alexander auf dem Niemen, im Jahr 1807 abgeschlossenen Tilsiter Tractate zu Gunsten der Türkei einen Waffenstillstand ausbedungen, während dessen der Friede unter Frankreichs Vermittelung unterhandelt werden sollte. Der, eine Zeitlang unterbrochene, Krieg brach nachdem aufs Neue aus. Die durch Napoleon stipulirte Waffenruhe konnte der Türkei aber in einem Augenblicke nicht mehr frommen, wo sie durch furchtbare innere Gährungen erschüttert ward, welche zwei Sultanen den Thron und das Leben kosteten, Katastrophen von ergreifendem Interesse, die wir in unserm nächsten Artikel besprechen werden.

Fürst Mentschikow in Beresow;

nach der Erzählung eines alten Kosacken.

(Aus Castrén's „Reisen im Norden.")

Während seines Aufenthaltes in Obdorsk (Sibirien) machte Castrén die Bekanntschaft eines alten verabschiedeten Kosaken. „Dieser Mann," erzählt er, „flößte mir ein größeres Interesse als andere Kosaken ein, und zwar wegen der Vergötterung, mit der er von dem nach Beresow verbannten Mentschikow sprach. Im Allgemeinen ehren die Bewohner von Beresow das Andenken an diesen ihren berühmten Gast durch die andächtigsten Gefühle, und halten ihn für nichts Geringeres als einen Heiligen. Was aber den genannten Kosacken betrifft, so konnte er nur mit Entzücken von dem in Ungnade gefallenen Magnaten reden und Alles, was Mentschikow gesagt und gelehrt hatte, galt ihm als Glaubensartikel. Er konnte auch das einförmige Geschick Menschikow's während seiner Verbannung und Erniedrigung besser als irgend eine der Legenden, die er jeden Morgen und Abend zu studiren pflegte. Nach seiner Erzählung hatte Menschikow nach seiner Verbannung nach Beresow ernstlich angefangen, über seinen Seelenzustand nachzudenken! und dabei war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er bis jetzt keinen andern Lebenszweck verfolgt habe, als seine eigene Ehre und Erhaltung. Sowohl zu Hause als öffentlich hatte er gestanden, sich gegen seinen Fürsten vergangen und die schwere Strafe die man ihm auferlegte, wohl verdient zu haben. Er hatte sie überhaupt weniger als eine Strafe, sondern als eine Wohlthat betrachtet, die ihm den Weg zur Gnade zeigte. Um die Vergebung seiner Sünden zu erlangen, faßte er den Entschluß, sein ganzes übriges Leben der Buße zu weihen und ließ zu dem Ende in Beresow eine Kirche erbauen, bei deren Aufführung er selbst Hand anlegte. Als die Kirche vollendet war, übernahm er an derselben eine der niedrigsten Bedienungen, nämlich die eines Küsters, und erfüllte pünktlich alle dazu gehörenden Verrichtungen. Jeden Tag war er der Erste und Letzte im Tempel, und oft ertheilte er noch nach beendetem Gottesdienst der versammelten Gemeinde Unterricht in geistlichen Gegenständen. Unser Kosack war unerschöpflich in Lehren, welche Mentschikow bei solchen und andern Gelegenheiten seinen Zuhörern mitgetheilt haben sollte, und zwar ohne zu ahnen, daß dieselben noch mehr als einem Jahrhundert in segensreichen Andenken bei den dankbaren Einwohnern von Beresow fortleben würden. So hat also der Günstling Peter's des Großen auch im Kleinen eine Anerkennung gefunden, wie sie sonst nur großen Geistern zu Theil wird. Von den zwei andern Günstlingen Peter's, Dolgoruky und Ostermann, die gleichfalls nach Beresow verbannt wurden, wußte der fromme Kosack nichts zu erzählen. Aus seiner Mittheilung über Mentschikow will ich hier noch hinzufügen, daß dessen irdische Ueberreste im Jahre 1821 aus der Erde gegraben und nach Verlauf von 92 Jahren ganz unverwest gefunden wurden — ein Umstand den der Kosack nur als ein Wunder zu erklären wußte, welches zum Beweis für den heiligen Wandel des Verstorbenen gelte."

Digitized by Google

Bibliotheca Americana. Catalogue of American Publications, including reprints and original works, fom 1820 to 1852, inclusive. Together with a List of Periodicals published in the United States. Compiled and arranged by O. A. Roorbach. New York: Orville A. Roorbach, 12 Vesey Street. October, 1852. XI und 652 Seiten. Lexicon-8.

Da uns durch die Gefälligkeit der verehrl. Buchhandlung Perthes-Besser- u. Mauke ein Exemplar dieser vor einiger Zeit schon in unseren Blättern erwähnten neuen Ausgabe der „Bibliotheca Americana" auf kurze Zeit zur Verfügung steht, so wollen wir wenigstens über die innere Einrichtung derselben eine kleine Notiz geben; sie zu vervollständigen findet sich später vielleicht Gelegenheit.

Nach einigen einleitenden Worten, die unten folgen sollen, erklärt Herr Roorbach die von ihm gebrauchten Abkürzungen bei der Angabe der Art des Einbandes der Bücher; dann giebt er ein Verzeichniß der Verleger mit Hinzufügung der Namen der Städte, in welchen sie den Buchhandel betreiben (S. V—XI). An den Hauptbestandtheil, den alphabetischen Katalog der von 1820 bis 1852 incl. erschienenen Werke (S. 1—605), schließt sich mit der Ueberschrift: Law (Seite 606—635) ein gleichfalls alphabetisches Verzeichniß rechtswissenschaftlicher Werke und (S. 636—643) eine Aufzählung der American Reports, Statutes, und Digests (— allgemeine Gesetzsammlungen; Reports des Supreme Court, der Circuit Courts, der District Courts —) und der State Reports, Laws und Digests der einzelnen Staaten (32). Die letzten Seiten (644—652) füllt eine Liste der in den Vereinigten Staaten erscheinenden periodischen Schriften (— alphabetisch, mit Bemerkung des Ortes und Staates, der Zeit ihres Erscheinens, des Inhalts, z. B.: Jewish, Literary, Musical, Bankery, Episcopal u. s. w. —)

Wir theilen jetzt Herrn Roorbach's Vorwort mit:

„Diese Ausgabe der „Bibliotheca Americana" enthält das Ganze des im Jahre 1849 herausgegebenen Originalwerkes und des im Jahre 1850 hinzugefügten Supplements, nebst zweitausend und einigen Titeln von Werken, die damals noch nicht erschienen waren und sich in keinem der beiden Werke befinden, so wie Bücher, die seitdem bis auf den heutigen Tag veröffentlicht worden sind, zusammen mehr als 24000 Titel.

Es haben unstreitig manche Werke in dem Verzeichnisse einen Platz gefunden, die füglich hätten ausgeschlossen bleiben können; da das Werk aber ein Handbuch, um sich in demselben im Geschäftsverkehr Rathes zu erholen, sein soll, so habe ich allen Das darin aufgenommen, was mir durch meine Forschungen bekannt geworden ist, weil ich nicht wußte, welche Grenze ich mir vorschreiben sollte, indem möglicher Weise gerade die Bücher hätten gesucht werden können, die nach meiner Ansicht auszuschließen gewesen wären. Auch ist es den Buchhändlern sehr angenehm, wenn sie ihren Kunden die Mittheilung machen können, daß dieses oder jenes Buch erschienen ist, selbst wenn sie häufig lieber die Antwort: „vergriffen" geben.

Als allgemeine Regel habe ich angenommen, das Original-Datum des Erscheinens von allen Werken, die sich auf Geschichte und Land- und Seereisen beziehen, anzuführen, obgleich manche derselben, die stereotypirt, mit der Jahreszahl des Wiederabdrucks bezeichnet sind.

Ich habe die Biographien nicht, wie früher, besonders classificirt, sondern sie dem allgemeinen Alphabete unter dem Namen der Person, von welcher sie handeln, und nicht unter dem Namen des Verfassers, einverleibt.

Rechtswissenschaftliche Bücher sind besonders classificirt; man wird sie am Ende des Werkes finden.

Das Verzeichniß der periodischen Schriften ist dem letzten Census der Ver. Staaten entlehnt und mit einigen Zugaben bereichert.

Es ist nicht meine Absicht, je eine neue Ausgabe des gegenwärtigen Buches zu veranstalten, doch gedenke ich dasselbe von Zeit zu Zeit durch Supplemente fortzusetzen, worin die neuen literarischen Erscheinungen und diejenigen Werke verzeichnet werden sollen, die ihre Verleger gewechselt haben. (October 1852)." So weit Herr Roorbach.

Die Titel konnten, wenn der Katalog nicht zu mehreren Bänden anwachsen sollte, zwar nicht alle in ihrer ganzen Ausführlichkeit abgedruckt werden, aber sie genügen auch in der gewählten Form, in jedem Falle für den nächsten Zweck des Werkes. — Einige Beispiele werden dies zeigen:

Hengstenberg, E. W., Egypt and the Book of Moses. 12 mo. cl. o 75 Carter & Bros. '52

Niebuhr, B. G., Lectures on Ancient History, from the Earliest Times to the taking of Alexandria by Octavius. 3 v. 8 vo. cl. 5 oo B. & Lea. '52

Pope Joan; or the Female Pontiff. By G. W. Reynolds. pap. o 50 Stringer & T. '51

Reynolds', G. W. M., Faust: a Romance. pap. o 50 Stringer & T.

Rinaldo Rinaldini. 3 vol. in 1, 32 mo. r. gt. (roan gilt.) o 75 Daniels & G.

Sigourney, L. H. (Mrs.), Olive Buds. illus. 16 mo. cl. o 75 Carter & Bros. '52

Ticknor, G., History of Spanish Literature. 3 v. 8vo. cl. 6 oo Harper & Bros. '49.

Großentheils sind die Bücher unter dem Namen des Verfassers und noch einmal unter dem Hauptworte des Titels verzeichnet (so z. B. Pope Joan auch unter Reynolds; Hengstenberg's Egypt auch unter dem letzteren Worte), welche Wiederholung wol in Hinsicht auf die bibliopolische Bestimmung des Katalogs für zweckmäßig erachtet wurde.

Die Titel der rechtswissenschaftlichen Werke sind ausführlich mitgetheilt.

Die „Bibliotheca Americana" wird in dieser zweiten, so bedeutend vervollständigten Bearbeitung auch den Beamten öffentlicher Bibliotheken sich als ein sehr nützliches Hilfsbuch erweisen; ja sie ist das einzige für einen Zweig der ausländischen Literatur, der täglich an Bedeutung gewinnt. Wie das Werk in bibliographischer Beziehung gute Dienste leisten kann, ist aus Herrn E. A. Zuchold's Additamenta ad G. A. Pritzelii Thesaurum literaturae botanicae zu ersehen, der die erste Aus-

Digitized by Google

gabe nebst Supplement mit Erfolg benutzte. (M. s. Nr. 76 diese Blätter.)

Der Inhalt des verdienstlichen und mühevollen Roorbach'schen Werkes liefert Stoff zu manchen interessanten Zusammenstellungen und Betrachtungen, die uns gegenwärtig jedoch nicht gestattet sind.

Für die äußere Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung bestens Sorge getragen.

F. L. Hoffmann.

Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von Arnold Schloenbach. 2 Bände. Breslau, Verlag von Trevent & Granier. 1853.

In seiner Zueignung an Gutzkow, den der Verfasser „den größten Schriftsteller der Gegenwart, der unsere Literatur nicht allein bereichert, sondern auch entschieden gefördert habe, den höchsten Würdenträger im mächtigen Bunde der Ritter vom Geiste, der durch dieses große Geschichtwerk Klarheit, Sicherheit und den Trost der Hoffnung verbreitete" nennt, sagt er: „Noch kurze Zeit, — und wir haben keine „Originale" mehr. Dampf, Politik kohlensaures Wasser machen die Menschen sich einander ähnlich, langweilig ähnlich. Da wollte ich denn nun einige der frappantesten, aus dieser vergehenden Welt der Originale rasch noch festhalten, gleichsam als Studien für diese vergehende Zeit. Ich wollte dabei bemüht sein, dem Ursprung ihrer Seltsamkeiten lauschend nachzugehen; zu zeigen, welch ein Reichthum an Gedanken, Kraft und Charakter, und welch — Märtyrerthum so oft in ihnen zu finden ist, und bis zu welch burlesken und hochtragischen Conflicten die Consequenzen ihrer Eigenthümlichkeiten führten oder führen könnten. — So wurde denn meine Aufgabe zugleich auch eine ernst psychologische." Sind wir nun freilich frei von der Furcht, daß es der Welt je an Originalen fehlen könne, wie es ihr denn nie daran gefehlt hat, weder im Alterthume, noch im Mittelalter und der Neuzeit, so können wir der Besorgniß des Verfassers doch nur dankbar sein, da sie Veranlassung zu Charakterbildern gegeben die sehr verschieden sind von den Romanfiguren, die uns täglich in Ueberfülle vorgeführt werden. Wer ein unterhaltendes Buch lesen will, Dem empfehlen wir Herrn Schloenbach's „Originale" bestens; aber es ist nicht ihr einziges Verdienst, daß sie unterhalten; sie sind auch ein beachtenswerthes Beitrag zur Seelenkunde. Mag immerhin die Dichtung in manchem der Lebensbilder vorherrschen, den Ur-Typus einzelner gezeichneten Charaktere hat gewiß, wie auf dem Titelblatte versichert wird, die Wirklichkeit geliefert. Wenn nicht, um so mehr müssen wir die Erfindungskraft des Zeichners, der sich uns schon damals als er seine Schriftstellerlaufbahn vor nur vor Kurzem erst betreten, als talentvoll und zum Höhern strebend, darstellte, anerkennen. Stellt ein Psycholog sich die Aufgabe diesem oder jenem unserer Originale mit Philosophenblick in die innerste Seele zu schauen, so mag er immerhin hier und dort zum Zweifel sich aufgefordert sehen, ein Hinüberschweifen in das Reich des Unnatürlichen und Unglaublichen finden, so z. B. bei der „Familie Stoope", die Herr Schloenbach in Hamburg ihr wunderliches Wesen treiben läßt.

Die neun Charakteristiken sind überschrieben: Drei Originale oder Es fehlen zwei Schafe. — Der Zweifler und der Chemiker. — Professor Barlemann und sein schwarzer Frack. — Der selbstständige Mann und sein Musenhof. — Die Familie Stoope. — Der Aristocrat. — Der Naturforscher oder zwei Silvester-Stunden. — Der Deoschkenmann. — Der Schwert-Schmied.

Unser Raum ist, wie immer gegen den Jahresschluß, augenblicklich zu beschränkt, um mehr als ein kleines Bruchstück aus: „Der selbstständige Mann und sein Musenhof" unserer Anzeige zur Begleitung zu geben. Der „selbstständige Mann" ist ein selbst höchst originelles reicher russischer Fürst, der um sich Originale verschiedener Art versammelt, denen er eine, der Lieblingsneigung und den Ideen eines Jeden entsprechende Existenz in seinem Palais bereit, ja den Hilfs- und Mittellosen noch edelmüthig nach seinem Tode sichert. Zu ihnen gehört ein Chemiker: „Das Laboratorium des Fürsten bewohnte ein Mann, den derselbe seinen „Analytiker" nannte. Er war früher homöopathischer Arzt in D. gewesen und hatte sich dann auf die Chemie geworfen, und zwar mit solch fabelhafter Leidenschaft, daß er nur chemisch denken, nur chemisch reden konnte, Alles, was ihm entgegentrat, nur in chemischem Sinne betrachtete und auffaßte. — Ein Marmorbild, ein Gemälde, eine Blume, die schönsten Frauenaugen, die zartesten Mädchenwangen interessirten ihn nur stoffisch, regten in ihm nur die Frage an: welche der 64 Urelemente darin vorhanden sein dürften! Die Namen dieser 64 Urelemente konnte er alphabetisch hersagen, wie ein Schüler das Einmaleins beim Examen, und er sagte sie gar zu gern her, namentlich den Frauen, um deren, ihm so unreell dünkendes „Naturschwärmen" zu mildern. Er kam bei ihnen aber selten weiter als bis zum vierten Element, zum Aeseik, denn bei diesem Worte schüttelten sich seine Zuhörerinnen und baten ihn um Gotteswillen, still zu sein. Er bekam für manche Frauen etwas Fürchterliches, denn das mußte ja doch ein schrecklicher Mensch sein, der von Alkalien, Alkaloiden, Chloroiden, Koloiden, kohlensauren Natron, Kohlen-, Stick-, Sauer- und andern lebensgefährlichen Stoffen so gleichgiltig wie vom Wetter und vom „Wie befinden Sie Sich?" sprach, für Freundschaft und Liebe nur die Worte Moleculaeattraction und Affinität brauchte, der, wenn er Messer und Gabel in die Hand nahm, von der Metallurgie, wenn er etwas Salz in die Suppe that, von der Halurgie, wenn er ein Glas Wein trank, von der Zymologie, wenn er sich am Kamin wärmte oder am Licht eine Cigarre anstickte, vom Phlogiston sprach, der stets bemüht war, ihnen hier Stahl, Becher, Scheele, Priestley und Lavoisier, dort Bergmann, Klapproth, Vauquelin, Tennant, Wollaston und Davy, jetzt wieder Berzelius, Richter, Wenzel, Berthollet, Dalton, und Proust, dann wieder Gay, Lussac, Dulong, Petit, Mitscherlich als die ersten Schriftsteller Europa's zu empfehlen; Menschen, die seinen Zuhörerinnen so unbekannt waren, wie die vor dreitausend Jahren gelebt habenden Kaiser. Er war schon einige Male auf dem Sprunge gewesen, sich ernstlich zu verlieben, denn er hatte wirklich ein weiches, liebevolles Herz; aber dann hatte er sich bei Zeiten gefragt: „Was ist es denn eigentlich, worin ich mich verlieben könnte?" Und dann hatte er herausgefunden, daß die Schönheiten, die ihn angelockt, doch eigentlich nur aus so und so viel Theilen Kleber-, Zucker-, Fett- und Eiweiß-Stoff, aus diesen und jenen Salzen und Säuren beständen; daß eine Leidenschaft doch eigentlich nur

Digitized by Google

ein Muskelkrampf und eine Wallung des Geblüts sei; sowie der Verstand für ihn nur in einer besonderen Beschaffenheit des Gehirns beruhte. Eigentlich ein schöner, lebendiger Mann, eine so ganz besondere Erscheinung, ein gegen Frauenschönheit so abgeschlossener Mann, hatte er selbst auch schon ein paarmal sehr warme Gefühle bei Frauen erregt, bei Frauen, die ihm so gern ein sorgenfreies Leben bereitet, ihn und sich selbst so gern glücklich gemacht hätten. Einst hatte es bei einer solchen Frau den Anschein, als sollte wirklich ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Der Analytiker hatte mit Wärme ihre wirklich schöne Hand ergriffen, sie leise gedrückt, sie sinnend angeschaut und dann mit halblauter Stimme gesagt: „O, meine Verehrte! diese schöne, liebe Hand —" die Besitzerin der schönen, lieben Hand war erröthet, die schöne, liebe Hand hatte gezittert, bis der Analytiker gefragt hatte: „Wissen Sie auch, wie viel Fettstoff dieselbe ohngefähr enthalten mag?" Bitter enttäuscht, hatte sich die erröthete Frau von ihm gewendet, und er war ein Junggeselle geblieben, ein Opfer seiner analytischen Leidenschaft."

Besonders angesprochen hat uns: „Der Naturforscher oder zwei Sylvester-Stunden," eine vortreffliche Lectüre am Sylvesterabend, für Alle, die mit dem alten Manne dann vor sich hin murmeln oder — denken: „Neujahr! was ist Neujahr? Jede Secunde fängt ein neues Jahr, ein neues Jahrhundert, Jahrtausend an. Da könnte man ja jede Secunde feiern, oder — verachten. Was ist denn eigentlich für ein Unterschied zwischen dieser und jener Secunde? Ach, bah! Eine jede bringt das ewige Einerlei von Kommen und Gehen, von Wollen und Entsagen, von Hoffen und Enttäuschen, von Fortschritt und Untergang, von Kraft und Stand und dergleichen dummen Zeuge mehr. Eine jede ist nur eines der Millionen Füßchen, auf der das kleine Gewürm, was sich Mensch nennt, fortkriecht; so lange fortkriecht, bis es von anderem Gewürm aufgefressen wird: — Ja, ja! — fressen und gefressen werden, das ist dann doch zuletzt der ganze Prozeß unseres so emphatisch angepriesenen Daseins!"

Die äußere Ausstattung des Buches ist einfach-geschmackvoll.

H.

Volks-Kalender für 1854. Herausgegeben von Karl Steffens. Verlegt von M. Simion in Berlin. Ohne den chronol. Kalender und die Genealogie 160 Seiten. 8.

Dem chronol. Kalender geht ein Gedicht: „Des Kalenders Gruß" voran; jedem Monate sind „Gute Sprüche und Anekdoten" beigefügt, die Stahlstiche in Gedichten von Rud. Löwenstein erläutert. Den größten Raum nehmen Erzählungen von Gustav Nieritz, F. Bady, Edmund Höfer und Max Ring ein; sie entsprechen ihrem Zweck und namentlich sind die von Nieritz: „Die versetzte Uhr" und von Höfer: „Aus einer Familie" lehrreich und beachtungswerth. Von Friedrich Gerstäcker enthält der Volks-Kalender: „Die Flucht über die Cordilleren". Außer einem Artikel über eine Präsidentenwahl in Washington („Amerikanische Selbstregierung") und einem wiener Scherz: „Mannle oder Weible?" beingt Steffens' hübsch ausgestatteter und dabei billiger Volks-Kalender noch Folgendes: „Kurze Uebersicht der wichtigsten technischen Erfindungen des verflossenen Jahres", von D. Philipp, „Landwirthschaftliche Notizen"; „Kapitain Ericson und sein calorisches Schiff"; „Uebersicht deutscher Eisenbahnen"; „Einige Eisenbahnen des Auslandes". Die artistischen Beigaben bestehen in 8 Stahlstichen (von denen einer das Titelblatt) und 7 Holzschnitten (unter denselben die Abbildung des calorischen Schiffes).

Den Käufern wird gratis das erste Heft der zweiten Auflage des Werkes: „Koch- und Wirthschaftsbuch (die erfahrene Hausfrau) von dem weltberühmten Koch Alexis Soyer in London, nach der 25. engl. Aufl. für deutsche Frauen bearbeitet von B. Kopfius, praktischem Koch in Berlin" geliefert. Die Times nennt in einer sehr ausführlichen Besprechung den Verfasser einen Alexander von Humboldt der Koch-Wissenschaft und sein Werk den „Kosmos" derselben!

Miscellen.

Die Engländer, von welchen fast 10,000 ihren festen Wohnsitz in Paris haben, und selten weniger als eben so viel, häufig aber in doppelter Anzahl sich auf Besuch dort aufhalten, wollen daselbst für sich eine neue Kirche bauen, da sie gegenwärtig für ihren Gottesdienst nur eine Räumlichkeit für ungefähr 2000 Personen haben und diese Räumlichkeit auch von den vielen Amerikanern, die in der französischen Hauptstadt weilen, ohne dort kirchlich eingerichtet zu seyn, mit in Anspruch genommen wird.

Die Liebhaberei der Engländer für feltnes Federvieh ist gegenwärtig so groß, daß sie u. a. in einer diesjährigen Auction einen Hahn mit 100 £ Steel. und 22 Hühner mit 420 £ Steel. bezahlt haben. Ein Paar Toulouser Gänse bedangen 50 £ Steel.

Wie der englische Atlas berichtet, hat die Behörde zu Kentucky verfügt, daß den männlichen Delinquenten in der dortigen Strafanstalt die Nase mit einer chemischen Zubereitung, die sich nicht abwaschen läßt und sich nur mit einem Wechsel der Haut wieder verliert, schwarz gefärbt, und diese Procedur, wenn nöthig, bis einen Monat vor Ablauf der Strafzeit, wo sie einzustellen ist, erneuert werden soll.

Bei den Chinesen unterscheidet sich das Schauspiel von dem Trauerspiel insbesondere dadurch, daß es mehr mit Musik vermischt ist und in Gegenständen des täglichen Lebens verkehrt, während die Trauerspiele in der Regel Ereignisse behandeln, die unter den Dynastieen vor den Tartaren stattgefunden haben.

Nach officiellen Daten hat sich ergeben, daß englischerseits seit 1849 eine Million £ Steel. auf die Reisen nach dem Nordpol verwendet worden sind.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 97. Sonnabend, den 3. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Einer Frau. Von H. Zeise ..... Seite 757
Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel VI. ..... „ 758
Einige Notizen über die russischen Armeen ..... „ 761
Karl Barthel ..... „ 761
Literatur:
Die Schweiz nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus ..... „ 763
H. C. Andersen Sämmtliche Werke ..... „ 764

Einer Frau.

Wie ist dein Auge klar und blau,
Es gleicht dem Strahl der Sonnen,
Es gleicht dem kühlen Brunnen,
Du milde, wunderbare Frau!

Als ich zuerst hineingeschaut,
Hielt mich der Glanz gefangen,
Ein ahnungsvolles Bangen
Durchbebte mich so süß und traut.

Ich las im Wald als Knabe gern
In längstvergangnen Tagen
Viel' Mährchen und viel' Sagen.
Jetzt sind die schönen Tage fern!

Bald stand der Neck vor mir, ein Zwerg,
Ein schalkhaft und ein munteres Wesen,
Dann habe wieder ich gelesen,
Erhabne Frau, vom Venusberg!

Es zogen viele Ritter aus,
Nach hohem Preisgewinne,
Sie warben keck um Minne,
Doch fest hielt sie das Felsenhaus.

Und sehnten sie sich wieder fort,
Nach Deutschlands stolzen Eichen,
Sie konnten nicht entweichen,
Es hielt sie festgebannt der Ort.

So, hohe Frau, erging's auch mir,
Mit deinem Blick, dem frommen,
Hast du mich eingenommen,
Ich kann mich trennen nicht von dir.

O, herbe Lust, o süßes Leid,
Im Venusberg gefangen,
Muß ich beseligt bangen
An deinen Blicken allezeit.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Artikel VI.

Der Feldzug von 1809. — Empörung der Janitscharen. — Absetzung des Sultans Selim. — Mustapha IV. Sultan. — Mustapha Bairactar. — Thronbesteigung des Sultans Mahmud. — Militairische Operationen des Generals Fürsten Bagration.

Die, nach dem von dem General Sebastiani entworfenen Feldzugsplan mit Nachdruck operirende, türkische Armee hatte die Russen zum Rückzug gezwungen und die Wallachey war schon wieder erobert worden, als plötzlich in Constantinopel eine Revolution ausbrach.

Der Sultan Selim war zuerst darauf verfallen, sein Reich zu regeneriren und es wo möglich mit den europäischen Staaten auf gleiche Höhe zu bringen, ein Plan, der von seinem Nachfolger, Mahmud II. und von dem jetzt regierenden Sultan Abdul Medschid fortgesetzt worden ist. Selim war ein aufgeklärter, den Studien obliegender, und auf europäische Kenntnisse sehr begieriger Fürst, der selbst ziemlich umfassende Kenntnisse in der Geometrie und der Befestigungskunst besaß. Er hatte zeitig ein paar seiner jungen Favoriten nach Frankreich geschickt, die dort die französische Sprache erlernt und dem Sultan Bücher über die Militairkunst beimgebracht hatten. Einer von ihnen war selbst ein tüchtiger Ingenieur geworden

Selim hatte sehr richtig eingesehen, daß die erste Reform mit der militairischen Organisation vorgenommen werden müsse, erstens, um der Behörde in einer neuen Miliz einen Stützpunkt für die übrigen Reformen zu geben, und hauptsächlich, um dem Reiche wieder zu seiner Würde zu verhelfen, die durch die Niederlagen der ottomannischen Armeen seit fast einem Jahrhundert sehr gelitten hatte. Jene Niederlagen waren die augenscheinliche Folge des steten Fortschritts ihrer Feinde in der Tactik und in allen Kriegskünsten, während die Türken nicht allein stationair geblieben waren, sondern selbst die kräftigen Institutionen hatten ausarten lassen, wodurch sie früher ihre Siege errungen. Die Janitscharen waren ganz besonders ausgeartet, sie, deren unüberwindliche Infanterie drei Jahrhunderte lang der Schrecken der Christenheit gewesen war.

Der Sultan begann mit der Errichtung einer Miliz, die er Nizam-dschedid, Truppen nach neuen Regeln benannte, und die, europäisch ausgerüstet, durch französische und preußische Lehrer europäisch einexercirt wurden. Er theilte sie in zwölf Regimenter Infanterie und ein Regiment Cavallerie ein. Auch ein Theil der Topschis oder Kanonierr wurde nach demselben System organisirt und bildete vier Batterien fliegender Artillerie. Die Janitscharen sahen mit großem Verdruß auf diese neuen Truppen, deren gute Ordnung und geschickten Manöver ihre Indisciplin und ihre Unkenntniß erst recht bemerkbar machten; doch beschränkten sie sich Anfangs nur darauf, ihre Unzufriedenheit durch Murren zu erkennen zu geben. Sehr zufrieden mit den Leistungen seiner neuen Truppen, welche die empörten Albanesen geschlagen hatten, ging der Sultan nun vielleicht mit der Entwickelung seines Planes ein wenig übereilt zu Werke. Ein Decret, das eine Aushebung von jungen Muselmännern befahl, die dem Nizamcorps einverleibt werden sollten, verfetzte die Ulemas und die Janitscharen in Wuth; der Sultan beschwichtigte sie jedoch einstweilen damit, daß er die Ausführung seines Decrets suspendirte.

Aber die Leidenschaften waren in Gährung, und erwarteten nur die Gelegenheit loszubrechen. Es wurde eine Verschwörung angezettelt, deren Leiter ein fanatischer Muffti und der Kaïmacan oder Stellvertreter des Großvezirs waren, der in Abwesenheit dieses Staatsbeamten, welcher damals die Armee an der Donau befehligte, in Constantinopel die höhere Gewalt ausübte. Der Muffti, ein heuchlerischer Bube, der, um von dem Sultan zu dieser Würde erhoben zu werden, sich gestellt hatte, als ob er der Errichtung der Nizams Beifall schenkte, verabscheute in Selim den unterrichteten, zu Neuerungen geneigten und von den Vorurtheilen der Unwissenheit freien Fürsten. Der Kaïmacan strebte dahin, alle Großen, die bei Selim in Gunst standen und zu dessen Werk der Regeneration die Hand boten, als seine Feinde oder seine Nebenbuhler zu Grunde zu richten.

Das erste Werkzeug der Verschwörung war ein 2000 Mann starkes Corps unter dem Namen Yamaks. Es waren dies meistens Leute aus dem Lazistan, eine hartherzige und wilde Race, die das Gebirge oberhalb Trapezunt bewohnt. Unter dem Schein eines perfiden Eifers, läßt der Kaïmacan von den Uniformen der Nizams nach ihrer Kaserne bringen; dann werden sie aufgefordert, in diese auserwählte Miliz einzutreten, und schließlich wird ihnen befohlen, die neue Uniform anzulegen. Da gerathen die Yamaks, durch geheime Emissarien aufgehetzt, in Wuth, sagen, daß man infame Ghiours aus ihnen machen wolle, verlassen ihre Kaserne am Bosphorus, und dringen bewaffnet in Constantinopel ein. Anfangs kömmt es zwischen ihnen und den Nizams zum Kampfe; aber bald schlagen sich die Janitscharen und das gesammte Volk auf die Seite der Yamaks, und die Hauptstadt bleibt nach einem blutigen Kampfe in der Gewalt der Empörer.

Selim hatte keine Vertheidiger mehr. Der Chef der Yamaks, Kabakschy-Uglu genannt, herrschte in seiner Hauptstadt. Dieser Chef versammelte sodann das Volk und die Janitscharen auf dem großen Platze des Atmeïdan, mitten in der Stadt. Dort haranguirte und beglückwünschte er sie nun, sagte zu ihnen, daß das muselmännische Volk an den Verräthern gerächt werden müsse, und entwarf eine Proscriptionsliste. Sofort geht man darauf aus, die Proscribirten überall aufzusuchen, und den andern Tag werden dem Kabakschy vierzig der berühmtesten Häupter des Reiches zu Füßen gelegt. Hierauf verlangt er die Absetzung des Sultans Selim, er will aber, daß dieses unter den üblichen Formen geschehen und zuvor der Muffti um seine Meinung befragt werden soll. Dieser beeilt sich, ein Fetwa (geheiligte Entscheidung) zu geben, in welchem die Entsetzung Selims folgendermaßen motivirt ist: er habe sich an Allah und den Propheten versündigt, indem er bei den Rechtgläubigen die Sitten und die Gebräuche der Ungläubigen habe einführen wollen; indem er es zugegeben habe, daß die Wechabiten, diese Kinder des Teufels, während seiner Regierung das Grab Mahomeds entweiht und die Wallfahrten nach Mecka verhindert hätten, ohne daß er es verstanden, die heiligen Orte wieder zu erobern; und letztlich, indem er in den achtzehn Jahren seiner

Digitized by Google

Regierung der Race des großen Otteman, des Gründers des Reichs, keinen Erben gegeben habe.

Der, nun abgesetzte, Selim wird in dem Inneen des Serails eingeschlossen gehalten, und sein Vetter, Mustapha, besteigt am 30. Mai 1807 den Thron. Selim war wegen seiner Freundschaft für Frankreich den rivalisirenden Mächten verhaßt; auch hatte man damals auswärtige Agenten in Verdacht, daß sie bei der Verschwörung, die ihn gestürzt, die Hände mit im Spiel gehabt oder doch um die Verschwörung gewußt hätten. Mustapha, ein roher Fürst und ohne alle Kenntnisse, brachte seine Zeit damit zu, seinen Frauen in den Kiosks am Bosphorus Feste zu veranstalten und die Geschäfte den Intriguen seiner Minister zu überlassen. Kabakschy und seine Yamaks führten fortwährend das Regiment zu Constantinopel.

Aber es stieg unbemerkt ein Sturm gegen den neuen Sultan auf. Der Pascha von Rustschuk, Mustapha, mit dem Beinamen Baïractar, d. h. Fahnenmann — wegen einer Fahne, die er den Russen in dem Gefechte von Fokschani abgenommen hatte — hatte mit Unwillen die Absetzung Selim's vernommen. Selim hatte denselben nämlich, trotz dem, daß er geschlagen worden war, zum Pascha erster Classe (von drei Roßschweifen) ernannt, um ihn für den Widerstand zu ehren, welchen er gegen überlegene Kräfte geleistet hatte. Baïractar entwarf den Plan, Selim wieder auf den Thron zu setzen.

Wir haben bereits berichtet, daß Napoleon, ehe ihm die in Constantinopel vorgefallene Empörung bekannt geworden war, zu Gunsten der Türkei zu Tilsit einen Waffenstillstand negocirt hatte. Diesen Umstand machte Baïractar sich zu Nutz, um die Donau zu verlassen und an der Spitze von 20,000 Mann auf Constantinopel zu marschiren. Er bewegte sich langsam, um keinen Argwohn erge zu machen. Er verweilte eine geraume Zeit zu Adrianopel, und es gelang ihm, den Großvezir, der dort noch mit der Reserve-Armee stand, zu bereden, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um die Hauptstadt von der Tyrannei der Yamaks, einer Horde von Abenteurern und der Abschaum der Nation, zu befreien. Er trifft endlich in Constantinopel ein, Kabakschy und seine vornehmsten Officiere werden getödtet, die Yamaks aufgelöst, und Baïractar, nun Herr am Platze, wartet nur noch auf einen günstigen Augenblick, um sein großes Unternehmen zu vollenden.

Am 28. Juli 1808 stellt er den Großvezir, auf den er nicht rechnete, unter Aufsicht, bemächtigt sich des Sandschak-scherifs, verbreitet das Gerücht, daß der Friede mit den Russen abgeschlossen sey, und begiebt sich an der Spitze seiner Soldaten nach dem Serail, um, wie er sagt, die geheiligte Fahne dorthin zurück zu bringen. Der erste Hof wird ihm geöffnet, aber der Bostandschi-Baschi, der Chef der inneen Wache, weigert ihm den Durchgang durch die zweite Pforte, unter dem Vorgeben, daß er deshalb erst die Befehle des Sultans Mustapha einholen müsse. „Erbärmlicher Sclave", ruft ihm Baïractar zu, „der Sultan Selim ist es, an den Du Dich zu wenden hast: er und kein anderer ist unser Padischa!" Aber der Sultan Mustapha hatte, von dem was vorging unterrichtet, sofort seine Befehle ertheilt. Bald darnach öffnete sich die Pforte, und der Bostandschi-Baschi sagte zu Baïractar: „Du willst den Sultan Selim? wohl, da hast Du ihn!" Mit diesen Worten wird ihm die Leiche des erdrosselten Selims vor die Füße geworfen.

Baïractar wirft sich ganz außer sich auf die Leiche dieses Fürsten und benetzt sie mit seinen Thränen, dann ermannt er sich, und dringt ins innere des Serails, wo er nun der Gebietende ist. Mustapha IV. wird ins Gefängniß geworfen, ehe er die Zeit gehabt hat, auch noch den Befehl zur Ermordung seines Bruders Mahmud zu ertheilen, der nun sofort als Sultan ausgerufen wird. Der erste Act seiner Gewalt war, daß er Baïractar zum Großvezir ernannte. Dieser wüthete nun seinerseits furchtbar und unerbittlich gegen Selims Feinde und gegen Alle, die an Mustapha's Gunstbezeugungen Theil genommen hatten. So wurde die Hauptstadt abermals durch die neue Proscription mit Blut getränkt.

Wir haben nun noch zu berichten, welches Ende Baïractar selber genommen hat. Mit der Absicht, das Werk Selims fortzusetzen, versammelte er zuvörderst einen aus den Großwürdenträgern des Reiches und den Notables sämmtlicher Provinzen zusammengesetzten großen Divan. In dieser Versammlung wies er in einer sehr ausführlichen Rede die dringende Nothwendigkeit nach, militairische Institutionen und eine Organisation zu beschaffen, die fähig wären den Ottomannen ihre ehemalige Ueberlegenheit in den Schlachten wiederzugeben. „Wenn die Janitscharen einmal so sehr eifersüchtig auf die nach der neuen Disciplin gebildeten Corps sind," sagte er, „wohlan, so laß sie jene Disciplin selber annehmen, laß sie sich, um die Ungläubigen zu besiegen, der Waffen und der Mittel bedienen, welche die Ungläubigen gegen uns anwenden." Die Versammlung genehmigte laut alle die in Vorschlag gebrachten Beschlüsse.

Baïractar ward die der Miliz der Selimens affiliirten Männer oder die Janitscharen zweiter Classe an und bildete aus ihnen Regimenter in der Weise der Nizams des Sultans Selim. Aber den immer noch zahlreichen und mächtigen Corps der Janitscharen war jede Disciplin und jedes europäische Exercitium ein Gräuel, weil sie wohl einsahen, daß eine Organisation, die aus ihnen eine regelmäßige Truppe machte, sie um ihre Vorrechte bringen und ihrer tief eingewurzelten Ungebundenheit endlich einen Zügel anlegen würde. So waren denn die Janitscharen und die Ulemas gemeinsam auf Baïractars Untergang bedacht. Er selber beschleunigte seinen Sturz noch durch ein hochfahrendes und gewaltthätiges Benehmen.

Ein Mann von großem Muthe, hehr in seinen Ansichten, obwohl ohne Unterricht, aber zu vermessen, nicht im Stande Maaß zu halten oder sich den Umständen zu fügen, und durch den erstaunlichen Erfolg seines ersten Unternehmens berauscht, zeigte er bald einen übermäßigen Stolz und eine unersättliche Habgier, indem er einen beleidigenden Aufwand machte und aller Welt das furchtbare Joch seiner Tyrannei fühlen ließ. Dieser Mann hatte sich eine kurze Zeit groß gezeigt; nachdem schien er vom Schwindel befallen zu seyn. Als er, im vierten Monate seiner Allmacht, inmitten seiner Garde durch die engen und volkreichen Straßen von Constantinopel von einer Ceremonie zurückkehrte, machten ihm die voranziehenden Kawassen durch rohe Hiebe, die sie rechts und links austheilten, Platz: Männer, Weiber und Kinder wurden blutig geschlagen, und flüchteten sich vor Schmerzen und Schrecken schreiend in die nächsten Caffehäuser. Dies war der Ursprung eines furchtbaren Aufstandes.

Die Aufstände der damaligen Zeit bekundeten sich stets durch Feuersbrünste. Es war dieses das erste Mittel, welches die Janitscharen in Anwendung brachten, damit die Empörung

Digitized by Google

inmitten des Tumults und des allgemeinen Schreckens desto eher gelänge. Das ganze Stadtviertel in der Nähe des Palastes des Großvezirs Bairactar ward eine Beute der Flammen. Er selber sah sich bald durch die große Gluth in seinem Palaste blockirt, und außer Stande, ihn zu verlassen, um sich an die Spitze der von ihm gebildeten Seimens zu stellen und ohne seine Befehle nach Außen gelangen lassen zu können. Dieser furchtbare Brand währte vier Tage lang. Die triumphirenden Janitscharen rechneten darauf, Mustapha IV. wieder auf den Thron zu setzen, und Mahmud das Schicksal zu bereiten, das Selim erlitten hatte. Schon ließen sie Ausrufungen in diesem Sinne um das Serail her hören. Gleich zu Anfang der Krisis hatten die Minister und Beamten Mahmud gerathen, seinen Bruder umbringen zu lassen, ein Rath, den er aber mehrere Male zurückgewiesen hatte. Dieser, durch seinen grausamen und rachesüchtigen Charakter bekannte, Bruder würde Mahmuds nicht geschont haben, wenn er durch die Empörung wieder auf den Thron gekommen wäre. Als die Gefahr aber immer dringender wurde, da mußte Mahmud endlich seine Tödtung befehlen. Man ließ ihn wegen des an Selim, der sein Wohlthäter gewesen war, verübten Mordes gleich einem Verbrecher durch den Henker erdrosseln.

Was Mustapha Bairactar betrifft, so ward er nebst einer seiner Frauen und einem Eunuchen in dem unteren Saale eines Thurmes, wohin er sich mit seinen Schätzen geflüchtet hatte, ohne irgend eine Verwundung todt gefunden: die Feuersbrunst hatte den Thurm von allen Seiten umgeben gehabt, und so waren sie alle Drei erstickt worden. Die Empörer fanden endlich den Leichnam Bairactars auf und erfuhren zugleich das Schicksal Mustapha's IV. Die Empörung legte sich allmählig, doch mußte sie zuvor ihre Proscription haben, und die Janitscharen metzelten mehrere Tage lang alle diejenigen nieder, die dem Großvezir in seinen Anschlägen an die Hand gegangen waren. Wiewohl über ihre Verbrechen empört, mußte der Sultan Mahmud sie dennoch viele Jahre bestehen lassen und den Haß und die Verachtung, welche ihm diese verwegene Soldateska einflößte, bis zu dem Tage geheim halten, wo ihm ihre Ausrottung endlich möglich ward. Wir müssen noch bemerken, daß die regulairen Milizen, die Nizams oder Seimens, sich bei allen diesen Revolutionen der Behörde treu erwiesen. Sie schlugen sich jedesmal in den Straßen gegen die Janitscharen, hielten in ihren Kasernen förmliche Belagerungen aus, und fanden dort den Tod in den Flammen, weil sie von ihren grausamen Widersachern keine Gnade erwarten durften.

Diese sehr gedrängte Schilderung der Ereignisse jener Zeit giebt einen Begriff von den barbarischen Sitten der alten Türkei, und von den Hindernissen, die solche Sitten einem jeden Reformplane noch eine lange Zeit entgegensetzen mußten.

Im Verlauf dieser blutigen Wechselfälle hatten die Feindseligkeiten geruht; im Frühjahr 1809 begann der Krieg aber aufs Neue. Der Kaiser Napoleon hatte seine Vermittelung zurückgenommen. Die Absetzung und der Tod des Sultans Selim, den er sehr schätzte, hatten ihn auf die Türken unwillig gemacht. Er konnte ein Volk nicht mehr als den Bundesgenossen seiner Politik ansehen, das eigensinnig in seiner Unwissenheit in der Militairkunst beharrte, und dessen Fanatismus einen aufgeklärten Fürsten opferte, der den ottomannischen Ruhm wieder hatte heben wollen. Ueberdem vernachlässigten die Minister seines Nachfolgers Mustapha IV., indem sie eine Politik annahmen, die der von Selim entgegengesetzt war, die Allianz mit Frankreich und schlossen Frieden mit England, ein neuer Grund der Unzufriedenheit für Napoleon. Da nahm der General Sebastiani denn bald Urlaub, und verließ Constantinopel, die Gesandtschaft einem Geschäftsträger anheimstellend. Von da ab stand die Türkei allein Rußland gegenüber, das nun seinen Plan auf die Eroberung der Donauprovinzen regsam verfolgen konnte.

Die drei auf einander folgenden Revolutionen, welche Constantinopel funfzehn Monate lang in Aufregung erhalten hatten und von deren Wuthausbrüchen auch die Provinzen angesteckt worden waren, hinterließen alle Zweige der alten Organisation in türkischer Weise, die damals das Reich regierte, in der größten Unordnung. Die Armee hatte sich von selber aufgelöst. Es war dem Großvezir kaum möglich geworden, zu Adrianopel 30,000 Mann beisammen zu halten; die Festungen hatten nur sehr schwache Garnisonen, und dabei fehlte es ihnen an Lebensmitteln und an Kriegsbedarf.

Währenddem war die russische Armee in den ersten Tagen des Monats April von 1809 zu Galatz über die untere Donau gegangen, und der General Miloradowitsch, der über die Wallachey herangerückt war, hielt Bucharest besetzt, schlug ein kleines Corps Türken zu Slobodzie, in der Nähe von Giurgewo, und belagerte dann diese Stadt, eine türkische Festung auf dem wallachischen Ufer, die damals Rustschuk, einer Festung auf dem rechten Ufer, als Brückenkopf diente. Zur selbigen Zeit war Serbien, unter den Befehlen von Petrowitsch, berühmt unter dem Namen von Czerny Georg (der schwarze Georg), der früher Unterofficier in österreichischen Diensten gewesen, und desertirt war, nachdem er seinen Capitain getödtet hatte, in vollem Aufstande. Czerny Georg hatte sich Belgrads bemächtigt, und war bis Nissa, auf der Straße von Sophia, die nach Adrianopel führt, vorgerückt. Eine Abtheilung Russen, die nach der Seite von Widdin über die Donau gegangen war, unterstützte seine Bewegung.

Die, von dem Fürsten Bagration befehligte, russische Armee bemächtigte sich, nachdem sie ohne Widerstand die untere Donau passirt war, successive der Festungen Isatscha, Matschine, Tultscha und Hirsowa, wo nichts vorbereitet gewesen, um eine Belagerung zu bestehen. Auch Ismaïl, eine türkische Festung am linken Ufer, in Bessarabien, mußte sich wegen Mangel an Munition ergeben. Brahilof, am linken Ufer, oberhalb Galatz, hielt sich länger und schlug mehrere versuchte Erstürmungen ab, doch erlitt es endlich ein gleiches Geschick mit Ismaïl und aus derselben Ursache. Nun konnte die russische Flottille des schwarzen Meeres auch die Donau hinauf fahren und die Operationen der Armee, die bald Silistria zu belagern begann, unterstützen.

Der Großvezir sah sich durch die Bewegung der Serbier auf Nissa, eine Bewegung, die hinterwärts der Barriere des Balkans seine linke Flanke bedrohte, gewissermaßen zu Adrianopel gelähmt. Aber die Energie der Türken erwachte einmal wieder Angesichts der großen Gefahr, die ihr Reich bedrohte. 40,000 Türken und eine gleiche Anzahl Bosniaken unternahmen gleichzeitig von zwei Seiten einen kräftigen Angriff auf Serbien, und zwangen Czerny Georg, sich in Belgrad einzuschließen. Hiernach konnte die ottomannische Armee der russischen Armee an der Donau entgegen treten. Der Großvezir begab sich also mit dem Gros der Armee nach Schumla, von wo er den Se-

Digitized by Google

raskier Pech-Liwan mit einem Corps von 20,000 Mann detaschirte, um Silistria zu Hülfe zu kommen. Eine Lieue von diesem Platze, beim Dorfe Tatariza, am Ufer der Donau, kam es zwischen der türkischen Armee und der Belagerungs-Armee zu einer Schlacht, von welcher sich beide Theile den Sieg zuschrieben, die Türken, weil sie keine Niederlage erlitten, die Russen, weil jene ihren Zweck, Silistria zu entsetzen, nicht erreicht hatten. Der Obeergeneral Fürst Bagration war selber herbeigekommen, um sich dem Versuche des Seeraskiers zu widersetzen.

Es war inzwischen November geworden, und Regen und Schnee begannen das platte Land unwegsam zu machen. Die Russen hoben die Belagerung von Silistria, die sie während des Winters nicht fortsetzen konnten, auf. Sie nahmen ihre Cantonirungen in den Donauprovinzen und in Bessarabien, in den eroberten Plätzen Garnisonen hinterlassend, und zu Hirsova, am türkischen Ufer, einen Brückenkopf bewahrend.

In unserm nächsten Artikel werden wir das Ende dieses Krieges geben, der durch den Frieden von Bucharest im Jahr 1812 beendigt ward, und dann zu dem Kriege von 1828 kommen, den der Kaiser Nicolaus in Person leiten wollte.

Einige Notizen über die russischen Armeen.

(Aus einem längeren Artikel von Sir Charles Shaw im Chronicle.)

Zur Zeit Peters des Großen überstieg die russische Armee nicht 100,000 Mann, während die des jetzigen Kaisers 699,000 Mann regelmäßige Truppen mit 1000 Geschützen zählt und mit Einschluß der irregulairen Truppen 1,200,000 Mann mit 1400 Geschützen stark ist. Die Armee ist in zwei Theile abgetheilt, die völlig von einander verschieden sind: in dem für den auswärtigen und activen Dienst, und in dem für den binnenländischen und Garnison-Dienst. Die active Armee ist ihrerseits ebenfalls in zwei Theile geschieden, dem der Elite und dem der activen Reserve. Die active Reserve gehört zu dem effectiven Truppentheil, verrichtet aber auch gewissermaßen Depotsdienste, indem sie die zur Einverleibung der Elite bestimmten Recruten einübt. Dasselbe System vom Elitetruppe und activer Reserve besteht auch für die Cavallerie, die Artillerie und die Ingenieure, zusammen 368 Bataillons, 468 Escadrons und 996 Geschütze, ein Total von fast 500,000 Combattanten. In dieser Operations-Armee ist die Armee des Kaucasus nicht mit eingeschlossen. Diese Armee gilt für die Elite der sämmtlichen russischen Truppen, indem sie aus Soldaten besteht, die meistens seit zwanzig Jahren unausgesetzt Krieg geführt haben. Sie soll an activen Truppen 138 Bataillons Infanterie, 10 Escadrons Cavallerie, und 180 Kanonen, zusammen 198,000 Mann stark sein.

Die Offiziere und höheren Beamten in der Armee sind Adeliche, die schon jung als Volontairs eintreten und nachdem sie in Militairschulen ihre Studien gemacht haben. Erst nach bestandenem Examen werden sie zu Fähndrichs ernannt. Der größte Theil der Beamten in Rußland besteht aus vormaligen Offizieren, denn das Waffenhandwerk gewährt vor Allem eine Anwartschaft auf einträgliche Aemter. Unteroffiziere, die zwölf Jahre untadelhaft gedient haben, können, wenn sie ihr Examen machen, Fähndrich werden; weiter bringen sie es aber nie. Die Regimenter werden durch Conscription, durch Cantonnisten (Soldatensöhne), durch Freiwillige aus Georgien und Finnland, und durch Leute complettirt, die gewisser Vergehen halber von Gerichtshöfen verurtheilt worden sind, wie solches vor Zeiten auch bei der brittischen Marine der Brauch war. Aus 79 Millionen Russen sind 49 Millionen der Subscription unterworfen. Ueber die Hälfte der russischen Armee besteht aus Leibeignen; so wie sie aber das Loos getroffen hat, Soldat zu werden, sie dann geschoren, ihr Haar kurz geschnitten worden ist, und sie in einer Uniform stecken, sind sie freie Männer und nebst ihren Kindern nicht länger das Eigenthum ihrer Gutsherren. Die Conscription wird ungefähr in folgender Weise beschafft: „Wenn eine Ukase die Aushebung von 5 Mann aus 1000 befiehlt, so muß eine Gutsherrschaft, die 2000 Bauern hat, deren 10 stellen.

Im Jahr 1837 hielt der Kaiser Musterung über drei Regimenter Infanterie Cantonnisten (Soldatensöhne), mit einer entsprechenden Cavallerie und einer Artillerie mit hölzernen Kanonen, weil die den Befehl führenden Offiziere Kinder waren. Alle zeigten sich jedoch wohlerfahren in den militairischen Evolutionen. Im Jahr 1842 belief sich die Zahl dieser Colonisten bereits auf 300,000, von welchen ungefähr 80,000 in der Armee eingereiht waren, 35,000 in öffentlichen Anstalten verwendet wurden und der Rest in Barracken und in Schulen gehalten ward.

Wiewohl den russischen Soldaten ein militairischer Geist abgeht, leisten sie doch ihren Offizieren einen unbegränzten Gehorsam, ertragen sie Entbehrungen mit Geduld, und stehen im Feuer, ohne zu wanken, weil sie den Glauben hegen, daß sie nach ihrem Tode im Himmel für alles das ihren Lohn empfangen werden, was sie auf Erden für die Sache Gottes, ihres Kaisers und ihres Vaterlandes gelitten haben. Die Offiziere leben mit den Gemeinen auf einem sehr vertraulichen Fuße, ohne daß die Mannszucht darunter zu leiden scheint.

Karl Barthel.

„Johann Franz Ludwig Karl Barthel wurde am 21sten Februar 1817 zu Braunschweig geboren. Sein Vater, Friedrich Barthel, ein geschickter Maler und Kupferstecher, der auch schriftstellerisch aufgetreten ist, wohnte ursprünglich in seiner Vaterstadt Leipzig, hatte sich auf einen Ruf des Buchhändlers Friedrich Vieweg nach Braunschweig übersiedelt, und unterrichtete dort später die beiden Prinzen Karl und Wilhelm in den zeichnenden Künsten. Schon früh bestimmte der Vater seinen erstgeborenen Sohn Karl zum Studium der Theologie, der er selbst sich hatte einst widmen wollen. Da er eine akademische Bildung genossen hatte, so übernahm er den ersten Unterricht des Knaben in den Elementen der alten Sprachen selbst. Als das nicht mehr genügte, gelang es den unbemittelten Eltern, ihrem Sohne die Erlaubniß zum unentgeltlichen Besuche des dortigen Gymnasiums zu verschaffen, wo derselbe durch Fleiß und stilles, sinniges Wesen bald die Liebe seiner Lehrer zu erwerben wußte. Ein Jahr vor seinem Abgange auf die Universität besuchte der zum Jüngling herangereifte Knabe das Collegium Carolinum, wo ihn, außer dem

Digitized by Google

Studium der alten Literatur, die Vorträge des Abts Mühlenhoff über die christliche Glaubens- und Sittenlehre wegen eines gewissen ethischen, von Schiller'schen Einflüssen wiederhallenden Pathos, besonders angezogen. Mit entschiedener Begeisterung für den theologischen Beruf bezog er zu Michaelis 1836 die Universität Göttingen. Aber schon diesen Schritt hatte er schwer erkämpfen müssen. Schon war er durch die Mittellosigkeit seiner Eltern auf den Punkt getrieben worden, der wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen, als die liebevolle Fürsprache seiner Lehrer und die Munificenz seines Fürsten ihm wenigstens das zum ersten Beginnen der akademischen Laufbahn zunächst Nothwendige vermittelten.

So ging er denn, freilich noch immer durch eine trübe Aussicht auf die Zukunft beunruhigt, aber doch froh, die ersten Hemmungen hinter sich zu haben, nach Göttingen hinüber, wo er sehr bald einen völligen Umschwung seiner innersten Denkweise erfahren sollte. Die Erregung dazu verdankte er seinem theuern und stets gefeierten Lehrer in der wissenschaftlichen Theologie, dem Dr. theol. Lücke, durch den er auch mit den theologischen Ideen Schleiermacher's und Nitsch's bekannt wurde. Durch Ewald's geistreiche Vorträge erschloß sich ihm der tiefe Kern des alten Testaments besonders nach dessen poetischer Seite; vor Allem gewann er den Hiob und das Hohelied lieb. Am innigsten fühlte er sich zu dem, ihm in gewisser Hinsicht verwandten, liebinnigen und von tiefsinniger Mystik befruchteten Wesen Liebner's hingezogen, durch dessen herrliche Persönlichkeit nicht minder, wie durch seine ergreifenden Vorträge ihm der Beruf für das praktische Predigtamt zu dem erwünschten Lebensziel wurde. Bald nahm auch die mittelalterliche Mystik sein innerstes Interesse in Anspruch, und so bereitete sich schon damals der Uebergang zu seinem spätern theologischen Standpunkte vor. An der Schelling-Hegel'schen Speculation nahm er schon seines Naturells wegen nur historisches Interesse, mehr fühlte er sich durch Bobtz's lebendig anregendes Wesen zu Solger's ästhetischer Denkweise hingezogen, während die Herbart'sche Philosophie ihn geradezu abstieß. Sein Lieblingsstudium in der Theologie wurde immer mehr die neutestamentliche Exegese nebst einzelnen durch innriges christliches Leben vorzüglich ausgezeichneten Partien der Kirchengeschichte. Die letztere wurde ihm so recht zur Herzenssache, seitdem er sie im Gewande der tief erbaulichen Neander'schen Darstellungen näher kennen gelernt hatte; wie denn Neander's „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens" ihm so an die Seele gewachsen waren, daß er sie sich noch am letzten Lebenstage auf sein Sterbelager bringen ließ.

In Göttingen fand er nun auch die beste Gelegenheit, eine der tiefsten Neigungen seiner poetisch gestimmten Seele im vollen Maaße zu befriedigen, indem er sich in das Studium der alten deutschen Nationalliteratur versenkte. Schon auf dem Gymnasium hatte er dasselbe mit großer Liebe gepflegt; wie erwünscht war es ihm daher, und wie betrachtete er es stets als eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens, daß er in ein näheres Verhältniß zu den Gebrüdern Grimm treten durfte, und sogar als Lehrer für die Kinder Wilhelm's in das Haus der hochverehrten Männer aufgenommen wurde. Von da aus knüpften sich auch engere Beziehungen zu Gervinus, dem er, trotz dessen oft sehr dürren Reflexionen und späteren Verirrungen, stets ein dankbares Gemüth bewahrt hat. Bei seinem weiten Eindringen in den Reichthum der mittelalterlichen Poesie flößte ihm die Gudrun mit ihren lieblichen Gemälden holder nordischer Weiblichkeit bald ein solches Interesse ein, daß er sich auch späterhin noch oft mit Uebertragungen derselben in's jetzige Hochdeutsche gern beschäftigte, aber noch tiefer fühlte er sich zu dem Parcival des Wolfram von Eschenbach hingezogen, dessen tiefsinniger Ernst und zarte Mystik ihm in der innersten Seele wiederklang." . . . . . Der väterlichen Fürsorge Lücke's verdankte er eine für seine weitere Entwickelung wichtige Anstellung an einer Erziehungsanstalt zu Weinheim an der Bergstraße. Dort schloß er einen Freundschaftsbund mit dem nachher so bedeutend gewordenen Theologen Fr. Ebrenfeuchter. Im Frühjahr 1841 kehrte er in seine Vaterstadt zurück; ein Jahr später wurde er Hauslehrer in Weferlingen unweit Magdeburg. Nach etwa drei Jahren begab er sich wieder nach Braunschweig, wo er als Candidat der Theologie dem größeren Publicum zunächst durch eine Reihe von Predigten bekannt wurde, die er in der reformirten Kirche zu halten sich interimistisch verpflichtet hatte. In der deutschen und englischen Literaturgeschichte ertheilte er Privatunterricht, hielt in einem Privatkreise Bibelstunden und stiftete einen Lesezirkel für christlich-erbauliche Volksschriften. Auch förderte er das Interesse für die Heidenmission und wurde das Hauptorgan für die Ausführung des Plans der Stiftung eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder. „Besonders aber waren es seine von Neujahr bis Ostern 1850 vor einem zahlreichen Publicum gebildeter Personen beiderlei Geschlechts gehaltenen, mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommenen und auf den Wunsch der Zuhörer gedruckten Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, worin sich ein Jahr später noch seine höchst lehrreichen und von einem lebendig befruchtenden, christlichen Lebensodem durchdrungenen Vorträge über die erste Blütheperiode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter schlossen, durch die er der Erweckung christlicher Denkweise in seiner Vaterstadt immer mehr förderlich ward." Lange sehnte Karl Barthel sich vergeblich nach dem Rufe in's Predigtamt; als ihm nun endlich ein solcher in's Pfarramt nach Harzburg von seinem Kirchenregiment zu Theil ward, da war es schon zu spät; seine physischen Kräfte gingen bereits ihrer Auflösung entgegen. Kurze Zeit vorher, um die Ostern des Jahres 1852, hatte er die ihm angebotene Uebernahme der ersten Lehrerstelle einer Töchterschule in Hildesheim ablehnen müssen. Inmitten einer regen literarischen und gesegneten geistlichen Wirksamkeit brach seine leibliche Kraft zusammen, „und das wohl größtentheils in Folge der Armseligkeit seiner äußeren Lebensstellung. Das schmerzte ihn tief und senkte in dunkeln Stunden der Versuchung den Stachel der Erbitterung in sein krankes Herz." Sanft und stille entschlief er am 22. März 1853.

Von den wissenschaftlichen Leistungen Karl Barthel's führen wir nur an: „Monica die Mutter Augustin's. Ein Muster christlicher Weiblichkeit. Bielefeld, 1847. 2. Aufl. 1852. — Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Braunschweig, 1850. 2. Aufl. 1851. 3. Aufl. 1853. — Leben Gerhard Tersteegen's. Bielefeld, 1852. — Gerhard Tersteegen's geistliche Lieder und Dichtungen mit Auswahl, in überarbeitender Form und mit biographischen und erläuternden Zugaben. Bielefeld, 1853. — Harfe und Leyer. Jahrbuch lyrischer Originalien herausgegeben

Digitized by Google

von Karl Barthel und Ludwig Grote. Hannover, 1854. (Demnächst wird erscheinen: Grundriß der mittelhochdeutschen Formenlehre für Anfänger bearbeitet.) *)

Die Schweiz nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus.

Jam dudum vera rerum
vocabula amisimus.
Sal.

St. Gallen u. Bern bei Hubert & Comp. 1853. IV u. 188 Seiten. 8.

Der Verfasser giebt auf allen Seiten seiner Schrift Belege einer genauen Bekanntschaft mit den staatlichen und geistigen Zuständen seines Vaterlandes in der Alt- und Neuzeit; er ist Schweizer mit Leib und Seele, aber er verdeckt darum nicht die Mängel der Einzelverfassungen und ihrer Regierungen, vormals und jetzt, die wunden Flecken im kirchlichen und geistigen Leben, hinsichtlich des Letzteren namentlich auch im Erziehungs- und Unterrichtswesen. Eine weise und strenge Ausscheidung der kantonalen und der Bundesgewalt hält er für Dasjenige was den Schweizern Noth thut; er hat diese seine Ueberzeugung an mehreren Stellen andeutend oder entschieden ausgesprochen, so z. B. S. 17: „Lasse man den Kantonen ihre Selbstständigkeit, bedenke man, daß gerade durch ihr reges, kantonales Leben auch die Zwecke des Ganzen gefördert werden, daß in beschränkteren Kreisen die Wirksamkeit lebendiger, wir möchten sagen eifersüchtiger, egoistischer (in gutem Sinne) ist; aber gebe man dem Bunde, was des Bundes, den Kantonen, was der Kantone ist. Nur im Konflikte zwischen Bundes- und Kantonsgewalt lag unser neueres Unglück, nur darin, daß theilweise wenigstens fast geflissentlich dieselben vermengt wurden. Gelingt es der neuen Schöpfung, diese Klippe zu umschiffen — und das ist denn doch so schwer nicht — dann wird das Bundes- und das kantonale Leben wieder in kräftigeren, gesunderen Pulsen sich bewegen. Endlich wir halten für unumgänglich nothwendig, daß alle nationalen Verhältnisse unbedingt der Befugniß des Bundes unterstellt werden, daß aber in den rein kantonalen die Selbstständigkeit der Kantone ebenso heilig gewahrt bleibe." — — —

Die Studien (bis auf die Schlußbetrachtung S. 179 ff., was nicht zu übersehen ist, vor 1848 geschrieben), sagt der Verfasser, „eine Frucht vieljähriger Beobachtung, setzten sich das Ziel, die Vergangenheit und Gegenwart des Vaterlandes, mit Rücksicht auf die mitwirkenden und mitbedingenden europäischen Verhältnisse, nicht nur nach Thatsachen zu beleuchten, sondern auch nach Ursachen und Folgen zu würdigen. Ein solcher Rückblick und eine solche Einsichtnahme dürfte gerade jetzt, da wir eine neue Aera politischen Lebens begonnen haben, nicht ohne Interesse und Nutzen sein. In den Studien hat sowohl der ganze geschichtliche Aufbau unseres Gemeinwesens, auch die in unserer Zeit wieder mehr als je hervortretende Wechselwirkung von Schule, Kirche, Staat, sowie das soziale Element gebührende Würdigung gefunden. Der Leser findet sodann eine übersichtliche Darstellung unseres jetzigen öffentlichen Gesammtlebens, welches größtentheils dem verdienstvollen Werke Franzini's und anderer tüchtiger Schriftstellen entnommen ist. Der Verfasser ist in seinen Untersuchungen zu der freudigen Ueberzeugung gelangt, daß die Schweiz noch eine reiche Fülle ächter Lebenskraft in sich birgt. Reichen wir uns nur, nach den überstandenen Parteikämpfen, in guten Treuen, einträchtig und brüderlich die Hand, und wir vermögen aus den Schachten unseres öffentlichen Lebens noch manchen edlen Schatz für uns und unsere Enkel zu heben. Diese Ueberzeugung im Volke der Eidgenossen recht lebendig zu machen; durch die Darlegung derselben manchem ungerechten und harten, auf Unkenntniß unserer Verhältnisse beruhenden, Urtheile von Seite des Auslandes zu begegnen, war ein Hauptzweck der Schrift, die im Uebrigen in Bezug auf Sachen und Personen „sine ira et studio" verfaßt worden, und deren Autor nichts verlangt, als eine Beurtheilung im gleichen Sinne."

Die erste Hälfte des Werkes ist der „Vergangenheit" gewidmet. Der erste Abschnitt, S. 3—17, hat zum Gegenstande: Alte Zeit, Revolution, Helvetik, Mediation; im zweiten, S. 18—41, wird von der Restauration; im dritten, S. 41—47 von der Regeneration; im vierten, S. 47—54, von den Bewegungen seit 1830 und ihren Folgen; im fünften, S. 55—74, von der Septemberrevolution, den Revisionsbewegungen und der ultramontanen Agitation; im sechsten, S. 75—103, von der Jesuitenbewegung und ihren Folgen, gehandelt. Aus diesem letzten Abschnitte geben wir hier ein Bruchstück, einen Theil der, so weit wir das Sachverhältniß kennen, wol als unbefangen und freimüthig zu bezeichnenden Auffassung der schweizerischen Jesuitenfrage:

„Die Jesuitenfrage hatte das mit der Klosterfrage gemein, daß dem Bundesvertrag von 1815 zufolge ihre Vertheidiger das formelle, das Buchstabenrecht für sich, das innere, das Vernunftrecht, sowie die Rücksicht auf Staatswohl gegen sich hatten. Die Jesuiten kamen, wie früher bemerkt, in die Schweiz als Lehrstück der Restauration, namentlich der französischen; sie blieben in den weitern Kreisen der Eidgenossenschaft so ziemlich unbeachtet bis in die dreißiger Jahre; ja im Anfange der Regeneration fand es sogar das liberale Regiment in Freiburg nicht am Platze, den Jesuiten auf der Michaelsberg aufzukünden. Erst ihr kühneres Auftreten später, ihr Vorrücken nach Schwyz, endlich die Besitznahme des katholischen Vororts lenkten die Aufmerksamkeit auf den Orden. Wir haben früher bereits unser Urtheil über den modernen Jesuitismus abgegeben; wir sind durch die Lektüre von Gioberti keines andern Sinnes geworden: der Orden ist degenerirt; die alte Titanenkraft ist nicht mehr vorhanden; er ist, möchte man sagen, wie so vieles Neuere blasirt geworden; immerhin aber ist er noch

---

*) Diese Lebensskizze Carl Barthel's, dem unsere Blätter Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen (Jahrg. 1851. Nr. 54, 55, 57) und Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun" (Jahrg. 1852, Nr. 8—11) verdanken, ist theils wörtlich, theils im Auszuge entlehnt aus den Erinnerungen an ihn, die sein Freund, Herr Dr. J. W. Hanne in Bethelm bei Hildesheim, dem von ihm aus des Verstorbenen Nachlasse herausgegebenen Werke: „Erbauliches und Beschauliches" (Halle, Richard Mühlmann) hinzugefügt hat. Es soll demnächst eine Besprechung desselben folgen.

F. L. Hoffmann.

Digitized by Google

eine Macht, eine Macht im Innern des Katholizismus, diesen selbst in seinen besten Schöpfungen und Bestrebungen lähmend und bekämpfend, eine Macht gegen den Protestantismus, den sie nicht einmal in seiner geschichtlichen Bedeutung anerkennt, dessen Bekämpfung ihr vielmehr eine Lebensaufgabe ist. Die Gefahrde des Jesuitismus in der Schweiz galt daher auch zunächst dem katholischen Theile derselben; hier war der Kampf ein Lebenskampf, ein Kampf wesentlich der politischen Freiheit gegen kirchliche Uebergewalt. Siegte der Jesuitismus in der katholischen Schweiz entschieden, so war dieselbe um Jahrhunderte in ihrer staatlichen Entwicklung zurückgeworfen, das Mittelalter mit seiner mystischen Dumpfheit, seiner Ketzerriecherei, seiner politischen Unfreiheit, seiner pädagogischen Einseitigkeit feierte seinen Triumph. Für den schweizerischen Protestantismus lag die Gefahr so nahe nicht; sie war eine mehr mittelbare, sie reichte zu ihm hinüber, namentlich durch die Existenz paritätischer Kantone. Von einer unmittelbaren Gefahr aber konnte schon bei der numerischen Stärke der protestantischen Kantone keine Rede sein, um so weniger, weil das Gefühl von der Nähe eines bittern Feindes das confessionelle Bewußtsein nur stärken und lebendig erhalten kann. Insofern war die Jesuitengefahr, die man unter das Volk warf, mit der man das Volk bestürmte, bestürzte und electrisirte, eine gemachte, sie war eine Unwahrheit, wie die „katholische Religionsgefahr", sie war ein unlauteres Mittel zur Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke; sie konnte nur dazu dienen, das confessionelle Sondergefühl auch bei dem protestantischen Volke zu stacheln: ein Fanatismus sollte den andern berechen. Und doch lag wieder eine tiefe Wahrheit im Volksgefühle, der Instinkt des Volkes, möchte man sagen, sah weiter und richtiger als das Auge vieler sonst Hellsehenden. Der Jesuitismus erschien ihm als gefährdend nicht so fast für seine protestantischen, als vielmehr für die Gesammtinteressen des Vaterlandes: die politischen Errungenschaften der neuern Zeit standen auf dem Spiele; eine jesuitisirte katholische Schweiz konnte neben einer paritätischen und einer protestantischen nicht bestehen; sie konnten nicht ineinander aufgehen; die neue Schweiz mußte die jesuitisirte besiegen oder sie mußte ihr erliegen. In diesem Sinne war der Kampf gegen den Jesuitismus eine politische Nothwendigkeit, er wurde zur Lebensfrage der neuen, der regenerirten Schweiz. Die Leiter der Antijesuitenbewegung fehlten nur darin, daß sie das Volk nicht sofort auf den wahren Standpunkt brachten, daß sie statt eine klare Einsicht in die Sache zu geben, vorzugsweise nur an das protestantische Gefühl appellirten, an die protestantische Liebe und den protestantischen Haß."

In der zweiten Hälfte wird die „Gegenwart" der Schweiz geschildert. Es fehlt uns indeß an Raum sowol aus den einleitenden, allgemeinen Betrachtungen, S. 107—114, als aus den folgenden inhaltreichen speciellen Erörterungen Einzelnes herauszuheben. Sie beschäftigen sich mit der Kirche und den Confessionen, S. 114—122, der Schule, S. 122—135, dem schweizerischen Heerwesen, S. 136—141, der Pflege des Rechts, S. 142—148, dem Bürgerthum S. 148—179. Diese letzte Abschnitt lehrt uns den gegenwärtigen Gemeindehaushalt der Schweiz, ihre Betriebsamkeit in Landbau, Gewerben, Handel, und das bürgerliche Vereinsleben kennen.

In der Schlußbetrachtung, S. 179—188, heißt es: „Der Kampf im Innern war glücklicherweise beendigt, bevor die europäischen Stürme daher wogten. Die Zustände gestalteten sich friedlich, naturgemäß; der neue „Bund" gewann Leben; dies äußerte sich sofort in großartigen Schöpfungen, wie erinnern nur an die Centralisation der Zölle, der Posten, an die Verwirklichung eines schweizerischen Münzsystems. Erstlich ist die Ruhe nirgend gestört worden; selbst die Uebersiedlung des deutschen Freischaarenheeres brachte nur augenblickliche Ueberraschung, während der Kampf in Italien die Mehrheit in der der Schweiz gebührenden Stellung der Neutralität erhielt. Wackere Männer haben durch das Zustandebringen einer Nationalsubskription und andere hierauf bezügliche Anstrengungen die Wunden der letzten Parteikämpfe zum Vernarben zu bringen gesucht. Es wird, man kann sich das nicht verhehlen, und wie es auch ganz natürlich ist, ein anderer Geist in unserem politischen Parteileben; die alten Gegensätze, wenigstens in ihren hervorragenden Spitzen, sind abgestumpft, weil die alten Gegenstände des Kampfes fehlen; man fühlt sich auf neue, zum Theil ungewohnte, soziale und materielle Bahnen angewiesen. Das ist der Lauf der Zeit; wir beklagen ihn nicht. So viel aber erscheint uns klar: der neue Bund war eine nothwendige Bedingung unserer Zeit; wir müssen an ihm festhalten, wollen wir überhaupt die Errungenschaften desselben wahren, und hier finden wir uns unwillkürlich auf das alte Schlachtfeld zugeführt. Aber die Thatsachen, die Consequenzen, um die es sich handelt, sind verändert, und da ist es nothwendig, den Ritter Donquixotte auch hier und dort zu verabschieden."

Wer mit den schweizerischen Zuständen bereits näher vertraut ist, wird diese Studien mit nicht geringerem Interesse lesen, als Derjenige, dem sie nur oberflächlich, oder aus einseitigen Darstellungen und Besprechungen bekannt sind. Daß der Verfasser von seiner Schrift versichert, sie sei „sine ira et studio" geschrieben, dafür glauben wir besonders auch in den Abschnitten, in welchen er die Stellung der katholischen Kantone berühret, die genügendsten Beweise zu finden.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sauber. H.

H. C. Andersen Sämmtliche Werke. Vom Verfasser besorgte Ausgabe. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1853. 240, 239 Seiten. 8.

Diese beiden Bände (die vorletzten) enthalten die Romane: O. Z. und: Die beiden Baronessen. Der Schauplatz ist hier Dänemark und das dänische Leben und dänische Sitten sind treu geschildert. Einzelne Charaktere, in dem zweiten Romane namentlich die originelle alte Baronesse, hat Andersen trefflich gezeichnet. Manchen Erwerbern dieser neuen wohlfeilen Ausgabe werden die Bestandtheile der vorliegenden Bände weniger bekannt sein, als die der früher angezeigten, aber die Lectüre derselben wird ihnen gewiß eine sehr angenehme Unterhaltung gewähren.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 98. Mittwoch, den 7. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810 bis 1811 und 1828 bis 1829 gegen die Türkei geführt hat. Artikel VII. ..... Seite 765

Eine historische Berichtigung in Betreff Bothwell's ..... „ 768

Literatur:

Deutsche Synonymik von Eberhard, Maaß und J. G. Gruber „ 769

Gedichte von Moritz Graf Strachwitz ..... „ 771

Marianne, oder: Schicksale eines jungen Mädchens ..... „ 772

Miscellen ..... „ 772

Die letzten beiden Kriege, welche Rußland in den Jahren 1810—1811 und 1828—1829 gegen die Türkei geführt hat.

Artikel VII.

Der Feldzug von 1810. — General Kaminski. — Angriff auf Schumla. — Belagerung und Erstürmung von Rustschuk. — Negative Resultate des Feldzugs.

Da der Fürst Bagration durch den Kaiser Alexander zu einer andern Bestimmung berufen worden war, hatte der Graf Kaminski, ein General, auf welchen man große Hoffnungen setzte, den Befehl über die russische Armee an der Donau erhalten. Er hatte Finnland erobert und bei dieser Gelegenheit glänzende Eigenschaften und große militairische Talente bekundet. Man schmeichelte sich in Petersburg selber, in ihm einen General zu besitzen, der würdig wäre dereinst Napoleon entgegen gestellt zu werden. Jung, geschickt und unternehmend, war der Graf Kaminski in der That ein verdienstvoller General. Ein Krieg gegen die Türken mußte ihm aber selbst zu der in Rede stehenden Zeit, wo sie, eine Nachahmung der europäischen Tactik verschmähend, noch in ihrer alten Weise, in ungeordneten Massen, aber mit einer furchtbaren Gebitterung kämpften, sehr bedeutende Hindernisse bereiten. Stets geschlagen, fand man sie immer in bedeutender Anzahl wieder vor, und am Schlusse eines langen und beschwerlichen Feldzugs hatten die russischen Armeen nur einige Festungen am Eingange der Bulgarey erobert, und sahen sich genöthigt, über die Donau zurück zu gehen, um in der Wallachey die Winterquartiere zu beziehen. Zwei große Feldherrn, Montecuculi und Prinz Eugen, haben es eingesehen, daß ein Krieg gegen die Türken der schwierigste aller Kriege ist.

Ohne die Desorganisirung der ottomanischen Truppen, in Folge der drei Janitscharenempörungen im Jahr 1808, würde es dem Fürsten Bagration nicht so leicht geworden sein, in den ersten Monaten seines Feldzugs von 1809 sieben Festungen an der Donau zu nehmen, die aus Mangel an Munition capituliren mußten. Brahilof allein, dessen Gouverneur, Achmet Pascha, ein Mann von festem Muthe war, hatte zwei Monate Widerstand geleistet und mehrere Sturmläufe abgeschlagen, von welchen ein einziger den Russen 7000 Mann kostete. Man sah sich genöthigt, die Belagerung in eine Blockade umzuwandeln. Achmet ergab sich endlich aus Mangel an Lebensmitteln, jedoch unter der Bedingung eines freien Abzugs mit seiner Garnison. Im Allgemeinen vertheidigen die Türken sich mit einer außerordentlichen Hartnäckigkeit in schlechten Festungen, von alten Thürmen oder engen Bastionen flankirt. Man sieht sie lange Belagerungen in elenden Nestern bestehen, die von europäischen Ingenieurs gar nicht für vertheidigungsfähig gehalten werden würden. Diese unbedeutenden Plätze halten sich oft nur eine oder zwei Wochen; doch kann man sie ohne große Inconvenienzen nicht hinter sich

Digitized by Google

lassen, und da es deren in Menge giebt, so verursachen sie dem Gegner großen Zeitverlust und verzögern die großen Operationen, die er im Schilde führt. Dies kam auch dem Grafen Kaminski sehr in die Quere und ließ ihn mehr als einen Fehler begehen.

Nach dem Tilsiter Frieden hatte Rußland ansehnliche Verstärkungen an die Donau schicken können. Die Armee wurde, wie man sagt, auf 110,000 Mann gebracht, eine Zahl, die nach den erlangten Resultaten übertrieben angegeben zu sein scheint. Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit benutzend, ging der General Kaminski, ohne erst alle Verstärkungen abzuwarten, schon in den ersten Tagen des März zu Hirsova, wo der General Bagration in dem vorherigen Feldzuge einen Brückenkopf angelegt hatte, über die Donau und drang an der Spitze von 60,000 Mann in die Dobrutscha ein. Der Seraskier Pechtivan Pascha versuchte es muthig, ihm in der Nähe von Kossova den Weg zu vertreten, wurde aber geschlagen, und warf sich dann mit dem Rest seiner Truppen in Bazardschik, einem ziemlich festen aber verwahrlosten Platze.

Nun konnte der Graf Kaminski, da ihm niemand mehr gegenüber stand, — denn der Großvezir Kior Pascha hielt sich eingeschlossen in dem Lager von Schumla — ungehindert die untere Bulgarey durchziehen und sich mehrerer Plätze bemeistern. Es wurden die Belagerungen von Bazardschik und Rasgrad, zwischen Rustschuk und Schumla, und von Tuetukai an der Donau unternommen. Letzterer Platz mußte der Armee den Uebergang des Flusses zu Oltenitza verschaffen. Durch eine benachbarte Anhöhe beherrscht, wurde Tuetukai mit Bomben und Haubitzgranaten überschüttet und mußte sich binnen zwanzig Tagen ergeben. Zur selbigen Zeit wurde auch die während des Winters unterbrochen gewesene Belagerung von Silistria wieder vorgenommen. Diese Belagerung und die von einigen anderen kleinen Plätzen beschäftigten die Armee drei Monate lang. Man war dem Juni nahe, und Bazardschik so wie Silistria hielten sich noch immer. Der Seraskier Pechtivan vertheidigte Bazardschik mit Unerschrockenheit, und machte häufige Ausfälle, ohne sich dadurch schrecken zu lassen, daß dieselben jedesmal abgeschlagen wurden.

Es waren zwei Armeecorps vor dieser kleinen Festung aufgestellt worden. Der tapfre Seraskier gerieth bei einem letzten Ausfall mit 1100 der Seinigen in Gefangenschaft. Dieser Schlag brachte Muthlosigkeit unter die Garnison, doch wollte Bada Pascha, der Gouverneur des Platzes geblieben war, sich zu keiner Capitulation verstehen. Endlich, am 3. Juni, nahmen die Russen unter schwerem Verlust die Festung mit Sturm. Da wurde denn Alles, die Einwohner wie die Soldaten, mit Ausnahme von 600 Mann, die in einem befestigten Gebäude capitulirten, niedergemacht. Die Katastrophe von Bazardschik erschreckte den Gouverneur von Silistria, und obgleich die Bresche kaum practicabel war, beeilte er sich, eine Capitulation abzuschließen, die übrigens vortheilhaft war, indem sie ihm mit seiner 6000 Mann starken Garnison so wie den sämmtlichen Einwohnern, 15000 an der Zahl, worunter ein Drittheil bulgarischer Christen, freien Abzug gestattete.

Währenddem passirten in Armeecorps zu Oltenitza die Donau, um Giurgewo und Rustschuk zu belagern. Der Graf Kaminski marschirte seinerseits auf Varna, dessen Vertheidigungswerke damals in sehr schlechtem Zustande waren. Um nicht wieder viele Zeit über eine lange Belagerung zu verlieren, wollte er den Angriff gleich mit Sturm beginnen. Die Garnison vertheidigte sich jedoch unter Beihülfe der türkischen und bulgarischen Einwohner mit Muth. Da das wenig zahlreiche Corps, welches in der Festung lag, so wie auch die Bevölkerung jedoch daran verzweifelten, der großen Macht, mit welcher die Russen erschienen waren, widerstehen zu können, so wurde dem feindlichen General der Antrag gemacht, ihm die Stadt unter der Bedingung zu übergeben, daß es einem jeden frei stehen sollte, sie mit seinen Effecten zu verlassen. Dessen weigerte sich der General jedoch, und nachdem er noch einmal einen vergeblichen Angriff versucht hatte, beschloß er, sich zu entfernen, indem er Varna als einen außerhalb seiner Operationslinie liegenden isolirten Platz ansah, den er ohne eigne Gefährde seitwärts liegen lassen könne. Er ging sofort auf Schumla los, was die Zielscheibe seines Feldzugs war.

Damit beging der Graf Kaminski einen Fehler. Er ließ es an Ausdauer fehlen, und übersah die große Wichtigkeit von Varna, dessen Hafen seine Verproviantirung abseiten der See hätte erleichtern und ein russisches Geschwader aufnehmen können, das von Odessa oder Sebastopol gekommen wäre, und welches ein weit rascheres Communicationsmittel dargeboten hätte, als seine lange und beschwerliche Fuhrlinie über die Donau, die Wallachey, die Moldau und Bessarabien.

Dieser General hatte die Absicht, Schumla zu belagern oder den Großvezir darin enge blockirt zu halten, um ihn unter harten Bedingungen zum Frieden zu zwingen, wie es der Marschall Romanzof im Jahre 1772 gethan hatte. Kaminski hatte Behufs dieser großen Operation drei seiner Armeecorps vereinigt. Wir haben schon gesagt, daß Schumla, das äußerste Bollwerk des Balkans, auf einem äußerst schwer zugänglichen Centrefort belegen ist; daß die, schon durch ihre Lage starke, Stadt von einer durch bastionnirte Thürme flankirten Mauer umgeben ist, und daß sie endlich noch eine zweite gemauerte Umwallung mit einem Graben hat, die ein großes verschanztes Lager bildet, das nöthigenfalls eine ganze Armee aufnehmen könnte.

Auf dem Marsche von Varna nach Schumla hatte der Obergeneral die Belagerung von Yeni-Bazar, einer kleinen befestigten Stadt befohlen; der Commandant derselben ließ es aber gar nicht dazu kommen, sondern beeilte sich, den Platz mit seiner Garnison und den sämmtlichen Einwohnern, den türkischen wie den christlichen, zu räumen.

Vor Schumla angekommen, ließ der Graf Kaminski dem Großvezir unter folgenden Bedingungen den Frieden antragen: Abtretung der Donauprovinzen und Bessarabiens an Rußland, d. h. 150 Lieues Landes zwischen der Donau und dem Dnieper; Abtretung Mingreliens, Guriels und des türkischen Georgiens in Asien; Zahlung von 80 Millionen Fr. Kriegskosten; endlich die Besetzung der Festungen Varna, Silistria, Rustschuk und Schumla durch die Russen bis zur völligen Abtragung der benannten Summe.

Das waren Bedingungen von einer solchen Härte, wie sie nur nach einem glänzenden und entscheidenden Erfolge denkbar gewesen sein würden. Aber wie konnte man sich dazu berechtigt glauben, da die russische Armee im vierten Jahre des, 1806 begonnenen, Krieges noch immer mit Belagerungen zwischen der Donau und dem Balkan beschäftigt war? Unterhandlungen, die auf solchen Grundlagen eröffnet wurden, konnten kein Resultat ergeben.

Digitized by Google

Darauf ließ Kaminski Schumla über das Dorf Stratscha, auf der Ostseite, angreifen. 5000 Mann leichter Infanterie erklommen das Gebirge, und gelangten auf einen Felsengipfel, der die Grottenhöhe heißt, im halben Bereich des Geschützes der äußeren Umwallung. Sie sahen sich dort bald von den Türken angegriffen, behaupteten aber ihre Stellung. Es gelang ihnen auch, ein Paar Feldstücke durch Armkräfte auf den Berg zu schaffen; zugleich nahmen drei Geschütze, die sie vorwärts des Dorfes aufgefahren hatten, die aus ihrer Verschanzung herausgegangenen Türken in die Flanke. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende, und beide Theile hielten sich auf ihrer Huth. Den andern Tag ward der Kampf mit wechselndem Glücke fortgesetzt, aber die Kartätschen ihrer beiden Feldstücke gaben den Russen das Übergewicht, und sie würden die Türken in ihre Verschanzungen haben zurückwerfen und diese selber übersteigen können, wenn ihnen der Obergeneral Verstärkungen zugesandt hätte. Er hatte dies Treffen aber leider nur als eine zu hitzig betriebene Recognoscirung angesehen. Man hat ihm einen Vorwurf daraus gemacht, nicht mit in's Treffen gegangen zu sein, was jedoch nicht die Sache eines Obergenerals ist; aber in der Nähe hätte er sein sollen, um den Stand der Dinge selber zu beurtheilen. Wäre dies der Fall gewesen, so würde sein geübter Blick es bald erkannt haben, daß das Glück ihm die Gelegenheit bot, die äußere Umwallung von Schumla zu nehmen, wonach er sich vor den Wällen der Stadt hätte befestigen und sie vermittelst der ansehnlichen Macht, die ihm zu Gebote stand, einschließen können. Seit jenem Treffen zur Einsicht der Gefahr gekommen, in welcher sie geschwebt, haben die Türken die Grottenhöhe und diesen gesammten Gebirgstheil auf's sorgfältigste befestigt.

Es fehlte dem Grafen Kaminski an Ausdauer, eine kostbare Eigenschaft im Kriege, insbesondere mit den Türken, die sehr hartnäckig sind. Er ließ seine Truppen sich zurückziehen, und sagte: „Das langweilt mich, das führt zu nichts!" Diese, schlecht unterstützten, Angriffe hatten ihm 2000 Mann gekostet, während die Türken nur 600 Mann verloren hatten. Er beschränkte sich nun auf eine Blockade. Aber da handelte es sich darum, einen ganzen Berg einzuschließen, und dazu hätte es zweier solcher Armeen bedurft, wie die seinige war. Nach zehn Tagen einer unvollständigen Blockade, während welcher er, ohne es verhindern zu können, eine Convoy von mehreren hundert Kamehlen, von Adrianopel abgesandt, von weitem in Schumla einziehen sah, entsagte er auch in Ungeduld der Blockade, und brach nach Rustschuk auf, um die Belagerung dieses wichtigen Platzes selber zu betreiben.

Diese Belagerung hatte, von einem braven, aber sehr ungeschickten Ingenieur geleitet, der einen verkehrten Angriffspunkt genommen, bereits einen Monat gewährt. Der Platz hatte einen vortrefflichen türkischen Offizier, Namens Bosniak-Agha, aus der Schule von Mustapha-Bairactar zum Commandanten. Die Garnison war 10,000 Mann stark, ungerechnet die Einwohner, die auch 6000 Combattanten stellten, worunter 2000 Christen. Der Graf Kaminski zeigte sich sehr unzufrieden, und warf dem Ingenieurchef das Mangelhafte seines Planes vor. Ungeduldig, der Sache ein Ende zu machen, betrieb der Obergeneral nun mit größter Hast die erforderlichen Arbeiten, setzte aber in Folge dieser unüberlegten Uebereilung selber die Regeln der Kunst außer Augen. Man beeilte sich, das schwere Geschütz aufzuführen, um in der Mauer Bresche zu schießen, und als diese, was aber nicht der Fall war, für practicabel erklärt wurde, verfügte er am 3. August eine allgemeine Gestürmung.

Die Russen, in fünf Colonnen abgetheilt, und, die Reserve ungerechnet, 20,000 Mann stark, drangen, obwohl durch das Kartätschenfeuer decimirt, mit der größten Bravour vorwärts. Man glaubte, die sämmtlichen Kanonen der Türken demontirt zu haben; aber Bosniak hatte sich als ein erfahrner Militair gehüthet, gegen die stets überlegene Artillerie der Belagerer anzukämpfen; er hatte einen guten Theil seiner Stücke zurückgezogen, um sie in dem entscheidenden Augenblicke wieder in Batterie aufzustellen, und so, ohne eine Ahnung davon zu haben, die Vorschriften Vaubans selber befolgt. Die Belagerer hatten es vernachlässigt, die Contrescarpe in die Luft zu sprengen, und konnten, als sie an den Graben kamen, in diesen nicht anders als vermittelst Leitern hinabsteigen, und dieses unter einem furchtbaren Kartätschen- und Gewehrfeuer und den von den Türken geworfenen Handgranaten. Auch bei der Mauer, ja selbst bei der Bresche, so unvollkommen war dieselbe, mußte abermals von der Leiter Gebrauch gemacht werden. Da stutzten die Soldaten, durch die Verluste, welche sie durch Wurfgeschütze, von welchen sie sich überschüttet sahen, und durch die entschlossene Haltung der Türken eingeschüchtert. Sie blieben in den Graben, von wo sie mit den Belagerten tiraillirten, oder suchten Schutz am Fuße der Wälle. Einer Colonne gelang es jedoch, die Bresche zu erklimmen; aber sie wurde zurückgeworfen. Der Sturm war verfehlt. Vergebens ließen die Offiziere sich tödten, um ihre Leute anzufeuern. Die Soldaten stiegen wieder den Graben hinauf; vergebens suchte der Obergeneral sie mit Gewalt zum Sturm zurück zu treiben: ihr erster Eifer war nicht wieder zu beleben. Die Russen hatten über 8000 Mann verloren, worunter 340 Offiziere und ein General.

Nach einem so schweren Unfall, Folge der Uebereilung des Grafen Kaminski und des blinden Vertrauens, das er in die Ueberlegenheit seiner Truppen gesetzt hatte, sah er sich nun genöthigt, die Belagerung in eine Blockade zu verwandeln und den ganzen Monat August hinzubringen, ohne etwas unternehmen zu können. Währenddem hatte sich eine türkische Hülfsarmee in einem großen verschanzten Lager, in der Nähe des Dorfes Batine, am Ufer der Donau, acht Lieues oberhalb Rustschuk, versammelt. Die Stellung war sehr stark und sehr abschüssig; auch hatte ein Armeecorps bereits einen vergebenen Angriff darauf gemacht, als der Obergeneral sich am 6. September in Person dahin begab. Mit einem überlegenen Talente die Gesammtheit der Stellung beurtheilend, machte er einen Umweg von funfzehn Lieues, um ein Plateau zu gewinnen, das sich hinter dem türkischen Lager ausdehnte. Nun konnte er geradeswegs auf dasselbe losgehen, während er es gleichzeitig in seinen abschüssigen Flanken angreifen ließ. Nach einem blutigen Kampfe, der drei Tage währte, wurde das Lager trotz des energischen und verzweifelten Widerstandes der Türken mit Sturm genommen. Die russische Armee verlor dabei viele Leute, aber die Ueberlebenden machten eine unermeßliche, reiche Beute.

Da Bosniak-Aga nun nichts mehr zu hoffen hatte, und ihm die Lebensmittel auszugehen begannen, so gab er den ihm gemachten Aufforderungen Gehör; doch weigerte er sich hartnäckig, die Festung Rustschuk anders als auf die Bedingung zu ergeben, daß ihm mit seiner Garnison, so wie auch den Ein-

Digitized by Google

wohnern mit ihrem Gepäck ein freier Abzug gestattet würde, Bedingungen, auf welche der Graf Kaminski, durch die Langsamkeiten einer so langen Belagerung ungeduldig geworden, zu bereitwillig einging. Hiernach wurde auch Giurgewo, Rustschuk gegenüber auf dem wallachischen Ufer belegen, zur Capitulation gezwungen. Die beiden letzten Monate der besseren Jahreszeit benutzte der Graf Kaminski noch, sich der an der Donau, zwischen Rustschuk und Widdin belegenen beiden Plätze Sistova und Nikopoli zu bemächtigen. Am 23. November bezog die russische Armee ihre Winterquartiere in der Wallachey und in den eroberten Plätzen.

Herr von sämmtlichen Festungen der Bulgarey, mit Ausnahme von Varna und Schumla, die er fortan unbeachtet lassen wollte, hatte der General Kaminski die Absicht, im kommenden Jahr den Balkan über die westliche Bulgarey zu überschreiten, wobei ihm Nikopoli als Operationsbasis dienen sollte, um über Vratza auf Sophia loszugehen. So längs der Grenze von Serbien hinziehend, rechnete er darauf, daß Czerny Georg, der noch immer gegen die Pforte in Aufstand war, ihm ein Hülfscorps von 30 bis 40,000 Mann würde zuführen können. Ein so umfassender Plan, der die türkische Armee zu Schumla außer Acht ließ, würde eine immense Macht erfordert haben. Was den Feldzug, den der Graf Kaminski, ein, trotz seiner Fehler unternehmender und höchst fähiger General, beendigt hatte, betrifft, so zeugt er von dem Starrsinn der Türken, und wie sie, welche Unfälle sie auch erleiden mögen, stets bei der Hand sind neue Truppen zu sammeln, auch constatirt er die Wahrheit der von Montecuculli und dem Prinzen Eugen geäußerten Ansicht hinsichtlich der außerordentlichen Schwierigkeiten eines Krieges gegen die Türkey.

Eine historische Berichtigung in Betreff Bothwell's.

(Aus „The Travellers Handbook to Copenhagen and its Environs. By Anglicanus.)

Bekanntlich soll, all unsern Geschichtsschreibern zufolge — so äußert sich das Landauer Athenaeum über den fraglichen Gegenstand des vorgenannten Werkes, das es auch außerdem seiner Einfachheit und Wahrheit wegen empfiehlt — Bothwell, nachdem er der Königin Marie auf Carberry Hill Lebewohl gesagt, sich nach den Orkney's und Shetland, und von dort nach Dänemark geflüchtet, sich dann auf Seeräubereien in den nördlichen Meeren gelegt haben, und von den Dänen gefangen genommen und in einen Kerker des Schlosses zu Malmö geworfen worden seyn, wo er um das Jahr 1576 gestorben. Dieser Umstand, der seit Jahrhunderten als geschichtlich bewährt angesehen gewesen, scheint aber alles Grundes zu entbehren, wie es Herr Thorleifr Gudmunson Repp, ein gelehrter Isländer, aus Documenten der Archive zu Kopenhagen erwiesen hat. Es ergiebt sich aus dessen Forschungen, daß Bothwell zwei Schiffe, die der Zeit zu Dunst in Shetland lagen, gemiethet hatte, um ihn nach Dänemark zu bringen. In dem Werke selber heißt es weiter:

„Dorthin ging er nun unter Segel, wurde aber nach der Küste von Norwegen verschlagen, wo man ihn für einen Piraten hielt und festnahm, weil eins der beiden Schiffe, mit welchen er fuhr, einem bekannten Seeräuber, David Wodt aus Hamburg, angehörte. Nach einer genauen Untersuchung zu Bergen, durch welche Bothwell's Rang und Vermählung mit der Königin Marie an's Licht kam, beschloß der dortige Bürgermeister, Erik Rosenkranz, Bothwell nicht freizugeben, sondern ihn nebst einem Berichte über das mit ihm angestellte Verhör nach Dänemark zu schicken, damit der König Friedrich II. nach seinem Ermessen mit ihm verfahren möchte. Bothwell kam gegen das Ende des Jahres 1567 in Dänemark an, und erhielt Anfangs eine Wohnung in dem Palaste zu Kopenhagen angewiesen, wo er zwar als ein Gefangener gehalten, aber als eine Person von hohem Range aufs ehrenvollste behandelt ward. Der König sandte ihm selbst werthvolle Geschenke zu und machte ihm auch Geldvorschüsse. Bothwell beeilte sich dann, dem Könige in einer Denkschrift zu eröffnen: daß er von der Königin Marie, seiner Gemahlin, abgesandt worden sey, Friedrich um Beistand und Hülfe gegen ihre rebellischen Unterthanen anzusprechen; daß er dagegen durch sie zur Herausgabe der Orkneys-Inseln und Shetlands — der Krone Schottland statt einer Mitgift an baarem Gelde, die eine in einer früheren Zeit mit einem schottischen Könige vermählte dänische Prinzessin hätte mitbekommen sollen, verpfändet — an den König von Dänemark ermächtigt wäre; und daß er, gleich nach der Erreichung des Zweckes seiner Sendung in Dänemark, nach Frankreich zu gehen wünsche, wo er mit einer ähnlichen Mission am französischen Hofe betraut sey. Aber gerade um diese Zeit trafen Abgesandte des Regenten Murray zu Kopenhagen ein, die Bothwell der Ermordung Darnley's und anderer abscheulicher Verbrechen anklagten, und verlangten, daß er ihnen ausgeliefert würde, um nach Schottland zurückgebracht zu werden und dort den Tod zu erleiden, oder auch, daß man ihn in Dänemark am Leben strafe. Der Regent unterstützte sein Begehr noch damit, daß er sich für die Vormauer der protestantischen Sache in Schottland erklärte, und es dem Könige klar zu machen suchte, daß Dänemark mit England und Schottland gegen die katholischen Mächte Spanien und Frankreich, die auf die gänzliche Ausrottung des Protestantismus ausgingen, gemeinschaftliche Sache machen müßte. So von beiden Seiten durch mächtige Motive bearbeitet, beschloß Friedrich, nicht übereilt zu handeln, zuvörderst aber Bothwell von Kopenhagen fort, nach dem Schlosse zu Malmö in Schweden, das damals Dänemark angehörte, bringen zu lassen, wo derselbe sodann vom Anfang des Jahres 1568 bis zum Jahr 1573 in Haft gehalten worden ist. Auch zu Malmö genoß Bothwell noch einer ehrenhaften Behandlung, und obgleich große Fürsorge getroffen war, seine Flucht zu verhindern, wurde ihm doch viele Freiheit und ein ungehinderter Verkehr mit denjenigen seiner Landsleute, die ihn besuchen wollten, verstattet.

„Zur selbigen Zeit ließen die successiven schottischen Regenten nicht nach, Abgesandte nach Dänemark zu schicken, um Bothwell's Auslieferung von Friedrich zu verlangen, ein Verlangen, das selbst die Königin Elisabeth in mehreren energischen Briefen an den König von Dänemark befürwortete. Andererseits hörten der König von Frankreich und die verwittwete Königin (Katharina von Medicis) nicht auf, Friedrich durch ihren Gesandten in Kopenhagen, den Chevalier de Dantzay zu bestürmen, Bothwell um keinen Preis den Schotten zu übertworten; auch wirkte Dantzy bei dem Könige das Versprechen aus, daß Bothwell nicht ohne eine vorherige Benachrichtigung seines Monarchen ausgeliefert werden sollte.

Digitized by Google

Zu jener Zeit schrieb Dantzay an Katharina: „Bothwell hat versprochen, dem Könige Friedrich seine Ansprüche auf die Orkney-Inseln und Shetland zu sichern", und setzte hinzu: „deshalb glaube ich nicht, daß der König von Dänemark sich leicht zu seiner Auslieferung verstehen wird." So lange noch einige Aussicht dazu war, daß Marie in Schottland wieder zur Gewalt gelange, schient Friedrich fest entschlossen gewesen zu seyn, Bothwell nicht allein nicht auszuliefern, sondern ihn selbst als einen Fürsten zu behandeln. Aber obwohl Friedrich der Königin Marie einigermaßen verpflichtet war, indem sie ihm verstattet hatte, Behufs seiner letzten Kriege in Schweden Truppen in Schottland zu werben, wollte er doch nicht offen für ihre Wiedereinsetzung einschreiten, weil man ihn dann als der protestantischen Sache abtrünnig hätte halten können, was zu jener Zeit seiner Regierung und seinem Andenken ein Brandmal hätte aufdrücken heißen, auf welches ein jeder protestantische Fürst mit Abscheu hingeblickt haben würde. Konnte Marie aber in irgend einer andern Weise wieder den Thron besteigen, so brauchte er ihr nur ihren Gemahl herauszugeben, und bekam dagegen die Orkney-Inseln und Shetland zurück. In der Periode zwischen 1668 und 1672 war Marien's Partei in Schottland noch so stark, daß ihre Sache den damaligen Politikern keineswegs als hoffnungslos erschien; erst im August des letzteren Jahres sah man sie als völlig verloren an. Die St. Bartholomäus-Mordnacht in Frankreich machte aller Aussicht, welche Marie noch hatte haben mögen, ein Ende, indem die Fürsten und Nationen von Europa sie stark in Verdacht hatten, mit der Ligue in Verbindung zu stehen, so gewissermaßen deren Urheberin zu seyn, ein Verdacht, von dem es sich durch die jüngst von dem Fürsten Lobanoff gesammelten Briefe klar erwiesen hat, daß er nicht unbegründet war.

„Dies Ereigniß hatte großen Einfluß auf Bothwell's Schicksal in Dänemark. Dantzay schrieb unterm 28. Juni 1573 an den König von Frankreich: „Der König von Dänemark hatte den Grafen von Bothwell bisher ziemlich gut gehalten, nun hat er ihn aber seit einigen Tagen in ein sehr ungesundes und enges Gefängniß setzen lassen." Es war dies das Kastell von Drachsholm, auf Seeland, wo er ungefähr fünf Jahre später gestorben ist. Nachdem Bothwell in dies letztere Gefängniß versetzt worden war, scheint man ihn auch jeglicher Communication außerhalb der Mauern des Kastells beraubt zu haben, und von da ab dürfte eine der Hauptursachen seiner Nichtauslieferung ein durch Dantzay dem Könige von Frankreich gegebenes Versprechen gewesen seyn. In Betreff der engeren Haft von Bothwell seit seiner Versetzung nach Drachsholm, naht ein solches Dunkel über seine Geschichte, daß selbst seine Zeitgenossen in der Angabe seines Todestages weit von einander abweichen. Dantzay läßt ihn in einem Schreiben, das er unterm 24. November 1575 an den Hof von Frankreich gerichtet, in jenem Jahre gestorben seyn, während Andere das Jahr 1576 als das seines Todes bezeichnen, welcher Meinung auch die Königin Marie selber gewesen zu seyn schient. Die besten Autoritäten, sowohl dänische als schottische, schienen es jedoch als Thatsache festzustellen, daß Bothwell am 14. April 1578 im Kastell von Drachsholm gestorben, und seine Leiche in einem Gewölbe der Pfarrkirche von Faureveile beigesetzt worden ist. Es scheint überdem, daß die dänischen Behörden, einerseits des schottischen und englischen Drängens, und andererseits der französischen Mahnungen überdrüssig, dem nach Außen verbreiteten Gerüchte von Bothwell's Ableben im Jahr 1575 willig freien Lauf ließen. Dadurch wurde diplomatischen Verhandlungen, die unangenehm zu werden begannen, ein Ziel gesetzt, und die dänische Regierung hatte es in ihrer Macht, Bothwell in Drachsholm so scharf verwahrt zu halten, daß er den fremden Mächten gegenüber so gut als todt gelten konnte. Aus einem analogen Grunde könnte man, wiewohl Dantzays Wahrheitsliebe unbestreitbar ist, einigermaßen daran zweifeln, daß Bothwell nach seiner Versetzung nach Drachsholm hart behandelt worden sey; doch war das ein Gerücht, welches der schottischen Regierung, die zu mehreren Malen darüber Beschwerde geführt hatte, daß man ihn zu Malmö zu glimpflich behandelt habe, nur angenehm und befriedigend seyn konnte. Der Hauptgrund zu seiner Versetzung nach Drachsholm scheint der einer größeren Isolirung gewesen zu seyn. Was Bothwell's Todestag betrifft, so lies't man in einem Memorandenbuche jener Zeit von einigem Gewichte, und auf welches häufig Bezug genommen wird: „Im Jahre 1575, den 14. April starb Johann, der Kuplau von Drachsholm, und ward in der Kirche von Faureveile, in der Nähe von Drachsholm, beerdigt." — „Im Jahre 1578, den 14. April, starb der schottische Graf zu Drachsholm, und wurde in derselben Kirche begraben. Sein Name war James Hapburne (soll heißen Hepburn) Graf von Bothwell.

Deutsche Synonymik von Eberhard, Maass und J. G. Gruber. Vierte Auflage durchgesehen ergänzt und vollendet von Carl Hermann Meyer, Dr. phil. 2 Bände. A—Z. Leipzig. 1852.53. Verlag von Johann Ambrosius Barth. IV, 548 und 563 Seiten. 8.

Als Johann August Eberhard (Professor zu Halle, geb. 1738 gest. 1809) seinen „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik", dessen erster Theil 1795 erschien, schrieb, fand er auf diesem Gebiete der deutschen Sprachforschung nur wenige bedeutende Vorgänger: Gottsched (1758) und Samuel Johann Ernst Stosch (1770—75). Im Jahre 1794 brachten der 9. und 10. Band der „Schriften der churfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim" die Arbeiten verschiedener Gelehrten, welche als Beantwortung einer Synonymen betreffenden Preisaufgabe veröffentlicht worden. Ein von Joh. Friedr. Heynatz begonnener Versuch blieb unvollendet. Eberhard's verdienstliche Leistungen wurden von Joh. Gebhard Ehrenreich Maaß und Johann Gottfried Gruber bekanntlich später vielfältig berichtigt und ergänzt. Aus dem Vorworte zum ersten Bande des gegenwärtigen Werkes ersehen wir nun, daß der zu Halle 1851 verstorbene Gruber bereits vor mehreren Jahren durch eine Umarbeitung den Grund zu demselben legte. Ueberhäufte Geschäfte, so wie Kränklichkeit hinderten ihn jedoch bei seinem vorgerückten Alter das begonnene Werk zu vollenden; Herr J. A. Barth, welcher den Verlag übernommen, beauftragte Herrn Dr. Meyer (in Zittau) mit der Durchsicht und Vollendung desselben. Der Letztere versichert, daß die damit verbundenen Schwierigkeiten keineswegs gering gewesen; es hätte Vieles zu ordnen gegeben, manche Artikel, die sich nur

Digitized by Google

andeutungsweise vorgefunden, hätten ergänzt, fehlende eingeschaltet werden müssen, und diese Schwierigkeiten in dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache, so wie der Wissenschaft und ihrer Anforderungen keine geringe Steigerung gefunden; auch dürfe die Rücksicht, bei aller Kürze ein umfassendes Ganze herzustellen, nicht unbeachtet bleiben. Herr Dr. Meyer hat es sich zur Aufgabe gemacht „die im Laufe der Zeit gesteigerten ähnlichen Ausdrücke aufzusuchen und zu sondern und dabei, ohne sich in das Gebiet der Real-Encyclopädie zu verlieren, bei aller Kürze so umfassend als möglich zu sein. Es ist daher theils auf die ursprüngliche Bedeutung mancher Ausdrücke Bezug genommen, theils sind die unterscheidenden Merkmale derselben vergleichend nebeneinander gestellt, theils ist ihr Gebrauch und ihre Geltung durch erläuternde Stellen gediegener Schriftsteller nachgewiesen worden. Dabei ist jedoch die Rücksicht auf die gegenwärtige Geltung und Anwendung derartiger Ausdrücke im Vergleich zur Vorzeit nicht aus den Augen gesetzt und nicht verabsäumt worden, Das als veraltet oder veraltet und für den jetzigen Standpunkt unserer Sprache für unpassend zu erklären, was eben zur Zeit entweder außer Gebrauch gekommen ist, oder dem gegenwärtigen Begriffe von Anstand widerspricht.

Ueber den Nutzen der Kenntniß sinnverwandter Wörter zur Bildung des Verstandes, zur Uebung des Scharfsinns und für den richtigen mündlichen und schriftlichen Vortrag bedarf es keiner weiteren Erinnerung; die mehrfachen Auflagen und Bearbeitungen des Eberhard'schen Werkes, sowie mehrere andere derartige wissenschaftliche Arbeiten, sprechen für denselben. Gebildeten Ausländern, die bereits sich mit der deutschen Sprache vertraut gemacht haben, giebt eine gute deutsche Synonymik, und namentlich diese neueste, Gelegenheit durch sorgfältige Scheidung der Synonymen die erlernte Sprache richtiger und klarer aufzufassen und sich sonst unvermeidlichen Verwechselungen bei deren Gebrauch nicht auszusetzen. (Nur zwei Beispiele statt vieler: Dampf. Dunst. Ausdünstung. Duft. Nebel. Rauch. Schmauch. Dunst. Brodem. Prudel. I. S 224. 225. — — Filzig. Geizig. Gewinnsüchtig. Habsüchtig. Karg. Knauserig. Knickerig. Schmutzig. I. S. 358. 359.)

Eine Reihe von Artikeln, denen wir eine nähere Aufmerksamkeit gewidmet, hat uns von der Sorgfalt welche auf ihre Benutzung gewandt ist, so wie von ihrer Reichhaltigkeit in Vergleichung mit denjenigen früherer Ausgaben, überzeugt. Einzelne, so belehrend sie auch sind, scheinen doch in ihrer Ausführlichkeit die Grenzen eines Wörterbuches deutscher Synonymen etwas zu überschreiten, z. B. Prophet, Religion rc. — Auf die Vollständigkeit kann man schon von der großen Anzahl der Druckbogen und der ökonomischen typographischen Einrichtung schließen; hinsichtlich etwa fehlender Artikel u. s. w. läßt sich natürlich erst nach längerer und wiederholter Benutzung des Werkes ein Urtheil abgeben. Die alphabetische Ordnung und häufige kurze Verweisungen, durch welche die Artikel in gegenseitige Beziehung gesetzt sind, erleichtern das Auffinden.

Abgesehen von dem Hauptzweck der Synonymik, gewährt sie in derjenigen Form, in welcher sie uns hier dargeboten wird, Jedem, der nicht ganz oberflächlich mit seiner Muttersprache bekannt und empfänglich ist für eine Lectüre, die einiges Nachdenken erfordert, auch eine interessante und angenehme Unterhaltung.

Als Proben lassen wir die folgenden drei Artikel abdrucken:

Aberwitzig. Wahnwitzig. [ä.] So nennt man einen Menschen, dessen Verstand unter der Herrschaft der Phantasie wirkt; so auch das von ihm Gewirkte. [v.] Witz hat hier die nicht mehr gewöhnliche Bedeutung des Wissens; Aber und Wahn können in verschiedener Bedeutung genommen sein, Aber nämlich entweder in der Bedeutung von Unrecht, Schlecht (s. Aber, Unrecht) oder in der Bedeutung von Ueber (s. Aber, Nach) und Wahn entweder nach der Ableitung von Mangel (wanawiz, insipiens) oder nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche von Wahn als grundlose, irrige Meinung. Je nachdem man diese oder jene Bedeutung annimmt, stellt sich der Begriff dieser Wörter anders. Wahnwitzig, von Wan, Mangel, abgeleitet, würde den und das bezeichnen, dem es, wenn auch nicht völlig, doch größtentheils an Verstande und dessen richtigem Gebrauche mangelt, und Aberwitzig, von Aber, Unrecht, abgeleitet, den und das, worin sich der Verstand nicht in seiner richtigen Thätigkeit zeigt, Vorstellungen und Gedanken unklar und verworren sind. Wird dagegen Wahn und Wahnwitz in der jetzt üblichen Bedeutung von Wahn angenommen, so ergibt sich, wie Weigand richtig bemerkt, die Verstandestäuschung, die der Mensch sich selbst schafft, da er dasjenige, was er denkt, an die Stelle des wirklichen Objectes setzt, wie Mortimer in Maria Stuart: „Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand vorbei und rief: Die Königin sei ermordet? Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn — Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn, — Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt." Schiller. Wird Aber gleichbedeutend mit Ueber genommen, so zeigt sich in Aberwitzig der Begriff eines Wissens von dem „Was in des Menschen Hirn nicht paßt", von übernatürlichen Dingen, von denen wir nichts wissen, mittelst der Phantasie aber viel erträumen können, was dann der Verstand methodisch ordnet, wie bei Swedenborg und Aehnlichen. In diesem speculirenden Aberwitz kann sich Tiefsinn und Scharfsinn zeigen.

Darlegen. Darstellen. Darthun. [ä.] Kommen überein in der sinnlichen Bedeutung: anschaulich machen und davon überhaupt: klar machen. Dar anstatt Daher. Euklid hat seine Lehrsätze durch Hilfe der Verzeichnung dargestellt, dargelegt und dargethan. [v.] Darthun geht unmittelbar mehr auf die Handlung Dessen, der Etwas anschaulich macht, (überhaupt mehr auf das Praktische, denn man kann auch seinen guten Willen darthun). — Darstellen, wie Darlegen, zunächst mehr auf die Wirkung derselben; denn Thun bezeichnet blos ein Handeln im Allgemeinen, Stellen und Legen hingegen zeigen zugleich an, was durch das Handeln gewirkt wird, nämlich daß dadurch Etwas in eine gewisse Stelle oder Lage gebracht wird. Daher kommt es auch, daß das Gegenständliche, was Jemand hervorbringt, um Etwas anschaulich zu machen, wol eine Darstellung oder Darlegung, niemals aber eine Darthung genannt wird, und daß dieses letzte Wort überhaupt nicht gebräuchlich ist. Wenn Jemand, zur Rechtfertigung seines Betragens, in einer Schrift die Gründe anschaulich entwickelt, die ihn geleitet haben, so kann man sagen: diese Schrift ist eine Darstellung, oder Darlegung seiner Bewegungsgründe; eine Darthung aber kann diese Schrift nicht heißen. Unter sich sind Darstellen und Darlegen in doppelter Hinsicht verschieden. 1) Darstellen sagt man nur in Beziehung auf Etwas, das, wenigstens figürlich, als stehend, und Darlegen nur

Digitized by Google

in Bezug auf Etwas, das, wenigstens figürlich, als liegend gedacht werden kann. Ein bildender Künstler kann durch ein Standbild einen allgemeinen Begriff darstellen, aber nicht darlegen. 2) Darstellen sagt mehr, deutet auf einen höheren Grad von Anschaulichkeit, als Darlegen; denn was vor uns steht, das ist unserem Gesichte näher, wir können es besser ins Auge fassen, und von allen Seiten anschauen, als was vor uns auf der Erde liegt.

Versiegen. Verdoren. Vertrocknen. [ü.] Diese Wörter drücken das Abnehmen der Feuchtigkeit aus. [v.] Vertrocknen (v. Trocknen, ahd. truchanan, trukanan, früher statt Ver mit Er, ahd. ar-, ir-, verb.; s. auch Trocken) — sagt man sowol von jeder Feuchtigkeit, die abnimmt, als auch von jedem Dinge, in welchem die Feuchtigkeit vermindert wird. — Verdoren (ganz dürr werden) ist das Vertrocknen solcher Dinge, die mit der Feuchtigkeit zugleich ihren Nahrungssaft verlieren. — Versiegen deutet auf das allmälige Sinken d. i. auf die allmälige Verminderung der Höhe einer Feuchtigkeit in einem Behältnisse bis zu ihrem gänzlichen Verschwinden. Das Grundwort Siegen, ahd. sîkan, sîgan, mhd. sîgen, sich niederwärts bewegen, ist verwandt mit Seigen, ahd. seikan, seigan, mhd. seigen, niederwärts bewegen lassen rc. (daher Seiger, das Senkbleiloth und der Hammerstab an der Schlaguhr oder diese Uhr selbst, mhd. seigaere), dann mit Seihen, ahd. sîhan, niedertröpfeln rc. (s. die Artikel Seihe und Seihen) sowie mit Seicht, ahd. sîhte, (s. d. Art. Untief rc.); ferner mit Seigern, (ahd. seigerên, mhd. seigern, in einzelnen Tropfen herabfallen lassen (Wiederholungsform; daher Seigerhütte zum Trennen des Silbers vom Kupfer), mit Sinken, goth. siggan, ahd. sinkan, sinkan, und Sickern, durch feine Oeffnungen niedertröpfeln. Verschieden von obigem Siegen ist Siegen, Sigen, überwinden, von Sieg (s. d. Art. Siegen) und Siechen (s. d. Art.)

Wenn oben der ökonomischen typographischen Einrichtung gedacht wurde, so ist hier, zugleich mit der sauberen äußeren Ausstattung des Buches noch ausdrücklich zu erwähnen, daß dieselbe durchaus nicht nachtheilig auf Satz und Druck gewirkt hat.

H.

Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. Gesammtausgabe. Zweite Auflage. Breslau, Verlag von Trewendt & Garnier. 1853. X und 346 Seiten. 12.

Die Verlagshandlung bietet uns hier die sämmtlichen Gedichte des früh Dahingeschiedenen (geb. 1823 zu Peterwitz in Schlesien, starb er zu Wien am 14. Dec. 1847) in einer neuen, hinsichtlich des Papiers, Drucks und Einbandes angenehm sauber und geschmackvoll ausgestatteten neuen Auflage dar. Wer ein werthvolles und elegantes literarisches Festgeschenk für seine Freunde sucht, braucht jetzt nicht lange zu wählen.

Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungen sind bei ihrem ersten Erscheinen schon so vielfach besprochen und hervorgehoben, daß es einer Erinnerung an dieselben nicht bedarf. Diese Gesammtausgabe enthält: I. Lieder eines Erwachenden (vierte Aufl.). 1. Vermischte Gedichte. 2. Romanzen und Märchen. 3. Ein Dutzend Liebeslieder. 4. Reime aus Süden und Osten. 5. Jugenddichtungen. II. Neue Gedichte. (Vierte Aufl.) 1. Den Männern. 2. Den Frauen. 3. Nordland. 4. Romanzen und Historien. III. Nachtrag. Zwei Gedichte, das erste aus Gruppe's „Musenalmanach für 1852", das zweite, des Dichters letztes und vielleicht zartestes Gedicht, geschrieben kurz vor seinem Tode. Wir lassen beide folgen:

Die Rose im Meer.

Es schwamm im Meer, im rauschenden Meer,
Eine sturmgebrachene Rose her,
Eine Rose voll und licht;
Sie schwamm auf schaukelnder Wogenbahn
Hinab, hinan,
Rings um sie rauschte der Ocean,
Und er verschlang sie nicht.

Wie ein roßig Weib, das traumbesiegt,
Auf grüner schwellender Matte liegt,
So lag sie auf grüner Fluth;
Der blühende Schein, der Farbenduft
In Meer und Luft,
Durchglomm die smaragdene Wassergruft
Mit reiner Rosenglut.

Die Wellen küßten sich gar nicht satt,
Auf perlenstrahlender Lagerstatt
Erwachte die Fei der See:
Was leuchtet über dem feuchten Schwall,
Allüberall?
Es flammt, wie der glühende Sonnenball,
Und thut dem Auge nicht weh!

Die Muscheln schminkten sich rosenroth,
Die Korallen schämten sich fast zu Tod,
Verwundert schaute das Meer:
Wo kommst du her, wer magst du sein,
Du schöne Schein,
Fliehst du vom Felsen in's Meer hinein,
Fliehst du vom Himmel her?

Der Welt erkältender Wellenthau
Durchschwimmst du allein, du schöne Frau,
Und machst ihn farbig erglüh'n.
Wir wissen es nicht, woher du schwammst,
Woher du flammst,
Ob du von der Erde, vom Himmel stammst,
Genug, wie sehn dich blühn!

An Victoire.

Bei Urberreichung seiner „neuen Gedichte."

Für Deine wundervolle Mild' und Güte,
Wie könnt' ich jemals hoffen, Die zu danken!
Ich kann nur beten, daß Dich Gott behüte! —

Digitized by Google

Du saßest standhaft bei dem wilden Kranken
Und hörtest an und suchtest zu beschwichten
Des wunden Herzens stürmische Gedanken.

So kennst Du denn mein Denken und mein Dichten,
Ich ließ Dich schaun bis auf den Grund der Welle,
Du kennst mich ganz; Du wirst zu streng nicht richten!

Es rollt mein Blut in mehr als deutscher Schnelle,
Und viel gesündigt hat dies Blut zu Zeiten;
Doch bin ich sonst ein ehelicher Geselle.

Ich konnte selten nur dies Blut bestreiten,
Geschrieben steht in diesem Buch mit Flammen
Die lange Kunde meiner Trunkenheiten.

Doch Du bist gut und wirst mich nicht verdammen.

Marianne, oder: Schicksale eines jungen Mädchens. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Nach dem Englischen der Mrs. S. C. Hall von Fennimore. München 1852. Druck und Verlag von Georg Franz. (IV u.) 435 Seiten. 8.

Diese Erzählung der berühmten Schriftstellerin, Mrs. Hall, besteht aus 3 Bändchen, von welchen das erste 13, das zweite 10, und das dritte 11 Kapitel enthält. Sie gehört unstreitig zu ihren vorzüglichsten Leistungen und verdient auch außerhalb des Kreises, für welchen sie, nach der Angabe des Titels zunächst bestimmt ist, gelesen zu werden. Ein reicher Schatz von Lebenserfahrungen und Lebensregeln ist von Mrs. Hall in der Geschichte eines Findlings dargelegt und nicht allein Marianne, die Hauptperson derselben, sondern ebenso sehr die übrigen in ihr Geschick Verflochtenen, ganz besonders die treue Pflegerin ihrer Kindheit, die Schützerin und Freundin des erwachsenen Mädchens, der Jungfrau, ja noch der Frau, die Jeländerin Katty Macane, ferner der alte General Sir Henry Peronett, der ehrwürdige Geistliche Lord Augustus Bingham, die vier Frauen Lady Isabella Gascoigne, Mrs. Cavendish Jones und Lady Marianne Peronett (die Mutter des Mädchens) und die schriftstellernde Lady Bab Hesketh, sind uns in Zeichnungen vorgeführt, die so treu und gelungen, daß wol anzunehmen, die talentbegabte Verfasserin habe sie mehr oder weniger nach der Natur entworfen.

Die Lectüre manches gepriesenen Romans der Gegenwart möchte schwerlich die stets spannende Unterhaltung gewähren, die wir der vorliegenden Erzählung nachrühmen können; Belehrung läßt sich für jüngere und ältere Leser aus derselben vielfach schöpfen; sie ist demnach in doppelter Beziehung als ein, auch durch geschmackvolle Ausstattung und billigen Preis empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk zu bezeichnen. H.

Miscellen.

In Roorbach's Bibliotheca Americana sind folgende „Geheimnisse" verzeichnet: Mysteries of Berlin, by C. B. Burkhaedt — of City Life, by James Rees — of London, by Paul Féval — of marriage, by Ryan — of Paris, by E. Sue — of Romanism, by Rev. C. Sparry — of Tobacco, by B. J. Lane — of the Back Woods, by T. B. Thorpe — of the Court of London, by Reynolds — of the Court of Naples — of Heath, by F. Soulié — of Criminal Records — of Inquisition — Mysteries and Miseries of New York — of Philadelphia, by G. Lippard. H.

Herr Edgar Alfred Bowring, der im September 1851 eine englische Uebersetzung von Schiller's Gedichten herausgab, hat jetzt veröffentlicht: The Poems of Goethe. Translated in the original metres. Parker. (Besprochen im Athenaeum vom 5. Nov., S. 1319.) H.

Eine der letzten Nummern des Londoner Athenaeum berichtet über einen interessanten archäologischen Fund, welcher auf der kleinen dänischen Insel Ybrien, zwischen den Inseln Thoesing und Fyen, in der Nähe von Fühnen, gemacht worden ist, wie folgt: „Einige Personen bemerkten in der Nähe von einigen Moulwurfshügeln mehrere Münzen umher liegen, was sie bewog, dort Nachgrabungen anzustellen, in Folge deren sie zu ihrem Erstaunen die Ueberreste eines lederenen Beutels fanden, der mit Goldzierrathen geschmückt gewesen war, und in welchem so wie in seiner Nähe sie eine Quantität zerbrochener silberner Colliers und Armbänder von merkwürdiger Arbeit, nebst 250 silbernen Münzen entdeckten. Diese Münzen enthielten zum Theil auf der Vorderseite das Brustbild einer Person mit und ohne Scepter, und der Inschrift: „Adelred Rx. Angle," und auf dem Reverse ein Kreuz ebenfalls mit einer Inschrift, die aber bis jetzt noch nicht entziffert worden ist. Man meint, diese Münzen dürften wohl irgend einem Theile des „Danegold" angehören, durch welchen der König Ethelred der Unverständige am Schlusse des zehnten Jahrhunderts die verheerenden Einbrüche des dänischen Königs „Svend Tveskjog" zu beseitigen suchte. Außer diesen Münzen befanden sich auch welche mit byzantinischen und lateinischen Inschriften, mit Brustbildern und Bischofsmützen darunter. Man hat deren dreißig Arten vorgefunden, und sie werden sämmtlich unter Kurzem dem alten nordischen Museum in Copenhagen übergeben werden. Die in Rede stehende Insel ist nie von einer Pflugschar berührt worden, und der dort gemachte Fund ist wahrscheinlich das Resultat irgend eines ehemaligen Raubes, der, um ihn zu sichern, daselbst vergraben worden war.

Berichtigung. In der Titelangabe der Schrift: „Die Schweiz nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart", Seite 763, Sp. I der Nr. 97 dieser Bll. ist statt Hubert zu lesen: **Huber**.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 99. Sonnabend, den 10. December. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Trias-Gesellschaft in China ..... Seite 773
Briefe aus dem Orient. IV. ..... „ 775
Literatur:
Theodor Parker's Zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Uebersetzt von Dr. Johann Ziethen ..... „ 777
Neues Buch der Reisen. Von H. Kletke ..... „ 780

Miscellen ..... „ 780

Die Trias-Gesellschaft in China.

Von C. de Mickelbeey.

(Aus dem Pariser Moniteur.)

In dem gegenwärtigen Augenblicke ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß bei der positiven Schwäche der Regierung von Peking, und der beispiellosen Verdorbenheit ihrer Mandarinen, der großen und der kleinen, der bürgerlichen und der militairischen, die Hauptmacht des an dem Flusse Sohn des Oceans (Yangtsekiang) begonnenen Aufstandes in den Banden der geheimen Verbindung der Trias beruht. Wir haben geglaubt, daß die auf diese Secte, ihren Ursprung, ihre Organisation, ihren Zweck und ihre Mittel Bezug habenden Details wohl mit einigem Interesse gelesen werden dürften. Wir haben dieselben nach unsern eignen Beobachtungen an Ort und Stelle gesammelt, wobei uns die Offenbarungen einer zum erstenmal im Jahre 1847 unter dem Titel: Die rettende Blume, die tödtende Blume, erschienenen chinesischen Broschüre zu Statten gekommen sind.

Eins der merkwürdigsten Monumente der chinesischen Literatur ist unstreitig eine historische Novelle, unter dem Titel Sann-Kuo-Tsche, welche die Episoden einer im Jahr 170 unserer Zeitrechnung beginnenden und im Jahr 317 endigenden Epoche, wo China in drei Staaten: Chu, Wei und U abgetheilt war, beschreibt, und in welcher der ganze Heroismus, dessen der chinesische Charakter fähig ist, aber auch alle die Gräuel und die Schändlichkeiten der Anarchie und des Bürgerkrieges zu Gesicht kommen. Sie John Davis, vormaliger Gesandter Sr. Britt. Maj. in China, und dabei ein ausgezeichneter Kenner der chin. Sprache so wie Schriftsteller, stellt das chinesische literarische Product unsers vierten Jahrhunderts, und das mit Recht, in mehreren Stücken Homer's Iliade an die Seite.

Bei der übertriebenen Verehrung der Chinesen für die Vergangenheit, bei ihrer als Princip aufgestellten Geringschätzung der Gegenwart, und ohne einen Begriff der Zukunft, des Fortschritts, ist's nicht zu verwundern, daß die Gründer der Triassecte die Grundlagen ihrer gefährlichen Verbindung in einem Werke gesucht haben, das dermaßen populair geworden war, daß es die Chinesen noch nach funfzehn Jahrhunderten bis zum Enthusiasmus, eine Kundgebung, die der gesammten schwarzhaarigen Race außerdem nicht eben eigen ist, aufregte.

Hier die Geschichts-Episode der drei Staaten, in welcher die Idee der fraglichen Verbrüderung aufgefaßt wurde. Wir tragen kein Bedenken, sie ganz zu geben, und zwar, weil die gegenwärtigen Ereignisse in China durch nichts in ein helleres Licht gestellt werden, als durch das ernste Studium der Vorzeit. Wenn die äußere Frage die Lage der Gegenwart nicht verwickelte, und ihr nicht einen Ausgang bereitete, dessen sich die Mandschu's wie ihre Gegner sicherlich nicht versehen, so würde der jetzige Aufstand nur eine weitere Wiederholung des Drama's sein, das auf dem himmlischen Theater schon so oft aufgeführt worden ist.

Digitized by Google

Unter den letzten Kaisern der berühmten Dynastie der Hann, die seit 202 vor Christus bis 190 unsrer Zeitrechnung über China herrschten, wurde die Regierung gänzlich den Händen der Eunuchen und der Concubinen überlassen. Das Land ward die Beute einer Volksrebellion, deren Hauptacteure in der Geschichte unter dem Namen Gelbmützen bekannt sind. Dieselbe ward erst in Strömen Bluts erstickt, um bald den endlosen Kämpfen der Ehrsüchtigen, Generale und Minister, Platz zu machen, die, ein jeder zu seinem Vortheil, auf den Trümmern des alleinigen Throns des Reiches besondre Staaten gründen wollten.

Einem der Generalgouverneure, Tong-Tscho, gelang es, auf den militairischen Talenten seines Adoptivsohnes Liu-Pu gestützt, sich über alle seine Competenten zu erheben, und, dem Kaiser den Titel ohne die Gewalt belassend, China als wahrhafter oberster Regent zu beherrschen. Aber eine Blume machte seinem Triumphe bald ein Ende. Carmin de Rose, eine in dem Hause eines Staatsraths erzogene reizende Sclavin, ihrem Gebieter so ergeben wie durch ihn gebildet, wurde durch denselben beauftragt, den grausamen Premierminister wie seinen Adoptivsohn so in's Garn zu ziehen, wie der chinesische Romanschreiber sich ausdrückt, daß sie beide auf einander eifersüchtig würden. Das so angelegte Complott hatte einen vollständigen Erfolg. Uneingedenk dessen, was er dem verdankte, der ihn auserkoren hatte das Haupt eines neuen Herrschergeschlechts zu werden, und ganz in seiner Leidenschaft befangen, ermordete Liu-Pu seinen Wohlthäter, und kam einige Tage darnach, durch Carmin de Rose in seinem Bette erdrosselt, selber um. Die Heldin dieses, von den chinesischen Politikern gehörig gewürdigten, Zuges wurde diesseits des Grabes die rechtmäßige Frau des Staatsraths, und, jenseits des Grabes zum Gestirn der Anmuth erklärt, die vergötterte Schutzpatronin der Bajaderen des himmlischen Reiches.

Wenn chinesische Patrioten sich nach dem Tode der Tyrannen sehnen, so zünden sie Weihrauch vor dem Altare dieses Gestirns an, besorgen eine mit den ausgesuchtesten Speisen reich besetzte Tafel, und verfehlen nicht solche Chinesinnen zu ihrem Banket einzuladen, die ihnen wohl geneigt erscheinen, ihrer Patronin nachzuahmen. Auch hat der, gegenwärtig zu Nankin residirende, „König des ewigen Friedens, Fürst des unwandelbaren Glückes", den Traditionen der Vergangenheit getreu, 36 Blumen ersten Ranges um sich. Die erste darunter heißt, und das von Rechts wegen, Carmin de Rose; ihre Gefährtinnen nennen sich: Lilienweiß, Mangoladuft, Mutann-Majestät, (die schönste aller chinesischen Blumen, eine Art Päonie) Jasmin-Zärtlichkeit, Veilchen-Seufzer, Perlen-Thräne, Binsen-Klage, Zephir-Säuseln, Rubinen-Feuer, rc. Die politische Geschicklichkeit dieses Oberhauptes von Verschwörern läßt sich darnach beurtheilen, daß es ihm, während er so für seinen Garten sorgt, dennoch gelungen ist, für einen exaltirten Methodisten zu gelten.

Aber, wir wollen zu der Geschichtsepisode der drei Staaten zurückkehren.

Die Stelle des Tong-Tscho wurde bald von einem anderen großen Minister und dem nachherigen Gründer des mächtigsten Staates Wri, Namens Tsao-Tsao eingenommen. Ueber diesen hatten die Blumen keine große Gewalt, die sogenannten Patrioten mußten also schon auf andere Mittel bedacht sein.

Ein Verbündeter des Kaisers, in dessen Namen man sich um die letzten Fetzen der Gewalt streitt, sann Tag und Nacht darauf, wie er den Thron seines Herrn retten, oder mindestens etwas für sich abbekommen könnte. „Er war kein Freund des Studiums, machte auch wenig Worte, aber er war wohlwollend und liberal. In seiner Physionomie verrieth sich kein Gefühl, und die Idee, alle Helden des Reichs in einem unüberwindlichen Bund zu vereinigen, verließ ihn nie. Er maß acht Fuß, und seine Ohren waren so lang, daß er selber ihre Zipfel sehen konnte; seine Arme reichten ihm bis über die Knie herab; dabei war er perlenweiß, und aus den Lippen floß ihm Blut." Er nannte sich Düstre Tugend. Im Alter von 28 Jahren las er einst eine Proclamation, welche die wackeren und getreuen Herzen zu den Waffen rief, um das Reich zu retten. Er stieß dabei einen Seufzer aus, und hörte dann eine Stimme, die zu ihm sagte: „Aelterer Bruder, was seufzest Du? Mache Dich lieber auf, und hilf die Rebellen ausrotten!" Als Düstre Tugend sich umschaute, da erblickte er einen Mann von 9 Fuß Höhe, mit einem runden Kopfe, schielenden Augen, einem Nacken wie ein Stier, einem Schnauzbart wie ein Tiger, einer Stimme wie der Donner, und einer Muskelkraft wie ein Botenläufer der Wüste.

Dein unwürdiger jüngerer Bruder, sagte derselbe, nennt sich Geflügelte Tugend. Ich bin zum Handeln geboren, habe aber studiren wollen. In meinem Examen durchgefallen, von bestochenen Mandarinen aufgeschossen, bin ich nun Pächter geworden und handle auch mit Likören und Schweinefleisch. Aber der Gedanke, das Vaterland zu retten, liegt mir Tag und Nacht im Sinn. Ich will kämpfen! Willst Du's auch?" Düstre Tugend schauerte vor Wonne zusammen, und zog seinen Gefährten mit sich zu einer Schenke, um mit ihm über die Ausführung irgend eines Planes ein Weiteres zu verabreden. Als sie dort an einem Tische Platz genommen hatten, sahen sie einen Mann seinen Wagen vor der Thür der Schenke anhalten, in's Haus treten, und mit einer furchtbaren Stimme und unter der Aeußerung, daß er eile, sich der Armee anzuschließen, ein Glas glühenden Branntwein fordern.

„Zehn Fuß hoch, maß sein Bart deren zwei; aus seinen Augen schossen Flammen, und seine Gesten machten erbeben. Düstre Tugend forderte ihn auf, sich ihnen anzuschließen. Der neue Ankömmling erklärte sodann, daß er Auf der That ertappte Tugend heiße, und erzählte, daß er, weil er vor fünf oder sechs Jahren das Unglück gehabt habe einen Prahlhans zu erschlagen, der rechtliche Leute beleidigt hätte, von seinen Geburtsort weg gegangen sei, und nun vor Verlangen brenne, seine Kräfte der Aufrechthaltung des Thrones des rechtmäßigen Monarchen zu weihen.

Seine beiden Zuhörer waren hocherfreut. Sie theilten ihm ihre Pläne, kriegserprobte Truppen zu werben, mit. Bald begaben sich alle Drei nun nach der Meierei der Geflügelten Tugend. „Hinter dem Hause bot der Garten der in Blüte stehenden Pfirsichbäume die Hoffnung mit dem Dufte des Erfolgs dar. Ein schwarzer Stier, ein weißes Pferd und andere Opfergegenstände wurden herbeigeholt. Der Mond zog sich schüchtern vor den verliebten Nachstellungen der Sonne zurück, deren erster Strahl verstohlen mitten durch die Bäume des Gartens glitt, und mit einem Male die dort versammelten drei Gäste beleuchtete."

Digitized by Google

Vor einem gefällten Baumstamme knieend, brachten die drei Helden nun dem höchsten Wesen ihre Opfer dar, zündeten Weihrauch an, und leisteten einander folgenden Schwur:

„Wir, Liu, Kuann und Tschang, wir adoptiren einander, obwohl von drei verschiedenen Familien abstammend, als Brüder, um durch die Vereinigung unserer Herzen und Kräfte das Land von seinen Gefahren zu befreien, es aus seinem Elende herauszureißen, Sr. Majestät die rechte Gewalt zu sichern, und dem gesammten schwarzhaarigen Geschlechte den Frieden wiederzugeben. Wir sind nicht an einem Tage auf die Welt gekommen, aber wir wollen mit einander sterben! Kaiserlicher Himmel, königliche Erde, senket euer Blicke in's Innerste unsrer Herzen! Wenn wir je von dem, was Recht ist, abweichen, und die Menschheit verläugnen, so mögen der Himmel und die Menschen uns von der Erde vertilgen und die Erde unseren Leichnamen die Aufnahme verweigern!"

Nach geleistetem Eide wurde Düstre Tugend als ältester Bruder, Auf der That ertappte Tugend als zweiter Bruder und Geflügelte Tugend als dritter Bruder erklärt. Sodann tödteten sie den Stier und brachten ihn dem Himmel und der Erde zum Opfer. Daenach veranstalteten sie einen großen Schmaus im Garten, zu welchem sie alle gelehrte, kräftige und fähige Männer des Dorfes, 300 an der Zahl, einluden. Alle tranken sich schließlich einen Rausch.

Die drei Elemente dieser Musterverschwörung waren, wie man sieht: ein sogenannter Fürst, so gut oder schlecht es gehen will mit der in den letzten Zügen liegenden Dynastie alliirt; ein verdorbener Literat, der sich nachher in mehreren Fächern versuchte, und ein Räuber. Diese drei Typen kommen in der chinesischen Geschichte überall wieder vor, und der jetzige Aufstand hat es ebenfalls nicht an einer vollkommenen Reproduction derselben fehlen lassen.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Orient.

(M. s. Nr. 88 d. Bl.)

IV.

Auf dem Meere, vor Jaffa, den 14. Septbr.

Es sind bald vierzehn Tage, daß wir die Rhede von Marseille verlassen haben; das Cap von Jaffa erhebt seine bewaldeten Gebirgskämme vor uns; binnen einer Stunde werden wir uns mit seinem unwirthlichen Hafen bekannt machen, und dann endlich, mit Hülfe unserer Böte, das syrische Land betreten. Dies soll, wie Sie wissen, der erste Theil meiner Reise seyn. Ich möchte nicht, daß es das Ansehn hätte, als ob ich ein umständliches Schiffsjournal schreiben, und gewissenhaft alle das Meer betreffenden Beobachtungen, gleich einem Capitain, der weite Fahrten macht, aufzeichnen wollte. Ich werde mich demnach weder über den Seewind, noch über die hohle See, noch über die drei Wellen des mittelländischen Meeres, noch über den Mussan des Nachens aussprechen, der so arg die schönen Küsten Asiens heimsucht. Das schlägt nicht in mein Fach! Und doch verlasse ich, ich gestehe es Ihnen, dies große und schöne Meer, das mich seit vierzehn Tagen trägt und auf seinen hehren Fluthen schaukelt, nicht ohne Leidwesen, und möchte es nicht verlassen, ohne ihm ein Lebewohl zuzurufen. Wenn ich nur den kleinsten Sturm erlebt hätte, einen zerbrochenen Mast, ein fortgerissenes Segel, ein unbrauchbar gewordenes Rad! Das wäre mindestens etwas, ein Abenteuer, eine Geschichte, Stoff zu einer Erzählung, und könnte vorschriftsmäßig einen Anfang, ein Ende, möglicher Weise eine Mitte haben. Aber wie die langen Stunden der Windstille, und die träumerischen Betrachtungen erzählen, während welcher die Sonne die Runde um das Schiff macht und die, zu langsamen, Stunden durch den astronomischen Zeiger des Capitains angiebt? Ich glaube meine Zeit während dieser Prüfungen eines müssigen Lebens nicht ganz verloren zu haben: ich weiß das Backbord von dem Steuerbord zu unterscheiden, und hoffe, nächstes Frühjahr vor dem Admiral der blauen Flotte, die ihre Station in den Gewässern des Hafens von Aunieres hat, ein genügendes Examen zu bestehn. Ich möchte nach Antran, dem Dichter des Meeres, kein Loblied auf das mittelländische Meer schreiben. Es sind mir mehrere Leute bekannt, die nicht unterlassen würden, mich zu fragen: was beweist das? Und doch ist's mir schon begreiflich, daß man diesen schönen See mit den blauen Fluthen, diesen schönen See, der ein Meer ist, und, nächst dem indischen Ocean, das schönste aller Meere, lieb hat. Wie viele Gestade bespült es, wie viele Völker tränkt es, wie viele Flüsse nimmt es in sich auf, wie viele Continente bringt es mit einander in Verbindung, wie viele Inseln umschlingt es mit seinen nassen Armen! Die heilige Schrift legt ihm ausschließlich den Namen Meer bei, nennt es das große Meer, und schildert es in erhabenen Bildern. Die Griechen gaben ihm alle Arten volltönender Benennungen, und entlehnten der Ruhe der Fluthen das vollkommenste Bild der Schönheit des menschlichen Gesichts. — Ruhig wie die Windstille der Meere, sagte einer ihrer Dichter, indem er von der harmonischen und heiteren Schönheit sprach, von der sie das Geheimniß mit sich genommen und uns nur die Bewunderung, das Bedauern gelassen haben. Die Römer, die seine Ufer eroberten, nannten es das innere Meer, und die Politik, welche alle Augenblicke die enthen und die blauen Striche der Weltcharte verändert, macht vielleicht eines Tages einen großen französischen See daraus.*) Eine lange Zeit hindurch war seine Geschichte fast die Geschichte der an seinen Ufern campirenden alten Welt. Es hat wechselsweise die ägyptischen Colonieen vorüberziehen sehen, die Griechenland bevölkerten, und die griechischen Abenteurer, die ihre Kühnheit und ihr Genie auf seinen Fluthen bekundeten; die großen Exile, strahlend gleich Triumphen; das zur Verewigung von Dido's Trauer und der an ihr verübten Treulosigkeit gegründeten Karthago; die mit ihren Göttern und dem Bilde des Vaterlandes auswandernden Trojaner; Antonius, der die Welt einbüßte, um nicht das Lächeln der Kleopatra einzubüßen. — „Ich bin nicht geflüchtet", sagte er; „ich bin ihr nachgegangen!" Wo finden sich ähnliche Erinnerungen? Aber die Jahrhunderte ziehen vorüber! Eine neue Civilisation verändert die Gestaltung der Dinge: Barken mit Fischern aus Galiläa

*) Was der Himmel verhüten wolle! Merkwürdig, daß die Franzosen, fast ohne Ausnahme, stets von der Erweiterung ihres Gebietes, des trocknen wie des nassen, träumen und sich nur ungern an ihrer „belle France" genügen lassen. Anm. der Redaction.

Digitized by Google

scheitern an all seinen Klippen; die Kreuzfahrer pflanzen auf all seinen Felsen ihre Standarte auf; christliche Galeeren stoßen dort mit türkischen Barken zusammen; Seeräuber machen den Archipelagus unsicher; die Griechen geben ihnen einen Augenblick das Echo von Salamine zurück.

Man könnte ein Landschaftenstudium machen, ohne von Bord zu gehen. Alle diese flüchtig berührten Küsten, alle diese zu Gesicht gekommenen oder besuchten Inseln, die Buchten von Italien, die Felsen von Corsika, die Gebirge von Sardinien, die Städte von Sicilien, die Einschnitte von Gozzo, der abschüssigen Malta's bieten uns ihre ernsten oder anmuthigen Landschaften und ihre wechselnden Ansichten dar.

Alle Welt hat die blaue Durchsichtigkeit dieses wolkenlosen Himmels gepriesen; das Meer hat ebenfalls seine unendlichen Nüanzirungen. Seine flüssige Pallette weist eine chromatische Tonleiter von geschmolzenen Farben, von der genuesischen Türkise und dem tunesischen Saphir an bis zu den leichten und goldgefärbten Smaragden Alexandriens und Rosette's nach. Wenn man sich den Meeren Griechenlands nähert, so nehmen die Lichtphänomene eine eigenthümliche Intensität und einen besondern Charakter an. Von Dämmerung und Morgenröthe ist da keine Rede: der Tag stürzt sich in die Nacht, und die Nacht verschwindet am Himmel, wie ein aufgerolltes Zelt. Der Sonnenaufgang, der nur einen Augenblick währt, ist von einem unerhörten Glanze.

Ein violetter Streifen vereint am Horizonte das Meer mit dem Himmel. Leichte Wolken, nach unten von einem helleren Blau als nach oben, sind gleich Tigerflecken über dem blauen Himmelszelte verbreitet; hernach nimmt das Violett die Purpurfarbe an; hie und dort am Firmamente scheinen Rosensträuche zu erblühen; dann springt die Sonne, die bis dahin unsichtbar geblieben, plötzlich mit zwei Sätzen über die Linie des Horizonts. Man denkt dabei an die Vergleichungen der Dichter, und an den Krieger mit dem goldnen Helm, dessen Pfeile, die Strahlen sind, das Gewölk vertreiben. Der Tag hat begonnen!

Von Marseille bis Jaffa bekömmt man zwanzig Proben des menschlichen Geschlechts zu sehen. Der Bord des Dampfboots ist ein lebendiges Diorama. So lange man an den Küsten von Italien hinfährt, stellen sich die Franzosen, die Engländer, die Deutschen, die Spanier in malerischen Gruppen in allen Ecken der Böte auf. Von Sicilien und von Malta aus sind es die Griechen und die Aegypter, welche die Mehrzahl bilden. Nächst Alexandrien und Syra kommt der Orient an die Reihe. Die Tracht der levantinischen Franken läßt ihre weiten majestätischen Falten flattern; die Juden drapiren sich in ihre zerlöcherten Mäntel; die Türken rauchen kauernd den Schibuk aus Cocusnußholz; die Araber strecken ihre geschmeidigen und nackten Glieder an der Sonne aus, während die Pilger, die von Mekka zurückkehren, und diejenigen, die sich nach Jerusalem begeben, unter einander den geheiligten Titel Hadschi austauschen.

Der Tancred, ein Name, der an die Kreuzfahrer erinnert, und dem die örtliche Färbung der syrischen Küsten stark aufgedrückt ist, präsentirt uns eine aus ethnologischem Gesichtspunkte betrachtet, sehr merkwürdige Schiffsmannschaft. Ich stoße in derselben auf fast alle Typen Afrika's, von dem stämmigen Aethiopier an, bis zu dem ägyptischen Fellah mit den feinen Zügen und dem zierlichen Wuchs. Alle gehorchen aufs gefügigste dem Pfiff des Hochbootsmannes, der wenig lacht und der mit einer Handbewegung gebietet. Die geringste Widersetzlichkeit würde auf der Stelle gebrochen werden. Und da den Chefs der Schiffsmannschaften nicht all die Feinheiten der Gurgellaute ihrer Untergebenen bekannt sind, so möchte ich nicht behaupten, daß die Energie der Gebehrdung des Wortes nicht dann und wann mit einem kräftigen Faustschlag unterstützt würde. Diese, im Uebrigen nicht schlecht bestellte, Mannschaft bedient sich bei ihren Arbeiten nicht eines der Sache entsprechenden Taues, gleich den französischen und englischen Matrosen; dagegen stimmen sie, wenn sie es sich recht sauer werden lassen, einen kurzen, sanften und klagenden Gesang an, dessen schleppender Accent an gewisse Lieder des Südens erinnert. Die Hymne wird durch den Vorsänger angestimmt, und dann unisono vom Chor wiederholt. Hier eine Uebersetzung, die ich aus dem Italienischen zurück übersetzt habe. Der Himmel wolle, daß sich kein Unsinn eingeschlichen hat!

„Wir begeben uns nach Ascalon,
— Ascalon!
Wünscht uns eine glückliche Reise;
— Ah! o! o!
Wir begeben uns nach Ascalon,
— Ascalon!
Kurz und mühsam ist das Leben
Des Matrosen.
Der Mensch hat keine Wahl,
Keine Wahl!
Außerdem wäre ihm der Sand lieber,
Lieber als das Meer.
Welches Schiff des Ozeans hat je den Werth gehabt
Von einem Kamehl?
Dem Kamehl, das Schiff der Wüste,
— Vorwärts, oh!
Wünscht uns eine glückliche Reise;
— Ah! o! o!

Dieser, mit gutturalen Zwischenwörtern untermischte und zwei Stunden lang im psalmodirenden Tone wiederholte Gesang wird zuletzt unerträglich; aber die Sänger finden einen Trost darin und der Rhythmus erleichtert ihnen ihre Mühe... Wem könnte es da wohl einfallen, die armen Teufel zu unterbrechen? Sie haben ja nichts als ihre Gesänge! Doch nein, sie haben auch ihre Fröhlichkeit und ihre Sorglosigkeit. Sie sind nicht sobald mit ihren zum Schiffsdienste gehörigen Arbeiten fertig, und es hat sich wieder schönes Wetter eingestellt, so spielen sie auf dem Verdeck gleich großen Kindern.

Eine ihrer Lieblingsbelustigungen ist, was wir Franzosen in main chaude nennen, nur, daß bei ihnen der Fuß die Stelle der Hand vertritt. Derjenige, den die Reihe trifft, legt sich der Länge nach, das Gesicht unterwärts und die Knie gebogen, an den Boden nieder. Statt in der flachen Hand, bekömmt er dann die Klapse auf die Fußsohlen, und seine langen und geschmeidigen Füße haben ein so zartes Gefühl, ich möchte fast sagen einen so richtigen Tact, daß der Geschlagene es fast immer aufsodnid räth, von wem er den Klapps bekommen hat.

So wie es Abend geworden ist, treten die Märchen an die Stelle der Lieder. Da setzen sich alle in die Runde, die Hände verschlungen, und die Füße so gestellt, daß sich deren Sohlen im

Digitized by Google

Kreise gegenseitig berühren. Bei pathetischen Stellen greift ein jeder sich an die Stirn, die Brust und die linke Schulter. Jede Schiffsmannschaft hat ihren Erzähler, der an Bord in hohem Ansehn steht. Dieser Erzähler ist zuweilen auch ein Dichter, und dann improvisirt er in der schönen arabischen Sprache, die so passend für den Rhythmus ist und sich den Gesetzen der Dichtkunst so willig fügt, geläufige Stanzen, welche das Auditorium durch eine Art von taktmäßig geschlagenem Applaus begleitet. Bald darnach, beim blauen Sternenschimmer, beginnt der Tanz, untermischt mit dem Salam-aleck. Es ist dieses ein inspirirter Tanz, dessen Pas nicht von Saint Leon vorgeschrieben sind, und aus dessen phantastischen Verschlingungen weder die Cerrito, noch die Guy Stephan, oder die ungestüme Petra-Camara sich herausfinden würden. Das ist nicht mehr die gelehrte und correcte Choreographie unserer Academieen, nein, es ist der Wahnsinn des Tanzes, der Schwindel der Bewegung, das Delirium der Rotation. Ich habe in unseren kalten Klimaten nur eine gewisse Andeutung am kaiserlichen Theater zu St. Petersburg gekannt, die ich mit dieser ungezügelten Verve, diesem Lyrismus mit aufgelöstem Haar vergleichen könnte. Ich bin kein großer Verehrer des männlichen Tanzes, und wenn einmal ein noch jugendlicher Matrose uns die Anmuth seiner Stellungen, das Zierliche seiner Bewegungen bewundern läßt, da schmerzt mich dies Delirium tremens, das der Ruhe und der Majestät des orientalischen Gesichts zur Unehre gereicht, weit mehr als es mich erfreut; inzwischen bildet Alles ein Schauspiel, da, wo Alles neu ist. Ich muß schon Alles sagen, was ich sehe, und Alles sehen, was ich zu sehen Gelegenheit habe: man muß sich ja ein Bischen zerstreuen.

Man gewöhnt sich übrigens ziemlich schnell an das Regelmäßige des Schiffslebens, und mit Ausnahme von drei oder vier Dingen, die ich sehr entbehre, würde ich mich an dem Tage, wo ich es — verließe, völlig heimisch auf einem Dampfboote fühlen. Alle Gemüthsbewegungen folgen einander, ohne sich zu vermischen: ich mache Annäherungen, keine Vergleiche.

Eines Sonntags trugen einige französische Priester und einige Lazaristen vom Berge Libanon darauf an, die Mysterien des Cultus zu feiern. Dies war auch der Wunsch der Schiffsmannschaft. Ein alter Seemann hatte seit zwanzig Jahren keine Messe gehört. Wir hatten die Küsten von Tunis in Sicht; das Meer war schön. Es wurde auf dem Verdecke eine Kapelle improvisirt. Die Nationalflagge, Oesterreichs heraldische Farben, und die in die Felder des heiligen Georg, des heiligen Patrick und des heiligen Andreas abgetheilte, rothe Fahne Englands erhoben sich als Drapirung über dem Sanctuarium. Zwei sonnenverbrannte Seeleute, lebendige bronzene Karyatiden, hielten zu beiden Seiten ihre nackten Arme, ab und an von dem Wellenschlage, dem Athmen des Meeres gehoben, auf dem Altar liegend. Die Matrosen stellten sich in ihrem Staate gruppenweis längs des lustigen Tempels auf. Ich habe selten einer Ceremonie beigewohnt, die einfach größer, und einer Frömmigkeit, die Achtung gebietender und wahrhaftiger gewesen wäre. In dem feierlichen Augenblicke der Opferung sang eine noch junge, laute und frische Stimme, hingehaucht wie ein harmonischer Seufzer, unser schönes katholisches Hymnen. Alle Häupter verneigten sich, und damit es diese rührenden und eines anderen Zeitalters würdigen Scene an keiner Poesie fehle, ließ sich eine kleine afrikanische Taube, von einem langen Fluge ermüdet, die blauen Flügel ausbreitend gleich der geheimnißvollen Taube, die man noch auf dem Tabernakel unserer Tempel sieht, in unserer Tafelage nieder.

Aber ich will hier meinen zu übereilten Brief schließen. Da liegt Jaffa, da Joppe, was so viel als schön sagen will; da ist Asien, das ersehnte Land. In diesem Lande sind so viele einander widersprechende Gerüchte in Umlauf, daß ich endlich zu erfahren wünsche, was ich davon glauben darf. Mehrere meiner Gefährten, die ihre Reise seewärts nach Beirut, Smyrna, Constantinopel fortsetzen, tadeln, was sie aus Aengstlichkeit meinen Muth nennen, und sprechen laut über die organisirten Banden, welche gegenwärtig die Straßen von Judäa überwachen. Ich habe eben meine Briefe an den Gouverneur abgesandt, und erwarte nun meine Führer nebst Pferden. Mein nächstes Schreiben wird aus Jerusalem datirt sein.

Theodor Parker's Zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Uebersetzt von Dr. Johann Ziethen. Leipzig, 1853. Karl Voigt. XIV und 324 Seiten. 8.

Der Verfasser wirkt in Boston als Prediger der achtundzwanzigsten Congregationalisten-Kirche; er ist der Sohn eines unbemittelten Landmannes, gebürtig aus einem kleinen Orte im Innern von Massachusetts. Zuerst genoß er den wenig genügenden Unterricht in der Distriktsschule des Staats; dann besuchte er, sich selbst durch den Erlös des Lehrens des Wenigen was er wußte, die Mittel weiteres Lernen zu bezahlen, verschaffend, die Schule, später die Universität zu Cambridge (Massachusetts). „Mit wunderbarem Eifer", sagt der Uebersetzer, „verfolgte er seine Studien, trug Armuth unbewußt und Trübsal unverzagt. Er hatte ein tiefes, unergründliches religiöses Gefühl, und forschte fort und fort nach der Quelle desselben bis er sie fand. Sein klarer philosophischer Verstand und sein eiserner Wille, der ihn beispiellos ausdauernd machte, standen ihm bei." Zur Würde des Kanzelredners erhoben, wurde er bald manchem eifrigen Vertheidiger des Bestehenden und Hergebrachten ein Aergerniß; er wollte den Streit mit seinen geistlichen Brüdern vermeiden, zog sich deßhalb von der Kanzel zurück, bereiste, da er ein wohlhabender Mann geworden, England, Italien, Frankreich und Deutschland und machte sich vertraut mit der Literatur dieser Länder. „Aber unterdessen", so schließt das Vorwort, „war er in Boston sehr vermißt worden. Man bedurfte des Vortrages seiner freudigen Religion, seiner Moral, seiner philosophischen Schärfe. Bei seiner Rückkehr wurde er daher so dringend aufgefordert die Kanzel wieder zu betreten, daß er endlich nachgab. Der Andrang ihn zu hören, war so über alle Erwartung groß, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte. Es wurde daher die Einrichtung getroffen, daß er seine Vorträge im Melodeon hielt, dem größten Concertsaal Bostons. Acht Jahre lang hat er in diesem ungeheuren Raume sonntäglich gegen drei Tausend andächtige Zuhörer versammelt, und als dann eine neue noch größere Musikhalle aufgeführt wurde, beschloß man die Vorträge nach derselben zu verlegen, um dem immer neuen Andrang von Hörlustigen die gewünschte Befriedigung zu schaffen. Es ist ein erhebender Anblick beim Eintritt in diese Halle über vier

Digitized by Google

Tausend Zuhörer zu sehen, die mit von freudiger Andacht leuchtendem Auge an den edlen Zügen des Redners hängen, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner eben so gedanken- als gefühlreichen Rede lauschen. Der Ausdruck der innigen Liebe zu ihrem Prediger, der sich auf den ernsten Gesichtern abspiegelt, erhöht den Reiz des Bildes und verkündet reinstes Lob.

Parkers frühere dogmatischen Gegner sind wohl noch heute nicht mit ihm in dieser Richtung ausgesöhnt, aber sie haben die alte Fehde nicht wieder aufgenommen. Er ist ihnen selbst eine der geachtetsten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten und selbst sie wagen es nicht, seine hohe Sittlichkeit nur im Entferntesten anzutasten, sowie ihm das Lob eines der gelehrtesten und tüchtigsten Männer der Gegenwart abzusprechen."

Demselben Vorworte entlehnen wir noch einige Notizen über die Secte der Congregationalisten. „Die Gründung derselben wird gewöhnlich dem Puritaner Robert Browne zugeschrieben, der im Jahre 1583 eine Kirche in England stiftete; allein wahrscheinlich gab es schon unter der Regierung Edwards VI. und der Königin Maria Kirchen, die nach congregationalistischen Grundsätzen errichtet waren, und Browne war nur der Erste, von dessen Kirche wir zuverlässige Nachrichten haben. Der Vater des modernen Congregationalismus ist aber John Robinson, der als nonconformistischer Geistlicher von den Bischöfen der anglikanischen Kirche so lange verfolgt wurde, bis er sich entschloß mit seiner Gemeinde das Land zu verlassen und zu flüchten. Es gelang zwar erst nach mehreren Versuchen; indeß gelangte dann Robinson mit seiner Gemeinde glücklich nach Holland. Zuerst schlossen sie sich an die Kirche zu Amsterdam an; da aber unter den Mitgliedern Streitigkeiten entstanden waren, siedelten sie nach Leyden über. Durch neue Einwanderungen aus England machte die junge Kirche rasche Fortschritte, und bald zählte sie 300 Communicanten. Während der folgenden zehn Jahre veröffentlichte Robinson mehrere Streitschriften, meistens zur Erklärung oder Vertheidigung seiner besonderen Ansichten. In Beziehung auf Lehre und Glaubensbekenntniß waren die Congregationalisten strenge Calvinisten."

Im Jahre 1619 ging ein Theil der Gemeinde nach Virginien, begleitet von dem Aeltesten Brewster; Robinson blieb mit der Mehrheit in Leyden. Die Auswanderer errichteten die erste Kirche in Plymouth (Massachusetts). Dem Beispiele und Erfolge der Congregationalisten verdanken alle nachherigen religiösen Gemeinschaften von Neu-England ihr Dasein. „Die Grundlagen und die Grundsätze ihrer kirchlichen Ansicht bestehen darin, daß eine Kirche eine Gesellschaft frommer Personen ist, die sich freiwillig zur Verehrung Gottes vereinigen. Von diesem Ausgangspunkte aus läßt sich das System logisch schließen. Jeder Einzelne urtheilt für sich selbst, welcher Kirche er angehören will, und handelt in dieser Beziehung nach dem Gesetze Gottes, welches allen seinen Kindern anbefiehlt, Mitglieder einer sichtbaren Kirche zu sein. Da nun in gewissem Sinne jede Kirche eine durch sich selbst erschaffene ist, so ist sie auch von allen anderen unabhängig, außer insoweit sie durch die Gesetze der christlichen Gemeinschaft beschränkt ist, welchen ebensowohl Gesellschaften wie Einzelne unterworfen sind. Jede Kirche hat das Recht ihre Beamte zu wählen, Mitglieder aufzunehmen und auszuschließen; — mit einem Worte, alle die Handlungen vorzunehmen, welche nach der Heiligen Schrift in das Bereich einer christlichen Kirche gehören. Auf die Heilige Schrift berufen sich die Congregationalisten als den einzigen Führer in allen Dingen des Glaubens wie der Zucht. Sie glauben, daß diese Art von Kirchenregiment in der Heiligen Schrift gelehrt und durch das Beispiel der Apostel und der ersten Christen geheiligt wird. Glaubensbekenntnisse brauchen sie nur als Formen, betrachten sie aber nie als Probiersteine der Rechtgläubigkeit."

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß seine Betrachtungen, die er dem Wunsche persönlicher Freunde gemäß veröffentlichte, keine Gelegenheitspredigten*) wie die meisten von denen, die er früher herausgab, und daß sie vielleicht alle von den Ereignissen der Tage, an denen sie vorgetragen, eine gewisse lokale Färbung erhalten hätten. Er habe diese Localfärbung nicht vernichten wollen; man würde deßhalb finden, daß die trübe oder heitere Stimmung der Tage auch noch den gedruckten Betrachtungen ihre Färbung gäbe. „Ich glaube," fügt Parker hinzu, „es sind große Wahrheiten in diesem Buche enthalten; sowohl solche von rein intellectuellem Character, als solche viel wichtigere, die anderen Grundvermögen angehören, welche edler sind, als der bloße Verstand; Wahrheiten auch, deren die Menschen bedürfen, und wie ich glaube, in der Gegenwart sehr bedürfen. Aber ich fürchte, daß ich nicht das künstlerische Geschick habe, diese nothwendigen Wahrheiten so darzulegen, daß sogleich eine große Menschenmenge sie willkommen heißt; daß ich vielleicht nicht die lockende Stimme besitze, die auch bei dem commerziellen, politischen und kirchlichen Lärm der Gegenwart sich Gehör verschafft und zum Ohre der Menge dringt.

Auch Irrthümer muß es in diesem Buche geben. Ich wünsche, daß sie ausgedrosche und geworfelt werden mögen; und werde mich nicht beklagen, wenn selbst ein rauher Wind sie sichtet; wenn nur die kostbaren Wahrheiten rein und unverletzt bleiben, als Brod für die Gegenwart, oder als Samen für die Zukunft!"

Die Sammlung enthält die folgenden zehn Vorträge: Von der Frömmigkeit und dem Verhältniß derselben zum menschlichen Leben. Von der Wahrheit und dem Geiste. Von der Gerechtigkeit und dem Gewissen. Von der Liebe und den Neigungen. Von der bewußten Religion und der Seele. Von der Bildung der religiösen Vermögen. Von der bewußten Religion als einer Quelle der Kraft. Von derselben als Quelle der Freude. Von den herkömmlichen und den natürlichen Sacramenten. Von der Gemeinschaft mit Gott.

Des Berichterstatters Aufgabe ist es nicht in diesen Blättern ein Urtheil über Parker's religiöse Ansichten auszusprechen; daß er im eignen Vaterlande viele Gegner fand und findet, haben wir schon erfahren. Der große Beifall, der seinen Vorträgen geschenkt wird, ist übrigens leicht erklärlich, wenn man auch nur einzelne Stellen derselben kennt. — Wir lassen einige Bruchstücke, die zugleich zeigen,

*) Außer den von Hrn. Dr. Ziethen übersetzten Discours on matters pertaining to religion und Speeches, Addresses and Occasional Sermons, 2 Bände, sind in Roorbach's neuester Ausgabe der Bibliotheca americana noch folgende Schriften Theodor Parker's verzeichnet: Letter to the people of the United States on Slavery; Miscellaneous Writings; Aritmetic, improved. H.

Digitized by Google

wie das Original in's Deutsche übertragen, aus der 6. und 7. Betrachtung über die Religion, als eine Quelle der Kraft, folgen.

„Wie Alle haben einen geschickten Gärtner gesehen. Er hebt die Absenker seiner Birnbäume und seiner Korinthensträuchen auf; er giebt Acht auf die sonnigen Stunden im Frühling, um seine Passionsblumen und Orangenbäume in's Freie zu setzen. Wie sorgsam schützt er seine Dahlien vor dem Winde, seine Melonen vor dem Froste! Geduldig hebt er die Absenker eines Rosenstocks und den Kern einer Pfirsiche auf; gutes Obst aus dem Garten seines Nachbars pfropft er nächstes Jahr auf seinen schlechten Baum, der sich in vier Jahren fremder Blüthen freut und fremde Aepfel trägt. Sind wir nicht Alle Gärtner, deren Aufgabe es ist, unsere Zeit so anzuwenden, daß sie duftige Blüthen und reiche Früchte trägt? Wir haben helle, heitere Morgenstunden, in denen wir am besten den Saamen ausstreuen; Augenblicke, in denen uns die Sonne heller scheint, wenn irgend ein unerwarteter Erfolg, das Wiedersehen eines Freundes, unseres Weibes, oder die Geburt eines Kindes uns milder stimmt. Dann müssen wir die zarte Pflanze der Frömmigkeit pflegen; eines Tages wird ihre Blüthe unser Unglück verschönern, und manchen Wintertag, an dem wir jetzt nicht denken, mit ihrer Schönheit erfüllen. Es kommen Tage der Traurigkeit, wo es Sorgen auf uns herabregnet, wo wir um den Verlust von Freunden, um Unglücksfälle, die sie im Leben getroffen, oder noch schlimmer, um eigene Fehltritte am Abirrungen vom Wege des Lebens trauern. Diese Stunden, o Mensch, benutze zur Reue, wenn es Noth thut, und zu kräftigem Entschlusse! Begieße die schönsten, zartesten Pflanzen; eines Tages wird der kleine Steckling, den Du mit Thränen gepflanzt hast, ein großer Baum sein, und unter seinen Aesten wirst Du Schutz vor dem Sturm und Ungewitter für Dein Haupt, ja, am Ende ein ruhiges Grab für Dein Gebein finden."

„Sehen Sie, wie im Laufe der Jahrhunderte der religiöse Mensch den irreligiösen hinter sich zurückläßt. Das Gedächtniß des Mannes, der zu seinem eignen Vortheil die List in den Staat einzuführen sucht, wird über kurz oder lang vor der Welt an den Pranger geschlagen, und seine Lüge mit Verachtung wieder entfernt; mit einem Fluche denkt man an den Verrath des Verräthers an der Menschheit; während die Weisheit des Weisen, die Gerechtigkeit des Rechtschaffenen, die Liebe des Philanthropen und die Frömmigkeit des Mannes von reinem Herzen, die in den Institutionen des Staates verkörpert sind, leben und leben werden, wenn Rom und Amerika schon längst zu Grunde gegangen sind. Tyrannen haben ein kurzes Leben, ihr Ruhm nimmt ein schnelles Ende, und die Macht der Gottlosen wird schneller erlöschen, wie die Lampe der Bösen; ihr Rath führt in den Abgrund. Wer nur Menschenlob sucht, findet es, aber nur für einen Tag; während der religiöse Mensch, der nur sich selbst und seinem Gotte treu zu sein und das absolut Wahre und Gerechte auf Erden darzustellen sucht, ohne sich um den Beifall der Menge zu sorgen, in der Bewunderung der Menschheit lebt und immerfort leben wird. Champollion entzifferte mit großer Mühe die Namen der egyptischen Könige, welche die Pyramiden bauten und Millionen beherrschten. Dreitausend Jahre bewahrte der behauene Stein das Geheimniß ihres Namens. Aber der flüchtige Sclave, ein Leibeigner eines jener Könige, hat durch die Religion, die seinem Herzen inwohnte, seine Macht in allen Landen verewigt, und den Namen Moses auf den grün- und schneebedeckten Inseln heimisch gemacht. Dieser Name wird noch dauern, wenn der letzte Stein der letzten Pyramide sich zu Luft verflüchtigt hat, und als Dunst zum Himmel aufgestiegen ist. Der galiläische Fischer hat seinen Namen mit der Religion der Menschheit verknüpft, und die Welt wird denselben immer bewahren. Thörichte Menschen, die ihren Ruhmestempel auf den Trug des Tages, auf Selbstsucht, List und falsche Beredsamkeit bauen! Und er soll stehen bleiben? Gehet hin und bauet Euern Cisopalast auf die gefrorene Fläche eines nördlichen Landsees. Wie glitzern Colonnade und Capitäl im Lichte, wenn der Nordpol im Morgenroth erglüht oder der kältere Mond auf Euer frostiges Haus blickt! „Dies wird halten. Warum Granit behauen und mühsam auf Felsen bauen?" Ach! wenn der März kommt, zerfließt der Eistempel und sein eisiges Fundament gleitet die Fluthen des Niagara hinab; und im April findet das Boot des Fischers keine Spur mehr von all der Pracht und dem Prunke. Aber der Granittempel, wo ist er? Fraget Moses, fraget Jesus, fraget die Menschheit, welche Macht es ist, die von Jahrtausend zu Jahrtausend dauert, wenn selbstsüchtiger Ehrgeiz im Strome der Zeit schmilzt."

„O! Ihr Jünglinge und Jungfrauen, deren Wange und Stirn noch fleckenrein ist, glaubet Ihr, daß Ihr durch das Leben wandeln und nichts leiden werdet? Auch über Euch wird das Kreuz kommen; Ihr werdet ebenfalls kämpfen und blutigen Schweiß vergießen müssen. Suchet im Beginn Eurer Laufbahn nach der Kraft, welche die Religion giebt, und Ihr werdet Kraft genug haben, zu leiden und auch zu handeln. Ich will nicht sagen, daß Euer Streben Euch von jedem Irrthume, jeder Sünde frei halten wird. Als ich noch ein Kind war, hätte ich so denken können, als Mann weiß ich es besser, durch Beobachtung und aus eigener Erfahrung. Sünde ist ein fehlgeschlagener Versuch, ein Straucheln, ein Abirren vom rechten Wege. Machet Euch gefaßt auf solche Unfälle, auf Irrthümer des Geistes, Irrungen des Gewissens, Irrthümer des Herzens, Irrungen der Seele. Welche Fichte hat niemals einen Ast verloren; der beste Mathematiker verzeichnet sich zuweilen; der größte Poet muß oft nachbessern und schreibt in der Hitze des Gesanges manch fehlerhaften Vers. Milton hat deren viele, und selbst der gute Homer schläft bisweilen. Welche Mängel finden wir in den stolzen Werken von Raphael und Michel Angelo! Hat Mozart keine falsche Note geschrieben? Bei einer so großen Aufgabe, wie das menschliche Leben ist bei einer solchen Complicirtheit der inneren Kräfte und der äußeren Umstände, bei einer so unvollkommenen Leitung, wie die Welt sie uns bieten kann, müssen wir darauf gefaßt sein, den Weg manchmal zu verfehlen und mit müden Füßen, das Herz voll Reue, Gram oder Scham den Weg noch ein Mal machen. Das Feld, das von Reue durchpflügt ist, giebt dem großen Schnitter keine schlechte Ernte. Das Vertrauen auf Gott wird zweierlei thun: es wird Euch vor manchem Irrthum bewahren, und Niemand weiß, welch ein großer Gewinn das ist, bis er es erfahren hat; dann wird es Euch Hilfe leisten, nachdem Ihr Euch vom Wege verirrt habt. Wenn Ihr gefallen seid, werdet Ihr nicht verzweifeln, sondern Euch um so weiser und stärker wieder aufraffen, eben in Folge des Falles. Suchet Ihr nach Kraft in Eurem jungen, muthigen Herzen, und nach Strömen

Digitized by Google

des Lebens, die von dort kommen sollen? Hier werdet Ihr sie finden und mit neuem Leben weiter gehen. Die Religion gleicht dem Mosek, der den Fels in der Wüste schlug."

Das Buch ist vom Verleger ansprechend ausgestattet.

Neues Buch der Reisen. Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend gesammelt und herausgegeben von H. Kletke. Mit 6 colorirten Zeichnungen von Theod. Hosemann. Berlin. Verlag von Julius Springer. (VI u.) 331 Seiten. 8.

„Das Buch", heißt es im Vorworte, „enthält nur Erlebtes, nicht Erfundenes. Es giebt Charakterbilder aus dem Leben fremder Erdtheile, sei es in Darstellung großartiger Naturerscheinungen, sei es in Schilderungen fremdartiger Sitten und Gebräuche, sei es in lebensvoller Erzählung abenteuerlicher Begegnisse. Der Zweck des Ganzen ist lebendige Anregung, die Erweckung eines wissenschaftlichen Triebes, der sich die Einzelnheiten zum Ganzen zu verbinden strebt. Die Eigenthümlichkeit des fremden Bodens, die hier in Pflanze, Thier und Mensch dem Leser entgegentritt, soll eine zwingende Kraft auf den jugendlichen Geist üben, sich des Ganzen in wissenschaftlicher Weise zu bemächtigen. Das Unterhaltende und das Belehrende, was übrigens in diesem Buche kaum zu sondern sein dürfte, dient so in gleicher Weise dem einen Zweck."

Der Herausgeber hat, so wie bei der Bearbeitung des vorjährigen „Buches der Reisen", dessen sich manche junge Leser als eines willkommenen Festgeschenkes erfreuten und dasselbe zu den Schätzen ihrer kleinen Bibliothek zählen, auch bei dem gegenwärtigen die Quellen umsichtig gewählt und mit gleicher Sorgfalt und Berücksichtigung der Bestimmung seiner Zusammenstellung die mitgetheilten Bruchstücke denselben entlehnt. Nach den Erdtheilen gesondert liefert er neun Charakterbilder aus Amerika, sieben aus Afrika, elf aus Asien und sieben aus Australien, die alle geeignet sind den Zweck des Buches vollkommen zu erfüllen. Bei der bekannten Reichhaltigkeit der neuern Reiseliteratur ist freilich Stoff in Fülle zu einer Sammlung, wie die vorliegende, vorhanden, aber die Auswahl ist dennoch nicht so leicht, wie sie scheint. Es gehört eine genaue Kenntniß Dessen, was die Jugend zu lesen wünscht und ihr nicht blos eine flüchtige Unterhaltung gewährt, es gehört ein richtiger Tact dazu, um das Rechte zu treffen; daß der Herausgeber beide Eigenschaften besitzt, davon wird man sich bei aufmerksamer Durchsicht seines Buches überzeugen.

Die äußere Ausstattung ist sehr ansprechend und die sechs colorirten Zeichnungen vergegenwärtigen einzelne Scenen in gelungener Weise; sie stellen dar: Scenen aus dem Goldsucher Leben; Abenteuer eines Verirrten; Abenteuer auf der Löwenjagd; Jagd-Bild von den Philippinen; den Alligator-See; Sitten der Fidschi-Insulaner. — Den geschmackvollen Einband ziert ein schönes Bild.

Für die Jugend im Alter von zwölf bis sechszehn Jahren ist Kletke's „Neues Buch der Reisen" als Weihnachtsgeschenk ganz besonders zu empfehlen. (Auch von der frühre erschienenen Sammlung sind noch Exemplare vorräthig.) H.

Miscellen.

Parteizeichen haben mit der Gesammtheit der Symbole eine eigenthümlich magische Wirkung auf das menschliche Gemüth gemein. Es liegt in der Natur des Menschen, wo er das Wesen einer Erscheinung zu ergründen nicht vermögend oder zu leichtsinnig oder zu träge ist, statt dessen sich an das Zeichen zu halten, in der Macht des Symbols aber das Wesen der versinnbildeten Sache in den Hintergrund zu drängen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen. So im Cult, wo bei dem Streit über eine Aeußerlichkeit, ein Symbol, gar gewöhnlich das Wesen der Religion selbst fern geriegen hat. In ähnlicher Art hat auch bei politischer Parteibildung und Parteistellung das Zeichen seine Macht geübt. Das Princip als geistiges Fluidum ist eine Größe, deren die Menge sich theils nicht bewußt wird oder zu deren Erkenntniß ihr stumpfer Sinn nicht ausreicht; das wird ersetzt durch das äußere Wahrzeichen und dieses wird zum Magnet und Kitt für die Parteigesellung gleich dem Banner, der Feldbinde, der Trommel und Trompete für die Heerhaufen und der Flagge für die Flotte. Also sind Mützen, Kokarden, Hutform, Haarschnitt, Bart, Bänder, Blumen, Rockkragen ꝛc. als Parteizeichen zu Talismanen geworden. Vor Allem hat die Farbe ihr Recht gehabt. Im Magazin der Geschichte ist eine bunte Ausstellung solcher Zeichen; das griechische Alterthum hat nur ein lächerliches Vorspiel dazu in der Lakonistentracht bei den „Löwen" Athens; Neu-Rom hatte seine Grünen und Blauen, der muselmännische Orient die grüne Farbe der Aliden, die weiße der Omajaden, die schwarze der Abbassiden; das mittelalterliche Paris die halb rothen, halb blauen Mützen der Partei Stephan Marcels, England seine rothe und weiße Rose, Zürich zur Zeit des alten züricher Kriegs die österreichische Pfauenfeder, England die Haartracht der Rundköpfe und Wilhelms III. Orangefarbe, die französische Revolution ihre drei Farben, Jacobinermützen und Schwarzkragen, die Restauration bourbonische Lilien und napoleonische Veilchen, die deutschthümliche Jugend ihre Haar- und Rocktrachten, wie sie, die Gesammtdeutschen ihr Schwarz, Roth, Gold. (Aus W. Wachsmuths „Geschichte der politischen Parteiungen.")

Dem englischen Globe zufolge hätten die letzten vier Jahre des Krieges mit Frankreich, Großbritannien folgende Summen gekostet: 1812 — 103,421,538 £ Sterl.; 1813 — 120,952,657 £ Sterl.; 1814 — 116,843,889 £ Sterl.; 1815 — 116,491,051 £ Sterl., und die Zeit von 1803 bis 1815, beide Jahre mit einbegriffen, 1,159,729,256 £ Sterl.

Berichtigung. In Nr. 98, Seite 769, Sp. 1, Z. 20 von oben, ist statt 1668 und 1672 zu lesen: **1568** und **1572**.

Gedruckt bei A. J. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 100. Mittwoch, den 14. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von Hugo Staacke ..... Seite 781
Weitere Details über die Entdeckung der arctischen Nordwest-Durchfahrt ..... „ 783
Die Trias-Gesellschaft in China. (Fortsetzung) ..... „ 785
Literatur:
Briefsteller für die weibliche Jugend. Von C. E. Haetmann. „ 787
Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ..... „ 787
Volksspiegel zu Lust und Lehre für Leser aller Stände. ..... „ 788
Miscelle ..... „ 788

Gedichte von Hugo Staacke.

I.

Verloren und gewonnen.

(Aus einer ungedruckten Novelle.)

Ich stand im Lebenssturme
So einsam, so allein,
Als, wie im weiten Meere,
Ein ödes Felsgestein.

Ich hatte viel verloren,
Mein Herz war trüb und schwer,
Du kamst, Du lieber Jesus,
Als Tröster zu mir her.

Du halfst mein Kreuz mir tragen
Und freundlich, sanft und mild
Erblickte ich durch Thränen
Dein heilig, hohes Bild.

Du standst mir treu zur Seite
Mit Deinem Wort und Rath,
Mein Herz hat mehr gewonnen,
Als es verloren hat.

Es hat ja Dich gewonnen,
Dich Stern und Licht und Heil
Und hat ja nur verloren
Vom Irdischen ein Theil.

Es hat ja Dich gewonnen,
Dich Heiland Jesus Christ,
Dich, der Du über Alles
So groß und herrlich bist.

II.

Im Frühling.

O, Blumenduft, o, Sonnenschein,
Wie zieht ihr mir in's Herz hinein,
Die Welle klar, der Himmel blau
Und grün und bunt die weite Au,
Und durch den stillen, tauten Wald
Das Lied der Vögel rauschend schallt.
O, Blumenduft, o, Sonnenschein,
O, Welle, Himmel, Wald und Rain,
O, Alles unter'm Sternenzelt;
Wie groß und schön ist diese Welt!

Digitized by Google

III.

Die Sterbende.

Sie liegt auf grüner Bank, im weißen Kleid,
Es spielt der Wind mit ihren seid'nen Locken
Und ferneher, nach des Tages Müh und Leid,
Ertönen wehmuthsvoll des Kirchleins Glocken.

Der Abendschein kränzt ihr verklärtes Haupt,
Entflammt das Angesicht, das blasse, schöne,
Er hat der Rose ihrer Gluth beraubt,
Daß er das kranke Kind noch sterbend krönt.

Wen trug sie unter Thränen vor das Haus,
Denn ihre Abschiedsstunde hat geschlagen,
Nach wenig Tagen wird man sie hinaus
Vielleicht zum nahen düster'n Friedhof tragen.

Noch einmal will sie jetzt die Erde seh'n,
Sich d'ran berauschen wie in bessern Zeiten,
Dann freudig in die neue Heimath geh'n,
In jenen ungemess'nen Sternenweiten!

IV.

Die Elfenbraut.

Die Elfen, sie tanzen im Mondenschein,
Geschmückt mit Perlen und Edelgestein.

„Lieb' Knabe, lieb' Knabe, o, nimm Dich in Acht!
Leicht wird zum Verderben die funkelnde Pracht."

Die jüngste der Elfen lieblich und schön,
Und wunderbar zauberisch anzuseh'n.

Geschmückt mit Blumen im duftigen Kranz,
Sie lockt schmeichelnd den Knaben zum Tanz.

Sie zeigt ihm die Lippen, purpurn und heiß,
Sie reicht ihm die Hand, wie Marmor, so weiß.

Und ziehet ihn glühend an's pochende Herz,
Tief zittert der Knabe vor wonnigem Schmerz.

Er schlingt um den Nacken den bebenden Arm,
Es hebt sich vor Liebe ihr Busen so warm.

„Herzliebster! ich will dein Bräutchen sein,
Bleib' ewig du der Dahin mein."

„Komm' hinab mit mir in mein enges Haus,
Dort schlüpfen den Becher der Freude wir aus."

Die Elfen sie tanzten im Mondenschein,
Der Knabe, er sagte nicht ja und nicht nein.

Doch früh beim beginnenden Morgenroth,
Da fand man den Knaben, und er war tot.

V.

Sonst und jetzt.

Wenn hell die Sterne funkeln
In ihrer Silberpracht
Und wenn der Mond vom Himmel
So freundlich niederlacht.

Dann schlich ich hin zum Liebchen
Und drückt es an die Brust
Und weinte Wonnethränen
Und tauschte Kuß um Kuß.

Das Liebchen ist gestorben
Und liegt im kühlen Grab,
Es nahm den Kranz von Myrthen
Mit in die Gruft hinab.

Jetzt schleich ich hin zum Grabe
Und knie' verzweifelnd hin,
Doch weine' ich keine Thräne, —
Mein Herz liegt ja darin.

VI.

Das deutsche Wort.

Was ist uns geblieben
Von der alten Zeit?
Von vergang'ner Tage
Macht und Herrlichkeit?
Wo ist unser Kaiser
Und das deutsche Reich?
Beide sah der Deutsche
Untergeh'n zugleich.

Nichts ist uns geblieben
Von dem alten Ruhm.
Ohne Auferstehung
Ruh'n unsre Helden,
Unsre Schwerter hängen
Rostend an der Wand,
Ohne Kraft und Leben
Ist das Vaterland.

Und doch ist geblieben,
Ob der Baum auch dorrt,
Noch ein Zweig mit Blüthen,
S'ist das deutsche Wort.

Digitized by Google

Ewig wird der blühen,
Und erfreich zugleich,
Wurzel, Stamm und Krone
Gründet neu das Reich.

Weitere Details über die Entdeckung der arctischen Nordwest-Durchfahrt.

(Aus dem Lynn Advertiser.)

In Anlaß einer splendiden Fête, welche am letzten 26. October, dem dritten Jahrestage der Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt durch den Capitain M'Clure, dem Lieutenant Creswell, der an dieser wichtigen Entdeckung Theil genommen hat, zu Ehren in dessen Vaterstadt Lynn gegeben worden ist, hat derselbe darüber u. a. folgende interessante Daten mitgetheilt:

Es wird Ihnen bekannt seyn, meine Damen und Herren, daß England seit mehreren Jahrhunderten, namentlich in den letzten drei, es sich sehr hat angelegen seyn lassen, einen kürzeren Weg nach Indien vermittelst der Nordwest-Durchfahrt zu entdecken, d. h. durch die Forcirung einer Fahrt aus dem atlantischen Meere durch die Behringsstraße, die Baffinsbay und rundum den Norden von Amerika, und daß seit der Zeit Heinrichs VIII. zu dem Ende fortwährend Expeditionen von England aus unternommen worden sind, ohne jedoch je die Lösung dieses großen Räthsels zu Stande zu bringen. Die erste neuere Expedition ist die von Sir John Roß gewesen. Derselbe segelte rund um die Baffinsbay, jedoch ohne Erfolg. Er hatte nicht geahnt, daß Lancaster-Sund weiter ginge, d. h. mit irgend einem Meere weiter hinaus in Verbindung stände. Sir Edward Parry war der nächstfolgende. Er hat höchst wundersame Entdeckungen gemacht. Er lief in den Lancaster-Sund ein, der nie zuvor gefunden worden war, fuhr mit den Schiffen 900 Meilen westwärts, wo nie ein Schiff gewesen, und gelangte nach der Melville-Insel, von wo die Entfernung bis zu dem äußersten Punkt, den der Investigator erreicht hat, nur 60 bis 70 Meilen beträgt.

Nun will ich Ihnen über Sir John Franklin's Expedition berichten.

Sir John Franklin wurde zu demselben Zwecke ausgesandt, nämlich, Parry's Entdeckungen zu erproben, und sie mit denen von Cook und Beachy in den Behringsstraßen in Verbindung zu bringen, um so das Vorhandenseyn einer Nordwest-Durchfahrt zu erwitteln. Er ist, wie Ihnen bekannt seyn wird, im Jahr 1845 von England in See gegangen, und nachdem ist nichts mehr von ihm gehört worden. So wurde es denn nöthig, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Es wurde eine Expedition unter Sir John Roß ausgesandt, bei der auch ich angestellt war. Wir überwinterten im Leopolds Hafen, und suchten darnach rundum der Küste, ohne eine Spur von Franklin zu finden. Dann kehrten wir nach England zurück. Das Land war über das Schicksal des armen Franklin in größter Besorgniß, und unsere Schiffe, die Enterprise und der Investigator, wurden neuerdings beordert, durch die Behringsstraßen hindurch ganz Amerika zu umfahren, und zu sehen ob wir ihn da nicht anträfen. Wir gingen im Januar 1850 unter Segel, und nachdem wir um Amerika herumgefahren, die Magellansstraßen passirt und die Sandwichs-Inseln angelaufen waren, trafen wir westwärts von Point Barrow Eis an. Wir fuhren unter großen Schwierigkeiten längs dieser Küste hin, bis wir auf die Höhe der Mündung des Mackenzie kamen. Das Eis an diesem seichten Ufer lag auf der Untiefe, d. h. es ließ zwischen dem sehr seichten Wasser und dem Eise gerade Wasser genug, daß wir uns durcharbeiten konnten. So kamen wir denn mühsam weiter, bis ganz auf die Höhe des Mackenzie. Dort gewannen wir etwas mehr offnes Wasser, und steuerten auf Banks-Land zu, welches von Sir Edward Parry von seinem Winterhafen auf der Melvill's-Insel aus gesehen worden war. Darnach fuhren wir ungefähr 90 Meilen weiter, wo wir festes Eis antrafen und uns dem Lande zuwandten. Wir setzten dann unsre Fahrt bis der Mündung des Mackenzie vorbei fort, bis wir die Höhe vom Cap Parry erreichten, und da nun das Eis im Norden von uns minder dick war, so dachten wir, daß wir möglicher Weise zu dem lange ersehnten Parry'schen Banks-Lande würden gelangen können. Wir hielten demnach darauf zu, und erblickten, nachdem wir ungefähr 20 Meilen von der Küste abgefahren waren, zu unserer großen Verwunderung Land, ein sehr weites hohes Land, welches, wie es sich nachdem ergab, ein Theil desselben Landes war, welches Sir Edward Parry entdeckt hatte. Hier überwinterten wir, und in dem Sommer des ersten Jahres, 1850, hielten wir uns auch auf dieser Höhe. Unsre Herbst-Streifpartieen machten die Entdeckung, daß diese Straße mit der Melville-Straße in Verbindung stand, wodurch denn das Daseyn einer Nordwest-Durchfahrt erwiesen war, eine Entdeckung, die wir gerade am heutigen Tage, den 26. October machten. Im folgenden Jahr, im Sommer von 1851, war es uns vor Allem darum zu thun, unsre Heimfahrt durch die Nordwest-Passage zu machen. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, trafen wir aber nördlich und östlich so schweres Eis an, daß wir umkehren mußten. Wir machten dann unsern Weg zurück rundum die Discovery-Insel (Entdeckungs-Insel). An der nördlichen Küste derselben hielt es äußerst schwer, weiter zu kommen, auch feirten wir dort vom 20. August bis den 5. Septbr. 1851 ein, und glaubten, daß wir hier den ganzen Winter würden zubringen müssen, wozu wir bereits unsre Vorrichtungen trafen, doch erhob sich zu unserm Gunsten ein heftiger Sturm von der Landseite her. Dieser Sturm hielt drei Tage lang an, wonach sich am vierten das Eis ein wenig öffnete, und es uns unter großen Schwierigkeiten und Gefahren gelang, die Mercy-Bay (Gnadenbucht) zu erreichen, wo wir die beiden letzten Winter, den von 1851—1852 und von 1852—1853 zugebracht haben. Ich muß hier bemerken, daß das Eis im Sommer von 1852 gar nicht aufgebrochen ist, und wir diesen Sommer auf demselben Flecke in der Bucht festgehalten wurden. Im Frühjahr dieses Jahres (1853) wurde es nun unumgänglich nöthig, daß einige von uns das Schiff verließen, um die Uebrigen vor dem Hungertode zu retten. Der Capitain M'Clure hatte die Absicht, den Lieutenant Creswell ostwärts auszusenden, damit derselbe auch der Insel Beachy zu gelangen suchen sollte, wo, wie wir wußten, Hülfsmittel hinterlegt worden waren; denn eine von der Melville-Insel ausgegangene Streifpartie hatte eine desfallsige Notiz vorgefunden, die von dem Capitain Clinton, der zu der ebenfalls auf die Nor-

Digitized by Google

suchung von Sir John Franklin ausgesandten Expedition gehörte, hinterlassen worden war. Dem in Betreff des Verlassens des Schiffes gemachten Plane zufolge, sollte der Lieutenant Haswell sich also nach der Insel Beechey, und ich mit einem andern Trupp mich westwärts nach der Prinzen-Insel begeben, wo eine Proviantniederlage war, um von dort durch den Mackenzie-Fluß und über das Hudsonsbay-Etablissement in die Heimath zurückzukehren. Die göttliche Vorsehung fügte es indessen so, daß wir unsere Pläne nicht in Ausführung zu bringen brauchten.

Wir sahen am 6. April zu unserem nicht geringen Erstaunen einen Trupp Menschen auf unser Schiff zukommen. Das war ein Anblick, den wir so wenig erwartet hatten als des Himmels Einfallen. Aber er bereitete uns große Lust und Freude. Ueber alle Maßen groß war der Eindruck, den er auf einen jeden von uns machte. Die Neuangekommenen brachten uns die Kunde, daß der Capitain Kellett auf der Deal-Insel überwinterte; daß er im Herbst von 1852 die von uns auf der Melville-Insel hinterlassene Notiz aufgelesen hatte, wodurch ihm unser Aufenthalt bekannt geworden war, und daß er es dann im Frühjahr seine erste Sorge hatte seyn lassen, einen Trupp seiner Leute quer über die Insel zu uns zu entsenden. Es war inzwischen dennoch nothwendig, das Schiff zu verlassen, weil der Proviant nicht so weit übers Eis weg transportirt werden konnte. Demzufolge wurde ich denn von dem Capitain M'Clure beordert, mich mit der halben Mannschaft des Schiffes über das Eis zu dem Capitain Kellett zu begeben. Es war dieses ein Marsch von ungefähr 170 Meilen. Capitain Kellett wünschte, unsre Leute nach der Insel Beechey zu senden, wo ein anderes Schiff stationirt war, weil sie von dort leichter nach England hätten gelangen können. Aber dazu waren sie zu unwohl, denn von den 24 Mann, die ich mitbrachte, litten 22 am Scorbut. Da erbot ich mich denn, da ich mich bei guter Gesundheit befand, die Tour anzutreten, und zu sehen, ob ich dort nicht über kurz oder lang ein Schiff antröfe, weil es von großer Wichtigkeit war, daß baldmöglichst Kunde nach England kam, und die Admiralität erfuhr, daß der Investigator geborgen sey, weil außerdem nicht abzusehen war, wie viele Expeditionen noch noch aus hätten ausgesandt, und wie viel Leben dadurch noch hätten gefährdet werden können. Ich machte mich also auf den Weg übers Eis, und wir trafen am vorigen 2. Juni am Bord des North Star ein. Es war dieses eine Entfernung von ungefähr 300 Meilen, oder von 500 Meilen von unserem Schiffe aus. Dort mußte ich nun weilen, bis, am 2. August, zu unserer großen Freude der Capitain Inglefield mit dem Phönix von England eintraf. Am 23. August segelten wir dann ab, bestrebt, baldmöglichst die Heimath zu erreichen. Wir hatten aber große Mühe, aus dem Lancaster-Sund herauszukommen. Derselbe war voller Eis, obwohl die Zeit als für die Schifffahrt günstig galt. Wir kamen jedoch wohlbehalten an's Ziel, nach dem Vaterlande.

Ich habe noch zu bemerken, daß wir von dem hohen Lande aus in der Mercy-Bay, wo unser Winterlager war, deutlich die von Parry entdeckte Melville-Insel erkennen konnten, mit einem einzigen Eisstreifen zwischen den beiden Punkten, wo Sir Edward Parry und der Capitain M'Clure gewesen waren. Der Capitain M'Clure wollte bei seinem Schiffe bleiben, und sehen, daß er es mit der halben Mannschaft durchbrächte, wenn sie ärztlich dazu tauglich befunden würde. Wenn ihm sein Plan gelingt, so kann er binnen einigen Wochen in England seyn, wenn nicht, ist dieses erst nächstes Jahr möglich.

Es dürfte Ihnen vielleicht angenehm seyn, einiges über unsere täglichen Verrichtungen zu Streifzügen zu erfahren, indem ein arctisches Reisen, wobei man wegen aller Ressourcen lediglich auf sich selbst angewiesen ist, wohl für etwas Neues gelten darf. Da ist auf gar nichts zu rechnen, auf kein Product des Landes, noch auf Brennholz und Kohlen, kurz auf irgend etwas; und Alles, was man für seinen Bedarf mitzunehmen hat, das muß getragen oder gezogen werden. Die Erfahrung hat ergeben, daß der Transport per Schlitten bequemer ist, als durch's Tragen. Wir hielten es folgendermaßen: Wir hatten einen Schlitten, der in der Regel von sechs bis zehn Mann gezogen wurde, und darauf luden wir unseren Proviant, die Zelte, Kochgeräth, Weingeist statt der Feuerung, und wessen wir sonst bedurften. Die angegebene Zahl Leute kann im Allgemeinen einen auf ungefähr vierzig Tage ausreichenden Proviant ziehen, wobei ungefähr 200 ℔ auf jeden kömmt. Nachdem wir das Schiff verlassen hatten und eine gewisse Anzahl Stunden marschirt waren, schlugen wir — in der Regel um 10 oder 11 Uhr — unser Nacht- oder vielmehr Tages-Lager auf, weil es in jenen Regionen, wegen des blendenden Sonnenschrins auf den Schnee, für zweckmäßiger gehalten wird, des Nachts zu reisen und des Tags zu schlafen. Wir pflegten die ganze Nacht durch, bei 10 Stunden, zu marschiren. An der Lagerstätte wurde unser kleiner Kessel auf angezündeten Weingeist gestellt, um uns Schneewasser zu schmelzen, und wenn wir unsere Mahlzeit — ein Stück Pemmican und ein Glas Wasser — verzehrt und ein Pfeifchen geschmaucht hatten, so suchten wir unser Nestes auf. Das erste, was vorgenommen ward, sobald das Zelt aufgeschlagen worden war, war, daß eine Art von Mackintoshtuch über den Schnee ausgebreitet wurde, über welches ein Büffelfell zu liegen kam. Die Mannschaft und die Officiere hatten jeder eine wollene Decke, wie ein Sack zusammengenäht, und in diesen Sack sprangen wir hinein, wie man es hier zu Lande wohl bei dem sogenannten Sacklaufen sieht. Wir legten uns stets Kopf und Fuß neben einander, so daß wo ich den Kopf, mein Nebenmann seine Füße hatte, ganz wie eingepackte Heringe. Darauf bedeckten wir uns über und über mit Fellen, und je enger wir gebettet waren, desto wärmer lagen wir.

Es befinden sich hier in der Gesellschaft wohl wenige, die etwas über die wunderbare Gewalt gehört oder gelesen haben, welche das Eis über ein Schiff hat und wie leicht dieses dadurch versenkt wird. Ich will Ihnen deshalb noch in der Kürze etwas über das Schicksal des Brendalbane mittheilen. Dies Schiff war von der Regierung als Transportschiff angenommen worden, um den arctischen Forschungsexpeditionen Vorräthe verschiedener Art zuzuführen, und der Capitain Inglefield vom Phönix hatte es gerade in der Nacht, nachdem ich an dessen Bord gekommen war, bei der Beechey-Insel ins Schlepptau nehmen lassen. Gegen 12 oder 1 Uhr hörte ich, wie das Eis stark auf das Schiff anrang. Wir lagen der Zeit, ungefähr eine Meile vom Lande, an dem Eise auf dem Lande befestigt, und das Schiff war dem Eise der Länge nach zugekehrt. Das Meereis, das sich zwanzig bis dreißig Meilen weit ausdehnte, näherte sich dem Landeise, und wenn das Schiff nicht in irgend einer Weise davor Schutz fand, mußte es aller Wahrscheinlichkeit nach zermalmt werden. Ich lag ebre in

Digitized by Google

meiner Kajüte im Schlaf, als der erste Lieutenant zu mir herunter kam, und mir sagte, daß der Capitain Befehl ertheilt habe, daß jedermann sich bereit halten sollte, das Schiff zu verlassen. Ich sprang dann auf das Verdeck, und sah, daß das Eis an uns vorbeigegangen war, aber auf den Breadalbane zutrieb. Ich ließ ihn feisen (ein Schiffsausdruck). Es wird allgemein angenommen, daß ein Schiff, wenn es gefrist worden ist und sich dann dehnt, so daß das Eis darunter kommen kann, geborgen ist, während es im entgegengesetzten Falle Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen. Der Breadalbane hatte sich erhoben, und so begab ich mich in der Voraussetzung, daß er nun außer aller Gefahr sey, zurück in meine Kajüte, um mich wieder zu Bett zu legen. Es waren aber kaum zehn Minuten verstrichen, als wieder ein Officier bei mir eintrat, und sagte: „Wenn Sie das Ende des Breadalbane sehen wollen, so dürfen Sie nicht säumen." Ich eilte wieder rasch aufs Verdeck, aber das Schiff war bereits spurlos verschwunden. Seine Mannschaft hatte sich aufs Eis gerettet.

— Nachdem dieser mit größter Aufmerksamkeit angehörte und mehrfältig durch Beifallsäußerungen unterbrochene Vortrag beendigt war, nahm noch der mit anwesende Veteran der arctischen Seehelden, Sir Edward Parry, für dasselbe Thema das Wort, und sprach sich nicht allein enthusiastisch über Sir John Franklin aus, sondern erwähnte auch mit der anerkennendsten Theilnahme des bedauerlichen Geschickes des Lieutenants Bellot.

Die Trias-Gesellschaft in China.

Von C. de Mickleberg.

(Fortsetzung.)

Wenn wir als Aufschluß hinzufügen, daß es dem Düsteren Tugend gelang, der Monarch des Staates Chou zu werden; daß Auf der That entlappte Tugend vergötteert ward, und in der chinesischen Mythologie dieselbe Rolle spielte, wie Mars in der griechischen, und daß Gefügelte Tugend mehrere Millionen reich und in dem Rufe eines freigebigen Mäcens als Premierminister starb, so wird man begreifen, daß eine Verbrüderung, die schon vor ungefähr sechszehn Jahrhunderten so schöne Resultate gab, und von der in einem außergewöhnlich populairen Buche erzählt wird, zahlreiche Nachahmungen finden mußte.

Keine hat aber an Macht, Glanz und in ihren Folgen „die geheime Gesellschaft der Trias" übertroffen, die Anfangs unter dem Namen „Verein des Himmels und der Erde" bekannt war, sodann unter dem „der Familie Heng", darnach unter dem der „Secte der weißen Lilie", und letztlich unter der „der Religion Chunti", eine Benennung, die, mehr oder minder freiwillig, eine Menge in China lebender Ausländer ihre leitete.

In China ist Alles alt oder muß alt sein, wenn es Anspruch auf Leben, auf Ansehn haben will. Man darf es deßhalb nicht befremdlich finden, wenn die geheime Gesellschaft der Trias schon von 1674 sich beschreibt.

Um diese Zeit hatte der berühmte Kang-Chi, der zweite Kaiser der jetzigen tartarischen Mandschu-Dynastie der Tsing's, das Scepter von China seit zwölf Jahren in Händen. Sein Vater Chuenn-Tsche hatte, obwohl er achtzehn Jahre regierl, seinem Nachfolger einen nur wenig fest stehenden Thron hinterlassen, und die Regentschaft von vier Vormündern hatte die Sache nicht gebessert. Als Kang-Chi, kaum aus dem Kindesalter getreten, die Zügel der Regierung erfaßt hatte, sah er sich von Schwierigkeiten umgeben, die jedem anderen, von mindrer Charakterstärke und politischer Urtheilskraft, als unüberwindlich erschienen sein würden.

Zugleich Groß-Chan der Tartaren und Kaiser der Chinesen, hatte er über zwei Racen zu regieren, die sich nur durch die kräftige politische Geschicklichkeit seiner unmittelbaren Vorwesen vereinigt fanden, während sie außerdem durch Jahrhunderte lange blutige Kämpfe, durch Principien und Gewohnheiten von einander getrennt waren. Die Herrschaft des Stammes Kang-Chi war überdem den einen so neu wie den andern. Um sich auf beiden Seiten zu befestigen, mußte der Monarch unumgänglich die Tartaren in China und die Chinesen jenseits der großen Mauer haben. Welch einen Tact bekundete er auf seinem Throne zu Peking, die Wage sich weder nach Norden noch nach Süden senken zu lassen!

Der Religionsunterschied zwischen den Siegern und den Besiegten war nicht der kleinste Stein des Anstoßes. Als Groß-Chan mußte Kang-Chi sich um die Gunst des Dalai-lama, der Kutuktour und jeder Art lebender Buddhas bewerben, ungerechnet die Legionen Lamas, die einen unbegränzten Einfluß auf die Mongolen ausüben. Er mußte mit einem Worte als ein Abgesandter des Budhaismus in dessen verworfenster Gestalt des Chaemanismus erscheinen, eine Religion, deren plumper Trug und insbesondere ihre Seelenwanderung ihm nicht unbekannt sein konnte.

Andererseits mußte er, als Sohn des Himmels und als oberster Herr der Welt, sich in Allem das Ansehn des Skepticismus geben, außer in der universellen Suprematie über China und in seiner eignen Natur als göttlicher Drache, mit Confucius zum Großmeister, dem Himmel zum Vater, der Erde zur Mutter, und der Verehrung der Vorfahren als alleiniger religiösen Kundgebung. So gehörte denn die Verachtung des Budhaismus zu einer seiner ersten Pflichten.

Dergestalt zwischen die Schriftkundigen und den Lamas gestellt, sollte er die einen wie die anderen befriedigen, auf die Gefahr hin, es mit allen Beiden zu verderben. Nicht lange, so bot sich die Gelegenheit dar, den politischen Geist des Kang-Chi auf die Probe zu stellen.

Der General U-fann-Kuei, der, weil er die Mandschu's nach China berufen und ihnen sein Vaterland überantwortet hatte, von der einen Dynastie zum Lohn dafür zum Fürsten des Yeu-nann und des Kuei-tschu ernannt worden war, sann nun als Vicekönig auf feindselige Anschläge, die um so gefährlicher waren, weil er einerseits auf die Abkömmlinge der Minn's gestützt, die Schriftgelehrten um sich her sammelte, die durch eine Art von Uebergewicht geängstigt wurden, welche die Budha-Priester über den jungen Kaiser zu gewinnen schienen. Gegen das Ende des Jahres 1673 stand wieder der ganze Süden des Reichs in Flammen. Kang-Chi konnte den Brand nicht anders löschen, als indem er tartarische Truppen hinsandte.

Aber die Mongolen waren auch nicht ruhiger als die

Digitized by Google

Chinesen des Südens. Nun hielt ein Prinz aus der Familie des Gegins-Chan, als er den Kaiser so bedrängt sah, den Augenblick für geeignet, das Scepter seiner Vorfahren wieder zu ergreifen, und veranlaßte alle die in der Songarey und an den nördlichen und östlichen Gränzen der Wüste Gobi zerstreuten Stämme sich zu empören. Das Heer der Mandschu-Armee gegen ihn aussenden, hätte geheißen China der Gnade oder Ungnade der Empörer Preis geben. Kang-Chi hatte nun den so sichern als ersprießlichen Gedanken, sich des religiösen Elements gegen den tartarischen Fürsten zu bedienen.

In dem Departement Fu-tscheu, in der Provinz des Fo-Kien, gab es ein Kloster, der Hain der Träume, mitten zwischen Hügeln dem aufschenden Dufte gebaut, das der Zeit von 127 Bonzen, unter einem Prior Namens Vertrocknetes Blatt, bewohnt wurde. Dieser Prior stand in dem Rufe einer großen Geschicklichkeit. Seine Tugenden oder vielmehr seine Umtriebe machten ihn zum Orakel der Provinz und sein Kloster zu einer Art von Prätorium, berühmt durch seine Reichthümer und die Werke der Kunst so wie die heiligen Bücher, die es enthielt. Dem Benehmen seiner Landsleute entgegen, entschloß er sich, als er die tartarische Dynastie auf dem Thron von China sah, Mandschuisch und Mongolisch zu lernen, in der für einen Bonzen ehrsüchtigen Berechnung, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu lenken und sich durch ihn in der Tartarei oder anderswo verwendet zu sehen.

Die Speculation des unternehmenden Priors war nicht übel gewesen. Kang-Chi war gewohnt, sich auf alle ausgezeichneten Leute aufmerksam machen zu lassen, die sich in seinem gesammten Reiche bemerkbar machten. So hatte er denn auch des Priors Vertrocknetes Blatt erwähnen, und beschloß, sich seiner zu bedienen. Derselbe ist sodann der Stammvater der geheimen Triad-Gesellschaft geworden, weßhalb und wie, das wollen wir gleich sehen.

Nach dem Character und den Sitten der Chinesen darf man nie geradeswegs auf ein Ziel losgehen; damit würde man es, einzelne Fälle abgerechnet, fast immer verfehlen. Kang-Chi schickte also jemand hin, um mit dem Prior zu unterhandeln. Darauf wurde dann zwischen diesem und dem kaiserlichen Beamten die Vereinbarung getroffen, daß, da ein Bonze nicht officiell abseiten der Regierung verwendet werden konnte, die Provinzialbehörde eine Proclamation erlassen sollte, wodurch die getreuen Unterthanen zu den Waffen gerufen würden. Der Aufruf erschien, und da erboten sich, vom Patriotismus entflammt, der Prior nebst seinen 127 Bonzen, sich als Freiwillige zu stellen, um die Feinde des Sohnes des Himmels zu bekämpfen. Sie erhielten sodann das Vorrecht, eine besondere Kohorte zu bilden und gegen die rebellischen Mongolen ausgesandt zu werden. Sie verließen den Hain der Träume, dessen Obhut der Gouverneur der Provinz übernahm, und erschienen zu Peking, wo sie, von dem göttlichen Drachen freundlich aufgenommen, zur Phalanx des Donners ernannt wurden. Der Prior erhielt den Rang einer Art Feldmarschalls, nebst einem Säbel, und einem Siegel mit der bescheidenen Inschrift: „Mit jedem meiner Schritte erweitere ich die Gränzen meines glorreichen Vaterlandes.“

Die unwiderstehliche Kohorte wurde insonderheit dem Chef des Commissariats der kaiserlichen Armee, einem gewissen Tschenekiunn-ta empfohlen, dessen Namen die Adepten der Triad durch folgende Sentenz übersetzen: „Wahrheit, nach Dir strebe ich, damit Du meines Herzens Grund bilden mögest.“ Ihre Gegner geben diesem Namen aber eine ganz andere Deutung, nämlich: „Wahr, lange gut zu und verdirg noch dasse.“

Bei den einfachen Mongolen konnte ein Bonze, noch dazu ein chinesischer Bonze nichts ausrichten, und Vertrocknetes Blatt verfuhr erst, nachdem er sich mit den Lamas der Tartarey in Verbindung gesetzt hatte, kann aber dermaßen, daß, drei Monate nach seiner Ankunft auf dem Schauplatze der Rebellion, der Nachkommen von Gengis-Chan nebst seinen vornehmsten Assistenten „nach einer eingenommenen Mahlzeit sämmtlich zu den von dem Antlitze der Sonne des Budha erleuchteten Regionen empor stiegen.“

Die Tartarei kehrte beruhigt unter Kang-Chi's Scepter zurück, und da Kang-Chi nun auf der Nordseite gesichert war, so schickte er seine Mandschu-Truppen nach dem Süden aus. Sie brachten dort die Empörer, die von mehreren hohen Chefs befehligt wurden, bald zur Raison.

Vertrocknetes Blatt und dessen 127 Acolyten hatten sonach Kang-Chi einen wesentlichen Dienst geleistet, und waren folglich berechtigt, auf eine ansehnliche Belohnung Anspruch zu machen, die ihnen auch zu Theil geworden wäre, wenn die Ehrsucht des Priors sich in billigen Gränzen zu halten gewußt hätte. Es wurde ihnen der Vorschlag gemacht, in Mongolien, in einem nach ihrer eignen Angabe zu erbauenden und reich ausgestatteten Kloster, zu bleiben. Vertrocknetes Blatt hatte es in seiner Gewalt, der lebende Budha und damit ein Gegenstand der Vergötterung der Könige und der Fürsten der ganzen Tartarey zu werden; doch weigerte er sich dessen.

Die Mongoley schien ihm ein zu enges Feld seines Ehrgeizes zu sein. Ihm wäre Peking oder sein eignes Kloster im Fo-Kien, einer Provinz belegen, die noch unter dem Joche der Mandschu's schauerte, und Formosa nahe war, wo Koxinga, ein ehemaliger Piratenchef einen den holländischen Barbaren mit den Waffen in der Faust abgenommenen unabhängigen Staat gegründet hatte, lieber gewesen. Zum Unglück für den Prior war er zu sehr mit den Staatsgeheimnissen bekannt und hatte man seinen intriganten Geist zu sehr durchschaut, als daß der Kaiser die doppelte Wahl seines künftigen Aufenthalts hätte gern sehen können. Da Vertrocknetes Blatt jedoch unter dem Vorwande der Selbstverläugnung und frommer Pflichten auf die Rückkehr in sein ehemaliges Kloster bestand, so wurde seinem Wunsche nachgegeben; indessen erhielten die Provinzialbehörden des Fo-Kien zugleich den Befehl, die Bonzen scharf zu überwachen und die Regierung bei erster günstiger Gelegenheit von ihnen zu befreien.

Der Hain der Träume war reich; sein Prior war mißvergnügt, weil er sich von dem Hofe undankbar behandelt glaubte, daher wahrscheinlich auf Rache sann, und die Bonzen, anscheinend mit kaiserlichen Gunstbezeugungen überhäuft, waren ein Gegenstand der allgemeinen Eifersucht der Beamten der Provinz und der Literaten. Auch gingen sie mit dem Tage, wo sie ihr altes Kloster verließen, ihrem Untergange entgegen. Sie wurden sofort das Ziel von Plackereien, von welchen sich niemand einen Begriff machen kann, die nicht in China oder in Japan gelebt hat. Man kommt darin um; sich darin fügen ist nicht möglich. Ein Satellit, ein Werkzeug dieser Art von chinesischer Tortur, der in dem Kloster entdeckt worden war, wurde von den im höchsten Grade aufgebrachten Bonzen er-

Digitized by Google

mordet. Einige Tage darnach, in einer düstern Nacht, und als die 127 Helden im Schlafe lagen, stand das Kloster auf allen Seiten in Flammen und seine sämmtlichen Ausgänge waren mit Mandschu-Soldaten besetzt. Von allen Bonzen entgingen nur 18 den Flammen und flüchteten sich, ihren Säbel und das von dem Kaiser erhaltene Ehrensiegel mit sich nehmend, nach einem von dem Hauptgebäude abgelegenen Pavillon, wo sie, wie die Legende besagt, sich vor der Statue des Budha auf die Knie warfen und ihn um Barmherzigkeit und Schutz anflehten.

„Budha erbarmte sich der armen Bonzen, und gab einem Genius Befehl, vom Himmel hernieder zu steigen und sich in zwei Wege zu verwandeln, auf welchen die achtzehn Opfer entrinnen konnten. Die Bonzen hatten inzwischen aus dem Kloster nichts gerettet, als ihren Säbel und das Siegel. Sie wurden auch noch durch Satelliten und Soldaten verfolgt. Dreizehn von ihnen kamen noch vor Hunger und Kälte um. Die Ueberlebenden waren: Fang, Ma, Hu, Li und der Prior Tsai oder Vertrocknetes Blatt."

Die durch sie begründete geheime Gesellschaft zählt bereits 179 Jahre, und ihre letzten Nachfolger haben gegenwärtig ihren Thron zu Nanking aufgeschlagen. Der durch Kang-Ghi verliehene Säbel bedroht unerbittlich dessen Ur-Enkel Chien-Lung, und die Mandschu-Dynastie scheint sehr nahe daran zu seyn, für die durch ihren größten Kaiser begangene Ungerechtigkeit büßen zu müssen.

(Schluß folgt.)

Briefsteller für die weibliche Jugend. Anweisung zum Briefschreiben mit Muster-Beispielen, Aufgabenstoff ꝛc. aus dem Kreise des weiblichen Geschlechts. Für Lehrer und Schülerinnen in Töchterschulen, so wie zum Selbstunterrichte und zur Fortbildung für Jungfrauen. Von C. E. Hartmann, Consistorialrath und Schulinspector zu Cöthen. Vierte Auflage. Nach des Verfassers Tode bearbeitet von Gg. A. Winter, Oberlehrer an der Bürgerschule zu Kirchberg. Preis eines ungebundenen Exemplars 1 Thlr. (Bei je 10 Expl. auf einmal nur 24 Ngr. — Sgr.) Leipzig, 1853. Verlag von Jm. Tr. Wöller. XVI und 448 Seiten (von denen S. 444—448 ein Verzeichniß von Lehrbüchern und Jugend- und Volksschriften, die bei dem Verleger erschienen). 8.

Die Bestimmung dieses Briefstellers ersieht man zur Genüge aus dem oben mitgetheilten Titel. Nach einige Vorerinnerungen wird im ersten Abschnitte vom Briefschreiben im Allgemeinen gehandelt, und zwar werden im ersten Kapitel Regeln in Rücksicht auf den Inhalt des Briefes im Allgemeinen ertheilt, im zweiten wird die innere und äußere Form des Briefes beschrieben, mit erläuternden Holzschnitten im Texte, und mit dem Titelwesen und Versenden der Briefe bekannt gemacht. Der zweite Abschnitt ist dem Briefschreiben im Besonderen, oder den verschiedenen Arten der Briefe gewidmet. Er zerfällt in drei Kapitel: 1) Briefe an bekannte, befreundete oder vertraute Personen. 2) Briefe an fremde, nicht befreundete oder minder vertraute Personen. Diese beiden ganz zweckmäßig gesonderten Hauptthelle haben jeder wieder mehrere (9 und 5) gleichfalls mit Umsicht gewählte Unterabtheilungen. Ueberall gehen Vorerinnerungen und Regeln voran; dann folgen Musterbriefe in großer Mannigfaltigkeit (zugleich, was besonders hervorzuheben, so abgefaßt, daß Alles sorgfältig vermieden ist, wodurch der Unbefangenheit und Unschuld des jugendlichen weiblichen Herzens nur irgend zu nahe getreten werden könnte) und Stoffe zur Ausarbeitung von Briefen. Das dritte Kapitel bringt, sowol zu Mustern als Leseübungen, eine Reihe von Briefen berühmter und merkwürdiger Männer und Frauen.

Die vorhergehenden Angaben fanden in sehr vielen literarischen, namentlich auch pädagogischen Zeitschriften die günstigste Beurtheilung und seit beinahe einem Vierteljahrhundert wird Hartmanns Briefsteller in einer sehr großen Anzahl Töchterschulen, namentlich in höhern Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend mit dem besten Erfolge benutzt; diese Versicherung des Bearbeiters der neuen Auflage bekundet am vollgültigsten den Werth des Buches, welches übrigens, vorzüglich in seinem allgemeinen Theile auch zur Belehrung über das Briefschreiben der männlichen Jugend gute Dienste leisten kann.

Herr Winter hat sich um den Briefsteller durch vielfache Kürzungen, bestimmter abgefaßte Ausdrücke, hergestellte Orthographie ꝛc. verdient gemacht. Der dritte Abschnitt, welcher bei der dritten Auflage hinzugekommen, hat durch Herrn Wöller, den Verleger, den wir schon früher in diesen Blättern als Jugendschriftsteller zu loben Gelegenheit fanden, eine strenge Sichtung und völlige Umgestaltung erhalten und dadurch wesentlich gewonnen.

Wir schließen unsere Anzeige mit den Worten einer Beurtheilung der ersten, später fortwährend verbesserten Ausgabe, welche das Werk in folgender Weise bezeichnen: „Unstreitig die in Ansehung der verschiedenen Abtheilungen umfassendste, im Theoretischen und Praktischen vollständigste, in den Belehrungen faßlichste, in den Beispielen reichhaltigste, für den Gebrauch anwendbarste Anweisung, die daher auch Erwachsenen und schon gebildeten Frauen zum fleißigsten Lesen und Benutzen zu empfehlen ist." (Beck's „Repertorium")

Die typographische Ausstattung ist in jeder Hinsicht befriedigend.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 3. Das Nordlicht. — Gasbeleuchtung. — Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial. — Infusorien. Leipzig. Verlag von Ambr. Abel. 1853. 237 Seiten. 8.

Referent hat sich in seinen Erwartungen von der günstigen Aufnahme, welche dieses Werk finden würde, nicht getäuscht.

Digitized by Google

Die beiden früher in den Liter. u. Kritt. Blättern angezeigten Bände haben bei Lesern, die Gründlicheres von den großartigen Erscheinungen und wunderbaren Kräften der Natur, als ihnen gewöhnliche Handbücher bieten können, zu wissen verlangen, den Wunsch nach möglichst rascher Fortsetzung der interessanten Mittheilungen erweckt. Sie werden sich auch durch den Inhalt des gegenwärtigen Bandes genügend befriedigt sehen; es sind wirklich die neuesten, die behandelten Gegenstände betreffenden Entdeckungen, die, alles Wissenswerthe zweckgemäß erschöpfend, in anziehender Darstellungsweise, oft mit einem leisen Anflug von Humor gemischt, stets, wenn die Natur des Stoffes sich dazu eignet, mit instructiver Hinweisung auf practische Anwendung und Benutzung, von welchen die Leser in den vier, nach den besten Quellen bearbeiteten Abhandlungen, welche der dritte Band bringt, Kunde erhalten. Der Reichthum an belehrenden Einzelnheiten, die in allen Aufsätzen, namentlich in dem sehr umfassenden über die Gasbeleuchtung (S. 52–160), sich darbietet, gestattet es nicht in eine nähere Erörterung des Inhaltes derselben einzugehen. Ref. glaubt übrigens nicht zu irren, wenn er vermuthet, daß selbst Wissenschaftsmänner die genannte, so wie die folgende Zusammenstellung: Das Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial nicht ohne Interesse lesen werden. Eine fesselnde Lectüre gewähret die Schilderung des schönen Schauspieles, des Nord- (und Süd-) Lichts, nebst dem Berichte über die verschiedenen Versuche eine der großartigsten Phänomene, die in der Natur auftreten, zu erklären, von denen jedoch keiner alle Zweifel vollständig hebt. — Aus dem dunklen Reiche der Infusorien, in welches zuerst 1675 der Holländer Leuwenhoeck einiges Licht brachte (— es ist ein anerkennungswerthes Verdienst des Werkes „Aus der Natur", daß dem Geschichtlichen bei allen Bestandtheilen desselben die gebührende Berücksichtigung geschenkt wird —), bis, nach manchen späteren verdienstlichen Forschungen, sich Ehrenberg mit seltener Energie und unermüdlichem Eifer den mikroskopischen Lebensformen zuwandte und 1838 sein großes Prachtwerk „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" veröffentlichte, ist, wenn auch kurz zusammengefaßt, doch so Viel gegeben, daß Uneingeweihte zum Staunen und zum Bewundern mehr als genug haben. Burmeister's, v. Siebold's und Stein's Zweifel, Bedenken und weitere Beobachtungen sind selbstverständlich nicht unerwähnt geblieben.

Für die Leser dieser Blätter, denen die ersten beiden Bände des vom Verleger sauber ausgestatteten Werkes noch unbekannt sein möchten, folgt hier die Inhaltsangabe derselben: 1. Band: Galvanoplastik. — Galvanische Vergoldung. — Moser's Thaubilder. — Generationswechsel im Thierreiche. — Flachsbaumwolle. 2. Band: Entstehung der Mineralquellen. — Artesische Brunnen. — Thierähnliche Bewegungen im Pflanzenreiche. — Runkelrübenzuckerfabrikation. — Neue Beobachtungen aus der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. — Die Electricität der Betriebskraft. — Augenscheinlicher Beweis für die Umdrehung der Erde.

Hoffmann.

Volksspiegel zu Lust und Lehre für Leser aller Stände. Eine Sammlung von gemeinnützigen und unterhaltenden Aufsätzen aus allen Gebieten des practisch Wissenswürdigen. Erstes Bändchen. Stuttgart. J. B. Müller's-Verlagshandlung. 8.

Es sind hier die folgenden Aufsätze zu einem Ganzen vereinigt. Die Wunder der Pflanzenwelt: 34 SS. Die Wunder der Urwelt: 48 SS. (Beide mit vielen guten in den Text gedruckten Holzschnitten.) Erzherzog Karl von Oesterreich. (M. Bildn.) 32 SS. Friedrich der Große, von Dr. Karl Pfaff. (Mit Bldn.) 34 SS. Johann Wolfgang Goethe. (M. Bildn.) 24 SS. Friedrich von Schiller. (Mit Bildn.) 24 SS.

Die naturwissenschaftlichen Aufsätze enthalten in gedrängter Kürze eine Menge interessanter Einzelnheiten, die ohne Zweifel allen den Lesern, für welche das Buch bestimmt ist, gänzlich neu sein werden; besonders gilt dieses von der nicht kleinen Zahl urweltlicher Thiere, die hier beschrieben und abgebildet sind. — Die Männer, deren Biographien geliefert sind, kennt freilich Jeder, aber an sie, so oft sich die Gelegenheit bietet, zu erinnern und sie dem deutschen Volke vorzuführen, ist verdienstlich, zumal wenn die Lebensumrisse gut gezeichnet sind.

Der Preis des Buches ist billig; die Aufsätze sind auch einzeln zu haben.

Miscelle.

Ein Artikel des Edimburger Journals hat unlängst folgenden merkwürdigen Nachweis über den Umfang der größesten Schiffe des Alterthums gegeben. Ein durch Ptolomäus Philopator erbautes Schiff war 420 Fuß lang, 56 Fuß breit, und vom Kiel ab 72 Fuß hoch. Es war bemannt mit 4000 Ruderern, 200 Sclaven und 2820 Matrosen. — Hyeron, der König von Syracus, hatte unter der Aufsicht von Archimedes durch Archias den Korinther ein Schiff bauen lassen, das zum Kriegr und zum Transport von Getraide bestimmt war. Man hat nichts Bestimmtes über seine Größe, doch muß dieselbe ungeheure gewesen seyn, indem es zwanzig Ruderreihen hatte, drei Masten führte, und die Ladung außer dem bedeutenden Mundvorrathe 6000 Maaß (?) Getraide betrug. Da Hyeron keinen Hafen besaß, der das riesige Schiff hätte bergen können, so schenkte er es an Ptolomäus, den König von Aegypten, der es zu Alexandrien an den Strand legen ließ, von wo es darnach nicht wieder weggekommen ist.

Berichtigung. In Nr. 96 in dem Gedicht: „Die Perle", dritte Strophe, zweite Zeile, lese man: Bald zeugt sie die Freude, bald zeugt sie der Schmerz.

Gedruckt bei A. J. M. Kümpel, großer Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 101. Sonnabend, den 17. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Trias-Gesellschaft in China. (Beschluß) ..... Seite 789

Literatur:

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise ..... „ 793

Weltgegenden. — Aus allen Zonen. Erzählungen für die reifere Jugend von Julius Hoffmann ..... „ 794

Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz ..... „ 794

Die Trias-Gesellschaft in China.

Von C. de Micklerberg.

(Beschluß)

Halb todt vor Hunger und Erschöpfung, wurden die fünf Bonzen von zwei armen Fischern aufgenommen, deren Barken ihnen mehrere Tage zur Wohnung dienten. In der Umgegend lebte ein ehemaliger Bekannter vom Vertrockneten Blatt, der Chef des kaiserlichen Commissariats, Tschene-Kiunn-ta, der zwar noch reich, aber schon in Ungnade gefallen war. Zu ihm eilten die Flüchtlinge. Aber es war schon zu spät. Die Provinzialbehörden hatten die Richtung, die von ihnen eingeschlagen war, geahnt, und da Kiunn-ta ein Millionair war, so folgerten sie nicht mit Unrecht, daß, wenn er wegen Verraths zur Confiscation seines Vermögens verurtheilt würde, den Vollstreckern des kaiserlichen Willens ein ansehnlicher Theil davon zufallen werde.

Sein Untergang war also beschlossen, und man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um zur Ausführung von Plänen zu schreiten, die aller Welt willkommen waren, so den Ministern zu Peking, als dem Vice-Könige, dessen Hauptstellvertreter im Hauptorte des Vice-Königreichs, und dem ganzen Wespenschwarm, d. h. den Ortsbehörden mit allen ihren Acolyten jeglichen Ranges und jeglicher Gattung.

Die Zusammenkunft der fünf Bonzen mit Kiunn-ta fand bei Nacht statt. Des Kaisers Undankbarkeit gegen beide Theile bildete den Hauptstoff ihrer Unterhaltung. Rache zu nehmen schien ihnen durch die Rathschlüsse des Himmels selber dictirt zu seyn, und sie beriethen sich eben über die dazu zu ergreifenden Mittel, als getreue Diener ihrem Herrn die Meldung machten, daß ein zahlreicher Trupp Soldaten, von Kiunn-ta's persönlichem Feinde angeführt, sich unter Vertragung einer Fahne mit einer Inschrift, derzufolge die Expedition auf speciellem Befehl des Kaisers unternommen worden sey, im Sturmschritt seiner Wohnung nähere.

An eine Flucht war für Kiunn-ta nicht mehr zu denken: die Behörden hatten ihre Maßregeln zu gut getroffen; es blieb ihm also nichts anderes übrig, als dem kaiserlichen Boten entgegen zu gehen.

Kiunn-ta's Wohnung wurde nun plötzlich mit hundert ein und zwanzig Laternen, glänzend bemalt, erleuchtet. Bald ertönten die Gongs, und zehn Satelliten, die dem Palankin des Boten voranliefen, stießen Ausrufungen folgender Art aus: „Platz gemacht! flieht, zittert, verbergt Euch unter der Erde, vernichtet Euch selber!“ Die hölzernen Säbel der Henkee im Zuge brachten, indem sie an das Steinpflaster des Weges anschlugen, einen trocknen Ton hervor, der, im Verein mit dem Rasseln der Ketten, die jeder Mandarin auf einer officiellen Sendung als ein Zeichen seiner Autorität bei sich führt, es schon von Weitem verkündigte, daß „ein alter Großvater“ (Sr. Ehren) oder „ein großer Mann“ (Sr. Excellenz) in geringer

Digitized by Google

Entfernung verüberzog, und daß es für „die hundert Familien" (das Volk) nicht rathsam sei, sich dem Zuge zu sehr zu nähern.

Gekleidet, wie wenn er bei Hofe erscheinen sollte: die Stiefeln von schwarzem Atlas, das Gewand von blauem Stoff, dessen Stickereien vier verschlungene Drachen vorstellten, die in Meerwellen von allen Farben schwammen; der Gürtel von einer Achat-Agraffe zusammengehalten, auf welcher eine Art von Kranich *) gravirt war; die dunkelblaue Tunika mit zwei viereckigten Platten, die eine auf der Brust, die andere auf dem Rücken befestigt und ebenfalls mit einem gestickten Kraniche versehen; ein Collier von kostbaren Steinen, das von dem Halse herab bis mitten auf dem Bauche herabfiel; eine Wintermütze mit der rothen Korallenkugel und hinterwärts mit einer Pfauenfeder geschmückt, hielt Kiunn-ta sich zwanzig Schritte vorwärts der großen Eingangsthür in stehender Stellung. Ein wenig hinter ihm standen seine „raschen Intelligenzen" (die Secretaire), seine „Zungen" (die Dollmetscher), eine große Anzahl „Arme" (die Dienerschaft), und eine Anzahl von „Knochen zum Zerbrechen" (Sclaven) in einer ehrerbietigen Haltung aufgestellt.

Der Zug erschien. Eine Schaar Satelliten; die Fahnen; die Sonnenschirme mit den drei Himmeln; die rothen Brettchen, auf welchen mit goldenen Buchstaben die Titel des Boten verzeichnet standen; die Gongs; die Henker; die Ausrufer, die Reiter. Alles stellte sich seitwärts auf, und da erblickte Kiunn-ta einen von sechszehn „Stuhl-Stützen" getragenen Palankin, der den Befehl des Himmelssohns enthielt, und hinter demselben einen von vier Trägern getragenen zweiten Palankin, in welchem der kaiserliche Bote saß.

Kiunn-ta fiel auf die Knie, welchem Beispiel auch sein Gefolge nachahmte. Nachdem sie dreimal die Erde mit ihrer Stirn berührt hatten, erhoben sich Alle wieder, um abermals nieder zu knieen und den dem Gebieter der Erde schuldigen Huldigungsart zu wiederholen. Nachdem sie noch eine dritte Kniebeugung gemacht und sich ein drittes Mal auf's Antlitz geworfen hatten, wurde das kaiserliche Rescript, von dem hohen Boten und dem Hausherrn gefolgt, nach dem großen Empfangssaal in der Wohnung von Kiunn-ta gebracht. Darauf wurde ein Altar errichtet, über welchen eine gelbe brocatne Decke ausgebreitet und auf dieser „der Höchste Befehl" niedergelegt ward. Der neue Ankömmling nahm auf dem linken Sitze des großen Kanape im Hintergrunde Platz, Kiunn-ta setzte sich ihm zur Rechten, und der kleine niedrige Tisch, der sich in der Mitte des Kanapes befindet, wurde mit Tassen Thee, Zuckerwerk und Kuchen besetzt. Man hätte die Beiden für ein Paar alte Freunde halten können, die sich nach vieljähriger Trennung hocherfreut wiedersahen. Die Gesichter der beiden Hauptpersonen glänzten vor Wohlwollen und Sanftmuth, obwohl Haß und Schrecken die einzigen Gefühle des Henkers und seines Opfers waren.

Auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich alle Beide von ihren Sitzen. Kiunn-ta fiel, das Gesicht dem gelben Altar zugewendet, in die Knie. Der Bote nahm hierauf das Rescript in die Hand, und sagte: „Excellenz, das glückliche Licht, womit es Euch gefallen hat uns anderen, eure obscuren und einfältigen Collegen zu erleuchten, wird geruhen, es mir, eurem unwürdigen, jüngeren Bruder, Dank zu wissen, daß ich demselben einen neuen Beweis der himmlischen Sanftmuth überbracht habe. Der heilige Herr (der Kaiser) hat an Euch geschrieben. Ist das nicht ein Glück sonder Gleichen? Ihr Alle, Beamte, Volk und Soldaten, höret, auf's Antlitz niedergeworfen und mit zitterndem Herzen, den heiligen Willen eures höchsten Vaters (des Monarchen)."

Die Anwesenden fielen in die Knie, und der Bote verlas dann mit lauter Stimme das mit dem Pinsel in hochrother Farbe (die kaiserliche) geschriebene Decret, folgenden Inhalts:

„Kiunn-ta hat mit den aufrührerischen Banden des verfluchten Hain der Teäume auf einem sehr vertrauten Fuße gestanden. Er ist folglich selber ein Rebell; er conspirirt wider die Sicherheit des Staats und verbindet sich mit dem Räuber Kezinga: er hat sonach den Tod der Vatermörder verdient, und sein Körper sollte, in tausend kleine Fetzen zerrissen, den Raubvögeln zur Nahrung hingeworfen werden; aber indem Wir uns seiner früheren Dienste erinnern, fühlt unser väterliches Innerstes sich von Bedauern ergriffen und Mitleid bemächtigt sich unseres Herzens: so erlauben Wir denn dem Kiunn-ta, daß er sich selbst erdrosselt, und übersenden ihm zu dem Ende die seidene Schnur von unserer kaiserlichen Farbe. Sein Leichnam soll seiner Familie zurückgegeben werden. Seine Güter sollen confiscirt, sein ältester Sohn aber, durch Gegenwärtiges zum Mandarinat sechster Classe erhoben, in dem Elitencorps aufgenommen werden, das in dem orientalischen Turkestan aufgestellt ist. Seine andern beiden Söhne sollen auf unsere Kosten in dem kaiserlichen Collegium zu Peking erzogen werden. Seine Töchter sollen, wenn sie ihr sechszehntes Jahr erreicht haben, nach der Hauptstadt gesandt werden, um auf gleichem Fuße mit den Mantschu-Töchtern Gegenstände unseres Blickes zu werden. *) Dies ist unser Befehl und unsere specielle Gunst. Man respectire es!"

Das Gesicht Kiunn-ta's veränderte sich nicht. Dem seit undenklichen Zeiten bestehenden Brauche seines Landes getreu, kniete er vor dem kaiserlichen Altare nieder, ließ dann vor den Schriftzügen, welche die Vorfahren der regierenden Tynastie und den Kaiser bezeichneten, Weihrauch anzünden, und erschöpfte sich, die seidene Schnur aus ihrer Kapsel hervorholend, in einer lauten und verständlichen Stimme, in allen Arten von Danksagungen gegen den höchsten Vater des Volkes, der ihm in seiner unerschöpflichen Güte diese verdiente Züchtigung zusende.

Aber an Rettung wäre auch in der That für ihn nicht zu denken gewesen. Das Geld, diese Universal-Panacee sowohl in China als anderer Orten, konnte hier nichts mehr ausrichten, weil die Güter Kiunn-ta's nach seinem Tode doch seinen Fein-

*) Ein fabelhafter Vogel, mit rothem Kopf, weißem Leib, der Hals und die Flügel schwarz. Den Chinesen zufolge erreicht dieser Vogel ein Alter von drei tausend Jahren, verändert aber alle tausend Jahre seine Farbe, indem er erst grau und darnach schwarz wird. Das Weibchen wird von dem Männchen durch gewisse Töne begattet. Der Name dieses Wundervogels ist Thau-Vogel.

*) Alle Töchter der Mantschu werden, sobald sie ein Alter von sechszehn Jahren erreicht haben, nach Peking geschickt und in einer Gallerie des Palastes des Himmelssohns aufgestellt, um von dem „Herrn der Welt" gemustert zu werden. Diejenigen, die ihm gefallen, werden dem Harem übergeben, und von da ab darf sich ihnen niemand, selbst ihre Eltern nicht, anders als knieend nähern, weil sie hinfort als der Familie des „heiligen Herrn" angehörend angesehen werden.

Digitized by Google

den zur Verfügung standen. So mußte er sich denn schon in sein Schicksal fügen. Kiunn-ta that dieses denn auch mit all der Kaltblütigkeit und dem Gleichmuth, die den Chinesen dem Tode gegenüber eigen sind. Er setzte sich auf einen, mitten in dem Saal, dem kaiserlichen Altar gegenüber gestellten Sessel. Ihm zur Linken wurde dann der Altar der Vorfahren seiner eigenen Familie aufgerichtet, und eine von der Hand seines ältesten Sohnes geschriebene Tafel daran befestigt, auf welcher die Hochthaten, der Rang und die Insignien des Verurtheilten, der in wenigen Minuten selbst ein Vorfahr werden sollte, verzeichnet standen.

Auf diesem Altar wurden die rothen Kerzen angezündet und ein Weihrauchbecken gestellt, während auf einem an ihn gerückten langen Tisch ein Mahl von delicaten Speisen angerichtet ward. Am Fußboden, unten am Altar, wurde ein Haufen von in Papier und den entsprechenden Farben nachgeahmten Gold- und Silberbarren, einen fabelhaften Werth darstellend, aufgeschichtet. Der älteste Sohn kniete vorne, seine beiden jüngeren Brüder zu beiden Seiten. Die, ganz in ein weißes Gewand, die Trauerfarbe in China, gehüllten Klageweiber traten dann langsamen und gemessenen Schrittes ein, gefolgt von den Dienern, die einen reichen Sarg trugen, ein Möbel, das die wohlhabenden Familien in China stets in Bereitschaft halten.

Auf ein nun von dem kaiserlichen Boten gegebenes Zeichen erhob sich Kiunn-ta, machte drei Kniebeugungen und neue Prosternationen vor dem Altar des Himmelssohns, und legte sich, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, die verhängnißvolle Schnur mit einer doppelten Schlinge um den Hals. Da ertönten die Gongs; die Klageweiber stimmten ihren schauerigen Gesang, mit einem Geschrei untermischt, welches ein Schluchzen vorstellen sollte, an; der älteste Sohn steckte den papiernen Schatz in Brand; die Diener huben den Sargdeckel ab, und Kiunn-ta zog nun mit einer festen Hand die seidene Schnur so kräftig an, daß sie ihm in's Fleisch schnitt und sein Tod sofort erfolgte.

Eine Viertelstunde darnach war alles still. Die Leiche lag im Sarge. Der kaiserliche Bote fertigte das Protocoll über diese selbstvollzogene Execution aus, und ließ eine Abschrift davon halb auf den Deckel, halb auf den Grund des Sarges kleben, damit man denselben nicht öffnen konnte, ohne das von dem Boten paraphirte und mit seinem Siegel versehene Papier zu zerreißen. Der Sarg wurde dann hinausgetragen und in einen der entferntesten Pavillons des Gartens gestellt. Was das Haus betrifft, so wurde Alles, was es enthielt: Gold, Effecten, Papiere, Bücher und Curiositäten die Beute des Boten und seines Gefolges. Der kaiserliche Schatz bereicherte sich wenig bei dieser Gelegenheit, wie es gewöhnlich der Fall ist. Eine geflügelte Depesche ging den Augenblick nach dem Hauptorte der Provinz ab, und während die Wittwen verschiedener Classe des Verstorbenen, nachdem sie noch die Söhne und die Töchter durch die Soldaten hatten wegführen sehen, sich im tiefsten Grame nach den Familiengräbern flüchteten, wurde das Haus und was dazu gehörte, an allen vier Ecken in Brand gesteckt, ein Trümmerhaufen.

Wenn die den Chinesen angeborne Habgier durch ein Zusammentreffen von Umständen erst nach Außen zum Ausbruch gekommen ist, so kennt sie keine Gränzen mehr und ihr Dichten und Trachten ist dann nur, gleichviel um welchen Preis, auf einen und denselben Gegenstand gerichtet. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß die Secretaire, die Satelliten und die Soldaten des zur Execution ausgesandten Trupps, mit der Plünderung des reichen Hauses von Kiunn-ta beschäftigt, und ein jeder bemüht, sich das Werthvollste anzueignen, darüber für den Augenblick nicht an die von Elend bereits hart mitgenommenen Bonzen dachten. So gelang es unseren Helden denn zu entrinnen und sich in nicht weit entfernten Höhlen zu verbergen, wo sich darnach auch die Frauen zu ihnen gesellten.

Am vierten Abend kehrten sie Alle zur Leiche von Kiunn-ta zurück, und schwuren, vor deren Sarge niederknieend, indem sie die Geister der elysäischen Gefilde und die Dämonen der Finsterniß anriefen, für den Tod ihres Freundes und Kameraden und selbst für die Verfolgungen, welchen sie selber ausgesetzt waren, Rache zu nehmen.

Hier beginnt nun in der chinesischen Brochüre, die uns als Leitfaden dient, das Wunderbare, woran es den chinesischen Erzählungen nie fehlt, insbesondere, wenn es sich um ein Werk von Consequenzen handelt, und wir müssen schon den Hauptvorkommnissen dann folgen, um über den Ursprung und die Organisation der Triasecte Rechenschaft zu geben.

Am Fuße des Hügels, wo sich der Pavillon erhob, in welchem die Leiche des Opfers stand, rann ein schöner Fluß eilenden Laufes und mit silbernen Wellen. Zu seinen Ufern begaben sich die fünf Bonzen und die erste Wittwe.

Dort gewahrten sie ein silbernes Rauchfaß in der Gestalt eines Dreifußes; daneben lag ein kostbarer Stein von außerordentlicher Größe und von grüner Farbe. Sie hoben beide Gegenstände auf, und sahen dann zu ihrem großen Erstaunen, daß sie in rother Schrift, der Stein oben auf und das Gefäß am Boden, folgende vier Worte entpielten: „Fann-Tsingsu-Minn", werfet die Tsing (die herrschende Dynastie) über den Haufen und setzet die Minn's wieder ein. Sie fanden auch zwei kleine Porcellan-Vasen, bestimmt, Zauberwerk zu verrichten. Sie warfen dieselben dreimal auf einen Stein nieder, ohne daß sie zerbrachen. Da riefen sie aus: „Der Tag unserer Rache wird unfehlbar kommen!"

Plötzlich erschienen Reiter, die der kaiserliche Bote, der sich eines Besseren besonnen, zu ihrer Verfolgung abgesandt hatte. Obwohl wehrlos, erkannten die Bonzen und die Wittwe den Streichen der Reiter, und flüchteten sich in eine Höhle, wo ihnen ihre Verfolger nicht beikommen konnten. Indem sie diese Höhle betraten, sahen sie aus dem Innern der Erde einen Säbel von Pfirsichbaumholz hervorgehen, mit einem Handgriff, auf welchem ein Paar verschlungene Drachen abgebildet waren, welche um den Besitz der kostbaren Perle kämpften, und der ebenfalls die Inschrift führte: „Werfet die Tsing über den Haufen, und setzet die Minn wieder ein."

Späterhin begaben sich Vertrocknetes Blatt und dessen Gefährten auf Wegen, die den Soldaten unbekannt waren, nach einem Familiengrabe Kiunn-ta's, und zuletzt nach einem, mitten in einem jäden Gebirge, Thränenquelle genannt, belegenen Kloster.

Um diese Zeit trafen fünf Unterhändler im Pferdehandel, die folgende Namen führten: Ta, Kuni, Siong, Ping, Chenu, d. h. Schlag zu, Reich, Hilf, Arm, Sieg, auf ihrer Geschäftsreise in dem Kloster ein, wo die fünf Bonzen sich aufhielten. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Die neuen Ankömmlinge wurden von einem heiligen Schauern befallen, als sie

Digitized by Google

hörten, welche Ungerechtigkeiten Vertrocknetes Blatt, die vier Bonzen und die Familie des Kiunn-ta zu erdulden gehabt hatten. Auch machten sie alsobald den Vorschlag, ihrer zehn eine Ligue zu bilden, und zu schwören, daß sie in dem Streben, sich der Tyrannei der Barbaren und Gottlosen zu widersetzen, mit einander in den Tod gehen wollten.

Bald gesellte sich ihnen noch ein gewisser Kienann, Verbirg dich wohl, zu, der die Rolle eines Dorfnarren spielte, dessen eigentlicher Zweck aber war, auf seinen Wanderungen ehrliche Leute aufzusuchen. Er sagte zu den zehn Verbündeten, daß er im Ministerium des Krieges angestellt und ein Mitglied des chinesischen Instituts gewesen, aber aus beiden Stellungen durch die Umtriebe seiner Feinde verdrängt worden sei. Die Bonzen und die Pferdeunterhändler waren über diesen Fund, wie man sich's denken kann, hocherfreut. Alle eilf verließen nun den Thränenquell, um sich nach einem zu ihren Plänen besser geeigneten Orte zu begeben, als sie von den Mantschus, die sie nicht aus dem Gesichte verloren hatten, eingeholt wurden. Aber Kiunn-ta's Schatten beschützte sie. Als die Soldaten eben im Begriff standen, die eilf Helden zu ergreifen, brachen fünf Räuber von athletischem Körperbau und feuersprühenden Augen aus einer Grotte hervor und schlugen den Angriff ab.

Der Schauplatz, wo dies Drama im Jahre 179 begann, ist ein an den Grenzen des Kuang-si und des Hu-nann, d. h. zwischen dem Gebirge und den unzähligen Inseln, welche die See'n dieses Theils von China bilden, belegenes Land, welches auch die Wiege des jetzigen Aufstandes gewesen ist.

In diesem Augenblicke waren sie ihrer siebzehn, und begaben sich nach einem gewissen Pavillon der rothen Blume, deren Benennung allen Affiliirten der Triasecte verbleiben wird. Einmal in diesem Versteck, der für Jedermann, außer für die Eingeweihten, fast unzugänglich war, installirt, ließen sie es sich nun angelegen sein, in dem Kalender einen glücklichen Moment aufzusuchen. Als solcher ergab sich die Mittagsstunde des 25sten Tages des siebenten Mondes (im Verlaufe des Augustmonats). Zu einem Rathe versammelt, machte jedes Mitglied sich nun einen Einschnitt in den linken Arm und ließ das Blut in ein Gefäß laufen.

Sie rührten dies Blut dann um, auf daß es sich vermische, und tranken Alle davon, indem sie gegenseitig einen Eid leisteten, daß sie mit einander leben und sterben wollten. Auch gelobten sie sich, ein Jeder auf Werbung auszugehen und sich am Funfzehnten des nächsten Monats wieder zu einer Versammlung einzufinden. Unversehens ließ sich ein Stoß der Wolken im Süden hören, und es zeigten sich die vier Worte: „Tienn-ting-kuo-che," d. h. des Himmels Lauf ist das Muster eines Staates. Sie copirten diese Worte, um sie als Inschrift ihrer Fahne zu gebrauchen. In der nächsten Versammlung zählten sie bereits 321 beeidigte Brüder.

Die von uns erzählten Begebenheiten trugen sich, wie schon gesagt, im Jahre 1674 zu. Die Verantwortlichkeit für die Wunder, welche damit verflochten sind, müssen wir natürlicher Weise den Helden der Trias überlassen. Die Ersteren ereigneten sich übrigens gerade dreißig Jahre nach der Anerkennung der Mantschu-Familie der Tsing als kaiserliche Dynastie in China. Es ist demnach begreiflich, daß es an Abkömmlingen der gestürzten Dynastie, so ächter wie falscher, nicht fehlte, und daß deren jeder Gruppe von Abenteuern zu Gebote standen, welche im mindesten Aussicht auf Erfolg darbot. Auch hatten die Brüder bald einen Minn gefunden.

Da der Gründer dieser letzteren chinesischen Dynastie vor seiner Erhebung auf den Thron Tschu geheißen hatte, so nannte sich das Individum, das sich der Verbrüderung anschloß, ebenfalls Tschu. Er fügte diesem Namen den ersten Schriftzug der officiellen Benennung seines Urgroßvaters bei, und ließ demselben auch noch einmal das Wort Tschu, Herr, folgen, so daß sein Name, Tschu-Hong-tschu, einem jeden chinesischen Patrioten wundersam dedünken mußte, um so mehr, weil derselbe auch einen sehr tiefen Sinn hatte, indem unter Tschu der Herr des Universums verstanden ist. Die Vornamen spielen in China eine große Rolle. Eine Genealogie dieses angeblichen Kaisers der Minn und der Kaiserin Tienne-niong, Himmlischer Gesang, war bald aufgemacht. Nach geschehener Begründung seiner Ansprüche, wurde der Fürst als officielles Haupt der gesammten Verbrüderung anerkannt; er war solches jedoch nur dem Namen nach, während Vertrocknetes Blatt die Hauptperson blieb.

Auch wurden die Dienste eines gewissen Jaune, Wohlthat der Städte, angenommen, und man ernannte ihn, um seinen bedeutungsvollen Vornamen zu rechtfertigen, zur „Lanze en chef des Vortrabs", wonach der neue Titular seine Devise in die folgende veränderte: „Der Himmel beschütze die Brüder."

Die Gesellschaft nannte sich von da ab „Familie Hong", nach dem speciellen Namen der Gründer der Minn-Dynastie, und wählte das Schriftzeichen J, Patriotismus, zum Feldgeschrei. Die Verbündeten machten sich Fahnen, die sie in einer feierlichen Sitzung einweiheten, warben Truppen, und begaben sich nach der Provinz des Tsche-Kiang, um die Statuten ihrer Verbindung festzustellen.

Diese Wahl geschah, weil dort der Hügel des weißen Storches so glücklich war, in dem Kloster, das sich majestätisch auf seinem Gipfel erhob, die sprechende Statue von Auf der That ertappter Tugend, des Helden zu besitzen, der, wie wir es bereits erwähnt haben, vergöttert worden war und als der chinesische Mars fungirte. Die Verbrüderung nahm ihn zu ihrem speciellen Patron, und gab sich vor seinem Standbilde die letzte Form, so wie sich dieselbe bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Es wurden eilf Abtheilungen begründet, die man Logen nannte. Die erste und unsichtbare Loge erhielt den Himmel zum Oberhaupt und Auf der That ertappte Tugend, den Gott des Krieges, zum Unter-Chef. Da der Himmel aber nothwendiger Weise einen Stellvertreter auf Erden haben mußte, so wurde Tschu, dem Herrn der Welt, als Sohn des wirklichen Präsidenten, d. h. als künftiger Kaiser, die factische Präsidentschaft übertragen. Seine Functionen blieben übrigens die eines Ehrenamts. Es lag ihm ob zu herrschen, aber er regierte nicht. Seine Persönlichkeit, die in kritischen Augenblicken wie eine Art von Custos nothwendig war, konnte verschwinden und wieder erscheinen, dem Feinde in die Hände gerathen oder durch die Verbrüderung beseitigt werden, ohne daß diese irgend darunter litt.

Die nächsten fünf sichtbaren Logen bekamen die fünf Bonzen, Vertrocknetes Blatt, als das wirkliche Haupt der Verbindung obenan, zu ihren Häuptern. Die fünf letzten Logen wurden den Pferdeunterhändlern Schlag zu, Reich, Hilf, Arm, Sieg unterworfen.

Digitized by Google

Kien-nann oder „Verbirg dich wohl“ übernahm die Rolle des Orakels, und schwur, daß er auf dem Hügel des „weißen Storchs“ zu den Füßen des Kriegsgottes sterben wolle, um der Verbrüderung den wirksamen Schutz dieses strahlenden Helden des chinesischen Alterthums zu sichern. Er verfertigte eigenhändig sofort eilf Börsen, eben so viele Togen und Tuniken für eilf Logenhäupter und für den Nachkommen der Minn oder für jedweden Chef, der als Triumphator wieder in die heilige Stadt Nanking, welche die Brüder hinfort „die heilige Stadt Mu-yang“, d. h. Ocean des Glückes, nennen sollten, einziehen würde.

Nachdem die Verfassung der Gesellschaft festgestellt und beschworen worden war, wurde sie auf einen außerordentlich dünnen weißseidenen Stoff niedergeschrieben. Jedes Oberhaupt der zehn Logen erhielt eine Abschrift. Die eilfte Abschrift wurde in den werthvollen Dingen gelegt, als: dem Säbel und dem Siegel, welche Kong-chi an Vertrocknetes Blatt gegeben hatte; dem Rauchfaß, dem grünen Stein und den beiden Porcelan-Vasen zum Bezaubern, die in der Nähe des Hauses von Kiunn-ta am Ufer des Flusses gefunden worden waren; dem in der Grotte aus der Erde hervorgegangenen hölzernen Säbel aus Pfirsichholz, und endlich den drei durch das Orakel verfertigten Gegenständen. Diese eilf Sachen wurden die eilf Perlen genannt, und gänzlich zur Verfügung des wirklichen Oberhauptes der Gesellschaft gestellt, welches auch allein befugt seyn sollte, die Stätte zu kennen, wo diese „heiligen Unterpfänder“ sich deponirt befänden.

Man wird es schon bemerkt haben, daß die Zahlen, deren sich die Verbrüderten zu bedienen entschlossen, stets ungleiche waren. Man wird auch gesehen haben, daß die Hauptlogen, obwohl eilf an der Zahl, in drei Classen abgetheilt wurden, von welchen die erstere unsichtbar und die zehn der beiden anderen sichtbar waren. Dergestalt bildeten der Himmel, oder dessen Stellvertreter auf Erden, des Himmels Sohn (ein Nachkomme der Minn) und die beiden Häupter der ersten Loge einer jeden Abtheilung einen Rath von Dreien, die Trias, zuerst in der Nachahmung der Musterverschwörung von Düster Tugend, Geflügelter Tugend und Auf der That ertappter Tugend, späterhin in Gemäßheit der drei großen Abtheilungen der Natur: Himmel, Erde, Mensch.

Die Mitglieder dieses obersten Rathes ließen sich „die heiligen Brüder“ nennen und legten sich speciell folgende Titel bei: der kaiserliche Prinz „großer Bruder“, Vertrocknetes Blatt „ältester Bruder“ und Letzteres „jüngster Bruder“. Eine ähnliche Eintheilung in drei Brüdern und unter gleichen Benennungen wurde nicht blos für eine jede der zehn Logen, sondern auch für alle diejenigen festgestellt, die in der Folge geschaffen werden möchten.

Um nicht die Aufmerksamkeit der Civil- und Militairbehörden des Reichs auf die erstehende Verbindung zu ziehen, nahmen deren Mitglieder die Benennung „Gesellschaft des Himmels und der Erde“ an. Darnach vertheilten sie sich unmittelbar, um die Werbungen zu betreiben und für das Wohl von ihnen allen zu wirken. Einer der fünf Bonzen blieb im Tsche-Kiang, die übrigen vier gingen nach dem Fo-Kien, dem Kuang-Tong, dem Kuang-Si und Hu-Kuang (späterhin in zwei Provinzen abgetheilt) ab. Die fünf Pferde-Unterhändler wurden nach dem Ho-Nann, Kiang-Nann, Kuei-Tschun, Jnu-Nann und dem Tse-Tschunann entsandt. Der Nachkömmling der Minn blieb unter der Vormundschaft des Kinn-Nann, dem auch die Archive der Arbeiten und der Erziehung des Prinzen anheim fielen.

Wir wollen uns nun sofort an den Hof des Präsidenten begeben, der augenblicklich in Nanking weilt, und sehen, wie derselbe zusammengesetzt ist. Wir haben bei einer andern Gelegenheit schon erwähnt, daß das erste Haupt der gegenwärtigen Triasverbrüderung, ein sogenannter Nachkomme der Minn's, der sich „Tien-te“, Himmlische Tugend nannte, den Kaiserlichen in die Hände gefallen und zu Peking hingerichtet worden ist. Er war der officielle Parade-Chef und spielte dieselbe Custosrolle, welche der Prinz Tschu, der Herr des Universums, beim Ursprung der Trias-Gesellschaft gespielt hat. Die zehn Logen und ihre zehn Häupter thronen gegenwärtig in der heiligen Stadt Mu-Yang, d. h. zu Nanking. Der Nachfolger von Vertrocknetem Blatt ist das Individuum, das sich Tai-Ping-Wang nennt, und der außer seiner Eigenschaft als Himmelssohn, jüngerer Bruder des Herrn Jesus Christus und anderer ähnlicher bescheidenen Benennungen, noch folgende Titel führt: König der Könige, Fürst des ewigen Friedens, Herzog des unwandelbaren Glückes. Die vier übrigen Bonzen haben augenblicklich einen König des Osten, einen König des Westen, einen König des Norden und einen König des Süden zu Repräsentanten. Die fünf ehemaligen Pferdehändler sind vertreten durch die Vicekönige des Centrums und der vier Weltenden.

Die beispiellose Schwäche der Regierung von Peking ist sicher die Hauptursache des bis jetzt so glänzenden Erfolgs der Trias-Verbrüderung gewesen, doch haben deren Organisation, Gesetze und Bande, so wie eine wahrhafte Tüchtigkeit und individuelle Energie der Hauptverschwornen auch wesentlich dazu beigetragen.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Von Aurelie; Theodor Dielitz; A. W. Grube; Fr. Güll; Thekla v. Gumpert; Friedrich Hoffmann; Irene; Erdmann Müller; Gustav Nieritz; Christoph v. Schmid; F. A. Schmidt; G. H. v. Schubert; Charlotte Späth; C. Stöber; Fr. v. Tschudi; J. Wartmann; O. Wildermuth; Amalie Winter u. A. Mit vielen Bildern. Jahrgang 1853. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. VI u. 568 Seiten. Lexicon-8.

Wir haben schon oft in diesen Blättern der vorliegenden Jugendzeitschrift, die übrigens, wie nur auf den Umschlägen der einzelnen Hefte bemerkt ist, auch von Hrn. E. Hallberger und zwar mit vieler Umsicht und Sorgfalt redigirt wird, gedacht und machen gerne auch auf den jetzt beendigten vierten Jahrgang 1853 derselben aufmerksam. Die einzelnen Monatshefte haben gewiß vielen Kindern Unterhaltung und Belehrung gewährt und was die letztern betrifft, so dürften selbst Eltern und Jugendfreunde, die von Zeit zu Zeit einen Blick in das Album gethan, nicht ganz leer ausgegangen sein. Der geschmackvoll ausgestattete, inhalt-

Digitized by Google

reiche Band und die Aussicht, im Jahre 1854 die einzelnen Lieferungen, so wie sie erscheinen, zu erhalten, sind für Kinder, die noch nicht im Besitze des trefflichen Buches, eine stattliche und werthvolle Festgabe. Noch vor Kurzem erst hat unser verehrter Mitarbeiter, Herr Dr. Krüger, im „Hamb. Correspondenten" das „Jugend-Album" auf's günstigste beurtheilt; das Urtheil eines solchen competenten Richters macht jede weitere Empfehlung unserer Seits überflüssig und wird es hinreichen, wenn wir für Diejenigen unser Leser und Leserinnen, denen das Album nicht näher bekannt geworden, angeben, was ihnen dasselbe darbietet, nämlich: zuerst, den größeren Raum eines jeden Heftes einnehmend, Erzählungen; dann Anekdoten; Ausgewähltes aus der Weltgeschichte, der Alterthumskunde, Götter- und Heldenlehre (mit zweckmäßiger Beschränkung), der Länder- und Völkerkunde (ausführlichere und jede interessante Bruchstücke), der Naturgeschichte und Naturlehre; ferner Jagd- und Seebilder, Gedichte, Dramatisches, Sagen und Märchen, Fabeln und Parabeln, Räthsel u. s. w., und Rechnungsaufgaben.

Die 28 artistischen Beilagen, welche der Titel anspruchslos als Bilder bezeichnet, sind nach dem Texte verfertigt und theils coloriet, theils schwarz und nicht in die Klasse gewöhnlicher Illustrationen zu stellen.

Den genannten Mitarbeitern haben sich andere angeschlossen, deren Namen als Jugendschriftsteller einen guten Klang haben.

Auch von den Jahrgängen 1850, 1851 und 1852 sind noch einige elegant in Leinwand mit reicher Goldverzierung gebundene Exemplare vorräthig. F. L. Hoffmann.

Weltgegenden. Erzählungen für die reifere Jugend von Julius Hoffmann. Mit 4 Stahlstichen. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1854. 171 Seiten. 8.

Aus allen Zonen. Erzählungen für die reifere Jugend von Julius Hoffmann. Mit 4 Stahlstichen. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1854. 156 Seiten 8.

Diese beiden typographisch hübsch ausgestatteten und mit 8, was Stoff und Ausführung betrifft vorzüglichen Stahlstichen gezierten Bändchen haben auch den zweiten Titel: Neue Reisebilder. 1. u. 2. Bändchen. Sie gehören zu den Jugendschriften, welche die beste Empfehlung verdienen und lenken wir daher auf sie die Aufmerksamkeit Aller, die Kindern, welche etwa das 6. oder 7. Lebensjahr erreicht haben, ein nützliches Geschenk machen wollen.

Das erste Bändchen enthält: 1) Aus dem hohen Norden: Ein Winter in demselben. Der schwedische Bärenjäger. 2) Aus dem Süden: Bilder aus den australischen Goldminen. 3) Aus dem Osten: Der Bazar zu Stambul. Thierscenen aus den nächsten Umgebungen der Kabylen. Eine Fahrt auf dem Nil. Die Beduinen der syrisch-arabischen Wüste. Aus den Westen: Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk. Untergang des Kent im atlantischen Ocean. Noch reichhaltiger ist das zweite Bändchen, dessen einzelne Erzählungen, in folgender Weise zusammengestellt sind: 1) Aus Europa: Eine Nacht in den Wolken. Die Amphibienstadt. 2) Aus Amerika: Die indianische Mattee und der Kaiman. Ein seltsames Abenteuer vor dem Frühstück. Fischfang in Canada. Die Hinterwäldler-Heldin. Der Feuerkreis. 3) Aus Asien: Perlfischerei im Golf von Manaar. 4) Aus Polynesien: Dick Doppelfaust, der Heerdenknecht. Ein Buschbrand. 5) Aus Afrika: Jagd auf einen Sklavenhändler. Jagdabenteuer im Innern von Südafrika.

Die Auswahl ist aus anerkannt werthvollen und gediegenen Werken mit steter Berücksichtigung des Zweckes getroffen.

Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Erster Band. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1853. XIV und 867 Seiten. Größtes Octav-Royal-Format.

Wir haben über den Inhalt der ersten bis neunten Lieferung dieses trefflichen, im Jahre 1851 begonnenen Werkes sogleich nach ihrem Erscheinen regelmäßig berichtet; gegenwärtig bleibt uns übrig unsere Leser mit der zehnten bis vierzehnten näher bekannt zu machen. Der Verfasser hat dem jetzt beendeten ersten Bande ein Vorwort vorausgeschickt, in welchem die wesentlichsten Punkte der Grundsätze, die ihn bei der Abfassung leiteten, in gedrängter Darstellung erörtert werden. Abgesehen davon, daß die Kenntniß dieser Vorrede zur richtigen Würdigung des Buches uns durchaus nothwendig erscheint, ist sie an sich so interessant, daß ein Wiederabdruck, bevor wir zur Inhaltsangabe der in unserer Zeitschrift noch nicht besprochenen Hefte übergehen, hier nicht am unrechten Orte sein dürfte.

Vor Allem ging meine Absicht dahin, eine Literaturgeschichte für das größere Publikum zu schreiben; dieser Absicht mußte die ganze Behandlungsweise entsprechen. Das größere Publikum will zwar eben so gut, als der Gelehrte, in den Büchern, die ihm dargeboten werden, Wahrheit und richtige Darstellung der ihm vorgelegten Verhältnisse und Thatsachen finden; aber es will nicht auch, wie jener, den mühevollen Weg gehen, den der Verfasser bei seiner Arbeit zurücklegen mußte. Wenn dem Gelehrten daran liegt, zu wissen, wie der Verfasser eines Buchs zu Werke gegangen ist, welche Quellen er hatte, wie er dieselben benutzt hat, so genügt es dem größeren Publikum, die Ergebnisse dieser Forschungen zu erfahren; aber es verlangt auch zugleich, daß ihm diese Ergebnisse in einer klaren, dem Inhalt entsprechenden Darstellung gegeben werden, welche der Thatsachen mit Wahrheit und Anschaulichkeit vorführt und den Leser so viel als möglich von dem Urtheile des Verfassers unabhängig macht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, schien es nothwendig, die bisher gewöhnliche Weise der Darstellung und Entwickelung zu verlassen. So be-

Digitized by Google

deutende Vortheile es auch gewähren mag, die gesammte Geschichte der Literatur wie ein zusammenhängendes Gemälde vor den Augen des Lesers zu entfalten, so unverkennbar es namentlich ist, daß auf diesem Wege allein der innere Entwickelungsgang der gesammten Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf die spätesten Zeiten zum Verständniß gebracht werden kann; so ist es eben so sicher, daß der Leser bei dieser Methode ganz in die Hände seines Führers gegeben ist, der ihm die Thatsachen nur in übersichtlicher Kürze und von denselben auch nur die mittheilt, welche seiner Anschauung entsprechen, da er sich sogar meistens darauf beschränken muß, sein Urtheil auszusprechen, das zwar vollkommen richtig sein kann, aber den Beweis seiner Richtigkeit nicht mit sich führt. Ueberdieß haben solche allgemeine Urtheile, so geistreich und gewandt sie auch vorgetragen werden mögen, immer etwas Unbestimmtes, Unsicheres an sich, sie können die lebendige Anschauung mit ihrer Sicherheit in keiner Weise ersetzen, und mag sie sich der Leser noch so gut einprägen, er wird doch nichts Bleibendes und Dauerhaftes gewinnen. Diese Darstellungen haben in der That nur für den Werth, der den Stoff schon kennt, nicht aber für den, der ihn erst soll kennen lernen. Ich glaubte daher, um dem größeren Lesekreis und dessen Bedürfnissen zu genügen, einen andern Weg einschlagen zu müssen, und der besteht darin, daß ich jede einzelne Erscheinung im Gebiete der Literaturgeschichte gleichsam selbstständig behandelte, jeden Schriftsteller einzeln verführte und ein möglichst getreues Bild seiner Leistungen zu geben mich bestrebte, indem ich dieselben je nach ihrer Bedeutsamkeit in gedrängter Uebersicht darstellte oder ausführlicher zergliederte, und diese Zergliederung mit einem darauf begründeten Urtheile begleitete. Doch auch dies schien mir noch nicht hinlänglich, um den angegebenen Zweck zu erreichen. Wer eine Geschichte der Kunst schreiben wollte, ohne seinem Buche Abbildungen der darin beschriebenen Kunstwerke beizufügen, würde seinen Zweck, die Entwickelung und Ausbildung der Kunst zur Anschauung zu bringen, kaum zur Hälfte erreichen. Denn auch die lebendigsten und richtigsten Schilderungen der einzelnen Kunstwerke würden im Geiste des Lesers die sinnliche Anschaulichkeit nicht ersetzen, welche eine auch nur mittelmäßige Abbildung gewährt. Gerade so verhält es sich auch mit den Werken der Poesie und der künstlerischen Prosa; es wird das richtigste und schärfste Urtheil im Leser nur ein ungenügendes Bild des Schriftstellers erwecken. Soll er mit demselben in der That bekannt gemacht werden, so ist es unumgänglich nothwendig, daß er ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, lebendig vorgeführt, daß ihm, solche Stellen aus seinen Schriften mitgetheilt werden, welche am geeignetsten erscheinen, seine Eigenthümlichkeit anschaulich hervortreten zu lassen. Zwar gibt es mancherlei Sammlungen, welche Proben aus den meisten deutschen Klassikern geben, doch war es nicht thunlich, auf sie zu verweisen, weil die Mittheilungen derselben oft von ganz andern Gesichtspunkten ausgehen, als diejenigen sind, die hier maßgebend sein mußten, abgesehen davon, daß man gezwungen gewesen wäre, bald auf diese, bald auf jene Sammlung zu verweisen, weil keine alle die Stücke enthält, deren nähere Betrachtung und Kenntniß erforderlich schien, und selbst eine nicht geringe Zahl derselben in keiner der bekannten Sammlungen zu finden ist.

So häufig auch die schriftstellerischen Leistungen eines Mannes mit dessen Lebensschicksalen in nur geringer oder gar keiner nähern Beziehung zu stehen scheinen, so geben diese doch in vielen Fällen bedeutende Anhaltepunkte zur richtigen Beurtheilung seiner Schriften; es dürfen daher in einer Literaturgeschichte biographische Notizen nicht fehlen, und selbst dann nicht, wenn Lebensverhältnisse und schriftstellerische Thätigkeit weit aus einander stehen. Es war die Mittheilung solcher Notizen zudem eine nothwendige Folge des eingeschlagenen Weges, die einzelnen Schriftsteller in selbstständiger Auffassung darzustellen. Ist es aber richtig, daß die nähere Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen eines Schriftstellers wesentlich zum Verständniß seiner Werke beitrage, so liegt der Wunsch nahe, ihn auch in seiner persönlichen Erscheinung kennen zu lernen, weil auch diese folgenreiche Blicke in das Seelen- und Geistesleben des Menschen gestattet: das geistige Bild, welches wir uns aus den Werken eines Schriftstellers zusammentragen müssen, erscheint uns in den Zügen seines Gesichts in lebensvoller Wahrheit, und es wird uns aus ihnen manche seiner Eigenthümlichkeiten erst recht verständlich. Soll aber die Absicht solcher Illustrationen nicht ganz verfehlt werden, so ist es vor Allem nöthig, nur gute und ächte Portraite zum Grunde zu legen. Es war freilich nicht immer leicht, solche ausfindig zu machen, da bekanntlich in den Kupferstichsammlungen die Bildnisse nicht nach den Namen der dargestellten Personen, sondern, wie es auch dem Zwecke einer solchen Sammlung allein entspricht, nach den Künstlern, von denen sie herrühren, geordnet sind. Es gibt vielleicht auch solche Sammlungen, welche als Portraitsammlungen angelegt und daher nach den abgebildeten Personen geordnet sind; allein solche sind wahrscheinlich nur im Besitz von Privaten.*) und jedenfalls wurde mir auch bei fortgesetzter Nachfrage keine bekannt. Trotz den hieraus erwachsenen Schwierigkeiten ist es jedoch gelungen, eine gute Auswahl von Bildnissen zu veranstalten, für deren Treue um so mehr gebürgt werden darf, als der Herr Verleger keine Opfer gescheut hat, um sie in würdiger und ächt künstlerischer Weise nachbilden zu lassen. Bei den älteren Schriftstellern bis zum Ende des 15. Jahrh. herab, war es mit einer oder zwei Ausnahmen freilich nicht möglich, ächte Portraite aufzufinden; um aber die betreffenden Theile des Werks nicht ganz leer ausgehen zu lassen, wurden passende Gemälde aus alten Handschriften in Nachzeichnungen mitgetheilt. Wenn diese auch den Mangel eines Bildnisses nicht ersetzen, so machen sie uns doch mit den Anschauungen und Lebensverhältnissen, vor allem mit Kleidung und Tracht jener Zeiten bekannt, und sind daher für das Verständniß der Dichtungen oft das, was die Bildnisse für das Verständniß des Dichters sind. Aus demselben Grunde wurden auch einzelne Nachbildungen von Holzschnitten aus alten Drucken mitgetheilt. Diese hätten freilich sehr leicht in weit größerer

*) Die nicht unbedeutende Sammlung von Portraits, welche die hamburgische Stadt-Bibliothek besitzt, ist nach den Berufsverhältnissen der Personen, in mehrere Classen getheilt, jede derselben wieder nach Nationen und dann alphabetisch geordnet. An Bildnissen solcher deutschen Schriftsteller, die der erste Band umfaßt, würde sie keine große Ausbeute gewährt haben, aber für den folgenden könnte sie einige gute Originalblätter zur Nachbildung liefern, namentlich von Hamburgern: Paul Flemming, Hagedorn, Brockes, Klopstock, ꝛc. H.

Digitized by Google

Menge gegeben, und so hätten z. B. dergleichen auch von einigen älteren Poesien, die schon in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst durch dieselbe vervielfältigt wurden, mitgetheilt werden können, allein es wäre eben dadurch gerade das verfehlt worden, was vor Allem beabsichtigt wurde; denn die Holzschnitte jener alten Drucke behandeln bekanntlich das Costum ihrer Figuren durchaus gegen alle historische Wahrheit, indem sie auch den Personen der frühesten Zeiten diejenige Tracht geben, die zu der ihrigen gebräuchlich war; sie führen uns dabei nicht in die Zeiten zurück, in welchen die Dichtung entstanden ist, und es war doch gerade dies der Punkt, welcher hier beachtet werden mußte. Aber auch von den Schriften, welche zur Zeit der ersten Versuche der Buchdruckerkunst verfaßt worden sind, bei denen also jene Rücksicht wegfiel, schien es angemessen, nur wenige Holzschnitte mitzutheilen, weil dieselben in den meisten Fällen keinen künstlerischen Werth haben, weil sie tief unter dem damaligen Standpunkt der Kunst stehen und sie daher nicht auch, wie jene Gemälde aus alten Handschriften, zugleich als Repräsentanten der gleichzeitigen Kunstbestrebungen gelten konnten. Unter allen Künsten nahm im Mittelalter vorzüglich die Architektur einen hohen Aufschwung; um dies zu vergegenwärtigen und zugleich den Mangel an Bildnissen zu ersetzen, wurden Abbildungen von solchen Werken der Baukunst mitgetheilt, welche entweder mit den Schriftstellern oder mit deren Werken in irgend einer Beziehung standen. Wenn in den späteren Perioden auch von den Häusern, Wohnungen u. s. w. einzelner Schriftsteller Abbildungen mitgegeben werden, so geschieht dies freilich weder aus Mangel an Bildnissen, noch um den Zustand der Baukunst zu veranschaulichen, sondern um den Leser auch auf diesem Wege in die nächste Beziehung zur besprochenen Persönlichkeit zu bringen; daß dies aber nur bei wenigen hervorragenden Gestalten geschehen soll, wird man gewiß zweckmäßig finden.

Nicht weniger bedeutsam ist die Handschrift, in welcher sich, wenn auch wohl nur im Großen und Allgemeinen, der Charakter des Menschen ausdrückt; es schien daher aus demselben Grunde, der zur Mittheilung von Bildnissen veranlaßte, angemessen, getreue Nachbildungen von Handschriften der bedeutenderen Schriftsteller beizufügen, so oft dergleichen zu erhalten waren.

Ich konnte nicht verkennen, daß durch die gewählte Behandlungsweise die Geschichte der Literatur in eine Menge von kleineren Bildern aufgelöst werden mußte, welche in ihrer Gesammtheit eben so wenig ein überschauliches Gemälde geben können, als sich aus einer Reihe von Biographien der Könige, Staatsmänner, Feldherren u. s. w. eine Weltgeschichte bilden ließe. Um diesem allerdings sehr bedeutenden Uebelstande zu begegnen, habe ich nur so viel als möglich bei den Darstellungen der einzelnen Schriftsteller ihre Stellung zur Gesammtheit anzudeuten, oder, wo es nothwendig erschien, ausführlicher nachzuweisen versucht, sondern auch jedem Zeitraum und jedem Hauptabschnitte innerhalb der Perioden eine zwar möglichst gedrängte, aber doch alle Verhältnisse berührende Darstellung des Entwickelungsganges der Literatur vorangestellt, in welcher ich vorzüglich darnach gestrebt habe, diejenigen Punkte kräftig hervorzuheben, welche auf die Gestaltung und den Charakter der deutschen Poesie von wesentlichem Einflusse waren. Ich habe mich insbesondere bemüht, in diesen einleitenden Bemerkungen, wie auch bei der Darstellung der einzelnen Schriftsteller nachzuweisen, daß unsere Literatur, wie keine andere, wesentlich aus der Gesammtheit des Volks hervorgegangen, daß sie ihrer ganzen Entwickelung und ihrem unverkennbaren Charakter nach durchaus volksthümlich ist, wie keine andere; daß sie stets auf Abwege gerieth, wenn sich einzelne bevorrechtete Stände ihrer ausschließlich bemächtigten, und daß sie immer wieder nur dadurch dem Verderben und dem drohenden Untergang entrissen wurde, wenn sich die Schriftsteller wieder unbedingt an das Volk wendeten, als an die wahrste und lebendigste Quelle der Poesie sowohl, als der Richtigkeit und Schönheit der Sprache. Nur in der Zeit des Minnesangs haben die höheren Stände großen und zum Theil wohlthätigen Einfluß auf die Literatur ausgeübt. Aber wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie den Charakter der damaligen Poesie bestimmt, derselben ihre Richtung gegeben haben; so finden wir doch neben den ritterlichen Dichtern auch hervorragende, ja darunter selbst die größten der Zeit, die nicht adeliger Abkunft waren, und zugleich erhebt sich die rein volksmäßige Dichtung zu einer solchen Fülle und Höhe, daß sie die höfische Poesie weit überragt. Seit dem Absterben des Minnesangs aber nimmt der Adel als solcher keinen Theil mehr an der geistigen Entwickelung des Volks und bis auf die neueste Zeit sind adelige Dichter oder Schriftsteller nur als seltene Ausnahmen zu betrachten. Auch von Einfluß der Höfe auf die Literatur ist keine Spur mehr zu finden; denn selbst am Hofe zu Weimar hat nicht sowohl der Hof auf die Literatur gewirkt, als vielmehr umgekehrt diese auf jenen; es hat nicht die höfische Bildung auf die Literatur Einfluß gehabt, es hat vielmehr diese den Hof zu höherer Bildung gehoben, die erst allmählich auch an andern Höfen Eingang fand. Bei keinem Volke haben sich die höheren Stände so entschieden alles Einflusses auf die Literatur begeben, als es bei uns der Fall war. In Frankreich, in Italien und selbst in England finden wir Sprößlinge der edelsten Geschlechter unter den berühmtesten und einflußreichsten Schriftstellern, während wir in Deutschland nur selten einen solchen an den allgemeinen Bestrebungen Theil nehmen, noch seltener zu ausgezeichneter Bedeutsamkeit gelangen sehen. Zudem blieb in jenen Ländern die Theilnahme der Höfe an der Literatur und ihr Einfluß auf dieselbe gleich bedeutend. Die größte Periode der französischen Literatur ist an den Namen Ludwigs XIV. geknüpft; in Italien sind die Medicis und andere fürstliche Familien Beförderer der Künste und Wissenschaften gewesen; in England ist es schon lange Sitte, die großen Dichter in Westmünster beizusetzen, wo auch die Könige ruhen. In Deutschland finden wir von allem dem Nichts, haben ja selbst die zwei einzigen Fürsten, die Herzöge Heinrich Julius und Anton Ulrich von Braunschweig, die selbst Dichter waren, keinen bemerkbaren Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen ausüben können.

(Schluß folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 102. Mittwoch, den 21. December. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reelandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kämpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Briefe aus dem Orient ..... Seite 797
Die Expedition nach Mittel-Afrika ..... „ 800
Literatur:
Hamburgische Geschichten und Sagen, von Dr. Otto Beneke „ 800
Jugendschriften von Franz Hoffmann, Julius Hoffmann und Richard Baron ..... „ 801
J. C. Andersen's Sämmtliche Werke ..... „ 801
Aus der Jugendzeit. Gedichte von Adolf Wilhelm Wolff... „ 801
Vom Sinai, Olymp und Tabor. Von Joseph Bayer ..... „ 803
Kleine Schauspiele und Sprüchwörter für Kinder von J. W. „ 804
Miscellen ..... „ 788

Briefe aus dem Orient.

(M. s. Nr. 99 d. Bl.)

V.

Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich Speien nur mit einem Fuße betreten haben. Ich habe alle mögliche Mühe gehabt, zu Jaffa zu landen. Dieser Hafen ist eine Klippe. Einmal am Lande, sind wir alle Arten übler Vorbedeutung aufgestoßen. Die Krähen flogen nach links und gleich auf dem Kay kreuzte ich mich mit einem Leichenzuge. Ein griechischer Matrose, der meinen Nachtsack trug, machte das Zeichen des Kreuzes, von der rechten Schulter aus. „Herr," sagte er mir dann mit dem Lächeln Jemandes, der Furcht hat, „die Tancred liegt noch auf der Rhede, und Sie würden wohl thun, ..."

„Trinmach," antwortete ich ihm, „geh, und erwarte mich im Franziskanerkloster."

Und da bin ich dem Leichenzuge nachgegangen. Es war, was man zu Paris ein Begräbniß erster Classe nennen würde.

Es war einem angesehenen Herrn des Landes eingefallen, vor drei oder vier Tagen zu sterben, und ich fand es sehr galant, daß man mich auf den Tag der Ceremonie erwartet hatte.

Zwei Kavassen, mit dem Säbel an der Seite, und die ihr Rohr, mit silbernem Knopf, tönend aufstießen, eröffneten feierlich den Zug. Acht oder zehn Mann trugen ein Paradebett auf den Schultern.

Der Todte lag hingestreckt auf diesem Bette, das Gesicht entblößt, wie im Norden von Italien und wie auf den hebridischen Inseln. Um ihn her hatte man Blumen gestreut. Ein Zug Freunde folgte in ernste Haltung, mit gedankenvollen Mien, unter einander laut plaudernd, der Leiche. Weiter zurück kam ein zerlumpter Troupp, der weißgekleidete Frauen begleitete, die sehr gut bezahlt sein mußten, indem sie gar gewaltig weinten. Die Brüder fielen unisono mit in das Lamentiren ein, und da sich Alles düsteren und staubigten Straßen entlang zutrug, so verfehlte es nicht, einen ergreifenden und bizarren Charakter zu haben.

Ich mischte mich unter den Haufen, und der war so vernünftig, von mir keine Notiz zu nehmen.

Der Zug ging zum Jerusalemthor hinaus, und hatte, mitten durch einen kleinen Wald von Cactus und indischen Feigenbäumen, bald den nur einige hundert Schritte von der Stadt entfernten, nach Norden belegenen Kirchhof von Jaffa erreicht.

Es ist eine wohlgewählte Stätte, von sanftem und melancholischem Ansehen: auf der einen Seite das Meer, auf der andern Hügel mit wellenförmigen Gipfeln, und noch vorne die Stadt Jaffa mit ihren Amphitheatern und weißen Häusern.

Die Municipalpolizei bekümmert sich um die Kirchhöfe wenig: ein jeder begräbt sich dort wie er kann oder wie er mag.

Während dem war der Todte schon in sein Grab eingesenkt, mit dem Steine, dem Sande und den Bündeln trocknen Holzes beworfen, und ich meinte, daß nun alles vorbei sey; da neigten

Digitized by Google

sich aber noch ein Paar Männer in blauen Gewändern über das Grab, und hielten jeder ein Ohr an die Erde. Es waren dieses zwei Imans, wie die Priester des Landes genannt werden.

„Was haben die da vor?“ fragte ich einen Malteser, der mit mir gelandet war.

„Sie horchen auf das Verhör, welches die Engel mit dem Todten anstellen. . . . Heute Abend theilen sie das Resultat der Familie mit, und diese zahlt in dem Verhältnisse, wie der Candidat gut oder schlecht vor seinen furchtbaren Examinatoren bestanden ist.

Inzwischen nahmen die Freunde des Verstorbenen auf seinem geschlossenen Grabe Platz und begannen zu rauchen. Ein wenig weiter weg, und auf andern Gräbern, im Schutze von Binsenmatten, die über vier Stöcken aufgehangen waren, unterhielten sich blau — das ist die Trauerfarbe — verschleierte Frauen, mit dem schwarzen Burghed vor dem Gesichte, mit geliebten Todten. Aber wir wollen uns nicht zu lange bei diesen Grabeseinöden aufhalten!

Gasthöfe sind in Palästina fast völlig unbekannt; aber es wird dort Gastfreiheit geübt. Die Klöster der verschiedenen Bekenntnisse erschließen sich dort großmüthig allen Fremden. Wenn man ankömmt, wird einem Alles angeboten, und wenn man wieder fortgeht, wird einem nichts abverlangt.

Die Fahne von Jerusalem mit ihren fünf silbernen Kreuzen, die über einem Gebäude wehte, das wie eine Citadelle befestigt war, verkündete mir das Franziskanerkloster. Ich klopfte an, da öffnete sich mir eine niedrige Thür. Ich sagte: „Frankreich,“ und die Antwort lautete: „Kommet herein!“

Ich übergehe es, die Freundlichkeit und das herzliche Entgegenkommen zu schildern, da das bereits vor mir von so vielen Reisenden geschehen ist; aber es ist eine unaussprechliche Wonne, inmitten einer Civilisation, von der uns ein ganzer Welttheil trennt, plötzlich die Ideen, den Glauben, die Gefühle und die Eindrücke unserer Kindheit wiederzufinden.

Ich war so glücklich, mich im Kloster von Jaffa mit einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft von Europäern zu treffen: Franzosen, Belgier, Engländer, Italiener, die, eben so wie ich, nach Jerusalem wollten. Wir haben uns sofort zu einer Karawane zusammen gethan, unter gleichem Antheil auf Gefahr und Hoffnung.

Der Consul, bei welchem mich ein Empfehlungsschreiben von einem unserer ausgezeichnetsten diplomatischen Agenten, dem Herrn Grafen von Rollent einführte, war so gefällig unsern kleinen Trupp durch eine Escorte von einigen erprobten Janitscharen zu vergrößern, und da sind wir den andern Tag nach meiner Ankunft zu Jaffa nach Jerusalem aufgebrochen.

Einem Bewohner der Chaussée d'Antin kömmt eine Karawane schon etwas curios vor.

Was eine Landstraße bedeutet, das kennt man im Orient nicht, und ein Feldweg bleibt dort in dem Zustande einer nevermirklichten Mythe. Es giebt vielleicht in ganz Syrien nicht einen einzigen Wagen. Dem arabischen Pferde ist noch der Schimpf nicht angethan worden, eine Kummet tragen zu müssen.

Wir Reisende bildeten mit unserer Dienerschaft, der Escorte und den Führern einen Trupp von fast hundert Personen.

Um uns bereiten zu machen, waren alle benachbarten Dörfer in Requisition gesetzt worden. Wir haben da probenweise alle Racen und Arten von Pferden, Esel und Kameelen zu sehen bekommen, die in Syrien zu finden sind, von dem stolzen Pferde des Redschid, Kuel genannt und das schönste Pferd der Welt, an bis zu den kleinen Beguirs, die unsern Gebirgspferden ziemlich ähnlich sind, niedrig von Beinen, kurz von Kreuz, aber sicher auf den Füßen, dabei sehr eigensinnig und feuersprühenden Auges. Die Maulthiere, die Esel und die Kameele bekamen ihren Platz in der Mitte, und die Reiter wurden nach vorn und hinten und an die Seiten beordert.

Sie werden sich leicht den bunten Anblick einer Truppe denken können, die aus Menschen aller Länder und aus Trachten aller Jahrhunderte bestand: hier ein sich seiner Altmodischkeit schämendes schwarzes Habit, ein Professor an einer Universität; weiterhin ein munterer Jagdrock, ein Landedelmann; daneben eine Sutane, die sich an den weiten Steigbügeln eines Arabers verwickelt; neben der weißen Jacke eines Engländers aus Malta das gestreifte Machlab einer Kameeltreiberin oder der braune Kaftan eines Türken. Endlich entfaltet die Karavane ihre endlosen langen Reihen in den krummen und sandigen Wegen, die mitten durch einen Wald von Cactus und Feigenbäumen der Berberei führen, und wo ich ab und zu durch das bläuliche und zarte Laub eines Tamarindenbaumes an meine normännischen Gestade und mein ferneres Vaterland erinnert werde. Hie und dort an den lichten Stellen der Waldung zeigen uns große viereckigte Felder fruchtbaren und cultivirten Landes, durch mit Büffeln und blinden Pferden bespannte Norias bewässert, alle Arten üppiger Gemüse oder auserlesener Früchte den Eierapfel in seinen tausenderlei Formen und Farben, die auf ihrem runden Bauche schlummernde Wassermelone, Haufen Bananen und blaue oder rothe Feigen, insbesondere aber goldne Trauben, die an verliebten Reben von allen Baumzweigen herabhängen.

Jaffa ist der Garten von Palästina.

Bald haben wir aber die Gärten und die Waldung hinter uns. Eine unermeßliche Ebene, in dem Feuer der untergehenden Sonne glühend, dehnt sich vor uns aus, wo wir an stehen gebliebene Aehren sehen, daß dort eine ergiebige Ernte von Weizen, Gerste und Durah gehalten worden ist. Vor den Hausthüren liegen die Garben aufgehäuft; kleine schwarze Ochsen treten die Körner aus. Die Kinder und die Frauen schaffen das leere Stroh bei Seite. Das Getraide wird zusammengefegt, um mit großen Schaufeln durch die Luft geworfen und so gereinigt zu werden. Der Wind entführt dabei nichts als den Staub. — Man sagt uns, daß wir uns in dem Lande der Philister befinden.

Hier beginnen die großen Erinnerungen aus der Bibel. Dies ist das Land, das unter den Schritten des starken Simsons erbebt ist; hier war es, wo er den Schakals (Füchsen?) Feuerbrände an die Schwänze band, um durch sie die reifen Kornfelder in Brand zu stecken; hier hat er seine Delilah, die blonde Rache gefunden, die ihn in Liebe berauschte, ihn in ihren liebkosenden Armen einschläferte, und die Haare, die sie mit den Reben von Sarons parfümirt hatte, der Scheere überantwortete.

Man versichert, daß es seitdem mehrere blonde oder brünette Frauen nicht besser gemacht haben.

Der Abend bricht an: die Nacht fällt vom Himmel, und die Sonne verlischt wie eine Lampe, die man ausbläst. Beim Hervortritt aus einem Hain von indischen Feigenbäumen sprengen

Digitized by Google

sieben oder acht Beduinen, die Flinte in der Faust, auf uns ein. Da kömmt Alles in Bewegung, und der Ruf erschallt: „Schildwachen, seid auf Euer Huth!“ Man sammelt sich, man stellt sich in Reihe und Glied: es ist fast eine Schlachtordnung. Der Lauf des Gewehres blitzt im Sternenschimmer.

Die Araber jagen im Galop davon, dem Feigenbaumwäldchen zu. Unsere Vorposten machen uns auf das Licht aufmerksam, das uns von dem Dorfe Ramlah entgegenschimmert. Da hätten wir denn eine Tagereise vollendet, ohne das uns ein Abenteuer, oder was diesen Namen verdiente, aufgestoßen wäre.

Aber es ist vor Allem hier, wo die Tage einander folgen, ohne einander ähnlich zu seyn.

Noch gestern ist Ramlah von Beduinen-Arabern angegriffen worden, die mit den Waffen in der Faust in das Dorf gedrungen sind.

Der Einbruch durch die Bresche dieser verfallenen Mauern fällt ihnen nicht schwer: sie erklimmen die Dächer, steigen in die inneren Höfe hernieder, wo dann die Fäustlate in nächster Nähe beginnt. Bei diesem gewaltsamen Angriff haben mehrere Menschen das Leben eingebüßt. . . . . Es sind einige Sacke Getraide, die Veranlassung des Ueberfalls, geraubt worden; darnach ist man in das Kloster eingedrungen, wo wir uns gegenwärtig befinden, und mehrere der armen schottischen Patres, die uns so zuvorkommend bedienen, haben eine höchst unwürdige Behandlung erfahren. Der Pilor war für tott auf dem Platze hinterlassen worden; er hatte jedoch nur das Bewußtseyn verloren. Aber was soll man von einem Lande sagen, wo Auftritte dieser Art täglich vorkommen? Die machtlose Behörde seufzt über Alles, verhindert aber nichts. Die Türken in den Städten und Dörfern sind rechtliche, aber ziemlich furchtsame Leute. Die Araber des platten Landes hingegen sind wahre Banditen, die eines halben Piasters wegen Jemand den Hals abschneiden. Wenn es ihnen einfällt, einer Stadt ihren Besuch abzustatten, so können die Türken es ihnen nicht wehren, und wenn sie einmal darin sind, so hausen sie nach Belieben. Mehrere europäische Häuser sind geplündert worden, ... anderen ist für ein anderes Mal ein ähnliches Loos im Voraus bedeutet. Mehr Umstände macht man nicht. Ein in dieser Weise zu Joffa mit der rothen Hand bezeichnetes Haus gehörte dem Sanitätsarzte der Quarantaine zu. Seine junge Frau, die er unlängst aus Frankreich hatte kommen lassen, und die an solche wilde Sitten nicht gewöhnt war, hat darüber einen solchen Schreck bekommen, daß sie den Verstand verloren hat. . . . Nun ist sie todt, und das ist besser. . . .

Ramlah ist die alte Vaterstadt des Nicodemus, den die Kinder aller Länder noch immer in dem Monde sehen wollen. In den Erzählungen meiner Amme wurde er mir immer als gebeugt unter der Last eines riesigen Reisbündels dargestellt. . . . Dieselbe Sage habe ich zu Ramlah wieder vernommen; aber der Mond war untergegangen. Zu Ramlah war auch das Landhaus des Joseph Arimethiae, der auf dem Calvarienberge den Leib des göttlichen Gekreuzigten mit Parfüms salbte und mit seinen Thränen netzte, ihm auch ein Grabmal inmitten des ihm gehörigen Felsens aushauen ließ.

Ich will die Spuren der Kunst angeben, wo mir deren aufstoßen. In der Kapelle zu Ramlah habe ich ein ziemlich hübsches Gemälde vorgefunden, das keine Unterschrift hat, aber der Schule des Corregio angehört. Es hat allerdings nicht den harmonischen Farbenaufteag und das liebliche Colorit, aber das Aussehen des Hauptes, die Haltung der Person und die Rändung der Hände offenbaren eine directe Abkunft von diesem Meister der blonden Schönheiten.

In dem Refectorium desselben Klosters, über der Tafel der Mönche, sieht man eine ziemlich gelungene Copie des unsterblichen Frescogemäldes Leonhard's de Vinci, das Abendmahl, welches gegenwärtig zu Mailand den — Heuboden einer österreichischen Kaserne schmückt!

In diesem unbeweglichen Judäa hat das Brod, welches man gegenwärtig ißt, noch dieselbe Form, wie im hohen Alterthum.

Unsere Karavane ist gegen Mitternacht, nach einer Rast von einigen wenigen Stunden im Franziskanerkloster, wieder aufgebrochen.

Wir sind eine lange Zeit in der halben Finsterniß und der halben Helle einer orientalischen Nacht marschirt.

Mit Tagesanbruch hatten wir die außergewöhnlichen Schlachten der Gebirge von Jerusalem erreicht.

Von ferne erscheint das Gebirge, als ob es isolirte Berge wären; so wie man aber näher kömmt, erkennt man ein großartiges System, eine Kette, deren Ringe mit Felsen gemietet sind. Hier verschwindet jede Spur eines Weges. Im Sommer passirt man durch das ausgetrocknete Bett der Hohlwege, im Winter ist an keinem Durchgang zu denken: Steine, Felsblöcke, Steingruben und Dornengesträuch sind über diesen bahnlosen Weg gleich so vielen Hindernissen vertheilt, und wenn die Beduinen auf den Anhöhen Posto gefaßt haben, bedarf es auch noch ihrer Erlaubniß, um sein Heil zu versuchen.

Ibrahim hat in seinem, im Uebrigen geschickt geführten Feldzuge in Syrien in diesen Defilées 10,000 Mann seiner besten Truppen verloren. Wir hätten alle darin umkommen können, wenn man es nur ein wenig ernst darauf angelegt hätte.

Abu-Gosch hat das nicht gethan. Wir sollten ihm eine schöne Kerze zum Opfer bringen.

Dieser Abu-Gosch hält das Gebirge, welches das Defilé abschließt, in seinem Besitz, und man kann von ihm sagen, daß er den Schlüssel von Jerusalem in der Tasche hat.

Es ist der Sohn des Abu-Gosch, des Räuberfürsten, wie er von den Arabern genannt wurde, mit welchem der Herr von Chateaubriand Geschenke ausgetauscht hat, und den der Herr von Lamartine durch seinen schönen Ausspruch: „Dictus ab hoc lenire tigres!“ bezauberte.

Wir hatten aber leider solche Geschenke und eine solche bezaubernde Sprache nicht. . . . So ließen wir es denn dabei bewenden, einen Janitscharen abzusenden und um die erforderliche Erlaubniß nachzusuchen, die uns denn auch großmüthig bewilligt ward.

Wir wurden des Mannes selber ansichtig. Er ist groß und schön, und mag etwa 45 Jahre alt seyn. Er ritt ein Raçepferd, schwarz wie die Nacht, dessen seidenhaarige Mähne die Erde berührte. Ich ritt der Karawane voraus, weil der Pfad zu schmal für zwei Reiter war. Da erschien er, mit einem kräftigen Seitensatze, einige Fuß hoch über mir. Ich grüßte ihn, indem ich mir mit der Hand Brust und Stirne berührte.

Digitized by Google

Er erwiederte meinen Gruß mit dem offenen Lächeln von Leuten, die schöne Zähne aufzuweisen haben, und sagte:

„Ich habe befohlen, daß man Dich passiren lasse; habe keine Furcht."

„Ich fürchte mich nicht, und danke Dir, gab ich ihm zur Antwort."

Wir grüßten uns noch einmal, und dann zog jeder seine Straße.

Eine Stunde darauf erblickten wir die fünf Hügel und die weißen Mauern von Jerusalem.

Die Expedition nach Mittel-Afrika.

(Herr Augustus Petermann berichtet in dem Londoner Athenaeum vom 10. d. M.)

Es sind Mittheilungen von Dr. Vogel bis zum 11. October d. J. eingetroffen. Er befand sich der Zeit noch in Murzuk, hatte aber seine Abreise für den folgenden Tag festgesetzt. Er war wegen seines Reisegefährten und Beschützers, des Bruders vom Sultan von Bornu — dem, wie Dr. Vogel sagt, eben so wie jedem andern in jenem Welttheile der Spruch: „Zeit ist Geld," völlig unbekannt ist — unumgänglich genöthigt gewesen, beinahe zwei Monate an jenem Platze zu verweilen, obgleich derselbe ihm nach ihrer Ankunft daselbst auf seine Frage, wann sie wieder abreisen würden, die Antwort gegeben hatte: „Tanwa, tanwa," unverzüglich, unverzüglich.

Dr. Vogel hat seine Zeit zu Murzuk zum Theil damit ausgefüllt, daß er seine Beobachtungen, deren Resultate daraus hierhergesandt worden sind, in's Reine gebracht hat; außerdem hat er auch die umliegende Gegend erkundet. Unter andern Dingen hat er in den Wady Dscherma, in der Nähe des Dorfes Khraik, ungefähr hundert englischer Meilen im Norden von Murzuk, einige interessante Gräber von hohem Alterthum gefunden. Diese Gräber bestanden aus ungefähr funfzig Pyramiden, meistens von sechs bis acht Fuß Höhe und eben so viel im Quadrat an der Basis; die Seiten waren den vier Weltgegenden zugekehrt. Nur zwei von diesen Pyramiden hatten eine Höhe von sechszehn Fuß. Eine der Pyramiden wurde geöffnet, und in ihrem Innern befand sich ein sorgfältig gebautes Grab, 5 bis 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und 3 Fuß tief, mit dem Skelett eines Kindes von anscheinend zehn bis zwölf Jahren, nebst einigen Perlen und Korallen. Dr. Vogel hätte auch gern das Innere einer der größeren Pyramiden gesehen; da aber bei dem Demoliren des Gesteins die Werkzeuge immer abprallten, so erklärte das dazu gedungene Volk, es müßte da ein Heiliger begraben liegen, dessen Störung ihnen Unglück bringen würde, und weigerte sich, weiter Hand anzulegen.

Sehr erfreulich ist die Kunde, daß der Dr. Vogel nicht im geringsten von dem Klima gelitten hat, und während seines Aufenthalts an dem höchst gefährlichen Orte Murzuk gar nicht unpäßlich gewesen ist, während fast alle seine Leute mehr oder minder vom Fieber befallen worden waren. Er hoffte innerhalb funfzig bis sechszig Tagen Kuka zu erreichen.

Aus dem Umstande, daß keine Nachrichten von Dr. Barth eingelaufen waren, läßt sich zweifelsohne folgern, daß dieser energische Reisende seinen Zug nach Timbucta fortgesetzt und die Untersuchung des mittleren Laufes der Kowara und der Länder in jener Region, die den Europäern noch unbekannt sind, begonnen hat.

Hamburgische Geschichten und Sagen, erzählt von Dr. Otto Beneke. Hamburg. Perthes-Besser & Mauke. 1854. IV. und 389 Seiten. Gr. 8.

Der Verfasser bemerkt im Vorworte: „Die alte Stadt Hamburg ist fast arm zu nennen an Sagen und Legenden der Vorzeit. . . . . Sagenhafte, durch mündliche Ueberlieferung von Thatsachen gebildete Erzählungen, wohin manche Berichte der geschriebenen Chroniken zu zählen, sind weniger selten. Reich aber sind wir, durch die bedeutungsvolle Vergangenheit unserer Stadt, an solchen historischen Momenten, welche sich füglich aus ihrem Zusammenhange nehmen und in die Form einer Geschichte bringen lassen. Aus einer diese drei Gesichtspunkte umfassenden Sammlung, theile ich hier in einer Anzahl Geschichten und Sagen den Versuch mit, nicht nur verhallende Kunden festzuhalten, oder Denkwürdiges auf's Neue zu berichten, sondern auch durch eine Reihe chronologisch geordneter Geschichten einige charakteristische Zeit- und Sittenbilder zur klaren Anschauung zu bringen."

Aus dem Inhalts-Verzeichnisse und den Anmerkungen (S. 374—389) ersieht man, daß der Stoff hauptsächlich aus handschriftlichen Hamburgischen Chroniken, dann aus gedruckten Werken und mündlichen Ueberlieferungen geschöpft ist. Der Verfasser hat seine Quellen überall nachgewiesen.

Unter den 125 erzählten Geschichten und Sagen bilden die ersteren aus dem im Vorworte angedeuteten Grunde die Mehrzahl. Ist der Verfasser in der Auswahl seiner Mittheilungen sehr glücklich gewesen, so hat er gleichfalls einigen Ueberschriften so gefaßt, daß sie die Leselust unwiderstehlich erregen müssen. Die Erzählungsweise ist volksthümlich, oft beibehalten, so weit es dem Verständnisse nicht schadete, wie sie in den Chroniken sich vorfand. Am rechten Orte sind Rückblicke auf eine uns nähere Vergangenheit oder die Gegenwart gethan, und wo sich eine Gelegenheit darbot, auf die Belebung des frommen Sinnes und der Tugendliebe durch ermunternde und warnende Worte zu wirken, ist dieselbe nicht unbenutzt geblieben.

Das Buch hat während der wenigen Tage, die seit seinem Erscheinen verflossen sind, sich unter uns schon sehr viele Freunde erworben und die beifälligste Aufnahme gefunden; die obige Anzeige kann daher nur allein zum Zwecke haben, die nichthamburgischen Leser dieser Zeitschrift auf dasselbe als auf ein in mehrfacher Beziehung interessantes und beachtungswerthes Erzeugniß der neuesten deutschen Literatur aufmerksam zu machen.

Die äußere Ausstattung ist ansprechend; das sinnvolle treffliche Bild auf der oberen Seite des Umschlages, von Otto Speckter's kunstfertiger Hand, welches wol verdient hätte, als Titelkupfer beigegeben zu werden, zeigt auch einige symbolische, auf Sagen und Geschichten sich beziehende Andeutungen, die freilich nur ein hamburgisches Auge sofort erkennen wird. H.

Digitized by Google

Die Jugendschriften von Franz Hoffmann, Julius Hoffmann und Richard Baron, von denen bis jetzt 17 Bändchen im Verlage von Trewendt und Granier in Breslau erschienen, sind jetzt mit dem 18., 19. und 20. Bändchen vermehrt, welche betitelt:

Das Christfest in der Familie Frommhold. Eine Weihnachtsgeschichte für Jung und Alt von Richard Baron. Mit 4 Stahlstichen. 114 Seiten. 8.

Die letzte Wacht. Eine Erzählung für die Jugend von Julius Hoffmann. Mit 1 Stahlstich. 130 Seiten. 8.

Freundschaft und Rache. Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von Richard Baron. Mit 4 Stahlstichen. 134 Seiten. 8.

Wenn man den Preis dieser billigen Jugendschriften (jedes Bändchen 7½ Sgr.) berücksichtigt, so muß man anerkennen, daß die Verlagshandlung nichts unterlassen, um für ein ansprechendes Aeußere derselben zu sorgen. Unter den Stahlstichen zeichnet sich vorzüglich derjenige aus, welcher der Erzählung: „Die letzte Wacht" beigegeben ist. In dieser Erzählung sind die Schicksale eines jungen Sachsen geschildert, der durch die französische geheime Polizei gezwungen wurde, sich dem Zuge des Kaisers Napoleon nach Rußland anzuschließen. Sie ist ganz geeignet, um die Theilnahme der Leser zu erwecken. So wie bei den Schriften der oben genannten geachteten drei Jugendschriftsteller in der Regel eine Lehre, die bezweckt, die Kinder auf den Weg des Guten, Wahren und Schönen zu leiten, zu Grunde liegt, so auch bei den neuesten. In der Weihnachtsgeschichte: „Das Christfest in der Familie Frommhold" wird gezeigt, daß ein Herz, welches weiß und fühlt, um wie viel köstlicher es sei, Andere glücklich zu machen, als selbst glücklich zu sein, ein Glück sei, daß mit allen Schätzen dieser Welt nicht erkauft werden könne. — Aus der Erzählung: „Freundschaft und Rache" sollen die jungen Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß Liebe, Freundschaft, Ehre, Macht und Reichthum nur dann Werth haben und Segen bringen, wenn sie als Anwiede und Mittel betrachtet werden, im Dienste Gottes und der Menschheit das höchstmöglichste Maaß des Guten und Beglückenden für den Besitzer und seine Nebenmenschen anzufüllen.

Die Erzählungen reihen sich, sowol was den Stoff als Darstellungsart anlangt, den früher gelieferten und von der Jugend gerne gelesenen der Verfasser an und werden ihren Zweck nicht verfehlen.

J. C. Andersen's Sämmtliche Werke. Vom Verfasser besorgte Ausgabe. Siebenter und achter Band. Leipzig. Verlag von Carl A. Lorck. 1853. 357 und 450 Seiten. 8.

Ihr Versprechen erfüllend hat die Verlagshandlung diese beiden letzten Bände der Gesammtausgabe von Andersen's Werken noch vor Jahresschluß geliefert, und damit ein schönes und billiges Festgeschenk zur Vermehrung einer jeden Hausbibliothek, in welcher sie nicht, oder doch nur einzelne Bestandtheile derselben, vorhanden sind.

Der siebente Band enthält: Reiseschatten (S. 1—96). — In Schweden (S. 97—213). — Das Märchen meines Lebens (S. 214—357); der achte (dramatische Schriften und Gedichte): Raphaella, Tragödie in 5 Acten (S. 1—66). — Agneta und der Meermann, dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen (S. 67—134). — Der Mulatte, romantisches Drama in 5 Acten (S. 135—204) — Die Glücksblume, Märchen-Komödie in 2 Aufzügen (S. 205—260) — Ahasverus, dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen (S. 261—346). — Gedichte S. 347—450).

Der Inhalt, wie man sieht, ist also ebenso interessant als mannigfaltig; den Preis wird wol von Jedem, der es schon gelesen und nun wieder liest, so wie von Allen, denen es noch unbekannt ist, „Das Mährchen meines Lebens" erhalten, von welchem Andersen sagt: „Mein Lebens-Märchen bis zu dieser Stunde (Juli 1846) liegt vor mir aufgerollt so reich und schön, ich könnte es so nicht dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast Alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zu dem ärmsten Bauer herab, habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben. — Offen und vertrauensvoll, als säße ich unter lieben Freunden, habe ich hier mein eigenes Märchen erzählt, meine Sorge wie mein Glück ausgesprochen, habe meine Freude über jede Huldigung und Anerkennung geäußert, wie ich glaube, daß ich sie vor Gott selbst aussprechen könnte. Ob das Eitelkeit sein mag? ich glaube es nicht; mein Gefühl war bewegt und demüthig dabei, mein Gedanke war Dank gegen Gott. Daß ich es erzählte, geschah nicht blos darum, weil ich eine solche Lebensskizze zu der Gesammt-Ausgabe meiner Schriften zu liefern aufgefordert wurde, sondern weil meine Lebensgeschichte der beste Commentar zu allen meinen Werken sein wird."

Aus der Jugendzeit. Gedichte von Adolf Wilhelm Wolff. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1853.

Unter den vielen neu erscheinenden Gedichtsammlungen, die gewöhnlich bald wieder in das Meer der Vergessenheit versinken, können wir nicht umhin alle Freunde der Lyrik auf die vorliegende besonders aufmerksam zu machen, da sie es so sehr verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Aber mehr als unsere Empfehlung, wird das Buch wahrscheinlich für sich selbst sprechen, das eine so reiche Auswahl, und eine wahre Perlenschnur der lieblichsten und zartesten Lieder enthält. Die Form dieser Gedichte ist so rein, leicht und gefällig, daß man oft beim Lesen schon in Versuchung geräth die Lieder zu singen, und in allen liegt eine Tiefe und eine Innigkeit des Gefühls, die von Herzen gekommen, auch zu Aller Herzen sprechen wird.

„Nicht mitzuhassen, — mitzulieben bin ich da," hat der Dichter sich als Motto erwählt, und die Liebe zu allem Schönen und Edlen spricht sich fast in jedem seiner Lieder aus. In dem schönen Gedichte: „Einer jungen Dame" sagt der Verfasser:

Digitized by Google

„Mit ihrer Milch hat mich die Mutterbrust
Der Liebe groß gesäugt. Ob Alle hassen,
Ich, der bisher vom Hasse nichts gewußt,
Werde fortan auch nicht von Liebe lassen."

Der Horizont des Dichters ist kein weiter, und dennoch ein unbegränzter, er singt der Liebe in reinen, vollen Akkorden, und das Familienleben in seiner Innigkeit hat ihm Stoff zu den schönsten Liedern gegeben.

Eine Auswahl aus diesen Gedichten zu treffen hält schwer, fast ein jedes weiß unser Gemüth zu fesseln, und so wollen wir denn ohne zu wählen aus dem reichen Kranze hie und da einige Blumen mittheilen. In dem Gedichte „Die Guten" spricht sich eine schöne Glaubensfreudigkeit aus:

„Wenn manchmal auf der Erden,
Dir auch recht schlimm zu Muth,
Gut wird doch Alles werden,
Bist Du nur selber gut.

Du kannst es nur drauf wagen,
Zu gehn, wohin's gefällt.
Es ist in unsern Tagen
Noch nicht so schlimm die Welt.

Fließt auch kein Saft der Trauben
Für Dich aus goldnem Horn,
So gibt doch wohl dein Glauben
Zum Brote Dir das Korn.

Hast Du kein weiches Kissen
Wie in der Mutter Haus,
So polstre dein Gewissen
Den Stein mit Federn aus." ꝛc.

Und in dem nachstehenden entfaltet sich ein stolzer Bilderreichthum:

Vor dem Schlafen.

„Es schaut mein Gott herab auf's Erdenland;
Sein Antlitz leuchtet mild wie Mondesschein.
Er hält den Abendstern in seiner Hand,
Den funkelnden Edelstein.

Um seine Schultern flutet als Talar
Des Sternenhimmels stolze Herrlichkeit.
Die Wolken wallen als sein Lockenhaar
Hernieder auf's Sternenkleid.

Ich habe unter seines Kleides Saum
Mich hingelegt. Mit Blumen ist gefüllt
Das weite Kleid, das einen rosigen Traum
In jegliche Falte hüllt.

In einer Falte ruht mein Haupt; es deckt
Die Traumesblume meine Augen zu.
O störet nicht, eh' des Morgens Kuß ihn weckt,
Des Schlummernden sanfte Ruh'!"

„Das sterbende Kind" nach Andersen ist meisterhaft übertragen; und das schöne Gedicht „Die Mutter am Christabend" können wir uns nicht versagen hier ganz mitzutheilen:

„Die Lichter brennen hell im Weihnachtsbaum,
Und dreimal hörten schon das Glöcklein klingen
Die Kinder, die, sich vor Erwartung kaum
Zügelnd, behende nun in's Zimmer springen.

Bald haben sich die Gaben angeschaut
Die Größeren, indessen dort die Kleinen
Den Baum anstaunen, bis sie Alle laut
Jubeln und Jeder fortschleppt mit dem Seinen.

Die Mutter aber und der Vater sehn
Gesenkten Hauptes hin auf ihre Lieben.
Um Dank zu sagen, kommen her und stehn
Neben den Zwei'n der blüh'nden Söhne sieben.

Da drückt die Mutter vor's Gesicht die Hand
Und möchte gern den Andern es verhehlen,
Daß, tröpfelnd von der Augenlider Rand,
Thränen sich ihr auf's bleiche Antlitz stehlen.

O, weine die beglückte Mutter nur!
Doch möge sie die Hand vom Auge nehmen.
Es braucht ja einer Freudenthränenspur
Nimmer ein Mutterantlitz sich zu schämen.

Nicht Freudenthränen sind es. Als zu ihr
Die Sieben kamen, seufzte sie und dachte:
„Vor einem Jahre war noch Einer hier,
Aber es fehlt heut Abend mir der Achte."

Das war der Mutter allerjüngster Sohn,
Doch konnt' er von den Armen unter Lachen
Die Hände nach dem Weihnachtsbaume schon
Strecken und ach, wie große Augen machen!

Nun liegt er in des Friedhofs kaltem Grund
Und hat die großen Augen zugeschlossen;
Statt seiner Brüder sind zu dieser Stund'
Engel im Himmel seine Spielgenossen.

Was weinst Du, Mutter? Ist nicht gut dein Kind
Wie einst in deinen Armen, aufgehoben?
Wol streut den Schnee um seine Gruft der Wind,
Aber er selber feiert Weihnacht droben.

Die Augen trocknend, weine nun nicht mehr;
Sink' auf die Knie mit deinen sieben Söhnen!
Dein achtes Kindlein wird von droben her
Himmlische Weihnachtsfreud' in's Herz Dir tönen."

Aber auch das naive Element und der Humor sind vertreten, als Beispiel mögen die beiden nachstehenden dienen:

Kopf herum.

„Hältst Du mich denn für so dumm?
Warte nur ein Bischen!
Dreh' ich Dir den Kopf herum,
Raub' ich schon ein Küßchen.

Digitized by Google

Links und rechts! — Nun hab' ich Dich!
Ach, ich bin erschrocken.
Unbarmherzig schlägst Du mich
Mit den goldnen Locken.

Kopf herum! — Wie wunderbar!
Schnell bist Du entsprungen;
Hältst von hinten nun sogar
Mir den Kopf umschlungen.

Hältst Du mich denn für so dumm?
Wenn ich selbst mich wende,
Sieh', dann hat das „Kopf herum!"
Für uns Beid' ein Ende."

Bescheidenes Maaß.

„Einen Kuß, noch einen Kuß!
Und dann kommt der dritte;
Jetzt noch einen zum Beschluß,
Weil ich darum bitte.

Mehr als einen nehm' ich noch,
Denn so ist's mein Wille;
Doch Du rufst: „So halte doch
Endlich, endlich stille!

Und Du ziehst den Mund zurück,
Willst nicht länger küssen,
Hast in diesem Augenblick
Aber dennoch müssen.

Ich bin Freund der Mäßigung,
Mehr ist überflüssig;
Doch, weil Du so schön und jung,
Nur noch einmal küss' ich.

Ich bin ein Philosophus,
Dieser sei der letzte!
Endlich macht mir doch Verdruß,
Was mich erst ergötzte.

Dieses Küssen ohne Zahl
Schadet noch uns Beiden;
Noch einmal und noch einmal,
Weil ich so beschieden."

Von den Sonetten, die in reicher Anzahl vorhanden, möchten wir mit Platen sagen:

„Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze."

Um zu zeigen, wie sicher und leicht sich der Dichter in den engen Grenzen des Sonettes bewegt, diene das folgende.

Der Schwan.

„Es liegt der Schwan auf blauen Wasserringen
Und läßt sich treiben von den flücht'gen Wogen;
Er hält, den stolzen Hals rückwärts gebogen,
Das Haupt verborgen unter seinen Schwingen.

Wenn die Erinn'rung mir erzählt von Dingen,
Nach denen ich umsonst die Welt durchzogen,
Möcht' in dem Fittig, der sich matt geflogen,
Auch ich mein Haupt so gern zur Ruhe dringen.

Forttreiben möcht' ich auf dem stillen Geleise
Des Lebens, ohne daß ich selber wähle
Die Bahn, die hinführt an das Ziel der Reise.

Zu schweigen wünscht die sanggewohnte Kehle,
Bis sterbend einst dem Schwane gleich sich, leise
Anhebend, laut im Lied aufschwingt die Seele."

Schließlich wollen wir noch der ungemein ansprechenden Elegien, und der Sonette „Zu Sculpturen von Thorwaldsen" erwähnen, und wird sicher diese Gedichtsammlung sich in der Nähe und Ferne die Herzen Aller, welche für Poesie empfänglich, zu erobern wissen. H. Z—se.

Vom Sinai, Olymp und Tabor. Studien zur Philosophie der Geschichte, Religion und Kunst. Von Joseph Bayer. Leipzig, bei Hübner. 1854. S. VIII. 160.

Diese Schrift, dedicirt dem Ritter von Bergenthal, k. k. Gubernialrath, ꝛc. und datirt: Prag im Juni 1853, scheint auf Böhmischen Boden entsprungen zu sein, und ist schon darum als „seltener Vogel" beachtenswerth, mehr aber noch durch die würdige Weise, in welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt. Drei zu einem Ganzen verbundene Aufsätze bilden den Inhalt dieser Schrift: 1) Jehovah und sein Prophet Moses, 2) der Staat des Perikles und die Götter des Phidias, 3) Christenthum und Kunst, führen damit den Geist auf die Gipfel jener heiligen Berge, welche der Titel bezeichnet, und zeigen auf eine sinnige Weise, in oft poetischer Auffassung den inneren Zusammenhang jener beiden Religionsformen mit dem Christenthum und der Kunst. Indem sie eine Mittelstellung zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und freier Kunstproduktion behaupten, entsprechen sie nicht allein dem Bedürfnisse jedes Gebildeten, sondern Aller, „welche ihr Auge mit intensivem Götterlicht füllen; ihm so eine ethische Stärkung verleihen wollen für das oft trostlose Hinausschauen in die Gegenwart." Diese thun wohl, nochmals im Geiste die heiligen Gipfel des Sinai, Olymp und Tabor zu besteigen, und das ideale Weltbild, das man ehedem von hieraus überschaute, in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Sie werden dann, sagt der Verf., die Welt als eine gottgeschaffene, götterdurchwandelte, gotterlöseste in dreifachem Verklärungsscheine schauen und zu der Gewißheit gelangen, daß nicht nur der einzelne Dichter seine Weihestunden hat, sondern ganze Völker durch solche Epochen eines erhöheten

Digitized by Google

Geistes-lebens hindurchschreiten die mit den wundervollen Thatsachen der Offenbarung erfüllt sind. Wenn wir diese idealen Weltereignisse in unserem Denken zu subjektiven Erlebnissen gemacht haben ꝛc., dann können wir ruhiger dareinsehen, wenn Gott heutzutage hier aus der Welt herausgrängnet, dort in sie hineingetragen wird; wir haben uns ja aus der Vergangenheit den Glauben an die Idealität in der Geschichte wieder geholt, und so bleibt uns in der Dürre der Gegenwart ein ernstheiterer Muth für die Zukunft erhalten." Aber eben weil jetzt Viele in Staat und Kirche nur äußerlich mitleben, ihr innerer Mensch aber außerhalb der Kirche und des Staates steht indem sie mit jenem nur durch Militairpflicht und Besteuerung ꝛc., mit dieser nur durch gewisse unvermeidliche Sacra zusammenhängen, so daß sie diese göttlichen Mächte, die ehedem den einzelnen Menschen ganz und gar in Besitz nahmen, nur in oberflächlichen Beziehungen festhalten, ohne daß sie allein beherrschend in sein Gemüth und Gewissen dringen; eben weil bei dieser bedenklichen Vereinzelung es für den denkenden Geist sittlich kräftigend ist, in jene Zeiten zurückzugehen, wo jene verlorne Einheit in ursprünglicher Kraft bestand, und Kirche und Staat, wie in einem geistigen Mutterleib die einzelne Individualität in sich schlossen: eben darum führt der Verfasser „zur historischen Erbauung" zuerst das erhabene Gebäude des Mosaischen Staates vor Augen, wo die Religion staatsgründend und wo die religiöse Offenbarung sich jene staatlich bindende Gesetze bestimmte (wobei der Verfasser auf Voltaire's und Schillers Grundirthum [in der „Sendung Mosis"] hinweiset, der Moses zum idealen Zeitbürger des 18ten Jahrhunderts macht); dann die goldstrahlenden Bilder der griechischen Staatsgötter, wo aus dem politischen Gemeinwesen die alten Urgötter auch zu politischen Göttern wurden, um dann als religiöse Symbole der Staatsherrlichkeit von der Kunst erklärt zu werden, und wendet sich dann dem höheren Geiste zu, der in dem christlichen Gottesreiche waltet, seinen still durch die Jahrhunderte fortrückenden Weltröstet in der ewigen Mnemosyne, die uns an alle Offenbarung erinnert, und jedes verklungene Götterwort in uns wieder wachruft. Wie der jüdische Jehovah in dem erschöpfenden Götterbegriff der christlichen Trinität als des ewigen Vaters, wie der Dekalog vom Sinai eben so in die tiefere, christliche Ethik eingezogen ist, so haben in gleicher Weise die olympischen Formgedanken der Hellenen, ihre verklärte Wiedergeburt in der christlichen Kunst gefeiert." — Wer für solche Auffassung ein empfängliches Gemüth hat, wird die Schrift nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen! Dr. J. C. Kgr.

Kleine Schauspiele und Sprüchwörter für Kinder von J. W. Zum Aufführen. Berlin. Verlag von Julius Springer. 86 Seiten. 8.

Dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein enthält zwei in Scene gesetzte Wörter: Spiegel-Eier und Glückwunsch, die dramatisch bearbeiteten Sprüchwörter: Kleider machen Leute; das Kleid macht nicht den Mann, in einem Stücke, und zwei Schauspiele: Der kleine Schornsteinfeger und: Der leichtsinnige Knabe, das letztere nach Campe. — Der Verfasser versichert, daß er oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß solche Unterhaltungen, wo eine geistige und körperliche Thätigkeit zugleich sich entfalten könne, den Kindern immer die größte Lust gewähre und daher lebende Bilder, Wörter darstellen, Sprüchwörter durch kleine improvisirte Scenen aufführen, sie größtentheils am angenehmsten beschäftige, und wenn man ihnen einmal Anleitung zu solchen Darstellungen gegeben habe, sie darin für den Verstand Nahrung finden und der Phantasie ein weiter Spielraum geöffnet sei. Die mitgetheilten Versuche sollen als Beispiele dienen; die beiden Schauspiele sind nur den Kindern zu Gefallen eingerichtet; denn „die Stoffe," wie der Verf. sehr richtig sagt, „die man zu dergleichen Bearbeitungen wählen kann, müssen so einfach sein, daß die größere Ausdehnung, zu welcher die Form zwingt, bald ermüdend wird, namentlich für die erwachsenen Zuschauer, auf deren Theilnahme doch immer gerechnet wird." Die beiden abgedruckten kleinen Schauspiele werden übrigens Kindern gewiß bei der Aufführung Freude machen und entsprechen allen Anforderungen, die man an solche Arbeiten machen darf, eben so genügend, als die drei vorbergehenden Wörter- und Sprüchwörter-Spiele.

Miscellen.

Einem älteren englischen Blatte (Freeman's Journal vom 18. September 1789) zufolge, ist der Herzog von Wellington in seinen jüngeren Jahren auch ein flinker Fußgänger gewesen, indem er als ehrenwerther Arthur Wellesley mit einem Herrn Whaley um 150 Guineen gewettet hatte, eine Tour von fast sechs englischen Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Er gewann seine Wette noch fünf Minuten vor der ihm gegebenen Frist.

Unter der Unterschrift: „Was aus einem Schotten werden kann," erzählt der Atlas folgende Anecdote aus älterer Zeit: Der Marschall Keith führte den Befehl über die österreichische Armee, welche eine lange Zeit die von dem Großvezir befehligte türkische Macht an der Donau bekämpfte, und beide Feldherren hatten bei dieser Gelegenheit, nach einer langen blutigen Schlacht, eine persönliche Zusammenkunft. Als die im Beisein von mehreren Offizieren gehaltene offizielle Besprechung beendigt war, lud der Großvezir den Marschall Keith, einen gebornen Schottländer, noch zu einer Privatunterredung ein, wozu derselbe sich auch willig verstand. Als Letzterer darauf in das Zelt des Ersteren, wo er außer diesem niemand antraf, eingetreten war, warf derselbe den Turban ab, riß sich den falschen Bart vom Gesicht, eilte dem Marschall entgegen, und redete ihn in seiner Muttersprache an. Es erwies sich nun, daß der jetzige Großvezir ein ehemaliger Schulkamerad des österreichischen Marschalls gewesen, aber vor dreißig Jahr aus einer Sprengelschule in der Nähe von Methlin verschwunden war.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETY

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 103. Sonnabend, den 24. December. 1853

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Weihnachtslied eines Zeitungsschreibers, von Herm. Grieben.. Seite 805
Briefe aus dem Orient. (VI.) ..... „ 805
Literatur:
Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. (Schluß.) ..... „ 808
Dramaturgische Studien. Von Dr. Ludwig Eckardt ..... „ 809

Weihnachtslied eines Zeitungsschreibers.

Die Ströme stuern in Eise
Bis in die ferne See,
Die Bäume stöhnen leise,
Die Felder ruhn in Schnee.
Die Nebel ziehn gespenstisch,
Daß man beinah' sich bangt
Und ängstlich am Kredenztisch
Nach Grogg und Punsch verlangt.

Wie feierlich müssen blättern
Im großen Buch der Zeit,
In Nebeln und in Wettern,
Im Fürsten- und Völkerstreit.
Doch dennoch und trotzdessen —
Wohl dem der nichts vergißt!
Wir wollen nicht vergessen,
Daß heute Weihnacht ist.

Nur Einen Tag sei Friede
Uns Ruhe uns gegönnt!
O zürnt nicht meinem Liede,
Doch folgt ihm, wenn ihr könnt!
Auf Eine stille Stunde
Laßt euhn einmal den Zwist!
Macht um den Baum die Runde:
Gelobt sei Jesus Christ!

Herm. Grieben.

Briefe aus dem Orient.

VI.

Jerusalem.

Es ist leichter nach Jerusalem hinzukommen, als es wieder zu verlassen. Unser kleiner Trupp ist so enthusiastisch aufgenommen worden, daß man uns nicht wieder gehen lassen will. Unsere doppelläufigen Flinten machen diese gar zu ausgezeichnete Aufnahme erklärlich, wenn sie dieselbe auch nicht rechtfertigen. Man versichert uns, daß wir mit ein Hundert vreständig angewandten scharfen Patronen uns des Platzes bemeistern könnten. Nun, wir werden späterhin sehen, wie wir uns in diesem Stücke zu verhalten haben. Selbst die Türken scheinen es wünschenswerth zu finden, die Herrschaft in unsern Händen zu sehen, mindestens — auf einige Zeit.

Digitized by Google

Am Tage unserer Ankunft selber hatte die Garnison, die übrigens nur ein halbes Regiment stark gewesen war, den Befehl zum Ausmarsch aus Jerusalem erhalten, um, ich weiß nicht welchen, Posten am schwarzen Meer zu besetzen.

Das Land ist sich nun selbst überlassen, was ihm — es kennt sich — nicht eben zur Beruhigung gereicht. Man höre, was geschieht, wenn die Garnisonen sich entfernt haben: Das Landvolk, durch keinen Strafcodex entwaffnet, zieht dann nach den Städten, plündert erst die Europäer, um in Tritt zu kommen, und macht sich hinterdrein auch über die Muselmänner her.

Nun sieht man, was Jerusalem bevorsteht. Unsere Mauern sind ziemlich solide, auch sind wir sehr auf unsrer Hut, aber in unserer Nachbarschaft hören wir jede Nacht Gewehrfeuer. Glücklicher Weise tödtet man sich noch nicht viel, aber man macht ein Haus. Der alte Pascha — ich will einem Manne nichts Uebles nachreden, mit dem ich gerauscht habe — hat nicht die Kraft, dieser Unordnung zu steuern: er versucht's, aber seine Mittel taugen nicht.

So ist er auf den Einfall gekommen, eine Art irregulairer und nichtuniformirter Truppe zu bilden, die Bachim-Bozuk genannt wird und als Stadtpolizei fungirt. Diese Polizei wird per Stockschläge gehandhabt: man wird von den Agenten abgefaßt, abgeurtheilt und abgestraft. Das macht sich Alles, wie wenn man eine Hand umkehrt, und es wird so das Langweilige der Zuchtpolizei vermieden. Es kömmt aber leider auch vor, daß die Verurtheilten nicht Lust haben, sich durchprügeln zu lassen und sich zur Wehr setzen. Um nicht den Kürzeren zu ziehen, verstärkt die Polizei dann ihre Reihen; da aber die Verwandten und Freunde des Rebellen ein Gleiches thun, so kömmt's zu einer förmlichen Schlacht. Die Kinder laufen kreischend von den Straßen, die Hunde bellen den Mond an, und die Frauen begießen die in den engen Straßen im Kampf begriffene Polizei von den Terrassen der Häuser herab mit Wasser oder schleudern ihr auch Steine auf den Kopf. Das nennt man nun die Ordnung herstellen und den Frieden in der Stadt erhalten!

Auf dem Lande geht's noch ärger zu.

Die Civilisation hat in den Städten mindestens eine Art von milderen Sitten, und etwas, das einer Gesetzlichkeit ähnlich sieht, eingeführt. Das Land ist noch der Brutalität gewaltthätiger Sitten Preis gegeben. Es würde eine allmächtige Autorität Noth thun, um alle diese einander feindlichen und kampflustigen Stämme im Zaum zu halten und zu beherrschen. Die Ebene und das Gebirgsland erklären sich keck den Krieg, wie vor Zeiten die Ritter und die Republikaner des Mittelalters. Ich gedenke innerhalb acht bis zehn Tagen einer förmlichen Schlacht beizuwohnen, welche der Stamm des Abu-Gosch und der vom Berge St. Johannes einander liefern werden. Es handelt sich unter Beiden um die Frage, wer von ihnen berechtigt ist, die Europäer zu brandschatzen.

Sie sehen, daß wir bei der Sache interessirt sind. Ich für meinen Theil wünsche Abu-Gosch den Sieg, denn das ist ein Mann von charmanten Manieren, der eine Karavane mit einem Anstand, einer Artigkeit und einer Zartheit der Formen ausplündert, die eines Fürsten von besserer Erziehung würdig sein würden. Auf dem St. Johannes-Berge würde es noch vieler Uebung bedürfen, um es bis zu dieser feinen Ungezwungenheit zu bringen. Das Schlachtfeld ist bereits bestimmt; man nennt das Thal zwischen den beiden Hügeln von Terebint. An diesem Tage wird das Pulver das Wort führen.

Zu Bethlehem steht die Sache ernster; dort liegen Christen und Muselmänner mit einander in Hader.

Es ist dort, in einem Weinberge, am Fuße des auf einem Hügel erbauten Thurms, ein getödteter Araber gefunden worden. Die Verwandten des Ermordeten behaupten, daß der Mörder ein Katholik gewesen sei. Die Katholiken haben das Anfangs in Abrede gestellt, sich nachdem aber zu einer Geldentschädigung bereit erklärt. Der Araberstamm hat sich hiezu nicht verstehen wollen, und hat, da er sein Blut hoch anschlägt, die Auslieferung von vier Christen verlangt, um sie zu Sclaven zu machen.

Darüber ist Bethlehem in große Bestürzung gerathen; die Araber haben jedoch eine Frist von funfzig Tagen bewilligt, um erst die Ernte einzubringen und die letzte Weinlese zu halten.

Heute ist es schon der fünf und dreißigste Tag, und es ist in dieser Sache noch kein Beschluß genommen worden. Man hatte gehofft, daß die Behörde sich in's Mittel legen würde; aber die Behörde hier ist leider nicht die Macht.

Inzwischen ist ein Christ vor seiner Hausthür ermordet worden. Seine Glaubensgenossen wissen nicht, bei wem sie um Gerechtigkeit nachsuchen sollen. An den Gouverneur sich zu wenden, wenn alle Bande der Gewalt gelockert zu sein scheinen, wagen sie nicht, und doch können sie einen solchen Mord nicht ungestraft lassen. Da haben sie denn trotz aller Aufrichtigkeit und Bescheidenheit unsrer Einerden uns als die Repräsentanten eines befreundeten Volks ansehen wollen; auch haben wir selber ihnen den traurigen und frommen Dienst nicht versagen können, einen in unserer Gegenwart abgefaßten und unterzeichneten Protest über Rechtsverletzung nach Frankreich zu fördern, mit dem ehrerbietigen Gesuche um Schutz und Unterstützung. Auf unsere Bemerkung, daß Frankreich fern sei, wurde uns erwiedert, Frankreich sei auch groß.

Die türkische Regierung ist an diesen Unordnungen nicht schuld; sie bedauert sie, und sie möchte sie gern verhüthen und wieder gut machen; aber es ist augenblicklich nicht ein Soldat in ganz Palästina vorhanden. Der wahrhafte Feind in den Augen der Regierung ist nicht der Beduine, der jedenfalls doch den Mahomed ehrt und Allah anbetet, sondern der Russe, der das griechische Kreuz auf die Kappel der St. Stephanskirche setzen will. Diese Beduinen-Araber würden übrigens, durch ihre Berge geschützt, in den Schluchten ihrer Thäler verborgen, selbst den Anstrengungen der energischsten Regierung eine lange Zeit Trotz bieten können. Hier ist nicht anders Frieden zu begründen, als indem man eine Einöde schafft! Ein Zug wird genügen, die Vermessenheit der Beduinen darzuthun.

Vor drei Tagen sollte die Garnison von Hebron abgelöst werden, welche die gefährlichen Grenzen von Arabien bewacht. Zu dem Ende wurden unter Escorte Kameele und Maulthiere, um die Kranken zu transportiren, so wie Gepäck und Lager-Effecten abgesandt. Drei Lieues von Jerusalem ist Alles aufgehoben worden, die Maulthiere, die Kameele sammt, der Bedeckung. Ich habe das bei dem Pascha selber vernommen. Ich berichte nichts nach Hörensagen, was immer unzuverlässig ist, und gehe in dem, was ich Ihnen mittheile, mit größter Behutsamkeit zu Werke. Wie sehr die Correspondenten aus dem Oriente den Deckmantel der

Digitized by Google

Entfernung mißbrauchen, habe ich noch kürzlich mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Eine Nummmer der Patrie, die ein dieser Tage hier angekommener Europäer dem Patriarchen von Jerusalem mitgebracht hatte, enthielt u. a. auch die Nachricht, es sei hier ein Abgesandter der hohen Pforte mit dem Auftrage Sr. Hoheit des Sultans angekommen, die letzten Firmans in Betreff der heiligen Stätten in Ausführung zu bringen. Besagtes Journal hatte dem noch hinzugefügt, daß der Abgesandte Mahmuds wohl aufgenommen worden sei und die in Rede stehende Frage eine völlige und zufriedenstellende Lösung gefunden habe.

Diese Kunde ist zu Jerusalem aber erst durch das Lesen des Pariser Blattes bekannt geworden.

Züge dieser Art könnte ich mehrere anführen.

Es ist merkwürdig, inmittro all der plötzlichen Erschütterungen und Veränderungen, von welchen man jeden Morgen beim Erwachen hört, das türkische Phlegma und die muselmännische Gleichgültigkeit zu studiren. „Es hat geschrieben gestanden!" dieser Ausruf gilt für Alles. Gott will es, und da hat der Mensch sich nicht weiter darum zu bekümmern. Ich sehe von hier aus, welch eine Figur Paris machen würde, wenn es sich in der Sackgasse befände, in welcher Jerusalem schlummert. Welch ein Treiben unter dem Peristyl der Börse, welch ein Wagen auf dem italienischen Boulevard, welch ein Drängen zu Tortoni! Hier kehrt Alles, wenn Bachem-Bazuk seine Runde gemacht hat und mit seinen kleinen Executionen fertig ist, in seine anscheinende Ruhe und zur gewohnten Ordnung zurück. Der Kaufmann legt in dem halb offen stehenden Bazar seine Stoffe von Damascus, seine Glaswaaren von Hebron aus; der Santon murmelt, den Rosenkranz in der Hand und sich in kleinen Schritten fortbewegend, seine Gebete her, während ein Fatimite in grünem Turban in der Sonne seinen langen schwarzen Bart kämmt, oder an uns vorüber geht, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Gestern hatte ich mit einigen Freunden einen Ausflug nach den Ufern des todten Meeres gemacht. Wir kamen Nachmittags zurück. Zwei Lieues von der Stadt hörten wir mehrere Kanonenschüsse, deren Echo in den Thälern der Geenne und Josephats furchtbar widerhallte. Ich fürchtete, die Thore verschlossen zu finden; wir setzten unsere Pferde in Galopp, und trafen noch vor Sonnenuntergang ein.

Die Türken feierten ein großes Fest, ihr Kurbun-Beiram oder Opferfest. Bei diesem Feste werden im ganzen Reiche des Islamismus lebendige Opfer geschlachtet. An kleinen Orten, zu arm, um Gott mit großen Kosten zu verehren, begnügt man sich damit, einem Huhn den Hals abzuschneiden, das dann von dem Iman, das ist der Priester, im Familienkreise verzehrt wird. Zu Mecka, wo die Pilgerfahrt augenblicklich die Blüte der Gläubigen versammelt, wird ein Schaaf, ein Ochs und ein Kamehl geopfert.

Ich glaube, daß man es zu Jerusalem mit dem Ochsen und dem Schaafe bewenden läßt. Ich hätte gern der Opferung mit beigewohnt, aber selbst die Gunst des Paschas vermochte es nicht, mir die Pforten der Moschee Omar's zu erschließen. Es steht Todesstrafe für jeden Ungläubigen darauf, der es wagen würde, nur ihre Schwelle zu überschreiten. Ich habe mich also mit dem begnügen müssen, was ich draußen habe wahrnehmen können, wobei ich mich, aus Respect vor der — Bastonnade selbst noch in einiger Entfernung hielt. Der Muezzin verkündete das Gebet von dem Balkon der sämmtlichen Minarette und mit weit stärkerer Stimme. Es handelte sich in der That um ein feierliches Fest! Die Reichen legen neue Kleider an, und die Aermsten sehen sich nach einem Streifen weißen Zeuges um, um ihn um ihre geschorenen Köpfe zu winden; sie alle ziehen dann, den Tarbosch auf dem Haupte und barfuß, langsam durch die Straßen, den Tempeln zu. Die Kirchhöfe sind überfüllt von Menschen: es ist als ob man den Poire-Lachaise sähe. Am 2. November bilden die Frauen unter diesem in stillen Betrachtungen verlorenen und trauernden Haufen die Mehezebi. Sie halten sich eine lange Zeit unbeweglich auf den Gräbern ihrer Todten, gleich Bildsäulen des Grames; gekleidet sind sie an diesem Tage in Blau, mit weißem Schleier und schwarzer Maske. Von Zeit zu Zeit setzen sie sich im Kreise um einen Leichenstein herum, geben sich die Hände, und wechseln unter einander mit leiser Stimme die bittern und sanften Worte des Kummers und der Hoffnung.

Wenn man gehörig gebetet und geweint hat, dann geht's an's Essen, und der Türke ißt viel! Die Frauen sind bekanntlich von diesen Mahlzeiten ausgeschlossen. Die Frau hat nicht das Recht, in Gegenwart ihres Gebieters zu essen; aber sie besuchen einander mindestens fern von den Männern, beingen einen Theil des Abends im Bade und fast die ganze Nacht auf ihren kühlen Terrassen zu.

Der alte William Shakespeare, der alle Zartheiten des Herzens und alle Erhabenheiten des Geistes erfaßt, hat schon Recht gehabt, als er sagte: „Das keuscheste Mädchen hat schon an Keuschheit verloren, wenn es seine Schönheit dem Monde sehen läßt." Man weiß nicht, bis zu welchem Grade der Mond in diesen schönen, klaren und heiteren Nächten des Orients indiscret ist. Die Terrasse läßt einen Alles sehen, was uns der Harem verbirgt. Dort giebt's der langen Trauergewänder vom Vormittag nicht mehr; auch die nridischen Schleier sind abgelegt, welche die Schönheit der Formen und die Grazie der Bewegung verbergen. Nun ist der weite Pantalon bei den Knöchel gehemmt; der nackte Fuß spielt mit dem Pantoffel von grünem Marroquin; ein Hemd von Seide und Silber — mit einem Mondstrahl gewobene Luft — umschließt den Hals und wallt über der Brust; ein gestickter Atlasmieder steht über dem Hemde halb offen; ein weites Gewand, mit bis an den Ellenbogen aufgeschlitzten Ermeln, bedeckt die Schultern und fällt bis zu den Knieen herab; eine rothe, goldgestickte Falteumütze, kokett auf ein Ohr gesetzt, läßt langen Flechten schwarzen Haares, durchflochten mit Perlen, Korallen, Piastern, Zechinen und Ducaten, hervorquillen.

Währenddem ertönen aus dem Innern der Odas (die Frauengemächer) harmonische Accorde von Stimmen und Instrumenten, die sanft das tägliche Geplauder begleiten. Hier singen Sclavinnen aus Georgien; weiterhin fahren schwarze Aethiopierinnen, auf ihren Hacken kauernd, mit dem Kiel einer Pfauenfeder über die eisernen Saiten eines Tambur (eine Art türkischer Mandoline), während andere mit der Gewandtheit eines Spaniers oder Backen das tönende Pergament der mit Perlmutter und Ebenholz verzierten Tarse von Damascus bearbeitet. Duftende Räucherkerzchen brennen in ciselirten silbernen Kohlenbecken; Eingemachtes wird in Bechern aus Vermeil auf perlmutterneen Präsentirtellern umher gereicht. Hernach wird ein wenig geplaudert, viel gelacht, und man denkt fast nicht mehr daran, daß es auf der Welt noch

Digitized by Google

widerwärtige, bärtige Geschöpfe giebt, die man Männer nennt; aber von Zeit zu Zeit schaut ein schwermüthiges großes, schwarzes Auge, ein feuriger Augapfel, sanft zum Himmel auf, als ob es denselben wegen der Freude des Abends, worüber schon die Trauer und die Thränen des Morgens vergessen worden, um Verzeihung bitten wollte.

Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Erster Band. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1853. XIV und 867 Seiten. Größtes Royal-Octav-Format.

(Beschluß)

Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Literatur eben wegen dieser Theilnahmlosigkeit der höheren Stände gegen die der andern Völker in Nachtheil steht; es hat sich die künstlerische Seite eben deshalb nur schwer und nur spät entwickeln können; es hat ihr das Element der feineren, gesellschaftlichen Bildung, und das, was man geistreich zu nennen pflegt, lange gefehlt; sie ist zu Zeiten in die ungeschickten Hände der Gelehrten gefallen, welche ihr den Stempel des langweiligsten Pedantismus aufgedrückt haben. Aber dagegen hat sie den unendlichen Vorzug vor den Literaturen aller übrigen Völker, daß sie daher nie mit diesem sinken und vergehen kann, daß sie mit ihm auch sich heben muß, daß ihr noch eine große Zukunft bevorsteht, wie dem Volke selbst, während die Literatur der andern Völker, namentlich aber der Franzosen, weil sie auf beschränkterer Basis beruht, mit diesen auch fallen und sich erst ein neues Leben, eine neue Grundlage schaffen muß. Seit dem Untergange des alten Hofs hat die französische Literatur ihren Mittelpunkt, ihr bewegendes Element verloren; sie hat sich daher seitdem auch nicht wieder erholen können. Ist ja selbst die Heldenzeit unter Napoleon für sie spurlos vorübergegangen, während die Erhebung des deutschen Volks im J. 1813 einen Rhland und Rückert hervorgebracht, und in der neuesten Zeit die bloße Ahnung einer größeren Zukunft eine Menge von Talenten hervorgerufen hat, die, ohne selbst überwiegend Großes und Unvergängliches zu leisten, dennoch die Gewähr geben, daß Solches unzweifelhaft zu erwarten steht."

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Bestandtheilen der letzten fünf Lieferungen, die den vorhergehenden an Reichhaltigkeit nicht nachstehen, ja, was Abwechslung und Mannigfaltigkeit des bearbeiteten Stoffes anlangt, noch übertreffen.

Zehnte Lieferung: Schluß des zweiten Zeitraums, Prosa: Schluß der Proben aus den Predigten des Bruders Berchtold. Der Schwabenspiegel (6 Proben). Meister Eckhart. (1.) Christian der Küchemeister. (1.) — Dritter Zeitraum. Von 1350 bis 1525. Einleitende Bemerkungen. Erster Abschnitt: Poesie. Einleitung. M. Abbild.: Sitzung der Meistersänger, nach einem alten Gemälde. I. Lyrische Poesie. Johannes Tauler. (2.) Heinrich von Müglin oder Mügeln. (1.) Hermann, Mönch von Salzburg. (1.) Der Suchenwirt. (2.) Halb Sutee. (1.) Muscatblüt. (3.) Hugo von Montfort. (2.) Oswald von Wolkenstein. (2.) M. Bildn. nach einem alten Gemälde. Heinrich von Laufenberg. (4.) Michael Behelm. (1.) Hans Rosenblüt. (6.) Veit Weber. (1.) Martin Myllius oder Müller. (1.) Volkslieder. (15.) II. Didaktische Poesie. Heinrich der Teichner. (2.) Heinrich von Müglin. (1.) Peter der Suchenwirt (Beiname nach seiner Lebensweise: Such-d-en-wirt) (2.) Hans Vintler. (1.) Heinrich von Laufenberg. Sebastian Brandt. (1.) M. Bildn. nach dem alten Portrait von Baldung Grün und Facsimile seiner Handschrift.

Eilfte Lieferung: Schluß von Sebast. Brandt. „Spiegel des Regiments in der Fürsten Höfe, da Feuw Untrewe gewaltig ist." (Oppenh. 1515.) (1.) Thomas Murner. (3.) M. Bildn. nach einem alten Holzschnitte, Facsimile seiner Handschrift, und 3 andern Illustrationen: „Wie der Murner den großen Narren beschwört"; „des bunds hauptmann"; „das buner der freiheit"; nach Holzschnitten in Murner's „Lutherischem Narren." Die Welschgattung (Gedicht, erschienen zu Straßburg, 1513, welches bis jetzt noch kaum dem Namen nach bekannt ist). (1.) Priamein (didaktische Sprüche in eigenthümlicher Form, in welcher Lessing und nach ihm Herder die ursprüngliche Form des deutschen Epigramms erkennen). (12.) III. Epische Poesie. Peter der Suchenwirt. (1.) Der Ritter von Staufenberg (Gedicht eines Unbekannten). (1.) Philipp Frankfurter, Verf. des „Pfaffen von Kalenberg." (1.) Hans von Bühel oder Büheler. (1.) Der hörnene Siegfried. (1.) — Das Hildebrandslied. (1.) Heinrich Wittenweiler („der Ring", komisches Gedicht, das erst in neuester Zeit bekannt geworden ist.) *(1.)* Johannes Rothe. (1.) Hans Rosenblüt. (3.) M. Abbild. der Veste Nürnberg. Hermann von Sachsenheim (Verf. des großen allegorischen Gedichtes „Die Mörin", zuerst 1512 zu Straßburg von Johannes Adelphus herausgegeben). (2.) M. Illustration: Der Ritter und der Zwerg, nach einem Holzschnitte in dem alten Drucke. Hans Folz. (2.) M. Illustrat.: Dom zu Worms. Michael Behelm. (1.) Nebst seinem Wappen. Kaspar von der Rön. (1.) Ulrich Füterer. (1.) Reineke Vos. (11.) M. Illustr.: Reineke am Hofe des Löwen, nach einem Holzschnitte in der Ausgabe von 1579, Frankf. a. M. Der Theuerdank. (1.) M. Kaiser Maximilians I. Bildn. nach einem alten Gemälde, dem Facsimile seiner Handschrift und Illustr. nach Hans Schäufelein's Holzschnitte in der Ausg. v. 1517: Theuerdanks Abschied von seinem Vater. IV. Dramatische Poesie. Anfang.

Zwölfte Lieferung. (Dramat. Poesie. Fortsetz.) (Der Verf. bemerkt, daß aus der 2. Hälfte des 15. Jahrh. gegen 150 weltliche Dramen bekannt, und wahrscheinlich noch viele verloren gegangen. Bis jetzt kannte man kaum ein Dutzend Stücke; von ungefähr eben so vielen hatte man nur dürftige Nachrichten. Der rastlosen Thätigkeit des eben so geschmackvollen als gelehrten Adalbert Keller, fügt er hinzu, sei es gelungen, eine Sammlung von mehr als 120 Stücken zu veranstalten, welche in Kurzem im Druck erscheinen werde. Die Einsicht in diese Sammlung habe es ihm möglich gemacht, über diesen noch so sehr unbekannten Theil der Literatur einläßlicher zu berichten.) Marienklage. (1.) Das Innsbrucker Osterspiel. (1.) Das Alsfelder Passionsspiel. (1.) Throdorich Schrenberk („Ein schön spiel von Frau Jutten, 1480,

Digitized by Google

herausgegeben von Hieronymus Tilesius von Hirschberg. Eisleben, 1565. (1.) Hans Rosenblüt. (2.) Hans Folz. (1.) Spiel vom Kaiser und Abt. (1.) Zweiter Abschnitt: Prosa. I. Prosadichtungen. Die sieben weisen Meister. Gesta Romanorum. Niclas von Wyle. (1.) (Des Verf. Ausgabe von „Niclosens von Wyle zehnter Translation nebst Bemerkungen über dessen Leben und Schriften" ist in Nr. 66 ang. Blätt. besprochen.) M. seinem Wappen. Heinrich Steinhöwel. (2., aus dem fabelhaften, aus dem Lateinischen übersetzten Leben Aesops, welches seiner Uebersetzung der Fabeln vorangeht; der Verf. sagt: „Aesop erscheint in diesem Leben als der ebenbürtige Genosse des gerade um diese Zeit auch auftauchenden Eulenspiegels; wie in diesem soll auch in jenem zur Anschauung gebracht werden, wie hoch der gesunde Menschenverstand, der von keinerlei Art vorgefaßter Meinungen befangen ist, über der handwerksmäßigen Gelehrsamkeit und systematischen Philosophie steht, welche sich selbst die freie Aussicht in das Leben durch ihre Formeln verbaut.") Eulenspiegel. (1.) M. Abbild. desselben nach Haffner's „Trachten des Mittelalters." (Eine neue Ausgabe und kritische Bearbeitung des Eulenspiegels werden wir nächstens von Lappenberg erhalten.) II. Historische Prosa. Hermann von Fritzlar. (1.) Fritzsche Closener. (1.) Jakob Twinger von Königshoven. (2.) M. Abbild.: Münster zu Straßburg. Die Limburger Chronik. (1.) Konrad Justinger. (3.) Eberhard Windeck. Mandeville's (Maundeville's) Reise. (1.) Johannes Rothe. (5.) Peter Eschenloer. (1.)

Dreizehnte und vierzehnte Lieferung. (Histor. Prosa. Fortsetz.) Thüring Frickard. (1.) Melchior Ruß. (1.) Diebold Schilling. (2.) M. Illustr.: Grandson in der Schweiz. Bernhard von Breidenbach. (1.) Die Cölner Chronik. (1.) Petermann Etterlin. (1.) Der Weißkunig. (1.) III. Didaktische Prosa. Johannes Tauler. (1.) Heinrich von Nördlingen. (1.) Heinrich Suso. (1.) Deutsche Theologie. (1.) Otto von Passau. (1.) Konrad von Megenberg (Concadus de monte puellarum?) (1.) M. Illustr.: Dom zu Regensburg. Albrecht von Eyb. (1.) M. dem Bildn. nach einem Holzschnitte in seinem „Spiegel der Sitten." IV. Rhetorische Prosa. Nicolaus von Straßburg. (1.) Johannes Tauler. (1.) Johannes Geiler von Kaisersberg. (1.) M. dem Bildn. nach Boissard's Biblioth. chalcograph.

Die Seiten 798—867 enthalten ein auf mehrfach geäußertes Wunsch beigefügtes Wörterverzeichniß, mit einigen vorausgeschickten Bemerkungen. Der größten Zahl der Leser der „Geschichte der deutschen Literatur" wird diese Zugabe gewiß als ein nützliches Hilfsmittel zum Verständniß vieler der gelieferten Proben aus den Werken der Schriftsteller sehr willkommen sein.

Wir haben bei öfterer Vergleichung und Benutzung einzelner Artikel, besonders was die Notizen über das Leben der Schriftsteller, soweit solches bekannt oder aus ihren Productionen zu entnehmen war, sowie die Bemerkungen über die letzteren und die Analysen der bedeutendsten derselben betrifft, die Ueberzeugung gewonnen, daß vom Verfasser alles Wissenswerthe in sehr genügender Weise und vollkommen zweckmäßig gewählter Form mitgetheilt ist. Der Name des Verfassers bürgt schon dafür, daß er die Ergebnisse seiner bekannten Forschungen auf dem Gebiete der ältern deutschen Literatur überall eingeflochten, wie wir davon ein Beispiel in der Inhaltsangabe der zwölften Lieferung bei der dramatischen Literatur hervorgehoben, wenn er andrerseits oft auch nur im Stande war seinen Vorgängern zu folgen. Mehrere der Einleitungen zu den Perioden und Abschnitten bieten dem Verfasser eigenthümlich gehörende Ansichten; alle sind so abgefaßt, daß eine aufmerksame Lectüre den Lesern, denen das Werk zunächst gewidmet ist, hinreichende Belehrung und, was sich mit derselben bei tactvoller Behandlung literarhistorischer Stoffe sehr gut vereinigen läßt, angenehme Unterhaltung gewähren. — Ob die Zahl der ausgewählten Stücke nicht hin und wieder hätte etwas beschränkt werden können, mag dahingestellt bleiben; in jedem Falle wird den Erwerbern des Buches, die ähnliche Sammlungen nicht besitzen, der Reichthum an Beigen willkommen sein und ist nicht unbeachtet zu lassen, was vom Verfasser in dem Vorworte hinsichtlich anderer Zusammenstellungen von Proben aus den deutschen Klassikern erinnert worden ist. — Der zweite, mit der neuhochdeutschen Literatur beginnende Band, dessen Druck nach der Versicherung der Verlagshandlung bereits in Angriff genommen ist, wird rasch erscheinen und die Zahl von ca. 25 Lieferungen nur um ein Unerhebliches überschritten werden müssen.

Wenn wir nun noch den Wunsch aussprechen, daß nach Beendigung des Ganzen ein bibliographischer Anhang beigegeben werden möge, so wollen wir gerne einräumen, daß dieser Wunsch durch Vorliebe für die Wissenschaft, die wir zu pflegen und zu fördern uns angelegen sein lassen, hervorgerufen ist. Des Verfassers mehrjährige, gründliche Studien haben ihn mit den vorzüglichsten Bearbeitungen der deutschen Schriftsteller, die er seinen Lesern vorführt, genau vertraut gemacht; aus Das, was er als vorzüglich erkannt, wünschen wir verzeichnet.

Ueber die Illustrationen ist, wie wir oben gesehen, ein so ausführlicher Bericht erstattet, daß es unnöthig ist, von der Bestimmung und Natur derselben hier zu sprechen und es genügt, die saubere Ausführung dieser dem Werke zur besonderen Zierde gereichenden bildlichen Darstellungen anerkennend zu erwähnen; der geschmackvollen typographischen Ausstattung haben wir bereits bei früheren Anzeigen gedacht; verbunden mit dem werthvollen Inhalt dieser „Geschichte der deutschen Literatur", eignet das Buch zum schönsten Festgeschenke. F. L. Hoffmann.

Dramaturgische Studien. Von Dr. Ludwig Eckardt. I. (A. m. d. Tit.: Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet. Versuch einer psychologischen Entwicklung.) Aarau, 1853. Druck und Verlag von H. R. Sauerländer. XIV und 198 (199) Seiten. Gr. 8.

Herr Dr. Eckardt, Docent der Aesthetik und Kunstgeschichte, deutschen Sprache und Literaturgeschichte an der Hochschule in Bern (— seine Vaterstadt ist Wien —), der Verfasser der „Vorlesungen über Goethe's Tasso", denen in unserer Zeitschrift eine ausführliche Besprechung gewidmet wurde, beabsichtigt eine Reihe von Studien über Werke Shakspeare's, Goethe's, Schiller's und der griechischen Tragiker herauszugeben. Der vorliegenden Studie werden sich zunächst Studien über Goethe's „Egmont" und „Götz von Berlichingen" anschließen. Den Weg der Kritik, den er bei seiner Betrachtung des „Tasso" eingeschlagen, hat er auch

Digitized by Google

bei seiner Arbeit über „Hamlet" gewählt und wird er ihn bei den in Aussicht gestellten nicht verlassen. Diese Kritik steigt vom Besonderen zum Allgemeinen auf und sucht die Idee aus der Dichtung heraus, nicht hinein zu lesen; sie nimmt, da das Drama eine Offenbarung des Seelenlebens in Handlungen ist, die Charaktere zum Hauptgegenstande ihres Studiums, sucht das Sein derselben aus ihrem Werden zu erklären und verwandelt zu diesem Zwecke die zerstreuten Charakterzüge in möglichst lückenlose, selbst die kleinste Andeutung des Poeten benutzende Biographien. Diese Art der Kritik ist wesentlich — Entwicklung. (Vorwort S. VIII, IX.)

In 20 Abschnitten, welche durch ihre Ueberschriften den Inhalt derselben angeben, theilt der Verfasser seine Ansichten über Shakspeare's Meisterwerk mit. Wir lassen sie hier folgen: Faust und Hamlet. Die sittliche Freiheit des Menschen. Die sittliche Nothwendigkeit. Hamlet's Jugend. Ophelia. Leichenfeier und Hochzeitfest. König Claudius. Polonius. Der Geist. Hamlet und Orest. Parallelen. Horatio. Laertes. Fortinbras. Sein oder Nichtsein? Ajax — Faust — Karl Moor. Der Wendepunkt der Dichtung. Auf dem Kirchhofe. Die Katastrophe. Das Drama. Schlußbetrachtung. — Beachtet man die angeführten Worte der Vorrede und diese Inhaltsangabe, so wird man sehen, wie vorzugsweise der biographische Gesichtspunct, im Sinne des Verfassers, festgehalten; man würde sich jedoch getäuscht finden, wenn man hier blos schon oft versuchte Schilderungen der Shakspeare'schen Persönlichkeiten nach ihrer äußern Erscheinung im Drama erwartete. Das schon in den Vorlesungen über Goethe's „Tasso" hervortretende Talent des Verfassers, tiefere Blicke in die Charaktere der handelnden Personen zu thun, und sie uns in vorher gar nicht, oder doch nur dunkel geahnter Gestalt und Bedeutsamkeit vorzuführen, bekundet sich von Neuem in der Studie über „Hamlet." Ehe jedoch zu diesen einzelnen Seelengemälden übergegangen wird, werden Faust und Hamlet einander gegenübergestellt: Faust ist dem Verfasser die große Dichtung über die Trennung und Versöhnung der menschlichen Natur; Hamlet die große Dichtung über Trennung und Versöhnung der Nothwendigkeit und der menschlichen Freiheit; diese Charakteristik des Drama giebt ihm dann Veranlassung, gleichsam als Hintergrund seiner Erklärung, der Entwicklung desselben einige Gedanken über die sittliche Freiheit der Menschen und die sittliche Nothwendigkeit (zweiter und dritter Abschnitt) voranzuschicken. Schon im ersten Abschnitte ist die Anwendung des Allgemeineren speciell auf Hamlet so dargelegt: „Hamlet überspringt zwar nicht die Sphäre der Freiheit, — das kann wol kein Mensch, selbst wenn er stärkere Sehnen denn Hamlet hätte — aber er rüttelt an den uns gesetzten Schranken, indem er seine Verpflichtung gegen die Außenwelt nicht anerkennt, indem sein Wille die That nicht blos gebären, sondern er selbst auch den Keim derselben erzeugen, daher nicht von außen aufnehmen will. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie wir sehen werden, in seiner Isolirung von der Welt. Hamlet, der über seiner That stehen, der sie allseitig durchdacht haben, der einem äußern Rufe und selbst dem des Vaters nicht folgen will, bis ihm eine eigene Erkenntniß, ein innerer Entschluß treibt, — Hamlet, der nach seinem Ausrufe: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch!" u. s. w. fordert, daß der Mensch einem Engel gleich handle, das heißt, einem Wesen gleiche, das höher steht, als der Mensch, — eben dieser Hamlet kommt entweder gar nicht zu der That oder handelt in Hast, unbesonnen, von äußeren Umständen dazu gestoßen. Erst nachdem er durch die Resignation durchgeht, gelangt er zum Vollzuge seiner Aufgabe. Wir können ihm dabei die Worte des Königs zurufen:

O limed soul, that struggling to be free,
Art more engag'd! — —
O Seele, die sich frei zu machen ringend,
Noch mehr verstrickt wird! — —

(Act. III. 3.)

Am Schlusse des dritten Abschnittes heißt es bedeutungsvoll: „Wie eine Trennung, so giebt es auch eine Versöhnung zwischen Nothwendigkeit und Freiheit. Frei ist der Mensch am meisten dann, wenn er das Maaß der hier uns zustehenden Freiheit erkennt und sich mit der sittlichen Nothwendigkeit, deren Gesetz er in sich trägt, vermittelt. Dies ist unser eigentlicher Beruf. . . . . Dahin sollen wir kommen, daß wir jene Nothwendigkeit in unsere Freiheit aufnehmen, uns frei machen und frei erhalten, um stets in ihrem Geiste mit Bewußtsein handeln zu können, und jederzeit bereit sind, wenn wir uns in einer Sache als erwähltes Werkzeug der Vorsehung erkennen, ihrem Rufe zu folgen. Schiller sagt zwar:

„Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit",

aber wir versöhnen sie, wenn wir der Willkür entsagen, und in Demuth unseen Willen zum Gefäße des Weltgesetzes machen."

Aus den nun folgenden Abschnitten, die, was zu bemerken wol kaum nöthig, alle mit einander in Verbindung stehen und im Zusammenhange gelesen werden müssen, wenn es sich um eine richtige Würdigung der gegebenen Erklärung und Auffassung des Drama's handelt, können wir nur Einzelnes auswählen und Bruchstücke geben, die jedoch hinlänglich für das ernste Studium zeugen, welches der Verfasser dem „Hamlet" gewidmet, und einige der Hauptergebnisse desselben zur Kunde unserer Leser bringen werden. In der Schilderung von Hamlets Jugend (vierter Abschnitt) wird er bezeichnet als ein Charakter des Nordens, wo alles Leben ernster und innerlicher; wo der Mensch aus einer tiefern Seele emporsteigen muß, um mit der Außenwelt in Berührung zu kommen; wo daher die Gefahr weit näher liegt, sich in die Gegenstände, die man sieht, hinein zu tragen, um so mehr, da man im spärlichen Sonnenscheine und unter dem Wolkenhimmel Alles in getrübterer Lichtperspective wahrnimmt. — Es wird des entscheidenden Einflusses, den der Besuch der Hochschule Wittenbergs auf Hamlets ganze Richtung übte, gedacht. (Schon in der Parallele zwischen Faust und Hamlet wird darauf hingewiesen, daß Shakspeare wie Goethe ihre Helden, wol um deren beschauliche Richtung zu motiviren, diese von demselben Musensitze, von der Hochschule Wittenberg ausgehen lassen. „Die Nennung Wittenbergs," sagt der Verf., „deutet den Morgen einer neuen Zeit, das Anbeginn einer Periode der Bildung an. Von Wittenberg aus wurde der alte kindliche Glaube zertrümmert und die Losung der freien Forschung allen denkenden Geistern Europas zugerufen. Ist es daher nicht ein tiefbedeutender Zufall, daß die Poesie jene beiden Denker von dieser Stätte ausgehen ließ, die gleichsam im Hintergrunde der Dichtung die Gränzscheide des Mittelalters symbolisch andeutet?") Der Verfasser erklärt sich gegen

Digitized by Google

die gewöhnliche Annahme, Hamlet sei erst auf die Nachricht vom Tode des Vaters zur Lebensfeier nach Dänemark heimgekehrt. Er nimmt an, daß in die Zwischenzeit des Besuchs der Hochschule und des folgenschweren Ereignisses, das wie ein Weltgericht vor uns hinschreitet, die aufkeimende Liebe zu Ophelia falle. So ist der Uebergang zum fünften Abschnitt: „Ophelia" gebahnt. Wer „Hamlet" nicht flüchtig gelesen, Ophelia künstlerisch vollendet darstellen sah, wird dem Verfasser Recht geben, wenn er sie mit Sievers gegen Tieck, Heine, Böhme und Vischer, die sie als entweiht annehmen, vertheidigt. „Ophelia ist das Weib selbst; in ihr ist alles Liebe zum Manne. Sie ist noch rein, ohne alle Verletzung mit den Stoffen der Welt . . . . . Ophelia's Reiz und Stärke ist ihre Schwäche." Daß Hamlet's Liebe mehr war als eine bloße Phrase, ist auch genügend erwiesen. — — „In seiner Mutter und in Ophelia liebt Hamlet das Weib; es ist ein und dasselbe Gefühl, nur in verschiedener Ausstrahlung. Es ist die im Germanen tiefeingewurzelte Verehrung der Frauen, als Bewahrerinnen der Sitte; es ist die Sehnsucht nach Wesen, in denen man sich ungetrübt wiederspiegelt und bei denen man sich immer wiederfindet, wenn man sich in der Welt verloren glaubt. In der Liebe zu der Mutter wurzelt die Neigung zu Ophelia, während hinwieder diese neuen Glanz auf jene wirft. Mutter und Geliebte sind die zwei hehrsten Erscheinungen eines schwärmenden Jünglings. Der Dichter that aber darin weise, daß er nur diese zwei Frauen auftreten ließ. Sie sind Repräsentantinnen des Weibes in den beiden Zeiträumen seiner Bestimmung — als Jungfrau und als Gattin.

Aus dem Abschnitt: „Der Geist" entlehnen wir die folgende Stelle: „Hamlet ruft, als er der Erscheinung folgt: „Mein Schicksal ruft!" Mit diesen Worten lenken wir zum Grundgedanken der Dichtung ein: **Der Geist ist gleichsam der Sendling der höhern Nothwendigkeit, der Schuldbote der verletzten Weltordnung,** welche ihre Wiederherstellung durch Hamlet und Sühne der Unthat des Königs fordert. Man beachte und vergleiche nun die Stellung dieser beiden Hauptcharaktere zum Geiste oder zu — der Nothwendigkeit. Würden sie dieser sofort nachgeben, Hamlet an die That schreiten, oder der König selbst den Weg der Buße betreten, so wäre das Drama in seinem Beginne auch schon am Ende. Nur der Umstand, daß der Mensch frei ist und sich bis auf einen gewissen Grade der Außenwelt erwehren kann, daß demnach Hamlet trotz entschiedener Aufforderung zum Gegentheile ein ruhiger Beobachter verbleiben, der König dagegen, obwohl den Rachegöttinnen verfallen und daher gewissermaaßen verpflichtet, sein Haupt ohne Weigern dem Richterschwerte zu unterwerfen, der obersten Macht zu trotzen vermag, nur dieser Umstand macht unsere Tragödie möglich. Ihre Entwicklung zeigt aber, daß wie die Freiheit, auch jene Nothwendigkeit ein berechtigtes Moment sei. Beide, die sich ihr entziehen wollten, kommen zuletzt dort an, wo sie haben wollte. Einen eigenthümlichen Seelenprozeß durchmachend, läutert sich nämlich Hamlet zum Werkzeuge der Uebung und versöhnt zuletzt die innere Freiheit mit der äußern Nöthigung; der König dagegen stürzt, weil er seine Willensfreiheit gegen den Plan des Höchsten mißbraucht. Sein Fall beweist jedoch nichts gegen jene Freiheit, denn diese artete in ihm in Willkür aus. Er wird geopfert, weil das vermessene Wollen des Einzelnen gebrochen werden muß, wenn nicht die sittliche Freiheit der Gemeinschaft darüber gestört werden soll. Dieser Absatz trifft — ich hoffe es wenigstens — den Mittelpunkt der Dichtung."

Die folgenden Abschnitte: „Hamlet und Orest" und „Parallelen" (zwischen Wallenstein, Egmont, Macbeth, Brutus und Hamlet) bieten neue interessante Vergleichungspuncte. — Die wichtigste Stelle im Drama, zugleich diejenige, auf der Eckardt's Auffassung desselben fußt, Hamlet's vierter berühmter Monolog, wird im Abschnitte: „Sein oder nicht sein?" erläutert. Der Verfasser zeigt, daß er aus zwei Theilen bestehe, von denen der erste eine Erörterung über die Zulässigkeit des Selbstmordes enthält, der zweite ein allgemeiner Gedanke ist, der mit dem Vorhergehenden insofern zusammenhängt, als dies ein Beleg zu der folgenden schwerwiegenden Wahrheit ist. „Wenn man daher," fährt der Verfasser fort, „die Schlußverse anziehend, behauptete, es könne hier nicht von Selbstmord die Rede sein, denn dieser sei kein „Unternehmen voll Mark und Nachdruck," so hat man eben die universelle Bedeutung dieser Stelle übersehen. Es ist von Unternehmungen überhaupt, die Entschlossenheit fordern, die Rede, und zu solchen kann gewiß mancher Selbstmord, wenn auch als solcher sittlich verwerflich, zählen. Noch sei bemerkt, daß auch wir uns nicht entschließen können, concience mit „Gewissen" zu übersetzen, wozu weder der Zusammenhang der Rede, noch der des Drama berechtigen würde. Shakspeare meinte: „Bewußtsein", die Denkkraft, welche theils durch Zweifeln, theils durch allzu scharfsinniges Erwägen des Ausganges den raschen Entschluß lähmt; Beides ist im Seelenzustande Hamlets begründet. Diese Auffassung paßt gewiß mehr zu dem Ganzen der Dichtung, als das plötzliche Hereinziehen des Gewissens.

Das Bewußtsein macht aus uns Allen Feige; in Folge dessen wird die ursprüngliche Farbe der Entschlossenheit mit dem blassen Anstrich des Gedankens überkränkelt, und Unternehmungen von Mark und Bedeutung biegen bei dieser Umschau (bei dem Alles Bedenken) von der Bahn ab und verlieren so den Namen That.

Hier ist der Schlüssel zum Räthsel der Thatlosigkeit Hamlets; nicht Leidenschaft der Liebe hemmt ihn, wie Sievers darstellt, auch nicht ein Streben nach absoluter Reinheit des Handelns, wie Rötscher und theilweise auch Ulrici entwickelt — im Momente, wo Hamlet den betenden König trifft, wird er doch nicht von einem frommen Gedanken zurückgehalten? ebenso wenig beim Selbstmorde durch die Stimme des Gewissens, sonst würde er wol erwähnen, daß dem Selbstmörder kein christlich Begräbniß zukommt, — auch nicht Schwäche des Willens, wie Goethe und Gervinus wähnten."

In dem sich daranschließenden Abschnitte werden mit Hamlet's Selbstgespräch drei andere Monologe verglichen und zusammengestellt, der des Ajax beim Sophokles:

Da steht, bereit zum Mord, mein scharfes Schwert,
Wem es gelüstet, der mag prüfend schau'n! u. s. w.

des Faust's

Digitized by Google

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.
Ein Feuerwogen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! u. s. w.

und Karl Moor's.

Eine ganz besondere Beachtung verdient der Abschnitt: „Der Wendepunkt der Dichtung", welcher mit den Worten schließt: „Aus unserer bisherigen Entwicklung dürften wir abnehmen, daß Hamlet zu drei wichtigen Erkenntnissen kommen muß, ehe er seiner Sendung entsprechen wird:

Erstens, daß das Denken und Streben des Menschen nichtig sei, das Leben desselben von erschreckender Kürze: dies wird ihn demüthig stimmen.

Zweitens, daß die Vorsehung es sei, die unsere Plane forme und deren Ausgang bestimme, wo wir nur grobe Umrisse zeichnen; dies wird ihn wieder erheben zum Glauben an eine göttliche Lenkung, wie sie das Christenthum lehrt.

Drittens, daß wir die Folgen keines Unternehmens ängstlich befürchten, nicht vor Ahnungen stillstehen sollen, denn wir stehen ja in Gottes Hand, daher bereit und entschlossen sein mögen. Dies wird ihn zu der großen, ihm aufgetragenen That und zu einem schönen Heimgange in das Jenseits würdig vorbereiten."

In dem Abschnitte: „Auf dem Kirchhofe" ist ausführlich entwickelt, warum der Verfasser die Kirchhofsscene von größter Bedeutung in Hamlet's Geistesgange hält. „Der Dichter," sagt er, „stellt ihn hier auf den Punct der Erde, wo der stolze Philosoph aus seiner Höhe herabsinkt. Das Drama zeigt ein des Ringens und Strebens so volles Leben; plötzlich werden wir dahin versetzt, wo alles Dasein endet, wo eines Mädchens Witz so sterblich ist wie eines alten Mannes abgetragene Weisheit" u. s. w. — Diese Scene ist der Schluß der Schule des Lebenernstes, der Hamlet wappnet und stählt; „sie bei der Aufführung weglassen, heißt Hamlet nicht verstehen, sondern verstümmeln. — Der Mensch kann eine große That von einem zweifachen Standpuncte aus thun: von dem jugendkräftiger Begeisterung, wagender Entschlossenheit — es ist der Standpunct des Norwegers Fortinbras — oder vom Standpuncte klarer Erkenntniß des Nothwendigen und einer resignationsvollen Stimmung, die das Leben ohne Bedenken für etwas Hohes einsetzt, weil sie hier nichts mehr fürchtet, aber auch nichts mehr hofft.

Diese Stimmung trägt Hamlet aus dem Acker Gottes heim."

Aus dem vorletzten Abschnitte: „Die Katastrophe des Drama's": „Hamlet's Laufbahn ist vollendet, denn die That ist geboren. Der arme „verstörte Geist" hat Ruhe. Rührend sind die letzten Augenblicke unsers Freundes: der Mitleidsseufzer um die Mutter, seine Bitte an Horatio, die Bürde des Lebens zu tragen um der Ehre des Freundes willen, seine dem siegenden Fortinbras dargebrachte Huldigung, seine Ahnung der Seligkeit, von der er nun nicht länger verbannt bleibt, sein Verstummen und letzter Seufzer. Horatio spricht mit Schmerz: „Da bricht ein edles Herz." So hat er ausgelitten, eben weil er frei war, und im Untergange gesiegt, weil der höchste und sein Wille in Einem Puncte zusammentrafen. Nun wird sein Geist auffliegen und in der Sphäre des Engels sich bewegen, zu der er schon hier sehnend aufgeblickt und die er in einem poetischen Traume schon dem Menschen zugeschrieben hatte."

Die Schlußbetrachtung beginnt mit Folgendem: „Die entwickelte Tragödie ist die Verherrlichung der handelnden Seite des Menschen, die Shakspeare seinem ganzen Wesen nach höher als die beschauliche stellt. Sein Todtengräber sagt naiv genug: „Eine Handlung hat drei Stücke: sie besteht in Handeln, Thun und Verrichten." Der Gute betont den Kernpunkt der Sache dreimal. Das vorliegende Drama darf, wenn es anders Aufgabe der Tragödie ist, den Menschen im Ringen mit seinem Geschicke darzustellen — den mit Gott ringenden Jakob, wie die Bibel erzählt — wol die Krone der Tragödien, die Tragödie par excellence genannt werden, denn die Darstellung des Verhältnisses zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist ihr eigentlicher und einziger Stoff. Shakspeare hat hier das Größte geleistet und die von ihm selbst gestellte Aufgabe, daß das Drama der Natur einen Spiegel vorhalten solle, meisterhaft erfüllt. Oder erkennen wir nicht das Abbild der Menschheit? Erkennen wir den Hamlet, der in uns liegt, nicht?" — Die letzten Worte dieser Betrachtung lauten: „Bedenken wir, wie viele unendlich hohe und tiefe Gedanken in unserer Dichtung anklingen, dann dürfen wir sie wol eine religiöse Tragödie nennen — eine Tragödie, die uns die endliche Versöhnung des göttlichen und menschlichen Willens darstellt. Gegenüber der Willkür des Königs siegt die Nothwendigkeit; sie siegt auch gegenüber Hamlet, ohne daß jedoch dessen Freiheit unterläge. Wie in der Liebe Jedes siegt und zugleich besiegt ist, — erringen hier beide — die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit — einen Sieg, indem sie sich vereinen. Jene siegt, weil sie sich durchsetzt; diese siegt, weil sie sich von äußerer Nöthigung unabhängig erhält, bis zu dieser innere Bewegungsgründe hinzutreten.

Dies ist die Idee einer Welttichtung, welche mit Nichts als mit dem deutschen „Faust" verglichen werden kann. Es werden Menschen kommen und gehen; aber diese beiden Tragödien werden bleiben und unsern Enkeln ein heiliges Vermächtniß sein, — ein Zeugniß, daß wir an die Räthsel des Alls nahe herantraten und die Hieroglyphen, mit denen die Gottheit ihren Plan im Universum angedeutet, zu lesen suchten."

Wenn unser Bericht und die demselben eingeflochtenen Bruchstücke die Aufmerksamkeit der Freunde und Kenner Shakspeare's auf Eckardt's Vorlesungen lenken, so ist der Zweck derselben erfüllt. Je anspruchsloser der Verfasser selbst seine Leistung charakterisirt, um desto mehr verdient sie diese Aufmerksamkeit, und wendet man sie ihr zu, so wird man gerne den Vorzug anerkennen, den er ihr bescheiden wünscht, den frischen Hauch einer ungebrochenen Jugend, den Ton liebevoller Begeisterung für das Shakspeare'sche Meisterwerk.

Druck und Papier des Buches sind vorzüglich.

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 104. Mittwoch, den 28. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

In's Radetzky-Album ..... Seite 813
Eine Partie auf dem Eise ..... „ 814
Briefe aus dem Orient. (VII.) ..... „ 814
Literatur:
Leben und Dichten Hartmann's von Aue, dargestellt von Karl Barthel ..... „ 816
Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee von Alfred Meißner ..... „ 817
Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel ..... „ 819
Novellen von Abraham Emanuel Fröhlich ..... „ 819
Aus den Familien-Papieren derer von H ..... „ 820
Miscellen ..... „ 820

In's Radetzky-Album.

Wol waren's trübe Tage
Da du zum Kampfe zogst
Und mit gewalt'gem Schlage
Des Feindes Nacken bogst:
Von Stürmen wild durchzittert
Die deutsche Eiche stand,
Vom Meinungskrieg zersplittert
Die halbe Welt in Brand.

Da thatst du kühne Züge
Du ritterlicher Held,
Es ist das Reich der Lüge
An deinem Schwert zerschellt.

Ein Häuflein von Getreuen
Zog mit dir in den Streit
Um sieghaft zu erneuen
Die Sage alter Zeit.

Wol sah das Schwert man blinken
Hoch in der rechten Hand
Indeß sich aus der Linken
Des Friedens Oelzweig wand;
Du warst ein Doppelsieger
Du jünglingsstarker Greis,
Dein Schwert bezwang den Krieger,
Das Herz dein Friedensreis.

Nicht Oestreichs Banner war es
Allein, das du beschützt,
Den Horst des deutschen Aares
Hat auch dein Schwert gestützt:
Du hobst die deutsche Ehre
Und Treue auf den Schild
Du setztest dich zur Wehre
Ob's auch das Leben gilt.

Nichts soll den Ruhm verfälschen
Den siegreich du erwarbst,
Als du im Land der Wälschen
Der Falschheit Plan verdarbst;
Dir sollen Lieder tönen
Vom Po zum Ostseestrand,
Dich soll die Liebe krönen
Vom ganzen Vaterland.

Franz Holzwarth.

Digitized by Google

Eine Parthie auf dem Eise.

So laß uns fühlen denn in dieser Stunde,
Wie sich ein Herz erwärmt in Wintertagen,
Wenn frei die Liebe, wie vom Sturm getragen
Dahin fliegt auf des Eises klarem Grunde.

Mehr giebt's der Glücklichen in dieser Runde,
Als deine unmuthtrüben Blicke sagen;
Wer könnte länger noch zu zweifeln wagen,
Daß mit der Liebe die Natur im Bunde!

Der Frühling spendet seine besten Lieder,
Der Sommer seine blumenreichen Auen,
Das arme Herz in Liebe zu entflammen;

Und steigt der Winter in die Thäler nieder,
Da ziehen sich die Wasser starr zusammen,
Um nur der Liebe einen Weg zu bauen.

Innsbruck. Balthasar Hunold.

Briefe aus dem Orient.

VII.

Jerusalem.

Vor zwei Monaten stattete ich in den Columnen des Constitutionnel Bericht über die bei der allgemeinen Bewerbung zwischen unsern Lyceen zu Paris und Versailles stattgefundene Preisaustheilung ab. Es ahnete mir nicht, daß ich einige Wochen später Veranlassung haben würde, Sie von einer noch weit allgemeinern Bewerbung in Jerusalem zu unterhalten. Dort begegnen sich Afrika, Europa und Asien auf der friedlichen Laufbahn des griechischen Themas und der lateinischen Version. Ich habe mich stets auf's lebhafteste für diese Arbeiten der neueren Generation interessirt. Ich vergesse es gerne, daß sie sich heranzuwachsen beeilt, um unsere Stelle einzunehmen; ich sehe in ihr nur die süßlächelnde Hoffnung, die Blüthe und den Frühling der kommenden Jahre. Werden diese jungen, noch zitternden und ungeschickten Hände nicht dereinst die Geschicke der Welt tragen?

Was mir bei dem Programm der Studien zu Jerusalem aufgefallen ist, das ist eben ihre Universalität; und da habe ich mit Vergnügen gesehen, daß diese Studien, Dank dem Bestreben der Lehrer und dem Eifer der Schüler, sich in ihrer Ausdehnung nicht schwächen. Für das Arabische würde ich einen schlechten Beurtheiler abgeben, da ich in dieser aufsätzigen Sprache kaum die beiden hier nothwendigsten Dinge zu fordern verstehe, nämlich Brod und Pferd; aber die griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Aufsätze sind mir als sehr befriedigend erschienen. Die Morgenländer haben eine unglaubliche Anlage, sich mit den Idiomen vertraut zu machen. In der französischen Dissertation waren alle Regeln der Syntax beobachtet, und in einigen zierlichen Wendungen verrieth sich hin und wieder die Vertrautheit und der öftere Verkehr mit unsern großen Meistern. Das Italienische ist jedoch die europäische Sprache, die zu Jerusalem wie im ganzen Orient am meisten und besten gesprochen wird. Es ist freilich nicht die „lingua toscana nella bocca romana," aber doch schon eine correcte Sprache, und diese rauhen Kehlen sind bemüht, der weichen Lieblichkeit der italienischen Aussprache nicht zu weh zu thun. Die geschriebene, und durch einen Schüler in ziemlich klarem Italienisch vorgetragene, Rede präludirte mit einigen Scharmützeln gegen die eclectische Philosophie, (man war hier noch nicht mit der Reue des Herrn Cousin bekannt) und endigte mit einem ziemlich tönenden Lobe der Wohlthaten des Christenthums, indem dasselbe die Civilisation über die Welt verbreite. Ein Italiener mit einem geschmeidigen und musikalischen Organ fungirte in diesem Collegium als Kapellmeister, und er legte mit seinen Arabern und seinen Armeniern Ehre ein. Ich habe vor Allem die feinste und klare Stimme und den goldenen Klang eines Sopranes bewundert, in dem sich jede vibrirende und reine Note aus dem Tutti bemerkbar machte. Es war wie irgend ein melodischer Vogel, der sich über unsern Häuptern wiegt, stets bereit, davon zu fliegen, und immer durch einen unsichtbaren Faden zurückgehalten.

Dieser Austheilung präsidirte der Patriarch von Jerusalem, unter dem Beistande der Consuln von Frankreich und Oesterreich.

Sr. Excellenz, Monseigneur de Valerga, Patriarch von Jerusalem, ist gegenwärtig einer der angesehensten Männer des Orients. Er vereint den Eifer eines Apostels mit der Feinheit eines Diplomaten, und zwar eines italienischen Diplomaten.

Kein Europäer ist mit dem Orient besser bekannt geworden: er versteht seine gelehrte Sprache; er spricht seine gewöhnlichen Idiome; er ist in seiner schläfrigen Politik eingedrungen; er hat die Geheimnisse seiner innerlichen Civilisation studirt, und er selber hat sich durch sein würdevolles Leben und den Adel seiner Persönlichkeit jedermanns Achtung erworben, sich jedermanns Sympathien gesichert. Zu dem orientalischen Leben ist ein wenig Jasceniruug erforderlich. Der Patriarch weiß das und er läßt sich mit einer vollkommenen Grazie zu der lieblichen Schwäche eines Volkes herab, das, weil stets ein Lied, immer poetisch ist. Man muß sehen, mit welchem patriziischen Anstand er seine zarte und weiße Hand den Anbetern aus dem großen Haufen hinhält, die seinen Hirtenring küssen wollen. Die religiösen Ceremonien umgeben sich in der Kirche des Orients mit einem Pomp und einer Majestät, wovon die Traditionen in unsern raisonnirenden und kalten Klimaten sich schnell verwischt haben. Es ist, als ob der Patriarch in den glänzenden Sanctuarien der ehemaligen Kirchen zu Ephesus oder Antiochien, mitten in dem mystischen Weihrauchgewölk aufgewachsen wäre. Die Schönheit ist bei ihm ein Familiengut, und ich möchte gern hinzusetzen, das dies auch mit der Standesanmuth der Fall ist. Bei diesem enthusiastischen Volke, dem Alles ein Schauspiel ist, und daß man zuerst durch die Augen gewinnt, muß man schön sein. Ich habe an den großen Festtagen gesehen, wie die Araber und Aethiopier durch diesen Glanz der priesterlichen Kleidung, und dem Funkeln der mit Topasen, Saphiren und Smaragden besetzten pyramidalen Bischofsmütze geblendet waren. Sie bewundern den Bart, den nie ein Messer berührt hat, und der ihm wie ein Aarons-Bart über die Brust herabfällt. „Kommt, laßt uns den Vater mit dem Barte hören," sagen sie in ihrer bildlichen Sprache, wenn sie wissen, daß der Patriarch predigen wird. Nichts schmeichelt

Digitized by Google

einen Araber mehr, als einen Europäer seine Sprache sprechen zu hören: dann erheitert sich sein Gesicht, seine Augen glänzen, sein Mund lächelt. Es ist immer ein starker Zudrang zu den Predigten des Patriarchen, und derjenige, der mit der Sprache, in welcher er redet, am mindesten vertraut ist, erkennt, wenn nicht den Buchstaben, doch den Geist seiner Rede an den Gemüthsaufwallungen, die sich auf den Gesichtern seiner Zuhörer bemerklich machen. Man hört da mit den Augen. Nichts ist merkwürdiger wie eine Audienz des Patriarchen. Da werden alle Sprachen gesprochen, stoßen alle Idiome auf einander. Er antwortet, in einer Ecke des Divans sitzend, einem jeden in derselben Sprache, in welcher er angeredet worden ist. Seine Worte werden als Orakelsprüche angesehen. Er ist hier wie der Grosrichter der Lateiner. (Lateinisch will so viel sagen als katholisch.) Man giebt seiner Justiz bei weitem den Vorzug vor der türkischen. Er ist ein oberster Richter, dessen Aussprüche nicht umgeworfen werden können; aber er ist auch ein versöhnender Richter, und es gelingt ihm häufig, beide Parteien befriedigend zu entlassen: freilich giebt's vor seinem Tribunale keine Prokuratoren! Diese große moralische Autorität gebietet der Achtung der Türken und zwingt selbst die Araber zu Egards. Man sieht das bei großen und bei kleinen Gelegenheiten.

Eines Tages hatte dieser Prälat sich, wohl ein wenig vermessen, allein in verdächtige Hohlwege gewagt. Er ritt eben eine Stute aus Bagdad, von einer Raçe, die über alle andern Raçen berühmt ist. Sie stammte von der berühmten Raçe El Boenck ab, die von dem Propheten selbst jeder andern vorgezogen ward. Die Beduinen hatten das Patriarchat mit einer Wache umstellt, um einen ihnen passenden Augenblick zu erspähen. Dieser Augenblick war nun gekommen, und nachdem das Defile vorn und hinten besetzt worden war, kamen fünf oder sechs wohl bewaffnete Araber den Berg herab. Der Patriarch wurde umzingelt, ihm sein Pferd genommen. Hülfe war fern, und das Pferd so schön, daß an keinen gütlichen Vergleich zu denken war. Der Patriarch sah das ein, saß also ab, warf einen Blick des Lebewohl und des Leids auf die schöne Fatme, und schickte sich an, zu Fuß nach Jerusalem zurückzukehren. Da trat einer der Beduinen, noch ein junger Mann, auf ihn zu, und sagte: „Herr, wir werden nicht zugeben, daß ein Mann von Deiner Würde sich der Strapaze eines so beschwerlichen Weges aussetze. Wir haben Dir dein Pferd genommen; verzeihe uns das, wir bedurften desselben .... nimm aber mindestens dafür dieses hier im Tausch an. Es ist nicht so viel werth, als das Deinige, aber es ist doch gut. Geh'! Gott ist groß; er möge Dich behüten!

Es lösten sich dann noch zwei Mann von dem kleinen Trupp ab, die dem Prälaten bis zu dem Eingang in die Ebene, wo jede Gefahr aufhörte, als Escorte dienten. Wäre ihm noch ein ähnliches Abentheuer aufgestoßen, hätte er am Ende auf einem Esel nach Jerusalem heimkehren können; doch es war kein Palmsonntag.

In einem nächsten Schreiben hoffe ich Ihnen einen skizzirenden Abriß der hervorragenden Individualitäten Jerusalems geben zu können. Die Abwesenheit der Frauen, dies liebenswürdige Band der socialen Beziehungen, macht solch ein Studium schwieriger. Man bekömmt die Männer nur eins bei eins zu sehen, und man muß die Runde durch die ganze Stadt machen, wenn man mit jedermann bekannt werden will. Was man einen Salon nennt, das ist im Orient ein unbekanntes Ding. Man begegnet sich, man vereint sich nicht.

Der Stadtgouverneur Hifri, ein Pascha erster Classe und den Titel Mushir führend, hat nicht den gesellschaftlichen Einfluß, den eine hohe Stellung den energischen Menschen in allen Ländern der Welt sichert. Man hat ihn lieb, weil er gut ist, aber man respectirt ihn nicht, weil er schwach ist. Er ist dem europäischen Einfluß nicht entgegen, ich glaube selbst, daß er den Franzosen ziemlich gewogen ist, er behandelt sie wenigstens mit großer Artigkeit. Aber er ist alt, und es bedarf einer kräftigeren Hand als der eines Greises, um gegenwärtig all die Schauer und all die Ungeduld eines aufgeregten Volkes im Zaum zu halten. Jerusalem ist eine Stadt der Mönche, der Dichter und der Träumer. Geschäftsleuten gefällt's dort nicht, und vor Allem leiden die Consuln an großer Langeweile. Das Whist, anderer Orten überall der Abendzeitvertreib der Diplomaten, ist hier fast völlig unbekannt. Wenn man nicht in den Annehmlichkeiten des Familienlebens die Zeit der nächtlichen Ruhe abwarten kann, so weiß man wahrlich nicht, was man mit den vier und zwanzig Stunden beginnen soll, die Gott uns zur täglichen Verfügung gestellt hat. Das Kief reicht nicht für Alles aus, und sein Interregnum ist manchem ungelegen. Das Kief ist das vervollkommnete far niente. Dieses, das far niente, beschäftigt sich, wenn auch die Hände müßig sind, mindestens mit seinen Betrachtungen, seinen Träumereien. Das Kief unterdrückt alles dieses durch den Taback und dieser unterdrückt das Uebrige. Das Kief ist eine der Gewohnheiten des Orients, durch die Sonne zum Bedürfniß gemacht.

Ich habe jüngst des Vortrabes der Garnison von Hebron erwähnt, der einem Hinterhalte der Beduinen in die Hände gefallen war. Diese Garnison ist gestern zu Jerusalem angekommen, heute Morgen aber wieder von hier aufgebrochen. Ihr Ausmarsch war eines der schönsten Dinge, die mir zu Gesichte gekommen sind. Seiten hat sich der Enthusiasmus eines Volkes wohl mit mehrerem Feuer kund gegeben. Die kleine Truppe war in zwei Corps abgetheilt worden.

Ein Chor von Musikern, Instrumentalisten und Sängern, war zwischen einer Doppelreihe von Soldaten aufgestellt. Die Pfeifer, die Pickelflöten und die Trommeln machten einzelne Pausen, und dann wiederholte die gesammte kleine Armee, wie aus einer Kehle und aus einem Herzen, den Refrain einer Kriegshymne. Dieser Refrain, den ein junger Officier mir zu übersetzen so gütig war, lautete:

„Fort, in den heiligen Krieg!
Möge Gott den Ungläubigen ausrotten,
Und den segnen, der mit uns ist!
Verflucht sey, der sich wider uns erklärt!
Fort, in den heiligen Krieg!
Allah! Allah! Allah!

Alle Häuser waren geschlossen. Das Volk verbreitete sich in den Straßen; die Frauen, dicht verschleiert, mischten sich unter die Männer und sangen und weinten. Es waren Mütter, Schwestern, Frauen, Verlobte; aber sie waren vor Allem Muselmännerinnen. In diesen rasch abtrocknenden Thränen lag vielleicht eben so viel Heldenmuth, als in den Gesängen selber.

Digitized by Google

Den ganzen Tag blieb das Volk in seiner Aufregung. Man begleitete die Glaubensarmee zwei Lieues weit von der Stadt; als dann aber der Augenblick gekommen war, wo man Gefahr lief den Davidsthurm und die crenelirten Thore aus dem Gesichte zu verlieren, haben Alle den Rückweg zu dem heiligen Jerusalem, heilig für die Muselmänner wie für die Christen, angetreten. Es war dies die Stunde des letzten Lebewohls! Bald hatte ein Vorsprung des Gebirges den Halbmond der Standarten und die letzten Reihen des Bataillons unsern Blicken entrückt. Man hörte aber noch immer die kriegerischen Refrains:

Fort, in den heiligen Krieg!
Fort, in den heiligen Krieg!
Allah! Allah! Allah!

.... Das Volk verhielt sich eine kurze Zeit schweigsam; als es dann aber, beym Wiedereintritt in die Stadt, von allen Moscheen die Standarte des Propheten wehen sah, hat es Alles vergessen und nur noch an die bedrohte Unabhängigkeit, an die Ehre des beleidigten Vaterlandes gedacht: über den hohen Zorn sind die Mauern Amar's und Saladin's bis in ihren Grundfesten erbebt.

Wenn dies Volk zu sterben bestimmt seyn sollte, so hat es mindestens eine Leichenrede und eine große Begräbnißfeier verdient.

Diese Aufwallung, die ich so wohl begreife, hat durchaus keine bedauerliche Manifestation gegen die Europäer veranlaßt. Die Franzosen, die sich ziemlich in der Stadt ergingen, wurden mit Zeichen einer ehrerbietigen Sympathie begrüßt. Ich hörte mehrere Male um mich her die Worte: „Frangi amici! Francouoni buono!" Dann warden unsere Erinnerungen des Rahms auf allen Lippen laut. Man beginnt die Kanonen von St. Jean d'Acre zu vergessen, und erinnert sich noch der Pyramiden und des Berges Thabor.

Leben und Dichten Hartmann's von Aue, dargestellt von Karl Barthel, Verfasser der „deutschen Nationalliteratur der Neuzeit." Berlin, Verlag von Heinrich Schindler. 1854. X und 65 Seiten. 8.

Diese kleine Schrift war, als vor Kurzem unsere Blätter nebst dem Lebensabriß des leider so früh Dahingeschiedenen, auch ein Verzeichniß seiner literarischen Leistungen brachten, noch nicht in unsern Händen. Sie ist eine, allen seinen Freunden gewiß theure Reliquie, an die sich nun nächstens der „Grundriß der mittelhochdeutschen Formenlehre für Anfänger" schließen wird.

In der Einleitung wird über den Unterschied der mittelalterlichen Epik der höfischen oder der Kunstpoesie und der Epik volksthümlichen Charakters gesprochen und erörtert wie in der Trias der höfischen Dichter: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, der zweite, bald an Dante, bald an Klopstock erinnernd, die erhabene Kunstform, der dritte, der Wolfram ebenso diametral entgegensteht, wie Wieland Klopstock, die gefällig-weiche Kunstform repräsentiert, Hartmann von Aue aber mitten zwischen beiden stehe, wenn man wolle als Repräsentant des maaßhaltig Schönen. In Wolfram und Gottfried, „diesen beiden Heroen der mittelalterlich-deutschen Dichtung, zeigen sich die beiden Extreme, die zu allen Zeiten höherer Cultur hervortreten, weil sie in der Menschennatur selbst tief begründet sind, nämlich die mit Geist und Gedankentiefe verbundene strengere und die mit Geschmack und äußerem Reiz sich paarende laxe Weltansicht."

Der Verf. äußert, daß Laßberg's Vermuthung, Hartmann habe eigentlich Hartmann von Wespersbühl oder Westerbühl geheißen und sei ein Vasall des Abtes von Reichenau gewesen, wol nicht die richtige, da Reichenau ein geistliches Besitzthum, und das Aue (Ouwe), von dem hier die Rede, nur ein weltliches; er glaubt mehr der Meinung Jacob Grimm's, daß mit der Herrschaft Aue das Auw gemeine sei, welches in der schwäbischen Chronik des Thomas Lirer (aus dem 15. Jahrh.) vorkommt und noch jetzt in Oberschwäbischen im Bregenzischen liegt, beistimmen zu müssen. Nachdem das Wenige, was sich über des Dichters Lebensverhältnisse aus einzelnen Stellen seiner Gedichte schließen läßt, erzählt ist, folgt eine ausführliche Analyse derselben. Die Blüthe der Hartmann'schen Poesie fällt etwa 1195 und 1205. „Hartmann's besondere Vorzüge als Dichter," heißt es S. 17, „sind, obschon er den Vergleich mit Wolfram und Gottfried nicht aushält, durchaus nicht gering anzuschlagen. Er besitzt vor Allem eine große Gewandtheit im Vortrage, der Fluß seiner Rede bewegt sich frei, leicht und natürlich und ist vorzüglich wegen der Ungezwungenheit in den Uebergängen zu loben. Seine Darstellungsart hat überdies etwas außerordentlich Klares und Durchsichtiges und alle schwerfällige Dunkelheit, wie sie nicht selten sich bei Wolfram findet, ist ihm fremd: kurz in seinen Werken zeigt sich das „wohlgehaltene Maaß höfischer Anmuth." In Hinsicht der äußeren Form endlich zeichnet er sich vor allen mittelhochdeutschen Dichtern durch die Reinheit seiner Reime aus ..... Freilich ist er bei all dieser Klarheit doch oft so redselig und breit in seiner Darstellung, was vorzüglich in seinem Erec der Fall ist, daß er nicht selten die Leser ermüdet. Dies ist jedoch ein allgemeiner Fehler aller mittelhochdeutschen höfischen Dichter, es sei denn, daß man Wolfram ausnehmen wollte. Wie klar und bestimmt er übrigens, trotz der bisweiligen Weitschweifigkeit, den Grundgedanken der von ihm benutzten Mären oder Sagen auffaßt, davon giebt uns der Anfang seines Iweins einen Beweis, wo er als Ziel seiner Dichtung sogleich den Satz aufstellt: „Wer mit ganzer Kraft seiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaft gut ist, dem folgt Glück und Ehre. . . . Was den Geist der Hartmann'schen Dichtung betrifft, so bekundet sich in den meisten Liedern und den legendenartigen Erzählungen ein frommer, selbst der Ascetik zugewandter Sinn, der mit tiefem Ernste das Heil der eigenen Seele bedenkend denselben Ernst auch Andern zu eigen machen und überall zur Ehre Gottes beitragen möchte, während in seinen Bearbeitungen welscher Stoffe vorzüglich eine behagliche schalkhafte Gutmüthigkeit und Naivität hervortritt, die nicht leicht ohne Eindruck auf den Leser bleiben kann."

Die nähere Betrachtung der Dichtungen beginnt mit Erec und Enite, (Erzählungen aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde) als der nach Moriz Haupt's Ansicht ältesten; (S. 20—33.) Dann folgen: Gregorius vom Steine, eine Legende, deren Quelle unbekannt ist; (S. 34—43) der arme Heinrich, eine idyllische Legende,

Digitized by Google

deren Stoff aus einer alten schwäbischen Volkslegende entlehnt ist; (S. 43–52); Iwein, der Ritter mit dem Löwen, ein dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde angehöriges Gedicht, dessen Stoff aus dem Ivain des Crétien des Troyes geschöpft ist und auch viele Aehnlichkeit hat mit einer englischen Nachbildung des französischen, die sich im ersten Bande von Ritson's „Ancient english metrical romances" befindet. (52–64.) Zuletzt wird der Lieder und der Büchlein Hartmann's gedacht. (S. 64. 65.)

„Die Lieder", sagt Barthel, „stehen an äußerer Vollendung der Form, an Wohllaut der Sprache und der Reime den lyrischen Erzeugnissen der meisten Minnesänger gleich, ohne sie hierin zu übertreffen. Was aber ihren Inhalt betrifft, so haben sie, mit Ausnahme des Kreuzliedes (Dem Kriuze ziemt wol reiner muot), und eines kleinen drei strophigen Liedes mit dem Anfange „Swelch vrouwe sendet ir lieben man" einen originellen Grundzug gemein, der dem Charakter des Dichters vor den meisten anderen Minnesängern große Ehre macht. Wenn diese nämlich meistens bis zur Ermüdung das Thema der Frauenliebe behandelten und dabei nicht selten in schwärmerische unmännliche Empfindelei versinken, so tritt Hartmann in diesen seinen Minneliedern geradezu polemisch gegen diese Gefühle auf und läßt es deutlich genug durchblicken, wie es seinem männlichen Stolze zuwider sei, um einer Frau willen zu seufzen und zu schmachten. Mag diese Maxime bei ihm auch Folge einer mißlungenen Liebeswerbung gewesen sein, wie das aus seinem Liede „Maniger grüezet mich alsô" hervorzugehen scheint, so läßt doch auch das auf ein männliches Selbstbewußtsein edlerer Art schließen, und gewiß wäre es den meisten Minnesängern von großem Vortheile für den Gehalt ihrer Poesie gewesen, wenn sie Hartmann's Ansicht getheilt und auf den Wink mehr Acht gegeben hätten, den er ihnen in seinem trefflichen Liede: „Ich var mit iuwen hulden, herren unde mâge" giebt, wenn er sagt:

Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen;
daz iu den schaden tuot, daz ist der wân:
Ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
sit mich diu minne hat, und ich si hân.
Da zich dâ wil, seht, daz wil alse gerne haben mich:
sô müezt aber ir verliesen under wilent wânes vil;
ir ringent ümbe liep, daz iuver nicht enwil:
wan müget ir armen minnen solhe minne, als ich!

(Die von Barthel nach ihren Anfängen erwähnten Lieder, sind vollständig zu lesen im ersten Bande der „Geschichte der deutschen Literatur" von H. Kurz, S. 43. 44; Proben aus Hartmann's größeren Dichtungen s. m. S. 338–348.)

Die Darlegung des Inhalts der Dichtungen ist von belehrenden Bemerkungen über ihre Eigenthümlichkeiten und ihren Werth, so wie von der Angabe vorzüglich beachtungswerther Stellen und Nachweisen der besten Ausgaben begleitet.

Der verstorbene Verf. widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der mittelalterlichen deutschen Dichtkunst; die Monographie, über welche Bericht erstattet wurde, ist vermutlich ein für den Abdruck zu einem selbstständigen Ganzen umgearbeitetes Bruchstück seiner in Braunschweig gehaltenen Vorlesungen.

Papier und Druck sind sauber. H.

Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee von Alfred Meißner. Leipzig. 1853. Friedr. Ludw. Herbig. XII und 180 Seiten und 1 S. Druckfehler. 8.

„In einer malerischen Bucht des Traunsee's, auf einem grünen, mit wechselvollem Baumschlag bekleideten Bergabhang," beginnt der Verfasser das erste Kapitel, „liegt das Wirthshaus am Stein. Dieses umfassen uralte Nuß- und Ahorndäume, die eine ungewöhnliche Höhe erreicht haben und ihre frischgrünen Kronen in einander verschmelzen, weiter oben Buchen, durch die das Eichhörnchen streift, dazwischen dunkelfarbige Eiben, und ziehen einen Kreis von Schatten und Kühle. Das Wirthshaus selbst, einstöckig und mit Schindeln gedeckt, die in der Sommersonne wie Silber glänzen, ist das gerade Gegentheil einer lärmenden Dorfkneipe, eine wahre Schenke aus Arkadien oder irgend einem fabelhaften Idyllenlande. Still und geräuschlos lebt sich darin der wandernde Krämer, der seine Tragbahre auf der Bank vor dem Hause niederstellt, der Fleischer, der vom Gebirge mit dem keuchenden Hunde und dem eingekauften Kalbe ankömmt, daß er am Fenstergitter anbindet, um eine Weile zu rasten, ja auch zuweilen der vorüberreisende Maler im romantischen Costüm; aber nur selten dröhnt die Kegelstatt von den fallenden Kegeln; die Zechgelage, Räusche und Schläge sind hier eine so seltene Erscheinung, daß man versucht wäre anzunehmen, beredte Mäßigkeitsapostel hätten hieher die erfolgreichsten Missionen unternommen. Und doch ist nur die geldarme, drückende Zeit die Ursache davon.

Von dem Sommersitz aus, vor dem Wirthshause, welche Aussicht! Der Traunsee, blau und unbewegt wie ein Spiegel, ist hier von einem Kreis der prächtigsten Berge umschlossen. Dem Hause gerade gegenüber am jenseitigen Ufer erhebt sich die furchtbare Pyramide des Traunsteins; sein ebenbürtiger Nachbar, der Erlakogel*), der in seiner untern Hälfte dunkelbewaldet, dann mit schroffen, stahlgrauen Felswänden hinansteigt, spitzt sich zuletzt wie ein phantastischer Felszahn oder wie ein Schneckenhorn zu. Ihm gegenüber, auf dem andern Ufer, erhebt sich die Vornau, ein langhingestreckter Bergrücken wie eine Festung, mit Mauern, die sich durch den Wald hinziehn. So wunderbar klar ist die Luft, daß das silberne Blinken des Ruders, das die azurne Fluth des Sees durchschneidet, auf stundenweiter Entfernung wie ein Blitz das Auge trifft, und man den über dem Seebecken kreisenden Adler mit dem Auge verfolgen kann, bis er sich im Walde des Sigisbachs niederläßt.

Auf einer Landzunge, tief in den See gerückt, steht Traunkirchen, die ehemalige „Residenz" eines Jesuitengroßmeisters, jetzt ein armer kleiner Flecken, dessen Mauern und Thürme im Sonnenscheine blendend weiß herüberschimmern. Bis zu diesem kleinen Orte zieht sich vom Stein im Halbkreise ein Weg hin, am Ufer entlang, das so romantisch ist, wie nur irgend die Ufer sein könnten auf dem Eiland der Circe. Man wundert sich nur, daß diese Aussicht fest bleibt und nicht wie ein schöner Traum verschwindet.

Doch ist dies alles gar wenig bekannt und besucht. Das Dampfschiff, das von Gmunden aus seine Passagiere nach Ebensee und Ischl befördert, hält nicht an und fährt in halb-

*) Kegel, hier zu Lande eben so viel wie Bergkegel.

Digitized by Google

stündiger Entfernung, fast nur durch seine Rauchwölkchen bemerkbar, vorbei. Mit diesem Schiffe vorüber gehen die kranken oder erholungssüchtigen Diplomaten, die Engländer mit dem rothen Buch unter dem Arm, die Majestäten und all die unglücklichen Märtyrer des modernen Reisefanatismus, die sich auf ausgestandene touristische Anstrengungen etwas einbilden, wahre Reisefakire, die sich rühmen mit Entbehrungen, Kasteiungen und Tausenden zurückgelegter Meilen. Alle ziehen vorbei, Keiner würdigt eines Blickes das silbergraue Schindeldach, das halb in den Bäumen verborgen, freilich sonst nichts Seltenes aufzuweisen hat, als gute Menschen. Ja wohl ist's eine verschollene Wohnung! Die Welt könnte seit Wochen in Krieg und Flammen stehn, und das Krähen des Haushahns bliebe hier die einzige Unterbrechung der Stille!"

In diesem Wirthshause am Stein hatten Meißner und sein Freund beschlossen einige Monate der Einsamkeit zu verleben. Die Skizzen entstanden zum Theil dort an Ort und Stelle, zum Theil in der Ferne. Des Erzählers Reisen waren, wie er selbst gesteht, klein; „sie erstreckten sich nur von einem Seeufer an's andere, von einem Dorfe in's andere; doch war es ihm vergönnt, in Almenhütten und Sennen, in Wirthshausstuben und auf Tanzböden manche eigenthümliche und ergötzliche Bekanntschaften zu machen. Denn er hatte es mit Menschen zu thun, welche, von der übrigen Welt abgeschnitten, in so enger Beziehung zu ihrem heimathlichen Boden geblieben sind, daß sie mit ihm verwachsen scheinen, und in einer Zeit, die immer mehr von der Uniformität verschlungen wird, eine solche Naivität und eine solche Eigenthümlichkeit bewahrt haben, als ob sie unmittelbar aus einem anderen Jahrhundert in diese Gegenwart hereingetreten wären. Von diesen Menschen giebt der Reisende keine blos poetischen, nur nach dem Aussehen und einzelnen Worten der betreffenden Menschen ausgesponnenen Charakterbilder, er giebt diese Menschen wie er sie fand, wie sie sich ihm in den verschiedensten Situationen darstellten, und das Höchste, was er sich zur Belebung und Ausgestaltung der Personen erlaubte, besteht darin, das er einzelne sorgfältig aufbewahrte Züge aus ihrem früheren Leben anbrachte, um seine Darstellung zu einem möglichst getreuen Zeit- und Naturbilde zu stempeln." Menschen, wie die beschriebenen, sind der kleine Holzknecht Tonel, der ehemalige Wiener Fiaker, der Modellstecher, der Tanzmeister Vierschock. „Ein Tanzmeister in einem oberösterreichischen Dorfe," belehrt uns der Erzähler, „ist der Mensch, der bei Hochzeiten und im Allgemeinen auf den Tanzböden Ordnung erhält und die Tanzgelder — die herkömmlichen Sechser für jeden Tanz — im Namen der Musiker eincassirt. Gewöhnlich sind es Schuster oder andere Handwerker, die sich für den Abend zu solchem Dienst hergeben; der Mensch aber, den wir vor uns haben hat sich ausnahmsweise diesem Geschäfte ganz gewidmet. Eine außerordentliche Routine auf Tanzböden, eine weltmännische Seele und eine unzerstörbare Bonvivanmatur haben ihn eigenthümlich dazu befähigt." Nicht weniger Original ist Vierschocks Vater, Lazarus, ein Holzschnitzer, der lange Zeit mit besonderer Vorliebe und Fertigkeit nur Teufel, einzeln und in Gruppen, schnitzelte, die eine beliebte und gesuchte Spielwaare waren; von Zeit zu Zeit regten sich wol in dem abergläubischen Gemüth des reich gewordenen Lazarus' Gewissensskrupel, seit der Nacht jedoch, in welcher ihn ein Gepolter, was nur von den über dem Bette in der Luft zum Trocknen hängenden Teufeln herrühren konnte, erweckte, und er am Morgen das ganze Teufelsheer verstümmelt am Boden liegen sah, verfertigte er keine Teufel mehr, sondern — Affen. „Die Affen," meint der Verfasser, „gehen wol auf den Märkten bei Weitem nicht so gut; man leidet aber dabei keinen Schaden an seiner Seele." Eine ergötzliche Persönlichkeit ist ferner der Schiffmann Hansel, taub und trunken, dessen Lieblingsworte sind: Klar muß der Schiffmann sein, klar, klar! Der Schneidermeister Klaus, der einmal zur Fahrt von Traunstein bis herüber nach Traunkirchen zwei Tage gebrauchte und seine Leidensgeschichte zu erzählen gezwungen wird, dürfte selbst Leute, die, ohne daß es von ihnen verlangt wird, über die orientalische Frage sich den Kopf zerbrechen, diese für einen Augenblick vergessen lassen und zum Lächeln zwingen. Diesen Politikern muß auch die Geschichte von des Rimbachmüllers Kossuthstock, der zum Bathiany-, zuletzt zum Kaiser-Stecke wird, besonders gefallen. Wenn Alfred Meißner, der Doctor Medicinae, für die Erheiterung an der trüben Zeit leidender Kranken durch solche lustige Geschichten vortrefflich gesorgt hat, führt der Dichter der „Ziska" dagegen großartige Naturbilder an uns vorüber, z. B. den Sturm während der Fahrt von Traunkirchen nach der Karbachermühle, den Waldbrand des Traunstein (die Wiederholung des ähnlichen grausenvollen Schauspiels im Jahre 1811), den fünfzehnhundert Holzknechte vergebens zu löschen sich abmühen, ein Gewitterregen aber, der sich wolkenbruchartig ergoß in einer Nacht bis auf den letzten Funken erstickte. — Mit anziehender Naivität werden uns Herzensgeheimnisse enthüllt, die ein reizendes Alpenmädchen, Rosi aus Ammerendorf, zum Gegenstand haben; als ihr heimlicher Liebhaber, ein Kunstdrechsler, mit einen ansehnlichen Lotteriegewinn in die Heimath zurückgekehrt, lassen sie die beiden Einsamkeitsfreunde zu einer Hochzeit einladen, ohne das Brautpaar zu nennen; sie kamen und man wird nicht staunen Alfred Meißner ausrufen zu hören: „Rosi! Sie sind die Braut? zu Ihrer Hochzeit bin ich geladen? Das ist eine bittere Neckerei — die recht wehe thut! wenn ich das gewußt hätte, ich weiß nicht, ob ich nicht zu Hause geblieben wäre." — Ein früheres Gespräch mit dem Freunde in welchem der Verf. bei einem heimlich und unsicher getragenen Gedanken überrascht wurde, wollen wir als Schluß unseres Berichtes mittheilen. „Um wie viel glücklicher", sagte der Freund beim Anblicke fröhlicher, jodelnder Gebirgsleute, „sind doch diese Leute, trotz aller ihrer Arbeit und Plage, als ihre Standesebenbürtigen in der Stadt! Sie sind isolirt, sie empfinden die Standesunterschiede nicht, sie haben das Schauspiel besserer Loose nicht immer vor den Augen. Sie sind poetisch, denn sie leben in der Natur und die Natur regt sie an. Daß sie ihre Schönheit fühlen, zeigen ihre Lieder, die immerfort von der Schönheit der Alm und der Berge sprechen; daß die große, mächtige Natur, die sie umgibt, sie mit einem Hauche von Freiheit durchdringt, sehen wir aus ihrem ganzen Wesen."

„Werden Sie mir's glauben," erwiderte ich, „daß ich allmählig dahin komme, diese Leute zu beneiden? daß ich den Gedanken nicht mehr abstoßend finde, der Stadt und der Welt ein langes Lebewohl zu sagen, um ein neues Leben zwischen diesen Bergen zu beginnen? Es überrascht mich oft, wie häufig ich „zu Hause" sage, wenn ich den verschollenen Ort bezeichnen will, an dem wir wohnen, als sei meine Heimath hier, wo ich Glück und Freude wiedergefunden. Lachen Sie mich nicht aus,

Digitized by Google

aber mir bangt vor der Stunde, wo ich von hier werde fortziehen sollen, und mir ist, als würde ich frühee oder später hierher zurückkehren müssen, um dann diese Einsamkeit nie mehr zu verlassen."

„Und die Welt", entgegnete der Freund, „die der Schauplatz der Ereignisse ist, denen Sie zu folgen gewohnt waren, das deutsche Publikum, um dessen Beifall Sie kämpfen und die ganze Ringbahn des Geistes? Nein, dies Alles geht nur aus einer hypochondrischen Stimmung hervor! Der Welt, in der Sie gelebt haben, werden Sie nie entsagen können, und hätten Sie sich hierher ein Haus gebaut, es würde Sie bald eben so heftig hinaustreiben, wie Sie mit Ungeduld die Einsamkeit suchten. Seine letzte Lebenshälfte nur mit Gebirgsteigen und Jagen verbringen, wird Keiner, der die erste Lebenshälfte hindurch ein Schriftsteller war."

„Ich glaube doch", erwiderte ich, „daß es mir leichter werden sollte, als Sie glauben! Nicht das ich Dem entsagen würde, was mein ganzes Leben hindurch der Angelpunkt meiner Gedanken war; aber ich könnte, glaube ich, jahrelang hier in der Verschollenheit leben, schreiben, ohne mich um das Schicksal meiner Bücher zu kümmern, und dann erst hinausgehen und fragen, ob ich etwas erreicht und in den Augen der Welt etwas errungen. Wie oft glaube ich eine Stimme zu hören: Hier fandest Du Glück und Frieden wieder, hierher baue ein Haus und nimm Dir ein Weib aus diesen Bergen!"

Ein Lächeln überflog das Gesicht des Freundes. „Dahinaus gehen Ihre Gedanken? Das ist viel! am Ende gar damit in Verbindung, daß sie in der letzten Zeit oft davon sprachen, das Innviertel zu bereisen — natürlich nur um die Gegend kennen zu lernen?"

Druck und Papier sind sauber. H.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von Dr. J. W. Hanne. Halle, 1853. Verlag von Richard Mühlmann. XXXVI u. 251 Seiten. 8.

Es ist in Nr. 97 dieser Zeitschrift auf das Leben des Verfassers schon aufmerksam gemacht. Wie eine liebliche Blüte ist Karl Barthel früh dahingewelkt, es war ihm nicht vergönnt eine reiche Ernte zu liefern, und doch ist sein Fleiß zu bewundern, wenn man das diesem Nachlaß beigegebene Verzeichniß seiner Schriften und Abhandlungen überfliegt und aus den anzeigenden Blättern kann man auf jeder Seite ersehen, wie es ihm Ernst war der Welt den Frieden zu verkündigen, der ihm nach innern Kämpfen zu Theil geworden war. Der Nachlaß besteht aus Gleichnißandachten, Gedichten, Aphorismen, einer biographischen Skizze des Thomas von Kempen, 2 Briefen und 6 Gedichten. Recht ansprechend sind die Gleichnisse, zumal wenn man den Verfasser lieb gewonnen hat und aus diesen Gleichnissen ersieht wie ihm Alles, auch der täglichste Anblick seinen Beruf nahe bringt, so daß er auf zarte, innige Weise das Leben des Wochentags geistlich zu deuten vermag; besonders gefallen hat uns „der Käfer und der Sonntag und Sabbath." Unter den 17 Gedichten, die alle religiösen Inhalts sind: Vor der häuslichen Abendandacht, Hebräer 13, 2. Kindergebet, 1 Korinth. 13. Abendlied, Mond und Menschenherz, deri Bücher nach Ruysbreek. An die da draußen. Trostlied. Nach dem Genusse des heiligen Abendmahls ꝛc. hat uns dies letztere besonders wohlgefallen; die Anklänge (an Zahl 26) und Aphorismen (11) zeigen dieselbe sinnige, liebliche Natur des Verf., obschon uns sonst auf dem religiösen Gebiet solch ein äußerer Anklang nie recht hat behagen wollen als spielend und unpassend. Die Skizze von Thomas von Kempen entbehrt leider eines sie hervorhebenden Hintergrundes, der Leser hätte durch eine kurze Schattirung der damaligen Zeit auf diesen Zeugen der Wahrheit aufmerksam gemacht werden müssen. Doch auch ohne diesen Gegensatz wird man sich gern die freundlichen Züge des Thomas immer von neuem wieder einprägen. Recht zugesagt haben die beiden Briefe über das Vaterunser und über den Brief Pauli an Philemon. Die 6 Predigten: der Herr ist nahe, die Seligkeit aus dem Glauben, von der Wiedergeburt, die suchendende Liebe Jesu, Homilie über Matth. 18, 1—11, das zukünftige letzte Gericht sind alle von der Liebe zum Herrn durchdrungen und suchen das Evangelium als die Quelle des Friedens jedermann nahe zu bringen; wir wünschen, daß dieser Zweck auch durch die Herausgabe erreicht werde und hoffen daß dieser Nachlaß noch manchen Leser freundlich ansprechen wird. W. Kl.

Novellen von Abraham Emanuel Fröhlich. Frauenfeld Verlags-Comptoir (A. Reimann). 1853. 208 Seiten. 8.

Die vorliegende Sammlung größerer und kleinerer Novellen und Charakterbilder ist der fünfte Band von Fröhlich's „Gesammelten Schriften", und als solcher auf dem Umschlage und Vorsatztitel bezeichnet. Die einzelnen Bestandtheile des ersten bis vierten Bandes dieser Gesammtausgabe der Dichtungen des vorzüglichsten gegenwärtig lebenden schweizerischen Dichters: „Ulrich Zwingli", „Ulrich von Hutten", „Fabeln", „Lieder", sind früher in unserer Zeitschrift besprochen worden; wir machen hier wiederholt ganz besonders auf die „Fabeln" aufmerksam. Durch die vorliegenden in Prosa verfaßten Arbeiten lernen wir Fröhlich als einen Erzähler und Darsteller kennen, der, weit entfernt uns in eine Welt, unter Menschen zu führen, die wir vergeblich überall suchen würden, Lebensgemälde aufstellt, die unbezweifelt zum Theil der Wirklichkeit entlehnt sind und gerade deßhalb um so lebhafter unser Interesse erwecken. Man erkennt leicht daß es nicht der Hauptzweck des Verfassers war, die Leser zu unterhalten, obgleich ihm auch dieses vollkommen gelungen; seine Schilderungen sind zu belehrenden nachahmungswürdigen oder abmahnenden Beispielen geworden, deren Wirksamkeit durch manche eingeflochtene gediegene, treffliche Worte verstärkt wird. Die Lebensverhältnisse und Lebenserfahrungen einiger Menschen, die vor uns enthüllt werden, gehören freilich zu den außerordentlichen, wie z. B. diejenigen des Pater Benedikt, der vorher reformirter Pfarrer war und dessen Selbstbiographie nach seinem Tode in einem griechischen Neuen Testament entdeckt wird; aber auch hier hat

Digitized by Google

die Phantasie dem Verfasser schwerlich allein das Vorbild geliefert.

Die Sammlung enthält: Der Organist. Der Tüchler (Fabrikant von Baumwollentüchern). Die Witwe. Der Kinderball. Der Kirchenbau. Klara's Briefe ab dem Rigi. Benedikt. Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfeste zu Aarau 1849.

Der Mehrzahl dieser Mittheilungen liegen natürlich schweizerische Zustände zu Grunde, ohne daß sie jedoch dadurch eine ausschließlich schweizerische Färbung, und somit einen gleichförmigen Ton erhalten. Eine Frau Salome (die Witwe), die mit einem Professor und der Schulbehörde für ihres Knaben Seelenheil einen rüstigen Kampf kämpft, in der Wahlversammlung mit Klugheit und Entschiedenheit redet und es erreicht, daß man den der Jugend gefährlichen fremden Lehrer entfernt, ließe sich auch wol außerhalb der Schweiz auffinden, wenn die Theilnahme an dem Schulwesen und der Einfluß einer solchen Frau sich an anderer Stelle, unter anderen Verhältnissen auch weniger öffentlich und hervortretend äußern dürften. Vergeblich aber möchte man sich nach einem Pfarrer umsehen, den ein Präsident und seine, dem lächerlichen, dem französischen der ersten Revolution nachgeäfften Natur-Cultus sich hingebende Gemeinde vom Amte getrieben, der durch Erbschaft in den Besitz eines großen Vermögens kommt und nun von seinem Sohne, einem Architekten, in der Stadt, aus welcher er verbannt, einen großartigen Münster erbauen läßt.

Die bedeutendste Anziehungskraft werden wahrscheinlich „der Organist" und „Benedikt" auf die Leser äußern.

Das Buch ist sowie die übrigen Bände der gesammelten Schriften einfach, aber ansprechend ausgestattet. (Alle fünf Bände kosten nur 4 Rthl. 6 Ngr.; von „Ulrich Zwingli" giebt es auch eine Prachtausgabe auf ganz feinem Papier geb. mit Goldschnitt.) H.

Aus den Familien-Papieren derer von H... Herausgegeben von einem Familiengliede. 2 Bände. Leipzig, 1853. IV, 231 und 275 Seiten. 8.

Den archivalischen Ursprung der Papiere, welche nach des Herausgebers Versicherung den Stoff zu dieser Familiengeschichte (—1 bis 4 Abtheilung: Louise; 5 und 6: Johanna —) geliefert, wollen wir dahingestellt sein lassen. Geschichtliches aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Leipzig ist übrigens überall in ganz anziehender Weise eingeflochten. Das erste, wie es scheint, aus einer schwedischen Quelle geschöpfte Bändchen, in welchem uns die adliche Familie von Hermelin vorgeführt wird, ist dem zweiten, dem das Gepräge eines gewöhnlichen Romans aufgedrückt ist, vorzuziehen. Die große Anzahl der auftretenden Personen, von denen wie Mehrere an ihr Grab geleiten, und die ungemein verwickelten Schicksale der überlebenden gestatten keine Analyse des Inhalts der Erzählung. Unterhaltung gewährt das Buch hinreichend, und Freunde und Freundinnen des Romantischen werden der jungen Magdeburgerin Johanne W., die ihren Geliebten den königl. westphälischen Postbeamten v. H., der mit Ueberbringung einer Depesche vom Gouverneur Lamaras an den Kaiser nach Dresden beauftragt wird, als Diener unerkannt begleitet, und ihn aus den Händen der Kosacken rettet, ihre Theilnahme nicht entziehen. Der alte Herzog von Braunschweig und andere, bekannte Persönlichkeiten, namentlich des französischen Kaiserreichs (Napoleon, Caulaincourt, ꝛc.) und des westphälischen Königreichs, beleben die Familiengeschichte. Die Manipulationen bei Eröffnung und Wiedervorsiegelung der Briefe in Kassel werden genau beschrieben. Eine besondere Vorliebe zeigt der Verfasser oder Herausgeber für die Schilderung von Oertlichkeiten (—Braunschweig, Magdeburg, Kassel —); eingeleitet wird das Ganze durch eine umständliche Beschreibung eines Schlosses oder vielmehr Blockhauses im südlichsten Theile Smålands, welches auf einer steinernen Platte mit dem Wappen der Familie von Wrangel und der Jahreszahl 1652 versehen, Eigenthum Carl's von Hermelin und zum Theil Schauplatz der Ereignisse ist.

Miscellen.

Was sind die widrigen Götzen der Heidenwelt unter Griechischen Händen und Griechischer Anschauung geworden, ein Götterberg voll hoher, leuchtender Gestalten, eine Halle unnachahmlicher Kunst, die in den zartesten, wohl erfundenen Sinnbildern, uns die Lehre von dem Schönen und Guten darstellt, wie sie der edle Grieche in sich trug. Aber doch nur aus dem Orient konnte die kunstlos schlichte Lehre des *ewigen* Schöpfers kommen, vor welcher jene herrlichen Göttergestalten alle in den Staub sanken. Nur der Orientale vermochte durch den täuschenden Schleier der Erinnerungen zu dem Urwesen aller Dinge durchzublicken. Der Grieche wußte zu gestalten, der Orientale zu schauen. Der Grieche bevölkerte die Natur mit reizenden Götterbildern, er schilderte bekränzt ihre Thaten bei dem Saitenklange goldener Harfen, er gab jedem Baume seine Dryade, um der frevelnd zerstörenden Hand zu wehren, er machte jeden Quell zum Aufenthalte unsichtbarer Nymphen, daß den Wanderer bei dem leisen Rauschen ahnungsvolle Schauer des Göttlichen ergriffen. Aber der Hebräische Orientale, an der Hand des greisen, rauh gegürteten Propheten, sich als Herrn der Natur fühlend, stieg von Berg zu Bergen, eilte von Stern zu Sternen, und flog vom Himmel zu Himmeln und stand anbetend vor Gottes Thron. (Aus: Form und Geist der biblisch-hebräischen Poesie. Von Jos. C. Saalschütz. Königsberg, Unzer, 1853.) H.

Der jährliche Ertrag der brittischen Kohlengruben beläuft sich auf 37 Millionen Tons, die an Ort und Stelle einen Werth von circa 10 Millionen £ Sterl. haben, welcher Werth sich aber durch die Transport- und sonstigen Kosten aller Wahrscheinlichkeit nach verdoppelt, bevor die Kohlen den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben. Das in diesem Geschäftszweige verwendete Capital übersteigt 10 Millionen £ Sterl.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße Nr. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

Mitredacteur Dr. Sigismund Wallace.

№ 105. Sonnabend, den 31. December. 1853.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Briefe aus dem Orient. (VIII.) ..... Seite 821
Literatur:
Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Von J. G. Kohl. „ 824

Briefe aus dem Orient.

VIII.

Jerusalem.

Bis jetzt habe ich nur von dem Orient der Europäer gesprochen. Bis jetzt ist es Frankreich, Spanien und vor Allem Italien gewesen, was ich in Aegypten wie in Syrien angetroffen habe. Dieser Orient findet sich unter den Füßen aller Touristen: man darf sich nur bücken, um ihn zu sehen.

Es giebt aber noch einen andern, dicht daneben, geheimnißvoll, unergründlich, vermauert wie ein Kloster, schweigsam wie die Nacht, und an den man Jahre lang streifen kann, ohne einmal seine Tiefe zu ahnen.

Der Zufall lüftet wohl einmal einen Zipfel des Schleiers, und da gewahrt unser geblendetes Auge plötzlich gewissermaaßen einen neuen Horizont, der sich in einer endlosen Ferne vor uns aufrollt. Wem das Glück nicht zu Hülfe kommt, der wird nie erfahren, was hinter diesen hohen und düstern Mauern vorgeht, die durch das dichte Gitterwerk eines Muchrabiy kaum einen einzelnen Sonnenstrahl durchschlüpfen lassen. Selbst den Glücklichsten wird nie eine vollständige Offenbarung zu Theil. Der Harem ist ein unzugängliches Heiligthum. Die vor dessen Thüren gestellte Wache läßt sich nicht bestechen, und eine Freundschaft des blindesten Vertrauens wird sich nie zu einer Gunstbezeugung verstehen, die eine Beleidigung für die Frau sein würde. Die Achtung ist die erste Bedingung der Liebe. Hier ehret sich die Frau durch die Eifersucht, die sie einflößt. Das in sie gesetzte Vertrauen wäre eine Kränkung, die sie ihrem Gatten oder ihrem Herrn — beide Worte sind hier gleichbedeutend — am wenigsten verzeihen würde.

Ich habe im Oriente eine sympathetische Gastfreundschaft in ihrer liebenswürdigen Anmuth, in ihrer vollen reizenden Vertraulichkeit erfahren. Ich weiß jetzt, was ich von den mit Abentheuern verbrämten Erzählungen einiger Reisephantasten zu halten habe.

Ich hatte mehr als einmal, entweder am heiligen Grabe, oder auf den Stationen des Leidensweges, oder in den großen Landschaften, die sich in der Nähe von Jerusalem befinden, oder im Dorfe Siloa, im Thale Josaphat, oder an den Ufern des jetzt ausgetrockneten Cedron einen Araber bemerkt, dessen vornehme Miene und stolze Haltung mir überall aufgefallen sein würde. Hier schienen die Gegenstände selber, die ihn umgaben, die Würde seiner Person noch zu erhöhen. Mehr als ein Mal hatte ich ihn überrascht, daß er im Schatten eines Sanctuariums saß und mit Wohlgefallen aufmerksam auf die Orgeltöne im Gottesdienste der Lateiner lauschte. Die Franziskanermönche nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und er verfolgte den langen Zug der Patres in den härenen Gewändern, die Psalmen singen oder die großen Wehklagen der Propheten recitirten, von Altar zu Altar mit seinem Blick.

Eines Tages suchte er, sich schwermüthig auf den Schaft einer zerbrochenen Säule, ich weiß nicht mehr an welcher im voraus zum Besuche frommer Pilger bestimmten Stätte, stützend mit dem durchdringenden Blicke des Phantasten, der so scharf schaut, wenn er schaut, die Gedanken unter all den fremden Stimmen zu errathen; darnach blieb er, als die Pilger sich entfernt hatten, allein zurück, und brachte mehrere Stunden regungslos und wie in der Verzückung seiner stillen Betrachtungen verloren zu.

Es war kein Santon; dann würde ich ihn gleich erkannt haben. Er ging auch nicht in ihrer Tracht, hatte nicht ihr

Digitized by Google

langes Haar, noch ihre frömmelnde Miene. Seine Physiognomie hatte vielmehr den mit einer, ich weiß nicht welcher, zarten Anmuth gemischten Ausdruck der Entschiedenheit und Kraft, den man vordem als ritterlich bezeichnet haben würde.

Eines Morgens verließ ich Jerusalem durch das Damascusthor, um längs den Mauern die Runde um die Stadt zu machen, als er eben durch dasselbe herein kam. Wir waren Beide zu Pferde. Unsere Augen hatten sich schon mehrere Male begegnet, und wir kannten einander, ohne uns je gesprochen zu haben. Er ritt eins der schönen und edlen Pferde des Medschi, deren aristocratische Race sich bis jetzt unverändert und unverwischt erhalten hat. Ein Araber zu Pferde versagt sich nicht leicht das Vergnügen der Fantasia, wenn er bemerkt, daß man ihn ein wenig auf's Korn nimmt. So nahm denn auch er sein Thier zwischen die Schenkel, und begann nach einigen ordnungslosen Sätzen, inmitten von Steinhaufen, Hohlwegen und Abgründen einen Dscherid, so lebhaft wie man ihn nur sehen kann, sich bald im gestreckten Rennen von mir entfernend, bald wieder wie ein Blitzstrahl auf mich einstürmend, mich enge umkreisend, und im dreifachen Galopp Festons und Arabesken um mich her bildend. Darnach brachte er sein Pferd mit einem einzigen Ruck auf den Hinterbeinen stehend, legte seine Hand auf die Brust und an die Stirne, und ritt zur Stadt hinein.

Denselben Abend traf ich ihn wieder auf dem Divan von Hifni Pascha an, der uns gegenseitig namhaft machte, wie es nur in einem Salon zu London oder Paris hätte geschehen können.

Abu-Nowas-Ben-Novas ist ein ausgezeichneter Dichter und ein großer Reisender. Er lebt in der glücklichen Unabhängigkeit, welche der Reichthum verleihte: wenn er ein Land verläßt, so zieht er weiter, ohne eben zu wissen wohin, und trifft er eine Stadt oder eine Landschaft an, wo es ihm gefällt, so miethet er sich dort ein Haus oder schlägt sein Zelt auf; wenn er sich dann an ihren Reizen gesättigt, ihre Poesie erschöpft hat, wie man einen Becher Liqueur ausschlürft, so reist er, seine Bücher und seine Pferde mit sich nehmend, wieder fort. Abu Nowas ist so freundlich gewesen, mich auf einen Tag bei sich einzuladen. Gott sei Dank spricht er das Spanische wie ein Kastilianer, und so haben wir ohne Hülfe der Dragomans, die uns der Unterhaltung im Oriente eine der fadesten Sachen, die ich nur kenne, machen, mit einander plaudern können.

Abu Nowas hat sich, als wahrer Dichter, ein Haus im Westen der Stadt, den Brunnen Nehemias gegenüber und an der Stätte zur Wohnung gewählt, wo sich die drei Thäler des Cedron, Josaphats und von Gehenna vereinigen. Von seiner Terrasse aus hat er eine der herrlichsten und zugleich traurigsten Landschaften vor Augen, die zu betrachten dem Menschen gegeben ist: eine klaffende und zerrissene Erde, aus welcher deren granitnes Skelet hervorschaut; einen mit Felsen übersäeten Strom; ein ödes Gebirge, die Seiten rauh, der Gipfel kahl, nur hie und da ein darnieder indischer Feigenbaum; hier die hundertjährigen Olivenbäume, das Gethsemane, in deren Schatten Christus Blut schwitzte, und höher hinauf der Berg, von wo er sich zu dem Himmel empor schwang.

Als ich Abu Nowas gemeldet worden war, kam er mir an der Schwelle seines Divans entgegen, und ließ mich in der entferntesten Ecke des Zimmers Platz nehmen. „Entschuldigen Sie, sagte er zu mir," ich bin hier nur ein Durchreisender; es ist nicht in meinem Hause, wo ich Sie empfange. Ich habe keinen häuslichen Herd mehr, „setzte er mit einem schwermüthigen Lächeln hinzu." Vor drei Jahren bin ich in Spanien gewesen, das einzige europäische Land, das ich kennen lernen wollte. Dort habe ich auf jedem Schritte die Spur und den Namen meiner Väter wiedergefunden .... Was würde ich an andern Orten zu sehen bekommen haben? Vor einem Jahre war ich in Mekka, und nun sehen Sie mich hier zu Jerusalem. Ich bin mitten durch die Wüste mit einer Karavane von Gläubigen hierher gekommen ... Ich dachte hier einen Monat zu verweilen; nun weiß ich nicht mehr, wann ich wieder abreisen werde. Ich stelle dies Gott anheim. Er ist der Lenker meines Lebens, ich kümmere mich um nichts mehr. So steht's geschrieben!"

Mit diesen Worten klopfte Abu Nowas leicht in die Hände, und da trat ein großer Aethiopier, schwarz und glänzend wie Ebenholz, statt aller Kleidung angethan mit einem blauen Hemde ohne Aermeln, und ohne einen andern Schmuck als einen Ring in dem linken Nasenloche, herein, der auf flacher Hand eine Schüssel Confitüren von Citronen und Cedrat und eine Limonade, so kühlend wie Sorbet, trug. Er ließ die Schüssel schnell aus der rechten in die linke Hand gleiten, und setzte sie, ein Knie beugend, auf eine Matte von lebhaften Farben neben ein ziemlich weißes leinenes Tuch hin, das in bunter Seide mit künstlichen Blumen und Früchten gestickt war. Zur selbigen Zeit wurden die Nargilehs, mit persischem Tombali gestopft, dem durch eine geschickte Bereitung das Beißende benommen ist, so daß er nur einen lieblich milden Geschmack behalten hat, nebst dem Coffee hereingebracht, welch' Letzterer in chinesischen Bechern, so fein, daß sie durchsichtig waren, aber von Damascener Filigranarbeit umschlossen, um die Finger vor dem Verbrennen zu schützen, da der Coffee glühend heiß dargereicht, präsentirt wurde. Wir tranken den Coffee und rauchten dabei, ohne ein Wort zu sprechen. Ein Araber bedarf seiner vollen Aufmerksamkeit, um diesem ernsten Geschäfte obzuliegen.

Die Tassen wurden weggenommen, und die Fensterladen eines kleinen vergitterten Fensters zurückgeschoben. Da konnte ich bequem das Innere des Divans anschauen, dessen Details mir auf den ersten Blick entgangen waren. Mit Pferdehaare ausgestopfte Matratzen, über welchen größere und kleinere Kissen aus den leichten Stoffen, die wir Indiennes nennen, aufgeschichtet waren, nahmen drei Seiten des Zimmers ein. Die Wände hatten einen weißen Anwurf, so glänzend wie Stukatur; ein zartes Roth bildete überall die Einfassung; Blumengirlanden und hellblaue Arabesken liefen von Ecke zu Ecke, und inmitten einer jeden Wand brachte eine Inschrift in karminrothen großen arabischen Lettern irgend einen der schönsten Sprüche des Korans in Erinnerung. Der Plafond war mit Constellationen und Hieroglyphen bestickt. Diese lebhaften Farben waren mit Verstand auf die Empfindlichkeit des Netzhäutchens im Auge berechnet. Das Auge wurde wohl geblendet, aber doch nicht angegriffen. Eine kleine Laterne, Memsul genannt, hing an drei Ketten von vergoldeten Ringen einige Fuß vom Gewölbe herunter; ihre Seiten von geschliffenem Krystall waren durch ein leichtes Gitterwerk geschützt, welches durch die colorirten Maschen die antike Form einer dreischnäbeligen Lampe erkennen ließ. Es war dieses übrigens der einzige Zierrath des Divans. Ich lehnte mich zu dem kleinen Fenster hin, das nach dem innern Hofe hinausging. Es giebt nichts Erfrischenderes

Digitized by Google

und Reizenderes! Eine leichte Gallerie in der Form eines Kreuzganges zog sich, verschlungen mit einer Guirlande vom Kreuzbogen, rund herum. In jeder Ecke contrastirten Orangenbäume, Citronenbäume und ein Maulbeerfeigenbaum ihr dunkles Grün mit dem stechenden Weiß der Mauern. Unter dem Kreuzgange brachte eine Mosaik von rothen und blauen Ziegeln ihre Borde von phantastischen Incrustationen zur Schau. Mitten auf dem Hofe schleuderte eine Fontaine ihren üppigen Strahl gen Himmel, der sich darnach in flüssigen Perlen und Diamanten auflöste, die in Becken von ägyptischem Marmor niederfielen. Mimosen hingen, durch ihre liebkosenden Lianen festgehalten, von den Säulen herunter; die Convolvulus prangten überall mit ihren Glöckchen in ihrem tausendfältigen Farbenschmuck, und die Jasminen vom Cap ließen ihren kleinen silbernen Stern zwischen der dunklen Laubwolke hervorschimmern.

Wir machten die Runde des Kreuzganges. Es begann Abend zu werden, und der Jasmin erfüllete die Luft mit Wohlgerüchen, der Springbrunnen murmelte krystallinische Noten.

„Hier, sagte Abu Nowas zu mir,“ ich habe den Frieden — oder doch etwas, was ihm ähnlich ist, gefunden. Ich glaube, daß ich hier lange weilen werde.“

In einer Ecke des Hofes waren persische Shawls gleich Teppichen ausgebreitet worden. Wir setzten uns in den Schatten eines Feigenbaumes.

„Ihr Abendländer,“ begann Abu Nowas nach einem kurzen Schweigen wieder,“ Ihr kennt den Orient nicht. Ihr durchfliegt ihn im Galopp eurer Karavanen, Ihr theilet Backschis an die Paschas und die Mutzelims aus, um Firmans zu bekommen, und Hiebe an eure Mukres, um Ruhe zu haben, und setzt Euch dann hin, um in hochtönenden Worten über das Elend, die Unterdrückung und die Verkäuflichkeit zu schreiben. — Das scheint mir aber auch ganz begründet zu sein, antwortete ich.

„Nun freilich, alles was man sagt, ist in der Regel ziemlich begründet. Aber Ihr gewahrt hier, wie überall, nur die Hälfte der Frage. Wenn die Menschen im Orient für die Menschen so wenig thun, so hat das seinen Grund darin, daß die Natur genug für sie gethan hat. Die Sonne, die sie nährt und bekleidet, gewähret ihren Augen ein ewiges Fest. Mit einigen wenigen Stücken eurer kleinsten europäischen Münze befriedigen sie ihre dringendsten Bedürfnisse. Hier arbeitet Niemand für ungewisse Erben. In Europa heißt's: jeder Tag hat seine Plage; hier sagen wir: jeder Tag bringt sein Brod mit, und wenn das Brod gesichert ist, so wird die noch übrige Zeit den Genüssen des Körpers oder des Geistes gewidmet. Der ärmste Fellah ist noch reich genug, zwei oder drei Mal des Tages seinen Tschibuck zu rauchen, und zwei bis drei Stunden Kief (Siesta) zu halten, während welcher er wie ein Sultan träumt. Das genügt ihm. Was nun die Leute betrifft, die vom Denken leben, so ist der Orient ihr rechtes Vaterland. Hier hat das Träumen keine Grenzen, und die Seele, die nicht, wie bei Euch, von grober Sinnlichkeit niedergehalten wird, erhebt sich zu Anschauungen, die sich bis zur Verzückung steigern können. Daraus entstehen für uns neue Bedürfnisse, deren Subtilität Euch entgeht, und die Ihr verdammt, weil Ihr sie nicht einsehet.

„Als die Sclaven ihren Weihrauch und Aloes in diese unter dem Kreuzgange aufgehängten silbernen Maschalihs geworfen haben; als Ihr gesehen habt, daß sie Rosenöl und Benzoe-Essenz auf die Kissen meines Divans getröpfelt, da hat Euer Auge einiges Erstaunen verrathen — nur wie ein Blitz, doch habe ich es bemerkt. Aber diese Ueppigkeit ist eine Nothwendigkeit. Unsere leichte und verflüchtigte Seele ist stets auf dem Sprunge, in der dünnen Luft, die uns umgiebt, zu verdunsten, und da sind die Parfums gewissermaßen die unsichtbaren und sichern Bande, die sie hienieden festhalten.

— Genau genommen, begreife ich das, antwortete ich ihm; aber diese übermäßige Contemplation entfernt Euch mehr und mehr von dem eigentlichen Zweck des Lebens, welches die Thätigkeit ist.

„Im Abendlande vielleicht, aber nicht im Orient. Sehen Sie einmal diese Hand an, ist die geschaffen, um zu arbeiten?

Und er hielt mir seine zarte Hand hin, mit den glatten Fingern, an welchen man die Abtheilung der Glieder nicht bemerkt, das Unterscheidungszeichen der rein physischen Racen.

— Wohl, sie haben mich hierin überzeugt; aber diese zarten Finger würden doch eine Feder halten und jeden Morgen in harmonischen Strophen die Träume der Nacht niederschreiben können . . . . Das wäre schon eine Arbeit, und diese weiße Hand wäre dann keine leere Hand mehr.

„Das habe ich gethan, als ich jünger war,“ erwiederte er mit dem melancholischen Lächeln eines Mannes von vierzig Jahren;“ aber ein anderer Abu Nowas, der illusterste meiner Vorfahren, hat für alle, die seinen Namen führen, Ruhm erworben. Und sehen Sie, wir werden überdem nie Besseres leisten, als was die Schule von Granada geleistet hat . . . . Keiner von uns wiegt jetzt die Löwen und die Adler der Alhambra auf. Seitdem ich die Dichterwerke der Mauren in Spanien, eines Ibn-Abdun, eines Ab-Mutamid, eines Ibn-Khe-Sadjah und so vieler anderer gelesen habe, habe ich meine Feder weggeworfen.

Abu-Nowas-Ben-Nowas ließ sein Haupt in seine Hand fallen und blieb einen Augenblick im Nachdenken versunken. Als er sich wieder aufrichtete, schwebte ein Lächeln um seine Lippen, aber in seinen Augen stand eine Thräne.

Wir kehrten zum Divan zurück. Es war die Zeit des Mittagsmahls, und es wurde uns auf ebener Erde, auf einer immensen Schüssel von englischer Fayance, ein Hühnchen vorgesetzt, das wir mit den Fingerspitzen zerlegten und es uns wohl schmecken ließen, während unsichtbare Musici uns mit einer Serenade bewirtheten, in welcher zu meinem Bedauern die scharfen Laute zu sehr vorherrschten. Das Ohr gewöhnt sich jedoch daran, und findet einen gewissen Reiz in diesem ziemlich lauteren Tongebilde, ohne geiehrte Harmonie, ohne gewähltes Accompagnement, mehr geeignet, die Kraft der Gefühle, als die Mannigfaltigkeit der Ideen auszudrücken.

Der Abend stellte sich zu früh ein; wir mußten uns trennen. Ich reiste den andern Tag von Jerusalem ab. Abu Nowas und ich, wir werden uns sicher Zweifel nie wieder zu sehen bekommen, er wird mir es aber mindestens Dank wissen, daß ich mit großem Vergnügen in meinen niedergeschriebenen Erinnerungen das Blatt wieder lesen werde, das seinen Namen enthält.

Digitized by Google

Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Von J. G. Kohl. Erste Lieferung. Kunst-Verlag der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd 1853. Gr. 4. Mit 2 Stahlstichen.

Dieses Werk, welches aus 12 Lieferungen von je 3 Bogen Text und 2 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Rudolph Alt bestehen wird, hat es sich zur Aufgabe gestellt, größere Abschnitte des Donau-Stromes in einer kurzen Schilderung, in einem gedrängten und übersichtlichen Bilde den Lesern und Reisenden vor Augen zu führen. Der Verfasser war dazu, wie im Prospect gesagt wird, aber auch anderweitig bekannt ist, durch wiederholte Reisen, welche er sowol auf der Donau selbst, als auch in vielen Theilen ihres weiten Gebietes anstellte, einigermaßen vorbereitet. Auch hatte er sich durch eine längst ausgeübte, umfassende geographisch-historische Untersuchung über die Beschaffenheit und Bedeutung des Stromes, seine verschiedenen Phasen, und über die Natur und Geschichte seiner Nebenflüsse und der an ihn hängenden Länder etwas mehr Licht zu verschaffen gesucht. (Herrn Kohl's Gewässer des Rheins, ist in unserer Zeitschrift, wir glauben mit Recht, als eins seiner besten und gediegensten Werke gerühmt; daß bei der Benutzung einer gewiß nicht weniger gründlichen Vorarbeit über die Donau, die, wenn auch in anderer Form, der Schilderung dieses Stromes gewidmeten Hefte keine gewöhnliche Touristen- oder Illustrator-Compilation darbieten werden, ist daher zu vermuthen.) Die Aufforderung der Direction der lit. art. Abtheilung des Oestrr. Lloyd, sich der Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes zu unterziehen, veranlaßte Herrn Kohl zu einer neuen Bereisung des Stromes, und die Eindrücke und Beobachtungen derselben, durch welche die früheren erneuert und vervollständigt wurden, versucht er jetzt wieder zu geben.

So weit es nun möglich ist, auch den wenigen (24) Seiten eines Heftes zu beurtheilen, wie der Verf. den ihm gewordenen Auftrag ausgeführt, berechtigen die vorliegenden Mittheilungen, Stoff und Form anlangend, zu der Erwartung, daß es in der genügendsten Weise geschehen werde. Er hat dafür gesorgt, daß die verschiedenartigsten Ansprüche der Leser nicht unbefriedigt geblieben, neben Unterhaltendem noch manches ernste, beachtungswerthe Wort gesprochen, z. B. „Bis Ulm ist die Donau schon über 150 englische Meilen lang. Sie fließt bis dahin in einem im Ganzen sehr grade liegenden Kanale. Sie hat bereits eine sehr ansehnliche Breite und führt eine bedeutende Quantität Flüssigkeit mit sich. Sie schwillt zu Zeiten zu einer mächtigen Stromfluth an. Sie hat im Winter gewaltige und zerstörungsreiche Eisgänge. Es strömt in der schwäbischen Donau Wasser genug, um damit ein Dutzend holländischer Schiffskanäle zu speisen. Und dennoch versiegt alle diese Flüssigkeit völlig unbenutzt für den Handel, — dennoch hat es der Mensch nicht vermocht, diesen edlen Naturreichthum mit Kunst so weit zu fassen und zu gestalten, daß er auch nur einmal ein Floß oder ein Scheiterholz weiter fördere, geschweige dann gar ein Waarenboot oder ein Schiff zu tragen im Stande sei. Erst bei Ulm, wo der Wasserreichthum der Iller hinzukommt, wird die Donau seit alten Zeiten schiffbar zugleich und floßbar, und seit alten Zeiten hat man in Schwaben sich dabei beruhigt, und seit alten Zeiten die Kinder gelehrt: Merkt's Euch, bei Ulm wird die Donau schiffbar.“ Und die Kinder haben dies so auf Treue und Glauben angenommen, und haben, wenn die Eltern es nicht versucht, diesen Fehler, der kein Naturfehler, sondern nur ein menschliches Versehen ist, zu corrigiren. Fast jeder Fluß ist floß- und schiffbar, wenn wir solche Flöße und Schiffe bauen, wie er sie tragen kann. In dem ganzen Norden von Amerika benutzt man für Schiffahrt und Handelsverkehr Flüsse, mit denen verglichen, die Fahrschwierigkeiten der oberen Donau ein Kinderspiel sind. Statt alles Mögliche dazu zu thun, um die obere Donau für den Handel offen und rein zu machen, hat man sie von jeher den Müllern preisgegeben. Diesen hat man von jeher erlaubt, quer durch den Strom große Mühlenwehre zu bauen, mit denen sie an hundert Stellen sie verbarrikadirt haben, daß sogar die Fische mit ihrem Weiterkommen dadurch behindert werden . . . . Demnach sollte man in den hydro- und geographischen Büchern die Phrase: „Bei Ulm wird die Donau schiffbar,“ lieber so formuliren: „Bis Ulm hinab hat man die Donau von jeher bei ihren natürlichen Mängeln und Fehlern gelassen; und hat sie auch bis dahin noch unschiffbarer und unbenutzbarer gemacht, als sie es schon von Haus aus war.“

Der Inhalt der ersten Lieferung ist: 1) Die schwäbische Donau. An den Quellen der Donau. (Der erste Donau-Tropfen, der Brunnen zu Donau Eschingen. Die Füesten von Fürstenberg. Die Schloßbibliothek von 50,000 Bänden, die gerühmt wird.) 2) Durch die kleinen Städte der oberen Donau. (Verbesserung von Donau- und Rheingewässern. Klimatisches über die obere Donau. Die kleinen badischen und würtembergischen Städte, Geisingen, Möringen, Tuttlingen, Mühlheim und Fridingen.) 3) Kloster Beuron oder Beuren. (Wo wird die Donau schiffbar? Iller und Donau.) 4) Von Beuren nach Siegmaringen. (Burgen und Eisenschmelzen; in der Fürstenberg'schen werden jährlich 50,000 Centner Eisen verschmolzen.) 5) Siegmaringen. (Der Siegmaringer Felsen, der gewissermaaßen den Kern der ganzen Siegmaringschen Geschichte bildet. Das Schloß der Fürsten von Siegmaringen. Die Würtemberger und die Neupreußen.) 6) Zwischen Siegmaringen und Ulm. (Der Bussen oder „Schwabenberg.“ Die Neckar- und Bodenseestraße. Aulendorf.) 7) In Ulm. (Der Ulmer Dom. Kaiser Maximilian auf dem Ulmer Münsterthurm. Erbauung des Münsters und des Sacramenthäuslein. Die Besserer'sche Kapelle. Die alte Stadtbibliothek in Ulm; hier wird einer zu Ulm 1587 gedruckten, in der Stadtbibliothek vorhandenen Historie von Dr. Johann Faust ꝛc. gedacht; wieder Franz Peter [„Zur Literatur der Faustsage. Leipzig 1851“] und Petzholdt [Nachträge zu dieser Schrift im „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft.“ von 1851 und 1852.] nach dem Berichterstatter ist eine solche Ulmer Ausgabe bekannt. Der von Herrn Kohl mitgetheilte Titel stimmt übrigens mit der zu Frankfurt am Main durch Johann Spies, 1587, 8. erschienenen, in der Stuttgarter Hofbibliothek befindlichen Lebensbeschreibung überein, die Ebert (Ebers ist ein Schreibfehler) allerdings in seinem „bibliogr. Lexicon“ nicht angeführt hat.)

Die beiden Stahlstiche stellen Engelhardtszelle und Preßburg dar. Die typographische Ausstattung ist sehr geschmackvoll.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065278945

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google